THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
NEU
v.12

Return this book on or before the
Latest Date stamped below.
Theft, mutilation, and underlining of books
are reasons for disciplinary action and may
result in dismissal from the University.
University of Illinois Library

FEB 14 19[illegible]

L161—O-1096

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF ILLINOIS URBANA

Herausgegeben und redigirt

von

Bruno Geiser.

Zwölfter Jahrgang.

Breslau.
1887.

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA

Inhalts-Verzeichnis.

Romane, Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Seite

Anna Pelzer, Sozialer Roman aus der Gegenwart, von J. Hirsch 1 9 17 25 33 42 49 57 65 73 81 89 97
Danischeffs, Die, Schauspiel von Pierre Newsky, besprochen von Hugo Hecht. . 158
Dankwart, der Herr, und sein Ring, von Dr. Franz Lipp 269
Diamantenhexe, Die, von Alfred Stelzner 297 305 313 321 329 237
Furcht, Die, vor der Liebe, Novellette von Theodor Plowitz 301
Gefangenen, Die, des Cardinals, von Alfred Stelzner. 221 229 237
Giftbaum, Unter dem, Novelle von A. Remmin 109 117 127 134 140 147 156 163 171 182
Glück, Das wahre, Novellette von Otto Berdrow 277 286
Jugendzeit, Aus der, von Maria Rupp 345 353 361 396
Kobold, Der, Roman von Otto Roquette 105 113 121 129 137 145 153 161 169 177 185 193 201 209 217 225 233 241 249 257 265 273 281 289
Kunst und Arbeit, von Max Dittrich . . 325
Leben, Aus dem, von Ewald Ringsdorff . 309
Lektüre, Die, unserer Kinder, von Johanna Greie 372
Letzten Stunde, In der, Pariser Novelle von K. v. K. 347 355 363
Lied, Das, der Mutter, von Gh. L.. . . 70
Minka und Peter, von J. Haschert . . . 143
Moderne Ehen, von Oskar Mokrauer-Mainé 294
Mutter und Kind, von Marie Rupp 174 179 188 195 205 212
Nelken und Reseda, Humoreske von Maximilian Rudolf. 317 334 342
Osternacht, Eine 47 54 62
Rechnungen, Allerlei, von Bernhard Westenburger 244 253 262
Schuld oder Verhängnis, von Ewald Ringsdorff 367
Umsonst gelebt, von Oskar Mokrauer-Mainé 303
Vetter Fritz, von Erckmann-Chatrian, übersetzt von Ludwig Pfau 4 14 20 28 38 44 52 59 67 78 84 93 101 150 165
Weihnachtsfest, von M. H. 125 132
Zigeunerduell, Ein, von Josef Lewinsky . 292
Zu spät, von Marie Rupp 374

Kleinere Mitteilungen und Mannichfaltiges.

Amazonen, Die, von Dahome. 32
Amerikaner, Die praktischen 32
Arbeitsam, Nicht sehr 328
Aufbewahrung, Die, des Winterobstes . . 56
Autorenhonorare, Niedrige. 304
Besoldungen im Mittelalter 311
Blumenreste aus altägyptischen Gräbern . 160
Blutungen, Wie man schnell — stillt . . 296
Brasilien, Ueber die Ratsamkeit der Auswanderung nach 256
Bulgaren, Die. 327
Chinesische Freimaurerorden 176
Chinesischer Postkurier, Ein 256
Destillation der Rosen 80
Dorfnamens, Merkwürdige Entstehung eines 272
Druckerei, Die erste türkische 328
Elend 360
Farbe des Wassers 80
Faust, Der böhmische 176
Fenstersturz der kaiserlichen Räte in Prag . 271
Fleisch frisch zu erhalten 48
Flügel der Vögel. 288
Frage, Zur, wie man Kinder beschäftigen kann 128
Frauenwürde 24
Fund, Ein wichtiger 312
Furcht, Wirkung der. 288
Gartenspiele für unsere Kinder 200
Geistliches Festspiel früherer Zeiten . . . 224
Gesangunterricht 32
Gliedmaßen, Gegen erfrorene 152
Guten alten Zeit, Aus der 272
Haselnußholz als Naturholz 280
Herrenkleider und Tuchsachen billig zu reinigen 48
Hühnereier 280
Husten, Gegen trockenen angreifenden . . 96
Igel, Der, ein Freund des Gartenbaues . 136
Indianerstamm, Ein sehr interessanter . . 328
Jahresanfang, Der 296
Journalistenschule, Die Gründung einer . 223
Kalt oder warm, Sollen wir — essen und trinken? 312
Kleiderluxus 120
Krankheiten, Verbreitung ansteckender . . 311
Krankheitsfall, Ein seltsamer 368
Krone, Die eiserne, der Lombardei . . . 112
Lebensalter, Das durchschnittliche. . . . 344
Lionardo da Vinci über die Kleidermoden und ihre Anwendung in der Malerei . 208
Meter, „Das" oder „Der?" 56
Modernes Schwindler- und Fälscherthum . 208
Monddoktor, Der. 312
Monopole 216
Nassauerhymne. Die 328
Neger, Die Barometer 256
Obstwein, Einfache Bereitung von . . . 120
Oel auf die Wogen 368
Oleanderblätter als Mäusegift. 184
Oleanderschildlaus. 312
Perlenfang auf Ceylon 184
Perlen, Ueber natürliche, die aus Kokosnüssen stammen 368
Pfarrer, Ein Muster von einem 328
Polnischer Aberglaube 376
Porzellanturm, Der, von Nanking . . . 368
Rächerorden, Ein afrikanischer 152
Räderfuhrwerke oder Wagen 296
Regenwürmer, Betrachtung über 272
Riesenschiff der Vorzeit 328
Salicylsäure bei Lebensmitteln 192
Salomo bei den Chinesen 88
Schreckenszeit, Während der französischen Revolution 280
Schwiegermütter, Eldorado der 288
Seefahrtsleben. 312
Soldatenhunde der Vergangenheit und Gegenwart 240
Spaß, Königlicher 328
Spielerei, Eine reizende. 136
Sprüchwörter, Russische. 328
Stenographie, Verwendung der, in der Rechtspflege. 351
Ströbecker, Wie die, zum Schachspielen kamen 376
Suezkanals, Bedeutung des, für den Weltverkehr 199
Taschenuhren, Ueber die Erfindung der . 216
Taschentücher, Die 296
Text, Ein erbaulicher 88
Theaterkostüme in früherer Zeit 176
Theetrinken, Wie das, entstanden ist . . 112
Theologische Weisheit 272
Tropen, Bewohnbarkeit der, für Europäer. 320
Türkei, Posteinrichtung in der 304
Vögel, zum Fischfang abgerichtete . . . 368
Wachholderbranntwein 332
Wasser, Wie das, des toten Meeres schmeckt 344
Wein aus Rosinen 152
Wo Bartel den Most holt. 328
Zähne, Pflege der 104
Zahnschmerzen, Ein Mittel gegen . . . 96
Zapfenstreich, Der. 168
Zehennägel, Eingewachsene. 184

Gedichte.

Seite

Arabisches Liebeslied aus dem 9. Jahrhundert von Said ibn Tschudi, übersetzt von Graf Schack 88
Arbeit, Preis der, von Robert Seidel . . 280
Aurea mediocritas, von Moritz Graf Strachwitz 72
Bodensee, Der, von Hans Arnold . . . 207
Cajus Gracchus, von Ezekal 159
Dom, Der, von Mailand, von Dr. L. Jacoby 375
Drei Poeten, von Albert Meißner . . . 192
Gruß, Der letzte, von F. Ezekal 360
Gut' Nacht, von Wenzel Breuer 176
Herz, Das liebste, von A. Kunert . . . 216
Homonym 192
Orden, Der liebste, von F. W. Weber . . 192
Sonntagsfrühe, In der, von A. Schwabe. 248
Trödeljude, Der, von K. Pitz. 232
Von unserer Zeit, von Robert Prutz . . 295
Windfahne, Die, ein Zeitbild 199
Winter, Der, kommt gefahren. 32
Worträtsel 88
„ -Lösung 40

Illustrationen und Bildertexte.

	Illustrationen: Seite	Bildertexte: Seite
Afrikanische Tänze . . .	69	72
Alm, Auf der	349	351
Amors, Die Ausrüstung, von Tizian	348	351
Ausgespielt	37	40
Bedenkliche Sorte. . . .	21	24
Bey v. Tunis, Der Palast des	325	327
Bild ohne Worte	180	—
Bild ohne Worte	237	—
Büffeljagd	333	336
Economy, Das Harmonisten-städtchen in Pennsylvanien	356/357	360
Eisenbahn, von Vera Cruz nach Mexiko	220	223
Eisfischerei in Norwegen .	132	136
Erst zahlen	285	288
Farbenstudien	309	311
Finstermünz in Tyrol . .	124	128
Fischfang bei Nacht . . .	269	271
Fischotter im Raube gestört	179	199
Fritz und Spitz	317	320
Geleitwort der Mutter . .	108	112
Gesangsunterricht	29	32
Herbstlandschaft	45	48
Hinrichtung, Auch eine . .	157	160
Hotel de Ville, Das neue, in Paris.	341	344
Indianerpaß in den Adirondackbergen	365	368
Indianische Siegesbotschaft.	188	192
Kampf, Der, auf Tod u. Leben	61	64
Kinder im Winter . . .	53	56
Krokodiljagd im Nil. . .	364	368

2 99192

		Seite
Lateran, Der	60	64
Lesesaal, Der, der National-Bibliothek in Paris	340	344
Louvre, Das	261	364
Luzern mit dem Pilatus	276	280
Melk oder Mölk	140	144
Mumie Ramses II.	12/13	16
Neidische Räuber	277	280
Oberstein	293	296
Orpheus als Gänsedieb	373	376
Paris aus der Vogelschau	260	264
Römischer Triumphbogen	92	96
Rudolf von Habsburg zerstört die Burgen der Raubritter	116	120
Rudolstadt mit der schwarzen Burg	316	320
Siût am Nil	109	112
Sparpfennig, Der	8	9
Teufelsfisches, Der Fang des	148	152
Theben, Unter den Ruinen v.	164	168
Tochter, Der verlorenen, Heimkehr	172	176
Traunsee, Der	301	304
Tunis, Auf den Dächern von	204	208
Ueberfall, Ein	245	248
Uhland, Johann Ludwig	181	184
Versailles	236	239
Villa Medici in Rom	196	199
Wahrsagerin, Bei einer, im Walde	221	223
Weihnachtstraum	76	80
Wie's g'kommen	36	40
Wilddiebe, auf einem oberbayrischen See	213	216
Winter, Im, im Wald	85	88
Zarte Aufmerksamkeit, Eine	100	104
Zwergmäuse und ihr Nest	224	223

Wissenschaftlicher Theil.

Astronomie und exakte Naturwissenschaften.

Elektricität, Ein neues Buch über . . . 116
Erde, Das Alter der 80
Kosmogonie, Die Kant-Laplacesche . . . 176
Mars, Der Planet, nach den bisherigen Forschungen der Wissenschaft von Adolf Beneschowsky 57 125
Optik, Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der 32
Sonnenfinsternis, Die totale 160
Sonnenglut und Winterfrost im Sommer 1886 von Heinrich Becker 6
Telephonapparate, Prof. Amos E. Doblear, über ältere 27
Temperaturmessung im Innern der Erde . 116
Umwälzungen, Von den, im Weltall, nach R. Falb, von K. Steinmetz.
I. In den Regionen der Sterne . . . 177
II. Im Reiche der Wolken und in den Tiefen der Erde 193

Anthropologie, Zoologie, Botanik.

Bäume, Die, als Regenten im Haushalt der Natur von O. Hüttig . . 89 97 117
Bäume, Die, mit besonderer Berücksichtigung der Obstbäume, ihr Nutzen und ihr Einfluß auf das Klima. Mit einem Rückblick auf die Geschichte des Obstbaus von O. Hüttig 73 84
Brennstoffe, Unsere 120
Fischzucht, Ueber — von Dr. Reichenow . 110
Gefieder der Vögel, Die Bedeutung des . 96
Kukuk, Der, als Waldhüter 176
Stubenfliege, Blick in das Geistesleben unserer 48
Tierschutz, Ueber den von Ludwig von Leyden 148 157
Vögel, Die, als Baumeister von, Damian Gronen 153
Wespen und Hornissen, Mittel, sie zu zerstören 95

Medizin und Gesundheitspflege.

	Seite
Allopathischer und homöopathischer Heilweise, Ueber den Unterschied von	184
Bergsteigen, Das, und seine gesundheitsfördernde Wirkung, von Dr. Otto Zacharias	171
Betäubungsmittel, Statistik der	80
Curare, von Damian Gronen	164 173
Frostbeulen	48
Kindersterblichkeit, Ein Kapitel über, von Prof. Dr. F.	13
Körperkraft, Die, des Menschen und seiner Arbeitstiere	176
Leibbinden und geschlossene Beinkleider	48
Nutzen des Sprechens und Singens	112
Pfefferesser, Der, ein merkwürdiger Krankheitsfall	16
Reinigung, Die, der Städte und der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege	27
Sanitären Gefahren, Die Ursachen der, beim Bewohnen neuer Häuser	31
Schwindsucht, Ein neues Heilverfahren der	120
Schwitzen, Das, als Heilmittel	128
Sporen von Algen in der Luft, von Damian Gronen	63

Pädagogik, Sprachwissenschaft, Philosophie und Religion.

Citate, Die gebräuchlichsten, von Damian Gronen 99
Deutschen Sprache, Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten der 160
Eigenliebe und Selbstlosigkeit, eine Parallele von Emanuel Fernbach 54
Geberdensprache 104
Humanistische Bildung, Eine gewichtige Stimme gegen die — 26
Krieg ein Erziehungsmittel, von Robert Seidel 36
Philo von Alexandria, der Zeitgenosse Jesu 79
Titulatur Jesu Christi 184
Weihnachtsspiele, Deutsche, von Manfred Wittich 33

Politische Geschichte, Kultur- und Litteraturgeschichte.

Arier, Die, von Friedrich von Hellwald . 163
Bulgarien, Ein interessantes Blatt aus der Geschichte von Karl Lübeck 3
Klaviermeisters, Den Manen des großen, von Oskar Mokrauer-Mainé 77
Kulturwerk, Das, der Ritter vom deutschen Orden, von Dr. Max Vogler . . 121 129
Fechtergilde, Altdeutsche 152
Geisterseher Swedenborg, Der bekannte . 16
Gelehrten, Schiller über die, wie ihrer viele sind, und wie sie alle sein sollten . . . 187
Günstlingsleben, Ein, von J. B. Adler 113 139
Jesuiten, Friedrich der Große und die, von Robert Seidel 10
Journalistische Sklaverei, von Felix Buchwald 137
Juden, Die, und das Judenthum, von H. E. 185
Kulturkämpfer, Wahre, von Dr. Max Vogler. 17 41
Leichen-Feierlichkeiten, Sonderbare, und Priesterschlauheit 176
Lustspiels, Die Entwickelung des französischen, bis Molière, von R. Oberau 81
Presse, Zur Geschichte der englischen, von Damian Gronen 15
Reliquie, Eine, aus der großen französischen Revolution 16
Schillers Lyrik und ihr Verhältnis zur Musik, von Oskar Mokrauer-Mainé 108
Seeräuber, Die, einst und jetzt 111
Tanzkunst, Die antike, von W. Sorka 161 169
Tausendkünstler, Was für, unsere Urgroßeltern waren 64
Thomas Babington Macaulay, von Manfred Wittich 133
Unterhaltungslitteratur, Unsere, der Tagespresse 111
Wesen, Das, der Kunst, von G. Kristaller 87

Staats- und Gesellschaftsleben, Volkswirthschaft, Arbeiterbewegung.

	Seite
Adels der früheren Zeit, Zur Charakteristik des	152
Alte Jungfern und Hagestolze	104
Demokratische Nation, Eine, von Dr. W. Kobelt	105
Despotismus, Ein Musterstaat des	184
Eheschließung in England und Frankreich von Eugen v. Jagow	9
Frauen, Für die, von D. Colonius	29
Heiratsmarkt, Etwas vom englischen von K. v. K.	379 386
Land der Zukunft von Reinh. Rich. Köpp	43
Lehrerkarriere, Wie man es heutzutage in der, rasch zu etwas bringen kann	16
Miethshauses, Zur Entwicklungsgeschichte des New-Yorker, von H. W. Fabian	20, 39
Modethorheiten der französischen Vorzeit von Karl Ed. Klopfer	91
Naturarbeitsprodukt, Das, das Alle Eigentum, von Dr. A. Theodor Stamm	46
Personenporto, Das, von Julius Hillebrandt	96
Schürze, Die, als Palladium der Ehe	152
Sparkassenstatistik, Etwas über den Wert der	103
Strafrechtspflege, Einfluß der Religion auf die, von Carl Frohme	23
Wohnhäuser, Die besten New-Yorker, der Gegenwart, zugleich Muster der Zukunftswohnhäuser von H. W. Fabian	51 61
Zivildienst-Reformbestrebungen der Amerikanischen Zivilingenieure	27

Länder- und Völkerkunde.

Aegyptische Dekorationen 152
Australien, Von Europa nach, von Carl Eugen Schmidt 101
Auswanderungslustige, Für, v. Leopold Witte 93
Brasilien, Rio-Plata, Eine Dreimonatsreise nach, von Fred Sicherer 143 149 158 166 174 182 191
Deutschlands Länder und Städtenamen von Damian Gronen 49
Gotthard, Im Fluge vom, nach Monte Carlo und zurück v. W. Liebknecht 126 135 141
Jena, Ein Reisebild aus Thüringen von Carl Ed. Klopfer 179
Mailänder Dom, Der von Dr. Leopold Jakoby 190
Marktscene, Eine tragische in Porto-Cabello 104
Transatlantischen Verkehrs, Die Gefahren des 28
Trauer und Totenkult fremder Völker von Ewald Paul 145
Volk, Das schönste, der Welt 184
Zigeunerleben, Skizzen aus dem, von Josef Lewinsky 14

Bau- und Maschinentechnik, Industrie, Handel.

Claviatur, Eine neue 32
Lempsche System der elektrischen Beleuchtung, Das 116
Metermaßes, Bestrebung zur Einführung des, in den Vereinigten Staaten . . . 27
New-Yorker Hochbahnen, Das Wachstum des Verkehrs auf den 116
Porträtfach, Fortschritte im 32
Schweißprozesses, Das Wesen des 116

Haus, Garten, Landwirtschaft.

Befruchtung, Die künstliche, der Blumen . 112
Fett- und Oelflecken aus Fußböden zu entfernen 64
Fischkonsums, Zur Vermehrung unseres . 31
Gemüsesorten, Die besten, für den Hausgarten 46
Nutzpflanzen, Unsere 30
Schwaben u. s. w. Vertilgung in Wohnräumen 112

Verschiedenes.

Amor im Pelz von L. Meiche 47
Blumensprache von Manfred Wittich . 59 75
Gelehrte, Der hungrige 80
Morgenlied 26
Schauspielerhonorar 64

Illustrirte
Sonntags-Beilage
der
Neuen Welt.

Einzel-Abonnements auf die „Sonntags-Beilage" sind nicht zulässig.
Etwaige Beschwerden über Nichtlieferung wolle man der Verlagsbuchhandlung von Bruno Geiser, Breslau, melden.

Nr. 1. 1886. Oktober.

Nachdruck verboten.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

I.

In dem kleinen Hause an der Ecke der Kirchstraße wohnte Oskar Pelzer, welcher den wichtigen Posten eines Stimmführers des zweiten Tenors im Chore des fürstlichen Hoftheaters bekleidete.

Von dem Hauseingange rechts lag das geräumige Wohnzimmer; ihm gegenüber befanden sich die beiden Schlafräume der Familie und hofwärts die Küche.

In der ärmlich ausgestatteten Stube herrschte die sorgfältigste Sauberkeit und Ordnung; man gewahrte auf den ersten Anblick die fleißige Hand und den verständigen Sinn einer rüstig waltenden Hausfrau.

Die von der Decke auf die Mitte des großen Tisches herabhängende Petroleumlampe verbreitete ein reichliches Licht in dem angenehm erwärmten Zimmer. Der Stahl der an den Tisch herangerückten Nähmaschine blinkte in silbernem Glanze; die eschenen Möbel waren sauber geputzt; auf dem alten Piano lagen die Noten in musterhafter Ordnung; an den Wänden hingen die wenigen Bilder — Photographien von Freunden und Verwandten — sorgsam geordnet; auf der Kommode standen in billigen Ausgaben die Werke von Schiller und Goethe; auf einem kleinen Eckbrett erblickte man ebenfalls Bücher: eine umfangreiche Bibel, zwei Gesangbücher, Körners und Uhlands Dichtungen; in einer andern Ecke hing die schwarzwälder Uhr, und von der Rückseite des schräg hängenden Spiegels lugte warnend und drohend der Schrecken der Kinder, eine von rothen und blauen Fäden zusammengehaltene mächtige Ruthe, hervor.

Frau Mathilde Pelzer war emsig an der Nähmaschine beschäftigt. In gleichmäßigem, rastlosem Laufe drehte sich das Rad unter der geschickten Führung. Naht reihete sich an Naht, sauber und gleichmäßig legten sich die Falten und Fältchen in mannigfacher Abwechselung. Die beiden ältesten Kinder, die dreizehnjährige Anna und der neunjährige Paul, fertigten ihre Schulaufgaben an; der kleine fünfjährige Franz hatte eine defekt gewordene Schiefertafel seines älteren Bruders vor sich und versuchte die wunderlichste Nachahmung der in seinem Bilderbuche aufgezeichneten bunten Figuren.

Man hörte in dem Zimmer nur das einförmige, trauliche Geräusch der Maschine, welche das Gekritzel der Federn und den schrillen Laut des Griffels übertönte.

Die Uhr zeigte gerade ein Viertel nach sieben, als Frau Pelzer sich erhob.

Sie war von mittelgroßer Gestalt und trotz der vier Jahrzehnte, welche sie zählte, eine angenehme Erscheinung. Das ovale, nur wenig eingefallene Gesicht mußte einst schön gewesen sein. Ihr braunes, noch immer glänzendes Auge verrieth die Güte des Herzens; die gewölbte freie Stirn ließ auf Verstand schließen; und der etwas markirte Zug um den schönen Mund drückte die Kraft des Willens aus.

„Ich muß mich jetzt sputen, um noch vor Schluß des Geschäfts die Hemden abzuliefern, wie ich versprochen habe; hoffentlich ist Frau Rother mit ihrer Arbeit auch fertig geworden, sodaß das ganze Dutzend beisammen ist," sagte sie, indem sie den Mantel umnahm und die Kapuze aufsetzte. „Seid artig, Kinder! vor allem Du, Paul! Wenn Du mit Deiner Arbeit fertig bist, so spiele ruhig mit Fränzchen; aber störe Anna nicht, welche noch ein Gedicht auswendig zu lernen hat. Treibe keine Possen, wie gestern Abend, wo Du in wildem Uebermuthe das Tintenfaß über Anna's Buch warfst. Und Du, Fränzchen, quäle Anna nicht! — Gieb auf die Kinder Acht, Anna! — Ich will mich beeilen heimzukehren, um das Abendbrot zu bereiten. Also seid brav, Kinder!"

Sie hatte die angefertigten Hemden in einen mit Wachstuch überzogenen Korb gelegt und war die schmale Treppe, welche zum oberen Stocke führte, hinaufgegangen.

Frau Rother kam ihr entgegen und empfing sie mit den Worten: „Das nenne ich aber pünktlich! Es ist gerade ein

Viertel nach sieben, wie verabredet. Sie haben sich aber auch über mich nicht zu beschweren; ich wollte Ihnen eben meine Arbeit bringen."

„Das ist schön," erwiderte die Angeredete. „Ich habe es auch gar nicht anders von Ihnen erwartet. Geben Sie schnell her! Ich werde Mühe haben, bei diesem Schneegestöber zur rechten Zeit anzulangen."

Vor der geöffneten Stubenthür empfing sie die Arbeit, und raschen Schrittes wanderte sie, nicht der Schneeflocken achtend, welche der eisige Wind ihr in das Gesicht führte, aus der entlegenen Vorstadt zu der Hauptstraße des geschäftlichen Verkehrs.

Der Diener war im Begriffe, die Läden vor die großen Schaufenster zu stellen; der größte Theil des Geschäftspersonals hatte sich schon entfernt; nur der erste Kommis und der jüngste Lehrling waren noch anwesend.

„Dachte ich es mir doch," sagte der Erstere, „Frau Pelzer läßt uns nicht im Stiche! — Ich habe für Sie neue Arbeit zurückgelegt; es ist die eiligste, welche wir haben. Wir können uns auf Niemand so verlassen, wie auf Sie. Halten Sie sich frisch daran! Es geht auf Weihnachten, und die Bestellungen häufen sich täglich mehr. Wenn Sie uns durch gleich prompte Ablieferung zur Hand sind, so sollen Sie am Ende des Jahres eine Extravergütung von zehn Thalern empfangen; — der Prinzipal hat mich beauftragt, Ihnen dieses zu sagen. Wollen Sie?"

„Gewiß," entgegnete Frau Pelzer. „Was ich übernehme, das wird zur festgesetzten Stunde geliefert. Meine Freundin und ich schaffen Ihnen bis Weihnachten noch einen guten Theil. Wenn Sie mir aber eine besondere Vergütung gewähren, so muß Frau Rother eine gleiche erhalten; sie verdient dieselbe ebenso gut wie ich. Das bedinge ich mir aus."

„Da haben Sie recht, Frau Pelzer," entgegnete der Kommis. „Ich werde mit dem Herrn darüber sprechen; ich zweifle nicht, daß er Ihr billiges Verlangen erfüllen wird. Sagen Sie das der Frau Rother."

Frau Pelzer packte die zugeschnittenen Stoffe ein und begab sich vergnügt auf den Heimweg.

Es war heute der erste Dezember; sie sollte also für jeden Tag bis Ende des Jahres zehn Groschen mehr verdienen, als gewöhnlich, abgesehen davon, daß auch ohnehin während dieser flotten Geschäftszeit ihre Einnahme größer als in anderen Monaten war. Das waren fröhliche Aussichten für Weihnachten! Sie konnte doch jetzt etwas tiefer in die Geldschublade greifen.

Angesichts der gesteigerten Preise der Lebensmittel hatte sie für dieses Mal den Entschluß fassen müssen, für den Weihnachtstisch nur das Allernothwendigste anzuschaffen. Nun aber hatte sich ihr Einnahmebudget um ganze zehn Thaler vergrößert. Da ließ sich ein Uebriges tun, und auch dem angenehmen Zubehör, den stillen Wünschen ihrer Lieben, konnte Rechnung getragen werden. Ja, wie denn? Oskar hatte sich längst eine Pfeife mit einem Weichselrohr gewünscht; — für siebenundzwanzig und einen halben Groschen oder einen Thaler — rechnen wir einen Thaler — läßt sich eine solche anschaffen. — Anna hegte ein geheimes Verlangen nach dem Besize von Lessing's Dramen; — für anderthalb Thaler wären diese wohl zu haben, — macht zwei und einen halben Thaler. — Für den Quintaner Paul dürfte man sich jezt vielleicht die Ausgabe für eine sonst wohl entbehrliche Klassenmütze gestatten. Der liebe, prächtige Taugenichts mußte zu seinem großen Herzweh bis jezt darauf verzichten, obgleich die meisten Mitschüler schon bei dem Eintritte in die Klasse eine solche besaßen. Die blaue Mütze mit den goldenen und rothen Streifen muß dem Wildfang reizend stehen! Ob man für Fränzchen um einen Thaler ein hölzernes Schaukelpferd anschaffen könnte? Das wäre herrlich! Wie würde sich der süße Knabe freuen! — Und Alles in Allem nur 4 Thaler und 5 Groschen; — sagen wir vier und einen halben Thaler — so bleiben von den zehn Thalern noch fünf und ein halber Thaler übrig; — diese sollen bis zum Frühjahr zurückgelegt werden. Oskar bedarf dringend eines leichten Anzugs; — ein solcher kostet zehn bis zwölf Thaler; dafür sind die fünf und ein halber Thaler eine große Erleichterung! — Gewiß, so sind die zehn Thaler zu Aller Freude und Nutzen gut angelegt!

Die wackere Frau lächelte glückselig vor sich hin. Sie empfand nicht die Ungunst der Witterung. Sie schritt tapfer aus, gehoben durch das Gefühl, ihren Mann und ihre Kinder durch den Ertrag ihrer Arbeit einmal außergewöhnlich erfreuen zu können.

Wie dünkte sich die arme Frau so reich! Sie empfing schon im Geiste den freundlichen Händedruck des Gatten, die Umarmung der Tochter, — sie hörte schon den Jubel der Knaben.

Ihrer hatte sie gar nicht gedacht! — nicht des fadenscheinigen Mäntelchens, nicht des abgeblaßten Kleides, nicht des unmodernen Hutes!

Verkörperte Selbstlosigkeit und Aufopferung heißt Gattin und Mutter.

Als sie gegen dreiviertel auf neun Uhr zu Hause anlangte, fand sie die Kinder um den Ofen sitzend.

Nachdem Paul seine Aufgabe beendigt hatte, spielte er mit Franz, welcher inzwischen des Malens überdrüssig geworden war.

„Wir wollen ganz stille sein, Fränzchen," sagte er zu dem kleinen Bruder. „Wenn Anna fertig ist, erzählt sie uns auch eine Geschichte. Nicht wahr, Anna?"

„Jawohl," entgegnete diese. „Je ruhiger Ihr seid, desto früher bin ich frei, und dann sollt Ihr eine ganz neue prachtvolle Geschichte vernehmen, wie Ihr eine solche noch niemals gehört habt."

Paul und Fränzchen wisperten ganz leise mit einander, so daß Anna ungestört lernen konnte. — Kaum hatte sie das Buch zugeschlagen, so sprang Franz auf sie zu: „Bitte, jetzt erzählen! Jetzt erzählen!" Und Anna rückte die Stühle um den Ofen und begann:

„Vor langer, langer Zeit — Vater war noch nicht da, und Mutter auch nicht; und alle die Menschen, welche jetzt leben, waren auch noch nicht da — da stand hier in Trotzburg noch kein einziges Haus. Wo jetzt in dieser Straße die Kirche ist, da war ein hoher Berg; und die Kirchstraße, wo unser Haus steht, war ein tiefer Graben; und an Stelle der großen Hauptstraßen und Plätze der Stadt war ein großer, dichter Wald.

Auf dem hohen Berge stand eine Burg, in welcher der Gaugraf Hubert mit seiner Gemahlin, der wunderschönen Gräfin Walpurga wohnte.

Graf Hubert hatte Alles, was sein Herz begehrte. Die schönsten Pferde im Stalle, den besten Wein im Keller, die glänzendsten Rüstungen, Panzer von silberblankem Stahl und Helme, mit prächtigen Federn und Edelsteinen besetzt.

Er war seinen Knappen und Dienstleuten ein gerechter, gütiger Herr; und ebenso war auch die Gräfin Walpurga fromm und milde und barmherzig. Jeder müde Wandersmann fand auf der Ritterburg ein gutes Nachtlager; man versorgte ihn reichlich mit Speis und Trank.

Aber dem guten gräflichen Paare fehlte etwas, um welches es sich sehr grämte — das war ein Kind.

„Ich werde täglich älter," sagte Graf Hubert, „und kann bald nicht mehr auf Alles Acht haben. Wenn ich nur einen Sohn hätte, der mich ablösen könnte!"

Und auch die Gräfin war sehr betrübt.

Da begegneten ihr eines Tages im Walde, wo sie spazieren ritt, zwei alte Frauen mitten auf dem Wege. Die Gräfin hielt ihren Zelter an und stieg vom Pferde herab.

„Womit kann ich Euch dienen?" fragte sie die beiden Frauen. „Kommet mit mir auf die Burg, damit Ihr Euch erlabet an Allem, was ich in Küche und Keller habe."

So führte die Gräfin die Alten zum Schlosse, in den großen Speisesaal und ließ ihnen auftragen, was sie nur immer vermochte.

Als die Frauen sich gestärkt hatten, sprachen sie zu der Gräfin:

„Du bist so gut, wie schön; so reich, wie gesund. Sage

uns, was Du Dir wünschest, so soll es Dir gewährt werden. Wir sind zwei Feen, gesendet die Menschen zu prüfen."

Da verneigte sich die Gräfin und antwortete: „Ihr habt recht, ich habe Alles. Nur Eins fehlt mir und meinem Herrn — das ist ein Sohn."

„Er soll Dir werden," sprachen darauf die weisen Frauen; „so schön, so reich, so gesund wie Du."

Da verneigte sich die Gräfin wiederum, küßte den Feen die Hände und sprach: „Wohl danke ich Euch für das verheißene Geschenk; aber Ihr habt das Beste vergessen. — Gesundheit, Schönheit und Reichthum sind köstliche Gaben, — das Beste ist aber das gute Herz; gebet meinem Sohne auch dieses."

Da antworteten aber die Feen: „Hierüber haben wir keine Macht. — Wir können Deinen Sohn wohl schön, reich und gesund machen — das gute Herz aber muß er sich selber schaffen. Das wird keinem Menschen geschenkt. Er kann es sich erwerben, wenn er will."

Und nach Jahresfrist kam ein Söhnlein an. Die Freude der Eltern war unendlich groß. — Der Junker, welcher auf den Namen Kuno getauft ward, wuchs heran, schön wie die Mutter, stark wie der Vater. Aber je größer er wurde, desto mehr zeigte es sich, daß er ein böses Herz hatte. Er plagte die Dienstleute, er quälte die Thiere; — niemals gab er den Armen, gegen Niemanden war er freundlich und gut. Die Eltern versuchten es in Güte und Strenge, ihn zu bessern, aber es war unmöglich. Auf die freundlichsten Ermahnungen antwortete er mit einem finstern, trotzigen Schweigen, und die Züchtigungen versetzten ihn in Wuth und machten ihn noch böser.

Die Eltern hatten vielen Kummer durch ihn und sprachen zu einander: „Unser Leid um diesen Sohn ist größer, als der frühere Gram; — ach, wären wir doch gestorben!"

Und so starben sie denn auch Beide aus Schmerz über den bösen Sohn. Dieser trat nun die Herrschaft an, und eine schlimme, harte Zeit begann für die gräflichen Dienstleute und Knappen. Kuno war grausam und hartherzig. Jeden Fehl ahndete er mit den schmerzhaftesten Strafen. Die Armen wurden mit der Hetzpeitsche aus dem Schloßhofe getrieben und von der wilden Hundemeute verjagt. Kuno aber wurde immer reicher und stärker, so daß er sein Geld und seine Edelsteine garnicht mehr zählen konnte und das muthigste Pferd im wildesten Rennen durch einen Griff am Zügel zu bewältigen vermochte.

Eines Tages ritt er durch den Wald auf die Eberjagd. Da stand mitten auf dem Wege ein altes Mütterchen. Er sah es sehr wohl, aber in der übermüthigen Bosheit seines Herzens sprengte er mit seinem Rappen gerade auf die alte Frau zu. Das Pferd war besser, als sein Herr. Es bäumte sich vor dem greisen Weibe, um es nicht zu zertreten. Graf Kuno aber stieß einen furchtbaren Fluch aus, versetzte dem Rosse einen wuchtigen Hieb mit der Peitsche, gab ihm die Sporen, daß es blutete — mit zerschmettertem Schädel lag das Mütterchen am Boden! In demselben Augenblicke aber ertönte ein furchtbarer Donnerschag, und ein blutrother Blitz fuhr zur Erde nieder, so daß Kuno an allen Gliedern vor Schrecken bebte.

Und das Mütterchen richtete sich auf und stand auf einmal in Riesengröße vor ihm. „Hier an dieser selben Stelle bin ich Deiner guten Mutter einst erschienen. Sie nahm mich und meine Gefährtin liebreich auf, und wir verkündeten ihr die Geburt eines Sohnes, nach welchem ihr Herz so innig begehrte. Wir baten Gott, daß er Dich schön, reich und gesund werden lassen möge, wie Deine Eltern waren; und Gott willfahrte unserer Bitte. — Du aber bist so grausam und böse, wie Deine Eltern gut gewesen sind. — Du hast ein schwarzes, schlechtes Herz — darum ereilt Dich jetzt die Strafe!!"

Furchtbar klangen die Worte der Fee.

Kaum hatte sie geendet, so fuhr ein zweiter Blitzstrahl vom Himmel hernieder und traf den bösen Grafen Kuno, daß er todt vom Pferde sank.

Die von ihm gemißhandelten Knappen und Dienstleute hatten aber inzwischen sein Schloß angezündet, und es brannte nieder bis auf den letzten Stumpf. — Das Feuer ergriff den dichten Wald und der brannte über hundert Jahre. Der tiefe Graben wurde ausgetrocknet, und Alles ward eine weite, düstere Einöde.

Kein Mensch wohnte hier und kein Thier hielt sich hier auf; — Alles mied die Stätte, wo die Bosheit eines schlechten Herzens gehaust hatte.

Und nach vielen hundert Jahren, — da zog ein guter, frommer Ritter hierher; der ließ den Berg abtragen und baute die Kirche an Stelle der Burg und nannte sie „Hubertuskirche zum guten Herzen", zu Ehren des guten Grafen Hubert und seiner Gemahlin Walpurga.

Darauf siedelten sich Menschen wieder an und bauten sich Hütten und Häuser und legten die Stadt Trotzburg an, in welcher wir wohnen. Und die Stadt wurde immer größer und größer — bis sie so groß geworden, wie sie jetzt ist; — — und damit ist meine Geschichte aus." —

Die Kinder hatten die eintretende Mutter nicht wahrgenommen. Anna verstand so lebendig zu erzählen, daß die beiden jüngeren Geschwister in gespannter Aufmerksamkeit an ihren Lippen hingen und für nichts Anderes Auge und Ohr hatten.

„Das freut mich!" sagte die Mutter. „Ich sehe, Ihr seid sehr artig gewesen. So müssen Kinder immer sein. Wenn Ihr immer so brav und folgsam seid, dann werdet Ihr von dem Weihnachtsmanne dieses Mal ganz besonders überrascht werden. Dann behält er die große Ruthe im Sacke und packt hier nur die allerschönsten Sachen aus."

Frau Pelzer eilte in die Küche, bereitete das Abendbrot und brachte hernach den Kleinsten zu Bett. Auch Anna und Paul hatten sich niedergelegt; die Mutter aber schürte das Feuer im Ofen auf und setzte die Nähmaschine wieder in Gang.

Mathilde Pelzer war die Tochter eines Subalternbeamten, welcher seiner früh verwittweten Gattin nichts weiter hinterließ, als einen ehrlichen, unbescholtenen Namen und ein Töchterlein von zehn Jahren.

Die Wittwe arbeitete vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, erzog Mathilde in Sittsamkeit, Genügsamkeit und Fleiß und folgte nach elf Jahren ihrem Gatten in die Ewigkeit.

Mathilde stand allein, ohne Freund, ohne Verwandten, ohne Annehmer. Die eine Mansarde des Häuschens, in welchem sie wohnte, hatte der junge Oskar Pelzer inne. Oskar befand sich in derselben Lage wie sie; er war arm und früh verwaist wie sie. Als Tagschreiber bei einem Advokaten verdiente er gerade so viel, um sein Leben kärglich zu fristen.

Dem Dirigenten des Turnergesangvereins, welchem er angehörte, fiel die schöne Stimme und das sichere musikalische Gehör des jungen Schreibers auf. Er glaubte durch eine gründliche Ausbildung und Schulung aus Oskar einen Sänger machen zu können, welcher, wenn auch nicht als Stern ersten Ranges, doch immerhin als eine tüchtige Bühnenkraft gelten würde.

Oskar studirte eifrig. Er träumte von dem Applaus eines wonnetrunkenen Publikums, welches ihn mit Kränzen und Lorbeer überschüttete. Inzwischen aber verliebte er sich ernstlichst in die hübsche Näherin, welche unter demselben Dache mit ihm wohnte.

Der harmlose, gutherzige, schlanke, blondgelockte, blauäugige Kunstjünger gefiel Mathilden sehr gut. Er meinte es ehrlich und treu mit dem einsamen Mädchen.

Sie schwuren sich ewige Liebe.

„Wenn ich zum ersten Male an der Bühnenrampe die Huldigung des Publikums empfangen habe, dann lege ich Dir meinen Triumph zu Füßen und führe Dich heim als mein geliebtes Weib," betheuerte er.

Aber ein Jahr floß nach dem andern dahin, ohne daß dieser heiß ersehnte Moment eintrat.

Oskar wurde ein tüchtig geschulter, takt- und notenfester

Tenorist, aber seine Stimme entwickelte sich nicht; — zum Solosänger war er nicht geeignet.

In tiefer Niedergeschlagenheit trat er eines Tages zu seiner Braut in das Zimmer und warf sich in den einzigen unbesetzten Stuhl des Gemaches mit dem schmerzlichen Seufzer: „Alles ist aus! Der Traum des Ruhmes und der Ehre ist verrauscht, das Wahngebilde des Glückes ist zerstört; — ich bin arm und elend und ich bleibe arm und elend!“

„Was hat sich denn ereignet?“ fragte Mathilde erschrocken. „So sprich doch, Oskar, — verharre nicht in diesem dumpfen Dahinstarren! Was ist denn das Schreckliche?“

Nach langem Zureden hatte sich Oskar endlich soweit gefaßt, um der Geliebten berichten zu können, wie er wiederum — jetzt aber zum letzten Male — zu einer Probe bei dem Theaterintendanten zugelassen worden sei. Anhaltend und sorgfältig habe er die Partie des Mazzetto im „Don Juan“ studirt und solche soeben in der Theaterprobe gesungen. „Ich gedachte, Dich mit der Nachricht zu überraschen, daß ich engagirt sei; deshalb habe ich Dir nichts gesagt. Aber — wahrlich eine schöne Ueberraschung! — ich bin total verworfen! — Meine Stimme ist zu hohl und klein — ich werde niemals auftreten können! — Ich bin als Chorist angenommen! In Ansehung meiner guten Ausbildung und Sicherheit erhalte ich dreißig Thaler monatlich, habe Aussicht, es auf vierzig zu bringen — und bin Stimmführer des zweiten Tenors. — Das ist meine Künstlerlaufbahn! Darum hast Du fünf Jahre lang auf mich in treuer Liebe gewartet!“

Auch Mathilde war von diesem Schiffbruche ihrer kühnen Hoffnungen tief erschüttert. Sie weinte mit dem Geliebten.

So saßen die Beiden Hand in Hand lange nebeneinander. Endlich aber ermannte sich Mathilde und sprach: „Wir sind doch eigentlich thörichte Kinder! Wir könnten uns freuen, und wir trauern! — Weil unser kindischer Traum von einer glänzenden Zukunft sich als Traum erwiesen hat, vergessen wir der schönen Gegenwart! Wir sind Beide in Armuth und Niedrigkeit groß geworden; — wer weiß, ob uns Reichthum und Größe glücklich gemacht hätten! Laß' uns in glücklicher Armuth weiter leben, — so ist es uns bestimmt. — Bedenke, Du hast jetzt monatlich dreißig Thaler — die sind Dir sicher, — ja werden sich mit der Zeit vermehren. Soviel hast Du noch niemals verdient. Seit fünf Jahren sind wir verlobt und konnten nicht an eine Heirath denken, — warum sollten wir es jetzt nicht wagen? Ich arbeite fleißig weiter; — ich verdiene auch zwölf bis fünfzehn Thaler im Monate; — Du wirst vielleicht durch Notenschreiben, Gesangunterricht oder sonst wie noch etwas nebenher erwerben können; — wenn ich denn nicht die Frau des berühmten Sängers Oskar Pelzer werden kann, — warum sollte ich mit dem braven Choristen Pelzer nicht glücklich werden?“

Und dabei schaute sie ihn so liebevoll an, und um ihren Mund spielte das holdeste Lächeln, daß Oskar, welcher ihr mit steigendem Entzücken zugehört hatte, sich nicht länger bezwingen konnte.

Er zog sie in überströmendem Seligkeitsgefühle an sich und küßte sie wiederholt auf den lieben Mund, der so süße Worte gesprochen, und auf die schönen Augen, welche soviel Liebe und Güte ausstrahlten. Und Mathilde ließ sich diese Liebkosungen gefallen, — zum ersten Male; — mehr als einen flüchtigen Kuß zum Guten-Abend-Wunsche hatte Mathilde während ihres langen Brautstandes nicht verstattet.

„Das willst Du!? rief Oskar. „Du herzige, liebe Mathilde! Willst auf Alles verzichten, was meine stolze Ueberhebung Dir an Ruhm und Glanz vorgegaukelt; willst Dein Leben an der Seite des armen Choristen in Arbeit und Dürftigkeit verbringen! Dafür lohne Dich Gott! Sieh', ich schwöre es Dir bei dem Andenken meiner und Deiner Eltern, ich will Dir dafür danken durch die innigste, treue Liebe, so lange diese Brust athmet, — bis das Auge bricht!“ — —

Oskar hatte Wort gehalten. Er stand seit fünfzehn Jahren in innigster, treuer Liebe zu seinem Weibe. Und zu dieser Liebe gesellte sich mit der Zeit eine immer größer werdende Verehrung.

Oskar war von einer kindlichen Naivität, aber auch kindlich unerfahren und unüberlegt, der Empfindung des Augenblickes folgend. Wenn Mathilde nicht die Herrschaft über die Finanzen an sich genommen hätte, so würde es wahrlich oft schlecht bestellt gewesen sein.

Er erkannte dieses auch willig an; seine Gage und sonstige Einnahmen lieferte er der Gattin regelmäßig ab und empfing von dieser die in der aufgestellten Rechnung für seine kleinen Privatbedürfnisse ausgeworfenen Beträge. Eine Nachbewilligung wurde von ihm niemals verlangt; eine solche würde allerdings auch nicht ausgesprochen worden sein. Mathilde war eine gestrenge Herrin, die Noth zwang sie dazu. Dank ihrer vorzüglichen Wirthschaftlichkeit fehlte es aber auch nie am Nothwendigen; und Oskar galt unter seinen Kollegen als das viel beneidete seltene Exemplar eines Künstlers ohne Schulden. — —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau.

I.

Als Zacharias Kobus, der Friedensrichter in Hüneburg, im Jahre 1832 mit Tod abging, trocknete sein Sohn Fritz Kobus, der sich im Besitz eines schönen Hauses auf dem Akazienplatze, einer einträglichen Meierei im Meisenthale und einer hübschen Summe Geldes sah, die auf solide Hypotheken angelegt war, seine Thränen und dachte bei sich mit dem Prediger Salomo:

„Es ist Alles ganz eitel! es ist Alles ganz eitel! Was hat der Mensch mehr von all seiner Mühe, die er hat unter der Sonnen? Ein Geschlecht vergehet, das andere kommet; die Erde aber bleibet ewiglich. Die Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind gehet gen Mittag und kommt herum zur Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen in's Meer, noch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin. Es ist alles Thun so voll Mühe, daß Niemand ausreden kann. Das Auge siehet sich nimmer satt und das Ohr höret sich nimmer satt .... Man gedenket nicht, wie es zuvor gerathen ist; also auch deß, das hernachkommt, wird man nicht gedenken bei denen, die hernach sein werden; — es ist am Besten nichts zu thun, dann hat man sich nichts vorzuwerfen.“

So dachte Fritz Kobus an diesem Tage.

Und als er andern Tags fand, daß seine Betrachtungen von gestern recht gewesen, dachte er weiter:

„Des Morgens zwischen sieben und acht wirst du aufstehen, und die alte Käthe wird dir dein Frühstück bringen, das du dir nach deinem Geschmack bestellst. Dann magst du ausgehen, entweder auf das Kasino, um die Zeitungen zu lesen, oder in's Freie, um dir Appetit zu machen. Mittags kehrst du heim zum Essen; nach Tisch gehst du deine Rechnungen durch, nimmst die Zinsen ein und machst sonstige Geldgeschäfte ab. Am Abend nach dem Nachtessen gehst du in die Brauerei zum „Rothen Hirsch“, spielst einige Partien Gaigel oder Rams mit den ersten Besten, die du triffst. Du rauchst dein Pfeifchen, trinkst deinen Schoppen und bist der glücklichste Mensch von der Welt. Halte immer den Kopf kalt, den Leib offen und die Füße warm: das ist die goldene Regel. Und vor Allem meide Dreierlei: hüte dich vor dem Fettwerden, dem Aktienschwindel und dem

Der Sparpfennig.

Heiraten. Thust du das, Kobus, dann prophezeie ich dir, wirst du alt werden wie Methusalem; die dich zu Grabe geleiten, werden dir nachrufen: ‚Das war ein gescheidter Mann, ein vernünftiger Mann, ein lustiger Kumpan.' Was kannst du besseres wünschen, wenn selbst der König Salomo erklärt: es gehet dem Menschen wie dem Vieh; wie dies stirbt, so stirbt er auch, und haben allerlei Odem!" . . . Da das nun einmal so ist, dachte Kobus, so wollen wir wenigstens unsern Athem ausnützen, so lange uns zu athmen vergönnt ist.

Fritz Kobus befolgte wirklich diese von ihm vorgezeichnete Lebensordnung fünfzehn Jahre lang; seine alte Magd Käthe, die beste Köchin in Hüneburg, setzte ihm seine Lieblingsbissen vor, nach seinem Geschmack zubereitet; er hatte immer das beste Sauerkraut, den besten Schinken, die beste Wurst und den besten Landwein; er trank regelmäßig in der Brauerei zum „Rothen Hirsch" seine fünf Schoppen Bockbier; er las regelmäßig zur selben Stunde dieselbe Zeitung; er spielte regelmäßig seine Partie Gaigel oder Rams, bald mit dem einen, bald mit dem andern.

In seiner Umgebung änderte sich alles, nur Fritz Kobus selbst blieb unverändert; alle seine alten Kameraden kamen empor, Kobus beneidete sie nicht; im Gegenteil, wenn er in seiner Zeitung las, daß Hansjörg seiner Tapferkeit wegen zum Rittmeister bei den Husaren ernannt sei, oder daß Franz Sepp eine neue Art Webstuhl erfunden habe, welcher das Garn für's halbe Geld liefere, oder daß Petrus Professor der Methaphysik in München geworden, oder daß Nickel Bischof für seine schönen Gedichte mit dem Verdienstorden geschmückt worden sei, so freute er sich und sagte: „Was sich die Kerle doch abplagen; die Einen lassen sich Arme und Beine zerschießen, um mir mein Hab und Gut zu beschützen; die Anderen machen Erfindungen, damit ich meine Kleider wohlfeil kaufen kann, wieder Andere machen Verse im Schweiße ihres Angesichts, um mir ein Viertelstündchen die Langeweile zu vertreiben . . . . ha ha ha! die guten Seelen!"

Dabei blies er vor lauter Vergnügen seine dicken Backen auf, daß ihm der Mund von einem Ohr zum andern ging und die Nasenflügel hoch aufschwellten, und wollte sich halb todt lachen.

Daneben sorgte er immer für mäßige Leibesübung, was seine Gesundheit mehr und mehr kräftigte; sein Vermögen mehrte sich ganz anständig, weil er keine Aktien kaufte und nicht mit einem Schlage reich werden wollte. Als Junggeselle hatte er keine Familiensorgen; Alles ging ihm nach Wunsch und Alles machte ihm Freude und Vergnügen; er war ein lebendiges Beispiel der guten Laune, welche gesunder Menschenverstand und Lebensklugheit verschaffen; und da er Geld hatte, fehlte es ihm natürlich nicht an Freunden.

Es war ein recht behagliches Leben, das unser Fritz führte, aber er hatte doch auch seinen Verdruß; denn man stelle sich nur die unzähligen Heirathsanträge vor, die er während dieser fünfzehn Jahre ausschlagen mußte; man stelle sich nur alle die jungen Wittwen und jungen Mädchen vor, die sich seinem Glücke widmen wollten, — alle die Schliche der guten Familienmütter, die von Monat zu Monat und von Jahr zu Jahr ihn in ihr Haus ziehen und ihn für Lottchen und Gretchen zu angeln suchten; wahrscheinlich nur mit großer Mühe hatte Kobus gegen diese allgemeine Verschwörung seine Freiheit bewahrt.

Da war namentlich der alte Rabbiner, David Sichel — der größte Ehestifter, den man je hinieden gesehen hat — der darauf erpicht war, den armen Fritz zu verheirathen. Man hätte glauben sollen, er hätte seine Ehre an das Zustandekommen der Geschichte verpfändet. Und das Schlimmste war, daß Kobus diesen alten David so lieb hatte; er liebte ihn, weil er ihn von klein auf, von früh bis spät bei seinem würdigen Vater, dem Friedensrichter, hatte sitzen sehen; weil er ihn an seiner Wiege hatte näseln, streiten und schreien hören; weil er auf seinen gebrechlichen Spindelbeinen herumgeklettert war und ihm den Bart zerzaust hatte; weil er aus seinem eigenen Munde „Jüdisch" gelernt, weil er im Hof der alten Synagoge herumgesprungen war, und als kleiner Bube schon in der „Sükke*), die David Sichel wie alle Kinder Israels am Laubhüttenfeste machte, mitgeschmaust hatte.

Alle diese Erinnerungen verschwammen in Fritzen's Kopfe mit dem Andenken an die schönsten Tage seiner Kindheit; und nichts machte ihm mehr Freude, als wenn er, auch in noch so großer Entfernung, die Gestalt des alten „Räbb"**) erblickte, mit seinem schäbigen, nach hinten geschobenen Hute, seinem schwarzbaumwollenen, bis in's Genick herabgezogenen Käppchen, in seinem alten grünen Ueberrock, dessen fettiger Kragen bis über die Ohren hinauf reichte, mit seiner krummen, mit Tabak beschmierten Nase, seinem grauen Zwickelbarte, seinen langen dürren Beinen, um die seine schwarzen Strümpfe lange Falten warfen, wie um einen Besenstiel, und in den rundlichen Schuhen mit Kupferschnallen. Ja, gewiß, dies gute, gelbliche Gesicht voller Verschlagenheit und Gutmüthigkeit vermochte mehr als jedes andere in Hüneburg Kobus in heitere Laune zu versetzen, und schon von Weitem, wenn er ihn auf der Straße erblickte, rief er ihm in näselndem Tone, die Stimme und die Gesten des alten Räbb nachahmend, zu:

„He! he! alter Posche-Jisruel,***) wie geht's? Komm doch mal mein Kirschwasser versuchen!"

Obgleich David Sichel über siebzig und Fritz noch kaum sechsunddreißig Jahre alt war, dutzten sie sich und konnten nicht ohne einander leben.

Der alte Räbb kam dann näher, indem er possirlich den Kopf schüttelte und psalmodirend rief:

„Schode, . . . Schode,†) wirst Du Dich denn nie ändern, wirst Du immer derselbe Narr bleiben, der du warst, als du noch auf meinen Knieen herumsprangst und mir den Bart ausreißen wolltest? Kobus, in Dir steckt Etwas vom Geiste Deines Vaters: das war ein alter Schode, der den Talmud und die Propheten besser kennen wollte als ich, und der über heilige Dinge spottete, wie ein richtiger Heide! Wäre er nicht sonst der beste Mensch unter der Sonne gewesen, und hätte er nicht in seinem Gerichte Urteile gefällt, so schön wie die Salomonis, er hätte müssen gehenkt werden! Du gleichst ihm, Du bist ein Abekaures;††) aber ich verzeihe dir, ich muß Dir ja verzeihen, mag ich wollen oder nicht."

Dann fing Fritz an zu lachen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen; sie gingen zusammen hinauf und tranken ein Glas Kirschwasser, dem der alte Rabbiner nicht abhold war. Dann „schmusten" sie miteinander von Stadtgeschichten, Getreide- und Viehpreisen und allem Möglichen. Manchmal brauchte David Geld und Kobus schoß ihm ziemlich bedeutende Summen ohne Zinsen vor. Mit einem Worte, er hatte den alten Räbb lieb, und zwar sehr lieb, und David Sichel hatte nächst seiner Frau Sorle†††) und seinen beiden Söhnen Isidor und Nathan keinen besseren Freund als Fritz; nur mißbrauchte er insofern diese Freundschaft, als er ihn durchaus verheirathen wollte.

Kaum saßen sie zwanzig Minuten im Gespräch einander gegenüber und sahen sich gegenseitig mit der Herzensfreude an, die zwei Freunde immer empfinden, wenn sie sich sehen und hören, und sich rückhaltlos und offen gegen einander aussprechen — was man nie mit Fremden thun kann — kaum waren sie so beisammen und die Unterhaltung über die Tagesneuigkeiten fing an zu stocken, so nahm auf einmal das Gesicht des alten Räbb einen nachdenklichen Ausdruck an, belebte sich dann plötzlich mit eigenthümlichem Glanze, und er rief aus:

„Kobus, kennst Du die junge Wittwe des Raths Römer? Weißt Du, das ist eine hübsche Frau, ja, eine sehr hübsche Frau! Sie hat schöne Augen, diese junge Wittwe, und ist auch

---

*) Laubhütte.
**) Rabbiner.
***) Schlechter Jude, der das Ritualgesetz öffentlich verletzt.
†) Närrischer Kerl.
††) Verderbtes Wort aus „Epikuräer", bedeutet aber einen Gottesleugner.
†††) Diminutiv von Sarah.

sehr liebenswürdig. Weißt Du, vorgestern, wie ich an ihrem Hause in der Arsenalstraße vorbeigehe, lehnt sie sich zum Fenster hinaus und sagt zu mir: ‚Ei, das ist ja der Herr Rabbiner Sichel; freue mich, Sie zu sehen, lieber Herr Sichel.‘ Nu, Kobus, ich bin ganz erstaunt, bleibe stehen und antwortete lächelnd: ‚Wie kann ein alter Kerl wie David Sichel so schönen Augen gefallen, Frau Römer? Nein, das ist nicht möglich, ich sehe schon, Sie sagen das nur aus reiner Herzensgüte!‘ Und wahrhaftig, Kobus, sie ist gut und anmuthig, und gescheit dazu; sie ist, wie es im Hohenliede heißt, wie die Rose von Saron und die Lilie des Thales,“ sagte der alte Rabbiner, der immer erregter ward.

Aber wie er Fritz lächeln sah, hielt er kopfschüttelnd inne und schrie:

„Du lachst . . . daß Du noch immer lachen mußt! Ist das eine Art der Unterhaltung? Nu, ist sie denn nicht, wie ich sage, habe ich Recht oder nicht?“

„Sie ist noch tausend Mal schöner,“ antwortete Kobus; „aber erzähle doch Deine Geschichte zu Ende; sie hieß Dich hereinkommen, nicht wahr . . . sie will heirathen?“

„Ja.“

„Ganz recht, das ist die Dreiundzwanzigste . . .“

„Die Dreiundzwanzigste, die Du schon aus meiner Hand ausschlägst, Kobus?“

„Ja, David, es thut mir leid, sehr leid; ich wollte gern heirathen, dir zu Liebe, aber Du weißt . . .“

Da wurde der alte Rabb böse.

„Ja,“ sagte er, „daß Du ein großer Egoist bist, ein Mensch, der an nichts denkt, als an Essen und Trinken, und der sich einbildet, wunder was zu sein. Ja, Du thust Unrecht, Fritz Kobus; Du thust Unrecht, anständige Damen auszuschlagen, die besten Parthien in Hüneburg, denn Du wirst alt; warte noch drei bis vier Jährlein und Du kriegst graue Haare. Dann wirst Du an mich denken und sprechen: ‚David, schaff' mir 'ne Frau, lauf', ist keine da, die für mich paßt?‘ Aber dann wird's zu spät sein, verdammter „Schode“, der über Alles lacht! Du kannst Dir noch gratuliren, daß diese Wittwe Dich überhaupt nehmen will!“

Je mehr der alte Rabbiner sich ärgerte, destomehr lachte Fritz.

„Gerade diese Art zu lachen,“ rief David aus, indem er aufstand und sich mit beiden Händen die Ohren zuhielt, „diese Art zu lachen ist's, die ich nicht ausstehen kann, die mich ärgert! Nur ein Narr kann so lachen!“

Darauf hielt er inne und mit dem Ausdruck des größten Verdrusses fuhr er fort:

„Kobus, mit Deiner Lacherei wirst Du mich noch aus Deinem Hause hinaustreiben. Kannst Du denn nicht ein Mal ernst bleiben, nicht ein einziges Mal in Deinem ganzen Leben?“

„Komm, Posche-Jisruel,“ sagte dann wieder Fritz, „setze, Dich, wir wollen noch ein Gläschen von diesem alten Kirsch trinken.“

„Das Kirschwasser soll mir zu Gift werden,“ sagte der alte Rabbiner im Tone des höchsten Unwillens, „wenn ich noch ein einziges Mal wieder Dein Haus betrete! Dein Lachen ist so albern, so albern, daß mir's ganz übel davon wird.“

Und ohne den Kopf zu wenden, ging er die Treppe hinab und schrie dabei:

„Das ist das letzte Mal, Kobus, das letzte Mal!“

„Bah,“ sagte Fritz, über das Geländer gelehnt mit freudestrahlendem Gesicht, „morgen kommst Du doch wieder.“

„Nie!“

„Morgen, David, Du weißt, die Flasche ist noch halbvoll.“

Der alte Rabbiner ging mit großen Schritten die Straße hinunter und brummte in seinen grauen Bart, und Fritz, der sich königlich freute, stellte die Flasche in den Schrank und dachte bei sich:

„Das wäre die Dreiundzwanzigste! Ei, Du alter Posche-Jisruel. Hast Du mir doch Spaß gemacht!“

Ein oder zwei Tage nachher war David wieder da, wie Kobus ihn anrief; sie setzten sich wieder an denselben Tisch, und von dem, was den Tag vorher vorgefallen, war keine Rede mehr.

II.

Eines Tages, gegen Ende April, war Fritz Kobus sehr zeitig aufgestanden, um die Fenster nach dem Akazienplatz zu öffnen, dann hatte er sich wieder in sein warmes Bett gelegt, die Decke über die Schultern, das Plumeau über die Beine gezogen; er betrachtete durch die Augenwimpern das rothe Tageslicht und gähnte dazu mit wahrer Herzenslust. Er dachte an dies und jenes, und von Zeit zu Zeit öffnete er halb die Augen, zu sehen, ob er schon wach sei.

Draußen war das Wetter so helle, wie es beim Thauen des Schnees oft vorkommt, wo die Wolken sich verziehen, wo uns Alles, selbst das ärmliche Dach drüben mit den kleinen Fenstern im goldenen Lichte erscheint; wo man sich wieder jung vorkommt, weil neuer Lebenssaft durch unsere Adern rinnt, wo wir wieder Dinge zu sehen bekommen, die sich seit fünf Monaten versteckt hatten, den Blumentopf der Nachbarin, die Katze, die wieder auf den Dachrinnen spaziert, und die zänkischen Sperlinge, die ihre Schlachten wieder anfangen.

Sanfte, laue Windstöße bewegten die Bettvorhänge leise hin und her; und die frische Luft, die von den eisbedeckten Bergen herüberwehte, erfüllte das ganze Zimmer.

In der Ferne hörte man auf der Straße das Lachen der Mägde, die mit ihren Besen den schmelzenden Schnee von den Rinnen abfegten, das wieder heller tönende Gebell der Hunde, und im Hofe das Gackern der Hühner.

Ja, es war wieder Frühling.

Kobus war über seinem Träumen wieder eingeschlafen, als der Ton einer Geige, durchdringend und doch sanft, ihn aus seinem Schlummer weckte und ihn zu Thränen rührte. Es war wie die Stimme eines Freundes, der uns nach langer Abwesenheit zuruft: „Da bin ich wieder, ich bin es.“ Er athmete kaum, um besser hören zu können.

Es war die Geige des Zigeuners Joseph, die also sang, begleitet von einer Bratsche und einem Baß; sie sang in seinem Zimmer hinter seinen blauen Vorhängen und sagte:

„Ich bin's, Kobus, ich bin's, Dein alter Freund! Ich komme wieder zu Dir mit dem Frühling, mit der schönen Sonne. — Horch, Kobus, wie die Bienen summen um die ersten Blumen, wie die ersten Blätter rauschen, wie die erste Lerche schmettert in blauer Luft, die erste Wachtel in den Furchen läuft. — Und ich komme, Dich zu umarmen! — Jetzt, Kobus, ist der leidige Winter vergessen. — Jetzt werde ich wieder fröhlich von Dorf zu Dorf ziehen, im Staube der Landstraße, oder im warmen Gewitterregen. Aber ich mochte nicht vorüberziehen, ohne Dich zu sehen. Kobus, ich singe Dir mein Liebeslied, meinen ersten Frühlingsgruß.“

Das Alles erzählte ihm Joseph's Geige, und noch manches Andere, was ihm zu Herzen ging; so Manches, was alte Herzenserinnerungen weckte, die nur uns gehören, uns ganz allein. Und so kam es, daß Kobus Freudenthränen vergoß.

Endlich, während die Musik noch forttönte, immer ernster und rührender, schob er leise, leise die Bettvorhänge zur Seite und sah die drei Zigeuner auf der Schwelle des Zimmers und hinter ihnen unter der Thüre die alte Käthe. Er sah Joseph, lang, hager, gelb, zerlumpt wie immer, das Kinn empfindungsvoll auf die Geige geneigt, wie er dastand mit gesenkten Lidern, sein langes schwarzes Wollhaar — das der zerlumpte Filzhut halb bedeckte — auf die Schultern herabfallend, wie ein Widdervließ.

So sah er ihn ganz verloren in seiner Musik; und neben ihm den buckligen Koppel, schwarz wie ein Rabe, mit seinen langen, knöchernen, bronzefarbenen, auf den Saiten des Basses ausgespreizten Fingern, die Hose vorn geflickt, die Schuhe auf der Diele in Fetzen; und neben ihm den jungen Andres, dessen großes dunkles Auge voll Begeisterung zur Decke emporschaute.

Fritz sah das Alles mit unbeschreiblicher Rührung.

Und jetzt muß ich erzählen, warum Joseph kam, ihm im

Frühling ein Ständchen zu bringen, und warum ihn das so rührte.

Vor langer Zeit war Kobus an einem Weihnachtsabend in der Brauerei zum „Rothen Hirsch". Draußen lag drei Fuß hoher Schnee. In dem geräumigen, vollgeräucherten Saale standen die Raucher um den großen eisernen Ofen; ab und zu schlich sich Einer an den Tisch, um seinen Schoppen zu leeren, doch gleich kehrte er zur behaglichen Wärme zurück.

Vor lauter Kälte wollte die Unterhaltung nicht in Gang kommen. Da trat ein Zigeuner, die bloßen Füße in zerrissenen Schuhen, mit seiner Geige in den Saal; er zitterte am ganzen Leibe vor Frost und begann mit trübseliger Miene sein Spiel. Fritz fand seine Musik sehr schön; es war wie ein Sonnenstrahl, der durch die grauen Winterwolken brach.

Aber hinter dem Zigeuner, an der Thür, stand im Dunkeln der Wachmann Fuchs. Sein Kopf erinnerte an den lauernden Wolf mit gesteiften Ohren, spitzer Schnauze und funkelnden Augen. Kobus begriff sogleich, daß der Paß des Zigeuners nicht in Ordnung sei und daß Fuchs auf ihn lauerte, um ihn beim Hinausgehen in's Loch zu stecken.

Darüber empört, ging er auf den Zigeuner zu, steckte ihm einen Thaler in die Hand, nahm ihn unterm Arm und sagte zu ihm: „Heute ist Christabend, da beherberge ich Dich, komm' nur mit!"

Sie gingen und Alles war erstaunt, und mehr als Einer dachte: „Der Kobus ist doch ein närrischer Kerl, Arm in Arm mit einem Zigeuner zu gehen; es ist ein sonderbarer Kauz."

Fuchs schlich ihnen längs den Häusern nach. Der Zigeuner hatte Angst vor dem Einstecken, aber Fritz sagte zu ihm: „Fürchte nichts, er traut sich nicht, Dich zu packen."

Er führte ihn in sein eignes Haus, wo der Tisch für das Christkind bereitet war: in der Mitte der Weihnachtsbaum auf weißem Tischtuch und um denselben herum die Pastete, die zuckerbestreuten „Küchle", der Gugelhopf mit großen Rosinen aufgestellt, Alles, wie es sich gehörte. Drei Flaschen alten Bordeaux waren in Servietten auf der Marmorplatte des Porzellanofens warm gestellt.

„Käthe, hole noch ein Couvert," sagte Kobus, indem er sich den Schnee von den Füßen schüttelte, „ich feiere heut' Abend die Geburt des Heilands mit diesem braven Burschen, und wenn Jemand nach ihm fragen sollte, aufgepaßt!"

Die Magd gehorchte. Der arme Zigeuner nahm Platz, ganz verwundert über das, was mit ihm vorging. Die Gläser wurden bis zum Rande gefüllt und Fritz rief mit lauter Stimme:

„Auf die Geburt unseres Herrn Jesus, des wahren Gottes aller guten Herzen!"

In dem Augenblick trat Fuchs ein. Sein Erstaunen, den Zigeuner mit dem Herrn des Hauses am Tische sitzen zu sehen, war groß. Er brachte nichts weiter heraus als:

„Fröhliche Weihnachten, Herr Kobus!"

„Schon gut! Will er ein Glas Wein mit uns trinken?"

„Danke, im Dienste trinke ich nie. Aber kennen Sie den Menschen, Herr Kobus?"

„Ich kenne ihn und sage für ihn gut."

„Sein Paß ist also in Ordnung?"

Jetzt konnte Fritz nicht mehr an sich halten, seine dicken Backen erbleichten vor Zorn; er stand auf, packte den Wachtmann unsanft beim Kragen, warf ihn zur Thür hinaus und rief ihm nach:

„Ein andermal wird Er sich hüten, einen anständigen Mann am Christabend in seinem Hause zu belästigen!"

Dann setzte er sich wieder hin und sagte zum Zigeuner, der an allen Gliedern zitterte:

„Fürchte Nichts, Du bist beim Fritz Kobus. Laß Dir's nur schmecken, und laß Dir darum keine grauen Haare wachsen."

Er schenkte ihm ein Glas Bordeaux ein, und da er wohl wußte, daß Fuchs noch immer trotz des Schneewetters auf der Straße lauerte, so sagte er zu Käthe, sie solle auf die Nacht ein gutes Bett für den Mann herrichten, ihm morgen früh Schuhe und alte Kleider geben und ihn ja nicht fortschicken, ohne ihm noch einen guten Bissen in die Tasche zu stecken.

Fuchs wartete auf seinem Posten bis Mitternacht, dann erst ging er nach Hause; und da der Zigeuner, der Niemand anders als Joseph war, sich zeitig aus dem Staube machte, so war die ganze Geschichte abgethan.

Selbst Kobus hatte sie vergessen, als er in den ersten Frühlingstagen des folgenden Jahres eines schönen Morgens in seinem Bette an der Thüre seines Zimmers eine sanfte Musik hörte: — es war die arme Lerche, die er im Schnee aufgelesen hatte, und die ihm mit dem ersten Sonnenstrahl ihren Dank brachte.

Seitdem fand sich Joseph alle Jahre um dieselbe Zeit ein, bald allein, bald mit einem oder ein paar seiner Kameraden, und Fritz nahm ihn auf wie einen Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der Sparpfennig. Gemälde von Luise Max Ehrler. (S. 5). Auf der akademischen Kunstausstellung von 1874 zu Berlin wurde bei uns in Deutschland der Name dieser Malerin zuerst bekannt. Ein von ihr ausgestelltes Bild, „Bange Stunden", zeigt eine zarte, jugendliche, weibliche Gestalt im weißen Häubchen und Kleide im Schnitt der ersten Zeiten unseres Jahrhunderts, am Tisch sitzend und einen Tschako auf ihrem Schooß mit Eichenlaub umflechtend, während tiefe Wehmuth ihr liebliches Gesicht verdüsterte und Thränen ihren Augen entquollen. Die Zartheit und Innigkeit des Ausdrucks des bitteren Wehs und der Trauer eines jungen Frauenherzens in diesem Kopf und dieser Gestalt, verfehlen nicht ihre Wirkung auf den Beschauer. In vollem Einklang mit dieser Schlichtheit und Wahrheit in der Wiedergabe der Empfindung standen die malerische Haltung des ganzen Bildes, die zarte Tongebung und die liebevolle, einfache Behandlung seiner Malerei. Die Künstlerin ist 1850 zu Florenz geboren, die Tochter des österreichischen Oberstlieutenants Franz Ehrler von Erlenburg, hat bis zum 14. Jahr in Italien gelebt und dann die ersten Grundlagen ihrer Ausbildung als Malerin durch Professor Lauffer in Prag erhalten. Später wurde sie Schülerin Flüggen's in München. Sie vermählte sich 1877 mit Professor Max in Wien. Dort wurde Hans Makart ihr Meister. Von ihm beeinflußt, malte sie hauptsächlich Stillleben. Erst nach seinem Tode wandte sie sich dem von ihr mit so glücklichen Erfolg kultivirten Genre zu. Der zarte, rührende, schlichte und aufrichtige Empfindungsausdruck in der weiblichen Gestalt auf jenem ersten Bilde, er ist es auch vorzugsweise, welcher dem gegenwärtig in der Jubiläums-Ausstellung in Berlin ausgestellten Original unseres Holzschnitts seine Wirkung sichert. Die junge, arme Spitzenklöpplerin, die hier auf dem Rande des Bettes sitzt, in dessen Kissen ihr krankes, kleines Kind liegt, ist wie die Verkörperung des innigsten, aber wortlosen stummen Mutterschmerzes. Die Sorge um das leidende, junge Wesen raubt ihr die Zeit und Ruhe zur Arbeit. Und doch bedürfte sie des verdoppelten Fleißes, um die vermehrten Bedürfnisse, die theuere Arznei und den Arzt bezahlen zu können. Es blieb ihr keine Wahl. Sie hat die so lange sorglich gehütete Sparbüchse leeren müssen. Dort liegen die wenigen Geldstücke, ihr letzter Besitz, neben der Arzneiflasche, und die (vorzüglich gezeichnete und modellirte) Hand hält die leere Büchse. Die schönen, gütigen, müden, überwachten und verweinten Augen auf das fieberheiße Gesichtchen des kranken Lieblings gesenkt, sitzt sie wie in sich zusammengebeugt von der Wucht der Sorge da, und nirgends zeigt sich eine hülfreiche Macht, welche sie von dieser entlastete: das rührende und doch so liebliche Bild still getragenen, hoffnungslosen Leides.

J. Z.

Worträthsel.

Zwei Worte, Du sprichst sie öfters aus,
Versich'rung halb, halb Frage,
Beim Scheiden vom Freunde, vom Elternhaus,
Verwandelt in Lust sie die Klage.
Doch hast Du Geduld nicht und hast Du nicht Ruh',
So decken die Wolken die Worte zu.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von J. H. W. Dietz in Hamburg.

Illustrirte
Sonntags-Beilage
der
Neuen Welt.

Nr. 2 1886. Einzel-Abonnements auf die „Sonntags-Beilage" sind nicht zulässig. Etwaige Beschwerden über Nichtlieferung wolle man der Verlagsbuchhandlung von Bruno Geiser, Breslau, melden. Oktober.

Nachdruck verboten.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

Die Uhr verkündete die zwölfte Stunde, als Oskar heimkehrte. „Du bist noch auf, Mathilde!" rief er bei dem Eintritte in das Zimmer. „Und noch fleißig! Wahrhaftig, Du beschämst mich! — Während ich elender Wicht mit den Kumpanen in einer Restauration bei der Flasche Wein sitze, müht sich mein gutes Weib ab! Pfui Oskar, pfui!"

Er sprach in voller Ernsthaftigkeit, in diesem Augenblicke empfand er wirklich Verachtung gegen sich.

Mathilde hatte ihm die Mütze und den Ueberrock, welche von dem anhaltenden Schneegestöber ganz durchnäßt waren, abgenommen und in die Küche zum Trocknen gebracht. Sie kam dann mit den Pantoffeln zurück, war ihm behülflich, sich der Stiefeln zu entledigen, und stellte ihm die lange Pfeife mit dem Tabakskasten zurecht.

Diesen Liebesdienst erwies sie ihm jeden Abend, und er lohnte sie dafür mit einem Kusse. Heute aber streubte er sich gegen solche Aufmerksamkeit.

„Bist Du ein Mann, Oskar? Bewahrst Du also die Treue der besten Gattin? — Nein — Du bist ein Bube, von welchem sich die Frau abwenden müßte, wenn sie nicht so unsäglich gut wäre! — Gehe in Dich, Oskar! Bessere Dich! Thue Buße!"

„Na, laß' das gut sein!" unterbrach Mathilde die Deklamationen ihres Mannes. „Es wäre allerdings gut, wenn Du Dich an jedem Ersten des Monats bessern wolltest! Da aber glücklicher Weise der Erste des Monats nur Einmal im Monate ist, so läßt es sich noch mit ansehen. An jedem andern Tage bist Du mir ganz recht, Alter! — nur der Erste — der ist die Klippe, an welcher alle tugendhaften Vorsätze scheitern. Ich gönnte Dir herzlich gern den fröhlichen Abend des Ersten — wenn wir nur ein ganz klein wenig mehr einzunehmen hätten. Wie theuer ist er dieses Mal gewesen?"

„Du bist mir wirklich nicht böse, Mathilde?" versetzte Oskar und schaute treuherzig zu ihr hin. Und als diese den Blick freundlich erwiderte, umfaßte er seine Frau und küßte sie. „Du bist viel zu gut, Mathilde! — Ich möchte wissen, was Du an mir gefunden hast, daß Du mich so innig liebst, und trotz meines bodenlosen Leichtsinnes so milde und zärtlich bist. Jede Andere würde keifen und schmollen; — Du aber lächelst zu den Thorheiten Deines Mannes, der an einem Abende mehr durchbringt, als seine ganze Familie während einer halben Woche gebraucht. Sage mir doch, Liebste, warum schiltst und zürnst Du nicht? Du kannst doch mit den Kindern streng sein, — warum nicht mit Deinem größten Kinde, Deinem leichtsinnigen Mann?"

Mathilde entzog sich dem Arme ihres Mannes und sprach: „Setze Dich mir gegenüber und zünde Dir die Pfeife an. Ich habe den Thee für Dich warm gestellt und trinke mit Dir auch noch eine Tasse; — dann will ich alle Deine Fragen beantworten; ich kann ja dabei arbeiten."

Sie brachte den Thee und schenkte ein, Oskar setzte die Pfeife in Brand, und sie hub an, indem sie zugleich an der Nähmaschine arbeitete:

„Du willst wissen, warum ich Dich liebe und Deinen kleinen Leichtsinn milde beurtheile? Weil Du das allerbeste Herz von der Welt hast und der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater bist. Wir sind Beide keine Engel; Du hast Fehler so gut wie ich; das habe ich gewußt, als ich Dir die Hand am Altare reichte. Aber die Liebe soll sich an den Vorzügen des Geliebten erfreuen, die Schwächen und Fehler aber verzeihen und übersehen. Es wäre allerdings besser, wenn Du die Kraft besäßest, Dich von der Theilnahme an dem gemeinsamen Abendessen der Kollegen an jedem Ersten des Monats nach dem Empfange der Gage lossagen zu können. Vielleicht gelingt es Dir mit der Zeit. Da Du es aber nicht vermagst, so ertrage ich diesen Fehler, welchen Du in Uebertreibung bodenlosen Leichtsinn nennst, geduldig. Ich lasse mich dünken, Du hättest statt vierzig Thaler nur achtunddreißig und suche demgemäß die Ausgaben einzutheilen. Es ist übrigens dieses Dein einziger leichtsinniger Streich

— ich verzeihe ihn gern. Wozu sollte ich schmälen und schmollen? Meinst Du, die Frauen thun recht, wenn sie also handeln? Schon manche Frau hat durch so unvernünftiges Gebahren den kleinen Fehler des Mannes zum großen heranwachsen lassen. Nur die Liebe bessert.

Du meinst, ich schelte doch auch die Kinder; — das ist etwas Anderes. Den Kleinen kann man durch Strenge wehren; sie lassen sich durch ernste Vorwürfe und — wenn nöthig — durch Strafen bessern. Ich wäre eine schlechte Mutter, wollte ich ihre Ausschreitungen nicht ahnden, wollte ich so schwach sein, nicht Strenge anzuwenden, wenn ich ihnen dadurch zu nützen glaube.

Auf Erwachsene kann man nur durch die Macht der Ueberzeugung einwirken; nichts aber überzeugt mehr, als die Liebe.

Jetzt weißt Du es, Oskar; und nun sage mir, wie viel hat der heutige Erste gekostet?"

Oskar jedoch ergriff ihre Hand und sprach: „Du bist wirklich klug und gut; ich möchte wohl wissen, woher Dir so viel Weisheit ward. — Du hast recht in Allem, was Du gesagt hast; nur in dem Einen nicht, — daß auch Du Fehler habest. Dagegen lege ich feierlichst und förmlichst Protest ein, — ich kenne Dich jetzt seit zwanzig Jahren; ich müßte davon doch auch etwas wissen. Welches sind denn eigentlich Deine Fehler?"

„Daß ich eine Närrin wäre, meinem Manne meine Fehler zu entdecken, welche er selbst nicht bemerkt hat!" entgegnete Mathilde lachend. „Aber beantworte mir endlich meine Frage nach den Kosten des heutigen Abends."

Oskar langte sein Portemonnaie hervor und entleerte dessen Inhalt. Es waren siebenunddreißig Thaler und fünfundzwanzig Groschen. Mathilde nahm dieselben an sich und schloß sie in die Kommode, indem sie zugleich in einem kleinen Buche die Summe verzeichnete. — „Also zwei Thaler und fünf Groschen; — nun, Du hast Dich seit dem ersten November um fünf Groschen gebessert," scherzte sie. „Wenn Du so fortfährst, so bist Du in dreizehn Monaten der vollendetste Mann."

„Du kannst es mir sicherlich glauben, daß ich den redlichsten Willen habe," erwiderte Oskar. „Er hält aber leider nicht bis zum Augenblicke der Entscheidung Stand. Im letzten Momente kapitulirt er. Bin ich dann mit den Genossen in die Restauration eingetreten, so empfinde ich heftige Gewissensbisse. Dieselben verfliegen aber ebenso schnell, wie sie gekommen, und stellen sich erst auf dem Heimwege, wo sie nichts mehr nützen, wieder ein; — erst andante, — dann moderato, — endlich allegro. — Komme ich dann zu Hause an und gewahre Dich, mein aufopferungsvolles wackeres Weib, in Geduld und Liebe bei der Arbeit des Nachtschwärmers harrend, so geht es in allegro furioso con fuoco über! Das wiederholt sich also allmonatlich an jedem Ersten! — Ich bin unverbesserlich!"

„Ich möchte wohl einen Vorschlag zur Milderung des Uebels machen," sagte Mathilde. „Eure Reunion ist nicht zu beseitigen; es ist das eine alte Sitte, von welcher sich der Einzelne nicht ausschließen kann. Stelle aber doch Deinen Kollegen vor, ob es nicht besser wäre, anstatt des theuern Weins, Bier zu trinken; dann kommst Du mit der Hälfte aus. Alle Damen der Herren Chormitglieder werden Dir dankbar sein."

„Das ist ein herrlicher Gedanke, Weib!" rief Oskar. „Wahrlich, nur ein Weib wie du kann ihn denken! Fort mit dem Weine, deutsche Kunstgenossen!" werde ich reden. „Ein deutscher Mann trinkt deutschen Gerstensaft! An Höfen und bei Soireen der Großen findet er immer mehr Eingang, der braune Göttertrank. Er ist das flüssige Brod, welches nährt und kräftigt und uns zum Volke der Denker, der Philosophen gemacht hat!

Verlasse Dich auf mich, Mathilde! Ich setze es durch. Wenn ich begeistert bin, spreche ich trotz eines Devrient; — „wir stehen für unsere Weiber, unsere Kinder!"

„Aber jetzt wollen wir zu Bette gehen; — es ist schon spät!"

II.

Frau Rother war nicht wenig durch die von Mathilde überbrachte Kunde erfreut, daß auch ihr eine außergewöhnliche Zuwendung von zehn Thalern bevorstände. Dieselbe kam ihr sehr zu Statten. Die im Herbst überwundene Krankheit hatte einen ganz bedeutenden Ausfall in ihren Einnahmen und zugleich eine erhebliche Vermehrung ihrer Ausgaben verursacht, so daß sie in Sorge dem letzten Tage des Jahres, an welchem die vierteljährige Miethe bezahlt werden mußte, entgegensah.

Jetzt aber war diese Angst beseitigt. Sie hielt sich emsig an die Arbeit, um die in Aussicht gestellte Gratifikation zu erlangen.

Marie Rother hatte bessere Tage gesehen, als ihrem Wittwenstande beschieden waren.

Die Tochter des reichen Rentiers Selbrecht, hatte sie den geistvollen und liebenswürdigen, aber unvermögenden jungen Gelehrten Doktor Eduard Rother nach beseitigtem väterlichen Widerstande geheirathet.

Ihr Gatte war Mitarbeiter an verschiedenen wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften, und seine gediegenen Abhandlungen fanden reichliche Bezahlung, so daß der junge Hausstand über ein entsprechendes Einkommen verfügte.

An Ersparungen brauchte man nicht zu denken, da Marie mit ihrer an den angesehenen Fabrikanten Carl Laukhard verheiratheten ältern Schwester Elise die Erbin eines sehr großen Vermögens dereinst sein würde.

Der alte Selbrecht begann zu kränkeln und starb.

Merkwürdiger Weise wurde die eiserne Geldtruhe fast leer gefunden; auch fehlten gänzlich Bücher oder Aufzeichnungen, aus welchen man Andeutungen über den Verbleib der vermutheten bedeutenden Hinterlassenschaft zu entnehmen im Stande gewesen wäre. Einige hundert Thaler in Staatspapieren und baarem Gelde war Alles, was der für sehr reich gehaltene Selbrecht bei seinem Tode besaß. Niemand bezeugte eine größere Enttäuschung, als der Schwiegersohn Karl Laukhard. Er bestand auf der gerichtlichen Vernehmung der langjährigen treuen Magd, gegen welche er den Verdacht äußerte, daß sie während der Krankheit des Alten sich an dessen Eigenthum vergriffen habe. Es bot sich jedoch nicht der geringste Anhaltspunkt für eine solche Vermuthung.

Doktor Rother aber, welcher mit dem Schwager, der seiner Verheirathung alle erdenklichen Hindernisse bereitet hatte, auf dem gespanntesten Fuße lebte, behauptete, daß Laukhard sich das gesammte Vermögen angeeignet haben müsse. Diese Anschuldigung hatte begreiflicher Weise den förmlichen Bruch zwischen den beiden Verwandten zur unmittelbaren Folge. Fortan standen sie sich in offener Feindschaft gegenüber.

Rother konsultirte die ersten Anwälte, um eine Klage gegen Laukhard anzustrengen. Da aber nicht einmal dargethan werden konnte, daß dieser jemals das Vermögen des Verstorbenen verwaltet habe, so mußte er, dem rechtskundigen Rathe folgend, das Ergebniß der vorgenommenen Nachlaßinventur anerkennen.

Die Aufregung des etwas exzentrischen Gelehrten war sehr groß; — seine ohnehin nicht starke Konstitution wurde im höchsten Grade erschüttert. Ein Nervenfieber ergriff ihn; — er erlag nach einigen Jahren dessen Folgen.

Kostspielige Badereisen, welche er zur Wiedererlangung seiner Gesundheit alljährlich unternehmen mußte, hatten sein geringes Vermögen vollständig erschöpft. Er vermochte nicht mehr so anhaltend als ehedem zu arbeiten, und so war seine Einnahmequelle nach und nach ganz versiegt.

Alles nur einigermaßen Entbehrliche des Hausstandes war hinter einander in das Pfandhaus gewandert. Marie nannte nach Berichtigung der Beerdigungskosten kaum zwanzig Thaler und die allernothwendigsten einfachsten Mobilien ihr Eigenthum.

Wohl hatte Frau Laukhard, welche gegen den Willen und ohne Wissen des Gatten die arme Schwester von Zeit zu Zeit aufzusuchen pflegte, ihr eine Unterstützung angeboten; Marie aber hatte es ihrem verstorbenen Manne und sich selbst gelobt, aus den Händen ihres Schwagers niemals ein Geschenk anzunehmen. Sie theilte die Ansicht ihres Mannes und behauptete, Laukhard habe sie betrogen oder bestohlen. Er sei schuld an ihrem Elende, er habe ihrem Gatten vorzeitig das Grab be-

reitet. Sie wollte nicht Almosen von dem empfangen, was rechtlich ihr gebührte. Alle Bitten der Schwester waren vergebens.

Die Marien anonym zugesandten Beträge, welche, wie sie richtig vermuthete, von Frau Laukhard herrührten, wurden entschieden zurückgewiesen. Marie war entschlossen, lieber vor fremder Thür für ihr einziges Kind zu betteln, als von dem Sündengelde des Schwagers, dies war ihr Ausdruck, einen Vortheil zu haben.

„Ich weiß sehr wohl, daß Du an dem Raube vollkommen unschuldig bist," sagte sie zu Elisen. „Ich trage Dir auch keinen Groll nach. Du bist und bleibst meine Schwester, welche ich innig liebe und wegen ihres nichtswürdigen Gatten tief beklage. Ich bin in meiner bittern Armuth viel glücklicher als Du. Ich schaue in Verehrung und Liebe auf das Andenken meines seligen Mannes hin, — Du aber empfindest im Herzen, trotz aller gegentheiligen Betheuerung, Verachtung gegen den Mann, dessen Namen zu tragen Du verurtheilt bist. Ich tausche nicht mit Dir — Du bist elender und unglücklicher als ich."

Und die in kostbare Stoffe gekleidete, von Luxus umgebene Schwester hatte auf diese harte Rede keine andere Entgegnung, als Thränen, bitterliche Thränen. Das Schwesterauge hatte auf dem tiefsten Grunde ihrer Seele zu lesen verstanden.

In stummer Umarmung verabschiedete sich Elise und fuhr in ihrer eleganten Equipage heim, während Marie ihre geringen Habseligkeiten auf einen Wagen packen und durch einen Dienstmann in die ärmliche Vorstadt zur Kirchstraße führen ließ. Sie nahm ihren achtjährigen Rudolph an die Hand und folgte. Sie legte den Titel ihres Mannes ab und nannte sich schlichtweg Frau Rother.

Die gutherzige Hausgenossin Mathilde Pelzer verschaffte ihr aus dem großen Geschäfte, für welches sie jahraus, jahrein arbeitete, genügende Beschäftigung, so daß ihr der nothwendigste Lebensunterhalt, allerdings in dürftigster Weise, nicht fehlte.

Seit den drei Jahren, während welcher sie bereits in dem kleinen Eckhause der Kirchstraße wohnte, war sie nur selten in die eigentliche Stadt gekommen. Sie lebte ausschließlich der Arbeit und kannte nur die einzige Erholung, am Sonntag Nachmittage mit ihrem Sohne während einer Stunde in das Freie zu gehen. Besuche empfing sie nicht; die Beziehungen zu der Vergangenheit waren gänzlich abgebrochen. Sie war gleichsam in ein fernes fremdes Land gezogen, wo Niemand sie kannte.

Elise hatte die gegenwärtige Wohnung der Schwester nur erst zweimal besucht. Das erstemal zu Anfang der Uebersiedelung in dieses Arbeiterquartier, und das andere Mal während der Krankheit im verflossenen Herbste.

Die Begegnung der Schwestern war für Beide sehr peinlich. Die reiche wollte gern der Noth der ärmeren abhelfen und erfuhr stets die schroffste Abweisung; und der anderen that es weh, ihrer Schwester so verletzend entgegenzutreten.

„Du kannst nichts für mich thun, Elise," hatte sie noch während ihrer Krankheit gesagt; „selbst die Kosten meiner Beerdigung darfst Du nicht bezahlen. Auch mein verwaister Sohn soll nichts von Euch empfangen. — So hat es Eduard gewollt, und also will ich es.

Laukhard soll das mir entwendete Erbteil unseres Vaters herausgeben, als das mir zustehende Eigenthum — ein Geschenk nehme ich nicht von dem Räuber meines Besitzes, von dem Mörders meines Gatten."

Man hätte der zarten Frau eine solche Energie nicht zugetraut. Sonst sanft und freundlich, war sie in diesem Punkte unerbittlich und herb.

Das Glück ihres Kindes war der einzige Gedanke ihrer Seele, das ausschließliche Ziel ihrer unermüdlichen Thätigkeit. Aber sie hätte ihren Sohn im Elende schmachten lassen, ohne zu dulden, daß von dem Reichthum Laukhard's ein Pfennig ihm eine Equickung brächte.

Noch bei Lebzeiten ihres Mannes hatten dessen Freunde für Rudolph eine Freistelle an dem Gymnasium erwirkt. Der Unterricht und die Schulbücher verursachten ihr daher keine Kosten; — und an die Zeit der Universitätsjahre dachte sie noch nicht. Angewiesen, an jedem Tage für den Tag zu sorgen, dünkte sie die Zukunft sehr fern. Sie hatte nicht Muße, an dieselbe zu denken.

Die zehn Thaler, welche der armen Marie unerwartet und unverhofft zukamen, erfüllten sie mit höherer Freude, als sie der Millionär empfindet, der zu seinen Schätzen eine neue Million häuft.

Eines Tages wurde sie aus ihren Gedanken, welchen sie bei der emsigen Arbeit nachhing, durch ein Klopfen an der Thür aufgestört.

„Sie sind doch die Nähterin Frau Rother?" sprach der hochgewachsene Mann, welcher in das Zimmer trat. „Sie zählen auch zu Denen, die da arbeiten, ohne zu ernten, — die in das Joch gespannt sind und die Peitsche des Herrn über sich fühlen, — die mit dem Schweiße ihres Fleißes den Acker der Reichen befruchten, — die voller Angst und Sorge dem Morgen entgegensehen, zitternd und zagend, daß der bittere Kelch des Leids noch nicht zur Neige geleert und der traurigen Gegenwart noch eine trübere Zukunft folgen werde."

Frau Rother hatte mit Erstaunen dieser Rede zugehört. Der Sprecher hatte seinen grauen Filzhut auf den Tisch gelegt und sich in den Sessel ihr gegenüber niedergelassen.

„Wer sind Sie? Was führt Sie zu mir?" frug Marie.

„Ich heiße Johann Fahler," entgegnete der Angeredete, indem er sein langes Haar zurückstrich. „Das Elend der Armuth hat mein Herz gerührt; — die einzige Aufgabe meines Lebens ist, meinen Brüdern und Schwestern zu helfen. Der Schmerzensschrei der Arbeiter dringt immer lauter durch Europas Länder, — er übertönt den Jubel prassender Glücklicher. Die Gedrückten fühlen die eiserne Faust; — nicht ferner wollen sie dulden, wo sie herrschen können.

Das Volk fängt an, aus dem langen Schlafe der Jahrhunderte zu erwachen; — es möchte die Ketten abschütteln, welche es zum willenlosen Lastthier weniger Mächtigen machen.

Der edle Freiheitsdrang wird lebendig in der Brust der so lange am Boden Schmachtenden; die Sehnsucht nach einem menschenwürdigen Dasein erfüllt ihr Herz; sie möchten auch theilnehmen an den Genüssen der Erde, in deren ausschließlichen Besitz sich jetzt nur Wenige befinden.

Ich bin gesendet, hierfür die gedrückten Gemüther zu entflammen, die schlummernden Kräfte anzufachen; — gleich mir ziehen viele Sendboten des neuen Evangeliums durch die Lande; — wir dringen in die Arbeitsstätten, in jede Dachkammer, wo ein Bruder, wo eine Schwester duldet und leidet, und verkünden die Heilesbotschaft, deren Verwirklichung wir nicht von überirdischen Mächten, sondern von der Begeisterung und der Energie der Geknechteten selbst erwarten."

Fahler hatte mit dem tiefen Brustton der Ueberzeugung gesprochen. Es war ihm offenbar mit seinen Reden ernst.

Marie fühlte sich angezogen, trotz des eigenthümlichen Kontrastes, in welchem die stolzen Worte zu der Erscheinung des Redners standen.

Fahler war groß und hager; sein blasses, bartloses Gesicht mit den blauen Augen, seine fadenscheinige Kleidung, seine lange, schmale Hand ließen auf alles Andere eher schließen, als auf einen tapferen Recken, welcher, ein zweiter Sankt Georg, den Drachen vernichten will, der die hülflose Unschuld zu verschlingen im Begriff ist.

„Sie glauben also," erwiderte Marie, „wir Armen seien von den Reichen unterdrückt und würden von ihnen wider Recht am Boden gehalten, damit sie unsere Kraft ausnützen? Während sie schwelgen, müssen wir darben, — das sei Unrecht. Wir sollten es uns nicht gefallen lassen, — sollten uns dagegen auflehnen?! — Ich begreife dieses nicht. Es ist wahr, — wir sind arm und müssen arbeiten — jene aber sind reich. Die Genüsse des Lebens erfordern Ausgaben, welche wir durch unsere Arbeit nicht erschwingen können. Die Reichen sind im Stande, besser zu leben und mehr zu genießen, als die Armen. Das ist ja ganz richtig. Ich kann aber nicht einsehen, worin

das Unrecht liegt. — Warum sollten sie sich nicht Annehmlichkeiten verschaffen, welche uns versagt sind? Wir würden doch dasselbe thun, wenn wir könnten! Wenn ich reich wäre, würde ich ganz sicherlich nicht vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein an der Maschine sitzen, würde ich mir ohne Zweifel eine behaglichere Wohnung und bessere Kleidung anschaffen, — würde Theater und Konzerte besuchen; — warum sollen es Jene nicht thun, da sie es können? Wie kann hier von Gewalt und Unrecht die Rede sein?"

„Das ist es ja gerade, was ich sagte!" entgegnete Fahler eifrig. „Sie arbeiten da zum Beispiel an einem feinen Kleide, welches für eine Dame bestimmt ist, die in Ueberfluß und Ueppigkeit lebt, die keine Sorge, keine Arbeit kennt und trotzdem in vollen Zügen alle Freuden des Lebens genießt. Während Sie durch die angestrengteste Thätigkeit, welche Ihnen nicht einen Augenblick der Erholung läßt und unfehlbar Ihr Leben verkürzt, kaum das Nothdürftigste verdienen, vergeudet Jene Tausende für Luxus und üppige Gewohnheiten. Ist das billig, gerecht?"

„Ich verstehe Sie wirklich nicht," versetzte Marie. „Was Sie als unbillig und ungerecht darstellen, erscheint mir als ein wahres Glück. Wie elend wären wir Armen, wenn die Reichen nicht verfeinerte kostbare Bedürfnisse hätten! Wie könnten wir sonst leben? Bedenken Sie doch nur den hier vorliegenden Fall. — Würde die reiche Dame, für welche dieses Gewand bestimmt ist, sich gleich mir mit dem Unentbehrlichen begnügen, so hätte ich keine Arbeit für sie zu leisten und keinen Verdienst durch sie einzunehmen. Würde sie sich so einfach kleiden wie ich, — wie vielen Menschen versiegte dann eine Quelle des Erwerbs. Für dieses Negligékleid giebt sie vielleicht fünfzig Thaler aus. Sie könnte freilich ohne ein solches existiren. Dann aber würde eine Anzahl fleißiger Hände, welche diese fünfzig Thaler verdienen, darunter leiden. Der Spinner und Weber, welche diesen feinen Batist hergestellt haben, — die Spitzenklöpplerin, die Näherin, die Stickerin, der Kaufmann — wir Alle, die wir uns in diese fünfzig Thaler theilen, litten den Schaden und nur sie hätte den Vortheil — sie sparte das Geld. Aber auch sie hätte in Wirklichkeit dadurch keinen Nutzen, denn das Geld in der Truhe ist werthlos; — erst durch die Verwendung erhält es seinen Werth. Schmälen Sie den Luxus, den Aufwand der Reichen nicht; — sie sind ein Segen für die Armen. Wenn der Reiche darin einen wohl entbehrlichen Lebensgenuß befriedigt, so gewährt er uns damit zugleich das nöthige Brod; wir haben also den größeren Nutzen davon."

Fahler blickte erstaunt zu Frau Rother hinüber, welche ihre Arbeit wieder aufgenommen hatte. Er war um eine Antwort verlegen.

Totalansicht.

„Ich kann Ihnen in der Kürze nicht auf auf Ihren Einwurf entgegnen," sagte er nach einigem Nachdenken. „Das ist ja gerade das Uebel, von welchem ich zuvor gesprochen. Es fehlt noch das Verständniß für die Lehre, welche zu verbreiten ich gesendet bin.

Wir suchen durch gute, für das eigentliche Volk, die Arbeiter geschriebene Werke die Aufklärung zu verbreiten. Namentlich geschieht dies durch die Wochenschrift „Der Lohn der Arbeit". Ich nehme Abonnenten für dieselbe auf. Sie kostet alle Vierteljahre nur 5 Silbergroschen. Lesen Sie diese Zeitung; — Sie werden alsdann ganz andere, richtigere Begriffe von den Verhältnissen erlangen."

„Ich danke Ihnen," erwiderte Marie. „Ich darf mir diesen Luxus nicht gestatten und wünsche auch gar nicht aufgeklärt zu werden. Ich würde dann vielleicht mit meiner Lage unzufrieden werden. Als Frau kann ich auch ohnehin nichts zur Aenderung der Verhältnisse beitragen.

Ich würde zu dem Unglücke meiner Armuth noch den Unmuth über dasselbe, Neid und Haß empfinden und dadurch noch elender werden."

„Sie glauben als Frau nichts für die Verbesserung der Arbeiterverhältnisse thun zu können?" rief Fahler; „da irren Sie sich. Jeder Arbeiter, Mann und Weib, kann und soll mithelfen, die Verhältnisse zu bessern!

Ich habe auf den zweiten Weihnachtsnachmittag eine große Arbeiterversammlung einberufen. Alle sollen in derselben erscheinen, alle Brüder und Schwestern! Ich hoffe, daß auch Sie kommen werden. Das Ohr soll die ungewohnte Stimme der Wahrheit hören, das blöde Auge soll das Licht des Rechts schauen! Also auf Wiedersehen am Weihnachtstage! Ort und Stunde der Versammlung werden die Plakate an den Straßenecken verkünden. Mit brüderlichem Gruße scheide ich von ihnen!"

Erfreut, wieder auf dem ihm geläufigen Gebiet der hochtönenden Rede angelangt zu sein, war Fahler von seinem Sitze aufgestanden, er drückte Marien's Hand und wandelte gehobenen Hauptes zur Thür hinaus.

In der Hausflur traf er auf Pelzer, welcher eben aus der Theaterprobe heimkehrte.

„Täuscht mich das Mondeslicht? Ist's der lange Fahler, oder nicht?" rief Oskar lustig.

Fahler hätte ihn fast umgerannt; in seiner aufgeregten Stimmung hatte er den Choristen nicht bemerkt.

„Alle Wetter, wo kommst Du her, altes Haus?" fuhr Pelzer fort. „Seit ganzen achtzehn Jahren habe ich Dich nicht geschaut; Du warst spurlos verschwunden. Wo hast Du gesteckt? Du bist ja noch länger geworden, Hans; sonst aber ganz der Alte!"

Fahler war von der Anrede zuerst nicht sonderlich erbaut. Sie schien ihm viel zu trivial zu sein in Bezug auf einen

Mann von seiner Bedeutung, seiner erhabenen Mission. Die Freude der Wiederbegegnung mit seinem alten lieben Freunde aber überwand den Aerger. Er schüttelte in aufrichtiger Herzlichkeit Pelzer's Hand und erwiderte: „Du hast Dich aber sehr zu Deinem Vortheile verändert, Oskar; ich hätte Dich fast nicht wiedererkannt. Was treibst Du denn? Was willst Du hier in diesem Hause?"

„Eine närrische Frage!" lachte Oskar. „Ich wohne ja hier. Ich möchte aber Dich fragen, was Du hier zu suchen hast, da die Sehnsucht nach mir Dich nicht hierherführte?"

„Ich war oben bei der Nähterin Rother," entgegnete Johann. „Sie scheint eine ganz brave Frau zu sein, aber entsetzlich beschränkt und dumm."

„Davon habe ich noch garnichts gemerkt," sagte Oskar. „Was wolltest Du bei ihr? Laß uns übrigens in meine Wohnung treten; Du issest bei mir einen Teller Suppe; wir plaudern dann weiter. Mathilde wird sich freuen, meinen alten guten Kameraden zu sehen. Du hast mich freilich, seitdem ich mich der Kunst in die Arme geworfen, niemals besucht; das schadet aber nichts. Komm' nur mit hinein!"

„Hier bringe ich Dir einen Gast, Mutter," rief Oskar seiner Frau entgegen. „Wir haben an demselben Schreibtische Jahre lang die allerlangweiligsten Akten kopirt und uns sonst fortwährend gezankt, im Uebrigen aber ganz gut vertragen und uns geliebt wie Karlos und Posa. Er war Posa. Er schwärmte für die Unterdrückten; in jedem Prozesse nahm er Partei für den Beklagten. Die Reichen kamen bei ihm schlecht weg; die taugten nichts — allesammt! Am liebsten hätte er sie Alle, unseren Prinzipal einbegriffen, aufgeknüpft, wenn sein gutes Herz solches gestattet hätte.

Als ich zum Theater überging, wurde er mir ernstlich böse. Ich sei zu etwas Besserem geboren, als den Narren der Reichen zu spielen und mich für deren Vergnügen preiszugeben.

Er ist aber der allerbeste Mensch auf Gottes Erdboden, der keiner Fliege wehe thun mag — daneben jedoch Robespierre glühend verehrt. Na, jeder Mensch hat seinen besonderen Gusto! Setze einen Teller mehr auf den Tisch, Mathilde! Ich freue mich wirklich mit meinem alten Hans! — Siehst Du, Johann, das ist meine Aelteste, und das ist mein Paul, und hier hast Du den Beschluß! Spute Dich, Alte, ich habe einen bärenmäßigen Hunger, und Hans schlägt auch eine ganz gute Klinge!"

Mathilde eilte in die Küche und bald dampfte das Essen auf dem Tische.

„Nun beichte auch Du, was aus Dir geworden ist, Hans!" sagte Oskar. „Ueber mich bist Du also vollständig im Klaren. Ich bin noch immer Stimmführer des zweiten Tenors im Chore, schreibe auch Noten, habe eine Gage von vierzig Thalern; und hier meine Herzallerliebste ist mir der treueste, tapferste Kamerad und nicht nur der Verwalter meiner Güter, sondern auch deren Mehrer. Also, jetzt bin ich fertig — schieße Du nun los!"

(Fortsetzung folgt.)

Vorderansicht.

Seitenansicht.

Nachdruck verboten.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

An diesem Tage sah also Kobus, wie ich eben erzählt habe, seinen alten Freund, den Zigeuner, wieder, und als der brummende Baß verstummte, als Joseph bei dem letzten Bogenstrich die Augen aufschlug, da streckte er ihm hinter dem Vorhange mit dem Rufe: „Joseph!“ die Arme entgegen.

Da umarmte ihn der Zigeuner, lachte, daß seine weißen Zähne sichtbar wurden, und sagte:

„Du siehst, ich vergesse Dich nicht; das erste Lied der Lerche ist für Dich!“

„Ja . . . und so geht es jetzt schon in's zehnte Jahr!“ entgegnete Kobus.

Ihre Hände hielten sich umfaßt und sie schauten einander an, die Augen voller Thränen.

Und wie er die anderen Beiden in ernster Erwartung da stehen sah, lachte Fritz laut auf und sagte:

„Joseph, reiche mir meine Hose!“

Der Zigeuner gehorchte; Kobus nahm aus seiner Tasche zwei Thaler und sagte zu Koppel und Andres:

„Da ist Etwas für Euch; Ihr könnt in den „Drei Tauben“ essen; Joseph speist bei mir.“

Dann sprang er aus seinem Bette und fragte beim Ankleiden:

„Hast Du schon Deinen Rundgang in den Brauereien gemacht, Joseph?“

„Nein, Kobus.“

„So mach', daß Du da hinkommst, denn Schlag zwölf Uhr wird gegessen. Wir wollen uns einmal wieder recht lustig machen. Ha! ha! der Frühling ist wieder da; aber jetzt heißt's: vorwärts! Käthe! Käthe!“

„Da will ich mich nur gleich auf die Beine machen,“ sagte Joseph.

„Ja, Alter; aber vergiß nicht, Schlag zwölf.“

Der Zigeuner und seine beiden Kameraden gingen die Treppe hinunter, und als die alte Magd hereintrat, sagte Fritz mit vergnügtem Lächeln:

„Käthe, der Frühling ist da. Wir wollen ihm ein kleines Hochzeitsfest ausrichten. Aber wart', zuerst müssen wir die Freunde einladen.“

Dann schrie er zum Fenster hinaus:

„Ludwig: Ludwig!“

Ein kleiner Junge ging gerade vorbei, der hieß Ludwig, der Sohn des Webers Koffel, ein zottiger Flachskopf. Er watete barfuß durch den geschmolzenen Schnee. Er blieb stehen und reckte die Nase empor.

„Komm' herauf!“ rief ihm Kobus zu.

Der Knabe beeilte sich. Er blieb auf der Schwelle stehen, schlug die Augen nieder und kratzte sich verlegen den Kopf.

„Nur heran! . . . paß auf! Da hast Du für's Erste zwei Groschen!“

Ludwig nahm die beiden Groschen, steckte sie in die Tasche seiner Leinwandhose und fuhr sich mit dem Aermel über die Nase, als ob er sagen wollte:

„Gut so!“

„Laufe zu Friedrich Schulz in der Zinnschüsselgasse und zum Steuereinnehmer Hahn im „Storchen“, verstehst Du mich?“

Ludwig nickte lebhaft mit dem Kopfe.

„Sag' ihnen, daß Fritz Kobus sie Schlag zwölf zum Mittagessen einladen läßt.“

„Ja, Herr Kobus!“

„Warte noch, Du mußt auch zum alten Rabbiner David gehen und ihm sagen, daß ich ihn gegen ein Uhr zum Kaffee erwarte. Nun, fort!“

Der Kleine sprang die Treppe hinunter, vier Stufen auf einmal; Kobus sah ihm ein paar Augenblicke aus dem Fenster nach, wie er die schmutzige Straße hinablief und wie eine Katze über die Pfützen setzte. Die alte Magd wartete noch immer.

„Höre, Käthe,“ sagte Fritz zu ihr, indem er sich herumdrehte, „Du mußt gleich auf den Markt. Bring' Fisch und Wildpret, das Beste, was Du kriegst. Giebt es junges Gemüse, so kaufe welches, es mag kosten, was es will; wenn nur Alles gut ist. Den Tisch decken und den Wein heraufholen will ich schon selbst, also kümmere Dich nur um Deine Küche. Aber spute Dich, denn ich bin überzeugt, der Professor Speck und all die anderen Schlecker der Stadt sind schon auf dem Platze, um die besten Bissen wegzuschnappen.“

III.

Als Käthe fort war, ging Fritz in die Küche, ein Licht anzustecken, denn er wollte im Keller Inspektion halten und zur Feier des Frühlingsfestes einige Flaschen Alten aussuchen.

Seinem breiten Gesicht war die innere Befriedigung anzusehen; vor ihm stieg schon wieder die lange Reihe schöner Sommertage auf bis zum Herbst: das Spargelfest, die Kegelabende im „Blumenkorb“ vor der Stadt; die Fischzüge mit Christel, seinem Pächter in Meisenthal, vor allem die Kahnfahrt auf dem Losser, unter den zitternden Schatten der den Fluß halb überwölbenden Ulmen; wie ihm Christel, das Grundnetz auf der Schulter, sobald sie an die „Forellenquelle“ gekommen, sein „Halt!“ zuruft und das Netz auswirft, das sich auf dem stillen Wasser ausbreitet, wie ein ungeheures Spinngewebe, und wie er es endlich aufzieht, ganz glänzend von goldigen Fischen. Alles Das und manches Andere sah er im Geiste vor sich: den Auszug zur Jagd im Buchenwalde bei Katzenbach, den Korbwagen voll lustiger Kumpane, mit hohen, am Knie festgeschnallten Gamaschen, die Jagdtasche auf dem Rücken über der grauen Bluse, die Feldflasche und das Pulverhorn an der Seite, die Doppelbüchse zwischen den Knieen im Stroh; die hinten angebundenen Hunde, die vor Ungeduld bellen und heulen; wie unser Fritz von der Wagenleiter aus kutschirt, bis an's Haus des Waldhüters Rödig, wo er allein zurückbleibt, um unterdessen die Küche zu überwachen, kleine Zwiebeln dämpfen zu lassen und den Wein kalt zu stellen! Und dann die Heimkehr der Jäger bei Nacht, lärmend und singend, gleichviel, ob die Tasche leer ist oder voll. Alle diese schönen Tage zogen vor seinen Augen vorüber, während er das Licht ansteckte: das Erntefest, die Hopfen- und die Weinlese. Unwillkürlich fing er an zu lachen: „He! he! he! das soll eine Lust sein, das wird schön werden!“

Endlich ging er hinunter, die Hand vor'm Licht, den Schlüsselbund in der Tasche, einen Korb am Arme.

Unten angelangt, schloß er den Keller auf, einen alten, ganz trockenen Keller, dessen salpetrisirte Mauern wie Krystall glänzten, der Stolz der Kobusse seit hundertfünfzig Jahren. Es war im Jahre 1715, als sein Urgroßvater Nikolas sich zuerst Markobrunner kommen ließ, und seit der Zeit war, Gott sei Dank! die weise Fürsorge der späteren Kobusse Jahr aus Jahr ein bedacht gewesen, daß der Keller nicht leer wurde.

Er öffnete ihn mit freudestrahlenden Augen und stand gerade vor den auf den Akazienplatz führenden Luftlöchern. Langsam schritt er an den eisenbeschlagenen Fässern vorüber, die längs den Wänden auf starken Lagern aufgestapelt lagen; er betrachtete sie und sagte:

„Hier der Gleiszeller ist acht Jahre alt; ich habe ihn selbst vom Weinberg weg gekauft, jetzt muß er abgelagert sein, es wird Zeit, ihn abzufüllen. In acht Tagen will ich den Küfer Schweyer bestellen, dann wollen wir miteinander anfangen. Und der Steinberger da ist elf Jahre alt; er hat gekränkelt; er ist zäh geworden; jetzt muß das vorüber sein, na, wir werden's bald sehen. Ah! da ist mein Forstheimer vom vorigen Jahre, den ich mit Eiweiß geklärt habe; ich werde doch erst nach ihm sehen müssen; ich will mir nur heute nicht den Geschmack verderben; morgen oder übermorgen ist's auch noch Zeit genug.“

Und mit solchen Betrachtungen ging er nachdenklich und bedächtigen Schritts vorwärts.

Bei der ersten Wendung, am Eingang in den zweiten Keller, seinen eigentlichen Keller, den Flaschenkeller, blieb er stehen, um das Licht zu putzen, was er mit den Fingern abmachte, da er die Lichtscheere vergessen hatte; vorsichtig trat er den glimmenden Lichtputzen mit dem Fuße aus, schritt dann gebückt durch ein kleines in den Fels gehauenes Gewölbe, und am Ende dieses schmalen Ganges öffnete er eine zweite mit einem riesigen Vorlegeschloß versehene Thüre; er öffnete sie, richtete sich auf und rief aus:

„So, da wären wir!"

Und seine Stimme hallte in dem hohen grauen Gewölbe wider.

In demselben Augenblicke sprang eine Katze die Mauer hinauf, sah sich in der Luke noch einmal um mit ihren grünen, leuchtenden Augen und flüchtete sich dann der Brandgasse zu.

Dieser Keller, der gesündeste in ganz Hüneburg, war zum Theil in den Felsen gesprengt und zum Ueberfluß noch mit kolossalen behauenen Steinblöcken ausgemauert; er war nicht sehr groß, höchstens zwanzig Fuß tief und fünfzehn breit, aber er war hoch und durch einen festen Lattenverschlag in zwei Abtheilungen geschieden, die wiederum durch eine Lattenthüre abgeschlossen waren. Der ganzen Länge nach waren Regale aufgestellt, auf denen in sorgfältigster Ordnung die Flaschen lagen. Jeder Jahrgang von 1780 bis 1840 war vertreten. Das durch die Luftlöcher einfallende Licht, das sich an dem Lattenwerk brach, und den Boden der Flaschen vergoldete, machte das Bild noch anmuthiger und malerischer.

Kobus trat ein.

Er hatte einen Weidenkorb mit viereckigen Fächern für je eine Flasche mitgenommen; er stellte den Korb auf die Erde, hielt das Licht in die Höhe und ging so an den Regalen hin. Der Anblick all' dieser guten Weine, die einen mit farbigem Lack, die anderen mit Metallkapseln versehen, that ihm wohl, und mit einem gewissen Selbstgefühl rief er aus:

„Wenn die alten Herren — Gott habe sie selig! — die seit fünfzig Jahren mit so viel Umsicht und Klugheit diese guten Weine eingelegt haben, auferstünden, so bin ich gewiß, sie würden mit mir zufrieden sein, daß ich ihrem guten Beispiele folge, und würden mich als ihren würdigen Nachfolger hienieden anerkennen. Ja, sie Alle würden zufrieden sein! Denn diese drei Regale habe ich selbst gefüllt, und ich darf schon sagen, nicht ohne Verstand; ich bin allezeit gewissenhaft selbst in die Weinberge gegangen und habe sie selber von den Weinbauern frisch von der Kelter weggekauft. Auch im Keller habe ich weder Mühe noch Kosten gescheut. Und wenn diese Weine auch jünger sind als die anderen, so sind sie doch nicht von geringerer Qualität; sie werden mit der Zeit auch alt und einstens ein würdiger Ersatz für die alten sein. So muß man die Ehre des Hauses aufrecht erhalten; dann wird es auch in den Familien nicht nur immer etwas Gutes, sondern auch etwas Vorzügliches geben.

„Ja, wenn der alte Nikolas Kobus, der Großvater Franz Sepp und mein Vater Zacharias wiederkommen und diesen Wein probiren könnten, sie würden mit ihrem Enkel zufrieden sein; sie würden in ihm ihre eigene Klugheit und ihre eigenen Tugenden wiedererkennen. Leider können sie nicht wiederkommn; hin ist hin! Ich muß sie in Allem und für Alles vertreten. Traurig aber wahr! Wenn man denkt, daß so gescheite Leute, die wußten, was gut war, nicht einmal ein Glas von ihrem Wein kosten und freudig den Schöpfer für seine herrlichen Gaben loben können! So geht's in der Welt; das kommt früher oder später auch noch an uns. Darum soll man das Gute genießen, so lang man noch kann!"

Nach diesen melancholischen Betrachtungen suchte Kobus die Weine aus, die er heute trinken wollte, und das gab ihm seine gute Laune wieder.

„Wir wollen mit französischen Weinen anfangen; auf die hielt mein würdiger Großvater Franz Sepp mehr als auf alle anderen. So Unrecht hatte er am Ende nicht, denn dieser alte Bordeaux giebt im Magen die beste Grundlage. Ja, nehmen wir zuerst ein halb Dutzend Bordeaux zum Anfang. Und dann drei Flaschen Rüdesheimer; den trank mein seliger Vater so gern; ihm zum Andenken wollen wir noch eine vierte dazu thun. Das macht schon zehn; fehlen noch zwei. Aber zu guterletzt, da müssen wir was Extrafeines haben, was Altes, einen echten Sorgenbrecher . . . wart', wart', das will wohl überlegt sein."

So sprechend, bückte sich Kobus, schob sachte das Stroh im unteren Fach zur Seite, und las die alten Etiquetten: Markobrunner von 1798. — Affenthaler von 1804. — Johannisberger-Kapuziner, ohne Jahreszahl.

„Ah! Johannisberger-Kapuziner!" sagte er, richtete sich auf und schmatzte mit der Zunge.

Er nahm die staubbedeckte Flasche und stellte sie andächtig in den Korb.

„Den kennen wir!"

Und ein paar Augenblicke dachte er an die Kapuziner von Hüneburg, die sich im Jahre 1792 bei der Ankunft Custine's aus dem Staube gemacht hatten mit Hinterlassung ihrer Kellervorräthe, welche die Franzosen dann der Plünderung preisgaben. Dem Großvater Franz war es gelungen, zwei- oder dreihundert Flaschen davon zu erwischen. Es war ein köstlicher, goldreiner Wein, dessen Blume das Zimmer wie mit morgenländischen Düften erfüllte.

Deß gedachte Kobus mit Entzücken. Und ohne das Dutzend voll zu machen, meinte er bei sich:

„Nun ist's genug; noch eine Flasche Kapuziner, und wir würden unter dem Tische liegen: Alles mit Maß! pflegte mein braver Großvater zu sagen."

Sodann stellte er sachte den Korb außerhalb des Lattenverschlags hin, machte die Thüre sorgfältig zu, legte das Vorlegeschloß an, und kehrte in den ersten Keller zurück. Um aber die letzte Abtheilung seines Korbes nicht leer zu lassen, nahm er auf dem Wege ans einer Art Schrank, der sich an der Seitenwand des niederen Gewölbes zwischen zwei Pfeilern befand, eine Flasche alten Rum und stieg dann die Treppe hinauf, jedoch nicht, ohne vorher jede Thür sorgfältig verschlossen zu haben.

Im Flur des Erdgeschosses hörte er schon von der Küche her das Klappern mit den Kasserolen und das Prasseln des Feuers. Käthe war vom Markt zurück, Alles war im Zug, so war's recht.

Er blieb im Gange vor der Küche stehen und rief:

„Da sind die Flaschen . . . Ich hoffe, Käthe, Du wirst Dich heute selbst übertreffen und uns ein Essen vorsetzen, ein Essen . . ."

„Lassen Sie das nur gut sein," antwortete die alte Köchin, welche die Ermahnungen nicht leiden konnte, „haben Sie sich in zwanzig Jahren je über mich zu beklagen gehabt?"

„Nein, Käthe, im Gegentheil; aber Du weißt, man kann eine Sache gut, sehr gut und ganz gut machen."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht," sagte die Alte, „mehr kann man nicht verlangen."

Und wie Kobus auf dem Küchentisch ein paar fette Hühner liegen sah, im Kübel einen prächtigen Hecht, kleine Forellen zum Backen, eine gewaltige Gänseleberpastete, da dachte er bei sich: „Alles recht, alles recht; ha, ha, ha! Das soll uns schmecken!"

Allein anstatt in sein gewöhnliches Eßzimmer zu gehen, wendete er sich in den kleinen Gang rechts, setzte dort vor einer hohen Thür seinen Korb nieder, steckte einen Schlüssel in's Schloß und öffnete.

Das war Kobus Galazimmer; hier wurde nur bei ganz besonderen Gelegenheiten gespeist. Die Läden der drei hohen Fenster am anderen Ende waren geschlossen, das Dämmerlicht ließ im Halbdunkel alte Möbel, gelbe Lehnstühle, einen Kamin von weißem Marmor und an der Wand große mit weißem Perkal bedeckte Rahmen erkennen. — Zunächst öffnete Fritz die Fenster und stieß die Läden auf, um zu lüften.

Dieser mit altem Eichenholz getäfelte Saal hatte etwas Feierliches und Würdiges; auf den ersten Blick sah man, daß hier von Geschlecht zu Geschlecht gut gegessen wurde.

Fritz zog die Vorhänge von den Bildern zurück; es waren die Porträts von Nikolaus Kobus, Rath am Hofe des Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jahre des Herrn 1715. Der Herr Rath hatte eine ungeheure Perrücke à la Louis XIV. auf, einen braunen Rock mit großen bis zum Ellbogen zurückgeschlagenen Aermeln, und ein Jabot von feinen Spitzen; sein Gesicht war groß, breit und würdevoll. Ein anderes Porträt stellte Franz Sepp Kobus vor, Fähnrich im Dragonerregimente Prinz Leiningen in himmelblauer Uniform, mit silbernen Schnüren, die weiße Binde am linken Arme, gepuderte Haare und über's Ohr hängenden Dreimaster; er war höchstens zwanzig Jahr alt, blühend wie eine Rose. Ein drittes Porträt zeigte Zacharias Kobus, den Friedensrichter, in schwarzkarrirtem Frack; er hielt seine Tabaksdose in der Hand und trug eine Zopfperrücke.

Diese Bilder in ihren schweren Goldrahmen nahmen sich auf dem braunen Untergrunde des hohen Saales sehr stattlich aus.

Ueber der Thür war eine Art Gypsrelief angebracht, das Amor auf einem von drei Tauben gezogenen Wagen darstellte. Das ganze Ameublement, die hohen Thüren der Schränke, die Chiffonière von Rosenholz, das Büffet mit seinen großen geschnitzten Feldern, der ovale Tisch mit geschwungenen Füßen, bis zum eichenen in Gelb und Rothbraun getäfelten Parquetboden, Alles verrieth, welche Rolle die Kobusse seit hundertfünfzig Jahren in Hüneburg gespielt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Enthüllung der Mumie des egyptischen Königs Ramses II. (S. 12 und 13). Einer der interessantesten Tage für die Geschichte des Museums von Boulaq und für die zu derselben Zeit Anwesenden war der 1. Juni 1886. Am 5. Juli sind es fünf Jahre her, daß ich in Theben das Glück hatte, die reiche Anzahl königlicher und anderer Mumien nach tausendjähriger Ruhe und Vergessenheit wieder an's Tageslicht zu schaffen und sie wenige Wochen später wohlbehalten im Museum von Boulaq zu deponiren. Von Tausenden von Fremden und Einheimischen wurden die Mumien mit Neugierde und Staunen betrachtet; später trat die Frage auf, ob es nicht im Interesse der Wissenschaft sein würde, die Mumien oder wenigstens einige der besonders wichtigen zu öffnen. Der Umstand, daß kurze Zeit nach dem Auffinden die Mumie des Königs Thutmes III. im Museum eröffnet, jedoch in einem so kläglichen Zustande gefunden wurde, daß sich bereits wenige Tage später Pilze darauf bildeten, die nur mit großer Schwierigkeit wieder entfernt werden konnten, hielt Herrn Maspero, den Generaldirektor des Museums, bisher ab, eine weitere Eröffnung der Mumien von Deir el bahari vorzunehmen. Erst auf Wunsch des Vizekönigs, welcher den 1. Juni dazu bestimmt und mehrere hohe Personen, darunter Mukhtar Pascha, Sir Henry Drummond Wolff, sämmtliche Minister, sowie den russischen Generalkonsul Herrn von Hitrowo, eingeladen hatte, wurde die Eröffnung zweier Mumien, derer Ramses II. und der Königin Aahmes nofert ari, der Gemahlin des Königs Amasis, des ersten Herrschers der 18. Dynastie, beschlossen. Am genannten Tage fand die Eröffnung der beiden obengenannten Mumien Vormittags im Museum von Boulaq im Königssaale statt. Die Mumie Ramses II., mit großer Sorgfalt einbalsamirt und mit wechselnden Lagen von Tüchern und Binden umwickelt, hat sich vollständig erhalten, und es erregte zumal der Kopf das allgemeine Erstaunen der Anwesenden. Die Züge des großen Eroberers sind fast vollständig erkennbar und deuten auf das Alter eines Mannes in den achtziger Jahren. Die Nase ist stark gekrümmt, nach Art der der Bourbonen, der Mund fest geschlossen, die Zähne daher nicht sichtbar, der Kopf oben rasirt, das Haar an den Schläfen und am Hinterhaupt vollständig erhalten und von großer Weiche und Feinheit. Die Farbe desselben ist in Folge der bei der Einbalsamirung gebrauchten Ingredienzen gelb geworden. Die Arme sind kreuzweise über die Brust gelegt; die Nägel und Finger, ebenso die Füße mit Hennach oder einer derselben ähnlichen Pflanzenart roth gefärbt. Der Ausdruck der Züge ist der eines Mannes von entschlossenem, fast tyrannischem Karakter. Die Größe der Mumie selbst beträgt 173 Zentimeter. Rechnet man hierzu die durch das Zusammenschrumpfen entstandene Differenz, so ergiebt sich die Gestalt eines Mannes, dessen Maß über die mittlere Größe hinausgeht. Die zweite eröffnete Mumie, in einem Sarge, welcher den Namen der Königin Aahmes nofert ari trug, gefunden, war gleichfalls höchst sorgfältig eingewickelt, mit Leinwandbinden von größter Feinheit umwunden, dazwischen Lagen von Tüchern, roth gefärbt. Auf einem der Leinentücher befindet sich eine hieratische Inschrift, das Jahr 13 der Regierung des Königs Ramses III. tragend. Auf der Brust, fast dicht am Körper und von einer um den Hals gelegten Kette von Goldperlen getragen, fanden sich zwei kleine Naos (Brustschilder), das eine von vergoldetem Holz mit den Figuren des Isis und Nephthys, das andere von Gold, mit dem Bilde des Gottes Ammon und dem Namen und Vornamen Ramses III. Die Thatsache, statt der Mumie der Königin Nofert ari die des Königs Ramses III. gefunden zu haben, erklärt sich leicht durch den Umstand, daß die Mumien in alter Zeit eröffnet und mitunter bei dem Wiedereinlegen in die Särge verwechselt wurden, wie sich übrigens aus den theilweise auf den Särgen, theilweise auf den Leinwandhüllen selbst angebrachten Inschriften aus späterer Zeit ergiebt. Die Züge des Königs Ramses III. sind weniger gut erhalten als die seines großen Vorfahren, doch ist die Aehnlichkeit, zumal bei der Nasenbildung, durchaus nicht zu verkennen. Die Größe der Mumie beträgt 168 Zentimeter. Die beistehenden Photographien sind am Tage der Eröffnung selbst aufgenommen und zeigen den Kopf Ramses des Großen von vorn und im Profil sowie die ganze Mumie.

Kairo, den 4. Juni 1866. Emil Brugsch-Bey.

Ramses II., Sohn des Sethos, aus der 19. Dynastie (ca. 1400 bis 1250 v. Chr.), war einer der mächtigsten Herrscher des Pharaonenreiches. Von allen Beherrschern des alten Kulturlandes am Nil war er der gewaltigste Bauherr und der eifrigste Inschriften-Autor. Deshalb liegt seine Regierungszeit auch im hellsten Lichte genauer Kenntniß vor uns, seitdem man die alten Trümmerstätten durchforscht und die alten Inschriften entziffert hat. Egypten stand zur Zeit des Ramses bereits im Greisenalter. Die Formel, das Dogma, das Herkommen hatte damals schon alles frische Leben zum Erstarren gebracht. Noch aber verhüllte materieller Glanz die beginnende innere Fäulniß. Nur daran bemerkte man schon den Rückgang, daß die kriegerische Kraft des Reiches sehr fühlbar zu erlahmen begann. Ramses der Große war persönlich ein tapferer Mann und betrieb den Krieg mit Leidenschaft, aber trotz eines glänzenden Sieges, den er im Beginn seiner Regierung gegen den gefährlichen Nachbarstaat der Chetiter (in Vorder-Asien) gewann, verschlechterte sich die Machtstellung Egyptens diesem Rivalen gegenüber von Jahr zu Jahr, und Ramses mußte schließlich durch einen Freundschaftsvertrag mit dem anfänglich verachteten Gegner dem weiteren Vordringen desselben Einhalt thun. Desto glänzender entfaltete sich aber die Macht des Königs auf dem Gebiete der Bauthätigkeit. Schon sein Vater Sethos hatte die größte Säulenhalle der Welt (bis auf den heutigen Tag unerreicht) im Ammonstempel von Karnak zu bauen begonnen. Ramses vollendete sie, und führte dann noch eine Menge von gewaltigen Werken aus, die in ihrer Totalität alles, was seine Vorgänger in dieser Hinsicht geleistet haben, weit übertrafen. Das Hauptwerk war wohl der Bau einer neuen Hauptstadt, Ramses, im östlichen Delta, wobei nach jüdischer Ueberlieferung — die aber in den gleichzeitigen Dokumenten noch keine Bestätigung gefunden hat — die Hebräer Frohndienste geleistet haben sollen. Kaum geringer als diese Schöpfung einer ganz neuen Residenz war wohl der Bau des sogenannten Rameseums, eines Komplexes von Tempeln und Palästen, im westlichen Theile der alten Hauptstadt Theben. Hier hat man die größte freie Statue Egyptens gefunden, des Königs Sizbild, aus einem riesigen Blocke röthlichen Granites ausgehauen. Die eigenartigsten der zahllosen Bauten des Königs aber waren die dem Todtenkult gewidmeten, ganz in den Natursels hineingehauenen Höhlentempel. Der größte dieser Tempel, der von Abu Simbel, öffnet sich zwischen vier haushohen Sitzbildern des Königs, die aus der Außenwand des Berges herausgearbeitet sind. Im Hauptsaal des Innern steht der König achtmal in der Gestalt des „Osiris" (verklärter Geist), als Wandpfeiler die Decke stützend. An den Wandflächen findet man die Abbildungen seiner Kämpfe und lange, zum Teil poetische Schilderungen dieser Vorgänge. Es ist schwer, sich den namenlosen Stolz vorzustellen, den dieser Mensch empfinden mußte, wenn er die umstehend abgebildeten Augen öffnete, um diese für Jahrtausende zur Erhaltung seines Ruhmes bestimmten Werke seines Willens zu betrachten. Wie fremdartig uns das Egypterthum auch berührt, wegen dieses energischen erfolgreichen Bestrebens, die Zeit zu besiegen, sich für alle Zukunft in Erinnerung zu bringen, „den Namen lebend zu machen auf Erden" — wie der alte Ausdruck lautet — kann man ihm Bewunderung nicht versagen.

Auflösung des Worträthsels in Nr. 1:

Auf Wiedersehen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von J. H. W. Dietz in Hamburg.

Illustrirte
Sonntags-Beilage
der
Neuen Welt.

Einzel-Abonnements auf die „Sonntags-Beilage" sind nicht zulässig.
Etwaige Beschwerden über Nichtlieferung wolle man der Verlagsbuchhandlung von Bruno Geiser, Breslau, melden.

Nr. 3 1886. Oktober.

Nachdruck verboten.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fahler begann: „Meiner glühenden Begeisterung für das Wohl des unterdrückten Volks hast Du bereits Erwähnung gethan."

„Halt, ich bitte Dich, Hans," unterbrach ihn Pelzer, „erzähle schlecht und recht, in gutem verständlichen Deutsch: erstens, was Du bist; zweitens, wo Du wohnst; drittens, wie es Dir geht."

„Ich bin Wanderredner," entgegnete Johann, „und wohne daher eigentlich nirgend. Ich habe jetzt die hiesigen Verhältnisse zu studiren, die Arbeiter aufzuklären und sie für die heilige Sache der Verbrüderung zu begeistern. An meine eigenen Verhältnisse zu denken, gebricht es mir an Zeit; ich lebe nur für meine hohe Aufgabe! Wenn ich hier ein ersprießliches Feld für meine Wirksamkeit finde, so werde ich wohl in Trotzburg mein Zelt dauernd aufschlagen. Ich habe hier auf den zweiten Weihnachtstag die erste große Volksversammlung angesetzt; Du solltest mit Deiner Frau auch hinkommen. Ihr seid ja ebenfalls Proletarier! Da wirst Du sehen, was und wer der beschränkte ehemalige Tagschreiber jetzt ist!"

Pelzer schüttelte bedenklich den Kopf; Mathilde aber wendete sich an den Gast mit der Frage: „Was wollen Sie denn eigentlich von den Arbeitern haben?"

„Sie sollen der Arbeiterverbrüderung beitreten," lautete die Antwort.

„Und was ist der Zweck dieser Verbrüderung?" forschte Frau Pelzer weiter.

„Die Arbeiter aufzuklären zunächst," entgegnete Fahler. „Sodann sie zu ermuntern, einmüthig und fest den Arbeitgebern mit bestimmten Forderungen entgegenzutreten. Der Koalition des Kapitals soll sich die vereinigte Arbeit gegenüberstellen und auf höheren Lohn, kürzere Arbeitszeit dringen. Der Staat soll aus seinen Mitteln den Arbeiter in dem Kampfe gegen das Kapital unterstützen."

„Und wie wollen Sie durch den Staat dieses erzwingen?" fragte Mathilde.

„Die ganzen sozialen Verhältnisse müssen umgestaltet werden. Ein Jeder soll arbeiten und dafür von der Gesammtheit denjenigen Lohn erhalten, welchen seine Arbeit in Wirklichkeit verdient."

„Hören Sie, lieber Herr Fahler, das ist mir zu hoch," versetzte Mathilde.

„Nun, wir wollen uns die Freude des Wiedersehens nicht durch Dispute vergällen," sagte Oskar. Wir können uns ein anderes Mal zanken. Aber was meinst Du, Mathilde, könnten wir unserem Freunde nicht den Gefallen erweisen, seine große Versammlung zu besuchen? Das soll unser Weihnachtsvergnügen sein. Er muß ganz gut sprechen können; vielleicht lernen wir etwas."

„Meinetwegen," antwortete Mathilde. „Man kann Alles anhören. Ich habe von dem, was Herr Fahler vorhin gesagt hat, nichts verstanden. Wenn er auch uns Frauen belehren will, so muß er in unserer hausbackenen Sprache reden. Doch jetzt muß ich zur Stadt; ich habe Arbeit abzuliefern."

„Es wird mir gelingen, Sie zu überzeugen," sagte Johann. „Bringen Sie auch Frau Rother mit in die Versammlung."

„Ach, die kommt nicht," sprach Oskar. „Sie lebt sehr zurückgezogen und geht nur mit ihrem Sohne aus. Wenn Du die für Deine Ideen gewinnen kannst, dann will ich den Hut vor Dir abziehen. Die weiß mehr, als wir Alle zusammen. Denn Deine Wissenschaft, Freundchen, ist doch auch nicht allzuweit her. Wir sind ja hier unter uns; Du kannst sehr schön nachplaudern, was Du von Anderen gehört hast. — Das weiß ich noch von früher. — — Gehst Du mit die Straße entlang, Johann? Ich muß diese Noten dem Dirigenten der Liedertafel bringen."

„Und ich will für die Versammlung Propaganda machen," sagte Fahler, indem er den Freund begleitete.

III.

Die Feiertage bilden die Lichtpunkte in dem Leben der Arbeiterfamilie. Rastlos schaffen Mann und Weib in der werktägigen Zeit. Jedes Stückchen Brod, das sie den Ihren brechen, ist das Produkt eines Kampfes, welchen sie mit den gesellschaftlichen Mächten und der Natur zu ringen haben. Was dem Thiere mühelos zukommt, dafür hat der Mensch zu arbeiten. Die ganze Kraft des Körpers und des Geistes hat er für den Preis der Befriedigung seiner Bedürfnisse einzusetzen. In diesem immerwährenden, sich täglich erneuernden Ringen würde er seines Menschthums verlustig gehen, würde er vom Herrn zum Sklaven der Erdenwelt hinabsinken, würde er vergessen, daß es noch etwas Anderes gäbe, als die Stillung des Hungers, als den Schutz gegen die Unbill der Witterung, wenn nicht von Zeit zu Zeit der emsigen Hand Ruhe geboten und dem auf Erwerb gerichteten Gedanken eine andere Richtung gewiesen würde. Der Feiertag naht als freundlicher Engel. Er trocknet die schweißtriefende Stirn und löst das Joch von dem gebeugten Nacken. Die angespannten Sehnen kommen zu Ruhe, die keuchende Brust athmet freier, das Haupt hebt sich vom Boden empor.

„Du bist nicht allein zur Sorge berufen," flüstert ihm der Genius des Feiertags zu: „Du sollst Dich auch freuen des Erfolgs Deiner Mühe. Ob groß oder klein der Antheil ist, den Du dir an den Gaben der Erde errungen, freue Dich mit demselben. Du plagst Dich ab um die Deinen — freue Dich heute mit ihnen! — Ich gewähre Dir heute einen Tag der Ruhe, des Friedens, der Freude, — genieße ihn!"

Und der Mensch, welcher dieser Mahnung folgt, schüttelt den Staub der Sorge und Mühe von sich und erlabt sich an dem Bewußtsein seiner Menschenwürde. Die idealen Regungen, welche in jeder Brust schlummern, erwachen und führen ihn hinan zur stolzen Erkenntniß seiner Hoheit.

So rettet der Feiertag das Menschthum. Er kehrt ein in die Stätten der Arbeit, die Fabriken, die Werkstuben, die Dachkammern und vollbringt das Werk der Erlösung. Er giebt den Menschen sich selber wieder. Der Arbeiter, der Handwerker, der Landmann, der Künstler, der Kaufmann, der Beamte, der Gelehrte, sie Alle werden heute wiederum Menschen. Die feiertägige Ruhe ist das erquickende, stärkende, heilkräftige Bad, aus welchem die Seele verjüngt hervorgeht.

Auch in das Eckhaus der Kirchstraße war der Feiertag mit seinen Segnungen eingezogen.

Die Nähmaschine ruhte, und Sabbathstille herrschte in den bescheidenen Wohnräumen.

Fränzchen führte auf dem hölzernen Schaukelpferde, welches die glückliche Mutter für einen Thaler und fünf Groschen erhandelt hatte, die kühnsten Evolutionen aus und benutzte dabei fleißig die Peitsche, während er sich auf der blanken Trompete den muntersten Parademarsch dazu blies.

Paul ließ die prachtvolle blaue Mütze mit den goldenen und rothen Streifen nicht vom Kopfe und übte sich in dem Koloriren von Zeichnungen mittelst des neuen Tuschkastens, welcher außer zwei Pinseln zehn verschiedene große Farbentheile enthielt.

Anna vertiefte sich in die Lektüre von Lessings Dramen; und Vater Pelzer schmauchte vergnüglich aus dem langen Weichselrohre.

Oskar hatte seiner Frau keinen geringen Schrecken bereitet. Als die Kinder die auf dem Tische aufgestellten Gaben entzückt beschauten, und die Eltern, an der Freude der Kleinen sich weidend, dabei standen, hatte sich Oskar auf einen Augenblick entfernt.

Unbemerkt war er darauf wieder in das Zimmer getreten und hatte Mathilden einen Mantel aus dickem Wollstoff um die Schulter gelegt.

„Was ist das?" rief diese erstaunt.

„Ein Wintermantel für unsere liebe Mutter, daß sie uns nicht erfriert!" entgegnete Oskar heiter.

Mathilde nahm das kostbare Kleidungsstück und betrachtete es von allen Seiten mit prüfendem Kennerblicke. Sie schätzte es nicht zu hoch auf zehn Thaler.

Sie hatte schon im vorigen Winter einen neuen Mantel dringend gebraucht; der ihrige war wirklich sehr abgeschabt. Sie hatte sich aber nicht eine so große Ausgabe für ihren eigenen Bedarf bewilligen mögen, und auch in diesem Jahre, wo das Brod abermals um einen Groschen theuerer geworden war, erachtete sie es als eine Versündigung gegen Mann und Kinder, soviel für sich zu verwenden.

„Ich bringe mich noch diesen Winter mit dem alten Mantel durch," hatte sie sich auch dieses Mal wiederum gesagt.

Sie freute sich nicht über diese ihr von ihrem Manne bereitete Ueberraschung.

Oskar verfügte über keine eigene Kasse, er mußte also sicherlich den theueren Mantel auf Kredit entnommen haben. Der gute, aber leichtsinnige Mann hatte nicht an die Schwierigkeit des Bezahlens gedacht. In dem geordneten Finanzwesen mußte dadurch eine umfassende Umgestaltung vorgenommen werden.

Sie erschrak bei dieser Vorstellung so heftig, daß sie nur die Worte: „Aber, Oskar, was hast Du gethan!" hervorbringen konnte.

Dieser aber hatte die furchtbaren Gedanken der Gattin errathen. „Beruhige Dich, Mathilde," erwiderte er; „Du darfst getrosten Muthes den Mantel tragen. Er ist mit baaren elf Thalern bezahlt. Dreizehn und einen halben Thaler sollte er kosten; ich habe aber weislich so viel abgedungen, weil ich nicht mehr als elf Thaler hatte, und gerade dieser schöne, warme Mantel mir für meine herzliebste Frau am passendsten schien."

„Aber Oskar! —" wendete Mathilde ein. Sie vermochte gar nicht zu fassen, von welcher Seite ihrem Manne, der alle seine Einnahmen getreulich abzuliefern pflegte, ein so kolossaler Reichthum zugekommen sein konnte.

„Ach, Du möchtest wissen, auf welche Weise ich in den Besitz so vielen Geldes gelangt bin!" rief Oskar lustig. „Ist es nicht also, Schatz? Das will ich Dir berichten. Die gescheidte Mathilde ist dieses Mal von ihrem Manne gründlich überlistet worden!

Ich hatte mir vor einem Jahre fest vorgenommen, Dir heute einen neuen Mantel zu schenken, weil ich wohl wußte, daß Du Dir selbst keinen anschaffen würdest. Deshalb habe ich von meinem Verdienste für Notenschreiben immer etwas bei Seite gelegt und Dir nicht Alles abgeliefert. So unterschlug ich im Laufe des Jahres ganze elf Thaler meinem gestrengen Weibe! Wir haben trotzdem Alle unser Recht gehabt, sind ohne einen Heller Schulden geblieben und Du hast den schönen Mantel! Ich glaube, Du verdienst ihn in vollem Maße, und wir freuen uns Alle darüber. Nicht wahr, Kinder? Wir freuen uns, daß unsere liebe Mutter jetzt einen so schönen, warmen Mantel hat! Er ist noch lange nicht schön genug für sie! Wir haben die allerbeste Mutter; meinst Du nicht auch, Fränzchen? Wenn sie auch manches Mal schilt und, so wir es gar zu arg machen, hin und wieder uns ein wenig ausklopft."

Und dabei hatte er ihr den Mantel aus der Hand genommen und sie mußte ihn anziehen. Sie fiel ihrem Gatten um den Hals, und Freudenthränen glänzten in ihren Augen.

„Du lieber, guter Mann!" flüsterte sie Oskar zu. „So zärtlich und aufmerksam! Während des ganzen Jahres hast Du gesorgt, mir heute die große, schöne Ueberraschung zu bereiten!"

Fränzchen aber drängte sich an die Mutter heran und rief: „Wir haben die allerbeste Mutter!"

Diese hob ihren Liebling empor und küßte ihn auf den rosigen Mund und zog Anna und Paul in ihre Arme. „Ich bin die glücklichste Frau!" sprach sie. „Ich habe den besten Mann und die herzigsten Kinder! — Haltet mir den Vater in Ehren, Kinder! Er ist viel besser, als ich; ein so gutes Herz schlägt nicht noch einmal auf Erden."

„Wir wollen uns heute deswegen nicht streiten, Mutter!" sagte Oskar, welcher ganz glücklich war, daß ihm die Ueberraschung so herrlich gelungen.

Der Mantel paßte Mathilden, als ob er nach ihrem Maße angefertigt worden sei. Derselbe war vollkommen nach ihrem Geschmacke; sie sah sehr stattlich darin aus.

„Ich habe eine großartige Idee, Mathilde," nahm Oskar wiederum das Wort. „Ich fühle mich so freudig, wie ich seit langer Zeit nicht gewesen. Die arme Rother ist ganz allein mit ihrem Sohne; es kümmert sich kein Mensch um sie. Wie wäre es, wenn wir von dem großen Kuchen einen Theil für morgen Abend aufsparten? Ich bin dann frei, da nur ein paar kleine Lustspiele gegeben werden. Wir bitten Frau Rother mit Rudolph zu uns; Du spendest zu dem Thee etwas Punschextrakt, und wir halten eine solenne Schlußfeier in Gesellschaft. Ich denke doch, daß Frau Rother kommen wird?!"

„Einverstanden!" antwortete Mathilde. „Ich glaube wohl, daß Frau Rother unsere Einladung annehmen wird. Eine Wittwe ist sehr zu bedauern, und namentlich die Rother, welche gar keine Verwandtschaft zu besitzen scheint. Ich glaube, daß sie von vornehmer Herkunft ist; sie hat etwas Besonderes in ihrem Wesen. Trotzdem ich sie wegen der Arbeit häufig spreche, bewahrt sie stets eine gewisse Zurückhaltung. Sie ist blutarm; ihr Sohn hat freien Unterricht — das ist das Einzige, was sie mir jemals über ihre Verhältnisse mitgetheilt hat. Die beklagenswerthe Frau!" — — —

Auch für Marie gestaltete sich der heutige Tag zu einem glücklichen. Sie war am 24. Dezember bis in die späte Nacht hinein thätig gewesen, um die übernommenen Arbeiten pünktlich am anderen Vormittage bereit zu haben. Sie hatte mit Frau Pelzer verabredet, daß diese solche geordnet in der Wohnstube finden würde. Sie beabsichtigte, sich einmal ungehindert dem Genusse des Schlafes hinzugeben. Während des ganzen Monats hatte sie sich kaum eine fünfstündige Nachtruhe gegönnt, um diese Zeit der Arbeitsfülle so viel wie nur irgend möglich auszunutzen.

In dem wohligen Gefühle, so lange schlafen zu können, wie der müde Körper erheischte, war sie nach zwei Uhr zu Bette gegangen, nachdem sie zuvor den Kaffee bereitet und die Feuerung im Ofen geordnet hatte, damit Rudolph sich morgen früh selbst ohne Mühe ein warmes Zimmer und das Frühstück herstellen könnte. Erst nach zehn Uhr rief sie ihrem Sohne den Morgengruß zu.

„Es muß schon sehr spät sein," sagte sie zu Rudolph, welcher an ihr Lager getreten war. „Das war ein schöner, erquickender Schlaf! Es verlohnt sich reichlich, eine Zeit lang angestrengt zu arbeiten, um die Freude einer solchen Ruhe voll empfinden zu können."

„Du arbeitest zu viel, liebe Mutter," erwiderte Rudolph. „Es schmerzt mich stets, wenn ich Deine unermüdliche Thätigkeit sehe und Dir keine Sorge und Last abzunehmen vermag. Ich bin gesund und stark; mir läge es ob, für den Erwerb des Lebensunterhalts zu schaffen. Es ist darum Zeit, daß ich die Schule verlasse und ein Gewerbe erlerne."

„Du sprichst wie ein rechtes Kind," entgegnete Marie. „Sieh, lieber Sohn, es giebt für eine Mutter nichts Beseligenderes, als die Sorge für ihr Kind. Wie elend wäre ich, wenn ich Dich nicht hätte! Die Arbeit ist mir süß, da sie auch für Dich gilt. Mir ist das Glück zu Theil geworden, für Dich freien Unterricht und Schulbedarf zu erlangen; dadurch ist es möglich, Dir eine bessere Erziehung zu gewähren, als Dir sonst durch meine schwachen Kräfte in meiner Armuth vergönnt wäre. Du bist fleißig und hast gute Anlagen. Es würde thöricht sein, Dich dem Studium zu entreißen, um Dich ein Paar Jahre früher für den Selbsterwerb zu befähigen. Du wirst dereinst besser im Stande sein, für Dich und Deine Mutter zu schaffen, wenn Du mir jetzt die Arbeit allein überläßt. Sorge nicht, mein Sohn! In Deinen Jahren taugt dies nicht. Bleibe so wacker, wie Du jetzt bist. Die Last der Gegenwart vermag ich gottlob zu tragen."

„Gute Mutter!" sagte Rudolph, indem er Mariens Hand an die Lippen führte.

„Ich will jetzt aufstehen," setzte Frau Rother ihre Rede fort. „Um welche Zeit soll ich mich bei dem Herrn Direktor einfinden?"

„Er sagte mir gestern, daß es ihm angenehm wäre, wenn Du gegen zwölf Uhr zu ihm kommen wolltest," antwortete Rudolph.

„Dann kann ich noch in aller Behaglichkeit frühstücken," bemerkte Marie. „Ich bin auf die Mittheilung, welche er mir zu machen gedenkt, sehr neugierig. Hast Du eine Ahnung von dem Inhalte derselben?"

„Nicht die mindeste," antwortete Rudolph.

„Nun, wir werden ja hören, um was es sich handelt," sagte Marie.

In Begleitung ihres Sohnes begab sie sich in die Wohnung des Gymnasialdirektors. Derselbe empfing sie freundlich und führte sie in sein Arbeitszimmer, während Rudolph draußen auf sie wartete.

„Ich wünschte mit Ihnen über Ihres Sohnes Zukunft eingehend zu sprechen," begann der Direktor. „Die Schule ist mit ihm in jeder Hinsicht sehr zufrieden. Sein Fleiß und Eifer werden von einer scharfen Auffassungsgabe und einem guten Gedächtniß unterstützt. Für welchen Beruf haben Sie ihn bestimmt?"

„Ich habe die Absicht, ihn jedenfalls das Gymnasium absolviren zu lassen," erwiderte Marie. „Wenn ich die erforderlichen Kosten zu bestreiten im Stande wäre, so würde es mein sehnlichster Wunsch sein, ihn alsdann zur Universität zu senden. Sie kennen aber meine Lage. Ich bin lediglich auf den Erwerb durch die Nadel angewiesen und lebe buchstäblich von Hand zu Mund. Rudolph hat noch zwei Jahre das Gymnasium zu besuchen; diese sind eine Ewigkeit, wenn sie vor uns liegen. In meinen Verhältnissen denkt man nicht so weit."

„Unsere Ansichten begegnen sich," entgegnete der Direktor. „Es wäre auch in der That zu beklagen, wenn ein solcher Kopf der Wissenschaft zu früh entzogen würde. Ich habe Ihnen nun die folgende angenehme Mittheilung zu machen.

Um die Zeit, da Ihr Rudolph die Universitätsreife erlangt, wird ein, von dem hiesigen Magistrate zu vergebendes Stipendium frei, welches einem hier geborenen Kandidaten der Rechtswissenschaft zu Theil werden soll. Die Lehrerkonferenz hat das Vorschlagsrecht. Wir haben beschlossen, Ihren Sohn schon jetzt dafür anzumelden, weil von der Aussicht auf die Erlangung desselben in vielen Fällen der Entschluß zum Besuche der beiden oberen Gymnasialklassen abhängig gemacht werden muß. Das Stipendium umfaßt den Erlaß der Kollegiengelder und einen monatlichen Zuschuß von zehn Thalern zu dem Lebensunterhalte, und zwar auf vier Jahre. Glauben Sie mit einer solchen Aussicht Ihren Sohn für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmen zu können?"

„Wie soll ich Ihnen danken!" rief Marie in freudigster Bewegung. „Sie machen mich unendlich glücklich."

„Dann wären wir ja einig," versetzte der würdige Schulmann. „Ich theile Ihre Freude. Sie sind trotz Ihrer Armuth eine beneidenswerthe Frau. Sie haben den Stürmen des Lebens tapfer Widerstand zu leisten vermocht, Sie verdienen dafür die unbegrenzte Hochachtung. In Ihrem sich herrlich entwickelnden Sohne aber werden Sie dereinst gewiß der reichsten Mutterfreude theilhaftig werden."

Mariens Herz hob sich im Hochgefühle des Glücks.

Ja wohl, — sie war beneidenswerth, die arme Näherin, welche, für des Lebens bescheidene Nothdurft arbeitend, im niedrigen Stübchen der Vorstadt wohnte und heute Morgen froh war, einen Schatz von fünfunddreißig Thalern zu besitzen, von welchen sie nächste Woche siebzehn und einen halben Thaler für die fällige Miethe zu verausgaben hatte.

Aus dem Munde des greisen Gelehrten ein solches Lob ihres Kindes zu vernehmen! Und solche glänzende Aussichten für dessen Zukunft! Freies Universitätsstudium und zehn Thaler monatlich!!

„Dir ist etwas ganz besonders Angenehmes mitgetheilt worden," sagte Rudolph, als sie auf dem Heimwege begriffen

waren. „Ich habe noch nie diesen Ausdruck der Freude auf Deinem Gesichte gesehen."

„Du hast recht, lieber Sohn," erwiderte sie. „Seit langen Jahren brachte mir kein Tag eine solche Wonne, wie der heutige."

Und sie berichtete ihm die frohe Wendung, welcher ihre Verhältnisse entgegenreifen würden.

Die beiden Armen konnten sich in ihr Glück nicht finden. Bei Tische und auf dem Nachmittagsspaziergange sprachen sie von nichts Anderem.

Als Oskar und Mathilde zu einem kurzen Besuche hinaufkamen, fiel auch ihnen deren gehobene Stimmung auf.

„Ich habe mir Frau Rother niemals so froh und zufrieden denken können," sagte Mathilde zu ihrem Manne. „Die Frau macht heute einen ganz anderen Eindruck als sonst. Sie ist stets so melancholisch freundlich, heute aber war sie so recht von Innen heraus glücklich."

Nicht minder aufregend war der heutige Tag für Johann Fahler.

Nach geschehener Anmeldung bei der Polizeibehörde hatte er gestern Morgen ein großes Plakat an alle Straßenecken und Säulen anheften lassen, durch welches er „alle Arbeiter und Arbeiterinnen zu einer freundschaftlichen Besprechung behufs gegenseitiger Belehrung und geistiger Erbauung am Feiertage" einlud.

Die Polizei hatte dem Affichiren dieser Einladung ruhig zugeschaut.

Heute Vormittag aber wurde er vorgeladen und ihm aufgegeben, diese Plakate unverzüglich zu entfernen, weil nach dem Vereinsgesetze die Abhaltung von Volksversammlungen unter Anwesenheit von Frauen verboten sei. Er habe demnach zu einer Uebertretung des Gesetzes aufgefordert.

Seine Einwendungen gegen diese Anordnungen waren vergebens.

Er behauptete, die von ihm projektirte Versammlung sei keineswegs eine „Volksversammlung" im Sinne des Gesetzes, vielmehr, wie ausdrücklich bezeichnet, eine Zusammenkunft von Freunden. Es handle sich hier also lediglich um eine gesetzliche Zusammenkunft.

Man lachte ihn aus und legte ihm die Frage vor, ob er denn so viele Freunde habe, daß er sie durch Straßenplakate einladen müsse.

Was sollte er machen? Die Druckereien waren heute sämmtlich geschlossen. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als dem polizeilichen Befehle zu gehorchen.

Er ließ die Plakate abnehmen und statt deren geschriebene Zettel anbringen, des Inhalts, daß nur volljährige Männer in der Versammlung zugelassen würden.

Wenn die Polizei übrigens geglaubt hatte, durch ihre Maßregel Fahler's Plan zu vereiteln, so hatte sie sich gründlich getäuscht.

Am anderen Tage zogen die Arbeiter schaarenweise zu dem Versammlungsorte hin.

Gerade das polizeiliche Vorgehen hatte der Versammlung einen gewissen Nimbus verliehen, welcher einen ganz besonderen Reiz auf das Volk ausübte. Außerdem war es Feiertag; die Arbeiter hatten Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau.

Fortsetzung.

Nachdem Fritz die Läden aufgemacht hatte, schob er den Rolltisch in die Mitte des Saales, dann öffnete er zwei Schränke, Schränke aus der guten alten Zeit, die von der Diele bis zur Decke reichten, mit Doppelthüren und eingelegtem Getäfel. In dem einen war die Tischwäsche, so schön, wie man sich's nur wünschen kann, in endlosen Fächern aufgespeichert; in dem anderen das Tafelgeschirr, von prächtigem Meißener Porzellan mit geblümten Mustern und Vergoldung; unten ganze Stöße von Tellern und Tischgeräthe aller Art; oben runde Suppenschüsseln, Tassen und Zuckerschalen; dann in einem Korbe das übliche Silbergeschirr.

Kobus suchte ein schönes Damasttischtuch aus und breitete es sorgfältig über den Tisch, strich mit der flachen Hand darüber, um die Falten 'rauszubringen, und machte an den vier Ecken große Knoten, damit sie die Diebe nicht berühren sollten. Er that dies langsam und gemessen und mit sichtlichem Behagen. Hierauf nahm er zuerst einen Stoß flacher Teller und stellte ihn auf's Kamin, dann einen Stoß Suppenteller, desgleichen eine Garnitur schön geschliffener Krystallgläser, schwere dicke Gläser, in denen der Rothwein wie ein Rubin, der Weißwein wie ein Topas funkelte. Zuletzt legte er die Gedecke auf den Tisch, regelmäßig, eines dem anderen gegenüber; darüber faltete er sorgfältig die Servietten, in Gestalt eines Schiffes und einer Bischofsmütze, und stellte sich bald rechts, bald links vor den Tisch, um sich von der Symmetrie des Ganzen zu überzeugen.

Und während er damit beschäftigt war, nahm sein gemüthliches Antlitz einen Ausdruck von unaussprechlicher Wichtigkeit an; er preßte die Lippen aufeinander, runzelte die Stirn und murmelte leise vor sich hin:

„So wollen wir's machen, der lange Friedrich Schultz kommt oben an's Fenster, mit dem Rücken gegen das Licht, ihm gegenüber der Einnehmer Christian Hahn, Joseph auf diese Seite, ich auf jene; so wird's recht ... so ist's ganz recht; wenn die Thüre aufgeht, so sehe ich schon, was kommt, ich weiß, was aufgetragen wird und kann der Käthe ein Zeichen geben, ob sie es bringen oder noch warten soll; ja, so muß es sein. Nun die Gläser: rechts die Bordeauxgläser für den Anfang; in die Mitte die Kelche für den Rüdesheimer, und dann die für den Johannisberg-Kapuziner. Alles muß an der rechten Stelle stehen und zur rechten Zeit kommen: Essig und Oel auf's Kamin; Pfeffer und Salz auf den Tisch; jetzt fehlt nichts mehr, und ich darf mir schmeicheln ... Ach! der Wein! Da es schon so warm ist, so wollen wir ihn in einem Kübel unter der Pumpe abkühlen, außer dem Bordeaux, der überschlagen getrunken sein will; ich will's der Käthe sagen. — Und nun komme ich dran; ich muß mich rasiren, die Wäsche wechseln und meinen braunen Sonntagsrock anziehen. — Die Sache macht sich; ach! dies Prachtwetter! — Was, der lange Friedrich spaziert schon auf dem Platze herum? Ich habe keine Minute mehr zu verlieren."

Mit diesen Worten ging Fritz hinaus; wie er an der Küche vorbeiging, hieß er Käthe den Bordeaux warm und die anderen Weine kalt stellen; sein Gesicht strahlte förmlich vor Freude und trällernd ging er in sein Zimmer:

„Tra, ri, ro,
Der Sommer, der ist do!
Juhe! Juhe!"

Das ganze Haus duftete lieblich nach der Krebssuppe, und die große Fränzel, die Köchin aus dem „Rothen Ochsen", kam auch schon. Sie war zum Aufwarten herbestellt, da die alte Käthe doch nicht zu gleicher Zeit in der Küche und im Eßzimmer sein kann.

Vom Thurm der Landolphskirche schlug's halb, die Gäste konnten jeden Augenblick da sein.

IV.

Giebt's hienieden etwas Angenehmeres, als mit drei oder vier alten Freunden im Eßzimmer seiner Väter zu sitzen, vor einer gut besetzten Tafel sich gravitätisch die Serviette unter's Kinn zu binden, die herrlich duftende Krebssuppe vorzulegen, und die Teller den Freunden herumzureichen mit der Einladung: „Kostet einmal und sagt mir, wie es schmeckt?"

Bedenkliche Sorte.

Wie gern sitzt man doch bei einem solchen Mahle, wenn durch die offenen Fenster die warme Frühlings- oder Herbstsonne scheint.

Und wenn man dann das große Hirschhornmesser ergreift, um den saftigen Hammelschlegel zu tranchiren, oder die silberne Fischkelle, um mit sicherer, kunstgeübter Hand einen prächtigen Hecht der Länge nach zu theilen, ohne daß auch nur die Petersilie aus der Schnauze herausfällt, wie andächtig die Anderen Einem dabei zusehen!

Und wenn man in den Weinkühler hinter dem Stuhle greift, eine neue Flasche heraufangt und sie vorsichtig zwischen die Knie nimmt, um sie beim Oeffnen nicht zu schütteln, wie sie da lachen und bei sich denken: „Was wird er wohl jetzt bringen?"

Ja, gewiß, es gewährt eine große Befriedigung, seine alten Freunde zu bewirthen und dabei zu denken: „So soll es fortgehen von Jahr zu Jahr, bis daß der liebe Gott uns abruft und wir in Frieden ruhen in Abraham's Schoß."

Und wenn dann bei der fünften oder sechsten Flasche die Gesichter sich beleben, wenn es die Einen auf einmal drängt, den Herrn zu loben, der uns mit seinem Segen überschüttet, die Anderen, die Herrlichkeit des alten Deutschlands, seine Schinken und seine edlen Weine zu preisen; wenn Kaspar zärtlich wird und seinem Nachbar Michel eine Beleidigung abbittet, von der dieser keine Ahnung hat; wenn Christian, den Kopf zur Seite, vor sich hin lacht und an den alten Bischof denkt, der schon seit zehn Jahren todt ist, und den er längst vergessen hatte; wenn Dieser von der Jagd, Jener von der Musik, und Alle durcheinander schwatzen, und nur innehalten, um sich auszulachen; das ist die wahre Lust, das ist die Seligkeit auf Erden.

Gerade so ging es gegen ein Uhr Nachmittags bei Fritz Kobus zu; der alte Wein hatte seine Schuldigkeit gethan.

Der lange Friedrich Schulz, früher Sekretär bei Kobus' Vater und ehemaliger Sergeant bei der Landwehr von anno 1814, mit seinem großen blauen Rock, seiner Zopfperrücke, seinen langen Armen und Beinen, seinem flachen Rücken und seiner spitzen Nase, machte die drolligsten Geberden, wenn er erzählte, wie er in einem elsässischen Dorfe aus dem französischen Feldzuge entwischt sei, wie er sich todt gestellt habe, während ihm zwei Bauern die Stiefeln abzogen. Er kniff vorne die Lippen zusammen, riß die Augen weit auf, streckte die Hände, als ob er sich noch immer in dieser verhängnißvollen Lage befände und schrie: „Ich rührte mich nicht! Ich dachte, wenn du dich rührst, sind sie im Stande, dir die Mistgabel in den Rücken zu stoßen!"

Er erzählte dies Abenteuer dem dicken Steuereinnehmer Hahn, der mit seinem runden Bäuchlein wie ein Gimpel, seiner Purpurnase, seinen großen, von sanften Zähren verschleierten Augen und aufgebundenem Halstuch ihm aufmerksam zuzuhören schien und vor sich hin lächelte, und dabei nur an die baldige Eröffnung der Jagd dachte. Von Zeit zu Zeit räusperte er sich, als ob er Etwas sagen wollte, aber immer lehnte er sich wieder zurück in seinen Armstuhl; seine feiste, mit Ringen überladene Hand ruhte bewegungslos auf dem Tisch neben seinem Glase.

Joseph blickte ernst drein; auf seinem schwarzen Gesicht malte sich träumerisches Nachdenken; er hatte seine langen krausen Haare hinter die Schläfe zurückgestrichen; und sein schwarzes Auge schaute unverwandt durch die großen Fenster in das blaue Himmelszelt.

Kobus, den die Erzählung des langen Friedrich so zum Lachen reizte, daß seine breite Nase fast die Hälfte des Gesichts bedeckte, platzte nicht heraus, obschon seine Backen wie eine Fastnachtsmaske aussahen.

„Schenkt Euch ein," sagte er, „noch einen Schluck! Die Flasche ist ja noch halbvoll."

Und die Anderen tranken, die Flasche ging von Hand zu Hand am Tisch herum.

In diesem Augenblick trat der alte David Sichel herein, und man kann sich denken, mit welchem Freudengeschrei er empfangen wurde.

„He! Der David! . . . Der David ist da! . . . Das ist recht! . . . endlich kommt er!"

Der alte Rabbiner warf einen sardonischen Blick auf die angeschnittenen Torten, die umgefallenen Pasteten und die leeren Flaschen und begriff sofort, in welchem Stadium sich die Gesellschaft befand; er schmunzelte.

„Na, David, es war Zeit, daß Du kamst," rief Kobus fröhlich aus, „noch zehn Minuten, und ich hätte Dir den Gensdarm auf den Hals geschickt; wir warten schon eine halbe Stunde auf Dich."

„Auf alle Fälle nicht wie die klagenden Juden an den Wassern Babels," bemerkte der alte Rabb spöttisch.

„Das fehlte auch noch!" sagte Kobus, indem er ihm Platz machte. „Da nimm einen Stuhl, Alter, und setz' Dich. Wie schade, daß Du diese Pastete nicht kosten darfst, sie ist delikat!"

„Ja," rief der lange Friedrich, „aber sie ist treife*), es geht nicht; der liebe Gott hat Schinken, Wurst und Schwartenmagen nur für uns geschaffen."

„Und das Magenweh auch," schmunzelte David. „Wie oft hat mir Dein Vater, der Hans Schulz, nicht dasselbe gesagt: 's ist ein Familienwitz bei Euch, der sich vom Vater auf den Sohn vererbt, wie die Zopfperrücke und die kurze Sammthose mit den Silberschnallen. Hätte aber Dein Vater dem Schinken, der Wurst und dem Schwartenmagen weniger zugesprochen, so wäre er noch so frisch und gesund wie ich. Aber Ihr, Du Schode, Ihr wollt nicht hören, und so wird Einer nach dem Andern aus Liebe zum Speck dran glauben müssen, wie die Ratten in der Falle."

„Ei seht doch den alten Posche-Jisruel an, der giebt vor, sich vor dem Magenweh zu fürchten, als ob es nicht das Gesetz Moses wäre, das ihm die Sache verbietet."

„Schweig," unterbrach ihn David näselnd, „ich sage das für Leute, die bessere Gründe doch nicht verstehen, eben für Euch reicht dieser Grund hin; er ist gut genug für einen Landwehr-Unteroffizier, der sich in einer elsässischen Pfütze die Stiefeln ausziehen läßt; Magenbeschwerden sind nicht minder gefährlich als Mistgabelstiche."

Alles brach in helles Lachen aus; der lange Friedrich drohte ihm mit dem Finger.

„Warte, David," sagte er, „ich will Dich schon kriegen!"

Aber er wußte nicht zu antworten, und der alte Rabbi stimmte herzlich in das Gelächter ein.

Die große Fränzel vom „Rothen Ochsen" räumte den Tisch ab und brachte aus der Küche ein Kaffeebrett mit Tassen; Käthe kam hintendrein mit der Kaffeekanne und dem Liqueur.

Der alte Rabb hatte sich zwischen Kobus und Joseph gesetzt. Gemessen zog Friedrich Schulz aus der Tasche seines Rockes einen großen Ulmer Kopf hervor, und Fritz holte aus dem Schrank ein Kistchen Cigarren.

Kaum war Käthe wieder hinaus — die Thüre stand noch halb offen — als man in der Küche eine muntere Stimme hörte:

„Ei guten Tag, Mamsell Käthe; du lieber Gott, Sie haben ja ein großes Diner; die ganze Stadt ist voll davon!"

„Bst!" machte die alte Köchin.

Und die Thür ging wieder zu.

Im Saale spitzte Alles die Ohren, und der dicke Einnehmer Hahn sagte: „Ei! das ist ja ein nettes Stimmchen! Habt Ihr's gehört? Ha, ha, ha! Seht doch einmal den Schelm, den Kobus an!"

„Käthe! Käthe!" rief Kobus, sich erstaunt umdrehend.

Die Küchenthüre öffnete sich.

„Fehlt Etwas, Herr Kobus?" frug Käthe.

„Nein, aber wer ist denn da draußen?"

„Es ist die kleine Susel, die Tochter Christels, Ihres Pächters in Meisenthal. Sie bringt Eier und frische Butter."

„Ach! die kleine Susel, so, so! Laß sie doch hereinkommen, ich habe sie schon beinahe ein halbes Jahr nicht gesehen."

*) Unrein nach mosaischem Gesetz.

Käthe wandte sich um:

„Susel, du sollst hereinkommen zum Herrn Kobus."

„Ach, mein Gott, Mamsell Käthe, ich bin ja gar nicht angezogen."

„Komm' nur herein, Susel!" rief Kobus.

Und ein kleines, blondes, rosiges Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren trat mit gesenktem Köpfchen ganz verschämt in's Zimmer, frisch wie eine Knospe, mit blauen Augen, feinem Näschen, anmuthigen Lippen, in weißwollenem Unterkleid und blaueinenem Ueberkleid.

Die Freunde sahen sie alle mit Bewunderung an, und Kobus schien über ihre Erscheinung ganz erstaunt.

„Wie Du gewachsen bist, Susel," sagte er. „Aber komm' doch näher, fürchte Dich nicht, man wird Dir nichts thun."

„Das weiß ich wohl," sagte die Kleine; „aber ich bin nicht angekleidet, Herr Kobus!"

„Angekleidet," rief Hahn, „hübschen Mädchen steht Alles gut."

Da drehte sich Fritz um und sagte kopfschüttelnd und achselzuckend:

„Hahn! Hahn! es ist ja noch ein Kind . . . ein reines Kind! Komm', Susel, trinke eine Tasse Kaffee mit uns; Käthe, bringe eine Tasse für die Kleine."

„Ach, Herr Kobus, ich trau' mich nicht!"

„Ach was! Käthe, mach' schnell!"

Als die alte Magd mit der Tasse zurückkam, saß Susel, roth bis über die Ohren, ganz auf der Kante ihres Stuhles, zwischen Kobus und dem alten Rabb.

„Nun, Susel, was gibt's Neues auf dem Hofe draußen? Vater Christel ist doch gesund?"

„O ja, Herr Kobus, Gott sei Dank," antwortete die Kleine; „er ist immer wohl, er hat mir viele Grüße an Sie aufgetragen, die Mutter auch."

„Danke, danke. Das freut mich sehr. Habt Ihr dies Jahr viel Schnee gehabt?"

„Drei Monate lang zwei Fuß um den Hof herum; aber in einer Woche ist er ganz weggeschmolzen."

„Die Saat ist also ordentlich bedeckt gewesen?"

„Ja, Herr Kobus, Alles treibt, der Acker ist schon ganz grün bis in die Furchen hinein."

„Das ist recht. Aber Susel, Du trinkst ja nicht? Trinkst Du keinen Kaffee? Willst Du lieber ein Glas Wein haben?"

„O nein! Ich trinke sehr gern Kaffee, Herr Kobus!"

Der alte Rabb sah die Kleine mit väterlich zärtlichem Blicke an; er wollte ihr selbst den Zucker in den Kaffee thun, und sagte:

„Das ist ein liebes nettes Mädchen, ein gutes Kind; sie ist nur etwas zu furchtsam. Komm, Susel, trinke einen Schluck; das wird Dir Muth machen."

„Danke, Herr David," antwortete die Kleine mit leiser Stimme.

Der alte Rabb bog sich zurück und lächelte voll Zärtlichkeit, wie ihre Rosenlippen die Tasse berührten.

Alle betrachteten mit wahrer Freude dieses hübsche, so sanfte und schüchterne Mädchen; selbst Joseph lächelte. Es war Etwas an ihr wie Lenzesduft, wie der Wohlgeruch von Feldblumen und der reine Hauch der frischen Luft, so etwas anmuthend Liebliches, wie das Schwirren der Lerche über den Kornfeldern; wer sie ansah, der glaubte sich draußen auf dem Lande in dem alten Meierhof an einem schönen Frühlingstage.

„Also Alles wird draußen wieder grün," hub Fritz an! „hat man schon mit den Gartenarbeiten angefangen?"

„Ja, Herr Kobus, die Erde ist noch ein wenig kalt, aber seit dem Sonnenschein der letzten Woche kommt Alles heraus; in vierzehn Tagen werden wir Radieschen haben. Ach der Vater möchte Sie so gern sehen; wir haben Alle die ganze Zeit über nach Ihnen ausgeschaut, Sie jeden Tag erwartet, der Vater hätte ihnen Allerlei zu sagen. Die „Weiße" hat letzte Woche gekalbt, das Junge gedeiht; 's ist eine weiße Kalbe."

„Eine weiße Kalbe, ei, um so besser."

„Ja, die weißen geben mehr Milch, und dann sind sie auch hübscher als die anderen."

Eine Stille trat ein. Da Kobus sah, daß die Kleine ihren Kaffee ausgetrunken hatte und ganz verlegen war, sagte er zu ihr:

„Jetzt geh', mein Kind, ich habe mich gefreut, Dich zu sehen; aber ich weiß schon, Du genirst Dich bei uns; geh' zur alten Käthe, die wartet auf Dich; sie soll Dir ein hübsches Stück Pastete in Deinen Korb thun, sag's ihr nur, und eine gute Flasche Wein für Papa Christel."

„Danke, Herr Kobus," sagte die Kleine, rasch aufstehend.

Sie machte einen zierlichen Knix zum Abschied.

„Vergiß nicht, daheim zu sagen, das ich spätestens in vierzehn Tagen kommen werde," rief ihr Fritz zu.

„Nein, Herr Kobus, ich will es nicht vergessen; man wird sich zu Hause sehr darüber freuen."

Sie schlüpfte hinaus wie ein Vogel aus seinem Käfig, und der alte David rief mit freudestrahlenden Augen:

„Das heiße ich ein kleines hübsches Mädchen; die wird bald eine gute kleine Hausfrau abgeben, hoffe ich."

„Eine gute kleine Hausfrau, natürlich," rief Kobus laut auflachend; „der alte Posche-Jisruel kann kein Mädchen und keinen Burschen sehen, ohne sie gleich verheirathen zu wollen. Ha, ha, ha!"

„Ja wohl," rief der alte Rabbiner und sein Bart sträubte sich förmlich, „ich sage es noch einmal, eine gute kleine Hausfrau! Ist da etwas Schlimmes dabei? In zwei Jahren kann Susel verheirathet sein und kann sogar eine kleine rosige Puppe in ihren Armen wiegen."

„So schweig doch, Alter, Du faselst."

„Ich fasele? . . . Du bist's, der faselt, Abekaures; in anderen Sachen scheinst Du zwar Verstand zu haben, aber im Kapitel der Ehe, da bist Du ein wahrer Thor."

„So, jetzt bin ich der Thor und der David Sichel ist der Vernünftige! Von welchem Dämon ist doch der alte Rabbiner besessen, daß er alle Welt verheirathen will?"

„Ist das nicht die Bestimmung von Mann und Weib? Hat Gott nicht zum Anfang gesagt: „Gehet hin, seid fruchtbar und mehret Euch!"? Ist es nicht Thorheit, gegen den Willen Gottes ankämpfen zu wollen, leben zu wollen . . ."

Hier fing Fritz dermaßen zu lachen an, daß der alte Rabbiner vor Zorn ganz blaß wurde, und mit Gewalt an sich haltend, fortfuhr:

„Du lachst, das ist keine Kunst. Und wenn Du bis an's Ende der Welt ha! ha! ha! he! he! he! hi! hi! hi! kicherst, das würde was Rechtes beweisen, nicht wahr! Wenn Du nur ein Mal mit mir ordentlich disputiren wolltest, wie wollte ich Dich klein kriegen! Aber Du lachst nur, Du öffnest Dein großes Maul: ha! ha! ha! Deine Nase verbreitet sich über Deine Backen wie ein Oelstock, und damit denkst Du mich geschlagen zu haben. Das will nichts heißen, Kobus, damit ist nichts bewiesen!"

Und während er so sprach, machte der alte Rabbiner so komische Geberden, ahmte Kobus' Lachen mit so drolligen Grimassen nach, daß der ganze Saal sich nicht länger bändigen konnte und selbst Fritz sich den Bauch halten mußte, um nicht heraus zu platzen.

„Nein, das will nichts heißen," fuhr David mit erhöhtem Eifer fort. „Du denkst nicht, Du hast niemals nachgedacht."

„Ich thue ja Zeit meines Lebens nichts anderes," sagte Kobus, und wischte sich dabei seine dicken Backen ab, auf denen die Thränen herabrollten; „ich lache nur, weil Deine Ideen so urkomisch sind. Du hältst mich auch für gar zu grün. Da lebe ich jetzt seit fünfzehn Jahren in aller Ruhe mit meiner alten Käthe. Alles habe ich mir zu Hause eingerichtet, um nach meiner Bequemlichkeit zu leben; will ich spazieren gehen, so gehe ich spazieren; will ich sitzen und schlafen, so setze ich mich hin und schlafe; will ich einen Schoppen trinken, so trinke ich einen Schoppen; wenn mir's in den Sinn kommt, drei, vier, fünf Freunde einzuladen, so lade ich sie ein! Und nun

willst Du, daß ich meine Lebensweise ändere, willst mir eine Frau verschaffen, die das ganze Haus umkehrt! Offen gestanden, David, das ist doch gar zu arg!"

„Du glaubst also, Kobus, das wird ewig so fort gehen! Täusche Dich nicht, lieber Junge, Du wirst auch alt, und so, wie Du jetzt lebst, sehe ich schon voraus, wird Dir die große Zehe bald zu verstehen geben, daß der Spaß am längsten gedauert hat. Dann wirst Du Dich nach einer Frau sehnen."

„Ich habe ja die Käthe!"

„Deine alte Käthe hat bald ausgedient, wie ich auch. Du wirst eine andere Magd nehmen müssen, die wird Dich bestehlen und betrügen, wo sie kann, und Du sitzest dann in Deinem Lehnstuhl mit Deinem Podagra und stöhnst Ach und Weh."

„Bah!" fiel Fritz ein, „wenn der Fall eintreten sollte, dann wird sich schon Alles finden, kommt Zeit, kommt Rath. Bis dahin lebe ich ganz zufrieden, wie ich bin. Wenn ich jetzt eine Frau nähme, selbst angenommen, ich thäte einen glücklichen Wurf, angenommen meine Frau wäre ein wahres Muster von Vollkommenheit, eine tüchtige Hausfrau und was damit zusammenhängt, so müßte ich sie doch ab und zu spazieren führen, mit ihr beim Herrn Stadtschultheiß oder der Frau Oberamtmann auf den Ball gehen; ich müßte alle meine Gewohnheiten ablegen, mein Hut dürfte nicht mehr auf dem Ohr oder im Nacken sitzen, das Halstuch dürfte nicht mehr lose um den Hals geschlungen sein, ich müßte das Rauchen aufgeben . . . es wäre ganz entsetzlich, ich zittere schon beim bloßen Gedanken daran. Du siehst, ich verstehe auch zu beurtheilen, was mir frommt, so gut wie ein alter Rabb, der in der Synagoge predigt. Die Hauptsache ist immer, daß man glücklich ist."

„Aber Du beurtheilst die Dinge schief, Kobus."

„So, also mein Urtheil ist schief. Ist es nicht unser Aller Bestimmung, glücklich zu sein?"

„Nein, das ist nicht unsere Bestimmung, sonst würden wir Alle glücklich sein, und man sehe nicht so viel Elend in der Welt, Gott würde uns dann die Mittel gegeben haben, unsere Bestimmung zu erfüllen, er hätte es ja nur wollen dürfen. Sieh' mal, Kobus, er will z. B., daß die Vögel fliegen, und die Vögel haben Flügel; er will, daß die Fische schwimmen, und die Fische haben Flossen; er will, daß die Obstbäume Früchte tragen, und sie tragen Früchte; jedes Geschöpf erhält die Mittel, seine Bestimmung zu erreichen. Und da der Mensch nicht die Mittel besitzt, glücklich zu sein, da es vielleicht in diesem Augenblick auf der ganzen Erde nicht einen glücklichen Menschen giebt, d. h. einen, der die Mittel hätte, immer glücklich zu sein, so beweist das, daß Gott es nicht will."

„Aber was will er denn sonst, David?"

„Er will, daß wir verdienen glücklich zu sein, und das ist etwas ganz Anderes; denn um das Glück zu verdienen, sei es in dieser oder in jener Welt, muß man seine Pflichten erfüllen, und die erste Pflicht ist, sich eine Frau zu nehmen und eine Familie zu gründen, seine Kinder zu rechtschaffenen Menschen zu erziehen, und so das uns anvertraute Gut des Lebens auf Andere zu vererben."

„Er hat doch drollige Ideen, der alte Rabb," warf Friedrich Schulz ein, indem er sich ein Glas Kirschwasser in die Tasse goß, „man sollte meinen, daß er glaubt, was er sagt."

„Meine Ideen sind nicht drollig," antwortete David ernst, „sie sind die richtigen. Hätte Dein Vater, der Bäcker, so gedacht wie Du, wäre er aller Unruhe und Mühe aus dem Wege gegangen und hätte ein zweckloses Leben geführt, hätte der alte Zacharias Kobus dieselben Anschauungen gehabt, Ihr säßet nicht hier bei Tisch mit gerötheter Nase und gefülltem Wanst, Euch zu mästen von den Früchten ihrer Arbeit. Ihr könnt über den alten Rabb lachen, aber er hat wenigstens die Genugthuung, Euch die Wahrheit zu sagen. Eure Väter haben auch ihre Scherze gemacht; aber ernste Gegenstände behandelten sie mit dem gebührenden Ernst, und ich versichere Euch, auf das, was wahrhaft glücklich macht, verstanden sie sich besser als Ihr. Erinnerst Du Dich noch, Kobus, an Deinen Vater, den alten Zacharias, der so ernst in seiner Gerichtsstube aussah, erinnerst Du Dich noch, wenn er zwischen elf und zwölf Uhr mit der großen Mappe unter dem Arm nach Hause kam und Dich schon von weitem vor der Thür spielen sah, wie da sein ganzes Gesicht sich verklärte, wie er freudig lächelte, als ob ein Sonnenstrahl über ihn gekommen wäre? Und wenn er Dich in dem nämlichen Zimmer, in dem wir sitzen, auf seinen Knien tanzen ließ, und Du wie gewöhnlich allerhand dummes Zeug schwätztest, wie glücklich war er da, der gute, alte Herr! Geh und hole aus Deinem Keller die beste Flasche Wein, vom edelsten, der je eines Menschen Herz erfreut hat, wir wollen sehen, ob Du so lachen kannst wie er, ob Dein Herz vor Freude hüpft, ob Deine Augen glänzen, und ob Du das Lied von den „Drei Husaren" so singen kannst, wie er es sang, um Dich zu erfreuen."

„David," rief Fritz voll Rührung aus, „reden wir von ganz 'was Anderem."

„Nein! Alle Eure Junggesellenfreuden, all' Euer alter Wein, all' Eure Späße, Alles ist Nichts . . . . im Vergleich mit Familienglück ist es Elend; nur in der Familie seid Ihr wahrhaft glücklich, denn Ihr seid geliebt, da lernt Ihr den Schöpfer preisen für seine Segnungen. Aber das sind Dinge, die Ihr nicht versteht; ich spreche zu Euch von dem, was ich für das allein Wahre, für das allein Richtige halte, und Ihr höret mich nicht."

Und wie er das sagte, schien der alte Rabb ganz ergriffen zu sein; der dicke Einnehmer Hahn sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, und Joseph murmelte von Zeit zu Zeit einige unverständliche Worte.

(Fortsetzung folgt.)

Bedenkliche Sorte. Es ist ein Kenner, der auf unsrem Bilde das Gläschen in der einen und die Flasche in der andern Hand hält. Das Gläschen ist soeben geleert worden, auf Zunge und Lippen werden die letzten Tropfen des zweifelhaften Getränks in ernstester Prüfung zerdrückt. Was ist's — was für ein eigenthümlicher Geschmack, der Nachgeschmack macht den unbestechlichen Richter stutzig, — mit diesem Schnapse ist etwas passirt, da ist was drin, was nicht hinein gehört, oder es fehlt etwas zu einem guten Tropfen derart Unerläßliches, — ja, es ist gar keine so leichte Kunst — dieses Schnapsansetzen, und von welcher Wichtigkeit ist es, ob so eine Flasche etwas Feines, Gaumen und Herz Erfreuendes enthält, oder eine so bedenkliche, Lippen zusammenziehende Sorte, wie die, deren Prüfung der Maler unseres Bildes geliefert hat. Ein Schock vergnüglicher Momente, freundlicher, behaglicher Regungen in der einen, ein Schock ärgerlicher Momente, mißvergnüglicher, brummiger Anwandlungen in der andern, — das ist ein Unterschied, aus dessen weite Falten sich gar viel von Leid und Freud, — und zwar für die ganze Umgebung des Liebhabers einer solchen Herzstärkung ebenso als für ihn selbst ergießen kann.

xz.

Frauen-Würde. Plato will den Frauen gleiche Rechte und Erziehung wie den Männern, ja selbst die höchsten Staatsämter zuertheilt wissen. Aehnlich günstig sprechen sich auch Plutarch, Sokrates Perikles, Demosthenes aus. Die Ritter erhoben die Damen ihres Herzens zu Göttinnen: Bocaccio erhebt sie zu Engeln, nicht zu rechnen Ariosto, der in seinem „Orlando" den Frauen auf alle mögliche Weise Weihrauch zu streuen bemüht war, und den Schwärmer Petrarca, der in zahllosen Sonetten und Sestinen seine Laura als Engel aller Engel besang, und das Heer der deutschen Minnesänger und Troubadours. Selbst Albrecht Dürer sagt aus jener Zeit: „Ich mag nicht in den Himmel, wenn's dort keine Frauen giebt". — Sigmund von Birken nennt das Weib — das Wunder aller Wunderwerke und einen Inbegriff aller Lieblichkeiten auf Erden. Unser unsterblicher Schiller war bekanntlich der Dichter, welcher sich am höchsten für den Werth der deutschen Frauen begeistert zeigte. Auch der sentimentale Jean Paul blieb trotz oft anders lautender Aeußerungen doch ein großer Vergötterer des schönen Geschlechts. Seine Schriften wimmeln von Stellen wie: „dieses wärmere, zartere, edlere Geschlecht; unsere Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen, — Frauen und Liebe trennt nur der Verstand." — Unsere neueste Literatur hat Legionen von Dichtern aufzuweisen, die es sich zum Hauptgeschäfte machen, das Geschlecht der Frauen in Lob und Huldigung zu verzuckern. — Der große Denker Fichte sagt: „Eine unverheirathete Person ist nur ein halber Mensch."

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von J. H. W. Dietz in Hamburg.

Illustrirte
Sonntags-Beilage
der
Neuen Welt.

Einzel-Abonnements auf die „Sonntags-Beilage" sind nicht zulässig.
Nr. 4 1886. Etwaige Beschwerden über Nichtlieferung wolle man der Verlagsbuchhandlung von Bruno Geiser, Breslau, melden. Oktober.

Nachdruck verboten.

Anna Pelzer.

Roman von A. Hirsch.

Fortsetzung.

Lange vor der festgesetzten Stunde war das Lokal überfüllt. Fahler befand sich in bester Stimmung; eine so großartige Betheiligung an der Versammlung hatte er nicht zu erwarten gewagt.

Mit dem Glockenschlage vier Uhr — genau wie bei der Polizei angemeldet, weder einen Augenblick zu früh, noch zu spät — erhob er sich von seinem Stuhle auf der Estrade, wo das Bureau der Versammlung und der überwachende Beamte Platz genommen hatten, und rief mit mächtiger Stimme: „Die Versammlung ist eröffnet!"

Aber zugleich mit ihm war der Polizeikommissar aufgestanden und nahm unmittelbar nach ihm das Wort, indem er ebenso laut durch den Saal rief: „Ich erkläre die Versammlung für aufgelöst!"

Fahler war außer sich; endlich brachte er mit wuthbebender Stimme die Worte hervor: „Darf ich um Angabe des Grundes bitten?"

„Gewiß," entgegnete der Kommissar lächelnd. „Nach den gesetzlichen Vorschriften muß in jeder Versammlung ein bequemer Gang freigelassen werden, damit man rasch zur Thür gelangen könne. Es ist dieses wegen einer möglichen Feuersbrunst, bei welcher ein gefährliches Gedränge entstehen könnte, angeordnet worden. Hier ist aber Alles so voll, daß keine Stecknadel zu Boden fallen kann. Stellen Sie sich nun das Furchtbare vor, wenn in diesem Augenblicke plötzlich Feuerlärm erschallen würde! Wie viele Menschen könnten alsdann beschädigt oder gar getödtet werden!"

„Aber, mein Herr! — —" wollte Fahler aufbrausen.

„In einer aufgelösten Versammlung darf nicht weiter geredet werden," unterbrach ihn der schlaue Mann des Gesetzes. „Sie sind als Einberufer zunächst für alle Ausschreitungen verantwortlich."

Die Versammelten räumten rasch das Lokal.

Als sie draußen waren, rief Fahler, welcher seine Fassung wiedergewonnen hatte: „Wir wollen spazierengehen, Brüder! Ich trinke in einer halben Stunde in dem Wirthshause „Zur rothen Fahne" ein Glas Bier. Ich kann Euch sagen, das Bier ist dort vortrefflich. Vielleicht treffen sich Einige von uns in jenem Wirthshause!"

„Die rothe Fahne" war ein, nur wenige Minuten vor dem Stadtthore belegenes, im Sommer sehr beliebtes Gartenlokal. Während des Winters stand es einsam und verlassen im Freien.

Der Wirth war nicht wenig erfreut, einen so unerwarteten zahlreichen Zuspruch zu erhalten. Er sandte sofort zur Stadt, um größeren Biervorrath herausbringen zu lassen.

Fahler war der Held des Tages. Die bewiesene Geistesgegenwart erhöhte sein Ansehen um ein Bedeutendes; noch mehr aber kam ihm die Auflösung der Versammlung zu statten.

„Es ist ja offenbar," sagte er zu seiner Umgebung, „die Polizei fürchtet uns!"

Seine Auseinandersetzungen fanden unermeßlichen Beifall. Es war schon eine Gährung unter den Fabrikarbeitern vorhanden; Johann Fahler und das Verhalten der Polizei trugen gemeinschaftlich dazu bei, den Geist der Unzufriedenheit immer mehr anzufachen.

Fahler nahm heute fast zweihundert Abonnements auf seine Zeitung auf.

Dieselbe brachte bald eine eingehende Schilderung der Trotzburger Arbeiterverhältnisse:

„Trotzburg ist ein ergiebiges Feld für die Bewegung. Johann Fahler hat während der kurzen Zeit seiner Anwesenheit daselbst bereits Großes erreicht. Die Saat, welche er ausstreut, wird herrliche Früchte zeitigen. An diesem Hauptsitze bedeutender Industriezweige wissen wir die Leitung in so tüchtigen Händen, daß wir in Bälde die günstigsten Erfolge erwarten dürfen. Wenn Jemand, so versteht es Fahler, durch die Macht der Beredsamkeit zu überzeugen und zu begeistern."

— — — — — — — — — — — —

Herr und Frau Pelzer fühlten sich sehr geschmeichelt, daß Frau Rother die freundliche Einladung angenommen hatte. Sie trafen die umfassendsten Vorkehrungen für den Abend. Der große Tisch wurde mit einem schneeweißen Tafeltuche bedeckt, und noch blanker als sonst glänzte jedes Stück im Zimmer.

Dieses trug in Wahrheit ein feiertägiges Gepräge. Die Nähmaschine ward in die Ecke gerückt; weißer Sand bedeckte den Estrich. Paul und Fränzchen waren nochmals sorgfältig gewaschen worden, und Anna hatte die peinlichste Ordnung überall hergestellt. Es war ein Ereigniß, daß heute „Gesellschaft" gegeben wurde, wie Oskar mit wichtiger Miene verkündete.

„Es ist unser erster Empfangsabend seit unserer Verheirathung, Mathilde," sagte er, „wir müssen die Ehre des Hauses zu wahren wissen."

Außer der Hängelampe sollte noch eine besondere Veranstaltung „zur festlichen Beleuchtung des Salons" nach Oskars Anordnung stattfinden.

Auf der Kommode standen zwei blinkende messingene Leuchter mit großen Kerzen, um kurz vor sieben Uhr, der Stunde des Empfangs, angezündet zu werden.

Die ganze Pelzer'sche Familie befand sich in erwartungsvoller Aufregung. Anna ermahnte die beiden Geschwister, sich ja recht artig aufzuführen, und die Kleinen legten das feierlichste Gelübde für ihr Wohlverhalten ab. Mathilde musterte das Ganze mit zufriedener Miene. Ihr Heim war ihr noch nie so schön erschienen. Sie hatte nichts daran auszusetzen.

Oskar machte der eintretenden Frau Rother sein tiefstes Kompliment und begrüßte sie mit einem Anstande, als ob er am Eingange seines glänzenden Salons eine Fürstin empfange.

„Mein Haus fühlt sich hoch beglückt, verehrteste Frau, daß Sie es durch Ihren Besuch beehren. Darf ich Ihnen die Glieder meiner Familie vorstellen? Hier, unsere Aelteste —"

„Unterlasse doch die Scherze," unterbrach ihn seine Gattin. „Wir sind ja nicht auf der Bühne. Frau Rother kennt bereits Dich und mich und die Kinder."

„So lassen wir die Zeremonien bei Seite, wenn die Damen es also wünschen," fuhr Oskar fort, „und verbringen den schönen Abend zweier schöner Tage im traulichen, freundschaftlichen Beisammensein."

Marie fühlte sich in dem kleinen Familienkreise recht behaglich. Der schwere Druck, welcher seit Jahren auf ihr lastete, war gewichen. Sie empfand nach langer banger Zeit wiederum das Bedürfniß des Verkehrs mit Menschen.

Die fleißige Frau Pelzer, welche sich ihr stets so hülfbereit und gefällig gezeigt hatte, wußte auch über andere Dinge, als über Hemden und Roben zu sprechen.

Marie erkannte sehr bald den reichen Schatz echt weiblicher Tugenden, den diese Choristenfrau besitzen mußte. Sie hatte während der ganzen verflossenen Jahre kein Auge dafür gehabt.

Die musterhafte Ordnung, das bescheidene Benehmen der Kinder, das schöne Verhältniß zwischen den Gatten — Alles deutete darauf hin.

Der redselige Oskar, welchem beständig das Herz auf der Zunge stand, hatte sie rasch in alle Verhältnisse eingeweiht.

Er hatte Mathildens Lob als Hausfrau, Gattin und Mutter begeistert verkündet und sich als den Glücklichsten aller Sterblichen gepriesen, so daß Frau Rother auch ihn herzlich lieb gewann.

Unter dem eigenthümlichen, vom Theater auf das Leben übertragenen, etwas gezierten Wesen barg der wackere Stimmführer des zweiten Tenors ein schlichtes, treues Herz, welches nichts Böses kannte und sich offen und klar dem ersten Blicke zeigte. —

Oskar hatte sich an das Klavier gesetzt und trug verschiedene Lieder vor. Er verstand es, mit vielem Ausdrucke und Geschmacke zu singen, wenn auch seine Stimme im Laufe der Zeit weder an Umfang, noch an Wohllaut zugenommen hatte. Seiner Gattin klang sie jedoch noch immer als die schönste und prachtvollste, welche sie je gehört. Indem sie entzückt dem Vortrage lauschte, konnte sie sich des Gedankens nicht erwehren, daß es doch eigentlich ein Eigensinn der Intendantur sei, einen so tüchtigen Künstler nicht als selbstständigen Sänger auftreten zu lassen.

Auch Marie, welche in früheren Jahren sehr fleißig Musik getrieben hatte und ein feines musikalisches Verständniß besaß, hörte mit vielem Vergnügen zu und drückte Herrn Pelzer ihre aufrichtige Anerkennung aus.

„Musiziren Ihre Kinder nicht?" fragte sie. „Vielleicht trägt uns Anna etwas vor?"

„Anna hat gar kein musikalisches Talent," entgegnete Oskar; „und mit Paul habe ich erst seit Kurzem den Unterricht begonnen. Ich bezweifle, daß er große Befähigung hat. Du könntest aber ein Gedicht vortragen, Anna," wendete er sich an seine Tochter. „Sie deklamirt gar nicht übel."

Das stille, hübsche Mädchen erröthete. „Ziere Dich nicht," sagte die Mutter. „Du brauchst Dich vor Frau Rother nicht zu geniren. Trage nur getrost das Gedicht vor, welches Du dieser Tage gelernt hast."

Und Anna begann das Bürger'sche „Lied vom braven Mann". Sie bekundete durch ihren Vortrag eine so seltene rhetorische Begabung, daß Marie hoch überrascht war.

„Das nennen Sie nicht übel?" sagte sie zu Oskar; „das ist fast vollendet!"

„Ich glaube, es wäre für die beiden Kleinen Zeit, zu Bette zu gehen," wandte sich Oskar an seine Frau. „Anna könnte sie versorgen."

Als seine Tochter mit den beiden hinausgegangen war, hub Pelzer wieder an:

„Sie müssen es mir nicht verübeln, Frau Rother, daß ich vorhin auf Ihre Bemerkung nichts erwiderte; aber ich spreche nicht gern in Gegenwart der Kinder von ihren Vorzügen. Sie haben recht, Anna hat unleugbar ein großes Talent."

„Sie sollten Ihre Tochter für die Bühne ausbilden lassen," meinte Marie; „es würde etwas Bedeutendes aus ihr werden."

„Sobald ich mir hierüber ein bestimmtes Urtheil bilden kann, werde ich mich entschließen," entgegnete Oskar. „Früher aber will ich dem Mädchen keine romantischen Ideen in den Kopf setzen. Wenn ich nicht die gewisse Ueberzeugung erlange, daß meine Tochter eine Künstlerin ersten Ranges wird, lasse ich sie lieber Näherin oder Schneiderin werden, um dereinst einen Schuster oder Schneider, meinethalben auch einen Choristen zu heirathen, wie ihre Mutter es gethan.

Die Kunst ist das Herrlichste und ihr Priesterthum das Erhabenste — ihr Handlangerdienst aber das Elendeste. Ich habe dieses an mir selbst erfahren. Ich ließ mich seinerzeit durch den Rath von Freunden, welche meine Stimmmittel und meine musikalische Begabung überschätzten, verleiten, die Künstlerlaufbahn zu betreten. Sie sehen, wie weit ich es gebracht habe, trotzdem ich ohne Ueberhebung von mir sagen darf, daß ich umfassendere und gediegenere musikalische Kenntnisse besitze, als unser erster Tenor, welcher ganz Europa entzückt.

Nun aber gar eine Frau!

Wenn einer Frau die höchste Stufe der Kunst unerreichbar ist, so darf sie um keinen Preis aus dem natürlichen Kreise ihres angeborenen Berufs hinaustreten. Vor dem Elende einer verfehlten Kunstkarriere werde ich meine Kinder zu bewahren wissen. Anna soll noch ein Jahr lang die Schule besuchen. Dann führe ich sie zum Regisseur des Schauspiels und lasse sie einer strengen, fachkundigen Prüfung unterziehen. Fällt diese nicht ganz befriedigend aus, dann kommt mir meine Tochter nicht von dem Kochtopfe und der Nadel fort. Darf ich aber hoffen, in ihr eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlands erstehen zu sehen, dann mag sie sich ganz der Kunst widmen, wenn sie dazu den inneren Beruf fühlt."

Die beiden Frauen hatten mit Erstaunen diese ernsten, verständigen Auseinandersetzungen vernommen. Der Mann, welcher also sprach, schien ihnen ein ganz anderer, als der heitere, harmlose Chorist von vorhin. Namentlich Mathilde war im höchsten Grade überrascht. Hatte sie denn Oskar während ihrer

fünfzehnjährigen Ehe noch nicht vollkommen kennen gelernt? War dieses die Sprache des sich als großes Kind gerirenden leichtherzigen Gatten? Oskar war ein ganzer Mann, zu dem sie hinaufblicken konnte.

Zum ersten Male empfand sie Hochachtung vor der geistigen Ueberlegenheit ihres Gatten.

Ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl überkam sie. Das liebende Weib schaut so gern zu dem Manne empor, schmiegt sich freudig ihm an, als der festesten Stütze in den schwierigen Lagen des Lebens.

Mathilde hatte sich gewöhnt, ihren Gatten als unmündig und unselbständig zu betrachten, jetzt aber erkannte sie seine Herrschaft an. Es war ihr mit einem Male klar geworden, daß Oskar der maßgebende Faktor sei; daß er das Leben besser kenne, als sie; daß er seiner Stellung als Gatte und Vater vollauf gewachsen sei.

„Sie handeln sehr weise, Herr Pelzer," erwiderte Marie. „Ihre Kinder können sich beglückwünschen, von einem so verständigen Vater für das Leben vorbereitet zu werden.

Ich will aber jetzt auch zur Ruhe gehen. Morgen beginnt wiederum das Leben der Arbeit. Die ungewohnte Unthätigkeit ermattet auch des Körpers Kraft; er bedarf der Stärkung zum frischen Wirken.

Ich danke Ihnen herzlich für die angenehmen Stunden, welche ich in Ihrem schönen Familienkreise verlebt habe. Seit Jahren ist mir nicht ein so genußreicher Abend zu Theil geworden."

Oskar war überglücklich. Während seine Frau den Haushalt wieder in Ordnung brachte und in der Küche beschäftigt war, hatte er seine neue Pfeife in Brand gesetzt und ruhte im Sessel behaglich aus.

Angenehme Vorstellungen umgaukelten seine Sinne. Er dachte sich Anna als Schauspielerin auf der Bühne, von einem Blumenregen überschüttet; und auch er empfing als Vater die begeisterte Huldigung des Publikums! Die Pfeife entglitt seiner Hand; er war eingeschlummert. Da fühlte er plötzlich den warmen Odem Mathildens seine Wange streifen. Ihr Arm hatte sich um seinen Nacken gelegt, und mit einem Kusse weckte sie ihn auf.

„Wir wollen noch unsere gewohnte Tasse Thee trinken, Oskar, und damit die schönen Feiertage beschließen. Es waren herrliche Tage; sie entschädigen für alle Sorge und Mühe! Mir aber haben sie außer dem prächtigen Mantel noch etwas ganz Besonderes gebracht, was noch viel werthvoller ist."

„Und das wäre?" fragte Oskar erstaunt.

„Das Bewußtsein, daß ich nicht nur den besten Mann habe, sondern auch den ernsten, verständigen Herrn und Gebieter, dem ich mich in demüthiger Liebe unterordne," antwortete Mathilde und barg das erglühende Antlitz an des geliebten Mannes Brust.

„Ich verstehe Dich nicht, Liebste," entgegnete Oskar. „Du sprichst in Räthseln."

„Ist auch nicht nöthig," flüsterte Mathilde. „Das Leben ist doch so schön, und das Geschick meint es mit uns so gut! Wir sind recht glücklich, nicht wahr, Oskar?"

„Das wollte ich glauben!" bekräftigte dieser lebhaft.

Herrsch' ich nur in Deinem Herzen;
Will ich leicht den Thron verschmerzen;
Will in dieser Hütte wohnen,
Wo der Friede glücklich weilt,
Liebe, Lust und Schmerzen theilt.

„Ja, Mathilde, wir sind recht glücklich, trotz unserer Armuth! Mögen unsere Kinder dereinst gleich glücklich im Ueberflusse sein!" — — —

IV.

Auch in das Haus des reichen Fabrikherrn Karl Laukhard hatte der Feiertag seinen Einzug gehalten und war jubelnd von dem einzigen Kinde empfangen worden. Aber in dem Herzen der Eltern hatte er keine Stätte gefunden. Der graue Nebel des Alltags wich nicht vor dem Sonnenschein des festlichen Grußes. Düster blieb die Stimmung des Hausherrn und trübe das Gemüth der Dame des Hauses. Elise war, obgleich um mehrere Jahre älter als ihre Schwester Marie, noch immer eine stattliche Erscheinung in den Salons der residenzstädtischen Geldaristokratie. Wer sie freilich zu dieser einsamen nachmittägigen Stunde in ihrem Boudoir belauscht hätte, würde über das schmerzliche, leidensvolle Gepräge ihres Antlitzes erschreckt gewesen sein und vergebens nach dem Ausdrucke jener imponirenden, gleichmüthigen Ruhe geforscht haben, welche in der Gesellschaft von ihr gerühmt wurde. Er hätte in der blassen Frau, welche, in den Sessel zurückgelehnt, schwermüthig über das Journal in ihrer Hand hinweg in das Leere starrte, sicherlich nicht die Dame wiedererkannt, welche zu den tonangebendsten des höheren Bürgerthums in der Hauptstadt zählte.

Der Traum ihrer Mädchenjahre war an der Wirklichkeit eines zwanzigjährigen Ehelebens zu Schanden geworden. Ihr Gatte entsprach in keiner Hinsicht dem Ideale, das auch ihr einst von dem Adel des Mannes vorgeschwebt. Sie hatte sich von dem Scheine einer Bildung täuschen lassen, welche unter äußeren Formen eine trostlose Leere verhüllte.

Karl Laukhard war ein vollendeter Gentleman von tadellosen Manieren und einnehmendem Wesen. Er empfand ganz das stolze Bewußtsein seiner Stellung als Besitzer eines der bedeutendsten industriellen Etablissements des Landes und beanspruchte die Anerkennung derselben im vollsten Umfange. Reichthum und Ansehen galten ihm als die einzigen erstrebenswerthen Güter, deren Mehrung das ausschließliche Ziel seines Strebens ausmachte.

Sein Weib war ihm nicht der ebenbürtige, gleichberechtigte Mitarbeiter an dem ihm, gleich jedem Sterblichen, zu Theil gewordenen erhabenen Menschenberufe; war ihm nicht die bessere Hälfte seines eigenen Wesens; war ihm nicht der freundliche Genosse im Kampfe des Lebens, bei welchem er Trost und Ermunterung, Friede und Freude zu finden hoffte. Er hatte um die schöne, reiche Elise Selbrecht geworben, um seine Mittel zu vergrößern, um mit der eleganten, geistvollen Frau seinem Hause einen besonderen Glanz zu verleihen. Seine Gattin sollte ihm ebenfalls als Mittel zur Befriedigung seines Ehrgeizes, zur Erhöhung seines Ansehens dienen. Sie sollte sich schmücken, sollte Prunk und Pracht um sich verbreiten, sollte sich bewundern lassen, damit ihm, dem einflußreichen, mächtigen Manne, ein neuer Zoll der Ehrfurcht zu Füßen gelegt werde. Für die zarte Regung eines weiblichen Herzens, welches liebebedürftig und Liebe spendend dem Gatten entgegenwallt, hatte er kein Verständniß. An seiner kalten Selbstsucht erstarrte Elisens warmes Gefühl. Sie ward äußerlich kalt und unnahbar gleich ihrem Gatten; ihre Mienen heuchelten eine ungetrübte Heiterkeit, eine behagliche Seelenruhe, während ihr Inneres über den unwiederbringlichen Verlust ihres Liebesglücks trauerte. Der einzige Sonnenblick, welcher das Düster ihres Gemüths erhellte, war die Mutterfreude. Aber, als sollte sie den Pomp ihrer äußeren Lebensstellung mit dem vollen Verzichte auf jeden anderen Genuß erkaufen, griff der Tod mit rauher Hand in das einzige wahrhafte Eden ihres Daseins ein und entführte ihm zwei herrliche Blumen. Ihre beiden ältesten Kinder starben im frühen Alter.

Es blieb ihr ein einziger Sohn.

Während sonst der Kindersegen die Eltern enger miteinander verbindet, während die gemeinsame Liebe des Vaters und der Mutter für das Kind selbst sich gegenseitig fremd gewordene Gatten wieder zusammenführt, erweiterte der Besitz eines Kindes nur noch die Kluft, welche zwischen Elisen und Laukhard gähnte.

Die Mutter erachtete es als ihre heiligste Pflicht, ihren Sohn für die Ideale zu erziehen, welche ihr selbst durch den verhängnißvollsten Irrthum ihres Lebens grausam zerstört waren. Sie wollte das Herz ihres Kindes für das Edle und Schöne entflammen. Sie suchte seiner Empfindung einen Widerwillen gegen alles Niedrige und Gemeine einzuimpfen. Sie wünschte es zu feien gegen das Beispiel des Vaters, dessen Seele von Egoismus und Hochmuth erfüllt war. Ihr Sohn

sollte wahrhaft gut und dadurch glücklich werden. Sie hatte es sich gelobt, der Schutzengel ihres Kindes zu sein, daß es nicht wie seine Mutter dereinst einem elenden Dasein verfalle.

So war es ihr unabläßliches Streben, schon von dem ersten Erwachen der Psyche ihres Sohnes an dementsprechend Geist, Gemüth und Herz zu bilden. Und gerade hierin stieß sie auf den entschiedensten Widerstand ihres Gatten, welcher den Sohn für seinen Beruf in seinem Sinne erziehen wollte.

„Du verdirbst das Kind durch Deine romantischen Schrullen," sagte er zu seiner Frau. „Mein Sohn soll kein schwärmerischer Phantast werden."

Freilich war der Einfluß der Mutter auf den vierzehnjährigen Otto größer, als derjenige des vielbeschäftigten Vaters, welcher nur wenige Augenblicke seinem Sohne widmen konnte.

In diese Disharmonie der Gatten trat das unglückselige Verhältniß Laukhards zu Rother, um Elise auch von ihrer innig geliebten einzigen Schwester zu trennen.

Die traurige Lage derselben brach ihr das Herz.

Sie beklagte den Eigensinn Mariens, welche das Loos bitterster Armuth dem Almosen des reichen Schwagers vorzog. Dieser hatte seiner Frau eine Summe von dreihundert Thalern als jährliche Unterstützung seiner Schwägerin unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, daß ein jeder Verkehr zwischen den Schwestern abgebrochen werden sollte.

„Rother und Marie haben mich von jeher gehaßt," sprach er. „Deine Schwester verdient meine Hülfe nicht. Ich will ihr eine solche gewähren, damit die Welt nicht sagen kann, daß ich mich einer Verwandten nicht angenommen hätte. Aber es geziemt Dir nicht, Umgang mit den Feinden Deines Mannes zu pflegen."

Elise hatte auf dergleichen Aussprüche keine Gegenrede; sie wußte, daß solche jeglichen Eindruckes auf ihren Gatten entbehrte.

Heute am Feiertage, wendeten sich ihre Gedanken lebhafter als sonst der armen Schwester zu, welche in Noth und Elend draußen in der Vorstadt darbte.

Sie empfand keine Freude an den reichen Geschenken, mit welchen Laukhard sie gestern Abend überrascht hatte. Konnte Reichthum sie für das Unglück ihres Daseins entschädigen? Tauchte nicht unter dem Lichterglanze das bleiche gramerfüllte Antlitz der Schwester vorwurfsvoll mit der Anklage auf: Ihr habt mich und mein Kind bestohlen, habt meinen Gatten frühzeitig in die Gruft gebettet?!

War diese Anschuldigung lediglich ein Phantasiegebild einer verzweifelnden Wittwe? Sollte der Mann, dem sie angehörte, in der That eines solchen Verbrechens schuldig sein? Sollte der kostbare Schmuck, den er ihr zum Angebinde gereicht, von einem an der Schwester verübten Raube herrühren können?

Furchtbarer Gedanke!

Nein, es konnte nicht sein! — So tief gesunken war sicherlich der Mann nicht, den ihr Kind Vater nannte! Und doch! wenn es also wäre? Wenn Eduard und Marie recht hätten?! War es so ganz unmöglich? Kannte denn Laukhard irgend welche Rücksicht? Waren nicht Glanz und Gold die einzigen Götter, vor denen er sich beugte? Wo war des Vaters Vermögen? — Sollte es spurlos verschwunden sein? —

Qualvoller Zweifel!

Die Gattin wagt die Rechtschaffenheit des Gatten in Frage zu stellen; sie hat das volle Vertrauen in dessen Ehrenhaftigkeit verloren; sie beginnt, sich des Namens zu schämen, den sie trägt. Die Gleichgültigkeit gegen ihren Mann verwandelt sich in Abneigung, die Abneigung in Verachtung! Sie erschrickt vor dem Zerrbilde ihrer Vorstellung. Die holde Gestalt ihres Knaben steht daneben. Sie will die entsetzliche Erscheinung bannen; ihr Sohn soll nicht das Kind eines Räubers sein, eines Räubers an Wittwe und Waise!

Die sie umgebende Dunkelheit beklemmte ihre Brust; die Helle sollte die unheimlichen, beängstigenden Gedanken verscheuchen.

Sie erhob sich und ließ die Lampe hereinbringen. Ihr Blick fiel auf die Pendüle; sie bemerkte mit Schrecken, daß die Zeit bereits weit vorangeschritten war.

Sie hatte sich mit der Toilette für den Salon zu beeilen.

In demselben fand sie ihren Gatten in lebhaftester Unterhaltung mit einem älteren Herrn, dem Fabrikbesitzer Marbach.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

„Wie denkst Du darüber, Joseph?" frug endlich Kobus den Zigeuner.

„Ich denke wie der Rabb David," sagte er, „aber ich kann mich nicht verheirathen, denn ich lebe unter freiem Himmel, und meine Kleinen könnten unterwegs zu Grunde gehen."

Fritz war nachdenklich geworden.

„Ja, für einen alten Posche-Jisruel spricht er nicht schlecht; aber mich bekehrt er nicht; ich bin Junggeselle, und Junggeselle will ich bleiben."

„Du!" rief David aus. „Nun wohl, Kobus, hör' zu, was ich Dir sage; ich habe nie den Propheten gespielt, aber heute prophezeie ich Dir: Du wirst doch heirathen."

„Ich heirathen? Ha, ha, ha! David, da kennst Du mich schlecht."

„Und Du wirst doch heirathen!" wiederholte der alte Rabb mit näselndem, ironischen Tone, „Du wirst doch heirathen!"

„Da gehe ich jede Wette ein."

„Wette nicht, Kobus, Du verlierst."

„Ei freilich! ich wette, was? .... ich wette meinen kleinen Weinberg am Sonnenberg; Du weißt, das kleine Stück Land, wo der gute Weißwein wächst, mein bester Wein, Du kennst ihn ja, Rabb, und den setze ich ein . . ."

„Gegen was?"

„Gegen Nichts."

„Und ich nehme die Wette an," sagte David, „Ihr seid Zeugen, daß ich sie annehme. Da werde ich guten Wein zu trinken bekommen, der mich nichts kostet, und meine Buben auch, he, he, he!"

„Nur ruhig, David," sagte Kobus und stand dabei auf, „der Wein wird Dir nie zu Kopf steigen."

„Schon gut, schon gut, ich nehme die Wette an; schlag ein, Fritz."

„Topp, es gilt, Rabb."

Dann drehte sich Kobus um und frug:

„Wie ist's, sollen wir nicht in den „Rothen Hirsch" gehen und uns erfrischen?"

„Ja, gehen wir in die Brauerei," riefen die Anderen, „damit beschließen wir würdig diesen Tag. Sapperment haben wir aber heute gut gegessen."

Alle standen auf und nahmen ihre Hüte; der dicke Einnehmer Hahn und der lange Friedrich Schulz gingen voraus, dann Kobus und Joseph, und der alte David Sichel hinterdrein. Arm in Arm zogen sie die Kapuzinergasse hinauf bis zu der alten Markthalle, welcher gegenüber die Brauerei „Zum Rothen Hirsch" lag.

V.

Am folgenden Morgen gegen neun Uhr saß Fritz Kobus mit trübseliger Miene auf dem Rande seines Bettes, zog sich langsam seine Stiefeln an und hielt sich dabei folgende Strafpredigt:

Gesangsunterricht.

„Wir haben gestern Abend zu viel Bier getrunken," sagte er und kratzte sich hinter den Ohren; „das ist ein Getränk, das Einem die Gesundheit ruinirt. Hätte ich lieber eine Flasche Wein mehr und vier oder fünf Schoppen Bier weniger getrunken."

Dann rief er laut: „Käthe! Käthe!"

Wie die alte Magd unter die Thüre trat und ihn gähnen sah, mit rothen Augen und ungekämmtem Haar, rief sie lachend aus:

„He! he! he! Herr Kobus, haben Sie Katzenjammer?"

„Ja! das verdammte Bier ist daran schuld; wenn man mich je wieder dabei erwischt! . . ."

„Ach! das haben Sie ja schon so oft gesagt," versetzte die Alte lachend.

„Kannst Du mir nichts geben, um mich wieder herzustellen?" frug Kobus.

„Wollen Sie Thee?"

„Ach Thee! Eine gute Zwiebelsuppe, die laß ich mir gefallen, und dann, warte mal."

„Ein saures Kalbsohr?"

„Ja, das ist recht, ein saures Kalbsohr. Wie man so dumm sein kann, so viel Bier zu trinken! Aber geschehen ist geschehen, das läßt sich nicht mehr ändern. Nun mache aber, Käthe, ich komme gleich."

Käthe ging lachend in ihre Küche, und nach Verlauf einer Viertelstunde war Kobus gewaschen, gekämmt und angezogen. Er konnte kaum die Glieder regen. Nachdem er endlich seinen Rock an hatte, ging er in das Eßzimmer und machte sich über einen Teller würziger Zwiebelsuppe her, und das that ihm gut. Dann aß er sein saures Kalbsohr und setzte einen tüchtigen Schluck Forstheimer darauf. Das brachte ihn wieder auf die Beine, nur der Kopf war ihm noch etwas schwer. Und die liebe Sonne schien so prachtvoll durch's Fenster.

„Das Bier ist wirklich ein gefährliches Getränk!" sagte er, „dem Gambrinus hätte man den Hals umdrehen sollen, als er auf den Einfall gerieth, Gerste mit Hopfen zusammenzubrauen. Es ist ja ganz naturwidrig, Süß und Bitter zu mischen; und die Menschen sind solche Thoren und schlucken so ein Gift. Aber die Pfeife ist an allem Schuld; wenn man sich das Rauchen abgewöhnen könnte, so würde Einem das Bier nichts anhaben. Was hilft das Alles! — Käthe!"

„Was, Herr Kobus?"

„Ich gehe aus, ein bischen in die frische Luft; ich muß mich ordentlich auslaufen."

„Aber Sie kommen doch zu Mittag wieder?"

„Ich denke, ja. Auf alle Fälle, wenn ich bis um ein Uhr noch nicht zurück bin, kannst Du abräumen, da bin ich irgendwo auf dem Lande eingekehrt."

Während er dies sagte, setzte sich unser Fritz den Filzhut auf, nahm seinen Stock mit dem Elfenbeinknopf aus der Kaminecke und ging in den Vorsaal hinab.

Käthe deckte den Tisch ab und sagte lachend:

„Morgen nach dem Essen geht's gleich wieder in den „Rothen Hirsch". So sind die Männer — alle unverbesserlich."

Als er draußen war, ging Kobus mit gemessenem Schritte die Hildebrandstraße hinauf. Das Wetter war herrlich; alle Fenster standen offen, um die Frühlingsluft hereinzulassen.

„Ei, guten Morgen, Herr Kobus, heute ist es schön!" riefen ihm die alten Weiber zu.

„Ja, Bärbel, ja Kathrin', prächtig!" antwortete er.

Die Kinder tanzten, sprangen und lärmten vor allen Häusern; Alles war eine Lust.

Fritz war durch das Hildebrandthor zur Stadt hinausgegangen, und dann längs den alten Wällen, wo schon die Weiber ihre Wäsche und rothen Röcke in der Sonne aufhängten.

Fritz bestieg die Böschung der Bastion. Nur an wenigen vor der Sonne geschützten Stellen lag noch Schnee, und um die ganze Stadt, soweit das Auge reichte, sah man auf den Hecken, auf den Obstbäumen der Gärten und den Pappeln der Alleen längs der Lauter nichts als junge Triebe von zartem Grün. In weiter Ferne zeigten noch die blauen Berge der Vogesen auf ihren Gipfeln ein paar kaum merkliche weiße Streifen; und darüber wölbte sich der weite Himmel, an dem leichte Wölkchen in endlose Fernen segelten.

Bei diesem Anblicke ging Kobus das ganze Herz auf, und wie sein Auge in die Ferne schweifte, dachte er:

„Von da unten auf dem Ginsterhügel hätte ich nur noch ein halbes Stündchen bis zu meinem Meisenthaler Hof; ich könnte mit Christel einige Geschäfte besprechen und sähe die junge Saat und die weiße Kalbe, von der mir Susel gestern Nachmittag erzählte."

Und wie er im Nachdenken versunken, so vor sich hin blickte, flog ein Zug wilder Tauben hoch in den Lüften über die fernen Hügel, in der Richtung nach dem großen Buchenwald.

Strahlenden Auges sah ihnen Fritz nach, bis sie am fernen Horizonte verschwunden waren; und sofort entschloß er sich, nach Meisenthal zu gehen.

Da begegnete ihm gerade auf der Bastion der alte Gärtner Bosser mit dem Spaten über der Schulter. Er rief ihn an:

„He, Vater Bosser!"

Der sah auf.

„Seid doch so gut, weil Ihr doch in die Stadt geht, und sagt meiner Käthe, ich wäre nach Meisenthal gegangen und käme nicht vor sechs oder sieben heim."

„Sehr wohl, Herr Kobus, ich will es ausrichten."

„Ja, Ihr thut mir einen Gefallen damit."

Bosser ging der Stadt zu und Fritz schlug den Fußweg links ein, der hinter dem Postthal in das Weißfischthal hinunter und auf der andern Seite den Ginsterhügel hinauf führt.

Dieser Pfad war schon trocken, aber unten auf der großen Gressenthaler Wiese kreuzten tausende und abertausend kleine Rieselchen von Schneewasser und glänzten in der Sonne wie Silberadern.

Wie er aus dem Thale den Hügel hinanstieg, bemerkte Kobus zwei oder drei Paar Holztauben, die immer zu zweien auf den nahen grauen Felswänden hin- und hertippelten und oben auf dem Bergrande lustig schnäbelten.

Es war eine wahre Freude, ihnen zuzusehen, wie sie ohne alles Geräusch die Luft durchschnitten; es schien, als ob sie nicht einmal die Flügel zu bewegen brauchten; als ob die Liebe sie trüge; sie ließen nicht von einander und flatterten bald im Schatten der Felsen, bald im hellen Sonnenschein, als ob Blumensträuße kräuselnd vom Himmel fielen. Es war ein Anblick, der das kälteste Herz bewegt hätte. Fritz sah ihrem Spiele lange zu, auf sein Rohr gelehnt; niemals hatte er das Schnäbeln so gut gesehen, denn die Holztauben sind sehr scheu. Zuletzt wurden sie seiner gewahr und flogen fort. Dann machte er sich wieder auf den Weg und hing seinen Gedanken nach. Gegen elf Uhr war er oben auf dem Ginsterhügel angelangt.

Von hier aus sah man Hüneburg, mit seinen alten krummen Gassen, dem Arbogastbrunnen, der Kavalleriekaserne, seinen drei mit Epheu und Moos bewachsenen uralten Thoren, auf dem gegenüberliegenden Hügel wie ein Bild auf blauem Hintergrunde auftauchen; alle Fensterchen und Dachluken erglänzten im Sonnenschein. Die zum Appell blasende Trompete der Husaren klang wie das Summen einer Wespe. Aus dem Hildebrandthore zog es wie eine Reihe Ameisen; Kobus erinnerte sich, daß die alte Hebamme Lehnel den Tag vorher gestorben sei: es war ihr Leichenzug.

Er schaute eine Weile zu, dann schritt er rüstig über die Hochebene, und wie der sandige Weg abwärts führte, gewahrte er plötzlich tief unter sich in der Sohle des Meisenthales am Fuße des Hügels das große graue Ziegeldach seines Pächterhauses, sowie daneben die beiden kleineren des Wagenschuppens und des Taubenschlags.

Es war ein Haus von altmodischer Bauart mit großem, viereckigem, von einer niedrigen Bruchsteinmauer umgebenem Hof; in der Mitte des Hofes stand der Brunnen; ihm zur Seite der grünliche Trog; die Kuh- und Pferdeställe rechts, die Scheunen und der Taubenschlag mit seinem spitzen Thürmchen links; die

Wohnhäuser dazwischen, dahinter befand sich die Brauerei, das Waschhaus, die Kelter, der Hühnerstall und der Verschlag für die Schweine; Alles stand jetzt schon hundertfünfzig Jahre, der Urgroßvater Nikolas Kobus hatte es gebaut. Aber zwanzig Morgen Wiesen, fünfundvierzig Morgen Ackerland, der ganze Hügelabhang voller Obstbäume und in einem sonnigen Winkel einige Morgen sehr einträgliches Weinbergland, gaben diesem Hof einen sehr großen Werth und trugen gute Zinsen.

Just, wie Fritz den Zickzackweg hinabging, sah er die kleine Susel am Brunnen stehen und Wäsche bläuen, die Tauben in Schaaren von zehn bis zwölf um den Schlag herumfliegen und den Vater Christel mit der großen Peitsche in der Hand die Ochsen von der Tränke heimtreiben. Dieses ländliche Bild gefiel ihm; es machte ihm wahre Freude, die Stimme des Hundes Mopsel mit den Schlägen des Waschbläuels und dem Brüllen des Viehes im stillen Thale erschallen zu hören. Bis drüben in den Buchenwald, wo am Fuße der Bäume noch an einigen Stellen gelblicher Schnee lag, hallte das Echo wieder.

Was ihm aber am meisten Freude machte, das war die kleine Susel, die über ihr Brett gebückt, wie eine kleine Hausfrau, die Wäsche einseifte und dann sie abwechselnd bläute und auswand. So oft sie ihren von Wasser und Seife glänzenden Bläuel in die Höhe hob, warf die darauf fallende Sonne einen hellen Lichtstrahl bis oben auf den Hügel zurück.

Als Fritz zufällig einen Blick in die Thalschlucht warf, wo sich die Lauter zwischen Wiesen hinschlängelt, bemerkte er, wie auf dem Wipfel einer alten Eiche ein Habicht die den Schlag umkreisenden Tauben beobachtete. Er legte seinen Stock auf ihn an; der Vogel flog sofort auf mit wildem, das Thal erfüllendem Geschrei, und wie im Nu waren alle Tauben im Schlag verschwunden.

Lachend trabte Kobus den Weg hinab, bis er ein helles Stimmchen rufen hörte:

„Der Herr Kobus! . . . Der Herr Kobus ist da!"

Susel war's, die ihn oben bemerkt hatte, und nach der Scheune lief, um ihren Vater zu rufen.

Kaum war er auf den Fußweg am Fuße des Hügels gelangt, als schon der Pächter, ein alter Wiedertäufer, mit breitem Halsbart, einen langhaarigen Hut auf dem Kopfe, in grauwollener Jacke mit Messinghefteln, ihm entgegenkam, und ihn mit freudiger Stimme und heiterer Miene begrüßte:

„Willkommen, Herr Kobus, herzlich willkommen! Sie machen uns heute eine große Freude, wir hatten Sie nicht so bald erwartet."

„Ja, Christel," sagte Fritz und schüttelte dem braven Manne die Hand; „mir ist der Gedanke, Sie zu besuchen, plötzlich gekommen, da bin ich. He, he, he! ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie noch immer gut aussehen, Vater Christel."

„Ja, der Himmel hat uns vor Krankheit bewahrt, Herr Kobus; das ist die größte Wohlthat, die wir uns wünschen können; ihm sei Preis und Dank! Aber da kommt meine Frau, die Kleine hat sie geholt."

Und richtig, da kam die gute Mutter Urschel mit schwarzer Taffthaube und weißer Schürze herbeigeeilt. Sie war eine stattliche, wohlbeleibte Frau mit kräftigen, runden, aus den Hemdärmeln hervorquellenden Armen. Hinterdrein kam Susel gesprungen.

„Ach du mein Gott! Sie sind es, Herr Kobus," sagte die Frau mit lachendem Gesicht, „so zeitig? Das ist ja eine freudige Ueberraschung für uns."

„Ja, Mutter Urschel, — Alles, was ich hier sehe, macht mir Freude. Ich habe im Vorbeigehen einen Blick auf die Obstbäume geworfen, Alles treibt nach Wunsch! Und eben sah ich das Vieh von der Tränke hereinkommen, das schien mir auch von guter Beschaffenheit zu sein."

„Ja, ja, s'ist Alles recht," sagte die dicke Pächterin.

Man sah es ihr an, daß sie Herrn Kobus am liebsten um den Hals gefallen wäre; und auch die kleine Susel schaute ganz vergnügt darein. Zwei Knechte fuhren eben mit bespanntem Wagen zum Hofe hinaus; sie nahmen ihre Mütze ab und riefen:

„Guten Morgen, Herr Kobus!"

„Guten Morgen, Johann, guten Morgen, Kaspar," antwortete er recht vergnügt.

Sie gingen auf das Wohnhaus zu, dessen Vorderseite mit Lattenwerk versehen war, an dem bis zum Dache sechs oder sieben dicke, knorrige Weinstöcke hinaufliefen; die Schößlinge zeigten sich noch kaum.

Zur Rechten der kleinen runden Hausthüre befand sich eine Steinbank. Weiterhin, unter dem Schuppendach, das zum Schutze gegen die Witterung herausragte, standen Eggen, Pflüge, eine Futterschneide, Sägen und Leitern bunt durcheinander. Am Scheunenthor sah man auch einen großen Fischhamen, und oben zwischen den Balken des Wagenschuppens hingen Bündel Heu, in denen die Spatzenbrut ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Mopsel, ein kleiner Schäferhund, mit stahlgrauen Haaren, großem Schnurrbart und nachschleppendem Schwanze kam herzugelaufen und rieb sich an Fritzens Bein, der ihm den Kopf streichelte.

So gelangten sie unter Lachen und fröhlichem Hin- und Herreden — denn Alles freute sich über die Ankunft des guten Kobus — zusammen in den Hausgang und von da in die große Hofstube, ein großes weißgegipstes acht bis neun Fuß hohes Zimmer, dessen Decke große braune Balken durchzogen. Drei Fenster mit achteckigen Scheiben gingen in's Thal; ein anderes kleines hatte den Blick auf den Hügel; den Fenstern entlang stand ein langer eichener Tisch mit Kreuzbeinen und Bänken auf jeder Seite; links hinter der Thür erhob sich ein kolossaler eiserner Ofen in Pyramidenform und auf dem Tisch standen fünf bis sechs Becher und ein Krug von Steingut mit blauen Blumen; alte Heiligenbilder, in denen der Maler das Roth nicht gespart hatte, in schwarzen Rahmen, vervollständigten das Ameublement des Zimmers.

„Herr Kobus," sagte Christel, „Sie bleiben doch bei uns zu Tisch, nicht wahr?"

„Versteht sich."

„Gut. Weißt Du auch, Urschel, was Herr Kobus recht gern ißt?"

„Ja, laß nur gut sein; wir haben gerade heute früh Teig gemacht."

„Na, aber, wir wollen uns setzen. Sind Sie müde, Herr Kobus? Wollen Sie Ihre Schuhe ausziehen, ich gebe Ihnen ein paar Holzpantoffeln?"

„Was Sie denken, Christel; ich habe diese zwei Stündchen gemacht, ohne irgend was zu verspüren."

„Desto besser. Aber Du red'st ja gar nicht mit Herrn Kobus, Susel?"

„Was soll ich mit ihm reden? Er sieht ja, daß ich da bin und daß wir uns Alle recht freuen, ihn bei uns zu sehen."

„Sie hat Recht, Vater Christel. Wir beide haben gestern zusammen geplaudert; sie hat mir Alles erzählt, was hier vorgeht. Ich habe meine Freude an ihr, sie ist ein gutes Mädchen. Aber, weil wir doch einmal dabei sind, wissen Sie, was wir thun könnten, während Mutter Urschel die Nudeln macht? Nach den Feldern und nach dem Obst- und Gemüsegarten sehen; ich bin so lange nicht aus gewesen, daß der kleine Spaziergang mir die Beine erst wieder gelenkig gemacht hat."

„Gern, Herr Kobus. Susel, Du kannst der Mutter helfen. In einer Stunde sind wir zurück."

Fritz und Vater Christel gingen hinaus, und wie sie über den Hof schritten, sah Kobus im Vorbeigehen bereits den Wiederschein der Flamme vom Küchenherd. Die Pächterin knetete den Teig auf dem Küchentisch.

„In einer Stunde, Herr Kobus," rief sie ihm zu.

„Ja, Mutter Urschel, ja, in einer Stunde."

Damit gingen sie.

„Wir haben diesen Winter viel Obst gepreßt," sagte Christel, „das bringt uns wenigstens zehn Ohm Aepfel- und zwanzig Ohm Birnenmost. Der ist zur Erntezeit ein viel erfrischenderes Getränk als Wein."

„Und viel gesünder als Bier," fügte Kobus hinzu. „Man braucht es weder stärker zu machen, noch mit Wasser zu verdünnen; es ist ein natürliches Getränk."

Sie gingen an der Brennerei vorüber; Kobus warf einen Blick hinein durch eines der kleinen Fenster.

„Haben Sie auch Kartoffeln gebrannt, Christel?"

„Nein, Sie wissen, es hat letztes Jahr nicht viel gegeben; wenn es keine sehr gute Kartoffelernte giebt, lohnt es nicht der Mühe."

„Das ist ganz richtig. Aber mir scheint, Sie haben mehr und schönere Hühner als voriges Jahr?"

„Ja wohl, Herr Kobus, das sind Cochinchina-Hühner. Seit zwei Jahren giebt es viele hier in der Gegend, ich hatte sie bei Daniel Stenger im Lauterbacher Hofe gesehen, und wollte auch welche haben. Das ist eine Prachtsorte, aber wir müssen erst sehen, ob sie auch so viele Eier legen."

Sie standen vor dem Verschlag des hinteren Hofes, wo an einem schattigen Plätzchen eine Masse großer und kleiner Hühner, mit Hauben auf dem Kopfe und sogenannten Hosen an den Beinen, mitten unter ihnen ein prächtiger Hahn mit rothen Augen, aufsahen, horchten und sich mit dem Schnabel kämmten. Auch einige Enten waren darunter.

„Susel, Susel!" rief der Pächter.

Die Kleine erschien sofort.

„Was, Väterchen?"

„Laß doch die Hühner heraus in die frische Luft und die Enten in's Wasser; wir müssen sie zeitig genug einsperren, wenn es Gemüse im Garten giebt, damit sie nicht den Boden aufwühlen."

Susel ließ sie schleunigst heraus und Christel schlug den Weg nach den Wiesen ein; Fritz folgte hinterdrein. Ungefähr hundert Schritte vor dem Flusse, wo der Boden feucht wurde, blieb der Wiedertäufer stehen und sagte:

„Sehen Sie, Herr Kobus, seit zehn Jahren wächst auf diesem Abhang Nichts als Weiden und Pfeilwurzel, kaum daß man das Vieh damit füttern konnte; diesen Winter aber haben wir angefangen zu drainiren, und jetzt läuft alles Wasser in den Fluß ab. Nur ein paar Wochen Sonnenschein, so ist Alles wieder trocken, und dann können wir darauf aussäen, was wir wollen, Wicken, spanischen oder Schneckenklee; das giebt ein gutes Futter, dafür stehe ich."

„Aber das nenne ich einen gescheiten Einfall," sagte Fritz.

„Ja, Herr Kobus; aber ich habe noch von was Anderm mit Ihnen zu reden; auf dem Rückwege nach dem Hofe, da wo der Fluß die Biegung macht, will ich Ihnen das auseinandersetzen, da kann ich's Ihnen deutlicher machen."

Und so gingen sie rings im Thale herum, bis gegen Mittag. Christel erzählte Kobus, was er Alles vorhatte.

„Hier," sagte er, „werde ich Kartoffeln stecken; dort wollen wir Roggen aussäen, nach dem Klee wächst er am besten."

Fritz verstand nichts von alledem; aber er gab sich das Ansehen, als ob er sich darauf verstünde, und der alte Pächter freute sich, von den Dingen reden zu können, die ihn am meisten interessirten.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Gesangsunterricht. (S. 29.) Der Künstler hat eine einfache und doch gewiß nicht inhaltsarme Szene aus unserem Schulleben in diesem Bilde prächtig zur Darstellung zu bringen gewußt. Es ist eine der jüngsten, wohl aber auch eine der talentvollsten Schülerinnen, um die sich der alte Schulmeister solche Mühe giebt. Der Greis und das kaum für die Schule reife Kind, — wie geben sie sich ganz ihrer Aufgabe hin, — wie prägen sich in jedem von ihnen die karakteristischen Merkmale ihres Alters und Geschlechts und, was am meisten sagen will, ihrer ganzen Lebensgeschichte aus! Und die drei übrigen Schülerinnen! Die zwei im Vordergrunde, welche sich um den Beginn des Gesangunterrichts ihrer kleinen Mitschülerin, welcher vielleicht über deren ganzes Schicksal entscheidet, nicht im mindesten kümmern, sie sind treffliche Repräsentanten jener kindlichen Neigung, sich allerhand Narrenspossen bis zum Vergessen alles um die kleinen Menschen her Vorgehenden hinzugeben. Und auch die beiden in jeder größeren Kinderschaar wahrnehmbaren Kategorieen jugendlicher Leichtfüße sind durch diese zwei glücklich vertreten, — die aktive Sorte, welche stets tausend Raupen im Hirn hat und in Späßen und lustiger Thorheit jeglicher Art unerschöpflich ist, und die passive, welche leidenschaftlich gern dem übermüthig und altklugkindischen Geplauder zuhört und die albernsten Späße, gleich als enthielten sie die werthvollsten Errungenschaften des Geistes, fest im Gedächtniß bewahrt und eifrigst unter dem kleinen Volke weiter verbreitet. Dem Mädchen im Hintergrunde dagegen fehlt es sicher auch nicht an Jugendlust und Uebermuth, aber es hat auch Interesse an der Hauptszene unseres Bildes, und freut sich sichtlich der keimenden Leistungsfähigkeit in der Gesangskunst bei der kleinen Mitschülerin. xz.

Die Amazonen von Dahomeh. Man weiß, daß Portugal vor kurzem das afrikanische Königreich Dahomeh unter sein Protektorat genommen hat. Es ist das ein Land, über das man keine andern sichern Nachrichten besitzt, als die von den Missionaren Lafitte und Bouche veröffentlichten, welche beide seit einigen Jahren sich dort aufhalten. — In immerwährenden Kämpfen mit den benachbarten Volksstämmen, sind die Könige von Dahomeh vor allem genöthigt, eine militärische Organisation zu entwickeln. Ihre Armee gewährt auch einen gar merkwürdigen Anblick, denn sie besteht aus einer Gruppe Männer und einer Gruppe Frauen. Die erste Gruppe besteht aus Musketieren, deren in Amerika und England für den Export gefertigte Flinten mit Feuerschloß namentlich für die am gefährlichsten sind, von denen sie gebraucht werden und von denen alle Jahre nicht wenige umkommen; aus Bogenschützen, die mit ihren stark vergifteten Pfeilen wohl gefürchtet sein würden, wenn sie bessere Schützen wären; aus Reitern, kaum geschickt genug, die kleinen Thiere zu führen, die sie besteigen, und endlich aus Artilleristen, deren Geschütze, die nicht einmal fortgeschafft werden können, nur dazu dienen, bei der Feier ihrer Nationalfeste das Pulver zu verschießen. Die interessanteste Gruppe ist die, welche das Elitekorps dieser Armee bildet und aus 3000 Amazonen besteht. Sie alle sind auf den Raubzügen, welche die Dahomehaner in ihrer Nachbarschaft auszuführen pflegen, als Gefangene mit hinweggeschleppt worden, haben sich aber bald ihren neuen Funktionen mit einer wahren Begeisterung hingegeben. Mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit ausgerüstet, von frühester Jugend schon an Mühen und Entbehrungen gewöhnt, mit erstaunlichem Gleichmuth Hunger und Durst ertragend und disciplinirt wie Maschinen, kennen sie nichts auf der Welt, als die tiefste Hochachtung für ihren König und absolute Unterwerfung unter seinen Willen. In Kriegszeiten tragen sie das nämliche Kostüm wie die Männer: ein bis an das Knie reichendes Untergewand und eine Bluse ohne Aermel, welche durch einen Gurt zusammengehalten wird. Der König beschäftigt sich vorzugsweise mit ihrer Ernährung, damit sie außer der den Uebungen gewidmeten Zeit stets neu gekräftigt werden. Sie besitzen das Monopol von zwei einheimischen Industriezweigen: die Anfertigung von Topfgeschirr sowie den Verkauf von Flaschenkürbissen, und der daraus gezogene Gewinn gestattet ihnen, etwas behaglicher zu leben, als die große Mehrzahl der Dahomeyaner. Sie kultiviren auch Mais; aber sie ergeben sich dem Genuß des daraus bereiteten Alkohols und trinken den Zuckerbranntwein mit wahrer Leidenschaft. J. Hcht.

Die praktischen Amerikaner! Ein Pariser Philanthrop kam unlängst nach New-York, um daselbst ein neues System der Blindenerziehung zu studiren. In einem der geräumigsten Säle des splendid ausgestatteten Etablissements erblickt er eine Anzahl junger Männer und erwachsener Töchter damit beschäftigt, daß sie flüchtig verschiedene Geldstücke mit den Fingern befühlten unter der Leitung eines Professors, welcher ihnen die echten und falschen anzeigte. — Der Franzose erkundigt sich nach dem Zweck dieser so eigenthümlichen Beschäftigung und erhält zur Antwort, es sei dies ein Spezialkursus für diejenigen, welche sich später aufs Betteln zu legen wünschten. J. Hch.

Worträthsel.

Mit zwei Strichlein Poesie,
Blasse Prosa ohne sie;
Mit zwei Strichlein berg' ich Waffen,
Süße Glut damit zu schaffen;
Ohne sie und ohne Glut
Bin ich zu nichts nutz und gut.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von J. H. W. Dietz in Hamburg.

Illustrirte
Sonntags-Beilage
der
Neuen Welt.

Einzel-Abonnements auf die „Sonntags-Beilage" sind nicht zulässig.
Nr. 5 1886. Etwaige Beschwerden über Nichtlieferung wolle man der Verlagsbuchhandlung von Bruno Geiser, Breslau, melden. Oktober.

Nachdruck verboten.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

„Der erste Versuch einer Aufwiegelung ist im Keime erstickt," sagte Laukhard. „Unsere Polizei hat sehr weise gehandelt, der aufwieglerischen Viper sofort den Giftzahn auszubrechen. Man hat anderswo in unbegreiflicher Verblendung dem gemeingefährlichen Treiben nicht die gebührende Bedeutung beigemessen und durch nachsichtige Milde dessen Ausbreitung gefördert. Nur durch rücksichtslose Strenge sind die Arbeiter im Zaume zu halten. Sie müssen den eisernen Arm der Gewalt im Nacken fühlen. Fast bedauere ich, daß, nach dem mir gewordenen Berichte, sich die heutige Versammlung ruhig und widerstandslos hat auflösen lassen. Es hätte nichts geschadet, wenn Veranlassung gegeben wäre, einige unruhige Köpfe dingfest zu machen. Der Eindruck würde ein niederschmetternder gewesen sein und hätte den Leuten die Lust zu etwaigen ferneren revoltirenden Versuchen gründlichst benommen."

„Ich bin entgegengesetzter Ansicht," erwiderte Marbach bedächtig. „Ich halte mit der heutigen Farce die Bewegung keineswegs im Keime erstickt. Durch dergleichen kleine Kunstgriffe schafft man die soziale Frage nicht aus der Welt, beschwichtigt man keineswegs die erregten Gemüther. Ich glaube vielmehr, daß wir am Anfange einer tiefgehenden und sich immer mehr verbreiternden Bewegung unter unserer Arbeiterbevölkerung uns befinden, und wir dürften recht thun, wenn auch wir in ernste Untersuchung der Arbeiterverhältnisse einträten. Nicht durch Polizeimaßregeln, sondern nur durch ein vernünftiges Handeln der Arbeitgeber kann möglichen Ausschreitungen von vornherein vorgebeugt werden."

„Darin pflichte ich Ihnen bei," rief Laukhard. „Wir müssen einmüthig zusammenstehen. Die Arbeiter müssen inne werden, daß wir die Herren sind, daß sie gänzlich von uns abhängen, da wir sie zu ernähren haben. Wir müssen eine gleichmäßige straffe Arbeiterordnung einführen. Die Zugehörigkeit zu einem Vereine, die Theilnahme an einer Versammlung muß die sofortige Entlassung zur Folge haben. Der Ausbreitung verderblicher Ideen ist durch die Androhung unnachsichtlicher Verabschiedung entgegenzuwirken. Ein Arbeiter, welcher aus einem dieser Gründe entlassen worden ist, darf in keinem Etablissement Aufnahme finden. Die zu zahlenden Löhne werden von den Fabrikbesitzern vereinbart; niemand darf solche erhöhen. Wenn wir in dieser Weise gemeinsam vorgehen, können wir des Erfolges sicher sein."

„Aber nicht des angestrebten!" fiel ihm Marbach in die Rede. „Auf diesem Wege arbeiten wir dem ausschweifendsten Radikalismus unter den Arbeitern in die Hände. Wir erbittern die Gemüther nur noch mehr und schüren die Unzufriedenheit. Wohl sollen wir zusammenstehen und einmüthig handeln, aber in einem dem Ihrigen entgegengesetzten Sinne. Lassen Sie uns ohne Eigennutz unpartheiisch prüfen, inwieweit die Beschwerden und Forderungen berechtigt und billig sind, um rechtzeitig Abhülfe zu schaffen, bevor wir dazu gezwungen werden.

Lassen Sie uns den Arbeitern zeigen, daß wir nicht ihre Herren, sondern ihre Freunde sind; daß unsere beiderseitigen Interessen völlig identisch sind. Je wohlhabender und zufriedener der Arbeiter ist, desto besser steht sich der Arbeitgeber. Der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit ist kein feindlicher; nur Böswilligkeit oder Unverstand kennzeichnen ihn als solchen.

Wir haben zu beweisen, daß Beide gleichberechtigte Faktoren sind, sich gegenseitig ergänzend, fördernd und stützend.

Nur durch die Bethätigung einer gerechten und wohlwollenden Gesinnung den Arbeitern gegenüber beschwören wir das drohende Gespenst des Aufruhrs; nicht durch Strenge und Gewalt!"

Marbach hatte mit einer ihm sonst nicht eigenen Wärme und Entschiedenheit gesprochen, von welcher Laukhard nicht wenig überrascht war.

Elise aber, welche der Unterhaltung schweigend zugehört, reichte ihm mit den Worten die Hand: „Sie haben mir aus der Seele gesprochen, verehrter Freund. Auch ich bin der Meinung, daß nur Milde versöhnt. Wer Haß säet, wird nur Haß ernten.

Das Leben des Arbeiters ist thatsächlich oft ein sehr kümmerliches. Der Verdienst reicht für den Unterhalt einer Familie meistentheils nicht aus. Die Fabrikherren sollten sich die Bessergestaltung der Arbeiterverhältnisse ernstlich angelegen sein lassen und zunächst für gesunde, wohlfeile Wohnungen, Warteschulen und Beschaffung möglichst billiger Nahrungsmittel sorgen."

„Meine Frau befaßt sich seit einiger Zeit mit philanthropischer Lektüre," sagte Laukhard mit leichtem Spotte. „Als Gattin eines Fabrikbesitzers wendet sie sich daneben auch dem Studium von Werken über Lohn, Arbeit, Kapital und ähnliche Themata zu. Sie weiß Beides zu kombiniren und liest mit besonderem Eifer Alles, was über die in Mühlhausen, Manchester und sonst irgendwo zur Hebung des materiellen und geistigen Wohls der Arbeiter getroffenen Einrichtungen gedruckt wird. In ihr haben Sie einen trefflichen Genossen für die Bestrebungen, welche Sie in ähnlichem Sinne vielleicht bei uns zu verfolgen beabsichtigen, lieber Marbach. Ich glaube aber, auch den einzigen. Die Männer dürften sich wohl mit mir auf den praktischen Standpunkt stellen.

Die Predigt von der Liebe und Milde klingt ja sehr erbaulich, und in England und Frankreich mögen auch die Verhältnisse wohl anders liegen, als hier. Wir aber haben die Macht und sollen sie nutzen. Nachgeben heißt Schwäche — und heute den Anforderungen der Arbeiter theilweise zu entsprechen, wäre geradezu eine Anerkennung der Berechtigung derselben, ein vollständiges Unterliegen wäre fast einem Selbstmorde gleich.

Fest und standhaft, unerbittlich und rücksichtslos — das muß heute die Devise sein, wenn wir noch ferner die Herren bleiben wollen, wenn nicht unsere Leute uns unterjochen sollen.

Es handelt sich um unsere Selbsterhaltung — das dürfen wir nicht vergessen."

„Das vergesse ich auch nicht," entgegnete Marbach; „und eben deshalb werde ich für meine Anschauung von der Sachlage Genossen finden.

Klugheit, Gerechtigkeit und Humanität deuten in dieser Frage glücklicherweise auf das gleiche Ziel hin.

Uebrigens hat vermuthlich die aufgehobene Versammlung in einem anderen Lokale, unter einer anderen Form stattgefunden. Ich erwarte über den Verlauf der Sache heute Abend einen näheren Bericht."

Als Marbach sich nach diesen Worten entfernt hatte, schritt Laukhard unmuthig im Zimmer auf und ab. Er kämpfte einen Ausbruch seiner Mißstimmung gewaltsam nieder. Endlich blieb er vor dem Sessel seiner Gattin, welche seiner Promenade theilnahmlos zugeschaut, stehen und redete sie im ruhigsten Tone an: „Du hast mich vorhin wiederum einmal zu großem Danke verpflichtet. Es giebt ja in der That für einen Mann nichts Angenehmeres, als wenn ihm seine Frau mit ihren Ansichten, Aeußerungen und Handlungen entgegen ist; und weil Du dieses weißt, hast Du mir die Freude Deines Widerspruchs zu Theil werden lassen! Ueberdies in Marbach's Gegenwart, der mir ohnehin so wenig sympathisch ist! — Und zur besonderen Genugthuung in einer Frage, welche meine Interessen im hohen Grade berührt! Ich bin gewohnt, von Deiner liebevollen Zuneigung Manches zu erwarten, — heute aber hast Du mich dennoch überrascht!"

Elise antwortete auf diese Bemerkungen nur durch ein leichtes Achselzucken und ein spöttisches Lächeln.

„Du hast eine eigenthümliche Auffassung von den Pflichten einer Gattin," fuhr Laukhard fort. „Du weißt, daß mir Widerspruch verhaßt ist, und gerade bei Dir begegne ich solchem fortwährend. Statt Dich Deinem Manne unterzuordnen, lehnst Du Dich gegen dessen Autorität auf! Ich muß Deine offene Opposition in Gegenwart eines Fremden dulden. Das soll sich ändern; ich ertrage solches nicht länger!"

Laukhard war heftig geworden. Es war ihm ein Bedürfniß, den verhaltenen Groll über Marbach an Elise, die diesem zugestimmt hatte, auszulassen.

Der Gleichmuth seiner Frau erhöhte seinen Unwillen.

Aber auch diese war nunmehr aus ihrer scheinbaren Ruhe aufgestört.

„Also — das soll sich ändern, mein gestrenger Herr und Gebieter? In ehrfurchtsvoller Demuth soll die Gattin zu ihm emporschauen, weil sie ihm dadurch nur die beglückende Liebe vergilt, welche er ihr in überströmender Fülle widmet!"

„Nicht diese Sprache des Hohns!" unterbrach sie Laukhard. „Ich weiß es längst, daß Du kein Gefühl der Liebe für mich hegst! Aber Achtung und Gehorsam verlange ich dafür, daß Du die viel beneidete, in Ueberfluß und Glanz lebende Frau Karl Laukhard bist!"

„Du glaubst Gehorsam beanspruchen zu können, wenn Du auf Liebe verzichtest?" entgegnete Elise. „Kurzsichtiger Mann! Du führst Worte im Munde, deren Bedeutung Dir ewig fremd bleibt!

Liebe! Ich habe sie Dir entgegengetragen, Karl, aber sie fand kein Verständniß bei Dir. Dein Herz ist jeder warmen Empfindung unzugänglich; Du kennst nur Dich, Deinen Ruhm, Dein Ansehen!

O, daß es anders wäre! Daß ich Dein liebendes und geliebtes Weib hätte sein können! Dann würdest Du nicht Achtung und Gehorsam zu fordern haben; die liebende Frau beut willig Verehrung und Unterordnung; die Wünsche des Gatten sind auch die ihren; sie theilt seine Hoffnung, seinen Schmerz!"

Sie hielt in tiefer Bewegung inne.

Die Vorstellung eines Glückes, das sie niemals genossen, das ihr ewig unerreichbar bleiben sollte, hatte sie überwältigt.

Sie barg das Antlitz in ihre Hände und eine Zähre stahl sich ihre Wange entlang. Sie galt dem verlorenen Paradiese ihres Lebens.

Endlich ermannte sie sich und hub wieder an:

„Du hast Dich über mich nicht zu beklagen. Ich gewähre Dir Alles, was Du von mir zu erwarten berechtigt bist. Ich wahre die Ehre Deines Namens; ich mehre den Glanz Deines Hauses; ich zolle Dir die äußere Achtung und denjenigen Gehorsam, welcher Dir als Herrn gebührt. Nichts mehr und nichts weniger.

Du hältst mir den Flitter vor, in welchen Du mein Leben einhüllst, als ob ich Dir dafür Dankbarkeit schuldete! Bin ich es denn, ist es Elise Selbrecht, die Du damit ehren und erfreuen willst! Ist es nicht allein die Frau des reichen Laukhard, welche Du in prächtige Livrée kleidest?

Elise gilt Dir nichts und darum giltst Du ihr auch nichts. Wir stehen uns fremd und kalt gegenüber. Unsere Umgebung mögen wir hierüber täuschen, — uns selbst wollen wir nicht betrügen.

Warum sollte ich ein größeres Opfer bringen, als die Rücksicht auf die Welt nothwendig erheischt? Warum sollte ich meine Meinungen zurückhalten, wenn ich damit diese Rücksicht nicht verletze? Wenn Du hart und gefühllos bist, warum sollte auch ich mich also zeigen?

Deine herzlose Selbstsucht hat mich unglücklich gemacht; sie bringt Weh über Alle, die zu Dir in nahe Beziehung treten; ich bekämpfe sie, wo ich kann — daran wirst Du mich nicht hindern!"

Es dauerte eine Weile bis Laukhard im Stande war, auf diese, das gegenseitige Verhältniß der Gatten nur zu wahr schildernde Rede zu erwidern.

Dergleichen Erörterungen zählten zu den größten Seltenheiten. Laukhard liebte in seinem Hause das Walten einer vornehmen Ruhe. Er bereute, dieselbe durch seine Leidenschaftlichkeit gestört zu haben. Er kannte doch Elise und wußte, daß sie einem Kampfe nicht scheu aus dem Wege gehen würde!

Er wollte in diesem Tone nicht fortfahren; er war ja im Besitze der Macht und konnte solche gegen seine Frau anwenden, ohne erregte Diskussionen deshalb zu führen.

„Wir vermögen uns über gewisse Dinge nicht zu verständigen," sagte er nach einigen Minuten, „und ich bedauere sehr, eine so wenig erquickliche Unterhaltung herbeigeführt zu haben.

Wir sind nun einmal verschieden beanlagte Naturen.

Du bist von einer ganz besonderen Sensibilität. Derartig zart besaitete Seelen fühlen sich meistens unglücklich. Sie gleichen exotischen Pflanzen, welche die rauhere nordische Luft nicht vertragen können. Es ist ein wahres Glück, daß ich von etwas gröberem Stoffe bin, ein Glück für Dich und unseren Sohn. Ich stehe für Euch in dem Sturme des Lebens. Otto wird aber dereinst den Kampf um's Dasein selbst zu führen haben und muß für denselben vorbereitet werden. Die warme Atmosphäre idealer mütterlicher Anschauung verweichlicht ihn allzusehr. Seine Männlichkeit gelangt unter ihrem Einflusse nicht zur Entwickelung. Wir haben dieses schon öfters erörtert. Es wäre unverzeihlich, mit Dir darüber zu rechten, daß Du ihn in Deinem Sinne vortrefflich erziehst; Du folgst eben dem Impulse Deines edlen Herzens; Du kannst nicht anders. Ich habe aber die Pflicht, für eine kräftigere Erziehung unseres Sohnes Sorge zu tragen. Es ist dafür die allerhöchste Zeit; Otto erreicht bald das fünfzehnte Jahr. Er wird zum Frühling in das Nehler'sche Erziehungsinstitut zu Bielheim eintreten; dasselbe ist anerkannt das beste in unserem Lande und wird ausschließlich von Söhnen der angesehensten Familien besucht.

Du entschuldigst mich wohl für heute Abend," fügte er hinzu, indem er sich zum Gehen anschickte, „ich werde heute im Klub erwartet."

Der Streich, welchen Laukhard gegen seine Gattin führte, traf in voller Wucht die empfindlichste Stelle ihres Wesens.

Was war ihr denn geblieben von allem Segen, in welchem der Mensch die Wonne des Daseins kostet?

Die Eltern ruhten im Grabe; von der einzigen Schwester war sie getrennt; Gattenliebe hatte sie niemals erfreut; nur in dem Sohne fühlte sie sich beglückt. Und auch von diesem sollte sie scheiden; der Gatte wollte das Kind ihrem Mutterherzen entreißen!

Zum ersten Male schlich sich die Empfindung des Hasses in ihren Busen ein, des Hasses gegen den Mann, mit welchem das innige Band der Liebe sie vereinigen sollte.

Aber war es nicht der Mörder ihres Friedens, der Räuber des letzten Guts, das sie ihr eigen nannte? Zerstörte er nicht in fanatischer Lust den Tempel ihrer Freude?

Und dennoch, war es nicht gut, daß es also kam?

Würde der heranwachsende Knabe unter dem traurigen Zwiespalte des Elternhauses gedeihen können?

Würde sie auf die Dauer ihn vor dem väterlichen Einflusse zu schützen vermögen?

War es nicht besser, daß er demselben gänzlich entrückt werde?

Gewiß. Mag auch das Herz der Mutter in Weh brechen, ihrem Kinde ist es wohler.

Noch ahnt es nicht, was seine Mutter zu tragen hat; noch kennt es das Unglück nicht, welches auch sein Leben vergiften wird. Es ist besser, daß es dieser Erkenntniß aus dem Wege geht, daß sie ihm noch lange erspart bleibt.

Und, als ob sie das Bild ihres Lieblings sich recht lebhaft einprägen wollte, begab sich die unglückliche Frau in das Gemach ihres schlafenden Knaben und wendete keinen Blick von dem unschuldsvollen Angesichte.

Die Stunden vergingen — die Mutter saß noch am Bette des Sohnes, bis ein wohlthätiger Schlummer ihrem leidenden Gemüthe den Balsam der Ruhe verlieh.

Die Nacht neigte sich schon ihrem Ende zu, als sie erwachte.

Sie hauchte einen Kuß auf die reine Stirn des Knaben und suchte ihr Lager auf.

V.

Es war Sommer geworden. Wie mächtig auch immer der Winter die Erde in eisiger Umarmung gefesselt hielt, — vor dem warmen Strahle der goldenen Sonne hatte er weichen müssen.

Und die frei gewordene Erde hat ihre frei gewordene Kraft freudig walten lassen.

Ihrem Schoße sind die Säfte rasch entstiegen, welche in stetigem Wachsen den Anger mit üppigen Farben schmücken und die kahlen Zweige in herrliches Grün kleiden.

Der milde Hauch hat die Kerker der Gefangenen gesprengt und die vor des Winters Frost Entflohenen zurückgelockt. Millionen Geschöpfe bevölkern Trift und Hain; — der Vogel in dem Wipfel, das Insekt an der Staude, das Gewürm am Boden.

Jubelndes, duftendes Leben umfängt die Erde und dringt auch in die menschlichen Werkstätten, bis in das Häusermeer der Städte, der Bollwerke, welche die Menschen gegen die feindlichen Gewalten der Natur sich errichtet.

Der Frieden wird geschlossen.

Thür und Fenster öffnen sich, um dem Friedensboten, dem Sommer, Einlaß zu gewähren; und hinaus strömen die Menschen, sich zu erlaben an dem Blühen und Glühen, an dem Jauchzen und Duften in Flur und Wald, diesen Herolden des allgütigen Schöpfers.

Auch Pelzer hatte sich mit den Seinen am schönen Sonntagsnachmittage in's Freie begeben. Er war gegen Mittag aus der Probe zu „Hans Heiling" heimgekehrt und hatte zu seiner Frau, welche nur schwer zum Feiern zu bewegen war, gesprochen:

„Heute mußt Du einmal nachgeben, Mutter! Es ist herrlich draußen, um daheim zu bleiben. Du darfst Dir wahrlich einen freien Nachmittag gönnen. Die Kinder müssen doch auch etwas von dem Sommer haben; Anna und Paul hocken genug über den Büchern.

„Das Tragen und Hacken,
Das Schinden und Placken —
Höret einmal auf!
Drum lustig, Gevattern und Nachbaren, stoßt an:
Es lebe der heilige Florian!"

Der fromme Heilige hat auch nicht immer in der Stube gesessen; — er war hinausgezogen in Gottes schöne Welt als wackerer Reitersmann und ist dennoch heilig geworden! Also, liebe, heilige Mathilde, spute Dich! Lasse die Nähmaschine ruhen; speise die hungrigen Seelen Deines Hauses und schmücke sodann Deinen holdseligen Leib und die lieblichen Kindlein und ziehe unter dem treuen Geleite Deines Mannes mit ihnen hinaus zur grünenden Vogelwiese, allwo sich die Schaaren des Volkes in friedlicher Lust vereinen."

Mathilde hatte eingewilligt, namentlich in Rücksicht auf die Kinder, welche sie schon lange um einen Ausgangsnachmittag bestürmt hatten.

Unter Anna's Beihülfe wurden Paul und Franz sauber gewaschen und geputzt. Eine gewaltige Batterie Butterbröte wanderte in den großen Handkorb und wurde Paul zum Transport anvertraut.

Also ausgerüstet trat die ganze Kolonne ihren Ausmarsch an.

Auf der Straße begegnete ihnen Fahler.

„Schließe Dich unserm Zuge an, Haus," sagte Pelzer, „das Wetter ist schön und ladet förmlich zum Spaziergange ein."

„Ich habe zu thun," antwortete Fahler, „meine Kraft und Zeit gehören nicht mir; ich darf nicht feiern."

„Possen!" rief Oskar. „Ob die Menschheit ein paar Stunden später oder früher durch Dich beglückt wird, darauf wird es wohl nicht ankommen;" — und Mathilde fügte hinzu: „Sie sollten sich in der That eine kleine Erholung gönnen, Herr Fahler. Sie sehen angegriffen aus.

„Ich gehe auch nicht gern müßig; aber eine Auffrischung der Lebenskräfte gehört mit zur Arbeit und fördert sie. Was dadurch versäumt wird, holt man leicht ein."

Auch Fränzchen bat: „Geh' mit, Onkel Fahler."

Der Bitte des Kleinen vermochte der strenge Volkstribun

nicht zu widerstehen. Zwischen ihm und Franz herrschte nämlich die innigste Freundschaft.

Fahler war fast täglich im Hause seines alten Freundes von dem Schreibtische.

Vor Frau Mathilde empfand er den tiefsten Respekt. Sie erschien ihm als das Muster eines echten Weibes in ihrem tüchtigen, kräftigen Wesen und Walten.

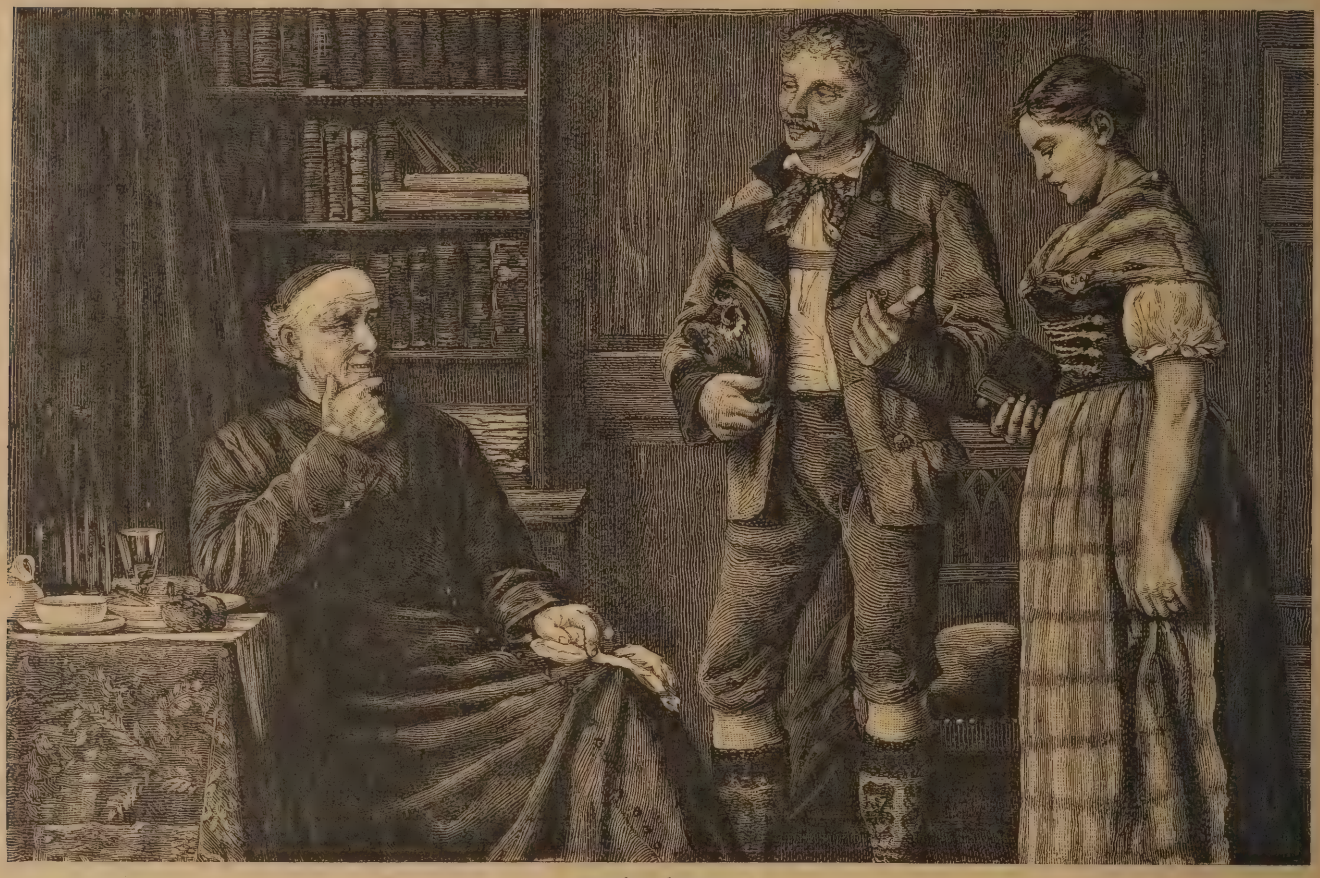
Sein ganzes Herz aber hatte der liebenswürdige Schelm Franz gewonnen, für welchen er die allerschönsten Dinge, als: Drachen, Schiffe, Flöten und dergleichen kunstvoll herzustellen verstand.

Es erheischte besondere Gewandtheit, um auf der Vogelwiese noch ein Plätzchen zu finden.

Hunderte von Familiengruppen weilten auf dem weiten Platze. Sämmtliche Bänke, Stühle und Tische der Wirthschaft waren herangeschleppt worden und genügten dem starken Besuche des heutigen Nachmittags nicht, so daß Viele sich auf dem Rasen niederlassen mußten.

Bedenklich schaute Frau Pelzer drein. Sie fürchtete nicht ohne Grund, daß die Kleider durch eine derartige allzu primitive Lagerung im Grünen schwer zu entfernende Spuren davontragen könnten; namentlich die schönen neuen hellgrauen Anzüge des Gatten und des ältesten Sohnes. Fränzchen dagegen dünkte es überaus reizend, sich mit den Eltern und Geschwistern im Grase zu wälzen, und er quälte die Mutter mit großer Beharrlichkeit, sich doch mit ihm auf den Boden niederzusetzen.

Inzwischen aber waren Pelzer, Fahler und Paul auf ihrer Entdeckungsreise nach einem passenden Behelfe glücklich gewesen.



Wie's g'kumma.

Nach dem Originalgemälde von L. Obersteiner.

Fahler hatte noch einen kleinen Tisch, welcher unbeachtet in der Kegelbahn stand, ausfindig gemacht und sandte ihn durch Paul zur Stelle, während er und Oskar beschäftigt waren, zunächst das losgelöste Brett einer Umfriedigung zu transportiren, um sodann einige leere Bierfässer heranzurollen, welche dieser improvisirten Bank als Unterlage dienen sollten.

Neidischen Auges blickten die im Grase Liegenden auf den Sitz hin, den die zu spät gekommene Gesellschaft sich noch erobert hatte.

„Kann man es bequemer haben?" sagte Pelzer vergnügt, indem er den von der sauern Arbeit erpreßten Schweiß trocknete. „Bier wird uns auch gleich kredenzt werden, und der stattliche Kober wird das köstlichste Brot spenden."

Die Wiese gewährte den Anblick eines fröhlichen, harmlosen Volkslebens.

Schaaren von Kindern bewegten sich unter den verschiedensten Spielen auf dem grünen Plane und glückliche Eltern schauten ihnen zu.

Plaudernd, singend, essend, trinkend, rauchend fühlte man sich behaglich und heiter unter dem wolkenlosen Himmel.

Die Sorge hatte man in der Stadt zurückgelassen. Ein Jeder däuchte sich Herr und frei.

Das Gemüth des Menschen öffnet sich gern dem Frohsinn; darum weckt der allgemeine Jubel die freudige Stimmung des Einzelnen.

Ein Jeder befand sich in angenehm erregter Stimmung, weil Alles um ihn Zufriedenheit ausstrahlte.

Paul hatte sich einigen Mitschülern angeschlossen und tummelte sich mit ihnen herum.

Fahler mußte dem Drängen seines Freundes Franz nachgeben und mit ihm „Kriegen" spielen.

Pelzer zündete die Pfeife an; Mathilde und Anna nahmen eine Arbeit zur Hand.

In ihrer Nähe befand sich ein älterer Herr, welcher, auf seinen Stock gestützt, vergeblich nach einem Ruhesitze ausschaute. Als er die kunstvolle Bank, welche der Pelzer'schen Gesellschaft zur Verfügung stand, gewahrte, schritt er auf dieselbe zu und bat um die Erlaubniß, sich ein Weilchen niederlassen zu dürfen.

„Mit großem Vergnügen," entgegnete Oskar. „Die Jugend hat unbewußt dem Alter Platz gemacht. Unser Paul und unser

Ausgespielt.

Fränzchen springen auf dem Rasen umher, Letzterer unter dem wachsamen Auge des treuen Freundes unseres Hauses, so daß vollauf Raum vorhanden ist für die Beherbergung müder Wanderer an der Heimstätte im Freien. — Seien Sie willkommen, alter Herr. — Hier präsentire ich Ihnen die Gattin und dort die sittsame Tochter."

Der Fremde verneigte sich lächelnd gegen die Frauen und nahm an ihrer Seite Platz. (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Es wurde gehörig warm. Das Marschiren auf dem fetten Ackerboden, von dem bei jedem Schritte ein Klumpen an der Sohle kleben blieb, hatte Kobus so in Schweiß gebracht, daß ihm das Wasser am Rücken hinablief. Wie sie oben auf dem Hügel angekommen waren und eben verschnauften, da ließ sich plötzlich das erste Mal in diesem Jahre vor seinen Ohren jenes gewaltige Gesumme der Insekten vernehmen, die mit den ersten Sonnenstrahlen aus der Erde erstehen.

„Hören Sie, Christel," sagte er, „welche Musik . . . . Es ist doch erstaunlich, dieses Leben in der Natur, daß aus der Erde aufsteigt in der Gestalt von Raupen, von Maikäfern, von Fliegen, und die Luft von einem Tage zum andern bevölkert; 's ist doch etwas Großartiges!"

„Ja, 's wird nur manchmal sogar zu großartig," antwortete der Wiedertäufer. „Hätten wir nicht glücklicherweise die Sperlinge, die Finken, die Schwalben und hundert andere kleine Vögel wie die Stieglitze und die Grasmücken, welche das Ungeziefer vertilgen, so wären wir verloren, Herr Kobus; die Maikäfer, die Raupen und die Heuschrecken würden uns auffressen. Zu unserem Glück kommt uns der liebe Gott zu Hülfe. Man müßte die Jagd auf die kleinen Vögel verbieten; ich habe immer verboten, auf dem Hofe die Sperlingsnester auszunehmen; das kostet uns zwar viel Korn, aber es erhält uns noch viel mehr."

„Ja," fiel Fritz ein, „das ist so der Lauf der Welt; die Insekten fressen die Pflanzen, die Vögel fressen die Insekten, und wir verzehren die Vögel und Alles. Von vornherein ist es darauf angelegt, daß wir Alles essen; deshalb haben wir zweiunddreißig Zähne: Augenzähne, Schneidezähne und die sogenannten Backenzähne zum Zermalmen. Das beweist, daß wir die Herren der Schöpfung sind. — Aber horchen Sie mal, Christel . . . . was ist das?"

„Die große Glocke in Hüneburg schlägt eben zwölf, der Klang dringt da unten beim Turteltaubenfelsen in das Thal."

Sie kehrten um. Am Ufer des Flusses, etwa hundert Schritte vor dem Hofe, blieb der Wiedertäufer wieder stehen und sagte:

„Herr Kobus, jetzt will ich ihnen einmal die Idee auseinandersetzen, von der ich Ihnen vorher sprach. Sehen Sie, wie niedrig der Fluß hier ist; alljährlich, wenn der Schnee schmilzt, oder nach einem starken Sommerregen, tritt der Fluß aus und überschwemmt das Land in dieser Ecke mindestens hundert Fuß weit, wären Sie letzte Woche hier gewesen, so hätten Sie noch den Schaum gesehen; noch jetzt ist der Boden ganz feucht.

„Nun habe ich gedacht, wenn man in dieser Krümmung eine fünf oder sechs Fuß tiefe Grube machte, so würde uns das erstlich zwei bis dreihundert Karren fetten Boden geben, der für das Hügelland ein trefflicher Dung wäre, denn es giebt nichts Besseres als eine Mischung von Lehm und Kalkerde; und dann, wenn man nach dem Fluß zu eine kleine, feste Mauer aufführte, so erhielten wir den denkbar besten Behälter für Forellen, Barben, Schleien und alle Arten Lauterfische. Das Wasser würde durch eine vergitterte Schleuse ein- und durch ein gut befestigtes Weidengeflecht auf der andern Seite wieder ablaufen; die Fische hätten da fließendes Wasser wie im Fluß und man brauchte nur das Netz zu werfen und herauszuziehen, was man haben wollte, während jetzt, namentlich seitdem der Uhrmacher von Hüneburg und seine beiden Söhne den lieben langen Tag fischen und jeden Abend den Korb voll Forellen heimtragen, gar keine mehr zu haben sind. Was denken Sie davon, Herr Kobus, Sie, der Sie so gern Flußfische essen? Susel sollte Ihnen jede Woche mit der Butter, den Eiern und den andern Sachen welche bringen."

„Ei," rief Fritz und riß vor Bewunderung den Mund weit auf, „das ist ja eine herrliche Idee! Christel, Sie sind ein praktischer Mensch. Schon lange hätte ich auf den Gedanken kommen sollen, ich esse ja Forellen so gern. Freilich haben Sie Recht; Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen! Und gleich morgen soll angefangen werden, hören Sie, Christel. Noch heute Abend bestelle ich in Hüneburg Arbeiter mit Karren und Schaufeln. Der Architekt Lang muß herauskommen, daß die Sache auch Schik kriegt. Und wenn Alles fertig ist, wollen wir Bärsche, Forellen, Barben ziehen, wie man im Garten Kraut, Kahlrabi und gelbe Rüben zieht."

Kobus lachte vor Freude laut auf, und der alte Wiedertäufer schien ganz glücklich über die Anerkennung, die sein Plan gefunden.

Und wie sie an den Hof kamen, sagte Fritz:

„Christel, ich will acht bis vierzehn Tage zu Ihnen herausziehen, um die Arbeit zu überwachen und zu beschleunigen. Ich will Alles persönlich mit ansehen. An den Fluß gehört eine feste Mauer hin, guter Kalk und guter Untergrund; wir werden auch für den Boden des Behälters Sand und Kies brauchen; denn die Flußfische wollen Kies haben. Und solid muß es hergestellt werden, daß es auch was aushält."

Bei diesen Worten waren sie gerade in den großen Hof getreten, dem Wagenschuppen gegenüber. Susel stand unter der Thüre.

„Die Mutter wartet wohl schon auf uns?" frug sie der alte Wiedertäufer.

„Noch nicht; sie deckt eben erst den Tisch."

„Gut, da haben wir ja noch Zeit, die Ställe zu besehen."

Er schritt über den Hof und machte die Thüre auf. Kobus schaute hinein. Der Stall war frisch geweißt und mit Bruchsteinen gepflastert, in der Rinne mit geringem Fall; die Ochsen und Kühe standen in langer Reihe im Dunkeln. Wie die prächtigen Thiere den Kopf nach dem Lichte wendeten, sagte Vater Christel:

„Da vorn diese beiden Ochsen werden seit drei Monaten gemästet; der jüdische Metzger, Isaak Schmuel, hat Lust, sie zu kaufen; er ist schon zwei- oder dreimal danach gelaufen. Mit den sechs andern kommen wir dies Jahr zum Zug aus. Aber sehen Sie diesen kleinen schwarzen, das ist ein Prachtkerl — schade, daß wir nicht noch einen dazu haben. Ich habe mich schon überall in der Umgegend nach einem umgesehen. Die Kühe sind dieselben, wie vor'm Jahr; die Rösel hat eben gekalbt; sie soll ihre kleine weiße Kalbe selbst nähren."

„Es steht Alles gut, wie ich sehe. Jetzt wollen wir zum Essen gehen. Ich fühle so etwas wie Hunger."

VI.

Der Plan mit dem Fischbehälter hatte Fritz ganz in Begeisterung versetzt. Kaum war das Mittagessen vorüber, gegen ein Uhr, machte er sich schon wieder auf den Weg nach Hüneburg. Und am folgenden Morgen kam er zurück mit einem Wagen voll Hacken, Schaufeln und Schubkarren, mit einigen Arbeitern aus dem „Drei Brunnen"-Steinbruch, sowie mit dem Architekten Lang, der den Bauplan entwerfen sollte.

Sofort ging man an den Fluß, um das Terrain zu unter-

suchen. Lang, den Meßstab in der Hand, nahm selbst die Maße; er sprach das Unternehmen mit dem Vater Christel durch und Kobus stieß selber die Absteckpfähle in die Erde. Und als man sich zuletzt über Ausführung und Preis geeinigt hatte, schritten die Arbeiter sofort ans Werk.

Lang hatte in diesem Jahre gerade die große Steinbrücke über die Lauter zwischen Hüneburg und Biberkirch zu bauen; er konnte daher die Arbeiten nicht beaufsichtigen. Fritz, der sich beim Wiedertäufer in der schönen Stube im oberen Stock einquartiert hatte, übernahm dieses Amt.

Seine beiden Fenster gingen auf das Dach des Wagenschuppens; er brauchte nicht einmal aufzustehen, um zu sehen, wie die Arbeit vorschritt, denn von seinem Bette aus überschaute er mit einem Blick den Fluß, den Obstgarten am andern Ufer bis hinauf zum Kamm des Hügels. Es war, als wäre es extra für ihn gemacht.

Schon bei Tagesanbruch, wenn der Hahn seinen Ruf über das noch dunkle Thal ertönen ließ, und ihm das Echo in der Morgenstille weit, weit vom Bichelberg her antwortete; wenn der aus dem Schlaf gestörte Mopsel von seinem Lager aufsprang, und zwei- bis dreimal anschlug; wenn der Wald widerhallte von den ersten Tönen der Drossel; wenn alles wieder auf ein paar Sekunden still wurde, und dann die Blätter anfingen zu rauschen, um auch ihrerseits den Schöpfer alles Lebens und Lichtes zu preisen, und ein blasser Schein sich über den ganzen Himmel verbreitete, da erwachte Kobus, der alles das im Halbschlaf vernommen hatte, und schlug die Augen auf.

Noch war alles dunkel um ihn her, aber unten war schon Leben: der Knecht ging mit schwerfälligem Schritt über den Hof nach der Scheune und öffnete die Heubodenthür über dem Stall, um das Vieh zu füttern. Die Ketten klirrten, die Ochsen brummten leise wie im Schlaf, die Holzschuhe klapperten bei jedem Schritt.

Bald kam auch die Mutter Urschel in die Küche herunter; wenn Fritz die gute Frau Feuer machen und mit dem Geschirr hantiren hörte, schob er die Vorhänge auseinander; kaum drang das matte Dämmerlicht durch die kleinen Scheiben in das Zimmer. Von Zeit zu Zeit verkündigte ein Wölkchen, leicht wie eine Purpurflocke, daß die Sonne bald zwischen den gegenüberliegenden Hügeln über dem Thurme aufgehen würde.

Und nun ging es lebendig zu im Hofe: der Hahn, die Hühner, der Hund, alles lief hin und her, und gackerte und bellte. In der Küche klirrten die Kasserollen, prasselte das Feuer, Thüren gingen auf und zu. Aus dem Stalle bewegte sich eine mattleuchtende Laterne. In weiter Ferne hörte man die Arbeiter vom Bichelberg her kommen.

Dann wurde es plötzlich hell; endlich war sie da, die liebe Sonne, erglühend in röthlichem Goldschimmer. Und wie Fritz sie zwischen den beiden Hügeln aufgehen sah, dachte er bei sich: „Gott ist groß!"

Unterdessen waren die Arbeiter angekommen. Er sah ihnen zu, wie sie hackten und die Erde fortkarrten und freute sich über ihren Fleiß.

Auch die kleine Susel hörte er. Sie hüpfte die Treppe auf und ab wie ein Rebhühnchen; ganz leise, um ihn nicht zu wecken, stellte sie seine gewichsten Stiefel vor die Thür. Er konnte sich eines freudigen Lächelns nicht erwehren, als Mopsel zu bellen anfing, und er die Kleine mit gedämpfter Stimme ihm zurufen hörte: „Bst, bst! Der Schlingel ist im Stande, Herrn Kobus zu wecken."

„S' ist doch wunderbar," dachte er, „wie diese Kleine für mich sorgt, sie erräth alles, was mich erfreuen kann; kaum bin ich die Dampfnudeln überdrüssig und ich habe Appetit auf weiche Eier, so bringt sie mir welche, ohne daß ich ein Wort gesagt habe; und wie mir die verleidet sind, macht sie mir Koteletten aux fines herbes. Die kleine Susel ist voller Verstand; ich kann mich nicht genug über das Kind wundern."

Unter solchen Gedanken zog er sich an und stieg die Treppe hinab; das Gesinde war gerade mit dem Frühstücke fertig; die Knechte spannten den Pflug an, und gingen auf's Feld.

In der großen Stube war am Ende des Tisches ein kleines Tischtuch gelegt, auch das Gedeck, der Schoppen Wein, und die große hellglänzende Wasserflasche mit frischem Wasser stand schon bereit. Durch die offenen Fenster trug der Wind vom Thal herauf kräftigen Waldesduft.

Oft kam Vater Christel schon um diese Zeit vom Hügel zurück; seine Bluse war ganz naß vom Morgenthau, und an seinen Stiefeln klebte der gelbe Lehm.

„Ei guten Morgen, Herr Kobus," rief ihm der brave Mann entgegen, „wie befinden Sie sich?"

„Sehr gut, Vater Christel; mir gefällt's hier von Tag zu Tag besser, ich bin hier wie der Hahn im Korbe; Ihre kleine Susel läßt mir's an nichts fehlen."

Wenn Susel zugegen war, wurde sie roth bis über die Ohren und machte sich schleunigst aus dem Staube, und der Wiedertäufer sagte dann:

„Sie müssen mir das Kind nicht gar zu sehr loben, Herr Kobus; sonst wird sie zu eingebildet."

„Ach was, den Teufel auch! man muß ihr Muth machen; sie ist schon eine vollkommene kleine Hausfrau; sie wird die Freude Ihres Alters werden, Christel."

„Gott gebe es, Herr Kobus, Gott gebe es, ihr zum Glück und uns."

Nach eingenommenem Frühstück sahen sie nach dem Bau, der ordentlich vorwärts ging und zu gelingen versprach. Darauf kehrte der Pächter auf die Felder zurück und Fritz ging auf sein Zimmer, um sein Pfeifchen zu rauchen. Von da schaute er mit aufgestützten Ellenbogen aus seinem Fenster unter dem Dach den Arbeitern zu, oder den Knechten und Mägden, wie sie kamen und gingen, das Vieh zur Tränke trieben, den Garten bestellten; wie die Mutter Urschel Bohnen steckte, oder Susel mit sauberem Holznapf in den Stall ging, um die Kühe zu melken, was sie des Morgens gegen sieben und Abends um sechs Uhr that, vor dem Nachtessen.

Oft kam er auch herunter, um sich an diesem Anblick zu weiden, denn er hatte schließlich mit der Zeit Geschmack am Vieh gefunden; es machte ihm jetzt wirklich Freude, diese schönen, ruhigen und geduldigen Kühe zu sehen, wie sie beim Eintritt der kleinen Susel in den Stall sich mit ihrer röthlichen oder bläulichen Schnauze umdrehten und zum Gruß im Chor zu brüllen anfingen.

„Geh' Schwarze, geh' Horni . . . dreh' dich um, laß mich vorbei!" rief ihnen Susel zu, und schob sie mit ihrer kleinen runden Hand aus dem Wege.

Sie wendeten kein Auge von ihr ab, so gern hatten sie sie; und wenn sie, auf ihrem dreibeinigen Schemel sitzend, zu melken anfing, so drehten sich die große Weiße oder die kleine Rösel unaufhörlich nach ihr um und leckten ihre Wange, was sie unbeschreiblich böse machte.

„Da werde ich ja im Leben nicht fertig, jetzt ist's genug!"

Und wenn Fritz von der Thür aus zusah, lachte er aus vollem Herzen.

Manchmal machte er des Nachmittags auch den Kahn los und fuhr hinab bis zu den grauen Felsen des Birkenwaldes. Er warf auf den Sandgrund das Netz aus, aber selten fing er etwas. Zurück, stromaufwärts mußte er bis zum Hofe rudern, daß ihm der Schweiß von der Stirn lief. Da dachte er bei sich:

„Ach, was ist das für eine gute Idee von uns, einen Fischbehälter ausgraben zu lassen; da werde ich mit einem einzigen Zug mehr Fische im Netz haben, als ich in vierzehn Tagen im Fluß fangen würde."

So verlief die Zeit auf dem Pachthofe und Kobus verwunderte sich selbst, wie wenig er seinen Keller, seine Küche, seine alte Käthe, und sein Bier im „Rothen Hirsch" vermißte, an das alles er sich doch seit fünfzehn Jahren so gewöhnt hatte.

„Ich denke nicht mehr daran," sprach er zuweilen des Abends zu sich, als ob diese Dinge niemals existirt hätten. „Ich würde zwar den alten Rabbiner, den langen Friedrich Schulz, den Einnehmer sehr gern einmal sehen; ich würde

auch ganz gern eine Partie Gaigel mit ihnen spielen, aber ich kann es ebenso gut entbehren; ja mir scheint sogar, daß ich mich wohler befinde und meine Beine viel gelenkiger geworden sind, daß es mir besser schmeckt, auch das macht die frische Luft. Wenn ich wieder heim komme, werde ich aussehen wie ein Kanonikus so frisch, so roth und so dickbackig; ich werde kaum aus den Augen sehen können, so fett werde ich; ha! ha! ha!"

Eines Tages war es Susel eingefallen, eine fette Kalbsbrust aus der Stadt mitzubringen und sie mit klein geschnittenen Zwiebeln und dem Dotter von hartgesottenen Eiern zu füllen und dazu noch eine besondere Art von Krapfen zu backen. Sie waren mit Zucker und Zimmt bestreut und schmeckten Fritz dermaßen, daß er, wie er hörte, Susel habe das Backwerk ganz allein bereitet, sich nicht enthalten konnte, nach dem Essen dem alten Wiedertäufer zu sagen:

„Hören Sie mal, Christel. Ihre Susel ist doch ein außerordentlich kluges und gescheidtes Mädchen. Wo zum Kukuk kann sie alles das erlernt haben? Das muß ihr angeboren sein!"

„Ja, Herr Kobus," sagte der alte Pächter, „das ist ihr angeboren; manche kommen zur Welt mit Talenten, andere haben das Glück nicht, welche zu besitzen. Nehmen Sie zum Beispiel meinen Hund Mopsel, der ist ganz gut dazu, die Leute anzubellen; wenn man ihn aber zum Jagdhund abrichten wollte, da würde er nichts mehr taugen. Unser Kind, Herr Kobus, ist für die Haushaltung geboren; sie kann Flachs rösten, spinnen, waschen, buttern, Käse machen und so gut kochen wie meine Frau. Man braucht ihr nie zu sagen: ‚Susel, das muß man so oder so anfassen!' Es kommt ihr alles von selbst, und das nenne ich mir eine rechte Hausfrau, versteht sich in zwei oder drei Jahren, denn jetzt ist sie für die schweren Arbeiten noch nicht kräftig genug; aber es giebt einmal eine rechte Hausfrau; die Gabe hat ihr der Herr verliehen, und darum hat sie Freude daran.

„‚Wenn man den Hund zum Jagen tragen muß', pflegte der alte Waldhüter Fröhlich zu sagen, ‚da ist es nichts; was ein guter Jagdhund, der geht von selbst, der weiß auch, was ein Sperling, und was eine Wachtel oder ein Rebhuhn ist; er bleibt auch nicht vor einem Erdklumpen wie vor einem Hasen stehen'. Mopsel würde keinen Unterschied machen. Aber was die Susel betrifft, da muß ich schon sagen, die ist für alles, was zur Haushaltung gehört, wie geboren."

„Das ist gewiß wahr," antwortete Fritz. „Das Kochtalent ist eine wahre Himmelsgabe. Man kann Flachs rösten, spinnen, waschen, was Sie wollen, dazu braucht man nichts als Arme, Beine und guten Willen; aber die verschiedenen Saucen alle zu kennen und sie richtig anzuwenden, das findet man nicht alle Tage. Diese Krapfen haben mir übrigens besser geschmeckt als alles andere; und sie so gut zu machen, dazu, behaupte ich, gehört tausend Mal mehr Talent als zum spinnen und bleichen von fünfzig Ellen Leinwand."

„Das ist möglich, Herr Kobus; Sie verstehen sich besser auf solche Sachen als ich."

„Ja, Christel, diese Krapfen haben mir so gut geschmeckt, daß ich wohl wissen möchte, wie sie die macht."

„Wir brauchen sie ja nur zu rufen; sie soll's uns auseinandersetzen. Susel, Susel!"

Susel war eben in der Küche mit Buttern beschäftigt, und hatte eine große weiße Schürze vor, die um die Hüfte gebunden, am Hals angesteckt war, so daß sie unten von ihrem blauleinenen Röckchen bis zum Kinn hinauf reichte. Hunderte von kleinen weißen Tupfen besprenkelten ihre runden Arme und Backen, ja selbst die Haare waren nicht frei davon, so emsig hatte sie gearbeitet. In diesem Aufzug trat sie in vollem Eifer zur Stube herein und frug: „Was willst Du, Väterchen?"

Und wie Fritz sie so frisch und lächelnd dastehen sah, mit ihren großen blauen treuherzigen Augen und leicht geöffneten Lippen, die eine Reihe blendend weißer Zähne nur halb verdeckten, da konnte er sich der Bemerkung nicht erwehren, daß sie so appetitlich sei wie ein Teller Erdbeeren mit Rahm.

„Was giebt es, Väterchen," frug sie mit ihrer heiteren Stimme; „hast Du mich gerufen?"

„Ja, dem Herrn Kobus haben Deine Krapfen so gut geschmeckt, daß er gern das Rezept haben möchte."

Susel wurde ganz roth vor Freude.

„Oh! Herr Kobus lacht mich nur aus."

„Nein, Susel, Deine Krapfen sind ganz delikat; wie hast Du sie gemacht, sag' 'mal!"

„Ach, Herr Kobus, das ist nicht schwer; ich habe . . . . aber wenn Sie wünschen, schreibe ich es Ihnen auf, Sie könnten es vergessen."

„Wie, Vater Christel, kann sie denn auch schreiben?"

„Seit zwei Jahren führt sie alle Wirthschaftsbücher," versetzte der alte Wiedertäufer.

„Alle Wetter, das wäre . . . . sie ist ja eine ganze Hausfrau . . . . Ich werde bald nicht mehr den Muth haben, sie zu duzen . . . . Also Susel, nicht wahr, Du schreibst mir das Rezept auf?"

Darauf sprang Susel, glücklich wie eine Königin, in ihre Küche zurück, und Kobus zündete seine Pfeife an, bis der Kaffee kam.

(Fortsetzung folgt.)

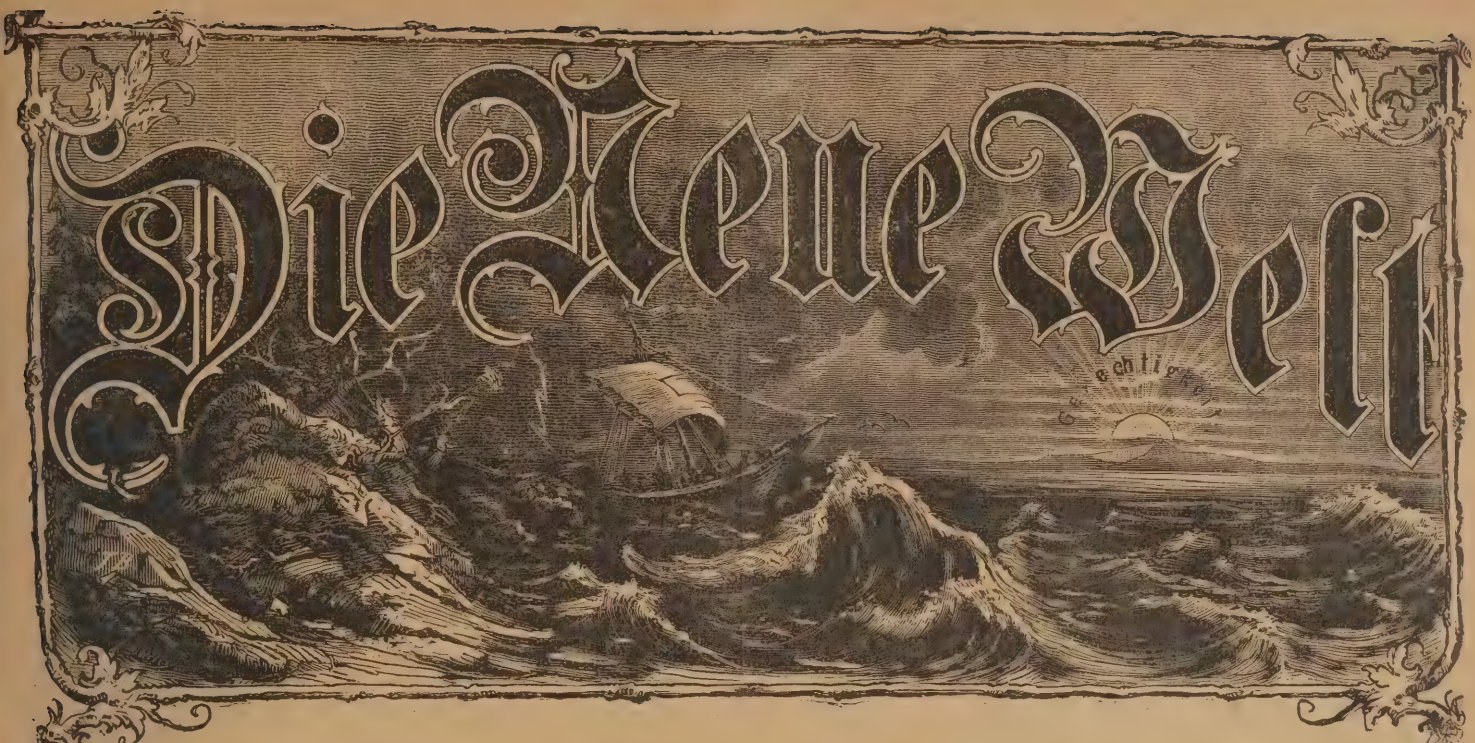
Feuilleton.

Wie's g'kumma. (S. 36.) Na, ob der's weiß, wie's g'kumma — der Herr Kaplan! Er hat den Jagertoni schon gekannt, wie er noch als kleiner Bu' hinter d' Schule 'gangen ist und den alten Schulmeister mit seinen lustigen und verwegenen Streichen schier krank geärgert hat. Der Herr Kaplan ist nämlich ein Herrensohn aus dem nächsten Städtle und ist viel in's Dorf kommen, weil's da gar so schön, gar so grün und traut und lustig gewesen ist bei Sonntags-Tanzmusiken, Kirchweih und dergleichen trefflichen Gelegenheiten. Freilich — wie der als Lateinstudent gar wilde Bursch auf d' Universität g'mußt und Theologie studiren, weil's sein' alte Mutter so gefreut hat, ein' geistlichen Herrn zum Sohn z' haben, da hat's nix mehr 'geben von Kirchweihtanz und Schnadahüpflluft, — da war's gar (aus) mit dieser Welt und der junge Theologe hat mit den Bauernburschen nicht mehr 'zecht und mit den Dirndeln nit' mehr scharmuzirt, — aber g'schielt hat er nach ihnen nun erst recht. Und wie er schon fertig war mit der Universität und eben die erste Weihe hat kriegen sollen, da hat er ein blutjunges Dirndl g'schaut, der er hätt' gleich um den Hals fallen könn', wenn's nur die Kutten hätt' leiden mögen und der Herr Präpositus nicht ein gar so arg strenger Herr gewesen wär. Und wie das Dirndl' a paar Jahr älter g'west, da ist's auf d' Oktoberwiesen gangen in München und ist lustig gewesen mit den Buben und den anderen Dirndeln aus sein Dorf, und der Jagertoni hat's herumgeschwenkt und gebusselt, und auf dem Heimweg sind's allein gewesen mitsamm', — ganz allein, und der Toni ist so keck g'wesen, so grausam keck und — so eben ist's g'kumma! Der Herr Kaplan lächelt, woher der's nur weiß, wie's so kommt zwischen den ledigen Buben und Dirndeln! — Dös muß wohl auch so 'an Offenbarung sein, — von der allerheiligsten Jungfrau Maria vielleicht oder dem heiligen Antonius. Ja, ja, so wird's scho' sein! S. N.

Ausgespielt. (S. 37.) Da hat sich's noch was mit dem Ausspielen! Alle vier Däuser — die höchsten Trümpfe im ganzen Kartenspiel — alle auf einmal. Ob's mit rechten Dingen zugegangen ist? Wie eine absonderlich ehrliche Haut sieht der „biedere" Landsknecht mit den Affen in der Hand just nicht aus und sein Nachbar rechts macht eine Miene, die da wohl sagen will, — nun, du geprellter Tropf, der du die erbeuteten Silberbatzen im Handumdrehen verspielst, — merkst du denn nicht, wie's der hier treibt? Wehe, wenn er's merkt, — dann bleibt's bei der geballten Faust nicht, — dann fließt sicher Blut, und wer weiß, ob nicht einer der Spieler auf dem Platze bleibt. Fraglich ist freilich, wer. Der kaltblütige Falschspieler hat am Ende doch noch mehr Chancen, des Gegners auch im Waffentanze Herr zu werden, als der bis zur Raserei gereizte Betrogene. xz.

Auflösung des Worträthsels in Nr. 4:
Köcher — Kocher.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von J. H. W. Dietz in Hamburg.



Nr. 6. 1886. Unterhaltungs-Beilage. November.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

Ich mische mich gern in den bunten Kreis heiterer Menschen" sagte der Fremde, „man erholt sich dort am besten von den Sorgen der Woche. Wenn ich das Getriebe der frohsinnigen Menge hier betrachte, so habe ich die tröstliche Empfindung, daß die schwere Bürde des Lebens doch nicht so überwältigend ist, um die Lust und Freude in dem Gemüthe der Menschen zu ertödten."

„Das ist auch meine Ansicht," nahm Mathilde das Wort. „Das Leben ist so reich an Freuden, daß auch die Armen nicht ganz leer ausgehen. Der blaue Himmel wölbt sich über ihrem Haupte und der blumige Anger steht auch ihnen offen. Zufriedener Sinn findet ja so leicht Gelegenheit zur Freude."

Oskar nickte seiner Frau zustimmend zu.

Wohlgefällig ruhte des fremden Herrn Blick auf der kleinen Familiengruppe. Vater, Mutter und Tochter schienen in dem gepriesenen zufriedenen Sinne wirklich das Glück vollauf zu genießen.

Es drängte ihn, deren nähere Bekanntschaft zu machen.

„Sie haben auch wohl ziemlich angestrengt zu arbeiten, daß Ihnen die Stunde der Erholung ein wirkliches Labsal bereitet?" meinte er fragend.

„Das versteht sich," antwortete Pelzer. „Meine Frau ist die fleißigste und geschickteste Näherin und unermüdlich thätig vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Sehen Sie, Verehrtester, als Chorist beim Theater, Notenschreiber und schlecht bezahlter, wenig benutzter, allerdings auch nicht viel vermögender Klavierlehrer verfügt das männliche Familienhaupt nicht über Revenüen eines Königreichs. Des Leibes Nothdurft, Nahrung, Gewandung und Bedachung erheischen aber immer einen gewissen Vorrath kleiner Münze; auch die Quelle der Wissenschaft rieselt den wißbegierigen Kleinen nicht ohne Entgelt, so daß die süße Gewohnheit des Lebens von fünf Gottlob gesunden Menschen ziemlich kostspielig ist. Wenn die theuere Gefährtin meines Daseins nicht wacker mit zugriffe, würde es um mein Reich schlecht bestellt sein. So aber ist sie nicht nur die Blumen, sondern auch die Brot spendende Fee meines Hauses. Im Uebrigen heiße ich Oskar Pelzer — und Sie, geehrter Fremdling?"

„Ich heiße Marbach und bin Mechaniker. Meine Frau habe ich leider früh verloren. Mein Sohn hilft mir in meinem Geschäfte. Er befindet sich aber augenblicklich nicht hier, so daß ich meinen freien Nachmittag allein ausnutzen muß."

„Du hast mich doch nicht fangen können, Onkel Fahler," rief Fränzchen jubelnd, indem er das glühende Gesicht in seiner Mutter Schoß legte.

Fahler folgte ihm athemlos, den grauen Filzhut in der Hand.

„Sie sehen hier den berühmten Volksredner Johann Fahler," sprach Pelzer zu Marbach, „den Intimus unseres Jüngsten und unseren treuesten, liebsten Freund. Sie haben sicherlich schon von ihm gehört. Er ist nicht so gefährlich, wie ihn die hochlöbliche Polizei hält. Er krümmt keinem Menschen ein Haar."

„Und dies hier ist Herr Mechanikus Marbach, ein prächtiger alter Herr, welcher, von der seltenen Bequemlichkeit unserer Bank angelockt, uns das Vergnügen seiner Gesellschaft gewährt."

Fahler wendete sich Marbach zu.

„Du meinst den Fabrikbesitzer," sagte er, „Herr Marbach ist der Inhaber der großen Nähmaschinenfabrik."

„Wir wollen uns über Bezeichnungen nicht streiten, Herr Fahler," versetzte Marbach, „aber ich bin in der That Mechanikus, gelernter Mechanikus. Die Zahl der Lehrlinge und Gehülfen, welche ich beschäftige, die Anzahl der Maschinen, die ich alljährlich verfertige, verändern meine Eigenschaft als Mechanikus nicht."

„Sie zählen zu den wenigen Fabrikherren, mit welchen die Arbeiter im Allgemeinen zufrieden sind," antwortete Fahler. „Empfangen Sie deshalb den achtungsvollen Händedruck eines Mannes, dessen ganze Thätigkeit dem Wohle des Arbeiters gewidmet ist. Trotz aller Widerwärtigkeiten und Hindernisse wird mein Streben des Erfolges nicht entrathen. Ich sage Ihnen —"

„Lassen Sie uns den schönen Nachmittag nicht durch Betrachtungen stören, welche dem Kampfe des Lebens angehören," unterbrach der Fabrikant den sich in Begeisterung hineinredenden Volkstribun. „Hier herrschen Ruhe und Frieden — im Kreise der Menschen, wie im Reiche der Natur. Wenn Sie mich in meiner Wohnung einmal aufsuchen wollen, Herr Fahler, so können wir dort die brennenden Tagesfragen in Muße erörtern."

Die allgemeine Aufmerksamkeit der auf der Vogelwiese durcheinander wogenden Menge wurde plötzlich auf die Rauchwolke und den Feuerschein gelenkt, welche über der Stadt sich erhoben.

Bald ertönte auch die Feuerglocke, und diese war das Signal zu einem hastigen Aufbruch.

Jeder drängte zur Eile — mußte doch Jeder der Furcht leben, daß das Feuer sein Heim zerstören könnte.

Auch Pelzer eilte mit den Seinigen der Stadt entgegen, von Fahler und Marbach begleitet.

Auf dem Wege erfuhren sie, daß das große Lagerhaus der Laukhard'schen Weberei in hellen Flammen stehe.

Marbach, dessen Fabrik in fast unmittelbarer Nähe der Brandstätte lag, trennte sich in Hast von der Gesellschaft. Die Kirchstraße aber befand sich in ganz entgegengesetzter Richtung. Pelzer und Fahler mäßigten deshalb ihre Schritte.

„Man soll keinem Menschen etwas Uebles gönnen," äußerte Fahler zu seinen Freunden, „aber dieser Laukhard verdient wenig Theilnahme. Er ist ganz das Gegentheil des wackeren Marbach. Er behandelt seine Leute in wahrhaft empörender Weise. Das heiligste Recht der Menschen wird von ihm schnöde mißachtet: das Recht und die Pflicht der Selbstvervollkommnung und geistigen Selbsterhebung. Er hat es gewagt, seinen Arbeitern den Besuch der unter meinem Vorsitze stattfindenden Versammlungen, sowie das Lesen unseres Organs „Der Lohn der Arbeit" zu verbieten und mit sofortiger Arbeitsentziehung Diejenigen bedroht, welche sich seiner Paschalaune nicht fügen wollen. Vierundfünfzig Arbeiter seiner Fabrik, meist Familienväter, sind gestern aus dem Grunde entlassen worden, weil diese braven Männer nicht den Nacken unter das Sklavenjoch beugen wollten. Vierundfünfzig Familien hat dieser Tyrann brotlos gemacht! — Das Blut geräth in Wallung bei dem Gedanken an solche Herzlosigkeit, die Faust möchte sich ballen."

„Rege Dich doch nicht auf, Johann!" sagte Pelzer. „Gewiß trifft Laukhard der Vorwurf harter Rücksichtslosigkeit, aber Deine Arbeiter hätten auch gescheiter sein dürfen."

Fahler war im Begriff, auf diese Bemerkung zu entgegnen, als sich der Gesellschaft einige Männer mit der Mittheilung näherten, daß ein allgemein verbreitetes Gerücht den Brand als einen vorsätzlich angelegten bezeichne. Man behaupte, er sei ein Racheakt der entlassenen Arbeiter.

„Wir müssen dieser böswilligen Erfindung unserer Feinde entgegentreten," rief Fahler in höchster Entrüstung. „Wir legen gegen eine solche Verleumdung feierlichst Protest ein! Der Arbeiter ist kein Mordbrenner! Unserer Sache soll kein Makel hinterlistig angeheftet werden! Kommt, Brüder, laßt uns sofort erwägen, was zu thun ist, damit die Bosheit zu Schanden werde!"

Stolzen Schrittes wendete er sich einem nahe gelegenen, fast ausschließlich von Arbeitern besuchten Lokale zu, während Pelzer mit seiner Familie in die Kirchstraße einbog.

Auf der Brandstätte loderte das Feuer in mächtigen Garben auf. Nur nach langer mühevoller Anstrengung konnte man des entfesselten Elements Herr werden.

Fast der gesammte Waarenvorrath war ein Raub der Flammen geworden.

Die geretteten Stoffe aber trugen die Spuren einer Anfeuchtung durch Erdöl und bezeugten unwiderleglich das hier obwaltende Verbrechen einer Brandstiftung.

Der zur Stelle geeilte Besitzer hatte sofort die Vermuthung ausgesprochen, daß seine Vorräthe der Rache der gestern entlassenen Leute zum Opfer gefallen seien, eine Annahme, welche fast zur unumstößlichen Gewißheit wurde, als man mehrere Bündel mit Oel durchtränkter Arbeiterzeitungen zwischen den geborgenen Waaren entdeckte.

Die Untersuchung über die Entstehung des Brandes wurde mit großem Eifer geführt; sämmtliche vierundfünfzig entlassene Arbeiter befanden sich monatelang in Haft.

Auch Fahler, welcher als intellektueller Urheber des Verbrechens angesehen wurde, theilte das gleiche Schicksal.

Trotz aller Umsicht der Behörden gelang es nicht, einen Beweis gegen die Verdächtigen zu erbringen.

Der Monstreprozeß kam vor das Schwurgericht und endete mit der Freisprechung sämmtlicher Angeklagten, Dank der ausgezeichneten Plaidoyers der Vertheidiger und der schwungvollen Rede Fahler's.

Für den Letzteren waren auch Pelzer und Marbach als Schutzzeugen aufgetreten, um dessen völlig harmloses und unverdächtiges Benehmen an dem verhängnißvollen Sonntagnachmittage zu bekunden.

Unmuthig über diesen Ausgang kam Laukhard von der Verhandlung nach Hause und beschuldigte die Geschworenen einer falschen Sentimentalität und Parteinahme.

Elise schaute ihren Gatten mit strengem Blicke an: „Du hast wohl der Verurtheilung der Angeklagten mit Bestimmtheit entgegengesehen? Glaubst Du wirklich an ihre Schuld."

„Zweifelst Du etwa daran?" entgegnete Laukhardt. „Liegt denn hier nicht offenbar ein Verbrechen, ein Racheakt vor?"

Elise heftete das Auge fest auf den Fragenden, als wollte sie in den verborgensten Falten seiner Seele lesen.

Sie trat dicht an ihn heran und dämpfte ihre Stimme zum Flüstertone:

„Ja wohl, — ein Verbrechen, ein Racheakt — aber nicht von den armen, hungrigen Arbeitern gegen den reichen Fabrikanten, sondern — von dem hoch angesehenen Fabrikherrn gegen die Arbeiter geplant."

Wie vom Schlage gerührt, sank Laukhard in den Sessel zurück.

Alles Blut wich aus seinem Angesichte, — kalter Angstschweiß drang ihm aus den Poren.

Auch Elise mußte sich in heftiger Erregung auf das Sopha niederlassen; ein Zittern hatte ihren ganzen Körper erfaßt; sie vermochte sich nicht aufrecht zu erhalten.

So saßen sich die beiden Gatten stumm gegenüber.

Der Eine, von der Plötzlichkeit und dem Gewichte der schweren Beschuldigung niedergeschmettert; — die Andere, von dem furchtbaren Weh überwältigt, in dem Gatten den Verbrecher entlarvt zu haben.

Diese schreckliche Minute wurde beiden zu einer Ewigkeit.

Endlich erholte sich Laukhard.

„Bist Du rasend geworden, daß Dein Haß gegen mich ein so wahnwitziges Phantasiegebilde zu schaffen und für Wirklichkeit zu halten vermag?! Um mich zu rächen, sollte ich mein eigenes Haus angezündet und den Verdacht auf jene gelenkt haben!?"

„Mache Dich nicht noch verächtlicher," entgegnete Elise, „mich täuschest Du nicht. Wo warst Du in jener Nacht vom Sonnabend zum Sonntag? Du gabst vor, verreist gewesen zu sein. Gebrauchtest Du die Reserveschlüssel der Fabrik zu dieser Reise? Zu welchem Zwecke hattest Du diese hervorgesucht und an Dich genommen? Die Kosten der Rache, welche Du an armen Arbeitern, die Deinem Herscherwillen Widerstand zu leisten wagten, üben wolltest, hatten die Versicherungsanstalten zu zahlen.

„Versuche nicht, mir zu widersprechen," fuhr sie fort, als Laukhard Miene machte, sie zu unterbrechen. „Man kann Dir nichts beweisen, man wird Dir nichts beweisen. Der Gattin Mund bleibt stumm gegen jedermann, dessen kannst Du gewiß sein. Ich will den Namen meines Sohnes nicht ächten lassen. Ich danke dem Himmel, der Deine teuflische Absicht vereitelt hat, so daß ich schweigen darf, so daß mein Schweigen nicht zum Verbrechen wird und mich zu Deinem Mitschuldigen macht. Du hast viel gegen mich gefrevelt; Du hast mit roher Hand

mein Lebensglück vernichtet; Du verkümmerst mir den letzten Rest von Freude, der mir noch geblieben, — dennoch würde ich nicht Dein Ankläger geworden sein, dennoch wäre ich zu schwach gewesen, die Unglücklichen durch Deine Vernichtung zu retten. Was ich jetzt verlange, ist eine kleine Entschädigung der so lange unschuldig Eingekerkerten. Du wirst ihnen eine reichliche Unterstützung zukommen lassen. Du kannst dieses um so mehr, als man Dich dafür als den edlen großherzigen Menschenfreund rühmen wird. Du wirst angestaunt werden als ein Muster von Großmuth und Edelsinn."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, entfernte sich Elise, ihren stolzen Gatten zerknirscht zurücklassend.

In dessen Herz war für Reue kein Platz; aber die Demüthigung vor seiner Frau drückte ihn zu Boden.

Er hätte sich auf Elise stürzen mögen, sie zu tödten!

Er grollte sich selbst; ingrimmig fluchte er seiner Ungeschicklichkeit!

Er, der hochfahrende Mann, gewohnt, daß alles sich seinem Befehle beugte, — er sollte fortan seiner Frau gegenüber ohnmächtig sein!

Entsetzlicher Gedanke!

Sein halbes Vermögen hätte er preisgeben mögen, um seine Unabhängigkeit wieder zu erobern.

Unmöglich!

Elise haßte und verachtete ihn, — seine Gewalt über sie war für immer verloren.

Am andern Tage empfing der Oberbürgermeister für jede Familie der freigesprochenen Angeklagten die Summe von hundert Thalern.

Die Zeitungen verkündeten der Welt diese Handlung seltener Hochherzigkeit des angesehenen Fabrikbesitzers Karl Laukhard, eines der besten Bürger der Stadt, eines der verdienstvollsten Industriellen des Landes.

VI.

Des Armen Existenz wurzelt in seiner Gesundheit; sie ist sein einziges Kapital.

So lange er im Vollbesitze derselben sich befindet, so lange die in emsiger Arbeit verbrauchten Kräfte sich stetig erneuern, — so lange lächelt ihm das Glück, so lange vermag er zu schaffen, um den Unterhalt für sich und die Seinen zu erringen.

Aber wehe dem Aermsten, dessen Kraft erlahmt, dessen Glieder den Dienst versagen!

Wehe, wenn seine Sehnen erschlaffen und die Muskeln ermatten, wenn Krankheit ihn an's Lager fesselt!

Dann ist er wirklich arm und hülflos. Die geringen Ueberschüsse jahrelangen Fleißes werden von einem kurzen Siechthum rasch verschlungen, Noth und Elend ziehen in seine Hütte ein und vernichten ihn und seine Familie.

Das Pelzer'sche Haus fand sich von dem finstern Dämon der Krankheit heimgesucht.

Mathilde hatte zu kränkeln begonnen. Mit gewohnter Energie kämpfte sie gegen das Leiden an. Sie wollte nicht unterliegen, sie wollte stark bleiben, um für Mann und Kinder zu arbeiten.

Sie wußte, daß sie den Ihrigen noch unentbehrlich war, daß das Hauswesen ihrer Thätigkeit noch nicht entrathen konnte.

Gatten- und Mutterliebe verliehen ihr die Kraft zum Widerstande. Aber nur für eine kurze Weile.

Ihre Wangen wurden bläßer, ihre Glieder müder; die starke Seele vermochte nicht ferner dem schwachen, leidenden Körper die entschwundenen Kräfte zu ersetzen; eine ernste Krankheit gelangte um so heftiger zum Ausbruch, je länger und energischer sie dagegen angekämpft hatte.

Des Arztes bedenkliche Miene ließ das Schlimmste befürchten.

Trauer herrschte in den Räumen, wo bis jetzt ungetrübte Heiterkeit gewaltet.

Das fröhliche Lachen der Kinder war verstummt; umflorten Auges schaute Oskar gramerfüllt auf die geliebte Kranke hin.

Anna suchte des Vaters, von düsteren Ahnungen umfangenes Gemüth durch tröstliche Hoffnungen aufzurichten, obgleich sie selbst solche kaum zu hegen wagte.

Das junge Mädchen hatte der Mutter starke Willenskraft geerbt.

Sie begriff, daß es ihr obliege, in diesem herben Leid des Vaters Stütze, der Geschwister Pflegerin zu sein. Sie entsagte der Bühne, für welche sie sich seit einiger Zeit durch dramaturgischen Unterricht vorbereitete, und griff zur Nadel Die ganze Last der Haushaltung ruhte auf ihren Schultern; sie hatte außerdem die Mutter zu pflegen. Mit dem ersten Morgengrauen begann ihre Arbeit und war zu später nächtlicher Stunde kaum beendet.

Kein Wort der Klage entschlüpfte ihren Lippen. Die hingebendste, zärtlichste Sorgfalt widmete sie der Mutter; den angestrengtesten Fleiß der Nähmaschine; die aufmerksamste Umsicht der Wirthschaft.

Sie erachtete es als kein Opfer, dem mit jugendlicher Begeisterung erfaßten Kunstberufe untreu geworden zu sein; das Wohl der Mutter, des Vaters und der Geschwister erheischte es; sie unterzog sich willig der Anforderung dieser heiligsten Pflicht.

„Der Himmel wird unser inbrünstiges Flehen für die Wiedergenesung der theuern Mutter um Deinetwillen erhören," sagte Oskar. „Du bist unser Aller Stab und Stütze. In Dir wohnt der Mutter tapfere Heldenseele; Du besitzest die reiche, aufopferungsfähige Liebe, welche auch sie während ihres ganzen Lebens bethätigt hat. Gott segne Dich, mein Kind!"

Aber Mathildens Krankheit nahm die vom Arzt längst vorausgesehene verhängnißvolle Wendung.

In später Abendstunde war Oskar aus dem Theater heimgekehrt und fand Anna an der gewohnten Stelle am Bette der Mutter.

„Das Fieber hat seit einer Stunde nachgelassen," flüsterte das junge Mädchen. „Mutter ist seitdem eingeschlummert."

„Begieb Dich zur Ruhe, Anna," versetzte der Vater. „Es ist an mir, diese Nacht hier zu wachen. Hoffentlich ist dieser Schlummer, den wir so lange ersehnt haben, ein gutes Zeichen."

Nur widerstrebend gehorchte Anna. Sie fand auch den Vater seit einiger Zeit sehr angegriffen und fürchtete für seine Gesundheit.

Oskar hatte sich seit der Krankheit seiner Gattin ersichtlich verändert. Der ehedem lebensfrische und lebensfrohe Mann erschien greisenhaft und leidend.

Tiefe Stille herrschte in dem Gemache. Man vernahm nichts als den Pendelschlag der Uhr und die Athemzüge der Kranken.

Oskars Blick ruhte unverwandt auf der Gattin bleichem, eingefallenem Antlitz.

Sein ganzes Denken und Fühlen gestaltete sich zu einem Gebete für die Erhaltung des theuern Wesens, welches schon seit Wochen in höchster Gefahr schwebte.

Mehr denn je empfand er, was ihm Mathilde war. Die Liebe, welche er ihr entgegentrug, wurde ihm in überwältigender Größe voll zum Bewußtsein gebracht, da er jetzt für ihr Leben zitterte.

Sie war der Schutzengel seines Daseins. In ihr fand er den festen Anker in des Lebens Stürmen. Sie war die Wonne seines Herzens, die Quelle seiner Glückseligkeit.

Ihres Geistes Klarheit, ihres Gemüthes Reinheit, ihrer Seele Güte hatte ihn erhoben und beglückt.

Der rastlosen Thätigkeit ihrer Hand, der selbstlosen Hingebung ihrer Liebe, dem heitern Ernste ihres Wesens verdankte er Alles, was sein Leben schmückte.

Was wäre er ohne sie?

Wie arm, leer und trübe wären seine Tage gewesen, wenn nicht ein gnadenvolles Geschick ihm Mathilde zur Seite gestellt hätte?

In dieser bangen Stunde ward es ihm klar, daß er nicht

zu leben vermöchte ohne sie. — Oeffnet nicht sein Weib die Augen und schaut ihn an?

Die treuen Augen! Himmlische Glückseligkeit strömen sie aus.

Bewegen sich nicht die Lippen? Er beugt sich nieder, um die Tonwellen aufzufangen.

„Wir haben einander sehr geliebt, nicht wahr, Oskar?“ also flüstert sie leise und blickt in unendlicher Zärtlichkeit zu ihm hin.

„Gute, theuere, geliebte Mathilde!“ ist alles, was er hervorzustammeln vermag.

„Wir müssen scheiden, Oskar! — Weine nicht, Geliebter! Ich fühle, meine Stunde ist gekommen. Küsse mich noch einmal, Oskar, grüße die Kinder — Anna, Paul, Franz — lebt wohl!“

In den Armen des Gatten hatte sie den letzten Odem ausgehaucht.

Oskar war neben ihr hingesunken. Als Anna am frühen Morgen hineintrat, hielt er noch der Geliebten Hand umfangen.

Sie wähnte, er sei eingeschlafen. Doch als sie in die thränenlosen stieren Augen des Vaters sah, da ahnte sie das Furchtbare — und mit einem lauten Aufschrei umfaßte sie Oskar.

Dieser Wehruf seines Kindes brachte ihn wieder zu sich.

„Ihr seid Waisen! Die Mutter sendet Euch ihren letzten Gruß und Segen.“

Vater und Tochter knieeten weinend an der Gattin, an der Mutter Sterbelager.

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Am folgenden Tage gegen fünf Uhr Nachmittags waren die Arbeiten am Fischbehälter beendet. Er war dreißig Meter lang, bei zwanzig breit, von einer soliden Mauer umgeben; aber ehe man die in Klingenthal bestellten Gitter einsetzen konnte, mußte das Mauerwerk erst trocknen.

Die Arbeiter, mit Hacke und Schaufel auf der Schulter, zogen heim; und Fritz erklärte am selbigen Abend seine Absicht, den folgenden Tag nach Hüneburg zurückkehren zu wollen. Alles war über diesen Entschluß betrübt.

„Zur schönsten Jahreszeit wollen sie uns verlassen,“ sagte der Wiedertäufer. „Noch ein oder zwei Tage und der Haselnußstrauch hat seine Schäfchen, der Flieder und der Lilak seine Blüthenbüschel, der Ginster am Hügel seine gelben Blumen, und unter den schattigen Hecken wird alles voll sein von Veilchen.“

„Und in den nächsten Tagen,“ sagte Mutter Urschel, „hoffte Susel Sie mit kleinen Radieschen zu überraschen.“

„Ach, wie gerne würde ich bleiben,“ antwortete Fritz; „aber ich kann nicht; ich habe Gelder einzunehmen, muß Quittungen schreiben, vielleicht warten auch Briefe auf mich. Und in vierzehn Tagen komme ich wieder, die Gitter einzusetzen, dann will ich alle Eure Herrlichkeiten bewundern.“

„Wenn es sein muß,“ sagte der alte Pächter, „so läßt sich nichts dagegen einwenden; aber es thut uns trotzdem sehr leid.“

„Auch ich, Christel, bedaure es lebhaft.“

Die kleine Susel sagte kein Wort, aber sie schien sehr betroffen zu sein, und als an diesem Abend vor'm Schlafengehen Kobus wie gewöhnlich seine Pfeife zum Fenster hinaus rauchte, hörte er sie nicht wie sonst beim Spülen des Geschirres mit ihrer süßen Nachtigallstimme ihr Liedchen trällern. Rechts nach Hüneburg zu war der Himmel glutroth, während die gegenüberliegenden Hügel am andern Ende des Horizonts vom Himmelblau zum tiefen Violett übergingen, bis sie zuletzt in Nacht verschwanden.

Der Fluß unten im Thale war wie mit Goldstaub bedeckt; die Weiden mit ihren herabhängenden Blättern, die Binsen mit ihren spitzen Pfeilen, die flimmernden Erlen und Eschen hoben sich in kräftigen dunkeln Linien von dem hellen Hintergrunde ab. Ein Sumpfvogel, vielleicht ein Eisvogel, störte die Ruhe von Sekunde zu Sekunde durch sein wunderliches Geschrei. Dann wurde alles still, und Fritz legte sich schlafen.

Den folgenden Morgen hatte er schon um acht gefrühstückt und stand reisefertig, den Stock in der Hand, vor dem Hofe mit dem alten Wiedertäufer und der Mutter Urschel.

„Aber wo ist denn Susel,“ rief er aus, „ich habe sie ja den ganzen Morgen noch nicht gesehen?“

„Sie wird wohl im Stall oder im Hof sein,“ sagte die Pächterin.

„Bitte, holen Sie sie; ich kann doch Meisenthal nicht verlassen, ohne ihr Adieu zu sagen.“

Urschel trat in's Haus, und wenige Augenblicke darauf erschien Susel, über und über roth.

„He! Susel, so komm doch,“ rief ihr Kobus entgegen; „ich muß mich noch bei Dir bedanken; ich bin sehr zufrieden mit Dir, Du hast mich gut verpflegt. Und um Dir meinen Dank zu bezeugen, hier ist ein Gulden, damit kannst Du machen, was Du willst.“

Aber Susel, anstatt über das Geschenk erfreut zu sein, sah ganz verlegen aus.

„Ach nein, Herr Kobus, ich danke,“ sagte sie.

Und wie Fritz darauf bestand: „So nimm's doch, Susel, Du hast es redlich verdient,“ wendete sie den Kopf herum und fing an bitterlich zu weinen.

„Was soll denn das heißen?“ sagte der Vater Christel; „warum weinst Du?“

„Ich weiß nicht, lieber Vater,“ versetzte sie schluchzend.

Kobus seinerseits dachte:

„Die Kleine ist stolz, sie glaubt, ich behandle sie wie eine Magd, und das thut ihr weh.“

Er steckte daher den Gulden in die Tasche und sagte:

„Höre, Susel, ich will Dir selbst etwas kaufen, das wird besser sein. Aber Du mußt mir die Hand geben; sonst glaube ich, Du bist böse auf mich.“

Da streckte ihm Susel, ihr hübsches Gesicht in der Schürze verbergend, den Kopf seitwärts auf die Schulter gesenkt, die Hand entgegen: Fritz schüttelte sie freundlich, und sie lief eilig in's Haus zurück.

„Kinder haben doch drollige Ideen. Sehen Sie, sie glaubte, Sie wollten sie für das bezahlen, was sie so gern gethan hat.“

„Ja,“ sagte Kobus, „es thut mir sehr leid, ihr weh gethan zu haben.“

„Ei,“ sagte Mutter Urschel, „sie ist aber auch zu hochmüthig; die Kleine wird uns noch rechte Noth machen.“

„Darüber beruhigen Sie sich, Mutter Urschel,“ versetzte Fritz lachend; „besser, ein wenig zu stolz, als nicht stolz genug, besonders bei Mädchen. Aber jetzt, auf Wiedersehen!“

Darauf machte er sich mit Christel, der ihn bis auf den Hügel begleitete, auf den Weg; bei den Felsen trennten sie sich, und Kobus zog rüstigen Schrittes allein nach Hüneburg.

VII.

Wie behaglich sich auch Fritz in der Meierei gefühlt hatte, so empfand er doch eine lebhafte Freude, als er auf der Höhe drüben Hüneburg erblickte. Am Tage seiner Abreise war das Thal noch ganz duftig und feucht gewesen; heute war alles trocken und hell. Die große Finkmatter Wiese lag vom Glacis bis hinab zum Weißfischbache wie ein ungeheurer grüner Teppich

Herbstlandschaft.

vor ihm ausgebreitet; oben auf der Spitze die alterthümlichen Dächer der Postthaler Kaserne, die von grünenden Hecken umgebenen Gärten der Veteranen und im Hintergrunde die moosbedeckten Wälle der alten Festung, alles zusammen gab ein herrliches Bild.

Er konnte auch hinter den Kugelakazien des kleinen Platzes, dicht beim Rathhaus, die weiße Front seines Hauses erkennen; trotz der großen Entfernung bemerkte er sogar, daß die Fenster offen standen, um frische Luft herein zu lassen.

Während er so vorwärts marschirte, vergegenwärtigte er sich im Geiste die Brauerei zum „Rothen Hirsch", den großen Hof mit den schattigen Platanen, darunter die kleinen, dichtbesetzten Tische, die überschäumenden Bierschoppen. Und dann glaubte er sich wieder in sein Zimmer versetzt, wie er sich's hemdärmlich, die Hose über die Hüften zusammengeschnürt, in Pantoffeln bequem machte. Vergnügt sagte er sich:

'S ist Einem doch nirgends so wohl, wie in seinen vier Pfählen, wo man so ganz seinen eigenen Gewohnheiten nachhängen kann. Zwar habe ich die vierzehn Tage in Meisenthal ganz angenehm verbracht; wenn ich aber noch länger hätte dableiben müssen, wäre mir doch die Zeit lang geworden. Jetzt wollen wir wieder unsere Streitereien anfangen, der alte David Sichel und ich; wir wollen wieder unsere Partie Gaigel machen mit dem Friedrich Schulz, dem Einnehmer Hahn, dem Speck, und wie sie alle heißen. Ja, das sagt mir am meisten zu. Wenn ich an meinem Tisch sitze und zu Mittag esse oder meine Rechnungen ordne, dann ist alles im gewohnten Geleise. Recht vergnügt kann ich überall sein, aber nirgends so ruhig und friedlich wie in meinem guten alten Hüneburg."

Unter solchen Träumereien hatte er in einer halben Stunde die Finkmatte durchschritten, und war bei der Postthaler Kaserne vor der Stadt draußen angelangt.

„Was wird die alte Käthe sagen? Sie wird einen ganzen Sack voll Neuigkeiten auszukramen haben; sie wird mir auch den Marsch machen, daß ich so lange weggeblieben bin."

Mit gemessenen Schritten passirte er das Hildebrandthor, lächelnd schaute er im Vorbeigehen nach den Thüren und offenen Fenstern in der langen, krummen Gasse; da stand der Flaschner Schwarz, der mit der Brille auf seiner stumpfen Nase und aufgerissenen Augen sein Blech schnitt, der Dreher Sport, dessen Rad unablässig schnurrte und von dessen Drehstock die Spähne in endlosen Bändchen herabfielen; da war von seinem Webstuhl der Weber Koffel, dessen Schiffchen mit unaufhörlichem Geklirr hin- und herfuhr, der Schmied Nickel, der vor der Thüre seiner Schmiede das Pferd des Gensdarmen Hirthes beschlug, endlich der Küfer Schweyer, der in seinem schallenden Gewölbe mit kräftigen Hammerschlägen die Reifen an seinen Fässern antrieb.

Das ganze Treiben, der Lärm, das helle Licht auf den Dächern, der Schatten auf der Straße, der bedeutungsvolle Gruß der ihm begegnenden Leute, der ihm zu sagen schien: „Ei, Herr Kobus ist wieder da, das muß ich doch meiner Frau erzählen!" Die lauten Stimmen der Kinder in der Schule, die ihr: B—a, ba, B—e, be im Chor ableierten; der Zuruf der alten Mütterchen, die zu fünft oder sechst strickend oder Kartoffeln schälend vor den Hausthüren saßen und dazu schwatzten, wie die Elstern: „Ei! Sie sind's, Herr Kobus, man hat Sie schon lange nicht mehr gesehen!" alles heimelte ihn an und versetzte ihn wieder in seine Alltagsstimmung.

„Erst will ich mich umziehen," dachte er, „dann will ich im „Rothen Hirsch" einen Schoppen trinken."

Unter solch angenehmen Betrachtungen bog er beim Rathhaus um die Ecke, ging quer über den Akazienplatz, auf dem einige pensionirte Hauptleute gemessenen Schrittes auf und ab spazierten, um ihren Rheumatismus an der Sonne zu vertreiben, und sieben oder acht Husarenoffiziere einherstolzirten, die in ihren Uniformen so steif wie Holzsoldaten aussahen.

Er war noch nicht die fünf oder sechs Stufen vor seinem Haus hinaufgestiegen, als ihm die alte Käthe vom Vorsaal aus entgegenrief:

„Der Herr Kobus!"

„Ja . . . . ja . . . ich bin's," versetzte er und sprang die Stufen hinauf.

„Ach! Herr Kobus," rief die Alte mit gefalteten Händen, „was habe ich mich Ihretwegen geängstigt!"

„Aber Käthe, habe ich Dir nicht, wie ich die Arbeiter holte, vorhergesagt, daß ich einige Tage ausbleiben würde!"

„Ja, Herr Kobus, aber das bleibt sich gleich . . . . ganz mutterseelenallein im Haus zu sein . . . . für sich allein kochen zu müssen . . . ."

„Ja wohl, ja wohl . . . . das ist natürlich . . . . ich habe über die Schnur gehauen; aber alle fünfzehn Jahre einmal, das ist nicht zu viel. Jetzt bin ich wieder da . . . . jetzt kannst Du wieder für uns beide kochen. Aber nun laß mich allein, ich muß mich umziehen, ich schwitze am ganzen Leib."

„Ja, Herr Kobus, machen Sie nur schnell, daß Sie sich nicht erkälten."

Fritz trat in sein Zimmer, schloß die Thür hinter sich zu und rief vergnügt aus:

„So, da wären wir wieder!"

Er war wie umgewandelt. Während er die Vorhänge zuzog, beim Waschen, beim Wechseln der Wäsche und der Kleider, lachte er in einem fort:

„He! he! he! jetzt will ich wieder lustig sein, jetzt wollen wir wieder lachen! Die Ochsen, die Kühe, die Hühner auf dem Hofe hatten mich ganz melancholisch gemacht."

Und der lange Schulz, der Einnehmer Hahn, der alte Rebb David, die Brauerei zum „Rothen Hirsch", der alte Synagogenhof, die Kaufhallen, der Marktplatz, die ganze Stadt zog an seinem Auge vorüber, wie die Glasbilder der Laterna magica.

In zwanzig Minuten war er fertig. Frisch, munter und guter Dinge verließ er sein Zimmer, den breiten Filz auf dem Ohr und sagte mit fröhlichem Gesicht im Vorbeigehen zu Käthe:

„Ich gehe aus, ich will einen Gang um die Stadt machen."

„Sehr wohl, Herr Kobus . . . . aber Sie kommen doch wieder?"

„Nur ohne Sorgen; Schlag zwölf Uhr werde ich am Tisch sitzen."

Und wie er auf die Straße trat, dachte er:

„Wo soll ich eigentlich hingehen? In die Brauerei, — da ist Niemand vor zwölf Uhr zu treffen. Wir wollen den alten David besuchen, ja, den alten Rebb wollen wir besuchen. S' ist doch komisch, beim bloßen Gedanken an ihn lacht mir das Herz im Leibe. Ich muß ihn erzürnen, ich muß ihm etwas sagen, das ihn bös macht, das wird mir das Zwerchfell erschüttern und mir Hunger machen."

Mit dieser löblichen Absicht ging er die Kapuzinergasse hinab bis zum Synagogenhof, in den man durch den alten Thorweg gelangte. Alle Welt ging damals durch diesen Hof, um die kleine am andern Ende befindliche Treppe hinunter in die Judengasse zu kommen. Der Hof stand so lange wie Hüneburg; dort wurde es nie recht hell; man sah nichts als große, baufällige Häuser mit alten verrosteten Dachrinnen; ganz Judäa hing bis an den Himmel hinauf aus allen Fensterluken rings herum; zerlöcherte Strümpfe, alte schmierige Unterröcke, geflickte Hosen, zerlumpte Wäsche. Aus allen Luftlöchern guckten wackelige Köpfe, zahnlose Mäuler, über denen Nase und Kinn sich begegneten; man hätte glauben sollen, die Leute kämen direkt von Ninivch und Babylon, oder seien aus der egyptischen Gefangenschaft entflohen, so alt sahen sie aus.

Das Spülwasser aus den Küchen rann an den Wänden herunter, und, offen gestanden, es roch nicht gut.

Am Hofthor saß mit gekreuzten Beinen ein christlicher Bettler; sein schwärzliches Gesicht war seit drei Wochen nicht rasirt und die Backen waren mit einem gurkenförmigen Bart bedeckt; seine Haare klebten an den Schläfen; es war ein alter Soldat des Kaiserreichs, man nannte ihn den „Franzosen".

Ganz am andern Ende wohnte David mit seiner Frau,

der alten Sorle. Sie war fett und rund, von gelber Hautfarbe; ihre Backen waren runzlich, ihre Nase stumpf, ihre Augen dunkelbraun, ihr Mund, von dessen Winkeln Runzeln wie Krähenfüße ausliefen, rund wie ein Loch.

Dem mosaischen Gesetze gemäß verbarg sie die Haare auf der Stirn unter einer Kopfbinde, um die Fremden nicht zu verführen. Sie war übrigens eine sehr gutmüthige Frau, und der alte David liebte es, sie als ein vollkommenes Muster ihres Geschlechts zu preisen.

Fritz warf einen Groschen in die alte Mütze des „Franzosen"; er hatte seine Pfeife angezündet und qualmte nach Kräften, so lange er an der Kloake vorbeiging. Vor der kleinen Treppe, wo jede Stufe ausgehöhlt war, wie der Stein einer Dachrinne, blieb er stehen und bückte sich seitwärts, um in ein kleines, rundes Souterrainfenster zu sehen.

Im Hintergrunde einer großen schwarzgeräucherten Stube erblickte er den alten Rabbiner, vor einem alten Eichentisch sitzend, die Ellenbogen auf einer großen Scharteke mit rothem Schnitt, die Hände vor der runzelichen Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Osternacht.

Ein Bild aus dem russischen Leben.

I.

Jakob Iwanowitsch erhob sich langsam von dem abgesessenen, mit Leder überzogenen Sopha, als der Kellner in sein Zimmer trat.

„Ein Brief?" fragte er mit bebender Stimme.

„Nein, nichts. Wollen Sie Licht? Ich sehe hier aber nur Lichtstümpfchen."

„Ja, ja! Hier hast Du Geld, hole Lichter, vergiß auch nicht Branntwein und rothe Eier mitzubringen; kaufe auch noch Schinken und ein Osterbrot. Ein so kleines, wie sie beim Kaufmann im Schaufenster liegen. . . . . Vergiß nur den Rum nicht . . . ."

Er übergab dem Kellner mehrere zusammengeknüllte Papierrubel, die er aus seiner Westentasche zog.

Als Jakob Iwanowitsch wieder allein war, schlug er die Schöße seines Schlafrocks aus Tuch übereinander, hob das vom Sopha gefallene Kissen vom Boden auf und legte sich abermals nieder, um bis zur Mitternachtsmesse ein wenig zu schlafen. Aber der Schlaf kam nicht. Im Kopfe Jakob Iwanowitsch's drängten sich Gedanken auf Gedanken, längst verschwundene Erinnerungen tauchten von neuem vor ihm auf. Im Geiste versetzte er sich aus dem Stübchen, das er in einem armseligen Moskauer Hotel bewohnte, nach Petersburg, in die prächtigen, hocheleganten Gemächer eines großen Hauses auf der Bolschoi Morskoi. Seine Träumerei weiter fortspinnend, sah er hier hunderte von Lichtern durch die hohen Spiegelscheiben glänzen, in den Gemächern bewegten sich die geschniegelten Gestalten der Diener, das Gesicht von sorgfältig gepflegtem Backenbart umrahmt, mit kaum hörbaren Schritten über die kostbaren Teppiche dahin. Die Gräfin selbst hatte sich wahrscheinlich in ihre Boudoirs zurückgezogen, um die Vorbereitungen für ihre Abendtoilette treffen zu lassen. . . . Und Jakob Iwanowitsch durchwanderte in Gedanken einen Raum nach dem andern und machte endlich in einem großen, behaglich durchwärmten Zimmer halt, dessen Wände mit blauem Wollenatlas beschlagen sind, und in welchem in reichverziertem Bettchen ein hübsches blondköpfiges Mädchen schläft und im Traum ihren Papa sieht, der immer fern ist, sie weiß nicht, weshalb, welcher ihr aber oft kleine Geschenke und Briefe sendet. Gerade heute hat sie von ihm ein Büchlein in Prachteinband erhalten. Es liegt noch auf dem Tische, welcher neben dem Bettchen steht und ist gerade an einer Stelle aufgeschlagen, an welcher ein schönes Bild prangt. Auch sie hat sicher an Papa ein Briefchen abgeschickt; es ist auf rosa Papier geschrieben und in der Ecke steht mit Goldlettern: „Christus ist auferstanden!" Und das Blondköpfchen denkt wahrscheinlich, der Brief sei schon heute in Papas Hände gelangt, und es träumt, wie er ihn liest und sich freut, daß sein Töchterchen schon so schön schreiben kann . . . .

Die launische Fantasie versetzte Jakob Iwanowitsch darauf um zehn ganze Jahre zurück, vor die Bühne eines Provinzialtheaters.

Es wird soeben aufgeführt: „Das bittere Loos".

Wie ein wildes, im Käfig eingeschlossenes Thier rast der unglückliche Anany auf den Brettern hin und her, mit geballten Fäusten droht er seiner Frau, der Verrätherin, die still vor sich hin weint. Und wie sie weint!

Jakob Iwanowitsch sitzt im Orchester, die Geige liegt auf seinen Knieen; er fühlt, daß er selbst bald, sehr bald, mit der unglücklichen Lisabeth weinen muß. Ihr Leid rührt ihn, ihr Kummer macht ihm Herzweh. Er vergißt fast, daß, was vor ihm, nur eine Bühne, ein Schauspiel und kein wirkliches Leben ist. Endlich fällt der Vorhang. Ein Donnerapplaus ruft die talentvolle Künstlerin. Sie erscheint und verbeugt sich, sie ist zwar bleich, aber sie lächelt, denn sie ist glücklich. Nun folgt die Szene vor der Ermordung des Kindes. Langes Haar umwallt die Schultern Lisabeth's; Zorn, Wuth, wild entfesselte Leidenschaft durchschüttelt wie ein Fieber ihren Körper, sie bebt und zittert vom Kopf bis zum Fuß, die feurigen Worte, welche über ihre Lippen stürzen, klingen voll verzweifelter Entschlossenheit. Jakob Iwanowitsch fühlt, daß kalter Schweiß auf seiner Stirne perlt, daß sein Herz still zu stehen droht. O Wonne! Dieses bleiche schöne Weib, welches verspricht mit der Zeit als heller Stern am Himmel der dramatischen Kunst zu glänzen, das schon jetzt, noch halb ein Kind, Beifallssturm erntet und Thränen lockt aus solchen Augen, die schon lange, lange nicht geweint haben, — es ist sein Weib vor Gott und Menschen! Und was ist er? Ein unbedeutender Mensch, der erste Geiger eines schlechten Orchesters, er ist nicht einmal schön, und sie dagegen! — fast eine lokale Berühmtheit, von allen verzogen und geliebt und dazu noch so schön! Wunderbare Tage und Nächte zogen an dem geistigen Auge Jakob Iwanowitsch's vorüber. . . . „O Gott, wie glücklich war ich damals!" seufzte er bei der Erinnerung aus tiefstem Herzen und trocknete mit dem Aermel seines Schlafrockes eine Thräne, die an seiner Wimper blinkte.

„Und", dachte er weiter, „nur dieses Lockenköpfchen blieb mir von Dir, und auch das konnte ich nicht behalten: ich fürchtete die Armuth — seinetwillen." Er gedachte des schrecklichen Tages, an welchem er sein weinendes, einjähriges Töchterchen freiwillig einer Petersburger Aristokratin abtrat. Wie dankte er damals der hochherzigen Gräfin! Sie fühlte Mitleid mit dem armen Manne, sie fühlte Mitleid mit der Kleinen, der in Zukunft ein freudenloses, schweres Leben drohte — und helfend reichte sie Vater und Tochter ihre von elegantem Handschuhe umschlossene, hübsche Hand. Konnte er Besseres wünschen? Seine Nina wird nun eine glänzende Erziehung erhalten, sie wird weder Frost noch Hunger kennen lernen. Die Gräfin ist kinderlos und hat ihr Wort gegeben, lebenslang für das Kind, wie für ihr eigenes, sorgen zu wollen. Er ist ein Landstreicher, Lohnmusikant irgend eines Orchesters, — heute ist er hier, morgen da, wie könnte er da seine Tochter erziehen und pflegen! Außerdem kann er ja, sobald er nur eine Stellung in Petersburg findet, in ihrer Nähe bleiben. Jedenfalls mußte er sich von ganzem Herzen über das Glück seines Kindes freuen und seiner „Wohlthäterin" innig danken. Er erinnerte sich noch, daß er an jenem „glücklichen" Tage in

Gesellschaft zweier Freunde des Guten zu viel genossen und dabei geweint hatte, als er von dem „Glücke“ erzählte, das ihm begegnet war.

Seine Hoffnungen, in Petersburg dauernde Beschäftigung zu finden, gingen ungeachtet aller seiner Bemühungen nicht in Erfüllung. In Moskau fand er Arbeit und Brod, und hier blieb er; nur selten konnte er nach der Wintersaison eine kurze Reise nach der nordischen Residenz unternehmen, immer von der Hoffnung beseelt, dort doch eines Tages ein Engagement zu finden. Und das Glück lächelte ihm, schon war er beinahe engagirt, als die hochherzige Gräfin seinen Traum zerstörte, indem sie erklärte, er könne nun und nimmermehr in Petersburg, wo sein Ninchen weilte, bleiben, er müsse fort von hier, und solle er sogar gezwungen sein, in einer anderen Stadt im „Tingel-Tangel“ zu spielen. Jakob Iwanowitsch empfand bitter, daß die Gräfin recht habe und verließ von neuem sein geliebtes Kind, um in die weite Ferne zu gehen.

Nun mußte er von der Vergangenheit und Zukunft zehren — die Gegenwart war eine traurige, ununterbrochene Einsamkeit, die unerträglich schwer auf ihm lastete. Auch jetzt, am Vorabende des Osterfestes, schmerzte es ihn aus tiefster Seele, daß er in der ungeheuren Stadt wie verloren, allen fremd und von niemandem geliebt war. Wohl hatte er Kameraden im Orchester, aber er war ihnen gegenüber mißtrauisch und zurückhaltend, weil er sie für unzuverlässig hielt.

So blieb ihm nur die Geige, deren Saiten er dann und wann die leidenschaftliche Zärtlichkeit seines Herzens einhauchte. Sie war sein unzertrennlichster und treuester Freund, sie trug ihn in die hellsonnige Vergangenheit zurück, sie lebte mit ihm in seinem verlorenen Glück und hatte ihn, bald lachend, bald laut weinend, bald Gebete seufzend, halb und halb mit der Einsamkeit ausgesöhnt. Oft erklangen in dem kleinen Zimmer des elenden Hotels ihre leise klagenden Töne. Die Nachbarn lauschten gern seinen schwermüthigen Melodien; einige wagten sich sogar bis an die halboffene Thür seines Zimmerchens, und wenn sie durch die schmale Oeffnung lugten, so sahen sie, wie eine Thräne nach der andern über die fahlen Wangen des Musikanten floß. In letzter Zeit hatte Jakob Iwanowitsch noch einen zweiten treuen Freund erobert: die Flasche, welche von nun an sehr oft, mit Cognac oder Rum gefüllt, als gern gesehener Gast auf seinem Zimmer erschien. Dieser Umstand blieb den Nachbarn nicht unbekannt, und diesem Freunde wurden meist die reinen Thränen zugeschrieben, die Jakob Iwanowitsch sehr oft selbst nicht bemerkte.

Die Nacht war schon vollständig hereingebrochen, als Jakob Iwanowitsch endlich einschlief. Der Kellner erschien mit einem Packet in der Hand auf der Schwelle, als er aber den schlafenden Miethsmann bemerkte, machte er eine verzweifelte Bewegung und schloß die Thür hinter sich.

II.

Mitternacht! Der Klang der altehrwürdigen Glocke Iwan's des Großen durchbrauste die Luft, von allen Thürmen Moskau's antworteten tausende von Schwesterstimmen und riefen unisono die Freudenbotschaft von der Auferstehung in die Welt hinaus. Wie lieb' ich Dich, du feierliches Glockengeläute, das zu Ostern zur Mitternachtsmesse einladet! Trost und Versöhnung klingt aus dem Lied deiner ehernen Zunge. Du zauberst mir die Kindheit wieder herauf, die längst entschwundenen Jahre kindlichen Glaubens und kindlichen Glückes. „Christus ist auferstanden!“ so singen die Glocken in die Frühlingsluft. „Christus ist auferstanden!“ so ertönt von allen Seiten die einmüthige Antwort. Vor meinen Augen ziehen alle, die mir theuer waren, vorüber, und ich fühle doppelt die Schwere der erlittenen Verluste. Osterglockenklang, du bannst die Kälte aus meiner Brust, und indem du die Auferstehung Christi und der Natur in die Welt hinausjubelst, befreist du meinen Geist von drückenden Fesseln, und mit dem lebensfrischen Frühling meiner Tage leben auch meine zerschlagenen aber nicht vergessenen Ideale wieder auf. Du trägst mich zurück in meine Jünglingsjahre und beschwörst mit deinem Lied die gebeugte, grauhaarige Gestalt Faust's; sie hält den verhängnißvollen Becher und in mein Ohr tönt das stolze Wort:

„Vermesse dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen Jeder gern vorüberschleicht.“

Wunderbar deutlich und bestimmt erkenne ich, wie seine Hand mit dem Gifttranke zittert, wie sein strenger Blick schmilzt, als das Glockengeläute erklingt, welches die Auferstehung verkündigt.

Sonderbar! Warum klingt mir heut eine ganz andere Melodie aus den mächtigen Tönen? Warum fliegt meine Fantasie nicht mit ihnen in das Reich der kindlichen Freuden, der Legenden und Sagen zurück, sondern reißt sich ungestüm von dem naiven Glück los, irrt durch kalte Straßen, durch Zuchthäuser und Nachtherbergen und wandert durch die Welt derer, von denen sich die Gesellschaft mit Abscheu abwendet, durch das Reich der Erniedrigten und Verachteten? Und während der Regen an die Fenster klopft, versetzt mich eine launische Träumerei vom Lager des süß schlummernden Musikanten nicht etwa in den Tempel, wo tausende von Lichtern flammen, wo eine vielköpfige Menge für wenige Minuten von Schmutz und Tagessorgen aufersteht, sondern hinaus in die menschenleere, schmutzige Straße, wo der Regen fällt und der Wind pfeift. Denn auch auf der Straße ist Osternacht, wenn auch eine kalte, finstere und trübe.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Herbstlandschaft. (Bild S. 45.) Düster grau schaut der Himmel auf die Erde hernieder, — das Laub fällt, vom Winde getrieben, von den Bäumen, — die Natur bekleidet sich mit ihrem Sterbegewand. Doch ist die Ruhe des winterlichen Todes nur die Vorbereitung zu neuem Werden und Auferstehen. — Brausen auch die Stürme mit noch so grimmer Gewalt über die Fluren, thürmt sich Schnee und Eis auch bergehoch, — die Sonnenblicke des Frühlings wecken binnen Kurzem auf's Neue Wald und Flur, — eine Unterbrechung frühlingsfrohen Werdens und sommerlichen Gedeihens — keine Vernichtung hat der Herbst vorbereitet. Zu der düsteren Herbststaffage unseres Bildes paßt das menschliche Thun, welches es vor Augen führt, vortrefflich. Die Riesen des Waldes fällt des Menschen erbarmungsloses Beil, — ein anscheinend barbarischer Vernichtungskampf wüthet im hochstämmigen herrlichen Gehölz, — aber in den kunstvollen, kulturnützlichen und kulturnothwendigen Gebilden der Menschenhand, in mächtigen Bauten oder in zierlicher Drechslerarbeit, als kolossale Schiffsmasten, oder sonst irgendwie, finden die Zierden des Waldes bald genug ihr Auferstehen. Xz.

Für unsere Hausfrauen.

Fleisch frisch zu erhalten nach japanesischer Art. Die Japaner haben eine ganz eigene Art, das Fleisch frisch zu erhalten.

Sie legen es in eine Porzellanterrine und gießen sehr heißes Wasser darauf, so daß das Fleisch davon bedeckt ist, dann schütten sie Oel auf das Wasser. Die Luft wird auf diese Art vollkommen abgehalten und das Fleisch bleibt gut. Das Gerinnen des Eiweißes durch das heiße Wasser auf der Oberfläche des Fleisches scheint dabei ebenfalls mitzuwirken. P.

Herrenkleider und Tuchsachen billig zu reinigen. Man gießt Salmiak (Salmiak für 10 Pf. genügt für einen vollständigen Anzug) unmittelbar auf die Flecke, den Kragen u. s. w., reibt mit einem Tuchläppchen tüchtig ein und bürstet mit einer kräftigen Bürste, die in kochend heißes Wasser getaucht wurde, das ganze Stück tüchtig nach dem Strich, hängt es danach über einen Bügel und läßt es trocknen; es bedarf so nicht einmal des Aufbügelns.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 7. 1886. Unterhaltungs-Beilage. November.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

Der Todesstreich, welcher Mathilde dahingerafft, hatte auch Oskar's Lebenskraft gebrochen.

Er war unfähig, sich aus seiner Trauer emporzurichten. Sein Geist war bei der Entschlafenen, die Erde hatte keinen Reiz mehr für ihn.

Die Sorge für seine Kinder hielt ihn noch aufrecht. Er ging der gewohnten Beschäftigung nach, um das Brod für die Unmündigen zu erschwingen; aber er fühlte, daß seine Tage gezählt waren.

Das Unglück hatte Anna vorzeitig die Stärke eines gereiften Weibes verliehen.

Sie sollte dem Vater die Hilfe der Gattin, den Geschwistern die Mutter ersetzen.

Das Erstere gelang ihr nicht.

Wohl erkannte Pelzer dankbar ihr aufopferungsvolles Wirken an; wohl segnete er in jedem Augenblick das heldenmüthige Mädchen; aber Trost und Ruhe fand sein Gemüth nicht. Langsam siechte er dahin.

Kaum war ein Jahr verflossen, seitdem Mathilde im Grabe ruhte, als man auch seinen müden Leib unter grünen Rasen bettete.

Ein rascher Tod hatte die Sehnsucht seines Herzens gestillt und ihn mit der Gattin vereinigt.

Fahler und Marie führten die verwaisten Kinder vom Kirchhofe heim.

Sie waren die einzigen näheren Freunde der Eltern; ihnen hatte der Vater wiederholt die inständige Bitte an das Herz gelegt, sich der Unglücklichen anzunehmen, wenn er nicht mehr sein würde.

Sie, die selbst arm waren, vermochten aber nicht den Hinterbliebenen ihrer Freunde materielle Hilfe zu gewähren.

Pelzer hatte nicht nur nichts hinterlassen, sondern zur Bestreitung der unvermeidlichen Aufwendungen während der Krankheit der Frau und seines eigenen Siechthums war auch von dem Hausrathe alles nur einigermaßen Entbehrliche veräußert worden.

Die Kinder waren fast gänzlich auf der älteren Schwester Erwerb angewiesen.

„Anna reibt sich auf," sagte eines Abends Frau Rother zu Fahler, welcher sie von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte. „Sie arbeitet seit dem Tode ihres Vaters mehr, als sie zu ertragen vermag. Sie erliegt unter der Last. Das ganze Herz blutet mir, wenn ich dieses treffliche, reich beanlagte Mädchen in dem Kampfe des Lebens buchstäblich untergehen sehe, ohne im Stande zu sein, zu helfen.

„Das ist der Fluch, welcher auf der Armuth ruht," erwiderte Fahler düsteren Sinnes. „Wie viele Wesen verkümmern wie unsere Anna. Unsere ganze soziale Ordnung harrt einer Umgestaltung, bevor das Glück in die Hütte einziehen kann."

„Sie mögen recht haben," meinte Marie. „Es handelt sich aber für uns nicht um die Begründung des Heils der Gesammtheit, dafür reichen die Kräfte des Einzelnen nicht aus. Wir haben das Nächstliegende, den besonderen Fall zu betrachten, um zu erwägen, ob und wie wir da helfen können.

Ich bin eine arme, schwache, alleinstehende Wittwe. Ich möchte das Schicksal dieser Aermsten freundlicher gestalten; ich vermag es aber nicht. Sie sind ein Mann. Schauen Sie nicht kaltherzig zu, wenn eine schöne Menschenblume geknickt wird. Sie können sich der Pflicht der Sorge für Ihres Freundes Kinder nicht mit dem Hinweise auf die allgemeine traurige Lage der Armen entschlagen. Sie dürfen wegen Ihrer weit hinauszielenden Bestrebungen zur Besserung der Armuth nicht der übernommenen Verpflichtung vergessen. Ich weiß, daß Sie gleich mir arm sind, aber sinnen Sie auf Mittel und Wege zur Erhaltung der drei Verwaisten, welche keinen Ernährer haben."

Fahler fühlte sich von der Wahrheit dieser vorwurfsvollen Worte getroffen.

Frau Rother hatte recht. Was war denn von ihm für die Waisen geschehen?

Monate waren verflossen, und er hatte nichts für sie unternommen. Seit seiner Verhaftung war er in seiner Erbitterung gegen alles, was seinen Bestrebungen entgegenstand, noch heftiger geworden.

Daß Pelzer's Kinder mit Noth und Elend zu kämpfen hatten, erhöhte seinen Grimm.

„Da habt Ihr den ganzen Jammer deutlich vor Augen," sprach er einst zu seinen Genossen. „Es sind Arbeiterkinder, herrliche Kinder; die Eltern waren ein Muster alles Edlen und Guten; sie haben gearbeitet, gesorgt und gespart; dennoch müssen sie darben und verkommen. Ist das gerecht? Ist das billig?"

Daß er aber es versuchen könne und solle, sich die Verbesserung des Looses dieser drei „Arbeiterkinder" angelegen sein zu lassen, daran hatte er nicht gedacht; daran hatte ihn erst Marie erinnern müssen.

Er wußte sich wegen dieser Unterlassung nicht zu rechtfertigen und verharrte eine Weile in stummem Nachdenken.

Er erhob sich endlich und mit den Worten: „Sie haben wahrhaftig recht! Ich habe meine Pflicht verabsäumt," stürmte er zum Zimmer hinaus.

Fahler war gewohnt, ohne Zögern und Zaudern das von ihm als recht Anerkannte auszuführen. Rücksicht auf Zeit und Umstände war ihm fremd.

Und so bedachte er nicht, daß es schon in die zehnte Stunde ging, als er an Marbach's Hause die Glocke zog.

„Ist Herr Marbach zu Hause?" frug er den die Thür öffnenden Bedienten, und als dieser den ihm gänzlich unbekannten Mann im fadenscheinigen Anzuge, welcher zu so unpassender Zeit seinen Herrn zu sprechen verlangte, verwundert und mißtrauisch anblickte, fuhr er fort:

„Sagen Sie Herrn Marbach, Johann Fahler wäre da. Beeilen Sie sich; meine Zeit ist kostbar, sie gehört nicht mir."

Kopfschüttelnd entfernte sich der Diener, um den unheimlichen Besuch Herrn Marbach anzumelden.

Auch dieser war überrascht, als Fahler bei ihm eintrat. Er hatte ihn seit der Verhandlung im Schwurgerichtssaale vor etwa zwei Jahren nicht wiedergesehen.

„Ich habe den Tag nicht beschließen wollen, ohne ein Unrecht zu sühnen, dessen ich soeben inne werde," begann Fahler in seiner seltsamen Weise. „Mein Freund Pelzer ist schon seit einigen Monaten todt, und seine Kinder leben im Elend. Es ist das erste Mal, daß ich meine Stimme zu Gunsten der Armuth in dem Palaste der Reichen erhebe. Ich bin aber selbst arm, und nur der Begüterte kann sofort helfen, wenn sein Herz nicht durch den Reichthum verhärtet ist. Ich glaube, daß Sie ein Herz für die Armuth haben; deshalb fordere ich Sie zum Helfen auf."

Und er schilderte in lebhafter Rede die unglückliche Lage der Waisen, die Vorzüge der verstorbenen Eltern, die Tugend Anna's.

Marbach hatte sich oft des anmuthigen Bildes eines wahrhaften Familienglückes, welches er an dem Nachmittage auf der Vogelwiese beobachtet, erinnert und war tief erschüttert von der Kunde, welche ihm durch Fahler geworden.

Er reichte diesem die Hand und sprach:

„Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Ihre gute Meinung und für die Gelegenheit, die Sie mir bieten, den armen Kindern beizustehen. Ich werde sie morgen aufsuchen."

Am anderen Morgen begab sich Marbach in das kleine Haus der Kirchstraße.

Er ermöglichte für Anna die Rückkehr zu dem anfänglich erwählten künstlerischen Berufe, für welchen sie sich fortan wiederum mit fast leidenschaftlichem Eifer vorbereitete, während Paul und Franz den Besuch der höheren Lehranstalt fortsetzen konnten. Marbach blieb der Schutzgeist, Marie Rother der mütterliche Rathgeber und Johann Fahler der treue Freund der Kinder Oskars und Mathildens.

Schlummert friedlich, Ihr Verklärten! Eure Kinder sind geborgen!

Treue Menschen halten Wacht, daß sie den Pfad nicht verlieren, welcher zu der lichten Höhe Eurer Tugend führt.

Das ist der Lohn Eures ehrenfesten Wandels; das ist die Frucht der Saat, die Ihr auf der Bahn Eures Lebens ausgestreut — Eure Kinder heimsen sie ein.

VII.

Anna hatte ihre Studien insoweit vollendet, daß sie zum Debut auf der Bühne ihrer Vaterstadt zugelassen werden sollte.

Der Mahnung ihres Vaters stets eingedenk, hatte sie nach dem Höchsten gestrebt und keine Anstrengung gescheut, dem Ideale möglichst nahe zu kommen.

Sie war selbst am wenigsten mit sich zufrieden, wenn auch Andere ihrem feinen Verständnisse für die Meisterwerke der Literatur, ihrer durchdachten Darstellung reiches Lob spendeten.

Sie war ein ernster Jünger der Kunst, welcher in ihr stets ein Heiligthum verehrt und nur in keuscher Gesinnung dasselbe zu betreten wagt.

Nicht um Ruhm zu erwerben und Reichthum zu sammeln, widmete sie sich dem Theater, sondern aus mächtigem innern Antriebe weihte sie sich dem Dienste Melpomene's.

Sie hatte aus dem kastalischen Born die echte, reine Begeisterung geschöpft. Sie verstand des Dichters geheimnißvolles Ahnen, für welches die Sprache kaum den Ausdruck hat. Sein Geist weilte in ihr. Sie wurde das Organ seiner Empfindung, die Verkörperung seines Gedankens.

In fieberhafter Aufregung sah sie der Stunde ihres ersten Auftretens entgegen.

War sie in der That dazu befähigt? Täuschte sie sich nicht über ihre Anlage, ihre Kraft?

Sie gedachte des Vaters, der von Freunden irregeführt, sich dem Kunstberufe zugewendet hatte und niemals aus der niederen Sphäre desselben sich zu erheben vermochte. Wie oft hatte er sie vor Selbstüberschätzung gewarnt! Wie schmerzlich hatte er es empfunden, nicht im Stande zu sein, das in seiner Brust lebende Ideal zu verwirklichen!

Würde sein Loos nicht auch das ihre werden? —

Nimmermehr!

Sie war fest entschlossen, auf die Künstlerlaufbahn zu verzichten, wenn der heutige Versuch mit einem Mißlingen enden würde. —

Je weiter sich der Tag zur Neige rüstete, desto größer ward die Unruhe ihrer Seele, desto lauter der Zweifel in ihrem Busen.

Da trat ihr das Bild der Mutter entgegen: — „verzage nicht, mein Kind, ich bin bei Dir; — ohne Kampf kein Sieg!"

Und des Vaters freundlicher Blick — sprach er nicht: „Dich hat die Muse geküßt, als Du zur Erde stiegest; — in Dir lebt der Genius der Kunst; — Du wirst bestehen, — zweifle nicht!"

Und beide theuere Gestalten neigten segnend die Hand ihrem Haupte entgegen. — —

Sie vernahm die trauten Laute — und eine beglückende Ruhe zog in ihr Gemüth ein.

Als Marie in das Zimmer trat, war sie erstaunt, das junge Mädchen, welches sie vor einigen Stunden in banger Verzagtheit verlassen hatte, in ruhiger Fassung und ernstem Gleichmuth anzutreffen.

Anna verstand den fragenden Blick der älteren Freundin.

„Ich habe mich zu meinen Eltern geflüchtet, und bei ihnen ist mir der Frieden der Seele wiedergekehrt. Ihr Segen begleitet mich auf dem schweren Gange, und deshalb wandle ich ihn ohne Furcht und Schwanken."

„Du wirst sicher das Ziel erreichen," sagte Marie bewegt.

„Bist Du bereit?" rief Fahler, welcher in Hast hereingekommen war. „Du hast nicht mehr zu zögern!"

„Ich bin fertig," entgegnete Anna, und Marie fügte hinzu: „Was ist Ihnen, Herr Fahler? Sie sind aufgeregt —"

„Wie sollte ich nicht?" unterbrach sie der Volksmann. „Die Tochter meiner Freunde tritt auf den Schauplatz der Oeffentlichkeit hinaus, — ein Kind der Armuth, — Anna, — die holde, scheue Taube, — da sollte ich ruhig zuschauen können?

„Anna, liebes Kind, sei nicht bänglich und zittere nicht vor der Menge!

„Mich freut es, daß Du gerade als Jungfrau von Orleans zum ersten Male auftrittst, als das von hohem Sinne erfüllte, gottbegnadete Mädchen aus niederem Stande, welches in edler Begeisterung für des Volkes Wohl streitet und fest und unerschütterlich vor Königen und Fürsten steht, da diese feig verzagen."

Fahler drängte zum Aufbruche. — Er eilte wieder fort, um von dem etwas entfernten Halteplatze eine Droschke herbeizuholen.

Anna umarmte Frau Rother, drückte Fahler's Hand und fuhr zum Theater.

„Können Sie wirklich dem Kinde in der Stunde fern bleiben, welche für dessen Zukunft so bedeutungsvoll ist?" fragte Fahler. „Ich begreife dieses nicht!"

„Wenn meine Anwesenheit im Theater für Anna's Erfolg irgend welchen Nutzen haben könnte, würde ich sicherlich nicht fehlen," entgegnete Marie, kurz abwehrend.

„Ein eigenthümliches Frauenzimmer bleibt diese Rother aber dennoch, trotz aller Güte und Klugheit, die ihr nicht abzusprechen sind," sagte Fahler für sich, indem er langsamen Schrittes ebenfalls den Weg zum Theater einschlug. „Ihr ist Anna ebenso theuer wie mir, — aber sie kann sich nicht entschließen, deren Debut zu sehen. — Sie ist eigensinnig und menschenscheu!"

Das Schauspielhaus war zu der heutigen Vorstellung fast ausverkauft, als ob es dem Auftreten eines berühmten Gastes gelte.

Oscar Pelzer war nicht nur im Kreise seiner nächsten Collegen vom Chore eine sehr beliebte Persönlichkeit gewesen, sondern hatte sich stets auch des Wohlwollens des gesammten Theaterpersonals zu erfreuen gehabt.

Das traurige Geschick seiner Tochter, welche binnen Jahresfrist die Mutter und den Vater vorzeitig verloren, erhöhte die allgemeine Theilnahme.

Hierzu kam noch das seltene Talent der Debütantin.

Die Bühnenwelt sah mit Spannung ihrem Auftreten entgegen und trug das Interesse für dasselbe in die weitesten Kreise.

Auch durch Marbach wurde die besondere Aufmerksamkeit der höheren Gesellschaftsschichten auf den heutigen Abend gelenkt, während Fahler die Arbeiterbevölkerung in Bewegung gesetzt hatte, dem Kinde seines Freundes ihre Theilnahme zu bezeigen.

Außerdem waren die Eltern in dem Hubertus-Stadtviertel, in welchem sie ihr ganzes Leben zugebracht hatten, sehr bekannt und geachtet gewesen, so daß die Bewohner dieses ärmlichen Quartier's den regsten Antheil an Anna's Debut nahmen.

So vereinigten sich verschiedene Umstände, um allen Plätzen ein sehr zahlreiches Publikum zuzuführen, welches der jungen Schauspielerin sympathisch gesinnt war.

Ihre Erscheinung nahm für sie ein. Der hohe, schlanke Wuchs, das strahlende braune Augenpaar, das schön geformte, von glänzenden dunkeln Locken umwallte Haupt machten sie für die Rolle der schwärmerischen, thatkräftigen Jungfrau wie geschaffen.

Ihr stummes Spiel während der ersten Scenen verrieth dem aufmerksamen Beobachter bereits die denkende Künstlerin, welche nicht nur die Worte des Dichters nachzusprechen weiß, sondern dem Bilde, das vor seinem Geiste stand, Fleisch und Blut zu verleihen befähigt ist.

Als sie endlich in die Worte ausbrach:

„Nichts von Verträgen! Nichts von Uebergabe!"

und mit:

„Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen,
Durch eine zarte Jungfrau wird er sich
Verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!"

schloß, da „blitzte ihr Auge" in heiligem Eifer, „und glühend Feuer sprühten ihre Wangen".

Der Dichter hätte es nicht durch Raimond auszusprechen nöthig gehabt, — alle Anwesenden empfanden den Blitz und das Feuer.

Es war nicht die schüchterne junge Schauspielerin, welche die Strophen ihrer Rolle möglichst kunstgerecht nachzustammeln sich bemüht, — Johanna, das von mächtigem Geiste beseelte Hirtenmädchen aus Dom-Remy stand dort und verkündete den Inhalt der ihr gewordenen Offenbarung.

Kein Beifallszeichen unterbrach die Handlung auf der Bühne, keine Hand wagte sich zu rühren; — die Zuschauer waren wie gebannt unter der Zaubergewalt der „wundervollen Tochter" Thibaut d'Arc's.

Nach dem herrlichen Monologe des vierten Auftritts jedoch, in welchem Johanna der heimathlichen Trift, dem traulich stillen Thal ihr Lebewohl zuruft und ihre himmlische Berufung zur Bewältigung der Feinde, zur Errettung des Vaterlandes kundgiebt; wo sie die ganze Innigkeit einer jungfräulichen Empfindung und den Heldenmuth einer edlen, reinen, überirdischen Begeisterung entfaltet, — da hielten die Anwesenden nicht länger an sich: ein brausender Applaus durchwogte das Theater; aus allen Räumen ertönten Hervorrufe; — immer wieder mußte Anna vor die Rampe treten, um die Huldigung der Menge entgegenzunehmen.

Dieser unerwartete, ungeahnte Erfolg erfüllte sie mit unaussprechlicher Wonne. Ihr Herz wendete sich in dankbarer Freudigkeit nach oben; — sie wähnte die Eltern zu schauen, welche in glücklicher Seligkeit ihrem Kinde zulächelten.

Gehobenen Sinnes führte sie die Darstellung zu Ende. Der Beifall wuchs mit jedem Akte.

Nach dem dritten Aufzuge erschien der Intendant mit der Mittheilung, daß er sie zu engagiren beabsichtige.

Der greise, würdige Regisseur drückte ihre Hand und sprach: „Sie haben die hoffnungsvolle Erwartung Ihres Vaters verwirklicht.

Als er Sie mir zuerst zuführte, erklärte er, Sie nur dann der Kunst widmen zu wollen, wenn deren Genius in Ihrer Brust so mächtig walte, daß Ihre Hand nach der höchsten Palme greifen dürfe.

Sie haben dieses Ziel erreicht.

Ihr Triumph steht ohne Beispiel in den Annalen der Theatergeschichte.

Ich fühle mich hoch beglückt, zu der Entfaltung der in Ihnen schlummernden Flamme echten Kunstberufs beigetragen zu haben.

Der heutige Abend sichert Ihnen eine Stelle an der Seite der wenigen wahrhaften Größen, deren Name unvergänglich ist."

Am Ausgange des Theaters erwartete sie Fahler mit einem Wagen.

Eine dichtgedrängte Menschenmenge hatte sich auf dem Platze aufgestellt und begrüßte sie mit jubelndem Hochrufe.

Sie eilte ihrer Wohnung zu, — in die Arme der ihrer in banger Erwartung harrenden Frau Rother.

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Die Gestalt des alten David, in dieser Stellung des Versunkenseins, in diesem düstern Halbdunkel war wie eine Charakterstudie; in dem Gesammtausdruck seines Gesichts lag etwas von der träumerischen Beschaulichkeit eines Kameels, was sich übrigens bei allen Orientalen vorfindet.

Dann stieg er zwei Stufen hinab, öffnete die Thür und rief:

„Hockst Du denn immer über dem Gesetz und den Propheten, alter Posche-Jisruel?"

„So, Du bist's, Schode," sagte der alte Rabbiner, dessen Gesicht sofort den Ausdruck innerer, aber auch feiner, mit Gutmüthigkeit gepaarter Ironie annahm. „Du hast es also nicht länger ohne mich aushalten können; Du hast Dich gelangweilt und bist froh, mich wieder zu sehen?"

„Ja," antwortete Kobus lachend, „ich freue mich immer von neuem, wenn ich Dich wiedersehe; es ist mir ein großes Vergnügen, einen echten Gläubigen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, einen Enkel des tugendhaften Jakob, der seinem Bruder das Fell über die Ohren zog."

„Halt," rief der Rebb, „halt! Deine schlechten Witze über dieses Kapitel laß unterwegs. Du bist ein Abekaures, der weder an Himmel noch Hölle glaubt. Lieber wollte ich eine regelrechte Discussion gegen zweihundert Priester, fünfzig Bischöfe und den Papst selbst aushalten, als gegen Dich. Diese Leute müssen wenigstens den Bibeltext anerkennen, müssen zugeben, daß Abraham, Jakob, David und alle Propheten ehrenwerthe Männer waren; aber Du, verdammter Schode, Du leugnest alles, Du verwirfst alles. Du behauptest, unsere Patriarchen seien Schelme gewesen; Du bist schlimmer als die Pest, Dir läßt sich nichts entgegnen! Und deshalb bitte ich Dich, Kobus, lassen wir das! Es ist schlecht von Dir, mich an einem Punkt anzugreifen, den zu vertheidigen ich mich gewissermaßen schämen müßte; da schicke mir lieber den Pfarrer über den Hals."

Fritz lachte laut auf, dann setzte er sich und sagte:

„Rebb! ich bin Dir doch gut! Du bist der beste und amüsanteste Kerl von der Welt. Da Du Dich schämst, Abraham zu vertheidigen, wohlan, so wollen wir von etwas anderem reden."

„Er braucht sich nicht vertheidigen zu lassen," entgegnete David, „er kann sich schon allein vertheidigen."

„Ja, es würde schwer sein, ihn jetzt zu beleidigen," sagte Fritz; „also lassen wir das. Aber, David, ich lade mich bei Dir zu einem Glas Kirschwasser zu Gaste; ich weiß, Du hast sehr gutes."

Dieser Vorschlag entwaffnete des alten Rabbiners Zorn vollständig; er mochte um die Welt nicht mit Kobus über religiöse Fragen streiten. Lächelnd stand er auf, öffnete die Küchenthür und sagte zu der alten guten Sorle, die gerade den Teig zu einem Schalem*) knetete:

„Sorle, gieb mir den Schrankschlüssel; mein Freund Kobus ist da und möchte ein Glas Kirschwasser haben."

„Guten Morgen, Herr Kobus," rief die gute Frau, „ich kann nicht kommen, ich bin bis an die Ellenbogen im Teig."

Fritz war aufgestanden, er steckte den Kopf in die kleine, ganz dunkle, nur durch ein kleines Bleifenster erleuchtete Küche und sah, wie die gute Alte knetete und David ihr den Schlüssel aus der Tasche zog.

„Lassen Sie sich nur nicht stören, Sorle," sagte er, „lassen Sie sich ja nicht stören."

David kam zurück, machte die Küchenthür wieder zu und öffnete einen kleinen Wandschrank, aus dem er das Kirschwasser und drei kleine Gläser herausnahm; er setzte sie auf den Tisch und freute sich, Kobus etwas anbieten zu können. Kobus, dem dies nicht entging, erklärte laut, das Kirschwasser sei vortrefflich.

„Das Deinige ist doch besser," sagte der alte Rebb schlürfend.

„Nein, nein, David, höchstens ebenso gut, aber besser gewiß nicht."

„Noch ein Gläschen?"

„Danke, man muß des Guten nicht zu viel thun, wie mein Vater selig sagte; ein andermal."

Jetzt waren sie ausgesöhnt.

Der alte Rebb fing dann mit pfiffig zugekniffenen Augen an:

„Und was hast Du denn da unten getrieben, Schode? Ich habe mir erzählen lassen, Du habest Dich in große Unkosten gesteckt und einen Fischbehälter ausgraben lassen. Ist das so?"

„Ja, David."

„Ah," rief der alte Rebb, „das wundert mich nicht; wenn es ans Essen und Trinken geht, da hörst Du auf zu rechnen."

Und kopfschüttelnd fuhr er in näselndem Tone fort:

„Du wirst immer derselbe bleiben."

Fritz lächelte.

„Höre, David," sagte er, „in sechs oder sieben Monaten, wenn die Fische rar werden, und wenn Du auf dem Markte mit ellenlanger Nase herumziehst, ohne etwas Gutes zu finden . . . dann, Alter — Du bist ja auch kein Kostverächter — dann magst Du den Kopf schütteln, Du gehörst in die Katzenfamilie und issest gern Fisch . . ."

„Aber, Kobus, Kobus!" rief David aus, „willst Du mich jetzt für einen Abekaures ausgeben, wie Du einer bist? Freilich sehe ich einen guten Hecht auf meinem Teller lieber als einen Kuhschwanz, das versteht sich von selbst; ich wäre ja kein Mensch, wenn ich anders dächte; aber vorher bekümmere ich mich nicht darum, das überlasse ich Sorle."

„Ach was!" entgegnete Kobus; „wenn ich Dir in einem halben Jahre zum Simris-Thorafest*) einen Teller Forellen und einige Flaschen Forstheimer schicke, dann wollen wir sehen, ob Du gegen meinen Fischbehälter etwas einzuwenden hast."

David lächelte.

„Der Herr," sagte er, „hat alles wohl eingerichtet; den Einen giebt er Klugheit, den Andern Mäßigkeit. Du bist klug, ich werfe Dir Deine Klugheit nicht vor, sie ist ein Geschenk Gottes, und wenn die Forellen eintreffen, so sollen sie mir willkommen sein."

„Amen," sagte Fritz.

Und die beiden lachten zusammen aus vollem Halse.

Gleichwohl dachte Kobus noch immer daran, den alten Rebb in Harnisch zu bringen. Plötzlich fing er an:

„David, wie steht's mit den Frauen? Hast Du noch keine für mich gefunden? Die vierundzwanzigste? Sicher drängt es Dich gewaltig, mein Rebland am Sonnenberg zu gewinnen. Ich wäre doch begierig, die vierundzwanzigste kennen zu lernen."

David Sichel antwortete nicht sofort. Sein Gesicht wurde ernst. Nach kurzer Pause sagte er:

„Kobus, mir fällt eine alte Geschichte ein, aus der sich jeder seine Lehre ziehen kann. Anfangs, so heißt's in dieser Geschichte, gab es keine Esel; die heutigen Esel waren eine Art Pferde; sie hatten ein kräftiges Kniegelenk, einen kleinen Kopf, kurze Ohren, einen vollen Roßschweif statt eines bloßen Haarbüschels. Nun ereignete es sich eines Tages, daß eines dieser Pferde, der Großvater aller Esel, bis zum Bauch im Grase stand und bei sich dachte: dieses Gras ist zu grob für mich; ich sollte vom allerfeinsten haben, so delikat, wie noch kein anderes Pferd je gekostet hat. Er verließ die Weide und suchte nach seinem „allerfeinsten". Und wie er vorwärts trabte, fand er noch gröberes Gras; unwillig ging er weiter. Da kam er an einen Sumpf, an dessen Ufer nur Pfeilkraut wuchs. Er zerstampfte es mit dem Fuße, lief um den Sumpf herum und kam an ganz

*) Jüdischer Kuchen.

*) Freudenfest zum Andenken an die Verkündigung des „Gesetzes".

dürren Boden; anstatt des feinsten Grases fand er nicht einmal Moos. Er war hungrig geworden, nach allen Seiten sah er sich um, entdeckte in einer Vertiefung Disteln — und fraß sie mit gutem Appetit. Sofort fingen seine Ohren an zu wachsen; sein Schwanz behielt nur ein Haarbüschel am Ende; er wollte wiehern und konnte nur „J-ah" schreien; das war der erste Esel!"

Anstatt über die Geschichte zu lachen, ärgerte sich Fritz darüber, ohne recht zu wissen warum.

„Und wenn er nun keine Disteln gefressen hätte?" frug er.

„Dann wäre er noch weniger als ein lebendiger Esel gewesen, dann wäre er ein todter Esel gewesen."

„Albernes Geschwätz, David."

„Möglich; ich meine blos, es sei besser, jung zu heirathen, als später seine Magd zur Frau zu nehmen, wie es alle alten Junggesellen thun. Glaube mir —"

„Ach, geh' zum Teufel!" rief Kobus, indem er aufstand. „Eben schlägt es zwölf, ich habe keine Zeit mehr, Dir zu ant-worten."

David begleitete ihn bis zur Schwelle und lachte vor sich hin.

Und wie Kobus unter der Thür war, sagte er mit pfiffiger Miene:

„Höre, Kobus, Du hast die Frauen nicht gemocht, die ich Dir vorgeschlagen habe, vielleicht hast Du nicht Unrecht gehabt. Aber bald wirst Du Dir selbst eine suchen."

„O Posche-Jisruel," entgegnete Kobus, „Posche-Jisruel!"

Er zuckte die Achseln, faltete mitleidsvoll die Hände und ging.

„David," rief Frau Sorle in der Küche, „das Essen ist fertig, willst Du nicht den Tisch decken?"

Aber der alte Rabbiner blickte mit spöttisch zugekniffenen Augen dem Fritz bis zum Thorweg nach; dann erst ging er in's Zimmer zurück und lachte im Stillen über den komischen Auftritt.

Kinder im Winter.

VIII.

Nach Tisch begab sich Kobus in die Brauerei und fand daselbst seine alten Bekannten, Friedrich Schulz, Hahn und die andern, wo sie, wie alle Tage von Neujahr bis Sylvester, zwischen eins und zwei ihren Gaigel spielten.

Natürlich schrie ihm alles entgegen:

„Grüß' Gott, Kobus! Der Kobus ist wieder da!"

Und jeder wollte ihm Platz machen; er war seelenvergnügt und drückte allen die Hand. Wie er damit fertig war, setzte er sich an's Ende des Tisches dem Fenster gegenüber. Das kleine Lottchen mit ihrem weißen, gefälteten Schürzchen stellte einen Schoppen vor ihn hin; er nahm ihn, hielt ihn langsam gegen das Licht, um die schöne Bernsteinfarbe zu bewundern, blies den Schaum vom Rande ab und trank dann bedächtig mit halb geschlossenen Augen. „Ausgezeichnet!" rief er aus, indem er das Glas absetzte, und lehnte sich über die Schulter des langen Friedrich, um ihm in die eben aufgenommenen Karten zu sehen.

So nahm er seine alte Lebensweise wieder auf.

„Schippen! Eckstein! G'stochen das Aß!" rief Schulz.

„Ich gebe," sagte Hahn und mischte die Karten.

Die Gläser klirrten, die Tassen klapperten und Fritz dachte im Augenblick an das Meisenthal so wenig als an den Großtürken; es war ihm, als wäre er nie von Hüneburg fort gewesen.

Schlag zwei Uhr trat der Herr Professor Speck ein; seine langen, dürren Beine endeten in großen, breiten Schuhen, sein brauner Ueberrock hing schlotternd um seinen Leib und seine Nase ragte aus dem Gesicht, als ob sie eine Schleckerei erschnüffeln wollte. Feierlich nahm er seinen Hut ab und sagte:

„Ich habe die Ehre, der werthen Gesellschaft anzuzeigen, daß die Störche angekommen sind!"

Aus allen Ecken der Brauerei hallte es wieder: „Die Störche sind da, die Störche sind da!"

Es entstand ein großer Lärm; jeder ließ seinen noch halbvollen Schoppen stehen, um die Störche zu sehen. In weniger als einer Minute standen mehr als hundert Personen vor dem „Rothen Hirsch" mit emporgerecktem Halse.

Am obersten Rande des Kirchendaches stand auf ihrem Stelzbein eine Störchin, ihre schwarzen Flügel waren über ihren weißen Schwanz zurückgeschlagen, ihr rother Schnabel hing melancholisch auf ihre Brust herab. Die ganze Stadt war auf den Beinen, sie zu bewundern. Das Männchen flog umher und suchte sich auf dem Rand des alten Nestes, an dem noch einige Strohhalme hingen, niederzulassen.

Auch der Rabbiner David hatte sich eingefunden; den alten Hut im Nacken, schaute er hinauf und rief:

„Sie kommen von Jerusalem! Auf den Pyramiden Egyptens haben sie sich ausgeruht! . . . . Sie sind weit übers Meer geflogen!"

Die ganze Straße entlang vor den Kaufhallen sah man

nichts als alte Männer und Frauen und Kinder mit einer gewissen Begeisterung die Hälse in die Höhe recken. Ein paar Mütterchen sagten und wischten sich dabei die Augen: „Da haben wir sie doch noch einmal im Leben zu sehen bekommen!“

Beim Anblick dieser guten Leute, ihrer großen Verwunderung und Rührung dachte Kobus: „'s ist komisch, wie wenig es doch bedarf, die Menschen zu ergötzen.“

Besonders das gerührte Gesicht des alten Rabbiners machte ihm viel Spaß.

„So, Rabbiner,“ sagte er zu ihm, „so, Rabbiner, das ist wohl was sehr Schönes?“

Der Andere blickte herunter, und wie er ihn lachen sah, rief er mit lauter Stimme:

„Hast Du denn kein Herz im Leibe? Mußt Du über alles spotten? Hast Du denn kein Gefühl?“

„Schrei nicht so, alle Welt sieht sich nach uns um.“

„Und wenn mir's beliebt, so laut zu schreien, wenn mir's beliebt, Dir die Wahrheit zu sagen, wenn mir's beliebt . . .“

Zum Glück setzten sich gerade in diesem Augenblicke die Störche, nachdem sie sich ausgeruht, wieder in Bewegung und flogen um die Stadt herum, um von den Wolken Hüneburgs Besitz zu ergreifen, und die ganze Menschenmasse, hingerissen von Begeisterung, rief wie aus einer Kehle ein bewunderndes „Ah!“

Gleichsam als Antwort auf diesen Gruß klapperten die beiden Vögel mitten im Fliegen mit ihren Schnäbeln, und ein Trupp Kinder lief ihnen durch die Kapuzinergasse nach und schrie:

„Tra, ri, ro!
Der Sommer, der ist do!
Jo, jo, der Sommer, der ist do!“

Kobus und die Uebrigen kehrten in die Brauerei zurück; bis gegen sieben Uhr wurde von nichts Anderem gesprochen als von der Rückkehr der Störche und dem Schutz, den sie durch ihren Aufenthalt den Städten bringen, von einer Masse anderer Dienste gar nicht zu reden, die sie Hüneburg speziell erzeigen, wie die Ausrottung der Kröten, der Nattern und Eidechsen, von denen die alten Gräben wimmeln würden, und nicht allein die alten Gräben, sondern selbst die beiden Ufer der Lauter, wo man nichts als Gewürm sehen würde, wenn diese Vögel nicht vom Himmel gesandt wären, das Ungeziefer des Feldes zu vertilgen.

David Sichel war auch hereingekommen. Um sich über ihn lustig zu machen, stellte Fritz die Behauptung auf, daß die Juden die Sitte gehabt hätten, die Störche zu tödten und am Osterfeste mit dem Osterlamm zu essen, und daß diese Sitte einstens die große egyptische Landplage verursacht habe. In Folge dessen hätten nämlich die Heuschrecken so massenhaft zugenommen, daß sie zu den Fenstern hereingekommen, ja selbst durch die Schornsteine heruntergefallen wären, so daß die Pharaonen sich schließlich dieser Plage nur mit der Austreibung der Kinder Abrahams hätten erwehren können.

Diese Auslegung versetzte den alten Rebb in solche Wuth, daß er erklärte, Kobus verdiene gehängt zu werden.

So rächte sich Fritz für die Fabel vom Esel und den Disteln; die hellen Thränen liefen ihm vor Lachen die Backen herunter. Was aber seinem Triumphe die Krone aufsetzte, war, daß der lange Friedrich Schulz, Hahn und der Professor Speck einstimmig ausriefen, sie müßten sich versöhnen, zwei so alte Freunde wie David und Kobus dürften sich nicht wegen eines lumpigen Storches entzweien.

Sie schlugen vor, Fritz solle seine Auslegung zurücknehmen und David solle ihm den Bruderkuß geben. Er verstand sich dazu; dann küßten sich die beiden Freunde aufs Zärtlichste, und mit Thränen im Auge sagte der alte Rabbiner: „Schade, daß der Kobus ohne allen Sinn und Verstand über Alles lachen muß, auch wenn es gar nichts zu lachen giebt, sonst wäre er der beste Mensch von der Welt.“

Wie unsern Fritz die ganze Geschichte gaudirte, kann man sich vorstellen. Bis Mitternacht lachte er unaufhörlich, und selbst später wachte er noch öfters auf und konnte sich nicht satt lachen.

„So brave Leute,“ dachte er im Stillen, „wie in Hüneburg trifft man nicht leicht wieder. Wie aufrichtig meint es doch der alte Rabbiner mit seinem Glauben! Und der lange Friedrich, dieses gutmüthige Kameel! Und wie gut der Hahn krähen kann! Es geht doch nichts über mein Hüneburg!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Osternacht.

Ein Bild aus dem russischen Leben. Fortsetzung.

III.

Dort schritt eine Frauengestalt, vom Kopfe bis zum Fuße in ein Tuch gehüllt, langsam und träge über das schlüpfrige Trottoir. Sie zitterte vor Kälte, ihre feuchten Hände hielten krampfhaft das Tuch über der Brust zusammen. Das Licht der Straßenlaternen fiel auf sie und beleuchtete ein blasses Antlitz, auf dessen Wangen unheimlich rothe Flecken brannten. Die Mitternachtsmesse war zu Ende, die Menge der andächtigen Gläubigen strömte aus den verschiedenen Kirchen und vertheilte sich dann in größere und kleinere Gruppen.

Zwei Kleinbürger kamen gerade auf die Frau zu. Als dieselbe die Männer gewahrte, richtete sie sich gerade auf, faßte sich ein Herz und sagte mit heiserer Stimme: „Christus ist auferstanden.“

„Sieh nur, die freche Dirne! Hat die eine Zeit für ihr sauberes Handwerk gewählt,“ sagte verächtlich einer der beiden und ging seines Weges.

Der Andere blieb einen Moment stehen, betrachtete aufmerksam die lächelnde Frau, spuckte dann energisch und ohne ein Wort zu sagen aus und holte darauf seinen Freund ein.

Blitzschnell erlosch das Lächeln auf den Zügen der verhüllten Gestalt. Ein nervöses Zittern ging über das abgezehrte Gesicht, die Lippen öffneten sich, wahrscheinlich um den Davoneilenden eine Verwünschung nachzuschleudern, aber in demselben Augenblick kam ein anständig aussehender, gut gekleideter Herr, mit einer Dame am Arm, an ihr vorüber.

„Seit zwei Tagen habe ich nichts gegessen,“ schrie sie halblaut auf und streckte dem Paare die Hand entgegen.

Der Herr blieb bestürzt stehen und faßte mit der Hand schon nach der Tasche, jedoch seine Begleiterin hielt ihn mit den unwirsch hervorgestoßenen Worten zurück: „Aber schau doch, wie die aussieht.“ So warf er einen flüchtigen Blick auf die Frau und setzte rasch seinen Weg fort, von seiner Dame fast weiter gezogen. Die Unglückliche zog das Tuch über ihr Gesicht und fing still, lautlos zu weinen an.

„Wohin denn nun? Wo eine Unterkunft finden, wenigstens für diese eine Nacht? Ach Gott, wie hungert's mich,“ dachte sie. Sie erinnerte sich der Nachtherbergen. „Dort ist kein Platz,“ schoß es ihr gleich darauf durch den Kopf, und von ganzer Seele beneidete sie jene Glücklichen, denen es gelungen, dort für die Nacht eine Pritsche zu erhalten.

Sie schleppte sich langsam weiter, von der schwachen Hoffnung gestützt, daß sie doch vielleicht etwas zu essen finden werde. Auf dem Boulevard begegnete ihr eine Gesellschaft stark bezechter Kaufleute, welche, obschon sie eben erst aus der Kirche gekommen, doch schon Zeit gefunden hatten, zu tief ins Gläschen zu schauen. Der Trupp umringte die Unglückliche.

„Wo wirst Du das Ende der Fasten begrüßen, holdes Geschöpf?“

„Das Fasten hat die Aermste ganz entkräftet“, so und ähnlich tönte es im Chor durcheinander.

„Sing uns ein Liedchen“, forderten plötzlich Alle unter frechem, cynischem Gelächter. Sie entschloß sich, um Geld für Branntwein zu bitten, denn für Brot würde man ihr doch sicher auch nicht eine Kopeke geben.

Einer von der Gesellschaft gab ihr ein Zwanzigkopekenstück: „Aber Du mußt uns auch etwas singen.“

„Ich liebe Dich, glaube mir“, hub sie mit heiserer Stimme an, aber plötzlich wurde ihr Gesang durch einen starken, quälenden Hustenanfall unterbrochen.

„Hol' sie der und jener!“ wünschten die lustigen Zechkumpane und schlenderten weiter, um neue Zerstreuungen zu suchen. Die Frau hustete noch lange und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit eines Wächters der Ordnung auf sich, welcher sie im Vorübergehen drohend anschrie.

„Um Gotteswillen!“ stöhnte sie trotz des heftigen Hustens, denn sie fürchtete, der Polizist werde sie von der Bank fortjagen, auf welche sie sich soeben gesetzt hatte. Der Wächter fühlte jedoch Mitleid und trollte weiter. Nach und nach beruhigte sich die Unglückliche, der Husten hörte auf, sie legte nun den Kopf auf die Lehne der Bank und schlummerte, von Müdigkeit überwältigt, leicht ein.

Traurig und in Gedanken versunken kehrte Jakob Iwanowitsch aus der Mitternachtsmesse zurück. Er bewegte sich langsam, apathisch über den Boulevard dahin, seine Haltung zeigte deutlich, daß ihn kein trauliches Heim, keine geliebte Person zur Eile antrieb.

Ihm war wenig genug daran gelegen, in sein kleines Zimmerchen zurückzukehren, wo ihn ein bescheidenes Mahl und Branntwein erwartete. Mechanisch hatte er vor seinem Fortgehen bestellt, daß man ihm den Tisch decke, mechanisch ging er auch jetzt dahin, achtlos auf den Weg durch Pfützen und Koth marschirend. Er ärgerte sich, daß er nicht lieber die ganze Nacht weiter geschlafen hatte, anstatt in die Kirche zu gehen, „wie andere Leute“ . . . . Hätte er bis zum Morgen geschlafen, es wäre wahrlich viel besser gewesen, dann hätte er sich wenigstens für einige Stunden vom Schmerz der Einsamkeit befreit, der unaufhörlich an seinem Herzen nagte. Zwar war er auch gegangen, um sich mit den Fröhlichen zu freuen. Und er sah Fröhliche und freute sich mit ihnen, aber war ihm dadurch leichter um's Herz geworden? Er schaute geputzte Damen, schön gekleidete Kinderchen, in deren Mienen Freude und Glück zu lesen waren, er sah, wie ringsum Küsse, warme Händedrücke, liebende Blicke ausgetauscht wurden, er sah, wie die Augen Derer strahlten, die nicht verlassen sind, sondern sich geliebt fühlen und denen in dieser wunderbaren Nacht ein trauliches Heim winkt. — Das Alles sah Jakob Iwanowitsch und er verwünschte sein bitteres Geschick, das ihn zu einem Manne gemacht, der niemandem nöthig, zu einem Vater, der von seinem einzigen Kinde für immer entfernt war.

Als er an die Bank kam, auf welcher die Frau eingeschlummert war, blieb er stehen, und das Drama eines früh zu Grunde gerichteten, vernichteten Lebens zog in hellem Lichte vor seinem Geiste vorüber.

„Ein verkommenes, aber holdes Geschöpf“, diese banale Phrase erklang wie eine rohe, gemeine Ironie vor seinem geistigen Ohre. In dieser Stunde und nur einen Moment lang hörte er deutlich aus ihr die häßliche Niedertracht eines herzlosen Gelächters heraus.

Nicht mit lächelndem Munde, nicht mit leichtem Herzen, wie es gewöhnlich geschieht, muß diese Phrase gesagt werden, sondern mit thränenerstickter Stimme, mit Schmerzen für den Menschen, dann, nur dann, kommt in ihr der menschliche Jammer und nicht blos die eigene selbstgefällige Tugendheuchelei zum Ausdruck. Im Geiste Jakob Iwanowitsch's drängten sich rasch und unwillkürlich diese Gedanken aufeinander, und er sah in der auf der Bank schlafenden Frau ein ihm wirklich „liebes, theures Wesen“, schon deshalb, weil sie ihm in dieser frohen Nacht noch verlassener und unglücklicher schien, als er selbst war.

Er wollte sie freundlich wecken und in seinem Zimmer wärmen lassen.

„Das Leben hat sie wahrlich nicht verwöhnt“, dachte er, als er seine Hand auf ihre Schulter legte.

„Stehen Sie auf, Sie müssen frieren.“

Die Frau erhob schlaftrunken den Kopf und blickte erstaunt auf den vor ihr stehenden Herrn. Sie ließ einen forschenden Blick über seinen Ueberrock aus dickem Tuch, seinen Pelzkragen, seine in warmen Handschuhen steckenden Hände gleiten und sagte dann apathisch:

„Lassen Sie mich in Ruhe . . . . . Gehen Sie weiter, ich thue ihnen doch nichts.“

„Sie verstehen mich nicht, ich scherze nicht.“

„Was wollen Sie also?“ frug sie zögernd.

„Daß Sie zu mir kommen, um das Osterfest mit einem guten Mahle zu feiern.“

„Meinen Sie mich?“ frug sie nochmals und so erstaunt, als ob sie nicht das Geringste verstanden hätte.

„Gewiß. Kommen Sie nur. Worüber wundern Sie sich noch so lange? Oder fürchten Sie sich vielleicht vor mir? Ich bin ein ruhiger Mann, der Skandale nicht liebt. Ich sah Sie, und es wurde mir so schwer um's Herz, — für die Menschheit. Auch ich bin verlassen, allein, mutterseelenallein, Niemand braucht mich. Kommen Sie, ich bitte Sie von ganzem Herzen.“

„Ich danke. Aber machen Sie sich wirklich nicht lustig über mich?“

Sie erhob sich von der Bank, und die Augen mit kindlicher Neugier auf ihn heftend, betrachtete sie die lange, hagere Gestalt Iwanowitsch's.

„Gott behüte! Wie können Sie so etwas denken.“

Sie gingen nun neben einander her; und die Unterhaltung schien beiden schwer zu fallen, sie schwiegen.

„Wie froh bin ich, daß ich etwas essen kann,“ rief sie ganz plötzlich aus.

Er fuhr bei diesen Worten, die ihr fast unwillkürlich über die Lippen geschlüpft zu sein schienen, zusammen.

„Sie sind wohl sehr hungrig?“

„Schrecklich. Aber wie gut Sie sind; ich habe noch nie einen so guten Menschen getroffen.“

„Nennen Sie mich Jakob Iwanowitsch. Wie heißen Sie?“

„Marie.“

„Und wie ist Ihr Vatersname?“

„Oh, das habe ich fast schon vergessen. Unser Einer hat gar keinen Namen, man heißt heut so, morgen so, je nachdem es gerade gefällt.“

„Ich möchte aber Ihren wirklichen Vatersnamen wissen. Also bitte?“

„Prochorowna“, erklärte sie endlich unter lautem Auflachen.

„Was haben Sie?“

„Wie drollig, Barin (gnädiger Herr)! Marie Prochorowna heiße ich nur in meinem Paß auf dem Papier, aber mein ganzes Leben hat mich Niemand so genannt, meist: Maschka, Matrioschka!“

„Gut, so werde ich Sie Mania nennen, Sie werden sich dadurch nicht beleidigt fühlen?“

„Was sagen Sie da! Weshalb sollte ich mich denn beleidigt fühlen? Mania, ... das ist ein sehr hübscher Name.“

IV.

Jakob Iwanowitsch fand endlich, nach langem Suchen, in seinem Zimmer eine Schachtel Zündhölzchen und steckte das Licht an. Der Tisch war schon gedeckt: Osterbrot, rothe Eier, Schinken, Branntwein, Rum winkte ihnen, zuzugreifen.

Mania blieb zaudernd an der Thür stehen, sie wagte nicht, das nasse Tuch von ihren Schultern zu nehmen.

„Zuerst müssen Sie ein Glas Thee nehmen, Sie sind ganz durchfroren, Mania," sagte Jakob Iwanowitsch schnell, indem er auf den Knopf der Klingel drückte.

Im Korridor wurden schwere Schritte laut.

Mania erschrak und warf Jakob Iwanowitsch einen bittenden Blick zu, der zu fragen schien: „man wird mich doch nicht fortjagen?"

Der Kellner trat in's Zimmer. Er schien die fremde Frau gar nicht zu bemerken und, ein rothes Ei auf einer kleinen Schüssel tragend, ging er direkt auf Jakob Iwanowitsch zu, um ihn zu küssen und Glück zu wünschen*).

„Den Samowar und zwei Gläser," befahl Jakob Iwanowitsch.

Der Kellner ging hinaus und Mania athmete erleichtert auf.

„Ich hatte soviel Angst."

„Weshalb?"

„Ich dachte, man würde mich fortjagen."

„Nun wollen wir einander küssen und Glück wünschen," schlug er vor, als ob er ihre Antwort ganz überhört hätte. — Sie wischte sich mit dem Aermel ihres Lüsterkleides die Lippen ab.

„Christus ist auferstanden."

Ernst und ehrbar küßten sie sich dreimal, wie es die Sitte forderte.

„Halt, ich muß Ihnen doch auch ein rothes Ei geben," sagte Jakob Iwanowitsch, ihr ein solches vom Teller reichend.

Sie nahm es mit ungewöhnlich ernster Miene, küßte es und steckte es in die Tasche.

„Ich will es aufheben. Besten Dank."

Er nahm ihr das Tuch ab und nöthigte sie, sich in die Sophaecke zu setzen

„Ist Ihnen noch kalt?" frug er darauf.

„Ja, . . . ich bin ganz durchfroren," antwortete sie mit zitternder Stimme.

Er bot ihr ein Gläschen Branntwein an.

Sie leerte es gierig mit einem einzigen Zuge und nahm darauf ein Stück Schinken.

„Wie hübsch es bei Ihnen ist, Barin!"

„Jakob Iwanowitsch," verbesserte er sie.

„So rein und gemüthlich," fuhr sie fort sein Zimmer zu loben. „Und wer ist das?" Sie zeigte mit den Augen nach einer kleinen Gypsbüste.

„Das ist Puschkin, ein großer Dichter. Haben Sie von ihm gehört?"

„Ist das nicht sein Monument am Twerskoi Platz?" fragte sie mit lebhafter Neugier.

„Gewiß, die Büste stellt das Monument dar."

„Weshalb erweist man ihm nur soviel Ehre, Jakob Iwanowitsch?"

Er bemühte sich, ihr zu erklären, daß Puschkin ein großer Dichter gewesen, dem Rußland zu ewigem Danke verpflichtet sei. Sie lauschte aufmerksam seinen Worten, schien aber offenbar den Sinn derselben gar nicht zu verstehen.

„Ich habe sie, nämlich die Herren Dichter, auch schon gesehen," unterbrach sie endlich seine Rede.

„Wo denn?"

„Wo? In den Nachtherbergen. Sie geben die Rollen zum Abschreiben . . . . Ich habe sie oft gesehen. Es sind gute, sehr freundliche Herren."

Nun war die Reihe des Nichtverstehens an Jakob Iwanowitsch, und er bat seinerseits, sie möge ihm erklären, welche „Dichter" sie denn meine. Sie folgte seiner Aufforderung, und es stellte sich heraus, daß es sich um das Kopiren von Schauspielen und Rollen handelte, das meistentheils von der Spelunkenintelligenz besorgt wird, welche diese Arbeit aus dritter Hand oft aber auch direkt von den Autoren erhält.

Der Samowar war unterdessen in's Zimmer gebracht worden. Mania trank mit sichtlichem Vergnügen ein Glas heißen Thee und bat gleich um ein zweites. Eine angenehme Wärme strömte durch ihre matten Glieder. Sie fühlte sich ungemein behaglich in dem reinen Zimmerchen, das sie wie bekannt anheimelte, in Gesellschaft des „guten Barin", dessen traurige, graue Augen sie so freundlich anblickten, und der ihr „gute Worte" sagte, anstatt der langweiligen, frechen Reden, die ihr sonst Tag aus, Tag ein, vom frühen Morgen bis zum späten Abend in den Ohren gellten. Lange und prüfend betrachtete sie Jakob Iwanowitsch, welcher ihr, nachdem er zwei Gläser Branntwein hinuntergestürzt hatte, mit soviel Feuer und Begeisterung von seinem einzigen Freunde, der Geige sprach. Endlich wagte sie, ihn durch ein Wort zu unterbrechen.

„Sie thun mir herzlich leid!"

„Leid? Weshalb?"

„Sie sind unglücklich, Sie sind von allen verlassen."

„Das ist wahr, Mania. Ich bin ein verlassener, einsamer Mensch," stieß Jakob Iwanowitsch traurig hervor.

„Sie sind unverheirathet, nicht wahr?" forschte sie weiter.

„Wittwer. . . . Ich habe ein zehnjähriges Töchterchen."

„Und ich dachte schon, daß Sie ganz allein in der Welt ständen."

„Und Sie haben Recht. Das Töchterchen ist mein und nicht mein," sagte er, mit den Händen wie ein Verzweifelter gestikulirend.

(Schluß folgt.)

*) Es ist eine alte, streng festgehaltene Sitte der Russen am Osterfeiertag einander zu küssen und Glück zu wünschen. Dabei werden gegenseitig bunte Eier ausgetauscht.

Feuilleton.

Kinder im Winter. (S. 53.) Heute Herbst, morgen Winter, nur ein kurzer Sprung war es aus dem Regen in den Schnee. Für uns Alte hat der Einzug des Winters wenig Anmuthendes, für die aber, welche nach uns kommen und selber noch in des Lebens Lenze stehen, hat der Winter nichts Abschreckendes: im Gegentheil, — er bringt ihnen von neuen köstlichen Freuden eine reiche Fülle. Schneeballen — welche Lust, — Schneemänner bauen, welche einzige Kunst! Da kostet es die größte Selbstüberwindung, in den dumpfigen Schulstuben auszuharren, bis die erlösende Glocke den letzten Schlag gethan, aber dann hinaus ins Freie, — hinaus, hinaus über Hals und Kopf! Was thuts, daß es schneidend kalt ist! Wo der Schneeball die Luft durchsaust und weder Nasen noch Ohren verschont, da fühlt man keine Kälte, — höchstens die Hände, welche das weiße, weiche, schmelzende Material zu festen Geschossen geknetet, mahnen dringend daran, daß auch diese Lust ihre natürlichen Schranken hat und der Winter kein harmloser Patron ist, mit dem man gar zu lange scherzen darf. Xz.

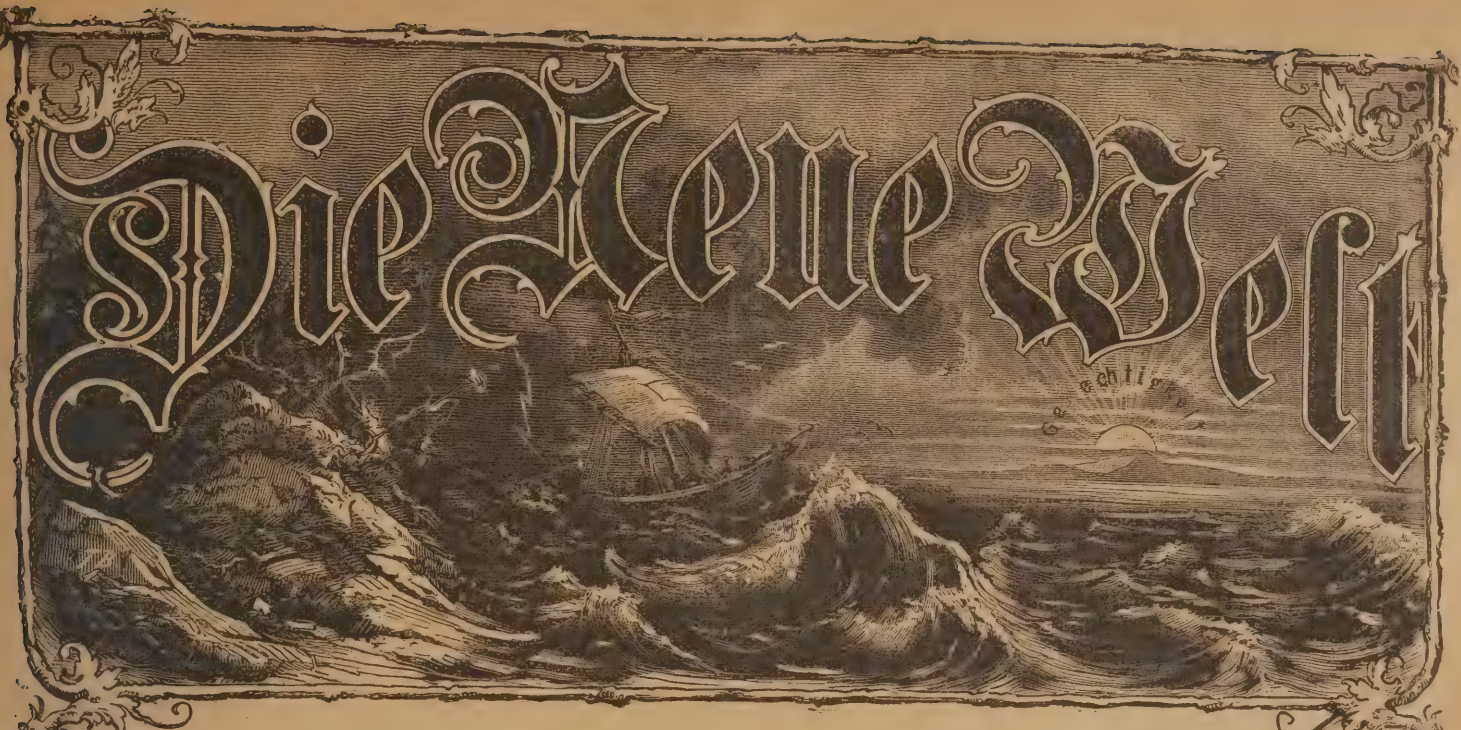
„Das" Meter oder „der" Meter? Die erst vor einem Jahre revidirte Maß- und Gewichtsordnung des deutschen Reiches schreibt ausdrücklich vor, daß alle Maße und Gewichte — und das ganz mit Recht — sächlichen Geschlechtes seien. Es heißt daher „das" Meter, „das" Liter, „das" Kilometer, „das" Ar. Grundfalsch ist also die Bezeichnung „der" Meter, „der" Liter u. s. w.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Aufbewahrung des Winterobstes. Nach dem Abpflücken des Winterobstes setzt man dasselbe der Sonne und Luft aus, damit es in allen Theilen abtrockne. Man kann die Früchte noch lange Zeit im Freien lassen, was ihnen sehr zuträglich ist. Sobald aber Fröste bevorstehen, decke man ordentlich mit Stroh zu, denn es ist ein großer Unterschied zwischen den am Baume befindlichen Früchten und den abgenommenen.

Man kann die Früchte nun in frostfreien Gewölben, luftigen Kellern oder frostfreien Zimmern aufbewahren. Hier werden dieselben auf Stroh oder Grummet (Oehmd) gelegt, die werthvollen Exemplare mit dem Stiele nach oben. Ob man mehrere Hürden übereinander errichtet oder das Obst nebeneinander legt, ist dem Belieben vorbehalten. Alle Lokale, wo Winterobst aufbewahrt wird, müssen dagegen völlig geruchlos sein, namentlich ist aller Modergeruch dem Obste schädlich: sie müssen ferner vollkommen frostfrei sein und bei günstigem Wetter leicht eine Lüftung ermöglichen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.



Nr. 8. 1886. Unterhaltungs-Beilage. November.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch. Fortsetzung.

Anna ließ sich durch die begeisterte Aufnahme ihres Debüts nicht berauschen.

Die vielen Lobsprüche, welche ihr gespendet wurden, machte sie nicht blind gegen sich selbst, benahmen ihr nicht das eigene strenge Urtheil über ihre Leistungen.

Sie blieb das ernste, bescheidene, unausgesetzt an sich arbeitende Mädchen.

Sie begnügte sich nicht mit dem Erreichten, sondern rang unaufhörlich nach weiterer Vollendung.

Ihre Darstellungen erlangten dadurch eine seltene Vollkommenheit.

Ihr Spiel entzückte durch edle Einfachheit; ihre, von jedem falschen Pathos sich frei haltende Vortragsweise fesselte durch die Wahrheit des Ausdrucks.

„Anna Pelzer übertrifft jedes Mal sich selbst", schrieb der strengste Kritiker der Hauptstadt. „Es ist dies keine banale Phrase, sondern buchstäbliche Wahrheit.

„Sie fordert jede ihrer Darstellungen vor den eigenen kritischen Richterstuhl und sucht die mit unerbittlicher Strenge sich selbst gerügten Mängel bei der Wiederholung zu verbessern. So bietet eine jede ihrer Leistungen einen erhöhten Kunstgenuß. Eine jede zeigt neue Feinheiten und giebt tiefere Aufschlüsse über die Dichtung. Eine jede gewährt einen klaren Einblick in das Gewoge der Empfindungen und Leidenschaften.

„Dadurch ragt Anna Pelzer um Riesengröße über die Schaar der zeitgenössischen darstellenden Künstler empor.

„Darum ist der Lorbeer, welcher ihre Stirn schmückt, in Wirklichkeit unvergänglich, und darum wird ihr Name in dem Laufe der Zeiten nicht untergehen."

Einige wenige Gastspiele hatten ihren Ruf auch außerhalb der Grenzen ihres Heimathlandes getragen. — —

Paul hatte sich dem Ingenieurfache zugewendet und weilte in England, während Franz auf der Universität dem Studium der Rechtswissenschaft oblag.

Anna hatte alle Macht ihrer Ueberredung vergebens erschöpft, um Frau Rother, deren Sohn als Auscultator bei dem Gerichte einer Provinzialstadt arbeitete, zu bewegen, das Häuschen in der Kirchstraße mit einer Wohnung in einem bessern Stadttheile zu vertauschen.

Marie beharrte unerschütterlich bei ihrer Weigerung.

So entstand für die junge Schauspielerin die Nothwendigkeit, sich bei einer angesehenen Beamtenfamilie einzumiethen.

Sie lebte ausschließlich ihrer Kunst und sah außer Fahler, der ziemlich regelmäßig sich bei ihr einfand, fast Niemand bei sich.

Frau Rother ließ sich von ihr häufig aufsuchen, erwiderte aber niemals den Besuch.

„Ich kann mich nicht entschließen die Wohnungen des Reichthums aufzusuchen," pflegte sie zu sagen. „Ich gehöre zu den Arbeitern und fühle mich nur in meinem Stübchen wohl."

Trotzdem konnte sich Anna dem durch ihre Stellung bedingten Umgang und Verkehr nicht ganz entziehen.

Sie hatte Pflichten gegen Intendanten und Collegen zu erfüllen und trat dadurch auch mit einer ganzen Reihe, theilweise zu der höheren Gesellschaft zählenden Personen in Beziehung.

Sie wurde mit Einladungen überhäuft, und obgleich sie solche in der Regel abzulehnen suchte, mußte sie doch manchen Folge leisten.

Gerade diese Zurückhaltung machte sie zu einer der meist umworbenen Künstlerinnen der Hauptstadt.

Man rechnete sich ihre Gegenwart als eine besondere Vergünstigung an; und ihr gemessenes Wesen unterstützte das vornehme Ansehen, das sich an ihren Namen knüpfte.

Die bei außerordentlicher Einfachheit sich durch besonderen Geschmack auszeichnende Kleidung ließ das schöne Ebenmaß ihrer Gestalt vortheilhaft hervortreten.

Der Wohlklang ihrer Stimme ergötzte den Zuhörer.

Sie sprach nicht viel, aber die Worte flossen in einem durchdachten Wortgefüge leicht und ungezwungen von ihren Lippen und zeugten von dem reichen Geiste der Redenden.

Je ferner ihr der Gedanke lag, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, desto mächtiger war die Anziehungskraft ihrer Erscheinung, welche Anmuth und Hoheit harmonisch vereinigte.

Die strahlende Schönheit war hier mit so imponirender Würde gepaart, daß fade Schmeichelrede sich nicht an sie heranwagte.

Man hatte die Empfindung, als ob die Wiege Anna's im Schatten eines Königsthrones gestanden, — so sicher und doch bescheiden, so fein und doch ungezwungen bewegte sie sich in der Gesellschaft.

Wohl hatten anfangs einige Kühne sich bei ihr Eingang zu verschaffen erdreistet. Sie wußte aber deren Huldigung mit einer Entschiedenheit zu begegnen, daß fortan Niemand einen ähnlichen Versuch zu unternehmen sich vermaß.

Es war bekannt, daß keinerlei Zusendungen an sie gelangen konnten.

Sie hatte einen Wall um sich gezogen, welcher sie in ihrem Hause allen Belästigungen gegenüber, denen sonst Künstlerinnen sich nicht zu erwehren vermögen, völlig unnahbar machte.

VIII.

Der Intendant, Baron von Volkmar, pflegte während des Winters in jeder zweiten Woche einen Empfangsabend festzusetzen, an welchem ohne besondere Einladung sich eine, den verschiedensten Lebensstellungen angehörende Gesellschaft in seinem großen Salon zusammenfand.

Schauspieler, Sänger, Musiker, Schriftsteller, Maler, Gelehrte, Diplomaten, Beamte gaben sich hier ein zwangloses Rendezvous zur gegenseitigen Ergötzung.

Es vereinigte sich bei Herrn von Volkmar die geistige Aristokratie der Hauptstadt.

Jeder kam, um zu empfangen und zu spenden.

Kleine musikalische und declamatorische Vorträge wechselten mit anregenden Unterhaltungen aus fast allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft ab.

Die neuesten Erscheinungen der Literatur, die Werke der Kunst, das Theater lieferten unerschöpflichen Stoff für die Conversation.

Diese Abende besaßen eine solche Anziehungskraft, daß selbst Prinzen des Regentenhauses sich einführen ließen.

Hier galten keine Rangunterschiede; der Geist schwang hier sein Scepter und duldete keine andere Macht neben sich.

Auch Anna zählte zu den regelmäßigen Theilnehmern an diesen Soiréen, welche ihr in Wirklichkeit eine Erholung nach der anstrengenden Arbeit gewährten.

Der heutige Abend hatte eine ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft zusammengeführt. — Geräuschvoll wogte die Menge durcheinander. Es bildeten sich einzelne Gruppen, welche in lebhafter Unterhaltung begriffen waren.

Anna hatte auf einem Divan Platz genommen und horchte der gelehrten Auseinandersetzung des Professor Rodeck zu, welcher an der gestrigen Theateraufführung zu rügen fand, daß Iphigenia anstatt das Obergewand, Diploidion, von dem Latze des Unterkleids, Chiton, höchstens bis auf dessen Faltenwurf, Rolpos, herabfallen zu lassen, einen Ueberwurf, Ampechonion, getragen habe, welcher fast bis auf die Kniee reichte.

Er wies nach, daß das Ampechonion überhaupt einer viel spätern Zeit angehöre und niemals so lang gewesen sei. Durch mannigfache Schriftstellen belegte er diese Behauptung.

Plötzlich stockte die Unterhaltung in dem weiten Gemache. Von dem kleinen Podium an dem Ende des Saales her ertönte das Präludium einer Sonate und eröffnete den Reigen einer Anzahl von musikalischen Vorträgen, welche sich zu einem Kranze eines mannigfaltigen ausgewählten Programms gestaltete.

Die Vortragenden waren ausschließlich Künstler ersten Ranges und boten diesem auserlesenen Auditorium die eigenartigsten Gaben, für die vielleicht nur in diesem Kreise das richtige Verständniß und die gebührende Würdigung erwartet werden konnte.

„Hat Fräulein Pelzer für uns heute Abend keine Spende?" redete der Hausherr Anna an.

„Eine Kleinigkeit," versetzte diese, indem sie sich erhob, um der Aufforderung zu entsprechen, „einige Verse von Andreas Gryphius."

Das Lied des alten Dichters: „die Gewalt der Liebe", von Anna's Lippen in unnachahmlicher Zartheit und Kraft wiedergegeben, riß die Zuhörer zu einer Begeisterung hin, deren Kundgebung sonst in diesem Raume nicht üblich war.

„Sie bringen uns die Todten zurück," sprach der Professor zu ihr. „Sie zeigen uns den reichen Schatz, welchen unser Volk in den schweren Truhen der Bibliotheken fast nur noch als alte Inventarstücke verschlossen hält, in dem strahlenden Glanze unvergleichlicher Schönheit; — Sie hauchen den halb Erstorbenen neuen, frischen Lebensodem ein, daß sie wieder unter uns wandeln in jugendlicher Kraft."

Anna hatte durch ihren Vortrag der ferneren Unterhaltung die Richtung gegeben.

Während man hier über die deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts im Allgemeinen sprach, erging man sich dort in Erörterungen über Andreas Gryphius, dessen Leben und Werke im Besonderen, rühmte seine Sonette und geistlichen Oden.

Andere erwogen die Möglichkeit, seine Trauerspiele für die heutige Bühne zu bearbeiten. — Wiederum Andere erinnerten an seinen „Peter Squenz" und sonstige Lustspiele.

In einem Kreise suchte man das Wesen der Redekunst, von welcher soeben eine meisterhafte Probe abgelegt worden war, zu erklären. — Einige vertraten die Ansicht, daß dieselbe zumeist auf dem Grunde des tiefen Verständnisses des Wortes in seiner innern Bedeutung beruhe und forderten dadurch die gegentheilige Meinung heraus, daß sie sich vielmehr zunächst auf die Erkenntniß des dichterischen Gedankens im Allgemeinen stütze.

Während dieser verschiedenen lebhaften Discussionen trat Herr von Volkmar an Anna heran und stellte sie dem Prinzen Arnulph, welcher heute zum ersten Male anwesend war, vor.

„Ich bin dem Baron zu außerordentlichem Danke verpflichtet," nahm dieser das Wort, „daß er mir die Gelegenheit bietet, Ihnen meine dankbare Bewunderung auszusprechen. Ich habe mich längst gesehnt, der hohen Priesterin dramatischer Kunst meine Huldigung zu Füßen zu legen."

„Hoheit beschämen mich," entgegnete Anna. „Ich verdiene weder die Bewunderung, noch die Huldigung, die Sie mir zu bezeigen die Gnade haben. Ich empfinde es tief, wie weit meine Leistungen noch von dem Ideale entfernt sind, das meinem Geiste vorschwebt."

„Wir Alle erblicken in Ihrer Kunst deren höchste Vollendung und sollten uns täuschen?!" versetzte der Prinz mit dem Ausdrucke ungeheuchelten Erstaunens.

„Eine höchste Vollendung giebt es nicht," erwiderte Anna lächelnd. „Wir können zwar nach einer solchen ringen, aber je länger wir streben, je näher wir uns dem Ziele glauben, — desto erhabener und leichter glänzt es uns aus der Höhe entgegen."

„Dem widerspreche ich entschieden," rief der Prinz, welcher ihr gegenüber Platz genommen hatte. „Wohl mögen es nur wenige bevorzugte Lieblinge der Schöpfung sein, die das Höchste erreichen — und zu diesen Auserkorenen zählen Sie an erster Stelle.

„Wie ließe sich etwas Vollkommeneres denken, als Ihre gestrige Iphigenia, als Ihr heutiger Vortrag! Noch klingen in meiner Seele die herrlichen Liebesworte in den reinen Accorden nach, die nur Sie allein anzuschlagen wissen. — Finden Sie in der That an Ihren Leistungen etwas zu tadeln, — fühlen Sie sich nicht davon befriedigt?"

„Es ist also, wie ich vorhin erwähnt habe," lautete die Gegenrede. „Dennoch empfinde ich die entsprechende Befriedigung. — Ich habe gegeben, was ich im gegenwärtigen Augenblicke vermochte. — Das genügt für die Ruhe meines Gemüths."

Das Zwiegespräch wurde durch die Anrede des Grafen Hochheim, Langenstein'schen Gesandten, welcher, von mehreren Personen begleitet, sich Anna näherte, aufgehoben:

„Es ist die Behauptung aufgestellt und bestritten worden, daß der Schauspieler nur dann seiner Aufgabe voll entsprechen

könne, wenn er in dem Augenblicke der Darstellung sich ganz mit seiner Rolle identificire.

„Seine Persönlichkeit müsse ganz in sie aufgehen. Die Leidenschaften, denen er Ausdruck verleihe, seien auf der Bühne die seinigen, von ihm wirklich empfunden.

„Er durchlebe thatsächlich die Ereignisse, welche vor dem Auge der Zuschauer sich vollziehen.

„Je mehr es ihm gelinge, für sich die Täuschung aufzuheben, desto vollendeter sei seine Kunst.

„Wir erbitten uns hierüber Ihren allein maßgebenden Ausspruch."

„Der Schauspieler wäre sehr zu beklagen, wenn eine solche, die stärkste Lebenskraft nothwendig vernichtende Anforderung an ihn gestellt werden müßte," versetzte Anna.

„Er hat seine Rolle gründlich und eingehend zu studiren, um zu einem klaren Verständniß derselben zu gelangen.

„Er wird sich in alle Einzelheiten der Situation hineindenken, um die einem jeden Momente entsprechende Empfindung feststellen zu können.

„Der helle, nüchterne Verstand vollbringt diese für den Werth der Darstellung entscheidende Arbeit.

„Ihr folgt das Auffinden des richtigen Tons, der angemessenen Bewegung für jeden Theil seiner Rolle.

„Aehnlich wie dem Maler und Bildhauer der Gegenstand des zu schaffenden Werkes vor das geistige Auge getreten sein muß, bevor sie zur Ausführung schreiten; — die Hand aber fest und sicher nach den Regeln der Kunst zu arbeiten hat, — ebenso auch dem Schauspieler.

„Ihm steht das Bild, welches er darstellen will, sowohl in seiner Totalität, wie in allen Einzelheiten lebendig vor der Seele.

„Es beherrscht ihn nicht, — er hat es zu schaffen; — er ist der Meister.

„Freilich sind nicht todte Leinwand und kalter Marmor der Stoff, und nicht Pinsel und Meißel sein Werkzeug; — sein eigener Leib bietet sich ihm als gefügiger Stoff dar, und sein Geist ist das gestaltende Werkzeug.

„Er darf bei seinem Werke sich nicht irren, weil er nichts verbessern, nichts auswischen oder abfeilen kann.

„In dem Momente des Schaffens steht das Werk fertig da.

„Darum wird er um so Vollkommneres schaffen, je sicherer er sich fühlt, je mächtiger seine Gewalt über den Stoff — sein eigenes Ich — ist.

„Der Zuhörer wähnt eine von Gewissensqualen gefolterte Lady Macbeth, Eboli vor sich zu sehen, — er irrt sich — es ist nur ein Gebilde. Der Künstler läßt es für den Augenblick entstehen und berechnet jeden Ton, jede Geste, welche der Zuschauer für das unwillkürliche Product entfesselter Leidenschaft hält."

Unterdessen regte es sich aber wiederum auf der Estrade.

Eine der eigenartigen dreistimmigen Violin-Sonaten des alten Meisters Corelli gelangte zum Vortrage und beschloß den heutigen Abend.

Die Gäste begaben sich auf den Heimweg.

Anna nahm das Geleite des Professors Rodeck, welcher in ihrer Nähe wohnte, an.

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Fortsetzung.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau.

Wie Kobus am andern Morgen gegen acht Uhr noch ganz gemüthlich in seinen Federn lag, weckte ihn ein unangenehm schwirrendes Geräusch. Er horchte auf: es war der Schleifer Hickebick, der sich, wie alle Feiertage an der Ecke seines Hauses aufgestellt hatte, um die Scheeren und Messer der ganzen Stadt zu schleifen. Es ärgerte ihn gewaltig, denn er war noch sehr schläfrig.

Jeden Augenblick unterbrach das Geschwätz der Weiber das Schwirren des Rades; dann heulte einmal der Pudel oder zur Abwechselung yahte ein Esel, oder man stritt sich über den Preis des Schleifens; und so ging es in einem fort.

„Dich soll doch der Teufel holen!" dachte Kobus. „So etwas müßte doch eigentlich der Schultheiß verbieten! Der geringste Bauer kann schlafen, so lange er will und einen ehrlichen Bürger darf man um acht Uhr in seinem Schlafe stören; und das lassen die Behörden zu!"

Plötzlich fing Hickebick mit näselnder Stimme zu rufen an: „Kein Messer, keine Scheeren zu schleifen?"

Da konnte sich Kobus nicht mehr halten; wüthend sprang er aus dem Bette.

„Nein, das leide ich nicht," rief er zornig aus; „ich werde die Sache vor den Friedensrichter bringen. Am Ende glaubt der Hickebick gar noch, meine Hausecke gehöre ihm; seit fünfundvierzig Jahren hat er uns alle schon geärgert, erst meinen Großvater, dann meinen Vater und jetzt mich, nun ist's genug; es ist hohe Zeit, daß das endlich aufhört."

So zankte Kobus beim Ankleiden; die Ruhe des Meierhofes, wo nichts seinen Schlaf störte, wo nur das Rauschen der Blätter die Morgenstille unterbrach, hatte ihn verwöhnt. Aber nach dem Frühstück hatte er seinen Aerger vergessen. Es fiel ihm ein, die beiden Faß Rheinwein abzuziehen, die er vorigen Herbst eingelegt hatte. Er schickte Käthe nach dem Küfer und zog eine graue dickwollene Jacke an, die er bei seinen Kellergeschäften immer anhatte.

Der alte Schweyer mit seinem dicken lustigen Gesicht kam bald; am Gürtel seiner großen bis zum Knie reichenden Lederschürze steckte der Hammer, den Hohlbohrer hatte er unterm Arm.

„So, so! Herr Kobus," sagte er beim Eintreten, „also heute soll angefangen werden?"

„Ja, Vater Schweyer, es ist hohe Zeit; der Markobrunner ist jetzt schon fünfviertel Jahr und der Steinberger gar zwei Jahre im Faß."

„Recht . . . und die Flaschen?"

„Sind schon seit drei Wochen geschwenkt und gestürzt!"

„Ja! auf die gute Behandlung des edlen Weines haben sich die Kobusse alle Zeit verstanden; wir brauchen also nur hinunterzugehen."

„Ja, wir wollen hinuntergehen."

Fritz zündete in der Küche ein Licht an; er faßte den großen Flaschenkorb an einem Henkel an, Schweyer am andern und so stiegen sie hinab in den Keller. Unten rief der Küfer: „Das ist aber ein prächtiger Keller! Keine Spur von Feuchtigkeit! Ho, ho! Wie das schallt! Ach, Herr Kobus, ich habe es hundertmal gesagt, Sie haben den besten Keller in der ganzen Stadt."

Dann trat er an ein Faß und pochte mit dem Finger daran:

„Das ist der Markobrunner, nicht wahr?"

„Ja: und das ist der Steinberger."

„Gut, mit dem wollen wir ein Wörtchen reden."

Dann bückte er sich, stemmte den Hohlbohrer in die Bauchhöhle, drückte den Pfropfen in das Faß Markobrunner und steckte den Hahn ins Spundloch. Darauf reichte ihm Kobus eine Flasche hin, die er füllte und korkte; Fritz überzog den Pfropfen mit braunem Lack und drückte das Siegel d'rauf. So ging das Geschäft vor sich zu beiderseitiger Zufriedenheit.

„He! he! he!" lachten sie von Zeit zu Zeit, „wir wollen eine kleine Pause machen."

„Ja, und einen Schluck trinken," fügte Fritz hinzu.

Darauf ließen sie den kleinen Kelch volllaufen, erfrischten sich mit einem Glas des herrlichen Weines und gingen dann wieder an die Arbeit.

Bei früheren Gelegenheiten hatte Kobus immer nach den ersten zwei oder drei Gläsern aus vollem Halse zu singen angefangen, alte Melodieen, die ihm gerade in den Kopf kamen, wie das Miserere, die Gambrinushymne oder das Lied von den drei Husaren.

„Das hallt wider wie in einem Dom," pflegte er lachend zu sagen.

„Ja," versetzte Schweyer; „Sie singen gut; schade, daß Sie nicht zu unserem großen Johannisberger Chorgesangverein gehörten; da hätte Ihre Stimme alles übertönt."

Und dann fing er an zu erzählen, wie es zu seiner Zeit — vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren — im Nassauischen eine Gesellschaft musikalischer Küfer gegeben hätte; in der Gesellschaft hätte man nur mit der Begleitung von großen und kleineren Fässern und Holzkannen gesungen; die Flaschen und Schoppen wären die Pfeifen gewesen; die Schläge auf die großen Fässer der Baß; so etwas Markiges und Rührendes hätte man gar nie gehört; und die Töchter der Küfermeister hätten an diejenigen, welche sich dabei auszeichneten, die Preise vertheilt; er selbst, Schweyer, habe für sein harmonisches Schlagen auf ein Faß von dreiundfünfzig Maß zwei Weintrauben und einen silbernen Becher davongetragen.

Und bei dieser Jugenderinnerung erzitterte seine Stimme vor lauter Rührung, und Fritz konnte sich vor Lachen kaum halten.

Er erzählte noch allerhand andere merkwürdige Geschichten und war voll des Lobes über den Keller des Herzogs von Nassau, „der," sagte er, „köstliche Weine enthält, deren Datum im grauen Nebel der Vorzeit sich verliert."

Auf diese Weise erheiterte Schweyer die Arbeit. Seine lustigen Schwänke hielten sie aber nicht ab, daneben die Flaschen

Der Lateran.

zu füllen, zu siegeln und an den rechten Platz zu legen; im Gegentheil, die Arbeit ging dabei mit mehr Schwung, gleichsam im Takt von statten.

Kobus pflegte den alten Küfer anzufeuern, wenn seine Heiterkeit nachließ, entweder mit einem guten Witz, oder dadurch, daß er seinem Gedächtniß nachhalf. Heute aber glaubte Schweyer zu bemerken, daß Kobus mit seinen Gedanken nicht bei der Sache war.

Zwei- oder dreimal versuchte er zu singen; aber jedesmal hörte er nach einigem Gebrumm wieder auf und sah einer Katze zu, die durch die Fensterluke ausriß, oder einem Kinde, das sich neugierig bückte, um zu sehen, was im Keller vorging; oder er horchte auf das Geräusch des Schleifsteines, auf das Bellen des Pudels oder dergleichen.

Seine Gedanken waren nicht im Keller, und Schweyer, von Natur zurückhaltend, wollte ihn in seinen Betrachtungen nicht stören.

So ging es zwei oder drei Tage fort.

Jeden Abend ging Fritz regelmäßig zu seiner Partie Gaigel in den „Rothen Hirsch". Auch dort bemerkten seine Bekannten seine Geistesabwesenheit. Er vergaß nicht selten auszuspielen.

„Vorwärts, Kobus, vorwärts, es ist an Dir," rief ihm der lange Friedrich zu.

Dann spielte er die erste beste Karte aus und verlor natürlich.

„Ich habe kein Glück," dachte er beim Heimgehen.

Da Schweyer auch zu Hause zu arbeiten hatte, konnte er nur zwei Stunden täglich abkommen, des Morgens oder des Abends, so daß sich die Sache in die Länge zog und endlich auf ganz besondere Art zum Abschluß kam.

Wie er den Steinberger anzapfte, so erwartete der alte Küfer, daß Kobus ihm wie sonst den Becher füllen und kredenzen würde. Aus Zerstreutheit vergaß nun aber Fritz diesen wichtigen Theil der Zeremonie.

Schweyer war empört darüber.

„Von seinem Krätzer läßt er mich trinken," dachte er bei sich, „aber wenn es einen feineren Wein giebt, der ist freilich für mich zu gut."

Dieser Gedanke verstimmte ihn, und wie dann Kobus ihm bald darauf, während er sich bückte, zwei Tropfen heißen Lack auf die Hand träufeln ließ, da brach sein Zorn los. Er stand hastig auf und sagte:

„Herr Kobus, ich glaube, Sie sind verrückt geworden. Schon, daß Sie früher immer das Miserere sangen, hat mir weh gethan; ich wollte nur nichts sagen, obgleich es eine Beleidigung unserer heiligen Religion war; namentlich hätten Sie auf mein Alter Rücksicht nehmen sollen; mir war es stets, als ob Sie die Pforten meines Grabes öffneten; und das war schändlich, denn ich habe Ihnen nie etwas zu Leide gethan. Uebrigens ist es kein Verbrechen alt zu sein; ein Jeder wünscht alt zu werden; Sie werden es vielleicht auch einmal, und dann werden Sie erst Ihr schnödes Betragen erkennen. Jetzt lassen Sie sogar böswilligerweise heißen Lack auf meine Hände tropfen."

„Wie, böswilligerweise?" rief Fritz ganz verdutzt.

„Ja, böswilligerweise; Sie lachen über Alles! . . . Selbst jetzt kommt Ihnen das Lachen an; aber ich will nicht Ihr Hanswurst sein, verstehen Sie mich? Das ist das letzte Mal, daß ich mit einem solchen Schikaneur, wie Sie sind, etwas zu thun gehabt habe."

Mit diesen Worten band Schweyer seine Schürze ab, nahm seinen Hohlbohrer und kletterte die Treppe hinauf, so schnell er konnte.

Der wahre Grund seines Zorns war weder das Miserere, noch der heiße Lack, sondern der nicht kredenzte Steinberger.

Kobus war nicht auf den Kopf gefallen und begriff alsbald, was ihn so in Harnisch gejagt hatte; deshalb bedauerte er aber nicht weniger seine Ungeschicklichkeit, alte geheiligte Bräuche übersehen zu haben; denn in aller Welt hat der Küfer das Recht, den Wein, den er abziehet, ordentlich zu kosten; und wenn der Hausherr zugegen ist, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit, ihm ein Glas davon anzubieten.

„Wo zum Teufel habe ich denn seit einiger Zeit meinen Kopf?" schalt er sich selbst aus. „Den ganzen Tag thue ich

Der Kampf auf Tod und Leben.

nichts als träumen und gähnen und mich langweilen; ohne alle Noth bin ich grenzenlos zerstreut; was hat das zu bedeuten . . . ich werde auf mich aufpassen müssen."

Schließlich, da sich Schweyer nicht bewegen ließ, wiederzukommen, mußte er selbst seinen Wein abziehen und dabei hatte es sein Bewenden.

IX.

Dienstags und Freitags früh, an den Markttagen, pflegte Kobus mit der Pfeife im Munde zum Fenster hinauszuschauen und den Hüneburger Hausfrauen zuzusehen, wie sie geschäftig zwischen den langen Reihen Körben, Butten, Kramtischen, Buden, Töpfen, Karren, auf dem Akazienplatz hin- und herschlenderten. Das war eigentlich eine Art Festtag für ihn; all' das Gesumme, alle die verschiedenen Stellungen und Bewegungen der Käufer und Verkäufer, die sich um den Preis stritten, ihr Schreien, ihr Zanken amüsirte ihn über alle Maßen.

Sobald er in der Ferne was Gutes sah, rief er die Käthe herbei:

„Siehst Du da unten den Stecken Krammetsvögel oder Lerchen? Siehst Du auf der dritten Bank in der letzten Reihe den großen Hasen? Geh, und sieh mal zu."

Käthe ging, er verfolgte ihren Handel von oben; und kam dann die alte Magd zurück mit den Lerchen oder Krammetsvögeln oder dem Hasen, so sagte er vergnügt: „Die hätten wir!"

Eines Morgens nun stand er am Fenster; ganz gegen seine Gewohnheit ließ er den Kopf hängen, gähnte in die vorgehaltene Hand und schaute theilnahmlos hinaus. Nichts regte ihn an; das bunte Treiben, das Kommen und Gehen der Leute kam ihm so eintönig vor; manchmal richtete er sich auf, sah nach dem fernen Ginsterhügel und murmelte vor sich hin: „Ein schöner Sonnenblick da unten über dem Meisenthal!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Osternacht.

Ein Bild aus dem russischen Leben. Schluß.

Mania schaute Iwanowitsch ganz verwundert an.

„Sie verstehen mich wohl nicht?“ sagte Iwanowitsch. „Die Geschichte ist indessen sehr einfach. Das Töchterchen ist gewiß mein Fleisch und Blut, aber ich habe es bereits seit 9 Jahren einer Gräfin abgetreten, — natürlich nur der Erziehung wegen. Und meine Tochter wird erzogen, sage ich Ihnen, ausgezeichnet erzogen, sie benimmt sich schon wie eine kleine Aristokratin. Mir bleibt nichts übrig, als mich darüber zu freuen. Die Gräfin vertritt Mutterstelle an ihr, und ich könnte ja gar nichts für sie thun. Sagen Sie selbst, Manitschka, was wäre zu machen? Ich bin ein armer Teufel, ein Tagelöhner, schon in meiner Jugend hatte ich nie einen Heller in der Tasche .... Ich kann nur lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele lieben, aber von der Liebe allein wird meine Tochter weder warm noch satt. Sie ist noch klein, versteht von alledem nichts und wundert sich nur, daß Papa nicht bei ihr wohnt. Aber wenn sie erwachsen ist, wird sie Alles, Alles begreifen; ich selbst will ihr dann eines Tages sagen: klage mich nicht an, Ninotschka, daß ich Dich fremden Leuten gab. Ohne diese fremden Leute wärest Du jetzt nicht so klug, so rosig und gesund. Und sie muß, sie wird mir verzeihen .... Wie denken Sie, Mania, wird sie mir verzeihen?“ wendete er sich mit Thränen in der Stimme an seinen Gast.

„O, machen Sie sich doch keine Gedanken darüber, warum sollte sie nicht verzeihen!“ antwortete Mania voller Ueberzeugung. „Das versteht sich von selbst. Natürlich mußten Sie ihrer Erziehung wegen so handeln .... Bildung, jetzt kommt man ohne Bildung nicht weit. Außerdem ist für ein Kind das gute Leben allein schon etwas werth .... Ein zartes Kind .... Trinken wir besser auf Nina's Gesundheit.“

Sie stießen mit den Gläsern an.

„Besten Dank, Mania .... He, ist das Tröpfchen aber böse! Wie kommts, daß der Branntwein heute so stark ist? Spüren Sie es nicht?“

„Nein, gegen die Kälte ist er gerade so gut.“

„Also noch ein Gläschen! Wärmen Sie sich aus, und kosten Sie auch das Osterbrod. Was wollte ich doch eigentlich sagen? Ach so, von Ninotschka, ... wie klug sie ist, wenn Sie nur wüßten. Sie ist zwar noch ein kleines Wurm, aber zeigt schon so viel Verstand .... Hören Sie nur! Eines schönen Tages war ich bei der Gräfin zu Tisch geladen, natürlich speisten wir Alle zusammen, Ninotschka auch mit. Es wurde Fisch aufgetragen. Ich erinnere mich noch so gut, als ob es eben heute wäre; es war ein Stör à l'américaine. Ich aß ruhig vor mich hin. Plötzlich fühle ich, daß mich Jemand leise am Aermel zupft. Ich schaue auf, es war Ninotschka, die neben mir saß. Sie sieht mich groß an und, verstehen Sie, schüttelt mit dem Kopfe. Wie sie merken, verstand ich nicht, was sie wollte. Da sagt sie mir: „Schämst du Dich gar nicht, Papa, Fisch mit dem Messer zu essen! Glauben Sie mir, ich war ganz verblüfft. Die Gräfin lächelte, die Gouvernante ebenfalls. Sehen Sie, Mania, was doch eine aristokratische Erziehung bedeutet. Einerseits, verstehen Sie, ist sie sehr schön: das Kind lernt guten Ton, gute Manieren, — das schadet nichts; — aber andrerseits, wenn man bedenkt .... Hm, es ist nichts zu machen. Was sollte ich thun? Ninotschka vielleicht zu mir nehmen? Sie ist so zart, so schwächlich! Und außerdem hat die Gräfin sie sehr lieb gewonnen.“

Während Jakob Iwanowitsch so plauderte, blieb Mania ganz still. Sie hatte den Kopf auf ihre Hände gelegt, welche sie zusammengefaltet auf dem Tische hielt. Er bemerkte gar nicht, wie dann und wann ein leises Zucken über ihre mageren Schultern lief. Schmerzlich berührt schaute er auf, als plötzlich ein stilles Weinen an sein Ohr drang: Mania vergoß heiße Thränen.

„Was fehlt Ihnen, meine Liebe?“

Er hob ihren Kopf in die Höhe und ward betroffen und traurig, als er ihren Augen reichliche Thränen entströmen sah.

„Was haben Sie denn?“ setzte er mit einer Stimme hinzu, welche deutlich den Schmerz verrieth, den der Anblick der weinenden Frau in seiner Seele erweckte.

Mania lehnte sich in das Sopha zurück, und die abgezehrten Hände vor das thränenfeuchte Gesicht pressend, weinte sie tonlos vor sich hin, ohne auch nur eine Silbe zu erwidern.

„Mania, Manitschka“ .... flehte Jakob Iwanowitsch.

„O, wie gut das thut,“ stieß sie endlich, ihr Schluchzen zurück drängend und tief aufseufzend, hervor. Ich habe mich gut ausgeweint. So habe ich schon seit langem nicht mehr geweint. Verzeihen Sie! Ihnen, Ihren Reden verdanke ich diese Thränen. Sie sind freundlich mit mir,“ — die Thränen drohten hier abermals ihre Stimme zu ersticken — „mit der Gefallenen .... Man spuckt mich überall an, man schlägt .... mich, und Sie! .... Sie sind freundlich mit mir .... Nein, nein, das kann ich nicht ertragen!“

Und eine neue Thränenfluth ergoß sich über ihre Wangen. Er wollte sie trösten. Wie einem kleinen Kinde streichelte er ihr das noch nasse Haar, hielt ihre Hand in der seinigen und sprach ohne Sinn, aber mit Wärme — von Gott, von Barmherzigkeit, von Maria Magdalena, von einem neuen Lebenswandel, durch welchen sie ihre schmachvolle Vergangenheit auslöschen würde. Er versprach ihr, Alles zu thun, um sie aus dem jetzigen Schmutz zu ziehen, ihr die Möglichkeit zu verschaffen, ehrlich zu arbeiten und zu leben.

„Man wird mich nirgends aufnehmen,“ gab sie auf alle seine Reden zur Antwort.

Er bat sie flehentlich, nicht zu verzweifeln, sondern zu hoffen.

Schwerlich war er sich in diesem Augenblicke klar, daß er ihr auch nicht das Geringste, aber dieses dafür bestimmt in Aussicht stellen konnte. Er glaubte aber trotzdem felsenfest, daß sie für ein anderes, besseres, ehrliches Leben auferstehen werde, weil sie solche Thränen weinen konnte.

V.

Endlich schien sie sich doch etwas beruhigt zu haben.

„Eine Närrin bin ich, eine Undankbare. — Da haben wir's. Als Dank für Ihre Güte bereite ich Ihnen noch Schmerzen, indem ich vor Ihnen weine. Und weshalb, ja weshalb? Nur Ihrer großen Freundlichkeit wegen. Hätten Sie mich geschlagen, wären Sie grob gegen mich gewesen, beim Leiden Christi, ich würde nicht geweint haben. Ich wäre vielleicht böse und wüthend geworden, aber ich hätte auch nicht eine einzige Thräne vergießen können.“

„Haben Sie denn keine Verwandten?“

„Wen denn? Die Einen sind schon längst todt, die anderen leben vielleicht noch, aber dadurch wird mir nicht leichter ums Herz. Im Gegentheil, ich fühle mich noch bedrückter, wenn ich dann und wann an sie denke.“

In ihren Augen leuchtete es höhnisch auf, und die Hände, die auf ihren Knieen ruhten, zitterten leise.

Offenbar hatte die Frage Jakob Iwanowitsch's schmerzliche Erinnerungen in ihr wachgerufen, eine wunde Stelle ihres Inneren berührt.

„Er . . lebt noch, sieht wie ein gemästeter Ochse aus . . . . Was macht er sich daraus!“ sprach sie finster vor sich hin, als ob sie ihre eigenen Gedanken beantwortete.

„Und sie ist nur ein branddürres Gerippe . . . . dabei aber doch stets wie ein Pfau geputzt . . . sie trägt sogar Ohrringe mit Türkisen besetzt . . . . Pfui über das häßliche Geschöpf . . . Daß dich doch . . . Elende . . . Verfluchte . . . . Wäre sie wenigstens hübsch . . . aber das ist sie ganz und gar nicht . . . . ihre Nase sieht wie ein Haken aus, und sie ist nur Haut und Knochen. Eine wahre Hexe . . . . Nun, mich jagte er wie einen Hund fort, und sie, die Vogelscheuche, führte er zum Altar! Ich wollte damals in der Kirche Skandal machen, aber die Gensdarmen ließen mich nicht einmal hinein . . . . Du mein Gott! Ich war damals wie rasend. Was sollte ich beginnen? Eine Stelle suchen? Ich hatte zwar bei dem bekannten Hutmacher Lemercier gelernt und gearbeitet, und dort hatte Er auch meine Bekanntschaft gemacht, aber in der Stimmung, in welcher ich mich befand, war es mir nicht um eine Stelle zu thun. Die ganze Welt war mir überdrüssig, ekelte mich an, — Kummer, Gram und gekränkter Stolz nagten an meinem Herzen. Ich war damals noch ein anständiges Mädchen und liebte ihn, den Verführer, den Schmeichler. Er hatte mir die Heirath versprochen. Gut, dachte ich, die Beleidigung soll ihm theuer werden, — ich muß mich rächen, koste es, was da wolle . . . . Bald, sagte ich mir, fahren die Neuvermählten aus der Kirche nach Hause . . . — ich werfe mich unter die Pferde; lasse mich von ihren Hufen zerstampfen . . . . Wartet nur, ihr sollt eine fröhliche Brautnacht verleben! . . . Mir selbst war Alles gleichgültig . . . . das fühlte ich deutlich. Gut . . . . Zum ersten Mal in meinem Leben kehrte ich in einer Weinstube ein: ich wollte mir Muth trinken . . . . Vor Schmerz betrank ich mich so stark, daß ich wie todt liegen blieb und gar nicht bemerkte, daß man mir 75 Rubel aus der Tasche stahl. Er hatte mir diese Summe als Preis für meine Liebe gegeben. Als ich wieder nüchtern ward, fiel mir Alles ein, und ich weinte . . . . weinte bittere Thränen. Eine Frau, die an einem anderen Tisch der Schänke saß, bedauerte mich . . . . Warum weinst du so, junges Ding? fragte sie freundlich. Ich schüttelte ihr mein Herz aus. Sie lachte. Tröste dich nur, solch einfältiger Dinger wie du giebt es in Moskau noch viel, mein Gott, man kann doch nicht alle heirathen. Und du, fuhr sie fort, laß dir nur keine grauen Haare wachsen! Du bist jung und hübsch, du wirst nicht zu Grunde gehen . . . . Und sie hatte Recht, ich lebe noch, bin noch nicht zu Grunde gegangen . . . .“ beendigte Mania mit einem erkünstelten, krampfhaften Lachen die unwillkürliche Beichte.

„Und ist es lange her?“

„Schon 6 ganze Jahre.“

„Sehen Sie ihn manchmal?“

„Im ersten Jahr traf ich ihn oft. Jetzt lebt er in Tamboff, hat dort ein Geschäft. Ich hab's von einer Freundin, die aus dieser Stadt ist, erfahren. Er ist jetzt selbständiger Kaufmann, und sie . . . das Gerippe . . . eine Kauf . . . manns . . . frau! Seien Sie mir nicht böse, Jakob Iwanowitsch, daß ich Sie mit meiner Geschichte langweile,“ unterbrach sich Mania selbst.

„Bitte, bitte, meine Liebe, wie können Sie so etwas sagen! Und haben Sie ihn geliebt?“

„Ob ich ihn geliebt habe?! Durchs Feuer und durchs Wasser wäre ich für ihn gegangen. Ich war noch so jung, und Anfangs war er so gut und freundlich.“

„Denken sie noch manchmal an ihn?“

„Wie sollte ich ihn vergessen haben? Ich fluche ihm. Er ist Schuld, daß ich geworden, was ich bin, eine Verlorene.“

„Und haben Sie später Niemand geliebt, Maria?“

„Wo hat unser Einer Zeit zum Lieben? Ich verliebte mich später in“ . . . sie deutete mit der Hand auf die Branntweinflasche. „Man kann nicht anders, hören Sie. Ohne Die wäre ich und Meinesgleichen längst todt: es fehlte an der Courage.“

„Und wozu brauchen Sie Courage?“ fragte Jakob Iwanowitsch verwundert.

„Sie können noch fragen, wozu? Was finge ich denn ohne Courage an? . . . Ich würde nur weinen und greinen. Ohne Courage wäre es ganz und gar unmöglich zu arbeiten, man müßte vor Hunger und Kälte auf der Straße umkommen.“

„O Gott!“ stöhnte Jakob Iwanowitsch. „Und ist Ihnen das Leben noch lieb?“

„Nicht, daß es mir lieb wäre, — es ist doch nur ein Hundeleben. Aber man lebt weiter, weil Gott den Tod nicht schickt. Und man trinkt, trinkt und trinkt.“

„Arme Unglückliche,“ sagte Jakob Iwanowitsch mitleidig und küßte sie voll väterlicher Zärtlichkeit auf das gebeugte Haupt.

„Lassen Sie das . . . Sie dürfen das nicht thun,“ wehrte sie ihn sanft ab, während ihr abgezehrter Körper bebte. „Ich bin schon aufgeregt, und wenn Sie mich liebkosen . . . . so werde ich laut aufweinen. Ich bin nicht daran gewöhnt . . . . an Freundlichkeit. Von Kindheit auf habe ich sie nicht gekannt. Sie machen mich nur traurig . . . so lassen Sie es besser bleiben. Er war auch freundlich . . . . es ist schon fast 7 Jahre her . . . aber er war nicht so gut wie Sie . . . . er hatte kein Mitleid mit mir . . . er hat mich elend gemacht.“

„Lassen Sie die Erinnerung ruhen, Mania, quälen Sie sich nicht.“

„Das ist wahr, es ist besser, alte Geschichten nicht aufzufrischen . . . . Ich will lieber noch ein Gläschen trinken. Vielleicht werde ich dann nicht mehr greinen . . . . aber was ist nur mit mir! Noch nie habe ich Aehnliches empfunden . . . .“

„Was denn?“

„Eine tötliche Langeweile überfällt mich. Mein Gott, ich bin mir selbst ein Ekel. Es ist mir, als ob ich jetzt freudig sterben möchte. Und doch weiß ich, daß schon morgen die alte Schmach von neuem anfängt.“

„Nein, Mania, tausendmal nein. Ich gebe Ihnen, was ich kann: 15 Rubel . . . . wollen Sie. Gegenwärtig habe ich Alles in Allem nur 25 Rubel. Die kleine Summe, die ich Ihnen anbiete, soll Ihnen nur dienen, für den Anfang irgendwo eine Zufluchtsstätte zu finden . . . . Dann werde ich schon weiter für Sie sorgen, wir werden Alles so gut als möglich einrichten, ich werde mir alle Mühe geben, Ihnen Arbeit zu verschaffen. Sie sollen nicht mehr so weiter leben. Nur dürfen Sie nicht verzweifeln und müssen das Trinken lassen. Mit Gottes Hilfe wird es dann auch ohne Courage gehen. Ich werde Ihnen Beschäftigung suchen und unbedingt finden. Nur Geduld, Geduld. . . . Werden Sie aber auch genug Character haben? Ich fürchte, es wird Ihnen schwer fallen, sich zu ändern. Man muß nur den festen Willen haben und sich zügeln.“

„Das ist es eben. . . . . Den festen Willen haben, sich zügeln. . . . Ist denn das so leicht, Jakob Iwanowitsch? Viel bessere und feinere Leute als ich, haben schon versucht, das zu thun, und haben es nicht gekonnt. Gewiß will ich Alles versuchen, was in meinen Kräften steht, das jetzige Hundeleben ekelt mich schon lange an. . . . Aber ich habe zuviel erlebt. Ach, sie machte dabei mit der Hand eine verzweiflungsvolle Geste, ich habe zuviel Schwäche gesehen. Der Mensch scheint schon ganz neugeboren zu sein, aber was folgt darauf? Er fängt wieder von vorn an und fällt in den alten Schmutz zurück. Und doch stößt ihn Niemand hinein. Aber Gram und Jammer ergreifen ihn, und er sucht in der Flasche Vergessenheit. . . . . Mag man den Wolf noch so gut füttern, er sehnt sich doch stets nach dem Walde zurück. Da sehen Sie sich nur in den Nachtherbergen um. . . . Sie finden dort Generalinnen, Baroninnen, Edelleute, feine Herren, lauter gebildete Leute. . . . . Und wie kommen die dorthin? Nur Dank ihrer Characterlosigkeit. Der Mann, die Frau schien schon gerettet . . . aber sieh da, die Trunksucht bemächtigt sich ihrer wieder, und sie kehren in die Nachtherberge

zurück. Ich habe viele derartige Beispiele erlebt. Wer einmal an dieses Leben gewöhnt ist, dem fällt es schwer, umzukehren. Manche haben auch Verwandte, die sich ihrer annehmen und sich mit ihnen alle Mühe geben .... umsonst, es hilft Alles nichts, nur der Tod bringt ihnen Erlösung! Und für Frauen ist es noch viel schwerer aus diesem Sumpf herauszukommen. Man zaudert, man verschiebt die Aenderung von Tag zu Tag, und die Trunksucht behält schließlich Recht. Wie sollte es auch möglich sein, mit einmal Vergangenheit und Gewohnheit abzuschütteln? Wahrscheinlich verdanken wir nur dem Branntwein, daß wir weiter leben. Oft trinkt unsereins soviel, daß es einen Mann umwerfen würde. Nebenbei gesagt, ist man mit Bier und Branntwein sehr freigebig gegen uns, nur was Eßbares anbelangt . . . ja, da kann man lange warten! Da haben Sie unser Leben. Nun sagen Sie selbst, wo ist hier auf Rettung zu hoffen? Es ist schwer, sehr schwer, fügte sie hinzu, dabei energisch mit dem Kopfe schüttelnd.

„Ohne guten Willen ist nichts möglich," bemerkte Jakob Iwanowitsch schulmeisterlich. „Man muß sich beherrschen, man muß kämpfen."

„Kämpfen? und wofür? Das Leben ist den Kampf nicht werth .... Und wie soll ich Ihnen für Ihre Güte danken? Wahrhaftig, ich weiß nicht wie."

Sie bückte sich hastig und die Hand Jakob Iwanowitsch's ergreifend, küßte sie dieselbe wieder und immer wieder. „Was, was thun Sie?" .... sagte er ganz verwirrt und zog heftig seine Hand zurück.

VI.

Eine halbe Stunde später ertönten im Zimmer leise Geigenklänge, Jakob Iwanowitsch fantasirte.

Mania saß ihm gegenüber, auf ihrem alten Platz, in der Sophaecke. Wie verzaubert, mit angehaltenem Athem, die Augen auf den sich langsam hin und herbewegenden Violinbogen geheftet, lauschte sie den Tönen. Die Saiten sangen. Ein leises, kaum hörbares Lied umschmeichelte Mania's Ohr. Ein verwandtes, trautes und längstgeliebtes Etwas wehte sie aus der poesivollen Melodie an. Es duftete nach Frühlingsluft, nach dem Aroma der Birkenknospen; die Gipfel der immergrünen Fichten rauschten im Winde, Lerchengesang schmetterte gen Himmel .... Und jetzt zog der Sommer an Mania vorüber. Die Nachtigallen trillerten im Lindenhain, am Halm des Roggens schwankten Aehren, ein schwermüthiges Volkslied ertönte im Feld. Die Kindheit, die Jugendjahre in einem armseligen Dörfchen . . . Die schneeweißen Haare des Vaters .... eine Menge Kinder .... Harmonikatöne und auf grünem Sammetrasen frohe, im Sonntagsstaate prangende Tänzer .... die blaue Ferne, die sich mit dem Himmel küßte und umarmte .... Alles lebte plötzlich vor ihrem geistigen Auge auf, erfüllte ihre Seele mit andächtiger Wonne und stromweise flossen Thränen aus ihren starren, weitgeöffneten Augen.

Und Jakob Iwanowitsch spielte weiter und weiter; er sah nichts, er hörte nichts. Horch! Die Saiten stimmten ein neues Lied an, das immer höher und höher stieg. Die früheren Bilder verließen Mania und machten anderen Platz. Diese schmerzlich süßen Harmonien sprachen ihr von der unschuldigen Jugend, von dem ersten Zusammentreffen mit dem Geliebten, seiner ersten Liebkosung und dem schüchternen Kusse, von dem süßen Beben eines überglücklichen Herzens.

Abermals fing sie zu weinen an, erst leise, den Kopf auf die Hände gestützt, dann stärker und unaufhaltsam.

„Du zerreißt mir das Herz, Jakob Iwanowitsch," schluchzte sie laut auf.

Aber er hörte nichts. Es schien, als sei er selbst irgendwohin, in weite, weite Ferne entrückt, und in seinen unbeweglichen, gleichsam versteinerten Mienen, in der Haltung des nach der Seite gebeugten Hauptes war stummes, unendliches Leid zu lesen.

„Ich kann, ich kann nicht mehr," weinte Mania laut.

Sie sprang stürmisch vom Sopha empor und wankenden Schrittes, einem plötzlichen Impuls folgend, trat sie hinter den Verschlag, wo Jakob Iwanowitsch's Bett stand.

Dieser blieb ruhig sitzen, den Rücken zu ihr gewendet; er sah nichts, er hörte nichts. In seiner starren Unbeweglichkeit glich er einem Steinbild; nur seine rechte Hand, die den Violinbogen führte, hob und senkte sich gemessen im Takt.

Die Geige weinte.

„Ich kann, ich kann nicht mehr!" erklang Mania's schluchzende Stimme hinter dem Verschlag.

Einige Minuten vergingen. Ein Geräusch, wie von einem fallenden Stuhle, ließ sich hören . . . dann ein Röcheln . . . Mit einem Handtuch um den Hals, langsam hin und her schaukelnd, hing Mania an der Bretterwand. Ihr Gesicht wurde blau, die butunterlaufenen Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen. Jakob Iwanowitsch hörte nichts, er sah nichts . . . Jetzt schluchzte die Violine bitterlich laut auf, ihre Klänge erfüllten den Korridor . . . Von dort her tönten fröhliche Stimmen, Frauen- und Kindergelächter. Jemand fing „nach der Musik" zu tanzen an.

Feuilleton.

Der Lateran. (S. 60.) Eines der interessantesten und historisch bedeutsamsten Gebäude in dem an historischen Erinnerungen überreichen ewigen Rom ist der Lateran. Die Kirche San Giovanni in Laterano ist die eigentliche Pfarrkirche der Päpste, von welcher jeder Papst nach seiner Thronbesteigung feierlich Besitz ergreift, stolz omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput, d. h. aller Kirchen der Stadt (Rom) und des Erdkreises Mutter und Haupt, genannt. Und sie ist in der That wenigstens der katholischen Christenheit erste und älteste Kirche und nach St. Peter auch das größte Gotteshaus des päpstlichen Rom. Ihr Name stammt von dem altrömischen Geschlechte der Lateraner, welchem der Platz mit den Gebäuden darauf, deren vornehmstes ein Palast war, gehörte. Unter dem wahnwitzigen Kaiserschurken Nero erreichte die Herrlichkeit der alten Lateraner ihr Ende mit Schrecken. Nero ließ den letzten Lateranus hinrichten und zog seine Güter ein. Den Palast mit einer Kirche schenkte später Kaiser Constantin dem Bischof von Rom, und Papst Sergius erbaute um das Jahr 900 an Stelle der durch ein Erdbeben zerstörten alten Kirche eine neue, die er Johannes dem Täufer weihte. Auch diese mußte nach einer Reihe von Jahrhunderten einem Neubau weichen, welcher 1570 begann und 1740 in der jetzt noch bestehenden Gestalt vollendet wurde. Die Päpste ließen es sich eifrig angelegen sein, ihre Pfarrkirche und den Palast der Lateraner, der bis zu ihrer Uebersiedelung nach Avignon ihre Residenz blieb, mit Kunstwerken, Sammlungen und Kapellen auf das verschwenderischste auszustatten, und auch als sie ihren geistlichen Herrschersitz wieder nach Rom zurückverlegten und für alle Folgezeit im Vatican wohnten, vernachlässigten sie den Lateran keineswegs. Ueber dem Portale befindet sich der Balcon, von welchem der Papst am Himmelfahrtstage den zu vielen Tausenden auf dem freien Platze knieenden Gläubigen seinen Segen ertheilt. S. N.

Ein Kampf auf Tod und Leben. (S. 61.) Keinen grimmigeren Kampf giebt es wohl, als wenn sich professionsmäßige Räuber und Mörder um die Beute streiten. Sie sind gewöhnt, Leben und Recht jedes anderen Wesens für nichts zu achten und das eigene Leben in die Schanze zu schlagen um der Beute willen. Nun, fürwahr — Auge um Auge, Zahn um Zahn — einer muß auf dem Platze bleiben, beide können den Kampf mit dem Tode besiegeln. Was thuts! Das ist der Räuber und Mörder Leben und Ende. Ob Meister Reinecke, den durchtriebensten aller vierbeinigen Halunken, seine Schlauheit in unserem Falle noch einmal retten wird, ob der furchtbare Schnabel und die mächtigen Fänge des Königs der Lüfte das Feld behaupten werden, — mit Bestimmtheit läßt es sich noch nicht entscheiden. Das Eine aber leuchtet ein: Reinecke Fuchs ist bitter im Gedränge, ein viel, sehr viel Stärkerer ist über ihn gekommen, und wenn nicht Meister Zufall, der Schützer alles frechen, mit allen Hunden gehetzten Gesindels, ihm noch einmal, ehe's Matthäi am Letzten ist, beispringt, dann werden — bevor die Sonne zu Rüste geht — Hahn und Hühner an seinem Leichnam stehen und gewißlich nicht als tiefbetrübte Hinterbliebene die Kunde von seinem unseligen Ende in die Bauernhöfe und Kohlfelder tragen. S. N.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 9. 1886. Unterhaltungs-Beilage. November.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch. Fortsetzung.

Prinz Arnulph lenkte seine Schritte in Begleitung des Grafen Hochheim über den Theaterplatz dem am jenseitigen Ufer des die Hauptstadt in zwei Hälften theilenden Flusses belegenen Villenquartiere zu.

„Das waren in der That ein paar schöne Stunden," sagte der Prinz. „In diesem ungezwungenen Verkehr einer Anzahl geistvoller Menschen, von welchen jeder in seinem Fache eine hervorragende Stellung einnimmt, liegt ein besonderer Reiz."

„Sie haben sich Fräulein Pelzer angelegentlich gewidmet, Hoheit," versetzte der Graf. „Hat der Eindruck, den Sie aus der Unterhaltung mit dieser Dame empfangen haben, die Bewunderung, welche ihre Erscheinung auf der Bühne Ihnen einflößt, nicht abgeschwächt?"

„Dieselbe ist nur noch erhöht worden," entgegnete Prinz Arnulph. „Fräulein Pelzer ist eine der bedeutendsten Frauen, mit welchen ich je in Berührung gekommen bin. Die Tiefe des Geistes, die Anmuth des Ausdrucks, die Schönheit der Gestalt treffen zusammen, um ihr die höchste Verehrung aller derer zu sichern, welche das Glück haben, ihr zu nahen."

Sein Begleiter schaute verwundert zu ihm empor. Er hatte einen solchen begeisterten Ausspruch nicht erwartet.

„Unsere erste dramatische Künstlerin versteht es, ihre Verehrer von sich fern zu halten," erwiderte er. „Es kann sich Niemand rühmen, ihr näher getreten zu sein.

„In der, meines Erachtens, völlig zutreffenden Charakteristik, welche sie uns heute von der Darstellungskunst geboten hat, liegt auch die Kennzeichnung ihres eigenen Wesens.

„Sie, die tragische Schauspielerin, welche die erschütterndsten Ausbrüche der Leidenschaften in meisterhafter Vollendung zu zeigen vermag, ist einer jeden warmen, tiefen Empfindung unzugänglich. Man zweifelt, daß sie der Liebe fähig sei.

„Sie ist kalt und unempfindlich.

„Die Geheimnisse des menschlichen Herzens liegen vor ihr offenbar, — sie enthüllt dessen Verborgenstes; — sie selbst aber ist gegen jeden Versuch eines Angriffs auf ihr Herz gesichert.

„Ich halte diese Seite ihrer Persönlichkeit für die staunenswertheste."

„Ich kann mir denken, daß der Flug ihrer großen Seele ein zu hoher ist, um von der trivialen Huldigung einer niedern Sphäre erreicht zu werden," entgegnete der Prinz lebhaft.

Sein Begleiter zuckte die Achsel, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen, als er erwiderte:

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Ihre Ansicht nicht zu theilen vermag, Hoheit! Aber ich habe gefunden, daß die Menschen im Grunde doch nur ganz irdische Wesen sind. Auch die geistig Hochstehenden zollen dem Stoffe, welchem sie entnommen, den schuldigen Tribut. Schätzen Sie ein Weib wegen aller möglichen seelischen und geistigen Vorzüge noch so hoch, Liebe werden Sie nur empfinden, wenn diese edle Seele in einer schönen Hülle sich Ihnen offenbart. Wir täuschen uns selbst, wenn wir wähnen, daß Liebe durch den Adel der Gesinnung, durch die Hoheit des Geistes hervorgerufen werde. Die Schönheit ist es, welche uns anzieht, welche uns der Liebe in die Arme führt.

Wir schmeicheln gern unserer Eitelkeit, indem wir dem Gegenstande unserer Leidenschaft und uns selbst vorspiegeln, daß die Schönheit der Seele der mächtige Magnet für unsere Neigung sei. Fräulein Pelzer könnte noch viel erhabenere Eigenschaften besitzen, als sie ihr eigen nennt; wenn sie nicht jung und anmuthig wäre, so würde unsere Männerwelt nicht für sie schwärmen. Und ebenso behaupte ich, daß auch der Frauen Herz nicht für die ideale Seite des menschlichen Wesens in Liebe erglüht. Der würdige, grundgelehrte, geistig hochstehende Professor Rodeck, dessen Unterhaltung Fräulein Pelzer in diesem Augenblicke genießt, vermag nicht ihrer Ruhe und überhaupt keines Weibes Seelenfrieden gefährlich zu werden.

Ich bleibe dabei, — Anna Pelzer ist ein Phänomen. In ihren Adern rollt kein warmes Blut; sie weiß es nur im Dienste ihrer Kunst zum Sieden zu bringen.

Und diese Kunst ist ihr Geliebter, der Einzige, dem sie sich zu eigen gegeben."

Sie waren bei dem prinzlichen Palais angelangt. Graf Hochheim verabschiedete sich, und der Prinz begab sich in seine Gemächer.

Prinz Arnulph war das beliebteste Mitglied des Fürstenhauses. Von außergewöhnlich hoher, kräftiger Gestalt, gefälligem Wesen, geistvoll und kunstsinnig, gewann er sich die Herzen seiner Umgebung.

In früheren Jahren hatte man ihm den Beinamen Alkibiades gegeben.

Und wohl nicht mit Unrecht.

Dieselben Eigenschaften, welche dem berühmten Athener, dem Repräsentanten des Griechenthums seiner Zeit, nacherzählt werden, traten auch an ihm zu Tage.

Auch er war früh verwaist, und der regierende Oheim wendete dem Sohne seines jüngsten Bruders seine besondere Gunst zu.

Eine sorgfältige Erziehung brachte die reichen Anlagen des Prinzen zur herrlichen Entwicklung und pflanzte in das jugendliche Gemüth den Keim der Begeisterung für das Schöne, welche in ihm später den glühenden Enthusiasten für die verschiedenen Zweige der Kunst erstehen ließ.

Die eine schwere Kunst der Selbstbeherrschung aber blieb ihm verschlossen. Der ungestüme Wille des Knaben hatte niemals die zügelnde Hand einer überlegenen Weisheit empfunden.

Der feurige Jüngling folgte ungehemmt den Eingebungen seines leicht entflammten Sinnes.

Der wilde Durst seines rasch wallenden Herzens sollte in jedem Augenblicke gestillt werden, und er empfand nur für den Moment Befriedigung.

Um ihn dem Strudel des berauschenden Lebens am Hofe zu entziehen, sendete ihn der Oheim auf Reisen.

Drei Jahre weilte er im Auslande. Auf den Gletschern der Alpen, an dem Gestade des Mittelmeeres, unter den Ruinen Roms, Athens und Egyptens, am Ufer des Nils, in den Steppen Asiens beschwichtigte sich die stürmische Gluth der Jugend.

Sein Blick erweiterte sich; sein Geist wendete sich reineren Idealen zu. Gefestigter und reifer kehrte er in die Heimat zurück und widmete sich eifriger denn je ernsteren Studien.

Die von ihm verfaßten und veröffentlichten Skizzen über die Denkmäler vergangener Kulturepochen zeugten von der gründlichen Gelehrsamkeit und dem Kunstsinn des fürstlichen Autors. Die Landesuniversität ehrte ihn dafür durch Verleihung der philosophischen Doktorwürde.

Es erschienen später seine Monographien über Raphael, Tizian und Michelangelo, welche außerordentlich geschätzt wurden.

Die Akademie der schönen Künste wählte ihn zu ihrem Präsidenten.

Er entfaltete als solcher eine anerkennenswerthe Thätigkeit. Unter seinem Einflusse gedieh die Malerschule zu einer ungeahnten Blüthe. Hervorragende Meister nahmen ihren Wohnsitz in Trotzburg, welches eine der Hauptstätten eines regen Kunstlebens wurde.

Trotz des mannigfachen ersprießlichen Wirkens und Schaffens, welches seinen Neigungen vollständig entsprach und seinem Geiste Befriedigung gewährte, fühlte sich Arnulph einsam und unglücklich.

Die ahnungsvolle Sehnsucht seines Herzens empfing durch seine Arbeiten keine Genugthuung.

Wie er solche ehedem vergeblich in den Ausschreitungen seiner Jugendzeit gesucht hatte, so fand er sie auch nicht in den Bestrebungen seines Mannesalters.

Auch der Ehebund, welchen er auf Wunsch seines Oheims schloß, vermochte ihm diese Befriedigung nicht zu gewähren.

Prinzessin Hildegard war eine zarte Frauengestalt. Hellblond, blauäugig, zierlich aufgebaut, erschien sie an der Seite ihres Gemahls wie eine freundliche Lichtelfe neben einem gewaltigen Asen.

Und ebenso groß war der innere Gegensatz der Gatten.

Die Prinzessin hatte ihre Jugend in fast klösterlicher Zurückgezogenheit verlebt; ihr geistiger Horizont war ein eng begrenzter.

Wie der schwache Epheu dem starken Stamme sich anlehnt, ohne dessen himmelanstrebende Höhe zu erreichen, ohne an dem mächtigen Treiben der nach Entwicklung ringenden Säfte im Innern des Baumes theilzunehmen, — ebenso schmiegte sich Hildegard in kindlicher Einfalt ihrem Gemahle an.

Sie hatte kein Verständniß für das mächtig pochende Herz, keine Ahnung von dem Feuergeist; sie war unfähig, ihres Gatten Denken und Fühlen zu begreifen, seine Sehnsucht nach dem Idealen zu theilen, sein Schaffen und Streben zu würdigen.

Arnulph blickte von seiner Geisteshöhe mitleidig auf die bescheiden sich unten haltende Gattin hinab.

Er war zu edel, um ihr entgelten zu lassen, daß sie nicht die Leere seines Herzens ausfüllte. Er begegnete ihr mit milder Freundlichkeit; aber er zog sich ganz auf sich selbst zurück und blieb vereinsamt wie zuvor.

Die heutige Begegnung mit Anna hatte ihn seltsam aufgeregt.

Es war ihm, als ob das Ideal, nach welchem seine Seele verlangte, in der jungen Schauspielerin wesenhaft geworden sei.

Das war Geist von seinem Geiste! Wie klein und unbedeutend erschienen neben Anna die Frauen alle!

War Hildegard nicht das niedrige, duftlose Vergißmeinnicht und Anna die in herrlicher Pracht blühende, erquickenden Wohlgeruch spendende Rose?

Reichten sich bei ihr nicht Schönheit und Geist die Hand, um die entzückendste Harmonie zu gestalten?

Graf Hochheim's epikurcische Lebensanschauung war nicht die seine. Ihm stand das Weib zu hoch, als daß er in der Huldigung desselben nur einen Kultus sinnlicher Schönheit hätte üben können.

Die Anmuth des Geistes galt ihm mehr, als der Liebreiz bestrickender Formen; ohne jene hatte dieser für ihn keine Anziehungskraft.

Der fast vierzig Jahre zählende Mann hatte die Thorheit des Knaben überwunden, welcher nach den bunten Farben des Schmetterlings hascht und unter jeder glänzenden Hülle das Ideal der Schönheit zu finden wähnt.

Bis in die späte Nacht hinein beschäftigte er sich mit der Erinnerung an die vergangenen Stunden, welche er in Anna's Nähe verlebt, ihr Bild stand vor seinem Geiste, als der Schlummer ihm die Augen schloß.

Kurze Zeit darauf war Empfang beim Prinzen.

Anna Pelzer war geladen und erschienen. Der Prinz selbst führte sie seiner Gemahlin zu.

Einen Augenblick standen sich die beiden Frauen gegenüber, Anna verneigte sich ehrfurchtsvoll; die Prinzessin dankte kalt und steif; sie war von der majestätischen Schönheit der Schauspielerin betroffen, fast wie feindselig berührt.

Die übrigen Gäste des prinzlichen Paares hatten der Vorstellung eifrige Aufmerksamkeit geschenkt.

„Kann man es dem Prinzen verdenken, wenn er Fräulein Pelzer seiner Gattin vorzieht?" meinte der eine.

„Prinz Arnulph's Hand sollte noch frei sein," sagte ein Anderer; „die Schauspielerin wäre ein Frau für ihn! Wenn man sie Beide nebeneinander sieht, muß man gestehen, daß sie für einander geschaffen sind. Wahrlich, ein herrliches Paar!"

„Der Prinz weiß sich zu entschädigen," entgegnete der Angeredete. „Wenn nicht Gemahlin, so doch Geliebte!"

Aber schärfer noch als der Unbetheiligten Blick schaut die Eifersucht.

Mit der ihrem Geschlechte eigenthümlichen feineren Sensibilität empfand Hildegard bei Anna's Vorstellung die Gefahr, welche ihr von Seiten dieses Mädchens drohte.

Der Abstand zwischen ihr und Anna berührte sie schmerzlich.

Sie sah den warmen, bewundernden Blick ihres Gatten die Schauspielerin streifen; sie gewahrte, wie sein ganzes Wesen sich zu Anna hingezogen fühlte.

Sie ahnte in ihr die Nebenbuhlerin, welche der Gattin den Gatten entfremdete; und sie erkannte, daß sie dieser Gegnerin nicht ebenbürtig war.

Arnulph würde sie um diese Künstlerin aufgeben: sie hatte ihm das nicht zu bieten, was jene zu gewähren im Stande war.

In diesem Augenblicke ward sie sich ihrer Stellung zu ihrem Gemahl inne.

Es ward ihr klar, daß sie ihres Mannes Herz nimmer besessen, daß sie ihn niemals verstanden habe.

Sie erwiderte die tiefe Verbeugung der schönen Künstlerin, ihrer sonstigen freundlichen Weise zuwider förmlich und steif.

Arnulph schaute verwundert auf; ein Blick des Unwillens richtete sich auf Hildegard.

Diese aber ertrug den Vorwurf und senkte das Auge klagend und strafend auf ihren Gatten, als wollte sie dessen Innerstes treffen.

„Ist es meine Schuld, daß mir nicht die glänzende Schönheit zu Theil geworden, welche jene schmückt; wenn mein Geist nicht in die Tiefe der Kunst hinabzusteigen vermag, wenn ihm der Höhenflug versagt ist, Deine Ideale zu begreifen? Durftest Du deshalb Dein Herz einer Anderen zuwenden und mir die Treue brechen?"

Also der Inhalt dieses Blicks.

Der Prinz hatte jedoch für denselben in diesem Momente kein Verständniß. Ihm war ausschließlich daran gelegen, den Eindruck der unfreundlichen Aufnahme aufzuheben. Er widmete sich deshalb Anna an diesem Abende angelegentlicher als sonst.

Hildegard bot ihre ganze Willenskraft auf, um ihre Aufregung niederzukämpfen und sich ihren Gästen als die liebenswürdige Dame des Hauses zu zeigen.

So schienen der Prinz und die Prinzessin in heiterster Stimmung, obgleich Beide unter dem Drucke eines Vorwurfs litten, den Jeder von ihnen dem Anderen gegenüber zurückzuweisen und zu erheben hatte.

Das von ihnen ersehnte Ende des Festes war endlich gekommen; die Gesellschaft hatte sich verabschiedet; die Gatten befanden sich allein.

Es war während ihrer achtjährigen Ehe das erste Mal, daß ein Konflikt zum Austrag gebracht werden sollte.

Sie hatten Beide die Empfindung, daß mit dem heutigen Abend ihr Leben an einen verhängnißvollen Wendepunkt gelangt sei, daß die bevorstehende Erörterung den Gegensatz nicht ausgleichen würde, daß dieselbe vielmehr eine Kluft zwischen ihnen reißen müsse, welche nimmer zu überbrücken sei.

Darum scheute sich Jeder vor dem ersten Worte.

Endlich brach Arnulph das unheimliche düstere Schweigen.

„Darf ich meine Gemahlin fragen, weshalb sie einer von mir hochverehrten Dame auffallend unfreundlich begegnet ist?"

Handelte er edel, weise? Wäre es nicht besser gewesen zu schweigen und als Laune, Zufall unbeachtet zu lassen, was möglicherweise nur das Erzeugniß eines unbewachten Augenblicks gewesen?

Diese Vorstellung erfaßte ihn in dem Momente, in welchem er die Frage an seine Gattin gerichtet hatte. Er bereute und hätte sie gern zurückgenommen, aber es war zu spät.

Das Wort der Anklage war gesprochen; der Streit war eröffnet und mußte zu Ende geführt werden.

Hildegard öffnete die Lippen zur Antwort; aber die Sprache versagte ihr den Dienst.

Unendliches Weh beengte ihre Brust; ein Kampf durchzuckte sie und machte sich endlich in einem heftigen Thränenausbruch Luft.

Die Thräne des Weibes beschwichtigt des Mannes Groll. Der sich selbst anklagenden und Verzeihung erflehenden Zähre vermag sich des Mannes Herz nicht zu verschließen.

Die Thräne ist des Weibes mächtigste Schutzwehr, hinter welche es sich, flüchtend vor des Mannes Angriff, zurückzieht. Dem rührenden Bilde weiblicher Schwäche und Ohnmacht kann auch der Barbar sein Mitgefühl nicht versagen.

Aber die Thräne ist auch des Weibes furchtbare Waffe. Sie verwundet tiefer als des Mannes Zorneswort; sie trifft sicherer, als des Mannes strafende Rede; sie ist der gewaltigste Ankläger.

Die Thränen in Hildegard's Antlitz erhoben den schwersten Vorwurf gegen den Gatten; die schrecklichste aller Leidenschaften, welche die Brust der Gattin durchwühlt, hatte sie erpreßt.

Wie siedendes Oel trafen sie Arnulph's aufgeregtes Gemüth und entflammten seinen Unwillen.

War er sich doch keiner Schuld bewußt! Wußte er doch sich frei von jedem Vorwurf!

Kein Wort einer zärtlicheren Empfindung war jemals seinen Lippen entschlüpft, wenn er mit Anna zusammen war; keine Silbe, welche das Ohr der Gattin zu scheuen hätte!

Inmitten zahlreicher Gesellschaft hatte er sich der hohen Künstlerin genähert, um sich ihrer geistvollen Unterhaltung zu erfreuen. Konnte es einen reineren, unschuldigeren Genuß geben? Nur die beschränkteste Einfalt vermochte ihm denselben zu mißgönnen!

Er unterdrückte den Ausdruck seines Zornes, und als Hildegard noch immer nicht das Wort nahm, erhob er sich und verließ das Gemach. (Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Fortsetzung.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau.

Tausend Ideen gingen ihm durch den Kopf; er hörte im Geiste das Vieh brüllen; er sah die kleine Susel in Hemdärmeln mit dem weißen Kübel in der Hand in den Stall gehen — Mopsel hinter ihr drein — und den alten Wiedertäufer in gemessenem Schritt den Hügel hinaufschreiten. Diese Erinnerungen stimmten ihn weich.

„Das Mauerwerk des Fischbehälters sollte wohl jetzt trocken sein," dachte er, „es wird Zeit, die Gitter anzubringen."

In dem Augenblicke, wie er sich in diesen Betrachtungen erging, trat die Käthe in's Zimmer und sagte:

„Herr Kobus, da ist etwas, was ich in ihrem Winterrock gefunden habe."

Es war ein Stück Papier; er nahm es und machte es auf.

„Ei! was!" sagte er mit einer gewissen Rührung, „das Krapfenrecept. Wie habe ich das diese drei Wochen vergessen können? Ja, wahrhaftig, ich habe meinen Kopf verloren!"

Er schaute die alte Köchin an und rief ganz begeistert:

„Das ist ein Recept zu Krapfen, aber zu ganz delicaten Krapfen. Rathe einmal, Käthe, wer mir das Recept gegeben hat?"

„Die große Fränzel im Rothen Ochsen."

„Was? Die Fränzel! Die wäre im Stande, was zu erfinden, und noch dazu solche Krapfen? Nein . . . die kleine Susel, die Tochter des Wiedertäufers."

„So," sagte Käthe, „das nimmt mich gar nicht Wunder, das Mädel ist nicht auf den Kopf gefallen."

„Ja, die ist weit über ihre Jahre. Mach mir einmal diese Krapfen. Aber Du mußt sie genau nach diesem Recept machen, hörst Du, sonst gerathen sie nicht."

„Seien Sie ohne Sorge, Herr Kobus, da können Sie sich auf mich verlassen."

Käthe ging in ihre Küche, und Fritz stopfte sich sorgfältig eine Pfeife und ging wieder an's Fenster. Da erschien ihm alles wie verändert; die Gesichter, die Geberden, das Schreien hier, das Lärmen dort! Es war, als ob die Sonne jetzt erst den Platz beschiene.

Und wieder dachte er an den Meierhof; er fand, daß der Aufenthalt in der Stadt eigentlich nur im Winter angenehm ist; daß es auch räthlich sei, von Zeit zu Zeit die Lebensweise zu verändern, denn auf die Länge schmeckt jede Kost schal. Auch erinnerte er sich der guten frischen Eier und des weißen Käses draußen beim Wiedertäufer, die ihm zum Frühstück besser schmeckten, als alle Leckerbissen der alten Käthe.

„Wenn es mir nicht gewissermaßen Bedürfniß wäre, regelmäßig meine Partie Gaigel zu machen, mein Bier zu trinken, den David, den Friedrich Schulz und den dicken Hahn zu sehen, so würde ich eigentlich lieber sechs Wochen oder ein paar Monate des Jahres in Meisenthal zubringen. Aber daran ist nicht zu denken, Geschäft und Vergnügen hält mich hier fest; 's ist dumm, daß man nicht alles beisammen haben kann."

Solche Gedanken setzten sich in seinem Kopfe fest.

Endlich — es hatte gerade elf geschlagen — kam die alte Magd, den Tisch zu decken. Er drehte sich um und frug:

„Käthe, wie steht's mit den Krapfen?"

„Sie haben recht, Herr Kobus, 's ist was extrafeines."

„Sind sie Dir gerathen?"

„Ich habe sie genau nach dem Rezept gemacht, da kann's nicht fehlen."

„Da sie gerathen sind," sagte Kobus, „will ich auch eine Flasche Forstenheimer aus dem Keller holen, zu einem guten Bissen gehört ein guter Trunk."

Er nahm das Schlüsselbund und ging, kehrte aber gleich wieder um, weil ihm eine Frage in den Sinn kam.

„Und das Rezept?"

„Ich habe es in meiner Tasche."

„Das dürfen wir nicht verlieren; ich will es lieber in meinen Sekretär thun; da ist es gut aufgehoben."

Er machte den Zettel auf und fing an zu lesen.

„Sie schreibt sehr hübsch," sagte er, „eine saubere Handschrift, wie gestochen! 'S ist doch ein merkwürdiges Kind, die kleine Susel, nicht wahr?"

„Ja, Herr Kobus, die hat Kopf. Sie sollten sie erst in der Küche hören; wenn sie kommt, immer hat sie etwas Drolliges zu erzählen."

„Was Du sagst, ich habe sie für sehr ernst gehalten."

„Ernst! Da kommen Sie schön an!"

„Ja, was sagt sie denn?" fragte Kobus, der bei dem Gedanken, daß die Kleine lustig sei, vor Freuden seine dicken Backen aufblies.

„Was weiß ich? Nichts, als was auf dem Markte vorgegangen ist; sie sieht alles, und erzählt Ihnen, was für eine Miene ein Jeder gemacht hat, und macht dazu ein so drolliges Gesicht . . ."

„Ich wette, sie hat sich auch über mich lustig gemacht," fiel Fritz ein.

„Oh! wie können Sie so etwas denken! Niemals, Herr Kobus, vielleicht einmal über den langen Friedrich Schulz, aber über Sie . . ."

„Ha! ha! ha!" unterbrach sie Kobus. „Sie hat sich über den Schulz lustig gemacht! Sie findet ihn ein bischen dumm? nicht wahr?"

„Ach! das nicht gerade; ich kann mich nicht mehr so genau erinnern; Sie können sich denken . . ."

„Schon gut, Käthe, schon gut," versetzte er und machte sich ganz vergnügt auf den Weg.

Und bis unten an die Treppe hörte die alte Magd, wie er lachte und mehr als einmal ganz laut ausrief: „Ein allerliebstes Mädel!"

Wenige Minuten darauf erschien Kobus mit dem Wein und setzte sich gemächlich zu Tisch.

„Die Krapfen sind vorzüglich, Käthe, vorzüglich! Man merkt sofort, daß Du Dich so viel als möglich an das Rezept gehalten hast. Und doch, höre, was ich Dir sage — ohne Dir einen Vorwurf damit machen zu wollen — die Krapfen auf dem Hofe draußen waren noch besser; sie hatten noch etwas Feineres an sich, etwas Delikateres, eine ganz besondere Art von Geschmack — dabei hob er den Zeigefinger in die Höhe — ich kann Dir das nicht auseinandersetzen; sie waren, wenn Du willst, nicht so stark gewürzt, aber viel, viel lieblicher."

„Vielleicht habe ich zu viel Zimmt hineingethan."

„Nein, nein, daran liegt's nicht; aber die kleine Susel, weißt Du, hat ein besonderes Talent für Krapfen, so wie Du es für gebratenen Truthahn mit Kastanienfüllsel hast."

„Das ist wohl möglich, Herr Kobus."

„Nein, das ist Thatsache. Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, diese Krapfen seien delikat; aber über dem Besseren steht, was der Herr Professor Speck „das Ideal" nennt, das will so viel heißen, als etwas Poetisches, etwas . . ."

„Ja, Herr Kobus, ich weiß, was sie meinen," versetzte Käthe. „Zum Beispiel wie die Wurst der Mutter Hasen, die Niemand so gut machte als sie, weil sie drei Gewürznelken hinein that, die in der andern Wurst fehlten."

„Nein, das ist es nicht, was ich meinte; nichts fehlt den Krapfen, und dennoch . . ."

Er wollte weiter reden, als die Thür aufging und der alte Rabbiner eintrat.

„Ei! Du bist's, David," rief er; „komm und setze der Käthe auseinander, was man unter Ideal versteht."

Bei diesen Worten runzelte David die Stirn.

„Willst Du mich zum Besten haben?" sagte er.

„Nein, ganz im Ernst; sage der Käthe, warum Ihr Euch nach den Karotten und Zwiebeln Aegyptens zurücksehnt."

„Hör' mal, Kobus," rief der alte Rabbiner aus, „kaum bin ich da, so fängst Du an, mich wegen meiner Religion zu verspotten; das ist nicht recht von Dir."

„Du nimmst aber auch alles übel, Posche-Jisruel. Komm, setz' Dich, und wenn Du nicht willst, daß ich von den Zwiebeln Aegyptens rede, so will ich sie nicht mehr erwähnen. Aber wärest Du kein Jude . . ."

„So, ich sehe, Du willst mich zum Haus hinaus jagen."

„Gott bewahre! Ich will nur sagen, wärest Du kein Jude, so könntest Du von diesen Krapfen essen, und Du würdest zugeben müssen, daß sie tausendmal besser sind, als das Manna, das vom Himmel herunterfiel, um Euch vom Aussatz und andern Krankheiten zu heilen, die Ihr Euch bei den Ungläubigen geholt hattet."

„So, jetzt gehe ich; das ist denn doch zu arg!"

Die Käthe ging hinaus und Kobus fuhr fort, indem er den alten Rabbiner beim Aermel zurückhielt:

„Alle Wetter, das wäre noch schöner! Komm, setze Dich; es thut mir wirklich sehr leid!"

„Was thut Dir leid?"

„Daß Du nicht mit mir ein Glas Wein trinken und die Krapfen kosten kannst; 'was ganz Besonders!"

„Sie sind wohl von Deiner eigenen Erfindung, nicht wahr? Immer erfindest Du solche Dinge."

„Nein, Rabbiner, nein; weder ich noch die Käthe. Ich wäre stolz darauf, diese Krapfen ausgedacht zu haben; aber gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; der Ruhm gebührt der kleinen Susel; . . . Du weißt ja, die Tochter des Anabaptisten?"

„Aha!" sagte der alte Rabbiner, und heftete dabei den Blick aus seinen grauen Augen fest auf Kobus; „so, so! und Du findet sie so gut?"

„Delikat, David!"

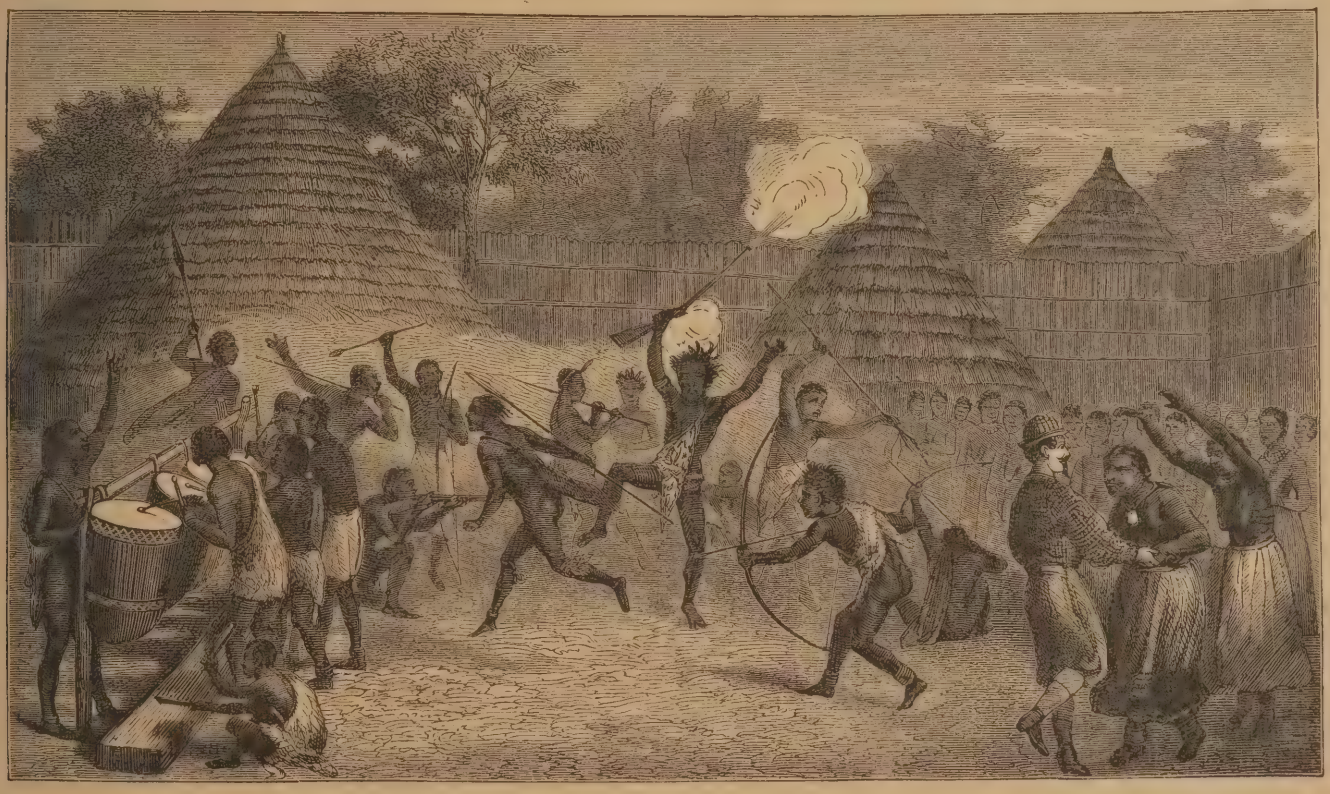
„He, he, he! Ja . . . diese Kleine ist zu Allem fähig, sogar einem Schlecker, wie Du bist, kann sie es rechtmachen."

Dann änderte er den Ton und fuhr fort:

„Diese kleine Susel hat mir schon immer gefallen; sie hat Verstand. In drei oder vier Jahren wird sie das Kochen so gut verstehen wie Deine alte Käthe; sie wird ihren Mann unterm Pantoffel haben; und wenn er klug ist, so wird er selber einsehen, daß ihm kein größeres Glück hätte widerfahren können."

„Ha, ha, ha! dies Mal, David, stimme ich Dir bei," versetzte Kobus, „Du hast nicht zu viel von ihr gesagt. Es ist wunderbar, daß der Vater Christel und die Mutter Urschel, die zusammen noch keine zwei Gedanken im Kopf haben, ein so hübsches kleines Geschöpf in die Welt gesetzt haben. Weißt Du auch, daß sie schon die ganze Wirthschaft auf dem Hofe führt?"

„Hab ich's nicht gesagt," rief David aus, „ich war überzeugt davon! Siehst Du, Kobus, wenn eine Frau klug ist, und sich nicht auf's hohe Pferd setzt und ihren Mann hinunterzudrücken sucht, um selbst desto größer zu erscheinen, so hat sie sofort das Heft in den Händen; man ist gewissermaßen froh, ihr zu gehorchen."



Afrikanische Tänze.

Bei diesen Worten fuhr dem Fritz, ich weiß nicht welcher Gedanke durch den Kopf; er sah den alten Rabbiner mit blinzelndem Auge von der Seite an und sagte:

„Die Krapfen macht sie ausgezeichnet; im Uebrigen aber . . ."

„Und ich," fiel David ein, „ich behaupte, daß der brave Landwirth, der sie zur Frau bekommt, sich gratulieren kann; der Landwirth wird reich werden und sehr glücklich sein. Seitdem ich die Weiber beobachte — und das ist nicht erst seit gestern — glaube ich mich auf sie zu verstehen; ich weiß gleich, was sie sind und ob sie 'was taugen, was aus ihnen wird und wozu sie zu brauchen sind. Diese kleine Susel hat mir von Anfang an gefallen, und ich freue mich zu hören, daß sie gute Krapfen macht."

Fritz war nachdenklich geworden. Plötzlich frug er:

„Sag' doch, Posche-Jisruel, was führt Dich denn zur Mittagsstunde zu mir her? Das ist ja eigentlich garnicht Deine gewohnte Zeit?"

„Ja, Du hast Recht; Du mußt mir zweihundert Gulden leihen."

„Zweihundert Gulden? Ei! ei!" sagte Kobus mit halb ernster, halb neckender Miene, „auf einmal, Rebbe?"

„Auf einmal."

„Und für Dich?"

„S'ist für mich, wenn Du willst, denn ich verpflichte mich, Dir das Geld zurückzuzahlen, allein 's ist, um jemand Andrem einen Dienst zu erweisen."

„Wem denn, David?"

„Du kennst doch den alten Herzberg, den Kolporteur; also dessen Tochter soll den jungen Salomon heirathen; zwei brave Kinder," sagte der alte Rebbe, indem er gerührt die Hände faltete; „nur, weißt Du, fehlt es an einer kleinen Aussteuer, und Herzberg hat sich an mich gewendet . . . . ."

„Wirst Du denn nie gescheit werden?" unterbrach ihn Fritz; „nicht zufrieden mit Deinen eigenen Schulden, mußt Du Dir auch noch anderer Leute Schulden auf den Hals laden?"

„Aber Kobus, aber Kobus!" rief David aus mit schrillem, pathetischem Ton, verzog dabei die Nase und verdrehte schielend die Augen nach unten, „wenn Du die lieben Kinder sähest!

Und außerdem ist Herzberg ein solider Mann, der mir das Geld in einem oder zwei Jahren oder später wiedergeben wird."

„Du willst es," sagte Fritz aufstehend, „es sei; aber höre, diesmal bezahlst Du Zinsen, fünf Prozent, Dir will ich gern Geld ohne Interessen leihen, aber Andren . . . ."

„Ach! Du lieber Gott, das verlangt ja Niemand von Dir," entgegnete David, „wenn nur die Kinder glücklich werden. Der Vater wird die fünf Prozent gern zahlen!"

Kobus öffnete seinen Secretär und zählte zweihundert Gulden auf den Tisch; der alte Rebbe sah ungeduldig zu; sodann nahm Kobus Dinte, Feder und Papier heraus und sagte:

„David, zähle nach, ob's richtig ist."

„Das ist unnöthig, ich habe zugesehen und ich weiß, Du zählst gut."

„Nein, nein, zähle."

Der alte Rebbe zählte und schob jeden einzelnen Stoß mit sichtlicher Befriedigung in die große Tasche seiner Hose.

„Jetzt setz' Dich hin und schreib' Deinen Schuldschein mit fünf Prozent. Und vergiß nicht, daß, wenn Du Dir meine Späße nicht gefallen lassen willst, ich Dich mit diesem Fetzen Papier d'ran kriegen kann."

David fing mit freudestrahlendem Gesicht zu schreiben an.

Fritz sah ihm über die Schulter zu, und wie der Rebbe dabei war, die fünf Prozent anzumerken, rief er:

„Halt, alter Posche-Jisruel, halt!"

„Willst Du sechs?"

„Weder sechs noch fünf. Sind wir nicht alte Freunde? Aber Du verstehst gar keinen Spaß; mit Dir muß man immer ernst sein, wie ein alter Esel, der gestriegelt wird."

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied der Mutter.

Von Th. L. Fortsetzung.

„Liebe Dora!"

„Herr Professor?"

„Lassen Sie mich nicht länger nach Ihrer Gegenwart schmachten! Beenden Sie den bösen Brief, der die Kunde enthält, daß Sie den alten Mann, dem Sie in kurzer Zeit Ihres Hierseins Licht und Leben geworden sind, der jetzt körperlich und geistig in der Genesung begriffen ist, morgen verlassen wollen . . . . ."

„Aber, theurer Herr Professor," erscholl darauf aus dem Nebenzimmer dieselbe jugendlich frische Stimme wieder, „ich bin so herzlich gern bei Ihnen gewesen! Es war nach Ihrem Briefe an meinen Onkel Ihr Wunsch, daß ich zwei bis drei Monate das Amt einer Vorleserin und, wie Sie selber sich ausdrückten, überflüssigen Gesellschafterin ausüben sollte.

Das habe ich nun," fügte das junge, näher tretende Mädchen hinzu, „hoffentlich gewissenhaft erfüllt, und meine Schuld ist's doch nicht, daß der Mohr, der seine Schuldigkeit gethan hat, geht!"

„Wie böse Sie sein können, liebes Kind! Mich wieder daran erinnern, daß ein alter Junggeselle, der sich den Siebzigern nähert, ohne zu wissen, welches Kleinod seine Einsamkeit beherbergen wird, dem ziemlich fernstehenden Bekannten schrieb, daß nur so lange, als die alten schwachen Augen ihren Dienst noch versagen, er gern einen Vorleser oder eine Vorleserin hätte, welche für jene Spanne Zeit seine und seiner alten Bediensteten Häuslichkeit theilten."

„Noch heute, wo die Abschiedsstunde so nahe gerückt ist, bis zu welcher das Dach des alten fast menschenscheuen Mannes Sie, meine liebe, schöne Dora barg, zerbreche ich mir nutzlos und vergeblich den Kopf, was Sie zu mir führte, und noch mehr, was Sie so lange ausharren ließ."

„Oh, Herr Professor, damit quälen Sie sich nicht! Ich, die völlig Verwaiste, hegte schon längst den Wunsch in mir, andere pflegen, anderen mich anschließen zu dürfen; denn seit dem Tode meiner Mutter war es doch gar so leer und traurig für mich auf der Welt.

„Ihren Namen hatte ich so oft gelesen, noch öfter gehört, und mit jugendlicher Begeisterung ergriff ich die Gelegenheit, zu Ihnen eilen, Ihnen Liebes erweisen zu dürfen.

„Wir Menschen werden oft durch unsichtbare Fäden gar wundersam eng verbunden. Es kam mir dieser Ruf zu Ihnen wie eine liebe Pflichterfüllung vor, die meine geliebte Mutter mir auch gestattet haben würde."

Professor Volbert ergriff gerührt die Hand des jungen Mädchens; er bat, Dora möchte doch beim Abschiede ganz offen zu ihm sprechen und ihm anvertrauen, weshalb sie, die in so reiner kindlicher Liebe und Verehrung der seligen Mutter gedächte, nie des Vaters erwähnte, welcher ihr doch auch durch den Tod entrissen.

„Ach, Herr Professor! Das ist ein tiefes Leid, eine nie vernarbende Wunde! Lassen wir die Todten ruhen, aber messen Sie mir keine Schuld bei, wenn ich durch das Unglück und die unausgesetzten Qualen meiner guten verklärten Mutter den Mann nicht lieben und achten konnte, den ich Vater nennen mußte, der so grausam handelte."

Ich will nicht weiter in Ihr Vertrauen dringen, liebes Kind, noch weniger Sie betrüben; aber glauben Sie mir, nicht immer ist es des Mannes Schuld, wenn zwischen zweien, die sich Liebe und Treue gelobten, ein unheilbarer Riß zersprungener Saiten entsteht."

Wie mit Blut übergossen stand Dora, zitternd neben dem Greise, der zwar nicht bemerkte, wie groß und gewaltig die Erregung seiner jungen Gesellschafterin war, wohl aber einsah, daß er einen wunden Punkt berührt hätte.

Wie weit entfernt war aber der Professor Volbert von der Erkenntniß der wirklichen Ursache dieser Aufregung! Wie fern lag ihm der Gedanke, daß Dora Günther die Tochter seiner ersten und einzigen Liebe sei, das Kind derjenigen, um die er gelitten und noch jetzt leide, die er für falsch und treulos gehalten, die sein Leben zerstört, ihn zum menschenscheuen Junggesellen gemacht haben sollte, und der er nie, nie hatte vergeben oder verzeihen können!

Wie hätte der Professor aber auch in dem jungen braunumlockten Mädchenantlitz die sanften Züge seiner hellblonden Jugendgeliebten, seiner ihm einst über Alles theuren Sophie wiederfinden können!

Dora's Onkel, ein höherer Beamte, welcher nicht fern von der Universitätsstadt lebte, an der Professor Volbert seinen langjährigen Wirkungskreis hatte, war schon seit langer Zeit mit ihm bekannt. Die Herren hörten ab und zu von einander, da sie so manche Lebensanschauungen theilten, aber eine wirkliche Freundschaft war nie zwischen ihnen entstanden, die ließ die Schroffheit des Professors auch gar nicht gedeihen.

So war es denn auch erklärlich, daß er von der entfernten Verwandtschaft, welche Director Reisners Frau mit Dora's Mutter verband, nie etwas erfahren hatte. Das Verhältniß der beiden Herren zu einander war ein dauerndes geblieben, aber kein inniges geworden.

Dora's Mutter war die ebenso begabte wie schöne Tochter eines reichen, jedoch an Bildung recht tief stehenden Fabrikanten. Seine Frau kannte nur den Willen des fast jähzornigen Gatten.

Als daher Professor Edmund Volbert zu einer größern Gesellschaft bei Sophiens Eltern eingeladen wurde und sehr bald eine heftige erste Liebe seines Herzens wahrnahm, folgte er nur diesem Gefühle und war weit entfernt daran zu denken, daß auch hier trotz aller Gegenliebe seiner Sophie nur des Vaters Wille allein in Betracht kommen dürfte.

Hätte er verstanden diesem Manne gegenüber nur etwas sich zu fügen und scheinbar sich zu unterwerfen, hätte er ihm nicht in politischen und merkantilen Anschauungen frei und offen wiedersprochen, ihm nicht gezeigt, daß auch er Prinzipien besäße und sie zu vertreten verstände, vielleicht wäre dann nicht die Geringschätzung von Seiten des Fabrikanten Helmke in offenbare Rachsucht ausgeartet.

Einen offenen Eklat wollte er nicht; er verbot dem jungen Professor nicht sein Haus, schärfte aber seiner Frau und Tochter ein, daß jener stets nur als geduldeter Fremde zu betrachten wäre.

Die Gattin war ihm auch hierin gehorsam.

Anders aber stand es um Sophiens Herz, das dem jungen Manne voll und ganz gehörte. Sie hatte viele Kämpfe und Schwierigkeiten tapfer zu bestehen gewußt, denn aus inniger Liebe und vollster Herzensüberzeugung hatte sie sich ihrem Edmund im Stillen verlobt; trotzdem aber verstand es der Vater, das Paar mehr und mehr einander fern zu halten. Die alljährlichen Bade- und Vergnügungsreisen wurden weiter ausgedehnt, das Theater viel öfter als früher besucht, und schließlich trat der Vater mit einem Freier vor sein geängstigtes Kind, wußte es zu überzeugen, daß sein pekuniärer Verfall durch große aber verfehlte Spekulationen unfehlbar eintreten würde, wenn sie nicht dem reichen Kaufmann van Bergen ihre Hand reichte.

Nur Aufschub von drei Monaten erreichte die unglückliche Tochter, während welcher van Bergen wegen eines großen Unternehmens eine weitere Reise unternahm.

Professor Volbert hatte nach einer heftigen Scene mit dem Fabrikanten dessen Haus gemieden, Sophiens Correspondenz hin und her wurde unterschlagen, sie selber, mit Argusaugen bewacht, durfte keinen Schritt allein wagen, und sich einer Dienerin anzuvertrauen, war sie zu stolz.

Ein Brief des Fabrikanten an den Professor belehrte letzteren, daß die Liebe und Schwüre seiner Tochter doch wohl wie so häufig die ersten Tändeleien eines kaum der Pension entwachsenen jungen Mädchens gewesen wären, er erbat — und erhielt sie auch — die Briefe seiner Tochter zurück; scheinbar im größten Vertrauen hatte er ihm auch gleichzeitig ihre Verlobung mit van Bergen mitgetheilt.

Wie so oft im Leben vernichten wir selber unbewußt unsere besten Hoffnungen und Aussichten auf die Zukunft.

Der Professor, dessen Stolz auf das empfindlichste getroffen, hielt die zarte, ätherisch schöne Sophie für falsch und treulos, er beantragte bei der Behörde seine Versetzung, und das war die letzte Nachricht vom Geliebten, welche Sophie aus der Zeitung entnahm, und die nun jede fernere Hoffnung begrub.

Sie schrieb trotzdem nochmals an ihn, aber selbst der von ihr selbst beförderte Brief erreichte wohl nie seinen Bestimmungsort.

So ward Sophie die Gattin eines niedriggesinnten, betrügerischen Menschen, der, während er seinen Schwiegervater täuschte und betrog, nach seiner Heirath einsehen sollte, daß dieser es mit ihm nicht anders gemacht hatte. Der Boden unter ihren Füßen schwankte; van Bergen führte manchen unehrenhaften Plan aus; sein Weib, das er nie geliebt, behandelte er roh und brutal; sein einziges Kind, die kleine Dora, war ihm völlig gleichgiltig, er ließ sie sogar Zeuge seines gewissenlosen Benehmens gegen die Gattin sein.

Jahre vergingen im tiefsten Weh für die unglückliche Frau, deren Leidensbecher noch nicht bis zum Rande gefüllt war.

Eine offenbar betrügerische kaufmännische Manipulation ließ van Bergen das Weite suchen, und so groß war das Pflichtgefühl der unglücklichen Gattin, der liebevollen Mutter, daß sie dem Gesunkenen auf dessen Bitte mit der Tochter folgte. Bald nach ihrer Ankunft nahm sich der in neue Schwindeleien verwickelte Mann das Leben; Sophie kehrte nach der Heimath zurück, nahm den Mutternamen ihrer Mutter an, damit Dora nicht gar zu schwer unter der Vergangenheit zu leiden hätte.

Dies Kind war ihr einziger Trost, ihre einzige Freude. Für dasselbe hatte sie ein kleines Capital rechtzeitig einem Verwandten, dem Director Reisner zur sicheren Anlage übergeben. Dora sollte einst nicht als arme schutzlose Waise in der Welt zurückbleiben. Sie leitete des Kindes Unterricht, und je mehr jenes heranwuchs, um so häufiger gewährte sie der Tochter Einblicke in ihre Vergangenheit, in die kurze Frühlingszeit ihres Herzens. Die Tochter sollte später dem Manne ihrer einzigen Liebe begegnen und die Unschuld der Mutter klarlegen.

Als Sophie van Bergen gestorben, nahmen Reisner's das blühende junge Mädchen gern bei sich auf.

So lagen die Verhältnisse, als der Director brieflich die Mittheilung von der schweren Erkrankung und auch dem noch hinzugetretenen Augenleiden des Professors erfuhr und die Bitte, welche vorhin Dora erwähnte.

Dora's lebhafte Freude bei diesen auch ihr mitgetheilten Zeilen der alten Herren, ihr fast fieberhaftes Anerbieten, alsbald zum Professor reisen zu wollen, verletzte anfänglich die Familie Reisner ein wenig; aber sehr bald wußte sie Dora zu überzeugen, daß sie nur für kurze Zeit sich in einem solchen Wirkungskreise versuchen sollte — und in diesem finden wir auch das junge Mädchen aber gerade am Vorabend ihrer beendeten Mission.

Nicht ein einziges Mal hatte es ihr glücken wollen, den alten Herrn der Vergangenheit zugänglicher zu machen und durch irgend eine Mittheilung seinerseits ihr die Möglichkeit zu gewähren, den heißesten Wunsch der Mutter, der auch ganz der ihrige geworden, zu erfüllen.

Der Professor war, sie merkte es nur zu sehr, ein anderer geworden, Körper und Geist hätten förmlich eine Wiedergeburt erfahren. Er war gesprächiger, theilnahmsvoller, ließ sich gern vorlesen, freute sich, wenn Dora mit einer Handarbeit plaudernd bei ihm saß, und gegen Abend mußte sie auf dem Piano etwas vortragen und nachher auch singen.

Das letzte war nun heute noch die zu erfüllende Liebesaufgabe, und durch sie hoffte Dora zu erreichen, was sie als letzten Versuch sich aufgehoben hatte.

Als es in dem altmodischen großen Zimmer schon dunkelte, spielte sie zuerst eine Sonate Beethovens und fand dann wirklich den Muth, wenn gleich mit zitternder Stimme, das Lieblingslied ihrer Mutter anzustimmen. Immer freier und gefühlvoller kamen Worte und Töne aus der Brust des jungen Mädchens, das so gern der Friedensbote der Mutter sein wollte.

Anfänglich hatte der Professor nicht sonderlich auf die Melodie und Text geachtet, doch bald vernahm Dora ein schmerzliches Seufzen, und das steigerte ihren Eifer zur Begeisterung. Als der letzte Vers begann:

Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen giebt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten male liebt!

hörte sie den Professor aufstehen, sich ihr nähern, und heiße Thränen fielen während des Spieles auf ihre Hand. Dann wurde sie hastig mit beiden Händen von dem alten Manne erfaßt.

„Kind! Kind! Woher stammt dieses Lied? Wer hat es Dich gelehrt? Wer es Dir vorgesungen?"

Dora erhob sich, legte die eine Hand auf dessen Schulter und sprach: „Das Lied lernte ich von meiner guten Mutter; es war das einzige, das sie noch liebte und hören mochte.

„Verzeihung, Herr Professor, daß mich die nie erloschene, bis zum Grabe treue Liebe der Mutter zu Ihnen führte, daß

ich die Rechtfertigung der Mutter nicht früher gewagt, daß ich Ihnen gegenüber nie der Vergangenheit Erwähnung thun durfte, um mir erst ein wenig Ihr Wohlwollen und Ihre Liebe zu erringen, bevor ich meine Mutter rechtfertigte!

„Jetzt sehe ich, daß die Eisrinde, welche so fest Ihr Herz umschloß, anfängt zu zerrinnen; und nun in der Abendstunde des letzten Tages meines Aufenthaltes in Ihrem Hause, sollen Sie, der treue geliebte, viel beweinte Jugendfreund der Mutter alles erfahren so wahr, so offen, als hätte ich meinem Schöpfer zu beichten!"

Bis in die späte Stunde hinein schilderte Dora das Leid und Leben ihrer Mutter, und, was sie da erreicht hatte, überstieg ihre kühnsten Hoffnungen.

„Fortan bist Du mein Kind, Dora! Ich habe jetzt ein Anrecht an dich. Du wirst den vereinsamten Mann nicht wieder verlassen, nicht wahr? Der Aufenthalt im Hause eines alten Junggesellen soll Dir kein Gefängniß sein! Wir reisen — und zunächst in Deine Heimat.

„Ich kann Sophien nicht mehr die alte versöhnende Hand bieten, ihr nicht sagen; durch Dein Kind ist der Bann gebrochen! Aber wir beide werden ihr stilles Grab aufsuchen, und unter Gottes freiem Himmel werde ich ihr zuflüstern, daß ich sie immerdar und heiß geliebt. Jetzt kann es nur die Aufgabe meines Lebensabends sein, Dir, mein geliebtes Kind, ein glückliches Leben zu schaffen, Dich wie ein Vater zu lieben und zu schützen!

„Sieh, meine Dora, das hat das Lied Deiner Mutter vermocht! Wirst Du bei mir bleiben? Mit mir noch ferner Geduld haben?"

„Für's ganze Leben! Aus ganzer Seele."

Poetische Aehrenlese.

Aurea mediocritas.

Von Moritz Graf Strachwitz.

Die „aurea mediocritas" (Die goldene Mittelmäßigkeit) des Horaz scheint mir ein Deckmantel für Memmen und Schufte.
Passow's Briefe.

Durch ungebahnte Bergesengen,
Wo rechts und links der Abgrund gähnt,
Dort hab' ich oft, dahinzusprengen
Auf wildem Renner, mich gesehnt.
Lawinen donnern, Geier schweben
Fraßgierig über mir im Blauen;
Ich aber will die Sporen geben
Und nicht zurück, nicht seitwärts schauen.

Im stillen Thal', auf weichen Matten,
Von Lind' und Rose überpflanzt,
Wo unter'm breiten Blätterschatten
Die Schäferin den Reigen tanzt,
Dort, weinberauscht, auf üpp'gen Kissen,
Im Arm der Liebe mich zu dehnen,
Auch dahin ging, ihr sollt es wissen,
Auch dahin ging mein heißes Sehnen.

Ihr aber geht die Mittelstraße
Hin zwischen Alpe, Thal und Fluß,
Das Reiten dient Euch nicht zum Spaße,
D'rum geht Ihr lieber hübsch zu Fuß;
Gemächlich schlendert Ihr von hinnen
Und seht nicht vorwärts, nicht zurücke,
Und plumpt Ihr in die Straßenrinnen,
So nennt Ihr's großes Mißgeschicke.

Indeß ich zaumlos überspringe
Des Felsenschlundes off'nes Maul,
Führt Ihr bequem am Nasenringe
Den hüftenlahmen Karrengaul;
Indeß im weichlichsten Genusse
Ich hingegeben schwelgend ruhe,
Macht Ihr zu Hause Fidibusse,
Damit der Geist doch etwas thue.

Sollt schwarz und weiß Ihr unterscheiden
Und zwischen beiden wählen schlau,
So sagt Ihr: „Her mit allen beiden,
Wir mischen beide in das Grau."
Wenn Leu und Tiger sich bedrängen,
Steht Ihr parteilos in der Mitten;
Sollt Ihr von Zweien einen hängen,
So nehmt Ihr ganz gewiß den Dritten.

Das ist die Pest des edlen Blutes,
Der Hemmschuh für das Rad der Zeit,
Das ist der Tod des freien Muthes,
In Rath und Thal, in Fried' und Streit.
Du Mittelweg für Schuft' und Memmen,
Du Schlupfloch jeder feigen Blöße,
Wann wird Dich endlich niederschwemmen
Der Alpenstrom der Kraft und Größe?

Feuilleton.

Afrikanische Tänze. (S. 69.) Man sieht, es geht mitunter ganz lustig zu bei unseren neuen deutschen Brüdern, den Schwarzen an der Westküste von Afrika. Die Flinten knallen, die Trommeln donnern, die Pfeile schwirren, statt Gesanges ertönt ohrzerreißendes Geheul und Gebrüll, wie wahnsinnig springt das biedere Ebenholz halb oder ganz nackt umher, — kurz, es geht zu, wie bei einem Hexensabath. Doch, was ein richtiger, anpassungsfähiger Europäer ist, findet auch daran seinen Gefallen. Natürlich sucht unser näherer Landsmann auf dem vorliegenden Bilde sogleich veredelnd auf seine schwarzen Gastfreunde einzuwirken, und wenn wir nicht sehr irren, giebt er sich die entsetzlichste Mühe mit der Schönen seiner Wahl, einen so einigermaßen leidlichen Walzer zuwege zu bringen. Doch besagte Schöne, — unsere liebenswürdige Leserin verzeihe uns diese Bezeichnung — man kann doch in Afrika nicht dieselben hohen Ansprüche an Schönheit machen, als bei uns, — besagte Schöne also stellt sich weder graziös noch geschickt dazu an, vielleicht aber lernt sie's doch noch, wenn ihr zartes Gemüth in Liebe zu dem weißgesichtigen Fremdling erglüht. Liebe thut ja Wunder, — die glückliche, wie die unglückliche Liebe. X. Z.

Redaction und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 10. 1886. Unterhaltungs-Beilage. December.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

Schon lange hatte Johann Fahler ein großes Project mit sich herumgetragen.

„Wenn Sie die Noth Ihrer arbeitenden Brüder und Schwestern so sehr erbarmt, warum suchen Sie dieselbe nicht in der Gegenwart schon — wenn auch vielleicht nur um ein Kleines — zu lindern?“ hatte eines Tages Marie Rother zu ihm gesagt, als er ihr zum hundertsten Male seine Klagen über die trübe Gegenwart sammt seinen himmelstürmenden Zukunftsplänen vorgetragen hatte.

„Es ist lächerlich wenig, wenn überhaupt irgend etwas, was unsereins zu thun vermag,“ hatte er düsteren Blickes geantwortet, aber der Gedanke, daß er dort etwas Nützliches, Segenstiftendes leisten sollte, um nicht nur seinen guten Willen, zu helfen, sondern auch seine Fähigkeit dazu, zu beweisen, — dieser Gedanke hatte ihn nicht mehr verlassen.

So war er denn darauf verfallen, für die am ärgsten Nothleidenden dieses Winters ein großes Wohlthätigkeitsconcert zu veranstalten.

Mit gewohnter Energie war er an's Werk gegangen. Anna's Fürsprache hatte ihm bei einigen Sängern und Sängerinnen, sowie auch bei hervorragenden Musikern die Thür geöffnet.

Bei einem Wohlthätigkeitsconcert als Mitwirkender zu glänzen, war im Grunde Niemandem unangenehm. Die nöthige Anzahl Künstler und Künstlerinnen sagte huldvollst zu.

Fahler war entzückt, — das Fest mußte glänzend werden und einen großen materiellen Ertrag abwerfen. Dabei galt ihm der moralische Eindruck solch einer von dem gehaßten Arbeiter-Apostel ausgehenden Veranstaltung fast noch mehr als das Geld, das sie für die Nothleidenden einbringen sollte.

Der Tag des Festes stand vor der Thür.

Da kam Fahler plötzlich in Anna Pelzer's Wohnung gestürmt. Er befand sich in höchster Aufregung.

„Es ist schmachvoll,“ rief er. „Auch die Kunst verschwört sich gegen die Armuth. Die Armen mögen verhungern, wenn nur die Künstler an den Tafeln des Reichthums schwelgen können.“

Mit Mühe gelang es Anna, ihn zu einer zusammenhängenden Erzählung des Vorgefallenen zu veranlassen.

Vier hervorragende Künstler und Künstlerinnen hatten im letzten Augenblicke unter den nichtigsten Vorwänden abgesagt.

„Das Concert muß abgesagt werden, — ich habe mich vor aller Welt lächerlich gemacht. Auch meine Freunde werden mich verspotten, und mit Recht, ob meines thörichten guten Glaubens an die Möglichkeit des Erbarmens bei denen, die auf der Höhe des Lebens wandeln.“

Anna schaute eine Weile überlegend vor sich hin.

„Sie sollen nicht Gegenstand des Spottes werden und die Aermsten der Armen, denen ihr edler Gedanke gilt, sollen ihre Unterstützung haben. Ich trete mit meiner Kraft für Sie ein. Das Publikum wird statt des Gesanges die Declamation in den Kauf nehmen müssen. Ich will nach Kräften dafür Sorge tragen, daß es dabei nicht zu kurz kommt.“

Ueber das leichtbewegliche Gemüth Johann Fahler's legte sich wieder heller Sonnenschein.

Er sprang auf und schüttelte Anna wie einem guten Kameraden strahlenden Blickes die Hand.

Dann rannte er spornstreichs in die Druckerei und verfaßte den Text eines Plakats, das am Morgen des Festtages an allen Straßenecken prangte.

In riesigen Lettern gab es Kunde von dem Stattfinden des Concerts.

„Das auf heute Abend seit langem angekündigte Wohlthätigkeits-Concert wird vor das theilnehmende Publikum mit verändertem Programm treten. Vier unserer hervorragendsten Künstler, welche die Solovorträge des Wohlthätigkeits-Concerts übernommen hatten, haben soeben ihre Mitwirkung abgelehnt. Dagegen hat sich Fräulein Anna Pelzer sofort bereit erklärt, die infolge dieser Absage entstehenden Lücken des Programms durch declamatorische Vorträge zu ergänzen. Dem Edelmuthe unserer großen Tragödin verdankt das Programm einen erhöhten Reiz. Das Publikum wird sich mit der Aenderung freudig einverstanden erklären.“

Der von Fahler erhoffte Erfolg traf ein.

Die Bekanntmachung an den Straßenecken erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit. Man vermuthete in der plötzlichen Zurücknahme der ertheilten Zusage etwas Besonderes. Daß die vier Künstler zurücktraten und die gefeierte erste Schauspielerin in letzter Stunde mit einer so umfassenden Betheiligung auszuhelfen bereit war, erschien eigenthümlich.

Das Geheimnißvolle besitzt eine besondere Anziehungskraft: es weckt die Neugier und vergrößert das Interesse.

Das Wohlthätigkeits-Concert war heute das allgemeine Stadtgespräch. Man erging sich in Vermuthungen über die seltsamen Umstände, welche sich der öffentlichen Kenntniß entzogen.

Das Programm war in der That zu einem eigenartigen geworden. Vier Nummern fielen aus und sollten durch eine einzige Kraft ersetzt werden — und zwar durch eine so bedeutende!

Alles dieses lieferte reichlichen Stoff für die Unterhaltung und veranlaßte Viele zum Besuche der Vorstellung, welche sonst derselben ferngeblieben wären.

Es entwickelte sich ein förmliches Gedränge an dem Eingange des Saals. Schon eine Viertelstunde vor Beginn des Concerts war der Zuhörerraum bis auf den letzten Platz besetzt.

Das Publikum umfaßte alle Rangklassen, von dem hohen Adel bis zum Arbeiter, — auch Prinz Arnulph befand sich unter demselben.

Die einzelnen Productionen fanden beifällige Aufnahme, — Anna wurde enthusiastisch begrüßt.

Die letzte Nummer harrte ihrer Aufführung. Anna hatte die Kleidung für dieselbe gewechselt. In einem dunklen Gewande, ohne jeglichen Schmuck, die Haare aufgelöst, bleichen Angesichts — schritt sie langsam bis an den vordersten Rand der Estrade hin. Ihre Mienen drückten Gram und Sorge aus. Ihre Stimme klang dumpf und klagend, als sie begann:

Kennt ihr die Armuth?

Ihr Odem kündet Moder
Ihr Hauch weht grausen Tod — —
Für sie scheint nicht die Sonne,
Für sie lacht nicht die Flur
Ihr reifet keine Aehre,
Ihr blüht nicht Baum, nicht Strauch,
Nichts beut die Erd' der Armuth
Versagt ihr Ruh' und Lust.

* * *

Kennt ihr den Armen?

Er ist von eurem Fleische
Und Geist von eurem Geist — —
Auch sein Nerv zuckt im Schmerze
Auch sein Herz fühlt die Lust —
Ihr schwelget im Genusse,
Entsagung ist sein Loos.
Verzicht auf Ruhm und Ehre,
Verzicht auf Geld und Gut.

* * *

Kennt ihr den Armen?

Ihn drücket schwer die Sorge,
Ihn quälen Angst und Pein — —
Die Kinder schrei'n nach Nahrung —
Kein Kleid schützt ihren Leib — —
Sein bleiches Weib verschmachtet
In Kummer, Gram und Noth —
Der Abhub eurer Tafel
Das ist sein einzig' Theil.

* * *

Kennt ihr den Hunger?

Des Leibes Kraft versieget
Schlaff hängt der Muskel Band.
Des Körpers Hülle schwindet
Im Innern wühlt der Schmerz
Die Zunge klebt am Gaumen
Unheimlich stiert das Aug'.
Das Haupt erglüht im Fieber
Und Wahn umfängt den Geist.

* * *

Ihr wollet richten?

O seid gerecht und menschlich,
Prüft euer eigen Herz — —
Wenn Neid die Brust erfüllet
Und Trotz ihm Worte leiht —
Verzweifelung im Busen
Ihm zum Vergehen reizt — —
Wollt ihr den Stab ihm brechen?
Wär't besser ihr als er?

* * *

Ihr wollet richten?

Seid milde und barmherzig!
Er fehlt, weil arm er ist — —
Der Kinder bang' Gewimmer,
Des Weibes Klagelaut
Sie locken ihn zum Unrecht —
Er sieht nur ihre Noth —
Gedenkt des Armen Elend
Und straft Verzweiflung nicht —

* * *

Helfet der Armuth!

Ihr könnt die Zähre trocknen
Verbannen Sorg' und Noth,
Ihr könnt den Hunger stillen,
Bekleiden nackten Leib. —
Ihr könnt der Armuth Sonne —
Ihr Hort und Glücke sein — —
So helft! Und spendet freudig!
O helfet, helfet — gebt!

* * *

In athemloser Spannung hatten die Zuhörer den mit unnachahmlicher Beredtsamkeit gesprochenen Worten gelauscht.

Das war die klagende, gramerfüllte Armuth, — das war die Noth, — das war der Hunger — um Erbarmen flehend!

Ein Ernst und eine feierliche Andacht herrschten im Saale, als ob der Priester im Gotteshause das heilige Wort verkündete.

Und es war ja auch die große Predigt der hohen Menschenliebe, welche Anna's Lippen entströmte, — lauter und rein, wie ihr eigenes Herz und Gemüth.

Bei den Schlußworten war sie niedergekniet und hob die Arme bittend gegen das Auditorium. Dieses mußte sich erst sammeln, um des gewaltigen Eindrucks Herr zu werden, welcher es gefesselt hielt.

Noch vermochte niemand Beifall zu spenden. — Da erhob sich der Prinz, welcher den ersten Platz einnahm, und leerte den Inhalt seiner Börse in Anna's Schooß, indem er sich tief vor ihr verneigte.

Ein Bravoruf ertönte, und als ob der Zauber gebrochen sei, erfolgte eine Beifallsäußerung, mächtig und laut wie des Meeres Getöse.

Das Beispiel Arnulph's weckte zur Nachahmung. Alles drängte nach vorn, um der knieenden Armuth eine Spende zu weihen. Der Gaben flossen so viele, daß sie die Einnahme des Concerts weit überstiegen.

Anna empfand eine Glückseligkeit, wie sie noch niemals gekostet. Eines solchen Erfolges hatte sie sich nicht versehen. Ihre Kunst stand heute im Dienst der erhabensten Pflicht und erntete reiche Frucht. Sie hatte das Herz des Menschen gerührt und deren Hand erschlossen für der Armen Noth.

Eine unabsehbare Menschenmenge erwartete Anna auf der Straße. Man hatte die Pferde ihres Wagens ausgespannt; Fackelträger umgaben denselben. Die beiden Musikkapellen stimmten einen Jubelmarsch an.

Trotz ihres Sträubens mußte Anna den Wagen besteigen, welcher von Menschenhänden gezogen wurde; — das dankbare Volk führte sie im Triumphe zu ihrer Wohnung. — —

Fahler befand sich in seiner gehobensten Stimmung. Das Werk seiner Widersacher war wiederum einmal zu Schanden geworden.

Die Tochter der Armuth hatte die Reichen überwunden, — hatte deren Herz bezwungen durch Worte der Bitte und der Mahnung.

Als sie in dem Satze:

„Wollt ihr den Stab ihm brechen?
Wär't besser ihr als er?"

mit der überwältigenden Kraft ihrer Redekunst das schlummernde Gewissen zur strengen Selbstprüfung aufrüttelte und den von der Noth erpreßten Wehschrei des vor den Richterstuhl geforderten Elenden zur Vertheidigung und Schuldminderung in die Waage der Gerechtigkeit warf, da hätte er ihr zu Füßen fallen mögen.

War es doch seine, des begeisterten Volksfreundes Sache, für welche hier der beredtste Anwalt das Wort führte!

Gegen seine sonstige Gewohnheit hatte er sich von den Genossen getrennt und wanderte allein durch die Straßen. Er gab sich ganz der Erinnerung an die erhebenden Momente des heutigen Abends hin und achtete nicht der desselben Weges gehenden Personen.

Da traf sein Ohr die Unterhaltung zweier Herren, welche seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Haben Sie den Prinzen beobachtet? Er wandte keinen Blick von der Schauspielerin," sagte der Eine.

„Das ist sehr begreiflich; — sie ist ja seine Geliebte," lautete die Gegenrede.

„Nicht möglich!" rief Jener. „Sie wehrt jede Annäherung entschieden ab, so daß ihre Tugend sprichwörtlich ist."

„Einem Prinzen ist nichts unmöglich," meinte dieser.

„Woher stammt Ihre Kunde?" forschte der Erste.

„Von meinen gesunden Augen," antwortete der Andere. „In allen Gesellschaften erblickt man ihn an ihrer Seite. Er widmet sich ihr ausschließlich und rückhaltlos — daß er sie liebt, ist offenbar, — und Fürsten pflegen auf die Dauer nicht vergebens zu werben."

Fahler erstarrte vor Schrecken.

So wagte man von der edelsten Jungfrau zu sprechen! So erkühnten sich die Lästerzungen, die Unschuld zu verdächtigen!

Seine Hand ballte sich, den Verleumder zu züchtigen. Aber er bezwang seinen Zorn. Ein Ausbruch desselben wäre eine schlechte Genugthuung für die verunglimpfte Ehre des von ihm abgöttisch verehrten Mädchens gewesen.

Sollte er Anna warnen? Es däuchte ihm eine Sünde, ihre Ruhe zu stören, ihr keusches Ohr durch die Wiedergabe der schändlichen Verleumdung zu entweihen.

Nein, — es gab ein anderes Mittel! — Der Prinz!

Wenn ein Fünkchen wahrhaften Ehrgefühls in seinem Busen weilte, so würde er vor dem Verbrechen zurückbeben, den guten Ruf eines engelreinen Weibes anzutasten! Zu ihm mußte er hin!

XI.

Zu früher Stunde des anderen Tages begab sich Fahler in das Palais des Prinzen.

Mit einem kurzen Morgengruß wollte er an dem stattlichen Portier vorbei, die breite, zum ersten Stock führende Treppe hinauf eilen.

„Nicht so hastig, Herr! Wohin wollen Sie?" rief dieser, ihn zurückhaltend.

„Zum Prinzen!" entgegnete Fahler. „Wenn Sie die Anmeldung zu besorgen haben, so beeilen Sie sich; — ich kann keine Zeit verlieren."

„Hoheit empfängt nicht zu dieser Stunde," versetzte der Diener und maß den seltsamen Fremden mit großen Blicken. Derselbe war offenbar nicht ganz bei Sinnen. „Was wollen Sie von Seiner Hoheit?"

„Habe ich Ihnen darüber Rede zu stehen?" antwortete Fahler zornig. „Der Prinz wird doch wohl schon aufgestanden sein? — dann ist er auch zu Hause!"

Er wendete sich wiederum der Treppe zu; der Portier aber vertrat ihm den Weg.

„Man wagt, mir den Aufgang zu versperren!" rief Fahler mit erhobenem Tone. „Das ist das Verbrechen der Großen, daß sie sich der Stimme der Wahrheit und des Rechts verschließen!"

„Wenn Sie nicht sofort zur Thür hinausgehen, so brauche ich Gewalt!" entgegnete der Portier, welcher jetzt die Ueberzeugung gewonnen hatte, einen Verrückten vor sich zu sehen.

Fahler dehnte seine hagere Figur noch länger und stellte sich in majestätischer Größe vor den erstaunten Diener hin.

„Gewalt!? — Ja, das ist das Stichwort der Mächtigen! — Aber Du, selbst Sclave, wagst sie anzudrohen? Elender Wurm, der im Staube kriecht, Du willst einen freien Mann bezwingen! Hinweg, sage ich, hinweg! Trage Deine Schande im Verborgenen, — aber durchkreuze nicht meine Bahn!"

Der von dieser pathetischen Rede verblüffte Diener wurde bei Seite geschoben, und in mächtigen Sätzen stürmte Fahler die Treppe hinan.

Der Portier folgte ihm und erhaschte seinen Rockzipfel. Er aber riß sich los und kam athemlos auf dem Corridor an.

Der Kammerdiener des Prinzen trat ihm hier entgegen.

„Der Mann ist verrückt!" rief der Portier, welcher inzwischen angekeucht kam.

„Verrückt?" schrie Fahler. Wahrlich, man könnte es werden, wenn man Euer sinnloses Gebahren wahrnimmt!"

„Wo ist der Prinz?" wendete er sich an den Kammerdiener.

Dieser hatte sich jedoch mit dem Portier durch Zeichen verständigt.

Beide vereint umfaßten Fahler, welcher sich unter Aufbietung aller seiner Kräfte zu befreien suchte.

„Tollhäusler! Elende Wichte!" schrie er in höchster Wuth. „Laßt mich los oder Ihr habt es zu bereuen!"

Während dieses Zerrens und Lärmens öffnete sich die Thür eines Zimmers und der Prinz trat heraus.

„Was wollt Ihr von dem Manne?" frug er erstaunt.

Es ist ein Wahnsinniger, Hoheit!" erwiderten die Diener. „Er hat sich mit Gewalt den Weg bis hier erzwungen."

„Ihre Leute sind toll!" rief Fahler. „Ich muß Sie sprechen, Hoheit! — dringend sprechen — dringend auch für Sie. — Ich heiße Johann Fahler."

Dieser Name war sehr bekannt. Der Volksredner war eine im öffentlichen Leben viel genannte Persönlichkeit.

Die beiden Angreifenden gaben ihn frei.

„Sie haben freilich eine eigenthümliche Weise, sich einzuführen, Herr Fahler," sprach der Prinz lächelnd. „Folgen Sie mir in mein Zimmer."

Wenn Fahler nicht von der Bedeutsamkeit der erzwungenen Unterredung mit dem Prinzen durchdrungen gewesen wäre, so würde er sicherlich über den ihm durch die Dienerschaft bereiteten Empfang die bittersten Beschwerden vorgebracht haben. Seine Seele aber war von der Gefahr, in welcher Anna's Ehre schwebte, gänzlich erfüllt, und deren Rettung galt ihm als die nächste, allerheiligste Pflicht.

Arnulph wünschte die unfreundliche Aufnahme auf dem Hausflur durch eine wohlwollende Höflichkeit seinerseits aufzuwägen. Er bot deshalb dem erzürnten Volksmanne einen Sessel an und sprach: „Wollen Sie mir jetzt Ihre Wünsche vortragen? — wenn es in meiner Macht steht, so diene ich gern."

„Ich bin nicht gewohnt, zu den Großen der Erde zu reden," begann Fahler; „an die Armen und Bedrängten pflegt sich mein Wort zu wenden. Sollte ich die Ihnen geläufige Redeweise verfehlen, so bitte ich um Entschuldigung."

Der Prinz neigte leicht das Haupt und Fahler fuhr fort.

„Mein Evangelium ist die Gleichheit aller Menschen; — die Verkündigung dieser großen Botschaft ist die Aufgabe meines Lebens. Ich wandere in die Hütten der Elenden und rufe mit dieser Offenbarung das unter dem harten Drucke der Armuth und Abhängigkeit erstorbene Bewußtsein der unverlierbaren, unveräußerlichen Menschenwürde zu einem völlig neuen Leben. Ich streite unter ihrer Fahne für den vollen Antheil aller Menschen an den Gütern der Erde. Alle haben den gleichen Anspruch, Alle haben den gleichen Werth. Das Leben der in Lumpen gekleideten Armen gilt nicht weniger, als des Reichen Dasein, — seine Ehre nicht geringer, als das Ansehen der

Fürsten. Wie ich aber dem Niedrigen die Fähigkeit zu allen Tugenden zuspreche, also glaube ich auch, daß in der Brust der Hohen Sinn für das Edle ist. Deshalb wende ich mich an Sie. Der gute Ruf eines früh verwaisten Mädchens wird auf schmähliche Art unterwühlt. Ich habe dem Vater gelobt, über sein Kind zu wachen, es zu schützen auf dem rauhen Pfade des Lebens; — ich rechne dabei auf Ihren Beistand, Hoheit! Denn auch Ihnen liegt die gleiche Pflicht ob, — ja, in noch erhöhtem Grade, da Sie allein hier helfen können. — Anna Pelzer's reiner Name ist in Gefahr! — —"

Der Prinz war der Rede mit großer Theilnahme gefolgt; — der Mann machte den Eindruck der redlichsten Ueberzeugung. Der so arg verschriene Agitator erschien ihm als ein edler, achtungswerther Mensch.

Der Name Anna's aber versetzte ihn in große Erregung.

Er unterbrach den Redenden mit dem Ausrufe: „Wer wagt es, Fräulein Pelzer's Ehre anzutasten?"

„Die Welt, — das Gerede müssiger Leute," erwiderte Fahler. „Sie aber tragen die Schuld!"

„Was unterfangen Sie sich!" brauste Arnulph zornig auf.

„Die Wahrheit zu sagen, — überall und stets, ungeschminkt und furchtlos," antwortete Fahler ernst. „Ich weiß, daß die Menschen trügerisch reden; — ich weiß, daß Anna über jeden Verdacht erhaben ist. Können Sie aber den Gedanken der Menschen Fesseln anlegen? Gestern Abend, nach Beendigung des Concerts, in welchem uns Anna in der vollendeten Größe ihres hohen Geistes erschienen ist, vernahm ich das Zwiegespräch zweier Männer, die ich nicht kenne. Man nannte Anna Ihre Geliebte, — man behauptete, daß Sie ihr eine frevelhafte Zuneigung entgegentrügen, — daß Sie in auffallendster Weise ihre Nähe suchten, — und „Fürsten pflegen auf die Dauer nicht vergebens zu werben", so lautete die Sprache leichtfertiger Bösrede. — Besitzen Sie die Macht, dergleichen Schlüsse zu verbieten? — Zwei Wege lagen vor mir. Ich hätte Anna dieses Alles mittheilen können; — sie würde fortan Ihre Annäherung geflohen sein. Aber sollte ich das reine, unschuldsvolle, tugendhafte Mädchen verletzen? — Der andere Weg ist derjenige, welchen ich eingeschlagen habe; — und ich beschwöre Sie, Prinz, bei Allem, was dem Menschen heilig ist, opfern Sie das Vergnügen einer flüchtigen Minute für die Wahrung des makellosen Namens eines weiblichen Wesens!"

Arnulph hatte das Haupt auf den Arm gestützt und den Blick zu Boden gesenkt. Der überzeugenden Wahrheit vermochte er nicht sich zu entziehen.

Fahler hatte Recht; — nur der völlige Abbruch jeglicher Beziehung zwischen ihm und Anna konnte der Verleumdung jeden Vorwand benehmen.

Er wendete sein bleiches Antlitz Fahler zu und erwiderte: „Fräulein Pelzer's Ehre ist mir so theuer wie die meinige; ich werde sie zu wahren wissen. — Sie haben wie ein Ehrenmann gehandelt, — ich danke Ihnen."

Fahler hatte sich längst entfernt, und noch immer verharrte der Prinz in seiner nachdenkenden Stellung. Die widerstrebendsten Empfindungen rangen in seinem Innern.

In dem Momente, wo die Pflicht eine Verzichtleistung auf Anna's Umgang gebieterisch heischte, ward ihm klar, was er sich niemals gestanden — er liebte! Ja, Anna war die Geliebte seiner Seele!

Aber Hildegard? Sie hatte es nicht verdient, durch ihn unglücklich zu werden. — Nein, gewiß nicht!

Aber unglücklich würde sie nicht werden! Nur die Einbuße eines besseren Guts, nur die zerstörte Hoffnung auf ein ersehntes Ziel, bringen Unglück.

Hildegard war nie sein Weib, die bessere Hälfte seines eigenen Wesens, die Genossin seines Strebens, die Gehilfin seiner Arbeit gewesen; — fremd standen sie neben einander. Was ihn begeisterte, ließ sie kalt; was sie entzückte, war ihm gleichgiltig. —

Weihnachtstraum.

Eine Berührung seiner Schulter störte ihn plötzlich aus seinem Nachsinnen auf. Er wendete sich um — Hildegard stand hinter seinem Sessel.

„Ich ertrage die trübe Stimmung der letzten Tage nicht länger," sprach sie in weichem Tone. „Sie raubt mir die Ruhe. — Mich dünkt, es sei beider Gatten Pflicht, jede Unklarheit zwischen sich zu bannen. Mann und Frau sollten sich nichts zu verheimlichen haben, ihre Gedanken und Empfindungen sollten sich gegenseitig offen geben. Ich habe gefehlt, Arnulph; ich bin Dir noch die Antwort auf Deine Frage schuldig. — Unzeitige Schwäche preßte mir Thränen aus, wo mir zu reden oblag. Verzeihe mir, Arnulph! Ich habe in diesen Tagen hart gebüßt;

Dein stummer Vorwurf brach mir das Herz. Du hattest ein Recht, mich zur Rede zu stellen — ich will jetzt antworten."

Diese rührende, demüthige Sprache verwirrte die Vorstellungen, welche Arnulph beschäftigten.

Während seine Gedanken bei einem fremden Weibe weilten, hatte seine Gemahlin nur seiner gedacht; — in dem Augenblicke, in welchem er die Trennung von Hildegard als die willkommenste Lösung des Conflicts in Erwägung zog, versuchte sie eine Versöhnung herbeizuführen! Und sie begann mit einer Selbstanklage!

Ihre Stimme tönte so sanft, — in ihrem Auge glänzte eine Thräne, — sie schaute so bittend zu ihm auf!

„Ich habe Dir nicht zu verzeihen, Hildegard," antwortete er milde.

„Habe Dank für diese Nachsicht," entgegnete die Prinzessin, indem sie ihrem Gatten gegenüber Platz nahm. „Deine Güte erleichtert mir das Geständniß meines Fehls. Du warst unwillig, weil ich Fräulein Pelzer unfreundlich und kalt begegnet bin, — ich habe Deinen Unwillen verdient. Ich hatte Dich so oft den Geist, den künstlerischen Sinn, das Talent, die Tugend dieser Schauspielerin rühmen hören, — ich hatte aus Deinem Munde ihr Lob mit solcher Wärme und Ueberzeugung vernommen, daß ich sie wegen aller dieser Vorzüge beneidete. — Als ich sie nun in ihrer glänzenden Erscheinung erblickte, empfand ich den Abstand zwischen ihr und mir, — ich wähnte, daß Du sie mir vorziehen müßtest; — da überkam mich der schreckliche Gedanke: dieses von Schönheit und Geist umstrahlte Weib könnte mir den Gatten rauben! — und mein Herz erfüllte sich mit Haß. So habe ich mich gegen Dich und sie versündigt; — ein Phantom erschreckte mich, — nahm meine Vernunft gefangen! Vergieb mir, Arnulph! Vergieb der Schwäche Deiner Gattin!"

Dieses Bekenntniß ward zu einer um so mächtigeren Anklage gegen den Prinzen, als Hildegard alles Unrecht sich zusprach und seine Verzeihung anrief, wo er sich schuldig wußte.

Wie hatte sich das Verhältniß geändert! Vor wenigen Tagen, da er sich berechtigt glaubte, von seiner Gattin Rechenschaft zu fordern, wähnte er sich von jedem Vorwurfe frei — und jetzt? Was konnte er Hildegard erwidern?

Er hatte ihr in der That nichts zu verzeihen; — er bedurfte ihrer Vergebung. Diese Erkenntniß schloß seine Lippen; — er hatte für seine Gemahlin keine Antwort.

Warum blieb er stumm?

Eine entsetzliche Ahnung dämmerte in ihrem Geiste auf! Sollte es möglich sein, daß das Wahngebilde jener Stunde kein Erzeugniß ihrer getrübten Vorstellung gewesen, daß es vielmehr Wahrheit, Wirklichkeit sei!?

„Hast Du mir nichts zu sagen, Arnulph?" rief sie in höchster Angst. „So sprich doch! — Um des Himmels Barmherzigkeit willen, beseitige die vernichtende Pein des Zweifels!"

Der Angstruf Hildegard's rüttelte Arnulph aus seiner Lethargie wach und erschütterte sein innerstes Wesen.

Die Stunde der Entscheidung war gekommen, — früher, als er erwartet.

Seiner Brust entrang sich ein tiefer Seufzer, als er anhub:

„Ich habe Dir die Treue nicht gebrochen, Hildegard; — kein Wort ist zwischen mir und jener Frau gewechselt worden, dessen meine Gemahlin nicht hätte Zeuge sein können; — mein Fuß hat Fräulein Pelzer's Wohnung nicht betreten. So weit stehe ich rein vor Dir und habe den Blick Deines Auges nicht zu scheuen. — Du verlangst aber Wahrheit, — Du willst in das Geheimniß meines Herzens dringen, wie Du mir die Bewegung des Deinigen offenbart hast. — Ich kann nicht lügen. In dieser schweren Stunde bin ich zum Bewußtsein gelangt, daß mir Anna Pelzer mehr ist, als ich vermeinte, — daß sie mir näher steht, als sie sollte, — mir, an dem ein geheiligter Bund ältere Rechte geltend macht. — Laß uns erwägen, was uns beiden ziemt, was uns beiden frommt; — ob es nicht besser —"

Er konnte nicht vollenden. Mit weit geöffneten, Entsetzen ausdrückenden Augen hatte seine Gattin ihm zugehört; sie hatte sich unwillkürlich von ihrem Sitze erhoben und war dicht an ihn herangetreten, um deutlicher zu vernehmen, als ob sie ihren Ohren nicht traute. Mit einem einzigen lauten Wehschrei stürzte sie zum Zimmer hinaus.

Er wollte ihr folgen, — er wagte es nicht. Das Band zwischen ihnen war zerrissen — von seiner Hand zerrissen. Er hatte kein Recht mehr, seines Weibes Räume zu betreten; — fortan trennten sich ihre Wege.

Lange schaute er in die Richtung, in welcher Hildegard vor ihm entflohen.

„Es hat doch einmal so kommen müssen," sprach er endlich vor sich hin. „Sie wird überwinden; — es ist auch zu ihrem Besten."

Die Luft in dem geschlossenen Raum wurde ihm zu schwül, er mußte in's Freie. Der scharfe Ostwind sollte seinem heftig wallenden Blute Kühlung gewähren.

Wie ein jäher Blitzstrahl war Arnulph's Enthüllung an Hildegard hinabgefahren. Sie war entsetzt zurückgesprungen, um sich zu retten, um der drohenden Gefahr zu entgehen.

Sie gab sich von ihrem Handeln keine Rechenschaft. Nur ein Gedanke faßte ihr Hirn, nur eine Empfindung beherrschte ihre Seele: ihr Theuerstes sollte ihr entrissen werden!

Die Liebe zu Arnulph war der einzige Schatz ihres Daseins. Ihr Gatte war ihr Vater und Mutter und Kind — sie besaß nur ihn. Und daß ihr Mann dieses höchste Gut war, das war ihr niemals in solcher Stärke bewußt geworden, wie eben jetzt.

„Lieber den Tod, als seinen Verlust, — lieber ihn todt, als ihn einem andern Weibe abtreten", das war die einzige Vorstellung, welche in ihrem Geiste eine Stelle hatte.

Sie empfand keine Ohnmacht, keine Schwäche; — ihr ganzes Wesen hatte sich verwandelt. Kämpfen wollte sie mit dem Muthe eines Löwen, — und kämpfen mußte sie; — niemand konnte für sie eintreten! Sie kannte in diesem Augenblicke keine Scheu und Rücksicht, — sie vergaß ihres Ranges, ihrer Stellung, — sie fühlte sich lediglich als Weib, welches für das heiligste aller Rechte zu streiten entschlossen war — für das Recht auf den Besitz des Gatten.

Jene Schauspielerin hatte sich angemaßt, sie zu verdrängen, — hatte den Sinn ihres Mannes gefangen genommen, — hatte ihr das Herz des Gemahls hinterlistig geraubt, — sie war ihre Feindin!

Zu ihr hin! Aug' gegen Aug' wollte sie mit ihr kämpfen, wollte ihr den Sieg über ihren Mann streitig machen! Sie war sein Weib, er gehörte ihr! Sie ließ ihn nicht — und sollte sie untergehen!! — — —

Kopfschüttelnd schaute die Dienerschaft ihr nach, erstaunt über das seltsame Gebahren ihrer hohen Herrschaft, welche Einer nach dem Andern — in solcher Hast — und in so sichtbarer Erregung — allein — bei dem Schneegestöber — zu Fuße — zu so ungewohnter Stunde das Palais verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Es war kaum 5 Uhr, als Fritz Kobus und sein Freund Hahn in einem altmodischen Korbwagen in vollem Trab durch das Hildebrandthor fuhren, auf der großen Straße von Hüneburg nach Michelsberg.

Hahn hatte seinen dicken Flausrock an und seine langhaarige Fuchspelzmütze auf dem Kopfe, Kobus seinen schönen blauen Regenmantel, seine grün und roth carrirte Sammtweste und seinen großen schwarzen Filzhut.

Einige alte Weiber mit dem Besen in der Hand, welche sie vorbeifahren sahen, raunten sich zu: „Die wollen auf die Dörfer, um Geld zu holen; da werden wir auch bald unsere Hände in die Tasche stecken müssen; die Fenster- und Thürsteuerzettel werden nicht lange auf sich warten lassen. Was für ein schlechter Kerl dieser Hahn ist! Ist es nicht schändlich, daß sich alle Welt für diesen Nimmersatt abschinden muß und daß ihm die Polizei noch dazu hilft?"

Und ärgerlich fegten sie weiter.

So wie Kobus und Hahn außerhalb der Bastion waren, sahen sie sich in den aus den Flußniederungen aufsteigenden Nebel gehüllt.

„'s ist doch ganz gehörig frisch diesen Morgen", sagte Kobus.

„Ha! ha! ha!" antwortete Hahn, mit der Peitsche knallend, „ich habe Dir's vorher gesagt; Du hättest Deine wollene Unterjacke anziehen sollen; vergrabe Dich nur jetzt recht im Stroh, Alterle. Hü, Fuchs, hü!"

„Ich will eine Pfeife rauchen", versetzte Kobus, „das wird mich erwärmen."

Er zog aus einer Seitentasche seine große Porzellanpfeife hervor, schlug Feuer und rauchte in langen Zügen.

Das Pferd, eine große Mecklenburger Mähre, trabte ruhig seinen Weg fort zwischen Bäumen und Hecken. Hahn hatte die Peitsche neben sich gestellt und sich auch sein Pfeifchen angezündet; er blickte wie im Traum vor sich hin, wie man das im Nebel zu thun pflegt, wo man nichts deutlich sehen kann.

Die gelbliche Sonne war kaum im Stande, die Nebelmassen zu zerstreuen; hinter den Böschungen der Straße rauschte der Losser; er war milchweiß und trotz seines dumpfen Gemurmels schien er unter den großen Weiden zu schlafen.

Hier und da wurde ein Eisvogel durch das Geräusch des Wagens aufgeschreckt und flog mit durchdringendem Geschrei davon, oder eine Lerche fing an zu schlagen. Wenn man recht scharf hinsah, bemerkte man nur ihre flatternden grauen Flügel einige Fuß über den Feldern, aber sofort ließ sie sich wieder nieder und man hörte nur noch das Murmeln des Flusses und das Rauschen der Pappeln.

Kobus empfand ein wirkliches Wohlbehagen, er war seelenvergnügt und stolz auf seinen Entschluß, der ihn zum Begleiter Hahns gemacht, der Entschluß nämlich, der Susel durch eine heroische Flucht aus dem Wege zu gehen; das schien ihm der Gipfel menschlicher Weisheit zu sein.

„Wie viele Andere", dachte er, „würden an deiner Stelle in den Rosenguirlanden eingeschlummert sein, die dich mehr und mehr umgaben und die schließlich zu lauter festen Banden geworden wären, wie die, welche die tugendhafte Delila für Simson flocht. Ja, ja, Kobus, du kannst dem Himmel für deine Rettung danken; jetzt bist du wieder frei wie ein Vogel in der Luft; und in Zukunft, bis in's hohe Alter, kannst du deinen Auszug aus Hüneburg feiern, wie die Hebräer sich immer mit Dankbarkeit ihrer Flucht aus dem Lande ihrer Sclaverei erinnerten; sie ließen die Fleischtöpfe Egyptens im Stiche, um die Stiftshütte zu retten; du folgst ihrem Beispiel und selbst der alte Sichel würde dich wegen deiner großen Weisheit bewundern."

Alle diese und tausend andere ebenso gescheidte Gedanken gingen dem Fritz durch den Kopf; er glaubte sich außer aller Gefahr und athmete die Frühlingsluft im süßen Gefühl der Sicherheit.

An dem Steinbach begegneten sie bei der großen Mühle einer Taufe, die nach der St. Blasienkirche zog; das kleine rosige Kindchen schaute lachend vom schneeweißen Bettchen auf, die Hebamme schritt stolz einher, und die übrige Gesellschaft war lustig wie die Buchfinken; in Hochheim feierte ein altes Paar auf einer Wiese seine goldene Hochzeit; das ganze Volk stand im Kreise herum, sie tanzen zu sehen, der Musikant stand auf einem Faß und blies seine Clarinette, daß ihm seine dicken rothen Backen bis zu den Ohren anschwellten, seine Nase purpurroth wurde und ihm die Augen aus dem Kopfe heraustraten; man lachte und trank; Bier, Wein, Kirschwasser rann auf den Tischen; jeder schlug den Takt zur Musik; die beiden Alten walzten mit lachendem Gesicht, die Arme hoch emporhaltend, und die Kinder um sie herum jauchzten vor lauter Freude, daß es bis zum Himmel schallte. In Frankenthal stieg eben ein Brautzug die Stufen der Kirche hinan, der Brautführer an der Spitze; ein ungeheurer pyramidenförmiger Blumenstrauß steckte vorn an seiner Brust; von seinem Hute flatterten Bänder von allerhand Farben; nach ihm kam das junge ganz verliebt dreinschauende Brautpaar, hinterdrein die in ihre grauen Bärte schmunzelnden Väter und die freudestrahlenden Mütter.

Es war interessant, das Alles mit anzusehen und gab Mancherlei zu denken.

Weiterhin pflückten junge Männer und junge Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren an den Straßenecken duftige Veilchen; man sah es ihren leuchtenden Augen an, daß sie später in Liebe zu einander entbrennen würden. Noch weiter begegneten sie einem ausgehobenen Rekruten mit einem Päckchen unter dem Arme, den sein Schatz auf dem Weg zur Stadt begleitete; noch in der Ferne hörte man ihren Schwur, sich treu zu bleiben und auf einander warten zu wollen. Immer und immer wieder unter tausend und abertausend verschiedenen Formen diese alte Geschichte von der Liebe; man hätte glauben sollen, der leibhaftige Teufel hätte seine Hand im Spiele gehabt.

Es war gerade in jener Zeit des Lenzes, wo die Herzen erwachen, wo Alles sich wieder verjüngt, wo das Leben sich verschönt, wo Alles uns zur Freude ruft, wo das Auge der Liebenden den Himmel offen sieht und ihr Herz in Seligkeit schwelgt! Ueberall begegnete Kobus einem derartigen Schauspiel, das nicht verfehlte, ihn an Susel zu gemahnen, und jedesmal wurde er roth, verfiel in Nachdenken, kratzte sich hinter den Ohren und seufzte. Er dachte bei sich:

„Wie dumm doch die Menschen sind, daß sie heirathen. Je mehr man in der Welt herumkommt, je mehr sieht man, daß drei Viertel der Männer den Kopf verloren und daß in keiner Stadt mehr als fünf oder sechs alte Junggesellen sich ihren gesunden Menschenverstand bewahrt haben. Ja . . . das ist gewiß wahr . . . . . die Weisheit ist eben nicht nach eines jeden Geschmack, man muß sich gratuliren, zu der kleinen Anzahl Auserwählter zu gehören."

Kamen sie in ein Dorf, so langweilte sich unser Fritz, während Hahn mit seiner Einnehmerei zu thun hatte, Steuern einkassirte und Quittungen ausschrieb; mehr uud mehr drängte sich ihm der Gedanke an die Susel auf, so daß er endlich, um ihn loszuwerden, das Gasthaus verließ, die Hauptstraße hinabging und sich rechts und links die alten Häuser ansah mit ihren Holzschnitzereien, ihren Freitreppen, ihren wurmstichigen Gallerien, ihren epheubedeckten Giebeln, ihren kleinen eingezäunten Gärten, ihren Viehhöfen und mit ihren dahinterstehenden großen Nuß- und hohen Kastanienbäumen, deren glänzendes Laub hoch über die Dächer ragte. Die ganze Luft war erfüllt von hellem Lichtschein; in den engen Gassen spazierten ganze Regimenter von gackernden Hühnern und schnatternden Enten; die kleinen sechseckigen, staubbedeckten Fensterscheiben schimmerten im Sonnenglanz

wie Perlmutter; die im Fensterwinkel ihr Lehmnest bauenden Schwalben schossen wie Pfeile durch die Straßen; Knaben mit blonden Köpfchen flochten die Treibschnur ihrer Peitsche, alte Mütterchen schauten gutmüthig von ihrer Küche nach der Straße, auch neugierige Mädchen kamen an die Thüren, um zu sehen, was draußen vorging; Alles das zog an seinen Augen vorüber, ohne ihn zu zerstreuen.

Er ging die Straße entlang, aber wie ihn die Leute auch angafften, und was auch um ihn her vorging, er konnte an Nichts denken als an die Susel, an ihre Halskrause, an ihr Mützchen, an ihre schönen Haare, ihre bloßen Arme; an den Tag, wo der alte David sie aufgefordert hatte, an seinem Tische zwischen ihnen Beiden Platz zu nehmen; an den Ton ihrer Stimme, wenn sie die Augen niederschlug; dann an ihre Krapfen, oder an die Milchtupfen, mit denen sie an jenem Tage in der Meierei ganz bedeckt war; kurz an Alles: — ohne es zu wollen, sah er das Alles wieder vor sich!

So gelangte er mit emporgerecktem Halse, die Hände in den Taschen, an das Ende des Dorfes; unbewußt wanderte er weiter, bald in den Furchen eines Ackers, bald auf einem Fußsteig, der sich zwischen Korn- und Kartoffelfeldern hinschlängelte. Aber da sang die Wachtel von Liebeswonne, das Rebhuhn rief ihr Männchen, die Lerche klagte den Wolken ihren Liebesgram; und von den fernen Gäßchen her ertönte der stolze Ruf des Hahnes, dem seine geliebten Hennen zu folgen sich beeilten; der warme Windhauch trug nach allen Richtungen hin den erdbefeuchteten Samen; Liebe, nichts als Liebe! Und hoch oben die prächtige Sonne, die Mutter alles Lebenden, mit ihrem langen, glänzenden Haar und ihren rosigen Armen, mit denen sie alles umarmt und segnet, was Odem hat. Ach, welch entsetzliches Geschick verfolgt ihn! Warum muß der Unglückliche überall, überall auf denselben Gedanken stoßen, warum muß Alles ihn gemahnen nur an das Eine, das ihn so traurig macht? Was hilft's ihm, daß er versucht, sich dieser Art von Aussatz zu erwehren, die an Einem festklebt und Einen desto mehr juckt, je mehr man sich kratzt! Gerechter Gott! Was doch die Menschen Alles zu leiden haben!

„'S ist doch merkwürdig," dachte der arme Kobus, „daß es mir nicht mehr frei steht, zu denken, woran ich will, und zu vergessen, was mir nicht zusagt. Wie! sind denn alle Begriffe der Ordnung, von gesundem Menschenverstand, von Umsicht in meinem Gehirn abhanden gekommen, wenn ich Vögel sehe, die sich schnäbeln, oder Schmetterlinge, die einander verfolgen; reine Kindereien, Dinge, in denen eigentlich gar kein Sinn ist! Und ich denke an Susel, spiegle mir die abgeschmacktesten Dinge vor, fühle mich ganz unglücklich, während mir nichts fehlt und mir Essen und Trinken schmeckt! Fritz, Fritz, das geht doch über's Bohnenlied; wache auf; schüttle das dumme Zeug ab und sei ein Mann!"

Das war gerade, als ob er mit der Gicht oder dem Zahnweh hätte rechten wollen!

Und das Schlimmste an der Sache war, daß er auf seinen einsamen Spaziergängen in den Feldern die näselnde Stimme des alten David zu hören vermeinte, wie er ihm in's Ohr flüsterte: „He, Kobus, so muß es kommen . . . es geht Dir wie den Andern auch . . , he! he! he! Fritz, ich sage Dir, Dein Stündchen wird bald schlagen!"

„Hol' Dich der Teufel!" dachte er.

Zu Zeiten aber sagte er sich mit einer gewissen schmerzlichen und melancholischen Resignation:

„Am Ende, wenn man die Sache bei Lichte betrachtet, ist es doch vielleicht des Menschen Bestimmung, sich zu verheirathen, sonst würde doch nicht alle Welt heirathen. Ja, böswillige Menschen könnten gar noch weiter gehen, und behaupten, die alten Hagestolzen seien nicht die Weisen, sondern im Gegentheil die Narren der Schöpfung und genau genommen spielen sie in der Welt keine andere Rolle, als die Arbeitsbienen im Bienenkorbe."

Aber solche Gedanken kamen ihm nur für den Augenblick, ärgerten ihn jedoch um so mehr; er wandte den Blick von ihnen ab und wurde bös über Leute, welche andere Prinzipien predigen könnten, als Ruhe und Frieden, die er zur Richtschnur seines Lebens genommen hatte. So oft ihm eine derartige Idee durch den Kopf fuhr, war er immer mit der Antwort bereit:

„Wenn unser Glück nicht mehr von uns, sondern von der Laune einer Frau abhängt, dann ist Alles hin; da ist es besser, sich an den ersten besten Baum zu hängen, als sich in solche Sklaverei zu verkaufen!"

Endlich brachte ihn auf diesen Spaziergängen die von fern über die Felder tönende Kirchthurmglocke des Dorfes wieder zu sich. Ueberrascht, wie schnell die Zeit vergangen, kehrte er heim.

„Da bist Du ja!" rief ihm der dicke Einnehmer entgegen; „ich bin gleich mit meinen Rechnungen fertig; setz' Dich einstweilen, nur noch wenige Minuten!"

Haufen von Gulden und Thalern lagen auf dem Tische und klirrten bei der geringsten Erschütterung. Hahn saß über seinem Buche und addirte. Sodann ließ er behaglich die aufgehäuften Thaler in einen großen Leinwandsack fallen, den er sorgfältig zuband und auf die Erde stellte zu einer Reihe anderer. Als endlich alles geordnet, das viele Geld gezählt und eingetragen war, drehte er sich ganz vergnügt um und rief aus:

„Sieh, all' das Geld für die königlichen Armeen! Der ganze Segen ist nöthig, um die Soldaten Sr. Majestät, seine Räthe und sonstige Würdenträger zu erhalten, ha, ha, ha! Die Erde muß Gold schwitzen und die Menschen auch. Wann wird man endlich die Zahl der Helme vermindern und lieber den Armen ihre Last erleichtern? Ich fürchte, Kobus, das wird sobald nicht geschehen."

Sodann legte er die Hand flach auf seinen Bauch, um desto besser lachen zu können, und rief:

„Welche Posse! welche Posse! Aber das geht uns nichts an. Ich bin jetzt fertig; was willst Du zu Dir nehmen?"

„Nichts, Hahn, ich habe weder Hunger noch Durst."

„Das wäre noch schöner! Während angespannt wird, wollen wir eine Kleinigkeit genießen; ein gutes Glas Wein läßt Alles in rosigem Lichte erscheinen. Wenn man trübe Ideen im Kopfe hat, lieber Fritz, muß man seine Brillengläser wechseln und die Welt durch den Grund einer Flasche Gleiszeller oder Ungsteiner betrachten."

Er ging hinaus, um das Anspannen zu bestellen und die Wirthsrechnung zu bezahlen; dann kam er zurück und trank mit Kobus ein Glas Wein; wenn das geschehen und die Geldsäcke in der eisenbeschlagenen Kasse im Korbwagen wohl verwahrt waren, knallte er mit der Peitsche und fort ging es nach dem nächsten Dorfe.

So verbrachte unser Kobus seine Zeit auf der Reise, wie man sieht, nicht immer auf's Vergnügteste. Seine Arznei brachte nicht alle die heilsamen Wirkungen hervor, die er sich davon versprochen hatte; weit gefehlt.

Aber was ihn mehr langweilte als alles Andere, war des Abends in den stillen Dorfkneipen, wo kein Laut sich vernehmen läßt, weil Alles im Bette ist, nach dem Nachtessen mit Hahn allein zu sein, ohne selbst seine Zuflucht zu einer Partie Gaigel oder zum Schoppen nehmen zu können, weil es nämlich keine Karten gab und das Bier essigsauer war. Da benebelten sie sich in Schnaps oder in Eckersthaler Wein. Aber seit seiner Flucht von Hüneburg stimmte unsern Fritz jeder Wein merkwürdig traurig und weich; selbst neuer Wein, der doch einen Elephanten zum Tanzen bringen könnte, rief in ihm nur melancholische Gedanken hervor. Er fing an, alte Geschichten zu erzählen: von der Heirath seines Urgroßvaters mit seiner Urgroßmutter Görgel oder von dem Abenteuer seines Großonkels Serapion Kobus, des geheimen Finanzraths beim Kurfürsten Hans Peter XVII., welcher Großonkel sich plötzlich in seinem siebzigsten Jahre in eine gewisse französische Tänzerin von der großen Oper, Namens Rosa von Maikätzchen, dermaßen verliebt habe, daß er zuletzt

mit ihr auf alle Messen, und von Theater zu Theater zog, um das Glück zu genießen, sie zu bewundern.

Kobus erging sich des Langen und Breiten in solchen Geschichten, und Hahn, der drei Viertel davon verschlief, gähnte von Zeit zu Zeit in seine Hand und sagte näselnd dazu: „Ist das möglich? ist das möglich?“ Oder er unterbrach ihn durch ein lautes Lachen, ohne zu wissen weshalb, und stotterte:

„He! he! he! Es gehen doch wunderbare Dinge vor in dieser Welt! Doch fahre nur fort, Kobus, ich höre zu. Aber ich mußte eben an den Esel, den Schulz, denken, der sich in einer Pfütze von den Bauern die Stiefel ausziehen läßt.“

Fritz nahm seine sentimentale Geschichte wieder auf, bis es endlich Schlafenszeit wurde.

Waren sie oben in ihrer Kammer mit zwei Betten, war die Kasse vorsichtig zwischen beide gestellt und die Thür verriegelt, so fielen dem Kobus noch neue Einzelheiten von der unseligen Liebschaft des Großonkels Serapion und dem schlechten Charakter der Mamsell Rosa von Maikätzchen ein; er fing an, sie zu erzählen, bis er den dicken Hahn wie eine Trompete schnarchen hörte, und so mußte er den Schluß der Geschichte sich allein vorerzählen, — und der Schluß war immer eine Heirath.

Eines Morgens fuhren sie einen sehr holperigen Weg durch das Rehthal. Hahn kutschirte mit großer Vorsicht, um nicht bei jedem Loch umzuwerfen, während unser Kobus, der sehr niedergeschlagen war, folgenden bitteren Betrachtungen über die Eitelkeit aller Weisheit nachhing:

„Was nützt es Dir nun, Fritz, seit zwanzig Jahren immer auf kalten Kopf, offenen Leib und warme Füße gehalten zu haben? trotz aller deiner Klugheit hat Dich ein schwaches Wesen mit einem einzigen Blick aus deiner Ruhe aufgescheucht. Was hilft dir die Flucht aus deiner Wohnung, da dich dieser thörichte Gedanke überall hin verfolgt und du ihm nirgends aus dem Wege gehen kannst? Was hat dir deine Klugheit und Umsicht genützt, mit der du seit Jahren herrliche Weine und was sonst den Gaumen und das Herz erfreut, für dich und deine Freunde aufgespeichert hast, wenn du jetzt nicht mehr ein Glas Wein trinken kannst, ohne dich mit altem Weibergeklatsch lächerlich zu machen und mit Geschichten, die dich dem Spott Davids, des langen Schulz, des dicken Hahn und dem der ganzen Stadt preisgeben müßten, wenn es bekannt würde, warum du sie erzählst! 'S ist zum Verrücktwerden!“

Und wie er hierüber nachdachte, fing er an mit dem König Salomo zu predigen:

„Ich sprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohl leben und gute Tage haben, aber siehe, das war auch eitel. Da dachte ich in meinem Herzen: ich will mein Herz zur Weisheit ziehen: ich that große Dinge: ich bauete Häuser, pflanzete Gärten und Weinberge; ich machte mir Teiche und that allerhand gute Fische hinein; ich sammelte mir auch Silber und Gold und wehrte meinem Herzen keine Freude. Da ich aber ansah alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, siehe, da war Alles eitel! Weil es denn dem Narren geht wie mir, warum habe ich denn nach Weisheit gestanden! Diese kleine Susel ärgert mich mehr als ich sagen kann, und dennoch hängt meine Seele an ihr. Ich habe mein Herz begeben zu suchen und zu forschen nach Weisheit, und habe nichts gefunden als Thorheit und Tollheit. Wir haben dieses junge Mädchen gefunden, dessen Lächeln wie ein Netz ist und sein Blick wie eine Fessel; ist das nicht Thorheit? Warum hat sie sich nicht den Fuß vertreten an dem Tage, da sie nach Hüneburg kam? Warum habe ich sie gesehen in dem Lärmen des Festes, und später in den Freuden der Musik? Warum ist Alles so gekommen und nicht anders? Und nun, Fritz, warum kannst Du Dich nicht losmachen von diesen Eitelkeiten?“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Weihnachtstraum. (Bild S. 76). Wie herrlich ist die Weihnachtszeit für Menschen mit gesundem Körper und Geist und — so trivial es klingt, so wahr ist es doch — gefülltem Geldbeutel. Die am Bette ihres Kindes vor Uebermüdung eingeschlummerte Mutter gehört nun zwar nicht zu den mit irdischen Glücksgütern besonders gesegneten Menschen, dennoch aber hätte sie wohl ihr Kind nicht unbeschenkt lassen brauchen an dem Tage, der Friede auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen bringen soll, wenn nicht ein schlimmes Geschick es anders gewollt. Wenige Tage vor dem Christabend hat eine tückische Krankheit das geliebte Einzige darnieder geworfen, schlimmer und schlimmer ist es mit ihm geworden und schon war höchste Gefahr vorhanden — just, als der Weihnachtsabend hereinbrach. Mehrere Nächte bereits hat die Mutter schlaflos am Bette des geliebten Kindes verbracht, heute übermannt sie endlich die Müdigkeit, zur Seite des zum ersten Male seit Beginn der Krankheit sanft eingeschlafenen Kindes, sinkt auch sie dem Schlafe in die Arme. Und nun öffnen sich der bis tief in's Herz hinein Bekümmerten die Pforten der Traumwelt, — der Himmel thut sich auf, Engelsstimmen erschallen, sie sieht die Englein schweben in strahlendem Sonnengold, Tauben — die Boten des Friedens — mitten unter ihnen, — wie schön ist das! Wie auf einmal wird ihr leicht um's Herz — — es ist ihr, als ob ihr die Botschaft von der baldigen Genesung ihres Kindes würde und sie glaubt daran — denn was man hofft, das glaubt man ja so gern! xz.

Die Destillation der Rosen. Die Rosenkultur im Großen wird heutzutage hauptsächlich auf den südlichen Abhhängen des Balkan und besonders in der Provinz Rumelien, welche soeben den Zankapfel der orientalischen Frage bildet, schwunghaft betrieben. Auch in Tunesien Indien, Persien und Südfrankreich werden Rosen gezüchtet, allein die Produktion dieser Länder ist nicht so umfangreich. Die in Rumelien zur Destillation verwendete Rose ist die Damascener Rose (Rosa damascena), von welcher auch in unsern Gärten eine Reihe prächtiger Bastardformen ihre Pflege finden. Die gewöhnliche Farbe dieser Blume ist ein schönes roth, doch finden sich auch vereinzelt weiße Exemplare, welche im Mai und Juni ihre Blüthen entfalten. Die in geraden Reihen gepflanzten Rosenstöcke wachsen etwa 6 Fuß hoch und werden vom Herbst bis zum Sommer sorgfältig behandelt. Man pflückt die entfalteten Blumen vor Sonnenaufgang und nur so viele, als man an demselben Tage destilliren kann. Die Destillirblase besteht aus Zinn und hat ein langes, gebogenes Rohr, welches in ein zweites mit Wasser gefülltes Rohr einmündet und durch dieses in eine große flaschenförmige Vorlage ausgeht. Sie ruht auf einem kleinen, aus Erde gebildeten Heerd, gewöhnlich von Bäumen beschattet und am Ufer eines Baches gelegen, und enthält 25 — 50 Pfund Rosen, auf welches man ihr doppeltes Gewicht Wasser gießt. Diese Mischung läßt man eine halbe Stunde sieden. Das in der Vorlage gesammelte Produkt der Destillation besteht aus Rosenessenz und Rosenwasser, welche beiden Stoffe meist in Konstantinopel verkauft werden. Ein Rosenstrauch gelangt im 4. Jahre zu voller Ertragsfähigkeit, und 1 Acker Land mit Rosenstöcken dieses Alters bepflanzt liefert 1000 bis 2000 Kilogr. Blumen. Doch hängt die Ernte wesentlich vom Frühling ab und wird durch Regen und Frost ungemein beeinträchtigt. Jeder Bauer destillirt seine Rosen selbst und man kann die Erzeugung von Essenz in Rumelien allein auf durchschnittlich 4000 Pfd. jährlich schätzen, ohne die gefälschten Nachahmungen zu rechnen, die mit Rosenholz, Goranium 2c. hergestellt werden und nur etwa $\frac{1}{10}$ wirkliche Rosenessenz enthalten.

Farbe des Wassers. Um zu zeigen, daß reines Wasser nicht farblos, sondern blau gefärbt ist, bedient man sich nach Professor Victor Meyer folgender Anordnung: Mehrere, etwa 5, weite dünnwandige Glasröhren von ca. 40 mm im Lichten und $1\frac{1}{2}$ m Länge werden mit Stücken weiten Gummischlauchs verbunden und so in eine ca. $7\frac{1}{2}$ m lange Röhre verwandelt. Die beiden Enden derselben sind durch ebene Glasplatten, welche mittels angekitteter Metallhülsen festgehalten werden, verschlossen; die Hülsen tragen seitlich kurze Zuleitungsröhren von Messing, welche zum Füllen dienen. Die Röhre wird genau horizontal aufgestellt und mit einem schwarzen Tuche umgeben. Blickt man durch die leeren Röhre, so erscheint das Gesichtsfeld farblos, da eine etwaige Wirkung der Farbe des Glases durch das schwarze Tuch und die über die Endquerschnitte des Rohres greifenden, undurchsichtigen Hülsen ausgeschlossen ist; wird die Röhre nun mit destillirtem Wasser angefüllt, so erscheint beim Durchblicken ein intensiv grünblaues Feld. Wird der Versuch nicht am Tage, sondern bei Gaslicht angestellt, so tritt statt der blauen, eine lebhaft grüne Farbe auf. D. Gr.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 11. 1886. Unterhaltungs-Beilage. December.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch.

Fortsetzung.

XII.

Die Prinzessin hatte den Schleier herabgelassen; sie wollte nicht erkannt werden. Eilenden Schrittes, als ob jede versäumte Minute die Gefahr vergrößerte, legte sie die ziemlich weite Entfernung bis zu Anna's Wohnung zurück.

„Ist Fräulein Pelzer zu Hause?" fragte sie das Mädchen, welches die Thür öffnete.

„Wen darf ich melden?" entgegnete dieses.

„Sagen Sie nur dem Fräulein, eine Dame lasse um eine sofortige Unterredung dringend ersuchen," erwiderte Hildegard.

Anna ging der Eintretenden entgegen. Als sie ihren Besuch erkannte, entglitt ihren Lippen ein Ausruf des Erstaunens. Sie verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Die Prinzessin hielt den Blick lange prüfend auf Anna gerichtet. In dem einfachen Hauskleide erschien ihr die Schauspielerin noch schöner als neulich. Es ruhte eine so liebliche Anmuth auf der edlen Gestalt, daß sich ihrem Zauber selbst die Eifersucht nicht zu entziehen vermochte.

Hildegard's blasse Wangen röthete Fiebergluth; ihre Augen loderten in unheimlichem Feuer; ihre Brust hob und senkte sich in krampfhafter Wallung; ihre Stimme zitterte; sie bebte in furchtbarer Bewegung. Die Füße versagten ihren Dienst.

„Hoheit!? rief Anna bestürzt.

„Nicht Hoheit!" entgegnete Hildegard in gewaltigster Erregung. „Nicht die Prinzessin, die Gattin steht hier und fordert Rechenschaft!"

Schrecken erfaßte Anna; nur eine Wahnsinnige konnte sich unterfangen, ihr die Schmach entgegen zu schleudern.

„Sie erbleichen!" rief die Prinzessin. „Das Zeichen Ihres schuldbeladenen Bewußtseins ruht auf Ihrer Stirn! Sie vermögen den Blick der betrogenen Gattin nicht auszuhalten!"

Vergebens rang Anna nach Kraft, um der wahnwitzigen Anklage entgegen zu treten.

„Geben Sie mir meinen Gatten wieder, ich will Ihnen verzeihen!" fuhr Hildegard in höchster Verzweiflung fort. „Was that ich Ihnen, daß Sie mir mein Glück, mein Leben raubten? Seien Sie barmherzig, nehmen Sie Alles hin, was ich mein nenne, lassen Sie mir den Gemahl, und ich will Sie segnen!"

Von ihren Gefühlen überwältigt, sank die Prinzessin auf einen Stuhl nieder und barg das Angesicht in ihren Händen.

Anna hatte sich ermannt. Der flehende, klagende Laut des von wildem Schmerze gepeinigten Herzen verscheuchte ihren Zorn. Mit dem gebrochenen Weibe konnte sie nicht rechten.

Was auch immer vorgefallen sein mochte, hier galt es, einem kranken Gemüthe Balsam zu spenden.

„Ich stehe vor einem Räthsel, zu welchem mir der Schlüssel fehlt," sagte sie. „Aber ich spreche es aus im Angesichte des allwissenden Gottes, bei dem heiligen Gedächtnisse meiner entschlafenen Eltern: Ihr Gemahl ist mir fremd; keine Regung meines Herzens wendet sich ihm zu."

Diese, in dem festen, überzeugenden Ton der Wahrheit gesprochenen Worte erquickten die unglückliche Frau wie der frische Morgenthau die lechzende Pflanze.

Sie richtete sich aus der gebeugten Haltung auf und ergriff Anna's Hand.

„Wiederholen Sie den Schwur! Ich will Ihr Antlitz schauen! Gott hört und straft den Meineid!"

„Fassen Sie sich, Hoheit!" versetzte Anna. Ihre Hand glüht; ein beängstigender Traum hält Ihre Sinne umfangen."

„Sage es mir noch einmal, Mädchen!" rief Hildegard wild; „betheure es noch einmal, daß Du Arnulph nicht liebst, daß ihr niemals zärtliche Gefühle miteinander gewechselt — und ich will Dir glauben!"

„So möge der Himmel mir gnädig sein, wenn mein Auge bricht! Der Prinz hat diese Räume niemals betreten; kein Wort, welches irgendwelche Andeutung einer innigeren Zuneigung enthalten könnte, hat mein Ohr getroffen; ich empfinde für ihn nicht mehr, wie für jeden anderen Mann."

„Ja, es ist Wahrheit!" jauchzte Hildegard. „Du lügst nicht!"

Sie ließ Anna's Hand fahren und fiel erschöpft auf ihren Sitz zurück.

„Verzeihen Sie meiner stürmischen Aufwallung," hub sie nach einer Weile, ruhiger geworden, wieder an. „Vergeben Sie die heftigen Reden! Haben Sie Nachsicht mit meinem armen Herzen!"

„Sie sind krank, Sie leiden," sagte Anna; „wenn ich helfen könnte — —"

„Gehen Sie zu meinem Gemahl; sagen Sie ihm, daß Sie ihn nicht lieben, daß Sie seine Zuneigung zurückweisen. Ich danke der Vorsehung, welche meine Schritte zu Ihnen gelenkt. Sie sind mild und gut! Ich will Ihnen vertrauen, Sie sollen Alles erfahren, Sie werden mir Ihre Hülfe nicht versagen!"

Sie zog Anna neben sich auf das Sopha und schilderte das Verhältniß zu ihrem Gatten.

Das Aussprechen des Kummers, die Mittheilung der Sorge beschwichtigte die gepreßte Seele.

Sie fand bei Anna das warme Mitgefühl einer zarten Empfindung, die Einsicht eines klaren Verstandes.

Der Eintritt der Dienerin unterbrach die Berathung mit der Anmeldung eines Herrn, dessen Karte Anna empfing.

Dieselbe trug den Namen des Prinzen.

War das Zufall, daß in diesem Augenblicke die beiden Gatten hier zusammentrafen? War sie, die unschuldige Veranlassung des Zwiespalts, dazu auserkoren, das gelöste Band auf's neue und fester zu schlingen?

Sie hatte sich entschlossen.

„Verfügen Sie sich in's Nebenzimmer, Hoheit!" flüsterte sie der Prinzessin zu, indem sie ihr die Karte überreichte. „Sie dürfen Ihrem Gemahl jetzt hier nicht begegnen."

Hildegard schaute in staunender Ueberraschung die Karte an.

„Mein Geschick ruht in Ihrer Hand", sprach sie. „Die gegenwärtige Stunde birgt die Entscheidung in ihrem Schooße."

Die Thür des Nebenzimmers hatte sich kaum hinter Hildegard geschlossen, als Arnulph vor Anna stand.

„Ich danke für die Gunst dieses Augenblicks", begann er sofort. „Ich sehe in ihr ein Glück verheißendes Omen. Ein Hoffender, ein Bittender naht sich Ihnen; in Ihrer Hand ruht die Verwirklichung seiner Hoffnung, die Gewährung seiner Bitte. Wollen Sie mich anhören, darf ich sprechen?"

Anna antwortete durch ein Neigen des Hauptes; der Prinz ließ sich ihr gegenüber nieder.

„Das Ideal des Schönen stand mein Leben lang in lebhaften Farben vor meiner Seele; es zu finden, war der Inhalt meines Seins. Ich suchte es vergebens in dem Rausche meiner Jugend, ich fand es nicht in dem Streben meiner reiferen Tage. Ich war müde geworden und hatte schon darauf verzichtet; da erschienen Sie mir in der harmonischen Vereinigung des erhabensten Geistes mit der vollendetsten Schönheit, als das lang gesuchte, heiß ersehnte Ideal! Ich suchte Ihre Nähe. Je öfter mir dieses Glück vergönnt ward, desto mehr empfand ich, daß in Ihnen das Glück meines Daseins wurzele, daß es nur Werth habe, wenn Sie es mit mir theilen. Nehmen Sie meine Hand an! Ich beseitige alle Hindernisse, welche sich zwischen uns thürmen mögen! Meine Gemahlin wird der Trennung eines Bündnisses keine Schwierigkeiten bereiten, welches zu einer innigen Seelengemeinschaft nicht geführt hat. Ich besitze die Zuneigung meines Oheims in zu bedeutendem Maße, als daß er dauernd sich meinem Wunsche widersetzen könnte, welcher an dem Mittage meines Lebens der heißen Sehnsucht meiner Jugend Befriedigung gewährt."

Arnulph hatte geendet.

Die Gestalt seiner armen, bedrängten Frau schwebte Anna vor; sie hatte gelobt, ihr beizustehen, ihre Sache zu führen; dieses Gelöbniß sollte getreulich erfüllt werden.

„Sie werden meine Ueberraschung begreiflich finden, Hoheit," sprach sie endlich; „Sie werden verstehen, daß ich der Sammlung bedarf, um auf eine Eröffnung zu erwidern, deren Ehre ich im vollsten Umfange empfinde, deren große Bedeutung ich zu würdigen weiß. Erlassen Sie mir für den Augenblick noch eine bestimmte Antwort; Sie haben gewiß eine solche nicht sofort erwartet. Aber gestatten Sie mir diese Frage: Haben Sie die Tragweite Ihres Schrittes erwogen? Sind Sie sich über die Folgen desselben klar geworden? Wissen Sie, wen Sie zu Ihrer Gemahlin erheben wollen? Kennen Sie diejenige zur Genüge, der Sie Ihre Hand zu bieten im Begriffe sind?"

„Dem mit entzückender Schönheit, mit hohem Geiste ausgestatteten Weibe!" rief der Prinz aus.

„Und glauben Sie darin das Glück zu finden, dem Sie bis dahin vergeblich nachgejagt sind?" versetzte Anna. „Wie kurz, wie vergänglich wäre ein Glück, welches sich auf so vergängliche Mächte erbauen wollte! Für eine Weile mag Schönheit erfreuen, für eine flüchtige Minute Geist unterhalten. Die Schönheit verliert durch die Gewohnheit ihres Anblicks die Anziehungskraft, der Geist erschöpft sich und erscheint schaal, wenn er keine neue Blüthen zu treiben vermag. Sie würden meiner bald überdrüssig werden, Hoheit, selbst wenn mich die Vorzüge schmücken sollten, die Sie an mir zu loben finden. Und was bliebe Ihnen dann? Ein Weib aus niederem Stande. Mein Vater war Chorist, meine Mutter Handarbeiterin. Von meinen beiden Brüdern ist der eine Ingenieur, der andere wird Advokat. Meine intimste, mütterliche Freundin ist eine Näherin in der Vorstadt, mein bester und treuester Freund ist der Arbeiter-Agitator Johann Fahler. Das ist die Frau, welche Sie zu Ihrer Gemahlin nehmen würden, das der Kreis, dem sie angehört. Sie würden sich ihrer schämen, wenn der äußere Flitter verwittert, wenn der Geist Ihnen nichts Neues mehr bietet, und würden sich unglücklich fühlen, mehr denn je."

„Sie wollen mich auf die Probe stellen, Anna!" entgegnete der Prinz eifrig. „Ihr Geist ist unerschöpflich, auch noch im Alter verblüht Ihre Anmuth nicht! Ich entreiße Sie dem Kreise, in welchen der Zufall der Geburt Sie gesetzt! Sie sind meine Gemahlin, ich bewahre Ihnen die Treue, die ich Ihnen geloben werde."

„Und die Prinzessin?" erwiderte Anna vorwurfsvoll. „Haben Sie nicht auch ihr Treue am Altar gelobt und sind im Begriffe, diesen Schwur zu brechen? Man rühmt Ihrer Gemahlin alle Tugenden nach, die ein Weib zieren; dennoch wenden Sie sich von ihr ab, unbekümmert darüber, ob sie fortan ihr Leben in Gram und Trauer verbringen wird."

„Hildegard hat mich nie verstanden," versetzte Arnulph, von den harten Worten verletzt; „sie hat mir nie zu folgen vermocht."

„Wie klein denken Sie über den Bund der Ehe! Wie wenig verstehen Sie der Frauen Herz!" rief Anna; „und darum haben Sie auch nicht das beseeligende Glück gekostet, das aus der treuen Liebe erglüht. Sie haben einen Schatten verfolgt und das Glück gesucht, wo es nimmer zu finden ist. Der Schönheit Reiz schmeichelt den Sinnen; des Geistes Funken leuchten, aber wärmen nicht. Das wahre Glück des Lebens gedeiht nur unter dem Licht und Wärme spendenden Strahl eines treu liebenden Herzens. Ich habe es geschaut; unter seinem Einflusse vollzogen sich die glücklichen Tage meiner Kindheit. In der ärmlichen Wohnung meiner herrlichen Eltern hatte es bleibend Stätte genommen und den engen Raum zu einem Eden gestaltet, in welchem die Engel des Friedens, der Wonne, der ungetrübtesten Seligkeit schirmend und segnend weilten. Unser kahles Stübchen war die Wunderinsel, die Sie nicht zu entdecken vermochten. Die Harmonie zweier reiner, schöner Menschenseelen erzeugte dieses Wunder. Ihr Ideal, Hoheit, gipfelt in dem eigensüchtigsten Egoismus. Sie wollen empfangen, ohne zu spenden; uud doch ist die Quelle des höchsten menschenwürdigen Glücks das Opfer, welches wir Anderen bringen, die Liebe, die wir Anderen weihen. Ihr hoher Geist sucht einen anderen, um von ihm zu empfangen, und Sie fühlen sich unbefriedigt, weil es ihnen nicht gelungen, einen solchen zu entdecken. Sie sind zu stolz, sich niederzubeugen und den niedrigeren zu sich zu erheben. Sie besitzen eine Perle, Prinz, und kennen deren Werth nicht: eine tugendhafte, liebende Gattin, die Sie verehrt, die zu Ihnen wie zu einem höheren Wesen aufblickt! Sie haben sie nicht zu würdigen verstanden; Sie haben, hochmüthig auf Ihre männlichen Vorzüge, die beglückenderen eines Frauengemüths ver-

kannt. Die Frau ist reicher als der Mann; ein treues, liebendes Frauenherz wiegt des Mannes Geistesstärke weit auf. Kehren Sie zu Ihrer Gemahlin zurück, Prinz, zu Ihrem Weibe, dort harrt Ihrer die ewige Wonne reiner Liebe!"

Mit überwältigender Kraft trafen Anna's Worte Arnulph's Herz. — Unbarmherzig rissen sie das Gebäude hochmüthigen Dünkels nieder; schonungslos enthüllten sie das selbstsüchtige Verlangen seiner Brust; rücksichtslos zogen sie ihm die Larve ab und ließen ihn sich erkennen in seiner wahren Gestalt. Aber sie gewährten auch Trost und Hoffnung; zeigten auch die Bahn, welche sicher in den Hafen des Glücks, der Freude führt.

Zerknirscht, erschüttert, beschämt, wagte er nicht, das Haupt zu erheben.

„Zu spät — zu spät —" flüsterte er leise.

„Nicht doch, Hoheit!" ertönte Anna's Stimme milde. „Erkennen Sie die Größe des Weibes, die Gewalt der Liebe, den Reichthum des Herzens; die Gattin verzeiht freudig dem Irrthum, dem kurzen Wahn des geliebten Gatten."

Sie öffnete die Thür des Nebenzimmers. Mit ausgebreiteten Armen eilte Hildegard auf Arnulph zu, und innig umschlungen feierten die Gatten die Vereinigung ihres Herzens.

Anna zog sich scheu zurück. Was die Beiden miteinander auszumachen hatten, vertrug nicht der Fremden Gegenwart.

„Ich habe viel zu sühnen, Hildegard," sprach Arnulph endlich; „ich will es, — ich werde! Ich war mit Blindheit geschlagen. Ich vermähle mich Dir auf's Neue, fester und treuer als ehedem."

„Arnulph! — theurer, geliebter Gatte!"

Nur langsam legten sich die Wogen des Jubels, in welchen das ganze Wesen der wiedervereinten Gatten zusammenfloß.

Wenige Stunden nach der ergreifenden Szene wurde Anna der Intendant gemeldet. Es mußte etwas außerordentliches vorliegen, daß Baron von Volkmar um diese Zeit einen seiner seltenen Besuche abstattete; und in der That deuteten die gemessene Haltung und der Ausdruck einer gewissen Verlegenheit in seinem Gesichte auf einen besonderen Zweck seines Kommens hin.

„Ich habe mich einer peinlichen Obliegenheit zu entledigen," begann der Baron, „einer Pflicht, welcher der Intendant des fürstlichen Theaters sich nicht entziehen kann. Der Freund hat keinen Theil daran. Ich bitte Sie, die Angelegenheit, welche ich zu erörtern habe, unter dem gleichen Gesichtspunkte aufzufassen. Sie wird Ihnen alsdann in ihrer eigentlichen Bedeutungslosigkeit erscheinen, so daß sie, kaum berührt, der Vergessenheit anheimfällt."

Das gestern Abend stattgefundene Wohlthätigkeitskonzert enthüllte sich in letzter Stunde als das Werk sozialdemokratischer Bestrebungen. Die beiden Vereine waren nur vorgeschoben worden, um den eigentlichen Urheber, einen gewissen Fahler, welcher die Seele der hier am Platze spielenden Umtriebe ist, zu verdecken. Sobald dieses bekannt geworden war, habe ich auf höhere Veranlassung den vier Mitgliedern meines Ressorts, welche ihre Mitwirkung an dem Konzert zugesagt hatten, eine entsprechende Andeutung zugehen lassen. Daß Sie an deren Stelle eingetreten sind, mußte deshalb um so auffallender erscheinen. Sie haben sich aber nicht auf die einfache Mitwirkung allein beschränkt. Ihr Edelsinn trieb Sie zu einem Schritte, welcher weit aus dem Rahmen einer gewöhnlichen Theilnahme an einer Konzertaufführung hinausführt. Eine vollständige Verschiebung der Programmnummern war beliebt worden, um Ihnen den Schlußvortrag zukommen zu lassen. Sie haben denselben, vermöge Ihrer unvergleichlichen Meisterschaft, zu einer förmlichen, auch von glänzendem materiellen Erfolge begleiteten Propaganda zu gestalten gewußt. Sie sollen eine Dichtung von gefährlichster Tendenz hierfür benutzt haben." — —

Der Intendant hielt inne. Er erwartete eine Antwort. Er hoffte, daß eine solche ihm seine eigentliche Mission erleichtern würde.

Als Anna aber beharrlich schwieg, sah er sich genöthigt fortzufahren.

„Es liegt mir ob, eine Erklärung Ihrerseits herbeizuführen und von dem Inhalte jener Dichtung zur weiteren Berichterstattung Kenntniß zu nehmen. Die Sache ist ganz einfach. Sie stehen als Dame völlig außerhalb des Kreises der politischen Bewegung; Sie haben lediglich um des wohlthätigen Zweckes willen der Einladung des Komitées stattgegeben. Sie fühlten sich hierzu um so mehr veranlaßt, als ja auch die Rücksicht auf die erkrankten Kollegen, welche einige Vorträge übernommen hatten, Sie bewegen mußte, die plötzlich entstandene Lücke im Konzertprogramm auszufüllen. Sie handelten ganz arglos; Sie hatten nicht nöthig, über das Ungewöhnliche einer plötzlichen, gleichzeitigen Erkrankung von vier Mitwirkenden nachzudenken. Die Wahl der Dichtung war eine unabsichtliche, zufällige; um des künstlerischen Eindrucks willen, wünschten Sie damit zu schließen. Nicht wahr, so ist es? Es kann sich ja auch gar nicht anders verhalten. Es scheinen oft Handlungen in einem ursächlichen Zusammenhange zu stehen, wo lediglich das Ungefähr sein Spiel treibt. Sie haben wohl die Güte, mir den Titel und den Verfasser jener unglückseligen Verse zu nennen? Ich berichte in diesem Sinne, und so wäre die ganze, zu einer Haupt- und Staatsaktion aufgebauschte Angelegenheit erledigt."

In wachsendem Erstaunen war Anna der Rede des Intendanten gefolgt. Eine Handlung reiner Menschenliebe hatte das Mißfallen einer „höheren Seite" erregt und deshalb sollte sie zur Verantwortung gezogen werden! Man erinnerte sie daran, daß sie zur Klasse fürstlicher Diener zählte! Sie aber fühlte sich als Tochter des Volkes, als freie Künstlerin.

Ihr Stolz lehnte sich wider eine solche Maßregelung auf. Sie war nicht gewillt, diesen Eingriff in ihr außerdienstliches Verhalten zu dulden.

Sie verschmähte es, die von dem Baron angedeutete Erklärung zu geben. Sie wollte sich nicht mit Unkenntniß der Verhältnisse entschuldigen, wo sie mit allem Vorbedacht ein gutes Werk geübt hatte.

„Ich muß sehr bedauern, Herr Baron, nicht im Stande zu sein, meiner Handlungsweise den Charakter völliger Unbefangenheit in der Weise zu vindiziren, welche Sie vorauszusetzen so freundlich sind," erwiderte sie. „Ich habe gar keine Veranlassung, mein Verhalten in dieser Angelegenheit unter eine andere Beleuchtung zu bringen, als der Wirklichkeit entspricht.

Wie dasjenige, was ich gethan, sich im Angesichte der Oeffentlichkeit vollzog, also haben auch die Beweggründe, welche mich leiteten, das Urtheil der Welt nicht zu scheuen. Ich habe dazu beigetragen, armen, hungrigen, frierenden Menschen eine Unterstützung zu verschaffen; es ist mir gelungen, durch meinen Vortrag das Herz der Zuhörer zu rühren, daß sie außer ihrem Eintrittsgelde noch eine fernere reiche Gabe auf den Altar der Menschenliebe opferten; ich bin stolz auf diesen Erfolg; ich fühle mich hoch beglückt.

Daß ein Akt der Barmherzigkeit als eine staatsgefährliche That betrachtet werden kann, ist mir unverständlich; ich lege gegen eine solche Auffassung Verwahrung ein. Ich bin gestern aufgefordert worden, für die plötzlich absagenden Kollegen einzutreten, um das Zustandekommen des Wohlthätigkeitskonzerts nicht zu gefährden. Ich habe diese Einladung nicht abgelehnt, trotzdem ich den Grund der angeblichen Erkrankung jener vier Künstler sehr wohl ahnte, trotzdem der so mißliebige Johann Fahler es selbst war, welcher mich aufforderte.

Ja, ich gestehe gern ein: gerade weil dieses Ersuchen von diesem Herrn an mich erging, habe ich sofort zugesagt. Denn ich rühme mich der intimen Freundschaft dieses Herrn, dessen politische Anschauungen und Bestrebungen mir bekannt sind, mich aber nicht hindern, die reine, menschenfreundliche Gesinnung des eigenthümlichen, aber edlen und hochherzigen Mannes zu schätzen."

„Sie unterhalten mit dem gefährlichen Agitator nähere Beziehungen?!“ rief der Intendant erschrocken aus.

„Er war der Freund meiner Eltern,“ entgegnete Anna. „Er war der Beschützer des vater- und mutterlosen Mädchens, er ist mein treuester Freund.“

„Und das Gedicht ist Ihnen von seiner Hand übergeben worden?“ forschte der Baron.

„Nein. Ich habe mein eigenes Werk vorgetragen,“ antwortete Anna.

Der Intendant fuhr bei diesem Geständniß entsetzt von seinem Sitze auf und brach in den Ausruf aus: „Um des Himmels willen! Wie konnten sie sich so weit vergessen! Die Angelegenheit nimmt eine höchst bedenkliche Wendung, Fräulein — das schmerzt mich tief. Ich muß Sie ersuchen, mir das Manuskript vorzulegen.“

„Dem Freunde steht es zur Verfügung,“ versetzte Anna, „dem fürstlichen Intendanten verweigere ich es.

Ich begreife vollkommen, daß die gefährlichen Grundsätzen huldigende Schauspielerin nicht ferner dem Verbande des fürstlichen Instituts angehören kann. Ich bitte um meine Entlassung, um meine sofortige Entlassung.“

Herr von Volkmar war betroffen von der ruhigen und bestimmten Entschiedenheit, in welcher Anna diese Forderung stellte.

„Ist dieses Ihr ernstlicher Wille?“ frug er. „Bedenken Sie sich, es liegt in Ihrer Hand, durch ein geringes Einlenken die Differenz auszugleichen.“

„Es ist mein fester, unabänderlicher Entschluß,“ entgegnete Anna. „Ich nehme nichts zurück, ich will nichts beschönigen. Ich erachte es meiner unwürdig, mich einer Kritik zu unterwerfen, welche in die Sphäre meines eigensten Heiligthums eingreift.“

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau.

Fortsetzung.

Kobus war in einem trostlosen Zustande; große Schweißtropfen liefen ihm an den Schläfen herunter. Es brachte ihn schier zur Verzweiflung, als er in solcher Stimmung den dicken Hahn die Flasche aus dem Stroh mit den Worten hervorziehen sah: „Komm, Kobus, nimm einmal einen guten Schluck! Wie heiß es im Thalgrunde ist!“

„Danke,“ versetzte er, „ich habe keinen Durst.“

Denn er fürchtete, wieder mit den Liebesgeschichten seiner Vorfahren anzufangen und schließlich gar seine eigene zu erzählen.

„Wie, Du bist nicht durstig,“ rief Hahn aus, „das ist rein unmöglich, versuch' einmal!“

„Nein, nein,“ versetzte er, legte die Hand auf die Magengegend und schnitt Gesichter dazu, „da drückt mich Etwas.“

„Das kommt davon, daß wir gestern Abend nicht genug getrunken haben, wir sind zu zeitig schlafen gegangen,“ sagte der dicke Einnehmer; „trinke einen Schluck, das wird Dich kuriren!“

„Nein, danke.“

„Du willst nicht? Da thust Du Unrecht dran.“

Da erhob Hahn seinen Arm und schüttete mit unglaublicher Befriedigung den edlen Stoff in den Hals hinein. Sodann holte der dicke Mann laut und tief Athem, schlug mit der Hand auf den Pfropfen, stellte die Flasche zwischen seine Beine und sagte:

„Das thut wohl. Hü, Fuchs, hü!“

„Ist doch der Hahn ein prosaischer Kerl,“ dachte Fritz. „Nichts wie essen und trinken hat er im Kopf.“

„Kobus,“ begann der Andere mit ernster Miene, „Dir steckt eine Krankheit in den Gliedern; nimm Dich in Acht! Seit zwei Tagen trinkst Du nicht mehr, das ist ein schlimmes Zeichen. Du wirst mager; wenn starke Leute mager werden, und magere Leute stark, das ist immer gefährlich!“

„Hol' Dich der Teufel,“ dachte Fritz und manchmal schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Hahn Etwas gemerkt habe; über und über roth schielte er nach ihm hinüber, aber der machte ein so gleichgültiges Gesicht, daß seine Besorgniß verschwand.

Als sie nach Verlauf zweier Stunden endlich den Hügel hinter sich hatten, kamen sie auf einem ebenen, sandigen Weg im Thalgrunde und Hahn deutete mit der Peitsche auf eine Anzahl von verfallenen Hütten auf der halben Höhe des vor ihnen liegenden Berges, von dessen Wolkengipfel eine Kapelle die ganze Umgebung beherrschte. Mit wehmüthiger Stimme sagte er:

„Das ist das Wildland, wovon ich Dir in Hüneburg erzählt habe. In einer Viertelstunde sind wir da. Siehe, da hängen zwei Heiligenbilder am Baume, und dort unten, wo sich im Berg eine Art Höhle gebildet hat, steht wieder eines wie in einer Kapelle; jetzt treffen wie dergleichen auf jedem Schritt; keine Straße, kein Vicinalweg in Ordnung, aber Heiligenbilder überall; s' ist ein wahres Elend! Sobald diese Leute vier Batzen beisammen haben, lassen sie sich Messen lesen, und der arme Hahn muß sich heiser schreien und mit der Faust auf den Tisch schlagen, bis ihm der Athem ausgeht, wenn er von ihnen für den König Geld haben will. Du kannst mir's glauben oder nicht, mir blutet allemal das Herz, wenn ich zum Geldeintreiben hierher komme und den Leuten ihre Vierkreuzerhütten und ihren Zweitellerhausrath verkaufen lassen muß.“

Bei diesen Worten peitschte er seinen Fuchs, daß er zu galoppiren anfing.

Das Dorf lag zwei bis dreihundert Fuß über ihnen, um eine tiefe und steile Schlucht herum in Hufeisenform.

Der Hohlweg, den der Wagen hinauf mußte, war mit Sand, Kies und Steinen bedeckt, von den tiefen Gleisen der mit Kühen und Ochsen bespannten schweren Wagen ausgehöhlt und so eng, daß die Achse manchmal auf beiden Seiten den Fels berührte.

Natürlich war der Fuchs keuchend wieder in langsamen Schritt verfallen und erst nach einer Viertelstunde gelangten sie oben an die ersten Hütten, elende, fünfzehn bis zwanzig Fuß hohe Baraken, deren Giebel auf das Thal, deren Thür und beide Fensterluken auf die Straße gingen. Eine Frau, deren rothes Haar aus der schmutzigen Kattunhaube in Zotteln hervorhing, mit eingefallenem Gesicht, langem dürrem Halse, an dem sich eine tiefe Grube von dem Unterkiefer bis zur Brust herabzog, mit stierem verstörtem Blick und spitzer Nase, stand auf der Schwelle und schaute nach dem Wagen.

Vor der Thür der gegenüberliegenden Wohnung saß ein Kind von zwei bis drei Jahren, ohne alle Kleidung außer einem zerlumpten, von den Schultern über die Schenkel hängenden Hemd; das Kind hatte eine braune Haut, gelbe Haare und schaute neugierig aus seinen treuherzigen Augen.

Fritz betrachtete dieses seltsame Schauspiel.

Die kothige, seitwärts in's Dorf hinabführende Straße, die strohgefüllten Scheunen, die Schuppen, die beiden Fensterscheiben, die niedrigen offenen Thüren, die halbverfallenen Dächer; alles das, auf kleinen Raum zusammengedrängt, hob sich in wirrem Durcheinander von dem grünen Hintergrunde des Tannenwaldes ab.

Der Wagen fuhr die Straße entlang zwischen Düngerhaufen durch, ein kleiner schwarzer Spitz mit langhaarigem Schwanze bellte den Fuchs an. Dann erschienen auch die Leute auf den Schwellen ihrer Hütten, junge und alte, in schmutzigen Kitteln und Leinwandhosen, mit nackter Brust und offenem Hemd.

Fünfzig Schritte weiter im Dorfe stand links die Kirche, ein reinliches, frisch geweißtes Gebäude mit neuen Scheiben, ein Bild des Wohlbehagens mitten in all' dem Elend; der Kirchhof mit seinen kleinen Kreuzen umgab sie auf allen Seiten.

„Da sind wir," sagte Hahn.

Der Wagen hatte an einer Vertiefung gehalten, an der Ecke eines gelb angestrichenen Hauses, des schönsten im Dorfe nach dem des Herrn Pfarrers. Es war zwei Stock hoch und hatte fünf Fenster vorn heraus, drei oben und zwei unten. Die Thür war an der Seite unter einer Art von Schuppen angebracht, wo Reisbüschel, eine Säge, eine Hacke und Pfähle durcheinander lagen; weiterhin waren zwei bis drei große flache, abschüssige Steine, von denen das vom Dach herabträufelnde Regenwasser in die Mitte der Straße ablief, vor diesen hielt der Korbwagen.

Fritz und Hahn brauchten nur über den Wagentritt wegzuschreiten, um den Fuß auf diese Steine zu setzen. Ein kleiner Mann mit einer Schnüffelnase wie ein Elsterschnabel, glatt über die Stirn gestrichenem Flachshaar und wasserblauen Augen, erschien unter der Thür und sagte:

„He! he! he! Herr Hahn, Sie kommen ja zwei Tage früher als letztes Jahr."

Im Winter im Walde — nach Reisig.

„Ja, Schneegans," antwortete der dicke Einnehmer; „aber ich hab' es Sie ja wissen lassen. Sie haben doch gewiß die Ankündigung besorgt?"

„Ja, Herr Hahn, der „Büttel" geht schon den ganzen Morgen herum; hören Sie — da trommelt er eben auf dem Platze."

In der That summte der Klang einer zersprungenen Trommel vom Dorfplatze her. Kobus drehte sich um und erblickte bei dem Brunnen einen großen Kerl in einer Blouse, einen Dreimaster auf dem Hinterkopf, so daß die eine Spitze mitten auf dem Rücken hing, mit rother Nase, eingefallenen Backen, die Trommel auf dem Schenkel, auf der er herumschlug und dazu mit kreischender Stimme ausrief, während eine Masse Leute aus den Fensterluken die Köpfe herausstreckten:

„Kund und zu wissen, daß der Herr Steuereinnehmer Hahn im Gasthaus zum „Schwarzen Roß" angekommen ist, und die Steuerpflichtigen, die noch nicht gezahlt haben, erwartet; daß er bis zwei Uhr da bleiben wird; nach dieser Zeit müssen Diejenigen, die nicht erschienen sind, binnen vierzehn Tagen nach Hüneburg kommen, widrigenfalls ihnen Exekution in's Haus geschickt wird."

Hierauf zog der Büttel die Straße weiter hinauf, trommelnd und schreiend; Hahn nahm seine Bücher aus dem Wagen und ging in die Wirthsstube, Fritz hinterdrein. Sie kletterten eine Holztreppe hinauf und kamen oben in eine der untern ähnliche Stube, nur heller und mit zwei an der Hinterwand aufgestellten Betten, die so hoch waren, daß man nur mit Hülfe eines Stuhles hinauf kommen konnte. Rechts stand ein viereckiger Tisch. Zwei oder drei Holzstühle in den Fensterecken, ein alter, hinter der Thür hängender Barometer, und ringsum an den weißen Kalkwänden die prächtig bemalten Bilder des heiligen Maclof, des heiligen Hieronymus und der heiligen Jungfrau machten das ganze Mobiliar des Zimmers aus.

„Endlich," sagte der dicke Einnehmer und setzte sich mit einem tiefen Seufzer nieder, „endlich sind wir da. Du wirst 'was Komisches zu sehen bekommen, Fritz."

Er öffnete seine Register und schraubte sein Dintenfaß auf. Kobus stand am Fenster und betrachtete über die Dächer der gegenüberliegenden Häuser hinweg das ungeheure schwarzblaue Thal: im Hintergrunde der Thalschlucht die Wiesen; vor den Wiesen Obstgärten mit großen Fruchtbäumen, kleine von wurmstichigen Zäunen oder grünen Hecken umgebene Gärtchen; dunkle Tannenwälder rings herum; Alles erinnerte ihn an seinen Meierhof in Meisenthal. Bald ließ sich im untern Zimmer ein großer Lärm vernehmen; das ganze Dorf, Männer und Frauen, bestürmten das Gasthaus. In demselben Augenblicke

trat Schneegans herein mit einer Flasche Weißwein und zwei Gläsern, die er auf den Tisch stellte und frug:

„Sollen alle auf einmal heraufkommen?"

„Nein, Einer nach dem Andern, wie ich sie aufrufe", antwortete Hahn und füllte die Gläser. „Komm, Fritz, trink' einen Schluck. Heute brauchen wir den großen Sack nicht aufzumachen; ich bin überzeugt, sie werden wieder der Kirche haben 'was schenken müssen."

Und über das Geländer gelehnt, rief er:

„Franz Lahr!"

Alsbald hörte man schwerfällige Schritte auf der Treppe. Der Einnehmer hatte sich wieder gesetzt. Ein langer Kerl mit blauem Kittel trat herein, einen großen, schwarzen Filz auf dem Kopfe. Sein langes, knochiges, gelbes Gesicht schien ohne alles Leben zu sein. Er blieb auf der Schwelle stehen.

„Franz Lahr", sagte Hahn zu ihm, „Ihr seid neun Gulden rückständige und vier Gulden jetzt fällige Steuer schuldig."

Lahr nahm seinen Kittel auf, steckte den Arm bis zum Ellbogen in seine Hosentasche, legte acht Gulden auf den Tisch und sagte dabei:

„Da!"

„Wie da! Was soll das heißen? Ihr schuldet dreizehn Gulden."

„Ich kann nicht mehr geben; meine Kleine ist vor acht Tagen das erste Mal zum Abendmahl gegangen; das hat viel Geld gekostet; und vier Gulden habe ich für den Mantel des heiligen Maclof hergegeben."

„Für den neuen Mantel des heiligen Maclof?"

„Ja, die Gemeinde hat dem heiligen Maclof, unserm Schutzpatron, einen wunderschönen Mantel mit Goldstickerei gekauft."

„So, so! sehr schön," sagte Hahn nach Kobus hinüberschielend, „das hättet ihr mir gleich sagen sollen; freilich, wenn Ihr dem heiligen Maclof einen neuen Mantel angeschafft habt! . . . Aber hütet Euch, daß er das nächste Jahr nicht was Anderes braucht. Also ich schreibe: — Empfangen acht Gulden."

Hahn schrieb die Quittung und reichte sie dem Lahr mit den Worten:

„Bleiben fünf Gulden, binnen drei Monaten zu bezahlen, oder ich werde zu andern Mitteln schreiten müssen."

Der Bauer verließ das Zimmer und Hahn sagte zu Fritz:

Das ist der Beste im ganzen Orte, er ist Gemeinderath, da kannst Du Dir denken, was an den Andern ist."

Dann rief er von seinem Sitze: „Joseph Böhm!"

Ein Steuerpflichtiger kam herein, ein alter Holzhauer, der vier Gulden von den zwölfen zahlte, die er schuldig war; dann ein Anderer, der sechs Gulden zahlte, anstatt siebzehn; wieder ein Anderer, zwei Gulden statt dreizehn, und so fort: Alle hatten zum schönen Mantel des heiligen Maclof beigesteuert und jeder von ihnen hatte einen Bruder, eine Schwester, ein Kind im Fegefeuer, für die er Messe lesen lassen mußte; die Frauen ächzten, hoben die Hände zum Himmel und riefen die heilige Jungfrau an; die Männer blieben ruhig.

Zuletzt kamen fünf oder sechs, die nichts zahlten; da wurde Hahn wüthend, stürzte an die Thür und schrie mit einer Donnerstimme:

„Kommt herauf, kommt Alle herauf, ihr Lumpenpack, kommt Alle zusammen!"

Darauf entstand ein großer Lärm auf der Treppe. Hahn setzte sich wieder auf seinen Platz, und Kobus, der neben ihm stand, blickte nach der Thür, um sich die Eintretenden zu betrachten. In weniger als zwei Minuten war das halbe Zimmer voll von Leuten, Männern, Frauen und jungen Mädchen, in Kitteln, Westen und geflickten Röcken; alle dürr, mager, zerlumpt mit wahren Galgenphysiognomien, niedriger Stirn, hervortretenden Backenknochen, langer Nase, matten Augen, ausdruckslosen Zügen.

Die Stolzeren unter ihnen affectirten eine Art hochmüthiger Gleichgültigkeit; ihr großer Filz hing ihnen in den Nacken, die beiden Daumen waren in die Westentasche gestemmt und ihre spitzen Ellenbogen standen zu beiden Seiten heraus wie Winkelmaße. Zwei oder drei hagere alte Weiber konnten ihre Aufwallung kaum unterdrücken, ihre Augen leuchteten vor Zorn und ihre Lippen kräuselten sich höhnisch; neben ihnen standen verschämte blasse junge Mädchen mit flachsgelben Haaren, während andere kleinere, braun wie wilde Myrthe, neugierig ihre Näschen emporreckten, sich mit den Ellenbogen stießen, unter einander zischelten und auf den Zehen standen, um zu sehen, was vorging.

Der Einnehmer, dessen Gesicht wie Purpur glühte und dessen drei röthliche Haare auf seinem dicken Kahlkopf aufrecht standen, wartete, bis Alles Platz gefunden hatte und stellte sich so lange, als ob er in seinem Register vertieft wäre. Endlich drehte er sich hastig um und frug, ob noch Jemand zahlen wolle?

Eine alte Frau drängte sich herzu und rückte mit zwei Kreuzern heraus; die Uebrigen rührten sich nicht.

Da drehte sich Hahn wieder um und schrie:

„Ich habe mir sagen lassen, daß Ihr dem Schutzpatron Eures Dorfes einen neuen, schönen Mantel angeschafft habt; und da drei Viertel von Euch kein Hemd auf dem Leibe haben, so dachte ich, daß der heilige Maclof, um Euch für Euren guten Einfall seine große Dankbarkeit zu bezeugen, mir selbst das Geld für Eure Steuerbeträge bringen würde. Ihr sehet, meine Säcke waren schon bereit, ich habe mich schon im Voraus darauf gefreut; aber es ist Niemand gekommen: der König kann lange warten, wenn er hofft, die Kalenderheiligen werden ihm seine Kassen füllen!

Ich möchte aber doch wissen, was der große heilige Maclof für Euch gethan, welche Dienste er Euch geleistet hat, daß Ihr ihm Euer gutes Geld darbringt?

Hat er Euch eine Straße gebaut, daß Ihr Euer Holz, Euer Vieh, Euer Gemüse zur Stadt bringen könnt? Zahlt er Eure Gensdarmen, die doch wenigstens etwas Ordnung bei Euch halten? Würde Euch der heilige Maclof verhindern, Euch gegenseitig zu bestehlen, zu berauben und todtzuschlagen, wenn die Polizei nicht da wäre?

Ist es nicht schändlich, dem Könige alle diese Lasten zu überlassen und ihn, wie Ihr es thut, zum Besten zu haben, ihn, der die Armeen bezahlt, um das deutsche Vaterland zu vertheidigen, die Gesandten, um unser altes, glorreiches Deutschland würdig zu vertreten, Architekten, Ingenieure, Arbeiter, die das Land mit Kanälen, Straßen, Brücken, Bauwerken aller Art bedecken, welche dem Menschengeschlecht ewig zu Ehre und Ruhm gereichen; Steuerboten, Beamte, Gensdarmen, welche Jeden im Genuß seiner Habe schützen; Richter, welche nach unsern alten guten Gesetzen, unsern Gebräuchen und Satzungen Recht sprechen . . . Ist es nicht schändlich, die Pflichten gegen ihn zu vergessen, ihm nicht beizustehen, wie es rechtschaffenen Leuten zukömmt, und lieber Eure Kreuzer dem heiligen Maclof, oder der Lalla-Rumpfel hinzutragen, allen den Heiligen, von denen unser Herrgott selbst nichts weiß, von denen in der heiligen Schrift kein Wort vorkommt, und die Euch noch dazu fünfzig Arbeitstage im Jahre abstehlen ohne die zweiundfünfzig Sonntage!

Glaubt Ihr denn das könne ewig so fortgehen? Seht Ihr nicht, daß das wider allen gesunden Menschenverstand und alle Gerechtigkeit ist?

Wenn Ihr nur das geringste Gefühl im Leibe hättet, würdet Ihr da nicht der großen Dienste gedenken, die Euch unser gnädiger Landesherr leistet, der Vater seiner Unterthanen, ohne den Ihr längst verhungert wäret! Schämt Ihr Euch denn nicht, Eure Heller dem heiligen Maclof zu bringen und mich

hier warten zu lassen, anstatt Eure Schulden gegen den Staat zu bezahlen?

Ich will Euch was sagen! Wäre der König nicht so gut und voller Geduld, er hätte Euch längst Eure Baracken weggenommen und verkauft: und dann wollten wir schon sehen, ob Eure Kalenderheiligen Euch andere gebaut hätten.

Da Ihr ihn aber bewundert, diesen großen heiligen Maclof, warum macht Ihrs nicht, wie er, laßt Weib und Kind im Stich, und lauft mit dem Sack auf dem Rücken in der Welt herum und lebt von Brotrinden und Almosen? Das wäre doch natürlich, seinem Beispiel zu folgen! Da kämen Andere, würden Eure brachliegenden Felder bebauen, und sich bald in den Stand setzen, ihren Verpflichtungen gegen ihren Landesherrn nachzukommen.

Seht Euch einmal ein bischen um, seht die Leute von Schneemath, von Hackmath, von Urmath und von andern Orten an, — die geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist, nach dem göttlichen Worte unseres Herrn Jesus Christus. Nehmt Euch ein Beispiel an ihnen; das sind gute Christen; sie arbeiten, denken sich nicht jeden Tag neue Feste aus, um einen Vorwand zu haben, auf der Bärenhaut zu liegen und ihr Geld verkneipen. Sie kaufen keine goldverbrämten Mäntel; sie kaufen lieber Schuhe für ihre Kinder, während Ihr barfuß herumlauft wie die reinen Wilden.

Fünfzig Festtage jährlich, macht für tausend Personen fünfzigtausend verlorene Arbeitstage! Daß Ihr arm und elend seid, daß Ihr den König nicht bezahlen könnt, das habt Ihr Euren Kalenderheiligen zu danken.

Ich sage Euch das, weil es nichts Widerwärtigeres auf der Welt giebt, als alle Vierteljahr hierher zu kommen, um seine Pflicht zu thun, und Bettler zu finden, die durch ihr eigenes Verschulden nichts zu beißen und nichts anzuziehen haben, und die Einen noch obendrein wie den Antichrist ansehen, wenn man von ihnen das verlangt, was man in allen christlichen Ländern dem Landesherrn schuldet, selbst bei Wilden, wie bei den Türken und Chinesen. Die ganze Welt zahlt Steuern, um Ordnung und Freiheit und Schutz und Arbeit zu haben; Ihr allein gebt alles dem heiligen Maclof, und Gott sei Dank, Jeder, der Euch ansieht, wird au fden ersten Blick merken, wie er's Euch lohnt.

Das Eine aber sage ich Euch: Wer heute über acht Tage nicht gezahlt hat, dem wird Exekution in's Haus geschickt. Die Geduld Sr. Majestät ist lang, aber sie hat ihre Grenzen.

Ich habe gesprochen! — Jetzt packt Euch, und vergeßt nicht, was der alte Hahn Euch eben gesagt hat: Die Exekution wird nicht auf sich warten lassen."

Darauf zog die ganze Schaar ab ohne ein Wort.

Unser Fritz war ganz erstaunt über die Beredtsamkeit seines Kameraden; sowie die letzten Steuerpflichtigen auf der Treppe waren, sagte er zu ihm:

„Hör' mal Hahn, Du hast ja gesprochen, wie ein wahrer Cicero, aber, unter uns gesagt, Du bist doch zu hart gegen diese armen Leute."

„Zu hart!" rief der Einnehmer aus, und richtete seinen dicken verstörten Kopf auf.

„Ja, Du verstehst Dich nicht auf's Gefühl . . . . auf's Gefühlsleben . . . ."

„Auf's Gefühlsleben?" versetzte Hahn. „Allerliebst! Sag' einmal, willst Du mich zum Besten haben, Fritz. . . Ha! ha! ha! mir kommst Du nicht wie dem alten Rebb Sichel . . . mir machst Du Nichts weiß mit Deiner ernsten Miene . . . ich kenne Dich! . . ."

„Und ich sage Dir," rief Kobus, „daß es Unrecht ist, diesen Bauern ihren Glauben vorzuwerfen und ihnen gar ein Verbrechen daraus zu machen. Der Mensch ist nicht blos dazu da, um Schätze aufzuhäufen und sich den Bauch vollzustopfen. Vielleicht sind diese armen Leute mit ihrem aufrichtigen Glauben und ihren Kartoffeln glücklicher als Du mit Deinen Omeletten, Deiner Mettwurst und Deinem guten Wein."

„He! he! he! Du Hanswurst!" sagte Hahn und legte ihm dabei die Hand auf die Schulter, „von wem sprichst Du denn eigentlich? Es will mir scheinen, daß bis jetzt Keiner von uns Beiden von Heiligenbildern und Kartoffeln gelebt hat, und ich hoffe, das wird auch nicht so bald unser Loos sein. Aha! Auf diese Weise willst Du Dich über Deinen alten Hahn lustig machen. Das sind ja ganz neue Ideen und Theorien!"

Unter solchen Gesprächen schickten sie sich zum Hinuntergehen an, als sich ein leises Geräusch an der Thüre hören ließ. Sie drehten sich um und sahen ein junges Mädchen von sechszehn bis siebzehn Jahren mit niedergeschlagenen Augen an die Wand gelehnt stehen. Sie war bleich und schwächlich; ihr grauleinenes Kleid, in dem große Stücke eingesetzt waren, verrieth einen schmächtigen Körper; schöne blonde Haare bedeckten ihre Schläfe; ihre Füße waren unbekleidet; unwillkürlich erregte eine entfernte Aehnlichkeit in Kobus ein Gefühl von mitleidiger Rührung, das er nie zuvor empfunden hatte; es war ihm, als sehe er die kleine Susel vor sich, aber abgezehrt, krank, zitternd, durch großes Elend erschöpft. Sein Herz wurde weich, seine Wangen durchrieselte ein leiser Schauer.

Hahn dagegen schaute auf das junge Mädchen mit einem Ausdruck übler Laune.

„Was willst Du?" sagte er barsch, „die Register sind geschlossen, die Zeit der Annahme vorüber; Ihr müßt nun Alle Eure Sache in Hüneburg abmachen."

„Herr Einnehmer," antwortete das arme Kind nach kurzem Schweigen, ich komme für meine Großmutter Anna Ewig. Seit fünf Monaten muß sie das Bett hüten. Wir haben viel Unglück gehabt; mein Vater ist am Kohlplatz letzten Winter unter seinen Schlitten gekommen . . . er ist gestorben . . . die Seelenmessen haben uns viel Geld gekostet."

Hahn, der anfing, etwas weicher zu werden, sah Fritz mit unwilligem Blick an. „Da hörst Du," schien er zu sagen, „immer wieder den heiligen Maclof."

Hierauf antwortete er laut:

„Das sind freilich Unfälle, die einem jeden zustoßen können; es thut mir sehr leid, aber wenn ich zur Hauptkasse komme, fragt man nichts nach dem Glück oder Unglück der Leute, man fragt nur, wie viel Geld ich bringe; und wenn es nicht genug ist, so muß ich das Fehlende aus meiner Tasche ersetzen. Deine Großmutter schuldet acht Gulden; ich habe letztes Jahr für sie bezahlt, das kann nicht immer so fortgehen."

Die arme Kleine war ganz traurig geworden, man sah ihr an, daß ihr das Weinen nahe war.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Arabisches Liebeslied aus dem 9. Jahrhundert.

Von Said ibn Tschudi. (Uebersetzt vom Grafen Schack.)

Auf Erden ist nicht höh're Lust,
Als weiße Nacken zu umschlingen,
Als wenn in muntrer Freunde Kreis
Die Becher in der Runde klingen.

Nichts Süßeres giebts, als nach dem Zwist
Sich mit dem Liebchen zu versöhnen,
Als wenn verstohlen Blick auf Blick
Der Jüngling wechselt mit der Schönen.

Hin eil' ich durch der Freuden Bahn
So wie ein Renner ohne Zügel,
Kein Hemmniß achtend, stürm' ich kühn
Zu meinem Ziel, als hätt' ich Flügel.

Nie in der Schlacht, wenn mir der Ruf
Des Todes scholl, hab' ich gezittert.
Doch werd' ich von dem süßen Laut
Der Liebe fort und fort erschüttert.

Der Winter kommt gefahren.

Von F. Freiligrath.

Der Winter kommt gefahren,
Er treibt die Welt zu Paaren,
Der Ostwind ist sein Speer,
Der Schneesturm sein Gewehr.

Mit eisbehangner Schleppe,
Ein Beutefürst der Steppe,
Fällt er bei Nordlichtschein
In unsre Hürden ein.

Und richtet seine Zelte,
Und schlägt das Land mit Kälte,
Und legt ihm, der Tyrann,
Wildstarre Fesseln an.

Derweil bei Tag die Sonne
Strahlt herrlich und in Wonne,
Und Nächtens ruhig brennt
Und blitzt das Firmament.

Venus mit prächt'gem Scheine,
Beinah wie eine kleine
Mondsichel anzusehn,
Flammt nieder ernst und schön.

Und o, des duftumwallten,
Des knisternden, des kalten
Frühroths! Die Wolke stiebt! —
Weh, daß es Arme giebt!

Weh, daß es giebt, die darben,
Weh, daß aus Nordlichtgarben
Zu frohem Erntefest
Kein Korn sich schwingen läßt!

Weh, daß, der Noth zu steuern,
An jenen ew'gen Feuern
Kein obdachloser Mann
Die Hand sich wärmen kann!

Weh, daß dies glüh'nde, blanke
Gewölb für tausend Kranke
Und Hungernde zur Frist
Das einz'ge Obdach ist!

Daß Kinder, Weiber, Greise,
Aermer als Rab' und Meise,
Nicht wissen, wo zu Nacht
Das Bett für sie gemacht.

Und alles das inmitten
Der Wagen und der Schlitten,
Bei Börse, Bank und Ball
Und stolzem Waffenschall!

Weh, all der alten Wunden
Der Menschheit, oft verbunden,
Und immer noch nicht heil! —
Auf, wirk' auch du dein Theil!

Auf, rühr' auch du die Schwinge,
Flieg aus, mein Lied und singe,
Flieg aus! in Reif und Schnee
Nach warmen Herzen späh'!

Flieg aus! O sieh, schon feuchten
Sich Augen! Augen leuchten!
Sieh, Hände weit und breit
In Liebe hilfbereit.

Das ist das Wort! Ja: Liebe!
Sing' immer: Liebe! Liebe!
Die Liebe hegt und hält,
Die Liebe heilt die Welt.

Feuilleton.

Im Winter im Walde — nach Reisig. (Bild S. 85.) Wißt Ihr, wie die Kälte thut, im ungeheizten Stübchen bei 10, 12 Grad Frost und mehr draußen? Nun — ich will hoffen, daß keiner unserer freundlichen Leser aus eigener öfterer Erfahrung von solcher Pein zu erzählen weiß. Aber Millionen Menschen — jung und alt — in unserm Vaterlande allein und noch vielmehr da draußen in der übrigen Kulturwelt könnten ein schaurig Lied davon singen, und aber Tausende fallen immer noch rasch oder langsam solchem Winterfroste zum Opfer. Um sich zu wehren gegen so bittres Loos lohnt es sich schon im winterlich öden Walde die abgefallenen, halb oder ganz im Schnee vergrabenen Aeste und Zweige zitternd vor Frost zusammen zu suchen. Welche Freude für die armen, jungen Menschen, zu dem arbeitsgebeugten Vater oder der kranken Mutter mit schwerer Bürde heimkehren zu können, dann am immer wärmer werdenden Ofen die bitterböse Kälte aus den schmerzenden Gliedern auszutreiben! xz.

Salomo bei den Chinesen. — In einem berühmten chinesischen Drama, der Kreidezirkel betitelt, befindet sich ein treffliches Beispiel von Mutterliebe, welches wohl eine größere Verbreitung verdient. Zwei Frauen behaupten, Mutter eines und desselben Kindes zu sein. Sie erscheinen vor dem Richter, welcher, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen, befiehlt, auf den Fußboden mit Kreide einen Kreis zu ziehen und in dessen Mitte das Kind zu legen. Darauf erklärt er, daß das Kind derjenigen von beiden gehören solle, welcher es gelingen werde, dasselbe aus dem Kreise herauszubringen. Die falsche Mutter, welche natürlich keine Liebe zu dem Kinde hat, trägt über die wahre den Sieg davon, weil diese von Mitleid überwältigt, nicht wagt, von all ihren Kräften Gebrauch zu machen. Daraus folgert der Richter, daß sie die wahre Mutter sei, und übergiebt ihr das Kind. Diese Probe hat eine große Aehnlichkeit mit dem bekannten Richterspruch Salomons und könnte leicht zu gelehrten Abhandlungen Veranlassung bieten. Wohl alle Mütter sind einer solchen Hingebung und Aufopferung fähig. (Nach der Veröffentlichung des Generals Toheng-Ki-Tong im „Le Temps".) Hch.

Ein erbaulicher Text. Einem wohlbestallten Schuhmacher waren sechs Frauen hintereinander gestorben und trotz seiner abergläubischen Furcht vor der „bösen Sieben" hatte er bei dem Begräbniß der sechsten die Wahl der Nachfolgerin bereits getroffen. Um allem Gerede vorzubeugen, bat er den Pastor, dies in der Leichenrede auf eine schickliche Weise mit zu berühren. Zur höchsten Erbauung des trauernden Wittwers wählte der gefällige Seelsorger daraufhin zum Text seiner Grabrede folgenden Spruch: „Aus sechs Trübsalen hat Dich der Herr errettet, und in der siebenten soll Dich kein Unfall treffen."
A. St.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 12. 1886. Unterhaltungs-Beilage. December.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch. Fortsetzung.

Die Nachricht von Anna's Entlassung verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die ganze Stadt.

Die Bekanntmachung, daß „wegen unvorhergesehener Behinderung des Fräulein Pelzer die auf heute angesetzte Vorstellung nicht stattfinden könne" und dafür einige Lustspiele als Lückenbüßer eingeschoben seien, fand nirgend Glauben.

Die öffentliche Meinung entdeckte sofort den wahren Sachverhalt und übersetzte richtig die „Behinderung" in „Verabschiedung".

Die Abendzeitungen sprachen einmüthig ihre Mißbilligung über die Intendanz aus, welche „durch eine schroffe Haltung der hiesigen Bühne einen unersetzlichen Verlust bereitet habe," und bezeichneten es als einen „unbegreiflichen Mißgriff, in der Aeußerung edelmüthiger Barmherzigkeit politische Tendenzen zu suchen, zumal einer Dame gegenüber, welche anerkanntermaßen ausschließlich der Kunst lebt."

Sie gaben hierdurch der allgemeinen Stimmung nur einen schwachen Ausdruck.

Unter der Arbeiterbevölkerung herrschte eine förmliche Erbitterung, welche eine fast drohende Haltung annahm, so daß die Polizei die Erlaubniß für einen zu Ehren der Schauspielerin angemeldeten Fackelzug nicht zu verweigern wagte.

In vorgerückter Abendstunde ließ sich Graf Hochheim bei Anna melden.

„Sie wollen die unpassende Zeit entschuldigen," sprach er beim Eintritt. „Ich beabsichtige, mit dem Nachtzuge von hier abzureisen und habe noch eine diplomatische Mission zu erledigen; die letzte in meiner hiesigen Stellung. Ich hoffe, daß sie mir gelingen wird. Sofort, nachdem sich das Gerücht Ihres Ausscheidens aus der fürstlichen Bühne verbreitete, habe ich meiner heimathlichen Theaterverwaltuug auf telegraphischem Wege davon Kenntniß gegeben und bin darauf ermächtigt worden, Sie zu einem längeren Gastspiele einzuladen. Man wird Sie mit offenen Armen empfangen und hofft, Sie dauernd für Langenstein zu gewinnen."

Anna nahm dieses Anerbieten an.

Auf der Straße hatte sich inzwischen ein sehr reges Leben entfaltet.

Kopf an Kopf drängten sich die Menschen vor Anna's Wohnung.

Ein Lichtmeer von tausend Fackeln erhellte den Platz.

Ein Mann wurde von kräftigen Schultern emporgehalten und rief mit mächtiger Stimme zu Anna's Fenstern hinauf: „Der Wohlthäterin der Armen, der edelsten Tochter des Volks, der hochherzigen Künstlerin bringen wir in inniger Dankbarkeit unsere Huldigung dar. Anna Pelzer lebe hoch!"

Er schwenkte die Fackel, die Fanfare der Trompete schmetterte, übertönt von dem tausendstimmigen Ruf der begeisterten Volksmenge.

„Sie lassen hier viel Liebe und Verehrung zurück," sagte der Graf zu dem tiefgerührten Mädchen. „Ein solcher Triumph wird keinem Könige zu Theil. Aber kommen sie freudigen Muthes zu uns. Wir werden uns bemühen, Ihnen Trotzburg zu ersetzen. Ich schätze mich glücklich, Langenstein auf Ihren Empfang vorbereiten zu können. Auf ein baldiges Wiedersehen daselbst!"

XIV.

Die Aufnahme, welche Anna in Langenstein fand, rechtfertigte im vollsten Umfange die vom Grafen Hochheim erregten Hoffnungen. Sie gewann in kürzester Zeit die allseitigste Bewunderung und war der Liebling des Publikums.

Trotzdem mochte sie sich nicht entschließen, ein dauerndes Engagement, welches ihr unter überaus vortheilhaften Bedingungen angeboten wurde, anzunehmen.

Sie fühlte sich einsam inmitten der begeisterten Huldigungen.

Schmerzlich entbehrte sie den Umgang mit Frau Rother und Fahler's Freundschaft. Sie war gewohnt, alle Sorgen und Freuden mit diesen bewährten Freunden zu theilen; bei ihnen Rath und Trost, Ermunterung und Mitgefühl zu suchen und stets zu finden. Hier aber hatte sie Niemanden, dem sie sich in vollem Vertrauen anschließen konnte. Sie empfand zum ersten

Male das beklagenswerthe Loos einer vater- und mutterlosen Waise. Aller Ruhm und Glanz ersetzten ihr nicht die Herzen der beiden Freunde, welche in aufrichtiger Hingebung ihr entgegenschlugen.

Durch den Grafen Hochheim, der ihr sein Wohlwollen unverändert bewahrte, öffneten sich ihr die höchsten Kreise. Sie nahm in der Gesellschaft eine Stellung ein, welche keinem ihrer Kunstgenossen eingeräumt wurden.

Zum nahe bevorstehenden Karneval beabsichtigte der Künstlerverein ein großes Fest zu veranstalten. Unter Anderem sollten auch „lebende Bilder" gestellt werden. Das Arrangement hierfür hatten mehrere Maler übernommen.

Dieselben widmeten sich in angestrengter Thätigkeit dieser Aufgabe und wetteiferten in dem Bestreben, das Vollkommenste zu leisten.

Dem jungen Maler Laukhard war die Komposition eines Bildes: „Maximilians Empfang am Hofe Mariens von Burgund" übertragen worden. Aus Gaillard's und Münch's Abhandlungen über das Leben dieser Fürstin schöpfte er die erforderliche eingehende Kenntniß der näheren Umstände dieser Begegnung, um das figuren- und farbenreiche Bild in möglichst historischer Treue darstellen zu können. Die Gestalt der burgundischen Herzogin, einer der schönsten Frauen ihrer Zeit, hatte den hervorragendsten Platz in der Gruppe einzunehmen. Sie bildete den Mittelpunkt der Szene. In sehnsüchtigem Verlangen hat sie dieser Stunde entgegengeharrt, welche sie mit dem herrlichen Prinzen, für den ihr Herz schon seit vier Jahren, seit den Turnieren in Trier, in inniger Liebe erglüht, vereinigen soll. Eine Fülle mächtig wogender Gefühle begegnen sich in diesem Augenblicke. Die Ereignisse der letzten Jahre ziehen an ihrem Geiste vorüber. Die Niederlage ihres Vaters, des gewaltigen kühnen Karl — dessen wilde Schwermuth und Tod — die Hinrichtung ihrer treuen Räthe, der Raubzug des französischen Königs, dessen Werbung um ihre Hand für den siebenjährigen Dauphin. In diesem glänzenden Bräutigam umarmt sie nicht nur den geliebten Gemahl, sie begrüßt in ihm auch den Retter und Befreier. Die Last des Szepters ist zu schwer für ihre zarte Mädchenhand, er, „das edelste deutsche Blut, nach dem ihr Herz so lange sich gesehnt," wird ihr es tragen helfen.

Welche Dame wäre fähig, also Maria von Burgund darzustellen?

Laukhard vergegenwärtigte sich Alle, deren Mitwirkung er in Anspruch nehmen könnte: keine genügte den Anforderungen, welche der Gegenstand erheischte. Und dennoch hing von dieser Hauptfigur das Gelingen der ganzen Darstellung ab.

Da richteten sich seine Gedanken auf die seit Kurzem hier weilende große Schauspielerin Anna Pelzer. Wahrlich, diese würde dem Bilde Leben und Glanz verleihen! Wenn deren Theilnahme gewonnen werden könnte, dann wäre er eines großartigen Erfolges gewiß!

Aber wie sollte er zu der gefeierten Künstlerin gelangen? Sie war fast unnahbar; sie empfing fast Niemanden; aber es mußte sein: sie mußte ihm ihre Mitwirkung leihen.

Man rühmte ihre freundliche Milde, ihre Güte für die Armen; diese Milde und Güte mußten auch ihm zu Theil werden.

Er wollte sich unter allen Umständen zu ihr Zutritt verschaffen; sie sollte seine Bitte vernehmen und erhören.

In dem vortrefflichen Erziehungsinstitut zu Bielheim waren die schönen Anlagen Otto Laukhard's einer gedeihlichen Entfaltung entgegengeführt worden.

Die ideale Richtung, welche Elise in voller Absichtlichkeit der Sinnesweise ihres Sohnes gegeben, trat in dem Charakter des Jünglings bedeutsam hervor und verlieh ihm das besondere Gepräge.

Otto haßte alles Niedrige, Gemeine. Sein Herz erglühte für das Schöne und Edle; sein Geist fand seine Befriedigung in der Erkenntniß des Wahren.

In dem stolzesten Hochgefühle seligster Mutterliebe konnte Elise auf Otto hinschauen. Was sie erstrebt und erhofft hatte, fand sich in ihrem Sohne verwirklicht; er war ein edler, reiner Jüngling geworden.

Auch des Vaters Eitelkeit war befriedigt.

Otto war von starkem und schönem Wuchse. Die gewölbte Stirn, die großen glänzenden Augen verliehen dem von langem blondem Haar umflossenen Antlitze einen kräftigen, geistvollen Ausdruck. Otto versprach eine hervorragende männliche Erscheinung zu werden.

Das Urtheil der Lehrer über ihn lautete sehr günstig; man rühmte seinen Fleiß und sein Betragen.

Laukhard beabsichtigte, seinen Sohn für das Geschäftsleben ausbilden zu lassen, um in ihm einen rüstigen Mitarbeiter zu haben, welchem er dereinst die Leitung des ausgedehnten Fabrikwesens übertragen könnte.

Zu diesem Behufe sollte Otto nach Absolvirung des Gymnasiums eine Webschule besuchen. Der Sohn aber hegte eine ausgesprochene Abneigung gegen die bürgerliche Beschäftigung. Er hatte ein unleugbar hervorragendes Talent für die Zeichenkunst und den sehnlichsten Wunsch, sich ausschließlich der Malerei zu widmen.

Es kostete viele Mühe, den Widerstand des Vaters gegen diesen Beruf zu überwinden. Es kam deswegen fast zu einem förmlichen Bruch zwischen Vater und Sohn.

Die Erwägung, daß Otto mit seiner idealen Anschauung schwerlich jemals ein tüchtiger Geschäftsmann werden würde, besiegte endlich des Vaters Einsprache.

Otto durfte die berühmte Maler-Akademie zu Langenstein beziehen.

Der zwischen den Eltern herrschende Zwiespalt war ihm während dieser Kämpfe zum Bewußtsein gebracht worden.

Seine Liebe wendete sich mehr denn früher der Mutter zu, während er dem Vater nur die schuldige kindliche Achtung und Unterordnung bewahrte.

Auf der jüngsten Kunstausstellung fand ein größeres Bild von seiner Hand die allgemeinste Beachtung und ward von Kennern außerordentlich günstig beurtheilt. Er erlangte dadurch einen gewissen Ruf und zählte zu denjenigen jüngeren Malern, von welchen man sich eine bedeutende Zukunft versprach. Dieser Erfolg versöhnte auch den Vater mit der Laufbahn des Sohnes. Es schmeichelte ihm, daß sein Name durch Otto mit einem neuen Glanze umgeben ward. — —

Auf dem Wege zu Anna's Wohnung überlegte Otto, wie er sich bei ihr am sichersten einführen könnte. Eine unschuldige List glaubte er sich um des guten Zweckes willen gestatten zu dürfen.

Ein junger Künstler möchte das Fräulein um Rath und Hülfe bitten," ließ Otto Laukhard melden und wurde sogleich von Anna empfangen. Seiner beredten Bitte vermochte Anna nicht zu widerstehen.

Otto hatte sich nach echter Künstlerart in seine Aufgabe so ganz vertieft, daß deren Lösung ihm eine Herzensangelegenheit geworden war, für welche er mit dem ganzen Feuer edler Begeisterung eintrat.

Er legte Anna eine Skizze des Bildes vor und entwickelte den Charakter der Hauptperson desselben mit einem so feinen Verständniß für alle Seiten menschlicher Empfindung, daß Anna sowohl von der innigen Auffassung, wie von der genialen Anordnung des Gegenstandes im höchsten Grade überrascht und für dessen Ausführung auf's lebhafteste interessirt ward.

Die ihr angetragene Mitwirkung erschien ihr als eine schwierige aber höchst befriedigende Kunstleistung.

In freudigster Stimmung verabschiedete sich Otto von Anna. Er hatte bei ihr ein liebevolles Eingehen auf seine Ideen gefunden. In langer gemeinschaftlicher Berathung waren alle Einzelheiten seiner Komposition erörtert worden.

Anna hatte dieselbe durch mancherlei Ausstellungen, deren Begründung er einsah, berichtigt. Die beiden jungen Künstler waren in dieser gemeinsamen Arbeit rasch einander nahe getreten und hatten sich gegenseitig schätzen gelernt. Jeder empfand ein herzliches Wohlgefallen an dem Andern; begegneten sie sich doch

in dem gleichen reinen Enthusiasmus, welcher in der Kunst die Wahrheit in dem Gewande des Schönen verehrt und deren Verkörperung anstrebt. — — —

Das Fest des Künstlervereins fiel außerordentlich glänzend aus. Die großen Säle des Rathhauses waren für dasselbe zur Verfügung gestellt worden. Der Hof und die gesammte aristokratische Gesellschaft hatten sich eingefunden.

Die Aufführungen fanden großen Beifall; Otto's Bild aber rief einen so stürmischen Ausbruch der Anerkennung hervor, daß dagegen alles Andere in den Hintergrund trat.

Maria von Burgund, ihr zur Seite die treue Freundin und Stiefmutter, die Herzogin-Wittwe Margarethe, umgeben von den Prinzessinnen von Geldern und Cleve, den Gräfinnen Chimay und Wincheſter, den Damen von Ravenstein und Hallewyn, dem Oberhofmeister von Launoy, dem päpstlichen Legaten, den Herren von Daysele und Ravenstein und einer Anzahl von Rittern des Vließes und Edeldamen einerseits; Erzherzog Maximilian mit dem Herzog von Bayern, dem Marschall von Pappenheim, dem Erzbischof von Trier, dem Bischof von Metz, dem Fürsten von Anhalt, dem Markgrafen von Baden, dem Grafen von Nassau, dem Kanzler Jorien und einem zahlreichen Gefolge andererseits, — stellten ein überwältigendes, großartiges und glanzvolles Gemälde dar.

Maria war um ein Weniges hervorgetreten und neigte sich ihrem Verlobten, dem stattlichen, hochgewachsenen, in glänzender silberner Rüstung gekleideten Prinzen zu.

Das war in der That die viel verherrlichte „duftende, blühende, glanzreiche Blume" aus dem herrlichen Burgunderland, wie sie die Chronisten schildern, in jungfräulichem anmuthigem Liebreiz und edler, stolzer Hoheit, züchtig und minniglich den theuern, heißgeliebten Gemahl begrüßend, all des Weh's und Jammers ihrer hülflosen Jugend in diesem Augenblicke gedenkend, um fürderhin an der Seite des „klugen, besonnenen, vorsichtigen, tapferen, kenntnißreichen, gütigen" Erzherzogs, dessen Schönheit „die gerühmte des Absalon weit übertrifft", und „von Pygmalion's Ideal nicht erreicht wird", alles Leids zu vergessen und in den Garten wonnevoller Glückseligkeit einzuziehen.

Das Entzücken der Menge kannte keine Grenze. Dreimal mußte die Gardine emporgezogen werden, um den wiederholten Anblick der großartigen malerischen Gruppe zu gewähren.

Man wünschte das in allen Farben — von dem lichten Weiß der beiden Mittelfiguren, durch das Roth und Violett der Prälaten, das Blau, Grün, Orange in den mannigfachsten Schattirungen bis zum Schwarz der Gewandung der Ritter und Damen — wechselnde ausdrucksvolle Bild, welches mit ebenso genauer historischer Treue, wie mit vollendet künstlerischer Konzeption ausgeführt war, festzuhalten.

Otto wurde dem Fürsten vorgestellt und erhielt den ehrenvollen Auftrag, dasselbe für den großen Redoutensaal des Residenzschlosses zu malen.

Für den jungen Künstler hub eine Zeit frohen, rüstigen Schaffens an, der herrlichste, schönste Lenz seines Lebens. Der stolze Traum von Ruhm und Ehre sollte verwirklicht werden. Nichts gleicht dem seligen Bewußtsein, welches die Brust des Künstlers bei der ersten Meisterschöpfung schwellt.

Anna nahm den wärmsten Antheil an Otto's Bild. Sie hatte mehrere Male sein Atelier besucht, um sich als Maria von Burgund malen zu lassen. Otto suchte sie öfters in ihrer Wohnung auf, um ihre Ansicht über diese oder jene Anordnung von seinem Werke zu vernehmen. Es bildete sich zwischen ihnen ein häufiger Verkehr aus, welcher Beiden zu einer süßen Gewohnheit wurde, ohne daß sie dessen ein Arg hatten.

Ihre Kunst bot so manche Berührungspunkte, daß der Maler von der Schauspielerin und diese von dem Maler lernte. Sie gaben sich ahnungslos dem Vergnügen hin, welches ihnen das Beisammensein gewährte und bemerkten nicht, daß das Gefühl der Freundschaft allmählich in ein zärtlicheres überfloß.

Otto verehrte in Anna das höchste weibliche Ideal, und Anna erblickte in Otto eine Vereinigung der vollkommensten männlichen Tugenden.

Ihre Lippen sprachen nicht von Liebe; dennoch hatten sich ihre Seelen längst verbunden, und in ihren Herzen waltete jene geheimnißvolle Macht, welche das Chaos der Empfindungen in sanfte Harmonie auflöst.

In Otto's Brust lebte Anna's holde Gestalt, und in Anna's keuschem Busen war nur Raum für Otto's strahlendes Bild.

Es war die Maienzeit ihrer Liebe.

Je lauter die allgemeine Stimme dem Wunsche Ausdruck gab, Anna in ein festes Verhältniß zur Langensteiner Bühne eintreten zu sehen, eine desto unangenehmere Gestaltung nahm die Eifersucht an, welche die bedeutenderen Mitglieder des Theaters wegen Anna's Triumphe hegten. Dadurch war ihr der Aufenthalt verleidet worden. Sie hatte deshalb die Einladung verschiedener Theaterverwaltungen zu Gastdarstellungen angenommen und rüstete sich zur Abreise.

Otto hatte sich am Bahnhofe eingefunden, um ihr Lebewohl zu sagen. Als ihre Hand in dem Augenblicke der Abfahrt in der seinigen ruhte, durchzuckte ein leuchtender Funke sein Inneres. Es war ihm, als ob sein Herz zu Anna hinüberströmte, um sich unauflöslich mit dem ihrigen zu vereinigen.

In tiefer Bewegung sah er dem davoneilenden Zuge nach.

In ihm aber erklang das hohe Lied der Liebe in den mächtig rauschenden und doch so zart und lieblich hallenden Akkorden des heiligen Wettgesanges: ich bin dein, — du bist mein! — — —

XV.

Mitten in den Triumphen Ihrer Gastspielsreise trafen bei Anna gleichzeitig zwei Briefe von Trotzburg an. Der eine trug dir Handschrift Fahler's welcher ihr sehr selten schrieb, aber der Einzige war, durch welchen sie überhaupt aus ihrer Vaterstadt Kunde erlangte.

Obgleich sie an Frau Rother häufiger Briefe richtete, so erhielt sie doch fast niemals eine Antwort. Marie begnügte sich in der Regel damit, Fahler's langen Briefen eine flüchtige Zeile des Grußes hinzuzufügen.

Fahler, welcher stets mit großem Ernste und strenger Gewissenhaftigkeit zu handeln pflegte, widmete auch der Korrespondenz mit Anna eine besondere Sorgfalt, und seine Briefe waren immer von einer umständlichen Ausführlichkeit.

Anna hatte seit mehreren Monaten keine Nachricht von Trotzburg erhalten; der gegenwärtige Brief war deshalb ein freudiges Ereigniß.

Fahler schieb:

„Liebe Anna!

Meine Zeit und Kraft stehen im Dienste der Armen und Elenden; ich darf die Minuten nicht vergeuden. Dein Vater hat Dich aber meinem Schutze anempfohlen; ich habe also Pflichten gegen Dich, wie ein Vater gegen seine Tochter. Und ich erfülle diese Pflichten gern. Ich habe an mich vergessen, ich kam nicht dazu, mir einen eigenen Herd zu gründen; das Weh der Menschheit hatte mein ganzes Herz in Anspruch genommen.

Ihm widmete ich mein Denken und Handeln; noch das letzte Zucken meines Hirns wird der großen Aufgabe meines Lebens geweiht sein. Wenn ich mir aber ein Kind wünschte, so möchte ich, daß es Dir gleiche, Dir, der würdigen Tochter eines wackeren Menschenpaars, mit welchem die heiligen Bande der Freundschaft mich verknüpfen. Deine Eltern sind die Einzigen gewesen, die, aus dem Kreise der Gesammtmenschheit heraustretend, mit mir einen besonderen Freundschaftsbund geschlossen. Sie waren mir Bruder und Schwester, und du bist deren heiliges Vermächtniß an mich, du bist meine Tochter. Ja, eine Tochter erblicke ich in Dir, Du edles Arbeiterkind! Auf der Höhe des Ruhmes — des eitlen und des nichtigen — ist Dein Sinn einfach geblieben; Du hast Dir das weiche, reine Herz, die Biederkeit des Charakters bewahrt und fühlst Dich als die Tochter des Notenschreibers und der Nätherin, als die Freundin des verleumdeten und angefeindeten Arbeiterfreundes Fahler.

Deß sind auch deine letzten Briefe Zeuge.

Du hast einen gerechten Anspruch an meine Dankbarkeit; und deshalb opfere ich Dir freudig eine nächtliche Stunde, um mich mit Dir, meinem geliebten Kinde, zu unterhalten und Dir diejenigen Nachrichten zukommen zu lassen, nach welchen Dein Herz verlangt.

Also zuerst von dem Wichtigsten.

Mit der Errichtung von Arbeiterwohnungen wird jetzt der Anfang gemacht werden. Ich sehe auch in diesem Ereignisse eine Frucht meiner beharrlichen Thätigkeit langsam reifen, nachdem mit den Arbeiterwarteschulen und Krankenkassen die Fabrikanten schon früher dem Einflusse meiner aufklärenden und anspornenden Agitation sich haben fügen müssen. Drei größere Etablissements haben sich jetzt vereinigt, um die Mittel zur Bestreitung der Kosten für den Erwerb von Grundstücken und des Baues herzugeben. Die Häuser werden durch die Entrichtung der Miethe, welche derartig festzusetzen ist, daß sie das Kapital verzinst und nach und nach gänzlich tilgt, im Laufe der Zeit Eigenthum der Arbeiter. In dieser Seite meiner Wirksamkeit kennzeichnet sich die Anregung, welche ich Deiner seligen Mutter verdanke. Sie hat meinen Sinn zuerst auf das näher liegende praktische Bedürfniß gelenkt, welchem durch eine unermüdliche Arbeit Befriedigung geschafft werden kann. Schrittweise muß das Terrain erobert werden; dem in der Gegenwart Erreichbaren gilt die erste und vornehmlichste Anstrengung; diese verständige Weisheit hat mir Deine Mutter gepredigt. Sie hat den ehemaligen unklaren und stürmischen Revolutionär in den bedächtigen und vernünftigen Agitator umgewandelt. Der Tochter gestehe ich dieses gern ein.

Aus dem Umsturze erblüht nicht das Heil, nur aus der allmählichen Umformung entwickeln sich glücklichere Zustände. Bei Marbach finde ich stets ein freundliches Entgegenkommen für meine Ziele; sein Beispiel und Einfluß wirken segensreich im Kreise der Arbeitgeber. Laukhard und sein Anhang aber sind meine erbittertsten Gegner überall und auch hierbei.

Frau Rother befindet sich wohl.

Die eigenartige, hartnäckige Frau, welche noch immer bei ihrer Weigerung verbleibt, unsere wirklich gediegene Zeitschrift „Der Lohn der Arbeit“ zu lesen, zeigt sich in ihrer Besonderheit bei jedem Anlaße. Ihr Sohn Rudolph hat sich hier als Advokat niedergelassen und ist ein tüchtiger, fester Mann geworden. Er wünscht, daß seine Mutter mit ihm die Wohnung theilen und ihren Nahrungserwerb aufgeben möge. Er will sie erhalten. Sie aber ist nicht zu bewegen, dieses Anerbieten anzunehmen. „Mein Sohn muß erst sein reichliches Einkommen haben, bevor ich mich von ihm ernähren lasse,“ sagt die körperlich schwache und kränklich gewordene, charaktervolle, starke Frau und verbleibt bei ihrer Nähmaschine in der Kirchstraße.

Ich habe mich dieser Tage mit dem Ordnen meiner Papiere beschäftigt. Dieselben sind der einzige Schatz meines Besitzes. Ich trenne mich von keinem beschriebenen Fetzen; und wenn ich zur Erholung von der Arbeit einige Minuten in meinen Schriften blättere, so ziehen an meinem Geiste die Erlebnisse der Vergangenheit in lebhaften Farben vorüber. So fand ich auch in dem Bündel, welches aus meiner früheren Jünglingszeit herrührt, unter Anderem das einliegende Blatt.

Dein Vater und ich waren Schreiber bei einem Advokaten und verdienten kaum so viel, wie wir für den nothwendigsten Lebensunterhalt gebrauchten. Dein Vater liebte Deine Mutter, eine arme, elternlose Waise. Er wagte nicht, seine Neigung zu gestehen, trotzdem ich, als der Vertraute seines Herzens, wiederholt ihn dazu ermunterte. Da verfielen wir auf den Gedanken, daß es gerathen sei, wenn er zum Geburtstage Deiner Mutter sie durch eine stumme Huldigung auf seine Liebe aufmerksam mache und dadurch eine Offenbarung seines Geheimnisses erleichtere. Er sollte einen Blumenstock mit einer Widmung in ihr Zimmer stellen und hernach mit seinem Geständnisse erscheinen. Er schrieb diese Zeilen und ich malte den Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht dazu. Wir versprachen uns den allergünstigsten Erfolg und harrten in banger Erwartung dem Tage entgegen. Aber als derselbe gekommen war, verlor Dein Vater den Muth. Er bebte schüchtern vor der Ausführung zurück und verschloß noch zwei Jahre lang sein süßes Gefühl in seinem Herzen. Ich aber bewahrte dieses Blatt.

Römischer Triumphbogen.

Dein Vater ist Deiner Mutter treu geblieben. Sein ganzes Leben war ihr, der trefflichen Frau, gewidmet. Du wirst das Blatt in Ehren halten; es ist ein theures Andenken. Es vergegenwärtigt Dir die zärtliche Liebe Deines Vaters zu Deiner Mutter. Möge es Dir beschieden sein, dereinst ebenso treu und innig geliebt zu werden! Ich trenne mich schwer von diesem Blättchen, aber dessen Besitz gebührt Dir eher als mir. Dein Name wird in diesen Tagen hier mehr als je genannt. Das Laukhard'sche Bild, auf welchem Du die Hauptfigur bist, erregt in der gegenwärtigen Kunstausstellung das größte Aufsehen. Es wird so außerordentlich gerühmt, daß der jetzt hier anwesende Maler als Professor an der hiesigen Akademie angestellt werden soll.

Ich habe sonst keine Zeit für dergleichen Schaustellungen. Mein Leben ist zu ernst und es giebt zuviel zu thun, um die Zeit mit der Betrachtung von Gemälden zu vertändeln. Mögen sich die Sorglosen und Reichen solcher Genüsse erfreuen. Ich konnte aber dennoch nicht dem Drange widerstehen, Dich zu sehen; und ich sah auf dem Bilde nur Dich allein.

Dieser Laukhard muß in der That ein großer Meister sein. Er hat in seiner Maria von Burgund durch die treue Wiedergabe Deiner Gestalt wirklich ein wunderbares Kunstwerk geschaffen. Weißt Du, daß er der Sohn des herzlosen Tyrannen Laukhard ist?

Es wird überall von dem Bilde und Dir gesprochen. Man beklagt es, daß Du durch die elende Gesinnung der Intendanz, welche Dir eine edle Handlung nicht verzeihen konnte, veranlaßt wurdest, von hier fortzugehen. Diese Angelegenheit wird jetzt in den Zeitungen wiederum eingehend behandelt und man verlangt einstimmig Deine Zurückberufung. Das Schauspiel soll nichts werth sein, seitdem Du nicht mehr hier bist. Ich weiß es

nicht, denn ich habe das Theater nur sehr selten besucht, und zwar wenn Du aufgetreten bist. Es wäre ein schöner Sieg der Tugend über die Gemeinheit, wenn man Dich wieder hierher berufen würde. Es sollte mich sehr freuen, wenn es dazu käme.

Ich halte es nicht für unmöglich, weil die Leute es eifrig verlangen. Lebe wohl!

Dein treuer Freund

Johannes Fahler."

Dem Briefe war ein Blatt beigefügt, welches, von einem in Wasserfarben ausgeführten Kranze umschlossen, die Worte enthielt:

Deiner Tugend holde Anmuth
Zieht zu Dir mich mächtig hin,
Und es möchten meine Lippen
Stammeln froh der Liebe Schwur.
Dennoch meid' ich Deine Nähe,
Flieh' Dein theures Angesicht,
Berg' der Liebe süßes Sehnen
Scheu im Busen — rede nicht.

In Anna's Auge glänzte eine Thräne, als sie dieses rührende Zeugniß der jungen Liebe ihres Vaters in Händen hielt.

Sie hatte diese Liebe in ihrer vollen Entfaltung geschaut. Sie hatte gesehen, wie sie die Herzen ihrer Eltern so unauflöslich miteinander verknüpfte, daß der Eine nur in dem Andern lebte, und der Geliebten Tod den Vater in's Jenseits rief.

Würde sich der Segenswunsch des Freundes erfüllen, daß sie einer gleichen Liebe theilhaftig werde? Trug Otto für sie eine ähnliche Zuneigung im Busen? „Zog es ihn zu ihr mächtig hin?"

In diesem Augenblicke beschlich ein angstvoller Zweifel ihr Herz. Noch hatte kein Wort, keine Miene es angedeutet, daß sie ihm theuer wäre.

Sie sehnte sich nach seinem Anblicke, und dennoch bangte ihr davor.

Wenn sie hoffnungslos lieben sollte? Wenn Otto's Herz bereits einer Anderen Bild in sich angenommen hätte?

Er war jetzt in Trotzburg, so schrieb ihr Fahler, sollte sie nicht auch dorthin reisen? Sie war ja frei; sie konnte ja die Stätte ihrer Heimath, der Freunde, des Grabes ihrer Eltern besuchen.

Sie hatte des anderen Briefes vergessen; er lag noch uneröffnet auf dem Tische. Gedankenlos griff sie nach demselben und erbrach den Umschlag.

War das eine höhere Fügung? Lenkte die Vorsehung ihre Schritte dem Geliebten entgegen?

In freudiger Erregung las sie das Schreiben des Baron von Volkmar, der Theaterintendant von Trotzburg lud sie in schmeichelhafter Weise zur Rückkehr ein. Es bedurfte keines langen Nachdenkens. Ihr Herz hatte bereits entschieden. Der Intendant erhielt eine befriedigende Antwort.

(Schluß folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Du bist also gekommen," fuhr Hahn fort, „mir zu sagen, daß Nichts vorhanden ist, nicht wahr? daß Deine Mutter keinen Kreuzer hat? Wenn Du mir nichts Anderes zu sagen hast, hättest Du eben so gut zu Hause bleiben können, das wußte ich schon."

Da streckte sie, ohne die Augen zu erheben, langsam ihre Hand aus und öffnete sie; ein Gulden war darin.

„Wir haben unsre Ziege verkauft, um etwas bezahlen zu können," sagte sie mit gebrochener Stimme.

Kobus wendete den Kopf nach dem Fenster; sein Herz erbebte in ihm.

„Auf Abrechnung," sagte Hahn, „immer nur auf Abrechnung! Wenn es wenigstens noch der Mühe werth gewesen wäre."

Nichtsdestoweniger öffnete er sein Register und sprach:

„Meinetwegen, komm' her!"

Die Kleine trat näher; aber Fritz neigte sich über die Schulter des Einnehmers, der eben schreiben wollte, und sagte ganz leise:

„Bah! laß das!"

„Was?" versetzte Hahn und blickte ihn verblüfft an.

„Streiche Alles aus!"

„Wie? . . . ausstreichen?"

„Ja! — Steck' Dein Geld wieder ein," sagte Kobus zu dem Mädchen.

Und ganz leise flüsterte er Hahn in's Ohr:

„Ich zahle!"

„Die acht Gulden?"

„Ja."

Hahn legte die Feder weg; er schien in Gedanken versunken zu sein, schaute das junge Mädchen an und sprach zu ihr mit ernstem Ton:

„Der Herr Kobus von Hüneburg will für Euch zahlen. Sag' das Deiner Großmutter. Nicht der heilige Maclof zahlt, nein, der Herr Kobus, ein verständiger, wohlmeinender Mann, der das aus gutem Herzen thut."

Die Kleine schlug die Augen auf und Fritz sah, daß sie von sanftem Blau waren, wie die der Susel und voller Thränen. Sie hatte ihren Gulden schon auf den Tisch gelegt; er nahm ihn, wühlte in seiner Tasche herum, legte fünf oder sechs dazu und gab sie ihr mit den Worten:

„Da, lieb Kind, sucht Eure Ziege wiederzubekommen oder eine gleich gute zu kaufen. Jetzt kannst Du gehen."

Aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Hahn, der ihre Gedanken errieth, kam ihr zu Hilfe und sagte:

„Du willst Dich bei dem Herrn bedanken, nicht wahr?"

Sie nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Das ist recht, das ist recht," fuhr er fort. „Wir wissen natürlich sehr wohl, was Du darüber denken mußt; es sei eine Wohlthat des Himmels, die Dir widerfahre. Von jetzt ab bleibt aber mit Euren Steuern auf dem Laufenden. Es ist keine große Geschichte, jede Woche einen Groschen bei Seite zu legen und sich damit die Sorgen vom Halse zu schaffen. Geh', Deine Großmutter wird sich freuen."

Die Kleine blickte unsern Fritz noch einmal mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Dankbarkeit an, dann ging sie hinaus und die Treppe hinunter. Fritz, den die Rührung überkam, trat an's Fenster und sah dem armen Kinde nach, das die Straße hinaufrannte, als ob sie Flügel hätte.

„Jetzt sind wir mit unsern Geschäften fertig," fing Hahn an, „vorwärts."

Wie sich Kobus umdrehte, sah er den Einnehmer mit seinem runden Buckel schon auf der Treppe, die Register unterm Arm. Er wischte sich die Augen und schickte sich auch zum Gehen an.

„Ei, Herr Steuereinnehmer," rief ihnen Schneegans von der Wirthsstube entgegen, „wollen Sie nicht erst zu Mittag essen?"

„Bist Du hungrig, Kobus?" frug Hahn.

„Nein."

„Ich auch nicht. Ihr könnt Euer Mittagessen dem heiligen Maclof vorsetzen. Jedes Mal, wenn ich in dieser Bettelgegend gewesen bin, steckt mir's noch vierzehn Tage lang in den Gliedern; 's wird Einem ganz übel zu Muthe bei dem Unsinn. Spannt an, Schneegans, sonst will ich nichts von Euch."

Der Wirth ging hinaus. Hahn und Fritz standen unter der Thür und sahen zu, wie er den Gaul aus dem Stalle zog und an den Wagen spannte. Darauf stieg Fritz hinauf, Hahn machte die Zeche ab, nahm Peitsche und Zügel in die Hand und fort ging es, wie sie gekommen waren.

Es mochte gegen zwei Uhr sein. Die gesammte Bevölkerung des Dorfes stand vor ihren Hütten und sah sie abfahren; aber Keinem fiel es ein, seinen Hut abzunehmen.

Sie fuhren wieder durch den Hohlweg den Hügel hinab. Die Schatten, die der Sanct Maclof-Felsen in's Thal warf, wurden länger; die andere Seite des Berges erglänzte im Sonnenschein. Hahn ging seinen Gedanken nach; Fritz senkte den Kopf und überließ sich zum ersten Mal ganz den Gefühlen der Zärtlichkeit und Liebe, welche seit einiger Zeit in seine Seele gedrungen waren. Er schloß die Augen und sah vor seinen röthlichen Augenwimpern bald die Gestalt der Susel, bald die des armen Mädchens im Wildland. Der Einnehmer, dessen ganze Aufmerksamkeit von der Führung des Wagens durch die Felsen auf dem holprigen Wege in Anspruch genommen war, sprach kein Wort.

Gegen fünf Uhr rollte der Wagen auf der sandigen Tiefenbacher Straße. Da sah Hahn seinen Begleiter an; er saß in seiner Ecke und schien fest zu schlafen; der Kopf schaukelte sanft auf den Schultern hin und her. Der Einnehmer zündete sich sein Pfeifchen an und ließ das Pferd laufen. Eine halbe Meile weiter stieg er ab, führte das Pferd am Zügel und schlug, um abzuschneiden, den steilen Weg durch den Tannenwald ein. Fritz blieb sitzen; er schlief nicht, wie sein Kamerad glaubte, sondern überließ sich nur seinen Träumen . . . in seinem Leben hatte er nicht so viel geträumt.

Wie sie aus dem Walde heraus waren, fing der Fuchs an zu galoppiren; er witterte die Nähe des Stalles. Hahn, der sich schon auf seinen Abendschoppen freute, sprach von der Begabung des alten Deutschlands; von den alten Liedern, von den alten Minnesängern. Kobus hörte nicht, was er sprach, seine Gedanken waren anderswo; sie hatten schon das Hildebrandthor passirt, die in allen Häusern der großen Straße flimmernden Lichter schienen ihm in die Augen, ohne daß er's bemerkte. Plötzlich hielt der Wagen.

„Da wären wir, alter Freund; willst Du nicht absteigen; wir sind vor Deiner Thür," sagte Hahn zu ihm.

Er blickte auf und stieg ab.

„Gute Nacht, Kobus," rief der Einnehmer.

„Gute Nacht!" wiederholte Fritz, während er gedankenvoll die Stufen hinaufstieg.

Seine alte Käthe wollte vor lauter Freude, ihn wiederzusehen, zur Feier seiner Rückkehr die ganze Küche in Brand setzen, aber er hatte keinen Hunger.

„Nein," sagte er, „laß das; ich habe gut zu Mittag gegessen . . . ich bin schläfrig."

Er ging zu Bett.

So lebte dieser Schlecker, dieser Söffel, dieses Leckermaul des Morgens von einem Stück Schinken, des Abends von einem alten Lied! Dermaßen hatte sich unser Fritz geändert.

XIII.

Gott weiß, wie spät Fritz diese Nacht einschlief; aber es war schon lange heller Tag, als Käthe am andern Morgen in sein Schlafzimmer trat und die Läden noch geschlossen fand.

„Du bist es, Käthe?" sagte er und dehnte sich dabei, „was giebt's?"

„Der Vater Christel will Sie sehen, er wartet schon seit einer halben Stunde."

„Ah, der Vater Christel ist da; sehr wohl, laß ihn herein kommen; kommen Sie nur herein, Christel. — Käthe, stoß' doch die Läden auf. — Ei, guten Morgen, guten Morgen, Vater Christel; so, so, Sie sind es!" sagte er und drückte dem alten Wiedertäufer, der mit seinem grauwerdenden Bart und seinem großen, schwarzen Filzhute vor seinem Bett stand, beide Hände.

Er sah ihn mit freudestrahlendem Gesicht an; Christel war ganz erstaunt über den warmen Empfang.

„Ja, Herr Kobus," sagte er lächelnd, „ich komme vom Hofe herein, um Ihnen ein Körbchen Kirschen zu bringen . . . spanische Kirschen, Sie wissen ja von dem Kirschbaume hinter dem Wagenschuppen, den Sie vor zwölf Jahren selbst gepflanzt haben."

Da sah Fritz auf dem Tische einen Korb mit Kirschen stehen, die sorgfältig auf großen Erdbeerblättern dicht an einander gelegt und hübsch arrangirt waren; sie waren so frisch, so appetitlich und so schön, daß er vor lauter Bewunderung ausrief:

„Ach! wie schön! wie schön! Ja, ich esse diese Kirschen für's Leben gern. Was? Haben Sie an mich gedacht, Vater Christel?"

„Nein, die kleine Susel," antwortete der Pächter; „sie konnte es gar nicht erwarten, so ungeduldig war sie. Alle Tage lief sie zum Kirschbaum und sagte: ‚Wenn Du nach Hüneburg gehst, Väterchen, werden die Kirschen reif sein; Du weißt, Herr Kobus ißt sie so gern." Endlich gestern Abend sagte ich zu ihr: „Morgen will ich gehen!" und diesen Morgen, noch vor Tagesanbruch, hat sie die Leiter genommen und die Kirschen gepflückt."

„Also, Vater Christel," fing er dann wieder an, „'s ist doch Alles wohl bei Ihnen, die Mutter Urschel?"

„Sehr wohl!"

„Auch die kleine Susel?"

„Ja, Gott sei Dank, 's geht Alles gut. Nur ist die Susel seit einigen Tagen etwas niedergeschlagen; ich dachte erst, sie sei krank, aber die Jahre bringen das mit sich, Herr Kobus, in ihrem Alter lassen die Kinder gern den Kopf hängen."

Da fiel unserm Fritz die Szene am Klavier ein. Er wurde ganz roth, hustete und sprach dabei:

„Das ist so . . . ja . . . ja . . . Höre, Käthe, setze doch die Kirschen in den Schrank; ich wäre im Stande, sie alle vor Tisch aufzuessen. Sie nehmen mir's doch nicht übel Vater Christel, wenn ich mich anziehe."

„Geniren Sie sich ja nicht meinetwegen, Herr Kobus, geniren Sie sich ja nicht."

Während er sich ankleidete, sagte er:

„Aber Sie kommen doch nicht blos der Kirschen wegen den weiten Weg von Meisenthal hierher?"

„O nein! Ich habe noch andere Geschäfte in der Stadt zu besorgen. Sie werden sich erinnern, wie sie das letzte Mal auf Ihrem Hof waren, habe ich Ihnen zwei Mastochsen gezeigt. Einige Tage nach Ihrer Abreise hat der Schmul sie gekauft; wir sind um dreihundertundfünfzig Gulden handelseinig geworden. Er sollte sie am ersten Juni abholen, oder mir für jeden Tag Verspätung einen Gulden zahlen. Aber nun sind es schon bald drei Wochen, daß mir diese Thiere über die Zeit im Stalle stehen. Susel ist schon bei ihm gewesen und hat ihm gesagt, daß mir das sehr unangenehm sei; da er aber nichts von sich hören läßt, habe ich ihn zum Friedensrichter vorladen lassen. Er hat in Abrede gestellt, die Ochsen gekauft zu haben; er hat aber behauptet, daß über die Ablieferung, sowie über den Preis der Verzugstage nichts ausgemacht sei; und da der Richter kein anderes Beweismittel in Händen hatte, so schob er dem Schmul den Eid zu. Heute früh zehn Uhr soll der alte Rebb David Sichel ihm den Eid abnehmen, denn die Juden haben ihre eigene Art zu schwören."

„Ganz recht," sagte Kobus, der eben seinen Rock angezogen hatte und seinen Filzhut bürstete! „es ist bald zehn, ich gehe mit Ihnen zu David, und dann kommen wir zum Mittagessen zurück. Sie speisen doch bei mir?"

„Ach, Herr Kobus, ich bin im „Rothen Ochsen" abgestiegen."

„Bah, Sie essen bei mir. Käthe, besorge uns ein gutes Mittagessen. Ich freue mich, Sie einmal bei mir zu haben, Christel."

Sie gingen. Unterwegs dachte Fritz:

„Es ist doch merkwürdig! Diesen Morgen träumte ich von der Susel, und jetzt bringt mir Ihr Vater Kirschen, die sie für mich gepflückt hat; 's ist wunderbar, höchst wunderbar!"

Und die Freude, die er empfand, spiegelte sich auf seinem Gesicht wieder; in diesen Dingen sah er den Finger Gottes.

Unterdessen stand schon der alte Rabbiner David am offenen Fenster und wartete auf Christel, Schmul und den Gerichtsschreiber. Es freute ihn, wie er des Kobus ansichtig wurde.

„Ei, Du bist es, Schode," rief er ihm schon von Weitem zu; „man hat Dich ja seit acht Tagen nicht gesehen!"

„Ja, David, ich bin es," sagte Fritz und blieb vor dem Fenster stehen! „ich bringe Dir Christel, meinen Pächter, einen braven Mann, für den ich wie für mich selbst stehe; er ist unfähig, eine Unwahrheit zu . . ."

„Schon gut," fiel ihm David in's Wort, „ich kenne ihn schon lange. Kommt nur herein, die Andern müssen gleich hier sein: eben schlägt es zehn."

Der alte David hatte seinen langen braunen Rock an, der an den Ellenbogen fadenscheinig wurde; auf seinem kahlen Schädel saß hinten ein schwarzes Sammtkäppchen, unter dem einige Silberglöckchen hervorquollen; sein gelbes mageres, mit unzähligen Runzeln bedecktes Gesicht hatte einen träumerischen Ausdruck, wie am „Kippurfeste".*)

„Ziehst Du Dich denn nicht an?" frug ihn Fritz.

„Nein 's ist nicht nöthig. Nehmen Sie Platz."

Sie setzten sich.

Schmul mit seiner großen Geiernase, seinen feuerrothen Haaren, den kurzen Kittel über die Hüfte mit einem Strick zugebunden, eine flache Mütze auf dem Kopf, ging eben mit gleichgültiger Miene über den Hof. Hinter ihm her schritt der Sekretär Schwan; sein schwarzer Hut stand über seinem dicken Kupfergesicht aufrecht wie ein Ofenrohr; unterm Arm hatte er die Akten. Wie sie eine Minute später in's Zimmer traten, sprach David in gemessenem Tone zu ihnen:

„Setzen sie sich, meine Herren."

Dann öffnete er selbst die Thür wieder, die der Sekretär Schwan aus Versehen zugemacht hatte und sagte:

„Die Eidesleistungen müssen öffentlich vorgenommen werden."

Er nahm aus einem Wandschrank eine dicke Bibel mit Holzdeckel und rothem Schnitt, deren abgegriffene, beschmutzte Blätter den täglichen Gebrauch verriethen.

Einige Minuten lang war Alles still. Jeder hatte Zeit, seine Betrachtungen anzustellen. Endlich richtete David seinen Kopf auf, legte die Hand auf die Bibel und sagte:

„Der Herr Friedensrichter Binder hat dem Viehhändler Isaak Schmul darüber den Eid auferlegt: ob besagter Isaak Schmul und Hans Christel übereingekommen sind, daß Schmul ein Paar von ihm am 22. Mai l. J. gekaufte Ochsen binnen acht Tagen zu übernehmen, widrigenfalls aber dem Christel für jeden Verzugstag einen Gulden Fütterungskosten für die Ochsen zu zahlen verpflichtet sein soll? ist das so?"

„Das ist so," sagten Schmul und der Wiederkäufer gleichzeitig.

„Es handelt sich also nur noch darum, ob Schmul zu schwören bereit ist."

„Deshalb bin ich hergekommen," sagte Schmul ruhig, „ich bin bereit."

„Nur gemach," unterbrach ihn der alte Rebbe mit aufgehobenem Finger, „nur gemach!"

Darauf fing er mit feierlicher Stimme zu lesen an:

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten."

Sodann las er weiter in demselben feierlichen Tone:

„Wenn dir ein Rechtshandel zweifelhaft erschiene, er beträfe einen Ochsen, einen Esel, ein Lamm, ein Kleid oder irgend eine Sache, so muß der Streit der beiden Leute vor den göttlichen Richter kommen, und ein Eid bei dem Ewigen soll zwischen Beiden entscheiden."

Wiederum wollte Schmul sprechen; aber zum zweiten Mal winkte ihm David zu, daß er schweigen solle, und fuhr fort:

„Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht vergeblich führen; du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider deinen Nächsten. Das sind zwei Gebote Gottes, welche das ganze Volk Israel in der Wüste, am Berg Sinai, unter Donner und Blitzen zitternd gehört hat.

Und jetzt vernimm, was Gott Demjenigen droht, der seine Gebote verletzt:

Wenn du der Stimme des Ewigen, deines Gottes, nicht gehorchst und seine Gesetze und Verordnungen die ich dir jetzt vortrage, nicht genau beachtest, so wird der Himmel über dir ehern und die Erde unter dir eisern sein. Deinem Lande wird Gott anstatt Regen Staub und Sand geben; der Ewige wird dich plagen mit den bösen Geschwüren von Mizraim, mit Grind und Krätze, davon du nicht sollst heil werden können. Der Fremde, der sich bei dir aufhält, wird sich immer mehr über dich erheben, und du wirst immer mehr herunterkommen; er wird dir leihen, du aber nicht ihm; der Ewige wird zu allem Gewerbe, das du vornimmst, Zerrüttung und Verderben schicken, so daß du gar bald wirst zu Grunde gehen. Deine Töchter und deine Söhne werden einem andern Volke preisgegeben sein. Deine Augen werden zusehen und täglich nach ihnen schmachten, aber deine Hand wird keine Macht haben zu ihrer Befreiung. Dein Leben wirst du niemals für sicher halten; Nacht und Tag wirst du in Furcht sein. Des Morgens wirst du sagen: „ach wäre es schon Abend", und des Abends wirst du sagen: „ach wäre es schon Morgen!"

Und alle diese Flüche werden über dich kommen und dich verfolgen und einholen, bis du vertilgt sein wirst, weil du auf die Stimme des Ewigen, deines Gottes, nicht gehört hast, die Verordnungen und Gesetze zu beobachten, die er dir gegeben hat.

„So lauten die Worte des ewigen Gottes!" schloß David und erhob sein Haupt.

Er sah Schmul an, dessen Augen auf die Bibel geheftet waren und der in tiefes Nachdenken versunken zu sein schien.

Jetzt, Schmul," fuhr der Rabbiner fort, „wirst Du schwören auf dieses Buch in Gegenwart des Ewigen, der Dich hört; Du wirst schwören, daß zwischen Dir und Christel Nichts ausgemacht worden sei, weder über die Abholungsfrist, noch über die Verzugstage, noch auch über die Höhe des Futtergeldes für die Ochsen während dieser Tage. Aber hüte Dich vor allen Winkelzügen; banne aus Deinem Herzen alle spitzfindigen Kniffe, mit denen Du Dir etwa einredest, zu schwören, auch wenn Du nicht von der Wahrheit dessen überzeugt bist, was Du schwörst; hüte Dich, Dir zum Beispiel einzureden: „Dieser Christel hat mir Schaden zugefügt, bei der oder jener Gelegenheit habe ich Verluste durch ihn gehabt, oder er ist daran Schuld, daß ich das und das Geschäft nicht gemacht habe." Oder auch: „Die Worte unserer Uebereinkunft hatten einen doppelten Sinn, ich habe das Recht, sie in dem Sinn zu nehmen, der mir zusagt; sie waren nicht recht klar, ich kann sie in Abrede stellen." Oder auch: „Der Christel hat mich über's Ohr gehauen, seine Ochsen sind den bedungenen Preis nicht werth; und deshalb handle ich nur im Sinne der wahren Gerechtigkeit, welche verlangt, daß Waare und Kaufpreis einander so gleich seien, wie die beiden Seiten einer Wage." Oder auch: Ich habe gerade heute die Summe nicht beisammen, mit der Zeit will ich für den Schaden aufkommen," oder irgend eine derartige Ausflucht.

Nein, alle diese Winkelzüge täuschen das Auge des Ewigen keinen Augenblick; mit solchen oder ähnlichen Gedanken im Kopf darfst Du nicht schwören; nicht nach Deinem eigenen Geist, der vielleicht aus Eigennutz zum Bösen neigt, mußt Du den

*) Das jüdische Versöhnungsfest.

Eid leisten; nicht nach Deinem Sinne, nein, nach dem meinigen mußt Du Dich richten; und Du kannst weder meinem Sinne durch Spitzfindigkeit etwas hinzufügen, noch etwas davon hinwegnehmen.

Ich also, David Sichel, stelle die Frage einfach und klar so: Hat Schmul versprochen, dem Christel nach Ablauf einer Woche, vom Abschluß des Verkaufs der beiden Ochsen an, für jeden Tag einen Gulden Futtergeld zu bezahlen? Hat er das versprochen? Hat er es Christel nicht versprochen, so lege er die Hand auf das Buch der Gesetze Gottes und sage: „Ich schwöre: Nein, ich habe Nichts versprochen!" Jetzt Schmul, tritt heran, strecke die Hand aus und schwöre."

Aber Schmul hob die Augen auf und sprach:

„Dreißig Gulden sind keine Summe, um die ich solchen Eid leiste. Da Christel seiner Sache so gewiß ist, daß ich's versprochen habe — ich selbst erinnere mich nicht mehr genau — so will ich sie zahlen, und ich hoffe, wir werden gute Freunde bleiben. Später wird er mich's schon wieder einmal verdienen lassen, denn seine Ochsen sind wirklich zu theuer. Aber was sein muß, muß sein, und Schmul wird niemals, auch nicht um eine zehnmal größere Summe schwören, wenn er seiner Sache nicht ganz gewiß ist."

Bei diesen Worten schielte David pfiffig zu Kobus hinüber und sagte:

„Du wirst wohl daran thun; im Zweifelfalle ist es immer räthlich, davon abzulassen."

Der Gerichtsschreiber hatte über die Weigerung der Eidesleistung sein Protokoll aufgenommen; jetzt stand er auf, begrüßte die Anwesenden und verließ mit Schmul das Zimmer, der sich auf der Schwelle noch einmal umdrehte und mit forschem Ton sagte:

„Ich werde morgen früh um acht Uhr die Ochsen abholen und zahlen."

„Ganz recht," antwortete Christel und nickte mit dem Kopfe.

Wie sie allein waren, verzog der alte Rabbiner sein Gesicht zum Lächeln und sagte:

„Schmul ist sehr pfiffig, aber unsere alten Talmudisten sind noch viel pfiffiger als er; ich wußte wohl, daß er es nicht auf die Spitze treiben würde, und deshalb habe ich mich nicht angekleidet."

„Ja, ich sehe," versetzte Fritz, „Ihr habt in Eurer Religion manches, was nicht ganz schlecht ist."

„Schweig', Abekaures," antwortete David, machte die Thür zu und stellte die Bibel wieder in den Schrank; „ohne uns wäret Ihr alle Heiden; von uns habt Ihr seit zweitausend Jahren denken gelernt; Ihr habt Nichts erfunden, Nichts entdeckt. Denke nur einmal, wie oft Ihr Euch in diesen zweitausend Jahren gespalten und einander bekämpft habt, wie viele Sekten und Konfessionen Ihr gebildet habt. Wir, wir sind immer dieselben geblieben seit Moses, wir sind immerdar die Söhne des Ewigen; Ihr seid die Söhne der Zeit und des Hochmuths; um des geringsten Nutzens willen ändert Ihr Euren Glauben, während uns arme Unglückliche Nichts von einem einzigen unserer Gesetze abzubringen vermocht hat, obschon die ganze Welt wider uns war."

„Diese Worte zeigen so recht den Hochmuth Deiner Race," sagte Fritz; „bisher habe ich Dich immer für einen im Herzen bescheidenen Mann gehalten, jetzt aber sehe ich, daß im Grunde Deiner Seele der Hochmuth herrscht."

„Und warum sollte ich bescheiden sein?" näselte David. „Wenn der Herr uns erwählt hat, ist es nicht darum, weil wir mehr taugen als Ihr?"

„Halt, schweig still," versetzte Kobus lachend, „diese Ueberhebung ängstigt mich förmlich; ich wäre im Stande mich darüber zu ärgern."

Aergere Dich nur, so viel Du willst," sagte der alte Rabbiner, „Du brauchst Dich nicht zu geniren."

„Nein, da lade ich Dich lieber ein, heute gegen ein Uhr den Kaffee bei mir zu trinken; wir wollen uns gut unterhalten und zusammen lachen und dann das Märzenbier versuchen; bist Du damit einverstanden?"

„Recht," antwortete David, „ich bin dabei, die Distel gewinnt immer im Umgang mit der Rose."

Kobus wollte darauf losplatzen: „Aber das ist doch gar zu grob!" er war aber so schlau an sich zu halten und zu antworten: „Ja wohl, ich bin die Rose."

Alle drei lachten herzlich über den Witz.

Christel und Fritz verließen das Zimmer Arm in Arm. Unterwegs unterhielten sie sich über das Vorgefallene und sagten zu einander:

„Wie witzig der alte Rabbiner David doch ist! Immer ist er mit einem passenden alten Sprichwort bei der Hand, über das man lachen muß: er ist ein braver Mann!"

Der Tag verlief, wie sie es abgesprochen hatte: Christel und Kobus aßen miteinander zu Mittag, David kam zum Dessert und trank Kaffee mit ihnen, und dann begaben sie sich in die Brauerei zum „Rothen Hirsch".

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Römischer Triumphbogen. (Bild S. 92.) Ein Zeuge vergangener Jahrtausende, ein Monument verschollener Größe, ein Abglanz versunkener Pracht und Herrlichkeit, — ein Triumphbogen aus der Römerzeit! Irgend einem siegreichen Feldherrn zu Ehren ward er errichtet. — Lorbeergekrönt an der Spitze seiner Legionen zog er darunter hindurch, überzeugt, daß er nun aus der Reihe der Unsterblichen nicht mehr gestrichen werde. Doch der Triumphbogen hat seinen Ruhm um viele Jahrhunderte überlebt, wenn auch die Zeit seinem Gestein arg zugesetzt und die Werke der Kunst zum Theil zerstört hat, welche ihn schmückten. Viele Generationen haben das seltsame Gemäuer kaum beachtet und hätten es längst zerstört nnd ihre Hütten aus seinen Trümmern erbaut, wenn er nicht gar zu trotzig fest gewesen wäre. Die Gelehrten und Gebildeten der neuen Zeit aber schauen bewundernd zu ihm empor und ihre Künstler zeichnen ihn ab und bilden ihre eigenen Bauwerke nach seinem Vorbilde.

S. N.

Gegen trockenen angreifenden Husten, bei dem besonders der schwerlösliche Schleim Beschwerden verursacht, bringt oft das Einathmen der Dämpfe von heißem Wasser, in welchem etwas Kochsalz aufgelöst ist, große Erleichterung. Die Quantität des Salzzusatzes darf nur schwach sein, sonst bringt sie der Erfahrung gemäß leicht Kongestionen nach der Lunge hervor. Ein halber Kaffeelöffel voll auf $^1/_2$ Liter Wasser genügt vollkommen.

Ein Mittel gegen Zahnschmerzen. Als schmerzstillendes Mittel bei Zahncaries mit gleichzeitiger Entzündung der Zahnpulpa giebt Dr. Gsell-Fels folgende Mischung an, welche nicht nur momentan, sondern bei zeitweiligem Wechseln des damit getränkten Baumwollkügelchens mit hartnäckiger Ausdauer die so sehr gefürchteten Schmerzen heben soll. Das Recept lautet: Camphorae rasae 5,0, Chlorali hydrat. 5,0, Cocaini muriat. 1,0. Erhitze während einiger Minuten auf Siedetemparatur. Die betreffenden festen Körper geben dann eine ölige Flüssigkeit, die als hochprocentige Chlorallösung die Localanästhesie dauernd erhält, während das Cocain das sofortige Eintreten derselben sichert. Die flüssige Form erleichtert wesentlich die Anwendung.

(Münch. med. Wochenschrift. A. Med.-Zent.-Ztg.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 13. 1886. Unterhaltungs-Beilage. December.

Anna Pelzer.

Roman von J. Hirsch. Schluß.

XVI.

Das Wiedersehen des Sohnes nach längerer Trennung zählte zu den wenigen Sonnenblicken in Elisens traurigem Dasein. In Trübsal und Kummer verbrachte sie sonst ihre Tage.

Die Gatten waren sich völlig fremd geworden. Es vergingen Monate, ohne daß sie ein Wort miteinander wechselten. Sie trafen fast nur zusammen, wenn sie gemeinschaftlich Besuche zu empfangen oder abzustatten hatten, oder wenn Otto zu Hause war.

Karl Laukhard lebte gänzlich der Leitung seines bedeutenden Fabrikwesens, der Mehrung seines Reichsthums und Ansehens. Er hatte zu wiederholten Malen Auszeichnungen erfahren. Er war zum Geheimen Kommerzienrath ernannt worden, trug einen Orden und bekleidete die Würde eines Stadtraths. Er strebte jetzt nach der Erhebung in den Adelstand.

Mit seinem hochfliegenden Ehrgeiz nahmen seine Herrschsucht und Härte gegen seine Arbeiter immer größere Dimensionen an.

Elise erachtete es als ihre Aufgabe, deren Folgen nach Kräften zu mildern. Sie war der gute Engel seiner Leute. Sie suchte die Kranken und Leidenden auf, um sie, soweit sie es vermochte, zu unterstützen.

Ihr Gemahl ließ sie gewähren. Er wagte nicht, ihr entgegenzutreten. Außerdem aber förderte die allgemeine Verehrung, welche seine Gattin als eine der wohlthätigsten Frauen der Stadt genoß, sein Pläne. — —

„Maximilians Empfang an dem Hofe Mariens von Burgund" bildete den Glanzpunkt der Ausstellung. Auf dieses Gemälde konzentrirte sich das allgemeine Interesse. Vor dem selben sammelten sich stets dichte Menschenschaaren an. Otto's Name war auf Aller Lippen.

Der Enthusiasmus der Menge wurde von dem fachkundigen Urtheil der Kunstkritiker, welche dieses Werk als eines der hervorragendsten der modernen Schule erklärten, begleitet.

Otto wurde dem Fürsten vorgestellt. Prinz Arnulph trat mit ihm in Unterhandlung, um ihn als Professor für die Akademie zu gewinnen und ertheilte ihm den Auftrag, die Hauptfigur seines Bildes, Maria von Burgund, für die prinzliche Gallerie zu malen.

Elisens Augen ruhten in überströmender Zärtlichkeit auf des Sohnes ausdrucksvollem, männlich schönem Antlitze; und ihre Brust hob sich in dem beglückenden Bewußtsein, dieses trefflichen Jünglings Mutter zu sein.

Sie lebte nur in ihrem Sohne. Er war ihr der Inbegriff alles Edlen und Guten, er war die einzige Quelle ihrer Freude.

Sie kannte nur den einzigen Wunsch, ihn glücklich zu wissen.

Der ungeahnte Erfolg seiner künstlerischen Thätigkeit gewährte ihr die sichere Bürgschaft für Otto's geachtete Lebensstellung. Sie sah ihn im Geiste schon als den ruhmgekrönten, gefeierten Meister, zu welchem alle Kunstgenossen bewundernd emporblicken.

Sie kannte die Armuth des bunten Flitters, das Trügerische eines prunkenden Reichthums. Sie wußte, daß man unsäglich elend sein könnte, trotz allen Ansehens und Wohlstandes, Sie hatte aus dem schmerzlichen Opfer des eigenen Glücks die Einsicht gewonnen, daß nur die Liebe, nur die innige Vereinigung des Mannes mit dem Weibe, des Menschen wahrhaftiges Glück begründe.

Und auf diesem festen Grunde die Zukunft ihres Sohnes sich erbauen zu sehen, war die heiße Sehnsucht ihres Herzens. „Bist du noch keinem Mädchen begegnet, das einen tieferen, bleibenden Eindruck auf dich gemacht hätte? fragte sie eines Tages. Einen Augenblick nur zögerte Otto, dann offenbarte der Sohn dem treuen Mutterherzen seine junge Liebe in der ganzen Herrlichkeit frohester Hoffnung, unter dem düsteren Schleier bangen Zweifels, welcher über ihr lagerte.

Und in dem vollen Mitgefühle, dessen nur eine Mutter fähig ist, lauschte Elise den begeisterten Worten, in welchen Otto seine Erkorene als das vollendetste Wesen der Schöpfung pries; und ihr Hoffen war weit zuversichtlicher, weil in ihrer Brust kein Raum für einen Zweifel war, daß keine Jungfrau der Werbung Otto's eine freudige Erhörung versagen könnte.

Aber während Otto hier für das inbrünstige Verlangen seiner Seele ein inniges Verständniß und selbstloseste Theilnahme fand, erfuhr er bei seinem Vater mit der Mittheilung desselben nur eine kalte mißbilligende Abweisung.

„Entschlage Dich eines jeden Gedankens an eine Verbindung mit der Schauspielerin," sagte Karl Laukhard. „Man erhebt keine Dame der Bühnenwelt zu seiner Gemahlin. Du hast Dich noch gar nicht zu beeilen, einen eigenen Herd zu gründen. Du bist noch jung, und ich gönne Dir die Freuden der Jugend. Wenn Du zu denselben eine vorübergehende Liaison mit der Pelzer rechnest, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Eine Verheirathung aber ist eine ernste, wichtige Handlung, bei welcher des Vaters Zustimmung von wesentlicher Bedeutung ist."

Laukhard nahm nach diesen Worten die eben angelangte Abendzeitung zur Hand und betrachtete die Angelegenheit als vollständig erledigt.

Otto fühlte sich durch diese leichte Behandlung seiner heiligsten Empfindung tief verletzt; aber noch mehr durch die frivole Gesinnung, welche sein Vater zur Beurtheilung derselben als Maßstab anlegte. „Ich habe Dir gesagt, daß ich Fräulein Pelzer mit aller Innigkeit einer reinen Liebe verehre und nach dem Besitz ihrer Hand als dem höchsten Gute, das die Erde beut, ringe," rief er in dem Tone einer Heftigkeit, welche er sonst dem Vater gegenüber nicht zu äußern pflegte. „Ich vertheidige diese Liebe gegen jede Herabwürdigung. Ich dulde nicht, daß das tugendhafteste Wesen von dem Hauche der Verleumdung gestreift wird!"

Der Vater schenkte diesem Ausbruche der Leidenschaft keine Beachtung. Er schien sich ganz in die Lektüre der Zeitung versenkt zu haben.

Als er an die Rubrik der Stadtneuigkeiten angelangt war, überflog ein hämisches Lächeln sein Antlitz. Er wendete sich nach einer Weile an seinen im Zimmer auf- und niederschreitenden Sohn.

„Ich verzeihe Deiner Aufwallung die wenig geziemende Weise Deiner Sprache. Ich trage dem heißen jugendlichen Blute Rechnung. Aber der Rausch der ersten Leidenschaft weicht nur zu bald einer gründlichen Ernüchterung; und die vermeintlich „tugendhaftesten Wesen" erscheinen dann auch ihnen, wie sie in Wirklichkeit sind — als Koketten. Ereifere Dich nicht," fuhr er fort, als Otto ihm entrüstet in das Wort fallen wollte. „Ich will Dir die Augen öffnen; Du sollst Deine Heilige erkennen lernen. Laß mich nur zu Ende kommen. Kennst Du die Vergangenheit dieser Schauspielerin? Natürlich nicht. Ich kann Dir in kurzen Worten dieses Fräulein Pelzer schildern. Die Dame entstammt der Hefe des Volkes. Der berüchtigte Arbeiterführer Fahler ist ihr Intimus. Er kennt jedoch das Laster der Eifersucht nicht. Er drückt gern ein Auge zu, wenn ein hoher Herr an dem wirklich schönen Weibe Gefallen findet. Man kann sich mit ihm einigen. Er ist gar nicht so unverständig tugendhaft, wie man nach der Volkstribunenrolle, die er vortrefflich zu spielen weiß, annehmen sollte. Weißt Du, weshalb die Pelzer die hiesige Bühne verlassen hat? Ich will es Dir sagen: Die verstorbene Prinzessin Hildegard war hindernd zwischen ihren Gemahl, den Prinzen Arnulph, und dessen Geliebte, Anna Pelzer, getreten. Und weißt Du, weshalb sie jetzt wieder zurückkehrt? Weil nach dem Tode seiner Gemahlin der Prinz die unterbrochene Liaison wieder anknüpfen will. Ich rathe Dir, mir nicht auf's Wort zu glauben. Setze in meine Mittheilung Zweifel; suche Dich von der Wahrheit zu überzeugen. Du kannst gleich den Anfang machen. Die heutige Abendzeitung schreibt:

„Den Theaterfreunden unserer Stadt können wir die erfreuliche Kunde bringen, daß es den eifrigen Bemühungen der Intendanz gelungen ist, die seiner Zeit zwischen ihr und der gefeierten ersten Tragödin Deutschlands, Fräulein Anna Pelzer, entstandenen Mißhelligkeiten zu beseitigen und dieselbe zunächst für ein längeres Gastspiel an unserer Bühne wiederzugewinnen."

Wie die zarte Blüthe der Wucht des Hagelschlags erliegt und unter der Eiseskälte ihren kurzen Lenz verendend beschließt, also erstarb Otto's freudenreiche Hoffnung unter den unbarmherzigen Streichen, welche der Vater gegen seine Liebe führte. Bleichen Angesichts, gebrochenen Herzens lauschte er den niederschmetternden Worten. Er wollte reden; er wollte Einsprache gegen diesen an seinem theuersten Gefühle geübten Mord erheben, aber die Zunge versagte ihren Dienst; er war unfähig, einen Laut hervorzubringen.

Stünde ihm nicht der Vater gegenüber, würde ein Fremder derartige Beschuldigungen auszusprechen gewagt haben, so hätte er sich auf den frechen Verleumder gestürzt. Aber es war der Vater, welcher ihm den Dolch in die Brust stieß.

Wie gering auch die Zärtlichkeit war, welche Karl Laukhard seinem Sohne bezeigte, Otto vermochte den Gedanken nicht zu fassen, daß ein Vater mit kaltblütiger Grausamkeit das Glück des Sohnes seinen eigensüchtigen Plänen opfern könne.

Mochte immerhin eine Verheirathung des Sohnes mit einer aus den ärmlichsten Verhältnissen hervorgegangenen Frau seinen Stolz tief verletzen und diese Frau selbst wegen ihrer Freundschaft zu einem bitter gehaßten Feinde von seiner vollsten Abneigung getroffen sein, so wäre es dennoch unmöglich, dieses von dem Sohne innig geliebte Weib in hinterlistiger Bosheit zu verdächtigen und zu verleumden.

Der Mehlthau des Zweifels lagerte sich auf die zarten Sprossen seiner Liebe. Alles Licht und Leben entwich aus seinem Innern; Finsterniß umhüllte sein Herz in der trostlosen Oede des heranschleichenden Todes.

Karl Laukhard hatte längst das Zimmer verlassen, um seinen gewohnten Platz an dem Spieltische des Casino einzunehmen; Otto war allein, allein mit der schweren Bürde seiner zertrümmerten Hoffnung.

Sein Vater hatte nicht gelogen, — einer solchen Lüge wäre nur ein Teufel fähig! Ja gewiß! Warum hatte denn der Prinz eine Copie seiner Maria von Burgund bestellt?

Aus reinem Kunstenthusiasmus?! Blinder, eitler Thor, der er gewesen, dergleichen zu wähnen!

Und trotzdem, — es konnte nicht sein!

Ein frischer Luftzug brach sich mühsam Bahn durch die erstickende Schwüle seiner Gedanken.

Es war nicht möglich! So täuscht die göttliche Natur nicht!

Die holdselige Gestalt Anna's erschien vor seinem Auge, in dem Glanze züchtiger Tugend, in dem Reize keuscher Unschuld, in dem Strahle anmuthsvoller Jugend.

Vor dieser hehren Erscheinung zerflossen die Nebel, wichen die nächtlichen Schatten, licht wurde es in Otto's Busen.

Du Heilige, Reine, lügst nicht," frohlockte seine Seele; „sollte ich Dir mißtrauen, so verzweifelte ich an der Göttlichkeit des Menschenwesens!"

In wechselndem Spiele rangen Hoffnung und Verzweiflung in seiner Brust, — keine blieb Sieger. Kein Schlummer erquickte das brennende Auge, keine Ruhe erlabte das aufgestürmte Gemüth.

Er wollte Klarheit in dieses Chaos bringen, er wollte die Wahrheit erforschen, er mußte Gewißheit haben. Das war das Ergebniß der Erwägungen der furchtbaren Nacht, welche er durchwachte. Mit diesem Entschlusse beschwichtigten sich endlich die fieberhaft zuckenden Nerven.

XVII.

Laukhard war mit dem Eindrucke, welchen seine Mittheilungen auf Otto ausgeübt hatten, sehr zufrieden.

Er haßte in der That die Künstlerin, welche in so offenkundiger Weise seinen Maßnahmen entgegengewirkt und sich mit dem Agitator Fahler verbündet hatte.

Die großartige Bethätigung des Mitleids an jenem Concertabende von Seiten des durch Anna's warmen Appell gerührten Publikums war ein verurtheilendes Verdict seiner, im Gegensatz zu Marbach's menschenfreundlichen Vorschlägen, gehandhabten

ebenso egoistischen wie grausamen Politik in Sachen der Arbeiterfrage.

Anna hatte nicht nur unmittelbar Erhebliches zur Linderung der Noth beigetragen, sie hatte die Stimmung der Gesellschaft dauernd beeinflußt.

Die gebildeten, besitzenden Kreise hatten sich gegen ihn erklärt und die kalte Hartherzigkeit verdammt, welche die Schwäche der Armen ausbeutet.

Das konnte Laukhard niemals vergessen, und darum waren ihm keine Namen widerwärtiger, als Johann Fahler und Anna Pelzer. Er kannte den Charakter der Letzteren ganz genau. Er hatte damals keine Anstrengungen gescheut, um einen Makel zu entdecken, durch dessen Verbreitung er den Ruf der allbeliebten und geachteten Schauspielerin zerstören könnte. Es war ihm nicht gelungen; er fand keine geeignete Handhabe für seinen Racheplan.

Das in der höchsten Gesellschaftsregion einmal aufgetauchte Gerücht von einem Verhältnisse zwischen dem Prinzen Arnulph und Anna war durch die Abreise der Schauspielerin im Entstehen erstickt und vergessen worden.

Wenn Laukhard seinem Sohne gegenüber von einem doppelten ehrvergessenen Verhältnisse Anna's so zuversichtlich sprach und ihn aufforderte, selbst nach dem Vorleben seiner Geliebten zu forschen, so rechnete er gerade auf dessen mächtige Liebe, welche in blinder Eifersucht den leisesten Hauch eines möglicher Weise verdächtigen Scheines als ein begangenes Verbrechen anschaut und ohne Prüfung verurtheilt.

Laukhard war ein schlauer, kalt berechnender Mann, welcher aus Allem seinen Vortheil zu ziehen wußte.

Die Spuren heftiger Seelenpein und einer ruhelosen Nacht auf dem Gesichte, trat Otto in seines Vaters Zimmer.

„Ich habe einen schweren Kampf zu bestehen gehabt", sprach er. „Ich vermag nicht das Unglaubliche für möglich zu halten; dennoch muß ich Dir beipflichten. Ich bin entschlossen, der Wahrheit der verdächtigenden Angaben über Fräulein Pelzer's Vergangenheit nachzuforschen. Sollten sich dieselben bestätigen, so würde ich das Andenken an sie aus meinem Gedächtnisse zu tilgen suchen. Erweisen sich diese Gerüchte aber als Verleumdung, tritt die Unschuld des von mir angebeteten Mädchens klar zu Tage, so werde ich um Erhörung meiner Liebe werben."

Laukhard fand sich durch diese Mittheilung enttäuscht. Er hatte gewähnt, Otto's Eifersucht so aufgestachelt zu haben, daß von einer ruhigen Erwägung bei ihm keine Rede sein könnte.

„Ich zweifle nicht daran, daß das Resultat Deiner Erkundigungen die Zuverlässigkeit meiner Informationen vollgültig ergeben wird", entgegnete er unmuthig. „Ich darf jedoch keine Illusion bei Dir bestärken. Mein Urtheil steht fest und wird auch nicht durch eine abweichende Ansicht Deinerseits erschüttert. Ich habe zu meiner leidenschaftslosen Anschauung ein größeres Vertrauen, als zu der Beobachtung eines voreingenommenen Mannes. Ich werde niemals eine Schwiegertochter anerkennen, deren Name befleckt ist, sei es durch einen wirklichen Makel, sei es durch das Gerücht eines solchen."

„Aber es gilt der Ruhe, der Zufriedenheit meines Daseins!" rief Otto. „Und ferner, mit dem Zweifel an Anna's Tugend, welcher durch die Nachforschung seinen Ausdruck findet, erwächst mir die Pflicht, ihr meine Hand anzubieten, sobald die Grundlosigkeit, und dadurch der Frevel dieses Zweifels sich ergiebt."

„Wenn ich es aber unter keinen Umständen zugeben würde? Wenn Enterbung dir drohte?" rief zornig der Vater.

„Das schreckt mich nicht", entgegnete Otto mit Festigkeit.

Laukhard blickte dem sich entfernenden Sohne nach.

„Mit Gewalt ist hier nichts auszurichten", sprach er für sich. „Man wird dafür sorgen müssen, daß die Sperlinge auf dem Dache die Schuld seiner Dulcinea zwitschern." — —

Das Wiedererscheinen Anna Pelzer's auf der Bühne ihrer Vaterstadt war ein Ereigniß, an welchem fast die gesammte Bevölkerung Trotzburgs den lebhaftesten Antheil nahm.

Dasselbe bildete einen wesentlichen Gegenstand der Unterhaltung — auf der Straße, in den Restaurants, in den Häusern. Der Name Anna Pelzer war auf allen Zungen.

Da tauchte hier und dort in den oberen Gesellschaftsschichten ein seltsames Gerücht auf, welches mit dem Tagesgespräch in innigem Zusammenhange stand. Prinz Arnulph und Anna Pelzer wurden in einem Athem genannt. Niemand wußte etwas Bestimmtes; ein jeder aber hatte etwas munkeln hören. Man zuckte die Achsel, wenn man von Anna sprach; man zwinkerte bedeutsam mit den Augen; man verzog die Lippen zu einem spöttischen Lächeln.

Karl Laukhard hatte mit vieler Geschicklichkeit zu operiren verstanden. — — —

Am Abend der Aufführung duldete es Otto nicht mehr im Atelier. Er mußte in's Theater. Er mußte sie sehen, nach deren Anblick er seit Monaten geschmachtet.

Und als sie auf die Bühne trat, von dem begeisterten Zurufe aller Zuschauer begrüßt, da däuchte es ihm, als ob sie ihm zum erstenmale erscheine, als ob das Bild, welches in seiner Erinnerung lebte, nur ein blasses, unvollkommenes Konterfei der erhabenen Frauengestalt wäre, welche vor seinem entzückten Auge stand.

Sie läßt den Blick im weiten Raume umherschweifen; sucht sie einen Einzelnen aus der Masse zu erspähen? Otto fühlt den Strahl ihres Auges — er möchte aufjauchzen in seliger Lust. — — —

Was raunten die Nachbaren einander zu? Warum wenden sie den Kopf nach oben?

„Haben Sie den Prinzen bemerkt, wie er sich vorbeugte, um von ihr begrüßt zu werden? Sie hat ihm auch einen besondern Blick zugewendet!"

„Der Prinz ist ein Kenner und sie ist zum Entzücken."

„Ja, ja, er kann sich über seinen Wittwenstand trösten."

Jeder Zweifel an dem Vorhandensein der üblen Nachrede war für Otto mit diesem einen Schlage vorüber.

Sein Blick wendete sich nach der prinzlichen Loge. Es blieb kein Zweifel — der Prinz hielt über die Brüstung gerichtet sein Glas unverrückt auf Anna gerichtet.

Es dunkelte vor seinem Blicke; er wünschte zu vergehen!

Was sollte ihm denn noch das Leben? Er hatte nach dem Höchsten gegriffen; es erwies sich als ein Trugbild; wer war ihm Bürge, daß nicht überhaupt alles auf Erden nur Schein und Schatten sei? — —

Er raffte sich auf. Hinweg von dieser Stätte des Gaukels!

Eilenden Schrittes verläßt er das Theater. Raserei hat sich seiner bemächtigt. Das Blut rollt wild durch seine Adern; die Brust wogt auf und nieder; die Wangen glühen; das Auge stiert — er ist kaum seiner bewußt! — — —

Elise fuhr erschreckt zurück, als sie ihrem Sohne in diesem Zustande auf dem Korridor begegnete.

„Um des Himmelswillen! was ist Dir zugestoßen?!"

Der Mutter Stimme weckte ihn zur Selbsterkenntniß.

Ja, die Mutter! Sie allein versteht ihn; sie allein liebt ihn; sie allein täuscht ihn niemals. Ihr allein kann er vertrauen, an ihrem Busen seinen Schmerz ausweinen.

Sein Haupt ruhte an der Mutter Brust, und das ungestüm pulsirende Blut ward ruhiger.

„Ich bin unglücklich, elend — unsäglich elend, Mutter! Du bist das einzige Wesen, welches mir treu ist; alle anderen sind kalt und falsch. Der Traum ist aus; der schöne Traum von Liebe und Glück!" also klagten seine Seufzer.

Elise sprach ihm Trost zu, und ihre Worte gewährten Linderung dem wunden Gemüth.

„Du hast Dich von dem Ungestüm Deiner Leidenschaft hinreißen lassen; Du bist dem Taumel der Eifersucht blindlings gefolgt. Ich kenne das Mädchen nicht, für welches Du in Liebe erglühst; aber Dich kenne ich, Otto. Ein Weib, dem Du Deine Zuneigung schenkst, kann keine Verworfene sein. Du hast mir die Sittsamkeit, die Keuschheit der Gedanken, die Zartheit der Empfindung Deiner Auserwählten geschildert; ich kann mir nicht vorstellen, daß Du Dich so vollständig betrogen haben solltest.

Die Annahme, daß die Künstlerin Angesichts der Tausende von Zuschauern dem Prinzen einen Liebesgruß habe zusenden wollen, erscheint höchst gewagt. Wenn sie zu dem Prinzen früher in intimen Beziehungen gestanden und, um solche wieder aufzunehmen, zurückgekehrt sein sollte, dann bedürfte es nicht des öffentlichen Austausches von Freundschaftsbezeigungen. Dann würde sie wie der Prinz sich bemühen, den Schleier der Heimlichkeit über dieses Verhältniß zu ziehen."

Otto athmete auf; seine Mutter hatte Recht. Er sah das Vernünftige ihrer nüchternen Erwägung ein.

„Aber wer giebt mir Gewißheit? Wie kann ich der Wahrheit auf die Spur kommen? Dieses Hangen und Bangen ertrage ich nicht länger," antwortete er. —

„Vertraue mir, lieber Sohn", versetzte Elise. „Lasse mich handeln; ich werde Mittel und Wege ausfindig machen."

Ein seltsames Geschick kam der das Glück des Sohnes über alles setzenden Mutter zu Hilfe.

Am folgenden Tage geschah etwas Unerhörtes. Sie empfing ein Billet von ihrer Schwester. Es enthielt nur wenige Zeilen.

„Komme zu mir, — es ist meine Pflicht, Dich zu rufen, damit das Schlimmste verhütet werde, — das Schlimmste nicht für mich."

Noch in derselben Stunde hielt ein glänzender Wagen vor dem Hause der Näherin. Was die Schwester mitzutheilen hatte, war nicht allzu viel, aber von furchtbarem Gewicht.

Eine zarte Aufmerksamkeit.

Ihrem Sohne, der vor nicht langer Zeit als Rechtsanwalt in die juristische Praxis eingetreten war, hatte das Schicksal seines verstorbenen Vaters keine Ruhe gelassen. Er hatte viele Jahre lang vergeblich das Räthsel des Unglücks seiner Familie zu erforschen gesucht. Endlich hatte ihm ein Zufall den Schlüssel in die Hand gespielt.

Der alte Justizrath, dessen Substitut er gewesen und dessen Nachfolger er nun geworden, war auch einige Male der Rechtsbeistand seines für so reich gehaltenen und dennoch vermögenslos gestorbenen Großvaters gewesen.

In den Acten desselben fand sich eine Notiz, welche auf einen Testamentsentwurf hindeutete, den derselbe einige Zeit vor seinem Tode hatte verfertigen lassen. Dem Testamentsentwurf hatte ein Verzeichniß der Nummern einer großen Anzahl von Pfandbriefen beigelegen, in denen fast das ganze Vermögen des Großvaters angelegt gewesen.

Bei dem Entwurf war es geblieben. Das Concept desselben fand sich nur noch theilweise vor. Das des Pfandbrief-Verzeichnisses fehlte ganz.

Da sah eines Tages der junge Jurist auf dem Nähtisch seiner Mutter ein altes vergilbtes Blatt liegen, dessen eine Seite mit Versen bedeckt war. Absichtslos wendete er es um, — auch die Kehrseite war beschrieben. Die Handschrift kam ihm bekannt vor, — er schaute näher hin. Was er las, muthete ihn seltsam an.

„Testator verfügt in seinem Eigenthum über folgende Pfandbriefe" — und nun folgt eine Reihe Nummern.

Mit stockendem Athem fragte er die Mutter, woher sie das Papier habe.

„Von Anna Pelzer, für die es eine theure Reliquie ist. Ihr Vater, der einst Advokatenschreiber war, hat die Verse seiner heißgeliebten Braut, der nachmaligen Mutter Anna's gewidmet."

In Hast und Aufregung schrieb sich der Sohn die Nummern von der Kehrseite ab, dann eilte er fort.

Schon am folgenden Tage kehrte er wieder. Er hatte entdeckt, wonach er so lange geforscht. Sämmtliche in dem Verzeichniß aufgeführten Pfandbriefe waren laut Ausweis der Landschaft, welche dieselben ausgegeben, nach und nach von Laukhard verkauft worden.

Und Laukhard war es gewesen, der allein bei dem Großvater war, als sein plötzlicher Tod eintrat.

Es war dem ausgezeichneten jungen Juristen nicht allzuschwer

gefallen, eine Kette von Beweisen zusammenzufügen, unter deren Last Laukhard zusammenbrechen mußte.

Er war des Diebstahls unter erschwerendsten Umständen überführt.

Elise hatte stumm zugehört. Mit geisterhafter Blässe im Antlitz erhob sie sich; von ihrer Stirn leuchtete eine furchtbare Entschlossenheit.

„Laukhard wird das Kapital mit Zins und Zinseszins zurückzahlen, und ich mit meinem Sohne werde ohne einen Heller all' seines Sündengeldes sein Haus verlassen."

Die Schwester eilte ihr nach und warf sich ihr lautweinend an die Brust.

Lange hielten sie sich umschlungen. Sie fühlten, daß diese Stunde sie endlich wieder vereint hatte, — diesmal um sie nie wieder von einander zu trennen.

Ehe sie von einander schieden, richtete Elise noch eine Frage an die Schwester.

„Du erwähntest den Namen Anna Pelzer. Weißt Du, ob die Schauspielerin der reinen Liebe eines edlen Mannes voll und ganz werth ist."

Von ganzem Herzen konnte Marie die Frage bejahen.

„Ich kenne sie, als wäre sie mein eigenes Kind. Glücklich der Mann, dem sie die Hand zum Lebensbunde reicht."

„Dann darf ich doch für meinen Sohn, meinen lieben, lieben Sohn auf ein glückliches Leben hoffen."

Sie hatte sich nicht getäuscht. Die Sonne des nächsten Vormittags beschien ein glückliches Paar.

Otto's Fernbleiben hatte Anna tief unglücklich gemacht. Nun war er gekommen und hatte sich ihr zu Füßen gestürzt, hatte ihr seine heilige Liebe gestanden und für die bösen Zweifel, die in ihm gewaltsam wachgerufen worden waren, um Verzeihung gefleht. Nun auch durfte sie ihm gestehen, daß sie sein — nur sein werden wolle für alle Zeit. — —

Zu aller Welt maßlosem Erstaunen reiste der Kommerzienrath Laukhard in diesen Tagen ab, nachdem er seine große Fabrik Hals über Kopf verkauft hatte.

Es hieß, ein plötzlich ausgebrochenes schweres Nervenleiden zwinge ihn zu einem längeren Aufenthalte in ländlicher Stille, fern im Süden Europas.

Er kehrte nicht mehr zurück.

Sein Sohn aber erhielt die Professur an der Kunstakademie, und kurze Zeit darauf war er der Gatte Anna Pelzers.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung.

Beim Strumpfanziehen am nächsten Morgen fiel es Fritz ein, daß ihm der Vater Christel den Tag vorher gesagt habe, Susel werde zum Jahrmarkt nach Bisheim gehen, um ihrer Großmutter beim Kuchenbacken zu helfen. Er riß die Augen weit auf und überlegte sich, daß Susel schon abgereist sein müsse; denn der Bisheimer Markt falle auf den Peterstag, und der sei am morgenden Sonntag. Diese Betrachtung machte ihn ganz nachdenklich.

Käthe trug das Frühstück auf; er ließ es sich recht gut schmecken. Darauf setzte er seinen großen Filzhut auf und ging aus, einen kleinen Spaziergang auf dem Platze zu machen, wo der dicke Hahn und der lange Schulz zwischen neun und zehn Uhr zu promeniren pflegten. Allein sie blieben diesen Morgen aus, worüber sich Fritz sehr ärgerte, denn er hatte im Sinn, sie morgen mit zum Bisheimer Jahrmarkt zu nehmen.

Er stieg daher auf die Wälle und ging um die Stadt herum, zu sehen, wo der Schulz und Hahn steckten; aber er sah sie nirgends in den Straßen. Er schloß daraus, daß sie vor die Stadt gegangen sein müßten, um im „Blumenkorb," beim Vater Baumgarten, am Ufer des Losser, Kegel zu schieben.

Diesen Gedanken verfolgend, ging er beinahe bis an's Hildebrandthor, von wo aus er das ungefähr eine halbe Kanonenschußweite von Hüneburg entfernte Gasthaus sehen konnte; und wirklich glaubte er hinter den Weiden Gestalten zu zu erblicken.

Voller Freude stieg er alsbald die Böschung hinunter, ging durch das Thor und machte sich auf den Weg, den Fußpfad am Flusse entlang. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte er Hahn laut lachen und Schulz mit kräftiger Stimme rufen:

„Die Gass'! 's ist nichts mehr zu machen!"

Kobus bog das Laub eines am Wege stehenden Strauches auseinander und entdeckte vor dem Häuschen — dessen großes Dach bis auf zwei oder drei Fuß vom Boden des Baumgartens herabreichte, während die geweißte Vorderseite mit einem herrlichen Rebstock geschmückt war — seine zwei Freunde mit zwei andern Herren, dem Rathschreiber Hitzig, der seine Perrücke über seinen in die Erde gesteckten Stock gehängt hatte, und dem Professor Speck, alle vier im Garten, nahe beim Hause, mit Kegelschieben beschäftigt. Sie hatten Alle ihre Röcke ausgezogen und über die Hecken gehängt.

Der dicke Hahn stand in fester Positur, die Kugel vor der Nase haltend, sein Gesicht war purpurroth, die Augen traten aus dem Kopf hervor, seine Lippen waren zusammengepreßt und seine drei aufrecht stehenden Haare ragten über seinen Schädel wie Weidenruthen empor: er zielte! Schulz und der alte Sekretär sahen in halb gebückter Stellung zu; die Hände auf dem Rücken, harrten sie mit Spannung der Dinge, die da kommen würden; der kleine Seppel Baumgarten setzte am andern Ende der Bahn die Kegel auf.

Nachdem endlich Hahn ordentlich gezielt hatte, schwang er seinen Arm im Halbkreis und fort sauste die Kugel in gewaltigem Bogen.

Fast im nämlichen Augenblick hörte man die Stimme des Kegeljungen: „Fünfe!" und nun hob Schulz eine Kugel auf, während der Sekretär den Hahn beim Arme nahm und mit hastig aufgehobenem Finger mit ihm sprach, offenbar um ihm vorzudemonstriren, wie er es hätte machen sollen. Aber Hahn hörte nicht zu, sondern schaute unverwandten Blickes nach den Kegeln; dann setzte er sich auf die Ecke der Bank in der Hagebuchenlaube und leerte gelassen sein Glas.

Diese kleine ländliche Szene ergötzte unsern Fritz.

„Die sind ja in ganz vergnügter Stimmung," dachte er; „das trifft sich ja prächtig; ich werde ihnen die Sache fein eingeben, das wird sich ganz von selbst machen."

Er trat näher.

Nachdem der lange, hagere, fleischlose Friedrich Schulz mit der Kugel gehörig ausgeholt hatte, warf er sie auf's Brett; sie rannte wie ein Hase durch die Krautfelder, und Schulz rief mit emporgestreckten Armen: „Der König! der König!" Da brach Fritz, der in diesem Augenblicke gerade hinter ihm angekommen war, in ein lautes Gelächter aus und sagte:

„Ei! das war ein herrlicher Wurf! Tritt näher, daß ich Dir den Lorbeerkranz aufsetzen kann!"

Die ganze Gesellschaft drehte sich um und rief:

„Kobus! wo kommst Du denn her! Läßt Du Dich auch einmal hier sehen?"

„Kobus," sagte Hahn, „Du mußt in die Partie eintreten; wir haben gebackene Fische bestellt, und meiner Treu, Du sollst sie bezahlen!"

„Ei," sagte Fritz lachend, „mit großem Vergnügen; ich bin zwar kein starker Kegler, aber das macht nichts, ich will trotzdem versuchen, zu gewinnen . . ."

„Gut!" rief Schulz, „wir sind mitten in der Partie; ich habe fünfzehn: die sollst Du haben. Ist Dir das recht?"

„Ganz recht," sagte Kobus, zog seinen Rock aus und hob eine Kugel auf; „ich bin begierig, ob ich's seit vorigem Jahr nicht verlernt habe."

„Vater Baumgarten!" rief der Professor Speck, „Vater Baumgarten!"

Der Wirth erschien.

„Bringen Sie ein Glas für Herrn Kobus und noch eine Flasche. Sind die gebackenen Fische bald fertig?"

„Ja, Herr Professor."

„Lassen Sie mehr herrichten, denn wir sind eine Person weiter."

Baumgarten machte einen Katzenbuckel und trabte in's Haus zurück und in demselben Momente warf Fritz seine Kugel mit solcher Kraft, daß sie wie eine Bombe über die Bande der Kegelbahn in den Baumgarten der Posthalterei fiel.

Man denke sich den Jubel der Gesellschaft; sie streckten auf ihren Bänken die Beine in die Luft nnd lachten dermaßen, daß Hahn mehrere Hosenknöpfe aufmachen mußte, um schnaufen zu können.

Endlich kam das Essen; eine Schüssel voll prächtiger gebackener mit geriebenem Brot bestreuter Gründlinge. Das Schmalz darauf funkelte wie der Morgenthau im Grase und verbreitete einen herrlichen Geruch.

Fritz hatte die Partie verloren; Hahn klopfte ihm auf die Schulter und rief voller Freude:

„Du hast ja eine fabelhafte Kraft, Kobus! Aber nimm Dich nur in Acht, daß Du das nächste Mal nicht den Himmel über Landau einwirfst."

Sodann setzten sie sich in Hemdsärmeln um den kleinen vermoderten Tisch. Man ging ans Werk. Unter fröhlichem Gelächter beeilte sich Jeder, sein Theil herauszulangen; die Blechgabeln flogen hin und her wie Weberschiffchen; die Kinnbacken gingen im Galopp; der Schatten der Buchenblätter tanzte auf den belebten Gesichtern, auf der großen geblümten Porzellanschüssel, auf den geschliffenen Kelchgläsern und auf der großen, gelben Flasche, in welcher der goldene Landwein funkelte.

Unten am Tische saß auf den Hinterbeinen das schneeweiße langhaarige Wolfshündchen des „Blumenkorbes", Melac, mit kohlschwarzer Nase, gespitzten Ohren und glänzenden Augen. Bald warf ihm der Eine, bald der Andere ein Stück Brot oder einen Fischschwanz zu, den es mit dem Maul auffing.

Es war ein hübsches Bild.

„Ja, ich freue mich wirklich," sagte Fritz, „daß ich diesen Morgen hierher gekommen bin; ich wußte gar nicht, was ich mit mir anfangen sollte; denn immer in die Brauerei zu laufen, wird doch mit der Zeit entsetzlich langweilig."

„Ei!" versetzte Hahn, „wenn Du die Brauerei langweilig findest, so liegt die Schuld sicherlich an Dir, denn Du kannst Dich meiner Seel' rühmen, dort recht heiter zu sein". „Kobus", nahm Hahn das Wort, „was Du eben sagtest, so ist es nur zu wahr, daß uns dieses viele Bierkneipen einen bösen Streich spielen kann. Wenn man so viele Leute sieht die vor der Zeit dick werden, asthmatische, aufgedunsene, engbrüstige, gichtbrüchige, steinkranke, wassersüchtige Menschen nach Hunderten zählen kann, so kommt das alles vom Frankfurter, Straßburger, Münchener oder von sonstigem Bier; denn das Bier erzeugt Wasser und macht den Magen träge; und wenn der Magen träge ist, da leiden alle Theile des Körpers."

„Das ist sehr wahr, Herr Hahn," sagte darauf der Professor Speck; „lieber zwei Flaschen guten Wein trinken als eine Flasche Bier; der Wein enthält weniger Wasser und macht daher weniger zu Steinbeschwerden geneigt; das Wasser setzt Gries in der Blase ab, das ist eine bekannte Sache; auf der andern Seite kommt auch das Fett vom Wasser her. Der Mensch, der nur Wein trinkt, hat daher den Vortheil, länger mager zu bleiben, und an einem mageren Körper trägt man nicht so schwer, als an einem dicken Bauch."

„Sehr richtig bemerkt, Herr Speck, sehr richtig," versetzte Hahn, „wenn man Vieh mästen will, so giebt man ihm Wasser mit Kleie zu saufen; gäbe man ihm Wein, so würde es niemals fett werden. Was aber außerdem dem Menschen noch noth thut, das ist Bewegung; die Bewegung erhält unsere Gelenke in gutem Stande, daß sie nicht knarren wie alte Wagen bei jedem Räderdrehen, was sehr unangenehm ist. Unsere Voreltern die viel umsichtiger waren als wir, erfanden zu diesem Zwecke das Kegelschieben, die Kletterstangen, das Sackhüpfen, das Schlittschuhlaufen, das Schleifen auf dem Eise, vom Tanzen, Jagen und Fischen gar nicht zu reden; jetzt spielt man lieber Karten: und das ist der Grund, warum das Menschengeschlecht mehr und mehr herunterkommt.

„Ja, 's ist bedauerlich," rief Fritz aus und leerte dabei sein Glas; „höchst bedauerlich! Ich erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo in meiner Jugend alle guten Bürger mit Weib und Kind auf die Dorfjahrmärkte zogen; jetzt hockt man zu Hause, es ist ein Ereigniß, wenn einmal einer aus der Stadt geht. Auf den Jahrmärkten wurde gesungen, getanzt, nach der Scheibe geschossen, man war in der frischen Luft; aber unsere Vorfahren wurden auch hundert Jahre alt; sie hatten blühende Gesichter und kannten nicht die Gebrechen des Alters. Wie schade, daß man nicht mehr auf diese Märkte geht."

„Ach, das," rief Hahn, der gern auf seinen Steckenpferd der alten Sitte ritt, „das, Kobus, kommt von der Vermehrung der Verkehrswege her. Früher, als es noch wenige Landstraßen und nur Vizinalwege gab, sah man noch nicht so viele Handlungsreisende, welche in jedem Dorfe ihren Pfeffer und Zimmt, oder ihre Striegel und Bürsten, oder Stoffe aller Art ausboten. Der Gewürzkrämer, der Kurzwaarenhändler, der Tuchhändler kamen Einem in's Haus. In jeder Familie wartete man mit den Einkäufen für die Haushaltung, bis so ein Jahrmarkt kam. Diese Märkte waren daher auch viel reicher ausgestattet und schöner; da die Kaufleute sicher waren, ihre Waare los zu werden, kamen sie von weit her. Das war die gute Zeit für die deutschen Messen in Frankfurt, Leipzig und Hamburg, für die französischen in Beaucaire, für die flandrischen in Lüttich und Gent. Heutzutage ist fortwährend Messe, und bis in die kleinsten Dörfer kann man für sein Geld alles bekommen. Jede Sache hat ihre gute und ihre schlechte Seite; wir können bedauern, daß das Sackhüpfen und Hammelschießen aufgehört hat, und uns doch über die natürliche Entwickelung des Verkehrslebens freuen."

„Nichtsdestoweniger sind wir Esel, immer auf derselben Stelle zu hocken," entgegnete Fritz, „anstatt uns zu amüsiren, guten Wein zu trinken, zu tanzen, zu lachen, und es uns wohl sein zu lassen. Wenn man deshalb nach Beaucaire oder nach Flandern gehen müßte, da könnte man sagen, das sei ein wenig weit; wenn man aber in seiner nächsten Nähe so lustige Jahrmärkte im alten Styl haben kann, so scheint mir, thäte man wohl daran hinzugehen."

„Ja wo denn?" rief Hahn aus.

„Na, in Harzweiler, in Rorbach, in Klingenthal und an vielen andern Orten. Und halt, man braucht nicht einmal so weit zu gehen, ich erinnere mich noch recht gut, daß mein Vater mich alle Jahre auf den Bisheimer Jahrmarkt mitnahm, und daß es da delikate Pasteten gab, delikate!"

Er küßte die Spitzen seiner Finger; Hahn sah ihn wie versteinert an.

„Und daß man da Krebse bekam," fuhr er fort, „so dick wie meine Faust, viel besser als die Losserkrebse und einen

recht . . . recht leidlichen weißen Landwein; 's war freilich kein Johannisberger oder Steinberger, aber er ließ sich ganz gut trinken!"

„Ei," rief Hahn aus, „warum hast Du uns das nicht schon lange gesagt? Wir wären hingegangen. Ja, wahrhaftig, Du hast recht, ganz recht."

„Warum? Ganz einfach, weil ich nicht daran gedacht habe."

„Und wann ist denn der Jahrmarkt?" frug Schulz.

„Warte 'mal, ich meine, es sei am Peterstage gewesen."

„Aber der ist ja morgen," fiel Hahn ein.

„Meiner Treu, ich glaube ja," sagte Fritz. „Wie gut sich das trifft. Sollen wir morgen nach Bisheim gehen, seid Ihr dabei?"

„Versteht sich, versteht sich," riefen Hahn und Schulz wie aus einem Munde.

„Und diese beiden Herren?"

Speck und Hitzig entschuldigten sich mit ihren Geschäften.

„Nun gut, so gehen wir drei," sagte Fritz und stand auf. „Ja, ich habe mich immer gern der Krebse, der Pasteten und des weißen Landweins von Bisheim erinnert."

„Da brauchen wir doch einen Wagen," bemerkte Hahn.

„Schon gut, schon gut," antwortete Kobus, während er die Zeche bezahlte, „ich sorge für alles."

Einige Sekunden später waren diese Kumpane auf dem Rückwege nach Hüneburg, und auf eine halbe Stunde weit konnte man sie die Güte der Fleischpasteten, Gugelhopfen und Küchle auf dem Lande preisen hören, da sie, wie sie sagten, an die schöne Zeit ihrer Kindheit erinnerten. Der Eine sprach von seiner Tante, der Andere von seiner Großmutter, man hätte glauben sollen, daß der Klang der Bisheimer Weingläser die ehrbaren Matronen von den Todten wiedererwecken würde.

Auf diese Weise hoffte Fritz sich die Befriedigung zu verschaffen, Susel wiedersehen zu können, ohne bei irgend Jemand Verdacht zu erregen.

XV.

Man kann sich vorstellen, wie sehr sich Fritz freute. Allerhand Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf, wie prächtig und großartig er's geben wollte; er wollte Susel sehen und sich vor ihr in ungewohntem Glanze zeigen; er wollte sie gewissermaßen blenden und, um in ihren Augen Bewunderung zu erregen, dünkte ihm nichts schön genug.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte er den Wagen und den alten Gaul eines gewissen Baptist Krohmer gemiethet; jetzt aber schien ihm das eines Kobus unwürdig zu sein. Unmittelbar nach Tisch nahm er seinen Stock und begab sich in die Posthalterei auf der Kaiserslauterner Straße zum Meister Johann Fahnen, der in seinen Remisen zehn Postkutschen und in seinen Ställen an die achtzig Pferde hatte.

Fahnen war ein Sechsziger, Besitzer der großen Wiesen am Ufer des Losser, ein reicher Mann und doch von schlichten Sitten; er war klein, untersetzt, trug einen einfachen Leinwandkittel und einen großen Filzhut; sein achttägiger Bart war ganz grau; seine runden Backen waren mit starken Runzeln gefurcht.

So traf ihn Fritz im Posthofe, wo er die Pferde striegeln ließ.

Fahnen, der ihn schon von Weitem kommen sah, ging ihm bis zum Thorweg entgegen, nahm den Hut ab und grüßte ihn:

„Ei guten Morgen, Herr Kobus, was verschafft mir das Vergnügen und die Ehre Ihres Besuchs?"

„Herr Fahnen," antwortete Fritz lächelnd, „ich habe mir vorgenommen, mit meinen Freunden Hahn und Schulz eine Spritztour nach Bisheim zu machen. In der ganzen Stadt ist wegen der Heuernte kein Fuhrwerk aufzutreiben. Unter solchen Umständen, habe ich mir gesagt, kann ich nichts Besseres thun, als zu Herrn Fahnen zu gehen und eine Postchaise nehmen; zwanzig oder dreißig Gulden bringen einen nicht um, und wenn man sich einen vergnügten Tag machen will, darf man nicht knausern. Das ist mein Grundsatz."

Der Posthalter fand dieses Räsonnement ganz in Ordnung und sagte:

„Herr Kobus, Sie thun wohl daran, ich bin ganz Ihrer Ansicht; wie ich noch jung war, da mußte ich alles bequem und nett haben; jetzt bin ich zwar alt, aber ich denke noch gerade ebenso; und für Leute, die es haben können, wie Sie und ich, ist es auch das einzig Richtige."

Er führte Fritz in seine Remise. Da standen neumodische Pariser Kaleschen, federleicht, mit Wappenschildern geziert, so schön und geschmackvoll, daß man sie als hochelegante Möbel in seinen Salon hätte stellen können.

Kobus fand sie sehr hübsch; trotzdem ließ ihn eine angeborene Vorliebe für wohlhäbigen Prunk eine große, inwendig mit Seide ausgeschlagene Berline auswählen; sie war zwar etwas schwerfällig, aber Fahnen hatte ihm gesagt, das sei ein Wagen für vornehme Leute.

Deshalb bestimmte er sich für diese. Darauf führte ihn der Posthalter in seine großen Ställe.

Unter einer hundertundzwanzig Fuß langen, sechszig Fuß breiten, von zehn eichnen Pfeilern getragenen, weißen Decke standen in zwei Reihen, durch Schranken von einander getrennt, sechszig Pferde, Grauschimmel, Rappen, Braune, Füchse, mit runder glänzender Croupe, aufgebundenem Schwanze, kräftigem Kniegelenk und hohem Nacken; die einen stampfend und wiehernd, andere Futter aus der Raufe zerrend, noch andere sich halb umdrehend, um zu sehen, was vorging. Das von den hinten angebrachten beiden hohen Fenstern hereinschimmernde Licht erleuchtete in langen goldenen Streifen den Stall. Die Pfeiler warfen lange Schatten auf das Pflaster, das sauber war wie ein Parquetboden, und jeden Tritt in dem hohen Raume widerhallen ließ. Das Ganze hatte etwas wirklich Schönes, beinahe Großartiges.

Die Stallknechte striegelten und rieben die Pferde ab; ein Postillon in kurzem silberverbrämten Rock, mit einem Wachstuchhut auf dem Kopf, führte eben ein Pferd zur Stallthür hinaus: ohne Zweifel hatte er als Staffette abzugehen.

Der Vater Fahnen und Fritz schritten langsam durch den Stall und sahen sich die Pferde an.

„Sie brauchen zwei," sagte der Posthalter, „suchen Sie sich aus."

Nach beendigter Besichtigung wählte Fritz zwei kräftige Hengste, graue Apfelschimmel, die gehen sollten wie der Wind. Sodann folgte er Herrn Fahnen in sein Bureau, zog eine lange grünseidene Börse mit goldenen Quasten heraus und bezahlte die Rechnung sofort. Er bestellte den Wagen auf den nächsten Morgen neun Uhr vor sein Haus und erbat sich den alten Zimmer, der einstens den Kaiser Napoleon I. gefahren hatte, als Postillon.

Nachdem alles durchgesprochen, abgemacht und geordnet war, begleitete ihn Fahnen wieder bis auf die Straße; hier schüttelten sie sich die Hände und Fritz machte sich befriedigt auf den Weg nach der Stadt.

Unterwegs malte er sich das Erstaunen der kleinen Susel, des alten Christel und von ganz Bisheim aus, wenn man sie mit Peitschenknall und Hörnerklang anfahren sehen würde. Das versetzte ihn in eine gewisse seltsame Rührung, namentlich wenn er daran dachte, was für große Augen Susel vor lauter Bewunderung machen würde.

Die Zeit wurde ihm nicht lang. Wie er sich so in Gedanken vertieft Hüneburg näherte, bemerkte er auf dem schmalen Pfade, der sich die Gärten entlang am Fuße der Wälle hinzieht, den alten Rebb David in seinem schönen kastanienbraunen Ueberrock und Sorle in ihrer prächtigen Tüllhaube mit langen gelben Bändern. Sie pflegten jeden Sabbath einen Spaziergang außerhalb der Stadt zu machen; wie junge Liebende gingen sie Arm in Arm mit einander und jedesmal sagte David zu seiner Frau:

„Sorle, wenn ich dieses Grün sehe, die wogenden Kornfelder und den langsam dahin strömenden Fluß, so fühle ich mich ganz jung, und mir ist, als führte ich Dich spazieren wie ein Zwanzigjähriger, und ich preise den Herrn für seine Gnade."

Das machte die Alte immer ganz glücklich, denn David meinte, was er sprach, und schmeichelte nicht.

Der Rebbe hatte auch Fritz, durch die Hecken bemerkt; als er ihn beim Eingang in die bedeckten Gänge sah, rief er ihm zu:

„Kobus! . . . Kobus! . . . komm' doch her!"

Aber Fritz, welcher fürchtete, der alte Rabbiner wolle ihn wegen seiner Reden im „Rothen Hirsch" aufziehen, schüttelte den Kopf, ging seines Weges und antwortete:

„Ein andermal, David, ein andermal, David, ich bin in Eile."

Der Rebbe schmunzelte in seinen Bart hinein und dachte:

„Lauf nur, ich krieg' Dich doch noch!"

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Eine zarte Aufmerksamkeit. (Bild S. 100.) Ein reizendes Gesicht mit großen schönen Augen, von schlanker Figur, sauber und ein wenig kokett gekleidet — je nun, wie wäre es anders möglich, als daß Lisetten die Männerherzen zu Dutzenden entgegenfliegen. Selbst in des alten Straßenkehrers Brust hat sie die Flamme der Liebe entzündet, freilich in diesem Falle gewißlich ohne böse Absicht. Die Huldigung des alten Don Juan ist nicht ohne Humor. Der Blumenstrauß, den er der Schönen präsentirt, ist seiner würdig, — er ist frisch aus dem Kehricht aufgelesen, die Zeit seiner Blüthe und lieblichen Duftes aber ist längst vorüber. Lisette macht denn auch keine Miene, solche Blumen aus solcher Hand anzunehmen, — der grinsende Geber aber wird ob des Korbes, der ihm wird, kaum an gebrochenem Herzen sterben.

xz.

Pflege der Zähne. Die Pflege der Zähne hat schon mit dem 2. oder 3. Lebensjahre, ja eigentlich schon zu beginnen, sobald ein Zahn zum Durchbruch gekommen ist. Die leider nur zu weit verbreitete Ansicht, daß auf die Erhaltung der Milchzähne kein besonderer Werth zu legen ist, da sie doch durch die permanenten Zähne ersetzt werden, ist nach Verfasser aus 2 Gründen falsch: 1. weil Kinder mit bis zum 10. oder 12. Lebensjahre vernachlässigten Zähnen fast beständig von Zahnschmerzen, Zahngeschwüren u. s. w. gequält werden und nur mit Schwierigkeit feste Speise genießen können; 2. weil der Zustand des Milchgebisses einen sehr großen Einfluß auf die normale Entwickelung der permanenten Zähne hat.

Die Pflege der Milchzähne ist der der permanenten gleich.

Die Caries (Fäule) der Zähne (durch welche die allermeisten Zahnleiden bedingt werden), ist das Resultat der Wirkung zweier Factoren, des Widerstandes des harten Zahngewebes und der zerstörenden Wirkung der in der Mundhöhle vorkommenden chemischen und parasitären Factoren, Eine consequente Pflege der Zähne erstrebt daher: a) die normale Entwickelung der Zähne, und b) die Beseitigung der zerstörenden Factoren.

Das Erste wird erzielt durch dieselben Maßregeln, die zur Erhaltung der Gesundheit im Allgemeinen angewendet werden, nämlich durch gute Luft, gesunde Nahrung u. s. w. u. s. w. Auch hat man stets dafür zu sorgen, daß die Kinder (wie die Erwachsenen) eine ausreichende Quantität fester Nahrung genießen. Der beim Kauen auf die Zähne ausgeübte Druck verursacht eine lebhaftere Circulation im Periost und in der Zahnpulpa und giebt gleichzeitig die Anregung zu vermehrter Deposition von Kalksalzen resp. zu vollkommener Calcification des Zahngewebes. Ohne diese Zahngymnastik wird die Calcification (Verkalkung) mangelhaft, und lehrt die praktische Erfahrung auch, daß Kinder, welche mit weichen Speisen Brühen u. s. w. großgezogen werden, in der Regel äußerst schlechte Zähne bekommen.

Von sehr deletärer (zerstörender) Wirkung auf die Verdauung sowohl, wie auf die Zähne ist auch die Gewohnheit, unzerkaute Speise mit Flüssigkeiten hinunter zu spülen. Das Kind soll die Nahrung vollkommen zerkauen und schlucken, dann erst darf es trinken, oder noch besser erst nach Beendigung der Mahlzeit.

Was dann die Zahncaries resp. deren Entstehen betrifft, so besteht der menschliche Zahn aus einer organischen Materie oder Grundsubstanz, welche mit Kalksalzen infiltrirt ist. Ob die Kalksalze eine chemische Verbindung mit der organischen Grundsubstanz eingehen oder nicht, ist nicht festgestellt worden; Vieles spricht dafür. Normale Zähne zeigen von allen thierischen Geweben die größte Widerstandskraft gegen Fäulniß, wenn man aber den Zähnen die Kalksalze entzieht, so geht die zurückbleibende organische Grundsubstanz unter geeigneten Umständen sehr schnell in Fäulniß über. In der Mundhöhle wird diese Entkalkung der Zähne durch Säuren bewirkt, und zwar vornehmlich solche Säuren, welche in der Mundhöhle durch Gährung von Kohlehydraten (Zucker) entstehen, hauptsächlich, wie bewiesen wurde, durch Milchsäure. Die Bildung der Säure findet nicht frei in der Mundhöhle statt, sondern in Vertiefungen, Fissuren, Zwischenräumen, Zahnhöhlen 2c., wo durch mangelhafte Reinigung der Zähne Speisereste sitzen geblieben sind. Des Nachts wirkt diese Säure besonders stark, da sie nicht, wie am Tage, durch Essen, Trinken und durch die Speichelsecretion verdünnt wird. Um daher der Entkalkung der Zähne, resp. dem Auftreten der Zahncaries vorzubeugen, ist gründliche Reinigung der Zähne nach jeder Mahlzeit und Vermeidung aller Süßigkeiten zwischen den Mahlzeiten nothwendig, da dieselben sehr schnell in Säure übergeführt werden. Ferner soll man die Säurebildung durch das gründliche Ausspühlen der Mundhöhle (behufs Entfernung resp. Tödtung der Gährungserreger [Bacterien] nach der Mahlzeit mit einem stark antiseptisch wirkenden Mittel verhüten, man verordne zu diesem Zwecke z. B.: Acid. thymic. 0,25, Acid. benzoic. 3,00, Tinct. Eucalipt. 15,00, Alc. absolut. 300,00, Ol. gaultheriae gtt. xxv. M. D. S. 1 Kinderlöffel in einem $^1/_2$ Weinglas Wasser zum Mundausspülen.— Die Zerstörung des Zahngewebes nach der Entkalkung ist eine einfache Auflösung der Grundsubstanz, welche durch die peptonisirende Wirkung der in das Zahnbein eindringenden Spaltpilze zu Stande kommt, und ist durch antiseptische Mittel zu bekämpfen.

Bei gewissen Krankheiten reagirt der frische Speichel sauer, ein Zustand, der eine schädliche Wirkung auf die Zähne ausübt, welcher durch häufiges Ausspülen der Mundhöhle mit einem alcalisch reagirenden Mundwasser corrigirt werden muß, ebenso auch nach der Einnahme von Mineralsäuren, Eisenchlorid u. s. w.

Eine ausgeprägt schädliche Wirkung haben die Trauben- und ähnliche Kuren auf die Zähne, deshalb soll man bei solchen Kuren für die wiederholte Neutralisation der Mundflüssigkeiten, womöglich nach jedem Genuß der Früchte, Sorge tragen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 14. 1887. Unterhaltungs-Beilage. Januar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Einen solchen Lärm und Wortwechsel vieler Zungen hatte man im Hofe des „rothen Löwen", des einzigen Wirthshauses im Orte, seit lange nicht gehört. Es war Markttag, sogar Viehmarkt, der in das sonst ackerbürgerliche Städtchen auf ein paar Tage ein ungewöhnlich bewegtes Leben zu bringen pflegte. Die Gutsbesitzer der Umgegend kamen dann auch herein, um zu kaufen, zu verkaufen, manche nur aus Antheil an der Sache, manche, um Bekannte wiederzusehen, und stellten, wenn sie zeitig genug eintrafen, ihre Wagen im Hofe des rothen Löwen ein, oder ließen sie vor der Thür auf dem Anger, der zugleich als Marktplatz diente, halten.

Der Wein im „Herrenstübchen", abgesondert von dem großen Wirthszimmer, war als ausgezeichnet bekannt, denn die Herren vom Lande hatten, als gute Kenner, dem Wirth bestimmte Weisungen gegeben, wie er für sie zu sorgen habe. In diesem Herrenstübchen befand sich augenblicklich ein junger Mann im Reitanzuge, etwas ungeduldig, noch niemand von seinen Bekannten vorzufinden. Schon nahm er seinen Hut, um auf dem Markte selbst umherzuspähen, als er den vielstimmigen Lärm auf dem Hofe vernahm. Er schritt durch den Hausflur, und in der Hofthür angelangt, erblickte er ein sehr bewegtes, sogar malerisches Bild. Mitten im Hofe stand ein hochaufgepackter Wagen, welcher die wunderlichsten Dinge sehen ließ: bemalte Leinewand über Latten gespannt, in sonderbaren Formen, Holzböcke, Bretter, schlechte Kisten, Kasten und Koffer von trödelhaftem Aussehen. Vorn auf dem Strohsitze saß bereits eine weibliche Gestalt, während ein Knecht des Wirthes die Pferde an den Zügeln festhielt und einige Männer in heftigem Wortwechsel mit dem Wirthe begriffen waren. Der Wirth zum rothen Löwen, in der ganzen Gegend durch seine Körperfülle bekannt, stand eben in Hemdsärmeln, die er aufgestreift hatte, und mit offener Weste da, und die Gefährlichkeit seiner Armbewegungen schüchterte zwei der Männer sichtlich ein. Nur ein schwarzäugiger, magerer Mensch von augenscheinlich jähzorniger Gemüthsart setzte den Streit fort, mit so beleidigenden Ausdrücken gegen die schlechte Kost, das niederträchtige Getränk und die jämmerliche Herberge, in der sie die Nacht hätten zubringen müssen, daß der Wirth ganz außer sich gerieth.

Während dem hatte der offene Thorweg vielen anderen den Eintritt gewährt und der Hof war belebt von Zuschauern aller Art, Bauern, Viehtreibern, Knechten, alten Weibern und Kindern. Man fragte, sprach mit, schrie, lachte sogar, wodurch dann noch mehr Gesellschaft vom Markte herbeigelockt wurde. Inzwischen war auch die Wirthin zum rothen Löwen näher getreten, um ihren Mann zu beschwichtigen. Ihr Körperumfang gab dem seinigen nichts nach und auch sie hatte es sich bei der Wärme des Augustmorgens in ihrer sonst sehr sauberen Kleidung so leicht als möglich gemacht. Ihr Gesicht war weiß und roth und konnte für ganz hübsch gelten. Aber wenn der Wirth, trotz der Schwere seines Leibes, rasch genug von Bewegung und lebhaft von Wort war, so erging sich die schmucke Wirthin in einer Langsamkeit der Geberde und Gemessenheit der Rede, die gerade sein Widerspiel war. Mehrmals öffnete sie den Mund, ohne zum Sprechen zu kommen. „Wenn er doch nur schweigen wollte!" so drang es darauf über ihre Lippen. „So hör' doch nur —! Sie werden ja schon —!" Solche abgebrochene Sätze, mit großer Ruhe und Gesetztheit der Stimme verlautbart, machten sie nicht geeignet, die Aufgeregten zu versöhnen, und sie selbst mochte das einsehen, da sie sich kopfschüttelnd zum Hause zurückwendete.

„Was giebt es denn hier?" fragte der junge Mann aus dem Herrenstübchen.

„Ach, Herr Baron!" entgegnete die Wirthin, „wenn mein Mann doch nur — aber er läßt sich nicht dreinreden! Da ist eine Komödiantenbande, die seit gestern bei uns gezehrt hat. Sie spielten zu Abend bei uns im Saale, aber es ging mehr drauf, als sie einnahmen. Der Hauptmann der Bande, oder der Prinzipal, wie sie's nennen, liegt noch oben und ist krank, aber mein Mann sagt, er sei nicht krank, sondern sein Zustand sei nur von wegen gestern. Die anderen wollen nun fort, immer voraus, aber es ist noch keine Rechnung gemacht. Mein Mann will sie nicht fortlassen —"

Die Wirthin brach ihre langsam vorgetragene Rede ab, da der Lärm sich verstärkte und die Ereignisse um den Wagen eine neue und bedrohliche Wendung annahmen. Unter den vom Markte herbeigekommenen Zuschauern war nämlich ein junger Viehtreiber in blauer Bluse und hohen Stiefeln dem Gefährt näher getreten und hatte unternehmungslustig mit der bereits oben sitzenden Person angebunden. Sie fertigte ihn kurz ab, er wich aber nicht und rief ihr lachend etwas zu, was unbedingt übel zu nehmen war. Da schnellte sie heftig von ihrem Sitze auf und überschüttete ihn mit einer Fluth von Schimpfworten, auf die er lachend entgegnete. Zwei ihrer männlichen Kollegen kamen ihr zu Hilfe, einer faßte den Beleidiger bei der Brust, wurde aber von kräftigen Armen zurück- und zu Boden geschleudert. Nun fuhr der jähzornige Magere auf den Treiber los, um seinen Kollegen zu rächen, und auch der dritte Künstler ging zum Angriff über. Allein auch der zwiefach Angegriffene hatte bereite Helfer, und es begann ein Kampf, bei welchem die Kunstgenossen sicherlich zu Schaden gekommen wären, wenn nicht ein günstiges Ereigniß den ganzen Auftritt verändert und sie gerettet hätte.

Durch den offenen Thorweg kam in Sprüngen ein mächtiges Schwein, gefolgt von seinem Begleiter oder Hüter. Mit ganzer Wucht fuhr das Thier unter die Gruppe zwischen die Beine der Wüthenden, deren zwei auf den Rücken fielen, während die Zuschauer mit Geschrei und Jubel auseinanderstoben. Die Künstler konnten sich bei Seite drücken, während die Dame von ihrer gesicherten Wagenburg dem Schauspiele schon gelassener zusah. Die anwesenden Marktleute aber fühlten sich plötzlich ganz in ihrem Elemente und bestrebten sich, ihrem Kollegen in der Jagd auf den grunzenden Durchgänger beizustehen.

Der junge Baron, belustigt durch die neue Wendung der Vorgänge, sah plötzlich eine Gestalt neben sich, die er bisher unter dem Personal noch nicht gesehen hatte. Es war ein noch junges, schlankes Bürschchen mit braunem Krauskopf und geistvollen Gesichtszügen. Der Baron fühlte sich überrascht durch seinen Anblick, er wußte selbst nicht, warum, und konnte nicht umhin, die Augen forschend auf den Jüngling zu richten. Dieser empfand es und gab ihm einen etwas trotzigen Blick zurück.

Inzwischen war das borstige Ungeheuer von kräftigen Fäusten gebändigt und mit einem Strick an einem Hinterfuß gefesselt worden, allein seine Widerspenstigkeit gab immer noch Arbeit vollauf, denn es setzte alle seine Kraft daran, die Rückführung auf den Markt zu vereiteln. Unter großer Betheiligung der Zuschauer gelang es endlich, das Thier durch Ziehen und Stoßen, Schieben und Drängen wieder zum Hofthor hinaus zu bringen. Die drei Künstler machten sich von Neuem an ihrem Wagen zu schaffen, brummend, scheltend über die nichtsnutzige Gesellschaft, sogar unter sich hadernd, der Wirth aber trieb die müßigen Gaffer vom Platze und ließ das Thor schließen.

Da trat aus der Thür eine Erscheinung, welche Aller Augen auf sich zog. Eine hochgewachsene Frauengestalt, mit Hut, Shawl und Sonnenschirm, mit Zügen, die einst schön gewesen sein mußten, jetzt aber verwittert, scharf, streng, verbittert, bei der kalten Ruhe ihres Ausdrucks geradezu etwas Unheimliches hatten. Obgleich ihre Kleidung verschossen war, stand sie doch auf der Treppenstufe mit königlichem Anstande da, so daß der dicke Wirth und seine dicke Gemahlin rechts und links einen Schritt zurücktraten von der mageren Gestalt. Wie sie ihre Augen über das Künstler-Personal und den Wagen richtete, mußte Jeder erkennen, daß sie die Unternehmerin, die Prinzipalin der Truppe war. „Nicht abspannen!“ rief sie ihren Kollegen mit tiefer gebieterischer Stimme zu; „wir werden noch heute reisen können.“

„Nicht bevor Alles bezahlt ist!“ entgegnete der Wirth mit Eifer.

„Mein Mann wird Alles richtig machen!“ sagte die Dame mit Ruhe. „Er ist heute leidend —“

„Was?“ unterbrach sie der Hausherr. „Ihr Mann wird es richtig machen? Als ich ihn gestern Abend fragte, wie es mit der Zeche werden solle, sagte er, seine Frau führe die Kasse, und heute kommen Sie mir und sagen, Ihr Mann werde bezahlen? Leidend? Den Kuckuck auch! Betrunken ist er! Eine halbe Flasche Branntwein hat er heute früh schon!“

„Ich sage Ihnen, er wird bezahlen!“ rief die Dame mit erhöhtem Tone, aber durchaus ruhiger Fassung dazwischen. „Er kann uns heute nicht begleiten, er muß hier bleiben. Wir aber werden reisen und in der nächsten Stadt mit mehr Glück spielen als hier. Ich werde meinem Mann das Lösegeld schicken, er wird Ihre Forderung berichtigen und uns dann nachfolgen. Bis dahin geben Sie ihm Quartier.“

„Daß ich ein Narr wäre!“ schrie der Wirth. „Wer weiß, wie lange ich den Trunkenbold auf dem Halse behielte und doch kein Geld bekäme! Nein! ich lege Beschlag auf den ganzen Kram da, Wagen, Pferde und Alles, obgleich weder die Gäule, noch der Plunder etwas werth sind!“

Die Augen der Dame entdeckten plötzlich den Baron und den jungen Krauskopf in seiner Nähe. Sie schien zu erschrecken. Schnell gefaßt aber sagte sie zu ihm in gelassenem Tone: „Ein solcher Streit ist nicht für die Oeffentlichkeit. Im Zimmer das Weitere.“ Damit wendete sie sich und schritt in das Haus zurück, gefolgt von ihrem Bedränger und dessen schweigend kopfschüttelnder Gattin.

„Ja, was wird nun eigentlich?“ fragte die Künstlerin, welche ihren Wagenplatz beharrlich behalten hatte. „Steig' ich ab, oder bleib' ich sitzen?“ Da ihre Kollegen ihr keinen guten Rath geben konnten, zog sie vor, sitzen zu bleiben und ihr Reisefrühstück aus der Tasche zu ziehen. „Ich bin neugierig, ob Sie wohl noch abreisen werden?“ sagte der Baron, zu dem Jüngling gewendet.

Dieser fuhr unwillig auf. Das Wörtchen „Sie“ klang ihm aufstachelnd zum Gehör. „Sie glauben doch nicht, mein Herr,“ so rief er, „daß ich zu dieser Gesellschaft gehöre?“

Der Baron stutzte. Lächelnd und leicht sich verneigend, entgegnete er: „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich dies nicht geglaubt habe, ebensowenig, wie ich glaube, daß Sie eine solche Vermuthung über mich hegen.“

Erstes Kapitel.

Der Jüngling schien versöhnt und blickte dem Andern nun auch lächelnd in's Gesicht. „Verzeihen Sie,“ begann er darauf, „Sie scheinen bekannt in der Gegend, ich bin ganz fremd hier. Können Sie mir sagen, wie weit es bis nach Tenneberg ist?“

„Nach Tenneberg?“ fragte der Baron mit einem forschenden Blick auf den Sprecher. „Nun, etwa zwei Stunden.“

„Zu Fuß?“

„Nein, zu Wagen. Zu Pferde lege ich den Weg auch noch schneller zurück. Aber Tenneberg ist ein Landgut — keine Stadt. Zwar, ein Unterkommen wäre daselbst auch wohl zu finden, unter Umständen —“

„Ich hoffe es zu finden, da man mich erwartet,“ entgegnete der Jüngling.

Der Baron sah ihn von der Seite an und dachte: Von wem in meinem Hause kann er denn erwartet werden? Etwa von meinem Verwalter, oder dem Gärtner? In der Försterei oder der Mühle? Da er aber nicht weiter fragen wollte, ließ er es bei der Entgegnung des Andern bewenden.

Der Jüngere begann aber noch einmal: „Ist Tenneberg ein Dorf oder ein einzelnes Schloß?“

„Ein Dorf ist in der Nähe, führt aber einen anderen Namen. Es giebt zwei Orte nahe beieinander, die so benannt werden. Der eine ist ein Wirthschaftsgut, bekannt als Tenneberg-Neuhaus, der andere eigentlich nur ein einzelnes, altes Gebäude, in der Gegend gewöhnlich mit starker Uebertreibung Schloß Tenneberg genannt.“

„Das letztere ist mein Reiseziel,“ sagte der Jüngling. „Es ist also kein schönes, altes Schloß?“

„Nein, ein recht baufälliger, alter Kasten! Aber was kann Sie dahin verlocken?“

„Ich will — nun, ich brauche es ja nicht zu verhehlen — ich soll bei dem alten Freiherrn von Tenneberg eine Stellung einnehmen, als Bibliothekar, Sekretär — oder wie es sich eben herausstellen wird."

Der Baron betrachtete den Sprecher mit Erstaunen. Daß im Hause seines Großvaters jemand für die bezeichneten Dienste erwartet wurde, wußte er wohl, allein er hatte sich einen älteren Mann darunter gedacht, zugleich einen Menschen, dem die Verzweiflung gar nichts übrig gelassen, um sich in eine so wenig beneidenswerthe Stellung zu begeben. Und nun sollte ein so lebensvoller junger Mensch zwischen siebzehn und achtzehn Jahren diesen Dienst antreten? Wie war dergleichen möglich? Mußten bei den Unterhandlungen nicht Mißverständnisse gewaltet haben? Der Baron ließ die Blicke auf dem Jüngling mit dem Ausdruck des Bedauerns haften. „Kennen Sie denn den Freiherrn schon?" fragte er prüfend.

„Persönlich noch nicht. Nur aus Briefen, die auch nicht einmal an mich gerichtet waren. Soviel aber ist daraus zu entnehmen, daß der Freiherr ein recht eigener und sonderbarer Mann sein muß."

„So? Hm!" ließ sich der Baron vernehmen, mit einem Tone, der etwas von Zustimmung verrieth. Er schwankte, ob er dem Jüngling seine eigene Beziehung zu dem Freiherrn schon entdecken sollte, hielt es schließlich aber für gerathener, den Ankömmling über die verworrenen Familienverhältnisse ganz ununterrichtet zu lassen. Eine Begegnung werde später ja wohl einmal stattfinden — gesetzt, daß der Bibliothekar und Sekretär länger als acht Tage in Schloß Tenneberg aushielt.

„Wie dem auch sei," fuhr der Jüngling fort, „ich habe beschlossen, mich in meiner Stellung von vornherein zu wehren und mich nicht tyranniſiren zu lassen."

Der Baron neigte das Haupt und betrachtete den Sprecher mit einem Ausdruck zwischen Hochachtung und Mitleid. Inzwischen waren mehrere Wagen vorgefahren und laute Stimmen ließen sich unter Begrüßungen, Gespräch und Lachen vernehmen. Der Baron reichte dem Jüngling die Hand mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen alles Glück! Es soll mich freuen, von Ihnen einmal zu erfahren, daß Sie zufrieden sind!" Er schüttelte ihm die Hand und empfahl sich, um seine Standesgenossen zu begrüßen.

Der junge Mann sah ihm halb verwundert nach. Ein so aufrichtiger Redeton war ihm zu Gehör gedrungen, er hatte einen so warmen Händedruck empfangen! Eine Neugier überkam ihm erst jetzt, wer der Herr sein möchte? Er ging in das allgemeine Gastzimmer, wo er sein Ränzel niederlegte, das er heute in der Frühe schon drei Stunden lang auf dem Rücken getragen hatte. Der große Raum stand jetzt leer, da der Markt in starkem Gange war. Wirth und Wirthin ließen sich nicht blicken, auch sonst Niemand, den der junge Wanderer nach dem Namen des Barons hätte fragen können. Aus dem Herrenstübchen klang Gespräch und Gelächter, vom Markte her Geräusch und Laute von Thierstimmen, vom Hofe her lustige Unterhaltung von Kutschern und Reitknechten, auf welche die auf dem Wagen ausharrende Künstlerin auch einige Anziehung zu üben schien. Der junge Mann beschloß, die Weiterreise anzutreten. Während er noch etwas an seinem Ränzel nestelte, wurde die Thür geöffnet und die Prinzipalin der Künstlertruppe blickte spähend hinein.

Als sie den Jüngling allein entdeckte, kam sie mit großen Schritten auf ihn zu, stellte sich vor ihn hin, und ihn mit durchdringenden Blicken betrachtend, fragte sie in scharfem Tone: „Aus welchem Orte sind Sie?"

Er fuhr förmlich zurück; aber wollend oder nicht wollend, nannte er den Namen seines Geburtsortes, einer kleinen Stadt im Pfälzischen.

„Und Sie heißen?" fragte sie gebieterisch weiter.

„Mein Name ist Gottwald Rode, ich habe es nicht zu verschweigen!" entgegnete der Jüngling. „Aber ich begreife nicht, wie ich zu diesem Verhör komme?"

„Ihr Vater war Kantor?" fuhr sie gespannt fort zu fragen.

„Ja! Kantor, Küster und Organist dazu! Was verlangen Sie sonst noch?"

„Leben Ihre Eltern?"

„Nein!" entgegnete der Angeredete in gemäßigterem Tone. „Sie sind vor drei Jahren, beide sehr alt, schnell nach einander gestorben."

„Und Sie sind achtzehn Jahre alt?"

„Nun ja doch, in drei Wochen ist mein achtzehnter Geburtstag! Aber was wollen Sie mit diesen Fragen? Haben Sie meine Eltern gekannt?"

Die Frau antwortete nicht darauf. Sie sah scharf auf einen Siegelring, den Gottwald Rode am Finger trug. „Also achtzehn Jahre!" murmelte sie. „Lassen Sie mich doch Ihren Ring da näher betrachten! Woher haben Sie ihn?"

„Nun, bei Gott!" rief der Jüngling unwillig, „gestohlen habe ich ihn nicht, aber aus meiner Familie stammt er auch nicht! Meinetwegen — da! Betrachten Sie ihn!"

Die Frau hielt den Ring, der ein Wappen zeigte, unter die Augen. „Haben Ihnen Ihre Eltern den Ring gegeben?" fuhr sie fort, ihm denselben zurückgebend.

„Ja, das Ding soll sich, wie mein Vater sagte, seit etwa zehn Jahren bei uns herumgetrieben haben. Ein Offizier, der nach der Schlacht bei Weißenburg bei uns verwundet im Hause gelegen und darin gestorben ist, hat ihn meinem Vater zum Andenken geschenkt. Nachher bekam ich ihn. Ich trage sonst keine Ringe und habe ihn mir, da er mir aus dem Ränzel gefallen war, an den Finger gesteckt." Er wendete sich und barg das Schaustück in seiner Tasche.

„Ich muß noch mehr fragen!" fuhr die Frau fort. „Wohin geht jetzt Ihre Reise?"

Gottwald Rode aber hatte beschlossen, nicht weiter zu antworten. Für den Augenblick wurde er dessen auch überhoben, denn der jähzornige, magere Künstler riß die Thüre auf und schrie herein: „Alle Teufel sind heute los! Frau Mohrfeld, geschwind, kommen Sie, der Prinzipal will sterben! Oder er ist wohl schon todt! Ein Schlaganfall—!"

Die Frau wendete sich unwillig. „Sie bleiben noch!" rief sie im Abgehen dem Jüngling zu. „Ich verlange noch Auskunft — ich komme wieder!"

„Ich werde mich hüten ferner Rede zu stehen!" dachte Gottwald Rode, indem er sein Ränzel um die Schultern warf und den Wanderstab ergriff. Sein Frühstück war längst bezahlt, die Neugier nach dem Baron vergessen, Viehmarkt und fahrendes Künstlerthum hatten für ihn in diesem Augenblicke gar kein Interesse. Mit drei Schritten war er aus dem Gastzimmer, lief durch die elende Vorstadt und war bald auf der Landstraße.

Die thüringische Gegend, welche er durchwanderte, war sehr schön und erschien ihm trotz des leise beginnenden Regens noch herrlich genug. Aber der Regen wurde ausgiebiger, die Gebirgszüge rechts und links verschwammen bald in fahlem Grau, und der Weg erwies sich als recht übel zum Fortkommen. Anfangs hatte der junge Wanderer dem Regen zum Trotz ein Lied angestimmt und mit heller Stimme hinausgesungen, allein das Singen war ihm vergangen, und die Aussicht, noch einige Stunden in diesem Wetter auf der Landstraße zuzubringen, war nicht sehr erheiternd. So schritt er, bald bis auf die Haut durchnäßt, auf dem Wege hin.

Zweites Kapitel.

Der Freiherr v. Tenneburg ging in seinem großen Wohnzimmer auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, zuweilen am Fenster stehen bleibend, um mit grimmiger Miene in den Regen hinauszublicken. Eine hochgewachsene Gestalt, trotz der neunundsiebenzig Lebensjahre noch gerade aufgerichtet, nur der Kopf vorgebogen. Er war in seiner gewöhnlichen Gemüthsverfassung, nämlich übler Laune. Diese nur noch übler zu machen, genügte ein geringer Anlaß, und so heute der Regen, der ihn verhinderte, seinen Spaziergang, den er täglich um diese Stunde antrat, auszuführen. Er mußte den bestimmt festgesetzten Gang

jetzt im Zimmer abschreiten, und es ärgerte ihn, daß er die Schritte seines Kammerdieners hörte, der ihn dabei unterbrechen zu wollen schien. Dieser trat wirklich ein und hielt, wie er pflegte, den Zornesblick des Freiherrn gelassen aus.

„Was giebt es denn schon wieder für Störung?“ fuhr dieser auf, obgleich er in nichts gestört worden war, als in seinem Auf- und Abschreiten, und die Unterbrechung auch gar nicht so übel fand, da sie eine Abwechselung brachte. Aber es verstand sich von selbst, daß mit jeder neuen Situation gehadert werden mußte.

Der alte Kammerdiener kannte alle diese Regungen sehr genau und wußte sich mit ihnen abzufinden. „Herr Baron,“ begann er, „der neue Herr Bibliothekar ist angekommen.“

Der Freiherr blieb stehen und schoß Zornesblicke um sich her. „Was?“ rief er. „Angekommen heute? In diesem Wetter?“ Es war auch ärgerlich, daß der Erwartete heute kam, daß er nicht gestern gekommen, oder morgen erst eintraf! Zwar hätte sich der Freiherr auch gestern über seine Ankunft geärgert und würde auch morgen seinen Groll darüber geäußert haben, aber daß er in dieser Stunde kam, wo er gerade an sein Eintreffen nicht gedacht hatte, war doch eine unerhört ärgerliche Sache. Gleichwohl hatte er seiner Ankunft schon mit Ungeduld entgegen gesehen. „Wie ist er denn in's Haus gelangt?“ fuhr der Freiherr unmuthig fort. „Ich habe ja keinen Wagen vorfahren hören?“

„Herr Baron,“ fuhr der Kammerdiener fort, „der junge Herr sind zu Fuße gekommen.“

Der Mutter Geleitswort.

„Ist der Mensch verrückt?“ polterte der Freiherr. „Wer geht bei solchem Wetter zu Fuße? Und wo steckt er denn? Herein mit ihm!“

„Ach, Herr Baron, der junge Herr kann in dem Aufzuge, wie er ist, nicht vor Ihnen erscheinen. Den ganzen Tag unterwegs, dazu noch verlaufen, um einen besseren Weg zu finden, bis auf die Haut durchnäßt, und was die Stiefeln betrifft — es ist gar nicht zu sagen!“

„So soll er sich umziehen und dann erscheinen. Aber schnell, schnell! Sein Zimmer ist doch hergerichtet?“

„Ganz in Ordnung, Herr Baron. Aber der junge Herr ist noch nicht darin. Er kann sich auch nicht umkleiden, denn er hat keinen anderen Anzug bei sich. Er sitzt in der Küche, und zwar in meinen Pantoffeln. Meine Frau hat ihm etwas Erwärmendes zum Trinken gegeben und ihm einen Schemmel an das Herdfeuer gerückt, damit er seine Kleider trockne.“

„Albernheiten und kein Ende!“ brummte der Hausherr.

„Wenn dieser Mensch seinen Dienst so unordentlich antritt, so wird seines Bleibens bei mir nicht sein. Scheint ein Kopf ohne gesunde Vernunft. Zu Fuße! Verlaufen unterwegs! Triefend und unpräsentabel angekommen!“ Der Kammerdiener hatte inzwischen langsam und lautlos ein paar Holzscheite in das Kaminfeuer gelegt, welches der Freiherr auch im Sommer selten ausgehen ließ, und da er wohl wußte, daß er noch nicht seinen Rückzug zu nehmen habe, begann er: „Der Herr Bibliothekar ist freilich noch ein sehr junges Blut —“

„Ich habe ihn auch nicht aus dem Invalidenhause verschrieben!“ unterbrach der Freiherr ihn, und hastiger schreitend, fuhr er fort: „Das Kaminfeuer auch in Rode's Zimmer unterhalten! Ihm trockene Kleider aus meinem Vorrath hinlegen! Daß der Mensch mir nicht etwa mit Krankwerden debütirt! Am besten wär's, er ginge gleich wieder!“

Der alte Diener lächelte. „Ach, Herr Baron, Ihre Kleider würden dem jungen Herrn nicht gut passen! Er wird ja auch bald wieder im Stande sein, er nimmt es selbst nicht so schlimm und lacht darüber —“

„Was da, lachen!“ fuhr der Freiherr auf. Es war zu empörend, daß jemand zu lachen wagte, während er von Minute zu Minute verstimmter wurde. — „Licht!“ rief er mit einer Geberde, welche anzeigte, daß die Audienz zu Ende sei.

Schon war der Kammerdiener an der Thür, als der Ruf seines Herrn ihn noch einmal zurückhielt: „Mack! Mein neuer Sekretär, oder Vorleser, oder — gleichviel — wird im Hause nicht „der junge Herr“ genannt, sondern „der Rode“, nur bei seinem Namen. In meinem Dienste sind keine „junge Herren!“

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin.

I.

Elf schwere, langsame Schläge kamen von der Thurmuhr des Berliner Doms über die Spree herüber.

Unter den in der vollen Sonnenhelle des Sommer-Vormittags daliegenden Arkaden der Börse standen erregt debattirende, gestikulirende Gruppen von Herren, denen man auf den ersten Blick ansah, daß sie „Geldmenschen" waren, und daß sie eben handelten und „Course machten". Hagere Gestalten in meist eleganter Kleidung, unruhige, funkelnde Augen, spärliche, vielfach graue Cotelettenbärte, dazu hastige Gesten und halbheisere Stimmen — nur ein Herr auf dem säulenüberdachten Börsenvorbau trug diesen Habitus nicht, sondern stand ruhig und ernst, eine echtdeutsche, blonde, breite und hohe Figur, in dem Gewühl, den Blick auf die sonnenbeglänzte Fläche des Stroms und drüben auf den würdig-heiteren Bau der Nationalgalerie gerichtet, zu welcher von der Börse aus die stets volksbelebte Friedrichsbrücke hinüberführt.

Kiut am Nil.

„Nicht wahr, Mr. Brissey," sagte in diesem Augenblick ein neben ihm stehender Herr zu ihm, „das ist ein ganz hübscher Blick von hier aus? Ja, das alte Berlin mustert sich nachgerade immer mehr heraus! Wenn man drüben so das alterthümliche Schloß, den Dom, die Museumsbauten, die Säulengänge der Nationalgalerie liegen sieht, davor die Spree mit ihren Schwänen und den altmodischen Fischerprahmen und -Kästen, so fühlt man sich wirklich versucht, die Börse hier den „Tempel der schönen Aussichten" zu nennen!"

Der Angeredete nickte.

„Ich meine ja beileibe nicht die schönen Aussichten, rasch reich zu werden, mit denen tagtäglich so und soviel junge Narren hierher kommen, Verehrtester!" fuhr der andere lachend fort, und sagte, das goldene Pincenez auf die Nasenspitze klemmend: „Sieh' da, dort kommt ja Herrn Mertens' Coupé über die Brücke! Was hat denn das zu bedeuten? Ja so, Sie können das freilich nicht wissen, Sie kommen eben aus Australien an und wollen unsere hiesigen Verhältnisse erst kennen lernen. Also, dieser Herr Martens ist einer unserer Großspeculanten; sehen Sie, der Herr dort im grauen Paletot, der da oben aus dem niedlichen Einspänner steigt, das ist eine unserer Tagesgrößen, ein Mann, der an einem Börsentage Millionen und Millionen von Werthen kauft und verkauft, der oft genug zehn- oder fünfzehntausend Thaler reicher oder ärmer von hier fortgeht, als er ein paar Stunden zuvor ankam. Sie bemerken, wie die Leute ihm respektvoll Platz machen, wie sie ihn grüßen und in ihre Unterhaltung zu ziehen suchen, um zu erfahren, welches Wetter er uns heut machen wird — ja, wenn der so pünktlich hier eintrifft, eben wenn die Thüren zum Tempel Merkur's sich öffnen — unter uns sagen wir: zum Tempel der „Prinzessin Mumpitz" — so hat das 'was zu bedeuten! Ich glaube, ich habe den rechten Tag gefaßt, Ihnen die Börse und das Börsentreiben zu zeigen, denn dieser Mertens wird heut wohl eine seiner Hauptschlachten schlagen."

So plauderte der kleine, alte Herr, der ganz das Ansehen eines früheren Banquiers hatte, welcher sich längst zur Ruhe gesetzt, und der Andere, den Jener Mr. Brissey genannt, ließ sich diese joviale Erklärungsweise gefallen, denn er hörte Jenem mit Interesse zu, nur daß er dem Großspekulanten Mertens, auf den sein Begleiter ihn aufmerksam gemacht, mit einem langen, seltsamen Blicke folgte, bis Jener hinter der geöffneten Eingangsthür verschwunden war.

„So, nun ist die Vorbörse vorüber, die hier draußen abgehalten wird, noch ehe die Portale aufgehen, nun lassen Sie uns eintreten. Sie sehen ja dem Mertens so bedeutsam nach, Verehrtester — kennen Sie den Mann?"

„Ich habe mir bei Rothschild in Frankfurt Credit auf ihn geben lassen — weiter nichts!" erwiderte Mr. Brissey ablehnend.

„Credit auf Mertens und von Alverdissen?" rief lebhaft der alte Herr. „Wie kamen Sie gerade zu der Wahl — ist denn der Ruf dieser Firma schon bis über den Ozean zu Ihnen nach Australien gedrungen?"

Sie passirten eben die grün ausgeschlagene Drehkreuzthür und traten in den riesigen Börsen-Saal. Unwillkürlich blieb der Fremde einen Augenblick überrascht stehen, wurde aber sofort durch eine nachdrängende Woge von Eintretenden weiter geschoben.

„Großartig — was?" fragte der Banquier nicht ohne Stolz.

In der That ist es ein imposanter Anblick, dieser Saal, der gut fünf Stockwerke eines gewöhnlichen Hauses an innerer Höhe hat und bequem fünftausend Personen faßt, dabei reich mit Säulengallerien, kunstvollem Getäfel und schön decorirter Decke ausgestattet ist.

„Aber Sie sind mir die Antwort schuldig geblieben, Mr. Brissey, woher Sie die Firma Mertens kennen?"

Der Australier zuckte ungeduldig die Achseln.

„Interessirt Sie denn das so sehr?" erwiderte er. „Sagen Sie mir lieber, Herr Goldmark, ob die Firma gut ist und ob ich in jedem Moment sicher bin, von ihr Geld zu bekommen?"

„Ei natürlich — wieviel haben Sie sich denn Credit auf das Haus geben lassen?"

„Sie fragen ziemlich ungenirt, mein Lieber!" gab der Fremde zurück. „Aber wenn Sie es denn wissen wollen: unbegrenzten!"

Der kleine Banquier sah prüfend und bewundernd an dem Anderen empor.

„Alle Achtung!" sagte er, als er merkte, daß jener nicht spaße. Und der Mann, für den Rothschild so unbegrenzt gut sagte, stieg augenscheinlich in seiner Achtung um ein Bedeutendes.

„Aber warum gerade auf „Mertens und von Alverdissen“? Es giebt doch so viele alte solide Firmen in Berlin, die man bei solcher Gelegenheit vorzieht? Sie müssen es mir nicht verargen, wenn ich wiederholt so frage. Es ist das nämlich seit einiger Zeit hier ein eigenes Ding um Mertens und seine Spekulationen. Gerade als wirkte ihm eine geheime Macht in der Stille entgegen — so mißglücken ihm jetzt öfters seine besten Spekulationen, ohne daß man sagen kann, weshalb oder durch wessen Verschulden. Nun kommen Sie, mein Bester, aus Australien daher, haben unbegrenzten Credit auf den Mann gezogen, recht als wollten Sie eines Tages, wenn er sich gerade in vorübergehender Verlegenheit befindet, eine große Forderung an ihn stellen, die ihn zwingen würde, entweder sein Unvermögen einzugestehen, oder aber — kurz, als wollten Sie die Bestrebungen jener im Verborgenen thätigen Gegner des Mannes unterstützen!“

Der Fremde runzelte finster die Stirn.

„Sie stellen sonderbare Vermuthungen auf, Herr!“ sagte er kurz. „Sehe ich aus, als wollte ich ehrliche Leute ruiniren?“

Dabei war aber ein harter, feindlicher Blick aus seinen blauen Augen auf den Gegenstand ihres Gesprächs gefallen, der eben in einiger Entfernung von ihnen langsam den Saal durchschritt, die Hände auf dem Rücken, stolz und erhobenen Hauptes, wie ein siegreicher Feldherr.

„Ehrliche Leute ruiniren?“ fragte der Banquier zurück. „Nun, Mertens ist ja wohl noch so einigermaßen ein ehrlicher Mann, wenn auch durch und durch Speculant, aber seinem Compagnon, Herrn von Alverdissen, dem traue ich schon lange nicht mehr über den Weg. Ja, wer weiß, ob der nicht mit den Gegnern des Mertens unter einer Decke steckt — ein abscheulicher Gedanke, nicht wahr? Aber sehen Sie selber, kann diese Physiognomie Vertrauen einflößen? Das ist der Alverdissen, der da eben auf Mertens zutritt, die offene Depesche in der Hand!“

Ein sonderbares Feuer sprühte aus den Augen des blonden Australiers, als er, dem ungenirt ausgestreckten Finger des alten Herrn folgend, den Genannten erblickte. Herr von Alverdissen war in der That nicht die sympathischste Persönlichkeit — sein röthlichblondes, etwas dünnes Haar, tadellos frisirt, recht eine Art Raubvogelkopf mit stark hervorspringender Nase und kühnen, scharfen Zügen, keck aufgedrehtem, langem Schnurrbart und hellen, eigenthümlich klug blickenden Augen.

„Das also ist Herr von Alverdissen?“ sagte Mr. Brissey langsam und mit einer Stimme, der man deutlich eine unterdrückte, starke Erregung anmerkte.

„Was ist denn das?“ fuhr plötzlich der Banquier an seiner Seite auf, der die beiden Compagnons scharf beobachtete. „Sehen Sie, wie Mertens sich entfärbt, wie er nervös den Bart zwickelt — in der Depesche hat offenbar etwas Schlimmes gestanden!“

In derselben Minute aber sah man auch, wie der Spekulant sich wieder faßte; sein Auge blitzte hell auf; wie ein Schlachtenlenker winkte er hie und da junge Leute zu sich heran, die seine Adjutanten zu sein schienen, alsbald davonstoben und den an ihren Pulten sitzenden Maklern allerlei Aufträge überbrachten. Als Herr Mertens seine Depesche las, hatte er sie dicht vor die Augen gehalten, denn ein paar Neugierige machten sofort, wie das an der Börse so üblich ist, den Versuch, ihm über die Schulter zu gucken, und als er den „jungen Leuten“ seine Aufträge gab, hatte er sie ihnen beinahe in die Ohren geflüstert, damit die Herumdrängenden nichts davon hören sollten; denn Letztere hätten gar zu gern die Nachricht erlauscht und auch für sich ausgenutzt.

Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln aber wurde es alsbald bekannt in diesem Theile des Saales, wo in ausländischen Werthpapieren ausschließlich gehandelt wurde, daß Mertens, der Führer der Speculation, „Russen“ verkaufen ließe, und nicht lange dauerte es, so standen eine ganze Anzahl kleinerer Börsenmatadore da und boten selbst oder ließen von ihren Leuten die russischen Renten zu billigen Preisen anbieten; Gerüchte von einer neuen nihilistischen Unthat, die sich gegen die Person des Czaren gerichtet, schwirrten durch die Luft, und in all' den erregten Gruppen, zwischen denen Herr Mertens ruhig und sicher umherpromenirte, beständig wegen seiner Nachrichten interpellirt und beständig mit diplomatischem Lächeln eine direkte Antwort verweigernd, in all' diesen Gruppen suchte man sich gegenseitig die russischen Werthe „anzuhängen“, als hätte man heißes Eisen in der Hand.

Der Saal war jetzt etwa von drei- bis dreieinhalbtausend Menschen erfüllt. Ein ohrenzerreißendes, betäubendes Stimmengewirr durchbrauste ihn und hallte an den Wänden zu den Galerien empor, auf denen dichte Reihen von Zuschauern, vielfach fein gekleidete Damen, Platz gefunden. Wollte man sich seinem Nachbar verständlich machen, so mußte man schon alle Kraft der Lunge in Anspruch nehmen.

„Mertens hat eine Panique in Russen in Scene gesetzt!“ sagte der Banquier. „Hören Sie nur, wie die Leute einander unterbieten!“

„Dritte Orientanleihe geb' ich mit 60!“ schrie ihnen eben ein dürres Männchen in die Ohren.

„Ich mit $59^{9}/_{10}$!“ brüllte sofort auf der anderen Seite ein starker, derbknochiger Herr mit ausgesprochen polnischem Accent.

Und lachend mußten die beiden Unbetheiligten sich entfernen, damit man ihnen nicht gewaltsam die Werthe aufdrängte.

„Stellen Sie mich nun, bitte, Herrn Mertens vor!“ sagte Mr. Brissey. „Er ist jetzt unbeschäftigt, wie es scheint!“

„Schön, kommen Sie!“ war die Antwort.

Eben wie sie sich dem Löwen des Tages näherten, trat rasch auch von Alverdissen auf denselben zu, und wie die Beiden deutlich hörten, flüsterte Letzterer:

„Alles verkauft!“

„Mit?“ fragte gespannt Mertens.

„Mit $60^{1}/_{2}$!“ kam es zurück.

„Gott sei Dank! Morgen stehen sie 58!“

Und man sah, wie der Spekulant erleichtert aufathmete. Rede und Gegenrede waren so leise als möglich gewesen.

Alverdissen entfernte sich und Herr Goldmark trat mit seinem Begleiter heran.

„Mr. Brissey aus Victoria, Goldgräbereibesitzer — Herr Mertens,“ ein paar vorstellende Handbewegungen seitens des Banquiers und die Ceremonie war beendet.

„Erlaube mir, meinen Creditbrief zu überreichen!“ sagte der Australier. „Komme nach Berlin, um direkte Handelsverbindung in Rohgold anzuknüpfen!“

Mertens nahm den Brief mit lässiger Höflichkeit entgegen, sobald er aber einen flüchtigen Blick hineingethan, fuhr er sichtlich überrascht zurück und maß den blonden Fremdling mit einem fast ehrfurchtvoll erstaunten Blick.

„Freut mich außerordentlich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Mr. Brissey! Werde es mir zur Ehre schätzen, Sie in Ihren Bestrebungen hier am Platze zu unterstützen. Stehe jederzeit und mit jeder Summe zu Ihrer Verfügung!“ Und jede dieser Ergebenheitsversicherungen begleitete der Großspekulant mit einer sehr höflichen Verbeugung.

In dem Briefe stand nämlich nicht mehr und nicht weniger, als daß das Frankfurter Welthaus für jede Summe gutsagte, „so hoch sie sei,“ welche etwa Herr Brissey, „unser hochgeschätzter Client“ als Credit bei „Mertens und von Alverdissen“ in Anspruch nehmen würde.

„Sollten Sie in Berlin auch gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen wünschen, so wird es mir ein großes Vergnügen sein, Sie zunächst in meine Familie einzuführen. In meinem Hause verkehrt ein großer Theil der guten Gesellschaft.“

„Werde mir erlauben, von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch zu machen!“

Die Herren wechselten noch ein paar Höflichkeiten und dann empfahl sich Mertens, indem er sich mit dringenden Geschäften entschuldigte.

„Das nenne ich einen Empfang!“ lachte der kleine Banquier,

„ja, ja, so ein Briefchen von Rothschild mit der Zauberformel „unbegrenzter Credit“ ist eine treffliche Einführung bei unserer Geldaristokratie. Er macht übrigens in der That ein großes Haus, der Mertens, und Sie werden alle Welt dort treffen. Seine Frau ist eine noch junge, sehr liebenswürdige, geistreiche Dame, seine Tochter aus erster Ehe eine Schönheit, und dann lebt bei ihnen noch eine Nichte, die allerdings ein wenig die Aschenbrödelrolle spielt, ein liebes, stilles Kind, das bisweilen zu meiner Tochter vierhändig spielen kommt!“

Der Australier wendete plötzlich seinen Kopf zur Seite — wie es schien, um ein eigenthümliches Beben seiner Lippen und die Purpurröthe, welche jäh seine Stirn überflog, dem Anderen zu verbergen.

„Wie heißt diese junge Dame?“ fragte er dann, sich ruhig wieder umwendend und anscheinend durchaus gleichgiltig.

„Fräulein Margarethe von Mertens! Es ist die Tochter von einem Bruder des Spekulanten, einem ehemaligen Major in württembergischen Diensten, der bei dem großen Krach in den siebziger Jahren plötzlich sein Vermögen verlor und sich in einem Anfall von Geistesgestörtheit erschoß, wie man sagt. Mertens that damals ganz recht daran, sich des Mädchens anzunehmen, denn wenn er auch nicht direkt Schuld war, daß sein Bruder in das Unglück und die Verluste hineingezogen wurde, so ist er doch auch nicht vollkommen von jeder Verantwortung frei zu sprechen. Er hätte wohl den Major warnen können und über die Gefahr aufklären, in die jener sich arglos begab. Der wahre Schuldige damals war dieser Herr von Alverdissen, welcher jetzt sein Compagnon ist — der ist seinerzeit in das thüringische Gebirgsnest gereist, wo der pensionirte alte Soldat wohnte und hat — —“

„Lassen Sie gut sein,“ fiel plötzlich mit rauhem Ton der Australier dem redseligen, kleinen Manne in's Wort, „ich kenne zufällig diese Geschichte — bemühen Sie sich nicht damit!“

„Sie kennen die Geschichte jener Gründung?“ fragte hochauffahrend der Banquier zurück. „Mein Gott, woher denn?“

„Nun, wir halten in Victoria deutsche Zeitungen, Verehrter. Und die Zeitungen haben ja damals jede einzelne der böseren Gründungen lang und breit besprochen. Daher meine Wissenschaft!“

Der Andere schüttelte verwundert den Kopf.

„Das scheint Ihnen merkwürdig. Nun, sehen Sie, wenn man so in die Wüste geht, wie ich mit meinen Boys und dem Distriktskommissar, um sich ein paar Acker Land abstechen zu lassen, in denen man auf Gold graben oder graben lassen will, dann kommen mitten in der Arbeit auch wohl 'mal langweilige Stunden Nachts oder während der heißen Tageszeit. Und da liest man denn jeden Fetzen bedruckten Papiers, dessen man habhaft wird, liest ihn wieder und wieder. Und die Sachen, welche darauf stehen, behält man schließlich, als hätte man sie selber miterlebt. Nehmen Sie nun an, daß es mir mit der Geschichte der Gründung in Frauenroda so gegangen — so haben Sie mit einem Male des ganzen Räthsels Lösung!“

„„Ha, da liegt ja die famose Depesche aus Rußland!“ rief in diesem Augenblick neben den sich schon dem Ausgange zuwendenden Herren eine lebhafte Stimme, ein aufgeregter Herr mit krausem, schwarzen Haar, bückte sich, raffte einen offenen Zettel von der Erde auf und las einigen Umstehenden laut vor: „Aus St. Petersburg wird uns telegraphirt: Dringend. Neue Verwickelung wegen Afghanistan im Anzuge.“ Die Depesche kam aus Königsberg i. Pr.

„So ein Lügentelegramm!“ fuhr der Lesende fort, knüllte das Papier zusammen und warf es fort. „Damit hat er die ganze Panik in Szene gesetzt. Wahrscheinlich wollte er billig einkaufen. Und jetzt haben wir doch die offizielle Depesche aus Petersburg, daß die Friedensverhandlungen ihren ruhigen Fortgang nehmen! Wer nun in der ersten Hitze rasch verkauft hat, ist wieder einmal betrogen, und der große „Macher“ Mertens steckt wieder einmal unser Geld ein!“

So gingen die Reden in dem Kreise, der sich um den Depeschenleser rasch gebildet, hin und her.

Der Australier und sein Begleiter sahen sich betroffen an. Sie hatten doch vorhin gehört, daß Mertens froh war, alle seine „Russen“ noch zu gutem Preise an den Mann gebracht zu haben — wenn nun die amtliche Nachricht da war, daß kein dunkles Wölkchen den Horizont bedrohe und wenn in Folge dieser Nachricht die Curse wieder stiegen, so war er selbst ja der hinter das Licht Geführte und hatte sich mit seinem eiligen Verkauf in's eigene Fleisch geschnitten!

„Sehen Sie,“ sagte der Banquier, „wieder einmal diese geheimnißvolle Macht, die gegen ihn agirt. Man hat ihm offenbar eine falsche Depesche in die Hände gespielt!“

„Aber sein eigener Associé, von Alverdissen, brachte sie ihm ja!“

„Nun, wer weiß — vielleicht hat der sie auch fabricirt!“ war die Antwort. „Sie entsinnen sich, was ich Ihnen vorher über diesen Ehrenmann von Socius sagte.“

„Aber sollte denn Mertens blind sein — er muß doch zuerst merken, mit wem er es zu thun hat.“

„Hm, hm,“ machte der Banquier. „Herr von Alverdissen hat einen starken Hinterhalt an den Damen des Mertens'schen Hauses. So raublustig und intriguant er an der Börse aussieht, so elegant, schneidig und sympathisch weiß er sich im Salon zu präsentiren. Er redet den Frauen geschickt zu Munde und hat stets kleine wohlberechnete Aufmerksamkeiten für dieselben. Frau Mertens, sagt man, würde ihm gern die Hand einer der beiden jungen Schönheiten bewilligen, die bei ihr leben und die allmälig anfangen, sie selber in den Schatten zu stellen, denn sie wird ja doch „alle Jahre ein Jahr älter“, wie die Redensart heißt!“

„Unmöglich — dem Schurken die Hand ihrer Nichte oder Stieftochter!“ fuhr der Fremde auf.

„Nun, was ist da aufzufahren, verehrter Mr. Brissey,“ gab lachend der Andere zurück. „Schon aus mütterlicher Zärtlichkeit und Fürsorge muß sie ja suchen, die beiden Mädel an den Mann zu bringen, wenn nicht aus Interesse!“

Mr. Brissey sah in diesem Augenblick so finster aus, und seine blauen, dunklen Augen schossen so einen bedrohlichen Blitz, daß der kleine Banquier an seiner Seite plötzlich auf eine ganz außerordentlich schlaue Vermuthung kam.

„Taxire, Sie kennen eine der jungen Damen, he?“ fragte er launig.

Aber die Antwort war nicht nach seinem Geschmack.

„Taxire, Sie sind nicht solch ein Narr, zu glauben, ich käme extra aus Australien her, mich in eine Berliner Börsenspekulantentochter Hals über Kopf zu verschießen!“

Aber trotz dieser derben Zurückweisung war doch wieder auf der Stirn des deutsch aussehenden Recken aus der Fremde jene verrätherische Purpurgluth entbrannt, welche dort schon vorhin bei der Erwähnung des Aschenbrödels im Mertens'schen Hause flammend gestanden hatte.

„Nun, nun, nichts für ungut,“ brummte der alte Herr.

„Hat denn der Alverdissen wenigstens Vermögen, daß man ihn für eine gute Partie halten könnte?“

„Ob er *hat*? Nein. Aber er *kriegt*. Das ist bei einer Verbindung mit solchen Leuten immer so: Mertens und Alverdissen sind jetzt etwa drei Jahre zusammen. Anfangs hatte Mertens das Geld und Alverdissen die Erfahrungen. Wette, daß jetzt Alverdissen das Geld hat und Mertens — die Erfahrungen!“

„Ich denke, Sie halten Letzteren für reich?“

„Ist es vielleicht auch — jedenfalls aber hat Alverdissen bei ihm sein Schäfchen ins Trockne gebracht! Das muß auch Madame Mertens wohl wissen — sonst würde sie nicht seine Beziehungen in ihrem Hause so warm protegiren und fördern!“

Unwillkürlich stampfte der Australier heftig mit dem Fuße auf das Parquet.

„Regen Sie sich nicht auf, mein Lieber!“ spottete der Banquier mit schlauem Lächeln. „Sie haben ja kein Interesse daran, wer die Mädchen heirathet — Sie kennen sie ja nicht einmal!“

„Wenn man aber denkt, daß solch ein Mensch ein hübsches, braves, junges Mädchen kriegen soll, nur weil die eitle Stiefmama die Concurrenz im Hause fürchtet und es nicht leiden mag, daß neben ihr eine frischere Schönheit aufblüht!"

„Ja, es ist allezeit so," meinte achselzuckend sein Begleiter, „nicht wer sie verdient, sondern wer das Glück hat, führt die Braut heim!"

Damit wollten die beiden Herren den Saal verlassen.

„Sehen Sie 'mal, da ist ja der Alverdissen noch einmal," rief plötzlich der Banquier. „Wem winkt er denn da zu? Ah, dem verhuzelten alten Männchen in der Ecke, das allerlei Pfuschmaklergeschäftchen betreiben soll. Ei, ei, was haben die Beiden miteinander zu thun, namentlich jetzt, wo Mertens die Börse schon verlassen hat! Sonderbar, höchst sonderbar!"

„Wollen doch mal fragen!" sagte resolut der Australier und schritt quer durch den Saal auf das kleine Männchen zu, das längst schon wieder allein stand und unablässig schrie:

„Russen, Russen, ich geb' dritte Orient 500000 zu 63!"

Denn inzwischen waren die russischen Werthe schon wieder gestiegen, ebenso rapide, wie sie vorhin fielen.

„Verkaufen Sie die Russen etwa für Herrn von Alverdissens Privatrechnung, Sie alter Gauner?" fragte der Banquier scharf und leise, dicht an den Alten herantretend und ihn fixirend.

Der Mann fuhr zurück, wie von einer Natter gestochen. „Schlamasse!*) rief er.

Aber sein gelblicher Teint war doch um einen Schimmer fahler geworden.

Die beiden Herren warfen sich einen verständnißvollen Blick zu.

„Wahrhaftig, ich glaube, Alverdissen hat seinem eigenen Compagnon die Papiere mittelst der gefälschten Privatdepesche billig abgejagt, unter der Hand aufkaufen lassen und schlägt sie jetzt selbst theurer wieder los. Sehen Sie wohl, so nimmt er dem Andern das Geld ab, der ganz infame Galgenstrick! 500000 zu $60\frac{1}{2}$ gekauft, zu $62\frac{1}{2}$ fortgegeben, macht so eine 9 bis 10000 Rubel. Abscheulich!"

Der Australier prägte sich die Gesichtszüge des kleinen Pfuschmaklers, der schon längst inzwischen davongeeilt war, genau ein, indem er die Augen schloß; er ließ sich auch den Namen des gelben Männchens sagen und notirte denselben sorgfältig auf.

„Man kann nicht wissen, wozu das gut ist!" brummte er vor sich hin mit eigenthümlich gespannten Zügen.

Und dann verließen sie die Börse, um draußen in freier Luft erleichtert aufzuathmen.

---

*) Spaßvogel.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der Mutter Geleitswort. (Bild S. 108.) Sie hat ihr Bündel geschnürt — ihres Bleibens durfte ferner nicht sein im Vaterhaus; die Mutter könnte zwar der Tochter Unterstützung im eigenen Heim noch gar wohl brauchen, aber der kräftigen und braven Dirne tüchtige Arbeitskraft muß zum Wohle der armen Familie, die früh den Ernährer verloren, besser verwerthet werden, als das im eigenen Hause möglich. Zudem wächst das Schwesterlein ihr nach und tritt ein für ihre Arbeit. So heißt es denn Scheiden, — Scheiden von den Liebsten, der Mutter und der Schwester, Scheiden zum ersten Mal im Leben. O wie weh das thut, wie zag so ein junges Ding zum ersten Mal der Welt gegenübertritt! — Doch jung Blut hat glücklicherweise immerdar auch frischen Muth, und die Welt da draußen lacht allen Lebenslustigen so sonnig, so lockend, so verheißend entgegen. Winkt nicht vielleicht auch Dir ein großes Glück? Vielleicht — es ist schon gar manchem Menschenkinde ein großer Wurf gelungen, — nur frisch gewagt! Doch behalte der Mutter Scheidewort in einem feinen und getreuen Herzen: „Ziehe hin, Du geliebtes Kind, arbeite in Fleiß und Treuen, weiche um keines Haares Breite vom Wege des Guten ab und gedenke allerwegen meiner — die im Geiste mit Dir ist überall — der Mutter."

Siût am Nil, eine der schönst gelegenen und von fruchtbarstem Boden umgebene Stadt des alten Wunderlandes Egypten, führt uns das Bild (S. 109) vor Augen. Es ist die Hauptstadt von Ober-Egypten oder, wie diesen Landestheil die Egypter selbst nennen, des Paschalik Said. Wie gut es gebaut ist, wie stattlich sich seine zwei schönen Moscheen präsentiren, dafür spricht die Illustration überzeugender als wir es vermöchten. Die Stadt hat etwa 20000 gewerbfleißige Bewohner und behauptet seine Bedeutung als Hauptstation für die Karawanen aus Nubien und dem Sudan noch heute. Gleichzeitig dient es als Stapelplatz der oberegyptischen Bodenprodukte, sowie als Sitz der von der Regierung eingeführten Baumwollenspinnerei. Seine Einwohner sind nicht ausschließlich Muhamedaner, es befinden sich auch koptische Christen darunter, die unter der geistlichen Herrschaft eines hier residirenden Bischofs stehen. Unmittelbar bei Siût liegt das völlig koptisch-christliche Dorf Zawyet-el-Deïr, dessen christliche (!) Priester noch in jüngster Zeit die Verstümmlung junger Negersklaven zu Eunuchen mit einer durch hohe Abgaben erkaufter Erlaubniß der Regierung als kolossal einträgliches Wuchergeschäft betrieben. Neben den beiden Moscheen ist von hervorragenden Gebäuden in Siût noch der Palast des verstorbenen Ibrahim Pascha zu erwähnen, der sich als Feldherr und thatkräftigster Mitbegründer des egyptischen Vasallenstaates einen so berühmten Namen gemacht hat. S. N.

Wie das Theetrinken entstanden ist. Es war einmal — so fangen die meisten Märchen an, und auch diese kleine Geschichte gehört gewissermaßen in dieses Gebiet, denn sie kann sich auf begründete Thatsachen nicht stützen — also es war einmal vor langen grauen Jahren ein indischer Prinz, Namens Darma, der durchreiste China, um den Bewohnern des Reiches der Mitte eine reinere Religionslehre und die Grundsätze der Civilisation zu predigen. Er hatte das Gelübde gethan, während seiner heiligen Mission sich nicht dem Schlafe zu überlassen, da er indeß trotz aller Heiligkeit ein Mensch war, so geschah, was geschehen mußte. Von Müdigkeit überwältigt verfiel er unter einem Strauch, in dessen Schatten er sich zum Ausruhen gesetzt, in Schlummer. Kindlich wie er war, rächte der Prinz sein vermeintliches Verschulden nach Kinderart an dem Strauch, riß ihn aus dem Boden und vergrub ihn. Nach einigen Tagen zog er wieder desselben Weges und war erstaunt, an dem Platze, wo der bestrafte Strauch gestanden, einen andern zu finden, wie er ihn ähnlich noch nie gesehen hatte. Er pflückte einige Blätter desselben, rieb sie zwischen den Fingern, kostete sie, fand sie von einem höchst angenehmen Geschmack und bemerkte überdies, daß deren Genuß ihn wunderlich belebte. Er beschloß nun, die Blätter dieses Strauches mit sich zu nehmen, für dessen Verbreitung zu sorgen und neben Religion und Moral auch den Gebrauch der Blätter zu lehren, und er hatte mit diesem letzten Zweige seiner Thätigkeit allem Anscheine nach den günstigsten Erfolg bei den Chinesen. Wenn Darma heute von ihnen als der größte Wohlthäter der Menschheit verehrt wird, so geschieht dies in Rücksicht auf seine nationalökonomischen Verdienste. Der Aufguß von den Blättern des Strauches, den die Chinesen Thes oder Thesa, die Japanesen Tjaa nennen, ward bald das hauptsächlichste Genußmittel der Chinesen und einer ihrer bedeutendsten Handelsartikel, den sie als ihr ausschließliches Eigenthum zu bewahren verstanden haben, denn wenn auch die Kultur des Theestrauches nicht schwierig ist und deshalb schon mehrfache Versuche der Anpflanzung desselben mit nicht ungünstigem Erfolge gemacht worden sind, so hat man im himmlischen Reiche die Zubereitung der Blätter doch als ein so strenges Geheimniß bewahrt, das China bis jetzt das einzige Land geblieben, welches die theetrinkende Welt mit ihrem Bedarfe versorgt. J. J.

Die eiserne Krone der Lombardei. In dem Städtchen Monza, wo einst Theodorich der Große (der Dietrich von Bern unserer Heldensage) einen großen Palast hatte, ließ Theudelinde, eine bairische Prinzessin und Gemahlin des longobardischen Königs Agilulf, eine prächtige Stiftskirche erbauen, welcher sie die „eiserne Krone", die sie zur Krönung ihres Gemahls 590 hatte anfertigen lassen, schenkte, woher das Stift das der „eisernen Krone" genannt wurde. Diese Thatsachen erzählt der longobardische Geschichtsschreiber Paul Warnefried. — Was die Krone selbst betrifft, so besteht dieselbe nur aus einem goldenen Reifen, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt; innerhalb dieses Reifens befindet sich ein eiserner Ring, von welchem später die Sage aufkam, derselbe sei aus Nägeln vom Kreuze Christi geschmiedet. Alle deutschen Kaiser nach Karl dem Großen (774) wurden mit dieser eisernen Krone gekrönt, wenn sie lombardische Könige werden wollten. Am 26. Mai 1805 setzte sie sich Napoleon selbst auf, mit den herausfordernden Worten: „Dieu me l'a donnée, gare à qui touchera!" („Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie anrührt.") Diese Drohung wurde später die Devise des Ordens der „eisernen Krone", welchen Oesterreich, obzwar etwas verändert, fortdauern ließ. — Da die deutschen Kaiser mit derselben zu lombardischen Königen gekrönt wurden, so nannte man sie auch die „lombardische Krone". Dieselbe wird in einer eisernen Kiste aufbewahrt, woher auch der Name „die eiserne Lade". Kl.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 15. 1887. Unterhaltungs-Beilage. Januar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Die Dämmerung war heute früher gekommen, da der ganze Luftraum sich schwer bewölkt hatte. Auch die Stimmung des Hausherrn verdüsterte sich mehr und mehr. Der Gast im Hause, den er noch nicht zu sehen bekommen, wurde ihm ein Gegenstand wachsender Aufregung. Er stellte ihn sich so abgerissen und bettelhaft als möglich vor, so recht als ein armseliges Subjekt, mit dem nichts anzufangen sein würde, und das er bald wieder aus dem Hause weisen mußte — es lag ja auf der Hand! Wie konnte ihm der Professor, an den er sich gewendet, nur einen solchen Menschen schicken? Dieser Professor, sein Vertrauensmann, war Lehrer und Erzieher des Erbprinzen gewesen, und hatte, als hervorragende Persönlichkeit, eine Rolle in der Residenz gespielt, ja es hieß, daß der einstige Schüler, der inzwischen kürzlich als Landesfürst die Regierung angetreten hatte, ihn bald wieder näher an sich heranziehen werde. Der Freiherr kannte den Professor freilich nur wenig, aber da er auch keinen Andern kannte, an den er sich hätte wenden können, so hatte er seinen Auftrag an ihn, als an eine Autorität, gerichtet. Jetzt schien ihm auch dieser als eine Persönlichkeit, über die er sich wohl ärgern dürfe, da er von ihr schlecht bedient worden war. Und nun malte sich der Freiherr aus, wie dieser Mensch vielleicht ausersehen sei, eine verantwortliche Stellung im Staate einzunehmen! Und sicher sogar am Hofe! Er selbst hatte seit geraumer Zeit sich vom Hofe zurückgezogen, von der jüngeren Hofhaltung aber wollte er gar nichts wissen, weil mit ihr Grundsätze und Anschauungen aufgekommen waren, die den seinigen durchaus zuwider liefen. Und wie ein Stein, der in's Wasser geworfen wird, Ringe um Ringe über die Fläche dehnt, so breiteten sich die Unmuthskreise des Freiherrn immer weiter aus, bis er sich zu einem verbissenen Ingrimm gegen die neue Regierung steigerte, und bereits Blicke der tiefsten Mißbilligung auch auf die Reichspolitik im großen Ganzen hinüberwarf. Sein Gang wurde immer heftiger, bis er endlich zu der Thatsache zurückkehrte, daß Mack mit dem Licht noch immer nicht da sei.

Dieser erschien im nächsten Augenblick, von der Ungeduld des Hausherrn hart empfangen, und setzte schweigend die große Lampe auf den Tisch. Nach kurzem Zögern begann er: „Der junge — Rode glaubt jetzt in der Lage zu sein, dem Herrn Baron aufwarten zu können, und läßt anfragen —"

„Die Kerzen anzünden!" gebot der Freiherr, nach dem Kamin deutend.

Mack verstand sogleich. Das grüne Glas der Lampe verdunkelte die Umgebung, der Freiherr aber wollte den Ankömmling bei besserem Lichte betrachten. Der alte Diener zündete die Lichter der beiden silbernen Kandelaber an, welche auf dem Kaminsims neben der Uhr standen, für gewöhnlich aber nicht benutzt wurden, und füllte die Zeit bis zu ferneren Befehlen mit leisem Schüren des Feuers aus.

Es dauerte eine Weile bis der Herr begann: „Nun, worauf wird denn gewartet? Der Rode soll sich präsentiren!"

Der Freiherr stellte sich so, daß das volle Licht von zehn Kerzen auf den Eintretenden fallen mußte, denn die Prüfung seiner Erscheinung sollte gleich vorgenommen werden, damit man den Menschen, wenn er mißfiele, gleich morgen wieder wegschicken könne.

Gleich darauf trat Gottwald Rode ein und wurde in richtiger Beleuchtung von dem Freiherrn festgehalten. Dieser aber fühlte sich sehr überrascht. Statt des erwarteten Vagabunden sah er eine schlanke Jünglingsgestalt mit hübschem Knabenkopf vor sich, einen jungen Menschen, der sich mit freundlicher Miene vor ihm verneigte und in seinem Wesen die Formen guter Erziehung zeigte. Auch der Anzug sah gar nicht so schlecht aus. Obgleich zum Reden noch nicht aufgefordert, bat er um Verzeihung für die ungeschickte Art seines Eintreffens und überreichte einen Brief des Professor Sternberg.

Der Freiherr hätte allerlei Grund finden können, sich zu ärgern (denn er fand ihn immer), aber seine Ueberraschung hinderte ihn diesmal, denn es war eine angenehme Ueberraschung — soweit er nämlich dem Eindruck von etwas Angenehmem Zugang verstattete. Er neigte nur das Haupt, ließ sich in einen Lehnstuhl am Kamin nieder und entfaltete den Brief.

Es währte nur eine Minute, und die Veranlassung zu einem Aergerniß war da. Denn Gottwald Rode holte sich einen Stuhl und nahm unbefangen dem Freiherrn gegenüber Platz, da er die Wirkung der Flammen bei seinen noch keineswegs getrockneten Kleidern sehr angenehm empfand.

Schon drängte es den Hausherrn, aufzubrausen gegen die Unverschämtheit, sich in seiner Gegenwart ungeheißen niederzusetzen, allein er bezwang sich, um gleich darauf in dem Briefe eine genügende Ursache zum Hader zu finden.

„Dieser Professor Sternberg," begann er, „thut ja, als ob er mir eine Art von Gnade erweise, daß er Sie — gerade Sie zu einer Stellung bei mir empfehle! Anweisungen, Ermahnungen, daß ich Sie gut — ja, weiß er denn nicht, daß Sie in einen Dienst bei mir treten sollen? Es handelt sich hier nicht um einen Aufenthalt zum Vergnügen, wiederhole ich, sondern um einen Dienst — sofern ich nämlich finden werde, daß Sie die Fähigkeit dazu haben, oder ich sonst nichts Mißfälliges an Ihnen entdecke."

„Professor Sternberg ist mein Gönner," entgegnete Gottwald Rode lächelnd, „und wünscht mir immer das Beste. Vielleicht überschätzt er meine Fähigkeiten. Die Art und Weise, wie er sich in jenem Briefe auszusprechen scheint, beweist mir nur seine Güte gegen mich und hat sicher sonst nichts zu bedeuten."

Es war merkwürdig, daß der Freiherr hierauf nichts zu entgegnen wußte. Fast befremdet sah er den Sprecher eine Weile schweigend an. Dann begann er mit einiger Gelassenheit: „Ich verlange die Ordnung meines Archivs und meiner Bibliothek, sowie einen Katalog zu beiden. Wie konnten Sie dazu empfohlen werden, da Sie doch unmöglich darin Erfahrung haben?"

„Man hatte mir," entgegnete Gottwald, „im vergangenen Jahre eine ähnliche Arbeit an unserer Gymnasialbibliothek übertragen, welche man gelten ließ. Diese Vorübung war es wohl, an welche Herr Professor Sternberg bei meiner Empfehlung dachte."

„Werden ja sehen, wie weit es reicht!" murmelte der Freiherr. „Außerdem haben Sie zu schreiben, was ich Ihnen diktire. Doch das wird der geringste Theil Ihres Dienstes sein. Sie werden mir vorlesen — versuchsweise! Morgens die Zeitung, Abends einige Stunden aus Büchern, nach meiner Wahl. Wir können es gleich versuchen. Holen Sie das Buch, welches dort auf dem Tische liegt!" Er deutete rückwärts nach dem Tische, auf dem die Lampe stand.

Gottwald erhob sich, suchte unter verschiedenen Zeitungsblättern, fand aber kein Buch.

„Nun, wie lange wird es denn?" rief der Hausherr ungeduldig.

„Herr Baron, ich sehe kein Buch —"

„Haben Sie denn keine Augen? Zum Kuckuk! Es muß daliegen! Ich habe es selbst hingelegt!"

„Sie müssen es wo anders hingelegt haben, Herr Baron."

„Sind Sie von Sinnen — wo anders hin? Die Augen aufgesperrt!"

„Ueberzeugen Sie sich selbst, wenn ich bitten darf, Herr Baron! Es ist kein Buch da."

Jetzt riß dem Hausherrn die Geduld. Er erhob sich hastig. „Da! Da! Hier!" rief er, eine handvoll Zeitungsblätter zerknüllend, aber auch er entdeckte das Gesuchte nicht, so viele Zeitungen er auch rechts und links vom Tische herunterwarf.

„Aber da liegt ein Buch auf dem Kaminsims," sagte Gottwald. „Ist dies nicht das begehrte?"

Richtig! Der Freiherr erinnerte sich, es Nachmittags selbst dahin gelegt zu haben. Mit wem sollte er jetzt hadern, da er doch im besten Anlauf dazu war? Verdrossen setzte er sich nieder und hieß seinen Vorleser beginnen, da wo das Zeichen eingelegt war.

Obgleich ein ziemlich verschollenes, historisches Werk, erschien es dem jungen Vorleser doch nicht ganz langweilig, ja die Thatsachen (und noch dazu die des österreichischen Erbfolgekrieges) begannen seine jugendliche Theilnahme zu erregen. So las er mit Eifer und Hingabe, während der Zuhörende ihm mit Aufmerksamkeit und einer Art von Verwunderung zuhörte. Es waren weniger die historischen Ereignisse, es war der Vorleser, durch den der Freiherr sich in eigenthümlicher Weise gefesselt fühlte. Dieses reine, schöne Organ, welches beweglich und zwanglos bald die höchste Stimmenlage erstieg, bald sich wieder senkte und des männlichen Tones nicht entbehrte, wirkte auf den Zuhörer wie Melodie, wie eine nie gehörte Musik, bei deren Klang sich etwas wie innere Beruhigung in ihm abklären wollte. Gleichwohl sträubte sich eine Regung in ihm, sich einem solchen Eindruck hinzugeben und, argwöhnisch gegen alles, was ihm keine Gelegenheit zum Groll geben wollte, saß er in widerstreitenden Empfindungen da, den Leser mit scharfen Blicken beobachtend, und doch lautlos seiner Stimme lauschend.

Eine volle Stunde mochte Gottwald gelesen haben, als er, bei einem Abschnitt angelangt, ungeheißen aufhörte. Er meinte, es sei für's erste genug, zumal er nach der Tageswanderung seine Kehle etwas angegriffen fühlte.

Der Freiherr wendete nichts ein. Schweigend erhob er sich, um langsam im Zimmer auf und nieder zu schreiten, während Gottwald am Kamin sitzen blieb und hier und da in dem Buche blätterte.

Diese Pause benutzte der Kammerdiener, um einzutreten und leise dem Freiherrn die Frage vorzulegen: „Es soll für den Abendtisch doch nur ein Couvert aufgelegt werden?"

„Zwei!" entgegnete der Hausherr. Er stutzte über sich selbst, wollte das Wort zurücknehmen, aber es war einmal gesprochen, und Mack schritt so eilig damit hinaus, als fürchtete er, es könnte ihm ein Geschenk wieder entzogen werden. Nur noch ein paar Mal hatte der Hausherr sein Zimmer abzuschreiten, als Mack die Flügelthüren öffnete und zum Speisen einlud.

Der Freiherr winkte dem jungen Mann, und dieser folgte mit Vergnügen, denn seine Mahlzeiten waren heut nur dürftig gewesen. So sprach er dem Abendessen, welches er vortrefflich fand, tapfer zu, und durfte mit dem erneuten Angebot des Kammerdieners zufrieden sein. Der Freiherr trank Abends nur ein Glas Wein, Gottwald aber hatte nichts dagegen, daß Mack sein Glas wiederholt füllte, und von dem guten Wein erwärmt und belebt, fühlte er sich zum Gespräch sehr aufgelegt. Es war nicht aus Pflichtgefühl, den Hausherrn zu unterhalten, es war ihm ein angenehmes Bedürfniß, seiner Zunge etwas freieren Lauf zu lassen. So erzählte er, was zunächst lag, von dem Viehmarkt in dem kleinen Städtchen, von dem Streite des Wirthes mit der fahrenden Künstlergesellschaft, dessen Ausgang er freilich nicht abgewartet hatte. Seine Begegnung mit der Prinzipalin ließ er bei Seite, da er gar keinen Werth darauf legte. Der Hausherr wunderte sich zwar, wie man solche Lappalien wie eine Art von Erlebniß erzählen konnte, ließ es aber schweigend geschehen. Gleich darauf aber sollte er einen Grund zu aufsteigendem Mißmuth finden; denn Gottwald erzählte auch von dem jungen Baron, dessen Namen er nicht erfahren, der ihm aber mitgetheilt, daß es zwei Güter Namens Tenneberg neben einander gebe. Der junge Baron müsse hier viel verkehren, und so hoffe er, ihm wieder zu begegnen.

Mack warf dem Sprecher einen Blick zu, als bäte er ihn, um Gotteswillen nicht weiter zu reden, der Freiherr aber fuhr unwirsch auf: „Ungehörige Dinge! Sie haben hier einzig und allein Ihres Dienstes zu warten, nicht aber gesellige Anknüpfungen zu suchen. Ein- für allemal verbiete ich Ihnen Bekanntschaften in der Umgegend zu machen oder zu erneuern!"

Gottwald war in der Stimmung, dies Verbot nicht nur hart, sondern übertrieben und willkürlich zu finden, und sah den Sprecher mit einem Blicke an, der nicht ohne herausfordernden Trotz war. Mack aber näherte sich ihm mit der Flasche, wie zu einem Versöhnungswerke, und füllte das noch nicht leere Glas. Auch der Freiherr schien einlenken oder doch die Rede auf etwas anderes bringen zu wollen.

Das Gespräch fing an zu stocken, und da es nach zehn Minuten gänzlich auszugehen drohte, hob der Freiherr die Tafel auf. „Morgen das Weitere!" sagte er mit einer Handbewegung, welche andeutete, daß der Gesellschafter entlassen sei. Er begab

sich in sein Wohnzimmer zurück, während Mack ein Licht ergriff, um Gottwald in sein Gelaß zu führen.

Sie betraten einen mäßigen, mit allerlei alterthümlichem und wenig zusammengehörigem Geräth nicht unbequem eingerichteten Raum. An den Wänden hingen alte Brustbilder, welche in der dämmrigen Beleuchtung sehr schwarz aussehen. Gottwald hatte heute noch kein Bedürfniß, sich mit seiner Umgebung auf vertrauten Fuß zu setzen. Die Tageswanderung und der ungewohnte gute Wein hatten ihn schläfrig gemacht, und in einer Viertelstunde schlief er den Schlaf der Jugend und Gesundheit.

Mack aber stieg lächelnd die Treppe hinunter und murmelte vor sich hin: „Es wird gut, ich hoffe, es wird gut!“ Denn er, sowie seine Gattin, welche der gesammten Wirthschaft vorstand, hatten die Ankunft des Bibliothekars, wie sie den Erwarteten in voraus nannten, recht sehr ersehnt. Allerdings aus menschlich egoistischen Gründen. Schaden konnte ihnen das neue Mitglied des Hausstandes nicht, denn der Freiherr war durch seine Bedürfnisse zu sehr an ihre Dienste gebunden; sie hofften von dem Bibliothekar im Gegentheil einige Vortheile, da er allen bösen Launen des Hausherrn zuerst ausgesetzt, manches Unwetter von ihnen ablenken, es sogar zerstreuen konnte. Aber der Anblick des Erwarteten, den auch sie sich ganz anders vorgestellt hatten, wirkte bestimmend auf das alte Ehepaar. Sie waren von seinem Wesen gleich eingenommen, fühlten ihm ihre Herzen geöffnet, und betrüblich war ihnen nur der Zweifel, ob dieser junge Herr es im Hause aushalten werde? Denn es war kein Haus für junge Leute.

Nicht so schnell wie Gottwald Rode suchte der Freiherr nächtliche Ruhe. Mack fand ihn, wie er ihn um diese Stunde finden mußte, nämlich auf dem Spaziergange durch sein Wohnzimmer, den er täglich nach dem Abendessen anstellte. Da überließ sich der Freiherr dann seinen Nachtgedanken, wie sie oft menschenfeindlicher und aufregender nicht sein konnten. Leben und Erfahrung hatten ihm hierzu nur geringe Veranlassung gegeben, viel eher konnten die Umstände ihm ein behagliches Alter gewähren. Er aber ließ die geringen Erfahrungen seines Lebens, die Jeder leicht hätte überwinden können, nur verbitternd auf sich wirken und wurde so zum einsamen und innerlich unglücklichen Mann. Sein Unglück lag in seiner Gemüthsart, in dem Trotz und Eigensinn, in dem Hochmuth und anderen Zügen seines Charakters, die ihn unfähig machten, Glück zu empfinden und um sich zu verbreiten. Und doch standen ihm noch Arme offen, und es schlugen Herzen, welche gern viel von ihm ertragen hätten, wenn er sie nicht verschmähen wollte. Er aber stieß sie zurück, um für sich allein unzufrieden und unglücklich zu bleiben.

Drittes Kapitel.

Als Gottwald Rode am andern Morgen erwachte, blickte er verwundert um sich und konnte sich im ersten Augenblick in die fremde Umgebung nicht finden. Was ihn aber am sonderbarsten berührte, war die Reihe von Ahnenbildern seinem Bette gegenüber, darunter einige Damengesichter von wenig ansprechendem Ausdruck. Zwei davon blickten verdrossen und mißbilligend aus ihrem Rahmen heraus, während eine Dritte wie eine scharf beobachtende Eule kritisch über die spitze Nase herab sah; eine vierte hatte sich trotz ihrer Jahre jugendlicher erhalten und zeigte dies Bestreben sogar in der Kleidung, welche nicht zur Verhüllung ihrer Reize angelegt zu sein schien. Sie lächelte sogar, aber mit einem etwas sauersüßen Lächeln, als thäte sie es nicht zu ihrem Vergnügen. Sie machten sämmtlich den Eindruck freiherrlicher Großtanten, welche in diesem Zimmer in einer Art von Verbannung lebten, ihren Zustand aber den jeweiligen Bewohner entgelten lassen wollten. Der Jüngling betrachtete diese Reihe von Familienbildern mit mancherlei Gedanken und kam zu der Annahme, daß schon in vergangener Zeit die Geselligkeit in diesem Hause keine recht angenehme gewesen sein könne. Für den Augenblick aber war es ihm fast peinlich, unter den unentrinnbaren Blicken so vieler Damen aufzustehen und sich anzukleiden.

Allein die Sonne schien durch das Fenster, der Himmel war blau und wolkenlos, die Natur schien nach dem gestrigen Regen erquickt, und so beeilte er sich, in's Freie zu gelangen. Aus der Stille des Hauses und der Umgebung schloß er, daß die sechste Morgenstunde für die Bewohner von Schloß Tenneberg noch eine sehr frühe Tageszeit sein mußte. Aber dieses Schloß! Er betrachtete es mit Erstaunen. Man hätte auch nicht geglaubt, daß dieses düstere und abschreckende Gebäude noch wohnlich genug eingerichtet war.

Ein langes, graues Viereck, ohne allen architektonischen Schmuck, mit einem hohen, geschwärzten Ziegeldach. Die Fenster ohne Umrahmung sahen so öde aus, die Thür ohne Freitreppe hatte ein klösterliches Ansehen, der Bewurf des Gemäuers war hin und wieder abgefallen und zeigte Balken und Fachwerk. Das ganze Haus machte den Eindruck vereinsamter Grämlichkeit. Etwas besser gehalten schienen Stallung und Wirthschaftsgebäude, doch deutete nichts auf eine größere Landwirthschaft. Es mochte auch mehr Waldgut sein, da sich neben und hinter dem Hause, den Berg hinauf, Tannenwald und Schonung ausbreitete.

Ein wenig Parkanlage befand sich auch vor dem Hause, eigentlich nur ein paar schlecht gehaltene Baumgänge. Von da ab senkten sich Gemüsepflanzungen und ein Obstgarten mit alten verkrüppelten Bäumen abwärts.

Gottwald schlug den Pfad zwischen Kohl und Rüben ein und steuerte auf ein Kartoffelfeld zu, denn es drängte ihn aus der düsteren Umgebung in's Freie, wo um das breite Thal die Gebirgskette sichtbar werden mußte. Mit Freude begrüßte er die herrlichen Höhenzüge, welche noch in bläulichem Morgendunste herübergrüßten. Sein Schritt führte ihn weiter bis er an einen Bach kam, dessen Ufer hohes Weidengebüsch verdeckte. Es war mehr als ein Bach, ein rasches Gebirgswasser, fünf bis sechs Schritte breit, und dem Anschein nach ziemlich tief. Weiterhin zeigte sich auch eine hölzerne Brücke, aber durch eine Lattenthür gedeckt und verschlossen. Durch die Weiden lugend entdeckte er am jenseitigen Ufer einen wohlgepflegten Park, Rasenflächen mit Blumen, und zwischen den Bäumen in der Entfernung die Ecke eines schönen neuen Gebäudes. „Das wird Tenneberg-Neuhaus sein!“ dachte er. „Es verdient mehr den Namen eines Schlosses, als die Wohnung des Freiherrn.“

Langsam schritt er nach dieser zurück, da begegnete ihm Frau Mack, welche ihn freundlich begrüßte. „Das nenne ich früh auf!“ rief sie. „Hoffentlich haben Sie die erste Nacht gut geschlafen und nichts Schlimmes geträumt?“

Gottwald konnte sie darüber beruhigen, doch verhehlte er ihr nicht seine Verlegenheit gegenüber den weiblichen Ahnenbildern in seinem Zimmer.

Sie lachte vergnügt und entgegnete wohlwollend: „Möchten das die einzigen Verlegenheiten sein, die Sie im Hause zu bestehen haben! Sie scheinen gern fröhlich zu sein. Das geziemt sich auch für die Jugend. Ich bin's auch gern trotz meiner Jahre, aber — Sie werden ja bald selbst sehen, wie wir leben. Behalten Sie nur den Kopf oben! Und wenn es wo fehlt, wenden Sie sich an mich.“

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf von Habsburg tröstet die Gemahlin des Raubritters.

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin. Fortsetzung.

II.

Weit draußen im Westen Berlins hat man dem alten Waldboden des Thiergartens in den letzten Jahrzehnten ein neues, hochelegantes Stadtviertel abgerungen.

Jedes der Häuser, die sich drinnen in der Stadt eng und fest aneinander drängen, liegt dort wie ein Schlößchen inmitten seines bisweilen recht bedeutenden Gartens, fernweg gerückt von der Straße, hinter breiter grüner Rasenfläche sich erhebend, mit riesigen Spiegelscheiben aus einem Stück, mit vorgebauten Loggien, Wintergärten und einer Kiesauffahrt vor dem Hauptportal für die anfahrenden Equipagen.

Dies vornehme Viertel ist fast ausschließlich von der Geldaristokratie bewohnt, die ja stets in Prunk und Aufwand mit der Geburtsaristokratie rivalisirt.

Auch die Familie Mertens besaß hier ihre Villa, wenn man das anspruchsvolle kleine Palais aus gelbem Sandstein mit dem vergoldeten Gitter, das sie in der sogenannten Hildebrandtschen Privatstraße bewohnte, schlechthin eine Villa nennen darf. Das Haus hatte nur zwei Stockwerke mit einem aufgesetzten Mansardengeschoß für die Dienerschaft. Im Parterre lagen die Empfangs- und Gesellschaftsräume, in der ersten Etage wohnte die Familie, welche, wie wir wissen, nur aus vier Personen bestand.

Es war etwa $12\frac{1}{2}$ Uhr, die schicklichste Zeit für Staatsvisiten; und offenbar erwarteten auch die beiden Damen, welche in einem der Salons des Parterre saßen, eben eine solche. Man sah es ihrer Toilette an, daß sie weder eine Ausfahrt vorhatten, noch auch einfach für das Haus sich gekleidet. Dazu flog von Zeit zu Zeit der Blick der älteren von beiden von dem Buch, in dem sie zu lesen schien, durch das breite, tiefgehende Fenster hinaus und die Straße entlang.

„Ei, chère maman, wie nervös!" sagte eben die Jüngere, die mit einer feinen bulgarischen Seidenstickerei beschäftigt, am anderen Fenster saß. „Eine einfache Visite, die Dich so aufregt! Ein australischer Goldgräber, den Papa uns angekündigt hat! Als ob nicht täglich Millionäre bei uns ein- und ausgingen!"

Die junge Dame, die das mit etwas moquantem Lächeln sagte, von ihrer Arbeit aufblickend, war in Wahrheit eine Schönheit, wie dies gestern an der Börse Herr Goldmark dem australischen Ankömmling von der Tochter des Großspekulanten gerühmt hatte. Kastanienbraunes, reiches und leicht gewelltes Haar, volle, regelmäßige Züge, einen allerliebst neckischen kleinen Mund mit Grübchen links und rechts in den rosigen Wangen und dabei ein Paar brauner Augen, die ebenso klug wie spottlustig in die Welt blickten.

Aber auch die andere der beiden Damen war eine interessante Erscheinung. Nur etwa zehn Jahre älter als ihre Stieftochter — denn letztere hatte sie ja eben „maman" genannt — blond, klein, mit sehr entschiedenen, raschen Bewegungen, dabei etwas unruhig, der Blick scharf, das Kinn hart und willenskräftig, konnte sie sehr gut noch mit „ihren Töchtern" rivalisiren und schien sie vorzüglich geeignet, einen größeren Haushalt in straffer Ordnung zu halten, vielleicht auch ihren Mann dazu; ebenso mußte sie sich in einem recht unruhigen gesellschaftlichen Treiben, auch wohl in aufregenden Spekulationen besonders gefallen und zu Haus fühlen, man sah es ihrer ganzen Persönlichkeit an, daß sie eine nervöse, quecksilberne, starker Anregungen bedürfende Natur war.

„Meine liebe Leontine!" erwiderte sie der Tochter, sich lebhaft auf deren Anrede erhebend, „dieser Besuch ist kein banaler und nichtssagender Anstandsbesuch — darum siehst Du mich so bewegt! Ich fühle es in meinen Nerven. Dieses Mannes Nahen wird eine besondere Bedeutung für uns haben!"

„O Mama, welch' fein entwickeltes Ahnungsvermögen!" spottete die Tochter, welche mehr Geist als Respekt vor ihren Eltern zu haben schien. „Witterst Du vielleicht gar einen Schwiegersohn in dem jungen Nabob?"

„Zeit freilich wär's, liebes Kind," gab die Mama nicht ohne Schärfe zurück, „daß ein solcher sich fände. Mein liebes, kluges Töchterchen wird mir sonst allmählich ein altes Mädchen! Und das wünsche ich ihr doch nicht!"

„Aber Mama," rief lachend Fräulein Leontine, „Du vergißt wohl, daß ich eben erst zweiundzwanzig geworden bin!"

„Mit zweiundzwanzig war ich schon drei Jahre verheirathet, wie Du weißt. Mit zweiundzwanzig ist man heutzutage in unseren gesellschaftlichen Kreisen längst über die erste Jugend hinaus!"

„Und ich, liebstes Mamachen," gab die schlagfertige Tochter nicht ohne geheime Malice zurück, „kenne doch Frauen, die schon zehn Jahr älter sind und sich noch recht jung fühlen oder wenigstens so thun!"

Die unruhig hin- und herrauschende Mama drehte sich hastig um und, ihrem bösen Lächeln nach, hätte sie jetzt eine recht scharfe Antwort gegeben, wäre ihr Blick nicht auf die Straße gefallen, wo eben das große Gitterportal von außen geöffnet wurde.

„Da ist er!" sagte sie rasch. „Eine superbe Erscheinung, ganz wie mein Gatte ihn uns geschildert. Und dieser Mann soll ungezählte Millionen in seinem Besitz haben!"

Auch des Mädchens Augen hatten sich durch ihr Fenster auf den Herrn gerichtet, welcher eben langsam und hochaufgerichtet durch den Vorgarten auf das Haus zukam. Es war Mr. Brissey, und es war in der That eine imposante, männlich schöne Gestalt.

„Bitte, betrachte ihn nur recht genau, mein liebes Kind," sagte Frau Mertens, die wohl sah, daß die Augen des Mädchens mit hohem Interesse an dem Daherschreitenden hingen. „Der Mann ist's wohl werth. Und ein reicher Schwiegersohn dürfte Deinem Papa auch vielleicht nicht unwillkommen sein!"

Es war in ihrer Stimme ein eigener unangenehmer Ton, der das Mädchen sich mit empörten, erröthenden Wangen umwenden machte. Allein die Mama ließ sich dadurch nicht beirren, sondern fuhr fort:

„Ich ziehe mich auf einen Moment zurück. Er kann Dich ja zunächst allein im Salon vorfinden. Das schadet nie etwas, nur mußt Du eine hübsch interessante Position einnehmen, wenn er eintritt. Doch das versteht ja mein kluges Töchterchen auch ohne mütterliche Unterweisung! Nicht wahr?"

Damit rauschte sie hinaus, während eben ein Diener mit der Karte des also erwarteten Besuchs eintrat.

„Ich lasse bitten!" rief Frau Mertens noch über die Schulter zurück, dann fielen die Portièren hinter ihr zusammen.

Fräulein Leontine aber, welche der Mama noch einen Moment bitterböse wegen des letzten Rathes nachgeblickt, machte sich gleichwohl sofort daran, diesen zu beherzigen. Und das verstand sie vorzüglich, wie es schien! Denn mit einem Ruck hatte sie das Tabouret, auf dem sie saß, so placirt, daß der einzige breite Sonnenstreifen, der schräg in das Zimmer fiel, grade wie eine goldene Lichtfluth über die weichen, vollen Wellen ihres Haares sich ausgoß, die wundervollen sonnigbraunen Lichtreflexe weckend, die dies Haar, wie seine Besitzerin wohl wußte, bekam, sobald schräg von oben das helle Licht darauffiel. Und die Seidenstickerei hatte sie mit einem zweiten geschickten Wurf sich mit dem einen Ende über die linke Schulter geschlagen, so daß dieselbe in reichen, schimmernden, bunten Falten ihr phantastisch quer über die Büste herunterfloß, während es aussah, als habe sie sich die Arbeit nur bequemer auf diese Art zurechtlegen wollen, denn mit den feinen weißen Händen war sie an dem anderen Ende des langen Gewebes scheinbar in vollster Stickthätigkeit. Dazu hob so der schöne, farbenleuchtende Stoff

ganz vorzüglich die feine Linie ihres weiß und schlank daraus auftauchenden Halses hervor.

So saß sie, den Kopf ein wenig gesenkt, gerade der Thür gegenüber, durch welche der Gast eintreten mußte und harrte ihres Erfolges. Man sah, sie war ihrer klugen Mama würdige Tochter.

Und dieser Erfolg ließ nicht auf sich warten, allerdings gestaltete er sich etwas anders, als Fräulein Leontine erwartete.

Mr. Brissey trat ein; sofort fiel ihm das in der That höchst anmuthige und reizvolle Bild des sitzenden jungen Mädchens in die Augen — doch als habe er plötzlich einen Geist gesehen, so fuhr er zurück, eine heiße Purpurgluth färbte ihm die Wangen dunkelroth und über seine Lippen kam in leisen, bebenden Lauten der mit unendlicher Zärtlichkeit geflüsterte Name:

„Margarethe!"

Allein schon hatte Leontine sich erhoben, anscheinend in reizvoller Verwirrung, so in der Arbeit und so phantastisch kostümirt überrascht worden zu sein, und stand seiner Verbeugung harrend, mit erwartendem Lächeln.

Da trat jener rasch näher, mit leuchtendem Angesicht und ohne weitere Höflichkeitsformeln.

„O Margarethe, ist es mir endlich vergönnt, Sie wieder zu sehen — aber erkennen Sie mich denn nicht?"

„Bitte, mein Herr, ich verstehe Sie nicht," sagte jetzt eiskalt Leontine. „Ich heiße auch nicht Margarethe, sondern ich bin Leontine Mertens. Margarethe ist der Name meiner Cousine. Es scheint, als verwechselten Sie mich mit dieser!"

„Um Vergebung, mein gnädiges Fräulein!" erwiderte Mr. Brissey, dessen Gesicht einen rasch vorübergehenden Ausdruck peinlicher Bestürzung annahm. „O ich glaubte, obwohl ich ja meinen Augen nicht traute, in Ihnen eine Verwandte zu erblicken, die ich in Melbourne zurückließ und die allerdings unmöglich in diesem Augenblicke hier in Berlin sein kann. Eine Aehnlichkeit, die freilich auch eine täuschende ist, hat mich einen Moment getäuscht; und ich bitte tausendmal um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie mit jenem Namen anredete und Ihnen so vertraulich mit ausgestreckter Hand entgegentrat."

Er hatte sich rasch gefaßt, und in diesem Augenblick trat auch die Frau des Hauses ein, welche trotz des liebenswürdigen Empfanges, den sie dem Besucher nun bereitete, doch noch Zeit fand, einen raschen, höchst verwunderten Blick mit ihrer Tochter auszutauschen.

Allein auch Brissey war dieser Blick nicht entgangen, und er sagte sich mit verhohlenem Grimm, daß Madame Mertens offenbar hinter der Portière die kleine Szene beobachtet haben mußte.

Der Besuch nahm seinen vorgeschriebenen, regelrechten Verlauf. Man wechselte zehn Minuten lang höfliche Phrasen, plauderte ein klein wenig von Berlin und seinen gesellschaftlichen Verhältnissen, von Australien und der Reise, die Mr. Brissey gemacht und dann erhob sich der Letztere, um sich zu verabschieden.

„Die Freunde unsres Hauses pflegen uns in jeder Woche des Montags und des Donnerstags aufzusuchen," erklärte schließlich die Hausfrau. „Ich würde mich lebhaft freuen, wenn auch Sie uns an diesen Tagen nun recht oft die Ehre geben würden, Sie bei uns zu sehen."

Und damit empfahl sich der Gast mit der Versicherung seiner Dankbarkeit für so liebenswürdige Erlaubniß und dem Versprechen, „daß er nicht ermangeln werde."

Natürlich standen die beiden Damen hinter dem dicken, gestickten Seidenstern mit den großen bunten Blumen und blickten ihm scharf und beobachtend nach, als er draußen über den Kiesgang des Vorgartens wieder auf das Gitter zuschritt, um die Villa zu verlassen.

„Den Mann habe ich irgendwo gesehen!" sagte Frau Ulrike mit fliegendem Athem, wie sie vom Fenster traten. „Könnt' ich mich nur besinnen, wo und wann! Und was war das mit „Margarethe"? Sollte er unsre Margarethe kennen? Aber er that ja, als wäre er nie zuvor in Deutschland gewesen!"

„Es war ihm sicherlich höchst unangenehm, sich so in der Person getäuscht zu haben," meinte die Tochter. „Sahst Du, in wie finstere Falten seine Stirn sich gelegt hatte, wie grimmig er vor sich hin starrte, als er eben draußen das Haus verließ?"

„Gewiß, Leontine — nun, habe ich es nicht geahnt, daß hinter dem Manne ein Geheimniß steckt?"

„Aber empörend, mich mit unserer Margarethe zu verwechseln, wenn er mich nämlich wirklich für diese genommen hat!" erklärte unwillig die Tochter. „Als ob ich irgend eine Aehnlichkeit mit unserem Aschenbrödelchen hätte!"

„Nun, eine gewisse Familienähnlichkeit ist ja wohl vorhanden, liebe Leontine!" entgegnete die Stiefmama. „Du weißt, Dein Vater und Margarethens Vater hatten zwei Schwestern geheirathet; sie ist freilich fünf Jahre älter als Du, allein als sie etwa zwanzig Jahre alt war, sah sie doch ungefähr so aus, wie Du jetzt mit zweiundzwanzig. Möglich, daß damals dieser Mr. Brissey, der offenbar nicht sein ganzes Leben in Australien gelebt hat, sie kannte und jetzt ihretwegen zu uns kommt, da er in Erfahrung gebracht, daß sie in unserem Hause das Gnadenbrot ißt!"

„Hast Du ein Bild von ihr aus jener Zeit? Vielleicht ist noch eins in unseren Albums!"

Und die beiden Damen gingen in den anstoßenden Salon, wo auf einem großen runden Tische in der Mitte des Zimmers eine Anzahl Albums neben ein paar Prachtwerken und einer köstlichen Visitenkartenschale aus getriebenem Silber lagen.

Sie ließen sich in Fauteuils neben einander nieder und blätterten; und wenn jemand die elegante, vornehme Gruppe gesehen hätte, die die beiden anziehenden Gestalten in dieser reichen Umgebung bildeten, wäre er kaum auf die Vermuthung gekommen, wie viel kleinliche und unedle Regungen die Herzen der beiden Frauen bargen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zu gleicher Zeit fand in dem mit eichengeschnitzten Möbeln ausgestatteten Arbeitsgemach des Hausherrn eine andere Unterredung statt, welche das in diesem Augenblick mit ihrer Mama über Albumblättern beschäftigte Fräulein Leontine sehr nahe anging.

Mertens war eben mit seinem Compagnon von der Börse gekommen. Noch führte draußen der Kutscher die ausgespannten Trakehner Braunen auf und ab, da der Banquier stets sehr eilig fahren ließ und die Thiere von dem scharfen Lauf noch dampften.

Alverdissen saß in einem der großen Lutherstühle unfern des Schreibtisches, er war in besonders sorgfältiger Toilette und sein Benehmen zeigte eine an ihm etwas ungewöhnliche Feierlichkeit.

Der Andere dagegen lief in dem Gemach heftig auf und nieder, alle Zeichen der Ueberraschung im Gesicht.

„Also meine Tochter Leontine ist es, um welche — — ha, darauf war ich ja gar nicht gefaßt. Nun, um es kurz zu machen (ich habe nämlich noch von einem für mich momentan viel wichtigeren Gegenstande mit Ihnen zu reden), so glaube ich, daß ich jetzt ohne Weiteres Ihnen weder ein „Ja" noch ein „Nein" geben kann!"

„Bitte, Herr Mertens," sagte verbindlich Herr v. Alverdissen, „es war dies auch nicht der Zweck der Rücksprache, um die ich mir zu bitten erlaubte. Ich hielt es nur für meine Pflicht, ehe ich irgend einen Versuch machte, Ihrem Fräulein Tochter näher zu treten und die Neigung derselben mir zu gewinnen, Sie um die Erlaubniß anzugehen, in Ihrem Hause wie bisher fortverkehren zu dürfen. Sobald Sie mir nun sagen, daß es Sie im geringsten aigriren würde, mich mit einer solchen ausgesprochenen Absicht, zu Ihrer werthen Familie andere Beziehungen anzubahnen, als rein gesellschaftliche, bei Ihnen zu sehen, so bescheide ich mich und lege mir die Reserven den Damen gegenüber auf, welche mir in diesem Falle Takt und Rücksicht auf Ihre Entschließungen gebieten! Ein „Ja" oder ein „Nein" dürfte ich mir ja erst dann von Ihnen holen kommen, wenn ich voraussähe, daß meine Bemühungen um Fräulein Leontine dieser selbst

nicht unwillkommen sind. Allein vorher möchte ich aber in aller Loyalität Sie selbst davon in Kenntniß setzen, daß ich fortan nicht mehr so völlig unbefangen in Ihr Haus komme!"

„Sie reiten ja heut förmlich auf „Takt", „Rücksicht" und „Loyalität" herum, Alverdissen!" erwiderte Mertens, vor dem Sitzenden stehen bleibend und ihn scharf fixirend. „Wir kennen uns nicht erst seit heut, mein Bester. Und so feierlich-loyal habe ich Sie ja noch gar nicht gesehen, so lange wir zusammen Geschäfte machen!"

„Geschäft ist Geschäft," gab Alverdissen zurück, die Stirn leise faltend und an seinem Schnurrbart drehend, „Herzenssachen aber erfordern doch eine andere Delikatesse, wenigstens ist das meine Auffassung."

„Geschäft spielt aber allerwege mit hinein, Verehrter!" rief Mertens, sich in einen Sessel werfend. „Selbst bei einem so delikaten Thema, wie Sie es nennen, wissen Sie, daß man zuletzt einmal beiderseits doch auf die Geldfrage kommen muß."

„Ich errathe, Sie würden Ihr Fräulein Tochter nicht gern einem unbemittelten Manne geben?"

„Ich muß in jedem Falle Sorge tragen, daß sie nicht einmal späterhin von den Schattenseiten des Lebens näher berührt wird, als dies im elterlichen Hause der Fall ist. Meine Leontine ist verwöhnt und nicht anspruchslos. Sie kostet Ihrem zukünftigen Gatten jahraus, jahrein ein gut Stück Geld! Sind Sie im Stande, jährlich so eine vier-, fünftausend Thaler für ihren dereinstigen Hausstand auszugeben, lieber Alverdissen? Wir können unter uns ja frei reden. Sie wissen, als Sie vor drei Jahren mein Kompagnon wurden, brachten Sie mir kein Geld mit ins Geschäft, ich schätzte mir Ihre geniale Gewandtheit und Ihren scharfen Blick für Geldwerth. Sind Sie nun inzwischen reich geworden?"

„Sie gehn verzweifelt deutlich zu Werke, Herr Mertens!" erwiderte Alverdissen mit einem unangenehmen Lächeln. „Was würden Sie denken, wenn ich Ihnen vorläufig ein gutangelegtes Vermögen von rund fünfzigtausend Thalern nachwiese?"

„Was ich denken würde? Daß sie's geerbt oder gestohlen haben!" sagte Mertens, begleitete diese Worte aber mit einem lauten, herzhaften Gelächter, so daß es aussah, als seien sie nur ein grober Scherz. „Fünfzigtausend klingt ja schön, ganz schön, aber es müßte fest verzinslich als langjährig unkündbare Hypothek angelegt werden — sonst gehen Sie damit an die Börse und verspielen es. Nun im Ernst — haben Sie das Geld?"

„Fragt das der Kompagnon oder der künftige Schwiegerpapa?" war die fein pointirte Gegenfrage.

„Das hängt ein wenig von Ihrer Auskunft ab."

„Ja, ich besitze es. Es liegt in preußischen Consols!" gab Alverdissen zur Antwort, ein wenig scheu und genau den Eindruck beobachtend, den das auf den Banquier machte.

Dieser sah überrascht und nicht ohne leises Mißtrauen auf.

„So — so! Sieh da! Und woher, wenn ich diese indiskrete Frage wagen darf, woher stammt das Geld? Ist es etwa ein Lotteriegewinn?"

Alverdissen lehnte sich in seinem Sessel zurück und kreuzte die Arme. Seine Miene war so ruhig und unbefangen, als es ihm nur möglich war.

„An der Börse gewonnen, lieber Herr — so allmählich im Laufe der Zeit!" sagte er kalt und nachlässig. „Sie wissen ja, ein paar tausend Thaler hatte ich damals doch noch, als ich mich mit Ihnen alliirte!"

Des Hausherrn Antlitz verfinsterte sich.

„Wie seltsam! In unsern gemeinsamen Spekulationen haben wir seit einiger Zeit stets Unglück!" murmelte er vor sich hin. „Verlust auf Verlust und diese Speculationen werden immer mit meinem Gelde gemacht! Spielen Sie aber für Ihre eigene Rechnung, so mehrt es sich Ihnen unter den Händen, wie durch Zauber! Resultat: Sie werden reicher von Tag zu Tag, und ich ärmer!"

„Nun sagen Sie einmal," fuhr er dann laut und scharf fort, „Sie Glücksvogel, worin haben Sie denn speculirt, um die Summe zusammen zu bringen? Lassen Sie mich daran Theil nehmen, wie ich Sie ja auch bei Allem betheiligt habe!"

„Habe ich Ihnen meine Rathschläge je vorenthalten, Herr Mertens?" fragte Alverdissen ablenkend, „haben wir nicht alle Operationen zusammen besprochen? Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen jetzt alle Papieren aufzählen, die ich kaufte und verkaufte, an denen ich gewann. Kurz, das Geld ist da, und bei der „Deutschen Bank" deponirt."

„Nun, ich bescheide mich. Wunderlich aber ist es doch, wie unsere Verhältnisse wechseln. Ist es nicht fast, als nähme dieselbe geheimnißvolle Hand von dem Meinen und legte dem Ihren zu? Sie wissen, erst gestern, wegen der unglückseligen Depesche, die ja offenbar gefälscht war, habe ich in den Russen meine fünftausend Rubel ans Bein gebunden! Und Sie? Wie ich erfahre, haben Sie gestern Russen zu $62\frac{1}{2}$ verkauft — Sie haben also gleichzeitig ein gutes Geschäft gemacht, während ich verlor!"

Die letzten Worte wirkten wahrhaft bestürzend auf Herrn von Alverdissen. Allein er faßte sich sofort, wie er den Blick seines Compagnons scharf prüfend auf sich gerichtet sah.

„Ja, das habe ich allerdings. Nämlich im ganzen 10 Stück, die ich für private Rechnung noch besaß! Und den Auftrag dazu gab ich erst, als unsere gemeinsamen Stücke glücklich an den Mann gebracht waren, weil ich dieser Operation auch nicht im geringsten durch ein Mehrangebot im Wege sein wollte. Kann ich nun dafür, daß inzwischen herausgekommen war, die Depesche habe uns getäuscht, daß die Werthe wieder gestiegen waren, als mein Mann meinen verspäteten Auftrag, zu verkaufen, ausführte?"

„Es ist eben Glück!" sagte der Banquier seufzend. „Aber es heißt, Sie hätten mehr verkauft, als zehn Stück! Ist das wahr?"

„Wer sagt das, Herr Mertens?" rief Alverdissen aufspringend. „Ich sehe, es ist irgend jemand bemüht, mich bei Ihnen auf eine infame Weise zu verdächtigen!"

„Nun, nun — ich glaube ja den Leuten nicht. Aber, um üble Nachreden zu vermeiden, wäre es doch besser, wenn Sie fortan die Privatspekulation unterließen, lieber Alverdissen, die Leute sagen sonst, Sie nehmen mir mein Geld unter der Hand ab! Am selben Tage verliere ich an Russen und Sie gewinnen daran!"

„Sie werden mir nicht verargen, Herr Mertens," entgegnete jetzt der andere, mit sehr ernstem Gesichte vor den Banquier hintretend, „wenn ich Sie ersuche, mir den Namen des Zwischenträgers zu nennen, der Ihnen in so zu mißdeutender Weise hinterbracht, daß ich gestern meine wenigen Stücke Orient-Anleihe verkauft habe. Wer hat Ihnen das mitgetheilt?"

„Ich bitte Sie dringend, machen Sie deswegen keine Geschichten!" gab Mertens fest zurück. „Den Namen werde ich Ihnen nicht nennen, denn ich habe alle Ursache, mir den betreffenden nicht zu erzürnen. Außerdem geschah es wohl durchaus nicht in der Absicht, Mißtrauen zwischen Ihnen und mir zu säen. Denn dazu ist das ein viel zu respektabler, hochstehender Charakter; ich erfuhr diese unbedeutende Kleinigkeit auch nur so gesprächsweise!"

„Heut an der Börse wohl? Denn gestern waren Sie doch Nachmittag über Land wegen der Zuckerfabrik, die wir gründen wollen."

„Ja, heut an der Börse!" gab der Banquier halb gedrängt, halb trotzig zu.

„Nun, mit wem haben Sie denn da gesprochen? War's etwa dieser australische Nabob, Bussey, oder wie er heißt, den wir am Ausgange trafen, als wir kamen?"

„Vermuthen Sie doch meinetwegen, auf wen Sie wollen," brummte ungeduldig Mertens, „und kommen wir endlich auf den Ausgangspunkt unseres Gesprächs zurück. Lassen Sie sich's also gesagt sein: mein künftiger Schwiegersohn muß erstens Geld und zweitens mein Vertrauen besitzen. Was Sie da an ersterem nachweisen, würde ja zur Noth genügen. Aber was das Vertrauen angeht, so müssen wir eben in Zukunft gewisse Privat-

spekulationen unterlassen — Sie haben heut gesehen, daß das nur zu Mißverständnissen und unangenehmen Erörterungen Anlaß giebt. Und im übrigen — wie käme ich dazu, Ihnen plötzlich mein Haus zu verschließen? Es verkehren ja genug junge Leute bei uns, von denen sicherlich der eine oder andere auch Absichten hat, uns näher zu treten. Meine Tochter ist großjährig und klug genug — ich lasse ihr völlig freie Hand, bis es sich um ein festes Engagement handelt. Also mögen auch Sie immerhin Ihr Glück bei ihr versuchen! Aber eine besondere Ermunterung meinerseits soll das auch nicht sein, was ich Ihnen da sage! Thun Sie, was Sie nicht lassen können, lieber Alverdissen, seinerzeit werde ich zum rechten sehen!"

Er sagte das halb lachend, halb ernsthaft, und reichte dem jüngeren Manne die Hand, wie zum Beweise, daß er ihn nicht habe kränken wollen. Und dann ging er auf den anderen Gegenstand über, den er gleich anfangs angedeutet: Für die nächsten Tage plane er ein neues Börsenmanöver in besonders großartigem Style. Alle seine bisherigen Verluste wolle er mit einem weitausholenden Schlage wieder gutmachen. Der Ausflug nach der Zuckerfabrik gestern sei nur ein Deckmantel gewesen; er habe vielmehr einen der Hauptangestellten der „Südpreußischen Bahn" im Geheimen gesprochen und von demselben genaue Angaben über die demnächst zu veröffentlichende Jahresbilanz dieses Unternehmens erhalten. Der Mann sei mit 10 Procent an dem zu erwartenden Gewinn ihres Geschäfts betheiligt worden; die Bilanz würde gut werden und die Actien der Bahn wegen der bedeutend erhöhten Dividende um einige zwanzig Procent in die Höhe schnellen machen. Nun gälte es zunächst, die Zeitungen und die Börse mit allerlei ungünstigen Nachrichten über die „Südpreußen" zu überschwemmen, damit der Cours derselben recht fiele. Gleichzeitig würden sie im Stillen große Ankäufe der Actien machen, immer bei sinkenden Coursen und recht unter der Hand, bis sie etwa das halbe Actienkapital des Unternehmens billig in ihre Hände gebracht hätten. Und dann, sobald die gute Bilanz und die hohe neue Dividende veröffentlicht würden — dann würden sie den Preis der Actien zu bestimmen in der Lage sein und so theuer verkaufen, als möglich. Das Actienkapital betrüge etwa 10 Millionen. Ungefähr die Hälfte davon würden sie erwerben. Er habe bereits jeden Pfennig flüssig gemacht, um den großen Schlag zu führen — auch Geld in Massen aufgenommen, es sei ja so billig jetzt an der Börse zu haben. Der Gewinn betrüge bei etwa 40 Procent Coursſteigerung, die sie auf jene Weise leicht erzielen könnten, nicht weniger als rund 2 Millionen!"

„Großartig! genial!" rief Alverdissen, als jener geendet.

Und dann besprachen sie die Ausführung des Manövers, wobei sich Alverdissen überzeugte, daß der Banquier im Grunde wirklich noch kein ernstliches Mißtrauen gegen ihn gefaßt hatte.

Die Unterredung dauerte noch eine geraume Zeit — als Alverdissen endlich die Villa verließ, war schon die Dinerstunde da und die Familie sammelte sich im Speisezimmer, in welchem bereits die Glaskrone über dem großen Eßtische brannte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Rudolf von Habsburg zerstört die Burgen der Raubritter. (Bild S. 116.) Der geniale Historienmaler führt uns an die Ausgangspforte der düstersten Zeit moderner Geschichte zurück. Das Faustrecht — war aber Vernunft und Gerechtigkeit zum Hohn Recht zu nennen — fängt an in die Brüche zu gehen, freilich selbst nur durch die Faust d. h. die brutale Gewalt. Der oberste Schirmherr des Reichs — des heiligen römischen Reiches deutscher Nation König und Kaiser — fängt endlich an, seinem Beruf, Frieden zu schaffen im eigenen Land, mit Eifer nachzutrachten und erringt sich in stetem Kampfe mit den Fürsten und Adeligen des Landes die Macht, Diejenigen, welche seinem Gebote nicht Folge leisten wollen und den mehrfach proklamirten allgemeinen Landfrieden immer wieder brechen, zu Paaren zu treiben. Und es war hohe Zeit, denn das Banditenthum der ritterlichen Herren in allen deutschen Gauen schrie zum Himmel. Der friedliche Bauer, der fahrende Kaufmann, der gewerkfleißige Städter, — sie gingen schier zu Grunde unter der frechen, erbarmungslosen Banditenwirthschaft der „edlen" Schnapphähne, die entweder wie ganz gemeine Räuber plünderten und mordeten, was ihnen in die Hände fiel, oder für „freies Geleit" von dem reisenden Händler eine so drückende Abgabe erpreßten, daß er oft nicht besser daran war, als wäre er kurzweg seiner Habe ganz beraubt worden. Auf unserm Bilde spielt der erste der deutschen Kaiser aus dem habsburgischen Grafengeschlechte die schöne Rolle des Raubritterbändigers; der geschichtlichen Wahrheit zu Liebe müssen aber wir bemerken, daß es weniger der Kaiser als das emporstrebende kerngesunde Städtebürgerthum war, welches nach langen verzweifelten Fehden jedoch des entarteten Ritterthums Herr wurde.

Kleiderluxus. Im Jahre 1678 gab der große Herzog Ludwig VI. von Hessen eine gegen den Luxus gerichtete neue Kleiderordnung, die folgenden Wortlaut hat: „Wir sehen, Gott erbarm' es! mit betrübtem Aug', sonderlich zu Sonntag und zu des Herrn Nachtmahl, Hochzeiten und Kindtauffen solche Pracht an jung und alten Dirnen, Haußtöchtern und Dienstgesind mit schwartz seiden Kappen tragen, langen Uebermutzen mit vermutzten stumpfen Ermeln, weisen Schuen, nakenden Armen oder mit weis überzogenen Ermeln, welche dann 2, 3, 4 und mehrmalen mit schwartz oder roth seiden Band umbunden und gebunden seind, daß solchem Gottes gerechten Zorn und besorglich große Landplagen nach sich ziehenden Uebermuth zu steuern, manch christlich Hertz und die Eltern solcher Dirnen selbst seufftzen und wünschen; deßwegen höchlich desideriret wird, weil ohne hochobrigkeitlich ernstes Einsehen und gemeines Verbott und Straffe solche Ueppigkeit und Hoffart sich nicht dämpfen lassen will, eine solche Kleiderordnung zu machen, darnach ein jeder sich zu achten und keiner dem andern es gleich oder vorthun, ja keine Tochter oder Magd den Eltern vorzuwerfen haben möge, diese oder jene trügen sich doch auch so, ob sie dann nicht auch thun sollte wie andre Leute und was solcher trotziger und stoltzer Worte mehr sind, womit sie den Eltern das Geld abschwätzen, dieselben betäuben und sich so stoltz aufmutzen, wenn sie gleich kein gut oder so viel Hembd am Leib haben als ein Pfau, wodurch die Eltern in Schuld und Ungeduld und Verderben gerathen . . . ꝛc." K.

Billiger und praktischer Pfropfenzieher. Es ist kaum glaublich, welche Unmasse verschiedener Pfropfenzieher es giebt, vom einfachsten Haken bis zum höchst sinnreich mit Hebeln, Schraubenpressungen, Kurbeln und Radwerken zusammengesetzten, und keiner, kann man sagen, taugt etwas trotz der Preise, die bis zu mehreren Mark ansteigen. Um dem Abplatzen der Flaschenhälse bei Druckhebelpfropfenziehern vorzubeugen, hat man Gummiringe untergelegt, doch nützt dies auch nicht viel. Ich will daher nachstehend einen Pfropfenzieher beschreiben, der vor ungefähr sieben Jahren aus Amerika (?) gekommen sein soll, sich vorzüglich bewährt und damals 50 Pfennige gekostet hat. Ein 2 mm starker Stahldraht, unten zugespitzt, ist in mehrere Windungen schraubenförmig gedreht und hat einen kurzen senkrechten Stiel, welcher in einen Handgriff ausgebildet ist; unterhalb desselben ist in mehreren spiralförmigen Windungen eine kleine Schraube gebildet, etwa von der Größe der Oberfläche eines Propfen. Man dreht, wie gewöhnlich, den Pfropfenzieher ein, bis er mit der Platte aufsitzt, dann macht man eine schwache Drehung und selbst der widerspenstigste Pfropfen, bei dem andere Versuche erfolglos waren, wird sich heben. Leider kann ich für den hier beschriebenen Pfropfenzieher keine Bezugsquelle angeben, aber die Geschäfte werden ihn nach der Beschreibung besorgen können. Ich kann mich nicht entsinnen, daß mir bei Benutzung dieses Pfropfenziehers je eine Flasche, deren Verkorkung oder Material selten das beste zu sein pflegt, geplatzt wäre. Ueberraschend ist es namentlich, wie sich der Pfropfen durch die einfache Drehung des Pfropfenziehers von selbst ohne Zug hebt. Der in meinem Besitz befindliche Pfropfenzieher ist, um ihn vor Rost zu schützen, sehr gediegen verzinnt worden und hat noch immer ein hübsches Aussehen. Praktikus.

(Für's Haus.)

Einfachste Bereitung von Obstwein. Fossier in Hamm (Sucrerie indigéne) schneidet das Obst, speziell Aepfel, mit einer Schneidemaschine in Schnitzel und laugt dieselben, ganz wie Rüben, methodisch aus, wozu er eine Batterie von 12 hölzernen offenen Kufen mit Kippvorrichtung benützt. Man erhält 96 Prozent Saft ohne oder mit beliebig geringer Verdünnung und hat sich im Laufe dreier Jahre gezeigt, daß derselbe dem bisherigen Preßsafte in jeder Beziehung weit überlegen ist, da die Gährung leicht, regelmäßig, rasch und ohne viel Schaum oder Niederschläge erfolgt und einen im Aussehen und Geschmack vorzüglichen Obstwein ergiebt, der ohne trüb oder stockig zu werden, beliebig lange Aufbewahrung und weite Transporte verträgt.

Fossier produzirt täglich 60,000 Liter; hierzu sind neben einer einpferdigen Wasserpumpe nur zwei Arbeiter erforderlich, welche zugleich allen Transport besorgen.

Im Kleinen ausgeführt, ist dieses Verfahren noch ganz besonders zu empfehlen. Man schafft sich zu diesem Zwecke 6 größere Töpfe an. Der Flüssigkeitsinhalt des ersten Topfes gelangt in den zweiten Topf u. s. f., daher wird nach sechsmaliger Füllung des ersten Topfes derselbe mit seiner Flüssigkeitsfüllung sechster Topf. A.

Nach der Hausfrau, Haurand, Berlin.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Die Neue Welt

Nr. 16. 1887. **Unterhaltungs-Beilage.** Januar.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Frau Mack war in der That eine wichtige Persönlichkeit im Hause. Nicht daß sie Einfluß auf den Charakter und die Stimmungen des Hausherrn gehabt hätte. Dessen konnte sich überhaupt kein Mensch rühmen. Sie sah den Gebieter oft Tage lang gar nicht. Aber das gesammte Hauswesen und die Wirthschaft lagen in ihrer Hand, sie gebot unbedingt über Mägde und Knechte, während ihr Gatte mehr dem persönlichen Dienst des Herrn angehörte. Allein trotz ihrer unangefochtenen Herrschaft hatte auch sie mannigfach unter der Eigenart des Herrn zu leiden, denn es verging keine Woche, daß sie nicht vorgefordert wurde, um sich zu verantworten und harte Vorwürfe über sich ergehen zu lassen. Recht zu behalten, war ihm gegenüber unmöglich, und so hatte sie sich in eine mehr schweigende Abwehr gegen ihn gesetzt, die ihn manchmal erst recht aufbrachte, denn er hätte eher gewünscht eine Zänkerin niederzudonnern. Am seltensten ergingen sich seine Ausstellungen gegen ihre Kochkunst, obgleich er ein Kenner und Feinschmecker war und an der einsamen Tafel vielleicht die ungetrübtesten Stunden seines Tages verlebte. Denn sie hatte in der Hofküche der Residenz die kulinarische Kunst von Grund auf gelernt, und suchte immer noch mit der Zeit fortzuschreiten, zumal sie selbst und ihr Gatte sich gewöhnt hatten, dem Guten zu huldigen und es mit Verständniß zu genießen. Auch lebte sie im dauernden Verkehr mit der Residenz, wo ihre beiden Töchter verheirathet waren.

Gottwald erzählte ihr, was er jenseits des Baches entdeckt hatte, und fragte, ob das Gut da drüben Tenneberg-Neuhaus sei.

„Nun ja, es ist so," entgegnete sie. „Aber besser wäre es — Sie kümmerten sich um die Nachbarschaft gar nicht."

Der Jüngling sah sie befremdet und fragend an. Sie fühlte es, schien zu überlegen und anderer Ansicht zu werden. „Am Ende," begann sie, „vielleicht ist es doch besser, ich sage Ihnen, wie es steht — wenigstens etwas davon. Sie haben sich gestern Abend schon einmal verschnappt wegen des jungen Herrn Barons, wie mein Mann mir erzählte, das dürfen Sie nicht wieder thun, wenn Sie nicht Unangenehmes erleben wollen. Also kurz: Da drüben ist freilich Tenneberg-Neuhaus. Es gehört der Schwiegertochter unseres Barons, — ach, es ist eine gar zu liebe Dame. Sie hat es ihrem Sohne aber schon übergeben, also dem Enkel unseres Herrn Barons. Auch dieser ist schon verheirathet und hat ein Töchterchen, ein Kind wie ein Engel! Ein Bübchen ist seit Kurzem auch da. Aber unser Herr Baron — fragt eben nichts danach. Er hält keinen Verkehr mit der Familie, und Niemand darf zu ihm von den Herrschaften aus Neuhaus sprechen. Drüben lassen sie es freilich an nichts fehlen, und wenn sie nur dürften — ach, es ist gar zu schade, daß das Alles so kommen mußte! Jetzt aber fragen Sie mich nichts mehr! Und daß Sie sich nur nicht wieder vor dem Herrn verschnappen!"

Sie verabschiedete sich von ihm, aber sie kehrte noch einmal um, um ihn nach etwas zu fragen, was ihr bereits seit gestern auf dem Herzen lag. Denn die Thatsache, daß er nur einen einzigen Anzug bei sich führte, und der Anblick des nur kleinen Ränzels ließ sie auf eine sehr mangelhafte Ausstattung schließen.

„Verzeihen Sie, Herr Rode," begann sie, „ich möchte Sie noch etwas fragen; nämlich — wie wird es mit der Wäsche? Erwarten Sie noch Gepäck?"

„Freilich!" beruhigte er sie. „Mein Koffer kann heute noch kommen, ich habe ihn zur Post gegeben."

„Ach so! Versteht sich!" entgegnete sie achtungsvoll. „Und übrigens, wenden Sie sich nur immer an mich, wenn Sie etwas brauchen."

Bald darauf wurde Gottwald zum Frühstück gerufen. Der Freiherr empfing ihn mit einem langen, durchdringenden Blicke, als wollte er prüfen, ob der gestrige Eindruck bei Kerzenschein auch bei Tageslicht vorhielte. Er wies Gottwald seinen Platz bei Tisch an und brummte während des Frühstücks hin und wieder, wie er pflegte, auch wenn er nichts zu tadeln hatte. Dann ging es an das Vorlesen der Zeitung. Sie wurde von Anfang bis zu Ende durchgenommen. Bei dem politischen Theil warf der Freiherr manchen höhnischen und verächtlichen Ausruf dazwischen, bei den vermischten Nachrichten äußerte er sich mit Worten wie: „Dummheit! Lappalien! Wie kann man so etwas

abdrucken? Esel von Zeitungsschreibern!“ und was der Anzüglichkeiten mehr waren. Gleichwohl ersparte er dem Vorleser nicht eine Zeile.

Dann erhob er sich, um den Bibliothekar persönlich in den Bereich des anderen Theils seiner Thätigkeit einzuführen. Sie betraten einen kahlen und unbehaglichen Raum, an dessen Wänden kaum ein paar tausend alte, verschwärzte Bücher standen, in Fächern und am Boden aber Schriften und Papiere im wüsten Durcheinander gehäuft lagen. Das war die Bibliothek. Gottwald übersah, daß die geringe Anzahl gebundener Werke ihm keine Schwierigkeiten bereiten, und daß er bald damit fertig werden würde; schlimmer aber sah es mit dem sogenannten Archiv auf der Diele aus, in welchem sich augenscheinlich die Mäuse schon häuslich eingerichtet hatten. Er bat sich für seine Arbeit einen großen Tisch und einige Stühle aus. Der Freiherr stutzte über diese Forderung. Es war aber mehr die Gewohnheit aufzubrausen, wenn etwas verlangt wurde, im nächsten Augenblick sah er die Nothwendigkeit des Verlangten ein, und gab seinen Befehl.

Acht Tage vergingen. Morgens bei der Zeitung, dann in der Bibliothek, zuweilen mußte Nachmittags schon eine Stunde vorgelesen werden; Abends, während draußen die kühleren Sommerstunden in's Freie lockten, wieder bei mehrstündigem Vorlesen aus alten verbrauchten und langweiligen Geschichtswerken. Für einen so jungen Menschen ein trübseliges Tagewerk. Der Freiherr mochte das freilich anders empfinden, denn Mack nahm allerlei kleine Züge an ihm wahr, die er förmlich zu buchen schien, um die angenehmsten Hoffnungen daran zu knüpfen. Gottwald aber sah an manchem Abend, nachdem er sich müde gelesen, noch lange zum Fenster hinaus und dachte an Vergangenheit und Zukunft.

Er schickte die Erinnerung zurück in das Städtchen, wo er bei seinen Eltern gelebt, die er nur als sehr alte Leute gekannt hatte. Wie sein Vater, der brave Cantor und Organist, ihn dann, da er studiren wollte, nach der berühmten Schulpforte gebracht, wo er an dem Professor Sternberg einen besonderen Gönner gefunden hatte. Auch über seinen Tod hinaus hatte der Cantor für ihn gesorgt, da er ihm ein kleines Erbtheil von einigen hundert Thalern hinterlassen. Das wurde nun freilich während der Schulzeit aufgebraucht, und da er als Student die Universität beziehen wollte, war nichts vorhanden, wovon er leben sollte. Aber er hatte guten Muth und hoffte, sich in der Universitätsstadt durch Unterricht die Mittel zum Studiren zu erwerben. Da kam jene Anfrage des Freiherrn an den Professor. „Nehmen Sie es an,“ hatte dieser gesagt. „Das ausgesetzte Gehalt ist so bedeutend, daß Sie bei Ihren bescheidenen Ansprüchen hernach ein paar Jahre davon leben können — wenn Sie Unterrichtsstunden daneben geben können. Der Zeitverlust von einem Jahr ist nicht sehr groß. Sie kommen auch mit neunzehn Jahren früh genug in die akademischen Studien. Suchen Sie bei dem alten Sonderling auszuhalten!“

Eine Woche hatte er nun ausgehalten. Sie däuchte ihm recht leer und langweilig. Beinahe erschienen auch ihm die Studien des Speisens die angenehmsten des Tages, zumal Mack mit dem guten Weine nicht sparsam war. Nach Ablauf der zweiten Woche machte auch dies keinen Eindruck mehr auf ihn, zumal er es mit dem Verdruß zu erkaufen hatte, die Launen des Freiherrn zu ertragen. Denn es verging kein Tag, an dem es nicht den Anlaß zu einem Anfahren und Schelten gegeben hätte. Er konnte, wenn er sich immer zu bezwingen suchte, doch zu keiner Hochachtung für den Mann gelangen, im Gegentheil nahm seine Abneigung gegen eine solche Natur mit jedem Tage zu.

Um wenigstens den Nachmittagsvorlesungen zu entgehen, lief er zuweilen gleich nach Tische davon, und schweifte im Walde und in den Feldern umher. Den Hader ließ er dann Abends schweigend über sich ergehen. Am liebsten stahl er sich jedoch auf den Weg die Weiden am Bache entlang. Er hatte jenseits im Parke schon einmal weibliche Stimmen vernommen und heimlich durch die Zweige gelauscht. Drüben wandelten Frauen im fröhlichen Gespräch, die eine von ihnen hatte ein bezauberndes Lachen. Ihre Gesichter konnte er nicht erkennen, da sie den Gang hinaufwandelten, aber es waren anmuthige Gestalten, in schön gewählter Sommerkleidung. Immer wieder lockte es ihn unwiderstehlich dahin.

Eines Tages kam er auch wieder aus dieser Gegend, um von dem Zorn des strengen Herrn empfangen zu werden, dem er zu lange ausgeblieben, obgleich die abendliche Lesestunde noch nicht geschlagen hatte. Gottwald dämpfte seinen Groll mit Mühe nieder und griff mit etwas verachtender Bewegung nach dem schlechten Quartbande, welcher irgend ein Stück deutscher Geschichte behandelte. Kaum hatte er zwei Seiten gelesen, als ihm die Geduld riß.

„Das ist ein nichtsnutziger Schmöker!“ rief er, mit der Hand auf das Buch schlagend. „Alles falsch, Alles aus den Quellen längst widerlegt! Wer kann so etwas noch lesen!“

„Sind Sie bei Sinnen?“ rief der Freiherr. „Wie können Sie sich unterstehen, ein Urtheil auszusprechen —“

„Ach was!“ fuhr Gottwald ihm dazwischen. „Soviel Urtheil hat jeder Primaner. Will man Geschichte lesen, so halte man sich an gute, neuere Werke, an welchen kein Mangel ist. Da giebt es Ranke, Schlosser, Häusser, Giesebrecht —“ er wußte geläufig noch ein Dutzend guter Namen herzuzählen. „Es ist wirklich verlorene Zeit, sich mit Scharteken, wie diese, herumzuschlagen!“

Der Hausherr traute seinem Gehör nicht und fand keine Worte dieser Kritik gegenüber, und zugleich, er konnte sich's nicht verhehlen, überkam ihn etwas von Respect sowohl vor der Gelehrsamkeit, wie vor der Kühnheit des Sprechers. Und ehe er sich vor Ueberraschung noch zur Rede gesammelt, fuhr Gottwald gelassener fort:

„Sie haben wirklich ganz gräuliche Bücher, Herr Baron, und würden das sicherlich selbst finden, wenn Sie ein neues Werk gelesen hätten, das mit quellenmäßiger Forschung und Methode geschrieben ist. Es kann Ihnen ja nicht darauf ankommen, dergleichen anzuschaffen. Geben Sie einem Buchhändler in der Stadt den Auftrag — oder besser, lassen Sie mich in die Stadt fahren, und ich bringe Ihnen ein Werk mit, aus dem wirklich etwas zu lernen ist.“

„Halt!“ schrie der Freiherr mit lang ausgestreckten Armen, als wollte er den Sprecher festhalten. Denn er fürchtete schon, daß er am Ende nicht wiederkäme, wenn er ihn einmal in die Stadt entlassen. „Sie sind ja ein — Sie sind —“ fuhr er fort, mühsam nach Worten suchend, und sichtlich bestrebt, nicht zu heftig zu toben. „Daß mein Geschmack von dem Ihrigen verschieden sind, das versteht sich; ich will aber Bücher nach meinem Geschmack lesen. Und lernen? Sie haben zu lernen, ja! Aber —“

„Man kann auch in späten Jahren noch lernen,“ fuhr ihm Gottwald dazwischen. „Die Forschung hört niemals auf und bringt immer Neueres und Besseres zu Tage.“

„Warum nicht gar! Unsinn! Besseres! Das wäre! Nun, ich möchte Ihnen doch beweisen —! So, also Sie wollen das Buch da nicht weiter lesen? Ich wäre doch begierig, was Sie dagegen vorschlagen?“

„Ranke, Geschichte der Päpste!“ rief der Jüngere.

„Päpste? Wird was Rechtes von ihnen zu hören sein! Notiren Sie's. Mehr!“

„Mommsen, Römische Geschichte.“

„Das verwünschte Pack mit seiner schäbigen Republik! Hab' das Römergesindel niemals ausstehen können! Aufschreiben! Mehr!“

Gottwald zeichnete beide Titel in sein Notizbuch ein.

„Sybel, Geschichte der französischen Revolution!“ fuhr er fort.

„Immer besser! Jetzt auch noch diese königsmörderischen Hallunken! Notiren! Mehr.“

„Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit!“

„Aufschreiben das Zeug! Mehr!“

„Es ist für den Anfang schon eine ausreichende Anzahl, Herr Baron!“

„Geht Sie gar nichts an! Mehr, sag' ich!“

„Es bedarf nicht so vieler mehrbändiger Werke,“ sagte Gottwald; „es giebt auch vortreffliche Biographien, zum Beispiel: Pertz, Das Leben des Freiherrn von Stein.“

„Was? Und das kommt jetzt erst? Wenn der Kerl auch nur was gewußt hat von dem Freiherrn von Stein! Notiren! Mehr!“

„Yorks Leben, von Droysen.“

„Aufschreiben! Weiter!“

„Goethe's Leben, von —“

„Goethe's —? Nichts da! Halt! War ja wohl liirt mit dem Herzog von Weimar? Richtig, ist auch öfter hier bei Hofe gewesen. Notiren! Mehr!“

„Herr Baron, es ist schon eine Bibliothek!“ rief Gottwald belustigt.

„Das ist nicht Ihre Sache!“ rief der Freiherr. „Weiter, sag' ich!“

Gottwald, der sich immer mehr von dem Spiel belustigt hatte, kramte seine jugendliche Gelehrsamkeit aus, und die historischen Büchertitel wuchsen zu einer stattlichen Reihe heran.

„So!“ rief der Freiherr endlich. „Morgen wird an den Buchhändler in der Stadt geschrieben. Er soll mir diesen ganzen Schund auf einmal schicken, und dann wird sich's ja zeigen, wer Recht behält!“

Gottwald aber, in der sicheren Zuversicht, Recht zu behalten, war in gehobener Stimmung, und auch der Hausherr fühlte sich durch die Zänkerei lebhaft erfrischt, ja es machte ihm geradezu einen Eindruck, daß Jemand ernstlich gewagt, mit ihm anzubinden, ihm sogar derb zu entgegnen. Der Jüngere nahm ganz keck die Unterhaltung auf, und sprach über das, was ihm selbst am Herzen lag, und was der Gegenstand seiner künftigen Studien werden sollte. Er sprach über Geschichtsstudien und über Geschichtsschreibung, über Quellenforschung und Darstellung und, starr vor Verwunderung, hörte der Alte ihm zu. Er unterbrach ihn auch zuweilen, wollte wissen, was das junge Ungethüm von Gelehrsamkeit unter „Regesten“ verstehe, und was denn eigentlich mit „Methode“ gemeint sei. Er brauste dabei nicht auf, er schien ganz voll Antheil bei der Sache.

Nicht weniger verwundert hörte Mack im Speisezimmer nebenan zu. Anfangs war er erschrocken über Gottwald's Heftigkeit gewesen und witterte nichts Gutes, dann aber beruhigte sich sein Gemüth mehr und mehr, und als er endlich, das Ohr an die Thürspalte gelegt, die Stimme seines Herrn in ganz gesetztem Gespräch vernahm, traute er seinem Gehör kaum, und war der stillen Ueberzeugung, daß heute ein entscheidender Schritt gethan worden sei.

Schon am andern Morgen, nach der Vorlesung der Zeitung, hatte Gottwald die Bestellung der Bücher aufzusetzen, konnte aber nicht umhin, noch einmal auszusprechen, daß es eine recht starke Rechnung geben würde. Der Freiherr machte nur eine abwehrende Handbewegung. Denn unter seine Untugenden gehörte Geiz, oder auch nur übertriebene Sparsamkeit, keineswegs. Er konnte freigebig, konnte splendid sein, wenn er eine Anregung dazu fand, was freilich seit einer Reihe von Jahren nicht der Fall gewesen war. Und da es sich diesmal darum handelte, sein häusliches Behagen zu fördern, denn daß er mit seinen alten Büchern gegen die neueren Recht behalten würde, glaubte er im Ernste schon nicht mehr, so griff er mit wahrer Hast danach und war bereit, etwas daran zu wenden.

Schon einige Tage darauf kam ein Ballen mit Büchern. Der Buchhändler schickte, was er vorräthig hatte, der Rest sollte schleunigst nachgeliefert werden. Der Hausherr zeigte beim Auspacken nicht geringeren Eifer als sein Bibliothekar, und betrachtete die Reihe schön gebundener Werke mit erwartungsvoller Bewunderung. Noch desselben Tages wurde eins derselben, und zwar schon Nachmittags, in Angriff genommen und in drei Tagen hatte man es durchgelesen. Und es war ein starker Band.

Es geschah aber, daß Gottwald bald durch den von ihm veranlaßten neuen Erwerb fast außer sich gebracht wurde. Denn nun sollte immer vorgelesen werden, und es ging ihm wie dem Zauberlehrling, der die Geister, die er gerufen, nicht wieder los wurde. Er fürchtete, außer der Morgenfrühe, gar nicht mehr an die freie Luft zu kommen. Gewährte ihm das Lesen auch reichlichen Genuß und Belehrung, so hat ein achtzehnjähriger Mensch doch noch andere Bedürfnisse. Davon aber schien der Neunundsiebzigjährige keine Ahnung mehr zu haben, oder er wollte keine Rücksicht darauf nehmen, und es gab manchen Kampf darum. Da der letztere aber, dessen Augen nicht mehr so recht dienstbar sein wollten, sich bereits in eine Art Abhängigkeit von dem Jüngeren gebracht hatte, so mußte er sein herrisches Betragen gegen ihn wenigstens mäßigen, denn er hatte erfahren, daß er auch abgetrumpft werden konnte.

Viertes Kapitel.

An einem schönen Septembertage wußte Gottwald dem Freiherrn zu entwischen, um einige Nachmittagsstunden im Freien zu genießen. Es zog ihn unwiderstehlich nach der Gegend am Bache hin, an dessen jenseitigem Ufer sich ein für ihn räthselhaftes Leben bewegte, in welches er gar zu gern einen Blick hineingethan hätte. Nur jenes entzückende Lachen, das er einmal vernommen, wieder zu hören, schien ihm Stunden des Umherschweifens werth. Oft genug ließ er seiner Phantasie freien Lauf, um Gründe zu finden für die Vereinsamung des Freiherrn von seiner Familie. Daß diese keine Schuld daran trüge, hatte seine Gönnerin, Frau Mack, so gut wie zugestanden, also mußte eine ganz sonderbare Ursache für den Zwiespalt vorhanden sein. Und je weniger er zu einer Hochschätzung des Freiherrn und zu dem Behagen in dem Verkehr mit ihm gelangen konnte, um so reizender und vortrefflicher erschienen ihm die Bewohner von Neuhaus.

Kaum an den Weiden angelangt, vernahm er wirklich weibliche Stimmen am jenseitigen Ufer. Verstohlen bog er die Zweige auseinander und erblickte wieder die beiden jungen Damen, ein kleines Mädchen von drei bis vier Jahren tummelte sich bald vor, bald hinter ihnen her.

Sie waren in eifrigem Gespräch, sie lachten; sie waren beide sehr hübsch, besonders herrlich erschien ihm die größere von beiden, und ihre Stimme berührte die Saite seines jugendlichen Gemüthes, welche bis zu dieser Zeit noch niemals geklungen hatte. Die Damen wendeten sich im Gespräche nach einem Gange, ohne auf das Kind zu achten, welches seinen eigenen Weg zu laufen anfing. Er sah, wie es sich dem Bache näherte, um Blumen zu pflücken. Schon war es hart am Rande und beugte sich nieder — er hätte rufen, es zurückschrecken mögen. Schon aber war es ausgeglitten, überschlug sich und verschwand in der rasch dahin eilenden Fluth. In diesem Augenblick wendeten sich die Frauen. Sie hatten das Kind stürzen sehen und ein heller Verzweiflungsschrei tönte von den Lippen der einen.

Schon aber hatte Gottwald das Weidendickicht durchbrochen. Die Frauen sahen, wie er dem Kinde nachsprang, es schwimmend erreichte und erfaßte, mit dem reißenden Wasser kämpfte, und endlich, seine Beute auf dem Arme, an das Ufer stieg.

„In das Haus! Dort hinauf! Bitte, helfen Sie noch weiter!“ rief die größere der beiden Damen. Sie hielt die andere in ihren Armen, da dieselbe, wie gelähmt und halb ohnmächtig, zusammen zu sinken drohte.

Das Kind gab Lebenszeichen von sich, es schrie laut auf und nur heftiger, als es sich von fremden Armen erfaßt und in vollem Laufe fortgetragen fühlte. Das Geschrei mußte im Hause bereits gehört worden sein, denn von der Veranda stieg eine stattliche, ältere Dame herab, während der junge Baron von der andern Seite herbeikam.

(Fortsetzung folgt.)

Finstermünz in Tyrol.

Weihnachtsduft.

Erzählung von M. H.

Wie die prächtig geschmückten Schaufenster zum Kaufen locken, wie sie strahlen im Glanze der vielen hellen Gasflammen, und wie die Menschen plaudern und lachen und an einander vorbeieilen in der großen breiten Hauptstraße, wie würzig der starke Tannenduft die feuchte Luft erfüllt; kein Wunder! ist es doch der Tag vor dem heiligen Abend, da jeder Verkäufer zum Fest noch etwas verdienen will, da jeder noch so unendlich viel zu besorgen und heimzuholen hat für's liebe Christfest, für das Fest, das jedem Freude bringen soll.

Drüben, wo die Gasflammen in trübes Dämmerlicht gehüllt, ganz dicht am Fahrdamm entlang wandelt eine schlanke Mädchengestalt mit fast müdem Schritt, und ihr blasses, stilles Gesicht schaut ab und zu sehnsuchtsvoll mit dunklen kummervollen Augen zu den strahlenden Fenstern hinüber. Immer wieder hat sie sich vorgenommen, nur auf ihren Weg zu sehen, aber unwillkürlich wenden sich ihre Blicke der blendenden lockenden Pracht wieder zu. Ihr Weg ist weit, denn die Werkstatt, worin sie arbeitet, liegt in einer jenen schmalen Straßen des Centrums, und sie wohnt draußen vor der Stadt, wo erst in diesem Jahre einzelne hohe Steinhäuser erstanden.

Es ist naß und schmutzig heute, der fallende lose Schnee thaut, sobald er das Pflaster erreicht, aber sie merkt es nicht, denn ihre Seele faßt nur einen Gedanken: Sie hat nichts, womit sie die Ihren beglücken kann und doppelt peinigt sie dies Bewußtsein ihrer Armuth beim Anblick der vielen schönen Sachen und der fröhlichen Menschenschaar.

„Ausverkauf, Weihnachts-Ausstellung, Weihnachts-Bazar, spottbillig!" steht in großen Buchstaben zu lesen, oder auch die geschmackvoll geordneten Waaren bilden an und für sich das Schild, doppelt schön in der starken Beleuchtung; aber wenn es auch noch so billig wäre, für sie ist's doch zu theuer, und sie geht so langsam, so zögernd, die doch sonst die größte Eile hat, um nach Hause zu kommen; heute scheint ihr das Heim nicht zu winken.

„Welche schönen Strümpfe für die Mutter und — o, dieser warme Rock!" denkt sie und ihre Hand streift die Tasche, als berge diese ein ganzes Capital, und es ist auch so, es sind 12 Mark Wochenlohn darin.

„30 Pf., 40 Pf., 50 Pf.," steht es mit großen Ziffern auf den Zetteln, die an den Stößen von schönfarbigen Kleiderstoffen angeheftet sind, und, wenigstens von draußen besehen, scheinen die Stoffe wundervoll; aber es ist ja gar nicht daran zu denken, und außerdem überkommt sie eine solche Müdigkeit, fast ein Widerwille beim bloßen Anblick derselben, daß sie froh ist, jetzt an der Ecke bei dem Bücherladen angekommen zu sein, der mit seinen Schätzen gleichsam einen Ruhepunkt für's Auge bietet. Wenn sie auch nicht viel gelesen hat, so treibt sie doch stets eine unerklärliche Sehnsucht dorthin, und sie steht lange dort, ohne sich auch mehr als ein einziges dieser schönen Bilderbücher für den herzigen Karl zu wünschen, denn sie weiß es ja, daß es sein höchster Wunsch ist, zu lesen und zu lernen.

„Ob sie nicht doch eins kaufen könnte? Sie sind so billig, 50 Pfennige ein ganzes Buch!" Doch nein, seufzend geht sie weiter, die Miethe, die Feuerung, das Essen, dies Alles ist nothwendig.

Da liegen in einem Fenster so viel Armbänder, Spangen, Nadeln, Broschen und goldene Kreuze, sie weiß nur zu gut, daß es ihr nicht zukommt, solches zu tragen, und doch hegt sie in diesem Augenblick den Wunsch, etwas von diesen Schätzen ihr eigen zu nennen. Doch sie war ja noch jung und wäre auch schön gewesen, wenn sie nur nicht so blaß und müde aussähe. Fast schämt sie sich ihres Verlangens und geht schnell weiter, ohne die Spitzen, Tücher und Blumen, die doch sonst für Mädchenaugen eine so große Anziehungskraft besitzen, auch nur eines Blickes zu würdigen. Sie beschleunigt ihre Schritte und nimmt sich im Ernste vor, sich durch nichts aufhalten zu lassen.

Ach, an die Stiefel hat sie nicht gedacht! Sie achtet nicht, daß durch ihr eigenes Schuhwerk die Nässe dringt, sie denkt nur an Schwester Lenchen, an deren kleinen Füßen sie so gern solche nette Stiefelchen sehen möchte. Thränen verdunkeln ihren Blick, und nun hat sie gerade genug von dem Blendwerk, genug von den Weihnachts-Ausstellungen.

„O, wie glücklich sind die Reichen, die so viel schenken können!" denkt sie mit finsterem Groll, „für arme Leute ist's nur ein Kummer mehr und eine Qual, dies alles zu sehen und gar nichts kaufen zu dürfen!"

Die Läden stehen jetzt vereinzelt, die Waaren darin werden einfacher, die Straßen dunkler, bald liegt alles hinter ihr, sie biegt zur Rechten in die offenen Parkanlagen ein, auf deren Wegen noch der weiße Schnee lagert, unberührt vom Menschenfuß.

Die Baumkronen beugen sich unter der schweren weißen Last, doch zwischen durch blinken die Sterne, und die Baumstämme heben sich dunkel und finster von dem Grunde im jungfräulichen, weißen Gewand.

Die frische scharfe Luft thut den Augen der Dahinschreitenden so wohl und zaubert matte Rosen auf die blassen, schmalen Wangen, sie fühlt es als eine Wohlthat, daß sie sich nach so vielen Stunden angestrengter Arbeit frei bewegen darf.

Es war in einem Atelier, wo sie Beschäftigung gefunden, zwar in einem Näh-Atelier, doch war es eins der größten in der Stadt, welches wohl zwanzig ältere und jüngere Frauen beschäftigte. Sie war froh, daß sie dort eine Stellung erhalten und sie konnte es mit ihrer noch frischen unverbrauchten Jugendkraft nicht verstehen, wenn so viele der anderen über Rückenschmerzen, Athmungsbeschwerden und Ueberanstrengung klagten, sie glaubte es noch nicht, wenn die anderen sagten, daß das Loos einer Nätherin das härteste sei.

Sie weiß es nicht, daß auch ihre Wangen von einem 10 bis 12stündigen Sitzen in einem dumpfen, von schwerer Gasluft erfüllten Zimmer zeugen, wo Nähmaschinen und Scheeren rasseln, wo zwölf Personen unaufhörlich die Zeugstücke behandeln, welche dabei giftige Atome von Staub ausströmen, unsichtbar zwar, aber trotzdem langsam und sicher mehr als ein trauriges Menschenleben verkürzen. Zu Weihnachten war es schlimmer als gewöhnlich, alles mußte zum Feste fertig werden, und Dora hatte, wie die andern, die Nächte hindurch gearbeitet. Viele der reichen Frauen meinten, sie hätten „gar nichts mehr anzuziehen", und Noth kennt kein Gebot, namentlich wenn die Atelier-Vorsteherin gewissenhaft ist. Außerdem sollte so manche Frau, so manche liebe Tochter, grade als schönstes Weihnachtsgeschenk ein fertiges Kleid erhalten, und die bleichen Nätherinnen arbeiten bis spät in die Nacht.

Dora war beliebt und geschickt, sie mußte bei der Anprobe mithelfen; diese war verhältnißmäßig leicht, wenn sie solchen Frauen galt, denen ein schönes neues Kleid eine angenehme Nothwendigkeit war, aber leider gab es deren einige, denen die Kleidung eine Lebensfrage schien, ja das höchste Ziel des Lebens, und dann nahm die Anprobe viele Stunden von einer Zeit in Anspruch, welche für die eine so kostbar, für die andere aber nur als ein Spiel erschien.

Eine solche Anprobetortur hatte Dora heute durchgemacht und danach vor einer der künstlichen Modepuppen auf den Knien die Arbeit liegend fertig gestellt — das ermüdet Leib und Seele.

Mit jedem Athemzug in der frischen freien Winterluft schwinden Staub und Gasdunst, ebenso wie der Glanz, den sie hinter sich gelassen, immer mehr in den Hintergrund tritt bei dem Gedanken an das Heim, dem sie entgegeneilt. Ein Heim ist es auch im vollsten Sinne des Wortes, wie klein und unansehnlich es auch Jedem scheinen mag, der nicht bedenkt, daß dieses süße kleine Wort mit gleichem Recht für des Armen niedrige Hütte wie für den prachtvollsten Palast angewendet wird.

Ein schwacher Lichtschein dringt durch das kleine Fenster der Kellerwohnung. Schnell eilt Dora die wenigen Stufen hinunter und in der nächsten Minute umschlingen sie die Arme ihrer achtjährigen Schwester Lenchen.

„Sie hat heute ganz allein das Geschäft besorgt," erzählt sie eifrig, „die Füße der Mutter sind schlimmer als gewöhnlich, und es sind so viele, viele Kunden gekommen!" Stolz führt sie Dora zu einer Schachtel voll Nickelgeld, worunter sich auch einige Silberstücke verirrt haben. Das ist der Erfolg für Weihnachten in diesem Laden. Der Laden ist auch so primitiv wie das Schild, ein großer, gegen die Fensterscheibe gelehnter Pappdeckel, worauf Dora mit großen schwarzen Buchstaben die Worte geschrieben: „Mehl- und Vorkost-Handlung."

Hier holen sich im Nothfall arme Leute Brot, schlechte Butter, Mehl, Milch, Eier und andere Eßwaaren, natürlich theurer als in größeren Geschäften, aber hier kann man auch das allergeringste Quantum bekommen, und das lockt die Käufer. Wie die Waare, so ist auch die Einrichtung: Einige glatt gehobelte Bretter, die über zwei leere Fässer gelegt sind, vertreten den Ladentisch, ein alter heruntergekommener Küchenschrank dient als Lagerraum.

Ein schneller Vergleich mit diesem und den Läden, die sie in der Stadt gesehen, zwingt ein Lächeln auf Dora's Lippen, das aber sogleich wieder schwindet bei dem Gedanken, daß der Kampf ums Dasein sich ebenso gut hinter den schönen Schildern verbirgt, wie hier hinter dem groben Ladentisch.

Aber es ist nicht immer hier so gewesen, auch in dieser Familie gab es einmal fröhliche, lachende Gesichter unter dem strahlenden Christbaume, doch das war schon lange her. Als der Mann noch lebte, der angesehener Schneidermeister gewesen, da hatte Mutter Meinhard einem wohlgeordneten Hauswesen vorgestanden und hatte Dienstboten unter sich gehabt. Dora war damals noch das einzige Kind und gerade so groß, daß sie das kleine Rosen-Kinn auf die Tischkante legen konnte, um dem Vater bei seiner Arbeit zuzusehen. Dann wurde er krank, und somit auch das Geld knapp, denn in der Werkstatt fehlte die Aufsicht und die Kunden verliefen sich; davon besserte sich der Zustand des Kranken keineswegs. Als er nach langer Krankheit dann endlich soweit hergestellt war, um wieder schneidern zu können, mußte er Flickarbeit nehmen, denn die alten Kunden kamen nicht wieder, da sie anderwärts ebenso gut bedient wurden und keine Ursache hatten, zu wechseln; neue Kunden kamen auch selten, denn das Geld war knapp, und man besann sich recht lange, ehe man sich einen neuen Rock bestellte. Er arbeitete eben nur für den Mittelstand. Seine Frau schränkte sich auf alle mögliche Weise ein, und als es endlich gar nicht mehr reichen wollte, da doch die Familie größer geworden, nahm sie Waschstellen an; aber der Mann siechte dahin und als er starb, da stand die Frau haltlos, mittellos allein und schaute mit drei unmündigen Kindern einer ungewissen Zukunft entgegen. Dora war damals siebzehnjährig und mußte tüchtig mithelfen, sie besorgte zu Hause die Wirthschaft, während die Mutter tagsüber waschen ging. Und die kleine Familie hätte ja auch mit ihren bescheidenen Ansprüchen auskommen können, denn das Miethsgeld für die kleine Hofwohnung erzielte sie durch Vermiethung eines möblirten Zimmers. Aber Frau Meinhard überschätzte ihre Kraft, die feuchte Luft in den Waschküchen untergrub ihre Gesundheit, und eines Tages ging's beim besten Willen nicht weiter. In den Gliedern tobte der furchtbare Feind, das Reißen, und wohl oder übel mußte die strebsame Frau stille halten.

Darüber sind nun schon zwei Jahre vergangen, und Dora muß jetzt am Steuer sein, um für den Unterhalt zu sorgen, aber das Leben ist theuer, und so ist's bergab gegangen von Stufe zu Stufe bis in die Kellerwohnung. Wenn die arme Frau nicht allzu sehr von ihrem Leiden geplagt wird, kann sie hinter dem improvisirten Ladentisch sitzen, kann mit den Nachbarinnen ein Weilchen verplaudern und die wenigen Groschen einkassiren, die das Geschäft einbringt.

Zu dem Laden gehört ein kleines Hinterzimmer, das zwar dunkel, aber nett und reinlich ist, — das ist Dora's Heim. Die im Bette liegende Mutter empfängt sie mit einem warmen Aufleuchten ihrer matten Augen, das so recht deutlich zeigt, daß, je kleiner die Wohnstätte ist, je mehr der eine den andern braucht, je größer muß auch die Liebe sein.

Daß Dora der wärmende, alles belebende Sonnenstrahl dieses armseligen Hauses ist, sieht man sogleich, nicht nur an dem Gruß, der ihr von Mutter und Geschwistern zu theil wird, nicht nur an der Freude, die sich auf jedem Gesichte zeigt, sondern mehr noch an der Eile, womit sich alle zu ihr wenden, die Tagesereignisse zu berichten, Hilfe zu fordern im Kleinen wie im Großen. Sie ist ja seit dem frühen Morgen nicht zu Hause gewesen, denn die Mittagsmahlzeit, einige Semmeln aus dem Laden, hatte sie im Atelier eingenommen.

Sehr viel ist jetzt noch übrig zu thun. Hut und Mantel werden an einen Nagel gehängt, der Laden wird verschlossen, die beiden Kleinen werden zu Bett gebracht mit dem Versprechen, daß der Weihnachtsmann gewiß etwas bringt, wenn sie jetzt nur schlafen und sie nicht stören wollen.

Das Schweigen wird ihnen aber schwer, namentlich dem Karl, dessen lebhafte Phantasie ihm keine Ruhe läßt. Als er aus der Schule kam, ach, da hatte er so viel wunderschöne Sachen gesehen! „Es war alles wie verzaubert," meinte er, „und all' die schönen Bücher, die da lagen!" — „So viele schöne Bücher!" das ist sein letztes Wort, welches er, halb entschlummert schon, lallt.

Nun wird der Fußboden gewaschen, jeder Winkel wird gereinigt. Hin und wieder wechseln Mutter und Tochter ein Wort, bis schließlich ruhige, gleichmäßige Athemzüge beweisen, daß die eine schläft, während die andere schafft.

Ein glühender Bolzen, der schon eine Weile gewartet, wird nun in das Plätteisen geschoben, und die Wäsche, die einige Nächte vorher gewaschen wurde, wird geplättet. Das ist noch das Schönste von Allem, und die Augen des Mädchens glänzen vor Freude, wie des Hauses ganzer Wäschevorrath mit sammt den wenigen gestärkten Sachen fertig vor ihr liegt. Sie richtet sich auf, wie sie es that auf ihrer Wanderung nach Hause, streicht mit der flachen Hand über die müden, dunklen Augen, über das in die Stirn gefallene goldglänzende Haar; ach, jetzt muß die Ruhe süß schmecken!

Am nächsten Tage sollen die Einkäufe für's Fest besorgt werden, auch die Kinder müssen eine Kleinigkeit haben, das gelobt sie sich, während sie das Geldbeutelchen aus der Tasche zieht. Sie zählt das Geld durch, und ein helles Lächeln stiehlt sich über ihre Lippen bei dem Anblick des Fünfmarkstückes, das ihr die Ueberarbeit eingebracht.

Das wird wohl noch zu etwas reichen, vielleicht kann Lenchen die Stiefel, Karl das Bilderbuch und Mutter die Strümpfe bekommen. — Doch nein, es kann nicht reichen, wie sie auch seufzend rechnet und immer wieder rechnet, sie muß sich auf die allernothwendigsten Ausgaben beschränken. Traurig blickt sie die Lieben an, und Thränen füllen wieder ihre schönen Augen; ach, sie hat nichts, womit sie die Ihren beglücken kann an einem Tage, wo alle Anderen so reiche, von Liebe zeugende Geschenke vertheilen! Sie entkleidet sich, löscht das Licht, schmiegt sich leise an das Schwesterchen, ohne es zu wecken, und müde wie sie ist, schläft sie auch bald ein, und noch im Schlaf hängen Thränen an ihren Wimpern, die Thränen, die sie vergossen, weil sie nichts den Ihren schenken konnte, sie, die nicht wußte, daß sie gab ihre Jugend, ihre Schönheit, Gesundheit und Zukunft, die den Ihren ein Leben voller Liebe weihte, sie ahnte es nicht, daß dies die schönste Weihnachtsgabe sei, die wir Menschenkinder einander geben können.

(Schluß folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin. Fortsetzung.

III.

Hätte Mertens seinem Compagnon nachgesehen, als dieser die Villenstraße hinabging, so wäre ihm vermuthlich der wahrhaft infernalische Ausdruck überlegener List aufgefallen, den die Züge trugen und er würde es wahrscheinlich bereut haben, daß daß er Jenen soeben in seine Pläne eingeweiht, wodurch er sich ihm fast mit seinem gesammten Vermögen vollständig in die Hand gegeben. Und hätte er gar erst gehört, wie jener vor sich hin murmelte: „Für mich sollen dabei gewiß wieder nur ein paar lumpige tausend Thaler abfallen — wart', diesmal wollen aber auch wir einen kühnen Fischzug thun!" so hätte er vielleicht das ganze Unternehmen auf sich beruhen lassen!

Aber auch so war seine Stirn nicht wolkenlos; sichtlich zerstreut und in schweren Gedanken saß er bei Tisch und trommelte dann und wann mit nervösen Fingern auf der Kante neben seinem Gedeck, wenn er einen Moment unbeschäftigt war und den nächsten Gang erwartete.

Als die Tafel aufgehoben war, bat er seine Frau auf einen Augenblick in sein Cabinet.

„Alverdissen hat um Leontine angehalten!" sagte er kurz, nachdem Frau Ulrike eingetreten.

„Habe ich längst erwartet, Mertens!" gab Madame zurück.

„Und Deine Meinung?"

„Hinhalten! Vielleicht gelingt es mir, Mr. Brissey Interesse für das Mädchen einzuflößen."

„Brissey?" rief überrascht der Banquier. „Famose Idee — Ist schwer reich. Du weißt, Rothschild — —"

„Ich weiß, ich weiß, damit führtest Du ihn ja bei uns ein!"

„Noch Eins, Ulrike. Bitte, sei verständig und höre mich recht an. Ich" — er blieb vor ihr stehen und blickte sie mit gerunzelter Stirn an — „ich habe Verluste gehabt, einen nach dem anderen, es sind keine geringen Summen. Jetzt bereite ich einen Hauptschlag vor, der Alles wieder gut machen soll. Es handelt sich um einen Gewinn von baaren zwei Millionen —"

„Mark?" warf die Dame dazwischen.

„Thaler! Zwei Millionen Thaler!"

„Und wenn der Schlag mißlingt?"

„Wenn er mißlingt?" fuhr der Banquier auf. „Er wird nicht mißlingen. Er darf nicht mißlingen. Es ist auch zu einfach das ganze Manöver."

„Und wenn es doch mißlingt?"

„Dann sind wir in die Luft gesprengt, Ulrike," sagte finster lachend Mertens, „dann kann ich mich aufhängen und Ihr, Du und Leontine, könnt betteln gehen!"

Sie erblich.

„Habe doch keine Angst! Es ist ganz sicher. Aber ich traue dem Alverdissen nicht mehr so ganz. Er hat in der letzten Zeit nebenbei Spekulationen unternommen, von denen ich nichts wußte, die ihm eine fünfzigtausend Thaler eingebracht haben — ungefähr so viel, als ich in diesem Frühjahr verloren!"

Nicht ohne Schrecken wich Frau Ulrike zurück.

„Ich kann diesen Coup nicht ohne ihn ausführen. Es ist also nöthig, um ihn sicher zu machen, daß unser Interesse ihm das seine scheine. Empfange ihn daher mit noch größerer Liebenswürdigkeit, als bisher. Thue so, als wüßtest Du um seine Werbung bereits, obgleich das heut nur so ein vorbereitender Schritt bei mir war, und als unterstütztest Du diese lebhaft. Auch Leontine muß ihm einige Avancen machen, und gleichzeitig möchte ich ferner die fünfzigtausend, die er besitzt, ihm für diese Zeit entlehnen, damit ich eine Art Pfand in Händen habe, an das ich mich im Nothfalle halten kann. Ich weiß nun, auch Du machst unter der Hand Deine kleinen Speculationen, ebenso wie Leontine und wahrscheinlich bedient Ihr Euch dabei Alverdissens als Mittelsperson? Nicht wahr — ich habe Recht?"

„Weißt Du das von ihm selbst?" fragte Frau Ulrike mit leicht gerunzelten Brauen zurück.

„Nein, mein Kind, er ist darin verschwiegen gewesen! Ich errieth es!" war die Antwort. „Wie viel Geld hast Du etwa auf diese Art zur Zeit beisammen?"

„Nicht viel, lieber Mertens!"

„Nein, nur heraus mit der Sprache!" drängte der Banquier.

„Es sind etwa zwanzigtausend Mark!"

„Schön — baar oder in Papieren?"

„Augenblicklich in Elbethalbahn."

„Elbethalbahn? Gut, daß ich davon erfahre; stehen 92. Schlechte Aprileinnahme in Aussicht. Rathe ernsthaft, rasch verkaufen! Wirklich schlechte Anlage für den Moment. Hör', liebes Kind, ich gebrauche jeden Pfennig, gieb mir auf vierzehn Tage diese 20,000 Mark — ich muß sie mit zu dem großen Coup verwenden. Du bekommst 25,000 dafür wieder — soll ich es Dir schriftlich geben?"

Er begleitete diesen zweifelhaften Scherz mit gezwungenem Lachen.

„Willst Du — ja oder nein?"

„Aber denke doch, wenn die Sache mißlingt, geht uns ja auch diese letzte kleine Ressource verloren!"

„Wenn ich sage und wiederhole: Sie mißlingt nicht!" brauste Mertens auf.

Mit Widerstreben gab Frau Ulrike nach, da sie sah, daß es ihr nichts half. Im Stillen aber freute sie sich, daß sie in kluger Voraussicht des Kommenden ihrem Manne nur die Hälfte dessen eingestanden hatte, was sie so unter der Hand besaß, denn in Wahrheit erreichte ihr kleiner Spekulationsfonds die Höhe von 40,000 Mark.

„Und Leontine?"

„Das ist ganz unbedeutend, kaum viertausend Thaler!"

„Auch in Elbethalbahn?"

„Nein, in Lothringer Eisenwerken!"

„Um Gotteswillen — auf der Stelle fortgeben! daß Frauen doch immer die gewagtesten Papiere kaufen, wenn sie nur recht niedrig stehen und also selbst bei kleinen Coursteigerungen recht viel Gewinn in Aussicht scheint. Lothringer Eisenwerke, wo kaum noch ein Hochofen brennt! Unglaublich! Hat ihr denn dazu Alverdissen gerathen?"

„Nein, sie selber wollte es partout so! Sie sagt, sie habe den Cours derselben längere Zeit verfolgt und wisse, daß er immer in gewissen Grenzen auf- und abschwanke, daß man also sicher gehe, wenn man bei niedrigem Stande kaufe und bei theurem wieder fortgebe!"

„Ja, ja, das lockt. Und eines Tages werden sie dann gar nicht mehr gehandelt, diese billigen Papierchen. Auch diese viertausend will ich haben. Du lässest sie Dir noch heute geben, daß ich sie morgen zu Geld mache!"

„Aber um Gotteswillen, Mertens — was bleibt mir und Leontine denn, wenn nun doch das Unglück es will — —"

„Pah, wir fahren morgen auf das Stadtgericht und ich verschreibe Dir dies Haus, das seine 70,000 Thaler werth ist, da seid Ihr beide geborgen! Es ist noch schuldenfrei, aber ich denke, rasch eine 100,000 Mark darauf aufzunehmen. — Etwa 5 Millionen muß ich jetzt zur Verfügung haben!"

Frau Ulrikens Augen blitzten unwillkürlich auf, als sie hörte, daß ihr Mann sie auf diese Weise sicher stellen wolle.

„Sehr gut!" sagte sie mit einer Art Dankbarkeit, „Du bist doch immer der fürsorgliche, liebe Mann! Wohl, Du sollst unsre kleinen Ersparnisse haben. Aber gelt, die 25,000 Mark bekomme ich doch gewiß, wenn Deine große Idee glückt. Oder sagtest Du 30,000?"

„Kleine Wucherin!“ lachte der Banquier. „Gieb nur, es soll uns nicht darauf ankommen, wenn nachher der große Gewinn getheilt wird! Nun noch Eins. Unsre Margarethe hat, wie Du weißt, noch einen Fonds von Finnenlosen, den ihr ihre Großmama geschenkt hat. Es sind etwa 150 Stück. Ich weiß es, daß es so viel sind, denn ich habe in den Ziehungen immer in den Listen nachsehen müssen. Es sind das immerhin eine 7500 Thaler, ganz abgesehen von der Gewinnchance. Diesen Posten mußt Du dem Kinde unter einem plausiblen Vorwande auf ein paar Wochen abnehmen — —“

„Aber Mertens!“ protestirte Ulrike.

„Still! höre mich erst an! Es handelt sich um keinen Raubanfall! Es handelt sich nur darum, daß Du damit zu Alverdissen gehst — das heißt, ich meine, daß Du, wenn er heut Abend hier den Thee einnimmt, ihn bittest, Dir einmal für eine Spekulation oder einen Hauskauf oder gleichviel, was Du ihm erzählst, eine größere Geldsumme, so eine 50,000 vorzustrecken. Er hat das ja wohl bei Euren kleinen Engagements schon öfter gethan. Du mußt sehr liebenswürdig zu ihm sein, ihn bei seiner Schwärmerei für Leontine fassen und ihm das Packet Loose von Margarethe so lange in Depot geben. Sonst thut er's nicht. Bitte unterbrich mich nicht. Zug um Zug — schlägst Du mir diese Bitte ab, so unterbleibt auch morgen die Fahrt auf's Stadtgericht wegen des Hauses. Also besinne Dich. Die Sache ist von äußerster Wichtigkeit. Erstens gebrauche ich diese Geldsumme, und zweitens muß ich ihn auch in Händen haben!“

„Aber um Gotteswillen — das ist ja Margarethens ganze Habe. Sie ist arm wie eine Kirchenmaus, schlägt dein Plan fehl und ihr kleines Capital bleibt in Alverdissen's Händen!“

Es regte sich doch eine Fiber von Gewissen in der klugen, kleinen Frau, als ihr Mann dieses Ansinnen an sie stellte. Mertens aber blieb hart. Es erschien ihm ja auch ein Fehlschlagen seines Projekts gänzlich ausgeschlossen.

„Noch einmal, meine Liebe,“ sagte er rauh. „Macht es Dir zu große Skrupel, so magst Du es unterlassen — dann aber siehe zu, wo Du bleibst, wenn ich wirklich Alles verlieren sollte und sie mir dann auch das Haus abnehmen!“

„Aber Mertens, welche Sprache — weißt Du denn nicht, daß ich in Allem Deine gehorsame und verständige Frau bin?“ sagte Madame verschüchtert und ein wenig schmollend, denn bei jener Perspektive wurde ihr doch plötzlich ganz heiß vor Angst.

„Ich frage mich nur,“ fuhr sie fort, „was wird die Welt dazu sagen, wenn wir in solchem Falle, den Gott verhüten möge“ — es genirte sie nicht, diesen Zwischensatz zu machen! — „wenn wir im Falle eines Unglücks auch unsere Stieftochter Margarethe in unseren Schiffbruch hineinziehen!“

„Die Welt?“ rief voll Hohn der Banquier, „die wird dann so viel Schlechtes über uns zu reden haben, wenn ich zu Falle komme, daß es auf etwas mehr oder weniger nicht ankommt!“

„Du weißt, man sprach schon allerlei Unliebsames, als Margarethens Vater, mein erster Mann, sich wegen Börsenverlusten erschoß und ich dann Dich, meinen Schwager, heirathete!“

„Pah — laß sie reden. Damals sind sie zuletzt verstummt, als es mit mir und meinem Vermögen so rasch bergauf ging; keine Thür hat sich auf die Dauer vor uns verschlossen — so würden sie auch diesmal verstummen, falls es in der That schief ging. Aber dazu ist ja nicht die geringste Aussicht. Nun, also — Du willst mit Margarethe und mit Alverdissen reden, nicht wahr?“

„Muß ich nicht?“

„Gut, so thue es ungesäumt und bringe mir morgen früh vor der Börse das Geld. Ich habe jetzt noch allerlei für die Zeitungen zu schreiben!“

IV.

Der Spekulant setzte sich nun an sein Arbeitspult und entwickelte dort eine fieberhafte Thätigkeit. Eine Anzahl Postkarten, die er aus einem offenen Fach seines Schreibtisches zog, wurden in unglaublich kurzer Zeit mit Anfragen an fast sämmtliche Berliner Zeitungsredaktionen bedeckt, in welchen dem Anscheine nach ängstliche Capitalisten sich vertrauensvoll an die Börsenberichterstatter der betreffenden Blätter mit der Frage richteten: Sie hätten unter der Hand gehört, daß es so schlecht um die Jahresbilanz der südpreußischen Bahn stände, von der sie Aktien besäßen. Ob denn etwas Wahres daran wäre, daß dies Jahr, wie man ihnen versichert hätte, und zwar von glaubwürdiger Seite (dies jedesmal unterstrichen oder sonst hervorgehoben), eine viel geringere Dividende vertheilt werden würde, als im Vorjahre u. s. w. Diese Karten, auch einige Briefe, schrieb er alle im Tone von Leuten, die um ihren kleinen Besitz recht in Angst und Sorge versetzt sind, unterzeichnete sie mit Chiffren und Pseudonymen, unter welchen die fingirten Schreiber um Antwort im Briefkasten des betr. Blattes baten und setzten jedesmal dem Namen eine Standesbezeichnung hinzu, wie „Frau Rentiere, verwittwete Majorin, Postpraktikant, Gymnasiallehrer, Schwimmanstaltsbesitzerin u. s. w.“ Die Schrift war bei allen ungefähr die gleiche, nur ein wenig, aber dann recht geschickt verstellt.

Dann wurden einige Inserate abgefaßt, wie: „Actionäre der Südpreußischen Bahn! Achtung!! Seht zu, daß Ihr keinen Schaden leidet! Fehlt nicht auf der Generalversammlung!“

Diese Inserate schrieb er auf den Rand von Postanweisungen, auf denen er den betreffenden Zeitungsexpeditionen gleich die Einrückungsgebühren übersendete, um sofortige Aufnahme in vorgeschriebener, übergroßer, fetter Schrift ersuchte. Am allernächsten Morgen mußten sie in den Anzeigenkolumnen der Blätter prangen und konnten ihre Wirkung, das Privatpublikum ängstlich zu machen, nicht verfehlen. Für die eigentlichen Fach- und Börsenblätter hatte er keins derselben bestimmt, denn damit hätte er ja nur die Aufmerksamkeit seiner Mitspekulanten erweckt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Finstermünz in Tyrol. (Bild S. 124.) Es ist ein Engpaß, welchen uns der Maler unseres Bildes auf das anschaulichste und interessanteste vor Augen führt, — der berühmte Finstermünzpaß, welcher die imposanten Alpenländer von Graubündten und dem Innsbruckerkreise Tyrols miteinander verbindet. Hier drängt sich schäumend der Inn aus dem graubündtener Hochthal Engadin in's tyroler Land. Heute passirt man den Paß auf einer prachtvollen, 1855 vollendeten Alpenstraße, die bis zu einer Höhe von 2807 Fuß über dem Meere ansteigt und mit Befestigungen versehen ist, welche wiederholt Verstärkungen erfahren haben. 1799 wurde der Paß von der Revolutionsarmee der Franzosen erstürmt, und genau dreihundert Jahre vorher schlugen auf der unweit gelegenen Malser Heide die von Graubündten ihre tyrolischen Nachbaren auf's Haupt.

Zur Frage, wie man Kinder beschäftigen kann. Mein kleiner Fritz hat mich zum letzten Weihnachtsfest mit einem niedlichen Kasten überrascht. Er hatte an einem länglichen Cigarrenkasten alle Kanten mit dunkelrothem Papier überzogen, dann denselben mit marmorirtem Papier gefüttert und zuletzt den Kasten, die Kanten gleichmäßig freilassend, mit allen möglichen bunten Streifbändern von Briefumschlägen beklebt. Die Streifen gehen quer über den Deckel und dasselbe Muster setzt sich an den langen Seitenwänden senkrecht fort. In dem Kasten lagen mehr als ein Dutzend hübsche Buchzeichen. Als Rückseite derselben hatte er dunkle Umschläge von Katalogen benutzt, die Vorderseite hatte er mit langgestreckten Figuren geschmückt, wie man sie auf den Prospecten der Buchhändler findet, als Proben der schönen Querleisten, mit denen neuerdings die Blätter vieler Bücher verziert sind. Einige Buchzeichen hatte er selbst mit Federzeichnung zu verschönern gesucht und am Kopfe mit Vignetten beklebt. Er hatte lange dazu gesammelt, was mich besonders erfreute, da viele Kinder solche hübsche Kleinigkeiten kaum bemerken oder verächtlich bei Seite werfen.

Sparsame Auguste.

(Fürs Haus.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 17. 1887. Unterhaltungs-Beilage. Januar.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

„Das Kind ist in den Bach gefallen," begann Gottwald außer Athem, „ich soll es hier abgeben."

Die Dame nahm es mit bestürztem Gesicht aus seinen Armen und verschwand, ohne viele Worte, im Hause.

„Gott sei Dank, es lebt!" rief der Baron. „Aber Sie, junger Mann — Ihre Kleider triefen! Verdanken wir Ihnen wohl gar die Rettung unseres Kindes?"

Gottwald wollte die Sache leicht nehmen und sich schnell entfernen, der Andere aber hielt ihn fest.

„Nimmermehr," sagte er, „in diesem Zustande laß ich Sie nicht fort! Schnell herein!"

Er ergriff Gottwald's Hand und zog ihn, trotz seines Widerstrebens, in sein Zimmer. Er öffnete seine Schublade mit Wäsche, einen Kleiderschrank.

„Wechseln Sie Ihren Anzug!" fuhr er fort. „Soll ich helfen?"

Gottwald's Ablehnen sollte nicht gelten, der Baron verlangte mit Entschiedenheit, daß er sich trocken anziehe.

„Ich verlasse Sie auf einen Augenblick," sagte er. „Machen Sie inzwischen Toilette. Sehen Sie zu, was Ihnen paßt! Ich will nur nach meiner Frau und dem Kinde sehen!"

Er ging und Gottwald sah sich wie durch ein Wunder plötzlich in eine ganz unerwartete Lage versetzt. Er war in Neuhaus — aber wie! Die nassen Kleider fingen wirklich an, ihm lästig zu werden. Er nahm aber auf's Gerathewohl von den Kleidungsstücken des Barons und warf sich in einen neuen Anzug. Derselbe war ein wenig zu lang und ein wenig zu weit, aber es ließ sich damit noch zurecht kommen. Die Umwandlung war noch nicht ganz vollendet, als der junge Hausherr zurückkam und zwar mit einer Flasche und einem Glase.

„Trinken Sie ein Glas Madeira!" sagte er. „Sie müssen sich erwärmen. Nur aus! Auf einen Zug! Ich schänke noch einmal ein. Meine arme Frau und Hildegard sind nach Hause gekommen, halb todt vor Schreck. Sie haben mir erzählt, was sie selbst mit angesehen. Wie soll ich Ihnen danken, lieber Freund! Unsere Bekanntschaft erneuert sich in einer für uns so bestimmten Weise, daß wir Ihnen für das Leben verpflichtet sind. Nein, nein! Sagen Sie nichts dagegen! Bitte, trinken Sie aus! Ich muß Sie noch einmal verlassen, inzwischen vollenden Sie Ihre Toilette. Nachher hole ich Sie zu den Frauen ab, die Sie jedenfalls begrüßen wollen!"

Gottwald Rode hatte in seinem Leben noch niemals so viele Umstände, nach einem kalten Bade, mit sich gemacht, aber zwei Gläser Madeira durchrieselten und wärmten sein Blut doch sehr angenehm, und er beeilte sich, die letzte Hand an seinen Anzug zu legen. Sollte er doch vor den Frauen erscheinen — vor ihr! Vielleicht sogar mit ihr sprechen! Er hatte noch wenig Verkehr mit Frauen gehabt, aber er fühlte, belebt durch den Madeira, einen großen Muth in sich, das Wagniß zu bestehen.

Nicht lange, so holte ihn der Baron ab, um ihn nach dem in dem Garten liegenden Saal zu führen, in welchen die ältere Dame und Fräulein Hildegard von der andern Seite eben eintraten. Er stellte ihn seiner Mutter und seiner Schwester Hildegard vor.

„Wir wissen bereits, wer Sie sind!" rief Frau von Tenneberg ihm entgegen, ohne die Vorstellung abzuwarten, indem sie ihm die Hand reichte. „Nicht einmal einen Gruß habe ich aussprechen können, als ich Ihnen mein Enkelkind in der Hast der Bestürzung abnahm. Und jetzt muß ich nach einem Worte des Dankes suchen, wie ich ihn im Innersten fühle!"

Gottwald brachte, dann doch etwas verlegen, nur ein paar Worte hervor, und nannte sein Zuspringen eine Kleinigkeit, nicht des Dankes werth.

Da begann Hildegard, noch blaß und verstört durch den Schreck: „Das Kind war verloren ohne Ihre Hilfe, und wir dazu. Ich hatte Pauline in das Gespräch verwickelt, so daß sie ihre Aufmerksamkeit auf die Kleine einen Augenblick vergaß — ich hätte es verschuldet — wenn Sie nicht — o Gott!"

Die Thränen stürzten aus ihren Augen, sie wandte sich ab und trat in das Nebenzimmer.

Gottwald machte selbst ein so bedrängtes Gesicht, als er die schönen Augen sich mit Thränen füllen sah, daß Frau von Tenneberg ihm zu Hilfe kommen mußte.

„Lassen Sie nur!" sagte sie, als der Jüngling der Weinenden seine Blicke nachschickte. „Wir haben Alle die Fassung noch nicht ganz wiedergewonnen. Nun aber geben Sie mir noch einmal recht herzhaft die Hand — da Sie doch keinen Dank wollen."

„Sie gehören fortan zu uns," sagte der Baron. „Wir haben ein Recht auf Sie!"

Gottwald konnte nicht verhehlen, daß er eigentlich nicht in der Lage sei, einen selbständigen Verkehr anzuknüpfen, sondern durch sein Erscheinen zu Neuhaus bereits ein Verbot verletzt habe.

Der Baron aber entgegnete: „Sie sprachen bei unserer ersten flüchtigen Begegnung ein so tapferes Wort aus. Sie wollten sich Ihre Stellung wahren, sich nicht tyrannisiren lassen. Nun, wir hören ja, daß Sie schon ganz wacker angefangen haben — wir erfahren nämlich Alles, was wir erfahren wollen! Und Vieles müssen wir erfahren, wir dürfen uns nicht auch absperren. Ich wiederhole, wir haben ein Recht auf Sie. Ob gerade ich dazu geeignet sein werde, dieses Recht durchzusetzen, das bezweifle ich zwar, obgleich ich meine Schritte thun werde. Sie, lieber Freund, müssen uns dieses Recht erobern helfen, vielleicht das Beste dazu thun."

„Vorausgesetzt, daß es Ihnen bei uns ein wenig gefallen kann!" fügte Frau von Tenneberg freundlich hinzu.

Da erschien eiligen Schrittes die junge Baronin, hinter ihr her kehrte Hildegard zurück.

„Nur einen Augenblick komme ich!" so begann sie. „Ich muß dem Retter meines Kindes die Hand drücken. O, junger Mann, Sie wissen nicht, was Sie für uns gethan haben!" Sie sah Gottwald mit Augen an, vor deren Ausdruck er die seinen niederschlagen mußte. „Und nun entschuldigen Sie mich," fuhr sie fort, „ich will zurück zu meinem Kinde. Es ist zwar wieder ganz munter und lieb in seinem Bettchen, Gott gebe, daß Alles gut vorübergehe. Ich sehe Sie recht bald wieder bei uns, nicht wahr?"

Sie verließ die Gesellschaft. Hildegard aber nahm Platz, und es wurde ein Gespräch über Allerlei begonnen. Und wie sie nun beisammen saßen und eine kurze Pause eintrat, begann der Baron lächelnd zu den Damen:

„Nun? Was habe ich gesagt?"

Frau von Tenneberg und Hildegard lächelten ebenfalls, die Blicke in Gottwald's Züge gerichtet, so daß dieser verlegen von Einer zur Anderen sah.

„Sie haben eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einem Vetter von uns," erklärte Frau von Tenneberg. „Er ist freilich älter als Sie. Mein Sohn Bruno hatte uns bereits darauf aufmerksam gemacht."

„Und diese Aehnlichkeit war die Veranlassung," fuhr Bruno fort, „daß ich Ihnen schon damals im Hofe des „Rothen Löwen" näher trat und mich zudringlich machte."

Das Gespräch kam auf andere Gegenstände, ohne daß des alten Freiherrn oder der Stellung Gottwald's in seinem Hause Erwähnung gethan worden märe. Man sprach von Professor Sternberg, der, wie der junge Mann jetzt erst erfuhr, zu den Freunden des Hauses gehörte, da er auch der Lehrer der Söhne der Frau von Tenneberg gewesen, des ältesten, seit vier Jahren verstorbenen, und Bruders ihres jetzt einzigen Sohnes. Beide hatten einst den Unterricht des Erbprinzen getheilt. Es wurde erzählt, daß der jetzige Landesfürst seinen ehemaligen Lehrer und dessen Bedeutung nicht vergessen habe und ihn für eine Stellung und Thätigkeit zu gewinnen wünsche.

Gottwald freute sich sehr über diese Nachricht und begann unbefangen von seinem Gönner zu erzählen, den er auch so hoch verehrte. Plötzlich fiel ihm ein, daß die Zeit bis zu der abendlichen Lesestunde längst überschritten sein mußte. Sein erwachendes Pflichtgefühl hieß ihn an schleunigen Abschied denken. Alle reichten ihm die Hand, auch Hildegard, und sie sah ihn dabei so freundlich an, daß es ihn wohlig durchrieselte.

Auf Wiedersehen denn!" sagte Bruno. „Der kürzere Weg durch die Gärten ist uns verwehrt, da wir keinen Schlüssel zur Brückenpforte besitzen; Sie müssen, wie wir Alle, den Umweg auf der Fahrstraße nehmen. Es ist übrigens gleich angespannt, Sie können auch fahren —"

Schon schritt er gegen die Thür, um Befehl zu geben, allein Gottwald lehnte dringend ab und empfahl sich. Bruno reichte ihm draußen noch einen Hut, denn der seinige mochte irgendwo in den Weiden stecken geblieben sein.

Im Sturmschritt legte Gottwald den Weg nach Schloß Tenneberg zurück. Schon im Hausflur empfing ihn Mack, der bei seinem Anblick, wie vor etwas drohend Ungeheuerem, die Hände zum Himmel streckte. Man wußte im Hause bereits Alles, was geschehen, auch der Freiherr hatte benachrichtigt werden müssen; man wußte überhaupt täglich Alles, was in Neuhaus geschah, wenn auch nicht die Rede davon sein durfte.

Der Hausherr schritt in heftigem Dauerlauf sein Zimmer auf und ab, als Gottwald eintrat.

Mit einer Fluth von erbitterten Reden fuhr er auf ihn ein, sein Zorn hatte diesmal keine Grenzen und legte ihm unziemliche Worte auf die Lippen. Des jungen Mannes Ehrgefühl empörte sich, er wußte sich zu vertheidigen, was den zornigen Widersacher nur noch wilder aufbrausen machte. Da schrie Gottwald nicht minder zornig dazwischen:

„Herr, wenn Sie die Veranlassung, welche mich nach Neuhaus führte, nicht einmal gelten lassen, so weiß ich nicht, was ich von Ihrem Charakter denken soll! Es ist Ihre eigene Familie, der ich einen Dienst leisten konnte —"

„Sie haben sich nicht in meine Familienangelegenheiten zu mischen!" donnerte der Alte. „Ich hatte Ihnen verboten, Bekanntschaften zu machen. Hinter meinem Rücken haben Sie es doch gethan. Eine solche Pflichtwidrigkeit verdient, daß ich —"

„Sprechen Sie's nicht aus, Herr Baron!" rief Gottwald. „Sie möchten es bereuen. Ich erkläre Ihnen, daß ich fortan über meine freie Zeit Herr sein will, daß ich verkehren werde, mit wem ich Lust haben werde. Diese Bedingung stelle ich!"

„Hat der Mensch den Verstand verloren? Was? Bedingungen, mir Bedingungen?"

„Ich wiederhole meine Bedingung! Nur wenn Sie auf diese eingehen, werde ich im Hause bleiben!"

„Schweig' Er!" polterte der Freiherr. Wenn ich Ihn heut noch zum Teufel jage, geschieht Ihm Recht!"

„Es bedarf dessen nicht!" rief Gottwald. „Mein Bündel ist bald geschnürt, ich kann gehen, wenn ich will. Und, bei Gott, ich weiß bessere Verwendung für meine Zeit, als den Verkehr mit Ihnen!"

Trotzig schritt er hinaus und ließ den vor Wuth sprachlosen Hausherrn allein. In seinem Zimmer angelangt, beeilte er sich, die Kleider des Barons abzuthun und eigene dafür anzulegen. Dann schritt auch er in höchster Aufregung in seiner Stube auf und nieder. Unten der Hausherr in einsamem Toben, oben der Bibliothekar in heftiger Erbitterung — sie machten sich recht gründliche Bewegung.

Im Zimmer des letzteren war es längst dunkel, als die Thür leise geöffnet wurde und die in flehentlichem Tone ausgesprochene Frage des Kammerdieners sich vernehmlich machte, ob denn heute gar nicht vorgelesen würde?

„Nein!" rief es mit Entschiedenheit aus der Finsterniß hervor. Gottwald fühlte, daß er in seiner Aufregung nicht im Stande sein werde, vorzulesen, und es freute ihn geradezu, seinen Tyrannen dadurch zu strafen. Denn daß er ihm damit eine Vergeltung anthat, wußte er nun auch schon. Vielleicht aber wäre der Hausherr heute mit seiner Aufmerksamkeit auch nicht bei dem Buche gewesen. „Es wird nicht vorgelesen!" bekräftigte Gottwald. „Sagen Sie das dem Freiherrn!"

Mack wollte einlenken, mußte aber unverrichteter Sache abgehen. Seinem Herrn wagte er freilich die Meldung nicht zu thun, zumal er nicht in seinem Auftrage gegangen war. Denn

der Hausherr schwieg und bohrte sich schweigend immer tiefer in seinen Groll ein — nicht ohne häufig nach der Thür zu sehen und erwartungsvoll zu lauschen, wenn nur das leiseste Geräusch sich draußen regte.

Oben war inzwischen die Studirlampe angezündet, und bei ihrem Schein versuchte der Bewohner der Zelle, unter den mißbilligenden Blicken der weiblichen Ahnenbilder, für sich allein zu lesen. Er kam nicht von der Stelle und schob das Buch zurück.

Noch einmal lauschte Mack herein mit der Frage, oder vielmehr mit der zuversichtlich ausgesprochenen Annahme, daß Gottwald doch wohl zum Abendtisch kommen werde.

„Nein!" ertönte es noch einmal mit Bestimmtheit.

Der Alte seufzte, schien vermitteln zu wollen, fand aber festen Widerstand.

„So soll ich Ihnen hier oben serviren lassen?" fragte er endlich mit Bekümmerniß.

„Warum nicht gar!" ertönte die Antwort. „Wenn ich Hunger bekommen sollte, dann werde ich in die Küche gehen und mir von Ihrer Frau ein Butterbrot ausbitten."

Dem Freiherrn schmeckte zu Abend kein Bissen. Er schalt, daß Alles verbrannt, versalzen, verpfeffert sei; er behauptete, Mack habe ihm eine schlechtere Sorte Wein aufgesetzt; er warf endlich Messer und Gabel weg, da denn doch nichts genießbar war, um seinen grimmbeflügelten Lauf wieder anzutreten. „Wenn der oben Ernst machte und sein Bündel schnürte, um morgen abzureisen?" so dachte er. Drohen konnte er selbst wohl, ihn zum Teufel zu schicken, ausführen aber würde er es schon nicht mehr gekonnt haben. Denn „der oben" war ihm zum Bedürfniß geworden, nicht nur als Vorleser, sondern auch sonst — der alte Sonderling mußte sich das eingestehen. Aber dieser Grad von Selbständigkeit des Jungen ging ihm doch über alle Erfahrung, über alle Begriffe. Was sollte er thun?

Inzwischen war „der oben" mit sich in's Klare gekommen, was er thun sollte. Er vergegenwärtigte sich noch einmal den letzten Auftritt und kam zu dem Entschlusse, daß er nicht länger unter dem Dache des Freiherrn hausen könne, mochten darüber seine Pläne mit ihren Vortheilen, mochte manche freudige Aussicht damit verloren gehen. Er begann einzupacken. Sein Koffer erschien ihm aber leerer, als er ihn hergebracht — da fiel ihm ein, daß ja sein nasser Anzug noch drüben in Neuhaus sei. Der Koffer konnte demnach noch nicht verschlossen werden. Er wollte Mack damit betrauen und trotzdem morgen abreisen.

Sowohl der Hausherr wie sein Bibliothekar schliefen heut sehr spät ein. Der letztere aber doch früher, hatte auch einen recht gesunden Schlaf.

Fünftes Kapitel.

Die Ursache von dem Zerwürfniß im Hause des Freiherrn von Tenneberg war der Art, daß ein billig denkender Mann darüber hinweg gekommen wäre, selbst wenn es starke Vorurtheile zu überwinden gegeben hätte. Was in vielen altadligen Familien nun einmal zur Thatsache geworden war, die man, wohl oder übel, gelten läßt, die Aufnahme bürgerlichen Blutes in den Stammbaum, wirkte, da es sich in seinem Hause wiederholt hatte, auf ihn nur erbitternd, und sein eigenwilliger Charakter war es, der diesen Vorgängen eine übertriebene Bedeutung gab. Daß eine seiner Schwestern einen Bürgerlichen heirathete, einen Maler, verzieh er ihr niemals und schied sich fortan gänzlich von ihr. Sie und ihr Gatte, Namens Degenhart, mußten sich darein fügen, sie lebten in sehr glücklicher Ehe, in günstigen Verhältnissen, von der Gesellschaft geschätzt und anerkannt. Sie reisten nach Italien, wo ihnen ein Sohn geboren wurde, den sie Lothar nannten, um endlich ihren dauernden Aufenthalt in Rom zu nehmen. Beide waren längst gestorben, Lothar Degenhart aber lebte in angesehener amtlicher Stellung in der Residenz. Aber auch um ihn kümmerte sich der Freiherr nicht, er war für ihn gar nicht vorhanden.

Um so zufriedener war er mit seiner zweiten Schwester gewesen, welche eine standesgemäße Ehe schloß, obgleich er ihren Mann nicht leiden konnte. Auch diese beiden waren längst gestorben, hatten aber eine Tochter hinterlassen, Namens Toska, welche mit dem Oberstallmeister von Saalfeld, dem Sohne des Oberhofmarschalls, verheirathet war, denn auch die einzige in der Familie, deren Besuche er zuweilen entgegnete.

Inzwischen hatte er sich ein hübsches Schlößchen gebaut, das jetzige Tenneberg-Neuhaus, welches er mit seiner Gattin und seinem Sohne bewohnte. Die Frau starb, und da der Sohn in heirathsfähigem Alter stand, hoffte der Vater bald eine Schwiegertochter von alter Familie begrüßen zu können. Das Gut hatte er seinem Sohne bereits als sein Erbtheil übergeben. Da mußte ihn nun ein Hauptschlag treffen. Der Sohn wählte nach seinem Herzen, ein bürgerliches Mädchen, immerhin die Tochter eines höheren Beamten. Es gab starke Auftritte. Der Vater drohte mit Enterbung; aber der Sohn war mündig und die Heirath wurde geschlossen. Da verließ der Freiherr, trotz alles Bittens, das Haus, ließ das alte, baufällige Gemäuer, genannt das Schloß, welches er nie bewohnt hatte, für sich herrichten, und versagte seinen Kindern jede Annäherung.

Als der Sohn nach sechs Jahren starb und die junge Wittwe mit zwei Knaben hinterließ, zeigte der Freiherr in seinem Wesen nichts von Theilnahme und wies die Bitten der Schwiegertochter um Rath und Hilfe zurück. Da ihre äußere Lage die günstigste war, wußte sie sich allein zu helfen. Ihre Söhne erwuchsen zu ihrer Freude, zu ihrem Stolz. Der älteste verlobte sich wieder mit einer Bürgerlichen, aus gutem, wohlhabenden Hause.

Der Freiherr ergrimmte innerlich bei dieser Nachricht, that aber, als ob es ihn nichts anginge. Er blieb auch fest, als der Bräutigam, sein Enkel, noch vor dem Hochzeitstage starb, zum tiefsten Schmerze derer, die ihn geliebt hatten.

Nun war noch Bruno übrig. Als aber auch dieser eine Bürgerliche wählte, noch dazu eine verwaiste, arme Pfarrerstochter, da lachte der Freiherr wüthend auf, und fortan waren die Leute in Tenneberg-Neuhaus nur noch „Gesindel und Pack" für ihn, von welchem Niemand sprechen durfte. Gleichwohl fehlte es nicht an Versuchen, sogar Anstrengungen, wenigstens den Anstand des Familienverhältnisses zu wahren. Besonders gab sich Bruno diese Mühe, und es war ihm ein paar Mal gelungen, fast mit Gewalt zu seinem Großvater zu dringen. Jede Unterredung scheiterte an der eisigen Kälte, der höhnischen Abwehr des Alten, der sich eigensinnig vereinsamen wollte.

Die „Leute" in Tenneberg-Neuhaus aber lebten, bis auf den einen unbehaglichen Fall, sehr glücklich mit einander. Die Mutter pflegte die Sommermonate mit Hildegard bei ihrem Sohne zuzubringen, im Winter lebte sie mit ihr in der Stadt. Hildegard war nicht ihre Tochter, sondern die Braut ihres verstorbenen Sohnes, sah aber in Frau von Tenneberg ihre eigentliche Mutter und ihre innigste Freundin. Sie war elternlos, hätte, bei ihren großartigen Vermögensverhältnissen, selbständig leben können, aber sie zog die Obhut ihrer mütterlichen Freundin vor, und so wurde sie von Bruno und dessen Gattin ganz als eine Schwester angesehen.

Jahre lang hatte Hildegard auch äußerlich um ihren geliebten Verstorbenen getrauert, und in ihrem Herzen wollte sie ihr Leben lang trauern um ihn. Der Mutter und der Schwägerin war es erst in diesem Sommer gelungen, sie von den düstern Gewändern zu befreien. Sie fing auch an, innerlich wieder aufzuleben, und die schöne Sommerzeit im Freien hatte das Ihrige dazu gethan.

Hildegard, jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, war nicht eigentlich eine Schönheit, aber doch eine sehr bedeutende Erscheinung. Die geistige Welt, in der sie lebte, sprach sich in ihren Zügen aus. Sie war von Hause aus zu der Rolle eines glänzenden Weltkindes erzogen, und es hatte ihr weder an Talent, noch an Neigung dazu gefehlt. Die letztere jedoch gab sie völlig verloren. Sie las viel, wußte mit Verstand zu urtheilen, und ernste Männer suchten ihre Unterhaltung. Mit Hingabe aber lebte sie der Musik, auf welche ihre ausgiebige schöne Gesangsstimme sie besonders hinwies.

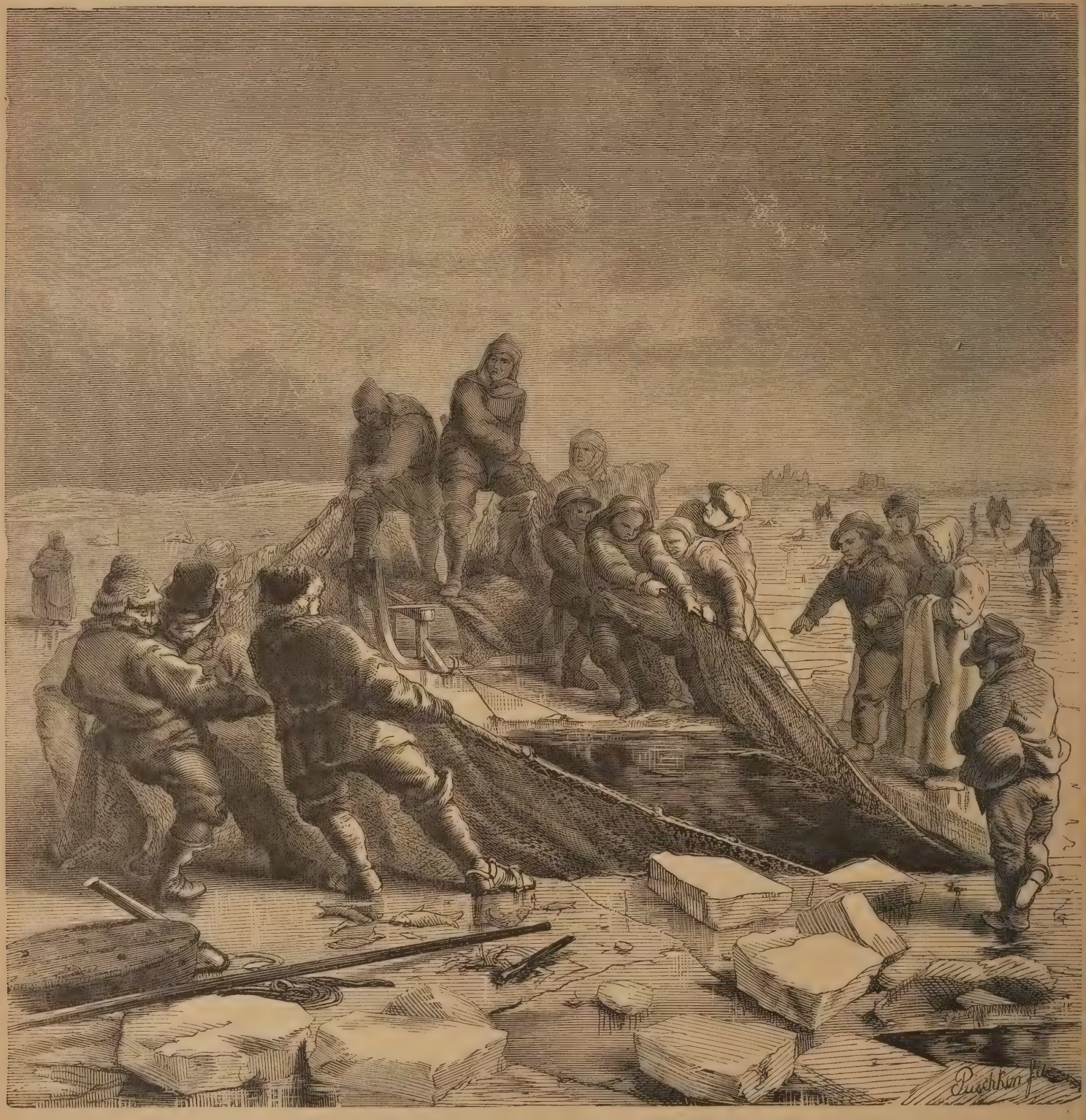
(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsduft.

Erzählung von **M. H.** (Schluß.)

Nun ist's wirklich Feierabend, feierlich still ist's auch in der kleinen dämmerigen Stube, die Dora so nett für das Fest hergerichtet; Alles, was zu thun gewesen, hat sie fertig gestellt, die Einkäufe besorgt, reine, schneeweiße Gardinen aufgesteckt. Die Mutter schlummert und die beiden Kleinen kauern mäuschenstill am Ofen, denn die Mutter darf nicht gestört werden, hat die Schwester gesagt. Diese lehnt am Fenster, sinnend hinausblickend in den wilden Reigen, den die Schneeflocken da draußen tanzen, in ihr aber ist's sonnig hell; plötzlich ist's als blicken zwei treue Männeraugen auf sie nieder, als ob eine Stimme flüsternd spricht:

„Ich liebe Dich!"



Eisfischerei in Norwegen.

Eisig kalt durchrieselt es sie, sie wendet sich vom Fenster ab und zündet die Lampe an, die Kinder schrecken leise zusammen, wie sie so schnell über den Fußboden eilt und die Mutter erwacht. Dora ist seltsam rücksichtslos in diesem Augenblick, sie geht zur Kommode, zieht den Kasten hervor und kramt mit nervöser Hast in alten Zeitungen, abgerissenen Blättern und

Rechnungen, sie, die Ordnungsliebende, wirft alles durcheinander heute; da, da ist es, sie hält den Zeitungsausschnitt zwischen den zitternden Fingern, im nächsten Augenblick rasselt er zu ihren Füßen nieder.

„S. Alten — Marie Werner, Vermählte" stand darauf geschrieben. Wie Feuer hatte der Zettel zwischen ihren Fingern gebrannt, sie stützt sich schwer auf die Kommode und starrt auf das heiße Milchglas der Lampenglocke bis die Augen schmerzen.

Jener Mann war es, der sie einmal sein Lebensglück genannt, der ihr ganzes Herz besessen, der sie betrogen, der all' ihr Vertrauen auf das Gute in dieser Welt zu Schanden gemacht.

„Kind, was ist Dir?" fragt die Mutter.

Dora zuckt zusammen. „Nichts," versetzt sie rauh und schiebt hastig den Kasten wieder zu, es ist ihr als müsse sie alle, alle Menschen hassen, ihr graut vor ihrem eigenen leidenschaftlichen Gefühl.

„Ich muß fort, Mutter," sagt sie dumpf, nimmt Hut und Mantel und eilt hinaus in die naßkalte, schneeerfüllte Luft. Sie sagte Keinem wohin sie geht, sie weiß es selber nicht, nur hinaus mußte sie, die Zimmerluft drohte sie zu ersticken und sie eilt weiter, immer weiter, in ihrem Kopfe wirbeln die Gedanken gleich dem Schnee, der sich immer dichter auf den Weg legt, der auch sie wie mit einem weißen Schleier überzieht.

Immer stiller wird es um sie her, und die wenigen Fußgänger die ihr begegnen haben mit sich und ihren Gedanken genug zu thun, als daß sie sich noch um die einsam dahineilende Frauengestalt bekümmern sollten. Sie geht jetzt an der hohen Mauer entlang die sie so lange schon kennt, sie stößt das Thor auf und wandelt langsam zwischen dunklen Gräbern, im Herzen scheint sie selber eine Todte. Da, ein stiller Hügel, ohne Schmuck, ohne Kranz, hier fällt sie in die Kniee und stumm, thränenlos umschlingt sie das einfache Kreuz. Hier am Grabe ihres Vaters kämpft sie den schweren Kampf für die Ruhe, die ihr so noth thut, und wo alles schweigt, wo die Majestät des Todes ihr so nahe ist, da hat sie stets den Trost, den Frieden gefunden, für ihr aus so vielen Wunden blutendes Herz.

Sie erhebt sich, trocknet die Thränen, mit ruhigem Schritt tritt sie den Heimweg an. Die Nacht ist hereingebrochen, es wird spät, ehe sie heimkommt, denn der Weg ist ziemlich weit, sie eilt, aber jetzt ist es kein Fliehen mehr wie vorhin, jetzt denkt sie nicht mehr an sich, nun nehmen wieder Mutter und Geschwister den ersten Platz in ihrem Herzen ein. Aus allen Fenstern locken die hellen Weihnachtslichter, die Tannenbäume duften wieder so stark, aber nicht wie gestern wird es weh ums Herz, sie weiß es, der, welcher die Bäume wachsen läßt, der ist nicht zu schwach, um auch arme, dürftige Menschenseelen vom Abgrund zu retten.

Sie geht durch den Hof in die Küche, legt hier Hut und Mantel ab, die Mutter wußte dann nicht, wo sie so lange gewesen, sie könnte dann denken, daß sie draußen zu thun gehabt. Es tönen ihr Kinderlachen, Trommelschlag entgegen, sie weiß nicht, wo es herkommt. Leise, wie sie es stets gewohnt ist, öffnet sie die Thür des Zimmerchens, aber ihr Fuß stockt auf der Schwelle. Träumt sie? Ein Meer von Licht und Glanz fluthet ihr entgegen, droht ihre an die Dunkelheit gewöhnten Augen zu blenden. Auf dem Tische, den Stühlen lagen Kleidungsstücke, Stoffe, Schmuck, Bücher, alles Dinge, die sie oft gesehen, oft gewünscht. Inmitten des Zimmers stand ein hoher, lichtbesteckter Christbaum, dazu das Jauchzen der Kinder, das glückliche Gesicht der Mutter — wie ist das alles gekommen? Sie streicht mit der Hand über die Augen, als müsse so das Traumgebild weichen, aber es bleibt, nur sieht sie etwas mehr, etwas Gedankenverwirrendes. Den Mann mit den ernsten, gealterten Zügen muß sie kennen, er, der ihr entgegen eilt, er war es ja, der ihr all' das Herzeleid gebracht. Mit einem Aufschrei fährt sie zurück, schlägt die Thür ins Schloß und sie bleibt in der Dunkelheit stehen mit keuchendem Athem und hochklopfender Brust. Ein Widerwille steigt in ihr auf, er wagt es noch, ihren Weg zu kreuzen, wagt es, sie mit dem Blendwerk zu höhnen — oh, welch' ein Fluch ist's, arm zu sein!

Ein Lichtschein fällt schräg auf die rauhen Steinfließen, dann wird es hell um sie her; der hochgewachsene Mann stellt die Lampe auf das Küchenspind und nun steht er vor ihr, nun kann sie ihm nicht mehr entrinnen. „Dora!" — Seine Stimme hat noch immer den tiefen Klang, sie hat noch immer nicht die Macht über dieses Mädchenherz verloren.

„Gehen Sie!" stößt sie hervor und ihre Lippen beben wie im Fieberfrost, „ich kann, ich mag nicht dieselbe Luft mit Ihnen athmen."

Er sieht sie an mit tieftraurigem, vorwurfsvollem Blick und seine Stimme klingt bittend:

„Ich glaubte bei Dir Erhörung zu finden, ich hätte es ja wissen müssen, daß Du keine Liebe mehr für mich haben kannst, ich verlange es auch nicht, ich selbst habe mein Glück von mir gestoßen, aber hören mußt Du mich, ehe Du mich verdammst!

„Was nützen hier Worte?" Stolz, mit erhobener Stirn, steht Dora vor ihm und das verächtliche Lächeln, das ihre Worte begleitet, thut ihm weh.

„Dora," spricht er mit vibrirender Stimme, „denke Dir den Fall, daß ein ehrenhafter Name vor Schmach bewahrt bleiben mußte, daß ein alter halbblinder Vater, der stolz war auf seinen Namen, auf den bis dahin kein Flecken war, hätte ins Elend hinaus müssen; sprich, Dora, konnte ich zurücktreten, theilnahmslos zusehen, wie der beste Vater vor Gram dahinsiechte, konnte ich, da der Weg zur Rettung mir bekannt war, da ich zu retten die Macht hatte? Ich wehrte von seinem theuren Haupt den Pfeil, der doch weit über das Ziel hinausschoß und somit tödtlich zwei Herzen traf. Aber ich konnte nicht anders, glaubst Du, daß ich nicht kämpfen mußte für's Recht, und glaubst Du, daß ich weniger litt wie Du? Noch mehr vielleicht, denn auf mir lastete furchtbar das Bewußtsein, Dein theures Leben verbittert zu haben; ich stand in hoher Schuld gegen das Weib, das mir angetraut war, ich weiß, sie liebte mich bis zum letzten Augenblick, ich konnte ihr mein Herz nicht geben. Damals, als ich bei Deiner Mutter wohnte, da ahnte ich nicht, daß wir vor dem Ruin standen, daß unsere Ehre auf dem Spiel stand, daß ich tausendfach ärmer war als Du. Jetzt sind beide todt, der Vater und jene Frau, die uns rettete. Ich stehe nun allein, so bin ich denn heute hier, Dich zu fragen, ob Du vergessen kannst und vergeben, was ich Dir gethan."

„Vom Golde verführt," entgegnete sie herb, während ihr zürnendes Auge zu ihm emporblitzt.

Er weicht zurück vor dieser stolzen, kalten Mädchengestalt, die er sich so anders gedacht, fahle Bläße lagert auf seinem Angesicht.

„Du weißt, daß ich damals als Gymnasiallehrer nicht viel hatte, und es waren tiefgehende Verpflichtungen einzulösen." Er schwieg plötzlich und seine Lippen pressen sich fest aufeinander, als wolle er kein Wort mehr hindurch schlüpfen lassen. Als aber Dora so regungslos vor ihm steht, als habe sie nichts gehört, da spricht er es aus, das schwere Wort. „Der ältere Bruder hatte den Ruin heraufbeschworen, und als er sah, daß alles verloren war, da floh er, ich weiß heute noch nicht, wohin."

Dora wendet sich ab, sie kann den Blick dieser bittenden Augen nicht ertragen, und doch ist's ihr unmöglich, das vergebende Wort zu sprechen. „Lassen Sie mich, scheiden Sie, unsere Wege gehen ewig auseinander; ich kann Ihnen niemals angehören, die Liebe jener Frau steht zwischen uns."

Sie versucht an ihm vorbei zu kommen, aber da hält er eisenfest ihre Hand, und der Mann, der sich so stark gewähnt, sinkt aufschluchzend, wie ein Kind, vor dem geliebten Mädchen in die Kniee.

„Dora, sei barmherzig, vergieb mir!"

Entsetzt reißt sie sich los und flüchtet ans Bett der Mutter, wo sie zitternd stehen bleibt. Die Worte ersterben ihr auf den Lippen, die Mutter richtet sich empor und da sieht sie den Mann, über dessen Kommen sie sich so unendlich gefreut, durchs Zimmer wanken. An der Thür blickt er noch einmal zurück, er sieht

das gebeugte Mädchen lange an, als müsse er ihr Bild für ewig in sein Herz zeichnen.

„Mögest Du nie bereuen, was Du heute gethan," sagt er ruhig und gefaßt, dann schließt sich hinter ihm die Thür.

Verstummt ist der helle Jubel der Kleinen, die nicht verstehen, warum der gute Mann gegangen, die Mutter sinkt ächzend in die Kissen zurück. Dora starrt unverwandt nach der Thür, die Kerzen am Weihnachtsbaum entzünden einzelne Nadeln und das Zimmer füllt sich mit würzigem Duft, es wird dunkel vor ihren brennenden Augen und bewußtlos sinkt sie neben dem Lager nieder. Zuviel Seelenqual hatte sie in den letzten Stunden bestürmt, es war die Last zu groß für ihre ausgemerzte Kraft.

Als sie wieder zu sich kommt, da fühlt sie sich von zwei starken Armen umschlungen, sie ruht an der Brust des Mannes, den sie vor Kurzem noch von sich gestoßen und sie wehrt ihm nicht mehr, sie fühlt sich so geborgen unter seinem Schutz, sie läßt es ruhig geschehen, daß er ihr immer wieder die Stirn und Wangen streichelt.

„Kannst Du mir vergeben?" hallt es wieder an ihr Ohr.

Da schlägt sie groß die Augen zu ihm auf, und die Arme um seinen Nacken schlingend, flüstert sie unter Thränen:

„Ich muß, denn ich liebe Dich, ich kann Dich nicht mehr lassen, jetzt nicht mehr!"

Da drückt er sie fester an sich und ein langer, glühender Kuß schließt ihre feuchten Lippen.

Die Weihnachtslichter brennen, Tannenduft erfüllt wie Weihrauch den stillen Raum und die Weihnachtsengel schweben unsichtbar über den Häuptern dieser glücklichen Menschen, Friede und Freude verkündend für ihr ganzes Leben.

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin.

Mertens schrieb einen scharfen, anklagenden Artikel gegen die Direktion der Südpreußischen Bahn, in welchem ihr vorgeworfen ward, dies Jahr schlecht gewirthschaftet zu haben. „Und trotzdem will man nun," so hieß es da, „weil man ein noch schlechteres Jahr bei den stets sinkenden Verkehrsverhältnissen dieser Linie voraussieht, die erzielten knappen Ueberschüsse lieber zu Abschreibungen und Vortragungen benutzen, als den Aktionären eine Dividende, wie sie dieselbe als ihr gutes Recht für ihr eingeschlossenes Kapital verlangen können, zu bewilligen. Man sehe sich vor, daß das Publikum bei dieser Art, es um seinen Zinsgenuß zu verkürzen, nicht die Geduld verliere und sich dieses unfruchtbaren Aktienbesitzes entledige! u. s. w."

Der Artikel war für ein kleines, in Finanzkreisen wenig gelesenes Montagsblatt bestimmt, welches von Unterstützungen des Spekulanten lebt und natürlich jeden seiner gefärbten Artikel aufnehmen wußte, wollte es sich nicht selbst die Existenz abschneiden. Das Blatt brachte sonst gern hauptstädtischen Skandal und wurde meist in Cafés gelesen, außerdem aber in großen Mengen in die Provinz unter Kreuzband gratis als „Probenummer" versendet, wenn eben einmal das Publikum außerhalb Berlin's für oder gegen irgend ein Werthpapier bearbeitet werden sollte.

Als der Artikel fertig war, klingelte Mertens und sendete einen Diener mit demselben sofort in die sog. Redaktion des betreffenden Journals.

Auch einige kleinere Mittheilungen für die Börsentheile von ein paar „befreundeten" Blättern wurden verfaßt, eine zehn bis fünfzehn Zeilen jede, worin von „ungünstigen Betriebsergebnissen" jener Bahn, von verschiedenen Gerüchten über verringerte Dividende u. s. w. die Rede war. Diese kleinen Entrefilets sollten dann vollends das Publikum kopfscheu machen, wenn sie in den Spalten der „befreundeten" Blätter erschienen, d. h. in den Spalten jener Organe, deren Börsenberichterstatter im Mertens'schen Hause aus- und eingingen, seinen Trüffelpasteten und Champagnermarken Geschmack abzugewinnen wußten und von Frau Ulrike's Liebenswürdigkeit entzückt waren. Daß dann und wann auch ein klingender Händedruck zwischen diesen Herren und Herrn Mertens getauscht wurde, war gewiß nur eine Fabel der mißgünstigen Welt.

Als es etwa 9 Uhr war, hatte der Finanzmann alle diese Arbeiten erledigt, erhob sich und blickte mit Wohlgefallen auf sein Werk, die auf dem grünen Tuch des Schreibtisches aufgestapelten Briefe, Karten und Manuskripte.

Ein faunisches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Das wird schon seine Wirkung thun!" murmelte er vor sich. „Wenn das übermorgen allenthalben in den Zeitungen steht, sind sämmtliche Börsenredakteure, sowie tausende und abertausende leichtgläubiger Leser in Angst und Zagen wegen der „Südpreußen," jeder glaubt die gegen dies Unternehmen heranschwebende finstere Wolke näher zu sehen und giebt gerne seinen Aktienbesitz zu nur einigermaßen annehmbaren Preisen hin."

Dann ging er an's Telephon, das neben seinem Schreibtisch angebracht war, klingelte und ließ sich mit einer der angesehensten Maklerfirmen anschließen, von der er wußte, daß um diese Zeit der Chef noch im Bureau anwesend zu sein pflegte.

Und als die Antwort in sein Ohr schallte: „Hier Abramowicz und Meyer — wer dort?" rief er zurück: „Mertens und von Alverdissen —" Bitte übermorgen an der Börse für unsre Rechnung 500,000 Mark Südpreußen zu jedem acceptablen Course zu verkaufen!"

„Schön, werden wir ausführen! kam es aus dem Schallrohr, das Mertens wie eine kleine Trommel in der Hand hielt und an dessen Oeffnung er sein Ohr preßte. Ist Herr Mertens selbst da?" fuhr der ferne Sprecher fort.

„Jawohl! Was steht zu Diensten," sprach Mertens in die Mundöffnung des Apparates.

„Sie erwarten schlechte Dividende? Nicht wahr?"

„Lesen Sie, bitte, morgen früh Artikel in der Sonntagsrevue, der mir eben vertraulich zugeht! Es soll sehr schlecht stehen mit dem Unternehmen! Panik in Aussicht!"

„Besten Dank, werden Auftrag ausführen! Schluß!"

Und es klingelte dreimal aus dem Apparat, zum Zeichen, daß die Unterredung beendet.

Der Artikel, auf den Mertens verwies, war der, den er selbst vor etwa zwei Stunden geschrieben und expedirt. Und der Verkaufsauftrag, den er gab, hatte eigentlich nur den Sinn, auch die Börse, die seinem Beispiele gern folgte, weil sie ihm gute „Informationen" zuschrieb, zu beunruhigen. Er wußte wohl, daß sich bei der ausbrechenden Panik übermorgen keine Käufer für die halbe Million finden würden — namentlich zu dem Course, den er noch nachträglich Herrn Abramowicz als niedrigsten Verkaufscours lientiren würde, denn das „zu jedem acceptablen Preise" war nur so vorläufig gesagt, um es über den nächsten Tag, einen Sonntag, in Börsenkreisen wirken zu lassen.

So bereitete er umfassend seine große Spekulation vor und stand noch einen Moment über neuen Kniffen grübelnd, als es leise an seine Thüre pochte.

Auf sein „Herein", das etwas mürrisch klang, trat ein Mädchen ein, das man für eine Art „Stütze der Hausfrau" hätte halten können, hätte sich nicht das Gesicht des Banquier's plötzlich beim Anblick desselben aufgehellt und hätte dieser ihm nicht freundlich entgegengerufen:

„Ah, Margarethe — was bringst Du, mein Kind?"

Es lag eine etwas absichtliche Art väterlichen Wohlwollens in dem Tone, mit dem er das sagte, sodaß ihn das Mädchen mit ihren klugen Augen, aus denen ein eigenthümlicher Ausdruck einer schlichten, sanftmüthigen Seelengüte leuchtete, einen Moment ein wenig prüfend betrachtete.

„Die Tante läßt zum Thee bitten, lieber Onkel!" sagte sie dann mit einer wohlklingenden, milden Stimme.

In der Art, mit der das Mädchen, das die Fünfundzwanzig noch nicht überschritten hatte, ernst und still in der Nähe der Thür stehen blieb, lag eine gewisse, selbstverleugnende Demuth, die außerordentlich sympathisch berührte. „Aschenbrödelchen" hatte die stolze Leontine dies Mädchen genannt — „Hausmütterchen" hätte sie mit mehr Recht sagen dürfen. Denn in der stillen, freundlichen Weise eines solchen, das sich seine Hausinsassen und Familienglieder zu Tisch zusammenholt, war sie hier beim Onkel eingetreten, während höchstwahrscheinlich Frau Ulrike sowohl, wie Fräulein Leontine, unterdessen im Salon neben dem Eßzimmer am Kamine saßen, lebhaft mit einigen Abendgästen Conversation machten und die „Salondamen spielten", wie der Hausherr in seiner etwas vulgären Manier zu sagen pflegte.

„Schön, mein Kind, ich komme."

Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Sinn. Es war gewiß vorzuziehen, wenn einige der Postkarten mit den fingirten Anfragen von einer anderen Hand geschrieben wären, im Falle nämlich zufällig einer der Herren Börsenberichterstatter eine solche einem Collegen zeigte, wenn diese Herren vielleicht über die Sache plauderten.

„Würdest Du mir ein Paar dieser Karten abschreiben, liebe Margarethe?"

„Herzlich gern!" war die Antwort und bereitwillig trat das Mädchen näher.

Wie sie aber neben dem Schreibtisch stand und der helle Lichtkreis der Arbeitslampe plötzlich ihre klare, reine Stirn, unter dem schlicht zurückgestrichenen dunklen Haar weiß aufleuchten ließ, und das unschuldige, verständige Mädchenauge auf den Sitzenden mit dem ihm eigenen Schimmer unbestechlicher Ehrlichkeit und Seelengeradheit herabschaute, da überkam den Spekulanten plötzlich eine unwillkürliche Regung von Scheu, seiner Stieftochter die Arbeit zu übertragen, um deren Uebernahme er sie eben ersucht.

„Nein, laß nur, mein Kind!" wehrte er fast ängstlich ab. „Es geht doch nicht gut. Ich muß es schon selber machen!"

Er sprang auf. Und wie sie ihn nun eine Sekunde fragend anblickte, da war es ihm beinahe, als hätte sie all' die fingirten Unterschriften der Postsecretäre, Gymnasiallehrer u. s. w. schon gelesen und sei auf's Aeußerste befremdet über diese Art von Fälscherthätigkeit, welche ihr Onkel entwickelte und auch ihr selber zumuthete.

„Sonst herzlich gern, lieber Onkel!" wiederholte sie mit ihrer weichen Stimme. „Aber es mag wohl sein, daß ich es Dir nicht recht zu Gefallen machen würde!"

„Ich danke Dir, liebe Margarethe, für den guten Willen," sagte Mertens. „Und nun laß uns zum Thee gehen — sonst bekommen wir unsere Schelte von unserer gestrengen Mama!"

Damit verließen sie das Zimmer.

Das junge Mädchen aber, das still und ernst vor ihrem Onkel her durch die erleuchteten Corridore dem Eßsaal zuschritt, ahnte nicht, daß wieder einmal der Engel der Seelenreinheit, der auf ihrer Stirn thronte, mit dem Wehen seiner Schwingen die Berührung des verderblichen Gifthauchs von ihr abgewehrt hatte, der dies ganze, im Schatten des Giftbaums „Spekulation" errichtete Prunkgebäude durchwehte und die Herzen seiner Insassen schlecht und eigensüchtig machte — bis hart an das Verbrechen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Margret," sagte, als man von Tische aufstand und Margarethe, das Aschenbrödelchen, sich auf ihr Zimmer zurückziehen wollte, Leontine, „komm', ich hab' Dir was zu erzählen!"

Damit zog sie diese mit sich in den Salon.

Madame Ulrike war von einem kleinen Kreise plaudernder Herren umgeben und thronte inmitten desselben auf einem der schrägen Divans, die sich in allen vier Ecken des großen, hell erleuchteten Gemachs befanden. Der Hausherr stand mit einem Geschäftsfreunde am Kamin und sprach von Börsensachen, und die beiden jungen Mädchen placirten sich in eine der tiefen Fensternischen, wo ein allerliebstes Arrangement von zwei bequemen Seidenplüschfauteuils und einem Renaissancetischchen, den man mit gleichem Stoff bezogen, ein behagliches Plaudereckchen bildete.

„Denk Dir," begann die junge Dame, die im Gegensatz zu ihrer Cousine eine ziemlich kostbare Toilette aus heller Rohseide trug, „da war heut ein Besuch bei uns, der auf mich zutrat, Deinen lieben Namen auf den Lippen, den er geradezu zärtlich aussprach und den er mit den Worten begleitete: „O Margarethe — ist es mir endlich vergönnt, Sie wieder zu sehen!"

Fräulein Leontine erzählte das in einem halb belustigten, halb unschuldig-vertraulichen Tone, der ihr sehr gut gelang; aber die unruhigen, braunen Augen überwachten dabei scharf die Züge der vor ihr Sitzenden.

Margarethe blickte erstaunt auf.

„Es wird wohl nicht mein Name gewesen sein!" sagte sie schlicht. „Margarethe heißen ja wohl noch Viele außer mir!"

„Aber daß er mich mit Dir verwechselte! Ist das nicht sonderbar?" fuhr Leontine fort, die sich recht behaglich in ihr Fauteuil schmiegte, den Seidenplüsch beständig mit den Fingern streichelnd, was ihr ein besonderes Vergnügen zu bereiten schien, wiederum recht im Gegensatz zu ihrer Cousine, welche still aufgerichtet dasaß und die Hände im Schooß zusammengelegt hatte.

„Wir sehen uns doch jetzt wirklich nicht ähnlich, liebes Herz!" Leontine sagte das nicht ohne eine gewisse Koquetterie und nicht ohne eine kleine Malice.

„Nein, liebe Leontine," gab die Aeltere harmlos zurück, „Du bist bei weitem hübscher als ich!"

Das stille Lächeln bei diesen Worten rief auf Leontine's Wangen eine flüchtige Röthe hervor.

„So meint' ich es ja nicht!" beeilte sie sich zu verändern. „Aber weißt Du, Margret" — sie nannte die Cousine gern mit dieser englischen Abkürzung des langen deutschen Namens, wie sie sich auch gern „Leonie" nennen hörte — „weißt Du, Mama und ich haben in einem der Albums eine Photographie von Dir gefunden, auf der Du fast genau so aussiehst, wie ich jetzt. Die Photographie stammt noch aus der Frauenrodaer Zeit, als Dein lieber Papa noch lebte. Hier ist sie!"

Dabei zog sie das bereit gehaltene Bildchen, das freilich schon ein wenig abgeblaßt war, aus ihrer Kleidtasche, hob es mit der Rechten zur Höhe ihres Gesichts empor und nahm blitzschnell die Stellung ein, in der auf dem Bilde Margarethe dem Photographen gesessen; und gleichzeitig wußte sie mit einer fast schauspielerischen Gewandtheit ihren Mienen denselben Ausdruck zu geben, den der Kopf auf dem Kartonblättchen zeigte, so daß Margarethe bequem vergleichen konnte.

„Wirklich, Leoni!" rief diese überrascht, „ich war auch einmal hübsch und sah Dir ähnlich!"

„Nun, nun, nur nicht so bescheiden!" lachte Leontine und ließ den Arm mit dem Bilde sinken. „Du weißt doch, wie wir im letzten Jahre zu Mama's Geburtstag lebende Bilder stellten, nahm der Baron Matuschka, unser Festarrangeur, Dich zur Antigone, zur Hauptfigur in Teschendorf's Gemälde und mich zur Ismene! Und nun, wen kanntest Du denn in Frauenroda, der jetzt plötzlich kommen könnte und so lebhaft bewegt und so erfreut sein, Dich wiederzusehen! Beichte doch einmal, Du Verschlossene — es scheint mir, als ob ein kleines Herzensgeheimniß da hinter dem Wollenkleidchen steckte!"

Sie wies lachend mit dem Finger auf Margarethens einfache Taille etwa in die Gegend des Herzens.

Diese, über deren Gesicht schon vorhin bei der Nennung ihres verstorbenen Vaters ein Schatten gehuscht war, sah ihre

muthwillige Cousine fast streng an. Ihr braunes Auge färbte sich dunkler und ein weher Zug legte sich um ihren Mund.

„Beichtest Du mir denn?“ fragte sie nach einer kleinen Pause schon wieder mit milderer, freundlicherer Stimme. „Sprechen wir lieber von heitereren Dingen, als meinen Erinnerungen aus Frauenroda!“

„Also doch!“ dachte bei sich Leoni. „Ein Frauenrodaer Kind ist der Australier!“

Und laut fuhr sie fort:

„Mr. E. G. Brissey“ — so heißt der seltsame Besuch. „Ein Mann, dessen Ankunft in der Gesellschaft Furore macht, so schön ist er und so unermeßlich reich! Er kommt aus Australien, wo er Goldfelder besitzt.“

„Brissey? Den Namen kenne ich nicht,“ meinte Margarethe. „Den Namen hörte ich auch noch nie vordem!“

Leoni blickte sie aus zusammen gekniffenen Lidern prüfend an. Aber sie sah an dem klaren Auge der Andern, daß diese nicht log.

Plötzlich kam ihr ein Einfall.

„Der Mann sieht deutsch aus vom Scheitel bis zur Sohle. Und auch der Name ist nur leicht in's englische oder englisch klingende verwandelt. Lebte nicht da in Frauenroda ein gewisser Jemand, der einen einigermaßen ähnlichen deutschen Namen führte?“

Sie sprach nur eine Vermuthung aus, wenn auch mit der ihr eigenen Bestimmtheit der Redeweise. Und in der That schien sie es getroffen zu haben, denn eine langsam aufsteigende dunkle Röthe kam und bedeckte Margarethens Wangen und Stirn. Ein unwillkürlicher Seufzer schwellte ihre Brust und sie schlug plötzlich die Augen vor das Antlitz.

„Eybert von Briesen!“ sagte sie mit leiser, trauriger Stimme vor sich hin.

Ein Blick des Triumphs kam aus Leoni's Augen, dann legte sie rasch sich vorbeugend, den Arm um den Nacken der Cousine und sagte, ihrer Stimme einen möglichst theilnahmsvollen, sympathischen Ausdruck gebend:

„Arme Margret — habe ich Dir weh gethan mit meinen Fragen? Bitte verzeihe mir! Ich wußte ja nicht — — —. Und nun laß uns von etwas Andrem sprechen!“

Aber Margarethe konnte sich sobald noch nicht losreißen von ihren traurigen Gedanken. Und so zog sie es vor, alsbald den Salon geräuschlos zu verlassen, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Eisfischerei in Norwegen. (S. 132.) Es ist eine mühselige und keineswegs immer sonderlich lohnende Arbeit, welche wir die ziemlich große Schaar von Fischern verrichten sehen. Die Kälte ist beträchtlich, der Wind weht schneidig von Norden her, glücklicher Weise ist das Eis noch nicht sehr dick, so daß es nicht allzuviel Anstrengung und Zeit kostet, eine entsprechend große Fläche des Wassers eisfrei zu machen. Dann wird das starke Netz zweckmäßig beschwert, in das Wasser gesenkt und von der rastlosen Strömung weit unter das Eis hingetrieben. Wiederholt prüfen die Fischer das Netz auf seinen Inhalt und dessen stetigen Zuwachs, endlich glauben sie genug von den zu den Nahrungsmitteln des Menschen gehörenden Meeresbewohnern im Bereiche ihres verhängnißvollen Maschenwerks zu haben und nun beginnt der schwerste Theil ihrer Arbeit, mit welchem wir sie auf unserem Bilde beschäftigt sehen, an den nur noch das mit Hilfe des Schlittens erfolgende Bergen der — so wollen wir zu Gunsten der mühselig um ihr täglich Brot ringenden Küstenbewohner hoffen — reichlichen Beute sich anschließt.

Nv.

Der Igel ein Freund des Gartenbaues. Den Igel kennt wohl ein Jeder, aber sein Leben und Treiben ist nicht Jedem bekannt, ja er steht in dem Rufe, daß er ein schädliches Thier sei und verfolgt werden müsse. Nach dieser, im Volke allgemein verbreiteten Annahme, steht unser Freund denn auch ganz schutzlos da, und wo einer gefunden wird, macht man nicht viel Umstände mit ihm, denn meist wird er erst einer qualvollen Untersuchung unterzogen und schließlich getödtet. Speciell ist es die liebe Jugend, die da glaubt, ein besonderes Anrecht zu haben, mit diesem nützlichen Thiere allerlei Allotria zu treiben, weil Unverstand und Unkenntniß behaupten, daß er Obst, Erdbeeren, Salat und dergl. Kulturpflanzen mehr frißt. Daran ist aber nicht ein wahres Wort, Fütterungs- und andere Versuche haben gelehrt, daß der Igel nicht zu bewegen ist, Pflanzennahrung zu sich zu nehmen, er nährt sich einzig und allein von Thieren, die dem Gartenbau schädlich sind. Die Hauptnahrung des Igels besteht in Ratten, Mäusen, Schlangen, Eidechsen, Fröschen, besonders aber in Insekten: Fliegen, Mücken, Kellerasseln, Käfern, Maikäfern, Spinnen, Hornissen, allerlei Erd- und Kohlraupen, Schnecken, Regenwürmern 2c. Merkwürdig ist, daß er auch giftige Thiere, z. B. Kreuzottern, spanische Fliegen (?) 2c. frist, ohne daß es ihm schadet.

Der Igel ist ein durchweg nützliches Thier, seine ganze Schändlichkeit besteht darin, daß er ab und zu die jungen Vögel, die in Nestern auf der Erde ausgebrütet werden, frißt; auch frißt er süßes Obst, das von den Bäumen fällt, der Schaden, den er anrichtet, ist aber kaum nennenswerth, dagegen sein Nutzen sehr groß.

Wer ein Igelpaar im Garten hält, der erspart sich selbst viele Mühe und Arbeit; derselbe sucht in der Stille der Nacht die Regenwürmer und Ackerschnecken in den Gemüsebeeten, die so schädlichen Raupen vom Kohlweißling und anderes Ungeziefer. Der Igel treibt diese Arbeit so lange als diese kleinen Feinde des Gartenbaues thätig sind, und wenn diese verschwinden und es kälter zu werden anfängt, etwa Ende Oktober, sucht er sich irgend ein Versteck, ein Winterquartier, macht sich ein warmes Nest von Laub, Moos oder Gras, kugelt sich zusammen und schläft da 4—5 Monate lang seinen Winterschlaf. Seine Blutwärme sinkt dabei auf 0 Grad, (?) das Athmen ist unscheinbar und wenn der Frühling kommt und die Zugvögel da sind, erwacht er zu neuem Leben und fängt seine Thätigkeit von Neuem an.

Die Igel können leicht gezähmt werden und wer sie im Garten hält und besonders für sie sorgt, dem folgen sie auf den Ruf, und wenn vor dem Winterschlafe die Nahrung in der Natur nicht mehr reichlich ist, so können sie mit Fleischabfällen oder gefettetem Gemüse gefüttert werden.

Mögen diese Zeilen beitragen die Thatsache allgemein zu befestigen, daß der Igel eins der nützlichsten Thiere für den Gartenbau ist.

Eine reizende Spielerei. Wir möchten unsere Leserinnen mit einer ganz allerliebsten Spielerei bekannt machen, nämlich mit kleinen Ampeln, bestehend in einer Runkelrübe, aus welcher eine blühende Hyacinthe hervorblüht. Nun wird man vielleicht ausrufen: „Das mag eine nette Ampel geben, eine Runkelrübe!“ Allein wir bitten nur weiter zu lesen, bald wird das Urtheil anders lauten. Zunächst verschaffen wir uns einige mittelgroße Rüben, am besten sogenannte „rothe Rüben“, weil diese eine schönere Blattfärbung erhalten. Diesen Rüben nimmt man alle Blätter, doch nicht so, daß der sogenannte Kopf mit abgeschnitten wird, sondern unter Schonung desselben. Hierauf schneidet man die Rübe etwa in der Mitte quer durch, die untere Hälfte interessirt uns nicht, wir legen sie fort, die obere Hälfte aber beginnen wir an der Schnittfläche auszuhöhlen. Dies geschieht mit Messer oder scharfem Küchenlöffel aus Blech, natürlich müssen wir uns vorsehen, die äußeren Wandungen der Rübe nicht zu verletzen, sondern wir höhlen dieselbe nur soweit aus, daß noch etwa Strohhalm starke Ränder stehen bleiben, die Rübe also becherförmig wird. Die Tiefe der Aushöhlung muß etwa 7—9 Centimeter betragen. Sind wir damit fertig und haben die inneren Wände möglichst geebnet, so füllen wir die ganze Höhlung mit Moos ziemlich fest aus, setzen eine Hyacinthen-Zwiebel oben auf, und tränken das Moos reichlich mit Wasser. Letzteres wiederholen wir in der Folge so oft, als sich das Moos trockener zeigt. Hierauf legen wir um diesen so geschaffenen Blumentopf einen oder einige Draht- oder Schnur-Ringe, an welchen wir mittelst drei oder vier längeren Drähten oder Schnuren unsern Blumentopf als Ampel aufhängen und zwar zunächst im dunklen Keller. Die Zwiebel wird, wie auf Glas, sehr bald zu treiben beginnen, und das Moos mit ihren Wurzeln durchwachsen. Von jetzt ab sorgen wir nur, daß das Moos nicht trocken wird, behandeln die Zwiebel aber ganz, als ob sie auf Glas stünde. Nach einigen Wochen wird der Trieb lang genug sein, um unsere Ampel im Zimmer am Fenster frei aufhängen zu können. Aber wie hat sich der primitive Blumentopf, die Rübe, verändert! — Auch sie blieb nicht müßig. Rund um den Kopf, also an der Unterseite unserer Ampel, haben sich frische, prächtig gefärbte Rübenblätter entwickelt, welche sich graziös nach oben biegen und in wenigen Tagen, noch ehe unsere Hyacinthe ihre Blüthe entfaltet, ist die Rübe nicht mehr zu sehen, statt dessen aber eine aus üppigen, wunderschön gefärbten Rübenblättern geformte, reizende lebende Ampel entstanden. Der uneingeweihte Beschauer wird mit Staunen erfüllt, wie da die blühende Hyacinthe hineinkommt. Sobald die Rübe mit Zwiebel aufgehangen ist, muß sie, des gleichmäßigen Wachsthums halber, öfter gedreht, also mit der andern Seite nach dem Fenster zu, gehängt werden. Wir können diese Art der Hyacinthentreiberei unseren Blumenfreundinnen nur empfehlen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 18. 1887. Unterhaltungs-Beilage. Februar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Die Familie in Neuhaus hatte die Nachricht, daß der Freiherr sich einen Gesellschafter für die Einsamkeit suchte, mit Freude begrüßt. Man wußte genau, wenn er angekommen, man erfuhr mit Genugthuung, hauptsächlich durch Frau Mack, daß er so gut einschlug, und bereits begonnen hatte, sich eine Stellung zu machen. Man beklagte, daß dieser blutjunge Mensch ein solches Opfer brachte, und stand nicht an, seine Dienste als ein Opfer für die ganze Familie aufzufassen. So war ihm längst eine Theilnahme erwachsen, von der er sich nichts träumen ließ, und die Aehnlichkeit, die er mit Vetter Lothar Degenhart haben sollte, hatte die Frau neugierig auf seinen Anblick gemacht. Da war nun der Tag gekommen, an dem er durch eine rasche Hilfeleistung sich das ganze Haus ernstlich verpflichtet hatte.

Dem Kinde war das kalte Bad nicht schlecht bekommen. Der Arzt, welcher noch Abends aus der Stadt erschien, bestätigte es, und lobte die umsichtig und schnell angewendete Behandlung.

So saß man Tags darauf, von Sorgen befreit, unter der Veranda, als gegen Abend ein Wagen anfuhr und Lothar Degenhart gemeldet wurde.

Gleich darauf erschien er bei der Gesellschaft, küßte der älteren Frau von Tenneberg die Hand, und begrüßte die Uebrigen mit Herzlichkeit. Die Mutter schätzte und liebte ihn sehr, zumal der Vetter zugleich der nächste Freund ihres verstorbenen Sohnes gewesen. Die Begrüßung zeigte, daß er zum Hause gehörte. Er kam, um sich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen, da ihm durch den Arzt bereits über den Schreck der Familie Mittheilung geworden war. Bald erzählte man ihm auch von der Aehnlichkeit, die der Retter der kleinen Lida mit ihm selbst habe. Es war nicht zu vermeiden, daß Aller Augen sich, im Stillen vergleichend, auf Lothar's Züge richteten und mit lächelndem Wohlgefallen auf ihm hafteten.

In der That war seine Erscheinung außergewöhnlich und immer neu fesselnd. Die Züge charaktervoll und geistreich, die Gestalt vom besten Ebenmaß, sein ganzes Wesen edel und von ruhiger Sicherheit. Er stand in den ersten männlichen Jahren, sah aber jünger aus, als er war. Seine Persönlichkeit zog an, und, was nicht immer zugleich der Fall ist, sie flößte durch ihre natürliche Offenheit Vertrauen ein. In der Familie seiner Verwandten liebte man an ihm noch den besonderen Zug einer gewissen Kindlichkeit, die sich oft in liebenswürdiger Weise kund that. Und doch war er ein ganzer Mann, durch Charakter und geistige Bedeutung in jungen Jahren schon zu Stellung und Einfluß gelangt, um die er beneidet wurde.

Lothar ließ die Aehnlichkeit mit Gottwald Rode auf sich beruhen, zumal derselbe nicht gegenwärtig war. Sein Interesse knüpfte lebhafter an wichtigere Dinge an.

„Freut Euch!" rief er. „Sternberg schreibt mir, er wolle kommen, und so werdet Ihr ihn auch sehen. Ob er die Leitung des Cultusministeriums, welche der Herzog ihm übertragen will, übernehmen könne, bezweifelt er zwar noch, da er sehr an seiner Lehrthätigkeit hängt. Er will sich die Dinge bei uns ansehen. Es ist mir schon von hohem Werth, mit ihm mich zu besprechen, seinen Rath zu vernehmen. Und vielleicht ist er noch zu gewinnen. Gelingt dies, nun dann — unter uns — bin ich bereit, an die Spitze des Ministeriums zu treten, denn mit einem solchen Manne gemeinsam läßt sich viel wirken. Daß mit den alten Beamten und der bloßen Adelskoterie die Reorganisation, die der Herzog wünscht, sich kaum durchsetzen läßt, liegt auf der Hand. Und so könnt Ihr Euch denken, mit welcher Spannung ich Sternberg's Ankunft entgegensehe."

Die Unterhaltung blieb eine Weile bei diesen Dingen, welchen Alle ihre Aufmerksamkeit schenkten, bis Lothar endlich rief: „Lassen wir's genug sein! Ach, hier ist's schön! ruhig und behaglich! Eine Stunde mit Euch zu sein, ist nicht nur Erholung, es ist Erquickung für Leib und Seele!"

Er verlangte nach der kleinen Lida, und als sie geholt worden, nahm er sie auf den Schooß und spielte mit ihr.

Frau von Tenneberg, die Mutter, welche sich auf kurze Zeit entfernt hatte, kehrte zurück mit den Worten: „Nachrichten von drüben! Es hat gestern Abend einen heftigen Sturm gegeben zwischen dem Freiherrn und dem jungen Rode. Der Letztere hat eingepackt und will das Haus verlassen. Frau Mack

ist selbst da, um sich nach dem Befinden des Kindes zu erkundigen, sie erzählt merkwürdige Dinge."

„Frau Mack ist da?" rief Lothar. „O, liebe Tante, laß sie kommen und selbst erzählen! Ich habe die gute, dicke Seele seit drei Jahren nicht gesehen!"

Gleich darauf erschien Frau Mack auf der Veranda, und nach dem ersten Knix rief sie lebhaft: „Ach, Herr Regierungsrath! Auch Sie hier, nein, auf diese Freude war ich nicht vorbereitet!"

„Erholen Sie sich, theure Freundin, und nehmen Sie Platz!" entgegnete Lothar, ihr die Hand schüttelnd.

„Nein, und wie Sie aussehen, Herr Regierungsrath!" fuhr die Dame fort. „Es ist ein Staat! Sie werden — was soll ich sagen? — Sie werden mit jedem Jahre vollständiger!"

„Der Segen des Alters!" entgegnete Lothar lachend. „Mit jedem Jahr reifen wir, mit jedem Jahre faulen wir, und daran hängt ein Märlein — sagt der Melancholikus bei Shakespeare. Was aber Sie betrifft, bravste aller Hausmeisterinnen, so hoffe ich, es geht Ihnen erträglich!"

„Nun — ich habe mich nicht zu beklagen — wie es eben geht und steht."

Frau Mack blickte mit Discretion vor sich nieder. Sie war gut und sauber angezogen und legte den großen Sonnenschirm quer über die Knie. Sie trug keinen Hut, sondern eine große, weiße Haube, wie dieselbe in ihrer Jugend Mode gewesen sein mochte, oder vielleicht auch niemals, denn sie deutete auf ländlich eigenthümliche Geschmacksrichtung.

„Sie haben uns etwas zu erzählen, Frau Mack?" begann Bruno. „Herr Rode ist doch noch nicht abgereist?"

„Nein, Herr Baron, noch nicht!" entgegnete sie. „Aber wie es jetzt steht, kann man für nichts mehr gut sagen. Nun, was gestern zwischen ihm und dem alten Herrn vorgegangen, das habe ich nicht mit angehört, mein armer Mann aber hat dabei am ganzen Leibe gezittert. Herr Rode ist Abends nicht mehr zum Freiherrn heruntergegangen, ist auch nicht zu mir gekommen, wie er durch meinen Mann sagen ließ, um sich etwas zum Abendessen zu holen — nein, der Appetit muß ihm völlig vergangen sein. Heut mit dem Frühsten schon wieder auf. Er hat einen Brief an den Herrn geschrieben, worin er sich von ihm verabschiedet. Mein Mann mußte den Brief übergeben. Der Freiherr las und sagte, das ginge nicht so, der junge Mensch sei ein Trotzkopf, er müsse ihn noch sprechen, sei aber gerade unwohl —"

„Unwohl?" riefen mehrere Stimmen zugleich.

„Na — ja!" entgegnete Frau Mack mit beruhigender Handbewegung. „Auf den starken Zorn und nach einer schlechten Nacht! Ich kenne das, es giebt sich wieder. Auch war ich darauf hin bei ihm oben, fand ihn aber wie immer. Ein bischen Finte kann schon dabei sein, denn der alte Herr — verzeihen die Herrschaften! — haben es hinter den Ohren! Mein junger Herr Rode kommt also auch nicht zum Frühstück (ich habe es ihm in sein Zimmer geschickt) es wird auch keine Zeitung vorgelesen. Derweilen setzt sich der junge Mann hin und schreibt einen zweiten Brief an den Herrn. Er könne in ein Gespräch mit ihm nur dann noch einwilligen, wenn der Freiherr sich zu den Bedingungen, die er gestellt, verstehen wolle, und in erster Reihe, daß er volle Freiheit habe, mit den Herrschaften hier in Neuhaus zu verkehren!"

„Sieh da!" rief Bruno mit Genugthuung. „Nun, und der Freiherr?"

„Der hat auch diesen Brief gelesen und meinem Manne gesagt, auf Bedingungen lasse er sich nicht ein, aus dem Hause lasse er den jungen Herrn aber auch nicht. Ja, wie ist das nun zu machen? Als mein Mann dem Herrn Rode die Antwort brachte, lachte er nur, griff nach seinem Ränzel, welches schon gepackt fertig lag und wollte es umthun. Da hat nun mein Mann himmelhoch gebeten, er solle es nicht zum Aergsten kommen lassen, und der Herr werde doch wohl noch einlenken. Wie es jetzt ist, glaub' ich's auch. Nur die Bedingungen solle er bei Seite lassen, dazu werde der Herr sich nicht verstehen. „Gut, hat der junge Herr geantwortet, so werde ich, wenn ich bleiben soll, nach schweigender Uebereinkunft handeln, — wirklich, so hat er gesagt, nach schweigender Uebereinkunft — und werde dieser Tage meinen Besuch in Neuhaus wiederholen — ich *werde*! Und ich *werde* so oft hingehen, als ich Lust habe, und man es mir in Neuhaus erlaubt. Das melden Sie dem Freiherrn!" Na, also, mein Mann hat auch das ausgerichtet. Der Freiherr hat aber nur etwas Unverständliches geantwortet, wie er oft thut, und ist dann im Zimmer auf- und abgegangen, aber immer langsamer und langsamer, was stets besagt, daß etwas bei ihm sich zu wenden anfängt. Jetzt, also zu Mittag, wird, wie bisher, für Zwei gedeckt, wer aber nicht erscheint, ist unser Herr Rode. Er ist nach der Mühle gegangen, ein Knecht hat ihn dort eintreten sehen. Hoffentlich hat er sich da was geben lassen. So steht es nun bei uns. Ausgemacht ist zwischen Beiden nichts, begegnet sind auch sie einander noch nicht, und was heut Abend wird — ich wittere nichts Gutes. Sie sind eben alle Beide zu weit gegangen."

Frau Mack empfahl sich bald darauf. Die Familie beschäftigte sich im Gespräch noch länger mit dem Falle, und da man ihm einige Bedeutung beizumessen schien, begann auch Lothar's Theilnahme zu erwachen.

„Zu verargen wäre es ihm ja nicht, wenn er das Haus des Alten verließe," sagte Bruno, „aber man müßte es beklagen, wenn sein Einfluß schon wieder verloren ginge."

„Einfluß auf Onkel Tenneberg?" rief Lothar lachend. „Wie wäre das möglich?"

Man erzählte ihm von dem neuen Leben in dem Hause drüben, und von den Opfern, die der junge Mann bringe, Opfer, welche ihm eigentlich die ganze Familie anzurechnen habe.

„Kann man denn den wackeren Knaben nicht zu Gesicht bekommen?" sagte Lothar. „Nun werde ich fast neugierig auf meinen Doppelgänger!"

„Ich will selbst drüben umherspioniren," nahm Bruno das Wort. Vielleicht fange ich ihn bei seiner Rückkehr ab, oder kann ihn zu mir herauslocken."

Lothar's gemessene Zeit war um, er mußte nach der Stadt zurückfahren. Der Abschied von Allen war herzlich, nur von Hildegard erhoffte er einen mehr als förmlichen Gruß vergeblich. So sehr er sich zu beherrschen wußte, innerlich nahm er von dem heutigen Besuche eine bittere Enttäuschung mit; denn Hildegard hatte ihn kühler behandelt, als jemals. Seine Neigung zu ihr konnte der Familie schon kein Geheimniß mehr sein, und auch Hildegard mußte sie selbst aus dem Rückhalt erkennen, in welchem er sich hielt, so lange sie in Trauerkleidern ging. Hatte sie sich in jener Zeit ganz verwandtschaftlich zu ihm gestellt, so zeigte sie ihm in diesem Sommer, da sie selbst wieder auflebte, eine Gleichgiltigkeit, die ihn erschreckte. Er liebte sie seit langer Zeit. Er war stumm zurückgetreten, als sein Vetter Karl der Glücklichere wurde, seine Wünsche hatten sich nach Karl's Tode neu beflügelt und er schmeichelte sich mit neuen Hoffnungen. Zu seinem Befremden aber entfernte sie sich mehr und mehr von ihm, und die neue Entsagung, welche für ihn heranzudrohen schien, däuchte ihm schmerzlicher als die erste, und um so peinvoller, als er sie in sich verschließen und sich den Anschein des Weltmannes geben mußte.

Sechstes Kapitel.

Da Lothar Degenhart, wie Jedermann in der Residenz erwartete, zu einer für das Land bedeutenden Stellung ausersehen war, verstand es sich von selbst, daß er auch in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielte. Selbst wenn er es nicht gewollt hätte, mußte er als einer der geistvollsten und gebildetsten jungen Männer, glänzend von Erscheinung, dazu unverheirathet, die Augen Vieler auf sich ziehen. Nicht nur Väter und Mütter, welche noch Töchter zu vergeben hatten, kamen ihm sehr freundlich entgegen, er war überhaupt durch seine Unterhaltung und sein offenes Wesen in allen Kreisen der Stadt beliebt und begehrt. Da er nun aber eine Last von beruflicher Thätigkeit bereits auf sich genommen hatte und er die Geselligkeit mehr beschränken mußte, als den Leuten lieb war, so wurde sein Er-

scheinen um so wichtiger genommen und um so lebhafter begrüßt. Seine feine, satyrische Art, den gesellschaftlichen Ernst ironisch zu behandeln, ohne daß er die beste Form jemals vernachlässigte, ließ man sich am Ende gefallen, da man sich im Uebrigen gut mit ihm unterhielt. In allerstrengsten Konventikeln zuckte man wohl im Stillen die Achseln bei seinen Aeußerungen, die eine Unterschätzung der Gesellschaft andeuteten — er war ja nur bürgerlich geboren! Und dennoch hätte ihm zur Zeit keine, auch nicht die vornehmste Familie, die Hand einer Tochter versagt. Er hatte eben eine Zukunft, er war der Mann des Tages, und überdies — er konnte ja in den Adelstand erhoben werden, zumal er dem Herzog persönlich so nahe stand. Alles in Allem, es ging eine Anziehung von seiner Persönlichkeit aus, welche ihn von andern Männern unterschied.

Auf seinem heutigen Wege durch die Straßen bemerkte er kaum, daß er der Gegenstand der Aufmerksamkeit Vieler war und grüßte nur mechanisch nach rechts und links. Er war innerlich beschäftigt, so sehr, daß er kaum erkannte, wer ihn grüßte. Er mußte einen Theil der schönen Parkanlagen durchschreiten, welche den innerlich ziemlich unschönen Kern der alten Residenz umgaben und zu dem Ring von Straßen, schönen Villen und öffentlichen Gebäuden der neuen Stadt hinüber leiteten. Es war gegen die Mittagsstunde, wo die schöne Welt hier im Sonnenschein des Herbsttages einen Spaziergang machte. Da vernahm Lothar den Ruf einer hellen Mädchenstimme: „Aber Onkel Degenhart! Erkennen Sie uns denn nicht!"

Lothar fuhr aus seinen Gedanken auf und war schnell gesammelt. Er sah Frau Toska von Salfeld vor sich, die Gattin des Oberstallmeisters, mit ihren beiden Töchtern, genannt Lolo und Lulu. Die letztere, nur eben sechszehnjährig, aber bereits in der Gesellschaft eingeführt, hatte ihn angerufen. Dafür empfing sie einen ernstverweisenden Blick von ihrer neunzehnjährigen Schwester Lolo, welche bereits die strengste Etiquette der Hofdame zu wahren verstand. Auch der Mutter schien das rasche Vorgehen ihrer jüngeren Tochter nicht recht zu sein. Lulu aber fuhr unbefangen fort: „In Neuhaus wäre ja beinahe ein großes Unglück geschehen. Der kleinen Lida hat es doch nichts geschadet? Sind Sie draußen gewesen?"

Degenhart gab beruhigende Auskunft. Frau von Salfeld aber begann mit Gelassenheit: „So ist man also mit dem Schreck davon gekommen. Es heißt, der Schreiber meines Oheims habe das Kind aus dem Wasser geholt? Was ist das für ein Mensch?"

Lothar mußte lächeln über das wohlbetonte Wort Schreiber, hütete sich aber, irgend etwas über den Menschen auszusagen. Es sei ein junger Mann, entgegnete er, der seit ein paar Monaten bei dem Freiherrn in Diensten stehe.

„Aber davon wissen wir ja nichts!" rief Toska. „Ich war leider seit längerer Zeit verhindert, den guten Onkel in Tenneberg aufzusuchen, es soll aber nächstens geschehen." Sie machte Miene sich zu verabschieden, als Lulu das Wort nahm: „Onkel Degenhart, wenn Sie wieder nach Neuhaus fahren, grüßen Sie Bruno, Pauline und die kleine Lida von mir!". Fräulein Lolo von Salfeld sah auf ihre Schwester mit dem verweisenden Blick einer Oberhofmeisterin, während Frau Toska sich gegen den Vetter, nicht ganz ohne ein Lächeln, verneigte, und mit ihren Töchtern davonschritt.

Toska und Lothar standen freilich in einem verwandtschaftlichen Verhältniß; ihre Mütter waren Schwestern gewesen; zugleich Schwestern des alten Freiherrn von Tenneberg, aber die Verwandtschaft wurde von beiden Seiten nicht sehr ernst genommen. Ganz sollte sie freilich nicht verleugnet werden, auch von Toska nicht, zumal bei der hervorragenden Stellung Lothar's. Sie mochte ihn sogar persönlich recht gern, allein sein naher Zusammenhang mit den Leuten in Neuhaus machte sie vorsichtig. Denn da sie aus gewichtigen Gründen mit dem alten Freiherrn auf gutem Fuße bleiben wollte, hatte sie die Beziehung zu Bruno und seiner Familie durchaus gelockert. Bei ihrer kalten und berechnenden Natur kostete es sie keine Ueberwindung. Konnte sie im Winter, wo Frau von Tenneberg in der Stadt lebte, einer Begegnung mit ihr nicht ausweichen, so mußten die Formen kühler Höflichkeit für Beide genügen, Hildegard aber wurde von Frau von Salfeld kaum flüchtig gegrüßt.

In dem Vorurtheil gegen die Familie zu Neuhaus hatte Toska auch ihre Töchter erzogen. Bei der strengen Lolo war es ihr auch völlig gelungen, da diese sich für höfische Regel und Ablehnung im großen Stil gleichsam geboren zeigte, so daß Lothar sie im Scherz einmal als „Herzogin Olivarez" bezeichnet hatte. Der Name fand Beifall und blieb an ihr haften. Nicht so gut schlug die Erziehung bei Lulu an, wodurch Toska sich oft beunruhigt fühlte. Denn im Hause des Oberhofmarschalls von Salfeld war es schon vorgekommen, daß neben höfischer Musterhaftigkeit auch wohl ein Rückschlag in den Gegensatz zu beklagen gewesen. Man sprach niemals davon und suchte auch nicht mehr daran zu denken. Lulu's Wesen aber, mochte des jungen Mädchens Vater, der Oberstallmeister, und der Großpapa, Oberhofmarschall, immerhin darüber lachen, gab für die wachsame Mutter unaufhörliche Gelegenheiten, der Erziehung nachzuhelfen und Lolo's Betragen als ein Muster für die Jüngere aufzustellen.

Der neue Schreiber des Freiherrn gab der Dame auch zu denken. Eine noch unbekannte Persönlichkeit in Schloß Tenneberg zu wissen, war ihr unbequem. Er konnte Einfluß gewinnen — solche Leute suchen selbstverständlich Erbschleicherei zu treiben! Es mußte für alle Fälle bald etwas dagegen geschehen.

Lothar aber schritt, bereits wieder in anderen Gedankenkreisen, seines Weges fort. Da hörte er sich zum zweiten Male angerufen. „Herr Regierungsrath! Ach Gott — verzeihen Sie nur, daß ich Sie auf der Straße anrede!"

Lothar erkannte den Alten nicht gleich.

„Mein Name ist Mack," fuhr dieser fort, „ich bin Kammerdiener bei dem alten Herrn Baron —"

„Sieh da!" rief Degenhart. „Was führt Sie denn in die Stadt?"

„Ich weiß mir kaum mehr zu helfen, Herr Regierungsrath. Dem jungen Herrn Rode bin ich nachgereist, und kann ihn nicht finden. Er ist vorgestern Früh von uns weggegangen, er hat uns verlassen, mit dem Ränzel auf dem Rücken, wie er gekommen war!"

„Also wirklich!" rief Lothar. „Keiner von Beiden hat nachgegeben?"

„Nein, Keiner von Beiden! Wiewohl der Herr Baron — es hätte nicht dahin zu kommen brauchen. Der alte Herr kann jetzt nicht mehr ohne ihn leben, und ich bin überzeugt, er würde sich in Alles finden, was der junge Mann thun und treiben wollte, — nur abtrotzen läßt er sich einmal nichts!"

„Wissen Sie denn auch, daß der junge Mann gerade hierher, in die Stadt, gegangen ist?"

„Er hat seinen Weg in die Stadt genommen, der Kutscher, der mit dem Wirthschaftswagen gestern hier war, will ihn auf der Straße gesehen haben. Und er wird schon noch hier sein! Aber, denken Sie nur, ganz ohne Geld! Er hat nichts von seinem Gehalt bekommen, und was er besitzt — lieber Gott! Einige Tage vor seiner Abreise fiel ihm sein Geldtäschchen zu Boden und ging auf. Ich sah, es waren nur noch ein paar Pfennige drin!"

„Er scheint starken Willen zu haben!" sagte Lothar.

„Ach, er ist sonst um den Finger zu wickeln," entgegnete Mack. „Der liebste und beste junge Herr, „aber freilich, der Herr Baron hat ihm Dinge gesagt —"

„Ich kann mir's vorstellen!"

„Zu vergeben wär' es doch auch noch gewesen, bei einem so alten Herrn, und — wunderlich ist er nun einmal!"

„Schade!" rief Lothar. „Ich hätte den Jungen einmal sehen mögen."

„Ich glaube, Sie können's, Herr Regierungsrath!" rief Mack plötzlich, die Augen nach einer Gestalt gerichtet, welche nicht weit davon in die Betrachtung eines neuen Kriegerdenkmals versunken war. Dann eilte er fort, so schnell seine Füße es ihm gestatteten, um auf den Gefundenen Beschlag zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin.

Fortsetzung.

V.

Leoni sah ihr nicht ohne Spott nach und rauschte dann eilig zu ihrer Mama, dieser mit den Augen einen Wink gebend, da sie dieselbe in lebhafter Conversation mit Alverdissen fand.

„Also, abgemacht, gnädige Frau!“ sagte dieser eben, „ich bringen Ihnen morgen Früh die fünfzig Tausend und bekomme dafür die Finnenloose in Aufbewahrung!“

Leontine hörte diese Worte noch und wunderte sich im Stillen, daß die Mama ein so großes Darlehn bei Alverdissen aufnahm, und ebenso wunderte sie sich nicht wenig, mit wie geringer Zuvorkommenheit in Ton und Haltung Alverdissen sich dazu bereit erklärte. Sonst war er doch stets ganz anders liebenswürdig und gefällig gegen die Mama bei jenen kleinen Geschäften, für die sie unter der Hand seine Vermittelung in Anspruch nahm. Aber sie wußte ja nicht, daß der junge Edelmann sehr wohl errathen hatte, man mißtraue ihm ein wenig und wolle während der großen Operation ein Pfand zur Sicherung von ihm in die Hände bekommen, welches Pfand er, ohne jenes Mißtrauen zu steigern, nicht verweigern durfte. Und da er eben jetzt daran ging, auf seines Compagnons Kosten „seinen kühnen Fischzug zu machen“, so mußte er ein solches Mißtrauen bekämpfen, durfte es nicht aufkommen lassen, selbst unter Aufopferung seines ganzen Vermögens, wenn es nöthig wäre, da ja so vielfach größere Summen damit zu gewinnen waren.

Und so erklärte er sich bereit, das Geld Frau Ulrike zu einem raschen Häuserlombardgeschäft, wie diese ihm gesagt, auf einige Tage zur Verfügung zu stellen, obgleich er die List wohl durchschaute. Aber seine Bereitwilligkeit war nicht freudiger, als die des Fuchses, der ein Bein opfert um aus der Falle zu entkommen.

Und das hörte Leoni deutlich aus seiner Stimme heraus, als sie eben heranrauschte.

Die Mama verstand ihren Wink sofort, reichte Herrn von Alverdissen ihre Hand wie zur Bekräftigung ihres Abkommens, und dieser führte ehrerbietig die Hand an seine Lippen, verstehend, daß er damit verabschiedet werden sollte, weil Madame Ulrike nun etwas anderes zu thun hätte.

„Egbert von Briesen, Mama,“ flüsterte Leoni hastig der Stiefmama zu, als sie mit dieser eine Sekunde später in der Mitte des Zimmers auf- und abwandelte, den Arm wie ein gutes, zärtliches Kind um die Schultern derselben geschlungen.

„Egbert von Briesen, ich hab's glücklich aus Margarethe herausgeholt!“ wiederholte sie triumphirend.

„Unmöglich, Kind!“ war die Antwort.

„Und warum unmöglich?“ fragte hastig Leoni.

Melk (oder Mölk).

„Weil Egbert von Briesen lange todt ist. Du weißt, als mein erster Mann, der Major, noch lebte, pflegten wir uns den größten Theil des Jahres in Frauenroda, wo er sich eine Villa gebaut, aufzuhalten. Da kamen die Gründerjahre. Eine Gesellschaft, an deren Spitze Alverdissen stand, der damals noch nicht Bankrott gemacht hatte, trat auf und man beredete meinen Mann, sowie seinen guten Freund, den Gutsbesitzer von Briesen auf Frauenroda, ihren Einfluß daran zu setzen, daß die Gemeinde Frauenroda die nöthigen Terrains zur Errichtung eines „Luftkurortes“ hergebe. Sie wollten aus dem Ort ein Modebad für die mittlere Gesellschaft machen und von den nahen herzoglichen Salinen Soole ꝛc. für die eigentlichen Kranken herüberleiten. Mein Mann wurde rasch ein eifriger Anhänger der Idee und gewann dafür sowohl Briesen als auch die Bauernschaft im Dorfe. Er war Philanthrop und gönnte dem Orte das rasche Aufblühen, das die Errichtung eines Bades in sichere Aussicht stellte. Bald war Alles in Ordnung, die Bauern, Herr von Briesen, mein Mann, gaben Land und zeichneten Geld für die Aktien, sie nahmen auch Aktien für ihre Terrains in Zahlung. Als aber dann mit dem „Krach“ diese Aktien plötzlich werthlos waren, die erwarteten Sommergäste, für die man Villen gebaut, Promenaden, Kurhaus, Badeanlagen u. s. w. errichtet, ausblieben, da waren wir, Briesens und das halbe

Dorf ruinirt. Mein Mann nahm sich das so zu Herzen, daß er, wie Du weißt, es nicht überlebte, denn er bildete sich fest ein, die armen Bauern und seinen Freund Briesen durch seinen Rath in's Unglück gestürzt zu haben. Auch der Gutsbesitzer ging an seiner übertrieben gewissenhaften Auffassung der Sache zu Grunde — man mußte ihn in ein Irrenhaus stecken, da er absolut den Leuten im Dorfe Alles ersetzen wollte, was sie verloren, sich verschiedentlich auf der Straße seine Kleider abriß und Entgegenkommenden mit dem Rufe hinreichte: „Da nehmt Alles was ich habe und verzeiht nur, daß ich Euch ruinirt habe." Sein Gut kam zur Subhastation, da er es der Gründung zu Liebe überschuldet hatte — er war ja von dem Erfolge fest überzeugt gewesen — und sein Sohn Egbert von Briesen wanderte, nachdem der Vater zu Görlitz in der Irrenanstalt gestorben, nach Niederländisch-Indien aus, wo er Dienste in der Holländischen Armee nahm und im Atchenesenkriege fiel. Siehst Du, darum kann er jetzt nicht aus Australien als Nabob wiederkommen, wenn auch der Name unseres Mr. Brissey so ähnlich klingt. Ich aber fand damals mit Margarethe, meines Mannes Tochter aus erster Ehe, eine Heimath im Hause Deines Vaters, ward bald aus seiner Schwägerin seine Frau und die zweite Mama meiner klugen, kleinen Nichte Leoni."

Leoni hatte die Redende ruhig aussprechen lassen, jetzt aber rief sie ungeduldig:

„Und die Scene von heut Mittag? Der Name Margarethe, mit dem er, durch die Aehnlichkeit getäuscht, auf mich zutrat? Wie erklärst Du das?"

Frau Ulrike wurde stutzig.

„In der That! Sonderbar!" sagte sie sinnend. „Sollte etwa Egbert Brissey doch nicht in Indien gefallen sein? Sollte er in Australien reich geworden, jetzt wiederkommen, um Margarethe, die er damals liebte, mit der er halb und halb verlobt war, sich zu holen. Leontine, Du weißt, ich hoffte, Brissey würde sich für Dich interessiren. Es wäre doch zu lächerlich, wenn er unser Aschenbrödelchen von der Heerdasche wegnähme und plötzlich zur Millionärin machte!"

Sie lachte höhnisch auf.

„Nein, Mama, das wird er nicht. Laß mich nur machen!" entgegnete die Tochter.

„Und wie?" fragte mit blitzendem Auge Ulrike.

„Wir müssen ihm Margarethe einmal in den Weg führen, wenn er gerade hier ist, damit er, wenn es wirklich der Egbert Briesen ist, woran ich nicht zweifle, sich in unser Haus gewöhne. Dann muß das Aschenbrödel in eine Art Clausur genommen werden, um zu verhindern, daß die Beiden sich allein sprechen. Und wenn er kommt, so werde immer ich ihn empfangen, lebhaft unterhalten und allmählich einfangen. Hat er erst ein wenig Interesse für mich, so zeigen wir ihm dann einmal Aschenbrödel in so recht unvortheilhaftem Aufzuge, nachlässig gekleidet, ein Bischen Küchenrahm im Gesicht, mit arbeitsrothen Händen u. s. w., das werde ich schon seinerzeit arrangiren. Dann kann er vergleichen!"

„Er hat Dir also gefallen? neckte lachend die Mama.

„Ich läugne es nicht!" gab erröthend die Tochter zurück.

„Und ich billige Deine Wahl! Ich will auch meinerseits dafür sorgen, daß unsre Margarethe sich in den nächsten Wochen ein wenig zu ihrem Nachtheil verändert. Ich weiß schon, wie man blasse Wangen, müde Augen, schlechten Taint und mürrisches Aeußere bei Jemandem erzielt — Aerger und häusliche Ueberarbeitung! Und daran werde ich es ihr nicht fehlen lassen! Sie ist ja auch so gern in Küche und Haus thätig, statt sich zu uns zu halten und am Gesellschaftstreiben Theil zu nehmen. Aber sie hat nun einmal von ihrer Mutter her diese unausrottbar vulgären Triebe und Instinkte, sich am Heerd und mit dem Staubbesen zu tummeln. Drum fühlt sie sich auch so wohl als Wirthschaftsmagd!" (Das sagte sie naserümpfend, als ob Häuslichkeit nicht der köstlichste Schmuck einer jeden Frau wäre!)

Dann trennten sich die Damen und gingen wieder zur Gesellschaft.

Und darauf verschwand auch bald Frau Ulrike für einige Minuten, um im Hause nach dem Rechten zu sehen, wie sie lächelnd sagte. In Wahrheit aber begab sie sich auf Margarethens Zimmer.

„Ach, mein liebes Kind, warum kommst Du denn gar nicht in den Salon hinunter?" mit dieser Frage trat sie ein.

Margarethe saß bei ihrer kleinen Lampe an ihrem Nähtischchen — sie hatte einen Haufen Tischwäsche um sich, die sie nachsah, ehe selbige in die Wäsche ging. Während Frau Ulrike unten die gute Hausfrau spielte, belud sich ihre Stieftochter hier im Stillen mit den wirklichen Pflichten einer solchen.

„Sie wissen, Mama," sagte sie, „morgen kommt der Waschmann aus Cöpenick und die Wäsche mußte erst auf kleine Reparaturen nachgesehen werden!"

„Das soll ein Stich sein für mich!" dachte Ulrike, nahm aber nichtsdestoweniger eine desto liebenswürdigere Miene an.

„Geh, ich werde Dir helfen, Kind," meinte sie, griff eines der Stücke auf und wollte sich eine zweite Nadel einfädeln.

„Pfui, da sind ja gar die Dienstbotenbezüge darunter!" rief sie aber, wie sie das Stück näher ansah, und ließ es mit Abscheu wieder fallen. — Nein, das ist doch aber zu stark! Das solltest Du doch wirklich den Mädchen überlassen!"

Margarethe nahm still das Stück, welches Madame auf den unrechten Haufen geworfen, zurück, legte es zu den unvollendeten und erwiderte:

„Die Mädchen machen es doch zu liederlich und flüchtig — da sehe ich es lieber von vornherein selbst an!"

„Nun, wie Du willst!" gab Frau Ulrike zurück und steckte die Nadel, die sie gefaßt, wieder auf das Nähkissen, offenbar waren ihre sonst so feinen, geschickten Hände nicht recht darauf dressirt, eine Nadel rasch und behend einzufädeln und sie gab den mißglückten Versuch ungeduldig wieder auf. Sie sank in's Sopha — ein hartes, abgesessenes, altes Gestell, wie es in eleganten Häuslichkeiten wohl eben noch in den Mädchenstuben vorkommt, und das mit seinem zerriebenen, farblosen Bezuge grell gegen das helle Seidenkleid der Dame abstach.

„Ich komme in großer Verlegenheit zu Dir, um mir einen Rath zu holen, begann sie dann. „Du weißt, Onkels Geburtstag ist im nächsten Monat. Wir möchten ihm gern eine besondere Freude bereiten, denn er wird mit diesem Tage fünfzig Jahr alt. Da habe ich mich entschlossen, ihm eine kleine Villa zu schenken, draußen im Grunewald, von der ich weiß, daß er sie sich schon längst gewünscht hat. Denke doch, liebe Margarethe, wie schön das sein wird, wenn wir am Tage selbst, so als machte es sich ganz zufällig, eine Partie zu Wagen machen, dort am Hause absteigen und ihn dann damit überraschen, daß er auf dem Klingelschilde seinen Namen liest. Dann geht es im Triumph hinein durch die bekränzte Eingangsthür — eine kleine, behaglich-schlichte Einrichtung für die Sommermonate befindet sich bereits darin und wird mit dem Landhause zugleich verkauft — und mein guter Mann, Dein lieber Onkel, hat einmal so eine rechte und ganze Geburtstagsfreude — er kommt ja so gar nicht vor lauter Geschäft und Arbeit zum Genusse seines Lebens!"

Sie hielt inne.

„Das ist eine sehr hübsche, aber auch wohl kostspielige Idee, liebe Tante!" meinte Margarethe, die die Arbeit aus Höflichkeit für ein paar Minuten aus der Hand gelegt hatte.

„Nun, nicht gar so kostspielig, liebes Kind, obwohl da eben die Schwierigkeit liegt, wegen der ich Dich um Rath angehen wollte. Die Anzahlung beträgt nur 5000 Mark, und was die Verzinsung des Restes betrifft, so würden wir ja doch Miethe zahlen müssen, wenn wir im Sommer wieder auf's Land ziehen. Aber eben diese 5000 Mark machen mir Schwierigkeiten und ich fürchte, die schöne Freude für Deinen Onkel, die Du ihm zu gewiß auch mit uns bereiten willst, zerschellt daran!"

„Oh, das würde mir leid thun!" meinte Margarethe bedauernd.

„Ich habe das Geld nicht. Alverdissen will es mir zwar unter der Hand vorstrecken, bis ich's ihm nach und nach von

meinen Ersparnissen zurückzahle, aber er fordert so etwas wie ein Unterpfand. Ich möchte auch anders nicht gern das Geld von ihm nehmen! Es schickt sich besser so!"

„Ein Unterpfand?" fragte die Nichte aufmerksam werdend.

„Ja, Schmucksachen, Werthpapiere, am liebsten die letzteren, da das Fehlen des Schmucks Onkel zu leicht die Sache verrathen und die Ueberraschung verderben könnte. Und Werthpapiere habe ich so gar nicht in Händen . ."

„Aber, liebe Tante, nehmen Sie doch meine Finnischen Loose!" rief lebhaft Margarethe. „Da sind Sie aus aller Verlegenheit!"

Sie lächelte. War es vor Freude darüber, daß sie helfen konnte, war es, weil sie die Tante mit ihrer Bitte schon hatte auf deren gewöhnlichen Umwegen ankommen sehen. Jedenfalls war ihr Lächeln ein herzensgutes und warmes.

„Wolltest Du wirklich?" sagte zögernd Ulrike, deren vorher so absichtlich sorgenvolles Gesicht sich plötzlich aufhellte.

„Gewiß, warum sollte ich nicht? Es handelt sich nur um kürzere Zeit — nicht wahr? Und von Herzen gern gebe ich die Papiere hin, die ja in sicherem Gewahrsam bleiben, um Sie aus der Verlegenheit zu befreien und dem Onkel die Geburtstagsüberraschung mit machen zu helfen!"

Ihr Gesicht strahlte vor Freundlichkeit und Güte.

„O Margarethe, wie lieb von Dir!" rief die Stiefmama und drückte ihr in überquellender Herzlichkeit die beiden Hände. „Du Goldkind! Ja, wenn Du erlaubst, so lasse ich mir die Papiere im Stillen vom Kassirer geben. Sie liegen im eisernen Geldspind, nicht wahr? Und ich bürge Dir dafür, daß Dir nicht ein Pfennig verloren gehen soll! Tausend Dank, Du herziges, hilfreiches, liebes Mädchen. Onkel soll auch nachher wohl erfahren, durch wessen Einspringen die Ueberaschung allein ermöglicht worden ist!"

Sie hätte beinahe „die Wirthschaftsmagd" geküßt und diese mußte der stürmischen Dankbarkeit und den etwas ungewohnten Liebkosungen seitens der sonst ziemlich zurückhaltenden Hausherrin sich förmlich erwehren.

Als Frau Ulrike nachher die Treppe wieder hinabstieg, fühlte sie in ihrem Herzen nichts, als die Befriedigung, sich ihrer Aufgabe so geschickt entledigt zu haben, höchstens noch ein wenig Spott über die „einfältige, gutmüthige Person," ihre Stieftochter Margarethe nämlich.

Und so bereitete sich hier im Hause des Spekulanten nach allen Richtungen und in allen Einzelheiten der große Schlag vor, der die zwei Millionen bringen sollte.

Allein auch Herr von Alverdissen war inzwischen nicht müßig, die Ausführung seines Planes in Angriff zu nehmen.

Als er heut Morgen um Leontine bei deren Papa warb, war es mehr die Mitgift und die Aussicht auf das reiche Erbe derselben was ihn reizte, als der Besitz ihrer allerdings niedlichen, aber doch auch recht capriciösen und kostspieligen Person.

Er merkte nun sofort und namentlich dann im Verlaufe des Tages aus Frau Ulrikens besondrer Liebenswürdigkeit gegen ihn, daß der Banquier ihn hinzuhalten gedachte und diese Parole auch im Hause ausgegeben hatte.

Das ließ er sich nicht gefallen. Und so beschloß er kurzer Hand, die Silberflotte, welche jener mit seinem genialen, wenn auch gewissenlosen Börsenmanöver kapern wollte, durch einen geschickten Handstreich in seinen eigenen Hafen zu führen, im Besitz der zwei Millionen verzichtete er dann gern auf Fräulein Leontine. Zur Gründungszeit war Alverdissen reich gewesen; nachher hatte er sein Vermögen in gewagten Speculationen wieder verloren, wie er's gewonnen; aber noch immer konnte er jene genußreiche, schöne Zeit nicht vergessen, in der er sich vermöge seines Reichthums keine Lust der Erde oder vielmehr der Reichshauptstadt zu versagen gebraucht; und so war er mit jeder Fiber bestrebt, sie wieder herbeizuführen.

Wenn er dem Banquier gerade in dem Moment, wo jener mit allen seinen Mittelchen den Cours der Südpreußen so tief wie möglich hinabgedrückt, das Aktienmaterial vorwegkaufte, oder wenn Mertens die Hand darauflegen wollte, so hatte Alverdissen den Gewinn, so hatte Jener nur für ihn gearbeitet.

Dazu aber gehörte Geld, gehörten viele Hunderttausende, zugleich aber auch ein Mittelsmann, durch den man die Ankäufe im Stillen besorgen lassen konnte, ohne sich selbst zu compromittiren.

Als der Edelmann die Villa seines Compagnons verließ und den Canal entlang heimwanderte, wälzte er diese Ideen in seinem Kopfe herum. Zerstreut ließ er den Blick über die mondbeschienenen Rasenanlagen an den Ufern gleiten und über die still und todt im hellen Lichte daliegende Flut. Auf den Bänken, die sich unter den Baumalleen links und rechts des Wasserstreifens befinden, saßen Kammerzofen und Soldaten, auch wohl müd heimkehrende Spaziergänger, die hier Rast machten, oder ältere Herren, die der Gesundheit wegen noch ein paar Schritt zu machen pflegten, ehe sie die Abendmahlzeit einnahmen.

Alverdissen schlenderte an den Bänken vorüber, das elegante Stöckchen unter dem linken Arm, den Dampf seiner Cigarre in die Luft blasend.

Plötzlich wurde er von einer der Bänke bei seinem Namen gerufen.

„Ah, guten Abend, Herr von Alverdissen!"

„Ah, guten Abend, Herr Herzberg!"

Und wie er den kleinen, alten Herrn da auf der Bank sitzen sah, kam ihm mit einem Male der Gedanke, wie sein ganzer, hinterlistiger Plan auszuführen sei.

Die meisten der hauptstädtischen Banquiers schießen ihren Kunden zu Börsenspekulationen Geld vor, wenn jene auch nur etwa den zehnten Theil des Betrages bei ihnen in baar oder Werthpapieren hinterlegen. Diesen Kredit würde er bei einigen Dutzend Banquiers in Anspruch nehmen — so brauchte er nur den zehnten Theil der großen Summe aufzubringen; dieses unumgänglich nöthige baare Geld aber würde ihm der kleine Herr vorschießen müssen, den er da so zu rechter Zeit getroffen.

„Nun, was machen die Geschäfte?" fragte Jener sich erhebend.

„Wollte eben zu Ihnen, Ihnen eins proponiren?"

„Ah, wieder einmal so eine heimliche kleine Transaktion?" Sie hatten deren schon mehrere zusammen gemacht. Alverdissen gab die Idee, Herr Herzberg das Geld, — zu ungeheuren Zinsen allerdings. Er war mehrfacher Hausbesitzer, war in der Gründerzeit reich geworden, lebte von seinen Renten, machte aber gern unter der Hand noch ein Geschäftchen, wenn es sicher war und möglichst viel einbrachte.

Und Alverdissen setzte ihm nun die Idee auseinander, wie sie ihm eben Mertens auseinandergesetzt hatte. Er gab das Geheimniß Preis, das jener selbst den Seinen gegenüber hütete und es gelang ihm in der That, Herrn Herzberg für das Unternehmen zu interessiren.

Lange zwar sträubte sich der vorsichtige Geldmann, allein die Sache war ja so klar, ließ sich in so kurzer Zeit abwickeln, der Vortheil war so groß, daß er schließlich die Summe versprach.

Nun gingen sie mit einander im Mondschein unter den blühenden Kastanien auf und ab und discutirten die Bedingungen. Und zuletzt begleitete Alverdissen den kleinen Wucherer in seine Wohnung, drüben jenseits des Kanals in der Magdeburgerstraße gelegen, und da setzten sie einen förmlichen schriftlichen Genossenschafts-Vertrag zur Ausbeutung der guten Idee auf, welche Mertens gehabt.

Der Eine verpflichtete sich, das Geld zu geben oder anzuschaffen, der Andere mußte Wechsel über fast den doppelten Betrag ausstellen und sich außerdem schriftlich dahin binden, keinen einzigen Schritt ohne seines Geldgebers Beistimmung und Vorwissen zu thun, den Letzteren auf keine Weise für etwaige Verluste haftbar zu machen, sich jeden Klagerechtes gegen ihn aus dieser Sache zu begeben u. s. w., wohingegen Herzberg strenge Geheimhaltung des ganzen Unternehmens verhieß.

Als Alverdissen das Haus verließ, war dies schon längst vom Wächter geschlossen: des Wucherers Mädchen mußte ihm

hinableuchten und öffnen. Er berechnete im Hinuntersteigen, daß ihm immer noch nach Abzug aller Unkosten etwa eine runde, baare Million übrig bleiben würde und mit Vergnügen drückte er an der Thür der knixenden Zofe ein schönes, neues Markstück diesjähriger Prägung in die Hand. Solche Stücke führte er gern bei sich — er hatte eine besondere Vorliebe für saubere, blanke Münzen, die noch nicht durch Vieler Hände gegangen.

Dann nahm er eine Droschke erster Klasse und fuhr hinein, fieberhaft erregt und beständig die großen Ziffern im Kopfe wälzend.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Montag und Dienstag begann nun das große Spectakelstück an der Börse.

Durch zweite, dritte Hand, diskret, unter der Bitte um strenge Verschwiegenheit hatten Mertens und Alverdissen die Nachricht zu lanciren gewußt, daß die „Südpreußen" einen schlechten Abschluß haben würden. Alle Welt war voll Unruhe. Niemand mochte die Aktien anrühren, die Journale mit ihren absprechenden Notizen und der Artikel der Sonntagsrevue gingen von Hand zu Hand, ja schon trafen einzelne Verkaufsaufträge seitens des Berliner Publikums bei den Banquiers ein.

Mertens triumphirte im Stillen. Sonnabend hatten die Südpreußen mit einem Course von 92 abgeschlossen, Montag an der Vorbörse handelte man sie mit 90, bei Schluß telegraphirten die Börsenredacteure ihren auswärtigen Blättern einen Stand von 87. Und als neben diesem Coursbericht auch die massenweis versendete Sonntagsrevue in die Provinz drang, da kamen plötzlich die Massenangebote der Actien — sie sanken auf 83, 80, ja es war schwer, am Mittwoch mit 75 Käufer zu finden, obwohl ein großer Theil der Börsenbesucher überzeugt waren, es läge nur die geschickte Mache eines der „Großfaiseure" diesem rapiden Rückgange zu Grunde.

Schon berechnete Mertens, daß er nun allmählich anfangen mußte, einzukaufen — da schien sich das Blatt plötzlich zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Minka und Peter.

Eine Erzählung aus dem Thierleben.

Von J. Haschert.

Es ist kein Märchen, das ich hier erzähle, sondern eine wahrhaftige Geschichte von zwei Freunden, von einer Hündin und einem Kater, beide Gäste in einem Hause, das ich bewohnte. Minka glich einem Wolfshund und einem Fuchs, hatte röthlich-gelbes, schwarz-striemiges, glänzendes, dichtes Haar, schlanke, sehnige Beine, einen buschigen Schwanz und eine verlängerte, zugespitzte und pfiffige Schnauze. Ihre ganze Physiognomie lag in ihren schwarzen, strahlenden Augen, in der trüffelfarbigen Spürnase und besonders in ihren beweglichen Ohren, die in den Stunden des Müssiganges lässig herabhingen, in Augenblicken großer Erregung dagegen ganz gerade aufgerichtet waren. Da die Mutter vor Minka's Geburt sich 8 Tage lang im Walde von Fontainebleau herumgetrieben hatte, sagte die böse Welt ihr nach, daß ihr Vater eigentlich ein Fuchs gewesen sei. Trotz des Unmuthes über diese zweideutige Vaterschaft war Minka in ihren Mußestunden ein ganz vortreffliches Thier, gefühlvoll, heiter und zärtlich und den Ihrigen zugethan. Nur besaß sie zwei Fehler, eine abscheuliche Naschhaftigkeit und einen angeerbten Haß gegen Hühner und Enten, die sie mit Wuth verfolgte und schonungslos abschlachtete.

Peter war von plebejischer Herkunft; ein Lumpensammler hatte ihn hinter einem Grenzstein in Gesellschaft von noch fünf kleinen Geschwistern aufgefunden und einem Diener des Hauses überlassen, in dem Minka lebte. Der Hund hatte eben Junge bekommen, die man ihm jedoch weggenommen hatte. Als er den verlassenen Däumling erblickte, schnüffelte er ihn erst neugierig an, wendete ihn nach allen Seiten hin und her und lagerte sich endlich neben diese kleine Katze und säugte sie an seinen mit Milch noch reich versehenen Brüsten.

Von diesem Augenblick an betrachtete Minka sie als ihr eigenes Kind, säugte und reinigte sie, theilte mit ihr das Futter und beschäftigte sich zärtlich mit ihrer Erziehung. Dank dieser beharrlichen Sorgfalt wuchs Peter an Artigkeit wie an Schönheit. Es war eine langhaarige Dachkatze mit langem Schwanz und übermäßigen Ohren, am ganzen Körper zebraartig gelb und weiß gestreift, einem Milchflecken am Kinn und mit stolzen, weißen Schnurrhaaren dicht besetzt. Seine Bewegungen waren von einer wunderbaren Behendigkeit und Geschmeidigkeit; seine gelbgrünen Augen mit der bald fadenfeinen, bald runden und phosphorescirenden Pupille hatten einen durchdringenden Blick und eine Tiefe des Ausdruckes wie menschliche Augen. Die Milch, mit der Peter gesäugt worden war, hatte seine Katzennatur bedeutend abgeändert. Er nahm die Geberden des Hundes an, blickte gerade und offener als die Thiere seiner Art und besaß für seine Herrin die Anhänglichkeit eines Pudels. Minka dagegen, auch ihrerseits von ihrer Umgebung beeinflußt, ahmte die Geberden Peters nach; sie leckte sich die Pfoten und strich sich damit über die Ohren wie die Katze; sie wußte sich einzuschmeicheln wie sie und mit Sammetschritten durch die engsten Oeffnungen sich hindurchzuschmiegen; ja sie machte sich sogar auf freundschaftliche Weise zum Genossen ihrer Diebereien, wenn für sie nur etwas dabei abfiel.

Peter war übrigens für das ihm bewiesene Wohlwollen nicht undankbar. War er auf den Tisch gestiegen, um einen Bisquitteller zu plündern, unterließ er es nie, davon einige Stücke auf den Teppich zu werfen, von wo aus Minka seine Operation überwachte. Wenn er aber ja einmal, verleidet durch seine egoistische Naschhaftigkeit, diese Pflicht aus dem Auge verlor, so erhob Minka, im Innersten über solche Undankbarkeit empört, ein wüthendes Gebell, welches die Leute herbeizog und den Dieb ergreifen ließ.

Außer diesen kleinen Mißhelligkeiten lebten diese beiden wie Geschwister. Die ganze Zeit gab es zwischen ihnen endlose Tändeleien, Kämpfe mit stumpfen Waffen, wobei die Krallen eingezogen waren und die Zähne nur zum Schein bissen, wilde Jagden quer durch die Zimmer hindurch und allerhand Balgereien, in denen Peter gewöhnlich unterlag. Wenn er dann hurtig entschlüpfte, das Säulenbett erklettern und auf die Höhe des Betthimmels sich flüchtend, verspottete er von dort mit verschmitztem Auge heimlich die Freundin, die betroffen am Fuße des Bettes stehen blieb und schließlich drohend knurrte, als ob sie sagen wollte: „Es ist gut, ich erwarte Dich schon beim Herabsteigen."

Aber Peter blieb ruhig liegen, er hoffte machiavellistisch die Geduld seines Gegners abzunutzen. Wenn Minka mit den von der zu langen Aufmerksamkeit ermüdeten Augen blinzelte und einer süßen Schläfrigkeit nachzugeben schien, verlängerte Peter schlau den Hals vom Thronhimmel hervor und traf seine Vorbereitung zu einer geräuschlosen Flucht. Aber er hatte gerechnet, ohne auf die Wachsamkeit des Lauerers, der Fuchsblut in seinen Adern hatte, Rücksicht zu nehmen. Minka schlief nur mit einem Auge und ein kurzes Gebell nöthigte den Belagerten, dieser heimlichen Flucht zu entsagen. Das dauerte oft Stunden lang, bis Peter sich endlich mit Muth bewaffnete, beherzt auf den Fußboden herabsprang und die Balgerei auf's Neue begann.

Beide nahmen ihr Gemengsel von Brot und Fleisch in Gemeinschaft von einem Teller zu sich und erwarteten, Seite an Seite vor der geschlossenen Thür auf ihrer Decke lagernd, die Ankündigung der Mahlzeit, wobei sie jedoch nicht unterließen, mit einem ihrer feurigen Augen immer nach dem Thürknopf hinauf zu schielen. Bei der leisesten Bewegung desselben erhoben sich ihre Füße, und sobald die Thür sich öffnete, marschirten sie mit gespitzten Ohren und aufgerichtetem Schwanz ins Zimmer. Angekommen vor ihrer Schüssel, blieben beide ein Weilchen ceremoniös vor derselben stehen, was wohl weniger aus Höflichkeit, als aus Vorsicht geschah, da weder das Eine noch das Andere es liebte, sich den Schnabel zu verbrennen. Peter ging in seinem klugen thierischen Instinkt langsam um die Schüssel herum, bevor er sein Leckermaul daran wagte; sowie aber Minka davon gekostet hatte, so fiel auch sie darüber her und wählte sich duckmäuserisch die besten Bissen.

Waren sie gesättigt, so machten sie sichs bequem zur Mittagsruhe. Der auf einen Teppich hingestreckte Hund öffnete zur Hälfte seine Beine; Peter schmiegte sich dazwischen und schlief ganz vortrefflich in der Wärme an dem weichen Bauche seiner Adoptivmutter. Ja, er befand sich dort so wohl, daß er unmittelbar darauf zu schnurren begann, und es war dies eine Tonleiter immer lauter und lauter werdenden Schnurrens, bis schließlich Minka, die das Schnarchen nicht leiden konnte, durch einen leichten Stoß mit der Schnauze den Schläfer an die nöthige Schicklichkeit mahnte, worauf dann tiefste Ruhe eintrat.

Beide Thiere verließen sich ungemein selten. Als jedoch Peter gegen die Mitte Februar sein erstes Lebensjahr vollendet hatte, fand er auf einmal an den harmlosen Spielereien seiner Kindheit kein Vergnügen mehr und das Stubenhockerleben schien ihn zu entkräften. Sobald daher ein Fenster geöffnet wurde, sprang er auf das Gesims und hier von der Höhe des vierten Stockwerkes hinab verlängerte er den Hals nach der wimmelnden Straße oder blickte wohl auch verstohlen nach den Dächern und ließ ein klagendes Miauen vernehmen. Sein eigentliches Katzentemperament war erwacht. Minka begriff von alledem nichts; sehnend dasitzend, mochte sie noch so hübsch bellen, um ihren Kameraden zu einer Partie Balgerei einzuladen, Peter blieb taub. Nur die äußere Umgebung hatte Reiz für

ihn; denn er war vom Heimweh nach der vollen freien Luft befallen und fand nur noch Wohlgefallen an seinem Fenstersims. Eines Tages war er bis zum Einbruch der Dämmerung dort sitzen geblieben. Da die Nacht sehr nebelig war, machte die Kammerfrau in der Zerstreuung die Fensterflügel zu, ohne daran zu denken, daß die Katze draußen geblieben sein könnte.

Als Peter über der Betrachtung der Straßenlichter und der schwarzen gezackten Ausschnitte der Dächer nach dem Regenhimmel zu müde wurde, als besonders das Grimmen seines Magens ihn erinnerte, daß die Stunde zum Diner geschlagen haben könnte, schüttelte er seine Ohren, streckte den Rücken und schickte sich an, wieder heimzukehren. Aber, o Unglück! das Fenster war hermetisch geschlossen. Angsterfüllt drückte er die Nase gegen die Fensterscheiben, alles war dunkel und still im Innern; die Familie hielt sich in einem entfernten, nach dem Hofe zu gelegenen Zimmer auf. Der in Trostlosigkeit gerathene Peter begann zu miauen, schüchtern erst, dann rasend vor Verzweiflung: man war bei Tische und Niemand hörte ihn. Heiser und müde geworden, hockte er sich auf dem schmalen Fenstersims nieder, immer noch hoffend, daß das Fenster schließlich sich noch öffnen werde. Der kalte Nebel verdichtete sich und mit dem Frost peinigte der Hunger den vergessenen Unglücklichen. In seinem Katzengehirne vollzog sich eine dunkle und peinliche Arbeit. Er dachte an das flammende Kamin des gut geschlossenen Zimmers, an das herrliche Fleischgericht, das Minka nun allein verschlang. . . . Er wagte einen neuen und nutzlosen Versuch gegen die Fensterscheiben; sein klägliches Miauen wiederholte sich aufs Neue, aber nichts rührte sich.

Außer sich vor Verzweiflung wendete sich Peter nach der Seite der Straße und streckte den geängstigten Kopf diesem dunklen Raume zu, auf dessen Grunde er im Nebel die matten Lichter der Wagen und die bleifarbigen Schimmer der Budiken erblickte. Noch ganz unerfahren und nichts wissend von der äußeren Welt, vermochte er sich weder von der Höhe, noch von der Entfernung Rechenschaft zu geben. Er bildete sich ein, daß es da unten vielleicht einen Weg gebe, auf dem er seine Wohnung wieder erreichen könnte. Er beugte sich bis zur Hälfte des Körpers vor, drückte die beiden Vorderpfoten gegen die Mauer, dann auf einmal die instinktive Empfindung der Gefahr bekommend, versuchte er sich zurückzuziehen . . . Zu spät! . . das Gleichgewicht verlierend, die Luft mit seinen Pfoten schlagend, fiel der arme Peter hinab auf die Straße . . .

Während dieser Zeit hatte man im 4. Stock gefragt, was nur mit Petern sich zugetragen haben möchte. Minka suchte ihn in allen Winkeln. Vergebens. Man rief ihn auf der Treppe, am Ende kam man sogar auf den Einfall, ihn auf dem Fenstersims zu suchen, wo er gern stationirte, aber man sah zu spät nach und das Fenstersims war bereits verlassen. Man wußte nicht, was man denken sollte und man beschränkte sich darauf, irgend eine Vagabundage auf den Dächern anzunehmen. Schon hatte es 8 Uhr geschlagen, nnd das war die Stunde, wo Minka auf der Straße ihre abendliche Gewohnheitspromenade verrichtete. Unter Begleitung der Kammerfrau stieg sie die Treppe hinab. Kaum auf dem Trottoir angelangt, sah diese, wie Minka schnüffelnd nach einem Winkel zu stürzte und leise wimmernd von da zurückkehrte, dann aber den Schwanz lebhaft bewegend aufs Neue in den dunklen Schatten davoneilte. Beunruhigt folgte die Zofe. Minka war am Eingang einer Pforte stehen geblieben und wimmerte, indem sie in der Dunkelheit etwas beschnüffelte. Als die Kammerfrau sich bückte, erkannte sie den unglücklichen Peter, der noch so viel Kraft gehabt hatte, sich bis dahin in Sicherheit zu schleppen.

Sie nahm den Aermsten in ihre Schürze und stieg mit ihm zum 4. Stock hinauf. Man denke sich die Bestürzung der Familie! Als man ihn auf ein Polster vor dem Feuer niedergelegt hatte, konnte man die bedauernswerthen Ergebnisse seines Sturzes feststellen; er hatte zwei Beine gebrochen, sein Gesicht mit Blut befleckt und sein schönes gelbes Kleid ganz mit Koth beschmutzt. Aber er lebte dennoch. Er ließ ein schwaches Miauen vernehmen und wendete seine grüngoldenen Augen mit einem so menschlichen Ausdruck bittend nach seiner Herrin. Mit krampfhaftem Gewinsel ging Minka ängstlich um ihn herum und leckte zärtlich seine Wunden. Es war eine herzzerreißende Szene.

Am andern Tage stieg die Herrin in den Wagen und brachte den Patienten zum Thierarzt, der in der Straße nach Clichy wohnte. Nachdem derselbe den Kranken untersucht und sich überzeugt hatte, daß keine inneren Verletzungen vorhanden waren, versprach er ihn zu heilen. Peter wurde daher im Hospital der Katzen unter Nr. 15 untergebracht und Minka wohnte allein zu Hause.

Acht Tage später konnte die Herrin der beiden Thiere nicht länger an sich halten und ging deshalb aus, sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Es war eine herzensgute Frau, die ihre Thiere mit einer wahren Leidenschaft liebte. Indem sie den Weg verfolgte, nahm sie sich in ihrer Aufregung vor: „Ich will recht muthig sein und nicht aller Welt das Schauspiel einer lächerlichen Sentimentalität geben.“ Je mehr sie sich jedoch dem Katzenhospital näherte, desto lauter schlug auch ihr Herz. Als sie endlich in das Kabinet des Arztes eintrat, sagte ihr dieser mit einer gewichtigen Berufsmiene, welche die Aerzte der Thiere eben so gern wie die Aerzte der Menschen anzunehmen pflegen: „Madame, der allgemeine Zustand von Nr. 15 ist so befriedigend als möglich, trotzdem möchte ich Ihnen nicht rathen, den Patienten sehen zu wollen; es ist nöthig, ihn noch mit zu lebhaften innern Bewegungen zu verschonen.“

Sie versprach, diesen Rath zu befolgen; sobald sie aber in den Vorsaal trat, preßte sich ihr Herz zusammen und dem Diener ein Geldstück in die Hand legend, bat sie ihn, ihr Nr. 15 zu zeigen. Er öffnete etwas eine Thür und bezeichnete ihr zur rechten Hand ein vergittertes Behältniß, wo auf Stroh an der Seite eines Napfes der traurige Peter ausgestreckt lag und seine beiden mit Pappschienen versehenen, armen, kranken Pfoten vorstreckte. Mühsam erhob der Kranke den Kopf. „Peter!“ „Miau!“ — Plötzlich erinnerte sich die Dame des Rathes, den ihr der Katzenarzt ertheilt hatte und, eine Krise befürchtend, entfernte sie sich eiligst, in Thränen zerfließend.

Zehn Tage waren wieder dahingegangen, da schrieb eines Morgens der Arzt: „Madame, ich habe die Ehre, Ihnen mitzutheilen, daß Nr. 15 jetzt völlig geheilt ist. Nur das Gemüth ist noch krank. Ihre Katze bedarf nur noch der Sorgfalt der Familie und ich lade Sie deshalb ein, dieselbe so bald als möglich abzuholen.“

Schnell einen Wagen und einen mit recht weichen Kissen ausgestatteten Korb und fort auf den Weg zur Straße nach Clichy! Diesmal überschritt man mit Freuden die Schwelle des Hospitals und in starkem Trabe kam man wieder nach Hause zurück. Die Guten, welche die Rückkehr der Droschke erspäht hatten, waren mit Minka schon auf dem Flur. Sobald diese Petern auf der Treppe witterte, burzelte sie bei dessen Eintreffen mit Jubelgekläff entgegen und Peter selbst, aus dem Korbe springend, während seine Füße geschient waren, setzte sich an die Seite des Hundes, der ihn von Zeit zu Zeit leckte, in Marsch. Einmal aber im Zimmer, artete die Freude in einen förmlichen Rausch aus. — Welches Fest und welches Gemengsel diesmal.

Als die Katze wieder flott und leichtfüßig geworden war und sich wieder auf die Fensterbrüstung stationiren wollte, wurde sie von Minka, welche sie am Fell des Rückens ergriff und wieder herabsteigen ließ, unumwunden zurückgehalten. Allein wenn Minka's Wachsamkeit einen neuen Sturz vom Fenster hinab verhinderte, heilte sie doch den Kater nicht von seiner angeborenen Neigung zum Vagabundiren. Je näher der Frühling heranrückte und neues Leben über die Natur ausgoß, desto mächtiger erstarkte auch in dem Herzen des undankbaren Peter der Wunsch, auf den Dächern verdächtiger Häuser seine Wanderungen wieder aufzunehmen. Sobald die Saalthür offen stand, schlich er sich verstohlenerweise davon und blieb bisweilen 3 Tage lang außer dem Hause. Ausgehungert kehrte er dann wieder heim mit hohlen Augen, zerkratztem Gesicht und struppigem Haar. Seine Abwesenheit wurde immer häufiger und mehr verlängert. Eines schönen Tages kam er nicht mehr zurück. War er aufs Neue von der Höhe eines Daches hinabgestürzt? Hatte man ihn geraubt oder gar verspeist? Geheimniß! Sein Ende blieb ebenso in Dunkelheit gehüllt, wie seine Geburt.

Minka war lange recht traurig über diesen Verlust; wochenlang saß sie zur Zeit der Mahlzeit ruhig da, ohne den Teller zu berühren, als ob sie auf Jemand wartete; und wenn sie dann und wann auf der Straße oder auf der Schwelle einer Budike eine gelbe Katze erblickte, stürzte sie ungestüm darauf los; sobald sie aber ihren Irrthum erkannt hatte, kam sie mit herabhängenden Ohren ganz enttäuscht zurück.

Eine Reihe von Jahren sind seitdem verflossen. Heute ist Minka alt, schwerfällig und etwas taub geworden; aber sie erinnert sich immer noch dunkel ihres einstigen Gespielen und in der Erinnerung an ihn hat sie eine Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für junge Katzen bewahrt. Wann sie einer von ihnen begegnet, beleckt sie dieselbe, legt sich nieder und breitet ihre Beine aus, wie es in früheren Zeiten mit Petern geschehen, wenn er an ihrem Leibe sich wärmte und sich dem Mittagsschlummer hingegeben hatte.

Feuilleton.

Melk (oder Mölk), (Illustr. S. 140), an der Mündung der Binnlach in die Donau gelegen, ist ein nicht mehr als etwa 1200 Einwohner zählender Marktflecken, der eine der reichsten und prächtigsten Benediktinerabteien von ganz Europa aufzuweisen hat. Dieselbe wurde 1089 auf hohen Granitfelsen an der Stelle des uralten römischen Kastels Narvane gegründet, dessen Stelle später eine Grenzfeste gegen die Ungarn einnahm. Es ist in altitalienischem Stile gebaut, hat eine prachtvolle Kirche mit hoher Kuppel, schöne Fresken, eine große mit 42 Registern ausgestattete Orgel und birgt die Gruft der Babenberger und das Grab des heil. Koloman in seinen Mauern. Was es sonst noch an wichtigen und interessanten Gegenständen aufzuweisen hat, beweist so recht die Gelehrsamkeit des Mönchsordens, welcher es so viele Jahrhunderte bewohnt hat. Soweit es mit den Grundsätzen der katholischen Kirche nur irgend vereinbar war, haben die Benedictiner die Wissenschaft gepflegt, und hierfür legt in der Abtei Melk die 21 000 Bände und 15 000 zum Theil sehr werthvolle Handschriften umfassende Bibliothek beredtes Zeugniß ab. Auch ein reichhaltiges Naturalienkabinet und ein sorgfältig gepflegter botanischer Garten ladet den Besucher des merkwürdigen Bauwerks zum Studium ein. Aber nicht nur die Wissenschaft haben die frommen Patres gepflegt, auch die Kunst fand bei ihnen eine Freistätte. Ihre Gemäldegallerie schließt sich den übrigen Sehenswürdigkeiten der Abtei würdig an. Und damit auch die Technik nicht zu kurz komme, sei noch die künstliche Wasserleitung erwähnt, welche das hoch über dem Spiegel der Donau gelegene Prachtbauwerk mit Wasser versorgt. XZ.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 19. 1887. Unterhaltungs-Beilage. Februar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Gottwald wendete sich entrüstet um, als er sich am Arme gefaßt fühlte, und war nicht wenig überrascht, den alten Diener vor sich zu sehen.

„Gott sei Lob und Dank!“ rief dieser athemlos. „Endlich hab' ich Sie. Sie sollen wieder zurück zu uns, Herr Rode! Es kann ja Alles wieder gut werden.“

„Will der Freiherr auf meine Bedingungen eingehen?“ fragte Gottwald gespannt.

„Wenn Sie nur diese Bedingungen nicht stellen wollten, lieber Herr Rode! So ist das ja nicht zu machen, nein, so geht es nicht. Sie brauchen ja nur zu kommen, das Uebrige findet sich.“

„Hat der Freiherr Sie abgeschickt, mich zurück zu holen?“

„Ganz eigentlich nicht. Aber er war gar nicht mehr derselbe, seit Sie fortgegangen. Getobt hat er nicht, im Gegentheil, so versunken und traurig habe ich ihn niemals gesehen. Da faßte ich mir ein Herz, und bat ihn, mir zu erlauben, nach der Stadt zu fahren, und wenn das Glück gut wäre, Sie zurück zu bringen. Gesagt hat er nichts darauf, aber ich versichere Sie, er wünscht nichts dringender, als Sie wiederzusehen. Ich merkte denn auch, daß ich reisen dürfte, und als ich mich beurlaubte —“

Gottwald bemerkte, daß hinter ihm Jemand stand, der das Gespräch angehört haben mußte, und wendete sich um. Lothar, der dem Alten gefolgt war, begrüßte ihn höflich und stellte sich vor. „Mein Name ist Degenhart, ich bin ein Verwandter des Freiherrn und gehöre somit zur Familie in Neuhaus, welcher sie einen so wesentlichen Dienst geleistet haben. Das Interesse dieser meiner Verwandten machte mich so zudringlich, mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen. Mack hat mir vertraut, was er von Ihnen begehrt. Ich kann mir denken, daß Ihnen der Entschluß, zurückzukehren, sehr schwer wird.“

„Ich habe meine Bedingung gestellt,“ entgegnete Gottwald.

Mack rang fast die Hände und wollte reden, Lothar aber begann: „Eine so ernste Sache kann unmöglich so schnell und hier auf der Straße abgethan werden. Ich wäre für einigen Aufschub. Müssen Sie, lieber Mack, gleich nach Tenneberg zurückkehren?“ Der Alte entgegnete, daß er wohl noch ein paar Stunden verweilen könne, zum Abend aber zu Hause sein wollte.

„Nun gut,“ fuhr Lothar fort, „so verabreden Sie Ort und Stunde, wo Herr Rode Ihnen seinen entgültigen Entschluß aussprechen wird. Sie aber, lieber, junger Mann, bitte ich, mich zu begleiten und mit mir zu speisen. Wir können dabei mancherlei besprechen. Wollen Sie mir die Ehre erweisen?“

Beide sahen einander an, und es wob sich ein Gefühl von beginnender Zuneigung durch ihre Gemüther, gleichwohl war Gottwald drauf und dran, dem ihm noch Fremden für die Ehre zu danken.

„Man hat uns bereits auf einander aufmerksam gemacht, da wir uns ähnlich sehen sollen,“ sprach Degenhart weiter, möchte das kein Grund sein, wie es wohl auch geschieht, daß wir darum als abstoßende Pole aufeinander wirken. Vielleicht passen wir zusammen. Schlagen Sie ein.“

Gottwald ergriff mit froher Ueberraschung die dargereichte Hand und wehrte dem Eindruck nicht mehr, den der neue Freund auf ihn machte. Nach einigen Worten der Verständigung mit Mack schritten sie einem Gasthofe zu, wo in einem besonderen Saale an kleinen Tischen gespeist wurde. Lothar wählte statt seiner gewöhnlichen Mittagstafel diesen Ort, um von Bekannten weniger gestört zu werden. Gottwald, der sich seit ein paar Tagen wieder im starken Fasten geübt hatte, that dem Aufgetragenen alle Ehre an. Lothar ließ Champagner bringen, ein vom Gaste noch unversuchtes Getränk. „Auf das Gedeihen unserer Freundschaft,“ sagte er, ihm das Glas entgegen haltend, „denn darauf habe ich es abgesehen.“

„Ich weiß nicht“ — entgegnete der Jüngere, hoch erröthend — „ich weiß nicht, wie ich so viel Entgegenkommen verdiene?“

„Liebe und Freundschaft verdient man sich nicht. Sie sind eben die Geschenke der Götter, und glücklich, wer da fühlt, daß sie göttlichen Ursprungs sind.“

Gottwald war innerlich fast ergriffen und hätte in jugendlichem Feuer dem Sprecher um den Hals fallen mögen.

„Sie haben auch an meinen Verwandten in Neuhaus sehr warme Freunde," fuhr dieser fort.

Gottwald mußte bekennen, daß er tief beklage, diese liebenswürdigen Menschen vielleicht nicht wiederzusehen.

„Das würde auch Bruno und den Seinen sehr leid thun! Und dann — unser Professor Sternberg, der Ihnen so wohl will! Er wäre vielleicht auch nicht dafür, daß Sie so hastig in die Welt gingen. Sternberg ist nämlich mit meinen Verwandten in Neuhaus befreundet, und auch ich schätze ihn sehr; wir werden ihn in kurzer Zeit hier sehen."

Das waren überraschende Neuigkeiten für Gottwald, welche er wie ein neues Band zwischen sich und Lothar empfand, so daß er seiner Freude lebhaften Ausdruck gab. Zugleich aber fiel ihm auf das Gewissen, daß er das Vertrauen seines Gönners auf seine Ausdauer doch nicht rechtfertige, wenn er jetzt starr auf seinem Entschluß bestehe.

„Ich mache Ihnen den Vorschlag," begann Degenhart wieder, „wir erwarten die Ankunft des Professors und geben ihm Ihre Sachen zur Entscheidung anheim. Widerstrebt es Ihnen jetzt, in die Behausung des alten Freiherrn zurückzukehren, nun — so bleiben Sie bis dahin bei mir! Meine Wohnung steht Ihnen zu Diensten!"

„Nein, nein! ich danke — ich bliebe wohl gern!" rief Gottwald. „Aber ich will zu meiner Pflicht zurückkehren. Heut noch."

„Das ist tapfer, mein Junge! Aber heut noch? Ich halte das nicht für nöthig. Soll es doch beim Empfang einen Sturm geben, so ist morgen dafür auch noch Zeit, oder übermorgen, oder nach ein paar Tagen. Vielleicht ändert sich nach dem Sturm auch manches; ja, die Bedingung, die Sie stellen, und die ich als recht anerkenne, braucht garnicht in Rede zu kommen, da sie sich von selbst erfüllen wird. So meinte unser Freund Mack. Und, was Ihnen auch entgegentreten mag, kämpfen Sie wacker darauf los, Tag für Tag, wenn es sein muß. Nehmen Sie sich Ihr Recht, statt darüber zu verhandeln, und vertheidigen Sie es! Heut aber lassen Sie Herrn Mack, wenn immer mit betrübter Miene, allein zurückfahren, mit der Meldung, daß Sie in einigen Tagen nachkommen würden. Ich vermuthe sogar, das wird gut thun. Inzwischen erholen Sie sich hier. Heut Abend giebt man im Schauspiel „Wallensteins Lager" und die „Piccolomini." Wir könnten zusammen hingehen. Haben Sie es seit lange nicht gesehen?

Gottwald's Augen leuchteten. Er mußte bekennen, daß er außer den Aufführungen lateinischer und griechischer Stücke auf dem Schultheater, überhaupt noch kein Schauspiel gesehen habe.

Dann sind Sie also einverstanden, bei mir zu bleiben? Vortrefflich! Freilich muß ich bis zur Theaterstunde noch an meinen Aktentisch. Inzwischen lassen wir Ihr Gepäck in meine Wohnung holen.

„Es ist nur ein Ränzel!" rief Gottwald lachend. „Ich trage es selbst, und gehe, um Mack allein auf die Rückreise zu schicken."

Während dem waren einige Herren in den Nebensaal getreten, welche forschende Blicke auf Degenhart und seinen Gast warfen. Lothar erhob sich und ging einem Bekannten entgegen. Sie sprachen ein paar Worte, dann begann dieser: „Sie speisen da mit einem netten Burschen; hab' ihn sonst ja noch nicht in Ihrer Gesellschaft gesehen? Ist doch nicht von hier?"

„Nein! er ist ganz fremd in der Stadt!"

„So? Wer ist er denn?"

„Nun, es ist — mein Brüderchen!" entgegnete Degenhart, um die müßige Neugier los zu werden.

„Dacht ich's doch!" rief der Andere. „Die Aehnlichkeit fiel mir gleich auf."

Lothar mußte lachen, denn gerade an die Aehnlichkeit hatte er am wenigsten gedacht.

„Nein, in der That!" versicherte der Herr, gefällig in das Lachen einstimmend. „Sie gleichen einander merkwürdig, wie sonst Brüder selten, obgleich Sie einen Vollbart tragen, und Ihres Herrn Bruders Gesicht noch ganz glatt ist."

Lothar verabschiedete sich von dem Herrn und ging zu Gottwald zurück, der zu entfernt gestanden, um von dem Gespräch etwas zu vernehmen. Beide schlugen darauf den Weg nach Degenhart's Wohnung ein.

Gottwald merkte ihn sich, und nach kurzer Zeit schritt er allein die Straße zurück, um seine kleinen Geschäftsgänge abzuthun. Als er an die Grenze der Parkanlagen gelangt war, trat eine Person plötzlich gerade vor ihn hin, als habe sie ihm aufgelauert, und hieß ihn stehen. Er erkannte dieselbe Frau, welche ihm schon einmal durch dieselben Fragen im „Rothen Löwen" unbequem gewesen war. Sie ging heut ganz in Schwarz, ihr Gesicht erschien noch düsterer und verfallener.

„Hier also finde ich Sie wieder," begann sie, „nachdem Sie mir letzthin davongegangen waren."

Gottwald, auf den das Weib einen unheimlichen Eindruck machte, hatte Lust, ihr auch diesmal davonzugehen. Sie aber fuhr fort: „Antworten Sie mir kurz und knapp, und der Wahrheit gmäß, dann werde ich Sie nicht lange aufhalten. Der Herr, mit welchem ich Sie nun eben erst die Straße entlang habe gehen sehen — ist sein Name Lothar Degenhart?"

„So heißt er!"

„Seit wie lange kennen Sie ihn?"

„Seit anderthalb Stunden."

„Nicht länger? Und was hat Sie zu ihm geführt?"

Gottwald trat einen Schritt zurück. „Sie sind mit Ihren Fragen doch etwas —"

„Ich weiß!" fiel sie ihm in die Rede. „Sind Sie irgendwie verwandt mit ihm?"

„Keineswegs! Wir sind sogar erst im Anfang unserer Bekanntschaft. Aber ich hoffe, wir werden noch Freunde werden!"

„Da Sie also nicht bei ihm leben," fuhr sie zu fragen fort, „wo war Ihr bisheriger Aufenthalt?"

„Aber was haben Sie für ein Interesse daran?" warf Gottwald ein.

„Dies Eine antworten Sie mir noch, und Sie sollen fortan von meinen Fragen befreit sein!"

„Nun denn, ich habe eine Stellung bei dem alten Baron Tenneberg angenommen und lebe seit einigen Monaten bei ihm als Vorleser, oder — was Sie sonst wollen!"

„Bei dem —? Dort —?" rief die Frau, sichtlich überrascht. „So, so!" Sie blickte dem Jüngling so scharf beobachtend in's Gesicht, daß dieser sein Unbehagen, ja, seinen Widerwillen nicht verbergen konnte. Sie schien in seinem Inneren zu lesen. „Gehen Sie jetzt!" sagte sie. „Ich habe nichts mehr zu fragen!"

Allein Gottwald, so gerne er ihr noch im Augenblick zuvor ausgewichen wäre, ging nicht sogleich, sondern betrachtete sie verwundert.

„Wollen Sie mir nicht sagen," begann er halb zögernd, „wie ich dazu komme, der Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit zu sein? Ich habe Sie doch früher nicht gesehen!"

„Und sollen es auch ferner nicht mehr!" unterbrach sie ihn. „Gehen Sie! Denken Sie nicht mehr daran!"

Sie wendete sich schnell, als ob sie sich beeilen wollte, aus seinem Gesichtskreis zu kommen.

Er sah ihr einige Augenblicke nach, dann schritt er langsam weiter. Auf die erste Begegnung mit ihr hatte er nichts gegeben, die zweite machte ihn stutzig. Doch wußte er nicht, was er davon denken sollte. Da erblickte er in einer Straßenecke den Theaterzettel, welcher ihn gleichsam ein neues Erlebniß vor Augen stellte. Er las das Personenverzeichniß, und obgleich er keinen der Darsteller auch nur dem Namen nach kannte, erschien ihm jeder von ihnen schon wie ein hervorragender Künstler, von dem er sich etwas Großes versprach. So waren seine Gedanken bald in eine fröhlichere Bahn zurückgelenkt.

Als er Abends rechtzeitig mit Lothar in der Theaterloge erschien, war der ganze Kreis, der sich allabendlich selbst zu bestaunen pflegte, bereits gefüllt und mehrere Operngläser richteten sich nach den Eintretenden.

Ein in der Stadt noch nicht gesehener junger Mann, der an Degenharts Seite Platz nahm, mußte die Aufmerksamkeit Vieler herausfordern. Man fragte umher: „Wen hat er da bei sich? Wer ist das?

„Es ist sein Bruder!“ — so lief es im Kreise herum. Man wußte grade von Lothars Eltern und Geschwistern, die in Rom gelebt hatten, sehr wenig, also konnte der junge Fremde, der ihm überdies ähnlich sah, auch wohl sein Bruder sein. Dabei beruhigte man sich.

Allein nicht so gläubig und gelassen wurde die Nachricht in einer Loge gegenüber aufgenommen, in welcher Toska mit ihren Töchtern saß. Lolo zwar verzog keine Miene, sondern hielt die Blicke fest auf die fürstliche Loge gerichtet, obgleich noch Niemand eingetreten war. Lulu aber rief, das Glas vor den Augen: „Ach was für ein reizender Junge!“

Die Mutter nahm ihr hastig das Opernglas aus den Händen.

„Du schweigst!“ flüsterte sie ihr zu, um sich zu dem Kammerjunker, Grafen P., zu wenden. „Wie kann man nur auf solche Vermuthung kommen? sagte sie. „Degenhart hat keinen Bruder, seine Geschwister sind alle gestorben.“

Ich bitte um Vergebung, Frau Baronin — aber Degenhart hat einem meiner Bekannten selbst mitgetheilt, daß der junge Mann sein Bruder sei.“

„Ganz unmöglich! Das kann Degenhart nicht gesagt haben! entgegnete Frau von Saalfeld, das Gespräch kurz abbrechend.

Der Graf hätte gegenüber der knappen Zurückweisung der Baronin gern Recht behalten, und beschloß, im Zwischenact sich näher zu erkundigen. Degenhart selbst konnte er nicht darum angehen, da er ihm ferner stand. Aber ein Anderer war bereits neugierig gewesen und hatte von Lothar die kurze Auskunft erhalten, der junge Mann lebe zuerst bei dem alten Freiherrn auf Schloß Tenneberg. Mit dieser Nachricht kehrte Graf P. lächelnd zu Frau von Saalfeld zurück. Es verstand sich nun ja von selbst, so nahm er an, daß nur Degenharts Bruder im Hause des Freiherrn, seines Oheims, leben könne. Denn von dem Zwiespalt in der Familie war man doch nicht so unterrichtet, zumal die Betheiligten nicht darüber sprachen.

Auf Toska aber machte die Eröffnung einen erschreckenden Eindruck. Sollte wirklich der jüngste, den Eltern in Rom noch später geborene Sohn, der Bruder Lothars, am Leben geblieben sein? so dachte sie. Da sie sich um diesen Zweig der Familie wenig bekümmert hatte, kam ihr keine bestimmte Erinnerung einer Todesnachricht, so daß ihr plötzlich die Möglichkeit der überraschenden Erscheinung nicht ausgeschlossen schien. Und dennoch ließ sie die Vermuthung wieder fallen. Es konnte auch wohl nichts weiter sein, als eine von den Extravacanzen Degenhart's, den Schreiber des Freiherrn in die erste Rangloge mitzunehmen und sich einen unziemlichen Scherz mit der Gesellschaft zu erlauben. Je mehr sie freilich diesen Schreiber betrachtete, desto weniger kam er ihr wie ein Mensch aus so untergeordneter Stellung vor. Die Aehnlichkeit fing auch an, sie zu beunruhigen. Wenn Lothar's Bruder wirklich von dem alten Freiherrn aufgenommen war und sich bei ihm festgesetzt hätte, dann gab es mancherlei zu befürchten. Der alte Oheim war, trotzdem er das Gut Neuhaus aus der Hand gegeben, immer noch ein sehr wohlhabender Mann, als dessen Erben sie sich und ihre Töchter bereits mit Bestimmtheit gedacht hatte. Und nun sollte ein anderer Verwandter sich da eindrängen? Auffallend war es freilich, daß der Oheim den Sohn einer Schwester, um die er sich seit ihrer Verheirathung nicht mehr gekümmert, plötzlich in sein Haus aufgenommen hatte. Um Toska's Aufmerksamkeit für die Vorstellung war es geschehen. Wallenstein mochte mit seinen Offizieren den Kriegsrath Questenberg empfangen, Thekla mochte reden, so viel sie wollte, die Generale ihr Banket halten — Toska sah und hörte nichts, ihre Gedanken und Pläne waren anderswohin gerichtet.

Von diesen Gedanken und Verhandlungen, welche eine Weile über sie die Reihen durchlaufen hatten, bemerkten Lothar und Gottwald nichts. Dieser lebte dem vollen Genusse eines ersten, großen Eindrucks von der Bühne her, mit noch glücklicher Blindheit für manche Mängel der Darstellung, während Lothar seine Freude an dem unbefangenen Entzücken seines jungen Gesellen hatte. Ja, er hätte vor Vergnügen laut auflachen mögen, als Gottwald am Schlusse so gewaltig applaudirte, wie es sonst in diesen Reihen nicht üblich war.

Konnte er seinem Gaste in den folgenden Tagen nicht ausschließlich Gesellschaft leisten, so gönnte er ihm doch jede Stunde, die er sich abzumüßigen vermochte. Gottwald war gewöhnt, sich allein zurecht zu finden, und so besuchte er wiederholt das neue Museum, sah Gemälde, Statuen und Alterthümer. Alles war ihm neu, groß, herrlich, und im Innersten angeregt fand er sich dann mit Degenhart zusammen, um sich in Unterhaltungen über Kunst und Kunstgegenstände zu vertiefen. Auch eine zweite Theatervorstellung erlebte Gottwald, diesmal auf einem bescheidenen Platze, da Degenhart verhindert war, ihn zu begleiten. Dieser fand immer größeren Gefallen an dem Jüngling, welcher, wie er sah, mit einem entschiedenen Willen die reinste Natur und Naivität dem Leben gegenüber in sich vereinigte. Und da auch Gottwald von der Bedeutung seines neuen Freundes ergriffen fühlte, traten sie einander innerlich nahe. Lothar hätte ihn länger um sich sehen mögen, allein er mochte nichts dagegen sagen, als Gottwald eines Morgens erklärte, er wolle nun doch in die Höhle des Löwen zurück. „Zerreißen wird er mich ja nicht,“ fügte er hinzu, „aber möglicherweise jagt er mich hinweg.“

„Dann kommen Sie zu mir,“ entgegnete Lothar, „und wir berathen, was weiter zu thun wäre.“

Ein brieflicher Austausch von Nachrichten wurde verabredet, als Gottwald, zur Abfahrt gerüstet, sich verabschiedete. Denn er bestand auf die Fußreise, die nur zwei Stunden umfassen konnte, und sah nichts Sonderbares darin, aus dem eleganten Hause mit Ränzel und Stab auf die Wanderschaft zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Kemmin. Fortsetzung.

VI.

Am Donnerstag in dieser Woche fand im Mertens'schen Hause eine größere Gesellschaft statt — zu Ehren des australischen Nabob's, wie man flüsterte. Denn unstreitig war Mr. Brissey in den Kreisen, wo er sich hatte einführen lassen, der Held des Tages. Seine männlich-stolze Figur und Haltung und der Ruf seiner unermeßlichen Reichthümer gewannen ihm die Herzen der Damen — es waren ja Damen der Finanzaristokratie — und sein gediegenes Fachwissen in allen Fragen der Nationalökonomie, der internationalen Handelsbeziehungen, seine treffenden, originellen Ideen über Währungsfragen und Münzpolitik imponirten den Männern jener Kreise — kurz man drängte sich um ihn und von allen Seiten regnete es Einladungen.

„Onkel, schenke mir doch auch eine Handvoll Goldstaub!“ hatte ihm gestern bei Marcussohn's ein vorlauter kleiner Familiensprößling gebeten, als ob Brissey nur so die Taschen voll Geld mit sich herumtrüge — man sah, in jenem Hause war gründlich von ihm und seinem Goldfelderbesitz die Rede gewesen, selbst die Kinderstube wußte davon.

Der Gast stand oben am Kamin in einer Gruppe von

Börsen-Größen, unter denen er sich an Wuchs und ruhig-vornehmem Wesen sehr zu seinem Vortheile auszeichnete, als Leoni ihre Mama beiseite nahm und ihr hastig zuflüsterte:

„Heut Abend, Mama, müssen wir den Beiden ihr „Wiedersehen" arrangiren; er muß Margarethe auf eine Secunde zu sehen bekommen. Du hast ja kaltes Büffet aufgestellt, da ist eine directe Vorstellung unnöthig. Sie muß nur einmal geschickt in das Zimmer bugsirt werden, worin er gerade weilt, schon damit wir sehen, ob sie sich wiedererkennen und ob er wirklich der Egbert von Briesen ist.

„Gut, liebes Kind! Sobald er aus der Gruppe der Commerzienräthe sich losgemacht hat, nehme ich ihn mit mir in's rothe Zimmer, dann schickst Du die Aschenbrödel mit irgend einer Anfrage zu mir, sorgst aber dafür, daß Du fast im gleichen Moment, unmittelbar nach ihr, mit einer Anzahl junger Herren in das Gemach einbrichst, um jede ungewünschte Ausdehnung ihres Wiedersehens, jeden Zwischenfall zu vermeiden. Und dann, wenn er erst sicher weiß, daß sie hier ist, nehmen wir sie unter Schloß und Riegel und Du hast frei Feld für Deine Bemühung — denn dann läuft er uns das Haus ein, um sie zu treffen."

„Na, nicht wörtlich unter Schloß und Riegel!" lachte Leoni.

Das Auge der Banquiersfrau aber leuchtete drohend auf, als ob sie auch davor im Nothfalle nicht zurückschrecken würde.

Leoni ging, und Frau Ulrike, der das Warten zu lange dauerte, rauschte auf Mr. Brissey zu. Sie brach sich tapfer Bahn durch die „Gruppe der Commerzienräthe," denn nicht sämmtlich waren diese Herren höflich genug, der Hausfrau von selbst Platz zu machen.

„Kommen Sie, Mr. Brissey", sagte sie, als sie vor ihm stand und er sich artig ihr entgegenwendete, „widmen Sie sich doch nicht ausschließlich diesen Herren, sondern erlauben Sie mir nun einmal erst Ihnen ein Bild zu zeigen, welches Sie interessiren wird, wie ich voraussetze!"

Sie meinte nichts anderes, als eine Ansicht von Frauenroda, welche in dem vorgenannten rothen Zimmer hing. Er bot ihr den Arm und sie entführte ihn durch die Flucht der Gesellschaftsräume in jenes Gemach, dessen Eingangsthür von schwerer, gelber Seidenplüschportiere verhängt war.

Ihr klopfte das Herz, wie sie an seinem Arm dahinschritt, denn sie wußte, daß jetzt etwas entscheidendes geschehen würde.

Wie sie eintraten, wandte sie sich zur Linken, wies auf die große Landschaft, die dort neben der Thür an der Wand prunkte und fragte, sich mit Gewalt zur Ruhe zwingend:

„Dies Bild, dies dort — erkennen Sie es, Mr. Brissey?"

Er heftete die Blicke darauf. Etwas, wie ein heftiger Schreck durchzuckte die hohe, feste Gestalt, ein wehmüthiger Zug trat in sein Antlitz und nach einer kleinen Pause erwiderte er, sich zu der Dame umwendend, die ihn inzwischen scharf beobachtet hatte:

„Gewiß, meine gnädige Frau, ich erkenne es wieder. Es ist Frauenroda! Und ich sehe, Sie haben mein Incognito bereits durchschaut!"

„Also Egbert von Briesen?" fragte sie, verwirrt und überrascht, daß er so ohne Weiteres alles zugab.

„Egbert von Briesen, ganz recht!" bestätigte er.

„Nun," rief sie, sich rasch fassend, „so heiße ich Sie noch einmal in meinem Hause willkommen, und zwar mit doppelter Herzlichkeit!"

Damit streckte sie ihm beide Hände entgegen.

Allein er wehrte diese freundliche Bewillkommnung mit einer ruhigen und sehr ernsten Geste ab.

„Aber, Herr Egbert, wie oft waren Sie dort in jenem weinumrankten Häuschen auf dem Bilde, das Sie wohl wieder erkennen werden, meines seeligen Mannes und mein Gast und ließen sich unsere Gastfreundschaft wohlgefallen!" rief sie, als sie diese abwehrende Geste sah, fast ängstlich und ließ die ausgestreckten Hände langsam sinken.

„Das war einst, als der Major von Mertens und mein Vater noch lebten. Sie, gnädige Frau, haben den Verlust, den Sie damals erlitten, längst überwunden, wie ich sehe — ich noch nicht. Und wenn Sie mich jetzt in ihrem Hause sehen, so komme ich, weil ich in demselben das einzige Wesen aus jener

Der Fang des Teufelsfisches.

Zeit suche, dessen Andenken für mich noch Werth hat!" Er sagte diese Worte ruhig, aber sehr ernst und auf seiner Stirne lag dabei so eine Wolke concentrirtester Willenskraft, seine Augen blickten so streng auf die kleine Dame herab, daß diese unwillkürlich die Hände vor das Gesicht schlug.

„Verzeihen Sie mir!" fügte er mit einer finstern Höflichkeit hinzu, wenn meine Worte Sie schmerzen. Allein Sie selbst waren es, gnädige Frau, welche mich vor dies Bild stellten, auf dem beinahe auch dort auf dem kleinen Kirchhofe meines Vaters Grab sichtbar ist".

„Nicht doch, nicht doch, Egbert!" stammelte Ulrike.

„Und ist's auch nicht sichtbar — es kann ja nicht sein, denn das Bild stammt aus früherer Zeit — so ruft mir doch dies Frauenroda nichts zu, als daß ich jetzt hier stehe um Vergeltung zu üben!"

„Vergeltung — um Gott, an wem?"

„An Jedem, der damals das Unheil über das Dorf, über Ihren Gatten und meinen armen Vater brachte, möge der Schuldige Mertens heißen oder Alverdissen. Sie fühlen diese Pflicht nicht, denn des Einen Gattin sind Sie und der Andere darf um ihre Tochter werben, darf in Ihrem Hause ein- und ausgehen!"

„Mein Mann hat keine Schuld an dem Unglück!" rief Frau Ulrike, halb in Angst, halb in Trotz.

„Er hätte warnen können — allein er that es nicht; und das soll nun an ihm Maß für Maß gerächt werden. Auch über seinem Haupte steht jetzt eine fürchterliche Wolke von Unheil; ich, Eberhard von Briesen's Sohn, weiß darum, ich allein! Und ich warne ihn nicht!"

„Egbert — vergeben Sie, wenn ich Sie wieder so anrede, wie einst, da Sie noch als Knabe und Jüngling in unser Haus kamen — ich beschwöre Sie, was bedroht uns?" bat Ulrike und rang die Hände.

Er runzelte finster die Stirn und schwieg.

„Denken Sie doch an die, welche Ihnen aus jener Zeit noch lieb und theuer zu sein scheint, an Margarethe! Sie wird ja von jedem Schlage mitgetroffen, der uns trifft!"

„Margarethe werde ich schon zu schützen wissen!" sagte er mit blitzenden Augen.

„Aber Leontine und ich, was haben wir denn für Antheil an der damaligen Katastrophe — ich bitte Sie, wollen Sie denn Schuldige und Unschuldige zugleich untergehen lassen?"

Ich kenne Leontine nicht — vielleicht ist sie rein und verdient das Schicksal nicht, das Ihrem Hause bevorsteht!" murmelte er vor sich hin. „Wohlan, so warne ich Sie vor dem Manne, welcher — —

In diesem Augenblick trat Herr von Alverdissen ein.

Er erschien so plötzlich, daß es fast den Anschein hatte, als habe er hinter der Portière gelauscht.

Auch Mr. Brissey schien das zu glauben, denn sein Auge richtete sich mit einem furchtbaren Ausdrucke von verächtlichem Ingrimm und Haß auf den Eintretenden.

Hatte Alverdissen wirklich gelauscht, so mochte er geglaubt haben, durch sein plötzliches Erscheinen die Scene zwischen den Beiden unterbrechen und die Anklage verstummen machen zu können, die Brissey gegen ihn schleudern zu wollen schien.

Allein Brissey lachte finster auf.

„Der Herr dort kommt im rechten Augenblick", sagte er, auf Alverdissen zeigend, „Sie bitten mich, Ihnen nicht zu verschweigen, meine Gnädige, woher Ihnen das Unheil droht. Wohlan, so sage ich Ihnen, warnen Sie Ihren Herrn Gemahl, Ihren gegenwärtigen Herrn Gemahl, vor dem Manne, der dort eintritt, der im Begriffe ist, zum zweiten Male über einen Mertens das Unglück, den Ruin heraufzubeschwören!"

„Wie?" fragte Alverdissen, mit gut gespielter Verwunderung näher kommend, „gelten diese Worte mir? Ich traue meinen Ohren nicht. Sollten Sie in der That bei der gnädigen Frau — Aber mein Herr, Sie scherzen! Was für ein Unheil soll ich denn —"

Er gerieth doch in's Stammeln, als jetzt Brissey auf ihn zutrat, langsam aber mit Augen, vor denen er zwar trotz aller erheuchelten Sicherheit die seinen niederschlagen mußte.

„Denken Sie an Frauenroda!" knirschte Egbert von Briesen.

Allein Alverdissen war denn doch nicht der Mann, sich so allein durch drohende Blicke aus dem Felde schlagen zu lassen.

„Was soll des heißen?" rief er, die Stirne frech erhebend. „Sie spielen wohl Commödie, mein Herr! Ich weiß nicht, was Sie mit Frauenroda wollen! Aber ich glaube, Ihnen sagen zu müssen, daß ich gewöhnt bin, in dieser Weise zu mir reden zu lassen. Nur die Gegenwart der gnädigen Frau hält mich ab, Ihnen auf Ihr sonderbares Benehmen die gebührende Zurechtweisung zu Theil werden zu lassen."

„Aber, meine Herren," sagte beschwörend Frau Ulrike und trat rasch zwischen jene, „ich bitte Sie, respectiren Sie das Gastrecht, das Sie Beide in diesem Hause genießen. Bitte, Herr von Alverdissen, ich spreche nachher mit Ihnen, lassen Sie mich Mr. Brissey erst auseinandersetzen, daß er sich Ihnen gegenüber in einem Irrthum befinden muß, daß er . ."

Alverdissen stand mit impertinentem Gesicht und machte keine Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Er mochte wohl Ursache haben, ein weiteres Zwiegespräch der Beiden nicht zu wünschen.

Im Innern aber war er wie vernichtet, daß Mr. Brissey anscheinend um seine verrätherische Speculation wußte, obwohl er sich vergeblich fragte, wie jener wohl in den Besitz seines Geheimnisses gelangt sei. Und so entschloß er sich zu einer weiteren Provocation des Gegners, um wenigstens zu erfahren, ob Alles bereits verrathen, oder ob Brissey bis jetzt bloße Vermuthungen hegte.

„Ich gehe sofort, gnädige Frau!" sagte er, „ich bedauere ohnehin von Herzen, daß man Sie in diese sonderbare Scene mithineingezogen hat. Allein eine Frage möchte ich mir zuvor doch noch an jenen Herrn zu richten erlauben: Auf Grund welcher Thatsachen kann er es wagen, gegen mich eine solche Anklage zu erheben, wie die ist, ich — —"

War er eben Frau Ulrike ins Wort gefallen, so wurde auch er jetzt mitten in seiner Rede unterbrochen durch die Wirkung, welche der Eintritt einer neuen Persönlichkeit in das rothe Zimmer, auf die darin Befindlichen übte.

Die Portière öffnete sich und auf der Schwelle erschien Margarethe.

Wohl winkte ihr Frau Ulrike rasch zu, nicht einzutreten, denn, nachdem Egbert ihr vorhin mit so großer Entschiedenheit erklärt, nur Margarethen's wegen käme er hierher, wußte Sie wohl, daß ihre und Leontinens kleine Künste jetzt umsonst waren und daß es nur noch galt, ein Zusammentreffen der Beiden zu verhindern.

Aber schon hatte Brissey das Mädchen, und diese den Mann bemerkt.

Margarethens Fuß stockte auf der Schwelle. Sie vergaß die kleine Meldung zu machen, mit der Leontine sie zur Mama geschickt und ihr großes, in Schrecken und scheuer Frage aufflammendes Auge ruhte auf Brissey, außer ihm nichts gewahrend.

Auch dieser schaute unverwandt und mit brennenden Blicken auf die schlichte, holde Mädchenerscheinung, die dort im Rahmen der prunkvollen, seidenschillernden Portière bebend stand.

War sie's? War das seine Margarethe, die frische, blühende, junge Maid, deren Bild er in Gedanken die langen Jahre mit sich im treuen Herzen herumgetragen unter tropischer Sonne, durch die Fiebersümpfe Sumatra's, durch die Goldwüste und den australischen Busch? O, wie hatten sie dann die Jahre der Entbehrungen, der Kummer um ihren armen Vater, auch ein Opfer jener verruchten Gründung, die Demüthigungen, denen sie hier im Hause der geldstolzen Verwandten ausgesetzt zu sein schien — an ihrer bescheidenen Haltung sah er das — wie hatten all' die herben Erfahrungen sie gealtert, gereift, mit beständigem Druck um ihre Jugend verkürzt, alle ihre Lebenshoffnungen geknickt — und doch hatten sie das leuchtende Siegel unschuldiger Herzensreine und selbstloser Güte, das auf ihrer

weißen Stirne prangte nicht verlöschen können — an diesem erkannte er seine Margarethe wieder.

Seine unbeschreibliche Rührung übermannte den starken Mann.

„Margarethe, meine arme Margarethe!“ sagte er leise, mit bebenden Lippen und wollte auf sie zutreten.

Aber das Mädchen ertrug diese große Erschütterung nicht, den längst Todtgeglaubten aber nie Vergessenen nun so plötzlich und ohne alle Vorbereitung, vollausgereift in männlicher, stolzer Kraft vor sich stehen zu sehen.

Am Klange seiner Stimme hatte sie ihn vollends erkannt, wenn sie zuvor auch noch gezweifelt, daß es wirklich Egbert, ihr Egbert, ihr Jugendgespiele und einst fast ihr Verlobter sei — dieses Erkennen aber raubte ihr die Sinne.

Ihr Auge wurde leer, Todtenblässe überzog ihr Antlitz und wie leblos sank sie hintenüber, mit den Händen einen ängstlich tastenden Versuch machend, sich an der Portière aufrecht zu halten.

Im gleichen Augenblick aber brach auch Leontine in das Zimmer ein — ein Schwarm lustiger junger Herren folgte ihr auf den Fersen — sie sowohl als ihre Begleiter und gleicher Weise Frau Ulrike sprangen rasch zu und ehe noch Egbert der Sinkenden hatte Hilfe leisten können, hatte man Margarethe bereits aufgefangen; man trug sie auf ein Sopha, und während die Herren in natürlicher Rücksichtnahme das Zimmer verließen, bemühten sich die Hausfrau und die jungen Damen um die Ohnmächtige.

In der entstandenen Verwirrung aber verließ Alverdissen unbemerkt das Haus. Es drängte ihn, rasch zu Herrn Herzberg hinüberzufahren und ihn auf „das Gewissen“ zu fragen, ob er auch ihr Geheimniß in keiner Weise einem Unberufenen preisgegeben.

War das nicht der Fall, so wollte er dann dreist und frei gegen Mr. Brissey auftreten.

VII.

An der Börse tobte in diesen Tagen der wilde Kampf der Hausse und Baisse. Eine Anzahl Interessenten waren für die „Südpreußen“ eingetreten, die immer noch niedrig standen, und auch ein sehr großes Haus schien nicht gesonnen, sich seinen Besitz in Actien genannter Bahn entwerthen zu lassen. Es war das ein Factum, mit dem der Banquier gerechnet, dem er durch ungeheure Scheinverkäufe entgegentrat. Allein er mußte seine letzten Reserven einsetzen, die Course darniederzuhalten und die Situation war aufs Aeußerste gespannt. Kaufen konnte er jetzt nicht, wie er's gewollt, denn das hätte sofort den Preis in die Höhe schnellen machen — und doch war er bereits fast über seine Kräfte durch die Blancoverkäufe*) engagirt. Kamen jetzt von anderer Seite große Kaufaufträge, war er ruinirt.

Schon am nächsten Morgen war Brissey in der Hildebrandtstraße vorgefahren, um sich nach dem Befinden Margarethe's zu erkundigen.

Frau Ulrike hatte ihn empfangen, ihn über ihren Zustand beruhigt, ihn aber, als er verlangte sie selbst zu sehen, gebeten, heut lieber noch nicht „die liebe Leidende“ aufzuregen, da eine solche Aussprache, wie sie ja nun statthaben mußte, ihr nur schaden könnte.

Brissey hatte sich schließlich ihren Gründen fügen müssen — er wußte ja nicht, daß Margarethe schon wieder vollkommen wohl und munter war und ihn in stiller Vorfreude erwartete.

So schied er, im Herzensgrunde meinend, das Wiedersehen hätte Margarethe durchaus nicht schaden können, und doch nicht wagend, gegen die ausdrückliche Versicherung Ulrike's, die sich so sehr besorgt zeigte, auf einer Unterredung zu bestehen.

Die übrigen Zwischenfälle des gestrigen Abends hatte die „taktvolle“ Hausfrau mit keiner Silbe gestreift.

Die beiden Damen hingegen waren mit ihrem Plane vollkommen fertig. Leontine hielt hartnäckig an ihrer Idee fest. Und Frau Ulrike gönnte einfach ihrer stets so zurückgesetzten Stieftochter Margarethe den reichen Freier nicht.

„Mein liebes Kind,“ sagte sie, sie wiederum auf ihrem Zimmer aufsuchend, dieser am selben Vormittage, „Du mußt es mir nicht verargen, wenn ich noch einmal an die wunde Stelle Deines Herzens rühre, deren Vorhandensein ich solange nicht ahnte und die, fürchte ich, Dir leider noch einmal recht aufschmerzen wird, wenn ich Dir nun eine Mittheilung mache, die ich auf die Dauer Dir doch nicht würde verheimlichen können.“

Margarethe blickte sie gespannt an, Ihr ahnte nichts Gutes.

„Bitte, liebe Tante, ist es etwas Bitteres, so machen Sie es nur kurz!“

„Mr. Brissey oder, wie wir es nun besser wissen, Egbert von Briesen, hat diesen Morgen bei mir um die Hand einer meiner Töchter angehalten, leider nicht um die, welche ich ihm am liebsten gönnte — er begehrt Leontine zur Frau!“

Margarethe fuhr auf, als hätte ein Schlag sie getroffen.

„Das ist nicht wahr!“ sagte sie dann mit erloschenen Augen, „das kann ja nicht sein!“ und die Thränen schwellten heiß aufquellend ihre Lider.

„Ach, mein armes, liebes Kind! Leider ist's nur zu wahr. Leontine schickt mich zu Dir. Sie ist edel genug, entsagen zu wollen, wenn Du Deine Zustimmung verweigerst!“

„Es ist unmöglich!“ stöhnte Margarethe. „Meinetwegen ist er ja zu uns in's Haus gekommen. Was hat ihn von Australien hergezogen, wenn nicht die Erinnerung an mich und an unsere Jugendzeit in Frauenroda. Leontine war ja damals noch ein Kind. Sie lebte in Berlin bei ihrem Vater und er wußte nichts von ihr! O liebe Tante, gestehen Sie es, Sie treiben nur Scherz mit mir, einen grausamen Scherz. Sie wollen mich prüfen, ob ich so leicht seiner Liebe entsage?

Die Arme sah angstvoll der Tante in's Gesicht, allein sie begegnete dort nur dem Ausdruck einer innigen Theilnahme. Die Tante scherzte offenbar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dasselbe wie Scheinverkäufe, wo die Waare nicht wirklich geliefert wird.

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Fortsetzung statt Schluß.

Gegen vier Uhr langte Kobus in seiner Wohnung an. Obgleich die Fenster offen standen, war es doch sehr heiß und er fühlte sich wahrhaft erleichtert, seinen Rock ausziehen zu können.

„Jetzt wollen wir Kleider und Wäsche aussuchen,“ sprach er ganz vergnügt zu sich und zog den Schlüsselbund vom Schreibtisch ab. „Susel soll ganz verblüfft sein, die schönsten Burschen in Bisheim muß ich ausstechen; träumen soll sie von mir. Herr des Himmels, stehe mir bei, daß ich Alles überstrahle!“

Er öffnete die drei großen Schränke, die von der Diele bis zur Decke hinaufreichten. Seine Mutter und seine Großmutter hatten beide eine Passion für schöne Wäsche gehabt, sowie sein Vater und sein Großvater eine Passion für guten Wein gehabt hatten. Darnach kann man sich denken, was für eine Masse Damasttischtücher, Handtücher mit rothen Rändern, Taschentücher, Hemden und Stücke Leinwand darin aufgespeichert war; es war unglaublich. Die alte Käthe brachte die Hälfte ihrer Zeit mit Auseinander- und Zusammenlegen der Wäsche zu, um sie an die Luft zu hängen, und mit Dazwischenlegen von Reseda, Lavendel

und tausend anderen wohlriechenden Sachen, um die Motten abzuhalten. Ganz oben sah man sogar zwei ausgetrocknete, grün- und goldbefiederte Eisvögel am Schnabel aufgehängt; diese Vögel sollen nämlich die Insecten abhalten.

Der Anblick aller dieser schönen Sachen erfüllte Fritz mit inniger Herzensfreude. Er kam auf den Gedanken, Susel könnte ja auch an schöner Wäsche Geschmack finden, wie seine Mutter und seine Großmutter, daß sie dann den Hausschatz vermehren, daß sie die Schlüssel unter sich haben und Morgens and Abends mit Entzücken vor diesen Schränken stehen würde.

Dieser Gedanke that ihm wohl; aber im Augenblick handelte es sich zunächst darum, das schönste Hemd, die schönsten Strümpfe und die schönsten Kleider zu finden. Das hatte seine Schwierigkeit.

Als er sich lange Zeit im Schrank umgesehen hatte, und sich gar nicht zu helfen wußte, rief er: „Käthe! Käthe!“ — Die alte Magd, die gerade in der Küche strickte, öffnete die Thür.

„Komm' einmal herein,“ sagte Fritz zu ihr, „ich bin in großer Verlegenheit: Hahn und Schulz wollen durchaus, daß ich mit ihnen auf den Bisheimer Jahrmarkt fahre; sie haben mich so lange gebeten, bis ich schließlich zugesagt habe. Aber zu diesem Markte kommen hunderte von Preußen, Juristen, Offiziere, ein Haufen aufgeblasener Leute, die sich nach der neuesten Pariser Mode kleiden und die uns Bayern über die Achsel ansehen. Was soll ich anziehen? Ich verstehe mich auf derlei Dinge nicht, Du weißt, das ist meine Sache nicht.“

Käthe blinzelte mit ihren kleinen Augen; sie war ganz stolz darauf, daß man sie in einer so wichtigen Angelegenheit brauche. Sie legte ihr Strickzeug auf den Tisch und sagte:

„Sie haben ganz recht, mich zu rufen, Herr Kobus. Gott sei Dank, ist es nicht das erste Mal in meinem Leben, daß man mich um Rath fragt, wie man sich gut zu kleiden hat, der Jahreszeit und der Gesellschaft entsprechend. Ihr Herr Vater, der Friedensrichter, pflegte mich allemal zu rufen, wenn er eine Staatsvisite zu machen hatte; ich sagte ihm dann: ‚Halten zu Gnaden, es fehlt Ihnen noch dies oder das.‘ Und das war immer recht; Jedermann in der Stadt mußte zugeben, daß, was feines und standesgemäßes Auftreten anlangt, sich Niemand mit Herrn Kobus messen konnte.“

Käthe stand auf dem Tritt und wählte sorgfältig ein Hemd aus. Fritz stand unten in stiller Erwartung. Endlich stieg sie herab und brachte auf ihren ausgestreckten Armen ein Hemd und ein Taschentuch. Sie legte Beides auf den Tisch und sagte:

„Da ist für's Erste die Hauptsache; wir wollen sehen, ob Ihre Herren Preußen solche Hemden und Taschentücher aufzuweisen haben. Das waren die Galahemden und Galataschentücher des Herrn Friedensrichters. Sehen Sie sich einmal diese feine Leinwand und dieses prächtige Jabot mit sechs Reihen Spitzen an; und diese wunderschönen Manchetten, wie man nie in Hüneburg etwas Aehnliches gesehen hat; schauen Sie diese Vögel mit langen Schwänzen und diese Blätter mit durchbrochener Stickerei, welche Arbeit, Du mein Gott, welche Arbeit!“

Fritz, der sich sein Lebtag mit solchen Sachen so wenig abgegeben hatte wie mit den Mondbewohnern, fuhr mit den Fingern über die Spitzen und betrachtete sie mit Entzücken, während die alte Magd, die gefalteten Hände auf der Schürze, ihrer Begeisterung in lauten Wort Luft machte:

„Sollte man glauben, daß Frauenhände so etwas zu machen im Stande sind: ist das nicht wunderschön?“

„Ja, das ist schön!“ antwortete Kobus und dachte dabei, welchen Eindruck er mit diesem reichen Jabot und mit diesen prächtigen Manchetten auf Susel machen würde. — „Glaubst Du, Käthe, daß es viele Menschen giebt, die eine solche Arbeit zu würdigen verstehen?“

„Viele Menschen! Erst einmal alle Frauenzimmer, Herr Kobus, ohne alle Ausnahme; und wenn sie bis zu ihrem fünfzigsten Jahre die Gänse gehütet haben, so wissen sie doch Alle, was kostbar ist, was schön ist und was gut steht. Ein Mann mit solchem Hemd, und wäre er der größte Dummkopf der Welt, würde einen Ehrenplatz in ihrem Herzen haben.“

Fritz mußte laut auflachen. Er betrachtete seine Garderobe. Nach kurzer Zeit sagte er:

„Dieser Rock mit schwarzem Sammtkragen gefällt mir nicht übel, Käthe.“

„Wo denken Sie hin, Herr Kobus?“ rief die alte Magd aus, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, ein „Oberrock und ein Hemd mit Jabot?“

„Warum nicht? der Stoff ist ausgezeichnet!“

„Wollen Sie fein gekleidet sein, Herr Kobus?

„Ja gewiß.“

„So ziehen Sie diesen himmelblauen Frack an, der noch funkelnagelneu ist. Sehen Sie mal!“

„Laß' einmal sehen,“ sagte Kobus.

Er zog den Frack an.

„Das ist herrlich . . . betrachten Sie sich einmal.“

„Und hinten, Käthe?“

„Hinten ist er wunderschön, Herr Kobus. Sie haben darin eine Taille wie ein junger Mensch.“

Fritz besah sich im Spiegel und wurde ganz roth vor Freude.

Er drehte sich auf einem Bein herum und sagte:

„Ich ziehe diesen Frack an. Jetzt noch eine Weste, aber, verstehst Du, etwas Prächtiges.“

„Eine weiße Weste, Herr Kobus, ein weißes gesticktes Halstuch und Ihre schönen nußbraunen Hosen. Da, sehen Sie selbst.“

Bei diesen Worten breitete sie alles über die Commodendecke:

„Alle diese Farben sind wie für einander gemacht, sie passen gut zusammen; Sie werden leicht gekleidet sein, Sie können tanzen, wenn es Ihnen Vergnügen macht, und sehen zehn Jahre jünger aus. Wie? Sie sehen das nicht? Muß eine arme alte Person, wir ich bin, Ihnen erst sagen, was Ihnen gut steht?

Sie fing an zu lachen, so daß Kobus sie ganz erstaunt ansah und sagte:

„Es ist wahr. Ich denke so selten an Kleider —“

„Das ist nicht Recht von Ihnen, Herr Kobus; denn Kleider machen Leute. Ich muß noch Ihre feinen Stiefel wichsen, dann ist alles schön an Ihnen; alle Mädchen werden sich in Sie verlieben.“

„Oho!“ rief Fritz aus, „willst Du Dich über mich lustig machen?“

„Behüte Gott! seitdem ich Ihre wirkliche Taille gesehen habe, habe ich eine ganz andere Idee von Ihnen bekommen; he! he! he! Aber Sie werden die Schnalle wohl etwas fest anziehen müssen. Und denken Sie doch, Herr Kobus, wenn Sie auf diesem Jahrmarkt ein hübsches Mädchen finden sollten, die Ihnen gefiele, und Sie schließlich — he! he! he!“

Sie lachte mit ihrem zahnlosen Munde und sah ihn dazu an; und er, roth bis über die Ohren, wußte nicht, was er antworten sollte. Endlich faßte er sich und sagte:

„Und was würdest Du dazu sagen?“

„Ich würde mich freuen.“

„Aber Du wärest dann nicht mehr Herrin im Hause.“

„Ach du lieber Gott, die Herrin, die alles thun, nach allem sehen, alles aufheben muß! Ach! wenn nur eine kommen wollte, eine junge, gute, fleißige Herrin, die mir alles abnähme; ich wäre ganz glücklich darüber, wenn man mich nur die kleinen Kinder wiegen läßt.“

„Im Ernst, Du wärst nicht böse darüber?“

„Im Gegentheil, denken Sie doch . . . alle Tage werde ich steifer; meine Beine wollen nicht mehr recht fort; lange ginge das nicht mehr. Ich bin vierundsechszig Jahre alt, Herr Kobus, geschlagene vierundsechszig Jahre . . .“

„Ach! Du machst Dich älter als Du bist,“ sagte Fritz, innerlich hocherfreut über ihren Wunsch, der mit dem seinigen sich so gut vertrug, „ich habe Dich niemals rüstiger und munterer gesehen!“

„Oh! Das scheint Ihnen von Weitem nur so!“

„Dummes Zeug,“ sagte er lachend, „aber die Hauptsache ist jetzt, daß morgen alles in Ordnung sei.“

Er prüfte nochmals seinen schönen Frack, seine weiße Weste, sein Halstuch mit den gestickten Zipfeln, seine nußbraunen Hosen und sein feines Hemd mit dem Spitzenjabot. Dann sagte er zu Käthe, die wartend dabei stand:

„Ist das alles?“

„Ja, Herr Kobus!“

„So, da will ich jetzt einen ordentlichen Schoppen trinken!“

„Und ich will das Nachtessen bereiten.“

Er nahm seinen dicken Meerschaumkopf von der Wand und ging pfeifend wie eine Drossel zur Thür hinaus.

Die Käthe begab sich in ihre Küche.

XVI.

Am folgenden Morgen gegen halb neun Uhr sprang der lange Schultz, von Kopf bis zu Fuß in Nanking gekleidet, mit seinem Fischbeinstöckchen in der Hand und seinen glanzledernen Jagdhut fest auf sein langes, braunes, etwas vom Wein geröthetes Gesicht gesetzt, ganz munter vier Stufen auf jeden Schritt, Kobus' Treppe hinan. Hahn, in kurzem, grünem Rock, schwarzer, gelbgeblümter Sammtweste, ganz behängt mit Berlocken, und einem pompösen, langhaarigen Kastorhut auf dem Kopfe, folgte ihm langsam, indem er sich mit seiner fleischigen Hand auf's Geländer stützte und bei jedem Schritt seine Schuhe knarren ließ. Beide schienen sehr vergnügt zu sein und erwarteten ohne Zweifel ihren Freund Kobus wie gewöhnlich in seinem grauen Oberrock und seiner rostfarbigen Hose zu finden.

„Nun, Käthe,“ rief Schultz zur halbgeöffneten Küchenthür hinein, „ist er fertig?“

„Nur hineinspaziert, meine Herren, nur hineinspaziert“, sagte die alte Magd lachend.

Sie schritten über den Vorsaal und blieben auf der Schwelle des großen Speisezimmers wie angewurzelt; Fritz stand drin vor dem Spiegel, angekleidet wie ein Stutzer.

„Oh! oh! oh!“ rief Hahn aus, „oh! oh! oh! Kobus . . . . Kobus . . . .!“

„Das ist ja Verrätherei, Du willst uns für Deine Bedienten ausgeben . . . .

„Du willst uns todtmachen, willst uns zermalmen. Ich möchte wohl wissen, warum Du uns diese Falle gelegt hast?“

„Ei!“ versetzte Kobus lachend, „'s' ist der Preußen wegen.“

„Wie! der Preußen wegen?“

„Ja, gewiß; wißt Ihr nicht, daß immer Hunderte von Preußen auf den Bisheimer Jahrmarkt kommen; aufgeblasene, ganz neumodisch gekleidete Leute, die uns Bayern über die Achsel ansehen.“

„Nein, da habe ich kein Wort davon gewußt“, sagte Hahn.

„Und wenn ich es gewußt hätte,“ rief Schultz aus, „so hätte ich meine Landwehruniform angezogen, da hätte ich nach etwas ganz anderem ausgesehen, als in meinem Nankinganzug; da hätte man den Geist unserer Nation gesehen, einen Vertreter der Armee.“

Alle drei beschauten sich darauf im Spiegel, und ein Jeder hatte im Stillen sein Wohlgefallen an seiner eigenen Person.

Wie sie sich jetzt herumdrehten, sahen sie auf dem Tische eine Flasche Forstheimer stehen, drei Gläser und einen Teller mit Backwerk.

„Kommt, trinkt einmal,“ sagte er, „der Wagen muß bald kommen.“

Sie setzten sich. Wie Schultz sein Glas leerte, sagte er bedächtig:

„Das wäre alles sehr schön; aber, so wie Ihr angekleidet seid, da unten in einem alten Korbwagen auf Strohbündeln angefahren zu kommen, das werdet Ihr einsehen, das ist nicht sehr vornehm; nein, auf mein Wort, das ist etwas gemein.“

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

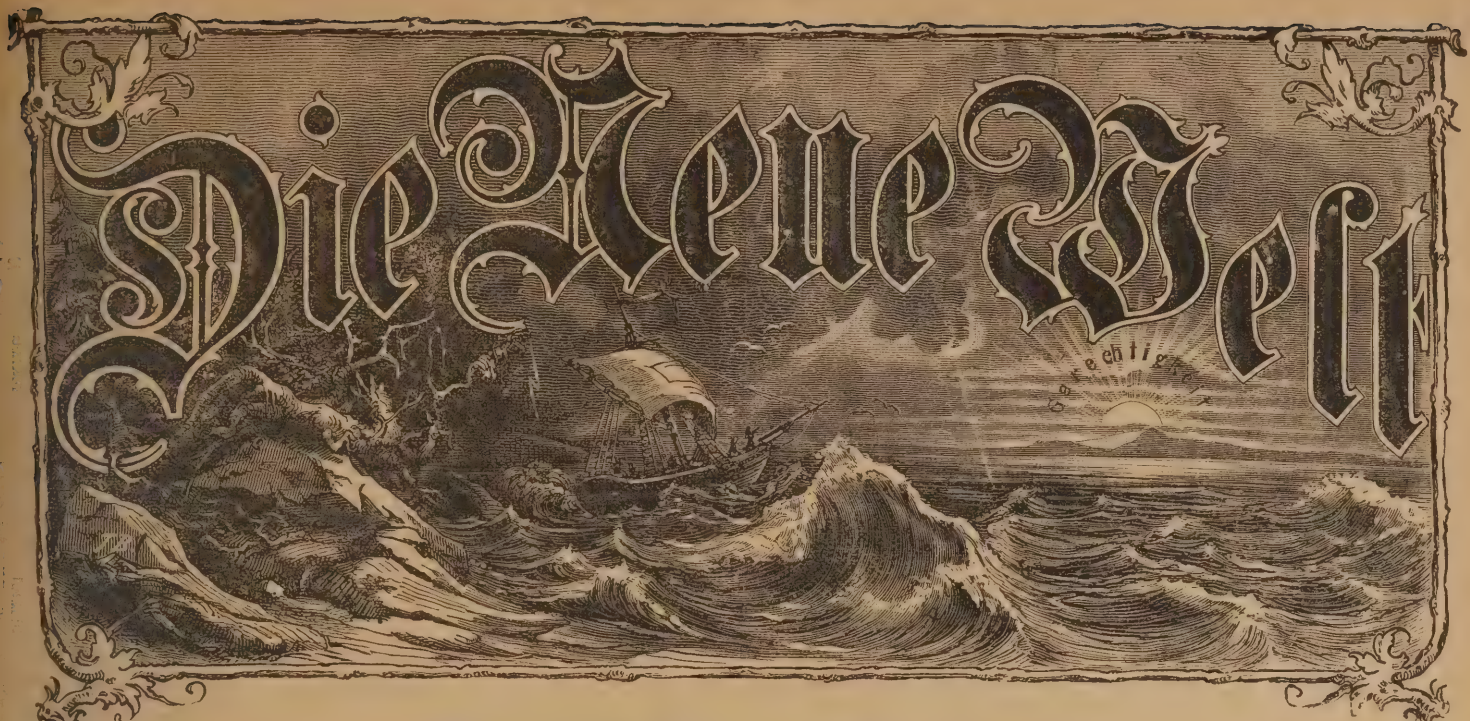
Der Teufelsfisch. (Vgl. S. 148.) Wenn wir uns ein wenig in der Natur umsehen, so werden wir in Erstaunen gesetzt über Menge und Art der Thiere, die auf der Erde und in der Luft sich ihres Daseins freuen, — größer an Zahl aber und mannigfaltiger an Gestalt sind die Geschöpfe, die sich in den dunklen Fluthen des Oceans, des Urquells alles organischen Lebens, tummeln. Hier hat die Natur ihre barocksten Formen aufzuweisen; vom organisationslosen Protaplasma bis zu den hochorganisirten Gruppen der Fische und Säuger — jedes stellt sein Contingent zu dieser Wunderwelt. Die Natur sucht hier gewissermaßen noch nach Formen, die den Streit mit den äußeren Einflüssen siegreich aufnehmen können. Tausende von Thierarten sind untergegangen im Kampf um die bevorzugte Stellung — meist ohne eine Spur von sich zu hinterlassen, aber andere Tausende existiren noch und zeigen uns, daß ihr uns wunderlicher, weil vom Alltäglichen so verschiedener Bau, ihren eigenen Bedürfnissen, vor allem aber den des Naturhaushaltes, entspricht. Und so wird der wunderliche Geselle, den wir auf unserem Bilde in die Hände der alle Meere nach Beute durchkreuzenden Menschen gefallen sehen, wohl auch seine Stelle in der Kette der Organisation ausgefüllt haben, denn wer der Natur keinen Dienst leistet, den läßt sie erbarmungslos untergehen.

Wein aus Rosinen. In Folge der Verheerungen der Reblaus wird in Frankreich viel Wein aus Rosinen bereitet. Ein französisches Journal sagt darüber: Die billige Fabrikation von Rosinenweinen ist an der Tagesordnung und macht großes Aufsehen. Mit 4 Kilo Malagarosinen und ½ Kilo Farinzucker kann man sich 60 Liter eines gesunden und kräftigen Getränks verschaffen, das dem gewöhnlichen Landwein nichts nachgiebt und dessen Kosten 3 Franken nicht überschreitet. Mit Malagarosinen erster Qualität man sich die Auslage auf 6 Franken erhöhen, aber man erhält dann eine Flüssigkeit, die einem guten weißen Landwein nichts nachgiebt. Indem man uns dieses Verfahren, das immer mehr an Ausdehnung gewinnt, mittheilt, fügt man bei, daß man die Rosinen zuerst kochen läßt, um ihren Gehalt auszuziehen, und dann das Ganze mit dem Zucker in ein Faß gießt, um es gähren zu lassen. Der Erfolg ist unfehlbar und man hat auf diese Weise die Genugthuung, täglich eine Flasche billigen Naturwein auf seinem Tisch zu haben.“ — Für den Hausgebrauch kann dieses Getränk empfohlen werden. Es ist jedenfalls besser, als das elende, gesundheitsschädliche Gemisch, welches die zahlreichen deutschen Fälscher aus Wasser, Kartoffelzucker, Fusel, Glycerin, Schwefelsäure, Tannin u. s. w. zusammenschmieren und dann pur oder in Mischungen für Traubenwein verkaufen. In Offenburg in Baden sollen sich allein mehrere große Fabriken dieses miserablen Gebräues befinden, wovon die badische Polizei natürlich nichts merkt. Aus solchen Fabriken beziehen die anderen Schmierer ihren Bedarf zur Fälschung der Naturweine. Wenn wir nach den uns zugehenden zahlreichen Mittheilungen urtheilen dürfen, ist die Schmiererei in Baden und der Rheinpfalz am größten und verbreitetsten. Der Ruf der dortigen Weine hat aber auch durch dieses schändliche Treiben bereits im In- und Auslande wesentlich gelitten.

Gegen erfrorene Gliedmaßen. Das täglich dreimalige Baden des erfrorenen Gliedes in möglichst heißem Wasser, darin man Cali (grüne Schmierseife) gelöst hat, ist eines der besten Mittel. Sollten sich bereits Hautabschürfungen oder wunde offene Stellen zeigen, so gieße man Colodium darüber, welches eine luftabschließende Hülle bildet, unter welcher die Wunde am leichtesten heilt. Für die Dauer der Schmerzen vermeide man jedes enge Schuhwerk, selbst das Ausgehen an besonders kalten Tagen, denn eine verzögerte Heilung kann hier zu besonders schweren Fußübeln führen.

Ein afrikanischer Rächerorden. Unter den freien Negern in Kalabar und Kamerun bestand noch bis vor wenigen Jahrzehnten ein in elf Grade getheilter „Eybon-“ oder Tigerorden, welcher etwa der deutschen Vehme entsprach, indem er begangenes Unrecht mit dem Tode sühnte. Nebenbei diente er aber auch den Kaufleuten als eine Art Hansa zur Wahrung ihrer Rechte. — Der Henker des Ordens, der an gewissen Gerichtstagen fungirte, hieß Idem; sein Hauptwerkzeug war die Peitsche. Verurtheilten Ordensbrüdern wurde die Vergünstigung gewährt, im Rausche zu sterben.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.



Nr. 20. Unterhaltungs-Beilage. Februar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Da man nun in den letzten Tagen die beiden Freunde öfter zusammen gesehen hatte, befestigte sich die Annahme, daß Degenhart seinen jüngeren Bruder bei sich zum Besuch habe. Er selbst wurde nicht gerade darauf angeredet, es mochte an Gelegenheit dazu fehlen, und so erfuhr er auch nichts von dem, was er im Scherz veranlaßt hatte. Frau von Salfeld fühlte ihr Gehör ein paar Mal von dem als Thatsache Angenommenen verletzt, und umsomehr, als ihr entschiedenes Abstreiten die Sache erst auffällig und mehr zum Gegenstande des Gespräches machte. Mit ihrem Gatten hatte sie bereits darüber verhandelt. Der Oberstallmeister aber meinte nur: „Nun, warum denn nicht? Ich sehe kein Unglück dabei.“ Toska ärgerte sich nur zu oft über ihren Mann, der sich, außer seiner Pferde- und Stallwissenschaft, für gar nichts interessiren wollte. So beschloß sie, mit ihrem Schwiegervater, dem Oberhofmarschall, zu sprechen.

Dieser hörte schon aufmerksamer zu, obwohl aus anderen Gründen. Die Furcht vor dem Erbschleicher berührte ihn nicht sonderlich. Obgleich seine jüngeren Söhne, die in der Armee standen, große Summen verwirthschafteten und noch zu verflüchtigen drohten, sodaß ihm ein schönes Erbtheil für Toska und ihre Töchter recht wünschenswerth gewesen wäre, gab er nicht viel auf die Gefahr durch einen bürgerlichen Eindringling. Er glaubte, die Grundsätze des Alten in Schloß Tenneberg genau genug zu kennen. Er war von Jugend her ein Freund des Freiherrn — das heißt, er hatte ihn eigentlich niemals ausstehen können und war von den gleichen Gesinnungen der Andern überzeugt, — allein viele Jahre des Zusammengehens, auch wohl der höflichen Gegnerschaft, in Stellungen an dem früheren Hofhalte, hatten sie aneinander gewöhnt, und die freundschaftliche, angenehme Form war zwischen ihnen immer aufrecht erhalten worden. Sie wechselten auch noch Besuche. Pflegte doch sogar der Freiherr von Tenneberg in jedem Winter auf eine Woche in seiner alten Kutsche nach der Residenz zu kommen und Besuche zu machen. Das war freilich im vergangenen Winter nicht mehr geschehen und, bei der menschenfeindlichen Verdüsterung, in die er seither verfallen, sah es nicht aus, als ob er es noch einmal versuchen werde.

Für manchen sarkastischen Stich, den der Oberhofmarschall von dem Freiherrn seit jeher hatte erdulden müssen, erquickte er sich an der Genugthuung, wie das Haus Tenneberg durch bürgerliche Heirathen mehr und mehr herunterkam, und gönnte dem Freunde diese Strafe. Als er nun von dem räthselhaften Schreiber, der eigentlich sein Neffe sein sollte, erfuhr, überkam ihn der alte Drang neugierigen Ausspürens, welches in Hofkreisen eine so angenehme Beschäftigung ist.

War er selbst auch bereits außer Thätigkeit am Hofe, so lebte er doch in den neuen wie in den alten Kreisen, und etwas Allerneuestes ganz genau und besser zu wissen, erschien ihm immer noch begehrenswerth. Als nun Toska ihn um seine Begleitung zu einem Besuch bei dem Oheim bat, lehnte er die Forschungsreise in dieser Form zwar ab, versprach aber, für sich allein demnächst den alten Freund aufzusuchen. Frau von Salfeld gab sich damit zufrieden und bat den Schwiegerpapa, nur nicht zu lange mit seiner löblichen Absicht zu zögern.

Siebentes Capitel.

Eines Nachmittags saß Hildegard am Flügel, sang und spielte und hatte dazwischen allerlei Griffe und Uebungen auf den Tasten zu machen, denn die Begleitungen der neuen Gesänge, welche für sie angekommen, waren selbst für einen gewandten Spieler nicht leicht. Endlich konnte sie den Gesang wieder beginnen. Da trat der Diener ein und meldete Herrn Rode vom Schlosse.

„Oh, Willkommen!“ rief Hildegard, und ging dem Eintretenden entgegen, dessen Gesicht bei ihrem Anblick strahlte. „Sie sind wieder da!“ begrüßte sie ihn. „Sehr freundlich von Ihnen, daß Sie uns besuchen.“

Gottwald entschuldigte sich, sie bei der Musik unterbrochen zu haben, Hildegard aber entgegnete:

„Es waren nur Versuche, Schwierigkeiten zu überwinden, die eigentlich über meine Kräfte gehen.“ Sie schritt dabei zum Flügel und nahm ein's der Hefte in die Hand. „Das sind nicht mehr Begleitungen,“ fuhr sie fort, „sondern Musikstücke für sich.“

Gottwald erlaubte sich, in das Blatt zu sehen. „Das wäre so schwierig?“ meinte er.

„Wie? Sie sind wohl auch musikalisch?“ fragte Hildegard. „Spielen Sie?“

„Etwas auf dem Clavier selbständig vorzutragen habe ich mich niemals unterstanden, aber einigermaßen weiß ich Bescheid auf den Tasten!“

„Wollen Sie mir etwas begleiten?“ rief sie. „Versuchen Sie! Stocken Sie auf den Tasten, so werde ich es im Gesange noch mehr.“ Von Freude durchjubelt setzte er sich hin und begann das Vorspiel. Es ging glatt und ohne Anstoß. Hildegard machte große Augen und begann mit Zuversicht. Sie fand, daß er vortrefflich begleitete. Da fiel sie zu spät ein, schon aber hatte er den Ton ergriffen und sang eine Strecke mit, um sie sicher weiter zu führen. Das kam noch einmal vor, seine wohlklingende Stimme war wieder bei der Hand, um ihr zu helfen, bis sie, Eins durch das Andere gehoben, ihren Hymnus zu Ende brachten.

„Welch' eine Gabe entdecke ich an Ihnen! rief Hildegard, in die Hände klatschend. „Sie begleiten den Gesang nicht nur sehr gut, Sie singen ja auch!“

„Ich bin ein Cantorssohn,“ entgegnete er, „da muß ich doch ein Bischen singen können. Aber auf das Vortragen habe ich mich niemals eingelassen. Doch ich will nicht lügen! In der Schule, bei unseren kleinen Aufführungen beim Actus, sang ich wohl, wenn ein Solo für den Baryton vorkam. Und das Clavierspielen ist mir eigentlich von Kindheit auf so angeflogen. Ich habe es seit lange nicht getrieben.“

„Um so überraschender! Wir sollten öfter zusammen musiciren!“

„O mit Freude!“ rief er. „Jetzt nehmen wir gleich dasselbe Stück noch einmal durch. Es wird schon besser gehen.“ — So rief er und war bereits wieder im Vorspiel. Es wurden noch mehr Gesänge durchgenommen, und beide geriethen so in den Eifer des Studirens, daß sie nicht bemerkten, wie die Mutter und Pauline eingetreten waren und hinter ihrem Rücken das Concert lächelnd anhörten.

Gottwald fuhr fast zusammen, als er den Applaus von schönen Händen vernahm, und sprang auf, um sich vor den Damen zu verneigen, welche er seit seinem ersten denkwürdigen Besuche noch nicht wiedergesehen hatte. „Nun erzählen Sie uns aber auch,“ begann die Mutter, „wie es Ihnen ergangen ist. Sie sind unter Freunden. Wie war der Empfang bei dem alten Herrn?“

„Welche selbstsüchtige Person bin ich!“ rief Hildegard. „Da stelle ich ihn gleich bei der Musik an und habe noch keine Frage nach seinen eigenen Angelegenheiten gerichtet!“

Er sah sie mit einem Lächeln an, welches sagte, daß ihm gar nichts Erwünschteres hätte geschehen können. Dann begann er: „Ich war wirklich auf einen — recht derben Empfang gefaßt, aber aber als Frau Mack bei meinem Anblick förmlich vor Vergnügen schrie, und Herr Mack mir das Ränzel von der Schulter riß und den Stab wegnahm, um mich nur möglichst schnell hineinzuschieben, da vermuthete ich schon nicht mehr das Schlimmste. Als ich bei dem Herrn Baron eintrat, fand ich ihn, wie immer, auf und niederschreitend. Er blieb stehen und sah mich an, und ich muß bekennen, obgleich ich mir unterwegs eine längere Anrede ausgesonnen hatte, ich war etwas betreten, daß ich nun doch wiedergekommen war und vor ihm stand. Er aber begann, und zwar in gar nicht sehr scharfem Tone: „Wenn sie künftig verreisen, bitte ich mir vorher eine Mittheilung aus!“ Jetzt wußte ich erst recht nicht, was ich sagen sollte, denn von den Bedingungen wollte ich nicht gleich anfangen. Da setzte er sich in den Lehnstuhl, schob mir das Buch hin und winkte mir, die Vorlesung da fortzusetzen, wo wir stehen geblieben waren. So habe ich vorgestern und gestern gelesen, und Mittags und Abends ihm von meinen Erlebnissen in der Stadt erzählt. Auch von Herrn Degenhart, und wie hoch ich ihn schätze und liebe. Und wenn er auch hin und wieder etwas Unverständliches brummte, so that er doch sogar manche Fragen über Dinge und Menschen in der Stadt. Und als ich heut Mittag erklärte, ich wolle in Neuhaus einen Besuch abstatten, machte er nur eine Handbewegung, aus der ich entnahm, daß er mir nichts in den Weg lege!“

Die Damen hatten mit Ueberraschung zugehört. „Das ist viel!“ begann darauf die Mutter. „Unerwartet viel! Und ich vermuthe, es wird zu noch größerer Nachgiebigkeit führen. Schade, daß Bruno dies nicht aus Ihrem Munde angehört hat! Er ist in Geschäften nach dem Forsthause geritten. Wir sollten ihm entgegen gehen!“

Der Vorschlag wurde angenommen und die drei Damen machten sich mit Gottwald auf den Weg. Bei einer Wendung die Waldstraße angelangt, wo ein schmaler Pfad sich durch das Unterholz abzweigte, nahm die Mutter wieder das Wort: „Liebe Hildegard, Du könntest Herrn Rode den Umweg an unseren Anlagen mit dem Aussichtspunkt vorüberführen! Mir ist es zu weit, Pauline bleibt wohl bei mir. Wir finden uns entweder am Ausgange wieder oder auch zu Hause.“

So schritt Gottwald klopfenden Herzens neben Hildegard her, angeregt und gesprächig über seine Erlebnisse in der Stadt. Sie hörte lächelnd zu, bestätigte und fragte dies und jenes, und so gelangten sie zu einem prächtigen Platze, dessen landschaftliche Schönheit um so mehr überraschte, als man ein so verändertes Bild nicht vermuthet hatte. Steil senkten sich gewaltige Felsenbildungen in die Tiefe, der Fluß schlängelte sich an ihrem Fuß her, um seine Windungen durch grüne Wiesen fortzusetzen, während die Berge gegenüber, mit dunklen Edeltannen besetzt, sich in schönen und großen Linien ausdehnten. Gottwald versuchte seinem Entzücken über diesen Anblick Sprache zu geben, während Hildegard zu kurzem Ausruhen auf einer Steinbank Platz nahm. Er setzte sich unbefangen zu ihr. Und um in seinem Gefühl dieses Glückes, welches er im Innern verschließen mußte, doch über etwas annähernd Beglückendes zu sprechen, kam er auf Lothar zu reden und konnte nicht Worte genug finden, für die Vortrefflichkeit seines neuen Freundes. „Schätzen Sie ihn nicht ebenso?“ fragte er, seinen Erguß ausklingen lassend.

„Gewiß, ich schätze ihn!“ entgegnete Hildegard. „Und es ist ohne Zweifel gut, daß Sie ihn näher kennen gelernt haben. Nun aber erzählen Sie mir etwas von Ihren Wanderungen durch das Museum. Was hat ihnen da am besten gefallen?“ — Er hatte sich seine besonderen Lieblinge an Gemälden und Statuen gemerkt und wußte sie zu nennen. „O, das ist schön!“ rief Hildegard. „Unser Geschmack stimmt gut zusammen! Wir müßten zuweilen gemeinsam durch die Räume gehen! Im Winter, wenn wir in der Stadt wohnen, werden Sie uns hoffentlich einmal besuchen.“

„Sie bleiben im Winter nicht in Neuhaus?“ rief Gottwald fast erschreckt.

„Die Zeit unseres Landaufenthaltes ist in wenigen Wochen um,“ entgegnete sie. „Es ist schade. Ich habe Neuhaus und seine Umgebung sehr lieb.“

„Ja, es ist sehr schade!“ sagte Gottwald kleinlaut.

Hildegard lächelte. „Lassen Sie uns die Zeit wahrnehmen und noch fleißig musiciren! Hätte ich doch nicht vermuthet, daß ich kurz vor Thoresschluß noch einen solchen musikalischen Beistand finden würde!“

„Ja, wenn ich so oft kommen dürfte, als ich wohl möchte!“ so seufzte Gottwald.

Jetzt fing Hildegard an zu lachen. „Wenn Sie durch den Freiherrn nicht daran gehindert — bei uns wird Sie Niemand hindern, alle Tage zu kommen!“

„Alle Tage? O das wäre —!“

„Seien Sie überzeugt, daß die Mutter, daß Bruno und Pauline Ihnen von Herzen wohl wollen, daß wir Alle uns Ihnen aufrichtig verpflichtet fühlen. Denken Sie sich bei uns wie zu Hause! Konnte Degenhart in ein paar Tagen Ihr Freund werden, so dürfen wir hoffen, in einiger Zeit auch so viel zu erlangen!“

Gottwald hätte die schöne Hand der Sprecherin ergreifen und an seine Lippen drücken mögen. „Sie haben," fuhr sie fort, „bei dem alten Freiherrn da drüben ein schreckliches Amt, dafür bedürfen Sie eines Ersatzes und ich habe das Vertrauen, daß wir Ihnen denselben bieten können. Bruno müssen Sie näher kennen lernen! Sind seine Bestrebungen in erster Reihe auch nicht wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, so steht er denselben doch auch nicht fern. Sein grader und edler Charakter muß die höchste Achtung einflößen. So jung er ist, wird er auch von Aelteren aus der Umgebung oft als Berather herbeigezogen. Das macht, weil er sich mit Neigung und Festigkeit in einem bestimmt abgeschlossenen Kreise des Strebens und Schaffens zu halten weiß."

Hildegard erhob sich, um den Weg fortzusetzen.

Im weiteren Gespräch konnte Gottwald nicht umhin, die Rede wieder auf Lothar zu bringen, und es fiel ihm auf, daß sie rasch davon ablenkte, um dafür Bruno einzuschieben und seine Vortrefflichkeit zu rühmen. Aber, so dachte er, sie hat gewiß ganz Recht, auch Bruno Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, Lothar steht dennoch einzig und unerreicht da! „Sie müssen mir versprechen," sagte sie endlich, „sich, wenn wir Neuhaus verlassen haben, an Bruno zu wenden, Sie werden dabei immer gut fahren." Er versprach es mit Freuden, zumal Bruno sein nächster Nachbar war und, wenn solche Lippen sein Lob sprachen, ein ganz vorzüglicher Mensch sein mußte.

Es geschah nun wirklich, daß der junge Nachbar täglich in seinen freien Stunden in Neuhaus vorsprach und immer willkommen geheißen wurde. Er schloß sich mit Offenheit an Bruno an, und dieser ermunterte ihn, mit ihm zu Pferde zu steigen und sich im Reiten zu versuchen. Gottwald ging mit Vergnügen darauf ein und fühlte sich durch diese gesunde Uebung sehr angesprochen. Aber freilich nahmen die Spazierritte die ganze Zeit in Anspruch, die er auf seinen Besuch zu verwenden hatte, und der Verkehr mit Hildegard wurde dadurch beschränkt. Sie winkte ihm fröhlich nach, wenn er mit Bruno dahintrabte, und empfing ihn heiter bei der Rückkehr, allein zum gemeinsamen Musiciren, an dem ihm viel lag, kam es an solchen Nachmittagen nicht. Gottwald bat daher den Baron ganz ehrlich, ihm die ritterlichen Lehrstunden aufzusparen, da er, so lange die Anwesenheit Hildegard's noch währte, die knapp gemessenen Stunden lieber auf die gemeinsame Musik verwenden möchte.

Hildegard hatte wirklich Freude an dieser Gemeinsamkeit, die auch den übrigen Familiengliedern zum Genuß gereichte. Es war, als ob der ganze Glanz ihrer schönen Stimme bei seiner tact- und rücksichtsvollen Begleitung aufstrahlte, und sie zeigte sich immer bereit, zu wiederholen, das Zeitmaß zu ändern, seine Ansicht zu hören, wenn der wie ein Cantor geschulte Jüngling besserte oder sie auch nur aufmerksam machte. Denn so beglückt sein Gehör immer den Klang ihrer Stimme einsog, so gewissenhaft zeigte er sich auch hier, eine Aufgabe tadellos durchzuführen.

„Wie werde ich verwöhnt," sagte Hildegard eines Tages, nachdem sie ein schweres Gesangstück von Beethoven durchgenommen hatten. „Wer wird in der Stadt so mit mir musiciren?" Gottwald seufzte und sah stumm auf die Tasten, bedrückt durch die Aussicht auf ein bevorstehendes Ende solcher glücklichen Stunden.

Aber nicht auf die Musik blieb der Verkehr beschränkt. Sie spazierten häufig durch den Park, auch wohl etwas hinaus in den Wald, immer in reger Unterhaltung. Hildegard erkannte, daß sich ihr ein junges Gemüth mit seiner ersten zarten Neigung erschloß. Zwar that sie nichts, dieselbe zu fördern, übte sogar einige Vorsicht gegen sich selbst, aber sie war doch Mädchen genug, sich darüber zu freuen, selbst wenn ihre Ueberlegenheit sich hin und wieder belustigt fühlte. Ueberdies gestattete der Unterschied der Jahre ihr eine Beziehung der Art, daß Gottwald in ihr zugleich die vertraute Freundin sah, der er mittheilte, was durch sein Leben gegangen, was er in seinen Bestrebungen von der Zukunft hoffte. Diese Fassung ihres Verkehrs suchte Hildegard festzuhalten, mochte er dann immer etwas lebhafter für sie fühlen und ihr seine Herzenshuldigung darbringen.

Den beiden anderen Damen des Hauses entging es nicht, daß Hildegard sich durch den Verkehr mit dem jungen Nachbar angeregt fühlte, und sie lächelten, wenn sie die vom Spaziergange Heimkehrenden zuweilen schon aus der Ferne zweistimmig singen hörten, oder am Clavier Scherze und Lachen vernahmen, welches bereits auf eine gewisse Geheimsprache deutete. Diese, mochte sie immerhin sehr unschuldige und unbedeutende Dinge treffen, die den Fragenden schwer verständlich gemacht werden konnten, schien sich von Tag zu Tag mehr auszubilden, ja, sie führte zu kleinen Neckereien, welche Gottwald mit glückseligen Augen über sich ergehen ließ.

Als er sich eines Nachmittags empfohlen hatte, erhob die Mutter mit lächelnder Drohung den Finger gegen Hildegard und sagte: „Treibe das reizende Spiel auch nicht zu weit! Der gute Knabe könnte sich etwas in den Kopf setzen!"

„Du meinst, er könnte sich in mich verlieben?" rief Hildegard heiter. „O, gute Mutter, damit ist er schon trefflich im Gange! Und ist es denn nicht allerliebst, dergleichen zu beobachten? Und dabei ein ganz unschuldiges Vergnügen!"

„Aber, wenn er es nun ernster nähme, als Du?" warf die Mutter ein. „Blicke in seine Augen und lies darin, was sie bekennen."

„Nun, ja doch!" entgegnete Hildegard, ohne sich aus der guten Stimmung bringen zu lassen. „Auch denke ich, er nimmt es jetzt schon ganz ernst — so ernst, wie es von einem Achtzehnjährigen genommen werden kann. Einen Sturm wird es nie geben, kaum ein Stürmchen! Käme es aber, so sind wir schon so gute Kameraden, daß es für ihn nicht gefährlich werden kann. Auf eine reine sittliche Natur kann man sich in allen Fällen verlassen."

„Wie willst Du die jungen Männer seines Alters so genau kennen?" fragte die Mutter. „Mancher giebt sich wie ein Kind oder wie ein Knabe, und weiß damit bereits sehr männliche Fehler zu vereinigen. Wir haben in den Familien unserer Bekanntschaft genug Beispiele gesehen. Damit will ich jedoch keine beschuldigende Vermuthung gegen Rode aussprechen."

„Gut," entgegnete Hildegard, „er ist kein Kind und kein Knabe, ich nenne ihn einen Jüngling im besten Sinne. Männliches und Kindliches liegt in seinem Wesen gar nicht. Ich vermuthe, es steckt eine ganz vornehme Natur in ihm, die freilich noch jugendlich unentwickelt ist. Es kann kein Unglück für ihn sein, wenn er für mich schwärmt. Ich bin ihm auch gut, und, mehr noch, ich meine es gut mit ihm. Wir wissen, daß er ohne Familie, ganz allein auf der Welt steht. Sein Verhältniß zu dem alten Freiherrn kann nicht dauernd bestehen. Es ist gut für ihn, wenn seine Neigung sich an uns kettet, gewisse Vortheile kann — und soll es ihm sicherlich bringen."

Frau von Tenneberg schien dagegen nichts einwenden zu wollen. Nach kurzem Schweigen begann sie: „Er sieht Lothar doch merkwürdig ähnlich!"

Hildegard hatte nicht gleich etwas darauf zu entgegnen, dann sagte sie, über eine Stickerei gebeugt: „Ich habe Lothar in diesem Lebensalter nicht gesehen. Wenn Du zurückdenkst — sah er damals so aus, wie unser junger Freund?"

„Es ist sonderbar," meinte die Mutter, „daß mich die Erinnerung etwas im Stich läßt. Ich habe immer nur den jetzigen Lothar vor Augen. Aber laß uns doch einmal in den alten Photographie-Albums nachsuchen, Bruno hat ja dergleichen aus allen Jahrgängen."

Sie begaben sich in Bruno's Zimmer, wo die Mutter die Bücher an bekannter Stelle fand. Es wurde lange nachgeschlagen, sie schüttelten die Köpfe über manche Carricatur, welche die „naturgetreuste" Kunstfertigkeit verschuldet hatte, endlich hielt die Mutter ein Blatt mit dem Finger fest. Das sollte der achtzehnjährige Lothar sein? Sie wußte, daß er es sein sollte. Sie blickten in ein fast fremdes Gesicht, in welchem weder eine Aehnlichkeit mit dem jetzigen Lothar, noch mit Gottwald Rode zu erkennen war. Sie fingen an zu lachen, und beim Blättern unter all' den sonderbaren Abbildern wurde die Unterhaltung auf andere Gegenstände gelenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin. Fortsetzung.

Mich hat es ja auch überrascht, liebe Margarethe, da er erst so kurze Zeit in unserem Hause verkehrt. Und ich bin noch gar nicht mit mir einig, ob ich ihm eine Zusage geben soll. Denke doch, wie unzuverlässig, ein Mann, der Deinetwegen aus weiter Ferne herkommt, einer Anderen begegnet und sich Hals über Kopf in diese versieht, die arme Trauernde, die ihn nie vergessen, unbeachtet im Winkel sitzen lassend."

Margarethe saß wie auf Nadeln, diesen Trostsprüchen gegenüber.

„Und gestern trat er auf mich zu, meinen Namen so gut, so lieb aussprechend!" kam es gepreßt aus ihrer Brust, während sie das Haupt schüttelte. „Ich verstehe ihn nicht — was wollte er mir denn gestern sagen?"

„Das war das Bedauern, das Schuldgefühl Dir gegenüber, meine Liebe!" log Frau Ulrike. „Sieh, Du hast Dich auch verändert gegen früher. Du hast nie etwas für die Pflege Deines Teints, Deiner natürlichen Vorzüge gethan — Du weißt, ich tadelte Dich oft deswegen, nun standest Du plötzlich vor ihm, dem verwöhnten Manne, so alltäglich, abgearbeitet und — verzeihe mir, ich spreche aus seiner Auffassung — reizlos, daß das Wiedersehen ihn auf's Grausamste enttäuschte, denn das Abbild eines jungen, blühenden, frischen Kindes hatte er von Dir mit sich hinweggenommen und so lange herumgetragen. Ich merkte es wohl, was in ihm vorging!"

Ein bitterer Zug legte sich um des Mädchens Lippen und sie schlug die Hände vor's Gesicht.

„Und nun, wie peinlich, wenn er wirklich Dein Schwager wird und in unser Haus kommt — als Leontinen's Mann. Wie entsetzlich bedrückend muß Dir das Wiedersehen sein!"

„Nein, eher gehe ich aus dem Hause!" rief Margarethe aufspringend.

Da hatte Frau Ulrike sie nun, wohin sie sie mit allen ihren Lügen bringen wollte. Ihr Auge blitzte in heimlichem Triumphe auf.

„Aus dem Hause?" fragte sie wie bestürzt. „O, das wäre mir bitter leid! Aber in der That, es dürfte die einzige Lösung sein! Allein wohin wolltest Du?"

„Gleichviel wohin!"

„Nun, ich wüßte Dir ein Asyl. Eine Freundin von mir in Ostpreußen, die krank ist, eine verwittwete Obristin, die dort ein Gut besitzt, bedarf einer Pflegerin. Sie schrieb mir jüngst, sie sehne sich danach, ein braves Mädchen im Hause zu haben, die bei ihr sozusagen Tochterstelle vertreten könne, in allem zum Rechten sehen und sich mit der einsamen Dame allmälig einleben. Soll ich dahin telegraphiren, Margarethe? Du würdest dort still und behaglich leben, wie bei uns."

„Sie sind sehr gütig, liebe Tante", sagte Margarethe, wie abwesend. „Ja, telegraphiren Sie dorthin. Fort, nur fort von hier! Aber zuvor — muß ich noch einmal mit eigenen Augen mich überzeugen, daß er in der That mich vergessen hat und Leontine den Vorzug giebt!"

Ulrike erschrak.

„Du willst ihn sprechen? Denke doch, wie beschämend für Dich!"

„Sprechen? nein, das nicht. Aber sehen! Ihn und Leontine, wenn sie beisammen sitzen, wenn sie einander angehören. Und will in seinen Mienen lesen, ob er wirklich so rasch für sie hat Liebe fassen können, oder ob das Alles nur eine große Täuschung ist, die er sich selbst und uns bereitet!"

Frau Ulrike dachte nach. Sollte wirklich an diesem närrischen Einfall des Mädchens ihre Kunst scheitern? Aber nein, schon kam ihr eine Idee —

„Halt, mein armes Kind", antwortete sie, „ich will Dir behülflich sein; unbemerkt sollst Du sie morgen beide beobachten, obwohl ich Dir gern die Schmerzen ersparte, Zeugin ihres jungen Glückes zu sein. Und dann bringe ich Dich zu meiner Freundin, Du mußt mir erlauben, daß ich persönlich Dich in Dein Asyl geleite!"

„Lieber ginge ich allein!" gab Margarethe tonlos zurück, „indeß — es ist gleichgiltig, so oder so!"

„Nein, nein, Herzchen!" sagte eifrig Frau Ulrike, die sie ja um keinen Preis aus den Händen lassen wollte. „Auf jeden Fall werde ich Dich begleiten. Es soll nicht aussehen, als kämst Du wie die Erste, Beste hergelaufen, als reisest Du wie eine neuengagirte Bonne zu. Das macht Dir von Anfang an gleich eine andere Stellung im Hause, wenn ich Dich hinbringe!"

Margarethe lächelte trüb.

Sie konnte es noch gar nicht begreifen: der Todte würde plötzlich wieder lebendig — um sie zu verrathen. Kaum tauchte er auf, da verlor sie ihn auch wieder! Und sie hatte seinem Andenken das Opfer ihrer Jugend gebracht! Sie saß und schüttelte schmerzlich das Haupt.

Zur gleichen Stunde aber lief ruhelos in den eleganten Zimmern „des princes" am Leipzigerplatz, die er dort im ersten Stock gemiethet, der Mann auf und nieder, den sie treulos wähnte, in ängstlicher Sorge um ihr Befinden. Kaum vor einer Stunde aus der Hildebrandtstraße heimgekehrt, consultirte er ein Mal über das andere die Broncependüle seines Kamins, ob er ohne Aufdringlichkeit wohl schon wieder hinausfahren dürfte, einen neuen Versuch zu machen, bei Margarethe vorgelassen zu werden.

Plötzlich aber fiel ihm bei, daß er ja für diesen Mittag noch eine andere wichtige Unternehmung beschlossen.

Gleich darauf sehen wir ihn unten auf dem Platze in einen der offenen Einspänner steigen und die Adresse, die er dem Kutscher zurief, lautete:

„Magdeburgerstraße 35."

In diesem Hause der Magdeburgerstraße wohnte Herr Herzberg, Alverdissen's Geldgeber.

— — — — — — — — — — — —

Im Arbeitszimmer des Wucherers saßen zu eben dieser Zeit dieser und der junge Edelmann in heftiger Debatte. Letzterer war eben von der Börse angekommen, sein Wagen fuhr unten auf und ab, offenbar gedachte er sofort wieder dorthin zurückzufahren.

„Und ich wiederhole — heut muß die Mine springen, oder wir verlieren die Früchte unserer Anstrengungen!" rief Alverdissen. „Wir müssen jetzt anfangen zu kaufen. Noch hält Mertens mit dem letzten Rest seiner Kräfte und seiner Geldreserven den Cours darnieder — heut Morgen indeß begann dieser bereits anzuziehen! Er ist am Rande, er selbst will nun kaufen, wenngleich die Südpreußen dadurch sofort anfangen werden in die Höhe zu gehen. Also müssen wir jetzt zugreifen, sofort, noch heut. Ich bitte demnach um das Geld!"

Der kleine, verwachsene Mann seufzte tief auf.

„Wollen Sie's nicht geben, reut sie etwa unser Vertrag, schön, so beschaffe ich's mir anderweitig!" fuhr jener fort.

„Nun, nun, junger Herr, nur kaltblütig bleiben!" murrte der Andre und schloß zögernd seinen Secretär auf.

„Gewiß will ich's geben! Wort ist Wort! aber — ich komme jetzt mit Ihnen und wir fahren zusammen bei den Banquiers herum, um die Einzahlungen der Depots zu machen und die Kaufaufträge zu geben!"

„Ich bin kein Dieb!" fuhr Alverdissen auf. „Sie können's mir schon anvertrauen! Beide — das macht zuviel Aufsehen, zumal man mich ja kennt!"

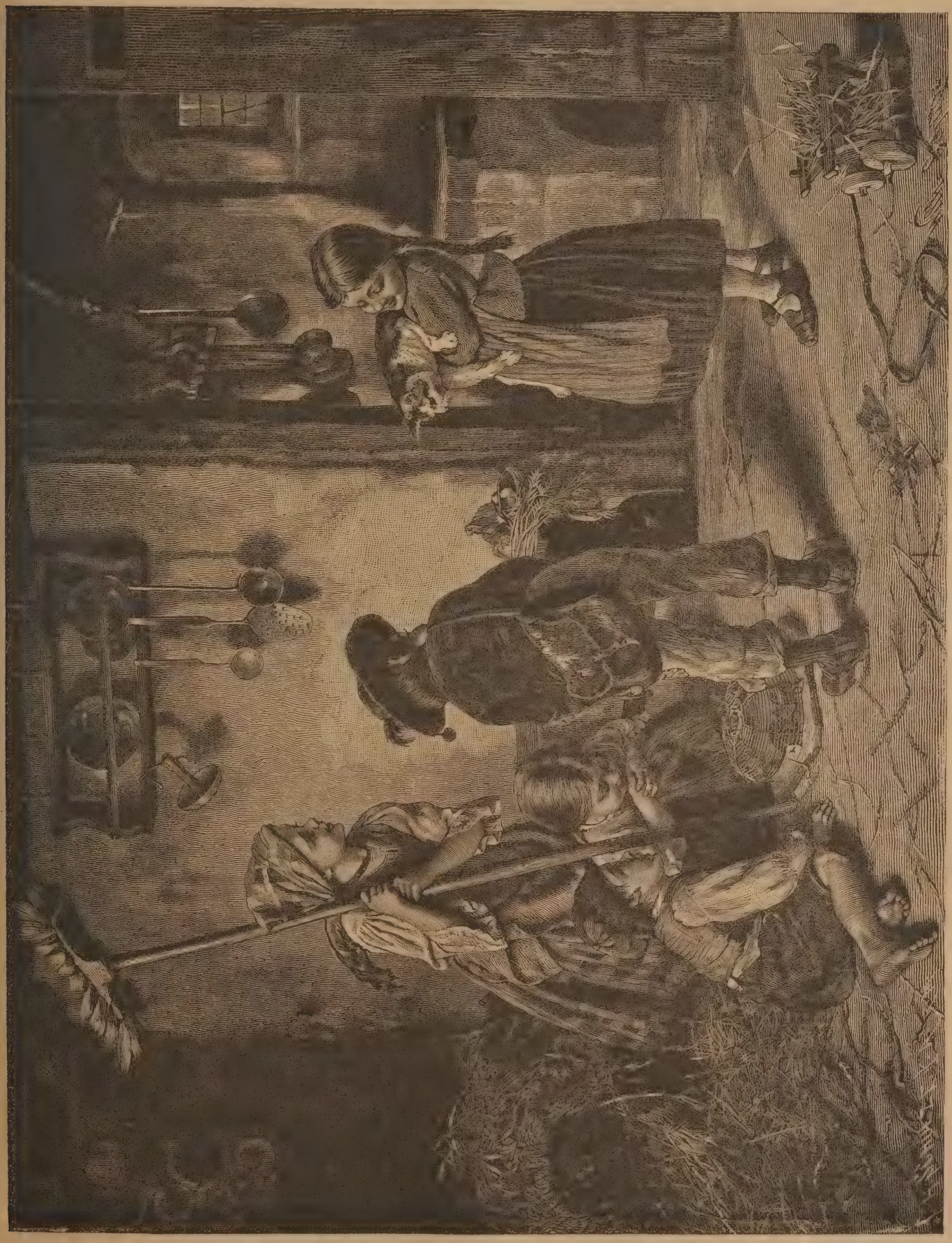
„So bleiben Sie im Wagen sitzen, ich werde jedesmal hineingehen. Wir kaufen im ganzen 50000 Stück, also etwa tausend Stück in jedem Geschäft. Wenn sie uns nur überall so bereitwillig Credit geben!"

„Unnöthige Sorge. Sie zählen ihnen gutes baares Geld auf den Tisch! Und dann verdienen die Banquiers ja selber

genug bei dem Geschäft, denn sie werden uns zweifellos ihre 6% Zinsen für das, was sie zuschießen, anrechnen!"

Der alte Mann that einen zweiten, tiefen Seufzer.

„Sehe ich so dumm aus?" meinte er gemüthlich. „Die beiden Jungen ahnen nichts — sie sind für uns nur ein paar Dienstleute, die uns einen Gang abnehmen!"



Auch eine Hinrichtung. (Bild ohne Worte.)

„Wir brauchen nicht alle Fahrten selbst zu machen. Ich habe meinen Sohn und meinen Neffen schon vorbereitet."

„Sie haben das Geheimniß preisgegeben?"

Der Wucherer lachte über Alverdissens Aufregung.

Alverdissen kaute nervös an seinem Schnurrbarte, während jener nun Packet auf Packet mit Werthpapieren und Banknoten aus den Fächern seines Schreibsecretärs herausnahm.

„Hab' gestern das Geld hergeschafft. Sonst ist kein Pfennig

bei mir im Hause, außer dem Nöthigsten!" brummte er vor sich hin. „War eine schlimme Nacht, das viele Geld in der Wohnung!"

„Emma, gehn Sie 'mal rasch 'rüber zu meinem Neffen in Nummero 3 und sagen Sie auch dem jungen Herrn, er soll sich zum Ausgang fertig machen!"

Die letzten Worte galten dem eben eintretenden Dienstmädchen.

Allein dies hatte eine andere Meldung zu machen:

„Es ist ein Herr draußen, der Sie zu sprechen wünscht!" sagte sie. „Hier ist seine Karte!"

Der Geldmann nahm das Kartenblättchen:

„Mr. G. G. Brissey" las er halblaut.

„Brissey," wiederholte Alverdissen erbleichend.

„Kenne den Herrn nicht," fuhr Jener fort. „Fragen Sie, was er will, in welcher Angelegenheit er kommt!"

„Das kann ich Ihnen sagen, Herzberg," flüsterte ihm der Edelmann in's Ohr. „Der ist uns auf der Spur — ein persönlicher Feind von mir!"

„Gehen Sie, Emma," fügte er gegen das Mädchen hinzu, „sagen Sie, Herr Herzberg ist nicht zu Hause. Er wäre indessen heut Nachmittag um 5 Uhr mit Sicherheit zu sprechen!"

Das Mädchen stand eine Secunde zögernd, da ihr Herr indessen nicht widersprach, so ging Sie und richtete draußen ihren Auftrag aus.

Und Alverdissen athmete erleichtert auf, als er vom Fenster aus Brissey gleich darauf das Haus verlassen sah.

Daß aber der Australier an der Ecke ein geschlossenes Coupee bestieg und von dort, den Kutscher halten lassend, aus dem Hinterfensterchen des Wagens den Hauseingang überwachte, bemerkte er nicht mehr, da sie Beide ja nun Eile hatten, ihre Rundfahrt bei den Banquiers anzutreten.

Brissey hatte nämlich die vor dem Hause auf- und abfahrende Droschke wohl gesehen und seine Schlüsse daraus gezogen.

Nicht lange brauchte er in seinem Gefährt zu sitzen, da gewahrte er, wie Alverdissen und Herzberg, Packete im Arm, aus dem Thorweg kamen, und nun erst drückte er auf den kleinen Gummiballon, der in den Droschken sich zu befinden pflegt und dem Kutscher durch einen leisen Pfiff nach außen das Zeichen zur Abfahrt oder zum Halten giebt.

Er wußte genug.

„Leider hat der Schurke nun gemerkt, daß ich ihm vollkommen auf der Spur bin," dachte er. „So muß noch heut die Entscheidung fallen, und wir müssen die größten Mittel anwenden. Zu Mertens zunächst, ihm den Gewissenlosen zu entlarven! Vorher jedoch noch zu Dir, Margarethe!"

Wenige Minuten später hielt die Droschke vor der Mertens'schen Villa.

„Die gnädige Herrschaft ist ausgegangen!" war der Bescheid des öffnenden Dieners.

„So melden Sie mich Fräulein Margarethe!"

„Das gnädige Fräulein ist leidend und nimmt keinen Besuch an!"

Offenbar war der Diener gut instruirt. Man wollte ihn nicht vorlassen.

Brissey zog ein Goldstück aus seiner Börse und hielt es dem Manne zwischen zwei Fingern hin.

Jener riß die Augen weit auf. Er kämpfte einen schweren Kampf. Allein die Furcht vor dem Zorn „der Gnädigen" siegte. Er wußte, daß er sofort entlassen werden würde und das Zwanzigmarkstück wog doch seine Stelle nicht auf.

„Es thut mir unendlich leid, gnädiger Herr Baron!" sagte er, sich tief verneigend und die Hände krampfhaft auf dem Rücken in einander pressend. „Allein, es ist strenge Ordre, Niemand vorzulassen! Das Fräulein ist wirklich zu leidend!"

Um weiterer Versuchung zu entgehen, schlug er lieber die Thür wieder zu und Brissey stand abgewiesen draußen.

Seine Zähne knirschten. Er schoß einen wilden Drohblick zu den Fenstern hinauf und bestieg wieder seinen Wagen.

Auch hier wußte er jetzt genug.

„Zur Börse!" rief er und reichte dem Kutscher das Geldstück, das er noch in der Hand hielt. Der Mann zog tief den Hut, maß den fürstlich freigebigen Fahrgast mit einem erstaunten Blick, und als er sah, daß Jener wirklich nichts wieder herausgegeben haben wollte, peitschte er auf sein Pferd, daß das Gefährt im Galopp aus der engen Straße hinaus und den Canal entlang sauste.

— — — — — — — — — — — —

Währenddem fuhren Alverdissen und Herzberg von Geschäft zu Geschäft. Sie limitirten den Cours und gaben ihre Aufträge, die man gleich nach der Börse hin telegraphirte, da es schon spät war. Es zeigte sich, daß Herr Herzberg fast allenthalben bekannt war und willigen Credit fand. Alverdissen blieb draußen im Wagen, controlirte aber jedesmal genau die Rechnungen und Quittungen, die jener von den Banquiers mit herausbrachte.

„Sie sind mir doch eigentlich ein schöner Compagnon!" sagte Herzberg lachend, als sie den heutigen Theil ihrer Aufgabe beendet, „Sie wissen, daß Mertens heut noch nicht ernsthaft einkaufen wird und kaufen ihm nun die Actien vor der Nase weg, obwohl Ihnen vollkommen klar ist, daß der Mann dadurch ruinirt wird!"

Alverdissen zuckte die Achseln und blickte zum Fenster hinaus.

„Nun, glücklicher Weise habe ich Sie besser gebunden", fügte der kleine Mann boshaft hinzu, „so daß Sie gegen mich ehrlicher sein müssen!"

Jener warf den Kopf auf. Er mußte sich doch leider recht mit allerlei Plebejern einlassen, um seine Ziele zu erreichen! Das etwa war die einzige unbehagliche Empfindung, die er bei der Sache hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Danischeffs.

Schauspiel von Pierre Newsky.

Besprochen von Hugo Hecht.

Die Begebenheit spielt sich auf russischem Boden ab, dessen unverwüstliche Zeugungskraft an Disteln und Nesseln der Barbarei und Despotie jede, auch die unscheinbarste, Blume der Freiheit im Keime erstickt.

Der brennende Wille der unvermischten Erhaltung ihres alten Geschlechtes wird zur Triebfeder der Handlungen der verwittweten Gräfin Danischeff. Welcher Art diese nun sein können, möge man ihren Worten bei Gelegenheit der Entwerfung ihres Auto-Portraits entlehnen: „sie (die Gräfin) kennt nur den Adel, alles Uebrige ist für sie nicht da, sie giebt zu, „daß es schön sein mag, der Sohn seiner Werke zu sein, wenn man nicht die Ehre hat, der Sohn von irgend Jemand zu sein!" — Die Ehre ihres Namens ist ihr Gesetz — Alles für diesen Namen! Den einzigen Sprößling ihrer Ehe, Wladimir, gilt es denn nun, zur Verbindung mit der Tochter des Fürsten Walanoff, Lydia, zu bewegen, als derselbe ihr zu ihrem Entsetzen seine Liebe zu Anna, dem Mündel seiner Mutter, mittheilt. Schnell ist ihr Plan gemacht — nie und nimmermehr! — und sie nimmt ihm den Schwur ab, in Moskau, wo er in Garnison liegt, und wohin er nach dem eben beendeten Urlaub zurückkehren muß, endlich sich zu bemühen, aus den dortigen adeligen Kreisen eine Lebensgefährtin sich zu erwählen, denn in dem Wirbel dieser Kreise gelänge es ihm, wovon sie fest überzeugt ist, seine Liebe zu Anna zu vergessen. Eben ist er zum Schloßhof hinaus, als die leidenschaftliche Frau, die sich mit halben Entschlüssen nicht trägt, sofort alle Anordnungen trifft, um Anna mit einem Leibeigenen zusammenzukoppeln; beider Hochzeitsgeschenk wird ihrerseits die Freigebung. Es ist dies der Kutscher Osip. Könnte er, wie viele dieser armen unterdrückten Wesen von sich sagen: „Die lange Finsterniß der Knechtschaft hat meine Menschenwürde nicht erstickt," sagen in stolzer Aufwallung ihrer beleidigten Ehre, wie er bei einer späteren Gelegenheit zur Gräfin: „Du schenktest mir die Freiheit, schenktest mir Anna — und diese beiden Güter weiß ich zu schätzen und zu hüten —

verlasse Dich darauf!" — wäre, sagen wir, dieser Charakter ein Prototyp jener systematisch Verdummten und Ehrberaubten, so könnte es vielleicht bald besser dort bestellt sein.

Mit seinem Freilassungs-Dokument nimmt Osip Anna in Empfang, aber mit dem Gelübde, die Wunderblume für seinen angebeteten Herrn zu pflegen und zu bewahren, sie dem Grafen zu übergeben, zu dem einzig ihre Liebe sie hinzieht, wenn die seinige Stand gehalten hat, und er kommt, sie heimzuführen. Das tiefe Weh des Mannes, in dem das Gefühl der Dankbarkeit zu dem Grafen für die seinen Eltern erwiesenen Wohlthaten, über seine eigene innige Liebe zu Anna sich siegend behauptet, versinnbildlicht uns das ihr von ihm erzählte Märchen „von der Lilie und den Höhlenmännchen", nach deren Besitz der Adler strebt, der aber von der Wölfin verscheucht wird — ein Märchen, das den dichtenden russischen Volksgeist in seiner ganzen Naivität und Anmuth, aber auch Schwermüthigkeit kennzeichnet.

Indeß bewegt sich der junge Graf in den Moskauer Zirkeln, umschwärmt von allen Seiten, doch seine Liebe zu Anna kann trotz aller Pracht und alles blendenden Glanzes nicht verblassen. Die Mutter glaubt den Zeitpunkt gekommen, die Frucht ihrer Saat genießen zu können und erscheint ihm unerwartet im Salon der Prinzessin Wolanoff. Inzwischen wird er von dem in seinem Heimathschloß Schava Vorgefallenen von anderer Seite in Kenntniß gesetzt und ein völliger Bruch mit seiner Mutter ist die Folge, in der nun trotz aller Verzweiflung über das Mißlingen ihres Planes, über die zähe Ausdauer der Neigung ihres Sohnes, die Mutterliebe die Starrsucht überwindet. Sie will ihm Anna zuführen, mit List oder Gewalt sie Osip rauben und eilt nach Schava. Auch Wladimir ist dahin geeilt, den vermeintlich schuldigen Osip und Anna zu tödten. Bei diesem Zusammentreffen entfaltet sich der Character Osip's zu stolzer Großartigkeit; die Sprache, die er spricht, ist die des niedrigen Mannes, der die erlangte Freiheit nicht nutzlos genießt, in dem sie alle Eigenschaften, die auch das geringste Menschenleben zu schmücken vermögen, Ehre und Selbstbewußtsein, wach gerufen hat, und den Getretenen Worte verleiht, die den Gegner vernichten. Das sind keine Phrasen: „Deine Ehre ist die meinige," sagt Anna zu Osip, gegen die Gräfin gewendet, dem sie längst dankbare Bewunderung und Verehrung zollt ob der Hoheit seines Wesens, die der schlichte Verstand des Mannes, sein geringes Wissen ihr, der durch die gräfliche Gunst Hochgebildeten, um so ausgeprägter entgegentreten macht. Im dritten Akt erreicht das Schauspiel seinen Höhepunkt. Leider schwächt der folgende, letzte, die Wucht des Eindrucks, den er ausgeübt. Die Intriguen der Gräfin Lydia, die Genehmigung der beantragten Scheidung der Ehe Osip's und Anna's zu hinterziehen, können nicht interessiren, die Bedingungen, unter denen eine solche in Rußland angängig ist, in diesem Stück überhaupt nicht. Der bis dahin bewahrte reine Heroismus der Helden bekommt einen zu pathetischen Beigeschmack. Die Scheidung soll nur in dem Falle möglich sein, daß der Gatte in ein Kloster geht, und Osip selbst läßt sich insgeheim das Document dazu ausfertigen, mit dem in der Tasche er den Betheiligten seinen Entschluß ansagt, der dem Grafen erst ermöglicht, Anna zum Weibe zu nehmen. Es ist also kein Ende mit Schrecken, doch es befriedigt in dieser Fassung auch in psycholgischer Beziehung nicht.

Gegenüber den glänzenden Vorzügen des Werkes aber möge ein Kritteln und Deuteln des minder Gelungenen unterbleiben. Es soll ohnehin nicht Hauptzweck dieser Besprechungen sein, in alle Details die resp. Stücke zu zergliedern, sondern ihren Grundzug und dessen Ausarbeitung darzulegen, den Eindruck auf die Massen zu ergründen, deren Urtheil in ihnen zu verdichten. Verkündiger soll der Kritiker sein des Urtheilsspruches, den von seinem hohen Richterstuhle das Volksgefühl spricht. Er soll sich seiner Subjectivität zu entäußern streben, nicht nach einseitigen Verstandesregeln das Ding betrachten, und in deren spanischen Stiefel seinen Spruch zwingen. Viele mögen diese Auffassung für einen idealen Zustand der Kritik erklären, der ebenso wünschenswerth wie unerreichbar sei, aber nur Geduld! wie aus dem Volke heraus gedichtet wird, so wird auch aus ihm heraus kritisirt werden und monarchische Prinzipien lassen sich hier nicht aufrecht erhalten. Hätten wir mehreres Derartiges, so brauchten wir uns nicht so sehnsüchtig nach Dichtern umzusehen, die nicht das eigene Leid, sondern das der Menschheit singen — blieben freilich noch Bühnen zu wünschen übrig, denen eine hohe Censur die Aufführung solcher Werke gestattete, die sie hinanstragen in alle Schichten und Lande, und der Bühne ihren eigentlichsten Beruf wiedergeben.

Kein Wort, keine Handlung schweift in den ersten drei Akten über den der Entfaltung des Stückes bestimmten Rahmen hinaus, die sich anderswo, wo das Volumen des Bandes eine größere Rolle spielt, als sein Inhalt, wie räthselhafte Protuberanzen vom Sonnenball, entfernen. Knapp und klar ist die Sprache, und der Stufe, die ihre Personen einnehmen, angemessen. Dem russischen Aristokratenzirkel ist der ganze zweite Akt gewidmet; wir wenden uns mit Ekel von der geistlosen Prahlhans-Existenz seiner Angehörigen ab. „Keine Mitte, alle Welt von Adel, oder Sklaven, Exellenz oder nicht," wie es im Stücke heißt, nach welch' löblichem Prinzip sich auch ihr Verhalten einrichtet.

Die Darstellung, die das Schauspiel am hiesigen, mit vorzüglichen Kräften ausgerüsteten Residenz-Theater gefunden hat, war eine solche, die keinen Anspruch unbefriedigt ließ. Erwähnt sei noch, daß dasselbe durch die bekannte billige Reclam'sche Universal-Bibliothek zu beziehen ist, wodurch es hoffentlich weiteste Verbreitung erlangt.

Cajus Gracchus.

Von Franz Czekal.

Der Tag erglüht, die feuchten Nebel weichen
Wie Nachtgespenster vor der Sonne Blick,
Und Rom erwacht, dem kaum die Götter gleichen,
An Stolz und Macht, an Siegesruhm und Glück.
Wie eine Löwin liegt es da, die Weichen
Vom Schweif gepeitscht und jeden Augenblick
Bereit, den Feind im Sprunge zu empfangen,
Voll heißer Gier und grausigem Verlangen.

Stumm rollt der Tiber weiter seine Fluthen
Dem Meere zu, dem stillen, blauen Grab:
Und spielend weht durch gold'ne Rosengluthen,
Der Morgenwind dem Strome nach, hinab.
Wer ahnte wohl, daß heut noch Opfer bluten?
Es öffnet sich das nimmersatte Grab
Sie zu verschlingen, eh' die Dämm'rung grauet,
Und sich das Meer der Sonne näher schauet.

Und horch! Ein Lärm entweicht der Frühe Strahlen,
Der Waffen Schall dringt rauh zum Himmel an
Und kaum geboren, muß sich blutig malen
Der Tag, und ziehn die sonnenhelle Bahn.
O, Adler Rom's, dein Flug erzeugt nur Qualen,
Und er verfolgt das leere Trugbild: Wahn!
Auf Leichen ist dein mächt'ger Hort gegründet,
Gieb Acht, gieb Acht, daß ihm der Halt nicht schwindet!

Und sieh, ein Thor springt krachend auf und speiet
Ein wüstes Heer von Kämpfenden hinaus,
Vom Schwerterklang ringsum der Anger dräuet,
Und wiedertönt's weit über's Feld hinaus.
Ein Mann allein, dem Zeus die Stirn geweihet,
Flieht nicht, weicht langsam nur bis in ein Haus
Von Wald umringt: Den Göttern ist's geheiligt,
Und wehe Dem, der es durch Mord entheiligt!

Hier hält er still; das Blut rinnt aus den Wunden
Und trüben Blickes schaut er rings umher,
Doch hat er kaum des Leibes Weh empfunden,
Der Seele Schmerz macht ihm die Brust so schwer.
Und Mattigkeit, die Folgen jener Wunden,
Versenkt ihn bald in's tiefe Schlummermeer.
Ein treuer Sklav' bot seinen Schoß zum Pfühle
Und ringsum weht's der heißen Stirne Kühle.

Und wie der Schlaf die Seele leis' umhüllet
Erhebt sich schon der Träume lichter Chor,
Und aus dem Nebel, der sich ballt, entquillet
Ein Zug Gestalten und tritt klar hervor.
Und wie er wallt, sich immer neu enthüllet
Ein andrer Zug, und geht, wie die zuvor.
Es ist die Zukunft, die sich nun erhebet,
In Traumgestalten still vorüberschwebet. —

Ein ernster Mann kommt bleich herangezogen,
Den Lorbeerkranz gedrückt in's schlichte Haar,
Und hinter ihm auf dunklen Traumeswogen
Ein and'rer, dem die Freiheit heilig war.
Mit blankem Dolch, der edles Blut gesogen,
Schwebt finster er vorbei mit dieser Schaar.
Und wie der Letzte langsam nun verschwindet,
Ein andrer Zug die Zukunft schon verkündet.

Es ist ein Weib mit süß geschwelltem Munde,
Den Thyrsusstab schwingt sie in ihrer Hand;
Die Kron' im Haar, mit ihr im tollen Bunde
Ein wildes Heer, von Lüsten übermannt.
Gekrönte Häupter mit der Todeswunde
Im Herzen, auf der Stirne Schmach und Schand',
So ziehen sie in ewig langer Reihe,
Nur andere ersetzen sie auf's neue.

Doch sieh, wer sind die, welche jetzt erscheinen,
Mit blondem Haar und kühnem Angesicht,
Den Göttern opfern sie in Eichenhainen
Und huldigen der Freundschaft, Treu und Pflicht.
Sie zieh'n heran in mächtigen Vereinen,
Und über Roma halten sie Gericht,
Und wo die Lust geschwelgt in vollen Zügen,
Muß überall die starre Tugend siegen. —

Schon will der Nebel sich auf's neue ballen,
Schon tritt aus ihm ein andres Bild hervor,
Da schwindet es, denn laute Stimmen hallen
Und wecken auf des Schläfers trunk'nes Ohr.
Schnell springt er auf und sieht, wie durch die Hallen
Des Haines stürmt der rachedürst'ge Chor.
„Ha seid willkommen, die den Tod ihr bringet,
Ich bin bereit, daß mich das Grab umschlinget!"

„Ich sah dich, Rom, in deinen künft'gen Zeiten,
Und Schauer rieselt mir durch das Gebein. —
Ich sah dich herrschen über Erdenweiten,
Doch sah ich auch, daß es nur leerer Schein.
Ich sah die Laster sich in dir verbreiten
Und herrschen mit den Mächt'gen im Verein.
O schmachvoll Bild für eines Römers Augen,
Wenn schlangengleich sie an dem Volke saugen!"

„Du armes Volk, ich hab' für dich gestritten,
Doch Ach! umsonst, denn du verstandst mich nicht,
Bald hat mein Herz, bald hab' ich ausgelitten,
Doch du mein Volk, du stirbst noch lange nicht!
Sie werden dich mit Lüsten überschütten,
Bis dir dein Stolz in diesen Ketten bricht;
Sie werden dir der Freiheit Bildniß zeigen,
Doch mittendrinn' im wilden Wollustreigen."

„So hab' ich denn umsonst gestrebt, gerungen? –
O nein, o nein, die Freiheit ist kein Wahn! —
Du blondes Volk, im Kampfe unbezwungen,
Glück zu, Glück zu, auf gold'ner Freiheitsbahn!
Ein heller Ton ist durch die Welt gedrungen,
Titanengleich wallt er zum Himmel an:
Das ist der Freiheit göttergleiches Singen —
Und meine Seele regt schon ihre Schwingen!"

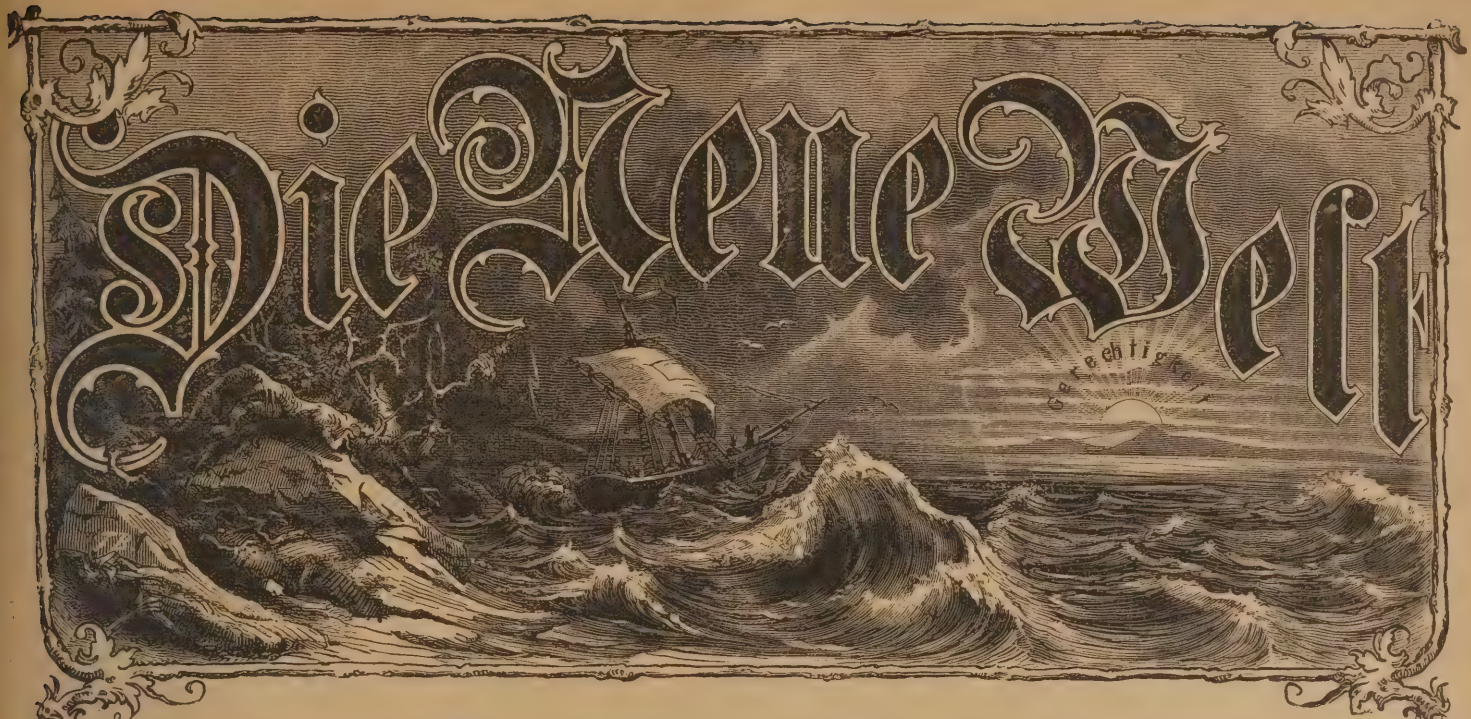
Feuilleton.

Blumenreste aus altegyptischen Gräbern. Außer Früchten, Getreidearten, Specereien, Arzneimitteln, welche dem Todten von den alten Egyptern mit in's Grab gegeben wurden, finden sich auch zahlreiche Blüthen vollständig erhalten. Die Trockenheit der Grabkammern und der Abschluß der Luft bewirkte, daß seit 2—4000 Jahren sich die Pflanzen nicht schlechter erhalten haben, als man sie in einem alten gut erhaltenen Herbarium antrifft. Die durch Kelch und Blumenkrone geschützten Staubfäden sind z. B. bei Papaver Rhoeas vollkommen unversehrt. Besonders merkwürdig ist die Erhaltung der Farben vieler Blüten, insbesondere das Violet vom Rittersporn, das Roth vom Mohn u. s. w. Auch die grüne Farbe des Chlorophylls scheint sich, wenn auch nicht in allen Blättern, doch bei denen der Wassermelone erhalten zu haben; wenigstens färbten Stücke derselben, in heißes Wasser geworfen, dasselbe intensiv grün.

Ein weitergehendes Interesse erwecken diese Jahrtausende alten Pflanzenreste deshalb, weil sie zu einer Controle des Climas und der Weiterentwickelung der Arten verwandt werden können. In einem Vortrage, der im Berichte der Deutsch. botan. Gesellschaft Bd. II abgedruckt ist, sagt Schweinfurth darüber Folgendes: „Häufig ist bereits die Frage aufgeworfen worden, ob nicht etwa die alten Gräberfunde Thatsachen zu Tage förderten, welche auf die Veränderlichkeit der Arten innerhalb eines Zeitraums von 2—4000 Jahren hindeuten konnten. Eine vollkommene Identificirung von Exemplaren beschränkter Zahl ist in Bezug auf den Art-Charakter stets eine Aufgabe, die geringe Befriedigung verspricht. Letzteres muß in erhöhtem Maße der Fall sein, wo die vorliegenden Exemplare so fragmentischer Natur sind, wie die in den egyptischen Gräberfunden vorliegenden. Indeß mag die Thatsache hervorgehoben werden, daß bisher noch keine einzige Pflanzenart in diesem Funde, soweit das Vergleichungsmaterial reichte, nachzuweisen gewesen ist, die nicht mit einer heute bekannten zu identificiren war. Die auf solche Weise für die Flora des alten Ober-Egyptens vor 2—4000 Jahren festgestellten Pflanzenformen gehören sämmtlich solchen Arten an, die entweder heute noch in Ober-Egypten wildwachsend angetroffen werden, oder solchen, deren Cultur das heutige Klima in Ober-Egypten nicht die geringsten Hindernisse in den Weg stellen würde. Mehrere Arten, wie Papaver Rhoeas, Epilobium Lirsutum, Chrysanthemum coronarium finden sich heutigen Tags nicht mehr in Ober-Egypten, wohl aber bei Alexandria an der egyptischen Küste. Man kann aber annehmen, daß eher die veränderten Culturverhältnisse des Bodenbaues an dieser Verschiedenheit Schuld sind, als ein in der Zwischenzeit stattgehabter Klimawechsel. Eine gleiche Voraussetzung ist bei der Erwägung der heutigen Abwesenheit von Pflanzenarten gestattet, die jetzt unter ähnlichen klimatischen Bedingungen, wie den egyptischen, aber fernab von den Grenzen des Landes in entlegenen Nachbargebieten auftreten. Als solche seien erwähnt: Delphinium orientale und Centaurea depressa, von denen immerhin anzunehmen ist, daß sie ehemals als Unkräuter auf den Aeckern Ober-Egyptens gedeihen konnten. In beiden Fällen ist allerdings auch die Annahme gestattet, ja die Wahrscheinlichkeit groß, daß diese heutiaen Tages in Ober-Egypten nirgends anzutreffenden Pflanzenarten als Zierpflanzen eigens cultivirt wurden. Immerhin aber bleibt es zweifelhaft, ob solche Zierpflanzen dem einheimischen Florabestande damaliger Zeit entnommen oder aus fremden Ländern eingeführt worden sind. Die alten Tempelinschriften und bildlichen Darstellungen liefern zahlreiche Belege für das Vorhandensein einer altegyptischen Gartenkunst, auch für die Vorliebe, welche die Alten den Producten fremder Zonen zugewandt haben."

Gr.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.



Nr. 21. Unterhaltungs-Beilage. Februar.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Der alte Freiherr von Tenneberg wußte längst, wo sein Vorleser die ihm sparsam zugemessenen Mußestunden verbrachte, und zwar durch ihn selbst. Freilich, ein Zugeständniß von Mußestunden war ihm eigentlich niemals gemacht worden, aber der Freiherr mußte sich darein fügen, daß Gottwald sich die Freiheit selbst nahm und Anknüpfungen da gemacht hatte, wo der Freiherr sie verschmähte. Der Alte hatte sich durch das Bedürfniß in Abhängigkeit gebracht. Wollte er seinen Gesellschafter nicht verlieren, so mußte er ihn gewähren lassen. Es war aber schon nicht mehr Selbstsucht allein, was ihm die Gegenwart des jungen Mannes fast zur Nothwendigkeit machte. Er glaubte eine ganz neue Art von Menschen in ihm entdeckt zu haben, von deren Vorhandensein er kaum eine Ahnung gehabt hatte. Ein Hauch von Jugend wehte ihn an, von Adel der Gesinnung, von Lauterkeit der Natur, darüber er erstaunte und sich gegen den Eindruck nicht verschließen konnte, wozu noch ein nicht geringer Respect vor dem Wissen und dem Character des Jünglings kam. Die Erinnerung an den unziemlichen Empfang, den er ihm nach seiner Rettungsthat hatte angedeihen lassen, war ihm unbequem, er bereute sogar, ihm gegenüber sich so gleichgiltig, ja herzlos über seine eigene Familie ausgesprochen zu haben.

Und Gottwald bereute auch, ja noch ernstlicher, daß er sich in der Hitze unartig gegen den alten Herrn betragen, und wünschte es wieder gut zu machen. Er erfüllte genau seine Pflicht, war Abends auf den Punkt zum Vorlesen da und wußte den Alten zu unterhalten, so lange es diesem genehm war. Er machte kein Geheimniß aus seinen täglichen Besuchen in Neuhaus, seinem Musiciren mit Hildegard, seinen Reitübungen mit Bruno, und da der Freiherr es sich schweigend gefallen ließ, sprach er viel von der Familie, von seiner Verehrung für sie, von seiner Freundschaft mit Lothar Degenhart. Er bemerkte bald, daß der Freiherr diese Erzählungen nicht blos duldete, sondern durch gewisse Murmeltöne einen Antheil, sogar etwas von Neugier merken ließ. Und so faßte Gottwald den Plan, ihn selbst seiner Familie näher zu bringen, ihn mit den vortrefflichen Menschen zu versöhnen. Er verschwieg sich nicht, daß es dazu langer Vorbereitungen bedürfen werde. Lebte er auf diese Weise in einem Waffenstillstand mit dem Alten, der beinahe wie schöner Friede aussah, so konnte er doch keine rechte Hochachtung für ihn gewinnen. Im Gegentheil, eine Natur, wie die des Freiherrn, war ihm widerwärtig, er fand den alten Herrn nach wie vor unausstehlich und nur das Bewußtsein der Pflicht machte ihm den Verkehr mit ihm ertragbar. Anders empfanden die Hausgenossen die günstige Wandlung, welche sich bemerkbar machte. Hader und Unzufriedenheit waren freilich nicht überwunden, aber die Gegenwart des Gastes schränkte sie sehr ein und milderte sie, daher er denn im Stillen wie ein guter Hausgeist geliebt, behandelt und gepriesen wurde.

Als Gottwald eines Abends sein Zimmer betrat, fand er einen alten Schlüssel auf dem Tische. Am anderen Morgen entgegnete ihm Mack auf sein Befragen, es sei der Schlüssel zur Brückenpforte über den Bach, nach Neuhaus hinüber. Der Freiherr habe ihn hinlegen lassen, damit Herr Rode den langen Umweg über die Landstraße nicht zu machen brauche. Der Schlüssel sei seit zwanzig Jahren nicht mehr im Gebrauch gewesen, daher stark verrostet, aber das Schloß sei frisch eingeölt worden.

Der Weg nach Neuhaus war damit freigegeben und zugleich wesentlich abgekürzt.

Achtes Kapitel.

Da die Damen zu Neuhaus sich eines Nachmittags zu einem lange hinausgeschobenen Besuch in der Nachbarschaft entschlossen hatten, war Gottwald gern bereit, mit Bruno auszureiten. Um nach einem entfernteren Forsthause zu gelangen, ritten sie ein Stück auf der breiten Fahrstraße dahin, welche den Wald durchschnitt. Da erblickten sie einen offenen Wagen ihnen entgegenkommen, in welchem ein Herr wohlverwahrt gegen die Herbstkühle saß. Bei der Annäherung der Reiter schien er dem Bedienten auf dem Bocke etwas zuzurufen, dieser wendete sich und nickte bejahend.

„Es ist der Hofmarschall von Salfeld," sagte Bruno zu seinem Begleiter, „er scheint dem alten Herrn einen Besuch machen zu wollen."

Der Hofmarschall gebot dem Kutscher zu halten, und so mußte Bruno an den Schlag reiten, während Gottwald sich zurück hielt. Der Hofmarschall begrüßte den Baron sehr leutselig und bestätigte, daß er einmal nach dem alten Freunde in Schloß Tenneberg sehen wolle.

Gottwald fühlte die Blicke des ihm fremden Mannes scharf beobachtend auf sich gerichtet, war aber mit seinem Pferde zu sehr beschäftigt, um die Züge des Beobachters in gleicher Weise studiren zu können. Er hörte auch nicht, was er Bruno in leiserem Tone fragte, mußte sich aber durch diesen herannöthigen lassen, da der Hofmarschall seine Vorstellung wünschte. Herr von Salfeld musterte den Begleiter des Barons in der Nähe noch genauer, sprach einige verbindliche Worte, lächelte befriedigt und verabschiedete sich von den jungen Männern. „Es ist richtig!" dachte er, indem er sich in den Wagen zurücklehnte. „Die Aehnlichkeit mit Degenhart läßt sich nicht verkennen. Und überdies mit dem bloßen Schreiber des Freiherrn von Tenneberg wird Baron Bruno nicht wie mit Seinesgleichen spazieren reiten. Da steckt mehr dahinter, und in die Brüderschaft muß man sich dann wohl finden. Toska wird es schwer überwinden, allein es ist noch nicht gesagt, daß sie darum ganz leer ausgehen müßte, weil der Freiherr seinen bürgerlichen Neffen im Hause hat. Neugierig bin ich, hinter die Gründe einer solchen Aussöhnung zu kommen." Unter solchen Gedanken gelangte der Hofmarschall nach Schloß Tenneberg.

Der Freiherr, obgleich an Besuche nicht gewöhnt, nahm es gar nicht so unwirsch auf, als ihm die Ankunft des alten Genossen gemeldet wurde, da er in der letzten Zeit nicht mehr so menschenfeindlich war. Er ging ihm daher, nach seiner Art ganz freundlich, entgegen und schüttelte ihm zur Begrüßung die Hand. Die beiden ehemaligen Hofkavaliere musterten einander aufmerksam, fanden Einer den Andern recht alt geworden und widerwärtig, wußten ihre Gedanken aber, der eine in gemessener, der andere in eleganter Form, zu verbergen. Der Hofmarschall gab sich herzlich, war sehr wortreich, brachte die zärtlichsten Grüße von seiner Schwiegertochter Toska an den geliebten Onkel, sowie von seinen beiden Enkelinnen Lolo und Lulu, welche trostlos wären, wenn sie die Hoffnung aufgeben müßten, den theueren Großohm im Laufe dieser Saison für einige Zeit in der Residenz zu sehen.

Der Freiherr hörte das schweigend an und zuckte bei dieser Wendung nur die Achseln. Beide nahmen Platz vor dem Kamin. Der Hofmarschall pries das angenehme Feuerchen, lehnte eine Tasse Thee nicht ab, sprach sich über die Behaglichkeit des Wohnzimmers aus und redete bewundernd von den historischen Studien, welche, wie er vernommen, jetzt in Schloß Tenneberg blühten. „Es ist gut gethan," fuhr er fort, „daß Sie sich einen Gehilfen dafür in's Haus genommen, Sie vereinigen dadurch Ihr häuslichen Behagen mit — mit Ihren sonstigen Zwecken."

Der Freiherr sah ihn groß an, fand aber, obgleich er die Wendung nicht verstand, auch nicht nöthig, sich dabei aufzuhalten.

So kam der Hofmarschall wieder auf die Residenz zu sprechen, erzählte vom Hofe, von alten Bekannten und Geschichten und von beklagenswerthen Neuerungen.

„Sie haben sich im vergangenen Winter nicht mehr bei uns sehen lassen, verehrter Freund — ich wiederhole den allgemeinen Wunsch, auch von meiner Seite: Kommen Sie nach der Stadt, richten Sie sich bei uns ein, am besten in unserem eigenen Hause."

Der Freiherr machte gegen die letzte Zuspitzung des allgemeinen Wunsches eine entschieden ablehnende Handbewegung.

„Ich bin zu alt für das Gesellschaftstreiben," entgegnete er. „Sie sagen selbst, es sei da so viel verändert, und so würde ich mich gar als fremd darin fühlen!"

„Ich müßte beklagen," warf der Hofmarschall ein, „wenn ich durch meine Berichte Ihnen die Lust dazu verleidet hätte. So arg ist es auch nicht, Sie würden immer noch mit offenen Armen empfangen werden, denn unsere Generation ist ja noch nicht ausgestorben. Freilich verstehe ich wohl, daß Sie das häusliche Behagen nicht gern aufgeben. Der junge Degenhart — ich wollte sagen, der junge Mann in Ihrem Hause — sind Sie zufrieden mit ihm?"

Zwar stutzte der Hausherr über den Namen, der den Lippen des Gastes entschlüpft war, doch rührte er nicht weiter daran, sondern sagte:

„Nun, ja, er läßt sich leidlich an. Wir haben aber Jeder einen Fehler, er nämlich ist zu jung für mich, und ich bin zu alt für ihn. Inzwischen zeigt er Pflichtgefühl, und damit muß ich zufrieden sein."

„Nun, er wird es auch nicht an Dankbarkeit fehlen lassen!" entgegnete der Hofmarschall lächelnd. „Wie die Verhältnisse bisher lagen, hat er allen Grund dazu. Ihre Großherzigkeit aber, verehrter Freund, bewundere ich, und Ihrem Verfahren zollt Jeder Anerkennung, der in die Sache eingeweiht ist. Daß die wiederangeknüpfte Beziehung vorerst geheim bleiben soll, ist ja durch die Vorgänge gerechtfertigt."

„Aber wovon reden Sie denn?" fragte der Freiherr mit verwunderten Blicken.

„Nun von dem jungen Manne in Ihrem Hause, Ihrem Vorleser — oder Schreiber!" Der Hofmarschall lachte beim Aussprechen des letzten Wortes mit der überlegenen Miene eines im Stillen Wissenden. „Er ist mir eben zu Pferde mit Baron Bruno begegnet. Eine angenehme und viel versprechende Erscheinung. Die Aehnlichkeit mit dem älteren Degenhart ist in der That merkwürdig!"

Dem Freiherrn war von dieser Aehnlichkeit noch nichts zu Ohren gekommen, daß aber von einer solchen gesprochen werden konnte, regte ihn bis zum Aerger auf. Er wußte eigentlich gar nicht, wie Lothar aussah, war also nicht im Stande, selbst zu urtheilen. Er verbiß seine Aufregung, sah den Hofmarschall aber fragend mit festem Blick an, in der Voraussicht, daß derselbe eine besondere Karte ausspielen wollte.

In der That fuhr dieser fort: „Nun, alle Welt spricht davon! Unter so alten Freunden, wie wir, die noch dazu in so engen Familienbeziehungen stehen, braucht man sich nicht so zu verstecken. Ich wiederhole, daß ich Ihre Handlungsweise von Herzen billige, und ebenso thut es Toska, ganz gewiß! Aber wir werden von allen Seiten gefragt und haben zu beklagen, nicht in die Angelegenheit eingeweiht zu sein — während man überall als Thatsache annimmt, Ihr junger Hausgenosse sei Ihr Neffe, ein jüngerer Bruder des Regierungsrath Degenhart!"

Das kam denn doch unerwartet. Der Freiherr fuhr zusammen, wollte seinem Ingrimm Luft machen, faßte sich aber, und sagte nur wegwerfend: „Stadtgeschwätz! Braucht uns nichts anzugehen!"

Der Hofmarschall aber lächelte weiter und dachte, daß der alte Freund noch immer eine einmal übernommene Rolle durchzuführen verstehe.

„Es wird ja wohl etwas wahr sein!" gab er zurück. „Toska und meine Enkelinnen haben ihn und Degenhart in der Theaterloge neben einander sitzen sehen und bestätigten die Aehnlichkeit. Ueberdies — Degenhart hat ja selbst ausgesprochen, daß er seinen jüngeren Bruder neben sich habe."

„Das hat er nicht!" fuhr der Freiherr auf. „Das kann Degenhart nicht ausgesprochen haben! Wenn er es aber gethan, so hat er den Leuten etwas aufgebunden! Es war ein unziemlicher Scherz!"

„Nun, nun, bester Freund!" entgegnete der Hofmarschall, einlenkend und jetzt erst recht überzeugt von der Wahrheit des Gerüchtes. „Ereifern wir uns doch nicht! Wie sollte Degenhart den Leuten so etwas aufbinden wollen? Ich sehe keinen Zweck dabei. Man weiß einmal, daß Sie den jüngeren Degenhart in Ihr Haus aufgenommen haben, also —"

„Man ist verrückt, wenn man das glaubt!" rief der Freiherr zornig, und noch ergrimmter durch die Annahme, daß der alte Freund ihm absichtlich etwas Unangenehmes habe erweisen wollen. Von Vergeltungslust gestachelt, fuhr er fort:

„Wär' es so, wie Sie sagen, ich jagte den Burschen noch heut aus dem Hause! Ich kümmere mich um die Degenhart'sche Sippe ebenso wenig — wie — Sie um das Verbleiben Ihrer Tochter Alma."

Der Stich saß fest. Der Hofmarschall zuckte vor Schreck über das Unerwartete zusammen, wußte aber schnell seine Fassung wieder zu gewinnen. Sein Lächeln mißlang aber, denn es zeigte nicht sowohl etwas Freundliches, als vielmehr den Ausdruck stiller Rachsucht.

„Wie Sie wollen!" sagte er nach einer kurzen Pause. „Was ich Sie zu fragen vergaß," fuhr er fort: „Sie erinnern sich gewiß der Familie des alten Oberjägermeisters von Z.? Freilich, wir haben ja einst gemeinsam mit den Töchtern auf den Hofbällen getanzt! Denken Sie sich, dieser Familie, welche ganz verarmt schien, ist eine große Erbschaft zugefallen!" Damit lenkte er in ein anderes Gespräch ein, welches er allein zu führen auf sich nahm.

Denn der Freiherr, durch lange Verwöhnung nicht mehr so leicht Herr über sich, überdies der höfischen Formen von jeher nicht in dem Grade Meister wie sein Gast, brütete stumm vor sich hin und konnte kaum seine üblichen Murmeltöne in die Pausen des Monologs werfen. Der Hofmarschall hielt es, trotz der Verstimmung des Wirthes, doch für schicklich, mit dem Aufbruch noch eine Weile zu zögern und redete weiter und weiter. Endlich empfahl er sich, und zwar in derselben herzlichen Form, mit welcher er eingetreten, trotz der kühlen und wenig verbindlichen Art, in welcher der Freiherr ihn entließ.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin.

Fortsetzung.

Als Mr. Brissey an die Börse kam, bemerkte er im großen Saale alsbald Herrn Mertens, der in einer ungewöhnlichen Aufregung auf und nieder lief, denn von allen Seiten schrie man zwar die Südpreußen aus, aber zu langsam steigenden Coursen und beeilte sich gar nicht, sie fortzugeben, wenn Jemand kaufen wollte.

„Herr Mertens — auf ein Wort!" sagte Brissey herantretend.

„Bitte, was? Guten Morgen!" rief jener zerstreut.

„Sie stellten sich mir neulich auf den Rothschild'schen Creditbrief hin mit jeder Summe zur Verfügung" — — — begann langsam Brissey.

Mertens sah erschrocken auf. Jetzt, da er sich bis auf den letzten Pfennig engagirt, da er selbst fremdes Geld aufgenommen, kam jener mit einer Creditforderung, wie es schien. Das mußte ihn ja in diesem Augenblick gradezu ruiniren.

„Entschuldigen Sie", schrie er, „ich sehe eben wen — stehe gleich wieder zur Disposition!" und wollte im ersten Schreck davonlaufen. An der Börse benimmt man sich eben ungenirter, als sonstwo.

Allein Brissey legte ihm die Hand schwer auf die Schulter — er hielt ihn fest.

„Bleiben Sie!" sagte er. Es klang wie ein Befehl.

„Gut, wie viel? Und wenn?" fragte hastig Mertens.

„Dreimalhunderttausend Mark. Noch heut, wenn ich bitten darf," war die kühle Antwort. „Werde mich nachher bei Ihrer Casse melden, wollen Sie mir gefälligst die Anweisung ausstellen!"

Mertens sah ihn mit erstarrenden Augen an.

„Mein Gott — was hat mir meine Frau gestern gesagt?" murmelte er. „Sie sind ja der Sohn des Herrn von Briesen auf Frauenroda — ich hatte im Drange der Geschäfte nicht mehr daran gedacht. Und nun kommen Sie und wollen mich ruiniren, nicht wahr?"

„Bitte," gab Brissey eiskalt zurück. „Ich bedarf Geld, das ich mir auf Sie habe anweisen lassen. Nennen Sie das ruiniren? Wirft Sie eine Forderung von 300,000 Mark in der That um? Nein, das bedauere ich. Ihr Haus genoß bisher mehr Renommé. Also werde ich Rothschild telegraphiren, daß Sie Credit nicht leisten können. Thut mir leid um Sie, wenn das publik wird!"

„Geben Sie Frist, Brissey!" bat der Banquier. „Ich habe mein gesammtes Vermögen in eine einzige riesige Speculation gesteckt, und das sage ich Ihnen im Vertrauen — in diesem Augenblick kann ich wirklich nicht zahlen! Aber morgen vielleicht — wollen Sie nicht warten, — ein, zwei Tage? Wozu gebrauchen Sie denn das Geld?"

„Herr Mertens," sagte schneidend der Andre, „kümmern Sie sich nicht darum, zu welchem Zweck ich diese Summe verwenden will! Sie fragen ja sonst nicht nach Andrer Thun und Lassen, nach Andrer Wohl und Wehe! Denken Sie an Frauenroda! Ihren Bruder und meinen Vater, den Sie ja auch gut genug kannten, den Sie oft genug Freund nannten, ließen Sie, ohne sich um sie zu sorgen und ohne zu fragen, in die Netze rennen, die der Gauner Alverdissen ihnen stellte!"

„Mein Bruder!" sagte jener düster mit gesenktem Haupt. „Sie haben Recht. Es ist die Vergeltung! — Und doch," fügte er sich fassend hinzu, „wohl muß ich bekennen, daß ich damals Alverdissens Treiben in Frauenroda nicht genug überwachte, allein als ich von den Arrangements und Verträgen erfuhr, war es auch schon zu spät — meine Warnung hätte nichts mehr genützt, sie hätte die Herren nur ängstlich gemacht! Es hat mir herzlich leid gethan um meinen Bruder. Sie sehen, ich habe mich seines Kindes angenommen — —"

„Schweigen Sie!" brauste Brissey auf, „als Dienstbote ist es in ihrem Hause gehalten worden, dies Kind ihres Bruders; den Todten, den Sie haben hinmorden lassen von den Gründern, wie meinen armen Vater, den haben Sie nachher noch in seinem Kinde maltraitirt!"

Mertens stand und wagte sich den harten Vorwürfen Brissey's nicht zu entziehen, denn durch die Geldforderung hatte jener ihn sammt seinem ganzen kaufmännischen Credit, seiner Existenz und Ehre in der Hand. Allein schon blitzte in seinem erfinderischen Gehirn ein Gedanke auf, wie er sich aus dieser demüthigenden, verzweifelten Lage retten konnte.

Schön!" sagte er plötzlich kühl und fast geschäftsmäßig, „Sie werden mich also heut ruiniren, Sie werden verlauten lassen, daß ich meinen Verpflichtungen nicht nachkommen kann und morgen — werden Sie Margarethen's Hand von mir fordern!"

Brissey sah mit finstern Brauen auf den schlauen, kleinen Mann nieder.

„Margarethe ist mündig!" gab er zurück.

„Sie lebt in meinem Hause. Sie wird es auch nicht verlassen, um den Mann, der ihre nächsten Verwandten ruinirt hat, zu heirathen, darauf kenne ich sie! Und Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich Annäherungsversuche eines erklärten Feindes an Glieder meiner Familie künftighin zulassen werde!"

„Ich sehe, worauf Sie hinaus wollen," meinte Brissey mit verächtlichem Zucken seiner Mundwinkel. „Sie wollen sie nur verschachern, wenn ich heut Sie schone!"

„Nennen Sie es doch nicht so, mein junger Freund," sagte der Banquier mit plötzlicher Herzlichkeit; er sah, daß er Terrain gewann. „Ich bitte Sie, lassen Sie mir nur heut, morgen, ein paar Tage Luft und ich verspreche Ihnen dafür, Ihren Bemühungen um meine Nichte nicht im Wege zu sein!"

„Wohlan," erwiderte Brissey, „es soll gelten. „Das Mädchen wird mich ungehindert sprechen dürfen? Es wird, sobald wir uns verständigt, Ihr Haus verlassen?"

Der Banquier nickte.

„Gut, so kommen Sie," fuhr Brissey fort, „gehen Sie mit mir an das Telephon und instruiren Sie Ihre Frau im Sinne dieses unseres Abkommens. Wie ich eben bei Ihnen war, fand ich Ihr Haus für mich verschlossen."

Sie verließen den Saal und nahmen eins der Börsentelephone, das gerade frei war, in Anspruch.

„Was soll ich sagen?" fragte Mertens vor dem Apparat stehend.

„Sagen Sie, ich hätte soeben um Margarethen's Hand geworben und Sie hätten mir diese bewilligt. Und geben Sie Ihrer Frau auf, dies dem Kinde sofort mitzutheilen!"

„Und Sie gewähren mir acht Tage Frist betreffs des Geldes?"

„Ich brauche Ihr Geld überhaupt nicht!" war die Antwort.

Mertens that wie ihm geheißen.

Die Mittheilung aber, welche zurück kam, verschwieg er dem Anderen.

Und kurz theilte er Mertens mit, was er von dem verrätherischen Spiel Alverdissen's und seines Helfershelfers wußte

Der Banquier erstaunte. So war sein Mißtrauen nur allzu gerechtfertigt gewesen.

„Noch heut löse ich die Geschäftsverbindung mit ihm auf!" erklärte er. „Es sind Manipulationen, die ihn in's Gefängniß bringen, wenn man sie ihm nachweisen kann. Aber wie sind Sie zur Kenntniß dieser Schurkerei gelangt?"

„Durch einen der Zufälle, wie sie uns oft das Walten der göttlichen Gerechtigkeit darbietet, deren geheimnißvolle Fügungen uns ja so häufig als bloße Zufälle erscheinen. Als ich eines Abends in der Nähe Ihrer Wohnung am Canal promenirte — ich will es Ihnen gestehen, daß ich im Stillen hoffte, Ihre Nichte da zu treffen, auf einem Erstlingsspaziergange oder einer häuslichen Besorgung vielleicht, da höre ich mit einem Male die Stimme jenes Patrons. In tiefem Gespräch mit einem kleinen, verwachsenen Herrn geht er vor mir."

Unter den Ruinen von Theben.

Dieselbe lautete:

„Die gnädige Frau und Fräulein Margarethe sind soeben abgereist."

Wohl erschrak er — aber immerhin gewann er einen Tag Zeit, ehe Brissey seine Forderung erneuern konnte. Und dann war er ja auch schuldlos an dem Zwischenfall — von der Reise wußte er kein Sterbenswörtchen — allein er ahnte, daß Ulrike dadurch Margarethe dem Bereich Mr. Brissey's entziehen wollte. Und wenn er nun zu Haus, wie vorauszusetzen, seiner Gattin schriftliche Aufklärung über die schleunige Reise vorfand, so war es noch immer Zeit, Brissey darüber Nachricht zu geben und Alles auf Frau Ulrike zu schieben.

„Nun wollen wir an dem eigentlichen Schuldigen Vergeltung üben, Herr Mertens!" sagte Egbert, als sie das Gemach verließen, das sofort ein anderer Börsenbesucher in Anspruch nahm. „Hören Sie, welches Schurkenstreiches Opfer Sie zur Zeit sind."

„Mit Herzberg!" warf erregt der Banquier dazwischen.

„Und da ich hinter ihnen ging, vernahm ich so viel von dem, was sie verhandelten, um den Rest zu errathen. Ich machte mir kein Gewissen daraus, Ihnen zuzuhören, da ich dadurch die Mittel in die Hand bekam, den Schurken zu vernichten!"

„Und mich zu retten!" rief Mertens, in stürmischer Dankbarkeit dem Manne die Hand drückend, der ihn eben noch so hart behandelt. Freilich löschte der große Dienst, den ihm Brissey eben leistete, alles Vorhergegangene aus.

Und Brissey, der an sich eine vornehme, leicht verzeihende Natur war, wurde durch diese herzliche Dankäußerung des Banquiers so wohlthuend berührt, daß er diesem fortan die immerhin geringe Schuld völlig vergab, welche jener an der Frauenrodaer Katastrophe hatte.

„Es ist in der That meine Rettung," fuhr Mertens fort, „daß ich jetzt, daß ich heut den Streich jener Beiden erfahre. Morgen wäre es schon zu spät gewesen. Die Course wären so

gestiegen durch die heut vorliegenden Kaufaufträge aus der Stadt, die offenbar von Jenen ausgehen, daß ich an Differenzen aus meinem Blancoverkäufen Alles zugesetzt hätte, was ich zur Zeit an Geld disponibel habe. Dies wende ich jetzt zum Kaufen an, und Sie sollen sehen, statt der immensen Verluste erziele ich noch einen kleinen Gewinn!"

Damit stürzte er sich in das Gewühl, Brissey mit einem nochmaligen Händedruck verlassend.

„Ja so," rief er plötzlich, rasch zurückkehrend, „ich will doch lieber ganz redlich gegen Sie sein — fahren Sie schleunigst nach der Hildebrandtstraße — meine Frau ist plötzlich abgereist mit ihrer Nichte — ich weiß nicht, was das bedeutet — sehen Sie doch zum Rechten! — hier eine Karte an meinen Kammerdiener, damit Ihnen alle Auskunft werde!"

Er riß eine Karte aus seinem Portefeuille und schrieb ein paar eilige Worte darauf.

„Verzeihen Sie mir!" bat er, das Geschriebene Brissey hinreichend, „es wär meine letzte Unredlichkeit gegen Sie!"

Und Brissey warf sich sofort draußen in ein Coupee, das ihn eine knappe halbe Stunde später vor der Villa absetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Vetter Fritz.

Von Erckmann-Chatrian. Uebersetzt von Ludwig Pfau. Schluß.

Da kam der Wagen. Es war eine stattliche Berline, über die Alle in lautes Entzücken ausbrachen.

Hahn lachte über's ganze Gesicht und rief:

„Das lasse ich mir gefallen! Kobus hat's heute großartig vor. Ha! ha! ha! das ist ein guter Spaß!"

Unter lustigen Gesprächen und vielen kräftigen Zügen aus der Weinflasche ging die Fahrt von statten.

Je näher sie dem Orte des Jahrmarktes kamen, desto mehr gerieth Fritz bei dem Gedanken, die kleine Susel wiederzusehen, in einen Zustand unbeschreiblicher Seligkeit.

„Alle jungen Mädchen sind in der „Damenhütte", dachte er bei sich; „namentlich am ersten Markttag: Susel ist dort."

Diese Aussicht hob ihn bis in den siebenten Himmel; er ergötzte sich innerlich und grüßte die Leute mit einer gewissen Zärtlichkeit. Aber wie sie auf dem Roßplatz ankamen, als er die Fahne von der hölzernen Bude wehen sah und in den letzten Tönen eines „Hopsers" den Bogenstrich seines Freundes Josef erkannte, war er ganz außer sich; freudetrunken zog er seine Freunde mit sich fort und rief:

„Das ist Josef's Truppe! . . . Das ist Josef mit seinen Leuten! . . . Jetzt sieht man, daß der liebe Gott mit uns ist!"

Wie sie an die Thür der „Hütte" kamen, war der Hopser vorbei, die Leute gingen heraus, der Posaunist, der Clarinettist und der Flötenbläser stimmten ihre Instrumente für den nächsten Tanz, und ein kräftiger Paukenschlag hallte in der geräumigen Bude wieder.

Es ging sehr lebhaft zu; die Tänzer führten ihre Tänzerinnen nach ihren Plätzen zurück. Als Fritz schon von Weitem die dichte Mähne seines Freundes Josef über die olivenfarbenen Gesichter der Musikanten hervorragen sah, konnte er sich nicht mehr zurückhalten; mit emporgehobenen Händen schwang er seinen Hut und rief:

„Josef! Josef!"

Alle Welt drängte sich herzu und reckte sich empor, um zu sehen, was für ein lustiger Kumpan solche Töne ausstoßen könnte. Als man aber Hahn, Schultz und Kobus lachend, jubelnd, mit rothem Gesicht, schwankend Arm in Arm herankommen sah, wie das nach Gelagen zu geschehen pflegt, erscholl ein ungeheueres Gelächter in der Bretterbude, denn jeder dachte: „'s sind fröhliche Zecher, die sich's wohl sein lassen, und die gut zu Mittag gegessen haben."

Unterdessen hatte sich Josef umgedreht, und so wie er von Weitem Kobus erkannte, breitete er die Arme weit auseinander, in der einen Hand den Fidelbogen, in der andern die Geige. So stieg er von der Musikantentribüne herunter, während Fritz hinaufstieg; halbwegs umarmten sie sich zum großen Erstaunen aller Anwesenden.

„Was zum Teufel kann das sein?" sagte man. „Ein so feiner Herr, der sich von einem Zigeuner umarmen läßt!"

Bockel, Andres, und das ganze Orchester lehnten sich über das Geländer und klatschten dem Schauspiel Beifall zu.

Endlich richtete sich Josef wieder auf und sagte mit emporgehaltenem Bogen:

„Hört! Das ist mein Freund, Herr Kobus von Hüneburg, er will mit seinen Kameraden einen Ländler tanzen. Hat Jemand was dagegen?"

„Nein, nein! er soll tanzen!" ertönte es von allen Seiten.

„Dann werde ich," sagte Josef, „einen Walzer spielen, den Walzer von Josef Almani, den er selbst componirt hat, wie er an Denjenigen dachte, der ihm einst in großen Nöthen beigestanden ist. Diesen Walzer, lieber Kobus, hat bis auf den heutigen Tag noch Niemand gehört, außer Bockel, Andres und die Bäume des Tannenwaldes; suche Dir eine schöne Tänzerin nach Deinem Geschmack, und Ihr, Hahn und Schultz, wählet Euch auch Eure Damen; Niemand als Ihr soll Almani's Walzer tanzen."

Fritz hatte sich auf den Stufen der Tribüne umgedreht, ließ seine Blicke im Saal ringsumher schweifen und fürchtete einen Moment, Susel nicht zu finden. Es gab keinen Mangel an schönen Mädchen: schwarze und braune, rothe und blonde; alle reckten die Köpfe empor, schielten nach Kobus hin und wurden roth, wenn sein Blick auf ihnen verweilte; denn das war eine große Ehre, von einem so schönen Manne aufgefordert zu werden, noch dazu zu einem Ländler. Aber Fritz bemerkte ihr Erröthen nicht, er sah sie nicht sich kerzengerade aufrichten wie Friedrich-Wilhelm-Husaren bei der Parade, noch die Schultern einziehen und ihre Mäulchen spitzen; er bemerkte die prangende Blüthe der fröhlichen Jugend vor seinen Augen nicht; was er suchte, war ein ganz kleines Vergißmeinnicht, die kleine blaue Blume der Liebeserinnerung.

Lange suchte er sie vergeblich und wurde immer unruhiger; endlich entdeckte er sie in der Ferne, hinter einer Eichenguirlande, die rechts von der Thür von einem Pfeiler herabhing.

Sie hatte keinen andern Putz, als ihre schönen, blonden, langen, über die Schultern fallenden Zöpfe; ein blauseidenes Tuch bedeckte ihren knospenden Busen; ein kleines Sammtmieder mit weißen Achselbändern umschloß eng anliegend ihre zierliche Taille und neben ihr stand, grade wie eine Hopfenstange, ihre Großmutter Anna mit herabhängenden Armen in einer schwarzen Haube, welche ihre grauen Haare vollständig bedeckte. Sie waren nicht des Tanzens wegen hergekommen; sie wollten nur zusehen, und hielten sich daher in der letzten Reihe der Zuschauer auf.

Fritzens Züge belebten sich; er stieg von der Tribüne herab und durchschritt die Hütte unter allgemeiner Aufmerksamkeit. Wie Susel ihn kommen sah, wurde sie ganz blaß und mußte sich an den Pfeiler lehnen; sie wagte nicht, ihn anzublicken. Er stieg vier Stufen hinauf, schob die Guirlande auf die Seite, nahm sie bei der Hand und frug sie:

„Susel, willst Du den Ländler mit mir tanzen?"

Da hob sie ihre großen blauen Augen wie im Traume

auf; ihre blassen Wangen wurden plötzlich dunkelroth, und nach der Großmutter blickend, flüsterte sie:

„Ach ja! Herr Kobus!"

Die Alte nickte mit dem Kopf und sagte: „Jawohl . . . Du darfst tanzen!" Denn sie kannte Fritz, den sie früher mit seinem Vater in Bisheim gesehen hatte.

Josef fing an. Er hatte in seinem Wanderleben so oft von der Sängerin der Nacht gelernt; die Ellbogen im Moose, die Hand am Ohr, mit geschlossenen Augen hatte er ihrem Lied zugehorcht, verloren in himmlischem Entzücken. Und dann sich belebend, wie es die große, beschwingte Lehrmeisterin thut, wenn sie allabendlich um das Nest, wo ihre Lieben ruhen, mehr liebliche Töne streut, als der Thau Perlen fallen läßt auf das Gras im Thale, begann er seinen Walzer schnell, rasend, sprühend; die Luftgeister sausten daher und rissen Fritz und Susel, Hahn die Bürgermeisterstochter, Schultz und seine Tänzerin in ihren Strudel mit fort.

Und jetzt denke man sich die ineinander verlaufenden Liebeskreise des Walzers, die hüpfenden Füße und die flatternden Kleider, die sich entfalten wie Fächer; wie Fritz, die kleine Susel am Arme, ihre Hand mit Grazie emporhält und sie freudetrunken anschaut, wie er bald im Sturm dahinbraust, bald sich in den Hüften wiegt, lächelnd, träumend und sie wieder anblickend, und dann wieder mit erneutem Eifer davonfliegt; wie sie mit vorgebeugtem Nacken, ihr reizendes Köpfchen halb zurückgeworfen, ihn beseligt anschaut, während ihre Füße kaum den Boden berühren und ihre zwei langen Zöpfe wie Flügel in der Luft flattern.

Susel und Fritz drehten sich bis selbst Josef erschöpft war, und seiner Geige einen langen Ton wie einen letzten Liebesseufzer entlockte; da blieben sie gerade vor dem Vater Christel und einem anderen Wiedertäufer stehen, die eben erst in den Saal getreten waren und sie ganz verwundert ansahen.

„Ei, Sie sind es, Vater Christel," rief Fritz ganz vergnügt; „Sie sehen, Susel und ich tanzen zusammen."

„Große Ehre für uns, Herr Kobus," antwortete der Pächter lächelnd, „eine große Ehre; aber hat's denn die Kleine gekonnt? Ich dachte, sie hätte nie einen Schritt gewalzt in ihrem Leben."

„Vater Christel, die Susel ist ein Schmetterling, eine wahre kleine Fee; sie hat Flügel!"

Unserem Fritz, der wohl wußte, daß Susel nie vorher mit Jemand getanzt hatte, war es, als ob ihm Weihrauchsdüfte in die Nase stiegen; er hätte vor Wonne laut singen mögen, aber er hielt an sich und sagte:

„Das Alles ist nur der Anfang des Festes. Jetzt wollen wir uns was zu Gute thun, Vater Christel; Hahn und Schultz sind auch da unten, wir wollen tanzen bis zum Abend, und dann speisen wir im „Goldenen Schaf" miteinander zu Nacht."

„Das, Herr Kobus," sagte Christel, „nehmen Sie mir's nicht übel, kann ich nicht auf mich nehmen, wie gern ich auch bleiben möchte; ich muß jetzt fort — ich war eben gekommen, um Susel zu holen!"

„Um Susel zu holen?"

„Ja, Herr Kobus."

Fritz verlor alle Fassung. Da er nicht wußte, was er antworten sollte, nahm er Christel beim Arm und führte ihn hinaus, ebenso die Susel; der andere Wiedertäufer folgte ihnen.

„Vater Christel," sagte er endlich, und hielt ihn dabei an einer Schnur seines Rockes, „weshalb wollen Sie Susel mit fortnehmen? Sie könnten sie mir ja anvertrauen; sie hat ja so verdammt wenig Gelegenheit, sich ein Bischen zu amüsiren."

„Ach, Du lieber Gott, ich würde sie Ihnen ja mit Vergnügen anvertrauen!" rief der Pächter mit emporgehobenen Händen; „sie wäre ja bei Ihnen so gut aufgehoben, wie bei ihrem eigenen Vater, Herr Kobus; es wäre aber ein großer Schaden für uns. Man kann die Arbeiter nicht allein lassen; meine Frau ist in der Küche, ich fahre ein. — Wenn sich das Wetter ändert, wer weiß, ob wir unser Heu hereinbekommen würden? Und dann haben wir eine Familienangelegenheit zu ordnen, eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit."

Bei diesen Worten sah er den anderen Wiedertäufer an, der feierlich mit dem Kopfe nickte.

„Ich bitte Sie, Herr Kobus, halten Sie uns nicht, es wäre wirklich Unrecht; nicht wahr, Susel?"

Susel antwortete nicht; sie blickte verlegen zu Boden und man sah es ihr wohl an, daß sie lieber geblieben wäre.

„Wenn sie's durchaus wollen, Vater Christel," seufzte Kobus und ging, Arm in Arm mit Susel, voran, indem er sagte: „Ich muß meine Tänzerin auf ihren Platz führen."

Unten am Wagen faßte er Susel unter die Arme und mit dem Ruf: „Hopp Susel!" hob er sie wie eine Feder auf das Stroh, das er um sie herum breitete.

„Decke nur Deine Füßchen gehörig zu," sagte er, „die Abende sind frisch."

Sodann ging er, ohne eine Antwort abzuwarten, gerade auf Christel zu, schüttelte ihm lebhaft die Hand und sagte:

„Glückliche Reise, Vater Christel, glückliche Reise!"

„Wünsch' noch viel Vergnügen, meine Herren," antwortete der alte Pächter und schwang sich auf seinen Sitz über der Deichsel.

Susel war ganz blaß geworden; Fritz nahm sie bei der Hand und nickte ihr stumm zu.

Sie lächelte.

Christel knallte mit der Peitsche und fort gingen die Pferde im Galopp. Hahn und Schultz waren wieder in's Gasthaus gegangen. Fritz und Joseph standen unter der Thüre und sahen dem Wagen nach; als er am Ende der langen Straße um die Ecke fuhr, drehte sich Susel rasch noch einmal um.

Da umarmte Kobus den Joseph und drückte ihn mit thränendem Auge an sein Herz.

„Ja . . . ja . . .," sagte der Zigeuner mit sanftem und bedeutungsvollem Tone: „'s thut einem wohl, einen alten Freund zu umarmen! Aber die, welche man liebt und von der man geliebt wird . . . . ach, Fritz . . . . das ist doch ganz was Anderes!"

XVII.

Am nächsten Morgen erwachte Fritz in sehr heiterer Stimmung; er hatte die ganze Nacht von Susel geträumt und nahm sich vor, sechs Wochen in Meisenthal zuzubringen, um sie nach Herzenslust sehen zu können.

Wie er eben Käthe benachrichtigen wollte, ihn weder am Abend noch den folgenden Tag zu erwarten, wen sah er? Unten an der Treppe stand Mutter Urschel.

Man denke sich seine Ueberraschung, jetzt, wo er gerade im Begriff stand, sich nach seinem Hofe auf den Weg zu machen.

„Wie, Sie sind es, Mutter Urschel?" rief er, „was führt Sie so zeitig hierher? Kommen Sie nur herein und setzen Sie sich."

Urschel trat in's Zimmer, nahm an der Ecke des Tisches Platz und setzte ihre große Haube auf, die an ihrem Ellbogen hing.

„Sie müssen wissen, Herr Kobus," begann sie, „wir haben einen Vetter in Bisheim, auch einen Wiedertäufer, Namens Hans Christian Belsig; er ist der Enkel der Fränzel Deborah Struppert, der leiblichen Schwester der Anna Christine Karoline Struppert, Christel's Großmutter von mütterlicher Seite. Hans Christian ist unser Vetter; wie mir Christel erzählt hat, haben Sie ihn gestern in Bisheim gesehen. Er ist ein vermöglicher Mann, er hat schöne Aecker nach Biberkirch zu und einen Sohn, der Jakob heißt; ein braver Bursch, Herr Kobus, ein ordentlicher, gesetzter junger Mann, bald sechsundzwanzig Jahr alt; Niemand hat ihm je etwas nachsagen können."

Fritz war sehr ernst geworden.

„Susel," fuhr die Pächterin fort, „wird bald achtzehn Jahre; im October, nach der Weinlese, ist sie auf die Welt gekommen, folglich wird sie in fünf Monaten achtzehn Jahre alt; das richtige Alter zum heirathen. Belsig, der unsere Verhältnisse

genau kennt, hatte schon seit Michaelis für seinen Sohn an die Susel gedacht, aber ehe er etwas gesagt oder sonst einen Schritt vorgenommen hat, ist er selbst gekommen und hat gethan, als ob er unseren kleinen Ochsen kaufen wollte. Den Johannistag hat er bei uns zugebracht; er hat sich die Susel ordentlich angeschaut, er hat gesehen, daß sie keinen Leibschaden an sich hat, daß sie weder buckelig ist noch lahm, noch sonst ungestalt; daß sie auch alle Arbeit zu verrichten versteht und daß sie gern schafft.

Da hat er den Christel zum Bisheimer Jahrmarkt eingeladen und Christel hat gestern den Burschen gesehen; er heißt Jacob, ist groß und wohlgebaut und arbeitsam; alles, was wir uns nur für unsere Susel wünschen können. Belsig hat also gestern für seinen Sohn um Susel angehalten."

In den letzten Augenblicken hatte Fritz nichts mehr gehört; seine Freude, seine Hoffnung, sein Liebestraum, alles war verschwunden.

Nachdem Urschel ihre Geschichte beendigt hatte, wunderte sie sich, keine Antwort von ihm zu erhalten, und frug:

„Was denken Sie davon, Herr Kobus?"

„Wovon?" versetzte er.

„Von dieser Heirath!"

Da fuhr er sich langsam mit der Hand über die Stirn, auf der kalte Schweißtropfen standen, und Mutter Urschel, der seine Bläße auffiel, sagte zu ihm:

„Fehlt Ihnen etwas, Herr Kobus?"

„Nein, 's ist nichts," antwortete er.

Der Gedanke, daß ein Anderer Susel heirathen sollte, zerriß ihm das Herz. Er stand auf und wollte ein Glas Wasser trinken, um sich wieder zu erholen; aber der Schlag war zu groß für ihn gewesen; seine Kniee zitterten, und wie er die Hand nach der Wasserflasche ausstreckte, stürzte er zusammen und fiel der Länge nach auf den Boden.

Da schrie Mutter Urschel aus Leibeskräften:

„Käthe! Käthe! Ihrem Herrn ist schlecht geworden. Herr Gott, erbarme dich unser!"

Und als nun Käthe ganz außer sich hereinstürzte und den armen Fritz todtenblaß daliegen sah, da hob sie ihre Hände zum Himmel und rief:

„Mein Gott! Mein Gott! Ach, mein armer Herr! Wie ist das zugegangen, Urschel? Ich habe ihn noch nie in diesem Zustande gesehen!"

Urschel und Käthe jammerten und klagten und wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand. Aber in solchen schwierigen Lagen des Lebens zeigte Käthe, aus was für Holz sie gemacht war.

„Urschel," sagte sie, während sie das Halstuch ihres Herrn aufband, „laufen Sie gleich hinunter auf den Akazienplatz, da werden Sie rechts von der Kirche ein Gäßchen sehen und links in dem Gäßchen auf einer niedrigen Mauer ein grünes Geländer. Da wohnt der Doctor Kiepert; er wird wohl wie gewöhnlich seine Nelken und Rosenbäume beschneiden. Sagen Sie ihm, er solle gleich kommen, Herr Kobus sei krank."

In demselben Augenblick murmelte Kobus:

„Der Rebbe . . . der alte Rebbe!"

„Wollen Sie den alten David sehen?"

Er nickte mit dem Kopfe.

Käthe rief schon zum Fenster hinaus: „Jörg! Jörg!"

Der kleine Jörg Koffel, der Sohn des Webers, reckte seine schmutzige Nase in die Höhe.

„Lauf' und hole den alten Rebb Sichel, lauf', sag ihm, er solle gleich kommen."

Der Knabe wollte schon fort, da blieb er stehen und rief: „Da kommt er!"

Die Pächterin ging hinunter und begegnete unten an der Treppe dem alten Rabbiner, der eben herauf kam. Wie David die Käthe hinten im Vorsaal stehen sah, stotterte er ganz leise: „Was ist denn los? Was ist denn los? . . . Er ist krank . . . Er ist hingestürzt, Kobus?"

Fritz schlug eben die Augen auf.

„Du bist krank, Kobus," fuhr der alte Rabbiner mit derselben zitternden Stimme fort; „ist Dir etwas zugestoßen?"

Fritz blickte mit feuchten Augen auf Käthe, und David verstand sofort, was er sagen wollte.

„Du willst mich allein sprechen?" frug er.

„Ja," murmelte Kobus.

Käthe ging hinaus, die Schürze vor den Augen. David neigte sich zu ihm herab und frug:

„Du hast etwas . . . bist Du krank?"

Ohne zu antworten, schlang Fritz seine Arme um Davids Hals und küßte ihn. Dann sagte er:

„Ich bin sehr unglücklich!"

„Du, unglücklich?"

„Ja, der unglücklichste Mensch von der Welt."

„Sage das nicht," antwortete der alte David, „sage das nicht; Du zerreißest mir das Herz damit! Was ist Dir denn zugestoßen?"

Da platzte Fritz heraus:

„Es war meine einzige Freude, David; ich dachte nur noch an sie, und jetzt will man sie einem andern geben!"

„Wen denn? Wen denn?"

„Die Susel," antwortete er schluchzend.

„Ah!" sagte der alte Rebbe, indem er sich wieder aufrichtete und die Augen vor Verwunderung weit aufsperrte, „die kleine Susel ist es, er liebt die kleine Susel! So, so, so! Das hätte ich merken sollen! Aber ich sehe nichts Schlimmes dabei, Kobus; die Kleine ist ein sehr liebes Mädchen, ganz was Du brauchst! Du wirst glücklich, sehr glücklich mit ihr sein."

„Sie wollen sie ja einem Anderen geben!" unterbrach ihn Fritz in Verzweiflung.

David öffnete die Thür und rief in den Vorsaal hinaus: „Käthe, ist die Mutter Urschel noch da?"

„Nein, Herr David."

Er machte die Thüre wieder zu.

Fritz schien sich von seiner Verzweiflung etwas zu erholen.

„David, sagte er, „Du rettest mir das Leben!"

„Nur munter, Schode," sagte der alte Rebbe, „steh auf, ziehe Deine Schuhe wieder an und laß mich machen. Wir gehen zusammen hinunter und halten um Susel an. Aber kannst Du Dich auf den Beinen halten?"

„Ach, wenn es gilt, um Susel anzuhalten," rief Fritz, „könnte ich bis an's Ende der Welt laufen!"

Und nun begaben sie sich zusammen nach Meisenthal. Auf dem Wege erzählte Fritz seine ganze Liebesgeschichte. Dann ging der Rebbe voran als Brautwerber. Er blieb lange. Endlich erschien er wieder, er gab kein Zeichen und während Fritz nach ihm ausschaute, fühlte dieser seine Kniee wanken. Da langte der alte Rabbiner endlich mit der Hand in die Tasche seines großen Rockes bis zum Ellbogen, zog sein Taschentuch heraus, schnäuzte sich ruhig, als ob nichts vorginge, hielt es schließlich in die Höhe und schwang es in der Luft. Alsbald machte sich Kobus auf den Weg, seine Beine galoppirten von selbst; er sprang wie ein Hirsch. In weniger als fünf Minuten war er am Hof. David, sein schmunzelndes Gesicht von unzähligen Runzeln durchfurcht, empfing ihn lächelnd und mit funkelnden Augen:

„He! he! he!" sagte er leise, „'s geht gut . . . 's geht gut . . . man nimmt Deine Bewerbung an . . . warte doch . . . so höre doch!"

Aber Fritz hörte ihn nicht mehr; er rannte der Thüre zu und der alte Rabbiner, der sich an seinem Eifer erfreute, folgte ihm. Fünf bis sechs Arbeiter mit Knittel und Strohhut gingen eben wieder auf's Feld; die Einen spannten die Ochsen unter das mit grünen Zweigen versehene Joch, die Anderen mit der Heugabel oder dem Rechen über die Schulter sahen zu. Sie drehten sich um sagten:

„Guten Tag, Herr Kobus!"

Aber er lief an ihnen vorüber, ohne sie zu hören, und stürzte, wie außer sich, in den Hausflur, dann in die große Stube, der alte David hinterdrein, der sich die Hände rieb und in seinen Bart schmunzelte.

Man war gerade mit dem Essen fertig; die großen rothirdenen Näpfe, die Blechgabeln und die Steingutkrüge waren

noch auf dem Tisch. Christel saß am unteren Ende, den Hut im Nacken, und schaute vergnügt drein; die Mutter Urschel mit ihrem dicken rothen Gesicht stand unter der Küchenthür mit weit aufgerissenem Munde und die kleine Susel saß im alten ledernen Lehnstuhl zwischen dem großen eisernen Ofen und der alten Uhr, die ihres ewigen Ticktacks nimmer müde wurde, in Hemdärmeln und blauleinenem kleinem Mieder und verbarg ihr liebes Gesichtchen in ihrer über die Knie hängenden Schürze. Man sah nur ihren hübschen sonngebräunten Nacken und ihre aufgestemmten Arme.

Als Fritz sie erblickte, wollte er sprechen, aber er konnte kein Wort hervorbringen. Da kam Vater Christel ihm zu Hilfe.

„Herr Kobus", sagte er im Tone des höchsten Erstaunens, „ist es möglich, was uns der Rebb David eben gesagt hat: Sie lieben die Susel und halten um ihre Hand an? Das müssen Sie uns selbst sagen, sonst können wir es nimmermehr glauben."

Fritz sagte gerührt:

„Wenn Susel mich liebt, ist alles recht. Wenn sie mich aber unglücklicherweise nicht lieben sollte, dann hat Vermögen, Stand und Ansehen keinen Werth mehr für mich. Ich habe Alles wohl bedacht und wünsche nichts, als von Susel geliebt zu werden."

„Nun wohl," rief Christel, „des Herrn Wille geschehe. Susel, Du hast es mit angehört, antworte für Dich selbst. Was uns betrifft, welch größeres Glück können wir für Dich wünschen? Susel, liebst Du Herrn Kobus?"

Aber Susel gab keine Antwort, sie schluchzte nur um so lauter.

Als jedoch Fritz endlich mit zitternder Stimme die Worte herausgebracht hatte: „Susel, Du hast mich also nicht lieb, daß Du nicht antwortest?" da sprang sie wie eine Verzweifelte auf, warf sich in seine Arme und rief:

„Ach ja, ich habe Sie lieb!"

Und sie weinte, während Fritz sie an sein Herz drückte und große Thränentropfen über seine Wangen liefen.

Alle Anwesenden weinten mit ihnen; 's Mariele schaute, den Besen in der Hand, mit vorgerecktem Halse durch die Küchenthüre und draußen erblickte man um alle Fenster herum fünf bis sechs Schritte vom Hause neugierige Gesichter, die mit weit aufgerissenen Augen hereinschauten, um zu sehen und zu hören, was drinnen vorging.

Endlich schnäuzte sich der alte Rebbe und sagte:

„So ist's recht . . . so ist's recht . . . liebet Euch . . . liebet Euch untereinander!"

Urschel war hinausgegangen, während sie noch ihre Wangen mit der Schürze trocknete. Jetzt kam sie wieder und brachte eine Flasche und Gläser.

„Hier ist die Flasche Wein, die Sie uns vor drei Monaten durch Susel geschickt haben," sagte sie zu Fritz; „ich hatte sie für Christels Geburtstag aufgehoben, aber wir können sie ebenso gut heute trinken."

Während der Wiedertäufer einschänkte, sagte der alte Rebbe ganz vergnügt zu ihm:

„Nun wohlan, Christel, wann soll die Hochzeit sein?"

Bei diesen Worten horchten Susel und Fritz auf.

„Ja, was denkst Du darüber, Urschel?" frug der Pächter seine Frau.

„Wann der Herr Kobus will," antwortete die dicke Mutter und setzte sich.

„Auf Euer Wohl, meine Kinder!" sagte Christel. „Ich meine, nach der Heuernte —"

Fritz sah den alten Rebbe an.

„Hören Sie, Christel," hub dieser an, „das Heu ist eine recht gute Sache, aber das Glück Anderer ist viel mehr werth. Ich vertrete hier Kobus' Vater, dessen bester Freund ich gewesen bin. Und in dieser Eigenschaft meine ich, wir sollen die Hochzeit auf heute über acht Tage festsetzen, gerade noch Zeit genug zum Aufgebot. Warum soll man die guten Kinder schmachten lassen? Weshalb noch länger warten? Meinst Du nicht auch, Kobus?"

„Wenn Susel will, mir ist's recht," sagte er, sie anblickend.

Sie schlug die Augen nieder und schmiegte sich an Fritzens Schulter, ohne zu antworten.

„Ja, so soll es sein!" sagte Christel.

„Ja," antwortete David, „das ist das Beste, und morgen gehen Sie nach Hüneburg und unterzeichnen den Ehecontract."

Nun trank man eins und der alte Rebbe sagte lächelnd:

„Ich habe schon viele Ehen in meinem Leben geschlossen; aber diese macht mir mehr Vergnügen als alle anderen; ich bilde mir was drauf ein. Ich bin zu Ihnen gekommen, Christel, wie Eleazar, der Knecht Abrahams, zu Laban: Der Wille des Herrn hat sich in diesem Bunde offenbaret."

„Gesegnet sei der Wille des Herrn," antworteten Christel und Urschel wie aus einem Munde.

Was noch zu erzählen übrig bleibt, wie Josef Almani, Bockel und Andres zehn Meilen weit herbeieilten, um bei der Hochzeit ihres Freundes Kobus aufzuspielen; von dem Hochzeitsschmaus, den die alte Käthe nach allen Regeln der Kunst unter dem Beistand der Köchin vom „Rothen Ochsen" herrichtete; von Susels Anmuth und Frische, von Fritzens Glückseligkeit, von der Würde der beiden Brautführer Hahn und Schultz, von der schönen Rede des Herrn Pfarrers Diemer, vom großen Ball, den der alte Rebb David unter allgemeinem Beifall in eigener Person mit Susel eröffnete; von Josef's Begeisterung, der auf seiner Violine so wunderbar spielte, daß halb Hüneburg auf dem Akazienplatz bis zwei Uhr Morgens stehen blieb, um ihm zuzuhören; das Alles gäbe eine Geschichte, die so lang wäre, wie die erste.

Es genüge daher zu wissen, daß Fritz ungefähr vierzehn Tage nach seiner Hochzeit alle seine Freunde zu Tisch bei sich sah in demselben Zimmer, in dem vor drei Monaten Susel mitten unter ihnen Platz genommen hatte, und daß er laut erklärte, der alte Rebb habe Recht, wenn er sage: „daß außer der Liebe alles eitel, daß ihr nichts zu vergleichen und daß die Verbindung mit dem Weibe, das man liebt, das Paradies auf Erden sei."

Feuilleton.

Unter den Ruinen von Theben. Unser Bild führt uns an den Ort, wo einst — vor drei und vier Jahrtausenden — eine der berühmtesten, großartigsten und volksreichsten Städte der Welt stand. Das hundertthorige Theben, wie es schon der Vater Homer, Alt-Griechenlands größter Dichter, genannt hat. Theben wurde um das Jahr 2400 vor Christi Geburt zur Hauptstadt von Oberegypten erhoben und erreichte die Höhe seiner Blüthe im 17. bis 12. Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, nachdem es schon unter dem glänzenden Königsgeschlechte der Pharaonen eine imposante Rolle gespielt hatte. Der Umfang der Stadt soll zu ihrer besten Zeit 140 Stadien, 26 Kilometer, betragen haben; ihre Bauwerke, Tempel und Grabdenkmäler — waren die großartigsten des ganzen, durch seine Colossalbauten zu unerreichter Berühmtheit gelangten Egyptens. Die Ueberreste, welche unser Bild zeigt, stellen u. A. eine Sphinx dar, jene räthselhafte, aus weiblichem Oberkörper und löwenartigem Unterkörper zusammengesetzte Figur, welche die Beschützer der Tempel und heiligen Haine darstellen sollte.

Der „Zapfenstreich", einer richtigen Etymologie nach eigentlich „Zapfenstrich", stammt von einer Sitte, die während des dreißigjährigen Krieges in Lager und Garnison gang und gäbe war. Der Profoß machte nämlich zu einer bestimmten Stunde mit Kreide einen Strich über den Zapfen des Weinfasses, um sich zu überzeugen, daß der Wirth oder die Marketenderin den Befehl befolgte, von dieser Stunde an nichts mehr den Saldaten zu verzapfen, die sich zur Ruhe begeben sollten. Kl.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.

Nr. 22. Unterhaltungs-Beilage. März.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Gern hätte der Hofmarschall noch ein ausholendes Wörtchen mit Mack gesprochen, der ihn zum Wagen begleitete, doch konnte es im Augenblick nur ganz flüchtig geschehen. Rasch wendete er sich im Flüstertone zu ihm: „Schade, daß ich den jungen Vorleser nicht gesprochen habe! Er hat ja wohl schon einigen Einfluß auf den Freiherrn?“

„Oh, den besten, Herr Hofmarschall,“ entgegnete Mack.

„Schön, schön! Der Freiherr scheint das Geheimniß noch bewahren zu wollen, indessen“ — der Sprecher beugte sich hart an das Ohr des Alten, indem er fortfuhr: „Herr Degenhart hat bereits eingestanden, daß der Kleine sein Bruder ist!“

Des Alten Züge leuchteten auf in freudigem Schreck. „Herr Regierungsrath Degenhart?“ rief er. „Ja, wenn der es gesagt hat, dann — dann —“

„Also richtig? Aber still!“

Der Hofmarschall legte den Finger an den Mund und stieg in den Wagen. Mack sah ihm nach, erstaunt und frohlockend über die empfangene Nachricht, dann eilte er hinauf zu seinem Herrn, den er in froher Stimmung zu finden hoffte. Aber da kam er übel an.

Wie ein gefangener alter Tiger schritt der Freiherr in seinem Zimmer auf und nieder, in einer Laune, wie Mack sie seit lange nicht mehr an ihm erlebt hatte. Wo sich der Rode wieder einmal herumtriebe? fragte der Hausherr mit Donnerstimme. Und als ihm entgegnet wurde, Rode sei längst da, warte aber im Nebenzimmer, da er des Besuches wegen nicht habe eintreten wollen, schrie der Freiherr: „Soll auch ferner warten, bis ich die Klingel ziehen werde!“

Der alte Diener ging in das Eßzimmer, wo er Gottwald fand, und beide sahen einander fragend an, erstaunt über den plötzlichen Umschlag der Stimmung des Freiherrn.

Dieser aber gab seinen ingrimmigen Gedanken einmal wieder nach alter Weise Gehör. Argwöhnisch, wie er war, regte sich der Verdacht in ihm, wirklich von einem Ankömmling seiner Schwester, einem ränkesüchtigen Subject, das mit heimlichen Plänen gekommen, hintergangen zu sein. Wenn er sich freilich das Wesen seines Hausgenossen vergegenwärtigte, so kamen ihm doch allerlei Zweifel. Der junge Mensch war vielleicht minder schuldig, Lothar Degenhart und jener Professor Sternberg hatten ihn einzuschmuggeln gewußt. Aber selbst wenn Gottwald gar nichts wissen sollte von seiner Familienstellung zum Freiherrn, es war doch ein unerhörter Fall, daß er, der Freiherr, ein Mitglied derjenigen Familie bei sich beherbergte, die er so gut wie verstoßen hatte. Immerhin war er das Opfer einer Intrigue geworden! Und der Hofmarschall wußte es — er mußte noch mehr darüber wissen! Was sollte nun geschehen? Mußte er nicht den Eindringling für alle Fälle sofort aus dem Hause jagen, damit die gegen ihn Verbündeten sich getäuscht sähen? —

Der Freiherr hemmte seinen Lauf, ja er zuckte förmlich zurück, wie vor dem Rande eines Abgrundes. Sollte er wieder allein leben müssen? Und in um so tieferer Einsamkeit, nachdem er durch seinen Hausgenossen, trotz mancher Stürme, zu einer Art von innerer Befriedigung gelangt war. Er fing auch an, die Thatsache zu bezweifeln, daß man ihn so ränkevoll überlistet haben sollte. Seine Schritte wurden langsamer und langsamer, zum Zeichen, daß der Sturm vorübergehe.

Indessen harrten Gottwald und Mack im Nebenzimmer der Glocke des Hausherrn. Der alte Kammerdiener war so beglückt über die Nachricht, in dem jungen Mann einen Neffen des Freiherrn zu sehen, daß er ihm, dem er schon manches im Hause verdankte, die Hände hätte küssen mögen. Aber der Hofmarschall hatte ihm Schweigen geboten, und Mack verstand sich auf das Schweigen, sogar gegen seine Frau.

Endlich gellte die Glocke des Hausherrn — aber gar nicht heftig, sogar gelassener als gewöhnlich und als von dem Zornanfall zu erwarten war. Mack ergriff die Lampe und schritt voran, Gottwald folgte mit seinem Gruße: „Guten Abend, Herr Baron!“

Dieser fühlte sich aber wie innerlich erlöst, als er die Stimme wieder hörte, die so viel über ihn vermochte. Er athmete förmlich auf und rückte sich in seinen Lehnstuhl zurecht, um die Vorlesung beginnen zu lassen. Sein Gehör war mit

Antheil erschlossen, er vernahm Laute und Worte, nichts aber von den Heldenkönigen, den Gothen, welche heute der Gegenstand der Vorlesung waren. Gottwald aber, innerlichst betheiligt, ja begeistert für diese Gestalten der Geschichte, las mit erhöhter Stimme, ja zu dramatisch gesteigertem Vortrag fortgerissen. Der Freiherr fuhr auf aus seinem Brüten, und die Bilder, die der Vorleser vor ihm aufrollte, standen plötzlich glänzend vor seinem inneren Auge. Trotzdem waren sie es nicht selbst, die ihn lebhafter beschäftigten, es war der Vermittler dieser großartig tragischen Welt, der Vermittler, der sich selbst immer tiefer in die dürftige Welt der Lebensforderungen des Alten einlebte.

Beim Abendessen war der Freiherr stumm, man hätte ihn für mürrisch nehmen können, und Gottwald Rode weniger gesprächig, als bisher. Und als der Augenblick kam, da der Alte den Jüngeren in gewöhnlicher Weise zu entlassen pflegte, begann dieser: „Ich habe eine Bitte, Herr Baron!"

Das war noch nicht vorgekommen. Der Freiherr blieb stehen mit dem Entschluß, die Bitte zu erfüllen, und hoffte, daß es in seiner Macht stehen werde. „Eine Bitte — nun?" entgegnete er gespannt.

„Mir immer ganz offen zu sagen, worin ich gefehlt habe, und was die Ursache einer Mißstimmung gegen mich ist. Nur dann kann ich Fehler vermeiden und mich nach Ihrem Willen richten. Sie hatten heut Abend etwas an mir zu tadeln, ich möchte wissen, was es war?"

Der Alte fühlte sich innerlichst betroffen. Ein ganz ungewohntes Gefühl überkam ihn. Einen Schritt näher tretend, legte er die Hand auf Gottwald's Schulter und sagte: „Es ist nichts, liebes Kind! Es ist nichts! Ich hoffe, zwischen uns — Gute Nacht! Gute Nacht!"

Es war das erste Mal, daß Gottwald Rode solche Worte und in so sanftem Tone gesprochene Worte vernahm. Auch er fühlte sich, da er sich verabschiedet hatte, überrascht und in eine versöhnliche Stimmung gegen den Haustyrannen versetzt.

Dieser aber dachte, als er ihm nachblickte: „Der Knabe kann nicht falsch sein! Er ist unschuldig — ist rein! Ich glaube an ihn — ich will an ihn glauben!" Und während er langsam das Zimmer durchmaß, überkamen sein seit lange verhärtetes Gemüth ungewohnte, weiche Empfindungen. Alte Erinnerungen tauchten in ihm auf, nicht verbitterte, sondern ganz freundliche aus alter und ältester Zeit. Plötzlich war es ihm, als müsse er nach etwas Greifbarem suchen, nach einem Anhalt für Vermuthungen und Gedanken. Er schloß einen Schrank auf, in aufgebauschtem Barockstyl, mit Messingbeschlägen und Ringen, ein uraltes Prachtstück, in welchem allerlei Dinge bewahrt lagen, die er seit einem halben Menschenalter nicht mehr angesehen hatte. Nachdem er eine Weile gekramt hatte, fiel ihm eine Schatulle von Ebenholz und Perlmutter in die Hand. Hierin konnte sich finden, wonach er suchte. Er setzte sich damit an den Tisch und begann den Inhalt zu durchforschen. Es war alles aus dem Nachlaß seiner Mutter, vieles aus Großmutterzeiten, einst kostbare Andenken und Schmuckstücke, von dem jüngeren Nachwuchs nicht mehr als Schmuck angesehen. Da war ein Halsband, aus aneinander gereihten Brustbildern in Kleinmalerei, die Gesichter ziemlich verblichen. Daneben ein Armband, dessen Porzellanplatte ein Schäferspiel in französischer Manier darstellte. Dann Familiengesichter in Wasserfarben unter Glas, auf Elfenbein und Porzellan, als Silhouetten und in Wachsrelief, an Kettchen um den Hals zu tragen, oder in stärkeren Bildrahmen. Da zuckte es in seiner Hand — sie hielt ein neueres Bild umfaßt, ein schönes, jugendlich geistvolles Gesicht, das seiner verstorbenen Schwester Juliane! Wie kam das hierher? Er mußte es einst zu den Alterthümern geworfen haben. Es stammte aus ihrer frühen Mädchenzeit. Seit sie sich mit dem Maler Degenhart verheirathet, hatte er sie nicht wiedergesehen. Trotz seines Widerstrebens fühlte er sich durch das Gesicht gebannt, und bald brachte er es der Lampe näher, um in den Zügen zu forschen. War da eine Aehnlichkeit, die zu der Vermuthung führen konnte, daß Gottwald Julianen's Sohn sei? Der Alte fand nichts dergleichen, und doch betrachtete er das Bild wieder und wieder. Endlich sonderte er es von den übrigen aus, um die Schätze wieder zu verpacken. Da fiel ihm noch ein Stück in die Hände, kleiner als die andern. Es zeigte auf jeder Seite ein Brustbild. Das eine stellte seinen Vater vor, das andere ihn selbst als dreijährigen Knaben. Er erinnerte sich, daß seine Mutter dies Schmuckstück viel getragen und ihm häufig gezeigt hatte. Und wie er das Kindergesicht betrachtete, den blonden Krauskopf, die blauen Augen, die hohe Stirn, da überkam es ihn seltsam. War da nicht eine Aehnlichkeit mit Gottwald Rode zu finden? Er legte das Stück neben Julianens Brustbild und brachte die übrigen Denkmäler der Vergangenheit an ihren alten Platz. — Was er gesucht, einen bestimmten Anhalt für Vermuthungen und Möglichkeiten, hatte er nicht entdeckt, aber dafür etwas Anderes gefunden, eine größere Ruhe beim Zurückblicken auf seine Familie und Verhältnisse, die er sonst aus der Erinnerung zu verbannen suchte. Die Gestalt seiner Schwester Juliane trat ihm aus der Vergangenheit wieder näher, er vergegenwärtigte sich ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, und er fühlte einen inneren Druck, daß er sich ihr für ein Leben so schroff gegenüber gestellt. Und dann wiederum kam es ihm so verwunderlich vor, daß er gar nicht wußte, wie Julianens Sohn Lothar aussah. Und dann wieder dachte er an seinen jungen Hausgenossen, und sein letzter Gedanke war: „Sei er, wer er sei! Der Cantorssohn oder der Sohn Degenharts und Julianens, ich will ihn behalten und für ihn sorgen!"

Neuntes Capitel.

Nebelgewölk des Spätherbstes füllte das breite Thal in jeder Morgenstunde, und langsamer kämpften die Sonnenstrahlen sich hindurch, um den Park in den prächtigsten Farben, die Höhenzüge aber in dunklem Blau zu zeigen. Der Aufenthalt im Freien mußte sich für die Bewohner von Neuhaus schon beschränken, die Abende wurden länger und Hildegard rüstete sich mit der Mutter zur Uebersiedelung nach der Stadt. Da erschien wenige Tage vor der Abreise eines Nachmittags unerwartet Lothar Degenhart. Er sprach seine Freude aus, Frau von Tenneberg wieder häufiger zu sehen, und ahnte nicht, wie schmerzlich ein Anderer die Abreise beklagte, der sich in der Gesellschaft befand, aber seine Betrübniß nicht zu äußern wagte. Auch beklagte Gottwald, daß Lothar so spät gekommen, und er sich seiner Gegenwart kaum eine Viertelstunde freuen durfte. Nachdem er sich verabschiedet hatte, begann Lothar heiter: „Ich muß Euch etwas Lustiges erzählen! Mein kleiner Freund Rode wird in der Stadt für meinen Bruder gehalten. Ja, es giebt Leute, die nachzurechnen und die Richtigkeit der Thatsache zu beweisen wissen, daß dieser gute Knabe mein achtzehn Jahre nach mir geborenes Brüderchen sei!"

„Und wäre das so ganz unmöglich?" fragte Hildegard lebhaft.

„Das Lustigste an der Sache ist ja eben," fuhr Lothar fort, „daß ich selbst der Urheber dieses Gerüchtes bin, da ich einen langweiligen und neugierigen Frager damit abzufinden suchte. Ich weiß nicht, wie es mir auf die Lippen kam, als ich so hinwarf, mein junger Gast sei mein Brüderchen. Seitdem steht das fest, so fest, daß ich zuweilen selbst über die Möglichkeit nachdenke."

Bruno lachte, Hildegard sah die Mutter mit fragenden Blicken an. Lothar aber fuhr fort: „In meiner Erinnerung ist Einiges verblaßt und undeutlich geworden. In Rom geboren und bis zu meinem zwölften Jahre erzogen, kam ich dann nach Deutschland und in Ihr Haus, liebe Tante. Seitdem habe ich meine Eltern nur noch bei Ihrem Besuche in Deutschland, ein paar Jahre darauf, wiedergesehen. Ich war achtzehnjährig auf die Universität gegangen, als die harten Schläge aufeinander folgten: der Tod meines Vaters, die Geburt eines Bruders, die auch meiner armen Mutter das Leben kostete. Auch der Tod des Kindes wurde mir gemeldet. Aber, da keiner unserer Familie damals in Rom gegenwärtig war — läßt sich der Tod des Kindes auch wohl mit voller Bestimmtheit annehmen?"

„Ja!“ entgegnete Frau von Tenneberg ernst. „Das Kind ist drei Tage nach seiner Geburt gestorben und bei seinen Eltern begraben. Ich habe die Papiere darüber, von dem damaligen Gesandtschaftsprediger amtlich beglaubigt. Er war mit Deinen Eltern befreundet, ordnete darauf den Nachlaß, ich besitze noch den ganzen Schriftwechsel mit ihm. Er steht Dir zur Einsicht offen.“

„Es ist aber doch ein merkwürdiges Zusammentreffen,“ warf Lothar ein, „daß auch mein Vater aus Neustadt an der Hardt gebürtig war, demselben Städtchen, wo Rode von dem alten Cantor erzogen wurde!“

„Nur erzogen wurde?“ rief die Mutter befremdet. „Ist er denn nicht der Sohn des Cantors? Hat Rode Dir besondere Mittheilungen gemacht?“

„Verzeihen Sie! Keineswegs!“ entgegnete Lothar lachend. „Sie sehen aus meiner willkürlichen Wendung, daß meine Phantasie bereits anfängt, Irrwege zu gehen, die ich selbst erschlossen habe; Rode hat sich mir für nichts anderes als den Cantorssohn ausgegeben, und da er gleichsam hinter Schloß und Riegel bei dem Alten lebt, ist auch wohl nichts von dem Gerede zu ihm gedrungen. Es wäre mir lieb, wenn er unbefangen bliebe.“ —

Jetzt begann Bruno: „Für einen Cantorssohn und ein Kind aus dem Volke ist er doch absonderlich fein und auserwählt gerathen. Als er neulich Clavier spielte, fielen mir zum ersten Mal seine Hände auf. Kein junges Mädchen brauchte sich ihrer zu schämen. Freilich hat er dabei auch gehörige Bubenkraft.“

„Laßt Euch nicht durch dergleichen beirren!“ entgegnete die Mutter. „Der gute Jüngling darf Euch werth bleiben, auch ohne daß Ihr einen Verwandtschaftsgrad für ihn erdichtet. Denn was immer Merkwürdiges zusammentreffen möge, als Lothar's leibliches Brüderchen wird unser junger Freund aus keiner Nachforschung hervorgehen.“

„Schade!“ sagte Hildegard, ohne von ihrer Stickerei aufzusehen.

Lothar hatte schon ein Warum? auf der Zunge, aber er unterdrückte es, um nicht zu äußern, was Hildegard auch nur im leisesten herausfordern könnte. Denn ihr Wesen gegen ihn war nicht nur kühl und gemessen, er glaubte sogar eine bestimmte Ablehnung darin zu erkennen.

Da man keinen besonderen Werth auf den von Lothar mitgetheilten Gesprächsstoff der Stadt legte, kam die Rede auf andere Dinge. „Nun, wie steht es denn mit Eurer großen Angelegenheit?“ fragte die Mutter. „Was schreibt Sternberg? Ihr zögert lange mit der Bildung Eures neuen Ministeriums!“ Sie hatte die Fragen leicht und lächelnd hingeworfen, und so entgegnete Lothar in gleicher Weise.

„Die weltbewegende Thatsache in unserem Staatsleben, dürfte erst im Frühjahr zur Kenntniß Europas gelangen. Unsere alte Excellenz feiert im April ein Jubiläum, und der Fürst will aus Zartgefühl seinen Minister nicht früher verabschieden. Sternberg aber macht mir Kummer. Man hat ihm einen Lehrstuhl an der Universität angetragen, der ihn mehr reizt, als unser Cultusministerium. Ohne ihn sehe ich mich der besten Unterstützung beraubt. Gleichwohl legt er es mir zur dringenden Pflicht ans Herz, die harte Aufgabe zu übernehmen. Trotz seiner Ermahnung würde ich zögern, wenn nicht der Fürst selbst es mir so dringend machte. Ich soll ihn nicht im Stiche lassen, soll mich der guten Sache zum Opfer bringen!“

In diesem Augenblick fühlte Lothar die Blicke Hildegard's so fest, durchdringend und wie mit strafendem Hohn auf sich gerichtet, als sollten sie in sein Gewissen dringen. Er stutzte, fühlte sich fast verletzt, und konnte nicht umhin zu fragen: „Ist es Zweifel, was ich in dem Ausdruck Ihrer Augen lese, Fräulein Hildegard? Vermuthen Sie, daß ich meine Stellung zum Fürsten überschätze? Daß sein Wunsch gar nicht so ausgesprochen wäre?“

„O gewiß nicht! Gewiß nicht!“ entgegnete Hildegard schnell. „Lassen Sie sich im Erzählen nicht stören!“

Daß eine Störung in die Unterhaltung gedrungen, fühlten doch alle. Die Mutter war es, die, wie immer, auszugleichen verstand und das Gespräch freundlich zu gestalten wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin.

Fortsetzung.

VIII.

Frau Ulrike hatte es glücklich zu Stande gebracht, ihre Nichte noch in deren erstem Schmerz, wo sie unter der vollen Wirkung der vernichtenden Nachricht von Egbert's vermeintlichem Treubruch gänzlich gebrochen und apathisch war und jeder äußeren Einwirkung leicht unterlag, zu einem entscheidenden Schritt zu bewegen.

Mit aller Anwendung ihrer Beredsamkeit hatte sie diese überredet, auf eine letzte Entrevue mit dem Treulosen zu verzichten — und als sie von der demnächst bevorstehenden Verlobungsfeierlichkeit wieder und wieder sprach, war zuletzt Margarethe selbst wie eine Verzweifelnde aufgesprungen und hatte gebeten, noch heut das Haus verlassen zu dürfen, gleichviel sei ihr, wohin man sie brächte.

Darauf war sofort ein Diener nach dem Telegraphenamt geschickt worden, die Nachricht ihrer beschleunigten Ankunft nach Pollitken, dem Gute von Ulrike's Freundin, die in der That eine Gesellschaftsdame suchte, zu befördern. In einer halben Stunde waren die Koffer mit dem Nöthigsten gepackt — alles andere sollte Leontine nachsenden — und gerade zu der Zeit, als die telephonische Weisung Mertens von der Börse anlangte, waren die Damen unten vor dem Hause in den Wagen gestiegen.

Als Brissey etwa dreißig Minuten später anlangte — vielleicht hatte sein Gefährt in der Stadt sogar dasjenige Ulrike's gekreuzt — fand er die Dienerschaft noch in der Bestürzung und Aufregung der eiligen Abreise vor und auf seine hastigen Fragen konnte man ihm nichts mittheilen, als daß die gnädige Frau nach dem Centralbahnhof in der Friedrichsstraße gefahren — nicht einmal den Namen der Station wußte man, wohin Ulrike sich gewendet oder welche Bahnroute sie eingeschlagen.

Und doch erkannte er, daß es darauf ankam, der gleichsam Flüchtigen so schnell als möglich habhaft zu werden. Denn wie lange des Banquiers redliche Stimmung anhalten würde, erschien ihm fraglich, und daß irgend eine böse List vorlag, mittelst deren man Margarethe zum Verlassen Berlins bestimmt, erkannte er deutlich.

Er wartete.

Sein Plan war, den mitgefahrenen Diener, der das Gepäck der Damen aufgegeben und die Billets gelöst, durch Geld oder Mertens Karte zum Sprechen zu bringen und dann sofort nachzureisen.

Inzwischen schickte er den Kammerdiener, den er mittelst einer Doppelkrone sich geneigt gemacht, in einer Droschke erster Klasse nach dem Centralbahnhof. Dieser mußte einen Extrazug bestellen, welcher Brissey sofort nach dessen Eintreffen auf jener Hauptstation aufnehmen sollte. So hoffte er die Abgereisten vielleicht noch einzuholen.

Auch Leontine war abwesend vom Hause. Sie hatte die Entfernung der Mama alsbald zu einer Spazierfahrt durch den im Frühlingsschmuck prangenden Thiergarten benutzt, die Villa sich selbst und der Dienerschaft überlassend, obwohl dort Kisten und Kasten noch offen standen.

Der verlorenen Tochter Heimkehr.

Die Zeit verging, obwohl sie Brissey schneckengleich zu kriechen schien. Sein Coupee stand bereit und in fieberhafter Spannung lief er vor dem Hause auf und ab.

Endlich kam in behaglichem Trabe der leere Wagen zurück, Kutscher und Diener auf dem Bock. Sie hatten sich Zeit gelassen und unterwegs wohl noch einmal irgendwo bei einer rothen Laterne Einkehr gehalten.

Sofort nahm Brissey den Diener beiseit.

Dieser wollte nicht sprechen — es war ihm offenbar verboten. Allein ein Geldstück und die Karte des Hausherrn, auf der die inhaltsschweren Worte standen: „Mr. Brissey soll jegliche Auskunft gegeben werden und man soll ihm gehorchen, wie mir!“ öffneten bald dem Manne den Mund.

„Nach Pollitken, Bahnstation Margrabowa, sind die gnädige Frau gefahren,“ gestand er, kopfschüttelnd über die seltsamen Vorgänge, die heut Mittag im Kreise seiner Herrschaft stattfanden.

Dann ging's im Galopp nach dem Bahnhof. Der Zug dort, aus einer Locomotive und einem Wagen erster Klasse gebildet, stand geheizt bereit. Unter dem Erstaunen einer Schaar von Gaffern und dem höflichen Geleit des Stationsvorstehers, der den Betrag in Empfang nahm, bestieg Brissey das Coupee — ihm galt es gleich, ob man ihn für einen ausländischen Fürsten in Incognito oder einen spleenigen Engländer hielt — und davon schnaubte die Maschine, die ihn seinem entflohenen Glücke entgegenführte.

Bald lag Berlin hinter ihm; aus dem Gewirr der Häuser, Gassen und Höfe, in die Brissey zerstreut vom hohen Damm der Stadtbahn hinabschaute, gelangte der Zug auf die freie Strecke, und nahm sofort eine rasende Geschwindigkeit an. Im schnellsten Tacte, alle Pulse wild mitklopfen machend, hämmerten die Räder, rauschte die Locomotive, und es war ein stolzes Gefühl für Egbert, als er merkte, wie auf allen Bahnhöfen das Personal bereit stand, alle Verkehrshemmnisse hinweggeräumt hatte, wie der Telegraph auf der ganzen Linie vor ihm her spielte: „Extrazug — Bahn frei!“ wie Station nach Station in kurzen Zwischenräumen athemlos genommen wurde und der Vorsprung von einer guten Stunde, den die Damen hatten, sich von Minute zu Minute minderte.

Dann dachte er lächelnd daran, wie jetzt an der Börse Mertens, Alverdissen und Herzberg, jeder für sich, sich mühten, die Actien, deren Steigen sie reich machen sollte, in ihren Besitz zu bringen, während doch fast kein Stück mehr davon am Markte war, da er, Brissey, bei dem Coursstand der letzten Tage alles für sich hatte aufkaufen lassen. Alverdissen war dadurch ruinirt — denn wie sollte er ohne den Coursgewinn, auf den er so sicher rechnete, die wucherischen Wechsel, die er Herzberg hatte ausstellen müssen, einlösen? Und auch Mertens war ruinirt, wenn es Brissey so wollte, was dieser freilich von dem Verhalten des Banquiers gegen ihn abhängig machte.

So fühlte er sich in jeder Weise Herr der Situation. Nur eins lag noch vor ihm — Alverdissen sollte nicht nur financiell ruinirt werden, sondern auch gesellschaftlich unmöglich gemacht, aus Berlin vertrieben, ja Egbert jubelte bei dem Gedanken, daß jener persönlich an ihm sich reiben könnte, daß er den Versuch machen könnte, Rechenschaft von ihm zu verlangen für die Warnung, die er Mertens hatte zukommen lassen; und daß er auf diese Weise den Schurken vor die Mündung seiner Pistole bekommen könnte.

Das Letztere war ein Herzenswunsch von ihm, der sich sogar oft in seinen Träumen wiederspiegelte. Wie häufig war er erwacht und hatte jenen im Duell unter seinem Feuer zusammensinken sehen, und wie lange Jahre hatte er Tag für Tag jede Mußestunde mit emsiger Waffenübung ausgefüllt, immer in der grimmigen Hoffnung, dem gewissenlosen Abenteurer, der mit betrügerischen Vorspiegelungen seinen armen Vater in den Tod getrieben, einmal Auge in Auge, die Waffe in der Hand, gegenüber zu stehen.

Vielleicht, ach vielleicht brachte ihm der nächste Tag die Erfüllung dieses heißen Wunsches!

So gingen seine Gedanken, während es draußen allmählich dunkler und dunkler wurde und der Zug der in Frankfurt die Maschine gewechselt, durch die weiten Ebenen der Provinz Posen unablässig vorwärts stürmte.

Noch zwei Stunden etwa dieser athemlosen Fahrt und der fahrplanmäßige Zug, den Ulrike benutzte, war eingeholt. Ungefähr in Thorn, hatte ihm der Stationsvorsteher in Berlin gesagt, würden sie ihn erreichen.

Unterdeß saßen in einem Coupee erster Klasse jenes Trains, auf dessen Fährten Brissey daherjagte, Ulrike und Margarethe, erstere ein wenig abgespannt, nervös plaudernd, um sich selbst zu unterhalten, letztere stumm und trüb, den Blick auf die abendlich dunkelnden Felder hinausgerichtet, die draußen in ermüdender Reihenfolge vorbeiflogen: Roggen und Kartoffeln in langen schmalen Ackerstreifen, wieder Roggen und Kartoffeln, und dann und wann eine armselige, niedrige Kiefernschonung. Aber wären es auch die lieblichsten, sonnigsten Gegenden der Welt gewesen, Margarethe hätte doch mit dem gleichen trostlosen Blick darauf hingestarrt, denn in ihrem Herzen war heut jede Lebenshoffnung, jedes Fünkchen Muth und Trost erloschen.

Die Arme ahnte ja nicht, wie nahe ihr das Glück auf den Fersen war!

Als der Zug in Thorn hielt, bemerkten sie eine besondere Aufregung auf dem Bahnhofe. Das Geleise zwischen ihnen und dem Perron wurde frei gehalten, ein Mann mit einer rothen Fahne lief dort auf und nieder, und die Schaffner hielten das Publikum zurück, aus den sich öffnenden Coupeethüren jenen Strang zu überschreiten, um auf den Perron zu gelangen.

„Ein Extrazug aus Berlin!“ hieß es. „Lassen Sie sich nicht überfahren! Nur eine Minute Geduld — da ist er schon!“

Ulrike und Margarethe blickten unwillkürlich zu den Fenstern hinaus, als draußen diese Rufe erschallten — eben fuhr neben ihnen auf dem Nachbargeleis eine Maschine mit einem Wagen erster Klasse ein — aber mit einem Rufe des Schreckens und der Ueberraschung zogen beide auch schon im nächsten Augenblick die Köpfe vom Fenster zurück — in der offenen Thür des Waggons drüben stand, sie hatten ihn beide sofort erkannt, Brissey.

Es war ein eigener Riß, der durch Margarethe's Herz ging, als sie ihn dort stehen sah, schön, stolz, mit heißem Gesicht herüberstarrend zu ihnen, die er sofort gesehen hatte, halb freudig, halb bitter schmerzlich, dazu, als rege sich plötzlich ein seltsames, neues Hoffen, daß er doch noch um sie, um ihretwillen käme!

Aber das konnte ja nicht sein!

Mit Befremden sah sie indeß, daß ihre Tante rasch die Gardinen am Fenster zusammenzog — ein unbestimmter Argwohn erwachte in ihr, wie sie deren ängstliches Gesicht gewahrte.

Allein im selben Moment schon, als alle diese Empfindungen auf sie einstürmten, wurde die Thür aufgerissen, die Gardinen warf eine kraftvolle Männerhand auseinander und in das Coupee sprang der Mann von drüben aus dem anderen Zuge, der also doch ihnen nachgefahren war.

„Egbert, Egbert!“ schrie Margarethe auf, sich in stürmischer Erregung erhebend, von Ahnungen durchzuckt, während ihre Tante sich in die entgegengesetzte Ecke des Coupee's flüchtete, „Egbert, was wollen Sie von uns? Warum kommen Sie?“

„Warum fliehen Sie vor mir aus Berlin?“ war seine Gegenfrage, „was hat man Ihnen gesagt von mir? Glaubten Sie nicht, daß ich allein Ihretwillen in das Haus Ihres Onkels kam? daß auch ich sofort die Hauptstadt verlassen würde, sobald Sie sich daraus entfernten?“

Margarethe erzitterten die Kniee — ein ungeahntes Glücksgefühl goß sich in vollen, goldenen Fluthen in ihr Herz aus, überwältigt sank sie auf ihren Sitz zurück, und ein sonniges Lächeln verklärte ihre Züge.

Schon lag der schöne, stolze Mann zu ihren Füßen, während Frau Ulrike drüben an der zweiten Coupeethür riß, als müsse sie dorthinaus entfliehen.

„Also doch der Meine?“ flüsterte das Mädchen leise und zärtlich zu dem geliebten Manne hernieder, der ihre Hand ergriffen hatte und diese innig gegen seine Brust drückte.

„Immer der Deine, geliebte, theure Margarethe — allezeit, seit ich Dich damals verlassen mußte, weil die Schande, der Ruin, der Tod in meines Vaters Haus eingebrochen waren!“

„Bitte!“ erscholl jetzt eine scharfe Stimme — es war die Ulrike's, welche drüben die Thür nicht hatte mit ihren Damenhänden öffnen können, „bitte, lassen Sie mich passiren. Ich will die schöne Scene nicht stören und möchte aussteigen!“

„Nein, meine gnädige Frau,“ rief Egbert und sprang auf, „ich bitte, lassen Sie sich nicht vertreiben. Was, wenn ich fragen darf, haben Sie Ihrem Fräulein Nichte für ein sinnreiches Märchen erzählt, um sie zu einer so schleunigen Abreise zu bewegen?“

Er sagte es fest, aber ohne Härte. Das Glück, das endlich gewonnene, stimmte ihn weich.

Ulrike stand, schwieg und senkte unwillig und beschämt zugleich den Kopf.

„Du habest um Leontine geworben!“ sagte Margarethe, zu ihm aufschauend, in dem zutraulichen, ehrlichen Tone und mit dem herzlichen „Du“, das sie ihm einst ihre ganze gemeinsame Kinderzeit hindurch gegeben.

„Ist es möglich?“ rief Brissey erstaunt. „So eine — — bewußte Unwahrheit haben Sie dem Kinde gesagt?“

„Herr von Brissey,“ stotterte Ulrike, „ich glaubte, Sie paßten besser für Leontine, als für Margarethe und wollte Sie und uns alle vor einem möglichen Mißgriff bewahren. —“

Margaretha schlug die Hände vor das Gesicht. Jetzt erst begriff sie ganz den abscheulichen Charakter ihrer Tante.

„Nimm mich fort aus dem Hause!“ bat sie; „laß mich nicht wieder dahin zurückkehren, Egbert!“

„Nein, mein herziges Kind — jetzt stehst Du unter meinem Schutz, dorthin kehrst Du mir nicht wieder zurück!“

Fast war die Haltezeit des Zuges auf der Station Thorn vorüber, und sie mußten daran denken, das Coupee zu verlassen.

„Komm', Margarethe!“ sagte Egbert. „Besteige meinen Zug drüben; wenn Du Dich nicht zu angegriffen fühlst, so treten wir sofort die Rückfahrt nach der Hauptstadt an!“

Damit winkte er einem Packträger, der Margarethe's Köfferchen in den Extrazug hinübertragen mußte.

„Auch Ihnen biete ich ein Coupee in meinem Zuge an, gnädige Frau!“ fuhr er dann zu Ulrike fort, die stumm und verlegen in ihrer Ecke saß. „Wir können Sie doch hier nicht allein zurücklassen!“

Ulrike stieg ohne ein Wort der Antwort aus. Egbert öffnete ihr drüben ein leeres Coupee und der Packträger schob ihren Koffer nach.

Dann traten sie die Rückfahrt an. Als der Zug nach der Grenze zu weiter ging, setzte sich auch der Extrazug wieder in Bewegung, in dem einen Coupee die mit ihrem Groll und ihrer Beschämung alleinsitzende Banquiersfrau, im anderen zwei Glückliche, die allerlei Erinnerungen austauschten, Pläne für die Zukunft machten, die sie einander so sonnig und schön gestalten wollten, wie ihre Liebe und ihr Reichthum nur zuließen.

Und doch sah der eine von ihnen in der Reichshauptstadt noch einer schweren Entscheidung, vielleicht einem blutigen Waffengange, entgegen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp.

In einem hohen und eleganten Gemach stand an einem düsteren Spätherbstabend eine junge, schöne Frau vor dem Bett eines schlafenden Kindes. Sie mußte sich tief niederbeugen, um bei dem gedämpften Licht das rosig süße Gesichtchen so genau betrachten zu können, wie sie es vor einem langen, langen Scheiden noch einmal thun will, denn sie ist die Mutter des Kindes, welches sie zu verlassen im Begriff steht. — Es wird ihr doch schwerer, als sie sich's die vielen Tage her vorgestellt hat, in denen sie sich sagte, daß das kleine Wesen ja noch gar keinen Unterschied macht zwischen Mama und der Kinderfrau und sie darum auch nicht vermissen kann, denn es wird versorgt, ob sie bei ihm ist oder von ihm geht. Aber trotzdem zögert sie noch, den Raum auf Nimmerwiederkehr zu verlassen, denn flüchtig, wie ein vorüberschwebender Gedanke, als namenlose, unbewußte Empfindung vollzieht sich an ihr, wie an jeder Seele, ein momentaner Kampf gegen das Widernatürliche.

Er ist beendet. — „Nein,“ stieß, indem sie zu den Bildern über ihres Kindes Bett aufschaute, das junge Weib hervor, „fort aus der Gefangenschaft; wenn Du seine echte Tochter und ihre Enkelin wirst, vermöchte ich doch nicht, Dich zu lieben, ich will die Probe nicht machen, ich will mein Leben noch nicht opfern. Georgette will ich nur wieder sein und nie mehr das verhaßte Frau Commerzienrath hören, nur nach der Art ihrer Beschaffenheit kann jede Natur glücklich werden.“

Das Zimmer war leer; das Kind schlief ruhig weiter, und nirgends verrieth das geringste Zeichen, daß hier am Heiligsten gefrevelt und alles edelmenschliche Gefühl verletzt worden war.

Der Commerzienrath Werter hatte sich in seinem fünfzigsten Jahr zum zweiten mal verheirathet, nachdem er zwanzig Jahre früher seine erste Gattin verloren hatte. Von einer angesehenen Kaufmannsfamilie abstammend, welche schon viele Generationen hindurch für die Erhaltung der stets untadelhaften Solidität des Hauses arbeitete, repräsentirte er in ihren Licht- wie Schattenseiten seine ganze Familie, in welcher, neben unbestechbarer Rechtlichkeit und strengster Zuverlässigkeit — was im Geschäfts- und Privatleben von Freund und Feind anerkannt wurde — Schroffheit und Einseitigkeit der Anschauungen, Herzens- und Gefühlsdürre markirt zu Tage trat.

Als der Commerzienrath seiner Zeit durch den Tod seines Vaters, welcher den Verlust eines jüngeren Sohnes nicht lange überlebt hatte, der einzige Vertreter der bewährten Firma wurde, trat er in allem genau in die Fußstapfen seiner Vorgänger, nicht aus Pietät für die Verstorbenen, oder als Resultat einer, aus innerer Prüfung hervorgegangenen Ueberzeugung, alles seither Bestandene und Gehandhabte sei so vollkommen, daß keine Aenderung es übertreffen könnte, sondern sein Handeln war das folgerichtige Ergebniß seiner Naturanlage, die Gesinnungen und Grundsätze der alten Werter lagen in Fleisch und Blut ihres letzten Sohnes. Wie jene in manchen kritischen Zeiten alles daran setzten, den vortrefflichen Ruf des Hauses auf stets gleicher Höhe zu erhalten, so war es auch dieser bemüht, und um dasselbe vor einem einstmaligen Uebergang in fremde Hände zu schützen, entschloß sich Sigmund Werter zu einer zweiten Heirath.

Was in einer Reihe von Jahren auch im Innern dieses Hauses gespielt — denn ein jedes Haus hat ja doch seine Geschichte — kam in seinem ganzen Umfang nie über die Schwelle desselben, und wenngleich es vom Bereden der Außenwelt auch nicht verschont blieb, so gab es doch niemals Thatsachen, sondern nur Vermuthungen von dem Hause Werter zu besprechen. Dazu half natürlich der isolirte und reservirte Standpunkt, den die Familie von jeher einnahm und der in allen seinen Consequenzen mit Sicherheit durchgeführt wurde. So wenig das gesellschaftliche Leben gepflegt wurde, so hielten sich doch weder die Herren noch die Damen demselben ganz ferne, und wenn auch ihre zeitweilige Betheiligung daran stets den Eindruck hervorbrachte, daß sie durch ihre Theilnahme nur der Form Genüge leisteten, so verleugneten sie doch nie die wohlerzogenen Leute. Sowohl für gemeinnützige Verbesserungen und Neuerungen, wie wohlthätige

Anstalten wurden immer große Summen gegeben, aber einen wärmeren Antheil, ein eingehendes Interesse bethätigten sie nie und verhielten sich auch gegenüber jeder Aufmunterung dazu beinahe abwehrend. Die Familie Werter spendete keine Liebe und genoß somit auch keine; sie besaß die Achtung der Mitmenschen, welche ihr vollständig genügte. Als vor Jahren einmal eine Tochter aus der Art schlug, indem sie wärmere Gefühle für ihren Musiklehrer hegte, welche sie den Eltern anvertraute, da wurde die arme, im Elternhaus heimathlose Pflanze so erkältend angefaßt, daß sie für das Vaterhaus das Herz ihres Liebsten eintauschte und als sein Weib mit ihm in die Ferne zog. Ihr Name wurde nicht mehr genannt und nie traf eine Kunde von ihr ein.

Im Hause Werter sprach man überhaupt nicht von inneren Empfindungen, die Gedanken kamen als klare, geordnete Sätze auf die Lippen und behandelten nie wesenlose Dinge, sondern greifbare Gegenstände, feststehende Thatsachen. Darum wäre es auch schwer zu ergründen gewesen, ob eines oder das andere der Entflohenen noch gedacht hätte.

Die erste Gattin Sigmund Werters war die Tochter eines ausländischen Geschäftsfreundes seines Vaters, die ohne Ahnung von der sie erwartenden Vereinsamung ihres zukünftigen Lebens, die Gattin des schönen, reichen Mannes wurde. Als des Sohnes Gattin und als die Tochter eines angesehenen Hauses wurde sie geschätzt in der Familie, und nie ward ihr ein unfreundliches Wort geboten, aber an dem, was Mann und Schwiegereltern ihr zu bieten unfähig waren, litt sie Mangel, und als ihr Kindchen, ihr Glück und ihre Wonne, todt fortgetragen wurde, da hallte ein so verzweifelter Aufschrei durch das Haus, wie die alten Mauern nie zuvor einen Ton gehört. Ein Jahr darauf folgte die Mutter ihrem Kinde nach, und da der alte Hausarzt der Krankheit keinen Namen zu geben wußte, der Fall ein gar so merkwürdiger war, wurde in den letzten Tagen noch ein jüngerer Arzt dazu gezogen, der nach ihrem Tode den hier nie gehörten Ausspruch that, das junge Weib scheine an gebrochenem Herzen gestorben zu sein. Er hatte die darüber erstaunten, kühlen Augen nicht sehen können, der junge Doctor, denn die seinigen blickten theilnehmend und warm auf die halbgeschlossenen der engelhaften Frau, deren Mund selig lächelnd ihr Kind zu begrüßen schien, das sie im erhofften Paradies erwartete.

Warum Sigmund Werter zwanzig Jahre vorübergehen ließ, bis er eine zweite Ehe schloß, blieb für jedermann ein Räthsel, denn wenn auch das Gerücht, daß er sich bei einer jungen Dame einen Korb geholt, weil sich dieselbe vor den ernsten Schwiegereltern und dem finstern Hause gefürchtet habe, nicht trog, so hätte er ja doch Ersatz in Menge finden können. Eine eigenthümliche und mit seinem ganzen Wesen im Widerspruch stehende Wahl traf er dennoch auf dem Höhepunkt männlicher Lebenskraft. Ob er so spät noch von der Leidenschaft erfaßt wurde, die jeder Berechnung spottet, die sich weder an hergebrachte Sitte und Gewohnheit bindet, noch Grundsätze bestehen läßt, oder ob er nur einen Erben seines Namens und Hauses wünschte und eine mit seiner Individualität übereinstimmende Gattin zu suchen zu bequem geworden war, blieb in Dunkel gehüllt. Als seine Gattin brachte er die blühende, reizende Georgette von einer Reise nach Hause, und nachdem er die nöthigen Besuche mit ihr gemacht und einmal eine Gesellschaft gegeben, betrachtete er es als ganz selbstverständlich, daß die neue Frau Werter ihr Leben in dem großen Hause so begann, wie die Alten es beschlossen hatten. In jener aber floß ein heißer, wogender Lebensstrom, der entweder ihn und das Haus mit allem, was es barg, überfluthete, oder sein Bett verließ und sich in eine andere Strömung ergoß. Die erste Gattin Sigmund Werters hatte im allmächtigen Gefühl der Mutterliebe Ersatz für alles Fühlende gefunden und ging in den Tod, nachdem ihr diese Herzensnahrung entzogen wurde. Die zweite Frau lud in demselben Gefühl, welches, wenn auch nur in kalter Pflicht ausgeübt, ihre Stärke und ihre Rettung hätte werden können, unlöschbare Schuld auf sich, welche ihren Schatten schon auf das Kind in der Wiege warf, denn durch das Vergehen der Mutter wurde das arme Wesen vom Vater schon mit dem Vorurtheil betrachtet, dasselbe werde sich mit ihren Anlagen entwickeln und die Möglichkeit eines endlichen Sonnenscheins der Liebe, welcher in dem reichen Hause nie aufgegangen war, war somit von vornherein wieder ausgeschlossen, und das, was dem Kinde naturgemäß hätte doppelt werden sollen, mußte es, schon vor einem bewußten Eintritt ins Leben, ganz entbehren. Der Sitte seines Hauses treu bleibend, wurde die im stillen abgespielte Tragödie von dem Commerzienrath völlig todtgeschwiegen, und es blieb den Leuten überlassen, wie sie sich das Verschwinden der jungen Frau erklären wollten. In solchen Fällen kommt den Betheiligten eine strenge Unnahbarkeit sehr zu statten, denn kein zudringlicher Frager wagt sich an sie heran, und sie bleiben jeder Art von Antwort enthoben.

Obgleich es der Commerzienrath selten einen Tag versäumte, in die von seinem kleinen Töchterchen und der Kinderfrau bewohnten Zimmer zu kommen, so klang doch seine Frage nach dessen Ergehen in derselben Tonart, wie er sich bei den Handwerkern nach ihren Arbeiten, welche in neu herzurichtenden Geschäfts-Localitäten bestanden, erkundigte. Die Kinderfrau — die übrigen Dienstboten waren alle in den Absonderlichkeiten der Werter alt geworden und sahen mit deren Augen und hörten mit deren Ohren — machte sich oft ihre Gedanken, wie es wohl nach dem Schlag, den er erleben mußte, im Innern des Herrn aussehe, und sie konnte es nicht glauben, daß es da eben so kampflos hergehe, wie es äußerlich scheine, besonders da sie ihn fast jeden Tag ergrauter zu finden meinte, und auch seine Haltung kam ihr nicht mehr so stramm wie sonst vor. „Armer Wurm," sagte sie oft mit mitleidigem Blick auf das Kind, „die Mutter verläßt Dich und der Vater liebt Dich nicht, wenn Du nur wenigstens ein Junge wärest und an seiner Stelle mal dem Hause vorstehen und nach ihm einst Commerzienrath werden könntest." Goldig sah die kleine Else aus ihren süßen, blauen Augen unter den langen Wimpern hervor, und ihr allerliebstes Mündchen verstand so entzückend zu lächeln, wenn ihr ein Spielzeug, oder noch lieber eine Blume geboten wurde.

In dem großen Garten hinter dem Hause, dessen melancholische Schönheit nur durch einen prächtigen Syringenbaum belebt wurde, befand sich die Kinderfrau meistens mit dem Kind, dessen Händchen mit einer duftenden Syringenblüthe stundenlang spielen konnten. Ein Feenkind wurde die holde Else zuweilen genannt, wenn sie, was zwar selten geschah, von Fremden betrachtet wurde, und Beate, die Kinderfrau, lachte für diese Räume einmal allzu kräftig hinaus, als die alte Dorothea meinte, es sei unrecht, daß das Kind nicht, wie es der Großmutter nach getauft worden sei, Christiane geheißen werde, nur „sie" habe es durchgesetzt, daß ihm der Name Else beigelegt wurde.

Beate besaß eine gute, einträgliche Stelle im Hause des Commerzienraths, und weil sie daneben das Kind aufrichtig liebte, so befand sich dasselbe nach den nun einmal obwaltenden Verhältnissen auch wohl versorgt in ihren Händen.

Es war ein zart organisirtes, aber doch gesundes Kind, das weder früher noch später als es durchschnittlich der Fall, gehen und reden lernte. Beate wollte schon sehr frühe die Beobachtung gemacht haben, daß der Werter'sche „Geist" nicht in ihm stecke, und mit seinem Heranwachsen schien sich dies auch zu bestätigen. Die kleine Else war ein weiches, liebedürftiges Wesen, und von Seiten des Vaters gehörte die vorurtheilsvollste Starrheit dazu, sein ödes Herz nicht mit Wonne durch das Kind erquicken zu lassen. Eine absolute Unfähigkeit dazu war auch trotz allem nicht vorhanden, denn es gab Augenblicke, in denen die strengen Züge unter Else's lieblichem Geplauder weicher wurden und seine Hand beinahe liebkosend durch ihre Locken fuhr, aber plötzlich, wie von einer finstern Macht erfaßt, fuhr er zurück, und der Commerzienrath Werter war nicht mehr Vater.

„O, Beate, Papachen schon wieder fort!" klagte dann wohl des Kindes Stimmchen.

„Er kommt morgen wieder, Herzblättchen, jetzt spielen wir zusammen," erwiderte die Angerufene, „oder willst Du ein Geschichtchen hören?"

„Ja," sagt das Kind strahlenden Auges „von der schönen Fee, welche die Kinder in ihr Schloß mitnimmt und sie in den Himmel zu den Engeln sehen läßt — Beate, seh' ich dann auch einmal meine Mama?"

„Wer sagte Dir denn von der Mama im Himmel, Elschen?"

„Erich sagt, alle Kinder haben eine Mama, und wenn sie nicht bei ihnen ist, so ist sie im Himmel, bei den vielen glänzenden Sternen, die wir Abends im Garten sehen.

Beate, warum hat mich die Mama nicht zu den Engeln mitgenommen?"

„Weil es hier auch schön ist, Else, im Himmel könntest Du nicht mit Erich spielen, auch hat es dort keine Syringenblüthen, aus denen Du so gerne Kränzchen windest."

„Ja, und Erich spielt so hübsch und in den Himmel möchte er nicht mitgehen, denn er sagt, die Sterne seien ihm langweilig, weil sie sich gar nicht bewegen, nur glänzen und auch so weit entfernt sind. Erich hat eine schöne Mama, nicht wahr Beate?"

„Ja, aber jetzt komm und siehe das lustige Bilderbuch an, das ich Dir vom Jahrmarkt mitbrachte, später darfst Du dann in den Garten und mit Erich spielen." (Fortsetzung folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Gut' Nacht!

Von Wenzel Breuer.

Es steht der Mond schon drüben über'm Wald
Und längst ist schon der Amsel Lied verhallt.
Die Blumen schlafen und es weht kein Hauch,
Wie träumend steht am Weg der Rosenstrauch.
Die Sterne wandeln oben sacht, so sacht:
Gut' Nacht!

Die Schatten lehnen an der Berge Wand
Und Traumesdämmerung umfängt das Land.
Wir träumten wieder unsern schönen Traum
Hier oben unter'm duft'gen Lindenbaum.
So selig hat Dein Auge mir gelacht:
Gut' Nacht!

In stiller Nacht, zu traumgefeiter Zeit,
Nur blühet volle Herzensseligkeit.
Wie wir uns lieben, wie wir uns vertrau'n,
Soll nicht des Tages neidisch Auge schau'n.
Komm', laß uns heimgeh'n, eh' der Tag erwacht:
Gut' Nacht!

Gut' Nacht, lieb' Kind, geh' in Dein Kämmerlein,
Der Liebe Engel wird Dir nahe sein!
Er führet Dir ein holdes Traumbild zu,
Ein süßer Nachklang nur ist dann die Ruh
Von unsrer Lieb', die uns so glücklich macht:
Gut' Nacht!

Feuilleton.

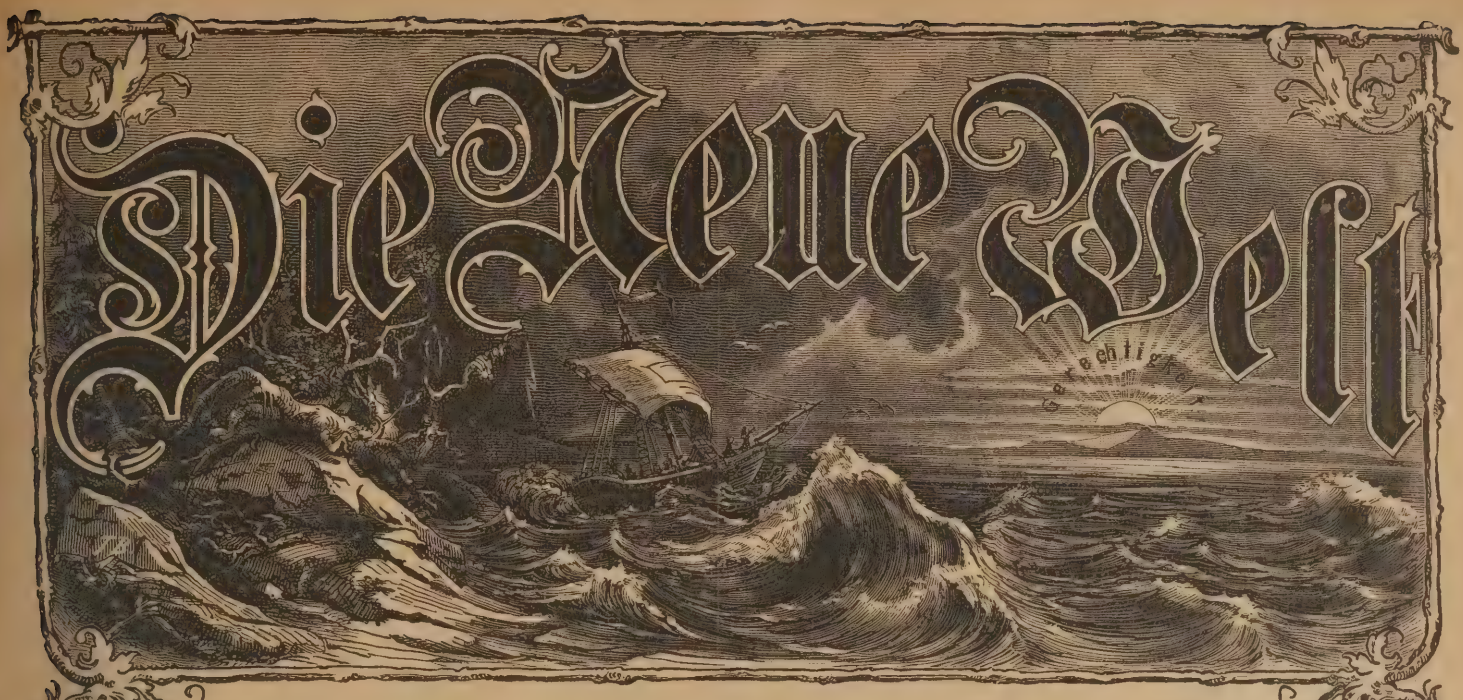
Der verlorenen Tochter Heimkehr. (Bild S. 172.) Gute Genrebilder reden für sich selbst, und welche Sprache könnte wohl eindringlicher zu Herzen gehen, als die, welche unser Bild selber spricht. Die verlorene Tochter kehrt heim! Heimathlos ist sie in der Welt umhergezogen — mehr als ein volles Jahr, dem Glück an der Seite des Geliebten, dem sie im allmächtigen Drange gluthvoller Leidenschaft das Vaterhaus und alle die Liebe darin opferte, nachziehend und — ach, es nie erreichend. Ihre Leidenschaft hatte sich ja so leicht in jene Gattenliebe, welche Noth und Tod überdauert, verklärt; — des gewissenlosen Mannes Gluth aber erlosch im Genusse, — eines schrecklichen Morgens war das junge Weib mit dem kaum zum Leben erwachten Pfande der verrathenen Liebe allein. Lang mag der Verzweifelnden die Wahl wehe gethan haben zwischen dem Tode und reumüthiger Rückkehr zu dem Vater, der ihr geflucht und dem Mütterlein, das alltäglich noch immer für sie betet. Endlich siegte die Mutterliebe, — dem Würmlein zu Liebe muß sie leben und leiden, ihm wird endlich auch der strenge Vater die Sünde der einst so geliebten Tochter verzeihen! S. N.

Theatercostumes in früherer Zeit. Als der zu seiner Zeit berühmte Componist Briegel im Jahre 1671 als Capellmeister in Darmstadt seine Oper „Triumphirendes Siegesspiel der wahren Liebe" zur Aufführung brachte, wurde folgende Costumirung angeordnet: 1. Saturnus. Einen todtenfarbichten, hageren, leinenen Habit umb den Leib. Einen gelben kurtzen Schurz. Auff dem Haupte graue Haare. Eine gelbe, spitzige Haube. Eine Larve mit einer langen Nase. Ein grauer, langer Bart. Gelbe Stieffeln. In der Hand eine Sense. — 2. Cupido. Eine nackende, fleischfarbichte Kleidung. Umb das Haupt eine blaue Binde, umb die Augen silberne Zindel. Einen Bogen, Köcher und Pfeile in einer blauen Schärpe. — 3. Mars. Einen Cürras. Ein Casquet mit rother Plumage. Eine rothe Schärpe. Einen Säbel bloß in der Hand. Stieffel. Die Arme sind gantz bloß. — 4. Venus. In einem fleischfarbichten Habit. Auff dem Kopfe eine güldene Crone. Die Haare auff dem Rücken hangen mit silbernem Zindel eingebunden an der Seite des Hauptes. In der Hand hat sie ein brennendes Hertz. Umb den Leib eine blaue Schärpe, darinnen den Köcher mit dem Pfeil vergüldet. — 5. Bacchus. In einem nackenden Habit, dick aufgefüllt. Umb den Leib einen grünen Schurtz von Tannenbüschen. Einen Grantz auff dem Haupte. Einen güldnen Pokal in Händen. — 6. Zwo Nymphen in weißer Kleidung, grün ausstaffiirt, wie beim Baccho. K.

Der böhmische Faust. Während der Vermählung des Kaisers Wenzel mit der Tochter des Bayernherzogs producirte sich in Prag der Sage nach ein Magier Zytho, der böhmische Faust genannt. Viele der Stückchen, die man seinem deutschen Vorbilde zuschreibt, werden auch von ihm erzählt. So soll er bei der genannten Hochzeit einen Edelmann verschluckt haben, dessen Schuhe er aber, weil sie schmutzig waren, wieder ausspie. Dann spuckte er auch den Mann wieder in einen Zuber voll Wasser. Wenn der Kaiser auf fester Erde ging, ruderte er in einem Nachen neben ihm her oder flog, wenn jener im Wagen fuhr, in einem mit Hähnen bespannten Wäglein mit ihm um die Wette. Saß er nebst anderen Gästen zu Tische, so verwandelte er oft ihre Hände in dem Augenblick, als sie nach den Speisen langen wollten, in Ochsen- oder Pferdefüße. Dreißig Bund Stroh verzauberte er in ebensoviel Schweine, die er einem Metzger verkaufte; als sie dieser jedoch zur Schwemme trieb, schwammen sie wieder als Strohwische davon. Der Betrogene traf Zytho in einer Schenke, wo er ihn zur Rede stellen wollte. Aber der Magier schlief. Da rüttelte ihn der Metzger am Bein. Zu seinem Schrecken behielt er jedoch das Bein in der Hand und mußte, von Zytho verklagt, noch obendrein bedeutenden Schadenersatz zahlen. Kl.

Chinesische Freimaurerorden. Unter den Chinesen giebt es mehrere geheime Orden, welche in vielen Stücken dem Freimaurerbunde und der italienischen Carbonaria ähnlich sind. Diese Orden werden ho-es oder Dreieinigkeitsgesellschaften genannt. Die chinesische Bevölkerung von Pinang zählt allein dreißigtausend Bundesbrüder. — Gleich anderen Geheimbündlern haben sie ihre Erkennungszeichen. So lautet ein Gesetz: „Wenn Du in Gefahr stehst, auf der Straße angegriffen zu werden, so rolle den rechten Aermel oder den rechten Theil des Beinkleides auf und halte den rechten Arm mit ausgespreizten Fingern über den Kopf!" — Eine andere Regel sagt: „Sprichst Du Jemand um Geld an, so wickle Deinen Zopf um die Stirne und stecke das Ende hinter das rechte Ohr!"

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.



Nr. 23. Unterhaltungs-Beilage. März.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Als am Abend die Familie sich in die Gemächer zurückzog, begann Frau von Tenneberg zu Hildegard gewendet: „Laß uns einmal ein offenes Wort mit einander reden, liebe Tochter! Es betrifft Lothar — oder vielmehr Dein Benehmen gegen ihn!"

„Ich habe vorausgesehen, Mama, daß dergleichen einmal kommen würde!" entgegnete Hildegard bedrängt. „Muß es denn sein? Ich spräche ungern über ihn!"

„Und ich möchte eben gern wissen, warum Du ungern über ihn sprächest!" sagte die Mutter. „Zum Handeln bist Du selbstständig genug, und ich denke nicht auf Dich einzuwirken. Aber um die Gründe Deiner Handlungsweise erfahren zu wollen, dazu stehe ich Dir, liebe Hildegard, hoffentlich nahe genug. Die einzigen, unfreundlichen Eindrücke, die Lothar von uns mitnimmt, kommen von Dir! Und Du scheinst zu wollen, daß es so bleibe. Er liebt Dich, daran zweifelst Du nicht mehr. Der Tag wird kommen, so lange Du ihn immer zu verzögern suchst, wo er Dir seine Hand anträgt. Wirst Du sie ablehnen?"

„Was kann ich ihm sein?" entgegnete Hildegard mit Entschiedenheit. „Er geht einen Weg, auf den mein Ehrgeiz mich nicht verlockt. Er wird, wie er selbst sagt, bald Minister sein. Er muß sich seine Frau aus diesen Kreisen suchen. Ich passe dahin nicht. Ich empfinde einen Widerwillen dagegen, und dazu eine Art von Todesangst, für mich und — für ihn, wenn ich es mir ausdenke! Nein, es ist unmöglich! Er mag seine glänzende Laufbahn machen, mir würde das Glänzende darin sehr — lächerlich erscheinen!"

„So spricht denn freilich kein liebendes Herz!" sagte die Mutter. „Diesen Grad von Gleichgiltigkeit hatte ich nicht erwartet, noch kann ich nicht glauben, daß er ihn verdiene!"

„Eure gute Meinung über ihn wünsche ich nicht zu ändern, und glaube auch, daß er sie in gewissem Sinne verdient. Da ich aber in der Hauptsache eine andere Meinung über ihn habe, wollte ich schweigen. Soll ich sie durchaus bekennen — gut, so werde ich offen sein!" Es war etwas von Leidenschaftlichkeit in dem Tone Hildegard's, als sie fortfuhr: „Mir mißfällt die Rolle, die er sich selbst zugedacht hat, und in der er seinen Umgebungen durch ziemlich nettes Comödienspiel etwas weis zu machen sucht. Vielleicht, und das wäre der bessere Fall, macht er sich selbst was weis! Was sind das für Phrasen, die er dem Fürsten in den Mund legt! Er solle der guten Sache wegen sich selbst zum Opfer bringen! Obgleich es doch nur sein Ehrgeiz ist, der ihn in eine höchste Stelle drängt. Daß der Fürst ihm seit frühen Jahren her persönlich befreundet ist, greife ich nicht an. Daß er ihn in seiner Nähe haben möchte, ist glaublich. Daß er aber Degenhart für den einzig Befähigten zur Bildung eines neuen Ministeriums hält, bezweifle ich. Degenhart's eigene, rastlose Wünsche sind es jedenfalls, welche hauptsächlich dabei in Rede kommen. Er heuchelt Abneigung dagegen, und thut unter der Hand Alles, um sein Ziel zu erreichen!"

„Wie willst Du das behaupten oder gar beweisen?" warf die Mutter dazwischen.

„Ich thue keines von beiden, ich spreche nur Dir unter vier Augen meine Vermuthung oder sogar meine Ueberzeugung aus. Man bringt kein Opfer für eine Sache, wenn man dieselbe ironisch behandeln kann. Das ist nur Berechnung, um Andere zu täuschen. Er könnte, wenn der Wunsch nur von dem Fürsten ausginge und ihm die Erfüllung gar zu schwer würde, getrost ablehnen, ohne daß sein Verhältniß zu ihm getrübt würde. Ob sich aber Degenhart der Aufgabe, die er sich gestellt hat, auch gewachsen sein werde, darüber scheint er noch wenig nachgedacht zu haben. Und er gilt doch sonst für einen klugen und geistvollen Mann! Sein Ehrgeiz scheint doch noch mächtiger als seine Klugheit."

„Da er von der Gesellschaft grenzenlos verwöhnt wird, wächst denn auch seine Selbstschätzung und mit ernster Selbstprüfung ist es dahin. Eine große Demüthigung wäre ganz erwünscht für ihn. Vielleicht erwachte seine bessere Natur, und er ließe sich fürder nur auf das ein, worauf er durch Natur und Anlagen hingewiesen ist."

„Und das wäre?" frug Frau von Tenneberg gespannt.

„Das Talent seines Vaters hat er freilich nicht geerbt, auf Musik läßt er sich ausübend nicht ein; als heimlicher Romanschriftsteller ist er noch nicht entlarvt, und auf dilettantische Verse hat er sich nur bei Gelegenheiten eingelassen. Auf diesen Gebieten scheinen demnach seine Talente nicht zu liegen. Es giebt aber noch Anderes für die geistige Arbeit eines Mannes."

„Du scheinst auf seine kunsthistorischen und antiquarisch gelehrten Studien hinzudeuten, die ihn früher sehr beschäftigten und jetzt nur zwischen seiner Berufsthätigkeit hindurchschlüpfen können. Wenn er diesen seinen Beruf vorzieht, so kann das nicht ohne Neigung sein, und Niemand in den maßgebenden Kreisen zweifelt, daß er auf dem rechten Wege sei. Daß er unter einer Last von prosaischen Geschäften uns auch wohl einmal einen Seufzer zu hören giebt, geschieht, weil er sich bei uns zu Hause fühlt. In Deine Anklage gegen ihn könnte ich nicht einstimmen. Selbst seine Verwöhnung in der Gesellschaft — ich vermuthe, er kennt sie selbst gar nicht einmal. Er lehnt ab —"

„O, das ist gerade die feinste Berechnung!" fiel Hildegard mit Eifer ein. „Scheinbare Gleichgiltigkeit ist verlockender, als die Absicht zu gefallen."

„Hildegard, eine Frage unter uns," sagte die Mutter nach kurzer Pause. „Sei ganz offen! Hat Lothar Deines Wissens irgend etwas Nennenswerthes verschuldet, was ihn als sträflich erscheinen läßt?"

„Nein!" entgegnete Hildegard, ohne sich zu besinnen und in ungetrübtem Tone.

„Nun gut! So wollen wir heut nichts weiter über ihn sprechen." Frau von Tenneberg erhob sich, um sich in ihr Gemach zurückzuziehen. An der Thür aber fühlte sie sich von Hildegard's Armen umschlungen und zurückgehalten. „Gute, liebe Mutter!" rief diese in neuer Erregung. „Ich fürchte, ich habe Dir weh gethan! Ich fühle mein Unrecht — verzeih' mir!"

„Ich habe selbst ein Aussprechen gewünscht und wüßte nicht, was da zu verzeihen wäre. Gute Nacht, liebe Tochter!" Frau von Tenneberg hatte allerdings unerwartete Ergießungen vernommen, aber sie konnte sich nicht überzeugen, daß für Lothar's Wünsche Alles verloren sei. Gerade die Leidenschaftlichkeit, mit der Hildegard gesprochen, erschien ihr verdächtig, für ihre eigenen Wünsche aber eher tröstlich. Irgend ein Hinterhalt, so meinte sie, mußte noch da sein, in welchen Hildegard sie nicht hatte blicken lassen. Denn da sie die Einzige war, welche Mißtrauen in Lothar's Character setzte, so könne nur ein für sie tiefer liegender Grund vorhanden sein.

Und doch wäre Hildegard verlegen gewesen, einen solchen Grund einzugestehen, wagte sie doch nicht einmal, ihn vor sich selbst bestimmt und deutlich auszusprechen. Die Ahnung oder Befürchtung einer bestimmten Thatsache, auf die sonst Niemand gekommen wäre, schwebte ihr allerdings vor. Sie schalt sich selbst, daß sie dergleichen nicht verbannen konnte, und dennoch wollte die Besorgniß einer möglichen Bestätigung ihrer Ahnung nicht weichen. Ihr Mißtrauen gegen Lothar war einmal da und erstreckte sich bald auf Alles, was er sagte, oder was sie über ihn hörte. Den Ehrgeiz, von dem sie ihn erfüllt glaubte, hätte sie ihm verziehen, aber die Verhältnisse, in die ihn sein ehrgeiziges Streben trug, erschienen ihr dürftig, kleinlich, nicht des Erringens werth. Sie hatte in den Kreisen der Stadt genug von der geistigen Beschränktheit dieser Gesellschaft, bis in die höchsten Kreise, kennen gelernt, selbst von den Einschränkungen der Wirkungskreise, und begriff nicht, wie man daran ein Leben etzen könnte. Hier, wo Jeder den Andern kannte, beobachtete, belauerte, auf ein Versehen, einen Fehltritt, einen Makel nur wartete, hier erschien ihr ein Mißgriff durch Ueberschätzung der Kräfte geradezu als etwas Lächerliches, als etwas Erschreckendes aber, wenn es nicht nur lächerlich war, wenn er damit einen dauernden Makel empfing, was bei der Mißgunst der Hofkreise nur allzu leicht hätte sein können.

War es ganz aufrichtig, wenn Hildegard eine große Demüthigung für Lothar wünschenswerth hielt? Mit einer Art dämonischer Lust nährte sie diesen Wunsch in sich, und peinigte sich selbst damit, denn sie zitterte bei dem Gedanken, daß er in Erfüllung gehen könnte. Der glänzende Weltmann, welchen sie Lothar spielen sah, war ihr widerwärtig, und bei scheinbarer Gleichgiltigkeit lauschte sie doch auf jedes Wort, jede Andeutung, welche in der Gesellschaft über ihn verlautete, in Spannung zwischen Besorgniß und Genugthuung, ob man günstig oder ungünstig über ihn redete. Zu beherrschen verstand sie sich sonst meisterlich, aber sie empörte sich gegen sich selbst, daß sie es nicht so weit vermochte, um sich zu innerer Gleichgiltigkeit zu zwingen. Sie erschrak über die einander widersprechenden Empfindungen ihres Herzens; auch ihrem jungen Freunde Gottwald Rode gegenüber. Sie verschwieg sich nicht, daß seine Aehnlichkeit mit Lothar von Anfang an eine große Anziehung auf sie ausgeübt hatte. Die Anziehung steigerte sich, je mehr sie die eigenste Natur des Jünglings kennen und schätzen lernte. Sie fragte sich, ob ihre Neigung zu ihm, ohne jene Aehnlichkeit, die gleiche sein würde? Sie glaubte es, da sie in sein Gemüth geblickt hatte. Und doch war es gerade die Aehnlichkeit, welche in ihrem Innern eine ursprünglich gleiche Neigung für beide erweckte, nur daß dieselbe eine verschiedenartige Trübung erfuhr. Es zuckte in ihrem Herzen auf, wie Freude, wenn sie Lothar erblickte, aber Mißtrauen, Anklage, Trotz gegen ihn und sich selbst vernichteten die frohe Regung wieder; und Freude war es auch, was sie bei Gottwald's Erscheinen empfand, dem gegenüber sie nichts von jenen bitteren Regungen fühlte, und von dessen Angesicht sie sich doch häufig erschrocken abwendete, weil ein anderes plötzlich vor ihrer Seele stand.

Hildegard war sonst eine reife Natur, sie wußte, daß sie Vielen überlegen war durch ihre Bildung, durch geistige Klarheit, die sie aus inneren Erfahrungen gewonnen; nur stachelte sie die neue Erfahrung auf, daß sie in Einem nicht zur Klarheit kommen konnte, daß ihre weiblichen Empfindungen immer wieder mitsprechen, wo ihr Verstand allein reden wollte.

Das heutige Gespräch mit ihrer Pflegemutter und Freundin hatte sie tief erregt, um so mehr durch die Befürchtung, daß Frau von Tenneberg wohl mehr herausgehört haben möchte, als Hildegard hatte eingestehen wollen. Das schöne Mädchen mit den geistig bedeutenden Gesichtszügen und der glänzenden Gestalt einer Weltdame fühlte sich von Empfindungen überrascht, welche eine viel untergeordnetere weibliche Natur auch wohl beglückt oder schmerzlich bewegt haben könnten. Sie drückte das Taschentuch vor das Gesicht, da sie ihre Augen von heißen Thränen überströmen fühlte.

Aber sie wollte Macht über sich gewinnen, sie wollte! Hastig sprang sie auf, und schritt noch lange ruhelos in ihrem Gemach auf und nieder.

Zehntes Capitel.

Lothar Degenhart kehrte von einem Ausgange in seine Wohnung zurück. Sie war durch den römischen Nachlaß seiner Eltern prächtig ausgestattet, daher Jeder, der sie betrat sich durch einen künstlerischen Eindruck angemuthet fühlte. An den Wänden hingen Gemälde seines Vaters, von welchen er sich niemals zu trennen vermocht hatte. Italienische Landschaften, groß und klein, Copien von herrlichen Köpfen nach Raphael und anderen Meistern, dazu Zeichnungen und was sonst ein immer thätiger Künstler in Haus und Werkstatt zusammengebracht hat. Auch das Brustbild seiner Mutter, kurz vor ihrem Tode gemalt, auch damals noch einer schönen Frau, war darunter. — Aber der Besitzer dieser Schätze hatte heute keinen Blick für seine häusliche Umgebung. Er kam von Frau von Tenneberg, welche seit acht Tagen mit Hildegard wieder in der Stadt wohnte, und fühlte sich innerlich aufgeregt durch ein Gespräch mit der Tante. Er hatte die von ihm sehr verehrte Frau nicht eigentlich zur Vertrauten seiner Herzenswünsche gemacht, unausgesprochen aber war sie es, und so hielt sie es für gut, heut und zwar zum ersten Mal die Rede auf Hildegard zu bringen. Es waren nur wenige Worte, die sie sagte; um so größer ihre Bedeutung für den Hörer; „Halte Dich in der nächsten Zeit etwas entfernter von Hildegard!" so klang

es ihm noch vor dem Gehör. „Laß nichts in der Unterhaltung durchblicken, was über den ruhigen Familienverkehr hinausginge! Du wirst nicht dadurch verlieren, vermuthlich eher gewinnen!“ Das war Alles, und nur mit einem Handkuß hatte er ihr schweigend gedankt. Aber er war überzeugt, daß zwischen den Frauen von ihm die Rede gewesen.

„Und es scheint, ich bin noch weit, weit zurück!“ so dachte er. „Was muß ich thun, um dieses Räthsel zu ergründen?“

Er hatte nicht lange Zeit, sich einsam in diesen immer wiederkehrenden Gedanken zu vertiefen, denn sein Diener trat ein und legte eine Hand voll Briefe auf den Tisch.

„Nun, Jacob Ohl, wie geht es der lieben Frau?“

Der Angeredete dankte und konnte die Versicherung geben, daß die Schmerzen nachgelassen und Frau Ohl heute Morgen wieder aufgestanden sei. Der Diener stand, bei seiner Zuverlässigkeit und seinem anstelligen Wesen, mit seinem Herrn auf sehr gutem Fuße. Im französischen Kriege, welchen Degenhart als Landwehr-Offizier mitgemacht, hatten sie sich zuerst gefunden, nämlich als Lieutenant und Bursche. Der letzte gewann eine solche Anhänglichkeit, daß er, da seine Dienstzeit mit dem Friedensschluß ablief, bei Lothar zu bleiben wünschte. Nicht lange, so gewann der zweiundzwanzigjährige Jacob Ohl die Gunst einer kinderlosen Wittwe, welche wohl fünfzehn Jahre älter sein mochte, als er. Trotzdem war sie eine noch schmucke Person, er heirathete sie, und konnte bislang noch nicht finden, daß er übel dabei gefahren wäre. Das Ehepaar Ohl gehörte nun seit Jahren zum Hausstande Degenhart's, Jacob als Diener, die Frau mit der Ordnung und Aufsicht über die Wohnung und dem, was sonst dazu gehörte, betraut.

„Grüß Deine Frau! Wünsche ihr in meinem Namen gute Besserung!“ rief Lothar dem Diener nach, als derselbe das Zimmer verließ. Dann nahm er den ihm zunächst liegenden Brief in die Hand.

Der Brief war von Gottwald Rode, welcher ihm häufig schrieb. Lächelnd begann er zu lesen, und verstand den Seufzer, der aus der Zeile klang: „Etwas öder ist es in Neuhaus nun doch, seit die Damen in die Stadt zurückgereist sind!“ Was in dem Herzen seines jungen Freundes vorging, hatte er längst ausgespürt. Es war auch nicht schwer, da in allen bisherigen Briefen genug von „Fräulein Hildegard“ zu lesen stand. Lothar hatte durch diese Briefe den Vortheil gehabt, genau unterrichtet zu werden, was man in Neuhaus von Tag zu Tag trieb. Daß Hildegard sich sehr freundschaftlich zu Gottwald gestellt, erkannte er, aber er war weit entfernt, auf ihn, als auf einen Nebenbuhler, eifersüchtig zu sein, wenn er gleich den glücklichen Jungen um seinen täglichen Verkehr mit ihr beneidete. Und jetzt, so dachte er, bin ich der Glückliche und muß mich warnen lassen, ihr meine Gesinnungen zu zeigen.

Indem er den Brief, in Gedanken versinkend, langsam faltete, fielen seine Augen auf einen anderen, den er hastig ergriff. Es war die Handschrift des Professor Sternberg. Wie waren seine Blicke nicht zuerst auf dieses bereits erwartete Schreiben gefallen? Der Inhalt brachte ihm Unruhe und Zweifel. Sein älterer Berather schrieb ihm, daß er sich nun bestimmt für den ihm angetragenen academischen Lehrstuhl entschieden habe. Dann hieß es weiter: „Ich bin nicht mehr in den Jahren, eine neue und mir bisher fremde Lebensthätigkeit zu beginnen, und damit eigentlich das Leben von vorn anzufangen. Ich muß Sie für einen schwierigen Posten allein lassen. Aber Sie sind jung, fangen nicht von vorn an, sondern setzen Angefangenes nur umfangreicher fort. Ich wünsche sehr, daß Sie die Aufgabe übernehmen könnten, auch um des Fürsten willen. Aber prüfen Sie sich nochmals genau, ob Sie es sich zutrauen. Sind Sie jung, so sind Sie vielleicht zu jung für diese große Verantwortlichkeit. Von bloßem Ehrgeiz glaube ich Sie frei. Haben Sie aber das Selbstvertrauen, sich durchzusetzen, so zaudern Sie nicht länger. Daß Sie in ein Wespennest treten, darf Sie nicht zurückschrecken, wenn Sie glauben, etwas Tüchtiges leisten zu können.“

Degenhart erhob sich, den eben so niederschlagenden als aufregenden Brief in der Hand, und ging umher, rathloser, als er sich je gefühlt, denn die Hoffnung, mit Sternberg gemeinsam zu wirken, hatte er bisher nicht aufgegeben. Wenn er sich ernstlich prüfte, sagte er sich, daß er das Selbstvertrauen nicht besaß, allein auf einem schlüpfrigen Boden Neuerungen durchzusetzen, die man ihm jedenfalls böswillig erschweren würde. Und was sollte er dem Fürsten sagen, dem er sein Wort eigentlich schon gegeben hatte? So viel er auch grübeln mochte, heute und auf einmal war die Antwort auf solche Fragen nicht zu gewinnen.

Er öffnete die übrigen Schriften und fand als letzte ein stark nach Moschus duftendes Briefchen mit einem Wappen in Golddruck. Die Schriftzüge waren ihm unbekannt, es konnte eine Einladung sein.

„Toska!“ rief er unwillkürlich in seiner Verwunderung. Es waren die ersten Zeilen, die er von ihr empfing. „Was will sie denn?“ Er suchte eine keineswegs ausgeschriebene, sondern kritzlich ungefüge Handschrift zu entziffern. Frau von Salfeld bat ihn um eine Unterredung unter vier Augen. Sie werde heut um zwölf Uhr für ihn allein zu Hause sein. Neues Erstaunen! Was konnte die theuere gnädige Frau Cousine ihm denn so Geheimes mitzutheilen haben? Da sie ihre Hände gern in die „Politik“ zu stecken suchte, vermuthete er beinahe, es werde sich um etwas aus der „Ministerial-Angelegenheit“ handeln. Eine gewisse Neugier ergriff ihn. Er sah nach der Uhr, und da sie ungefähr die anberaumte Stunde zeigte, machte er sich auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp.

Fortsetzung.

In einem an das Werder'sche Anwesen stoßenden Garten befand sich ein reizendes kleines Wohnhaus, in welchem der Hauptmann Ernst und seine Gattin im frohen Besitz ihres einzigen Kindes, des Spielkameraden der kleinen Else, ein glückliches Leben führten und einen lachenden Gegensatz zu der finsteren Nachbarschaft boten. Liebenswürdige Leute, denen die Sorge bis jetzt noch in keiner Gestalt die Schwelle ihrer freundlichen Heimath betrat, hatten sie früher keinerlei näheres Interesse für die Bewohner des Werder'schen Hauses gezeigt, die ihnen während der Jahre, welche sie hier neben einander wohnten, stets ferne geblieben waren. Seinen Garten betrat der Commerzienrath so selten, daß er es wahrscheinlich gar nicht bemerkt hatte, daß an dem die Gärten abgrenzenden Zaun die Zeit das ihrige dazu beigetragen hatte, um einen Verkehr mit hüben und drüben zu ermöglichen, welche Gelegenheit zuerst von den Kinderfrauen der beiden Kinder und dadurch auch von diesen selbst benützt wurde. Als nun gar der muntere Erich später mal die Entdeckung machte, daß eine durch Gebüsch und Gesträuch verdeckte, wohl niemals benutzt wordene Verbindungsthüre vorhanden war, da bestürmte er die Eltern, dieselbe öffnen und ihn zu Else hinüber zu lassen, an welcher der fast zwei Jahre ältere Knabe ebenso sehr hing, wie die Kleine an ihm. Was aber dem verwöhnten Söhnchen ungewöhnlich lange verweigert wurde, erreichte durch ihre unwiderstehliche Art klein Elschen, welches mit all' dem ihm eigenen Zauber der Frau Hauptmann eines Tags hinüberrief:

„Darf ich denn niemals zu Erich hinein?“

Die Folge hiervon war, daß der Herr Hauptmann den Commerzienrath schriftlich fragte, ob er gegen die Erfüllung des

Wunsches der beiden Kinder etwas einzuwenden habe, oder mit Oeffnung der entdeckten Thüre einverstanden sei. Zur Freude der Großen und zum Jubel der Kleinen wurde Tags darauf die Thüre erschlossen und der Werter'sche Garten erlebte nun in Zukunft nie Gehörtes — Kinderjubel.

Auch im Zimmer waren die Kinder nun öfters beisammen und als Erich einstmals den Arm brach, saß Else stundenlang in den Räumen drüben, die ihr viel besser als die eigenen gefielen, und leuchtende Kinderaugen hingen an Erich's Mama, wenn dieselbe erzählte oder vorlas. Ihr war das kleine Mädchen wirklich ans Herz gewachsen, über dessen sinnigem Wesen ein eigenthümlich poetischer Hauch lag, der um so rührender war, weil er so ganz des Kindes eigenstes Wesen ausdrückte, das sich in der nüchternen, trockenen Heimath, ohne seelische Anregung, ganz aus sich selbst entwickeln mußte. So

Er verließ das Zimmer und kam den folgenden Tag nicht herein. Trotz einer sich in vielen Zügen offenbarenden, besonderen Welt, welche sich das kleine Menschenkind innerlich gebildet hatte, war es dennoch keine blos träumerische Natur, und so wenig Freund Erich ihr Interesse für die Sterne theilte, so wichtig waren ihr seine Buben-Liebhabereien, und sie lief nicht nur in wilder Hast mit ihm nach Schmetterlingen, sondern sie wetteiferte auch mit ihm in der Kunst des Exercirens nach seines Papas Commando, dessen Lob sie eben so stolz machte, wie ihren Freund und zukünftigen Vaterlandsvertheidiger.

Gleichmäßiger als im Hause des Commercienraths ging wohl kaum irgendwo die Zeit vorüber. Daß Geld und Gut sich in demselben mehrte, konnte Niemand wahrnehmen und am wenigsten genoß die Hauptperson die Früchte ihrer Thätigkeit. Durch

Bild ohne Worte.

gut als sie es verstand, bemühte sich Beate, Elses stets wieder zu Tage tretende Ideenverbindung zwischen den Sternen und der Mama abzubrechen, allein es gelang ihr nicht, und sogar an den Papa richtete sie einmal die Frage, ob die Mama dem Christkind sage, was es ihr unter den Weihnachtsbaum legen solle. Ein finsterer Blick ohne Antwort traf die unschuldige Fragerin, und Beate wurde strenge examinirt, wer das Kind auf solche Gedanken bringe.

„Niemand," erwiderte diese, „überhaupt nicht einmal ich verstehe das Kind, wieviel weniger Sie, Herr Commerzienrath, aber es besitzt ein solches Engelsherz, daß ich es für Sünde hielte, ihm anders als ganz sanft zu antworten. Ihr Blick hat Else so erschreckt, daß ihr dicke Thränen in die Augen getreten sind."

Sprachlos betrachtete der Herr des Hauses die kühne Sprecherin, die, vom Mitleid mit dem Kinde hingenommen, zum ersten Mal eine solche Sprache führte.

„Verzeihen Sie, Herr Commerzienrath, es war gut gemeint."

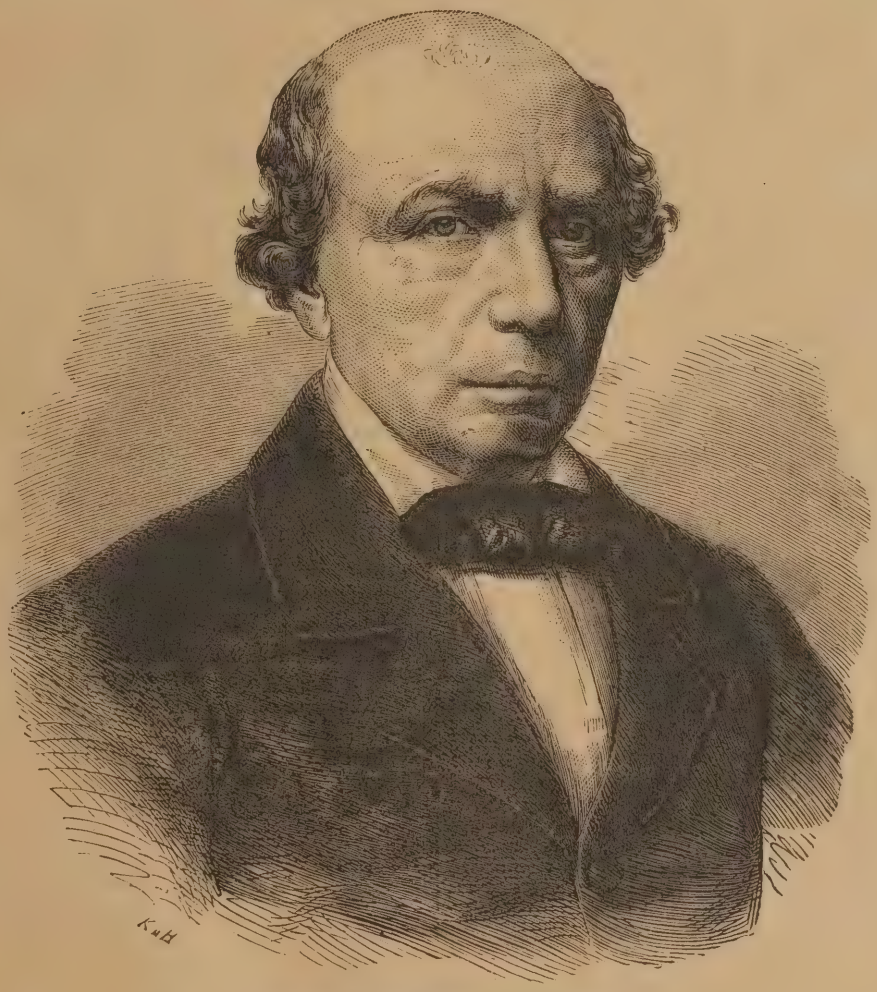
das traurige Erbe seiner Eltern, das er in einer, allem Sonnenscheine entgegengesetzten Naturanlage, einestheils schon mit zur Welt gebracht, anderntheils anerzogen erhielt, trat Sigmund Werter schon mit engherzigen Anschauungen ins Leben ein, und der Segen eines eigenen, glücklichen Familienlebens, der vielleicht sogar in späteren Jahren noch erfrischend auf das vertrocknete Empfinden hätte wirken können, wurde ihm nicht zu Theil, sondern die späte Ehe, vielmehr deren traurige Folgen, verwandelten seine einstige Menschengleichgültigkeit in Menschenverachtung. Er sträubte sich, sein Töchterchen, welchem alles gegeben war, mit einem Elternherz zu beglücken und zu lieben, weil ihm hinter des Kindes weichem, innigem Wesen auf die, nach seiner verfinsterten Ansicht, einst sicher zu Tage tretende Oberflächlichkeit der Mutter zu lauern schien, welche so strafbar gehandelt hatte, daß es niemals eine Sühne für sie geben konnte.

Auf des armen, reichen Mannes Pfad konnte keine erquickende Erinnerung ihren milden Strahl werfen, mit der Gegenwart ließ er sich nicht durch sein Kind verhöhnen, und Zukunft sollte es keine mehr für ihn geben, denn als Else kaum

das siebente Jahr erreicht hatte, beschloß er nach kurzer Krankheit sein freudenarmes Dasein.

Der gläubige Christ wie der Freidenker, der Mann der Wissenschaft wie der Tagelohnarbeiter, sie alle werden, wenn der Tod in ihren Räumen Einkehr hält, von seiner grauenvollen Macht berührt, erschüttert und von der eigenen Machtlosigkeit durchdrungen. Eine Schuld, ob größer oder kleiner, die unser Gewissen drückt, wird uns nie vor allen Denen, mit welchen wir leben und verkehren, die wir achten und lieben, in solchem Grade die Augen niederschlagen machen, wie vor dem ernsten kalten Antlitz eines Todten, das doch nichts mehr will von unseren Freuden und Leiden, und seinem Lieben und Hassen, hinter dem wir und die Welt versunken sind für immer. Nicht allein in den Räumen, in denen der uns angehörende Todte liegt, dämpfen wir unseren Schritt, sondern wir treten sogar in einem Hause, das wir ahnungslos, daß ein Todtes in ihm liegt, betreten haben, leiser auf und jener Schauer, welcher nicht dem natürlichem Grauen allein gilt, umfängt uns, zieht doch oft der rohe Mann seinen Hut, wenn eine Leiche an ihm vorüber zieht und der frivole Spötter hält inne, bis der Todtenwagen seinem Blick entschwunden ist. Nach der räthselhaft zwingenden Macht folgt aber auch des Todes erlösende, versöhnende Macht und in ihr ist der Frieden.

Else war bis jetzt ein Kind wie alle anderen gewesen, aber nach dem Tode des Vaters schien es, als wäre sie nicht älter, aber anders geworden. Sie weinte nicht, als ihr Beate sanft mittheilte, daß der Papa gestorben sei, sie erblaßte, ließ die Puppe, welche sie in Händen hatte, fallen, und redete mehrere Augenblicke kein Wort.



Johann Ludwig Uhland.

„Also ist er jetzt im Himmel bei der Mama," sagte sie dann, „und sie freut sich gewiß, daß er gekommen — nun holen mich zwei Engel, wenn ich einmal sterbe, nicht wahr Beate?"

Sie zeigte keine Scheu vor dem Todten und ließ es sich nicht nehmen, das kleine Kränzchen von ineinander gefügten Syringenblüthen vor ihm sitzend zu verfertigen und es dann in seine kalten Hände zu legen. Als Erich mit seiner Mama kam, sie über die Zeit des Begräbnisses zu sich hinüber zu holen, sagte sie:

„Ich kann nicht mit Dir gehen, Erich, denn ich will den Papa auf den Friedhof begleiten. Beate will es nicht leiden, weil sie glaubt, daß ich mich erkälten werde, aber sie muß mich doch gehen lassen — wenn auch viele Menschen dabei sind, sein Kind bin ja nur ich."

„Du hast recht, Else, begleite Du nur den Papa," erwiderte Erich's Mutter, indem sie das Kind thränenden Blickes küßte, „morgen wirst Du dann zu uns kommen."

Mit dem Geistlichen und einem ihr fremden Herrn fuhr die kleine Waise hinter dem Todtenwagen, und als die Ceremonie auf dem Friedhof zu Ende war, nahm letzterer das Kind an der Hand und trat mit ihm vor das Grab. Es hatte bis jetzt nicht geweint, aber nun kam, während es ein Sträußchen auf des Vaters Sarg warf, in den schluchzenden Ausruf: „Papa!" ein so tief klagender Ton aus dem kleinen Herzen hervor, daß sich der Fremde niederbeugte und liebkosend das blasse Gesichtchen strich, während alle Anwesenden tief ergriffen umherstanden.

Drei Tage, nachdem der Commerzienrath Werter der Erde übergeben war, fand die Eröffnung seines Testaments statt. — Als Vormund seines Kindes war im Ausdruck unbedingtesten Vertrauens Herr Berthold Jungthal bestimmt, dem er, für den Fall, daß ihn der Tod ereilen sollte, ehe die Erziehung seiner Tochter vollendet, den Wunsch aussprach, dieselbe in seinem Hause und unter seinen und seiner Mutter Augen erziehen zu lassen. Das Geschäft sollte unter der seitherigen Firma durch die bewährte Treue des langjährigen Procuristen im Namen der Erbin fortgeführt werden. Die spätere Zukunft des Hauses, schrieb der Commerzienrath, würde durch Realisirung seines Wunsches, daß ein einstiger Gatte seiner Tochter dasselbe nach den bestehenden Grundsätzen, mit Hinzufügung seines Namens zum Werter'schen und irgend möglicher Beibehaltung des Personals, in einer ihm entsprechenden Weise begründet. Träfe jedoch seine Tochter eine Wahl, welche obiges ausschließe, oder sie bliebe unverheirathet und wäre nicht geneigt, der Chef des Hauses zu sein, so wäre sie ermächtigt, einen möglicherweise sich meldenden, aber nur durch und durch geprüften, ganz gut prädicirten Werter'schen Familien-Angehörigen unter hiermit angegebenen Bedingungen das Geschäft zu überlassen. Sollte sich auch letzteres nicht ausführbar erweisen, so habe er für jene spätere Zeit besondere Verfügungen getroffen, welche in einem Extra-Verschlusse beiliegen, der erst dann eröffnet werden solle, wenn die Verhältnisse es erfordern. Ebenso habe er für den Fall des Todes seiner Tochter, wenn sie derselbe unverheirathet träfe und sie somit keine natürlichen Erben hinterließe, über den Werter'schen Totalbesitz besonderen Bestimmungen getroffen. Hierauf folgten viele Legate für Wohlthätigkeitsanstalten, ebenso für das Geschäftspersonal und die Dienstboten, in generöser Weise, alle Erwartungen übertreffend.

Else, die arme Waise und reiche Erbin, kniete auf einem Stuhl am Fenster und schaute die Straße hinunter. „Warum bist Du so still, Elschen, und willst weder zu Erich hinübergehen, noch hier bei mir spielen — woran denkst Du denn immer, Kind? fragte Beate."

„Ich mag nicht mit Dir und nicht mit Erich spielen, ich möchte viel lieber schlafen und wieder so schön träumen wie heute Nacht — ach, ich bin so müde, Beate, und auch so traurig, weißt Du, was mir geträumt hat?"

„Nein, erzähle es mir, hernach aber gehen wir spazieren, damit Du wieder fröhlicher wirst."

„Also ich war im Himmel, Beate, und das war ein wunderschöner Garten, viel, viel schöner, als der unsrige, und der Papa stand von ferne und sah, wie ich mit vielen schönen Kindern in einem großen Kreis spielte, alle hatten sie goldene Flügel und Maiblumenkränze auf dem Kopf, ja goldene Flügel wie die rechten Engel, aber es waren Kinder mit langen Locken. Der Papa war nicht so ernst, wie er immer gewesen ist, er kam zu mir in den Kreis herein, und was meinst Du, Beate, was er mir gab?"

„Nun?"

„Ja, denke nur, den kleinen Syringenkranz, den ich ihm in die todten Hände gegeben habe und dabei küßte er mich und sagte „mein liebes Töchterchen," das hat er sonst nie zu mir gesagt, Beate. Aber auf einmal sah ich ihn nicht mehr und die Kinder gingen auch weg, jetzt rathe noch einmal, wer dann kam?

„Das kann ich mir nicht denken, Else, vielleicht ich?"

„Nein, Du warst gar nicht dabei, weißt Du wer? — Der Herr mit dem ich auf den Friedhof gefahren bin, nicht der Herr Pfarrer, der andere, und sah so schön und so gut aus, wie der Heiland und sagte, ich solle mit ihm gehen, er habe auch einen schönen Garten mit vielen Fliederbäumen. Jetzt bin ich aufgeweckt und alles war so dunkel im Zimmer, daß ich ganz Heimweh bekam nach dem Papa und den Kindern und dem Herrn in dem Garten. Aber da kommt er ja die Straße herauf, Beate!" — „Wie, was träumst Du denn bei hellem Tag, Else, komm', jetzt kleide ich Dich an."

Das Kind schwieg und blickte noch die Straße hinunter, als der Besprochene wirklich eintrat.

„Kennst Du mich noch, kleine Else?" fragte er freundlich

„Ja," erwiderte sie, „ich habe auch heute Nacht von Ihnen geträumt."

„In der That, Kind? — und ich komme, Dich zu fragen, ob Du gerne mit mir gehen willst, nicht heute schon, aber bald, wenn alle Deine Kleidchen, Deine Puppen und Spielsachen in einen großen Koffer gepackt sind, dann reisen wir zusammen und ich bringe Dich zu meiner Mutter, welche Dich recht lieb haben wird, willst Du?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf, — „und Beate und Erich, wenn ich fortgehe?" Sie blickte zu jener hinüber, die thränenden Auges abseits stand und in den bittenden Worten: „Beate darf mit uns gehen, nicht wahr, sie würde sonst Heimweh bekommen und ich auch," trat für den, eine ernste Verpflichtung übernehmenden jungen Mann das weiche, goldene Kindergemüth für die Zukunft ermunternd zu Tage.

„Beate wird mit Dir gehen, Else," entgegnete er, „aber Erich — der muß wohl hier bleiben'" fuhr er munter fort, „weil er ein Junge ist, der in der Schule jetzt tüchtig lernen muß, aber in der Vacanz kommt er dann und besucht Dich, indessen spiele ich zuweilen mit Dir, denke mal, ich sei Dein großer Bruder!"

Das Kind lachte fröhlich. „Ich gehe gerne mit, darf ich dann im Wagen mit Ihnen fahren, wie" — sie stockte und blickte ernst, des Vaters Begräbniß mußte vor ihr erstanden sein.

„Wir fahren eine kleine Strecke in der Eisenbahn, Else, und nachdem wir dieselbe verlassen haben, steigen wir zu kurzer Fahrt auch noch in eine Kutsche, und wenn auch diese stille steht, sind wir zu Hause angekommen, wo uns meine Mama empfängt. Aber weil Du nun meine kleine Schwester bist, so mußt Du jetzt Du zu mir sagen, Du Berthold, verstanden, willst Du den neuen Bruder ein bischen lieb haben?"

„Sehr lieb," antwortete das Kind, „so lieb wie Erich."

(Fortsetzung folgt.)

Unter dem Giftbaum.

Novelle von A. Remmin. (Schluß.)

IX.

Spät in der Nacht kamen sie in Berlin an.

Als Brissey und Margarethe ihr Coupee verließen, kam Frau Ulrike zu ihnen heran. Sie hatte Zeit genug gehabt, zu überlegen, welche Rolle allein noch für sie übrig blieb, wenn sie sich mit einiger Würde aus der Affaire ziehen wollte.

„Herr von Briesen," sagte sie, „ich habe mich nicht besonders gut gegen Sie benommen, auch Margarethe hat Grund, mir zu zürnen. Und doch giebt es Rücksichten der Schicklichkeit, welche Sie beide veranlassen müssen, nicht so, wie Sie es vielleicht vorzögen, unser Haus zu verlassen. Ich meine es jetzt aufrichtig mit Ihnen beiden, glauben Sie es nur. So bitte ich, lassen Sie Margarethe heut noch mit mir nach unsrer Villa zurückkehren. Und da Sie sich nicht wohl von ihr trennen mögen, so bitte ich ferner, nehmen auch Sie für den Rest der Nacht Gastfreundschaft bei uns an. Sie können ja jetzt um 2 Uhr Morgens nirgendwo das Kind unterbringen, ohne Aufsehen zu erregen. Morgen früh veröffentlichen wir Ihre Verlobung. In wenigen Tagen, sobald Sie die nöthigen Formalitäten besorgt, findet dann die Trauung statt. So löst sich alles vor den Augen der Welt in der gebührenden Form. Die rasche Vermählung motiviren wir mit Ihrer plötzlich nothwendig gewordenen Heimkehr in Ihr Adoptivvaterland oder wie Sie sonst beschließen werden!"

Sie brachte diese Einladung mit allem Takt und aufrichtigem Gesicht vor.

Und es war in der That, wie sie sagte. Nirgendwo, als in der Villa Mertens konnte in dieser vorgerückten Nachtstunde Margarethe ein schickliches Unterkommen finden.

So nahm Brissey ihr Anerbieten mit Dank an. Er mußte es wohl; und also traten sie miteinander die Heimfahrt durch die Stadt in einer viersitzigen Droschke an.

Frau Ulrike war sichtlich bestrebt, so weit das möglich war, wieder gut zu machen, was sie an den beiden gefehlt.

Als man die Bewohner der Villa wachgeläutet, wurde schleunigst ein Imbiß für die Zurückgekehrten hergerichtet, und dann wurde Brissey in einem der Fremdenzimmer einquartiert.

So schlief er die erste Nacht unter einem Dach mit seiner Verlobten und konnte aus nächster Nähe darüber wachen, daß keine neue List gegen ihr gemeinsames Glück in Scene gesetzt würde.

Am Morgen suchte er ihr sofort eine passende Pension, die er bei einer würdigen, verwittweten Pastorin in der Königgrätzerstraße fand.

Und der Vormittag war noch nicht weit vorgerückt, da wußte er sie dort bereits geborgen und in Sicherheit.

Ein ferneres Verweilen im Mertens'schen Hause wünschte er durchaus nicht, und Margarethe fügte sich ihm gern.

Sein nächster Gang war auf das Standesamt, wo er die vorgeschriebene Anzeige ihrer bevorstehenden Verbindung machte.

Als er von dort in sein Hotel heimkehrte, nachdem er noch bei einem Gärtner im Vorübergehen eine halbe Wagenladung

von Blumen bestellt, die Margarethe sofort zugeschickt werden mußten, um ihr gegenwärtiges Heim anmuthiger und traulicher zu gestalten, da fand er in seinem Salon zwei Herren, welche dort eben ihre Karten abgeworfen hatten und nun wieder gehen wollten. Und als der Oberkellner, welcher dieselben dorthin geführt, sich entfernt, stellten sich jene als zwei ehemalige Militärs vor, welche ihm eine Forderung seitens des Herrn von Alverdissen überbrachten.

Sie motivirten dieselbe mit dem kränkenden Benehmen, welches Mr. Brissey ihrem Auftraggeber gegenüber am vorgestrigen Abend in der Villa Mertens gezeigt habe. Und als Brissey es ablehnte, deswegen um Entschuldigung zu bitten, da wurden die Bedingungen des Zweikampfs discutirt.

Die Herren verabschiedeten sich in aller Artigkeit nach wenigen Minuten — Brissey war glücklich, seinen sehnlichsten Wunsch, den er so viele Jahre gehegt, sich erfüllen zu sehen.

Am zweitnächsten Tage früh Morgens um 7 Uhr sollte das Duell im Grunewald an einer festbezeichneten Stelle statthaben; als Waffe waren Scheibenpistolen vereinbart, und so oft sollten die Kugeln gewechselt werden, bis einer der Gegner kampfunfähig war. Ueber weitere Besprechungen mit Secundanten Brissey's hatte man hinweggesehen, da es diesen drängte, die Angelegenheit rasch zu Ende zu bringen.

Dann — kaum als die beiden Herren gegangen — kam Mertens vorgefahren, und, was er mittheilte, war interessant genug. Er selbst hatte am vergangenen Tage alle seine Engagements glücklich gelöst, es hatte ihm Geld genug gekostet, allein er war doch jetzt frei von jeder drückenden Verpflichtung. Actien hatte er nicht allzuviel einkaufen können, da diese in festen Händen zu sein schienen. Immerhin war so viel Material frei gewesen, daß er sich mit einem Gesammtverlust von etwa 100 000 Thlr. aus der ganzen Affaire zurückziehen konnte, sobald er die Südpreußen, die er noch hatte erwerben können, bei den jetzt rapid steigenden Preisen wieder fort gab.

Dagegen hatte er die Genugthuung, daß Alverdissen's Speculation vollkommen in's Wasser gefallen. Jener hätte zwar allenthalben Aufträge zu kaufen gegeben, allein kein Angebot mehr gefunden. So hatte er jetzt die Wechsel von erdrückendem Betrage auf dem Halse, die er Herzberg ausgestellt und die er auf keine Weise einlösen konnte, da jener sofort auf sein Geld wieder Beschlag gelegt und ihm dafür nur einen Theil jener Wechsel zurückgegeben.

Mertens selbst hatte Herrn von Alverdissen, als dieser heut morgen wirklich die Unverschämtheit besessen, auf sein Comptoir zu kommen, mit Schimpf und Schande davongejagt.

Noch heute würde sich das herumsprechen, und Alverdissen wäre nun sowohl in der Gesellschaft, wie in der kaufmännischen Welt unmöglich.

Da theilte ihm Brissey mit, daß jener ihn gefordert.

„Was? Mit diesem Erzgauner wollen Sie sich schlagen?" rief der Banquier. „Als Ehrenmann können Sie dem doch keine Satisfaction geben!"

Allein Brissey winkte ihm finster zu, ihn darin seinem eigenen Urtheil zu überlassen.

„Nun habe ich Ihnen noch eine weitere Mittheilung zu machen, Herr Mertens!" fuhr er dann fort. „Die Actien der südpreußischen Bahn befinden sich, so weit sie in der letzten Woche an den Markt gekommen, in meinem Besitz!"

Jener fuhr zurück.

„Doch bin ich nicht gewillt, die Börsenprofite, welche mir aus der täglichen Werthsteigerung dieser Papiere zufallen werden, für mich in Anspruch zu nehmen. Ich schätze nur den Gewinn aus ehrlicher Arbeit! Sie sind namenlos betrogen worden, ich werde Ihnen das gesammte Capital — es sind vier Millionen Thaler — zu einem Course von 95 seiner Zeit verkaufen. Sie wissen, daß die neue Dividende den Cours auf etwa 105 bringen wird und stecken dann noch einen Gewinn von 10 pCt., d. i. von gegen 400 000 Thalern ein. Davon werden Sie die Hälfte für Ihre Leontine und Ihre Frau in guten, langjährigen Hypotheken fest anlegen; als ein Geschenk mögen Sie das betrachten, das ich den beiden Frauen für gewisse Hoffnungen, die ich denselben zerstört, mache. Die zweite Hälfte haben Sie zu Ihrer Disposition. Sie werden es verspielen — durch jene andre Anlage aber sind wenigstens die Ihrigen, die ja zugleich die Verwandten meiner Frau sind, sicher gestellt! Gehen Sie darauf ein?"

„Mit tausend Freuden, Sie Großmüthiger!" rief Mertens.

„Ich aber, der ich die Actien mit 75 gekauft, behalte mir bei diesem Arrangement den Coursgewinn von 75 bis 95 mit etwa 800 000 Thalern vor. Es widerstrebt mir, aus dieser Operation, die Ihre Idee ist, von der ich durch Zufall erfuhr, für mich Vortheil zu ziehen. Diese achtmalhundertausend Thaler werde ich also zu Entschädigungen an alle jene Einwohner Frauenroda's benutzen, welche durch die Gründung ihrer Zeit zu Schaden gekommen sind. Der verbleibende Rest möge der Gemeinde zu Gute kommen, damit diese für alle Zukunft den Namen meines Vaters segne und in Ehren halte, der jetzt dort immer noch als der fluchwürdige Mitbeförderer jener Gründung gilt, von der er sich so großes Heil für das Dorf versprach!"

„Und Sie? Sie selbst wollen leer ausgehen?" fragte Mertens, den diese Großmuth vollständig verblüffte.

„Ich bin reich genug. In meinem australischen Grund und Boden schlummern noch Millionen reinen Rohgoldes. Und dann habe ich bei dieser ganzen Affaire auch den herrlichsten Gewinn davongetragen, den ich je ersehnt: Meine Margarethe!"

Des Banquiers Gesicht hellte sich unwillkürlich mit auf, als jener den Namen so innig und so warm aussprach. Zugleich fuhr es ihm durch den Sinn, daß er selber, ebenso wie er an Geld arm war neben dem Anderen, so auch an wahrem, glücklich machendem Lebensinhalt gegen ihn ein Bettler sei.

„Ja, Sie sind beneidenswerth!" sagte er, „Sie werden nun wohl zunächst nach Italien gehen mit Margarethe, nicht wahr? Ich weiß, diese hat lange den sehnsüchtigen Wunsch, dort einmal in Sonne, Glück und heiterer Natur zu leben. Und ich — werde inzwischen weiter leben im Schatten des Giftbaums, wie einer unserer Minister die Börse genannt hat."

„Ja, wir denken den Sommer in den Alpen, den nächsten Winter in Italien zu verleben! Zuvor aber wissen Sie ja, daß mir morgen noch ein böser Strauß bevorsteht!

„Und Sie sehen dem so muthig und getrost entgegen!" rief Mertens, der seinerseits Waffen nicht leiden konnte, „fürchten Sie denn gar nicht, daß es für Sie einen unglücklichen Ausgang nehmen kann?"

„Gäbe es eine Gerechtigkeit in der Welt, wenn Alverdissen mich erschösse?" war die lächelnde Gegenfrage.

— — — — — — — — — — — — — — —

Jenes Duell ist Egbert von Briesen erspart geblieben. Er war am zweitnächsten Morgen auf dem Rendezvous-Platze, allein Alverdissen kam nicht. Dieser hatte vor seinen Schulden, vor Herzberg's Wechselforderungen, vor der Verachtung, die ihm allenthalben zu Theil ward, als man seine ehrlose Speculation, seinen groben Vertrauensbruch erfuhr, vor dem Staatsanwalt, den man von der Sache zu informiren drohte, Reißaus genommen. Seine eigenen Secundanten hatten sich ihm nachträglich wieder versagt und waren zurückgetreten. Und so war ihm der Boden unter den Füßen plötzlich zu heiß geworden. Er ist später in Amerika verschollen.

Briesen's Großmuth hatte sofort ein erträgliches Verhältniß zwischen ihm und seinen neuen Verwandten hergestellt. Indeß hat er Berlin doch bald für immer den Rücken gekehrt, um mit seiner jungen Frau im schönen Süden zu leben.

Die „Südpreußen“ stiegen auf 110, als die neue Dividende publicirt wurde. Mertens realisirte seinen Gewinn, entsagte aber für die Zukunft aller eigentlichen Speculation und lebt seitdem als solider Banquier, der sich des Vertrauens seiner zahlreichen Kundschaft werth zu machen bestrebt ist. Sein Haar war in den Tagen seines letzten großen Börsenmanövers vollkommen ergraut.

In Frauenroda steht auf öffentlichem Platze ein schlichtes, wohlgemeintes Denkmal des Herrn von Briesen, das die Gemeinde auf einmüthigen Beschluß diesem gesetzt.

Bisweilen aber kommt aus Australien zu den Berliner Verwandten ein Brief, der stets freundlich lautet und von zweifellos glücklichen Menschen geschrieben ist.

Feuilleton.

Johann Ludwig Uhland. (Portrait S. 181.) Am 26. April dieses Jahres ist ein Jahrhundert verflossen, seit einer der größten lyrischen Dichter und einer der ausgezeichnetsten Forscher auf dem Gebiete des germanischen Alterthums geboren wurde. Am grünen Neckar, in der alten Universitätsstadt Tübingen stand die Wiege dieses Schwaben vom Schlage Schillers, — als echter Dichter, als tampferer Kämpe für Volksfreiheit, als edler Mensch hat er sich bewährt sein Leben lang. Ludwig Uhland studirte in seiner Vaterstadt die Rechte und erwarb sich am 3. April 1810 den Doctorhut. Darnach ging er auf 8 Monate nach Paris, um seine Menschenkenntniß zu erweitern und litterarischen Arbeiten obzuliegen. Schon 1807 und 1808 war er in Seckendorf's Musenalmanach als Dichter an die Oeffentlichkeit getreten, 1812 und 1813 arbeitete er für den „Poetischen Almanach“ und den „deutschen Dichterwald“. Bei den 1815 beginnenden Verfassungskämpfen in Württemberg betheiligte er sich mit feurigen und begeisternden Liedern in fliegenden Blättern. 1815 erschien auch die erste Sammlung seiner Gedichte, während das Jahr 1820 eine insbesondere durch patriotische Dichtungen vermehrte Ausgabe erscheinen sah. Einen Beweis für den colossalen Erfolg und die enorme Popularität der Uhland'schen Muse liefert die Thatsache, daß 1875 seiner Gedichte 60. Auflage erschien. 1813 begann Uhlands politische Thätigkeit als Vertreter von Tübingen und 1832 als Vertreter der Landeshauptstadt Stuttgart in der württembergischen Ständeversammlung. 1829 ward er außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Tübingen, schon 1833 nahm er jedoch seine Entlassung aus dem Staatsdienste, weil die Regierung ihm, da er einer der hervorragendsten Vertreter der constitutionellen Opposition geworden war, den Urlaub zur Theilnahme an der Ständeversammlung versagt hatte. 1839 zog er sich jedoch — nutzlosen Kampfes müde — vom politischen Leben zurück, um nur noch einmal — 1848 als Abgeordneter von Tübingen-Rotenburg in der deutschen Nationalversammlung — im öffentlichen Leben als Mitglied der Linken kraftvoll hervorzutreten. Seit jener Zeit lebte er nur noch seiner Muse und der Wissenschaft, 1862 am 13. November schied er allbetrauert aus dem Leben. Eine nähere Kennzeichnung seiner dichterischen und wissenschaftlichen Bedeutung behalten wir uns für die nächste Nummer vor. S. N.

Perlenfang auf Ceylon. Von den mannigfachen Merkwürdigkeiten, welche die Insel Ceylon dem Beobachter reichlich darbietet, ist unstreitig die Perlenfischerei eine der wichtigsten. Die Einkünfte, welche die englische Regierung davon zieht, sind ungeheuer. In der auf der nordwestlichen Seite der Insel in Form eines Halbmondes liegenden Bucht von Condatchy kommen die Perlen-Fischerboote zur Fangzeit (Februar bis April) zusammen. Dann wird diese sonst so öde Gegend zum Wirkungskreise der lebhaftesten Geschäftigkeit, die den Augen des Europäers ein sehr unterhaltendes Schauspiel giebt. Tausende Menschen von allen Racen und Farben, Ländern, Kasten und Gewerben versammelt hier das große Triebrad menschlicher Thätigkeit: Gewinnsucht. — Ein Offizier an der Spitze einer Malayen-Truppe sucht in dem wilden Trubel die nöthigste Ordnung aufrecht zu erhalten. Das Meer wimmelt von Booten. — Die Bänke, wo die Fischerei getrieben wird, erstrecken sich mehrere Meilen weit längs der Küste von Manaar, südwärts von Aripu, Condatchy und Pomparibo hin; die reichste liegt jedoch Condatchy gegenüber, ungefähr sechs deutsche Meilen weit in der See. — Ehe zur eigentlichen Fischerei geschritten wird, besichtigt man die verschiedenen Austernbänke und berichtet darüber an die Regierung, die die einzelnen Bänke an die Meistbietenden verpachtet. In sieben Jahren soll die Auster ihre vollständige Reife erlangen; läßt man sie zu lange wachsen, so wird ihr die Perle zu groß und sie wirft dieselbe aus der Schale heraus. — Zwischen zehn und elf Uhr Nachts giebt ein Kanonenschuß das Zeichen zum Auslaufen der Fahrzeuge, die bei gutem Winde vor Anbruch des Tages an der Bank anlangen. Hier arbeiten die Taucher bis gegen Mittag. Bei der Rückkehr wird im Angesichte der Küste nochmals eine Kanone gelöst, um die ängstlich harrenden Eigenthümer von der Ankunft der Beute zu unterrichten, die noch vor einbrechender Nacht ausgeladen wird und durchschnittlich 30,000 Austern beträgt. — Die Indier werden von früher Jugend an zum Tauchen angehalten und steigen ohne Furcht auf den Meeresgrund hinab, oft bis zu einer Tiefe von 10 Klaftern. Mit zwei Seilen wird ein Taucherstein und ein Netz an das Boot befestigt. Der Taucher setzt die Zehen seines rechten Fußes in das Haarseil, während er mit dem linken Fuße ins Netz tritt. Mit der einen Hand faßt er die Seile, mit der andern hält er sich die Nase zu und fährt auf diese Art durch das Wasser hinab. Sobald er Grund fühlt, hängt er das Netz um den Hals und rafft soviel Muscheln als möglich hinein, so lange er es eben unten aushalten kann, das ist gewöhnlich 2 Minuten. Hierauf nimmt er wieder seine vorige Lage an, giebt ein Signal und wird augenblicklich heraufgezogen. Die Anstrengung greift die Taucher jedoch derart an, daß ihnen im Boote Wasser, ja selbst oft Blut aus Nase und Ohren fließt, was sie jedoch nicht hindert, aufs Neue hinabzusteigen, wenn die Reihe wieder an sie kommt. So fahren sie an einem Tage oft vierzig- bis fünfzig Male hinab und bringen jedesmal durchschnittlich 100 Austern mit herauf. Einige reiben sich den Körper mit Oel ein und verstopfen sich Ohren und Nasenlöcher, andere hingegen brauchen keinerlei Vorsichtsmaßregeln, ja besonders Tüchtige bleiben für ein Trinkgeld vier bis fünf Minuten unter Wasser. Ein Taucher, der im Jahre 1797 von der Insel Anjauga kam, hielt es volle sechs Minuten in den Fluthen aus; dies ist überdies das längste Beispiel, das man kennt. — Um sich gegen die Haifische zu sichern, nehmen die Taucher zu übernatürlichen Mitteln ihre Zuflucht; sie fragen vor dem Fang ihre Priester um Rath und hören denselben mit festem Zutrauen an. Die Vorbereitungen, die diese schlauen Beschwörer treffen, gipfeln in den lächerlichsten Ceremonien, deren Bedeutung sie selbst nicht kennen. Dessenungeachtet ist der Glaube der Malayen an die Wirksamkeit dieses Hokuspokus unerschütterlich, und die englische Regierung giebt ihrem Aberglauben bereitwilligst nach, um ihren Vortheil dabei zu wahren. Sie besoldet sogar eigens solche „Beschwörer“, welche den Tauchern Muth einflößen sollen. Den ganzen Tag über stehen sie an der Küste oder manchmal auch in den Booten, murmeln Gebete, machen possirliche Stellungen und Geberden und rufen den Segen des Himmels herab auf ihre Schützlinge. Obgleich sie während dieser feierlichen Beschwörungen weder essen noch trinken sollen, so sprechen sie sich doch in der Regel von dieser strengen Enthaltsamkeit los und trinken zuweilen soviel Toddy (Palmenbranntwein) bis sie nicht mehr aufrecht stehen können. — Die Taucher werden entweder mit Geld oder mit einer Anzahl Austern bezahlt, die sie gefangen haben. — Man errichtet auch große Austern-Lotterien, wo man eine gewisse Anzahl verschlossener Muscheln kauft und sie auf die Chance hin öffnet, viel oder gar keine Perlen darin zu finden. — Die Bursche, die man zum Durchsuchen der Auster braucht, machen sich mancher Unterschlagungen schuldig. Sie verschlucken oft die Perlen. Wenn der Principal nun solchen Verdacht hat, läßt er den Arbeiter einsperren und giebt ihm starke Brech- und Purgirmittel ein, um wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen. — Der unausrottbare Hang zur Dieberei, der allen Indiern angeboren ist, steht natürlich während des Perlenfanges in vollster Blüthe, und die aus allen Theilen des Landes herbeiströmenden Vagabunden und Gauner haben in ihre Diebstähle ein förmliches System gebracht; „der größte Dieb ist der größte Mann!“ lautet eines ihrer Sprichwörter. Kl.

Eingewachsene Zehennägel. Gegen dieses schmerzhafte und langwierige Uebel empfiehlt Dr. Hirsch in Prag folgendes einfache Verfahren, wodurch jede chirurgische Operation überflüssig werden soll. Man läßt sich aus der Apotheke 30 Gramm concentrirte Aetzkalilösung bringen; hiervon werden in eine kleine Schüssel, die mit lauem Wasser gefüllt ist, so viele Tropfen zugesetzt, bis das Wasser zwischen den Fingern sich laugenartig anfühlt. Diese Mischung wird dann täglich zweimal 15 Min. lang zu einem Zehenbad verwendet. Nachher wird die kranke Zehe mit einem Leinwandläppchen, das mit ein wenig Butter bestrichen ist, leicht bedeckt. Nach acht Tagen soll durch dieses Verfahren in der Regel das Uebel geheilt sein.

Oleanderblätter als Mäusegift. Bekanntlich ist der Rosenlorbeer oder Oleander giftig und man muß aufmerksam sein, daß man sich nicht mit einem Messer schneidet, das früher mit Oleandersaft in Berührung gekommen. Dies bringt böse Wunden. In der neuesten Zeit will man die Oleanderblätter als Gift gegen die Hausmäuse verwenden. Man trocknet die Blätter, zerstößt sie zu Pulver und streut dieses, mit trockenem Sand gemischt, in die Schlupfwinkel der Mäuse. Sie verabscheuen den Geruch dieser Blätter auf's Aeußerste und verlassen die Orte augenblicklich, um niemals wiederzukehren.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 24. Unterhaltungs-Beilage. März.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Frau von Salfeld empfing Degenhart freundlichst, sie nannte ihn sogar „lieber Herr Vetter.“ Nachdem einige Fragen und Antworten über Balleinladungen und was sonst Wichtiges auf der Tagesordnung stand, als Einleitung hin- und hergeworfen waren, begann die Dame: „Ich habe ein Anliegen an Sie. Geben Sie mir Auskunft, und zwar ganz aufrichtig, über eine Persönlichkeit — kurz, im Hause des Oheims zu Schloß Tenneberg lebt ein junger Mensch, der sich wie ein Kobold dort eingenistet hat und sogar schon Einfluß auf den Freiherrn gewonnen haben soll. Er wird als der Neffe des Freiherrn angegeben, er müßte also Ihr Bruder sein, Sie selbst sollen ihn sogar dafür ausgegeben haben.“

Degenhart glaubte aus den Wolken zu fallen und hätte auflachen mögen über die Wichtigkeit der Streitfrage. Aber er erkannte gleich die Tragweite, welche Toska und ihr Haus dem Ereigniß beimaßen. Ihn überkam die Lust, die er gegenüber der Verlegenheit der Gesellschaft so häufig empfand, mit ganz ernstem Gesicht etwas zu behaupten, von dessen Gegentheil er überzeugt war, wenn es Niemand zum Schaden gereichte. Toska zu foppen, bereitete ihm aber ein ganz besonderes Vergnügen. „Nun, und wenn der Kobold denn mein Bruder wäre?“ entgegnete er.

„Ich wünsche nicht eine solche Gegenfrage von Ihnen zu hören, sondern einen kleinen Aufschluß!“ rief sie. „Ich glaube nicht daran. Auch trotz der Versicherung meines Schwiegervaters nicht. Er hat den Oheim besucht, glaubt sich von der Richtigkeit der Thatsache überzeugt zu haben. Und dennoch halte ich es für eine Täuschung.“

„Aber warum soll denn der kleine Kobold durchaus nicht mein Brüderchen sein?“ fragte Lothar.

Die Dame glaubte ein Lächeln um Degenhart's Lippen zu erkennen und wurde ärgerlich. „Ich habe mir Alles zu vergegenwärtigen gewußt,“ rief sie eifrig, „was bei dem Tode Ihrer Eltern in Rom vorgegangen, und finde die Möglichkeit nicht.“

„Haben Sie sich in jener Zeit selbst auch ernsthaft um die Meinigen gekümmert?“ fragte Lothar mit eindringlichem Ton.

Toska wendete betroffen die Augen ab. „Die Dinge standen damals sehr ungünstig,“ entgegnete sie.

„Um so möglicher müßte Ihnen der überraschende Fall erscheinen,“ meinte Lothar. „Was brauchte von dem Knaben bisher viel die Rede gewesen zu sein? Nun ist er plötzlich aufgetaucht —“

„Aber in Schloß Tenneberg, bei dem Oheim! Wie geht das zu?“ rief Toska. „In Neuhaus soll er häufig sein, er reitet mit Bruno aus. Doch das wäre eher zu erklären. Wenn er Ihr Bruder ist, wie kommt er gerade zu dem Freiherrn von Tenneberg?“

Lothar nahm eine sehr geheimnißvolle Miene an. „Der Freiherr befolgt, wie wir wissen, stets eigene Wege,“ sagte er. „Ein gewisses Dunkel schwebt über dem Warum — sogar für mich, der ich doch fleißig mit unserem Kobold correspondire.“

„So?“ erwiderte die Dame mit einem prüfenden Blicke. Dunkle Geheimnisse zu ergründen war gerade ihre Liebhaberei. „Also der Oheim gestattet die Correspondenz? Sind Sie vielleicht selbst mit dem Freiherrn in nähere Beziehungen getreten?“

„Da mein Bruder in seiner Obhut ist — weshalb sollte es nicht geschehen sein!“

„Degenhart“, rief Toska eifrig. „Aus Ihren Gegenfragen entnehme ich nur, daß Sie nichts entdecken wollen, oder auch gar nichts zu verrathen haben! Wozu dieses Versteckenspielen?“

„Ich beklage, dazu genöthigt zu sein, da unser Kobold —“

„Diese Bezeichnung scheint Ihnen mehr als nöthig gefallen zu haben,“ unterbrach ihn Toska ärgerlich.

„Ganz außerordentlich hat sie mir gefallen, gnädige Cousine, und ich danke Ihnen dafür. Der Knabe ist wirklich wie eine Art von Hauskobold in dem alten Schlosse aufgetaucht — ich hoffe, er gehört nicht zu den bösen Geistern! Mir wenigstens verräth er allerlei Gutes. Und so auch ein für Sie gewiß erfreuliches Ereigniß — welches sich vorzubereiten scheint. Der Freiherr ist nicht abgeneigt, für einige Zeit nach der Stadt überzusiedeln.“

„Der Oheim kommt?“ rief die Dame. „Und davon wußte ich nichts?“

„Weil Sie nicht, wie ich, von einem so vortrefflichen Hauskobold bedient werden, gnädige Cousine!“

Die Nachricht versetzte Frau von Saalfeld in Aufregung. Mochte Degenhart ihr immer versichern, daß der Besuch noch nicht mit Bestimmtheit zu erwarten sei, so stand ihr Entschluß fest, Alles an die Verwirklichung zu setzen. Der Freiherr mußte dann in ihrem Hause wohnen, wo für den „Schreiber“ sich kein Platz mehr finden würde. Denn den Andeutungen Lothars über denselben traute sie doch nicht, wenn sie gleich irgend eine geheimnißvolle Beziehung fürchtete.

Nachdem Degenhart sich bald darauf empfohlen hatte, machte sie Anstalt ihren Plan durchzuführen. Ihr erster Gedanke war, anspannen zu lassen und den Freiherrn persönlich zu überreden. Aber sie ließ das Vorhaben wieder fallen. Sie war zu lange nicht in dem Schloß Tenneberg gewesen, und so bald nach dem Besuche des Hofmarschalls dort zu erscheinen, konnte auffallen. Sie beschloß, einen vorbereitenden Brief abzufassen und begann sofort, in der zärtlichsten Weise an den geliebten, theuren Oheim zu schreiben und ihrer Sehnsucht nach ihm Ausdruck zu geben. Daß sie von seiner Absicht durch Degenhart etwas erfahren, hütete sie sich wohl auszusprechen. Denn wer konnte wissen, ob es gut war, diesen Namen vor die Augen des Freiherrn zu bringen? Sie schrieb aus scheinbar freiem Antriebe, ganz von dem Wunsche beseelt, den Oheim auf einige Zeit in der Stadt zu sehen und seine Gegenwart in der Stadt zu genießen. Nach einer Stunde war der Brief auf die Post gegeben.

Degenhart hatte die Nachricht von einem bevorstehenden Besuche des Freiherrn in der Stadt nicht erfunden, sondern in einem Briefe Gottwalds gelesen. Mack war es, der diesem die Mittheilung gemacht, daß dergleichen wohl bevorstehen könne. Obgleich der Freiherr noch kein Wort darüber gesprochen, erkannte der alte Diener doch aus gewissen Andeutungen und Vorkehrungen, daß sein Herr sich mit den Gedanken an einen Stadtaufenthalt beschäftigte.

Das Leben in Schloß Tenneberg ging sonst seinen geregelten, eintönigen Gang. Der November schickte endlose Regengüsse, der Wind jagte das gelbe Laub durch die Luft, heulte um das alte Giebelhaus und fand manche Fuge, um hinein zu fegen und die Thüren in den Angeln unheimlich rasseln zu machen. Der junge Mitbewohner des Hauses wäre über die unbehagliche Einsamkeit in Verzweiflung gerathen, wenn ihn die Nachbarschaft von Neuhaus nicht entschädigt hätte.

Der Hausherr aber fühlte sich im Beginn des Winters zufriedener, als er es bisher gewesen war.

Alte Stimmungen kamen ihm zwar auch noch, in welchen sein Gemüth mit der Düsterkeit des grau verhüllten Luftraumes wetteiferte, aber ein Lichtblick war immer bald da, der seine Wolken aus dem Innern verscheuchte. Er hatte sich von Gottwald wiederholt berichten lassen von seiner Herkunft und Heimath, von seinen Eltern und den einfachen Begebenheiten seiner Jugend, und auf alle Fragen eine so offene Entgegnung erhalten, daß er es nun dabei bewenden ließ.

Gottwald durfte viel wagen. Er erzählte nicht nur von den Nachbarn in Neuhaus, er sprach aus, daß man nichts sehnlicher wünsche, als das verwandtschaftliche Verhältniß zu dem Großvater wieder zu gewinnen. Er hatte die Kühnheit, hinzuzufügen, daß der Freiherr von seiner Familie in Neuhaus verehrt und geliebt werde, und daß es doch eigentlich recht und billig sei, mit ihr wieder anzuknüpfen. Und der Freiherr brauste nicht auf, sondern machte nur eine Handbewegung, welche etwas Ablehnendes erwidern sollte, allein ein Wiegen seines Kopfes sagte wieder, daß man solche Entschließungen erwägen wolle.

Nun trat aber ein Zwischenfall ein, der den Hausherrn nicht nur über die Herkunft Gottwald's in neue Zweifel versetzen, sondern auch Argwohn und Verdacht gegen seinen Charakter noch einmal wachrufen sollte.

Eines Morgens legte Mack einen Ring auf den Tisch, mit den Worten: „Herr Baron haben ihn in der Bibliothek liegen lassen!“

„Ich bin nicht in der Bibliothek gewesen und habe meinen Siegelring am Finger!“ entgegnete der Freiherr, ohne den Fund genauer zu betrachten.

Mack stutzte. „Um Vergebung — er sieht aber dem Ihrigen zum Verwechseln ähnlich!“

Der Hausherr nahm den Ring in die Hand und gerieth in Erstaunen, als er ihn näher betrachtete. Der Stein zeigte nicht nur das Familienwappen, er glich auch dem seinigen genau, und auf der Innenseite entdeckte der Freiherr die Züge einer Inschrift, die, obwohl stark abgerieben, ihn den Namen Juliane erkennen ließ. Es war der Siegelring seiner Schwester.

Der alte Diener gab sich den Anschein, nichts zu beobachten, bemerkte aber wohl, daß sich etwas Ernstes in dem Gesicht seines Herrn aussprach.

„Wo hat sich der Ring gefunden?“ fragte der Hausherr in ungewöhnlich leisem Tone und einen scheuen Blick gegen die Thür werfend.

„In der Bibliothek, auf dem großen Tische, an dem der Herr Rode zu sitzen pflegt!“ entgegnete der Diener mit ebenfalls gedämpfter Stimme. „Ich wollte die aufgehäuften Schriften und Bücher nur ein wenig abstauben. Eins von den großen Büchern lag aufgeschlagen. Wie ich den Deckel erhebe, liegt der Ring darunter —“

„Ihn unverzüglich wieder dahin legen!“ rief der Freiherr leise und hastig. „Rode darf nicht erfahren, daß der Ring in meiner Hand gewesen!“

Mack griff nach dem Dargereichten und eilte hinaus. Er glaubte ja so halb und halb im Vertrauen zu sein, und fürchtete bereits, der Bibliothekar könne nach ihm an Ort und Stelle gewesen sein und vergeblich gesucht haben.

Das war nicht der Fall. Als Gottwald nach einer Stunde den Arbeitsraum betrat und das offene Buch zuschlug, um es wegzustellen, entdeckte er seinen Ring, den er gestern hatte liegen lassen. Sorglos und ohne sich in der Melodie eines Studentenliedes, die er summte, zu unterbrechen, steckte er ihn in die Tasche. Beim Durchblättern eines alten Wappenbuches hatte er das Wappen der Familie Tenneberg zum ersten Mal genauer betrachtet, und es war ihm die Aehnlichkeit mit dem auf seinem Ringe befindlichen aufgefallen. Er hatte, um zu vergleichen, diesen herbeigeholt, die Uebereinstimmung als richtig anerkannt, sich aber nichts Sonderliches dabei gedacht. Freilich fiel ihm dabei jene Frau ein, welche sich einst im Wirthshause zum Löwen den Ring zeigen ließ und ihn so aufmerksam betrachtete, die sich später in so auffallender Weise an ihn gedrängt hatte. Sie konnte Ansprüche an das Schmuckstück erheben, es verloren haben — aber warum ließ sie es dennoch in seinen Händen? Vielleicht begegnete er ihr wieder einmal in der Stadt, dann wollte er sie fragen, und wenn sie sich als Eigenthümerin ausweisen konnte, dann wollte er es ihr lassen. Denn was lag ihm an diesem Ringe, den sein Vater einst von einem Andern erhalten, aber niemals getragen hatte, und somit nur als ein Gegenstand aus dem Nachlaß seines Vaters von Werth für ihn war, nicht aber eine sonstige Beziehung auf ihn haben konnte. Von den geheimnißvollen Gerüchten, die inzwischen aufgetaucht waren, wußte er nichts, er lebte in seiner Abgeschlossenheit ahnungslos, daß er selbst der Gegenstand so vieler Gespräche und Befürchtungen geworden war. Während er aber bei seiner Beschäftigung Lieder summte und pfiff, befand sich der Hausherr nicht in einer so unbefangenen Gemüthsverfassung.

Da bot sich ja nun eine Handhabe, vielleicht geradezu der Beweis, daß Gottwald im Zusammenhang mit seiner Familie stand, ja sogar der Sohn seiner Schwester war! Nur kurze Zeit regte sich ein Argwohn gegen den Jüngling selbst. Er verwarf bald, was er nicht mehr glauben mochte. Aber ein Geheimniß umgab nun einmal den jungen Menschen, ein Geheimniß, hinter welches der Alte um jeden Preis kommen wollte.

Daß er zum Ergründen nicht sehr geschickt sei, empfand er selbst und war verstimmt darüber.

Am Mittagstische blieb er einsilbig und hatte an den Speisen allerlei auszusetzen. Abends nach der Vorlesung aber kam ihm ein guter Einfall. Er brachte das Gespräch auf Wappenkunde, erklärte dies und jenes, und zum Belag reichte er dem Zuhörenden seinen Siegelring, die Blicke gespannt auf ihn gerichtet.

„Das Wappen ist mir schon aufgefallen," sagte Gottwald mit Ruhe, „ja, ich kenne es seit meinen Knabenjahren. Ich besitze nämlich einen Ring mit demselben Wappen, wenn Sie erlauben, hole ich ihn herbei."

Der Freiherr hielt es eigentlich nicht für nöthig, that aber nicht Einspruch. Gleich darauf kam Gottwald wieder. „In der That," rief er, „wenn man die Ringe nebeneinander hält, sind sie fast gleich. Man könnte an die drei Ringe in Nathan's Parabel denken — nur fehlt der Dritte. In dem meinigen ist eine Inschrift, die ich freilich niemals entziffern konnte. Bitte, Herr Baron — hier!"

Der Freiherr gab sich den Anschein genauen Betrachtens, verwandte aber die Augen kaum von dem Redenden.

„Der Anfangsbuchstabe ist ein „J", fuhr dieser fort. „Dann kommt es wie ein kleines „b" oder „l", der Schlußbuchstabe ist ein kleines „e". Auch mein Vater konnte das Wort nicht mehr entziffern. Er meinte, es könne „Jubilate" heißen."

„Von Ihrem Vater stammt der Ring?" fragte der Freiherr, ihn gespannt beobachtend.

„Wenigstens im Besitz meines Vaters ist er eine Zeit lang gewesen," entgegnete Gottwald. Er erzählte, was er wußte: daß ein deutscher Offizier, der nach der Schacht bei Weißenburg bei dem Cantor verwundet gelegen und in seinem Hause gestorben, ihm den Ring zum Andenken geschenkt habe.

Der Freiherr schüttelte unwillkürlich den Kopf. In seiner Familie war ein solcher Todesfall nicht vorgekommen. Gleichwohl fragte er nach dem Namen des Offiziers.

Gottwald nannte einen ziemlich landläufigen, bürgerlichen Namen. Demnach mußte der Verstorbene den Ring auch schon von anderer Hand empfangen haben. Hätte Gottwald in seine Erzählung etwas einfließen lassen von jener ihm unbehaglichen Frau, die sich nach dem Ringe erkundigt, der Freiherr würde vermuthlich an diese Begegnung seine Vermuthungen angeknüpft haben. Allein Gottwald legte so wenig Werth darauf, daß ihm die Frau in diesem Augenblick gar nicht einfiel. Der Freiherr zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit des Erzählers, denn in so unbefangener Weise brachte man nicht eigene Erfindungen zu Tage. Glaubte der Alte insofern über den Charakter seines Hausgenossen beruhigt bleiben zu können, so erfaßte ihn von Tag zu Tage doch eine größere Unruhe über das Geheimniß selbst. Es wurde ihm peinlich, mit seiner Schwiegertochter in keiner Beziehung zu stehen, da Frau von Tenneberg doch gewiß über mancherlei Auskunft geben konnte. Es wurmte ihn, seinen Neffen Lothar Degenhart so gut wie gar nicht zu kennen. Daß Gottwald mit diesem in brieflicher Verbindung stand, wußte er. Daß Lothar die räthselsafte Beziehung kennen werde, vermuthete er, wenn derselbe sie dem Jüngling auch nicht klar gelegt haben mochte.

Die Beiden lebten in der Stadt. Es wurde Mittags und Abends häufig über allerlei Persönlichkeiten und Vorgänge in der Stadt gesprochen. Mack verstand. Er untersuchte im Stillen die Reisekoffer und packte bereits dies und jenes ein. Denn wenn der Freiherr den Entschluß faßte, dann sollte auch an demselben Tage noch Alles zur Ausführung gerüstet sein.

Elftes Capitel.

Es giebt eine Art von Vereinsamung auch im Verkehr der Gesellschaft, eine Vereinsamung nicht nur des Gemüthes, sondern der äußeren Stellung, bei scheinbarer Zugehörigkeit und Theilnahme an der geselligen Bewegung. Im geistigen Entbehren und Darben werden sich auf dem glänzendsten Schauplatz immer Manche zusammenfinden, wenn sie den Muth haben, einander den Mangel einzugestehen; nicht so leicht berühren sich Diejenigen, welche sich äußerlich in eine gewisse Absonderung von der Menge gebracht haben, ohne sich doch aus ihrem Kreise trennen zu können oder zu wollen. Es ist nicht von bevorzugten Kreisen der Bildung und geistiger Bedeutung die Rede, sondern von dem bunten Menschentreiben, welches sich unter dem Namen der „Gesellschaft" eine bestimmte Form gegeben hat, in der aber manches mitläuft, was man da nicht gesucht hätte. Die Vereinsamung darin kann eine unfreiwillige und eine freiwillige sein. Da ist eine sehr schöne Frau, eine prachtvolle Erscheinung, stets auserwählt in ihrer Kleidung. Sie kann bei Einladungen nicht übergangen werden, und sie ist überall da, wo es ihr der Mühe werth erscheint, gesehen zu werden. Aber die übrigen Frauen halten sich von ihr entfernt, und da sie es weiß, läßt sie dieselben bei Seite, weiß aber aus Klugheit eine verbindliche Beziehung zu ihnen zu wahren. Dafür ist sie stets umgeben von einem Kreise von Herren, die sie zu fesseln weiß. Mit allen älteren Lebemännern befindet sie sich stets im lebhaftesten Gespräch, und sie führt es laut, damit Jeder es anhören könne; aber auch die jüngsten Offiziere und jungen Männer im Frack drängen sich um sie zur Vorstellung.

Dem Unkundigen könnte sie als der Mittelpunkt der Gesellschaft erscheinen, aber diese weiß besser, und sie selbst vielleicht am besten, daß sie es nicht ist. Wer geschickt zu fragen versteht, erfährt auch wohl, warum sich das so verhält, nur daß man nicht wagt, laut und bestimmt Urtheile und Anklagen zu erheben. Es giebt noch manche Eigenart einer solchen unfreiwilligen Vereinsamung.

Die freiwillige Absonderung beruht dagegen meist auf der Unzufriedenheit mit dem unwandelbaren Einerlei der Form, bei ihrem Mangel an geistigem Inhalt. Aus innerem Bedürfniß, aus Selbstgefühl hervorgegangen, kann sie zu geistigem Hochmuth führen, wenn nicht Gemüth und reine Charakterbildung der eigenen Ueberschätzung vorbeugen.

Hildegard war durch ihre Pflegemutter, sowie durch Erziehung und Lebenslage auf die Gesellschaft angewiesen. Sie verschmähte sie nicht, ja sie war ein besonderer Schmuck derselben, ohne sich doch darin behaglich zu fühlen. Mit den Frauen konnte sie nur eine erzwungene Unterhaltung führen, da sie sich auf die landläufigen Gespräche nicht einließ. Was ihr gleichgültig war, davon vermochte sie nicht zu reden, die Lippen schienen ihr den Dienst dazu zu versagen. Von den Männern war sie sehr gesucht, aber nur wenige fand sie in ihrer jetzigen Umgebung, deren Unterhaltung ihr etwas bieten konnte. Sie erschrack oft selbst über ihr Verstummen, und um es gut zu machen, lenkte sie rasch in ein Gespräch ein. Aber was sie anregte, fand dann selten ein Entgegenkommen oder Verständniß. Was sie gelesen hatte oder las, war in ihrer Umgebung, die sich nicht viel um Bücher bekümmerte, etwas Unbekanntes. Die Musik, welche sie trieb, stand im Gegensatz zu der hier herrschenden Geschmacksrichtung, wo nur das Leichteste oder durch gewaltige Mittel Blendende bekannt und beliebt war. Sie malte und hatte eine ausreichende Kenntniß der Kunst, ohne sich dadurch bemerkbar zu machen, und stand auch damit allein. Die Frauen hatten eine ablehnende Scheu vor ihr, die Männer wußten sie wohl zu schätzen, nannten sie aber doch viel zu gebildet und zu selbständig für ein Mädchen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp.

Fortsetzung.

Daß Berthold Jungthal, der junge, erst siebenundzwanzigjährige Mann, von dem überlegten, vorsichtigen Commerzienrath Werter zum Vormund seines Kindes bestimmt worden war, hatte in manchen sich dafür interessirenden Kreisen Erstaunen hervorgerufen. Diejenigen aber, welche den jungen Mann näher kannten, waren überzeugt, daß derselbe den damit verbundenen Pflichten nach Recht und Gewissen nachkommen werde und sprachen sich dabei über den Commerzienrath anerkennend aus, daß dieser, indem er dem Betreffenden einen so beredten Ausdruck seiner Achtung gab, sich überhaupt vorurtheilsloser, als man ihn wähnte, und am Menschen nur den Kern schätzend, documentirt hatte. Hätten es sich doch die ersten Vertreter der Stadt zur größten Ehre gerechnet, durch die Wahl des Verstorbenen des Kindes Vormund geworden zu sein, so wenig er auch in seinem Leben Notiz von ihnen allen genommen. Die Welt macht es den Reichen so leicht, ihren Besitz im Hinblick auf tausend andere, welche vielleicht kein geringeres Anrecht auf dessen Erwerbung hatten, nicht als besonderes Glück, oft sogar im Schlaf ihnen Gewordenes zu betrachten, sondern lediglich als persönliches und sehr selbstverständliches Verdienst, denn wenn sie einmal von ihrem Piedestal herunter steigen, um eine scheinbare Gunst zu erweisen — sehr oft im Interesse ihrer selbst — so wird dieselbe meist so unterwürfig dankbar aufgenommen, als handelte es sich um eine Wohlthatserweisung. Die Selbstüberschätzung, der Dünkel und Unfehlbarkeitswahn, welcher sich in vielen Großen und Reichen der Erde so anmaßend breit macht, wird in den meisten Fällen durch ihre Umgebung großgezogen und genährt, die ihnen nur das zu hören giebt, was sie gerne hören, ihnen schmeichelt; dann zürnen sie freilich, wenn sie ihr ja zuweilen in all dem Scheinwesen einmal begegnen, der ehrlichen, unbequemen Wahrheit und halten gerne die künstliche Sonne, in deren Strahlen ihre Huldiger verstohlen fröstelnd einhergehen, für eine echte, in deren Glanz sie sich selbst sonnen.

Ob der Commerzienrath die Menschen in solcher Weise stillschweigend kennen gelernt und ergründet hatte und sich theilweise auch deshalb von Jahr zu Jahr noch abgeschlossener von allem Verkehr hielt und einem diesen Kreisen fernab sich bewegenden Menschen über seinen Tod hinaus eine Stelle in seinem Hause anwies — die Frage bleibt ungelöst, aber daß er sich bei Beurtheilung der Menschen weder kleinlich beeinflußen ließ, noch oberflächlich zu Werke ging, sondern einfach den tüchtigen Menschen erkannte, zeigte er vollgültig in der Schätzung und durch diese in der Wahl des Vormundes für seine Tochter.

Indianische Liegesbotschaft.

Berthold Jungthal war unter äußerlich glänzenden Verhältnissen zur Welt gekommen, und nach einer ungetrübten ersten Jugend trat er als fröhlicher Student ins Leben ein. Der Traum seiner Knabenjahre, einst ein tüchtiger Landwirth zu werden, sollte damit seiner einstigen Erfüllung entgegengehen, und der feste Vorsatz, sein ganzes Wollen hierfür einzusetzen, war der kräftigste Beförderer seiner Wünsche. Sein Vater war ein angesehener, höherer Beamter, der sehr rasch Carrière gemacht hatte, seine Mutter eine feine, stets gleichmäßig liebenswürdige Dame und elegante Repräsentantin ihres Hauses. Director Berthold war ein Weltmann durch und durch, für den die Außenseite aller Dinge die bestechende und selbst die maßgebende war. Obgleich weder er noch seine Frau, die er ihrer Schönheit halber

geheirathet hatte, großes Vermögen in die Ehe gebracht, so wurde dennoch ein glänzendes Haus geführt und nach jeder Richtung kostspielig gelebt. Sehr gepflegt wurde das gesellschafliche Leben, und der Director wie seine Frau verstanden es auch vortrefflich, ihre Empfangsabende zu den angenehmsten der Stadt zu machen. Jedes Jahr wurde gereist und nachher von den Strapazen der Reise an einem naturschönen Orte ausgeruht. Nach einer Bonne erhielten die Kinder eine Gouvernante, welche als Gesellschafterin im Hause blieb. Rosa, Bertholds drei Jahre jüngere Schwester, war der Abgott ihres Vaters und versprach so schön zu werden, wie ihre Mutter es gewesen, und wie einst die Gattin, so war jetzt die Tochter der Stolz des eiteln Mannes. — So standen die Verhältnisse, als Berthold die Universität bezog, auf welcher er zwar mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln von daheim ein lustiger, freigebiger Student war, aber den Zweck seines Dortseins nie aus den Augen ließ, sondern neben allem Amüsement auch fleißig lernte. Seine Studien waren nahezu vollendet, als er die Kunde vom plötzlich eingetretenen Tode seines Vaters erhielt, auf welche er schleunigst abreiste. Wie erschien ihm das Vaterhaus, nachdem Tod und Trauer in dasselbe eingekehrt, so ganz verändert! Nicht allein der Tod, der Verlust des Vaters, auch der jähe, unvermittelte Uebergang von Freud zu Leid, der grelle Wechsel traf den jungen Mann mit furchtbarem Ernst. Ohne greifbare Gründe dafür zu haben, war er, wenn auch unausgesprochen, eines Gedankens mit der Mutter, daß der Einkehr des Todes ein ernstes Leben folgen werde. Seinem Wunsche entsprechend sollte, ehe Berthold nach des Vaters Begräbniß noch für einige Monate auf die Universität zurück ging, ein kleiner Einblick in ihre finanziellen Verhältnisse genommen werden, dessen sie durch des Directors geflissentliche Geheimhaltung alles derartigen, durch seine streng zurechtweisende Antwort auf jede diesbezügliche Frage, gänzlich ermangelten. Nach Durchsicht der vorhandenen Papiere ergab sich denn dem bestürzten Sohne die Thatsache, daß der Vater seit Jahren so gewissenlos gewesen, seine Einkünfte weit übersteigende Summen zu gebrauchen und dadurch nicht allein die sorgenlose Zukunft von Frau und Kindern um den elenden Preis eines hohlen Scheinlebens geopfert hatte, sondern sich auch noch Verbindlichkeiten aufgeladen, vor deren Zahlen Berthold fast vernichtet saß.

Woher, um ehrlichen Namens weiter leben zu können, die Mittel zur Tilgung derselben zu erhalten, — als Gespenst stand diese Frage vor dem edlen Sinn des jungen Mannes, der in stummer Verzweiflung über seine Machtlosigkeit brütete. Unter den verschiedenen Gläubigern las er auch den Commerzienrath Werler, und zu diesem begab er sich zum Zweck genauer Orientirung seiner Angelegenheiten. Empfangen wurde er von jenem als der Sohn des Mannes, den derselbe im Stillen schon lange gründlich verachtete, und die erste Demüthigung wurde ihm hier zu Theil. Auf die Frage des Commerzienraths, was er zu beginnen gedenke, antwortete Berthold, daß es sich in seinem Falle ja um keine Wahl, sondern lediglich um eine einzige, bestimmende Nothwendigkeit handeln könne, die in sofortiger Entäußerung aller derjenigen Dinge bestehe, welche nicht zum äußersten Lebensbedürfniß seiner Mutter und Schwester gehörten, damit wenigstens ein Theil der vorhandenen Schulden aus dem Erlös des Verkauften gedeckt werden könne. Er selbst werde natürlich nicht mehr auf die Universität zurückkehren, sondern sich bemühen, eine Guts-Verwalterstelle zu erhalten, von deren Gehalt er mit, wenn auch noch so unbedeutenden, Abzahlungen beginnen werde. Das Leben von Mutter und Schwester hoffe er durch die Ersteren zu Theil werdende Pension vor wirklichem Mangel gesichert. Artiger als er ihn empfangen, wurde er vom Commerzienrath entlassen, der ihn auf den folgenden Tag nochmals zu sich beschied, an welchem ihm derselbe, wenn auch nicht in freundlicher, sondern streng gemessener Form, ein großmüthiges Anerbieten machte. Er habe, sagte er Berthold, gestern die Ueberzeugung gewonnen, daß der Sohn gediegeneren Stoffes sei, als der Vater gewesen, und deshalb erkläre er sich bereit, ihm die große Last, welche er jetzt auf seine jungen Schultern zu nehmen sich verpflichtet sehe, zu erleichtern. Wenn die Gläubiger seines Vaters sogleich befriedigt würden, so sei dem öffentlichen Scandal die Spitze gebrochen, darum wolle er dieselben bezahlen und Berthold sei hiermit nur der Schuldner eines Einzelnen. Wenn sich auch an der Summe selbst, zu deren contractlich zu bestimmenden Ratenzahlungen er sich verbindlich machen müsse, dadurch nichts ändere, so habe er es auf diese Weise wenigstens nur mit einem Ehrenmann und keinen Wucherern zu thun.

Berthold Jungthal drückte seine Lippen auf die Hand des finstern Mannes und verließ mit leisem Segenswunsch das Gemach.

Mutter und Schwester zogen nach einiger Zeit auf's Land, und Berthold war so glücklich, eine Stelle zu erhalten, von deren Gehalt er schon im ersten Jahre, trotz der Unterstützung für die Seinigen, mit der Abzahlung an den Commerzienrath beginnen konnte. Der Besitzer des Gutes, auf dem er Anstellung gefunden, war ein alter Sonderling, das Anwesen war groß und einträglich, aber durch unpractische Bewirthschaftung im Augenblick herunter gekommen, und Bertholds Schaffenslust war ein weites Feld eröffnet. Mit ganzer Kraft nützte er dieselbe aus, denn er liebte die Arbeit um ihrer selbst willen und jetzt mußte sie ihm auch noch helfen, vom Joche der Abhängigkeit befreit zu werden. Mehr oder weniger sind wir ja Alle abhängig, aber es ist ein Unterschied zwischen einer sozusagen naturgemäßen Abhängigkeit, oder jener, in welcher wir gewissermaßen eine Schuld abbüßen. Wir sind abhängig von den Arbeitgebern, aber *sie* bedürfen unserer Arbeitskraft nicht minder, als wir *dessen*, was uns dieselbe einträgt, und wenn auch der Taktvolle seine Stellung Demjenigen gegenüber, der ihm zu verdienen giebt, im Auge behalten wird und keiner Ausschreitung sich schuldig machen darf, so ist es aber vom andern Theil auch unendlich unnobel, wenn er den bezahlten Untergebenen nicht die Stellung neben sich einnehmen läßt, zu welcher er durch seine Leistung berechtigt ist, denn diese bedingt ja jene.

Mit seiner, der oberflächlichen des Vaters so ganz entgegengesetzten Denk- und Empfindungsart und dem ihn völlig befriedigenden Wirkungskreise hätte Berthold sicher die so sehr gestörte innere Harmonie leichter wiedergefunden, wenn nicht die frevelhafte Handlungsweise des Vaters, in einem tiefen Leid in der stillen Wittwen-Wohnung seiner Mutter, einen nochmaligen düstern Schatten in sein Leben geworfen hätte.

Wenige Monate ehe der Vater starb, verlobte sich seine Schwester mit einem jungen Offizier, an welchem ihr ganzes Herz hing. Als die traurigen Verhältnisse der Familie bekannt wurden und es sich zweifellos herausstellte, daß Rosa Bertholds Schönheit ihre einzige Mitgift war, da verlor sie nach Vater und Heimath noch ihr Höchstes, den geliebten Mann. Der Schlag war ein entsetzlicher für das Mädchen, an dem sie zu Grunde ging, denn als sie endlich wähnte, daß an Stelle der Liebe die Verachtung für ihn in ihrem Herzen eingezogen sei, begann sie zu grübeln über die verlorene Zukunft, die aussichtslos vor ihr stand. Gelernt hatte sie nicht mehr und nicht weniger als die meisten Mädchen ihrer Kreise, genügend vielleicht für die glücklichen Tage, aber lange nicht ausreichend, um es in der Ausfüllung eines Berufs als Erwerb verwerthen zu können.

In einer unsern Anlagen und Bedürfnissen entsprechenden Thätigkeit lernen wir ja so viel bekämpfen, was einst stürmisch und leidenschaftlich unser Herz bewegte, unsere Seele zu lähmen drohte — wir lernen wohl nicht vergessen, aber überwinden und mit geschärftem Blick, mit selbstloserem Sinn schauen wir ins große Ganze und ins einzelne Kleine, und die Gedanken, welche sich einmal allzuviel mit dem eigenen kleinen Ich beschäftigt hatten, erweitern sich und fassen alles zusammen, was groß und schön, herrlich und erhaben, und wenn wir dann in der unscheinbarsten Weise einen kleinen Antheil am Gesammtgut des geistigen Lebens bekommen, so ist dies mehr werth und schafft reineren Genuß, als alle Freuden des flüchtigen Alltagslebens.

In ihrer Oede, im Gedenken an die Zukunft bewies Rosa Jungthal, daß das Zeug zu Besserem bei ihr vorhanden gewesen wäre, und daß in einem, mehr den Ernst des Lebens aussprechen-

den Elternhaus ihr Geist, statt zu verflachen, hätte genährt und gebildet werden können.

So welkte, nachdem ein unerwarteter Ernst die Blüthen ihres jungen Liebesfrühlings erstarrt hatte, das frische, schöne Mädchen langsam dahin, obgleich derselbe Schmerz, von welchem sie tödtlich getroffen wurde, vor ihr schon Viele traf, nach ihr noch Viele treffen wird, ohne daß sie darüber zu Grunde gehen, weil den Einen die Religion, Andern der geistige Wille, geistiges Streben nach beendigtem Kampf zu innerem Sieg verhilft.

Zwei Jahre, nachdem Frau Jungthal mit ihrer Tochter in dem stillen Dorfe zu neuem Leben eingezogen war, lag diese mit weißen Rosen geschmückt, die ihr als letzte Liebesgabe der Bruder aufs gebrochene Herz gelegt, im Sarge.

Ob und was die Frau nach des Mannes Tode, für den ihr Herz nie in ächter Liebe geschlagen, gelitten, indem sie denselben nun nicht einmal mehr achten konnte, trat nie über ihre Lippen, aber durch den Schmerz der Mutterliebe fühlte sie sich von ihm losgelöst.

Auf gütiges Anerbieten des Gutsherrn nahm Berthold seine Mutter mit sich, und obgleich Jahre vergingen, bis er sie wieder lächeln sah, fühlte er sich doch glücklich, sie in seiner Nähe versorgt zu wissen. Seinem pflichtgetreuen, redlichen Streben fehlte der Segen nicht, denn er wurde nicht nur von allen mit ihm in Berührung kommenden Menschen geachtet, sondern er war auch im Stande, sich seiner Verbindlichkeiten gegen den Commerzienrath immer mehr entledigen zu können. Mehr als ein normaler Erfolg ihrer Pflichterfüllung wird aber den wenigsten, vom Schicksal heimgesuchten Menschen zu Theil und die glückliche Anordnung, welche Bertholds Geschick nahm, ist beinahe abnorm zu nennen, denn dieselbe bestand in nichts Geringerem, als daß er durch den Tod des Gutsherrn nach dessen Testament der Erbe des Gutes ward. Der alte Sonderling hinterließ nur entfernte Anverwandte, auf welche sein Baarvermögen überging.

Viel früher, als er es je gehofft, konnte er nun ein schuldenfreier Mann werden und kam, woran er nie zu denken gewagt, in den Besitz eines Eigenthums und dazu noch dessen, welches er zur Hälfte seine Schöpfung heißen konnte, an welchem er mit Liebe hing, — er war voll Glück und Dankbarkeit und wünschte nur, daß sein eigenes Verdienst dabei ein größeres gewesen wäre.

Daß von Berthold und seiner Mutter mit erneuertem Schmerz der gestorbenen Tochter und Schwester gedacht wurde, die vielleicht in des Lebens Sonnenschein wieder erblüht wäre, war natürlich, aber Berthold, den das Unglück in den Jünglingsjahren schon zum Manne gereift und seinen Blick ernst gemacht hatte, bat dennoch die Mutter, „laß sie ruhen!“

Die Kunde vom Tode des Commerzienraths nahm er mit tiefem Leide auf, und als er bei dessen Begräbniß mit der kleinen Else vor das offene Grab trat, gedachte er des Todten mit dankerfülltem Herzen und dem innigen Wunsche, daß die Wohlthat, welche der Vater ihm erwiesen, seinem Kinde Segen bringen möge. Als er sich dann durch Uebertragung der Vormundschaft über das Grab hinaus von dem strengen Manne geachtet sah, gelobte er sich, dessen Vertrauen zu rechtfertigen für alle Zeiten und alle Fälle.

Drei Jahre waren verflossen, seit Else das Vaterhaus verlassen und ihre Heimath auf dem Erlenhof, dem Gute des Vormunds, gefunden hatte. Aus dem lieblichen Kind war ein sinniges Mädchen geworden, dessen schöne, schwarze Haare und tiefblaue Augen Jedermann's Bewunderung erregten. Nachdem Else seiner Zeit mit der neuen Umgebung vertraut geworden, engagirte Berthold an Stelle des Schulbesuchs eine Lehrerin für dieselbe. Die Betreffende war ein stilles, ruhiges Mädchen mit gereiftem Anstand und klarer Lebensanschauung, weder sentimentat, noch hausbacken, keine vornehme Gouvernante, aber eine gute, pflichtgetreue Lehrerin, welcher Else bald eine aufmerksame, lernbegierige Schülerin wurde. Sie lernte nicht besonders rasch, ihr Erfassen war kein plötzliches und ihre Auffassung oft eine eigenartige, beinahe selbständige. Obgleich durchaus kein frühreifes Mädchen und in ihren Fragen nie das Kind verläugnend, war ihre Art des Lernens doch eine merkwürdig bewußte. Sie wollte sich bei dem Gegenstand, welcher dem Unterricht gerade vorlag, nicht passiv verhalten, nicht nur die Lernende neben der Lehrerin sein und das weniger gut Verstandene eben einfach liegen lassen und sich mit theilweisem Verständniß begnügen, nein, sie wollte lieber das betreffende Thema erschöpfen, um ganz klar begreifen zu können. Die kleine Person machte zuweilen sogar den Eindruck, als strebte sie, natürlich unbewußt, nach Erlangung derjenigen Eigenschaft, welche den Frauen so leicht fehlt, in welcher sie auch von weniger geistreichen Männern in der Regel weit übertroffen werden, nach der Logik.

An Berthold und seiner Mutter hing Else mit kindlicher Hingebung, ohne aber, wie es meist Kinderart ist, zu Beate kälter geworden zu sein. Aus einzelnen kleinen Zügen ging wohl hervor, daß sie Berthold und den fernen Erich über Alle stellte, obgleich sie letzterem oft schrieb, er möge ja recht lernen, daß er werde wie Berthold, denn der könne Alles und wisse Alles.

Einerseits im Gefühl der Freude über das unbedingte Vertrauen des Commerzienraths, andererseits im Bedürfniß seines Herzens, dem Manne, welchem er so Großes zu verdanken hatte, am Wichtigsten, was er hinterlassen hatte, treu dienen zu können, hatte Berthold mit ernstem Eifer Elses Erziehung begonnen, die ihm aber schon nach kurzer Zeit zu einer Quelle persönlicher Freude wurde, weil er das Kind, ohne jede Beziehung zu dessen Vater, von ganzem Herzen liebte; und um seinen Geist so bilden zu können, wie es in seinem Wunsch lag, begann er selbst noch zu lernen und an sich zu arbeiten, suchte die ihm zu Tage tretenden Lücken auszufüllen, indem er seine Erholungsstunden zu Studien benützte, zu welchen ihm ganz früher das Bedürfniß und später, als Jenes sich verlangend geltend machte, die Zeit gefehlt hatte. Mit System machte er sich an die Durchlesung der Lectüre, welche in der ihren Jahren entsprechenden Reihenfolge Else zu Belehrung und Genuß werden sollte. Selbst wenn er noch so sehr beschäftigt war, versäumte er es nicht, jeden Tag mit ihr spazieren zu gehen, denn sie liebte die Natur ungemein, und da dieselbe auch sein Höchstes stets gewesen, so war schon deshalb Niemand so wie er geeignet, ihr deren ganze Schönheit und Größe zu erschließen. Seine Mutter war eine jener passiven Frauennaturen, welche sich Allem gegenüber mehr kühl verhalten, die, wenn auch nicht gerade unbedeutend angelegt, doch weder Anregung bieten, noch für sich selbst welche von Anderen wünschen. Sie war in ihrer Ehe nicht glücklich, aber darum doch nicht unglücklich gewesen, denn für sie gab es zwischen vollem Genügen und gänzlichem Unbefriedigtsein einen Mittelzustand, den das stark empfindende Weib nicht kennt. Ihrer Individualität entsprechend, welche von energischem Eingreifen in Mißverhältnisse, wenn dasselbe mit Kampf verbunden, abstand, war auch ihr Verhalten nach dem Tod ihres Mannes, denn sie klagte weder laut noch viel und unter geringerem Opfer, als wahrscheinlich viele Anderen an ihrer Stelle, nahm sie die veränderten Verhältnisse auf. Was ihre Seele zu verausgaben fähig war, geschah ein für allemal beim Tode ihrer Tochter, und obgleich sie ihren Sohn liebte und schätzte, stand sie doch seinem Innenleben, das sich durch die ernsten Lebenserfahrungen unabhängig von der Außenwelt gestaltet hatte, ziemlich ferne, was er vielleicht mit der Zeit mehr vermißt haben würde, wenn seine Freistunden nicht durch seine kleine Mündel ihm entsprechend ausgefüllt worden wären.

Erich Ernst brachte seine Sommerferien immer auf dem Erlenhof zu, und Winters durfte Else den Freund in der Stadt besuchen. Der Junge und das Mädchen hingen unverändert aneinander und bei jedesmaligem Abschied schwangen sie, solange sie sich erblicken konnten, unter Thränen die Tücher.

„Wie wäre es, Elschen,“ fragte Beate nach Erichs Weggehen, „wenn wir auch wieder in die Stadt zögen, würdest Du gern tauschen?“

Else besann sich, dann antwortete sie: „Unseren dunklen Garten mit den Fliederbäumen habe ich immer noch sehr lieb, auch an unsere Zimmer denke ich oft, besonders an das mit den hellen Möbeln, in dem, wie die alte Hanne mal erzählte, die

Mama gewohnt hat, aber für immer möchte ich nicht mehr dort sein. Weißt Du, Beate, so wie damals spielen wir auch hier nicht mehr zusammen, Erich und ich, sondern wir leben fast wie die erwachsenen Leute, und das kann ich mir in der Stadt nicht so recht vorstellen. Erich ist ja auch den ganzen Tag in der Schule, und Berthold würde nie in die Stadt ziehen."

„Und hoffentlich hast Du diesen doch noch lieber als Erich," erwiderte Beate.

Else lachte belustigt. „Das ist doch ein sehr großer Unterschied, Beate, ei, wie Du närrisch sein kannst," sie lachte von neuem, „beide habe ich lieb, aber natürlich jeden wieder anders — Berthold ist ja ein Mann und Erich noch ein Junge und man kann sie gar nicht mit einander vergleichen."

Frau Berthold war seit einigen Jahren leidend, und sowohl der Arzt als ihr Sohn drangen sehr auf den Gebrauch einer Badekur, die sie schwer nahm, weil sie sich ungern unter fremde Menschen begab. Nach einem schlimmen Winter entschloß sie sich, zu Else's, welche sie begleiten durfte, großen Freude, doch zu der etwas weiten Reise, und in hellem Glück strahlten des Mädchens Augen, als sie eines Morgens Berthold Adieu sagten, der recht wehmüthig dem fortfahrenden Wagen nachschaute und dann rasch an seine Arbeit ging. Wie fühlte er sich so einsam in den nächsten Wochen, wie fehlte ihm des Kindes Theilnahme und Interesse an Allem, denn daß er die Kleine noch mehr als die Mutter vermißte, war ihm wohl klar. Er hatte jetzt so viel Zeit zum Denken übrig, der einst so fröhliche Student — und nun schon so lange ernste Mann, für den die Burschenzeit durch Alles, was er mit ihrem Abschluß auf seine jungen Schultern nehmen mußte, eine fast verblaßte Erinnerung geworden. Nun, in seiner Einsamkeit gewann sie wieder Leben, nicht das pulsirende von damals, nein — das war unwiederbringlich hinunter, er fühlte es heute, wie hart ihn das Leben angefaßt. Existenzsorgen beanspruchen eine ungetheilte Kraft, einen festen Willen, bleiern hängt ihr Gewicht an uns, unter dem wir nicht erlahmen dürfen, ohne unterzugehen.

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte.

Und doch wie kurz war *seine* Zeit schwerer Sorgen gewesen, im Vergleich zu vielen Anderen, die ringen und kämpfen müssen bis ans Ende und denen die Noth um's tägliche Leben zuweilen sogar die Seele befleckt, weil ihre getrübten Augen für den scheinbar so gräßlichen Widerspruch in der Welt keinen Ausgleich mehr sehen können. Er hätte hinausrufen mögen in die Weite, seid barmherzig gegen die Armen und Elenden, brecht den Stab nicht so rasch über die gesunkenen Menschen, denn der Versucher lauert in *jedem* Herzen und sein mächtigster Bundesgenosse ist das Unglück!

Else! Ihr Bild trat zwischen seine Gedanken — das Kind des strengen, finstern Vaters, das Kind der pflichtvergessenen Mutter. Wie weich war *ihr* Empfinden, wie klar ihr Denken und fest ausgesprochen ihr Begriff von Recht und Unrecht.

„Ach es ist so schön hier," schrieb sie, „und ich habe nur den einen Wunsch, daß Ihr auch da wäret, Du und Erich und das Fräulein Beate. Freilich würdest Du, lieber Berthold, daheim mehr vermißt werden, als wir alle, Erich muß lernen in der Kadettenschule, das Fräulein ist so gerne bei ihrer Mama zu Hause und Beate in der Stadt, wo sie gewiß wieder die alten Oelbilder der Groß- und Urgroßeltern reinigen hilft, des Papas Grab begießt und nach unsern Syringen im Garten schaut, aber sie freut sich sehr, bis wir im Erlenhof wieder beisammen sind.

Freust Du Dich auch, Berthold? Euch allen habe ich sehr viel zu erzählen. Dir von dem herrlichen Wald und den singenden Vögeln, Erich von den fremden Officiers-Uniformen, ich gebe mir sehr Mühe, dieselben im Gedächtniß zu behalten, dem Fräulein von der schönen Musik, die wir hören und Beate von den eleganten Damen, die wir auf der Promenade sehen, zu Fuß, im Wagen und auf dem Pferd. Aber Heimweh werde ich doch keines bekommen, wenn wir wieder zu Hause sind, denn mit Dir lesen und spazieren gehen ist am allerschönsten."

Berthold hatte den Brief schon lange gelesen und noch immer saß er regungslos und blickte vor sich nieder. „Der Mensch ist ein geborener Egoist", flüsterte er, „der nie vom Denken an sich selbst loskommt, aber es muß mir dennoch gelingen, droht ja doch selbst den Eltern die Trennung von ihrem Liebling und nun will gar der Vormund so thöricht sein, sich lange vor der Zeit schon darüber zu grämen. Dein Glück über Alles, kleine Else!"

„Wie schön, von Allen empfangen zu werden, auf die wir uns gefreut haben, rief, bei ihrer Heimkehr fröhlich aus dem Wagen hüpfend, Elsens jubelnde Stimme, „aber Du bist so blaß geworden, Berthold — gewiß hattest Du Heimweh nach uns, ja, gestehe es nur", — „so wird's wohl sein, Kind, aber dafür seht Ihr um so frischer aus, die Mama ist ja ordentlich krank geworden und Du blühst wie eine Rose."

Sie war glücklich im Austheilen ihrer mitgebrachten Geldgeschenke, im Erzählen alles Erlebten und Gesehenen, aber daneben erfüllt von ihrer Verpflichtung, nach dem Genuß jetzt wieder zu lernen und zu arbeiten.

„Weißt Du, Beate", sagte sie, „ich habe gefunden, daß ich in Vielem noch recht unwissend bin, das muß anders werden, damit sich nicht der Vormund seiner Mündel zu schämen hat."

Else hielt sich selbst Wort, denn noch eifriger als zuvor begann sie zu lernen.

So gingen auf dem Erlenhof Monate, Jahre vorüber, gleichmäßig und doch stets abwechselnd. Bei geistigem Streben, geistiger Beschäftigung sind wir ja glücklicherweise auf jene Anregung, welche die große Menge ihr Amüsement heißt, nicht angewiesen und wenn wir auch den Menschen nie ganz entbehren können, es auch gar nicht sollen, so ist es doch selten das Gewoge des täglichen Lebens, welches uns förderlich und wohlthuend sein kann, doppelt in einer Zeit, welche die Kräfte des Einen zu Gunsten des Andern zuweilen über alle Gebühr ausnützt und wenn Jener vielleicht daran zu Grunde geht, so darf dieser mühe- und gedankenlos ernten.

Berthold Jungthal betrachtete und verfolgte die Zeitverhältnisse und war für sich selbst den Nutzen daraus zu ziehen bemüht, seinen Wirkungskreis auch für seine Untergebenen zu einem lohnenden zu machen, indem er den geringsten Handlanger nicht als Maschine, sondern als ein Glied an der großen Kette gemeinthätiger Arbeit betrachtete und behandelte und darin lag auch der Grund, daß er selten und erfolglos an das Ehrgefühl der Leute zu appelliren brauchte, wenn die Nothwendigkeit hierzu einmal vorhanden war.

In diesen Grundsätzen und Anschauungen erzog er auch Else, welcher er neben der geistigen Nahrung auch einen praktischen Einblick in die Welt eröffnen und ihr das Verständniß für die Verantwortung der besitzenden Klasse den Arbeitenden gegenüber nahelegen wollte. Er hatte nicht vergebens so frühe schon vorgearbeitet, denn ihre Seele war empfänglich für alles, was er ihr bot und der Lehrer war oft frappirt durch das Entgegenkommen der Schülerin.

(Fortsetzung folgt).

Poetische Aehrenlese.

Drei Poeten.

Von Albert Meissner.

Wohin, Du leidende Gestalt? —
Zu jenen Hallen, grau und kalt,
Recht fern dem Reich der Lebensrothen,
In die Geschichte, zu den Todten;
In jene alten Mausoleen,
Wo Särge grauer Helden stehn,
Vor ihrem Staub, dem öden, kalten,
Die Hände andachtsvoll zu falten.
Laßt mich allein, ich wand're weit
Von einer kranken, schwachen Zeit,
Lebend'gen fern, die mich umschwanken,
Such' ich der Todten Kraftgedanken.

Und Du, wohin? — Auf ödem Pfad,
Durch Wald und Wildniß an's Gestad',
Dem Orte fern, wo Menschen jammern,
Natur, die ew'ge, zu umklammern.
Ihr Wettersturm und Lenzgesäusel,
Ihr Wogenkampf und Fluthgekräusel,
Ihr wilder Haß und milde Lieb'
Ist meiner Brust verwandter Trieb.
Ich will in Gluth und Fluth nicht tauchen,
Mein Sein in alles Dasein hauchen,
In Formen, die mich bunt umschwanken,
Such' ich des Schöpfers Lichtgedanken.

(Der Dritte:)

Lebt wohl! mein Herz bleibt fremd dem Euren,
Mich treibt's zur Stadt, zur ungeheuren:
Im Sammelplatz der Millionen,
Bei Kampf und Leben muß ich wohnen.
Ihr seht mich an? — O, laßt mich fort!
Ihr sagt: was such' ich Träumer dort?
Im armen Volke such' ich Platonsstirnen,
Ich such' das Weib in den verlor'nen Dirnen,
Die Kraft im Sclaven, der in Staub getreten,
Den Gott im Sünder, der nie lernte beten,
Ich suche bei den Armen, Sünd'gen, Kranken,
Der Schöpfung arg verstümmelte Gedanken.

Der Genius der Menschheit war
In ihrer Mitte, unsichtbar,
Er sah mit kaltem Blick die Beiden
Verschied'ne Wege gehn und scheiden;
Doch auf dem letzten Sprecher lag
Sein Aug' — ein lichter Frühlingstag.

Feuilleton.

Indianische Siegesbotschaft. (Bild S. 188.) Wie die Räuberromantik im alten Europa glücklicherweise immer mehr schwindet, so geht es auch mit der blutigen Herrlichkeit der früheren Herren Amerikas allgemach völlig zu Ende. In vielen Gegenden haben sich die wilden Rothhäute nach langen Kämpfen nothgedrungen der auf sie eindringenden Civilisation unterworfen, indem sie sich in den sogenannten Reservationen niederließen und mindestens zum Ackerbau bequemten. In anderen Gegenden haben sie ihren Widerstand bis zur eigenen Vernichtung aufrecht erhalten; endlich — in einigen wenigen Winkeln der Felsgebirge — führen noch einzelne Ueberreste einst zahlreicher, weithin mächtiger Stämme ihr Jäger- und Räuberleben fort — sicherlich nicht mehr lange. Für alle, die nicht das Mißgeschick haben, mit solchen Wilden in Berührung zu kommen, müssen sie schon deshalb Gegenstand lebhaften Interesses sein, weil sie uns ein naturgetreues Bild von einem der Urzustände unserer eigenen Vorfahren liefern, — vor etlichen tausend Jahren waren die Urbewohner Europas nicht minder wild und roh, nicht minder blutdürstig und grausam als die im Todtquälen ihrer Feinde ihr höchstes Vergnügen findenden Sioux, Apaches u. s. w., welche noch vor wenig mehr als einem Menschenalter die Prairie Nordamerikas beherrschten. XZ.

Salicylsäure bei Lebensmitteln. In der Pariser medicinischen Akademie berichtete Dr. Vallin namens des Ausschusses, welcher die Wirkung von Salicylsäure auf Lebensmittel zu untersuchen hatte. (Der Vorsitzende dieses Ausschusses, Berthelot, ist jüngst Unterrichtsminister geworden.) Vallin führte in seinem Bericht zahlreiche Fälle an, in welchen die Aufbewahrung von Lebensmitteln durch Salicylsäure Unglücksfälle herbeigeführt habe, und faßte das Gutachten des Ausschusses in folgende Sätze zusammen: 1. Es ist durch ärztliche Beobachtung festgestellt, daß schwache, aber anhaltend wiederholte Gaben von Salicylsäure oder von dessen Ableitungen bei gewissen Personen, namentlich älteren und solchen, deren Nierenapparat oder Verdauung nicht regelmäßig thätig ist, bemerkenswerthe Gesundheitsstörungen herbeiführen können. 2. Folglich kann die Beimischung von Salicylsäure und ihren Ableitungen zu festen oder flüssigen Nahrungsmitteln selbst in schwachen Gaben nicht gestattet werden.

Der beste Orden.

Gar manches Knopfloch ist geschmückt,
Weil Manchem dies und das geglückt
Mit Klingen und mit Kielen.
Jedweder Leistung Ehr und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen.

F. W. Weber.

Homonym.

Wer es suchet, macht sich schnell
Ueberall verhaßt;
Recht geschieht ihm, wenn man nicht
Lange mit ihm spaßt. —
Wer's gewesen? — Werke schuf
Er von großer Schöne;
Als ein Meister wird verehrt
Er im Reich der Töne!

Emil Root.

(Die Auflösung folgt in Heft 10.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 25. Unterhaltungs-Beilage. März.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Heute saß Hildegard in ihrem Zimmer und legte die letzte Hand an zwei Albumblätter in Aquarellfarben, die sie der Mutter zu einer Verloosung zu wohlthätigen Zwecken zugesagt hatte. Ihre Gemächer waren von denjenigen der Hausfrau durch einen kleinen Empfangssaal getrennt. Die Thüren standen offen, da die Wohnung eine gemeinsame war. Da vernahm Hildegard von drüben die Anzeichen, daß Frau von Tenneberg von einem Ausgange zurückgekehrt sei.

Diese hatte seit Jahren einen umfangreichen Wirkungskreis von Frauenthätigkeit, darunter die Krankenpflege unter ihrer besonderen Leitung stand. Etwas erschöpft betrat sie Hildegards Zimmer. Diese erkannte in ihren Gesichtszügen einen Schatten von Betrübniß und rückte ihr einen Sessel zurecht, mit den Worten: „Du hast in Deinem Spital wieder traurige Eindrücke gehabt, gute Mutter?“

„Diesmal sehr niederschlagende!“ entgegnete Frau von Tenneberg.

„Und doch regen sie zum Handeln auf. Ich habe eine Bekanntschaft aus alter Zeit erneuert. Ist Dir der Name Alma von Saalfeld jemals zu Gehör gekommen?“

„Nur als einer früh Verschollenen. Es knüpft sich Abenteuerliches an den Namen. Doch muß, was auch vorgegangen, wie man zu sagen pflegt, vor meiner Zeit gewesen sein.“

„Gewiß! Es war in meiner Jugend. Wir dürfen zwanzig Jahre und länger zurückrechnen. Damals war Alma, die Tochter des Hofmarschalls und die Schwester des Stallmeisters von Saalfeld, ein schönes, übermüthiges Mädchen, immer geneigt, sich durch Rücksichtslosigkeiten auffällig zu machen. Sie war ohne Mutter erzogen, von vier Brüdern umgeben, welche sich sehr flott im Leben tummelten. Der Ton im Hause war sehr frei, und da auch der Vater das Seinige dazu that, ungünstig für die Entwicklung eines jungen Mädchens. Es gab viel Erstaunen und Lärm ihretwegen. Mein Mann und ich waren die Einzigen, die sie noch zu entschuldigen suchten. Alma wußte das und schloß sich mir plötzlich mit Leidenschaft an — nur kurze Zeit, dann bald verschwand sie unter erschreckenden Verhältnissen. Die Männer ihres Hauses verdammten sie, und bekümmerten sich nicht mehr um sie, nur der Stallmeister, roh in seinem Wesen, doch eigentlich der Beste in der Familie, wußte der Schwester nachzuspüren. Er sollte sie auch eine Zeit lang unterstützt haben. Kurz, sie wurde in einem berühmten Cirkus später erkannt, und zwar als bewunderte Schulreiterin. Es ist erklärlich, da sie, man könnte sagen, zu Pferde aufgewachsen war. Das Gerücht geht, sie habe nicht dauernd diese Künste betrieben. Man will ihr in Paris, in Rom und sonst noch in ganz anderen Verhältnissen begegnet sein. Aber es ist abwärts mit ihr gegangen. Sie war zuletzt beim Theater und hatte einen Schauspieler Mohrfeldt geheirathet. Ihre Truppe scheint sich im letzten Sommer in traurigen Verhältnissen aufgelöst zu haben. Und diese Alma habe ich heute im Spital endeckt. Sie war lange krank, jetzt ist sie unter den Genesenden.“

„Und sie hat Dich erkannt? Sich Dir zu erkennen gegeben?“

„Früher als es mir gelang, in den verwitterten Zügen die schöne Alma wieder zu finden! Aber sie that es widerwillig im ersten Schreck — mein Vorname war plötzlich auf ihren Lippen. Sie wendete sich schnell ab und hätte den Ausruf gern zurückgenommen. Ich war aber erst jetzt aufmerksam geworden, und sie konnte sich mir nicht mehr verbergen. Was ist aus ihr geworden! Sie ist höchstens fünfundvierzig Jahre — man würde sie für zwanzig Jahre älter halten!“

„Und die Unselige hat Dir ihren Lebenslauf erzählt?“

„Oh, keineswegs! Nur von dem Unfall ihres letzten Unternehmens, und daß sie Wittwe geworden. Was aber jetzt thun? Sie ist mittellos, und wenn sie aus dem Spital als genesen entlassen wird, nichts besseres als eine Hilflose, denn ihre Kräfte scheinen nicht mehr auszureichen, etwas Einträgliches zu betreiben. Bei ihrer Familie wird keine Hilfe sein, überdies will sie vor derselben verborgen bleiben. Es kann wohl in anderer Weise für sie gesorgt werden, doch das möge zuerst auf sich beruhen. Für mich war es eine Erschütterung, die einst Glänzende und

chlecht Geleitete so wieder zu finden, ein Menschenleben in dieser traurigen Weise abgeschlossen zu sehen!"

„Ich weiß nicht," begann Hildegart, „ob man die traurige Wiederkehr der Unglücklichen nicht auch der Familie mittheilen sollte! Du hältst Einiges auf den Oberstallmeister. Wäre nicht durch ihn unter der Hand anzuknüpfen?"

„Gedacht habe ich es auch schon," engegnete die Mutter, „und will es überlegen. Für's erste kann sie aus dem Krankenhause noch gar nicht entlassen werden und bleibt in unserer Pflege. Ah, sieh da — wie schön!" Frau Tennneberg unterbrach sich, da ihre Augen auf Hildegard's Albumblätter fielen. „Wer das gewinnt, kann sich freuen." Es wurde Besuch gemeldet. Ein Herr Rode aus Tenneberg, wie der Diener sagte, wünschte seine Aufwartung zu machen.

„Ah!" rief die Hausfrau, „eine angenehme Abwechslung! Sehr willkommen."

Hildegard aber fügte besorglich hinzu:„ Sollte er dem Alten wieder durchgegangen sein?"

Gleich darauf trat — oder sprang eigentlich — Gottwald herein und rief freudestrahlend: „Wir sind hier! Wir bleiben mindestens acht Tage in der Stadt!"

„Wir? Wer mit Ihnen?" fragte die Hausfrau, dem Gast die Hand reichend.

„Nun der Freiherr! Ich habe ihn noch nicht in so guter Laune gesehen! Er will Besuche machen, nnd ich vermuthe, er hat auch Ihnen einen Besuch zugedacht!" —

„Uns? Der Freiherr will zu uns kommen?" Frau von Tenneberg rief es mit freudigem Erstaunen, wenn auch noch etwas ungläubig. „Hat er davon gesprochen?"

„So ganz bestimmt nicht, aber ich habe so meine Anzeichen. Daß er aber mit Lothar anzuknüpfen wünscht, möchte ich beschwören, obgleich er noch nichts darüber hat verlauten lassen."

„Sie bereiten uns auf ganz unerhörte Dinge vor, junger Freund! Er soll uns hoch und höchst willkommen sein! Wohnt der Freiherr bei dem Oberstallmeister Saalfeld?"

„Nein, im Gasthofe." Gottwald nannte einen der älteren, der weder im neueren Stadttheil lag, noch auch ein modernes großes Hotel zu nennen war, in welchem der Freiherr aber altbekannte Räume bewohnen wollte. Mack war bereits am Tage zuvor angelangt, um alles nach den Gewohnheiten seines Herrn einzurichten.

Gottwald fühlte sich überglücklich, und da er den Flügel geöffnet sah, hatte er nicht übel Lust, die Musik mit Hildegard gleich zu beginnen. Hildegard ging aber im Gespräch darüber hinweg. Obwohl die Damen freundlich gegen ihn waren, empfand er doch eine gewisse Schranke des Entgegenkommens. Ihr vorauf gegangenes Gespräch mochte sie ernster gestimmt haben. Er aber besorgte im Stillen, die Gemeinsamkeit werde vielleicht in der Stadt nicht so heiter und beglückend werden, wie auf dem Lande. Es fing ihn bereits an zu beängstigen, doch wagte er zögernd die Frage: „Fräulein Hildegard, darf ich sie an eine Hoffnung erinnern, die Sie mir gemacht haben?"

„Nun da wäre ich gespannt! Was ist es denn?" frug Hildegard lächelnd.

„Daß Sie einmal mit mir durch das Museum gehen wollten."

„Mit Vergnügen! Bestimmen Sie nur die Stunde, je nachdem Sie von dem Freiherrn abkommen können!" rief sie.

Beglückt über die Zusage, empfahl er sich, um schnell auch Degenhart einen Besuch zu machen.

„Hildegard, was sagst Du dazu?" fragte die Hausfrau, nachdem er gegangen. „Der Freiherr denkt daran, mit uns und Lothar wieder anzuknüpfen, uns sogar zuerst aufzusuchen! Ich vermuthe, wir verdanken es dem jungen Kobold im Hause Tenneberg, wie Lothar ihn neulich nannte!"

„Jedenfalls ihm allein!" entgegnete Hildegard. „So sehen wir eine reine Natur ganz unbewußt eine sittliche Macht ausüben, und getrübte Verhältnisse, welche verloren schienen, wieder herstellen und mit gutem Geiste durchdringen. Wir scheinen auf dem besten Wege dazu. Daß Lothar mit dem Freiherrn in ein gutes Einvernehmen träte, wäre sehr zu wünschen."

„So meinst Du?" entgegnete die Mutter. Und rasch sich verbessernd, fügte sie hinzu: „Gewiß! Gewiß! Nun, hoffe ich, wird es auch Bruno gelingen. Aber sieh, wie unsere Hoffnung uns gleich beflügelt! Noch sind es nur Möglichkeiten, die unser Kobold uns eröffnet hat, und wer weiß, ob sie sich erfüllen."

Frau von Tenneberg hatte durch ihr rasches Zwischenreden nur ihrer Freude Ausdruck gegeben, den Namen Lothar's einmal von Hildegard ausgesprochen zu hören. Denn diese sprach niemals von ihm und war bei seinen jetzt seltenen Besuchen sehr zurückhaltend, wenn auch nicht abstoßend gegen ihn.

Hildegard aber hatte es wohl bemerkt, daß er seine Besuche einschränkte und sich sehr gemessener Formen gegen sie bediente. Es mußte etwas Besonderes in ihm vorgehen, meinte sie. Und sie hatte recht. Denn Degenhart trug, außer seiner mühsam unterdrückten Neigung im Herzen, auch im Kopfe mancherlei, was sein Denken reichlich beschäftigte. Es waren Unannehmlichkeiten in seiner amtlichen Stellung, welche seine älteren Kollegen ihm wohlbedacht angedeihen ließen, es waren Parteiumtriebe, kleinliche Zuträgereien, welche man bis zum Landesherren hindurchdringen ließ, um seine zukünftige Wirksamkeit zu untergraben. Der Fürst sprach ehrlich und offen mit ihm darüber. Er wußte, was er von dergleichen zu halten hatte, er kannte seine Leute und kannte auch seinen Freund. Allein diese Parteiungen waren ihm doch unangenehm, hauptsächlich um Degenharts Willen. Denn den Gedanken mochte er nicht aufgeben, ihn, dem er das Beste zutraute, demnächst als seinen ersten Berather an der Spitze seines Ministeriums zu sehen. Bei Lothar aber war dieser Wunsch bereits mehr im Schwinden begriffen. Die kleinliche Ränkesucht seiner Umgebungen widerte ihn an, die Thätigkeit, der er sich widmen sollte, erschien ihm nicht mehr erstrebenswerth, er kam zu der Ueberzeugung, daß die Aufgabe eigentlich mehr für jeden Anderen paßte, als für ihn. Er war hochfliegenden Geistes, und zuweilen fragte er sich, ob er über eine solche Aufgabe nicht anders denken würde, wenn sie ihm in einem großen Staatswesen mit umfassenderen Zielen gestellt würde? Und durch alle diese Ueberlegungen gingen Wünsche anderer Art — die Welt würde sie sehr bescheiden genannt haben, im Gegensatz zu dem, was er jetzt zu erstreben schien — sie ließen sich aber nicht unterdrücken.

Der Freiherr hatte sich in seinem Gasthofe behaglich eingerichtet, und da das Haus von Alters her, auch der Wirth ihm persönlich noch bekannt war, und dieser Alles that, den alten Herrn zu befriedigen, so machte der plötzliche Wechsel seiner Gewohnheit ihm einen angenehmen Eindruck. Man war mit der Einrichtung nur eben fertig, als Frau von Saalfeld erschien, geräuschvoll in ihrer Freude, überströmend von Zärtlichkeit gegen den geliebten Oheim. Sie schmollte auch ein wenig, daß er nicht in ihrem Hause Wohnung genommen, aber sie lächelte dabei liebevoll und dankte ihm, daß er ihren Herzenswunsch erfüllt habe. Aber nun hoffte sie, wie sie sagte, daß er die Mittagsmahlzeiten täglich bei ihr einnehmen werde, und versprach ihm alle Bequemlichkeit, wie zu Hause. Und die Freude ihrer Töchter! Ihres Gatten! Ihres Schwiegervaters!

Der Freiherr rückte auf seinem Sessel hin und her, die Geduld fing an ihm auszugehen. Ihm war ein so wortreiches Dreinreden unangenehm, und die tyrannische Art, mit der Toska gleichsam Beschlag auf ihn legte, machte ihn auffässig. Er nehme die Einladung für den nächsten Tag an, sagte er kurz, im Uebrigen wolle er ungestört bleiben.

Toska war klug genug, sich damit zuerst zufrieden zu geben. Nun aber begann sie zu fragen, wen sie von seinen alten Bekannten einladen solle, und nannte ein halbes Dutzend alter Herren, von welchen dem Freiherrn Einer immer widerwärtiger erschien als der Andere. Eigentlich war es nicht so schlimm, denn sie standen auch auf seiner Besuchsliste, in diesem Augenblick aber waren sie ihm durch die Redefertigkeit der gar zu bereitwilligen Dame bereits zu drohenden Gespenstern geworden.

„Was da!“ rief er unwirsch. „Wenn ich zu Euch komme, verlange ich nicht die ganze Stadtgemeinde dazu!“

„Er ist schwer zu behandeln!“ dachte Toska. „Aber mir wird darum nicht bange! Er soll schon gefügig werden!“

Während sie noch sprach, trat Mack ein mit einer Karte, und der Frage, ob der Freiherr den Herrn Regierungsrath Degenhart empfangen wolle?

Toska fuhr auf von ihrem Sitze, und auch der Alte war sehr überrascht.

„Der hofft mir den Rang abzulaufen!“ dachte die Dame.

„Aber ich werde hier sitzen bleiben, bis er wieder gegangen ist!“

Der Freiherr nickte dann, und gleich darauf trat Degenhart ein. Er hatte von Gottwald nur eben erfahren, daß der Freiherr gestimmt scheine ihn zu besuchen, und hielt es für anständig, als der Jüngere, ihm zuvor zu kommen. So war auch seine Anrede höflich, bescheiden und gemessen, indem er sich weder als Neffen vorstellte, noch auch der Familienbeziehung erwähnte. Er freute sich nur der Erlaubniß, den Freiherrn begrüßen zu dürfen, da derselbe seinem jungen Freunde Gottwald Rode so gütiges Wohlwollen geschenkt habe. Besser hätte er sich gar nicht einführen können

Toska war ganz Ohr, was dann nun wohl kommen werde, und blickte gespannt von einem Gesicht in das Andere.

Der Freiherr aber schwieg eine Weile, die Züge Lothars mit gleicher Aufmerksamkeit betrachtend. Es war nicht nur die Aehnlichkeit mit seinem Schützling, es war das ganze Wesen des jungen Mannes, der vor ihm stand, wodurch er sich angenehm berührt, ja fast ergriffen fühlte. Mit schweigender Geberde hieß er den Gast Platz nehmen. Es schien ihm schwer eine Unterhaltung zu beginnen. Degenhart aber brachte ihn leicht über die Verlegenheit hinweg, begann ein Gespräch mit weltmännischer Gewandtheit, um es endlich doch wieder auf seinen jungen Freund zu bringen.

„Er correspondirt viel mit Ihnen“ — begann endlich der Freiherr. „Es ist mir lieb, daß er sich auf diese Weise zu unterhalten weiß. Denn mit mir allein — ist er doch ziemlich vereinsamt. Ihnen kann ich ihn anvertrauen. Wollen Sie sich seiner in diesen Tagen etwas annehmen, so wird es mir recht sein — ich habe manches hier zu thun, wobei ich ihn nicht brauchen kann!“

„Ist es schon so weit gekommen,“ dachte Toska, „daß der Oheim in so väterlichem Tone von dem Menschen spricht? Eingeladen wird er aber darum doch nicht! Zu mir nicht!“

Während Lothar sprach, hörte der alte Herr mit Vergnügen zu, ließ sich auch gefallen, daß er auf einige seiner älteren Bekannten kam, und zwar dieselben, die er, als Toska sie hatte einladen wollen, bei sich für unausstehliche alte Leute erklärt hatte. Jetzt erschienen sie als sehr schätzbare Beziehungen, und er sprach aus, daß er die Freeunde wiederzusehen hoffe.

Aber er hatte das Bedürfniß, mit Degenhart unter vier Augen zu sein, und Toska's beharrliche Gegenwart stellte seine Geduld auf eine neue Probe. Er dachte daran, Lothar zu Tische einzuladen. Allein er hatte Gottwald heute noch bei sich, und so konnte nicht zur Sprache kommen, was ihm am Herzen lag. Und da nun die Dame nicht vom Platze wich, fuhr er gegen Degenhart heraus:

„Bestimmen Sie mir eine Stunde, wo ich Sie morgen, aber allein, in Ihrer Wohnung sprechen kann!“

Lothar verstand, und nachdem dies abgeredet war, empfahl er sich.

Frau von Saalfeld aber blieb sitzen. Gar zu gern hätte sie selbst mit dem Alten über seinen Hausgenossen gesprochen, etwas über ihn zu ergründen gesucht, aber sie traute sich doch nicht recht. Gar zu gern auch wäre sie bei dem Oheim zu Mittag geblieben, um zu beobachten, die Hand fester auf ihn zu legen. Allein er machte, trotz ihrer leisen Anspielung, nicht Miene sie einzuladen. Da fiel ihr ein, sie hätte ja, wenn er es gethan, am Ende gar mit dem Schreiber an einem Tische sitzen müssen! Das würde sie doch schwer über sich gebracht haben.

Plötzlich trat er ein — unangemeldet! Als wär' er zu Hause! Sie war empört über diese Unverschämtheit. Der Freiherr schien ihn ihr sogar vorstellen zu wollen! Da erhob sie sich schnell, wendete dem Verhaßten den Rücken, und verabschiedete sich so zärtlich wortreich, wie sie gekommen war.

Gottwald sah ihr verwundert nach. Es war ihm neu, daß man in Zeit einer Minute so viel Redesätze über die Lippen bringen konnte! Der Freiherr aber schnitt ganz unverholen ein Gesicht und machte eine Bewegung hinter ihr her, welche sagte:

„Hol' die Schwätzerin der Teufel!“

Am anderen Morgen, pünktlich zur anberaumten Stunde, fuhr der Freiherr bei Degenhart vor. Jakob Ohl, unterrichtet, daß ein besonders zu ehrender Besuch erwartet werde, stand bereits auf seinem Posten und nahm dem alten Herrn den Pelz ab. Degenhart empfing ihn in der Thür.

Der Freiherr machte große Augen, als er in das mit Gemälden geschmückte Empfangszimmer trat, und blieb stehen, die Blicke hin und her richtend.

„Es sind Bilder aus dem Nachlaß meines Vaters,“ sagte Lothar erklärend.

Der Alte erinnerte sich nicht, jemals ein Bild des verstorbenen Malers Degenhart gesehen zu haben, jetzt setzte es ihn in Erstaunen, deren plötzlich so viele auf einmal zu erblicken.

„Er muß recht fleißig gewesen sein!“ sagte er.

„Ganz außerordentlich!“ entgegnete Lothar. „Und das, was Sie hier sehen, ist nur dasjenige, was bei meinen Eltern die Wände schmückte als unveräußerliches Gut, meist Erinnerungen an Orte und Gegenden, die ihnen lieb waren!“

(Fortsetzung folgt.)

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp. Fortsetzung.

Else hatte das fünfzehnte Jahr erreicht, als Bertholds Mutter ihrem längeren Leiden erlag. Das letzte Jahr, welches sie größtentheils zu Bett verlebt hatte, war schon Else eine treue, liebevolle Pflegerin, die mit Sorge und Geduld allen Wünschen der Kranken entsprach. Nachdem die ersten Wochen nach der Mutter Tod, welcher Berthold tief erschüttert hatte, vorüber waren, trat der Gedanke an Elsens Zukunft an ihn heran. Schon vor Jahren hatte er sich mit der Mutter und auch dem alten, Else treu zugethan gebliebenen Procuristen ihres Vaters dahin besprochen, dieselbe für einige Zeit nach Frankreich oder der Schweiz zu bringen, was aber, wäre die Mutter am Leben geblieben, noch in weiter Ferne gestanden hatte. Nun hielt Berthold eine schnellere Ausführung dieses Planes für besser und war gerade an der Durchsicht empfangener Prospecte, als Else bei ihm eintrat. Die tiefe Trauerkleidung ließ sie bedeutend älter erscheinen, auch war sie heute ungewöhnlich blaß. Ueberrascht und bewundernd schaute Berthold zu ihr auf. „Ist es denn wahr, Berthold, was Beate sagt, daß ich fort soll von hier, kannst Du denn leben ohne die Mutter und mich? Du blickst weg von mir, und heiß, wie einst dem kleinen Mädchen, wenn Dein Auge nicht freundlich auf es sah, drängt mir's zum Herzen, — laß mich bei Dir bleiben, Berthold!“ Sie ergriff seine Hände. „Else, das kann nicht sein, Du mußt noch mehr lernen als wir, das Fräulein und ich, Dir bieten können, der

Vormund ist verpflichtet, dafür zu sorgen." Hastig, wie es sonst nicht seine Art, hatte er gesprochen, fügte aber innig noch hinzu, „ob ich leben kann, fragst Du, ohne die Mutter und Dich, — es muß wohl gehen, Kind, die Pflicht erfüllen darf nicht immer leicht sein." — Seine Hand strich liebkosend über ihre schönen Haare, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Du sagtest doch immer, Berthold, daß Du gelehrte Damen nicht magst, wozu soll ich denn mehr lernen als Ihr beide, Du und das Fräulein wisset, — fast fürchte ich, Du hast mich nicht mehr so recht lieb."

„Halt ein, Else", verwundert blickte sie ihn an, „ich habe Dich nie mehr geliebt als eben jetzt, da ich Dich zu mir zu nehmen im Begriff stehe" — er hielt inne. „Keines Menschen Verhältnisse sind je zu berechnen", fuhr er ruhig und langsam fort, „und deshalb mußt Du so viel lernen, als Du nöthig haben wirst, um Dich in einem Unglücksfalle auf Dich selbst verlassen zu können; dafür muß der Vormund sorgen. Sicher ist nur das, was wir im Kopf und Herzen haben, alle übrigen Güter sind vergänglich und für deren Bestand giebt es nie und nirgends eine Garantie. Jetzt komm, Du thörichtes Kind, welches dem Vormund, der es gut meint, nicht folgen will." Sie antwortete nicht, lächelte aber unter Thränen, schob ihren Arm in den seinigen und verließ mit ihm das Zimmer. —

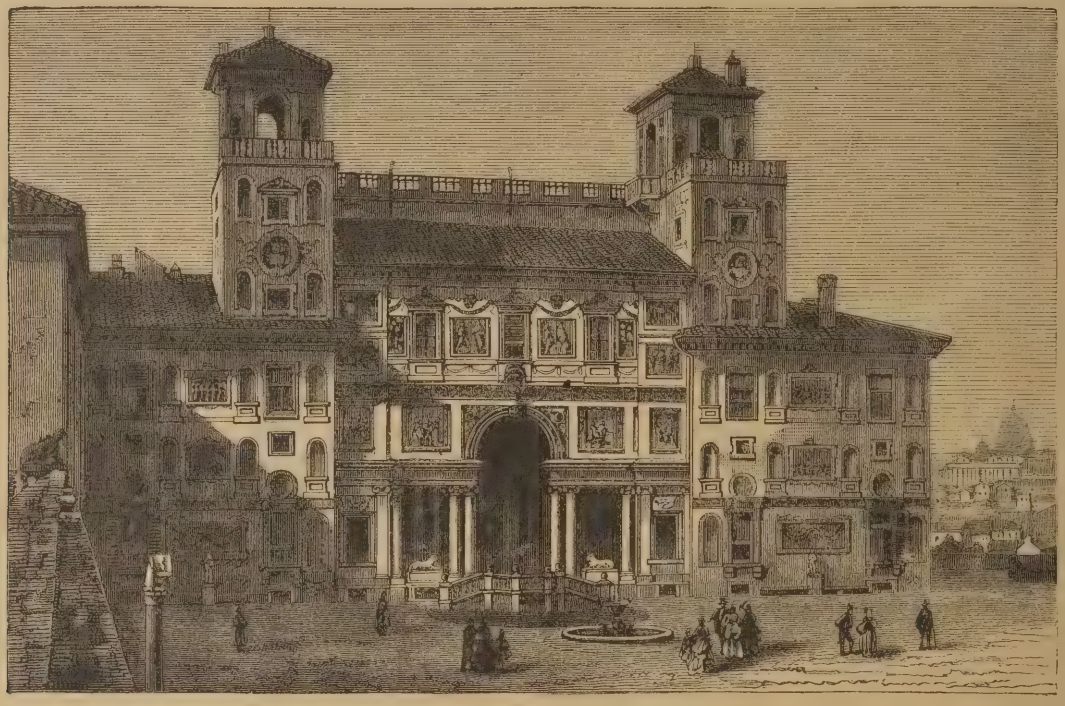
Berthold war aus der Schweiz zurückgekehrt, wohin er Else in ein seinen Wünschen entsprechendes Haus gebracht hatte. Die Vorsteherin war eine ältere Dame und Wittwe eines Geistlichen, welche nicht mehr als vier junge Mädchen bei sich aufnahm, da sie mit Hilfe ihrer Tochter und einer alten Freundin den Unterricht selbst ertheilte. Ihr Haus war ein sehr gesuchtes, und so schwer Berthold die Wahl geworden, so überzeugt fühlte er sich jetzt, daß er eine gute getroffen habe. Auf dem Erlenhof wurden bauliche Veränderungen vorgenommen, wozu viel fremde Arbeitskraft nöthig, Berthold selbst war den ganzen Tag angestrengt beschäftigt — so wollte er es haben, so sollte es sein — die Mutter sagte er sich, wird niemals wiederkehren, Else so, wie sie bisher ihm angehört, auch nie wieder, er mußte nun beginnen, nicht rückwärts zum Verlorenen, vorwärts — ja vorwärts, aber, auf was blicken? — Die Arbeit bietet viel, entschädigt für manches, ob sie aber die Seele ganz ausfüllen kann? Wenn der Abend kam, die Arbeit abgethan, die Lampe brannte und die Bücher vor ihm lagen — „Berthold!" woher der Ton, Niemand nennt Dich mehr so, alle sagen sie Herr Jungthal — des Kindes Stimme war so süß — seine Hand bedeckte das Gesicht — er sieht die strahlenden Augen, fühlt die kleine, weiße Hand — er kann nicht lesen, geht im Zimmer auf und ab — vorüber auf Nimmerwiederkehr — hat denn nicht jeder Mensch irgend welchen Ausblick, ein Ziel vor Augen, wenn auch ferne — Jahre dazwischen — aber endlich doch erreichbar — nein, er hatte keines, ja, wenn Else, sein Kind, arm wäre, für sie erwerben, das wäre schon ein Ziel. Was hätte Beate gesagt?

„Sie müssen heirathen, Herr Jungthal, sonst werden sie am Ende schwermüthig." Der Gedanke war ihm so fremd, so fernliegend — einst kannte er nur Sorgen, die beschäftigen ja so vollauf, später besaß er Else, welche sein Herz so ausfüllte, daß nur noch für die Mutter Raum blieb.

Berthold, sei kein Träumer, das ist ja alles natürlicher Lebensgang, bei jedem nur in anderer Form. Er schlug Shakespeare auf — Du großer Menschen- und Herzenskenner, ich will bei Dir meine Kleinheit zu überwinden suchen.

Er war auch kein Träumer.

Oefter als er früher es gethan, fuhr er jetzt in die Stadt, auch die benachbarten Güter besuchte er und wurde überall freudig aufgenommen. So unrecht hatte wohl Beate nicht, indem sie ihm sich zu verheirathen rieth, das Leben war doch so lang, und obgleich er ja Stunden und Tage der Einsamkeit mehr als alle Geselligkeit liebte, so stieg doch in der Einsamkeit seines ganzen Lebens ein Gefühl der Verlassenheit in ihm auf, das ihm das Herz bedrückte in heimlichem Weh. Und zählte er ja sogar zu den Glücklichen, welche das Herz mehr als die Vernunft wählen lassen dürfen, denn auch ein armes Mädchen konnte er in sein Haus einführen — wenn er dasselbe liebte! — aber das wars ja eben, er liebte keine, es gefielen ihm manche, er unterhielt sich mit einzelnen recht gerne, aber Liebe war dies doch nicht, denn sobald er sich zu prüfen anfing, fühlte er, daß er mit ihrem Denken und Fühlen nichts gemein hatte. Er fand sich dann wohl zu langweilig und altbacken, um sich an dem anmuthigen Geplauder länger als eine flüchtige Stunde



Villa Medici in Rom.

ergötzen zu können. Der ersten Jugend volles Licht oder tiefen Schatten drückt, (ob mehr oder weniger, ist Sache der Individualität,) dem Menschen seinen Stempel auf, der, wenn auch mit der Zeit weniger sichtbar, doch niemals ganz verwischt wird.

So dachte, so lebte Berthold Jungthal; als abgeschlossener Stubengelehrter wäre er vielleicht nach und nach gegen Welt und Menschen in jene Gleichgültigkeit gekommen, welche die höchsten Segnungen der Wissenschaft, die größten Erfolge interessanter Forschungen oft nicht ausschließen, je nach der Naturanlage ihnen sogar Vorschub leisten, sein Beruf aber, durch welchen er stets in der directesten Verbindung mit der Natur lebte, erhielt ihm den Blick groß und weit für alles Bestehende.

Elses Briefe waren unter dem Einfluß all' des Zaubers geschrieben, von welchem jedes junge empfängliche Gemüth, wenn ihm neue, überwältigende Eindrücke zugeführt werden, so köstlich eingenommen wird und die es dann übersprudelnden Herzens für ein fernes Liebes, von dem es sicher ist, in seinem ganzem Enthusiasmus verstanden zu werden, niederschreibt.

„So schön, wie sie ist, Berthold, dachte ich mir die Welt nicht," schrieb sie, „und oft muß ich darüber nachdenken, ob der immer so ernst gewesene Papa, wenn er die schönen Schweizer Berge und Seen betrachtete, wohl anders aussah, als ich ihn mir vorstellen kann, und weiter möchte ich wissen, ob meine liebe Mama, ehe sie sterben mußte, auch all' das Schöne noch sehen durfte, — ob Beate das wohl weiß? Aber auch das Lernen versäume ich gewiß nicht, lieber Berthold, denn ich habe nicht vergessen, was Du mir gesagt hast, — wozu ich hauptsächlich lernen müsse." —

Eisdotter im Raube gestört.

Sehr erfreut wurde Berthold eines Tags durch Erichs unerwarteten Besuch. Er war überhaupt dem jungen Manne, welcher sich sehr nett gemacht hatte, von Herzen zugethan, und als derselbe so frisch und fröhlich in der ihn sehr gut kleidenden Uniform bei ihm saß, stellten seine Gedanken unwillkürlich Else neben ihn, — sie hatten sich immer lieb gehabt, warum sollten sie sich nicht einstens ganz gehören, — weit blickte er hinaus, momentan abwesend vor seinem Gast.

„Haben Sie Nachricht von Else, Erich?"

„Ja freilich", erwiderte dieser, „auf ihre Veranlassung komme ich heute zu Ihnen, was sonst erst nächste Woche mit Mama ausgeführt worden wäre. Else schreibt, aus meinem nächsten Brief erwarte sie sicher zu vernehmen, daß ich bei Ihnen gewesen, da nun aber in vier Tagen ihr Geburtstag ist, an welchem ich natürlich schreibe, so mußte ich vorher zu Pontius und Pilatus laufen, da ich den Tag nicht frei war, um heute hierher zu kommen". Beide lachten. „Ich soll ihr schreiben, wie Sie aussehen", fuhr Erich fort, „denn Sie nimmt es für natürlich an, daß Sie Heimweh nach ihr haben, gesteht aber zugleich sehr naiv, daß sie selbst, obgleich sie oft Ihrer und hinterher auch meiner denke, keines habe, die Menschen seien so gut mit ihr und die Natur so wunderbar schön. Im Werter'schen Garten blüht gegenwärtig der Flieder, den sie so sehr liebt, prächtig, und ich möchte ihr zum Geburtstag sehr gerne einen Strauß aus unserem gemeinsamen Spielplatz senden, allein die Blumen kämen natürlich traurig verwelkt an, und so muß ich mich darauf beschränken, ihr so ein kleines, gepreßtes Syringenkränzchen zu schenken, wie wir als Kinder so viele zusammen machten. Was der Vater hierüber zu mir sagte, werden Sie vielleicht denken, „Kindskopf", nicht wahr, aber Sie kennen ja Else, der kleine Fliederstrauch ist ihr mehr werth, als das Korallenkreuz, welches ich ihr zum Geburtstage schenke."

„Da haben Sie ganz recht, Erich, überhaupt finde ich Ihren Gedanken sehr hübsch, und Else wird sich kindlich darüber freuen."

Von Alltagsmenschen, deren Leben durch nichts Ordentliches ausgefüllt, oder seichten Sentimentalisten in ihren Gefühls-Ueberschwenglichkeiten, hören wir langsames Fortschreiten der Zeit beklagen, während dem rührigen, seine Kräfte auf diesem oder jenem Felde verwerthenden Menschen die Zeit überraschend schnell vorübergeht. So auch Berthold. In wenig Monaten waren die zwei Jahre, welche er sich für Else's Abwesenheit angesetzt hatte, vorüber, und so endlos ihm dieselben bei ihrem Weggehen scheinen wollten, so kurz erschienen sie ihm jetzt, trotz allem was er in ihrem Verlauf vermißt hatte.

Das letzte Jahr war für die Landwirthschaft ein ungünstiges gewesen, und Bertholds Anwesen war auch noch durch Hagelschlag heimgesucht worden. Das Bild der Verwüstung, welches sich ihm eines Morgens, nachdem er Abends zuvor alles noch in strotzender Fülle gesehen, bot, war ihm ein tief zu Herzen gehendes,

denn noch mehr als die geknickten Aehren, die zerstörten Aecker, zeigten sich ihm darin alles menschliche Wünschen und Hoffen, alle kurzsichtigen Berechnungen.

Nach Pflicht und Gewissen glaubte er mit seiner Mündel, indem er sie nach dem Tode seiner Mutter in andere Hände gegeben, gehandelt zu haben, denn die Blume, welche so zart erblüht, die von keinem störenden Hauch berührt worden war, sollte sich entfalten, ohne daß ein Gedanke sich ihr nahte, der weniger rein war als ihre Kindesseele. War doch die Welt allerwärts dieselbe, sie, die, wenn auch nicht immer im schlimmen Sinne, mit rauher Hand das Verletzbarste betastet und oftmals ohne Wissen und Willen die erste Blüthe schädigt. Für ein taktloses, unberufenes Wort, Vormund und Mündel betreffend, welches zu bannen ja nicht in seiner Macht gelegen wäre, hätte er sich selbst verantwortlich gefühlt, ohne jedoch sie, das anvertraute Kleinod, vor einem etwaigen Stachel in die junge Seele schützen zu können. Hatte er aber, so fragte er sich jetzt, trotzdem nicht vorschnell gehandelt, wäre es nicht klüger gewesen, sie hätte erst jetzt sein Haus verlassen, statt daß sie nun nahe daran war, in dasselbe zurückzukehren. Hatte er nicht doch, in seiner unendlichen Fürsorge für sie, nur den Moment im Auge gehabt, ohne an die noch ernstere Zukunft genügend gedacht zu haben, welche nun fragend an ihn herantrat? Er hatte Else geschrieben, daß sie seine volle Zustimmung habe, wenn sie in dem ihr so lieb gewordenen Familienkreise länger als die projectirten zwei Jahre bleiben möge, in welchem Fall er bald sie zu besuchen kommen werde. Würde sie aber vorziehen, der so herzlichen Aufforderung von Erichs Eltern Folge zu leisten und an Stelle des Sohnes, der in eine andere Garnison kam, als ihr Kind bei ihnen zu sein, so sei er auch hiermit ganz einverstanden, ob dort oder da, freue er sich des baldigen Wiedersehens.

„Berthold," antwortete sie, „Du weißt ja, wie gerne ich hier bin, weißt auch, wie lieb mir Erich und seine Eltern sind, aber jetzt will ich wieder zu Dir. Die ganze Zeit habe ich kein Heimweh gehabt, auch jetzt nicht, aber ich möchte wieder bei Dir sein, und wenn Du es auch nie geschrieben hast, so glaube ich doch, daß Du mich oft vermißt hast, und Dich gewiß auch freuen wirst, wenn wir wieder beisammen sind. Du darfst nicht fürchten, daß aus der kleinen Else ein verwöhntes Mädchen geworden ist, denn wenn ich wieder mit Dir spazieren gehe, mit Dir rede und lese, so werde ich weder die großartige Natur hier, noch die Gesellschaften und musikalischen Abende entbehren, sondern in der Heimath bei Dir glücklich sein. Du bist ja Vater und Mutter für mich gewesen, und als Dein Kind liebe ich Dich."

Else erhielt keine Antwort auf ihren Brief, aber eines Tages lag sie glückselig in Berthold's Armen.

„Also darf ich mit Dir gehen?"

„Ja freilich," lachte er, „der Vormund darf doch der Mündel sein Haus nicht verschließen, wenn sie sein altes, folgsames Kind wieder sein will."

Else war vollendet schön geworden, ihre Figur tadellos, jede Bewegung voll natürlicher Anmuth, ihr Wesen herzgewinnend lieblich. Die hochgebildete Vorsteherin des Hauses sagte Berthold, daß sie das junge Mädchen nach jeder Richtung musterhaft nennen könne und sie mit der Wehmuth einer Mutter scheiden sehe.

Berthold schenkte ihr, die er aus ihren eigenen und Else's Briefen kannte, rückhaltloses Vertrauen, indem er ihr mittheilte, daß er andere Pläne, als Else in sein Haus zurückzunehmen, gehabt, und auch schriftlich, soweit als thunlich, mit ihr besprochen habe, allein nach ihrer Antwort darauf hieße es, des Mädchens süße Unbefangenheit naturwidrig trüben, wenn er ihr seine, vor der Welt selbstverständlichen Bedenken aussprechen und motiviren würde, und somit bitte er sie, die feinfühlige Frau, um ihren Rath. Derselbe wurde ihm denn auch durch einen Vorschlag der Dame in befriedigendster Weise.

„Seit ich in meinem Beruf arbeite," begann sie, „es sind nun 12 Jahre, werde ich von einer mir von Jugend auf befreundeten Dame unterstützt, welche sich mit mir und meiner Tochter in den Unterricht theilt. Im letzten Jahre konnte ich nicht umhin, von der Regel meines Hauses, nicht mehr als vier Mädchen aufzunehmen, abzugehen, und da die betreffende Dame — sie ist, gleich mir, die Wittwe eines Geistlichen — kurz zuvor eine Krankheit durchgemacht hatte, mag ihr wohl die Anstrengung nach derselben zu groß gewesen sein, denn sie leidet seither, und mein Hausarzt sagt, daß sie zu völliger Wiederherstellung ihrer Gesundheit eine Zeitlang größerer Ruhe benöthigt sein werde. Die Zuneigung zwischen Else und ihr ist eine herzliche, und so glaube ich in Ihrem und meiner Freundin Interesse zu reden, wenn ich Ihnen vorschlage, dieselbe auf unbestimmte Zeit — denn alles Weitere wird sich ja später von selbst finden — als Else's mütterliche Freundin in Ihre Heimath mitzunehmen."

Berthold war ganz einverstanden und zur vollsten Befriedigung aller Betheiligten wurde die Sache sogleich endgiltig beschlossen, daß dieselbe einen speciellen Hintergrund habe, erfuhr Else natürlich nicht. So weh ihr das Scheiden that, so zeigte sich auch hier neben aller Weichheit ihres Wesens die Entschiedenheit ihrer Natur, für welche es jetzt nur ein Ziel, ihre alte Heimath bei Berthold, gab, und als sie auf der Rückreise mit feuchten Augen auf die mehr und mehr entschwindenden Schweizerberge blickte, legte sie wortlos ihre Hand in die des Vormunds.

Erich, der schmucke, neugebackene Lieutenant, war hoch erfreut durch das Wiedersehen seiner Freundin, und Beate war glücklich, ihr Kind wieder zu haben, das sich auch in der alten Umgebung so selig fühlte, daß ihm die Wonne aus den schönen Augen strahlte.

Der guten Frau Pastor, die so lieb immer für sie gesorgt und von welcher sie so viel gelernt hatte, wollte es Else nun recht behaglich machen, sie sollte ja kein Heimweh bekommen, sondern empfinden, daß es auch bei ihnen hier schön war. Das fand sie denn auch bald, die Frau, welche in ihrem Leben schon viel gelitten und entsagt und selten an sich selbst hatte denken dürfen. Die Ruhe auf dem Erlenhof that ihrem seit lange ermüdeten Körper so wohl, daß sie sich zusehends kräftigte.

Wie Berthold ein edler Mensch war, so war er auch der rücksichtsvollste Wirth seines Hauses, der das schöne Talent, den Nebenmenschen wohl zu thun, in ausgiebigster Weise besaß, was die Welt und Menschen kennende Frau doppelt zu würdigen und zu schätzen wußte.

Ob Berthold selbst auch glücklich war? Er freute sich der Gegenwart, er genoß sie in jeder Stunde des Zusammenseins mit dem jungen Wesen, welches er mit der Selbstlosigkeit einer Mutter und mit der Leidenschaft des Mannes liebte — jetzt gehörte sie noch ihm, mit ihrem reinen Kinderherzen und vollen Kindervertrauen, das hinter seiner stets gleichmäßigen Güte und Liebe keine Kämpfe ahnte, weil sie lautlos bezwungen wurden.

Sie saßen mit einbrechender Dunkelheit im Garten, von einem weiten Spaziergang ausruhend, den auch Frau Pastor mitgemacht, die aber in großer Ermüdung sogleich ihr Zimmer aufgesucht hatte.

„Dein Schweigen verräth auch Müdigkeit, Else," sagte Berthold, „und ich meine, Du gehörst, wie die kleinen Kinder, zu Bett."

„Nein, laß mich hier," erwiderte sie, „ich könnte noch nicht schlafen, — meine Gedanken folgten soeben der Sonne, welche uns verließ, um, ferne von uns, anderen Welten und Menschen aufzugehen. Berthold, wie wunderbar ist doch Vieles für ein so beschränktes Verständniß, wie das meinige!"

„Kind, sogar für den zersetzenden Verstand, die grübelnde Vernunft ist ein ganzes Leben oft nicht ausreichend, einfach scheinende Fragen erschöpfend lösen zu können."

„Das weiß ich wohl, aber das sind dann große wichtige Dinge, tief eingreifend in Natur und Leben, für mich wünschte ich ja nur jenes Verstehen, welches den Genuß erhöht, den größeren Antheil am Schönen verleiht, nicht nur Empfinden, auch Begreifen möchte ich lernen. Du weisest mir den Weg, den ich an Deiner Seite mit Entzücken gehe, aber daß ich im rechten Sinne alles Gebotene in mich aufnehme, dafür mußt doch immer Du sorgen, ich sehe wohl, aber nur durch Dich verstehe ich."

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Die Windfahne.

Ein Zeitbild.

Herr Schlängler ist ein glatter Mann,
Weiß sich geschickt zu drehen;
Setzt nur die Luft wo anders an
Mit einem leisen Wehen:
Gleich segelt dieser Windpatron
Auch schon mit andrer Flagg' davon
Ins beutereichre Lager.

Ist heut die Wissenschaft im Schwang,
Gilt Freisinn als Parole,
Rasch stimmt er an den Lobgesang
Vom Licht zum Menschenwohle;
Steht morgen aber Glauben hoch,
So findet er am Ende doch:
Die Finsterniß sei nützlich.

Wenn Vorwärtsschreiten bringt Gewinn,
Läuft unser Held behende,
Drückt sich an kühne Streiter hin
Und hascht nach reicher Spende.
Bleibt aber Geld und Ehren aus,
Flugs tritt er tapfer nebenaus
Und schilt die Edlen Streber.

Sind schöne Worte heut begehrt —
Vermag er nicht zu schweigen;
Ist aber Schweigen Goldes werth —
Wie weiß er sich zu streichen!
O! Schlängler ist ein kluger Mann,
Vollbringt, was keiner leisten kann:

Mit Vortheil sich zu drehen,
Erfolgreich still zu stehen —;
Für Gold beredt zu schweigen,
Als Wortheld sich zu zeigen —;
Zu ducken sich ersprießlich,
Um hoch zu stehen schließlich —
Ja, die Haut zu wechseln ganz und gar,
Wie's Schlänglern immer eigen war.

Mollis, März 1887. Robert Seidel.

Feuilleton.

Villa Medici in Rom. Unser Bild (S. 196) zeigt uns einen der schönsten Privatpaläste der an herrlichen Palästen aller Art überreichen Siebenhügelstadt, der ewigen Roma. Es ist der römische Palast des berühmten Geschlechtes der Mediceer, welche aus dem Volke hervorgegangen und im Kampfe gegen den Adel zur Herrschaft in ihrer Vaterstadt Florenz sich emporgeschwungen hatte. Als Priester hielten die Medici ihren Einzug in Rom, und nicht nur zu Cardinälen schwangen sie sich empor, sondern auch mehrere von ihnen vertreten als Nachfolger Petri die höchste kirchliche Würde der Christenwelt, in der sie als Herzöge, Großherzöge und Könige auch zu den höchsten weltlichen Machtstellungen emporzuklimmen verstanden. Der römische Mediceerpalast wird, wie viele andere römische Paläste, „Villa Medici" genannt, weil er von prächtiger Gartenlandschaft umgeben ist; er liegt auf dem Monte Pincio und enthält reiche Kunstschätze, darunter das Original der berühmten Gruppe der Niobe, welche man heutzutage in allen größeren Museen zu bewundern Gelegenheit hat. S. N.

Fischotter im Raube gestört. (Bild S. 197.) Es ist ein gefährliches, ungemein schädliches Raubthier unseres Heimathlandes, das da nächtlicherweile im Ufergebüsch des fischreichen Gewässers mit aller Anspannung seiner überaus scharfen Sinnesorgane auf Beute gelauert hat. Alles, was von nicht gar zu großen Thieren an und im Wasser fleucht und kreucht, Krebse und Fische, Geflügel, Spanferkel, ja sogar Lämmer fallen ihm zum Opfer. Die, oder richtiger, der Fischotter gehört in die Familie der Marder, sein Körper mißt bis zum Schwanze 2 Fuß und darüber, der Schwanz ist außerdem oft noch über 1 Fuß lang. Die Farbe ist ein schönes Braun mit röthlicher Unterwolle, am Bauche zeigt sie sich etwas heller. Der Balg ist vortrefflich als Pelzwerk zu gebrauchen. Das Fleisch ist eßbar und gilt, sonderbarer Weise, bei den Katholiken als Fastenspeise. Eine mondhelle Nacht, wie sie unser Bild uns vor Augen führt, bietet die beste Gelegenheit zur Jagd für den Fischotter, aber auch auf ihn, und ein Jäger mag es wohl sein, dessen Nahen die Enten, welche sich unser Räuber soeben zum Opfer ausersehen, aufgescheucht hat und vielleicht im nächsten Augenblicke den Fischotter selbst tödtet, wenn nicht dessen große Schnelligkeit und Gewandtheit noch einmal die wohlverdiente Todesstrafe von ihm abwendet. S. N.

Bedeutung des Suez-Canals für den Weltverkehr. Die Bedeutung des Canals ist eine so wahrhaft internationale, daß dieselbe in allen Welttheilen zur Geltung kommt. In Amerika begegnen wir der Concurrenz zwischen Suez-Canal und Pacific-Eisenbahn. Bei den jüngsten Eisenbahnprojecten in Asien, namentlich bei den Verbindungen zwischen dem Schwarzen Meere und dem Persischen Golf kommt das Vorhandensein des Suez-Canals wesentlich in Frage, und wir haben uns bereits an einer andern Stelle hierüber ausgesprochen. Am meisten springt aber die Bedeutung des Suez-Canals, welcher den Verkehr zwischen Europa einerseits und Ostasien und Australien andrerseits auf die Ostseite von Afrika verlegte, in die Augen, wenn man diese neue Linie mit der bisherigen um die Westseite Afrikas und das Cap führenden vergleicht. In letzter Richtung können wir uns an die Untersuchungen Dr. Zenckers halten, dessen Arbeit über den Canal im wirthschaftlichen Theile als die vorzüglichste anerkannt ist. Die erste Rücksicht für die Benutzung des neuen Handelsweges liegt in der Abkürzung der Entfernungen; diese beträgt von Southampton in England, von wo die meisten großen ostasiatischen Dampfer ausgehen:

	Ums Cap	Ueber Suez	Unterschied:	
	Seemeilen	Seemeilen	Seemeilen	Tage für Dampfer zu 200 Seemeilen
Nach Sansibar . .	8000	6040	1960	10
„ Bombay . .	10740	5940	4800	24
„ Point de Galle	10500	6580	3920	19
„ Calcutta . .	11600	7680	3920	19
„ Singapur . .	11780	8070	3710	18
„ Sundastraße .	11300	8280	3020	15
„ Hongkong . .	13180	9500	3680	18
„ Melbourne . .	11140	11200	60	1/3

Rechnen wir (nach Zencker) die Wegeunterschiede für andere europäische Häfen nach Bombay, so ergeben sich folgende Zahlen:

	Ums Cap	Ueber Suez	Unterschied:	
	Seemeilen	Seemeilen	Seemeilen	Tage
Von Brindisi . . .	11107	3703	7404	37
„ Triest . . .	11504	4100	7404	37
„ Genua . . .	10696	4208	6488	32
„ Marseille . .	10560	4720	6280	31
„ Gibraltar . .	9840	5752	5120	25
„ Bordeaux . .	10640	6008	4868	24
„ Liverpool . .	10896	6024	4888	24
„ London . . .	10912	6076	4618	24
„ Amsterdam . .	10694	6332	4890	23
„ Hamburg . .	11222	6386	4836	24

Diese Zusammenstellungen gehen von der Voraussetzung aus, als würde die Linie um das Cap der Guten Hoffnung ebenso wie jene durch den Suez-Canal mittels Dampfer betrieben; allein es ist den gegebenen Verhältnissen entsprechender, die bisher als große Regel für den Welthandel geltende Segelschifffahrt um das Cap der Canalreise mittels Dampfer gegenüber zu stellen. Natürlich wird dabei die Zeitersparniß bedeutend höher, wie aus folgender für England und die atlantischen Häfen geltenden Uebersicht hervorgeht. Es beträgt die Reise von Southampton:

	Ums Cap per Segelschiff.	Ueber Suez per Dampfer.	Ersparniß.
Nach Sansibar	80 Tage.	33 Tage.	47 Tage.
„ Bombay	190 „	33 „	67 „
„ Point de Galle . .	100 „	37 „	63 „
„ Calcutta	103 „	42 „	61 „
„ Singapur	103 „	44 „	59 „
„ Sundastraße . . .	100 „	45 „	55 „
„ Hongkong	100 „	53 „	47 „

Hiermit ist die factische Ersparniß an Zeit in Ziffern ausgedrückt; aber so hoch dieselbe auch vom Kaufmann wegen des Zinsengewinns, der Ausnutzung aller Conjuncturen, der guten Erhaltung des Zustandes der Waaren, der Versicherungsprämie u. s. w. veranschlagt werden muß, so bleibt doch in letzter Linie zumeist entscheidend, um welchen gesammten Frachtsatz der Transport der Waare auf dem alten und auf dem neuen Handelswege bewirkt werden kann. Nach Berechnung aller einschlägigen Factoren, welche den Dampferverkehr via Suez gegenüber der Segelschifffahrt via Cap betreffen, zeigte sich, daß der erstere kostspieliger ist als der letztere, daß diese Mehrauslagen aber dann getragen werden können, wenn die zu transportirenden Güter einen so hohen Werth haben, daß sich die Mehrkosten der Fracht durch Ersparniß an Zinsen des in den Waaren engagirten Capitals und an der verminderten Versicherungsprämie wieder einbringen lassen. Wird — um ein Beispiel anzuführen — eine Waare von Southampton nach Bombay auf dem Canal durch Dampfer geführt, so kostet deren Transport um 33,3 Frcs. per Tonne mehr, als wenn derselbe mittels Segelschiff um das Cap erfolgen würde; da jedoch an Zinsen und Versicherungsprämie bei der Canalfahrt $3^1/_3\,\%$ erspart werden, so stellen sich bei Gütern, deren Werth 1000 Frcs. per Tonne, d. i. 40 Mk. per Centner beträgt, beide Reisen gleich rentabel, bei Gütern von höherem Werth die Canalfahrten schon vortheilhafter dar.

Nach diesem rationellen Vorgang hat Zencker die Höhe der Grenzwerthe für Waarensendungen von Southampton und den Häfen des Mittelmeeres nach den früher genannten Hafenplätzen berechnet und damit zugleich die Illusionen über die künftige Ausbreitung des Suez-Canalhandels auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Aus seinen Berechnungen geht hervor, daß Manufacturen, Stahl, feine Metallwaaren, Seide, Thee, Kaffee und Baumwolle als unbedingt canalfähige Güter gelten dürfen, die den kostspieligeren Weg durch den Suez-Canal einschlagen können, während die übrigen, namentlich eine lange Fahrt vertragenden Güter den Weg ums Cap beibehalten werden.

Unbedingt und für allen Waarenverkehr ist demnach der Suez-Canal nicht zu empfehlen. Aber auch so bleibt dem Unternehmen seine hohe culturgeschichtliche und handelspolitische Bedeutung unbestritten, und es wird immer ein Zeugniß ablegen von der Capitalmacht der heutigen Wirthschaftsperiode, von der Intelligenz und Leistungsfähigkeit des gegenwärtigen Geschlechts.

Die Nothwendigkeit der Anlage von Schiffsweichen und die Verbreiterung des Suez-Canals ist im Vorjahre besonders dadurch sehr fühlbar geworden, daß ein Dampfer mit einem Bagger inmitten des Canals zusammenstieß, wobei der Bagger sank und ein Hinderniß für den Schiffsverkehr wurde. Nachdem der Versuch einer Hebung des Wracks mittels Krahnen gescheitert war, wurde mit Erfolg zur Sprengung durch Dynamit geschritten. Inzwischen hatten sich gegen 150 Dampfer gesammelt, welche nach dem Freiwerden der Strecke in langer Reihe den Canal belebten.

Für unsere Kinder.

Garten-Spiele.

I.

Wenn wir heute mit einigen Knabenspielen den Anfang machen, denen im Laufe der Zeit, wo uns andere Arbeit etwas Zeit und vor Allem Raum im Blatte läßt, auch Spiele für Erwachsene folgen sollen, erfüllen wir, glaube ich, den Wunsch vieler Eltern.

Meinem Wahlspruch: „gebt den Kindern den Garten" möchte ich nur noch die Worte anhängen: „möglichst uneingeschränkt". Kinder, die sich frei bewegen dürfen, respectiren gern Pflanzen und Beete, und es hat mir stets Vergnügen gemacht, etwas Beschädigtes auszubessern, Fußtapfen zu glätten und dergleichen mehr. Nur das Wegräumen von Spielgeräthen lasse man die Kinder selbst besorgen.

Spiel, du erinnerungumkränztes Wort, werde wieder wach im Gedächtniß der Eltern und Lehrer, daß diese ihrer reichen, schönen Jugendzeit gedenken und sie mit der jetzigen vergleichen, und wenn sie dann dich vermissen, dann rüttle sie auf, daß sie thun, was noth ist, daß sie ihre Kinder, ihre Zöglinge wieder spielen lehren. Je toller, je besser. Wer in der Jugend sich nicht austobt, thut's im Alter!

Marschall Moltke hat das Wort ausgesprochen, auf dem oft jeglicher Erfolg beruht: „Bereit sein ist Alles." Ja, da ist kein Zweifel, die jetzige Generation ist bereit, auch wohl die folgende, blicken wir uns aber die dritte ein Bischen an, da dürfte Moltke'schen Wort doch am Platze sein, einmal daran zu erinnern, daß das Bereitsein nicht in der Völkermenge liegt, sondern in der Stärke der Einzelnen. „Stark sein ist Alles!" Stärke, Muth und Gesinnung wird jedoch nirgend mehr gefördert, als durch die Spiele im Freien und zwar durch das Spielen in Gegenparteien. Ich kann mich in Betracht des Raumes unseres Blattes heute nicht weiter darüber aussprechen und gebe dieses den gelegentlichen Fortsetzungen meiner Besprechung: „Der Garten als Erziehungsanstalt" anheim, nur den Rath möchte ich unseren verehrten Lesern geben, den Bewegungsspielen unter der kraftüberströmenden Jugend nicht nur freien Lauf zu lassen, sondern, wenn es die Zeit erlaubt, sich selbst an ihnen zu betheiligen. Ganz Kind mit dem Kinde zu werden und dieses so mit sich empor zu ziehen, dies ist das Geheimniß der Erziehung! Wie oft denken wir uns, ja, hätte ich das früher gekannt und gewußt, dann wäre es anders gekommen. Nun wohl, so thut an Euren Kindern, was Ihr hättet an Euch thun sollen, werdet noch einmal Kind und führt so Eure Kinder auf den Wegen, die Ihr jetzt, nun Ihr alt seid, als die richtigen erkannt habt, aber nicht von oben herab, sondern dort, wo Eure Kinder wandern!!

Jetzt zu den Spielen. Ich kann hier nur kurze Regeln geben, wie sie theils in meinem Gedächtniß aus eigener Jugendzeit verzeichnet sind, theils nach den Sammelwerken anderer, für das Spiel der Jugend begeisterter Schriftsteller. Hier nenne ich vor Allem die Spielbücher für Knaben und Mädchen aus dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig.

Vor Anderen nenne ich das alte Spiel:

„Räuber und Soldaten". Die Gesellschaft der Knaben theilt sich in zwei ungleiche Theile, der größere bildet die Räuber. Die Räuber verstecken sich in den Bosquets ꝛc. des Gartens und werden dann von den Soldaten gesucht und in ein Gefängniß gesperrt, sie dürfen jedoch beim Transport dahin entweichen und sind dann, wenn sie sich eben nicht haschen lassen, frei. Die übrigen gefangenen Räuber müssen zur Strafe Gassen laufen, wobei sie mit dem Plumpsack (in Knoten geschlagenes Schnupftuch) gemüthliche Prügel bekommen.

Ein Spiel aus dem alten Griechenland, wo ja bei Groß und Klein diese Spiele im Freien geübt wurden, ist **„Tag und Nacht".**

Die Gesellschaft theilt sich auf freiem, langem Rasenplane in zwei gleich starke Parteien. Dieselben stellen sich 10 Schritt von einander, Rücken gegen Rücken gewendet auf, „Tag und Nachtpartei". Vor jeder Partei wird in etwa 40 Schritt Entfernung ein Grenzmal bestimmt. Nun wird zwischen den Parteien eine einerseits schwarze, andererseits weiße Scheibe in die Höhe geworfen und die dann oben liegende Farbe bezeichnet diejenige Partei, welche den Wettlauf zu beginnen hat. Es darf sich jedoch keiner der Spielenden hiernach umsehen, sondern hat der gewählte Spielordner (jede Partei wählt einen solchen) Nacht (schwarz oben) oder Tag (weiß oben) auszurufen. Auf dieses Signal dreht die gerufene Partei um und sucht, durch die Gegenpartei hindurchlaufend, das Grenzzeichen vor dieser zu erreichen, wobei letztere sie zu haschen sucht. Wer vor dem Grenzzeichen gehascht wird, muß vom Spiele zurücktreten; hierauf neue Aufstellung ꝛc. Selbstredend müssen die Glieder der einzelnen Parteien soweit auseinander stehen, daß Raum zum Durchlaufen bleibt.

Zum Schluß für heute noch ein Spiel, dessen ich mich aus der Jugend erinnere. **„Holland—Seeland."** Ein abgegrenztes Stück inmitten des Spielfeldes bezeichnet das Land, worauf zwei als Fischer gewählte Knaben hausen, die Anderen laufen als Fische im Meere herum. Nun segeln die zwei Schiffer zusammen aus, um die Fische zu fangen und auf das Land zu bringen. Wer von den Fischen beim Laufen das Land betritt, ist ohne Weiteres gefangen. Sind zwei Fische an's Land gebracht, so vereinigen sich auch diese zur Jagd auf Genossen, bis das Meer ausgefischt ist. Können zwei kleinere Fische einen großen Fisch nicht bändigen, so rufen sie Holland—Seeland, worauf ein anderes Paar ihnen zu Hilfe kommt. Die zwei zuletzt gefangenen Fische beginnen das nächste Spiel als Fischer (Holländer und Seeländer).

(Pract. Gartenfreund.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 26. Unterhaltungs-Beilage. April.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Der Freiherr blieb vor dem Brustbilde von Lothar's Mutter stehen, und diesem kam es vor, als erschräke er und sähe sich nach einem Sessel um. Rasch war er damit bei der Hand, und wirklich ließ sich der Alte nieder und blickte eine Weile schweigend in die Züge seiner Schwester. Dann erhob er sich mit den Worten:

„Degenhart, es ist mir lieb, daß wir — daß ich Sie dennoch kennen lernte! Vielleicht wäre es nicht geschehen, ohne den Knaben, den ich in meinem Hause habe. Ueber ihn möchte ich zuerst mit Ihnen sprechen, mit Ihnen und mit Frau von — mit meiner — meiner — Schwiegertochter."

Die Worte kamen dem Freiherrn schwer über die Lippen, aber es war nicht sowohl Widerwillen, der ihn stocken machte, sondern Verlegenheit, welcher ein Gefühl des Unrechts zu Grunde lag. Er begann also von den Gerüchten, welche zu ihm gedrungen waren und verlangte von Degenhart offen Auskunft über Alles, was er von Gottwald Rode's Herkunft wisse.

Er schüttelte freilich verwundert den Kopf, als Lothar ihm das Gerücht als auf einem Scherz beruhend darstellte, und ihm die Versicherung gab, daß Frau von Tenneberg die Möglichkeit durchaus leugne, daß sein in Rom geborenes jüngstes Brüderchen am Leben geblieben sein könne.

„Hm! Hm! — So!" ließ sich der Freiherr nach einer Pause vernehmen. „Aber da ist noch der Ring! Wie kommt der in seine Hände?" Und er erzählte von dieser Entdeckung.

Lothar wurde aufmerksam. „Den Ring hat er? Ein solcher, wie Sie ihn beschreiben, war einst in meinem Besitz. Nur kurze Zeit. Er gelangte mit dem Nachlaß meines Vaters an mich."

„Nun —?" rief der Freiherr mit Spannung dazwischen.

„Ich erinnere mich nicht, ihn in meiner Kindheit bei den Eltern gesehen zu haben. Als ich ihn aber erhielt, ich war eben auf die Universität gegangen, steckte ich ihn an den Finger, da er das Familienwappen meiner Mutter zeigte. Leider ging er mir auf einer Fußreise verloren. Ich habe den Verlust sehr beklagt. Und diesen Ring besitzt der junge Mann?"

Der Freiherr theilte ihm, nach Gottwald's eigener Erzählung, mit, wie derselbe dazu gelangt war. „Nun," fuhr er fort, „wir wollen es dabei bewenden lassen. Ein verlorener Ring konnte gefunden und weiter gegeben worden sein. Die Aehnlichkeit mit Ihnen kann ja auch auf einem Zufall beruhen. Für mich soll die Nachforschung abgethan sein. Liegt Ihnen an dem Wiederbesitz Ihres Eigenthumes, so werden Sie keine Schwierigkeiten finden, da der Knabe nicht großen Werth darauf legt." Das Gespräch wurde noch eine Weile über andere Dinge fortgesetzt, und endlich erhob sich der Alte, sehr befriedigt und angenehm berührt von der Persönlichkeit seines Neffen.

Eigentlich war die Ursache zu einem Besuch auch bei Frau von Tenneberg nicht mehr vorhanden, aber er beschloß dennoch, zu ihr zu fahren. „Wird es mir bei ihr nicht schwieriger gemacht, als hier," dachte er, „so soll mich die Anknüpfung nicht reuen."

Und es wurde ihm leicht gemacht, sehr leicht. Frau von Tenneberg empfing ihn allein, und zwar wie einen mit ruhiger Freude erwarteten Gast. Die Vergangenheit wurde nicht berührt; der gewandten Frau gelang es, über Alles hinwegzugehen, was den Freiherrn hätte stören können, sie wußte das Gespräch geschickt zu führen. Hildegard erschien erst, als der Freiherr nach der „Sängerin" fragte, von der er so viel Gutes und Schönes erfahren habe. Sie aber fand nicht leicht die äußere Form, dem Manne mit Freude zu begegnen, von welchem ihr so wenig Schätzenswerthes bekannt worden war. Allein sie that sich Gewalt an, da sie wußte, welche Bedeutung die Familie dieser Wiederannäherung des Großvaters beimaß.

Als der alte Herr nach Verlauf einer Stunde wieder im Wagen saß, um in das Haus des Oberstallmeisters zu Tische zu fahren, war er in einer eigenthümlichen Stimmung. Er empfand die wohlthätige Berührung mit gebildeten und guten Menschen, es waren Saiten in ihm erklungen, die er durch ein halbes Menschenleben nicht mehr gehört hatte. Das waren ja die Menschen, die zu ihm, und zu denen er gehörte, und er wunderte sich, daß dies nicht immer so gewesen war. Er fühlte gleichsam

ein inneres Aufathmen, als würde etwas frei in seiner Seele. Da fuhr der Gedanke an Toska's Redefertigkeit dazwischen und an den lieben, alten Freund, den Hofmarschall, und eine Verstimmung überkam ihn. Er befahl dem Kutscher, noch einmal um die Anlagen und den Park zu fahren, um eine halbe Stunde länger mit sich allein zu sein.

Zwölftes Capitel.

In dem Tagewerke des Freiherrn in der Stadt blieb nur der Morgen unverändert, da Gottwald nach dem Frühstück die Zeitung von Anfang bis zu Ende vorzulesen hatte. Aber auch das wurde nach einigen Tagen etwas beschränkt, da der alte Herr doch allerhand Beziehungen und Geschäfte aufnahm, die zuweilen schon in die Morgenstunden eingriffen. Er verkehrte und hatte lange Berathungen mit seinem Rechtsanwalt, und that mündlich und persönlich vielerlei ab, was er sich aufgespart zu haben schien. An die Vorlesestunden wurde nicht mehr gedacht, da er gegen Abend stets von einer Mittagsgesellschaft kam, müde war und gern allein blieb, wenn er sich nicht mit Mack über die Vergangenheit unterhielt. Der alte Diener empfand ein frohes Erstaunen, wie sein Herr jetzt mit ihm über seine Familie sprach, sich bei ihm über Vieles und sehr genau erkundigte, und so mit seiner Hilfe die Verhältnisse der Vergangenheit, die Personen, die Thatsachen sich in die Erinnerung rief, manches, was er bisher nicht hatte erfahren wollen, mit Aufmerksamkeit anhörte.

Sein Vorleser hatte viel freie Zeit. Das Theater zog ihn besonders an, und so besuchte er es schon am ersten Abend, saß aber nicht an Lothar's Seite, sondern auf einem bescheideneren Platze. Doch erblickte er diesen in der ihm bekannten Loge, und als Degenhart dieselbe im Zwischenact verließ, ging auch er hinaus, um ihm zu begegnen. Er fand ihn im Gespräch mit einem ihm fremden Herrn und hielt sich zurück. Lothar aber entdeckte ihn, winkte ihn herbei und stellte ihn dem Oberstallmeister von Saalfeld vor.

„Ah," rief dieser, „es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich habe gehört, daß Sie mit Bruno Tenneberg fleißig ausreiten. Wenn Sie Vergnügen darin finden, besuchen Sie mich im fürstlichen Marstall. Alle Morgen eine Stunde wird Sie immerhin etwas fördern."

Gottwald war erfreut über die Einladung und versprach ihr zu folgen.

Degenhart aber ging die Frage im Kopfe umher, wie Gottwald zu dem Ringe gekommen, und ob es wirklich derselbe sei, den er einst verloren hatte. Er mochte ihn nicht so ohne Vermittelung danach fragen, zumal er ihn nicht an seiner Hand erblickte. Und da die Frage dann doch nicht den Werth für ihn hatte, den der Freiherr ihr beigelegt, wollte er sie für eine passende Gelegenheit aufsparen.

Nach der Vorstellung traf Gottwald wieder mit Degenhart zusammen, und auch der Oberstallmeister begegnete ihm in der Vorhalle, und zwar mit seinen Töchtern Lolo und Lulu. Die strenge Lolo schritt aufrecht und in ernster Verschleierung daher, ohne die Blicke nach rechts oder links zu wenden, Lulu aber ließ die Augen fröhlich umherschweifen, grüßte und nickte ihren Bekannten zu und verlor in der lebhaften Bewegung ihr Spitzentuch. Gottwald hob es auf und bot es ihr mit einiger Schüchternheit dar.

Da wendete sich der Oberstallmeister. „Danke, danke," rief er. „Ich kann Sie gleich meinen Töchtern vorstellen."

Lolo erschreckt über die unbegreifliche Formlosigkeit ihres Vaters, blieb bei der Vorstellung starr wie eine Säule. Lulu aber rief:

„Ach, das ist hübsch, daß ich Sie endlich kennen lerne. Ich habe schon so viel von Ihnen gehört. Kommen Sie doch morgen auch in unseren Bazar zum Besten der Armen! Wir spielen Jahrmarkt! Ich verkaufe mit einer Freundin Stickereien in einem Zelte. Sehr theuer! Sie brauchen aber nichts zu kaufen. Onkel Degenhart kommt auch, nicht wahr? Der muß aber kaufen."

Die Sprecherin fühlte sich von Lolo leise am Aermel gezupft, während der Vater und Degenhart lachten.

„Nun also!" rief der Oberstallmeister, „vergessen Sie die Reitbahn nicht! Gute Nacht!"

„Wollen wir wirklich der Einladung der kleinen Dame folgen und in den Bazar gehen?" fragte Degenhart.

„Ich habe dergleichen noch nicht gesehen," entgegnete Gottwald.

„Gut denn, beim ersten Sehen macht auch das vielleicht einen Eindruck. Ich werde um zwölf Uhr bereit sein."

Schon am andern Morgen, nachdem die Zeitung gelesen war, verabschiedete sich Gottwald, um den fürstlichen Marstall aufzusuchen. Der Freiherr lächelte sehr eigenthümlich, hatte aber nichts dagegen einzuwenden. Nach dieser Uebung ging der junge Mann zu seinem Freunde, um ihn zum Besuche des Bazars abzuholen.

Sie betraten einen großen Saal, der zu Concerten und öffentlichen Bällen benutzt wurde. Kleinere Säle umgaben ihn, deren Thüren geöffnet standen. Heute waren in dem größeren Raume Zelte und Buden aufgeschlagen, worin die Damen der ersten Kreise allerhand kostbare Dinge verkauften und Erfrischungen, wie ein Glas Wein oder eine Apfelsine, mit schwerem Gelde aufgewogen wurden.

Da es die Stunde der Eröffnung war, hatte sich der Hauptsaal stark gefüllt, und man drängte dem Orte zu, wo der Fürst mit seiner Gemahlin die Verkäuferinnen begrüßte und Einkäufe machte. Degenhart wurde viel angesprochen und aufgehalten, so daß Gottwald, um nicht zudringlich zu erscheinen, in der Entfernung blieb, und bald von ihm abkam. Es war ihm eigentlich unbehaglich hier, wo die Meisten einander kannten und laut begrüßten, und auch die feilgebotenen Gegenstände reizten seine Blicke nicht. Er fing an sich zu langweilen bei seinem Rundgange, als er in einem Zelte Lulu von Saalfeld erkannte. Sie hatte als Mitverkäuferin nicht ihre Schwester neben sich, sondern ein anderes, auch recht munteres Fräulein, und beide vertheidigten unter vielem Vergnügen die „festen Preise" ihrer Waaren gegen einige Herren, welche im Scherze zu markten und niedriger zu bieten anfingen. Da wurde Gottwald von Lulu's Augen entdeckt. Sie winkte ihn heran, und während ihre Collegin mit den Andern handelseinig wurde, flüsterte sie ihm zu:

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen! Halten Sie sich nachher in dem Saal auf, worin die Gärtnerei aufgestellt ist, ich will Sie da finden!"

Gottwald erschrak förmlich vor dem Ansinnen der kleinen Sirene, und wußte nicht, was er davon denken sollte. Gleich darauf sah er, wie die Menge sich theilte und der Hof den Saal verließ, und entdeckte auch Frau von Tenneberg, welche heute mit einigen anderen Damen gleichsam die Wirthin der Ausstellung machte. Er eilte auf sie zu in der Hoffnung, auch Hildegard in der Nähe zu finden, mußte aber erfahren, daß sie zu Hause geblieben. Eigentlich fand er das ganz recht, und er hätte fortlaufen mögen, um mit ihr zu musiziren, ja er beklagte, nicht heut schon mit ihr die stillen und weihevolleren Räume des Museums zu durchwandern.

Er wollte auch wirklich fort, es mißfiel ihm in dieser fremden Gesellschaft, und doch hielt ihn die Neugier fest, zu erfahren, was das Fräulein von Saalfeld ihm denn anzuvertrauen habe? Nach einigem Suchen fand er den Saal, den sie gemeint haben mußte. Hier wurde nichts verkauft, dagegen war durch Plünderung von Gewächshäusern ein Garten eingerichtet worden, mit Lauben und Bosketts, nur zum Ausruhen und labend für denjenigen, der sich mehr an Laub und Blüthen, als an dem bunten Kram und Trödel erfreute. Es mochte aber heute in den Eröffnungsstunden noch Niemand das Bedürfniß zum Ausruhen fühlen. Ab und zu traten ein paar Damen auf die Schwelle und riefen hinein: „Ah, wie hübsch! Reizend!" um sich wieder in das Gedränge zu begeben.

Gottwald sah sich allein in diesem Kunstgarten und fühlte sein Herz pochen in Erwartung des Stelldicheins, des ersten in seinem Leben. Eigentlich war ihm nicht gut dabei zu Muthe, denn er kannte die unternehmende junge Dame der Gesellschaft so gut wie gar nicht. Endlich schlüpfte etwas herein, hastig, zwischen den Gebüschen hindurch, winkte ihm, und setzte sich kichernd in ein Boskett in der Ecke des Saales nieder.

„Das ist himmlisch," flüsterte Lulu. „Aber setzen Sie sich auch, damit man Sie nicht sieht! Nein, was ich mich freue, einmal mit Ihnen zu plaudern, und zwar ganz unter uns! Und warum denn nicht? Denn am Ende kommt unsere Verwandtschaft doch einmal heraus. Alle Welt sagt, Sie wären Onkel Lothar's Bruder, und es ist ja auch ganz gewiß richtig, denn Sie sehen ihm zu ähnlich."

„Ich — Degenhart's Bruder?" rief Gottwald zwischen Verwunderung und Lachen.

Es war das erste Mal, daß er von dem Gerücht hörte.

Oh, verstellen Sie sich nur nicht, mein Herr!" entgegnete Lulu. „Zwar die Mama leugnet es auch, und sagt, es sei nicht möglich, aber der Großpapa behauptet es dennoch. Und warum soll es denn nicht sein? Es ist ja ganz hübsch so! Und wie komisch — wenn Sie Onkel Degenhart's Bruder sind, dann sind Sie ja auch mein Onkel! Ja, ja! Wenn wir unter uns sind, werde ich Sie stets Onkelchen nennen!"

„Ich weiß nur nicht" — entgegnete Gottwald, „wie ich zu der Ehre komme?"

„Ich auch nicht," sagte Lulu. „Es sollen Geheimnisse sein —"

Plötzlich aber sprang sie auf und schlüpfte hinter das Gebüsch, wo sie eine Thür öffnete. Sie lauschte einen Augenblick, um dann behutsam zurückzukehren.

„Dort geht es nämlich nach der Damengarderobe!" sagte sie kichernd. „Wenn Jemand kommt, kann ich auf diese Weise davonlaufen. Denn eigentlich schickt es sich wohl nicht, daß ich hier mit Ihnen plaudere? Ach Gott, ich habe gar kein Talent zur Tugend!"

Gottwald sah die Sprecherin sehr befremdet an.

Sie aber fuhr unbefangen fort: „Nein wirklich! Ich hasse die Tugend! Ja, die Tugend ist mir etwas Gräßliches! Immer hindert sie Einen! Langeweile darf man haben, aber im Vergnügen wird man immer gestört. Lieben Sie denn die Tugend? Ich kann es mir nicht denken!"

Gottwald erröthete. „Ich weiß freilich nicht, was Sie unter Tugend verstehen?" sagte er.

„Was ich unter Tugend verstehe?" rief sie. „Nun, die Tugend ist — eben die Tugend! Was soll sie denn anders sein? Alles, was ich gern möchte, soll ich nicht thun. Singe ich lustig durch das Haus, so ist das untugendhaft, und ich soll still sein. Ist mir mehr nach Springen zu Muth, als nach Gehen, so bekomme ich Schelte und soll hübsch ernst und gesetzt sein. Finde ich Leute nett, die nicht zu unserer Gesellschaft gehören, so ist das unrecht, untugendhaft, sogar ein Verbrechen. Ach Gott, den ganzen Tag über, ich mag thun und sagen was ich will, hält mir Mama und Lolo vor, daß ich einen Verstoß über den andern gegen die Tugend begehe. Ja, meine Schwester, die ist immer tugendhaft, und thut und sagt immer, wie es die Mama haben will. Die ist ein Muster, ja sie ist die Tugend in Person. Dahin bringe ich es niemals. Ich wünschte, ich wäre ein Junge, da brauchte ich nicht so viel Tugend und thäte, was ich Lust hätte! Ja, ich beneide Sie ordentlich, daß Sie sich um so dummes Zeug nicht zu kümmern brauchen!"

Gottwald fühlte Ohrensausen bei solchen Reden, die ihn halb belustigten, halb bedenklich machten, zumal bei der Befürchtung, bei diesem Stelldichein ertappt und dafür verantwortlich gemacht zu werden. „Gnädiges Fräulein," begann er, „ist es nur dies, was Sie mir zu sagen hatten?"

„Nein!" rief Lulu. „Gut, daß Sie mich erinnern. Es ist wegen der Mama. Die Mama denkt und spricht nämlich gar nicht gut von Ihnen, ich weiß nicht warum. Auf diese Weise kämen Sie also niemals in unser Haus. Suchen Sie doch in ihre Nähe zu gelangen, noch heute, sie ist im großen Saale, und machen Sie sich recht nett gegen sie. Seien Sie recht aufmerksam, machen Sie ihr ein Bischen die Cour! Hoffentlich können Sie das? Bitte, bitte, thun Sie es! Ich bin aber schon zu lange geblieben. Leben Sie wohl, Onkelchen! Auf Wiedersehen."

Lulu entschlüpfte durch die Thür zur Damengarderobe, Gottwald aber stand noch eine Weile in der grünen Umgebung, verwundert über das sonderbare Erlebniß. Warum dachte und sprach Frau von Saalfeld, eine Dame, die er nur flüchtig gesehen hatte, nicht gut von ihm, so dachte er. Wie kamen die Leute darauf, ihn für Degenhart's Bruder zu halten?

Mit solchen Fragen beschäftigt, verließ er sein Versteck, um in den Hauptsaal zurückzugehen, als ihm aus einem anderen Boskett eine Gestalt in den Weg trat. Es war Lolo, die Tugend in Person! Sie stand aufgerichtet da, sah aber blaß und beängstigt aus. „Bleiben Sie noch einen Augenblick!" rief sie mit unterdrücktem Tone.

„Ich habe die thörichten Reden meiner Schwester mit angehört, von Anfang an. Sie ist ein Kind — über ihre Jahre hinaus. Es ist meine Pflicht, sie zu beaufsichtigen. Schwören Sie mir, mein Herr, daß Sie niemals wieder heimlich mit ihr zusammenkommen wollen!"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, gnädiges Fräulein," entgegnete Gottwald. „Das wird Ihnen als ein Schwur hoffentlich genügen. Was das Stelldichein selbst betrifft —"

„Es bedarf weiter keiner Erklärung!" entgegnete Lolo abschneidend. „Ich habe Ihr Ehrenwort und glaube mich darauf verlassen zu können."

In diesem Augenblick trat Jemand aus dem großen Saal herein, schien einen Platz zum Ausruhen zu wählen, erblickte die beiden jungen Leute, wendete sich rasch ab, blieb aber dennoch plötzlich stehen, da er sie erkannte. Lolo und Gottwald sahen Degenhart lächelnd herankommen und geriethen in nicht geringe Verlegenheit.

Degenhart that ganz unbefangen, obgleich er sich nicht wenig belustigt fühlte, die junge „Oberhofmeisterin" mit seinem Kobold bei einem heimlichen Gespräch zu ertappen. Denn daß etwas nicht Unerhebliches hier verhandelt sein mußte, glaubte er in der augenscheinlichen Bedrängniß der jungen Leute zu erkennen. Doch wollte er nichts beobachtet haben, sprach über die hübsche Einrichtung des Zimmergartens und wies auf eine außergewöhnlich schön gediehene Araukana hin. Lolo und Gottwald waren geneigt, die Pflanze sehr eingehend zu betrachten.

Wo aber drei Personen beisammen stehen, um einem Gegenstand besondere Aufmerksamkeit zu schenken, da pflegt die Neugier bald noch mehrere herbei zu locken. Es mußte etwas da zu sehen geben, und so trat denn alles, was bisher an dem leeren Saal vorübergegangen war, herein, und es wurde gedrängt voll und sehr lebhaft darin. Lolo fühlte sich erlöst, wenngleich sie innerlich unglücklich war bei dem Gedanken, Degenhart etwa in einem getrübten Lichte zu erscheinen. Das Opfer, welches sie dadurch ihrer Schwester bringen mußte, erschien ihr doch zu hart, ja vernichtend. Denn Lolo, die strenge Lolo, war für ihren Oheim Degenhart — ganz in der tiefsten Stille nicht gleichgiltig!

Gottwald aber war in den Saal zurückgegangen, nicht wenig beschäftigt mit seinem kleinen Erlebniß. Er suchte Frau von Saalfeld nicht, gerieth aber bald in ihre Nähe, ohne daß sie ihn bemerkt hatte, da sie im lebhaften Gespräch einer Gruppe stand. Diese Dame mißfiel ihm außerordentlich. Und ihr gegenüber sollte er sich „recht nett" zeigen? Ihr sollte er die Cour machen? Gesetzt, daß er sich darauf verstanden hätte! Er fühlte sich in diesem Kreise immer unbehaglicher, und machte, daß er das Freie erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Dächern von Tunis.

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp. Fortsetzung.

Also geistig selbständig möchte die Mündel dem Vormund gegenüber werden," scherzte Berthold, „unabhängig von seinem Urtheil das ihrige vertheidigen können, nicht zu ihm aufblicken, sondern neben ihm stehen und mit Lust und Freude die eigenen Ansichten geltend machen, ist's nicht so?

„Nicht ganz so, aufblicken zu Dir werde ich immer, möchte es nie verlernen, aber bewußt, nach prüfenden Gedanken mir sagen können, daß ich aus innerster Ueberzeugung, nicht allein aus Liebe und grenzenlosem Vertrauen, Deine Anschauungen auch für mich einnehme, denn," sie lächelte reizend, „wenn Du einmal Deine Hand von mir abzögest, müßte ich für mich selbst des geistigen Halts entbehren, und wenn dieser Fall glücklich ausbleibt, so wäre es für Dich langweilig und uninteressant, in mir nur den ewigen Geist der Bejahung neben Dir zu haben. Dir gleichkommen kann und werde ich ja nie, aber folgen möchte ich Dir können und dahin ging, als wir in der Schweiz den Tasso lasen, bei Eleonorens Worten, mein Sehnen:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen.

Ob ich es so weit bringen kann, Berthold?"

„Natürlich," scherzte er wieder, „Du bist auf directem Wege, eine „kluge Else" zu werden; einstweilen," fügte er ernster hinzu, „lasse Dir an der, für Viele tröstlichen Ansicht Schiller's, daß auch der Eindruck eines Kunstwerkes auf den Menschen für dessen Empfänglichkeit spreche, genügen und halte dies schon für etwas, Du hochfliegendes Kind. — Bist Du immer noch nicht müde?"

„Nein, Berthold, es plaudert sich gar so schön hier, alles stille rings umher und die Sterne funkeln heute ganz besonders. Ich habe die Frau Pastor ja sehr lieb und Du auch, nicht wahr? — aber daß ich Dich heute einmal ganz für mich habe, will ich auch ausnützen; wenn Du hier nicht gerne sitzest, gehen wir ins Haus, ich möchte Dich noch etwas fragen, Berthold."

„So frage nur, heute kommst Du ja gar nicht zu Ende."

„Was verstehst Du unter Himmel?"

„Den Ort, Kind, wo die ewige Liebe wohnt, das blaue Luftreich über uns ist Sinnenwelt und führt uns nicht zu Gott."

„Aber Du glaubst doch an Gott, Berthold?"

„Ich glaube an Gott, Else, und hoffe auch, daß wir Alle einst nicht verloren gehen in dem immer neu schaffenden und vernichtenden All, aber das Reich Gottes ist ein unsichtbares, an keinen Raum gebundenes, der Himmel ist nur da, wo die Liebe wohnt, und der Inbegriff der christlichen Religion, durch den Stifter derselben durch alle Zeiten und Völker geweiht, ist Milde und Duldsamkeit. Weß Glaubens der Mensch sei, Else, wenn er in der göttlichen Wahrheit und Liebe wandelt, so wandelt er in Gott, und wo die Liebe wohnt, da ist der Himmel auf Erden."

„Betest Du auch, Berthold?"

„Gewiß, Kind, aber die Worte sind Nebensache, und wie ich darüber denke, will ich Dir in Folgendem sagen:

Wer fromm da betet, braucht der Worte nicht,
Er betet durch Erfüllung seiner Pflicht;
Er betet, wenn der Freude sanfte Zähren
In mildem Glanz das Auge ihm verklären.
Er betet, wenn er Brüdern helfend naht,
Denn ein Gebet ist jede gute That."

Sie saß neben ihm mit gesenktem Blick und gefalteten Händen. Beide schwiegen lange.

„Jetzt noch ein Wort, Kind, ehe wir hineingehen. In wenig Wochen wird unser bisher so still geführtes Leben ein anderes, bewegteres werden, denn Du wirst in die Welt eintreten und hoffentlich so fröhlich und glücklich wie andere junge Mädchen in ihr sein. Wir können aber vergnügt sein, Else, uns voll Lebensfreudigkeit fühlen, gerne tanzen und singen, lachen und plaudern und doch einen Raum in diesem Herzen frei behalten für uns selbst. Es giebt eine Sehnsucht im Menschenherzen, die nie stirbt, sie äußert sich wohl bei Jedem wieder anders, kann übertäubt werden durch das wogende Außenleben, aber zum Vorschein kommt sie immer wieder, bald mahnend oder klagend, beruhigend oder versengend. Sie ist ein Theil jenes göttlichen Funkens, der in jedem Menschen lebt, sie gehört zu seinem besseren Selbst, denn sie zieht uns in reinere, geistige Regionen — wir kennen ihren Ursprung nicht und sterben einst vor ihrer Lösung. Halte Dir den Raum frei, Else, für die Sehnsucht, die hinaus-, hinaufzieht, denn ausfüllen wird Dich die Welt nie. Hast Du mich verstanden, mein Liebling?"

„Ja, Berthold, ich habe Dich verstanden, denn so, wie Du sagtest, daß es im Herzen ist, so fühle ich auch. Blicke Du nur immer in das meinige, kein Mensch kann das besser thun als Du." —

In dem hübschen kleinen Hause neben dem Werter'schen Garten wohnten noch immer Erich's Eltern. Der Vater war vor einem Jahr als Oberstlieutenant pensionirt worden und führte, so weit es ihm ein gichtkranker Fuß, den er bei einem Manöver davongetragen, gestattete, mit seiner Frau ein äußerst angenehmes Leben. Der Sohn war ihnen so nahe, daß er sie fast jede Woche einmal besuchen konnte, was er häufig auch in Begleitung von Kameraden that, wußte er doch, daß er zu Hause immer willkommen war und bringen durfte, wen er wollte. Heute hatten ihn die Eltern vergebens erwartet, saßen aber darum nicht weniger behaglich und froh gestimmt am Theetisch beisammen.

„Ist denn das nicht der Junge, der die Hausglocke zieht," sprach aufhorchend Frau Ernst, „er hat so seine eigene Art im Läuten."

„Könnte mir nicht denken, warum er jetzt noch kommen sollte," erwiderte der Gatte, — indessen trat der Besprochene, auf den beide Eltern geschaut hatten, schon ein. Herzlich begrüßte er dieselben.

„Ich versah den Dienst eines Kameraden, weil ich aber heute noch mit Euch reden wollte, komme ich so spät und fahre mit nächstem Zuge wieder weg."

„Das ist aber eine rechte Hetzpartie," schalt die Mutter, „dazu die kühle Nacht in den noch ungeheizten Wagen!"

„Mamachen, das schadet doch mir nichts," lachte er, „sieh mich an, ob ich nicht aussehe, als könnte ich mehr als nur eine Nachtfahrt ertragen."

„Versteht sich," fiel der Vater ein, „sag' jetzt nur, warum Du überhaupt noch kommst."

Die Mutter goß Thee ein, schnitt Fleisch auf und strich Butterbrote, der Vater zündete die Cigarre an.

„Ja, warum, vielleicht denkt Ihr's Euch; nun, Mama, in acht Tagen ist ja Ball!"

„Ach was," schalt der Vater ein, „wie unwichtig, bist ja kein Mädchen, wo all' der Tand zugerichtet werden muß; Deinen Kram hat die Mutter rasch beisammen, da braucht's auch noch Besprechung?"

„Nicht wahr, Mama, Du weißt besser, um was es sich handelt."

„Junge sprich, ich konnt' nie ein Räthsel lösen, was soll Deine Mutter wissen?"

„Else kommt auf den Ball, Vater, — ihr erster Ball. — Berthold wird morgen zu Dir kommen, Mama; er führt sie zwar selbst ein, aber da die Frau Pastor nicht wohl genug ist, wäre es ihm lieb, wenn Du mit gingest, Du wirst es doch thun?"

„Von Herzen gerne, wie kannst Du nur zweifeln, erstens habe ich das Kind so gerne, und zweitens thäte ich Berthold Jungthal einen größeren Gefallen als nur diesen."

„Aber jetzt kommt die Hauptsache, — Ihr habt mir Beide gesagt, daß Ihr das „übliche Lieutenants-Kurmachen", wie der

Vater sich ausdrückt, meinerseits Else gegenüber sehr tadeln würdet, da sie von dem Vormund so erzogen, daß ihr das mißfallen würde, aber ich habe sie noch ebenso lieb, wie als kleiner Junge, und möchte, daß sie einst meine Frau wird. Else ist so schön und so liebenswürdig, daß sie, selbst wenn sie kein reiches Mädchen wäre, bald von Anbetern umschwärmt sein wird, und auch von solchen, mit denen ich mich im Rang gar nicht messen kann — nun, das Vorrecht des Jugendfreundes ein Bischen geltend machen, könnt Ihr doch nicht unter das „übliche Lieutenants-Kurmachen" zählen, so mag ich mich nicht zu kurz kommen lassen!"

Der Vater lachte laut.

„Menschlich, echt menschlich gedacht, Junge, hole Dir den Rath bei Deiner Mutter."

„Erich," begann diese ernst, „Niemand würde es uns glauben, daß uns Else, so wie sie ist, als Gattin für unser einziges Kind weit mehr werth ist, als all' ihr Geld, denn mit Freuden zöge ich sie auch als armes Mädchen an mein Herz, weil ich sie aber so hoch stelle und mir an ihr und ihrem Vormund so viel liegt, so soll mein Sohn auch nicht unter der kurmachenden Menge um sie werben. So natürlich, wie Du seither mit Else verkehrtest, so fahre fort, — ist ihre Liebe zu Dir die rechte, so bleibt sie Dir trotz Baronen und Grafen, ist es aber nur die Liebe zum Jugendgespielen, so wird neben dieser einmal eine andere erwachen, und dann mußt Du verzichten. Kommt Herr Jungthal morgen zu mir, so werde ich ihm Deine und unsere Wünsche vertrauen, weil mir dies dem treuen Vormund gegenüber ein inneres Bedürfniß ist. Bist Du mit allem, was ich sagte, einverstanden, Erich, und Du auch, lieber Mann?"

„Ob einverstanden oder nicht, Herr Sohn, die Mutter trifft stets das Rechte, — hab' mich immer gut dabei befunden, nicht wahr, Schatz?"

Aber auch Erich gab der Mutter die Hand, worauf sie bald, alle ernst geworden, von einander schieden.

Berthold kam den andern Tag und ohne sie zu unterbrechen, hörte er Erich's Mutter an.

„Was haben Sie mir zu erwidern, lieber Freund," schloß sie, „so ehrlich wie ich es that, mögen jetzt Sie reden."

„Wenn mein Mündel Ihren Sohn liebt, so gebe ich als ihr Vormund von ganzem Herzen meine Zustimmung, Sie Alle werden Else's großen inneren Werth höher stellen, als viele Andere es thun würden. Aber sie muß Erich lieben, so lieben, wie es ihre Seele bedarf, — nur dann wird sie glücklich werden. Daß sie sehr an ihm hängt, wissen wir ja Alle, ob aber aus der mit ihr herangewachsenen Kinderliebe die bewußte Liebe des Weibes wird, lehrt uns die Zeit."

Zwischen dem Vormund und Frau Oberstlieutenant Ernst betrat Else den Ballsaal. Im weißen Kleide und dem Maiblumenkranz auf dem schönen, schwarzen Haar war sie reizend, und die blauen Augen sprachen lebhaftes Vergnügen aus, denn sie tanzte gerne und freute sich sehr darauf.

„Die erste Tour kann ich Dir nicht geben, Erich," empfing sie den Freund, „denn diese habe ich im Hierherfahren Jemand abgeschmeichelt, ja, lache nur, es ist so. — Anfangs schien Berthold wirklich unerbittlich, und ich mußte das Versprechen geben, dieses einemal für allemal gelten zu lassen, — ich bin nun begierig, wer besser tanzt, Du, Erich, oder Berthold."

„Vergeben Sie ihr, Erich," fiel letzterer lachend ein, „daß sie zweifeln kann, wer siegen wird, nachher soll sie Ihnen Abbitte thun."

Einen Ball nach Einzelheiten und Reihenfolge zu beschreiben, ist wohl für alle Theile langweilig. Die activ Gewesenen schauen zuweilen auf sehr gemischte Empfindungen zurück, die gegenwärtig Tanzenden brauchen erst recht keine Beschreibung und die kleine Zahl derer, die jung war, ohne getanzt zu haben, verzichtet doppelt gerne darauf, denn entweder schloß der Ernst ihrer Jugendzeit das Tanzen aus, oder sie ermangelten des Verständnisses für diesen Genuß, der Allen, wenn sie nur die letztgenannten nicht zum Zusehen nöthigen wollen, recht herzlich zu gönnen ist.

„Berthold, ich bin sehr vergnügt," sagte Else während einer Pause, „denn ich habe lauter gute Tänzer."

„Das freut mich, Kind, denn es ist dies auf dem Ball die Hauptsache, aber komm, dort drüben bei Erich's Tante befindet sich eine fremde Dame, mit welcher ich mich unterhielt und die den Wunsch aussprach, ich möge ihr meine Mündel vorstellen."

„Die schöne Frau dort? Ich bemerkte sie schon länger, wie merkwürdig, die grauen Haare und doch noch jung."

„Ihre Mündel ist ein schönes Mädchen, Herr Jungthal," sagte, wirklich empfunden, die Fremde, welche als Gast von Erich's Onkel, dem Präsidenten des Gerichtshofs, eingeführt und als Madame Daubière vorgestellt worden war.

„Das ist sie," erwiderte Berthold, „mehr aber wollen ihre geistigen und seelischen Vorzüge heißen, welche Tugend und Schönheit überdauern."

„Trotzdem aber darf der Vorzug körperlicher Schönheit nicht unterschätzt werden, denn er ist der giltigste Paß durchs Leben."

„Weil dieser Vorzug häufig in der Regel überschätzt wird, Madame, werden die unvergänglichen Vorzüge unterschätzt, — die Menge läßt sich blenden durch das, was das Auge reizt, nur die Seele erkennt wieder die Seele."

„Aber finden wir nicht sehr oft die Schönheit des Körpers und der Seele vereinigt?"

„Sehr oft? — Nein, nur zuweilen. Schon die Kinder, wenn sie schön sind, werden viel zu frühe aufmerksam auf sich und dadurch natürlich eitel gemacht, und manche Eltern sind sogar so thöricht, den schönen Kindern nicht allein alles an ihnen zu rügende leichter zu übersehen, sondern ihr Trachten gilt auch ganz besonders der Pflege des Körpers und damit erkläre ich mir auch größtentheils, daß die schönen Menschen so selten hochbegabt sind, schlummernd bleibt ja manches im Menschen liegen, was, wenn es zur Zeit geweckt worden wäre, herrliche Früchte hätte tragen können. — Wie viel ihm für die Welt fehlt, läßt man den Häßlichen schon recht frühzeitig erkennen, er findet nichts für sich geebnet, sondern muß sich — mit wenigen Ausnahmen — seinen Weg, besonders wenn er nicht der besitzenden Klasse angehört, mit der Kraft seines Geistes oder seiner Hände bahnen und was den schönen Menschen mühelos zu Theil wird, müssen die von der Natur Vernachlässigten oft durch schwere Opfer der Selbstverläugnung erkämpfen."

„Also sind Sie, da ich kaum glaube, daß sich Theorie und Praxis bei Ihnen widerspricht, gefeit gegen die Sirenenstimme der Schönheit?" fragte Madame Daubière.

„In Ihrem Sinne, Madame, bin ich gefeit, denn die schönsten Augen, wenn ihr Glanz kein reiner, der lieblichste Mund, wenn er nur alltägliches redet, wäre nicht mich zu beglücken und zu befriedigen im Stande, während mir in einer Verbindung fürs Leben Geist und Gemüth Lebensbedürfniß wäre, und da sich die innere Harmonie in der Regel auch im Aeußeren ausdrückt, so wird dasselbe, auch ohne den Regeln der Schönheit zu entsprechen, wenigstens nicht abstoßend erscheinen. Das Schöne aber Madame nur vom Standpunkt des Schönen betrachtet, entzückt mich darum nicht weniger, sondern ich bewundere es eben so enthusiastisch wie Sie und alle empfänglichen Menschen und kann es sogar begreifen, daß die Begeisterung bei Einzelnen zur Schwäche werden kann, deren Nachwirkung sie allerdings oft lange nachdem die erstere verrauscht, noch zu empfinden haben."

„Sie haben sich ein Verdienst um mich erworben, Herr Jungthal," sprach die schöne Frau, „indem Sie mich, die ich in Gesellschaft stets nur nachlässig zu plaudern liebe, zu einer aufmerksamen Zuhörerin bei Ihrer eigenartigen Redeweise gemacht, das ist mir neu an mir selbst, denn ich will Ihnen sagen, unter welche Kategorie von Frauen Sie mich nach Ihren Anschauungen zu zählen haben."

„Ich bin über Ihren Ausspruch, meine „eigenartige Redeweise" überrascht und gespannt, ob ich in der Schätzung Ihres Wesens scharfsichtig war, Madame."

„Ah, da wäre es eigentlich interessanter, Sie beichteten mir zuerst und ich bestätigte oder verneinte, allein ich will Ihnen Ihre Offenheit großmüthig erleichtern, indem ich Ihnen sage, daß ich in Ihren Augen zu den oberflächlichen Frauen gehören werde — nun, stimmt es Ihnen?"

„Umschreiben wir das Wort oberflächlich in leichtlebig, dann kommen wir in der Mitte zusammen und" fügte er lächelnd hinzu, „Licht- und Schattenseite gleicht sich besser aus."

„Eine zweideutige Galanterie, mein Herr," antwortete Madame Daubière, „aber die Wahrheit duldet nur eine ganz zarte Schminke. — Nun ja, ich liebe fröhliches Leben, liebe Glanz und Schimmer, bin weder eine Heldin im Leiden noch im Entsagen und zöge den Tod, so sehr mir vor ihm graut, einer drückenden Fessel vor, — wie die Pflanze Sonnenschein und Regen, so bedarf mancher Mensch der Freiheit, in ihr entwickelt er sich naturgemäß, während völlige Beschränkung denselben stumpf macht oder gar vernichtet, — Sie blicken mich erstaunt an?"

„Ja, und ich habe nur eine Erklärung für das mir Unfaßbare — aus dem Munde einer Frau, — sie muß nie mit voller Seele geliebt, kein Herz ihr eigen genannt haben, — darum soll der Tadel verstummen vor dem Mitleiden. — Verzeihung, Madame, unsere Unterhaltung wurde, für den Ort, an dem wir uns befinden, eine etwas eigenthümliche, die Schuld daran trifft uns beide."

„Berthold," Elses Stimme klang so süß, als sie an Erichs Arm auf ihn zukam, „bist Du vergnügt, mein Liebling?"

„Freilich, sehr, aber Du kümmertest Dich gar nicht mehr um mich."

„Närrchen, Du entbehrtest mich auch nicht."

In demselben Zimmer ihres Vaterhauses, in welchem sie geboren und ihre Kinderträume geträumt, schlief Else heute Nacht mit Beate und träumte vom ersten Ball.

„Es war aber alles verworren, Beate, kein Bild konnte ich festhalten und keines war auch wirklich schön," erzählte sie gerade, als Berthold eintrat.

„Geschwind, adieu mein Kind, ich wollte Dich nicht früher stören, muß mich nun aber sehr beeilen, denn Du weißt, ich habe heute Handwerksleute auf dem Erlenhof, gegen Abend wird die Frau Pastor hier eintreffen."

„Sei nicht böse, Berthold, wenn ich sage, daß ich lieber mit Dir ginge, — ja, ja, ich war gestern sehr vergnügt, aber" —

„Und wirst es in den nächsten Tagen auch sein, Elschen."

„Wirst Du uns denn abholen, Berthold, versprich es mir, damit ich mich darauf freuen kann."

„Nun ja, Du kleiner Quälgeist, ich bin ja auch froh, wenn ich Dich wieder holen kann," — er küßte sie auf die Stirne, „also sei ja recht munter, — adieu Beate."

„So eile doch nicht so arg, Berthold, die Treppe hinunter darf ich Dich doch begleiten, — wie gerne möchte ich mit Dir gehen!" —

Die Veranlassung zu Else's Hierbleiben war eine in acht Tagen stattfindende größere Gesellschaft, welche Präsident Ernst seinem Gast, Md. Daubière, zu Ehren gab, deren verstorbener Gatte ein entfernter Verwandter der Frau Präsidentin war. Der etwa sechsunddreißigjährigen, schönen, lebhaften Frau, welche in Paris ihre glänzende Heimath besaß, wurde es hoch angeschlagen, daß sie bei Gelegenheit einer Reise nach Deutschland die Verwandten ihres Mannes kennen lernen wollte, von welchen denn auch alles aufgeboten wurde, sie längere Zeit fest zu halten. Bei den in Aussicht genommenen lebenden Bildern sollte Else als Dornröschen mitwirken, und so mußte sie der verschiedenen Proben halber hier bleiben.

(Schluß folgt.)

Der Bodensee.

Von Hans Arnold.

Preist ihr der Donau blaue Wellen,
Singt ihr ein Lied vom Vater Rhein,
Vom Saalestrand, dem klaren, hellen,
Lobt ihr den Neckar, lobt den Main,
Mag euch der Nordsee Luft erlaben, —
Von Allen: Elbe, Weichsel, Spree,
Die Perle bleibt das Meer der Schwaben,
Ein Diamant der Bodensee.

Ihn säumen saftig grüne Matten,
Das Rebenlaub, das Tannenreis,
Des Eichenwaldes dunkle Schatten,
Wie Alpenrosen, Edelweiß. —
Wollt ihr den zarten Nixen lauschen,
Die, aufgetaucht aus kühler Fluth,
Von alten Burgen Sagen plauschen,
Wenn Dämm'rung auf dem Spiegel ruht?

Der Föhn, der tausend Blumen wecket,
Der stört den Alten aus dem Traum,
Daß jäh sich Wog' auf Woge recket,
Gekrönt mit weißem Gischt und Schaum.
Der Brandung Donnern, gleich dem Meere,
Wie grollend her an's Ufer dringt,
Daß dich das grause Spiel, das hehre,
Zu ernstem, tiefen Sinnen zwingt.

Fünf Länder bieten ihre Gaben,
Die besten ihrer Weine dar,
Markgräfler, Stein und Wein der Schwaben,
Tyroler, Schweizer, hell und klar,
Schaust du, als alterprobter Zecher,
In ihrer Mädchen Augenpracht
Und schlürfest Wein aus vollem Becher,
Dich schmerzt die Wahl, nimm dich in Acht.

Wenn uns der Alpen Lüfte grüßen,
Gekühlt, erfrischt vom ew'gen Schnee,
Und mit dem Blüthenhauch, dem süßen,
Hinwehen über unsern See,
Dann kling im Lied, was wir empfunden;
Gepriesen seien hoch und her
Die Reize, die wir hier gefunden
An deinen Ufern, Schwabenmeer.

Feuilleton.

Auf den Dächern von Tunis. (Illustr. S. 204.) Ein kühles Lüftchen weht wahrscheinlich vom Salzsee el Bahira herüber, an dem die Hauptstadt des tunesischen Staates, 12 Stunden von der Küste des Mittelmeeres entfernt, liegt. Tunesische Damen halten ihre Siesta da oben und schauen träumerisch über die stattliche Stadt mit ihren Dutzenden von Moscheen, ihrer Citadelle, ihren Forts und Palästen hinweg. Es ist eine interessante, an Handel und Industrie reiche Stadt, die nur nicht so enge Straßen haben dürfte, um schön zu sein, und ihre Bewohner wären nicht nur sehr interessante, sondern sogar auch sehr culturnützliche Menschen, wenn sie nicht in den ehernen Fesseln des seit fast einem Jahrtausend geistig todten Muhamedanismus schmachteten und deswegen zu einem menschenunwürdigen Pflanzendasein verurtheilt wären! xz.

Modernes Schwindler- und Fälscherthum. Von Zeit zu Zeit erläßt das Berliner Polizeipräsidium officielle Warnungen für das Publikum, in denen sie auf die Werthlosigkeit oder den scandalös hohen Preis eines Heilmittels oder dergl. hinweist, dessen Bestandtheile sie von amtlicher Seite hat analytisch feststellen lassen. Es ist dies nicht hoch genug von der ganzen Nation anzuerkennen, denn wer gebe nicht gerne das Letzte hin, um seine Gesundheit wieder zu erlangen oder sich von einer, wenn auch eingebildeten, Krankheit zu befreien. Wir weisen auf die vielfachen, in allen Zeitungen annoncirten „Brandt's Schweizerpillen" hin, die in einer Weise angepriesen werden, daß dem Leichtgläubigen aus der Ankündigung erst klar werden soll, daß auch er ein Leiden habe und sich daher schleunigst diese verhältnißmäßig theueren Schweizerpillen anschaffen müsse. Es ist Einem danach ordentlich unbegreiflich, wie die Menschheit vorher ohne diese Pillen hat existiren können, und man darf sich — wenn man leichtgläubig genug ist — der Hoffnung hingeben, daß man jetzt mindestens 100 Jahre alt wird, wenn man nur alle Monate so und so viele „Schweizerpillen" verbraucht! Dem ist freilich nicht so; aber — „die Dummen werden nicht alle", d. h. die Zahl der ehrlichen Leute, die sich gar nicht denken können, daß Andere nicht auch ehrlich sein und daß die Blätter, die doch Belehrer und Bilder des Volkes sein zu wollen vorgeben, offenbare Unwahrheiten verbreiten sollten — also die Zahl dieser ehrlichen und Ehrlichkeit voraussetzenden Leute, also der moralische Kern des Volkes, wird nicht alle, wächst immer nach. Wer aber auf die Dummheit der Menschen speculirt, macht immer noch ein gutes Geschäft. Das ist eine alte aber traurige Erfahrung und es wäre zu wünschen, daß von Amtswegen jede als Schwindel erkannte Annonce auch amtlich in allen Blättern gestempelt würde.

So erläßt das Berliner Polizeipräsidium jetzt wieder folgende Warnung:

„Ein Droguist Kelm in Berlin, Vandelstraße 32 wohnhaft, preist namentlich in Provinzialblättern ein „Mittel gegen die Trunksucht" an. Die von demselben verabfolgten Pillen bestehen nach amtlicher sachverständiger Untersuchung lediglich aus Encianpulver und Extract der Encianwurzel mit einer Spur von Eisenoxyd und haben keinerlei Heilwirkung gegen Trunksucht. 30 dieser Pillen in einer Schachtel werden nach der Arzneitaxe für 1 Mk. 50 Pf. hergestellt, während Kelm sich dafür 8 Mark zahlen läßt. Das Publikum wird daher vor dem Ankauf dieses wirkungslosen Mittels ernstlich gewarnt."

Sind die Mittel wirkungslos, so ist der Schaden immerhin noch gering zu nennen, gegen die Mittel, die man — freilich in Folge dieser behördlichen Aufmerksamkeit jetzt weniger wie früher — in der Gesundheit schädlichen Form bekommt, und dahin gehören viele der hier und da gepriesenen Schönheits-, Haarfärbe- und Hautverbesserungsmittel.

Aber auch das kann uns noch nicht zum Bedauern zwingen, wenn z. B. ein alter Gert, statt seine grauen Haare schwarz erscheinen zu sehen, hinterher mit rothem, blauem oder violettem Bart- und Kopfhaar herumläuft, dessen Wurzeln immer wieder grau zum Vorschein kommen, oder wenn eine sommersprossige oder leberfleckige Dame statt der erhofften Lilienweiße ihrer Haut einen Ausschlag derselben und an Stelle der weggebeizten Warzen schlimme Geschwüre bekommt. Das ist ja nur auswendig, und die Eitelkeit gehört nicht zur Ehrlichkeit, sondern zur Narrheit! Viel schlimmer sind diejenigen Curpfuscher, die sich, ohne Arzt zu sein, als solchen annonciren und sich zu „Rath und Hülfe in Frauenkrankheiten" — sagen wir lieber „zur Vernichtung entstehenden Lebens" anbieten, denn diese begehen ein Doppelverbrechen: sie tödten das entstehende und corrumpiren das mütterliche Leben; denn schon jeder unfreiwillig herbeigeführte Abortus schadet der Gesundheit der Mutter ungleich mehr als eine natürliche Geburt.

Mit Genugthuung erfüllt es daher den Menschenfreund, wenn er in Berliner Blättern folgendes liest:

„Verhafteter Curpfuscher. Der Wundarzt, frühere Barbier Heinr. Ferd. Helmsen, welcher bereits wiederholt wegen Betrugs, Theilnahme an einem Verbrechen wider das keimende Leben und unbefugter Führung des Doctortitels bestraft ist, betreibt ein höchst lucratives Geschäft, indem er durch Zeitungs-Annoncen, in denen er sich als Dr. m., Kgl. Arzt der Hospitäler und der Armee, R. hoh. Orden bezeichnet, Rath und Hilfe in Frauenkrankheiten anbietet und denjenigen Personen, welche in dem Glauben, mit einem approbirten Arzt zu thun zu haben, an ihn sich wenden, unter Postnachnahme von 20 Mark eine Brochüre und Recepte übersendet. Ausweislich des beschlagnahmten Posteinlieferungsbuches hat Helmsen in drei Tagen, vom 9.—12. September, nicht weniger als 360 Mark — also 120 Mark täglich — für versandte Brochüren vereinnahmt. In diesem Treiben sind seitens der Criminalbehörde die Kriterien des Betruges gefunden worden und es ist deshalb die Verhaftung des Helmsen erfolgt."

Nun ist es freilich leicht, wird der geehrte Leser sagen, hinterher auf solche Schwindler aufmerksam zu machen. „Wer lehrt uns aber" — höre ich ausrufen — „woran man solche Schwindler vornherein erkennen kann?!" Auch dafür, geehrter Leser, giebt es ein ziemlich untrügliches Zeichen. Sobald Du siehst, daß ein Berliner Inserent bei seinen Annoncen nicht auch seine Wohnung angiebt, sondern nur die Himmelsrichtung und die Nummer seines Postamtes angiebt — also z. B.: Berlin C. 22 — N. 28 — W. 35 oder dergl. — so schöpfe Verdacht, denn es sind dies meist obscure Firmen, die nur in Provinzialblättern annonciren und sich durch Weglassung jeder Wohnungsangabe in Berlin vor zudringlichen Besuchern schützen, nach auswärts aber den Schein einer so weitbekannten Firma geben wollen, daß ihre nähere Wohnungsangabe selbst für eine Stadt wie Berlin, nicht nöthig sei! — In gar vielen Provinzialblättern sehe ich Berliner Speculanten, die sich in Berlin nie vernehmen lassen, die wunderlichsten Dinge annonciren. Warum annonciren sie nicht auch in Berlin, und warum geben sie in den auswärtigen Blättern nicht Straße und Hausnummer an? Weil sie vermeiden müssen, daß ihnen Jemand „auf die Bude rückt" und sich das „Central-Depot" oder als was sie sich sonst oft noch nebenbei aufspielen, einmal besieht.

Vor einigen Jahren hatte ich eine „Allgemeine Verlagsanstalt für gewerbliche Adreßbücher" in Berlin N. 28 aufzusuchen, denn der Inhaber derselben hatte von einer Mannheimer Firma für ein „neuestes Berliner kaufm. Adreßbuch" 12 Mark Nachnahme erhoben und dafür ein Fragment eines ganz alten zerlumpten gewerblichen Adreßbuches aus einer ganz fernen Stadt gesandt. Der Mann hieß Krause. Erst durch Auflauerung des betr. Briefträgers konnte ich seine Wohnung erfahren. Er selbst war nie zu Hause, aber er wohnte in einer fast unmöblirten Kammer bei seiner ganz armen Mutter in Schlafstelle und holte sich seine Sachen gewöhnlich selbst von der Post.

Vorher wohnten Beide in der Nähe in einem elenden Keller, waren dort aber nach Aussage der Hausbewohner „ohne Zahlung der Miethe ausgerückt". Es war überhaupt eine Gegend Berlins, wo damals noch das Wort „Miethe" mit einem y geschrieben wurde. Ich zeigte den Mann der Staatsanwaltschaft an und er bekam $2^1/_2$ Jahr — ich weiß nicht mehr ob nur Gefängniß oder Zuchthaus —, denn er hatte schon wiederholt solche Schwindeleien verübt. Auch als er herauskam, erfand er schnell wieder ein fabelhaftes Mittel für oder gegen Etwas, und jetzt hat er im Gefängniß wieder Zeit, sich auf einen neuen Schwindel nach seiner Freilassung zu besinnen.

Wenn nun auch nicht jeder Schwindel aus Berlin gleich so grob ist wie der angeführte, so sollte man doch festhalten, daß Jeder, der reelle Waare und gerechte Sache hat, auch offen seinen Namen und seine Wohnung angeben kann. Wer das aber nicht thut, den nehme man dreist in Verdacht.

Lionardo da Vinci über die Kleidermode und ihre Verwendung in der Malerei. In dem in den „Quellenschriften für Kunstgeschichte" enthaltenen Buche des berühmten Malers Lionardo da Vinci „Von der Malerei" befindet sich I. Band S. 531 folgende auch für unsre Zeit beherzigenswerthe und interessante Stelle:

„Man vermeide soviel als möglich die Moden und Kleidertrachten seiner Zeit — — sie sollen nicht im Gebrauch sein, außer bei Figuren, ähnlich wie die Grabsteinfiguren in den Kirchen, durch die dann unsern Nachkommen der Menschen närrische Einfälle zum Gelächter aufbewahrt werden mögen, oder ihre Würdigkeit und Schönheit zur Bewunderung.

Ich erinnere mich auf meine alten Tage, zu meiner Knabenzeit gesehen zu haben, wie alle Leute, groß und kleine, Kleider trugen, die an sämmtlichen Rändern ausgezackt waren, allerwärts, ebensowohl zu Häupten als zu Füßen und neben zur Seite. Und es schien das jener Zeit eine so schöne Erfindung zu sein, daß sie die Zacken nochmals auszackten. So trugen sie die Kaputzen und ebensolche Schuhe und ausgezackte Hahnenkämme, die in verschiedenen Farben aus allen Hauptnäthen der Kleider hervorkamen. Ja, ich sah die Schuhe und Mützen, die Geldtaschen, die Trutzwaffen, die man zum dreinschlagen trägt, die Halskrägen an den Kleidern und die unteren Ränder der Panzerhemden, die Kleiderschleppen, wirklich, bis in das Maul hinein sah ich Jeden, der nur schön aussehen wollte, mit langen und spitzigen Zacken ausgezackt.

Dann kam wieder eine andere Zeit, da fingen die Aermel an lang zu werden, sie wurden so groß, daß jeder allem größer als der ganze Rock war. Nachher fingen sie an, die Röcke um den Hals her so hoch zu machen, daß sie zuletzt den ganzen Schädel damit zudeckten, und gleich darnach machten sie den Hals wieder so nackt, daß sich die Kleider nicht auf den Schultern halten konnten, denn sie reichten nicht bis da hinauf. Dann aber wurden die Röcke so lang, daß die Leute immer beide Arme voll Tuch herumtrugen, um nicht mit den Füßen darauf zu treten; und darnach kamen sie so zum Aeußersten, daß sie Kleider anzogen, die ihnen nur bis an Hüfte und Ellenbogen gingen und so eng waren, daß sie die größte Pein davon litten, und Viele darin platzten. Die Füße aber schnürten sie derart schmal, daß sich die Zehen übereinanderlegten und sich über und über mit Hühneraugen bedeckten."

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 27. Unterhaltungs-Beilage. April.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Gottwald sollte heut mit Degenhart zu einer späteren Stunde bei Frau von Tenneberg zu Tische sein. Es war noch geraume Zeit bis dahin, doch beschloß er, schon jetzt seinen Weg nach ihrer Wohnung zu nehmen. Hildegard werde er gewiß zu Hause treffen. Unterwegs ging ihm fortwährend die wunderliche Annahme durch den Kopf, daß er Lothar's Bruder sein sollte. Als er aber das Haus seiner Gönnerin betrat und, in den Vorsaal tretend, Hildegard's Gesang vernahm, war Alles vergessen und sein Gemüth in der reinsten Stimmung. Doch blieb er im Vorzimmer, um den Schluß des Gesanges abzuwarten. Hildegard aber schien mit dem Musikstück ihre Noth zu haben, und brach es ab. „Ist da Jemand?" fragte sie, sich etwas herum wendend.

„Darf ich helfen?" fragte Gottwald, sich verneigend.

„Sehr willkommen!" rief sie. „Und diesmal in der That als Helfer in der Noth. Da ist etwas Neues — aber sehen Sie nur diese Begleitung."

„Die ist aber wirklich halsbrecherisch! sagte Gottwald, in die Noten blickend. „Für ein ganzes Orchester gedacht. Was bleibt denn da noch für die Singstimme? Ei was, klein kriegen wollen wir es dennoch — wenn es sich der Mühe lohnt. Darf ich versuchen? Sie nickte, und er saß bereits vor den Tasten. Sie hatten beide keine leichte Aufgabe, doch brachten sie dieselbe wenigstens zu Ende. „Nein," rief Hildegard, „das üben wir nicht weiter! Erzählen Sie mir lieber, wie Sie sich die Zeit in der Stadt vertrieben?"

Er berichtete von seiner Morgenstunde in der Reitbahn und seinem Besuch im Bazar, welcher ihm sehr mißfallen habe. Sie lachte.

„Wer wird denn auch solchen Trödelmarkt schön finden? Ist er doch nur dazu da, um den Leuten ein wenig Geld zu entlocken, welches sie sonst für die Noth nicht hergeben würden. Lassen Sie uns lieber in unser Museum gehen! Kommen Sie morgen?"

Er bejahte es fröhlich.

„Sie werden mich da manchmal recht ketzerisch finden. Denn ich stehe nicht immer vor den sogenannten Größen mit unbedingter Hochachtung und habe dafür zuweilen Lieblinge unter solchen Bildern, an denen Kenner nichts bewundern. Es geht mir darin wie mit jeder anderen Kunst. Ich will nicht blos bewundern, sondern gemächlich angesprochen werden. Von landläufigen Urtheilen suche ich mich frei zu halten, oder vielmehr — ich suche nicht, sie gehen mich überhaupt nichts an."

„Aber Sie lieben doch gewiß Mozart's „Don Juan"? „Im Theater habe ich mich gestern vergeblich nach Ihnen umgesehen," sagte Gottwald etwas abspringend. „Es war wundervoll!"

Hildegard lächelte.

„So? War es —? Nun, die Musik gewiß! Allein, wenn dieser nichtsnutzige Herr Don Juan nicht eine einigermaßen vornehme Erscheinung ist, sondern die eines groben und plumpen Gesellen, so mag seine Stimme noch so gut klingen, ich kann sie nicht zum zweiten Mal anhören. Vornehmheit ist das Einzige, was diese Theaterfigur erträglich macht."

Gottwald stutzte. Der Don Juan, welchen er gestern gesehen hatte, war ihm eigentlich auch wie ein Musterreiter von der schlimmsten Sorte vorgekommen, allein über den Eindruck, den das erste Anhören dieses Musikwerkes auf ihn ausgeübt, hatte er die Gestalt nicht so streng beurtheilen können, zumal der Liebling des Publikums lebhaften Beifall geerntet.

„Ich gehe sehr gern in das Theater," fuhr Hildegard fort, „aber, obgleich ich selbst musikalisch bin, liebe ich die Oper nicht, und bin selbst den bedeutendsten Musikwerken dieser Art gegenüber sehr wählerisch. Das Schauspiel ist mir lieber. Es giebt den Gedanken Beschäftigung, regt Geist und Gemüth mehr an."

Gottwald, der überhaupt erst ein paar Theatervorstellungen beigewohnt hatte, war noch zu sehr Neuling, um sich schon für das Eine oder das Andere zu entscheiden, doch glaubte er wohl Hildegard's Ansicht werden zu können. Im weiteren Gespräche fragte er, ob sie einen Roman schon gelesen habe (ihm selbst

war er noch nicht zu Händen gekommen), der damals das Tagesgespräch bildete.

„Nein!" entgegnete Hildegard lachend. „Obgleich das Buch jetzt Mode und jeder vom Andern verlangt, daß er es gelesen habe. Zwar ist das Lesen selbst in unserem Kreise nicht sehr Sitte, aber man wird doch oft genug gefragt und um ein Urtheil angesprochen. Habe ich es nicht gelesen, so brauche ich kein Urtheil abzugeben, verstoße damit also nicht. Ich werde es mit Ruhe lesen, wenn es nicht mehr Mode ist, dann fragt mich kein Mensch mehr, wie ich darüber denke. Etwas gutes wird es ja nicht sein, wie hätte es sonst Mode machen können?"

Sie kehrten doch zur Musik zurück, wobei sie von Lothar noch angetroffen wurden.

„Sie bereiten Ihrem Freunde schöne Genüsse in der Stadt!" rief ihm Hildegard entgegen. „Führen ihn in den Frauenbazar als zu dem Sehenswürdigsten!"

„Ich wäre darauf vielleicht nicht verfallen!" entgegnete Lothar. „Er war ja durch Fräulein Lulu von Saalfeld dringend dazu eingeladen!"

Gottwald fühlte, daß er roth wurde. Begütigend aber fuhr Degenhart fort:

„Meine junge Nichte würde es mir nie verziehen haben, wenn ich ihn davon zurückgehalten hätte. Nun aber gewähren Sie mir die Gunst noch etwas zu singen! Mein Freund soll Ihren Gesang so gut begleiten. Ich habe es noch niemals angehört!"

„Was sollen wir Ihnen vortragen?" fragte Hildegard. „Ihr Geschmack ist als eigen bekannt!"

„So? Ist er das? Sie belehren mich über mich selbst! Aber Sie sind sehr gütig, bei der Wahl meine Geschmacksrichtung zu berücksichtigen. Nun bin ich wirklich neugierig!"

Das Suchen unter den Noten dauerte jetzt um so länger. Auch Lothar fing an zu blättern, und sie führten am Flügel eine Art von Unterhaltung in Interjectionen und Hinsummen von musikalischen Bruchstücken.

Plötzlich sagte Gottwald: „Es ist doch merkwürdig, die meisten Lieder sind Liebeserklärungen!"

Lothar warf ihm einen scharfen Seitenblick zu, vor welchem der Jüngere erschrak. Er hatte keine Anspielung machen wollen, es war ihm eine unbefangene Bemerkung über die Lippen geschlüpft, die dann freilich etwas Ansprechendes für ihn hatte. Dennoch entstand ein Schweigen, während dessen Hildegard ein verschlossenes Schränkchen öffnete und ein kleines gebundenes Buch herausnahm.

„Hierin steht eine ganze Reihe meiner Lieblingslieder!" sagte sie, indem sie es aufgeschlagen auf das Notenpult stellte.

„Ein Commersbuch!" rief Gottwald fröhlich.

Lothar erkannte das alte Studentenliederbuch. Er selbst hatte es einst seinem verstorbenen Freunde Carl, dem späteren Verlobten Hildegard's geschenkt, und die Widmung von seiner Hand mußte noch auf dem ersten Blatte eingeschrieben stehen.

„Nehmen Sie Platz, Herr Capellmeister!" so wendete sie sich an Gottwald. „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus —".

Es dauerte nicht lange, so fing der Capellmeister an, die zweite Stimme zu singen, und als beide die zweite Strophe begonnen, fiel auch Degenhart in den Gesang ein, als verstände es sich von selbst.

Hildegard zog einen Sessel herbei und setzte sich nieder. Degenhart holte sich einen Stuhl und nahm auf der anderen Seite Platz. Sie begannen ein zweites Lied, jetzt gleich alle drei zusammen; sie sangen ernstere und muntere Lieder, mit einer Hingebung, als gälte es der freudigen Ausführung einer großen Aufgabe. Als die frühe Dämmerung sie überraschte, zündeten sie Lichter an und sangen weiter und geriethen in die fröhlichste Stimmung.

So wurden sie von der Hausfrau angetroffen.

„Das nenn' ich einen Gegensatz!" rief diese auf der Schwelle. „Ich komme aus dem Damenbazar und finde meine häuslichen Gäste bei einem musikalischen Studentengelage! Ihr Armen müßt aber trockenen Mundes singen, ich habe Euch hungern und dursten lassen! Nun aber bitte ich zu Tische!"

Ein so heiteres Mittagsmahl hatte man in dieser Gemeinsamkeit noch nicht eingenommen. Die Stimmung der drei Jüngeren theilte sich auch der Hausfrau mit. Sie wußte einiges Belustigende aus dem Bazar zu erzählen, und es knüpfte sich daran ein Gespräch über gesellschaftliche und öffentliche Dinge, bei welchem Gottwald nur zuzuhören und zuweilen zu lachen hatte, während die Uebrigen in ihrer Schätzung der Verhältnisse einig waren. Lothar aber ging weiter in seiner Beurtheilung und steigerte sich zu einem Eifer, ja zu einer komischen Erbitterung, daß Hildegard, welche ihm mit Verwunderung zuhörte, endlich in das laute Lachen der Uebrigen einstimmte.

„Lothar, mein Lieber!" rief die Hausfrau, „ich muß Dich denn doch warnen! Du führst, wie ich höre, auch bei anderen Leuten sehr böse Reden, man hat sich schon bei mir beklagt über die Urtheile, die Du über unser glänzendes Kleinleben fällst! Das ist denn doch gefährlich für Einen, der zu Ostern versetzt werden soll!"

„Versetzt?" rief Degenhart belustigt. „Du meinst auf die Ministerbank?"

„Nun ja, in die Regierungs-Prima, als Primus omnium!"

„Ach, theure Tante, ich wünschte: ich bliebe sitzen!" entgegnete Lothar lachend, und gern bereit, die ihm lästige Angelegenheit hier in scherzendem Familienton zu behandeln. „Ich weiß, es ist ein ganz ungewöhnlicher Wunsch, sitzen zu bleiben, und doch liegt mir schon nichts dringender am Herzen, als diese Erfüllung! Und läßt man mich nicht freiwillig sitzen — weiß Gott! ich glaube, ich mache in der Eile noch einen dummen Streich, um dessentwillen man mich aus der Schule jagen muß! Ganz ehrlich gesagt, ich habe den äußersten Widerwillen und darum auch kein Vertrauen zu dieser Ministerschaft in Duodezform, die doch umständlicher und verzwickter ist, als eine in großem Styl sein könnte. Denken Sie sich, was mich für alte Gelüste überkommen! Die erste Stelle an unserer Stadtbibliothek ist unbesetzt. Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach derselben. Wenn ich sie haben wollte, ich zweifle nicht, daß der Fürst sie mir geben würde, aber ich darf sie leider nicht haben wollen!"

„Warum nicht?" fragte Hildegard, welche ihm aufmerksam zugehört hatte.

„Weil der Fürst nicht von dem Gedanken loskommt, mich noch als Minister zu sehen! Und zwar trotz Allem, was gegen mich in Bewegung gesetzt wird. Meine Hoffnung gründet sich jetzt auf meine Feinde, die mich vielleicht noch davon retten, ein schlechter Minister zu werden. Und da es mich angenehm unterhält, sie durch böse Reden zu ärgern, so gelingt es mir am Ende noch, der Versetzung zu entgehen."

Hildegard war heute in der Stimmung, ihm wirklich zu glauben, da er ihr in seinem ganzen Wesen den Eindruck der Aufrichtigkeit machte. Was an Scherzen dabei mit unterlief, wollte sie auch nicht ernsthaft nehmen. Man kam bald wieder in heitere Gespräche, und endlich sagte die Hausfrau:

„Nun aber noch etwas für die Familie Wichtiges! Ich habe auch einen gewagten Anschlag vor. Der Freiherr, mein Schwiegervater, hat eine Einladung zu Tische bei mir angenommen. Ich lade Bruno und Pauline dazu ein, er soll seinen Enkeln bei mir begegnen. Hat er sich mit Lothar und mir ausgesöhnt, warum sollte er nicht auch das letzte Vorurtheil überwinden? Ein bischen bange ist mir freilich dabei, ihn so zu überrumpeln —."

„Ich glaube nicht, daß dabei etwas zu befürchten ist", meinte Gottwald.

„Nun, dann um so besser! Gesegnete Mahlzeit!"

Hildegard ermahnte Gottwald, die Theaterzeit nicht zu versäumen, und so brach er auf, um noch einmal bei dem Freiherrn anzufragen, ob er seines Vorlesers für den Abend begehre. Degenhart begleitete ihn ein Stück Weges.

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander hin, da sie Beide etwas auf dem Herzen hatten, was durch die heitere Geselligkeit zwar zurückgedrängt worden war, jetzt aber, da sie

sich zu Zweien befanden, wieder in den Vordergrund trat. Fragen mochte Lothar seinen jungen Freund nicht so geradezu, was er mit der „Oberhofmeisterin" vorgehabt, und wenn er auch nicht etwas Unrechtes vermuthete — wofür ihm schon Lolo's Character zu bürgen schien — er hätte doch gern gewußt, warum die beiden jungen Leute sich durch ihn wie ertappt fühlten.

Gottwald aber, in wachsender Verlegenheit, hörte auch aus dem Schweigen des Freundes diese Frage immer dringender heraus, und endlich konnte er nicht mehr zurückhalten, er fühlte, daß er ihm ein aufrichtiges Bekenntniß thun müsse. Sein Wort hatte er gegeben, mit Lulu kein neues Stelldichein zu haben, im übrigen glaubte er frei zu sein. Und so begann er plötzlich: „Ich habe heute etwas recht Sonderbares erfahren. Ist es wahr, daß man mich in der Stadt für Ihren Bruder hält? Fräulein von Saalfeld sagte es mir."

Lothar fühlte sich wesentlich erleichtert, ja sogar belustigt. „Also das war's, was Ihnen die junge Dame erzählte, als ich dazu kam?"

„Nein, die Jüngere that es, und wünschte, daß von meiner Seite etwas geschähe, um eine günstigere Meinung bei ihrer Mama zu erringen. Sie soll übel von mir denken, ich weiß nicht warum?" Mehr wollte er, um Lulu zu schonen, doch nicht verrathen. „Und nachdem sie mich verlassen hatte," fuhr er fort, „kam das ältere Fräulein und machte mir deutlich, daß es nicht schicklich sei, mit einer jungen Dame so im Versteck zu reden. Ich versprach ihr, daß es nicht wieder geschehen sollte. Kaum hatte ich es gesagt, so waren Sie auf dem Posten und ich mit der älteren abgefaßt, die mich gar nichts anging — übrigens die Jüngere auch nicht!"

Jetzt fing Lothar an zu lachen und nahm den Arm seines jungen Freundes, um ihn, mit herzlicher Freude über diese Ehrlichkeit, an sich zu drücken. Er erzählte ihm die ganze Entstehung des Gerüchtes, ja, es däuchte ihm der geeignete Augenblick, auf den Ring mit dem Tenneberg'schen Familienwappen, der in seinem Besitz war, zu kommen. „Sogar den alten Freiherrn hat es eine Weile befremdet," fuhr Lothar fort, „und wir haben die Frage viel besprochen, es ist aber nicht möglich, durch ihn eine wirkliche Verwandtschaft zwischen uns herzustellen."

„Und doch muß an dem Ringe etwas Geheimnißvolles haften," rief Gottwald plötzlich. Und er erzählte ihm von der älteren Frau, die ihn zuerst im Wirthshaus des benachbarten Fleckens darum angesprochen, und zum zweiten Mal in der Stadt ihn auszufragen versucht hatte.

„Wunderlich," sagte Degenhart. „Wären wir mit der Geschichte immer noch nicht zu Ende? Und wie ist es denn," fuhr er in prüfendem Tone fort, „legen Sie einigen Werth auf das scheinbare Geheimniß?"

„Nicht den geringsten!" rief Gottwald. „Und den Ring überlasse ich Ihnen, wenn Sie ihn mögen."

„Aber würden Sie gern mein Brüderchen sein?"

„O, Sie wissen wohl —!"

„Ja, ich weiß! Und darum duzen wir uns von heut an, mein Kobold. Wir wollen Brüder sein!"

Dreizehntes Capitel.

Wer den Kreis betrachtete, welcher einige Tage darauf um den Mittagstisch der Frau von Tenneberg versammelt war, mußte glauben, eine durchaus glückliche Familie zu sehen, welche keine Trübung ihres inneren Behagens empfand. Die Unterhaltung war heiter, doch durch die Gegenwart des alten Herrn in einigen Schranken gehalten; dieser selbst, nicht eben wortreich, blickte zufrieden, aber zuweilen wie verwundert um sich her, als könne er an die Wirklichkeit seiner Lage und Umgebung noch nicht glauben.

Als ihm bei seinem Eintritt Frau von Tenneberg, nicht ohne Befangenheit, ihren Sohn Bruno und dessen Frau Pauline entgegen geführt, hatte er nur einen Augenblick gestutzt, im nächsten aber die Begegnung selbstverständlich, ja sogar erwünscht gefunden. Erkannte er doch, daß man es ihm überall leicht machen wollte, ihm guten Willen entgegenbrachte und innerlich froh war, daß Vergangenes vergangen sein sollte. Wohlthätig berührte ihn der feine Takt und das ruhige sichere Walten seiner Schwiegertochter, im Gegensatz zu dem geräuschvollen Wesen, dem zudringlichen Ansichreißen seiner Nichte Toska. Frau von Tenneberg ließ ihn schweigen, wenn er nicht reden mochte, redete selbst nicht viel, wenn er nicht unterhalten sein wollte, ließ es aber unvermerkt nicht an Sorge fehlen, ihm die Stunden angenehm und behaglich zu machen. Er war das Haupt der Familie, Alles bezog sich auf ihn, und doch schien keine Absicht darin zu liegen, es verstand sich Alles von selbst.

So saß er beim Kaffee zwischen der Hausfrau und Pauline und bewegte zustimmend den Kopf, als diese ihm von ihren Kindern, seiner kleinen Urenkeltochter und deren Brüderchen, erzählte. Er nickte lebhafter, als Pauline auf das Ereigniß im Sommer kam, da Gottwald Rode das Kind aus dem reißenden Bache gerettet hatte. Als Bruno hinzutrat, richtete er an ihn eine landwirthschaftliche Frage und war ganz Ohr bei dem, was auch dieser erzählte.

Da hörte man, wie in einem anderen Zimmer ein Paar Accorde, wie Lockrufe, über die Tasten des Claviers flogen.

„Das ist die Hand unseres Kobolds!" sagte Lothar. „Es zuckt ihm in den Fingern, wenn er ein Clavier geöffnet findet!"

„Des Kobolds —?" fragte der Freiherr.

„So nennen wir unseren — Ihren jungen Rode!" entgegnete Degenhart. „Doch ist er kein Kobold von der schlimmen Art!"

„Ich glaube es auch nicht — nein!" sagte der Alte. „Aber will man mir nicht auch etwas Musik zu hören geben?"

Bruno eilte mit dem Begehren seines Großvaters in Hildegard's Musiksaal. Sie war bereit, aber es fragte sich, was man dem alten Herrn bieten sollte? Weder Gottwald's noch Bruno's Vorschläge gefielen ihr.

„Unsere Lieder sind alle viel zu ernst," sagte sie. „Dergleichen darf man so alten Leuten nicht bieten. Und gar Liebeserklärungen in Liedern, die unser Cantor so auffallend findet, passen hier gar nicht. Ich will etwas aus einer Oper singen, die er von Alters her kennt, eine krause Arie von Rossini. Dann aber singen wir gemeinsam Volks- und Studentenlieder. Bringe nur Pauline auch her."

So begann sie ihre Arie aus dem „Barbier von Sevilla", während welcher der Freiherr achtungsvoll den Kopf bewegte. Die Jüngeren hatten sich entfernt, er saß allein mit seiner Schwiegertochter. Als aber plötzlich der Chorgesang begann, sah er Frau von Tenneberg überrascht an. Bald erhob er sich und schritt in das Musikzimmer, wo er sich still niedersetzte, schweigend und lauschend. Und er empfand im tiefsten Innern, welches Glück eine Familie sei, welche Freuden ihr harmloses Beisammensein gewähre und was er sich selbst für Entbehrungen auferlegt habe! Hier kam ihm Alles wie von innerem Sonnenschein erhellt vor, draußen in seinem alten Landhause war nichts als Nebel und Einsamkeit. Zwar ein Sonnenstrahl war in der letzten Zeit auch in seine düstere Einsamkeit gedrungen, aber das konnte ja so nicht dauern. Sein hülfreicher Kobold durfte nicht zurückgehalten werden, und wenn er ihn verlassen — ein Ersatz war nothwendig! Und war der Ersatz nicht schon da? Lächelte er ihm nicht schon von allen Seiten entgegen? Er erhob sich langsam und schritt aus dem Musiksaal und durch die Reihe der Zimmer.

Man wurde aufmerksam und wollte ihm nachgehen. Aber Gottwald rief:

„Lassen Sie ihn! Er ist in der allerbesten Stimmung und macht seinen Dauerlauf durch die Stube, wie immer in dieser Stunde! Und daß er es bei Ihnen thut, ist ein Beweis, wie sehr er sich hier schon zu Hause fühlt. Singen wir getrost weiter! Es gefällt ihm, ich kenne ja seine Mienen! Er kommt schon wieder!"

Man ließ es gelten, da Gottwald den Freiherrn besser kennen mußte, als die Uebrigen, und so sang man weiter, und hörte auf um zu plaudern, während der Alte seinen Spaziergang machte und mit Genugthuung das Gebiet von vier bis fünf

Zimmern für zweckmäßiger erkannte, als sein gewohntes zu Schloß Tenneberg.

Er blieb viel länger, als er es bei seinen städtischen Mittagsgesellschaften zu thun pflegte, man hatte den Wagen schon vor einer Stunde weggeschickt. Endlich trat der Alte wieder auf die Schwelle und überblickte den munteren Kreis.

„Wir sprachen von Weihnachten!" sagte die Hausfrau. „Es ist zwar noch vierzehn Tage hin, aber man muß doch seine Vorbereitungen machen!"

Weihnachten! Das war auch so ein Wort, dessen Bedeutung für den Alten längst verschollen gewesen. Wie hätte er sich in seiner Einsamkeit darum kümmern sollen?

„Wie wär' es," fuhr die Hausfrau schon getroster fort, „wenn Sie Ihren Aufenthalt in der Stadt bis dahin ausdehnten und das Fest mit uns feierten?"

Der Freiherr hatte die Zeit von acht Tagen, die er sich gesetzt, zwar schon überschritten, allein einen Urlaub von noch vierzehn Tagen schien er sich nicht sogleich geben zu können.

„Kommen Sie mir zu Hilfe!" flüsterte Pauline Gottwald zu.

„Wie dürfte ich da mitreden?" entgegnete er ebenso. „Thun Sie es selbst!"

„Nein ich wage es noch nicht! Sie vermögen mehr über ihn!"

Frau von Tenneberg nahm noch einmal das Wort:

„Sie haben sich an das Stadtleben bereits wieder gewöhnt, Herr Baron, und vielleicht würden Sie in der Festzeit noch einige Anregung gewinnen."

Pauline und Bruno sahen Gottwald auffordernd und immer dringender an, und so begann er:

„Wenn der Herr Baron nicht so lange in der Stadt verweilen will oder ihm die Rückkehr zu beschwerlich fiele, so wäre es am schönsten, das Weihnachtsfest in Neuhaus zu feiern. Der Weg dahin ist nicht weit. Die übrigen Familienglieder kämen gewiß auch gern dahin."

„Bravo! Bravo!" rief Bruno, während seine Gattin in die Hände klatschte mit dem Ausruf: „Ach ja, ach ja! bitte, zu uns!"

„Wäre das den Bewohnern von Neuhaus in der That angenehm?" fragte der alte Mann mit etwas unsicherer Stimme.

Bruno und Pauline sprangen auf und eilten auf ihn zu, mit der Versicherung, daß er ihnen eine höchste Freude bereiten würde.

„Nun, so wollen wir das gleich festsetzen," sagte er. „Also zum Weihnachtsfeste drüben in Neuhaus!" (Fortsetzung folgt.)

Mutter und Kind.

Erzählung von Marie Rupp. (Schluß.)

Die Frau Pastor war den Abend richtig eingetroffen und ließ sich unter großem Interesse von Else das alte Haus zeigen, besonders wichtig waren ihr die Werter'schen Familienbilder und sie konnte Else's Bedauern, nur allein von der Mama kein Bild zu besitzen, sehr mitfühlen. Den zweiten Abend sollten sie bei Erichs Eltern ganz en famille den Thee nehmen, trafen aber auch den Präsidenten mit Gattin und Gast an, welch' letzterer Else mit großer Herzlichkeit begrüßte. Erich war nicht anwesend, und als sich nach dem Thee die beiden Herren unter sich, die Hausfrau und ihre Schwägerin mit Frau Pastor unterhielten, wandte sich Md. Daubière an Else, welche zwar der sprudelnden Lebhaftigkeit jener anfangs nicht zu folgen vermochte, nach und nach aber von der Liebenswürdigkeit ihres Wesens angezogen, vertraulicher wurde.

„Sie leben wohl sehr einsam auf dem Gute des Vormunds und werden deshalb gerne öfters in die Stadt kommen?" frug Md. Daubière.

„Nicht so sehr einsam," erwiderte Else, „wir sehen Besuche bei uns und machen selbst auch welche, mir zu Liebe würde der Vormund gerne noch gesellschaftlicher leben, allein ich versichere ihm stets, daß ich kein weiteres Bedürfniß habe."

„Ist das in der That der Fall oder leitet Sie die Rücksicht für die persönlichen Wünsche des Vormunds?"

„O, nein, ich bin von dem Leben, das wir führen, so befriedigt wie er selbst, denn ich habe es ja so gut, daß ich es mir nicht schöner und besser vorstellen könnte. Sommers machen wir herrliche Spaziergänge, nach welchen wir Abends im Garten ausruhen, und sogar Winters, wenn das Wetter nicht gar zu schlimm, gehen wir täglich zusammen; Abends wird vorgelesen, liest der Vormund, so arbeite ich daneben, lese ich, so raucht er eine Cigarre — Frau Pastor" — sie lächelte schalkhaft zu derselben hinüber — „schläft zuweilen ein, auch Beate, wenn sie zugegen, neulich schliefen beide und wir mußten, Berthold und ich, so laut lachen, daß sie dadurch erwachten."

„Sie waren längere Zeit in der Schweiz — nicht wahr?"

„Ja, zwei Jahre, Frau Pastor ist von dort her mit uns gekommen, der Vormund holte mich ab und später darf ich mal wieder mit ihm hin, denn ich war sehr gerne dort, — kennen Sie die Schweiz? — das Land ist wundervoll."

„Da wären Sie wohl gerne noch länger geblieben, gestattete das der Vormund nicht?"

„O, doch, er hätte es gestattet, er ist so gut, aber ich selbst wollte wieder bei ihm sein."

„Also haben Sie das Elternhaus nicht vermißt?"

„Nein," antwortete sie ruhig, „ich habe zwar schon oft gehört und gelesen, daß keine Liebe auf Erden der Mutterliebe gleichkomme, daß keine so wie sie, rein und selbstlos sei, aber Berthold liebt mich gewiß wie eine Mutter ihr Kind liebt und auch ich könnte inniger als ihn keine Mutter lieben. Meiner Mama, welche so frühe vom Liebsten auf der Welt, von ihrem Kinde, scheiden mußte, kann ich daher auch nie anders als voll innigen Mitleidens gedenken und gewiß hat sie für Berthold, der so treu bei ihrem Kind ihre Stelle vertritt, schon oft um Segen beim lieben Gott gebeten, — wie gut, daß der Papa gerade ihn zu meinem Vormund bestimmt hat." —

Das heitere Lächeln auf den Lippen der schönen Frau war verschwunden und ihre Hand, welche das Wasserglas zum Munde führte, zitterte, aber die Selbstbeherrschung, die Tugend der vornehmen Welt, mußte ihr eigen sein und ließ sie, in der sie plötzlich überkommenden Schwäche, nicht im Stich, denn alles schien vorüber, als Else fragte, ob ihr nicht wohl sei.

„Vollständig, liebes Kind, es ist nur ein wenig schwül hier."

Die Unterhaltung wurde allgemein und Md. Daubière sprach so anregend und lebhaft wie zuvor. Andern Tages aber hörte Else, daß sich die fremde Dame heute an heftiger Migräne zu Bett befinde.

Die Proben zu den lebenden Bildern, nebst verschiedenen Gesellschaften, welche Else während ihrer Anwesenheit in der Stadt besucht hatte, waren vorüber, und sie saß, am Vorabend der Aufführung, mit Frau Pastor und Beate in frohester Stimmung beim Thee.

„Morgen kommt der Vormund und übermorgen gehen wir, — wie freue ich mich."

Beide waren gleichen Sinnes und alle wollten sie dann tüchtig an Weihnachts-Vorbereitungen gehen.

Else war ein entzückendes Dornröschen und Erich der schöne Königssohn, der das erlösende Wort spricht, welches ihre Seelen

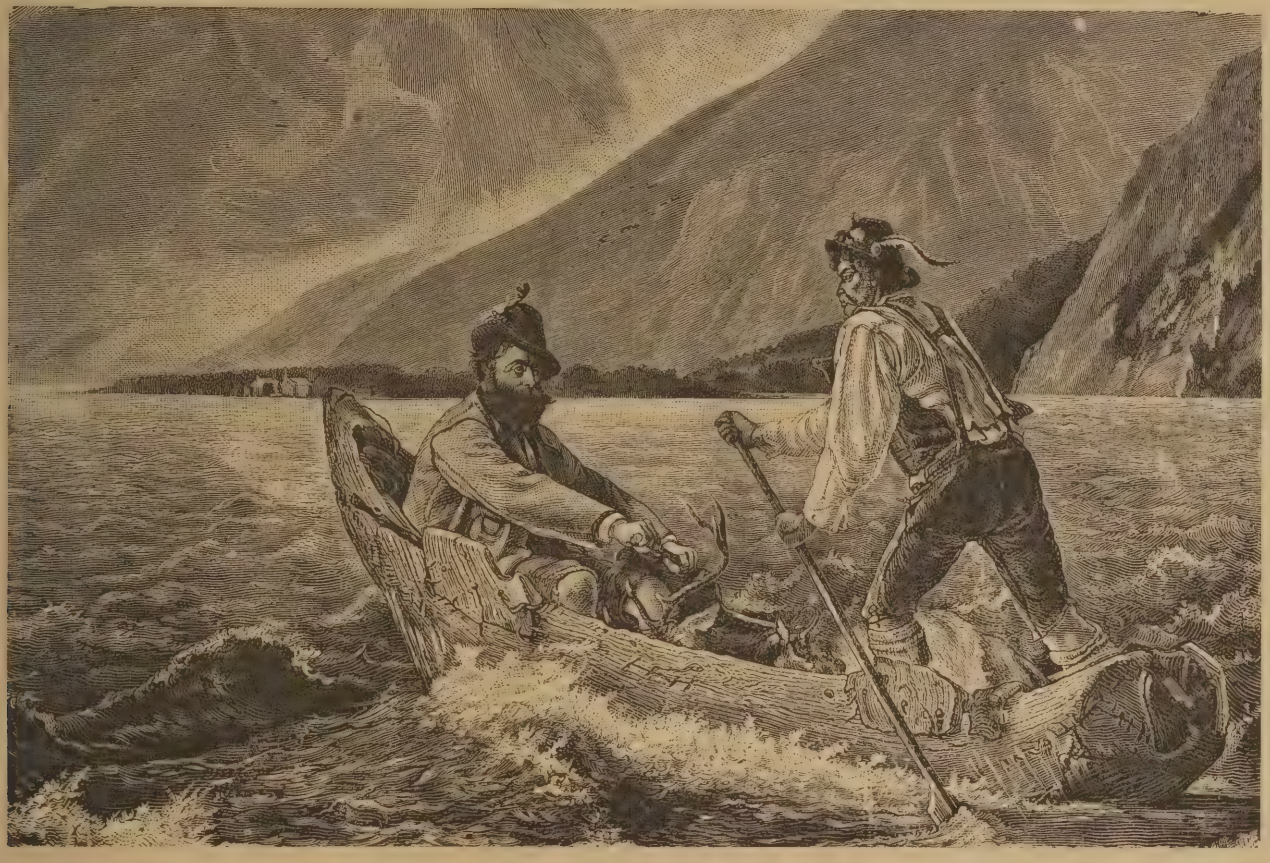
verbindet. Ein Feenkind, das nur mit seinen Augen die Welt betrachtet, konnte Else heute, mehr denn je, geheißen werden, denn von dem ihr gewordenen stürmischen Beifall war sie wohl sichtlich erfreut, aber doch wieder so wenig berührt, daß ihr auch der sehr erregte Erich, in welchem der Kuß des Königssohnes glühte, durchaus nicht auffiel. Madame Daubière die verwöhnte Frau, bot Berthold Jungthal mit ihrem bezauberndsten Lächeln die Hand, indem sie ihm den Beweis zu liefern versprach, daß ihr trotz aller Courtoisie des französischen Cavaliers doch des echten deutschen Mannes Art imponire. Sie war keine geistig tiefe aber eine picante Frau und besaß, besonders im Verkehr mit Herren, jene Sicherheit angeborener Grazie und schnellen Ueberblicks der gegebenen Situation, welche, für den Moment wenigstens, auch geistige Mängel übersehen läßt, weil der Reiz anmuthigen Plaudertalents die Meisten besticht. Auch Berthold, so ferne ihm die schöne Frau neulich blieb, unterhielt sich gerne

„Ich könnte nicht bei ihr weinen, nur wenn ich recht fröhlich bin, gefällt mir's so recht in ihrer Nähe, — weißt Du denn, wie ich's meine, Berthold?"

Er nickte.

„Wenn ich z. B. in der Stadt bin und Heimweh nach Dir empfinde, ihr könnte ich nicht sagen, daß es mir schwer ums Herz ist, — sie würde lachen und das thäte mir wehe, — Erichs Mama habe ich sehr lieb. Wie findest Du Madame Daubière?"

„Genau wie Du, Else," erwiderte er lächelnd, „sie ist für den Sonnenschein des Lebens geschaffen, ohne Kraft für seinen Ernst, ohne höheres Streben und Ziel, Befriedigung findend im Alltagsgenuß, — aber nicht schlimm angelegt, nein, sie schwimmt nur mit dem Strom, gönnt sich und allen Menschen Gutes, ahnt weder volles Menschenglück, noch begreift Menschenelend. Wollen wir jetzt lesen, Else?"



Wilddiebe auf einem oberbayrischen See.

mit ihr, denn die Zeit, welche ihm in Gesellschaft leicht zu lang wurde, verstand sie hübsch zu kürzen und geistigen Gewinn suchte und fand er an anderem Ort und auf andere Weise. Als er sich nebst Else von ihr verabschiedete, lud er sie freundlich zu einem Besuch ein, den sie sehr gerne auszuführen versprach.

„Wie schön ist's daheim, Berthold, wenn man draußen auch noch so vergnügt war," sagte Else, als sie Abends wieder beisammen saßen, „weißt Du, daß ich in den beleuchteten Gesellschaftsräumen oft in Gedanken unser Plätzchen hier anblickte und Deine Augen, auch wenn Du ferne warst, auf mich gerichtet sah. Erich nannte mich dann zerstreut und meinte, ich sei immer noch mehr ein Kind als eine Dame. Madame Daubière, das ist die wirkliche Dame, nicht wahr, Berthold?"

„Ja, das ist sie, gefällt sie Dir, mein Kind?"

„Ja, ich betrachte sie sehr genau, und sie ist auch so gut zu mir, aber" —

„Aber?"

„Ja, Berthold, aber beginne Du, bitte, ich habe mich lange gefreut, Deine Stimme wieder zu hören."

„Kindsköpfchen, welches der Vormund verzieht," sagte er ihre Hände fassend, als sie ihm das Buch reichte.

Stille Wochen folgten dem Aufenthalt in der Stadt. Erich kam, so oft er konnte, und durch Berthold bei demselben befreundeten Gutsnachbarn eingeführt, traf er auch an drittem Orte mit Else zusammen, worüber sie sich beide stets lebhaft freuten. Madame Daubière hatte Wort gehalten und war mit ihren Wirthen und Erichs Eltern auf den Erlenhof gekommen; sie zeigte sich von allem entzückt und schied mit der Versicherung, durch ihren Besuch hier um einen schönen Lebenstag reicher geworden zu sein. Den Inhalt des Briefs, welchen sie spät in der Nacht noch schrieb, giebt uns einen Einblick in die Seele der räthselhaften Frau, welche die einstige Gattin des Commerzienraths Werter und die Mutter der lieblichen Else war.

„Warum ich mich noch immer hier befinde, fragst Du, liebste Anna, ohne den Zweck meiner Reise erfüllt, mich meiner

Tochter als Mutter genaht zu haben, was mir dort so ohne alle Schwierigkeit, hier so unendlich schwer erscheint. Das Kind ist weder meine, noch seines Vaters Art und so entzückend schön und reizend Else, als kaum erschlossene Knospe ist, so sanft ihre Augen leuchten und so bescheiden ihr Mund spricht, — so wird sie mir, wenn ich im Begriff stehe, ihr enthüllen zu wollen, wer wir einander sind, ferne und wird mir unnahbar, — groß und unverstanden sehe ich die beiden Augensterne auf mich gerichtet, und nicht in meine Arme sehe ich sie fallen, sondern weichen von mir und den Vormund umklammern, der ihre Gottheit ist. Nur zu ihm, der sie gebildet nach seinem Geist, der sie genährt mit seiner Liebe, der der Schöpfer ihrer Seele ist, über welche kein Gedanke zieht, der ihren Frieden trübt. Anna, wenn er wüßte, wie wahr er gesprochen, — daß ich noch nie geliebt! Die Frommen würden es Strafe, die Moralisten vielleicht Nemesis heißen, daß mein Herz zu dem Manne, der mein Kind erzog, zum ersten Mal in heißer, alles übertönender Liebe entbrannte, daß ich ihm mit Wonne und Seligkeit alles opferte, was seither mein Wünschen und Begehren umschloß, die Welt, die glänzende, hinter mir ließe, wenn ich an seinem Herzen in einer Einöde ruhen dürfte. Frage nicht, woher es gekommen, noch worin der Zauber liegt, dem ich verfallen, — ich sah schönere Männer, die mich kalt ließen, und seine tiefen Augen, in die ich mich versenken könnte, strahlen nur für einen Menschen und nur für diesen hat der Mund ein weiches Liebeswort, — für meine Tochter! Ich wäre kein Weib, Anna, das liebt, würde ich nicht sehen, daß er sie liebt mit der ganzen Sehnsucht des Herzens, aber auch mit der Heiligkeit einer großen Seele, die eher verzichtend stirbt, als, sich verrathend, das reine Empfinden seines Kleinods verwirrt. — Ein junger, hübscher Lieutenant, Neffe meiner Wirthe und Elses Jugendfreund, wird von allen Seiten im Stillen als ihr glücklicher Bräutigam betrachtet; liebt sie ihn, so ist des Vormunds Einwilligung außer Zweifel. — Anna, bis jetzt besaß ich für einen mich unbefriedigenden Zustand nie lange Geduld, sie zerriß bald, mit oder ohne Erfolg, jetzt werde ich sie üben müssen, denn er liebt nur einmal, und ihn sehen, ohne daß er mein ist, oder fort und nie ihn wiedersehen, — ich weiß noch nicht, welche Qual die größere. — Die Menschen hier sind mir grundlangweilig, und daß ich selbst einmal hierher gehörte und die Commerzienrath Werter war, ahnt kein Mensch, dieselbe ist verschollen und ich selbst entbehre jeder Erinnerung, eines der mir hier begegnenden Gesichter schon gesehen zu haben. Meine „grauen" Haare haben mich sogar Beate, Elses alter Kinderfrau, unkenntlich gemacht, diese allein habe ich noch erkannt. Ein Glück ist's, daß ich die reiche Wittwe meines zweiten Gatten bin, denn in Werters Testament bin ich eine Gestorbene oder nie Vorhandengewesene. Adieu, Anna, — ob und wenn ich wiederkehre? ich weiß es nicht, — noch einmal so jung sein wie meine Tochter und das Leben beginnen mit ihm! Das lohnte wenigstens das Altwerden!

Georgette."

Wie viel Gemüthlichkeit, wie viel reine Freude des Wohlthuns, wie viel stille Poesie liegt in den Heimlichkeiten auf die goldene Weihnachtszeit! Wir brauchen keine Kinder zu sein, deren klopfende Herzen mit eintretender Dunkelheit das Schweben des Christkindes empfinden, welches Wünsche sammelnd Einkehr hält und ein ander Mal die Erfüllung derselben unter den goldenen Flügeln hernieder bringt, um den eigenen Reiz verstehen zu können, welcher mit Advent einzieht und ein Vorbote dieser frohesten aller Festzeiten ist, und ein schmerzliches Mitleiden und tiefes Erbarmen erfüllt uns mit allen denen, in deren Herz und Haus kein Weihnachtslicht kommt. Mögen ihrer alle Glücklichen mit warmem Herzen denken!

Auch Berthold Jungthal war heute einer der vielen Wandelnden, welche Gaben einkaufend durch die Stadt zogen und die Wahrnehmung, daß jedes heute nur mit sich und seinen eigenen Interessen beschäftigt, den lieben Nächsten unbeobachtet seiner Wege gehen ließ, war ihm eine gar angenehme. Gern wäre er, nachdem der Zweck seiner Anwesenheit erfüllt, sogleich wieder heimwärts gefahren, wenn ihn nicht Madame Daubière's Bitte, sie bei Gelegenheit seines Hierherkommens zu besuchen, davon abgehalten hätte. Liebenswürdig, wie sie sich ihm jedesmal zeigte, empfing sie ihn auch heute und verstand wieder so allerliebst zu plaudern, daß Berthold sich genöthigt sah, sie durch einen Blick auf seine Uhr an das, was ihrer Bitte zu Grund liegen mußte, zu erinnern.

„Ich verstehe, Herr Jungthal, und werde mich beeilen," lenkte sie schnell nun das Gespräch ab, „wenn gleich es noch früh am Tage ist. Wie Sie sich auf die Beurtheilung der Menschen verstehen, so besitzen Sie vielleicht auch die Gabe der Ahnungen, deren Mittheilung an mich uns rascher vorwärts brächte."

Er betrachtete die Redende mit unverhohlenem Erstaunen. „Sie sprechen in Räthseln, Madame, welche Sie mir ohne jegliche Unterstützung meinerseits lösen müssen."

„Nun denn, Herr Jungthal, ich bin eine Feindin langer Einleitungen, denn sie sind meistens ermüdend, geben Sie mir Ihre Hand, ich wünsche so sehr, daß Sie mir nach meinem Geständniß gut sein mögen — ich bin die Mutter Ihrer Mündel."

Es war eine Secunde — eine einzige, nur ein Blick, kein Ton, aber der Mann vor ihr war ein Anderer geworden — wie? saß er denn als Ankläger vor ihr, — wer gab ihm das Recht hierzu? aber nein, dies drückte der Blick nicht aus, — sie konnte ihn nicht mehr aushalten — was war das? — er stand auf, immer noch kein Wort, — ha, der Blick, schlimmer als Anklage, viel schlimmer als Zorn und Wuth und Haß — Verachtung!

Jetzt hatte sie es, und: ich, stürmte es in ihr, möchte betteln um seine Liebe, — ich will den Blick vergessen, so fürchterlich er war, nur einen Druck Deiner Hand, ein mildes Wort aus Deinem Mund —

„Entschuldigen Sie, Madame, große Ueberraschungen rauben mir momentan die Sprache, — was steht zu Ihren Wünschen?"

„So fragt der treue Vormund meines Kindes?"

„Sie vergessen, Madame, daß Sie einige Wochen früher weder wußten, ob dies Kind überhaupt einen Vormund besitzt, noch ob derselbe treu ist. Es steht mir nicht zu, der Richter jener Handlung zu sein, welche Ihr Kind mutterlos machte, aber meinem an Entsetzen grenzenden Erstaunen, daß es der Ballsaal war, in welchem Sie dasselbe zum ersten Mal sahen, muß ich Worte geben, mit dem Rechte des einfach menschlichen Empfindens. Wenn Sie mit der Sehnsucht nach Ihrem Kind im Herzen bei Nacht und Graus in mein Haus gekommen wären, so hätte ich zwar wohl gefragt, warum Jahre vorüber gingen, bis die Natur ihr Recht geltend macht, aber meine Thüre hätte sich Ihnen geöffnet und das Herz Ihres Kindes wäre Ihnen kaum verschlossen geblieben, heute, Madame, kann ich Ihr Vermittler nicht sein, denn da ich Vater und Mutter für Ihr Kind bin, kenne ich es wie meine eigene Seele und sehe darum auch den Schatten, der verdunkelnd auf sein Leben fiele, wollte ich jetzt für Sie reden. Wenn meine Mündel Erich Ernst liebt, wird sie seine Gattin, bis heute aber hat sie noch Niemand, als ihren Vormund, welcher nicht duldet, daß das Kinderherz, welchem die Frage an das Frauenherz noch bevorsteht, im Augenblick so doppelt beschwert würde, denn wenn Erich Ernst's Frage an sie ergeht, muß ihr Herz frei sein von allem Andern, und das Madame, wäre nach Ihrer Enthüllung wohl eine Unmöglichkeit."

„Hören Sie nun auch mich an, Herr Jungthal, die Erzählung ist kurz, denn sie entbehrt jeder Romantik. Als ich die Gattin des Commerzienrath Werter wurde, war ich 17 Jahre alt. In Paris lernte er mich, als die Tochter einfacher aber anständiger Eltern kennen, welche es als ein großes Glück betrachteten, mich als die Frau eines reichen Mannes versorgt zu sehen; mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter eine Französin. Ich war schön, liebte alles, was Gesang heißt, und ohne mich amüsiren zu können, schien mir das Leben unmöglich. Die in Paris gesungenen Lieder, welche meinen Mann nach seiner Art entzückt hatten, verlernte ich sehr bald da drüben in dem finstern Hause, — für wen sollte ich singen, frug ich mich nach kurzer Zeit, denn den ernsten, fünfzigjährigen Mann liebte ich ja nicht.

Die eine Gesellschaft, bei welcher ich die Wirthin des Hauses zu präsentiren hatte, verlief so steif und hölzern, daß ich, was meinem Mann lieb war, keine zweite geben, noch andere besuchen wollte. Werter und ein junges Weib! Die Kinder auf der Straße, sogar die Vögel in dem unheimlichen Garten beneidete ich, wenn ich, hinter den seidenen Gardinen stehend, nichts mit mir anzufangen wußte. Anfangs freute mich das kleine Wesen, welches mir gehörte, da es aber stets zu kreischen begann, wenn ich es auf den Arm nahm, während es bei der Wartfrau meistens hübsch ruhig war, so beschäftigte ich mich selten mit ihm und langweilte mich wie zuvor. Lassen Sie mich kurz sein. Die Zukunft mit ihm, der mir nicht allein gleichgültig war, sondern dessen Wesen ich noch weniger, als das der übrigen Menschen hier zu Lande, verstehen konnte, widerte mich an, natürliche Liebe zu meinem Kinde besaß ich zu wenig, geistiger Trieb ging mir ab, zu arbeiten brauchte ich nicht, — ich floh, ließ alles hinter mir und jauchzte auf, als Paris vor mir lag. Mein Vater war indessen gestorben, meine Mutter, die echte, leichtlebige Französin, hieß meinen Schritt dumm — aber nicht mehr. Ich arbeitete wie zuvor, amüsirte mich wieder wie ehedem. Die Tugend der Wahrhaftigkeit, mein Herr, habe ich schon als Kind besessen, sie verließ mich nie, ich erwähne derselben, damit Sie mir eher Glauben schenken, wenn ich Ihnen sage, daß ich in dieser Richtung vor meiner Tochter nicht zu erröthen brauche. Nachdem Werter gestorben, heirathete ich einen Franzosen und reichen Seidenfabrikanten, den ich so wenig wie jenen liebte, aber mit ihm, dessen größte Eitelkeit meine Schönheit war, ein fröhliches, glänzendes Leben führte, das mich vollauf befriedigte. Er starb vor einigen Jahren und hinterließ mich als reiche Wittwe. Wenn ich nicht den Wunsch nach meiner Tochter empfunden hätte, so würde ich natürlich von den fernen Verwandten meines Mannes keine Notiz genommen haben. Ich bin zu Ende."

„Wir sind es beide, Madame," erwiderte Berthold, „denn ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Später, wenn das Herz Ihrer Tochter für sich selbst entschieden, möge dasselbe auch Ihr Anwalt werden."

„Und Ihrer Erinnerung, — werde ich als eine Verachtungswürdige in ihr bleiben?"

Ueberrascht schaute er zu ihr nieder, die als ein Bild innerlichen Gebrochenseins vor ihm stand.

„Ein verfehltes Leben jammert mich, — ob mit oder ohne Schuld, — echtes Glück, reine Befriedigung kann nun und nimmermehr durch Pflichtverletzung erkauft werden. Jede Leidenschaft, welche uns mit der Pflicht in Conflict bringt, müssen wir unter allen Umständen bekämpfen lernen, aber die Verirrungen des Herzens in der Leidenschaft sind noch entschuldbarer als diejenigen, welche nüchtern und überlegt, durch keine glühende, versengende Empfindung betäubt, begangen worden. Leben Sie wohl!"

Er ging zur Thüre, — Else's weiche Augen, wie sie bittend zu ihm aufsehen, woher kamen sie plötzlich? Er drehte sich, machte noch einige Schritte vor, — die Augen des bleich gewordenen Weibes waren flehend auf ihn gerichtet, — er gab ihr die Hand, „leben Sie wohl!" — Sie war allein.

„Berthold!" — es war ein Schrei aus tiefster Brust, — „so groß auch der Frevel, so furchtbar die Vergeltung."

Weihnachten war vorüber, das Jahr ging seinem Ende zu. Am heutigen Abend hatte die Christbescheerung auf dem Erlenhof stattgefunden, die auch Erich mitgefeiert hatte, und Sonntag darauf war dieselbe in der Stadt bei seinen Eltern mit Berthold und Else.

Heute war Sylvesterabend, und von dem eine halbe Stunde entfernten Orte her tönte die Kirchenglocke zum Abendgottesdienst. Frau Pastor und Beate waren ohne Else dorthin gefahren, da sie zu Hause bleiben wollte; sie befand sich in ihrem, der Vormund in seinem Zimmer. Sie war auffallend bleich heute und ihre gefalteten Hände lagen auf dem aufgeschlagenen Predigtbuch, das auf ihrem Schoße ruhte.

Berthold saß noch im Dunkeln in seinem Zimmer — stille war's im Hause und draußen.

Die Thür ging auf.

„Berthold!"

Er fuhr auf.

„Du hier, mein Kind?"

„Ich wollte an Stelle des Kirchenbesuchs eine Predigt lesen, aber ich kann nicht, — ich lese die Worte ohne Sinn, laß' mich bei Dir sein."

„Ja, Kind, zünden wir die Lampe an und plaudern."

„Laß' uns noch ein wenig im Dunkeln sitzen, Berthold, es ist, als thäte mir das Licht heute weh, — weißt Du noch, wenn ich als kleines Mädchen nicht einschlafen konnte, da gabst Du mir Deine Hand, und ich wurde ruhig, gieb sie mir heute auch."

„Du großes, kleines Kind, Du," sagte er, während ihre kleinen Hände seine Rechte umschloß, „erzähle mir vom Erich, er ist während meiner Abwesenheit hier gewesen."

„Berthold", — es war ein Angstton; fester drückte sie seine Hände.

„Nun, Du sonderbare Else?"

Nach längerer Pause sagte sie:

„Erich hat mich gefragt, ob ich seine Frau werden wolle."

Er zuckte zusammen, die kleinen Hände gaben ihn nicht frei, er mußte sich zur Ruhe zwingen.

„Du hast Erich ja so gern, mein Liebling, er ist von Herzen gut, hängt so sehr an Dir und wird Dich gewiß glücklich machen."

„Nein, Berthold!"

Er fühlte sie erbeben.

„Glücklich bin ich nur bei Dir, — lieber will ich sterben als leben, wo Du nicht bist, Niemand kann ich so lieben wie Dich," — und demüthig fügte sie hinzu, „laß' mich immer bei Dir bleiben."

Er beugte sich herunter zu ihr.

„Weißt Du, was das heißt Else, immer bei mir bleiben — bis der Tod uns scheidet."

„Ja, bis der Tod uns scheidet," wiederholte sie langsam.

Jetzt umschloß er sie mit seinen Armen, drückte sie fest an sein Herz und flüsterte ihr zu, „laß' mich hören, was Du mir werden willst, Du mein süßes Kleinod."

„Deine Gattin, Berthold."

* * *

Jahre waren vorübergegangen. Im Werter'schen Garten blühen wieder die Syringen und frohe Kinderstimmen ertönen in ihm. Ein Nachkomme jener längst verschollenen Tochter des Hauses, welche mit ihrem Liebsten in die Welt gezogen, wurde der glückliche Besitzer des Geschäfts. Von Eltern und Großeltern aus ein Künstlerkind, wandten sich seine Neigungen dennoch der realen Seite des Lebens zu, und in ihm treten somit in dritter Generation der Werter'sche Geschäfts- und Handelsgeist wieder zu Tage.

Erich Ernst wurde das Verzichten auf die geliebte Jugendgespielin schwer, allein er überwand den Schmerz und blieb ihr und ihrem Gatten der treue Freund. Eine Else war seine erste Liebe und eine Else wurde später seine Frau.

Was Berthold Jungthal in seinem Glück der Mutter seiner Geliebten versprach, hat er gehalten.

„Nachdem sie mein geworden", schrieb er ihr damals, „werde ich ihr, sie am Herzen haltend, mittheilen, daß sie noch eine Mutter besitzt, deren einstig Fehlen sie als mein Weib, im Vollgefühl unseres gegenseitigen Besitzes, leichter aufnehmen wird, denn als mein kindliches Elschen, meine zarte Blume. Mögen Sie Ihres Kindes in Liebe, meiner ohne Bitterkeit gedenken können, und sollte, nachdem Sie Else jetzt gesehen, sich Ihr Herz nach ihr sehnen, Sie dieselbe vermissen werden, so nehmen Sie das daraus entspringende Gefühl der Vereinsamung als Sühne für einstige Schuld auf sich, — in der Sühne versinkt die Schuld." —

Madame Daubière trat in ein französisches Kloster ein, in welchem sie fast alljährlich von der Tochter besucht wird. Berthold

Jungthal hat sie nie wiedergesehen. Die Stunde der Einkehr bei sich selbst, die Erkenntniß äußerlicher Nichtigkeiten, welche einmal für jeden Menschen kommt, traf auch für das oberflächliche Weltkind ein, das jedesmal geläuterten Herzens die Tochter an sich schloß.

Else blieb das höchste Kleinod ihres Gatten und wenn sie, wie schon als Kind und Mädchen, sich Abends mit ihm am leuchtenden Sternenhimmel erfreut, legt sie selig ihre Hand in die seine, ihre Augen versenken sich ineinander, — die Liebe ist der Himmel auf Erden!

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Das liebste Herz.

Von A. Kunert.

Verwelkt sind alle Sommerblüthen,
Verklungen längst der Vögel Lied;
Doch ist vorbei des Winters Wüthen,
Dann mait es wiederum im Ried.

Was mir verwelkte, blüht nicht wieder,
Es war mein Liebstes auf der Welt.
Ich kämpfe nimmermehr darnieder
Den Schmerz, um den die Thräne fällt.

Wohl sagt manch' schöner Sang: es narben
Die Wunden all' im Lebensgang,
Und auch die Herzen, die uns starben,
Vergißt man einst im Zeitendrang.

Doch was das Liebste war auf Erden,
Dem sich das treue Herz geweiht,
Das kann doch nie vergessen werden,
Wie sie auch stürmend rauscht, die Zeit.

Der Geist, er kommt in stillen Stunden
Und mahnt uns an die alte Lieb';
Als sich das Aug' im Aug' gefunden, —
Und fragt: ob treu das Herz verblieb?

Und hast du wohl bewahrt die Gluthen
In Treue, für das todte Herz!
Dann führt es dich zum Reinen, Guten,
Die Pfade ebnend himmelwärts.

Feuilleton.

Wilddiebe auf einem oberbayerischen See. (Bild S. 213.) Der Künstler, welcher unser Bild geschaffen, führt uns eine Scene aus dem oft recht bewegten Leben der bayerischen Oberländler vor die Augen. Schon die Staffage des Bildes ist pittoresque (malerisch) genug: Rings die blauen Vorberge, dahinter die an den Gipfeln schnee- und eisglitzernden Alpenriesen, einschließend den blauen, wogenden und wallenden See, und aus den Bergen her kommt der stämmige Wildschütz mit reicher Beute, der vielleicht den Hütern des Gesetzes auf seinen verbotenen Pfaden diesmal nicht entgangen wäre, wenn er den allzeit zu seiner Unterstützung bereiten Schiffer nicht gefunden hätte, der ihn hinaus auf den ewigen bewegten Spiegel des See's und hinüber an das sichere Gestade bringt. Ein Stück Leben — wie es jeden gesund Fühlenden anmuthen muß, trotz aller Bedenken vom Standpunkte unserer knöchernen, historisch freilich begründeten Rechte und Gesetze aus, welche selbst die Naturproducte dem glücklichen Einzelnen als unantastbares Eigenthum garantiren. S. N.

Monopole. — In unserer Zeit, wo die Furcht „monopolisirt" zu werden, gleich einem Damoklesschwert drohend über den Häuptern so mancher Industriezweige schwebt, ist es interessant zurückzublicken auf vergangene Zeiten, in denen die Staatsoberhäupter leichter damit fertig wurden als heute, wo derartige Projecte die Sanction der Volksvertreter bedürfen.

Ein solch' merkwürdiges Monopol führte der preußische Staat im Jahre 1708 ein und verlieh dasselbe dem Commerzienrath Creutz; dasselbe betraf nichts Geringeres als — — die Schweineborsten und erstreckte sich auf sechs Jahre. Jedem Schweinebesitzer war es verboten, bei Strafe der Confiscation des etw. corpus delicti seinen Schweinen Borsten auszuraufen oder sie durch Abschneiden bezw. Abtrennen zu zeichnen. Kurz vor Johanni, wo den Schweinen Borsten abzufallen pflegen, sollten dieselben ausgerupft und von jedem einzelnen mit einem Faden zusammengebunden abgeliefert werden. Ganz besonders wurde darauf aufmerksam gemacht, ja keine Borsten umkommen zu lassen und die Versicherung gegeben, daß dieses Ausraufen ohne jegliche schädliche Wirkung für das liebe Borstenvieh sei. —

In England führte der stets in Geldnöthen sich befindliche Karl I. ein Seifenmonopol ein, übertrug die alleinige Fabrikation von Seife einigen Edelleuten, natürlich gegen Zahlung einer entsprechenden Summe.

Begründet war diese neue Institution durch die schlechte Qualität der derzeit dargestellten Seife; aber nur zu bald erhob sich eine Opposition, da die neue Monopolseife infolge ihrer Schärfe die Wäsche zerfraß und nicht minder die Hände der Wäscherinen.

Es kam schließlich zu einer offenen Revolte, da nicht nur die Waschfrauen, sondern auch die bürgerlichen Hausfrauen sich weigerten, die neue „Hofseife" zu verwenden, wobei es an heute komisch zu nennenden Intermezzo's, z. B. öffentlichen Waschtagen vor Schiedsrichtern 2c. nicht fehlte. Der König blieb unerbittlich auf Festhalten am Monopol und erst mit dem Fallen seines Hauptes unter Henkershand fiel auch dieses sonderbare Monopol.

R. F. P.

Ueber die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Henlein, einen Nürnberger Schlosser und Uhrmacher aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, hat der Bibliothekar Karl Friedrich im bayerischen Gewerbemuseum zu Nürnberg einen Vortrag gehalten, über den die „Mittheilungen d. B. Gew.-Mus." (Beiblatt zur Zeitschrift „Kunst und Gewerbe") u. a. Folgendes berichten. Der Vortragende wies alle früheren Aufstellungen, welche die Erfindung der Taschenuhren in den Anfang oder in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückverlegten, in ihrer Haltlosigkeit nach, ebenso die Behauptung der Franzosen, daß die Taschenuhren in Frankreich aufgekommen seien. Uebergehend auf den wirklichen Erfinder Peter Henlein wurde die Veränderung des Namens dieses Künstlers in Peter Hele erörtert und gezeigt, daß Peter Hele eine und dieselbe Person mit Peter Henlein sein müsse, denn es hat niemals in Nürnberg einen Schlosser Peter Hele, sondern nur einen Peter Henlein gegeben. Daran schloß sich ein kurzer Bericht, wie die Uhren des Peter Henlein noch vor der Mitte des 16. Jahrhunderts sich in die meisten Länder Europas verbreiteten. Coclcus erzählt im Jahre 1511, daß schon die ersten Uhren des Peter Henlein im Busen, also auf der Brust getragen wurden; noch allgemeiner wurde die Mode, als Peter Henlein dem Gehäuse der Uhren die Form der Bisamcapsel gab. Bald darauf kamen Uhren in Eiform, Kreuzform, Tulpform 2c. sehr in Mode. Ob aber Henlein noch selbst Ei-Uhren gemacht hat, ist sehr fraglich. Es existirt zwar ein Ei-Uehrchen aus der Zeit von 1530—1540, dieses trägt aber eine andere Marke. Es scheint, daß die Bezeichnung „Eierlein" erst um 1575 aufkam.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.

Nr. 28. Unterhaltungs-Beilage. April.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Als Toska von der Familienvereinigung und dem Plane zum bevorstehenden Feste erfuhr, gerieth sie außer sich vor Aerger. Ihr Gatte war's, der die Nachricht, die er Morgens nach der Reitstunde von Gottwald erfahren, mit zu Tische brachte. Und daß die Vermittelung wieder durch den verhaßten Schreiber gekommen, brachte sie in wachsende Aufregung, ja, sie brauchte in ihrem Haß die stärksten Ausdrücke gegen ihn. Da begann ihre Tochter Lulu:

„Aber Mama, so schlecht, wie Du ihn darstellst, kann er doch unmöglich sein. Sieh ihn doch nur einmal ordentlich an! Er sieht sehr gut aus, und ich bin überzeugt, er tanzt auch gut. Warum könnte er denn nicht auch bei uns —"

Schon öffnete Toska den Mund, um ihrer Tochter so unbotmäßige Reden zu verbieten, als der Oberstallmeister ihr in's Wort fiel:

„Ich weiß auch nicht, was Du gegen den jungen Mann zu eifern hast? Er sitzt recht gut zu Pferde, und behielte ich ihn länger, ich wollte einen perfecten Reiter aus ihm machen!"

„Das ist Dein Urtheil, mein lieber Curt!" rief Toska in höhnischem Tone. „Für Stall und Pferde mag er taugen, ich geb' es ja zu!"

Da that die strenge Lolo die Lippen auf und begann: „Ich glaube nicht, daß die noble Gesinnung des jungen Mannes anzuzweifeln ist. Man müßte, statt ihn zu verurtheilen, ihn näher kennen lernen."

Toska traute ihrem Gehör nicht. Beide Töchter, sogar ihr Stolz, Lolo, standen mit ihrem Gatten zusammen ihr gegenüber. Alle drei auch bereits von dem fürchterlichen Einfluß des jungen Menschen gewonnen. Die Aufregung der Dame wuchs immer heftiger empor. „In meinem Hause," fuhr sie fort, „wird er nicht erscheinen, sage ich Euch! Niemals! Niemals! Durch den Bedienten ließe ich ihn hinausjagen, wenn er sich unterstände —"

„Oho!" rief der Oberstallmeister mit gehobener Stimme dazwischen. „Und wenn ich ihn einlüde?"

Toska pflegte von ihrem Hause zu sprechen, obgleich sie mit ihrer Familie eigentlich im Hause ihres Schwiegervaters, des Hofmarschalls, wohnte. Dieser legte sich in's Mittel und entgegnete, daß man mit leidenschaftlicher Gegenwehr hier garnichts ausrichte, ja, daß dieselbe gegenstandslos sei. Wenn der Freiherr den jungen Mann, — er sei nun, wie er wolle — bei seiner Schwiegertochter eingeführt habe, wie derselbe ja auch bereits in Neuhaus verkehre, so sei dagegen nichts zu thun. Es habe aber gar nicht den Anschein, daß der Vorleser des Freiherrn begierig sei, auch das Saalfeld'sche Haus zu betreten. Gesetzt aber, es geschähe, so handle man klüger, den Oheim auch darin zu schonen und etwas von ihm zu ertragen, wenn man denn doch Hoffnungen auf ihn setzte. Die Dame hätte das wohl einsehen müssen, that es vielleicht auch, aber ihr Widerwille hatte etwas geradezu Krankhaftes angenommen; sie machte bereits Pläne, den Gegenstand ihres Hasses, von dessen unlauteren Absichten sie überzeugt war, bei dem Freiherrn zu vernichten, und hoffte nur auf den geeigneten Augenblick, ihrem Oheim den ersten Verdachtsgrund beizubringen. Ohne sich gerade darüber auszusprechen, ließ sie doch ihrer Zunge genügend freien Lauf. Als sie aber mit einer Schlußwendung begann: „Und darum verbiete ich Euch —!" da schlug der Oberstallmeister mit einem: „Donnerwetter!" die Faust auf den Tisch, daß Gläser und Teller rasselten.

„Ich habe zu verbieten, nicht Du!" schrie er mit der ganzen Wucht seiner Bruststimme. Er war sonst ein gutmüthiger Mann, der sich mancherlei gefallen ließ, wo man ihm aber den Pantoffel zeigte, da fuhr seine Hand nach der Reitpeitsche, und er war nicht abgeneigt, dieselbe zu benützen. Seine Wissenschaft und sein Beruf waren nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben, obgleich dieselbe nicht häufig sich in so starker Weise zeigte. „Ja, ich verbiete," fuhr er fort, „daß in meiner Gegenwart wieder in so nichtsnutziger Weise von Jemand gesprochen wird, den ich schätze! Ich verbiete es, sag' ich, oder ich werde mit einem Donnerwetter nach anderer Art drein fahren!"

Toska sprang auf und eilte in ihre Gemächer, Lolo und Lulu folgten, wenn auch im Ganzen der Ansicht ihres Vaters, doch durch den Auftritt verschüchtert und verließen den Tisch.

Der Hofmarschall mochte sich auch nicht weiter über die Sache verbreiten, machte aber doch eine abwehrend vorwurfsvolle Bewegung gegen seinen Sohn und stand auf, um sich in seine eigenen Räume zu begeben. Der Oberstallmeister blieb allein sitzen. Er schenkte sich noch ein Glas Wein ein und griff zu Butter, Brot und Käse, die als Nachtisch noch unberührt standen. Er war nicht zornig, eher angenehm erleichtert und zufrieden mit seiner Lage.

Da nun für die beiden nächsten Tage Mittagsgesellschaften in Aussicht standen, in welchen Toska mit dem Freiherrn zusammen sein sollte, beschloß sie, die Gelegenheit auszunützen. Sie erschien am Arme ihres geliebten Oheims, nestelte sich förmlich an ihn, und war ganz Aufmerksamkeit und Sorge für ihn. Die Gesellschaft pries dieses „reizende Verhältniß," man machte süße Anspielungen und drohte schalkhaft mit dem Finger, während Toska lächelte und sich nur inniger an den theuren Oheim anschmiegte. Es gelang ihr unter irgend einem Vorwand, beim Aufbruch in den Wagen des Freiherrn einzusteigen, ja ihn sogar bis in das Wohnzimmer seines Gasthofes zu begleiten. Sie nahm Platz und begann ein vorbereitendes Gespräch.

Der alte Herr hatte heute gerade genug reden gehört, wünschte jetzt Stille um sich her und war unangenehm berührt, daß das nun noch länger so fort gehen sollte. In seinem Spaziergang durch das Zimmer ließ er sich inzwischen nicht stören.

Da er zuzuhören schien, fing die Dame von einigen Gerüchten an, die sie schmerzlich berührten. Es heiße, der theure Oheim sei zu Hause nicht gut bedient. Der junge Mann, sein Gesellschafter — so sage man nämlich — gebe mehr Geld aus, als man in seiner Lage bei ihm vermuthen sollte. Und so gehe nämlich die Rede, — daß er sich durch — nun ja, durch Veruntreuungen aus der Kasse seines Herrn Geld zu verschaffen wisse —"

Der Freiherr blieb stehen: „Beweise!" rief er mit starker Stimme. „Sind Beweise da?"

„Ich rede ja nur von Gerüchten, lieber Oheim —!" entgegnete Frau von Saalfeld.

Der Freiherr aber griff nach der auf dem Tische stehenden Klingel und schüttelte sie so kräftig, daß die Dame einen Schreck bekam. Mack trat ein.

„Ist Rhode zu Hause?" fragte der Freiherr.

Mack wußte nicht, wollte aber nachsehen.

„Ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen!" rief ihm der Freiherr nach. Und zu Toska gewendet fuhr er fort: „Wir wollen das gleich untersuchen! Stirn gegen Stirn! Ich liebe die Kürze!"

Die Dame war außer sich über dies abgekürzte Verfahren, und eine wahre Angst überfiel sie. Doch nahm sie sich zusammen, um in ihrer Rolle zu bleiben.

Vielleicht war es zu ihrem Glücke, daß Mack mit der Nachricht zurückkehrte, Rhode sei nicht zu Hause.

„Es ist schade!" sagte der Freiherr, Frau von Saalfeld aber war sehr zufrieden damit und beklagte, ihrem theuren Oheim einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben, aber sie habe es für ihre Pflicht gehalten, ihn zu warnen.

„Ich habe darauf nur zu entgegnen," sagte der Oheim, daß ich in meiner Kasse noch nie eine Unordnung gefunden, daß „daß mir noch nie ein Pfennig gefehlt hat! Alles Uebrige geht mich nichts an. Doch komme ich vielleicht gelegentlich darauf zurück."

Toska war Darstellerin genug, um der Sache schnell eine andre Wendung zu geben, und vor Allem sich selbst in das günstigste Licht zu setzen. Wie sehr sie sich aber geschadet hatte, ahnte sie freilich nicht.

Als der Alte sich wieder allein sah, ging er seit langer Zeit einmal wieder mit starken Schritten auf und nieder. In ihm war jeder Verdacht gegen seinen Gesellschafter bereits so ausgelöscht, daß er Toska's Andeutungen, für das, was sie waren, für plumpe Verleumdungen erkannte. Aber es erbitterte ihn, daß man dergleichen zu erfinden und ihm zu Gehör zu bringen wagte; die Zuträgerin solcher Erfindungen war es, auf die er seinen Groll zuerst warf. Hatte sich Toska durch ihr übermäßiges Aufdrängen ihm bereits unliebsam gemacht, so erfüllte ihn von dieser Stunde an ein wahrer Widerwille gegen sie, und er beschloß, sie fortan in stärkerer Weise von sich abzuwehren.

Vierzehntes Capitel.

Inzwischen war, bei dem verlängerten Aufenthalte des Freiherrn, noch eine Person nach der Stadt gekommen, nämlich Frau Mack, welche sich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, ihre verheiratheten Töchter einmal zu besuchen. Und da sie wußte, daß Frau von Tenneberg ihr gewogen war und eine gewisse Beziehung immer mit ihr unterhielt, wollte sie nicht verfehlen, sich auch einmal bei ihrer Gönnerin zu melden. Sie fand dieselbe zwar nicht zu Hause, allein Hildegard war bereit, die wackere Frau bei sich zu empfangen.

Gottwald war gerade bei Hildegard und las ihr vor, während sie zeichnete. Frau Mack war sehr erfreut, auch ihn zu sehen, erzählte, wie öde und verlassen es jetzt in Schloß Tenneberg sei, und was sie in der Stadt bereits gesehen, wieder begrüßt und erlebt hatte So kam sie auch auf die Häuslichkeit Degenhart's, da sie auch dort einen Besuch abgestattet hatte. „Die Christine Ohl ist nämlich meine Base," fuhr sie fort, „und ich muß sagen, daß sie sehr gut Ordnung hält bei dem Herrn Regierungsrath, obgleich das nicht leicht ist bei den vielen Bildern und Kunstsachen. Ich war damals nicht einverstanden, daß sie den Jacob Ohl heirathete — du lieber Gott, er war noch so jung, und sie doch schon etwas bei Jahren. Aber sie gehen doch ganz gut zusammen. Und was sie beide auf den Herrn Regierungsrath halten — es ist eine Freude. Trotzdem — ich begreife nicht, warum der Herr Degenhart nicht heirathet. Der könnte es doch haben, so ein Mann! Es wäre nicht gut, wenn er noch lange wartete.

Frau Mack sagte das ohne Beziehung und Anspielung, als bloße Bemerkung, hielt sich auch nicht lange dabei auf, sondern plauderte weiter, besonders von der Häuslichkeit ihrer Töchter und ihren Enkeln.

„Jetzt muß ich Ihnen aber noch etwas erzählen," fuhr sie fort, „was mir noch nicht vorgekommen ist. Daß es Erbschleicherinnen giebt, ist ja bekannt, obwohl mir noch keine zu Gesicht gekommen ist. Aber haben Sie schon einmal etwas von einer Schnapsschleicherin gehört?"

Gottwald fuhr mit lautem Lachen vom Stuhle auf. „Eine Schnapsschleicherin?" rief er. „Was ist das?"

Auch Hildegard fühlte sich belustigt. „Nein," entgegnete sie, „davon habe ich noch nichts gehört."

„Ich kann es gar nicht anders nennen," fuhr Frau Mack fort. „Gestern war's. Es schellt, und wie ich öffne, steht ein Frauenzimmer draußen, und fragt, ob da nicht ein Arzt, Doctor so und so, wohne. Ich sagte also nein. Da fängt sie an zu jammern, sie habe so schreckliche Zahnschmerzen und bittet um einen Schnaps, der werde ihr Linderung geben. Ich war gar nicht gleich willig, aber meine Tochter, die manchmal gutmüthiger ist, als sie sollte, hatte Mitleid und rief sie in die Küche. Schnaps hatte sie nicht zu Hause, aber sehr guten Arac, der werde es auch thun, meinte sie. Sie schenkt also ein, und die Person trinkt es mit einem Zuge aus. Oh, das finge schon an zu lindern, ruft sie, und bittet himmelhoch um noch ein Glas. Meine Tochter wendet wirklich ein Zweites daran, dann aber nahm ich ihr die Flasche aus der Hand. Kaum hat die Person die zweite Ladung hinuntergegossen, so verdreht sie die Augen und sinkt ohnmächtig auf einen Küchenstuhl neben dem Heerde. Jetzt wurde uns Beiden Angst, und mein Schwiegersohn, der inzwischen nach Hause gekommen, läuft zum Doctor. Der kommt denn und erklärt, — die Person sei blos schwer betrunken! Wie sollten wir sie nun aus unserer Küche bringen? Es blieb nichts übrig, als sie da sitzen zu lassen, bis sie ihren Rausch ausgeschlafen hatte. Hinterher hat mein Schwiegersohn Erkundigungen

nach ihr angestellt. Denken Sie sich: dieses Frauenzimmer ist dem Trunke ergeben, sucht sich aber das Getränk umsonst zu verschaffen. Sie geht von Haus zu Haus, frägt überall, ob da nicht der Doctor so und so wohne und bittet sich gegen ihre Zahnschmerzen einen Schnaps aus, bis sie genug hat. Mich wundert nur, daß sie überall welchen bekommt. Nun, kann man eine solche Person anders nennen, als eine Schnapsschleicherin?"

Gottwald wollte sich ausschütten vor Lachen, und selbst Hildegard, obgleich ihr das Bild eines so verkommenen Wesens widerlich war, wurde von seinem Gelächter angesteckt.

„Und diese Person ist außerdem noch Schauspielerin!" fuhr Frau Mack fort. „Es wohnen ihrer da noch ein paar in einem Hinterhause beisammen, es wird nicht viel mit ihnen sein! Die Bande soll in der Nähe, in einem kleinen Marktflecken, zu Grunde gegangen sein, weil der Unternehmer gestorben. Wovon die Leute leben, weiß man nicht."

Gottwald wurde plötzlich aufmerksam. „Ist es eine alte Frau", fragte er schnell.

„Alt? Sie rechnet sich noch zu den Jungen", meinte Frau Mack.

„So um die Mitte der Dreißig, spielt aber, wie sie sagt, sentimentale Liebhaberinnen. Und dabei so auf's Getränk erpicht!"

Gottwald erinnerte sich eines Frauenzimmers im Hofraume des rothen Löwen, welches beharrlich auf dem Gepäckwagen sitzen blieb, während des mancherlei Lärmens umher, und meinte, es könnte dieselbe sein.

Diese Erzählung war nur eine Episode in dem reichen Gesprächstoff, welchen Frau Mack ihren kleinen Erlebnissen in der Stadt zu entnehmen wußte. Endlich schloß sie: „Es ist mir doch lieb, daß der Herr Baron in einigen Tagen heimkehrt! Und daß mir die Damen hier nur nicht den jungen Herrn zurückbehalten! Denn ohne den wüßte ich gar nicht mehr, wie es bei uns gehen sollte!"

Nachdem sie sich empfohlen hatte, kehrte Hildegard zu ihrer Beschäftigung zurück. „Lesen Sie ruhig weiter vor", sagte sie, „nur schneiden sie nicht Gesichter! Dann finde ich mich schon zurecht." Sie war geschickt im Bildnißzeichnen, und suchte auch ihres jungen Freundes Züge mit dem Griffel wiederzugeben.

Gottwald war zu Hildegard in ein Verhältniß gekommen, welches ihn immer noch auf das höchste beglückte, obgleich es nichts Leidenschaftliches hatte. Mit kluger Art wußte sie leise die Grenzen zu ziehen, welche sie bewahrt wissen wollte, wenn er täglich, ja manchen Tag zweimal bei ihr vorsprach. Sie fühlte eine herzliche Neigung zu ihm, sie liebte sein Gemüth und schätzte seinen Character, und sie ließ sich angelegen sein, ihn ein wenig zu erziehen. Sie sagte ihm offen die Wahrheit, wenn sie in seiner Rede, seinem Benehmen etwas anderes wünschte, und er zeigte sich bildsam und dankbar. Denn bei aller Kindlichkeit, und doch in manchen Stücken geistig reif über seine Jahre, hatte er sich gleich in den ersten Tagen des Stadtlebens gesagt, daß der Verkehr nicht so ungebunden fortgehen könne, wie er sich auf dem Lande angesponnen hatte. Er durfte Hildegard verehren, eine schwärmerische Freundschaft für sie empfinden, und sich dem Glück ihrer Nähe hingeben, im Uebrigen aber — das mußte er sich selbst gestehen, war er ein Knabe, gegenüber ihrer vorausgeschrittenen Bildung und Lebenserfahrung? So nahm er jeden Tadel, jede kleine Zurechtweisung mit frohem Herzen hin, immer bestrebt, sich nach ihrem Willen zu richten. Es war das Verhältniß halb eines Bruders zu seiner älteren Schwester, halb eines dienstbereiten Pagen zu seiner angebeteten schönen Herrin.

Während er ihr heute aus einer Uebersetzung von Tasso's Jerusalem vorlas, freute sie sich des Wohlklanges seiner Stimme und ließ sein Abbild immer deutlicher auf dem Papier entstehen. Endlich legte sie den Griffel nieder, lehnte sich zurück und hörte zu. Ein Gesang war zu Ende, und er brach ab.

„Da!" sagte sie, auf die Zeichnung deutend.

Er nahm das Blatt, blickte es ruhig an und sagte: „Sehe ich denn so aus?"

Hildegard schlug die Hände zusammen und rief halb lachend: „Aber Sie sind doch nicht ein bischen höflich! Ein Anderer würde es gleich sehr ähnlich und ganz ausgezeichnet genannt haben!"

Gottwald wurde roth, wie er pflegte, und wollte um Verzeihung bitten, sie aber fuhr fort:

„Beruhigen Sie sich! In meinem Scherze lag eher ein Lob als eine Anklage. Ich mag Sie lieber in Ihrer Ehrlichkeit als mit schmeichlerischen Reden. Es weiß Niemand selbst so recht, ob sein Abbild ihm ähnlich sieht oder nicht. Warten wir das Urtheil der Anderen ab!"

„Ich finde", sagte Gottwald, indem er das Blatt länger betrachtete — „ich finde, daß es, besonders Stirn und Augen, eigentlich Lothar Degenhart ähnlicher sieht als mir!"

Hildegard zuckte innerlich zurück vor diesen Worten und griff nach der Zeichnung, um ihr Auge auf irgend etwas fest zu halten.

„Haben Sie Lothar niemals gezeichnet?" fragte er unbefangen.

„Nein! Sein Gesicht ist — zu schwierig für mich."

„So? Worin liegt die Schwierigkeit? Seine Züge sind doch sehr ausgeprägt."

„Nun, ja doch! Aber ich versuche mein bischen Zeichnen nur an Leuten — mit denen ich so wenig Umstände machen darf, wie mit Ihnen!"

„Liegt darin nun wieder ein Lob oder ein Tadel? Sie brauchen mit Lothar auch nicht größere Umstände zu machen als mit mir! Ist er schon einer der besten und edelsten Menschen, den ich liebe, für den ich Alles thun, für den ich mein Leben lassen könnte, so ist er doch gar nicht so anspruchsvoll, wie Sie glauben. Mir kommt es vor, als müßte ich eine Art von Vorwurf aus jedem Worte, das Sie über ihn sagen, herauslesen, und das thut mir weh!"

„Aber was fällt Ihnen ein!" entgegnete Hildegard mit einiger Erregung. „Wenn mir sein Gesicht zu schwierig erscheint für meine Zeichenkunst — ich sehe nicht, wie daraus ein Vorwurf für ihn zu deuten wäre!"

Gottwald merkte wohl den Seitensprung dieser Wendung, doch blieb ihm nicht Zeit, die Beobachtung zu verfolgen, denn Frau von Tenneberg trat in das Zimmer.

„Du mußt ohne mich in das Concert, Hildegard", sagte sie, indem sie zwei Karten auf den Tisch legte. „Die alte Fürstin (es war die Mutter des regierenden Fürsten gemeint) wünscht mich allein zum Thee bei sich zu sehen. Sie hat immer das Herz voll! Ich habe zugesagt. Vielleicht will Herr Rhode Dich begleiten?"

Er wollte sehr gern, und Hildegard war einverstanden.

(Fortsetzung folgt.)

Eisenbahn von Vera-Cruz nach Mexico.

Die Gefangenen des Cardinals.

Erzählung von Alfred Stelzner.

Der große, von Linden- und Kastanienbäumen beschattete, nur wenige hundert Schritt von der Place de la Bastille entfernte Platz, der heute als Place des Vosges in seiner friedlichen Einsamkeit eine sehr auffallende Erscheinung inmitten des hastenden und lärmenden Lebens der Millionenstadt an der Seine bildet, war zur Zeit Ludwig XIII. von der feinen Gesellschaft besonders besucht und unter dem Namen des Place Royal überhaupt einer der belebtesten der französischen Residenz. Bedeutsame historische Erinnerungen sind auf's innigste mit diesem heute so stillen und abgeschiedenen Orte verknüpft, an dem man sich leicht meilenweit von Paris entfernt wähnen könnte, und den eine seltsame Ironie des Schicksals zu einem

Bei einer Wahrsagerin im Walde.

Kinderspielplatz umgestaltet hat, der außer aller Berührung mit großstädtischem Verkehr steht.

Von den diesen Platz einschließenden, nichts weniger als palastartigen Gebäuden, bewohnte das Haus Nr. 21 damals kein Geringerer, als der allgefürchtete Cardinal Richelieu, der oberste Minister unter Ludwig XIII. — trotz aller Ränke seiner Gegner, insbesondere der Königin-Mutter, Maria von Medici, und des Bruders des Königs, Herzogs von Orleans, — der thatsächliche Regent des Landes, dessen Creaturen, ein allmächtiges Beamtenheer, die polizeiliche und richterliche Gewalt ausschließlich in seiner despotischen Hand vereinigte.

Es war an einem sonnigen Wintertage des Jahres 1631, als sich diesem schlichten und schmucklosen „Palais Cardinal", das sich vor den Nachbarshäusern nur durch den Doppelposten der Schweizergarde auszeichnete, ein stattlicher junger Cavalier näherte, dessen ganze Erscheinung in dem malerischen Costüm der damaligen Zeit auf's vortheilhafteste zur Geltung kam. Ein breitrandiger Filzhut mit mächtiger Feder bedeckte das dunkelgelockte Haupt, während ein offenes Wamms mit aufgeschlitzten Aermeln unter faltigem, ein wenig abenteuerlich verschlungenem Mantel, Kniehosen und umgekrämpte Stulpenstiefel die zierlichen und doch kraftvollen Körperformen verhüllte, und ein prächtiger Degen an breitem Bandelier den kriegerischen Geist des Costüms, der in jenen Tagen von Hof, Stadt und Salon Besitz ergriffen hatte, vollends zum Ausdruck brachte.

Unter dem Namen Gilbert de Neuville stellte derselbe sich dem wachthabenden, ihm am inneren Portal entgegenschreitenden Schweizerofficier vor, nachdem er unbeanstandet die Posten passirt hatte.

„Ich bin zur Eminenz befohlen," fügte er erklärend hinzu, „nachdem mir auf mein Ansuchen eine Audienz zugesagt war."

Der Officier, der den sich Vorstellenden auffallend scharf und offenbar überrascht fixirt hatte, nickte zustimmend, wie wenn er bereits auf dessen Erscheinen vorbereitet gewesen sei, und rief dann lebhaft:

„Sie erkennen mich nicht, Herr von Neuville? — hm, darf ich Sie an die Belagerung von Rochelle erinnern? Es sind nun freilich gut drei Jahre her, und der damalige Fähndrich Anselm Tschudi" — er senkte mit martialischem Lächeln den Degen vor dem Erkannten, — „soll sich merklich verändert haben."

Gilbert wurde an eine der glorreichsten Unternehmungen Richelieu's erinnert, an die Belagerung der nach elfmonatlichem Widerstande endlich eroberten Festung La Rochelle, an einen Sieg, welcher die so lange vergeblich bekämpften Hugenotten, diese schlimmsten und übermüthigsten Feinde des vielbedrohten

Staatsmannes, aller ihrer Sonderrechte beraubte und ihre politische Stellung vernichtete.

„Wahrhaftig!“ bestätigte er nach kurzer Pause überrascht. „Fähndrich Tschudi, — jetzt entsinne ich mich. Wir standen bei demselben Regiment. Sie haben sich allerdings verändert, — hm, und auch Ihrer Stellung nach ohne Zweifel zu Ihren Gunsten.“

Ehe Gilbert jedoch seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, an diesem Orte so unverhofft einen ehemaligen Kriegskameraden gefunden zu haben, — er selbst hatte jenen Hugenottenkrieg als Lieutenant mitgemacht — und kaum, nachdem er dessen Frage nach der Veranlassung der erbetenen Audienz hatte beantworten können, ertönte vom Flure her ein Glockenzeichen, bei dessen Klange der Schweizerofficier unwillkürlich in seine dienstliche Haltung zurückfiel.

„Später, Herr Kamerad,“ flüsterte er Gilbert zu. „Jetzt haben wir keine Minute mehr zu verlieren. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?“

Gilbert wurde über eine Treppe und durch eine Reihe Vorzimmer, ohne daß er den eigentlichen Audienzsaal berührt hätte, in's Cabinet des gefüchteten Mannes geführt, der das Geschick Frankreichs und seiner Unterthanen in Händen hielt.

Der Offizier nannte dem von seinem Arbeitstisch aufblickenden Minister Gilbert's Namen und verließ das Gemach sogleich wieder.

In ehrerbietiger Haltung erwartete Gilbert die Anrede des Cardinals, dessen durchdringenden Blick er unter den tiefgesenkten Lidern forschend auf sich gerichtet sah.

„Sie suchen um eine Anstellung bei Hofe nach, Herr von Neuville,“ begann Richelieu das Gespräch, ein Schriftstück, in dem er gelesen, zu mehreren andern auf seinen Schreibtisch legend. „Sie fochten unter meinem Befehl vor Rochelle. Sie zeichneten sich aus. Ich erinnere mich dessen. In kurzer Zeit wäre Ihnen das Capitänspatent gewiß. Weshalb wünschen Sie das Heer zu verlassen? Welche Gründe haben Sie, eine vermuthlich glänzende militärische Carrière aufzugeben, um Hofmann und damit vielleicht gar mein Widersacher zu werden?“

Gilbert machte zu der letzten Bemerkung eine abwehrende Geberde und meinte dann zurückhaltend und mit verlegenem Lächeln:

„Ich habe Aussicht, Eminenz, mir ein eigenes Heim zu gründen und sehne mich deshalb nach einem festen Wohnort und einer weniger — lebensgefährlichen Thätigkeit.“

„Ach, Sie wollen heirathen! — Sind denn die Aussichten günstige?“

„Sie werden es hoffentlich bald, Eminenz,“ wich Gilbert zögernd aus.

„Also schlechte Aussichten! — Nun, ich will mich nicht in Ihre Herzenssachen drängen. Ihr Entschluß ist unwiderruflich, Herr von Neuville?“

„Unwiderruflich, Eminenz.“

„So, so! — hm, ich achte jeden unwiderruflichen Entschluß. Ich will Sie im Auge behalten. — Ihr Vater, Herr von Neuville,“ fuhr er jedoch mit einem Male mißtrauisch und mit unangenehmen Lächeln fort, das einen lauernden Zug um seinen verbissenen Mund aufkeimen ließ, „war übrigens, wie Sie wissen, nicht mein bester Freund und hielt sich zu jener Hofpartei, die nach Kräften meine Pläne zu durchkreuzen bestrebt ist.“

„Ich weiß es, Eminenz!“ bestätigte Gilbert mit fester Stimme. „Ich dagegen würde mich schon deshalb von jener Hofpartei fernhalten, weil ich eine Anstellung durch die Gnade Eurer Eminenz erbitte.“

Ein längeres Schweigen, während dessen Richelieu den jungen Mann mit durchdringenden Blicken betrachtete, wurde plötzlich durch eine Meldung des Schweizeroffiziers unterbrochen, der das Erscheinen des Herzogs von Orleans, des Bruders Ludwig XIII., ansagte.

Gilbert, der ehrerbietig zur Seite trat, entging das seltsame Zucken der fest aufeinander gekniffenen Lippen, das sich bei dieser Meldung in dem Antlitze des Cardinals bemerkbar machte. Denn dasselbe wandelte sich blitzschnell in ein gewinnendes Lächeln, als der Herzog eintrat und, ohne Gilbert eines Blickes zu würdigen, dem ihm mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen eilenden Staatsmanne einen kurzen Auftrag des Königs ausrichtete, der seit Tagen schon für seinen Minister nicht zu sprechen war und mit demselben ungnädigst nur durch Vermittelung des Herzogs verkehrte.

Der ehrliche Kriegsmann, der für das spitzfindige Ränkespiel eben so unermüdlicher wie gefährlicher Hofintriguen nur wenig Verständniß und noch weniger Sympathie hatte, ahnte nicht, daß über dem Haupte des gefürchteten Cardinal-Ministers ein Ungewitter stand, das sich verderblicher als je eins zuvor zu entladen drohte; er ahnte nicht, daß der Gefürchtete sogar schon auf seine Entfernung vom Hofe gefaßt war und daran dachte, wie er seine Schätze in Sicherheit bringen könne. Wie hätte er auch wissen sollen, daß die Königin-Mutter und die spanische Prinzessin Anna von Oesterreich, die Gemahlin Ludwig XIII., mehr als je an dem endlichen Sturze des verhaßten Feindes gearbeitet und nichts unversucht gelassen hatten, den König gegen denselben aufzuhetzen. Gilbert ahnte nicht, daß der Cardinal, der den Bruder seines königlichen Herrn soeben zur Thür und mit zuvorkommendster Höflichkeit weiter über den Flur bis zur Treppe begleitete, va banque spielte, und als das einzige und letzte, wenn auch gewagte Mittel, sich auf der Höhe seiner Macht zu erhalten, den Krieg gegen das gesammte Haus Oesterreich beschlossen hatte, um sich dadurch dem Könige geradezu unentbehrlich zu machen. Mit einer gewaltigen Fessel wollte er seine Gegner für immer lahm legen, mit einer Fessel, welcher nur noch ein Schlußglied fehlte, um zu vernichtender Wirkung zu gelangen.

Gilbert, der sich mit einigem Unbehagen seit einer Weile in dem Cabinet Richelieu's allein sah, hatte kein Arg, daß dicht vor ihm auf dem mächtigen Arbeitstisch die wichtigsten politischen Schriftstücke offen und unverschlossen liegen gelassen waren, an deren Geheimhaltung dem Cardinal Alles gelegen sein mußte, eben die Schriftstücke, auf Grund deren Richelieu jene Fessel für seine Gegner schmiedete, eben die Schriftstücke, denen als Schlußglied nur noch ein einziges, und zwar ein Vertrag mit dem Schwedenkönige fehlte, um als eine abgeschlossene Gruppe gewaltigster Machtmittel in der Hand des Bedrängten eine unwiderstehliche Waffe gegen seine Feinde zu bilden. In peinlichster Aufregung und Spannung erwartete Richelieu schon seit einigen Tagen den Feldcourier seines Bevollmächtigten, welcher mit Gustav Adolf, dessen Heere zur Zeit in Pommern und Brandenburg standen, jenen Subsidienvertrag abzuschließen beauftragt war, der die spanisch-österreichische Macht mit Erfolg zu bekämpfen, eine besondere Handhabe bieten sollte.

Gilbert hatte sich, seitdem Richelieu mit dem Herzog von Orleans das Cabinet verlassen, nicht von der Stelle gerührt, war vielmehr in Nachsinnen über die Aussichten seines Gesuches verloren gewesen, und schreckte nun unwillkürlich zusammen, als der Zurückgekehrte, dessen nahende Schritte auf dem schweren Teppich im Zimmer er überhört, plötzlich wieder neben ihm stand.

Erst als Richelieu wieder in sein Cabinet getreten war, hatte er sein Versäumniß erkannt und war über die zu fürchtenden Folgen desselben auf Augenblicke so bestürzt, daß er zuerst beinahe verblüfft und dann argwöhnisch von jenen Schriftstücken auf Gilbert, und von diesem wieder auf seine — wie er wähnte verrathenen — Geheimnisse starrte.

Eine längere Weile verharrte er in fieberhaft unruhiger Haltung, wie wenn er rathlos sei oder über einem schwierigen Ausweg grübelte. Endlich schien er seine Geistesgegenwart vollauf wieder gewonnen und eine Entschließung getroffen zu haben, denn kaltblütig, ohne weiter ein Wort mit Gilbert zu sprechen, schellte er und flüsterte dem eintretenden Schweizerofficier einige Worte in's Ohr.

Dann wandte er sich kurz dem jungen Manne zu.

„Ich werde Sie im Auge behalten, Herr von Neuville“, äußerte er leichthin. „Sie hätten wohl die Güte, mit Ihrem Begleiter noch einige Minuten im Vorzimmer zu warten.“

Als Richelieu sich gleich darauf allein sah, rief er seinen Geheimsecretär aus dem Nebenzimmer, dictirte ihm in eigenthümlicher Hast eine längere Verfügung in die Feder, die er mit seiner eigenhändigen Unterschrift und seinem Siegel versah, und trug ihm auf, das Schriftstück dem im Vorzimmer harrenden Schweizerofficier offen zu behändigen.

Gilbert war längst etwas beklommen zu Muthe, und es fiel ihm besonders auf, daß sein ehemaliger Kriegskamerad, der, — nachdem er jenes Papier in Empfang genommen, ihm mit einer stummen Aufforderung voraufschritt, ein brütendes Schweigen beobachtete.

„Was ist?" fragte er forschend, auf halbem Wege vor einer Treppennische stehen bleibend. „Geht das da etwa mich an?"

„Bitte, lesen Sie," versetzte der Officier kalt.

„Ein Haftbefehl?" schrie Gilbert erbleichend auf. „Gerechter Gott, — es ist unmöglich! — Was könnte man mir vorwerfen?"

Wie entgeistert starrte er auf das Papier, das er mit zitternden Händen vor sich hinhielt, und in dem zu lesen war, daß er in einer verschlossenen Kutsche sofort auf die Bastille abzuführen sei, dort aus Rücksichten der wichtigsten Staatsinteressen und zur Sicherung politischer Geheimnisse bis auf Weiteres in strenger Einzelhaft zu verbleiben habe, wenn auch unter ausdrücklicher Belassung seines Degens — da es sich keineswegs um eine entehrende Strafe, sondern nur um eine Abschließung handle, weshalb dem Gefangenen auch aller wünschenswerthe Comfort zu gewähren sei, jedoch unter der beständigen Drohung, sofort erschossen zu werden, wenn er es wagen sollte, sich mit irgend Jemandem in ein längeres Gespräch einzulassen.

„Wir dürfen hier nicht verweilen," mahnte der Officier den Fassungslosen.

„Lassen Sie mich zurück zum Cardinal," rief Gilbert erregt. „Es wird mir ein Leichtes sein, das Mißverständniß aufzuklären."

„Unmöglich!" lehnte der Offizier energisch ab. „Ich habe dem bestimmten Befehle Seiner Eminenz unweigerlich nachzukommen und rathe Ihnen zu Ihrem Besten, mir ohne Zaudern zu folgen. Die Kutsche wartet bereits unter dem Portal."

Daß jeder Widerstand vergeblich wäre, sah Gilbert sehr bald ein, und daß Richelieu seinen Willen mit eiserner Energie durchzuführen verstand, wußte er nur zu wohl. Auch war er im Gefühle seiner gänzlichen Unschuld überzeugt, daß seine Haft sich nur auf Stunden oder Tage erstrecken würde, und er mit einer sicherlich baldigst zu gewärtigenden Aufklärung über das seltsame Mißverständniß seine Freiheit zugleich erlangen würde.

„Nun gut," meinte er deshalb resignirt. „Ich werde Ihnen folgen. Um Eins jedoch möchte ich Sie herzlich bitten. Eine mir liebe und um mich besorgte Persönlichkeit muß erfahren, wie es mir geht."

Er hatte ein Blatt aus seinem Taschenbuche gerissen und mit flüchtiger Hand einige Zeilen niedergeschrieben.

„Lesen Sie, Herr Kamerad, hier auf der Rückseite finden Sie Namen und Wohnort der Betreffenden, und ich bitte Sie dringend, diesen Zettel an der bezeichneten Stelle abzugeben."

„Unmöglich," entschied der Offizier wiederum sehr kurz. „Ich würde meinen Hals riskiren."

„Lesen Sie!" bat Gilbert lebhaft und setzte mit einer Art Galgenhumor hinzu: „Es ist nichts als die ganz harmlose Mittheilung, daß ich in Folge eines Mißverständnisses bis auf Weiteres in der Bastille wohne."

„Geht nicht!" beharrte der Offizier kopfschüttelnd.

„Ich schwöre Ihnen," betheuerte Gilbert, „daß ich unschuldig bin, daß ich nicht einmal weiß, wessen man mich beschuldigen könnte. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich unschuldig bin."

Der Schweizer sah Gilbert einen Augenblick forschend an.

„Und wer wäre der Empfänger?"

„Baronesse Gabriac, — wie Sie hier sehen!"

Der Offizier sah unschlüssig vor sich hin.

„Fügen Sie, bitte, noch bei," entschied er endlich nach längerer Ueberlegung, „daß es Empfängerin zu ihrem Verderben gereichen würde, wenn sie auch um das Allermindeste über diesen Zettel da an irgendwen verrathen würde."

„Eine barbarische Drohung!" lächelte Gilbert tief aufathmend, — „aber da steht sie bereits. Ich werde Ihnen Ihre großherzige Theilnahme nie vergessen."

Der Offizier sah sich scheu nach allen Seiten um und nahm sodann den Zettel wie von ungefähr an sich.

„Aus alter Kameradschaft!" flüsterte er dem Verhafteten lächelnd zu. „Da darf man sich ja wohl nicht scheuen, einmal Kopf und Kragen zu riskiren."

Leichteren Herzens folgte Gilbert nunmehr dem Voraufschreitenden und hatte sogar einen nicht unfreundlichen Gruß für die beiden Schweizersoldaten, die bereits auf dem Vordersitze in der Kutsche Platz genommen hatten und, ihren Stutzen zwischen den Knien, auf das Erscheinen des Delinquenten warteten, um ihn unter ihrer Bedeckung auf die ehemalige Zwingburg der Bourbonen zu führen, in das furchtbarste Staatsgefängniß, das bis zum Ausbruch der großen französischen Revolution die Erde jemals getragen.

(Fortsetzung folgt).

Feuilleton.

Eisenbahn von Vera-Cruz nach Mexico. (Bild S. 220.) Eine so imposante Gebirgsscenerie, wie man sie selten vor Augen bekommt, öffnet sich unsern Blicken. Von der Hafenstadt Vera-Cruz durch die wildzerklüftete, himmelanstrebende Alpenwelt an schäumendem Wildwasser vorbei, über klaffende Abgründe und an senkrechten, mehrere tausend Fuß hohen Felswänden dicht dahin saust das Dampfroß, durch Gegenden, die noch vor einem Menschenalter kaum eines civilisirten Menschen Fuß durchschritt, bis es in der glänzenden Hauptstadt des centralamerikanischen Freistaates anlangt, jenes Staats, dessen mit fast unumschränkter Macht regierender vorletzter Präsident der erste Abkömmling der indianischen Race war, welcher einen Culturstaat mit ebenso viel Intelligenz als Energie beherrscht hat.

Bei der Wahrsagerin im Walde. (Bild S. 221.) Die alte Hexe hockt im tiefsten Dickicht bei ihrem Feuer und kocht wohl irgend ein Tränklein, — das vielleicht bestimmt ist, zur Liebe zu entflammen, vielleicht auch — wer weiß! — irgend ein mißliebiges, armes Menschenkind aus diesem Jammerthal vorzeitig in das bessere Jenseits zu befördern. Glücklicher Weise dürfen wir hoffen, daß die beiden anderen Frauengestalten, welche offenbar edlem Geschlecht entsprossen sind, von den bösen Künsten des Waldweibes keine in Anspruch nehmen, sondern entweder einen Blick in die Zukunft thun, oder schlimmstenfalls ein nicht allzu gewaltsam wirkendes Liebestränklein für gutes Gold von der unheimlichen aAlten einhandeln möchten.

Zwergmäuse und ihr Nest. Ein winziges, aber doch recht schädliches Völkchen, in dessen Familienleben unser Bild (S. 224) einen Blick gestattet. Klein genug sind selbst die Alten, um an schwankenden Getreidehalmen wie an Kletterstangen emporzuklimmen und sich beim Ausknabbern der vollen Aehren darauf behaglich hin- und herzuwiegen. Das fingergliedlange Junge schaut von dem Neste aus aufmerksam zu, bereiten sich also auf die spätere selbständige Aneignung seiner Nahrung vor, wenn nicht in den heißen Sommertagen des Landmann's scharfe Sense seinem räuberischen Dasein ein jähes Ende bereitet.

Die Gründung einer Journalistenschule, „School of Journalism", in London durch einen hervorragenden Redacteur des „Daily Telegraph", Mr. Anderson, ist ein Ereigniß, welches in den weitesten Kreisen der englischen Journalistik besprochen wird. „The Journalist" schreibt über Mr. Anderson: „Der jetzt reife Journalist hat während seiner geschäftlichen Mühen und Schwierigkeiten fortgesetzt Ursache gehabt, den vollständigen Mangel einer Hochschule oder Akademie zu beklagen, die den Zweck verfolgt, den Aspiranten der Presse die technischen Erfordernisse des Berufes zu lehren, und endlich nach langer eingehender Prüfung hat er, wie wir sehen, beschlossen, den Weg in dieser Richtung zu zeigen. Mr. Anderson

hat, wie er anzeigt, passende Localitäten gemiethet, wo er mit einem Stabe sachverständiger Hilfslehrer sich der Aufgabe zu widmen gedenkt, junge Leute in einem Studiencursus, der Artikelschreiben, Berichterstatten, Stenographie, Specialcorrespondenz, Kriegscorrespondenz, Leitartikel, Kunst- und dramatische Critik, sowie Redactionsgeschäfte umfaßt, auszubilden."

An anderer Stelle sagt dasselbe Blatt: „Mr. Anderson macht ein gewagtes Experiment. Wir sind weder Propheten noch Söhne von Propheten und machen uns deshalb nicht anheischig, eine Voraussage über das mögliche Endresultat des muthigen Versuches, eine practische Journalistenschule zu gründen, zu thun. Die Ankündigung weckt eine Frage, welche durch alle Zeit seit Bestehen des Journalismus erörtert worden ist, und die voraussichtlich in aller Zukunft discutirt werden wird, wenn Herr Anderson sich nicht stark genug zeigt, das Problem zu lösen. Die Frage ist diese: „Ist es möglich, die Kunst des Journalismus Jemandem „„anzulehren""? Oder andrerseits: „Ist es unbedingt nothwendig, daß alle die Kenntnisse, all' der Tact, all' die Urtheilskraft, all' das savoir faire und all' die Willenskraft, die erforderlich sind, um einen vollendeten Journalisten auszumachen, aus der inneren Kraft des angehenden Journalisten entwickelt werden müssen?"

Das sind die großen Fragen, über welche Mr. Anderson als ein Sachverständiger zu einem Urtheil gelangt ist. Er sagt, daß es in der That möglich ist, unter gewissen gegebenen Bedingungen einem Menschen zu lehren, wie er Journalist werden kann. Die Gefahr, welche vor ihm liegt, wenn eine solche vorhanden, liegt in dieser Richtung: wenn er sich nicht bemüht verständlich zu machen, daß er gewisse unentbehrliche Bedingungen an seine Schüler stellt, bevor er sich der Aufgabe unterzieht, ihnen zu zeigen, wie sie Journalisten werden können, ist zu fürchten, daß das gewagte Werk mißlingt. Es würde selbst für den erfahrensten Journalisten nutzlos sein, die Pflichten eines Leiters („coach") für einen jungen Mann zu übernehmen, der nicht bereits ein Gentleman und ein Mann von Welt, soweit ihn seine Jahre dazu befähigen, und der nicht auch ein Gebildeter ist in dem Sinne, daß er sich fähig zeigt, seine Sprache mit wenigstens elementarem Verständniß des Werthes der Worte und der Satzbildungen zu schreiben. Es müßte also als Grundbedingung gelten, daß Mr. Anderson's Bestreben dahin geht, Gebildete und Gentleman zu Journalisten auszubilden. Der erste Einwand gegen seinen Plan, der in den Meinungen vieler Männer, die bereits schwer im Fache arbeiten, sich erheben wird, wird ihnen aus dem Gesichtspunkte eingegeben werden, daß schon jetzt die Reihen der Armee überfüllt sind, daß Männer todt niedersinken auf dem Marsch und daß die Bürde, sie und die Verwundeten mitzuschleppen, schon schwer lastend auf den Kämpfern des ersten und zweiten Gliedes ruht. So würde es scheinen, daß Mr. Anderson im Begriff steht, einer hart arbeitenden Körperschaft von Männern, auf welcher die schwere Hand der Concurrenz schon allzu drückend liegt, ein ernstes Unrecht zuzufügen.

Dieser Einwand würde berechtigt sein, wenn nicht die Qualität in Frage käme. Es ist wahr, daß Mancher versucht. Journalist zu werden, und daß er sich darin täuscht. Da sind Leute, die glauben Journalist werden zu können, weil sie Stenographen sind und nichts weiter. Andere suchen das Publikum zu belehren, weil sie Erfahrungen aus früher von ihnen bekleideten Aemtern haben: als Seecapitäne, als höhere Militärs oder als Leute, die im Strome des Lebens als Kaufleute oder in hohen Gesellschaftskreisen waren (as men who are in the swim „in the city or in the West-End"). Alle diese bischen von Kenntnissen sind nützlich, aber sie genügen durchaus nicht, um die Grundlage für einen Journalisten zu bilden, Diese Männer, die solche Brocken und Splitter vom Journalismus besitzen, verunglücken ganz oder theilweise. Dagegen ist ein absoluter Mangel an solchen Leuten, welche die Anforderungen der höchsten Klassen der Presse, nicht allein in London, sondern auch in den Provinzen erfüllen. Es giebt Zeitungsbesitzer in London und in der Provinz, welche Mann auf Mann engagiren, in der aussichtslosen Hoffnung, einen Journalisten ersten Ranges zu finden. Einen nach dem Anderen versuchen sie und finden ihn zu leicht. Oft möglicherweise auf Grund des Characters des Herausgebers selbst, oft auch wegen der physischen Unzulänglichkeit des Aspiranten, im Allgemeinen aber wegen der mangelnden Kenntniß von den Bedingungen, unter welchen eine erfolgreiche Stellung im Journalismus erreicht werden kann. Das Resultat ist verhängnißvoll, und alle Zeitungschefs verzweifeln daran, die Combination von Bildung, savoir faire, Fleiß und Ausdauer zu finden, welche für eine Stellung als erster Artikelschreiber, Specialcorrespondent oder verantwortlicher Redacteur nothwendig ist. Die Consequenz ist, daß begabte Leute in Verzweiflung umherwandern „in the Strand, in Fleet-street, in Manchester p. p." weil sie versuchten, Meister zu sein in einem Fach, in welchem sie nie Lehrlinge waren. Diesen Uebelständen abzuhelfen, will Mr. Anderson mit seiner „Journalistenschule" versuchen. Wenn er Erfolg hat, wird er voraussichtlich die Zahl der hilflosen Personen nicht vermehren, welche jetzt die „Rangers on" der großen Preßarmee bilden. Er wird möglicherweise Kämpfer für die Hauptbataillone und Waffenmeister heranbilden, welche ihren weniger begabten Collegen den Weg zum Siege zeigen werden.

Zwergmäuse und ihr Nest.

Ein geistliches Festspiel früherer Zeit. Der Erzbischof Marx Sittich, der von 1612—1619 über Salzburg als unmittelbarer Reichsfürst herrschte, war ein besonderer Liebhaber von Aufzügen und Mummereien zur Verherrlichung der Religion. In der Fastenzeit von 1619 ließ er durch die Bruderschaft der heiligen Monika — „die fünf Sinne des Menschen" aufführen. In der Salzburger Pfarrkirche neben dem Hochaltar war eine Schaubühne errichtet, wo unter Musik die allegorische Vorstellung vor sich ging. Zuerst hielt ein frommer Eremit einen Vortragüber die fünf Sinne, ihre gute und ihre sündhafte Anwendung. Hierauf erschien auf der Bühne eine „üppige, hoffärtige" Jungfrau, welche den „Fürwitz" verkörperte. Vorne trug sie ein schönes Kleid, rückwärts aber die Maske eines Todtenschädels und ein Sterbehemd. Das zweite Bild zeigte papierne Wolken, die sich unter Posaunenten öffneten und zwei Todte sehen ließen, die sich aus ihren Gräbern erhoben und erzählten, daß sie durch die Posaunen des jüngsten Gerichtes geweckt worden seien. Dann erschien der heilige Hieronymus mit Bibel, Todtenkopf und Kruzifix und hielt eine Rede in Versen, daß der Mensch alle weltliche Musik, Gesänge und Liebesworte fliehen und sein Ohr nur der Predigt und dem Miserere leihen solle.

Der „Geschmack" wurde durch das erste Menschenpaar dargestellt, das den Apfel vom Baume der Erkenntniß pflückte. Der Engel Gottes verstieß sie und ermahnte die Zuschauer zur Buße. — Den „Geruch" brachten zwei Jungfrauen, die duftende Blumen und Specereien in den Händen hielten. Hiob auf seinem Strohbund zerriß die Blumen, verschüttete die wohlriechenden Wasser und lehrte, man solle den Geruch der Tugend in Ehren halten. — Nun wurde das „Gefühl", das „Greifen" dargestellt. Auf einem Tische lag ein Geldsack. Ein Wucherer erschien, pries Geld und Hut und zählte die Goldstücke aus dem Beutel. Da trat der Teufel auf, ergriff den Gottlosen und schleuderte ihn in den Schwefelpfuhl der Hölle. Dann warnte der Eremit vor allem sündhaften Begehren, „Haschen und Ergreifen", worauf noch eine ausführliche Predigt die Feier beschloß. — Hans Markart hat die fünf Sinne bekanntlich anders aufgefaßt!

Kl.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 29. Unterhaltungs-Beilage. April.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von Otto Roquette.

Fortsetzung.

Das Concert, welches in einem kleinen Saale stattfand, versammelte nur eine ausgewählte Gemeinde von Kunstfreunden. Obgleich Hildegard diesen Musikabenden ihre besondere Gunst schenkte, fühlte sie sich heute zerstreut und nach dem zweiten Quartett sagte sie Gottwald, ob es ihm recht wäre, wenn sie den Saal verließen? Er war bereit, sie nach Hause zu begleiten. In der Nähe des Ausgangs fanden sie Degenhart, der sich, als verstände es sich von selbst, ihnen anschloß. Bei ihrem Hause angelangt, lud Hildegard die Freunde ein, den Thee mit ihr zu nehmen und die Rückkehr der Mutter zu erwarten.

Nachdem sie sich vom Tische erhoben und in Hildegard's traulichem Zimmer um die Lampe Platz genommen hatten, suchte und fand Gottwald die Zeichnung und legte sie vor Lothar nieder.

„Unser Kobold!" sagte Degenhart lächelnd. „Unverkennbar. Und doch sehr geschickt gemacht!"

„Also ist es wirklich ähnlich!" entgegnete Gottwald. „Ich möchte nur wissen" — fuhr er fort, indem er auf ein allgemeines Gebiet lenkte — „worin der Reiz solcher Zeichnungen besteht? Die Photographie ist doch ausführlicher, ich möchte sagen plastischer, und doch fesseln mich die Zeichnungen, welche Fräulein Hildegard für ihr Album gemacht hat, bei weitem mehr, als die photographisch aufgenommenen Gesichter."

„Weil", entgegnete Lothar, „eine kundige Hand nur die nothwendigsten Umrisse mit Verständniß wiedergegeben hat, im Uebrigen aber der Phantasie freien Spielraum läßt. Es ist die Vermittelung durch eine andere Individualität, welche uns bei einer solchen Zeichnung anzieht. Die Photographie will auf technischem Wege ein vollkommenes Spiegelbild geben, muß aber alles Zufällige dabei mitnehmen. Ja, sie scheint es auf das Nebensächliche förmlich abgesehen zu haben. Ein Fleckchen, eine Falte treten wie eine Hauptsache hervor und müssen, um der Eitelkeit des Originals willen, erst sorgsam ausgelöscht und ausgeglichen werden. Weil sie gar zu vollkommen sein will, wird sie unvollkommen und kann nicht zur Kunst werden. Wir freuen uns wohl zuweilen, die Gesichter derjenigen, die uns werth sind, so billigen Kaufs zu besitzen — aber wie sehen sie nach einigen Jahren aus? Das Handwerk, noch so geschickt ausgeübt, kann nicht die Kunst ersetzen."

„Man legt heutzutage zu viel Gewicht auf das sogenannte Kunsthandwerk, welches eigentlich ein Widerspruch in sich selbst ist und die Kunst nur beeinträchtigt. Es kann höchstens ein Mittel für sie sein; aber man macht das Mittel schon zur Hauptsache. Die einfachste Zeichnung eines Gesichtes von künstlerischer Hand kann unendlich anregen, während der besten Photographie etwas Gespenstisches anhaftet, welches wohl geradezu abstoßend wirkt. Ich gehe soweit, die alten, schwarzen Silhouetten in Schutz zu nehmen. In solche bescheidene Umrißlinien kann man oft lange hineinsehen und viel darin finden, — ohne dabei gerade Physiognomik lernen oder lehren zu müssen."

„Was wir in dem kleinsten, wie in dem größten Bilde sehen," sagte Hildegard, „hängt doch wohl von uns selbst ab, von unserer Stimmung oder unserer ganzen Natur. Wer etwas kritisch betrachtet, kommt meist zu anderen Ergebnissen, als wer es nur menschlich auf sich wirken läßt. Ich denke, es ist mit der landschaftlichen Natur nicht anders. Wie sie daliegt, ist sie Jedem etwas Anderes. Der Eine sieht die einfachsten Zusammenstellungen und freut sich daran, empfängt sogar eine Anregung von ihnen, während der Andere sie gar nicht beachtet und kaum begreift, wie man sie beachten könne. Er braucht Alpengipfel, italienische Inselfelsen und das Meer, Dinge, die Vielen unbekannt und fremd sind, und die sie nur mit den Augen fassen können, nicht mit der Empfindung. Diesem gewährt die Natur im Kleinen Freude, Beruhigung, Erquickung; im Großen erschreckt sie ihn. Im Ganzen ist sie den Einen lindernder Balsam für das Gemüth oder giebt ihnen Stoff zur Gestaltung, den Andern ist sie nur Decoration, angenehmer Hintergrund für das Dasein."

„Gewiß," entgegnete Lothar. „Nur möchte ich den Stoff zur Gestaltung allein auf den Landschaftsmaler angewendet wissen. Von uns Laien, die wir nichts zu gestalten haben, kann nicht die Rede sein, doch für den Künstler ist die umgebende Natur nicht

von großer Bedeutung. Was aber den lindernden Balsam für das Gemüth betrifft, so bestreite ich ihn durchaus. Wer mit zerrissenem Herzen, wer mit tiefem Seelenweh auch der schönsten Landschaft gegenübertritt, er wird von ihr keinen Trost, keine Erlösung empfangen. Die Blicke kann sie eine Weile fesseln, die Gedanken etwas ablenken, zerstreuen, vielleicht aber auch das Gegentheil bewirken. Was man so von der heilenden Macht der Natur redet, ist Fabelwerk und beruht nicht auf Erfahrung. Ein einziges Menschengefühl wirkt mehr, als alle landschaftliche Natur. Die Theilnahme, die uns in schmerzlicher Trauer plötzlich eine menschliche Erscheinung einflößt, beruhigt, kräftigt, fördert oft erstaunlich, und wir fühlen, daß wir nach Verlusten etwas wieder gewonnen haben!"

„Aber", — wendete Gottwald ein, der von solchen Erfahrungen noch nichts wußte und die Schönheit der landschaftlichen Natur mit leichtem Herzen nur auf Fußwanderungen zur Ferienzeit rein genossen hatte — „aber der Eindruck der Natur wird ja doch sonst überall anerkannt. Von ihrer Herrlichkeit singen tausende von Liedern, und wir tragen singend dieselbe wieder in's Freie hinaus. Fühlen wir, die wir keine Dichter sind, uns in der Natur schon in poetischer Stimmung, so muß sie dem Dichter doch noch mehr bieten. Die Einwirkung der Natur auf die Dichtung ist doch nicht abzustreiten!"

„Vielleicht ist auch das eine übertriebene Annahme!" meinte Lothar. „Trennen wir uns einmal von der landläufigen Vorstellung, die in dem Dichter immer nur, oder in erster Reihe, den Lyriker sieht. Was bietet die landschaftliche Natur der dramatischen Dichtung? Selbst demjenigen ihrer Jünger, der eine herzliche Zuneigung zu ihr hat? Was kann er bei seinem dichterischen Schaffen von ihr empfangen und brauchen? Stofflich so gut wie gar nichts. Sie kann höchstens seine Bildersprache vermehren. Sein Gebiet ist die innere menschliche Natur, der Character, die Bewegung des Lebens. Dasselbe ist in der epischen Dichtung oder in der Erzählungskunst der Fall, obgleich sie dem Eingreifen der umgebenden Natur einigen Raum verstattet. Aber die Naturmalerei ist in der Dichtung etwas sehr gefährliches. Ein Landschaftsbild, das wir mit den Augen als Ganzes umfassen, können wir wohl eine Stunde lang, und wiederholt betrachten. Eine Schilderung desselben in Worten, darin die Theile aufgezählt werden, müßte, wenn sie eine Stunde lang währte, eine ganz verzweifelte Wirkung thun! Auch die vollendet schönsten Beschreibungen ermüden auf die Länge. So bliebe die Einwirkung der Natur auf die Dichtung eigentlich nur der Lyrik. Allein ich behaupte, daß auch das im Ganzen überschätzt wird. Freilich darf man nicht an die Tausende von Gedichten denken, in deren Versen wiederholt wird, daß der Wald grün und schattig ist, daß im Frühling die Blumen blühen und die Vögel singen, und etwa noch im Hintergrunde die Berge blau schimmern. Man soll die Spreu vom Weizen säubern. Der echte Lyriker, dessen Fundgrube die poetische Stimmung ist, wird von der Natur manche Anregung empfangen, vorwiegend doch die äußeren Mittel zur Gestaltung. Ob sie ihn menschlich fördert, ob sie ihm Trost, — Beruhigung giebt — ich weiß es nicht, und — beinahe zweifle ich daran! Was ihn tröstet und beruhigt, ist, daß ihm künstlerisch etwas gelungen. Die Kunst war's, der er verdankte, was er von der Natur erwartete und ihr vielleicht zuschrieb!"

Hildegard's Augen glänzten, sie schien ganz einverstanden. „Ich will nichts Allgemeines sagen, sondern nur meine eigene Erfahrung aussprechen!" rief sie. „Auch ich habe für das, was ich etwa auf dem Herzen hatte, in der sogenannten schönen Natur noch kein Heilmittel gefunden, sondern mein Sorgenbündel immer heimgebracht, der Kunst dagegen verdanke ich in allen Lebenslagen und Stimmungen unbedingte Beruhigung und neuen Lebensodem. Ich rede nicht von der Musik, auf die Sie mich, meines Gesanges wegen, vermuthlich angewiesen glauben. Wenn man recht im Innersten betrübt ist, kann man nicht singen — auch nichts Trauriges. Ich meine die bildende Kunst, ja ich bekenne, daß es die entsagungsvollste von allen Künsten ist, die Plastik, welche diese Heilkraft auf mich übt. Ein Gang durch den marmornen Heroen- und Göttersaal, in seiner hehren Einfachheit und Ruhe hat mir stets das Gefühl innerer Befreiung gebracht."

Lothar verneigte sich schweigend vor Hildegard, während Gottwald sich von dem Gedanken bewegt fühlte, was für Sorgen denn die schöne, glänzende Hildegard in ihrer Lebensstellung auf dem Herzen haben könne? Schnell aber ergriff er das Wort und sagte: „Dann hätte die Kunst doch aber große Vortheile über die Natur?"

„Die hat sie auch unter Umständen!" entgegnete Lothar. „Wir sprechen aber nur von der landschaftlichen Natur und dem Einfluß, den man ihr beilegt. Man braucht sie darum nicht zu unterschätzen! Der Landschaftsmaler hat lange bei ihr in die Schule zu gehen, um in ihre Geheimnisse zu dringen. An der menschlichen Natur aber, sowohl an der äußeren Gestalt, wie an ihrem Character, an der Ergründung ihrer psychologischen Räthsel studirt die Kunst seit Jahrtausenden, und soviel sie auch geleistet, ihr bleiben immer noch Aufgaben, und sie wird deren wohl in Ewigkeit finden. Was allein die Kunst der Plastik in der Blüthezeit des Alterthums ihr abgenommen hat, steht auch mir unendlich hoch, und ich verstehe ganz die Stimmung, welche unsere Freundin unter den marmornen Heroen empfindet. Dennoch —"

Gottwald beschloß, schon morgen, sobald das Museum geöffnet würde, in den Antikensaal zu gehen, wenn auch ohne Sorgenbündel, um ganz wie seine Freunde empfinden zu können.

„Dennoch", fuhr Lothar fort, „steht mir die Kunst der Dichtung am höchsten. Und glücklicherweise werden uns die Thüren zu ihr nicht auf nur wenige Stunden geöffnet, wir dürfen die reiche Welt um uns versammeln, die Musen werden uns zu Hausgenossen. Ein Gedicht von Goethe, eine Stelle aus der Odyssee, ein Blick in Shakespeare's Menschenwelt bringt Freude, Erhebung, ja beinahe Versöhnung mit dem Tageströdel, der uns umgiebt. Und zwar bekenne ich — obgleich ich das Schauspiel sehr gern besuche, daß ich den rechten Genuß eines dramatischen Gedichtes doch nur beim Lesen desselben habe. Wer kann überall eine gute Darstellung erwarten? Ich will zwar eine mittelmäßige auch nicht anfechten lassen. Allein den eigensten Schritten des Dichters folgt man und seinen eigensten Willen vernimmt man doch nur, wenn man sein Werk ohne fremde Vermittelung vor sich hat."

„Sein volles Recht geschieht aber dem Drama damit nicht!" sagte Gottwald. „Es gehört auf das Theater!"

„Ja, und ich wünsche, daß ihm stets sein volles Recht werde!" entgegnete Lothar. „Nicht überall aber wird ihm, wo es sein Recht empfängt, zugleich das vollste Verständniß zu Theil werden."

Die Unterhaltung wurde in dieser Weise hin und her springend, fortgeführt. Eine Stunde verging den Betheiligten im Umsehen, und alle drei fühlten sich lebhaft angeregt und um so froher, als sie sich meist einverstanden erkannten. Da ergriff Gottwald in jugendlich überquellender Herzenswärme plötzlich die Hand Hildegard's und Lothar's, zwischen welchen er saß, und rief:

„Ach, wir drei sollten immer so vereinigt bleiben! Kann es denn auf der Welt etwas Schöneres und Besseres geben, als wenn wir drei beisammen sind?"

Ein leiser Händedruck von Hildegard's Seite, sagte ihm, daß er verstanden sei, während ein stärkerer ihn der Uebereinstimmung Lothar's versicherte. Da war es, als ob ein elektrischer Schlag hin und her, plötzlich durch vier Hände ginge, um in der Brust des Leiters plötzlich wie ein Funke aufzublitzen. Gottwald fühlte sich wie durchzuckt — ein rascher Blick nach rechts und links brachte ihm eine überraschende Erkenntniß. Lothar und Hildegard liebten einander! Er wußte es mit einem Mal. Es war der Vorgang einer Secunde.

Hildegard löste rasch ihre Hand aus der seinigen, auch Lothar zog die seine zurück. Es entstand nach dem lebhaften Gespräch eine plötzliche Stille. Keiner wagte ein Wort zu sagen, es war, als ob Jeder sich von dem Anderen innerlich ertappt fühlte. Das Schweigen hätte peinlich werden können, wenn ihnen nicht Hilfe gekommen wäre.

Ein Wagen fuhr vor, und Lothar, schnell sich erhebend und durch das Fenster sehend, erklärte, daß Frau von Tenneberg heimkehre.

Die Hausfrau trat bald darauf ein, freute sich, die Jugend noch beisammen zu finden, und wußte gleich einiges Erheiternde zu berichten.

Lothar empfahl sich bald darauf und Gottwald schloß sich ihm an. Sie schritten schweigend nebeneinander durch die Straßen, es war auch keine günstige Zeit zur Unterhaltung. Eisig wehte der Decemberwind um die Ecken, die Schneeflocken trieben und jagten einher und hüllten die wenigen abendlichen Wanderer schnell in weiße Decken. An einer Straßenwendung ergriff Lothar schnell die Hand seines Freundes und rief im herzlichen Tone:

„Gute Nacht, mein Kobold! Gute Nacht für heut!"

Gottwald war allein und beschleunigte seine Schritte. Sie liebten einander! Das stand fest. Ob sie das Bekenntniß schon getauscht hatten? Er zweifelte schon daran. Aber es mußte ja kommen — und sie gehörten zu einander! Ob er dabei verlieren würde? Was war er ihnen? Was konnte er ihnen sein? Fragen auf Fragen drängten auf ihn ein. Er gönnte ihnen jedes Glück, und doch überfiel ihn eine tiefe Traurigkeit. Wo unter dreien zwei sich finden, wird der Dritte überflüssig! Er war über sich selbst erschrocken, als er, in seinem Zimmer angelangt, ungewohnte Thränen über seine Wangen strömen fühlte.

Fünfzehntes Capitel.

Frau v. Tenneberg hatte das Bedürfniß, sich Jemand mitzutheilen, Jemand um Rath zu fragen in Betreff der unglücklichen Frau, die nun in einigen Tagen aus dem Spital entlassen werden sollte. Sie galt für genesen, obgleich der Arzt wenig Hoffnung gab, daß sie, bei ihren zerrütteten Lebenskräften, ein höheres Alter erreichen werde. Um so mehr mußte für sie gesorgt, ihr ein Unterhalt geschaffen werden. Frau v. Tenneberg war bereit, das auch wohl für sich allein zu unternehmen, jedoch es schien ihr Pflicht, wenigstens den Versuch zu machen, sie ihrer Familie im Stillen wieder anzunähern. Mit wem sollte sie darüber verhandeln? Nachdem sie jeden möglichen Schritt reiflich erwogen hatte, beschloß sie, sich dem Freiherrn, ihrem Schwiegervater, anzuvertrauen und seine Ansicht darüber zu hören. Der alte Herr war im Laufe von wenigen Tagen in eine Beziehung zu ihr getreten, die sie zu solch' einem Beschluß berechtigte. Seine Besuche bei ihr hatten sich wiederholt, die Damen waren nebst Lothar dann auch seine Gäste im Gasthofe gewesen, die Familieneinigung schien durchaus hergestellt.

So begab sich Frau von Tenneberg eines Morgens schon bei guter Zeit zum Freiherrn. Bei diesem war das Zeitungslesen noch kaum beendet, doch empfing er seine Schwiegertochter mit großer Höflichkeit. Ihr frühor Besuch ließ ihn errathen, daß sie etwas von Belang mit ihm zu verhandeln habe, und so gab er seine Winke, welche jede Störung abwiesen.

Die wackere Dame theilte ihm das traurige Wiedersehen Alma's mit, berichtete von ihrem Zustand, ihrer Lebenslage, und fügte einiges hinzu, was sie von der Vergangenheit der Unglücklichen wußte, der Freiherr aber vielleicht vergessen haben konnte.

Dieser hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und wußte sofort, was er thun werde.

„Es ist mir lieb, daß sie die Angelegenheit in meine Hand legen!" sagte er. „Ich begebe mich noch heut zum Hofmarschall und trage ihm den Fall vor. Besorgen Sie nichts für Ihre Pflegebefohlene — den Namen hab' ich vergessen — still! Es ist mir lieber, ich weiß ihn nicht, dann brauche ich ihn, — in gewissem Falle — nicht zu nennen."

Frau von Tenneberg verließ den alten Hern, doch etwas besorgt und ihren Schritt beinahe bereuend, denn das rasche Entgegenkommen, welches fast wie ein hastiges Zugreifen aussah, befremdete sie.

Der Freiherr aber rüstete sich sofort zu seinem Besuche und ließ anspannen. Es war ihm wirklich angenehm, seiner Schwiegertochter gefällig zu sein, es waren aber auch noch andere Beweggründe da, die ihn reizten. Toska, durch die er sich in der letzten Zeit so vielfach belästigt gefühlt, über die er sich sogar hatte ärgern müssen, Toska sollte in ihrem Hochmuth etwas gedemüthigt, sogar geduckt werden. Außerdem regte sich in ihm der alte Dämon gegen seinen lieben Freund, den Hofmarschall, dem er immer noch manche Vergeltung schuldig zu sein glaubte. Und als er nun, noch in der Vormittagsstunde, bei Frau von Saalfeld eintrat, kam diese ihm mit offenen Armen ententgegen. Da er auch den Hofmarschall zu sprechen wünschte, schickte sie sofort nach ihrem Schwiegervater. Toska witterte, daß etwas Besonderes von dem Besuche zu erwarten sei, denn der Oheim erschien gemessen in seinem Benehmen, und doch leuchtete etwas verstohlen auf in seinen Augen. Eine freudige Ahnung durchfuhr sie. Hatte er etwa sein Testament gemacht — und zu ihrem Vortheil? Und kam er, um es ihr und ihrem Schwiegervater unter der Hand mitzutheilen? Wußte sie doch, daß er in der Stadt mit seinem Rechtsanwalt allerlei zu thun gehabt. Sie war plötzlich in der freudigsten Stimmung und überschwänglich in Zuthunlichkeit für den theuren Onkel. Nicht lange, so erschien auch der Hofmarschall und begrüßte den Gast mit formgewandter Herzlichkeit. Sie saßen recht behaglich plaudernd beisammen, als der Freiherr den Mund öffnete und begann:

„Nun aber zu einer Sache, welche Ueberlegung fordert!"

Aber als er nun die Sache vortrug, wurden die Gesichter seiner Zuhörer fahl vor Schreck, und das Entsetzen sprach aus ihrem Schweigen. Der Hofmarschall saß mit krampfhaft ineinander geschlungenen Händen und blickte rathlos zu Boden. Toska aber faßte sich schnell:

„Die Person darf nicht wiedererscheinen!" rief sie. „Um keinen Preis! Sie ist die Schande ihrer Familie. Es wäre schmachvoll für mich und meine Töchter, für das ganze Haus, wenn sie öffentlich aufträte, um alte Rechte geltend zu machen."

Der Freiherr entgegnete, daß sie dazu schwerlich geneigt sein werde, daß es sich vielmehr nur darum handle, eine Unglückliche zu unterstützen, und — wenn möglich — ihr zu verzeihen.

Der Hofmarschall, denn doch tiefer ergriffen als seine Schwiegertochter, stammelte etwas von einer Abfindungssumme, Toska aber fuhr ihm durch die Rede:

„Nimmermehr!" rief sie, „die Person würde wiederkommen, es wäre das Aergste von ihr zu gewärtigen. Sie muß hinweg, aus der Stadt! Durch die Polizei muß sie weggeschafft werden!"

„Eine solche Maßregel würde nur zur Veröffentlichung des Geheimnisses beitragen," entgegnete der Freiherr.

„Jeder Eclat muß vermieden werden, es versteht sich!" rief der Hofmarschall kleinlaut. „Allein, wie kommen gerade Sie dazu, theurer Freund, für diese Angelegenheit einzutreten?"

Toska aber war aufgesprungen, und von Leidenschaft fortgerissen, ergoß sie sich in den heftigsten Schmähungen über das „verruchte Geschöpf", ja, sie ging so weit, die ganze Familie anzuklagen, in welche sie selbst durch ihre Heirath gekommen war. „Ich gehe zum Polizeipräsidenten," rief sie endlich, „ganz heimlich in der Nacht soll er sie fortschaffen lassen. Ich habe keine ruhige Stunde, so lange sie hier ist und unsere gesellschaftliche Stellung gefährdet. Welchen Namen führt sie jetzt? Wo ist sie?"

Der Freiherr wagte einen Schreckschuß. „Da ich so wenig Entgegenkommen finde," sagte er, „werde ich mich hüten, ihren Namen zu nennen. In ihrem jetzigen Aufenthalt aber bleibt sie selbst vor der Polizei wohl geborgen, wenn man mich nicht zu einem starken Eclat herausfordert. In Schloß Alt-Tenneberg ist sie, und unter meinem Schutz. Dort mag sie sterben, oder — auch am Leben bleiben — wie es kommt!" Dem Freiherrn war ein solcher Gedanke wirklich eben durch den Kopf gefahren, und er theilte als Thatsache mit, was ihm als Rettungsplan nur eben vorschwebte.

Die Wirkung war erstaunlich. Der Hofmarschall wollte sich an seine Brust stürzen, wurde jedoch durch eine Armbewegung

des Freiherrn höflich zurückgehalten. Toska aber schrie förmlich auf vor Entsetzen, wollte das Unerhörte weder fassen noch wahrhaben, und geberdete sich in einer Weise, daß der Oheim während ihres Schreiens die Worte: „Miserables Weib!“ vor sich hin murmelte. In diesen Auftritt trat der Oberstallmeister hinein, der eben nach Hause gekommen war. Er wurde über den Gegenstand der Aufregung verständigt. Auch er erschrak, allein als practischer Mann übersah er sofort die Sachlage. „Es muß vor Allem für Alma gesorgt werden,“ sagte er, „alles Weitere findet sich.“

Seine Gattin drang wortreich auf ihn ein, sich persönlich in nichts zu mischen, er aber fuhr sie ungeduldig an:

„Das ist meine Sache! Dir aber rathe ich, davon zu bleiben! Alma ist meine Schwester — was immer auch aus ihr geworden sein mag! Noth soll sie wenigstens nicht leiden!“

Der Freiherr erhob sich, um den Schauplatz zu verlassen, nicht ohne dem Stallmeister einen auffordernden Blick zuzuwerfen, den dieser zu verstehen schien. Er folgte dem Alten zur Thür.

Da sprang Toska auf, stellte sich vor ihren Gatten mit festgeballten Händen und schrie: „Kurt! Wenn Du etwas Aufsehenerregendes wagst — ich sage Dir, — ich sage Dir —!“

„Kurt! Lieber Kurt — keinen Eclat!“ flehte der Hofmarschall dazwischen. „Ich beschwöre Dich, keinen Eclat!“

„Daran kann auch mir nichts gelegen sein!“ gab der Stallmeister zurück. „Ich werde thun, was ich für meine Pflicht halte.“

Er begleitete den Freiherrn bis zum Wagen, wo er ein kurzes Gespräch mit ihm hatte. Der Alte verwies ihn an Frau von Tenneberg, in deren Hand die Sache bisher gelegen, und Kurt dankte ihm für seine Vermittelung mit dem Entschluß, sich in seinem Vorhaben durch Niemand hindern zu lassen.

Der Freiherr aber stellte Betrachtungen über das Betragen seiner Nichte und ihres Schwiegervaters an, die dann nicht ohne Rückwirkung auf sein eigenes langjähriges Verhältniß zu seiner Familie blieben. Mißbilligte er gleich Toska's und des Hofmarschalls furchtsame Herzlosigkeit, und zwar so stark, daß er sich ein für allemal von ihnen geschieden fühlte, so hatten diese beiden doch wenigstens einen Grund, da sie sich durch ein Mitglied ihres Hauses in ihrer Ehre gekränkt wußten.

Aber welche ernstere Ursache hatte er, der Freiherr, gehabt, sich von seiner Familie zu trennen, so bitter gegen sie zu empfinden, so feindselig gegen sie aufzutreten? Er hatte sie nun Alle wiedergesehen, eigentlich erst kennen gelernt, tüchtige und vortreffliche Menschen in ihnen erkannt. Er mußte sie umsomehr als solche schätzen, da sie ihm die lange Trennung nicht nachgetragen, ihm die Rückkehr zu ihnen so leicht gemacht. Sie standen vor der Welt in hoher Achtung, kein Makel haftete an ihnen — sein grillenhaftes Vorurtheil allein hatte sie ihm verdunkelt und in die Ferne gerückt! Es war nicht zum ersten Male, daß diese Erkenntniß in ihm auftrat, aber sie war ihm in den letzten Wochen ganz zum Bewußtsein gekommen. Allein bei langer Reue wollte er sich jetzt nicht aufhalten, denn es war eine glückliche Stimmung, die ihn erfüllte; er wollte in der Zeit, die ihm noch blieb, gut machen, was er versäumt hatte, er wollte nicht mehr nur dem Namen nach Großvater und Urgroßvater sein.

In seiner Wohnung angelangt, fand er den Tisch für zwei gedeckt, und erfuhr von Mack, daß Gottwald, den er in der letzten Zeit seine Wege nach Gutdünken hatte gehen lassen, mit ihm speisen wolle. Es war ihm recht, er wünschte noch Einiges mit ihm zu besprechen; denn für den nächsten Morgen war seine Heimreise endlich festgesetzt worden. Am Nachmittag sollte ein Abschiedsbesuch bei seiner Schwiegertochter, dann aber mußten noch einige rückständige Besorgungen zum Fest gemacht werden. Denn da es doch seit manchen Jahren wieder eine Weihnachtsbescheerung galt, regte sich in ihm auch von Neuem die Lust an Freigebigkeit, und sein Gepäck für die Rückreise wurde zu Mack's frohem Erstaunen immer umfangreicher.

Er fand seinen jungen Hausgenossen heut bei Tische schweigsamer als sonst, auch erschien er nicht mit von der Winterluft frischer gerötheten Wangen, sondern auffallend blaß. Der Alte hatte sich längst gewöhnt, in seinem Antlitz zu forschen und zu lesen. Es wird der Abschied von der Stadt sein! dachte er: Die Aussicht auf die Wiederkehr des einsamen Lebens, die ihn bedrückt! Er wußte dieser Vermuthung durch einige Anspielungen Worte zu geben.

„Es ist mir ganz recht, daß wir heimkehren“, entgegnete Gottwald. „Das Stadtleben, wie ich es hier genossen, hat etwas sehr Verwöhnendes, und bleiben kann das für mich doch nicht! Ich will gern wieder nach alter Art mit Ihnen leben!“

Der Freiherr warf ihm einen raschen Blick zu, den Gottwald freilich nicht verstand. Die letzten Worte hatten den Alten sehr wohlthuend berührt. Er sagte sich, daß der Jüngling wenig Grund zur Anhänglichkeit für ihn haben konnte, aber er freute sich, Aeußerungen von ihm zu hören, die nicht blos aus dem Gefühl der Dienstpflicht kamen.

Gottwald's Worte waren in der That aufrichtig gemeint. Die plötzliche Erfahrung vom gestrigen Abend hatte ihm seine Lage in einem scharfen und erschreckenden, aber immer in einem klärenden Lichte gezeigt. In ruhelosen und schmerzlich bewegten Stunden der Nacht war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß er in diesen bevorzugten Kreis nicht gehöre. Hildegard und Lothar durften sich finden, um einander für das Leben zu gehören, ja vielleicht gemeinsam auf den Höhen des Lebens zu wandeln. Er aber mußte entsagen. Er gehörte nicht zu dieser Familie, nicht in diese Gesellschaft, mochte er noch so viel Güte und Entgegenkommen darin gefunden haben. Nicht an seine niedere Geburt dachte er dabei, aber an die nächste Zukunft. Er ging arbeitsvollen Jahren entgegen, er sollte sich die Mittel für seine Studien noch selbst erwerben. Die Verwöhnung der letzten Zeit erschreckte ihn in der That. Er hatte sich bereits an Bedürfnisse gewöhnt, die er sonst nicht gekannt, und hatte für seine äußere Erscheinung, um in der Gesellschaft auftreten zu können, mehr aufgewendet, als in seiner Berechnung gelegen. Er erkannte, daß er sich nun um so mehr in die Enge ziehen müsse. Mehr als das, bedünkte ihn jedoch das Gefühl innerer Vereinsamung, der er entgegengehen mußte, und das Scheiden aus einer schönen Traumwelt kam ihm bitter an.

Ja, um so zufriedenerer Stimmung war der Alte. Der Aufenthalt in der Stadt hatte ihm mehr, viel mehr gebracht, als er erwarten konnte, nun dachte er mit Behagen wieder an das stillere gemeinsame Leben zu Hause, ja es war ihm, als hätte er jetzt noch ganz was Besonderes zu erwarten, was die nächste Zukunft ihm bringen müßte.

In der Stadt aber geschah vor Ablauf dieses Tages noch etwas, wodurch die Bewohner in große Aufregung versetzt wurden. Nachmittags um 6 Uhr starb der Minister, der um Ostern sein Jubiläum hatte feiern sollen, um sieben Uhr war Degenhart zum Fürsten gerufen, und gegen zehn Uhr wurden ihm vom Pöbel die Fenster eingeworfen.

Lothar war nun eben von der Berathung mit dem Landesherrn nach Hause gekommen, und Jacob Ohl schraubte die Lampe höher, als der erste Stein in das Fenster flog. Befremdet hoben sie das Wurfgeschoß auf, aber schon polterte ein zweites herein und ein drittes, und bald klirrten alle Fensterscheiben. Es war ein wohlorganisirter Angriff. Lothar riß das Fenster auf, um seine Angreifer in Augenschein zu nehmen, allein er zuckte zurück, an der Stirn getroffen von einem scharfkantigen Steine, daß das Blut über sein Gesicht rieselte. Jacob Ohl schrie auf und stürzte vor die Thür, der entfliehenden Rotte nach die Straße entlang, erwischte Einen am Rockschoß, behandelte ihn mit der Faust sehr übel, rang mit ihm, hatte aber das Unglück, auszugleiten und zu fallen, so daß sein Fang ihm entkam.

Längst war im Hause Lärm entstanden, und die Nachbarschaft säumte nicht, sich daran zu betheiligen. Frau Ohl schrie noch lauter auf als ihr Mann, da sie herein eilend die Verwüstung im Zimmer, und ihren Herrn von Blut überströmt erblickte. Doch schnell gefaßt holte sie Wasser und Handtücher,

während Jacob Ohl, zurückkehrend, seinen Bericht abkürzen mußte, um nach dem Wundarzte zu laufen. Dieser kam nach einer Weile, legte einen Verband an, erklärte jedoch die Wunde für nicht gefährlich.

Da sich dieser Vorgang zu einer für die kleine Stadt immerhin späten Stunde ereignet hatte, kam er zuerst nur zur Kenntniß der Nachbarschaft, um dafür in der Frühe des nächsten Morgens von Straße zu Straße zu fliegen. So erfuhr sie auch Mack von dem Wirthe des Gasthofes, in der Stunde, da der Freiherr sich zur Abreise rüstete, und konnte nicht umhin, diesem die Nachricht mitzutheilen. Es bedurfte keiner Bitte Gottwald's, die Reise noch aufzuschieben, denn aus freien Stücken schickte der Alte ihn hin, um nach Lothar's Befinden zu sehen.

Viele Menschen standen vor dem Hause, ja man pilgerte von allen Seiten herbei, um die zertrümmerte Fensterreihe zu betrachten, wobei dann mancherlei Vermuthungen laut wurden. Allgemein aber schien die Verdammung der begangenen Rohheit, zumal Degenhart eine beliebte und allgemein geachtete Persönlichkeit war.

Gottwald mußte lange warten, ehe Jacob Ohl ihn zu seinem Herrn lassen durfte. Da befanden sich bei ihm der Leibarzt und der Flügeladjutant des Fürsten, die dieser schon in der Frühe zu Degenhart gesendet hatte. Sie fanden bereits Frau von Tenneberg bei ihrem Vetter, die sich auf die erschreckende Nachricht sogleich selbst zu ihm begeben hatte. Und zwar mußte sich die Gesellschaft zu einem engen Hinterzimmer bequemen, da in den nach der Straße zu liegenden der Glaser eine ganze Werkstatt aufgeschlagen hatte. Im engeren Rathe vereinigte man sich denn vertraulich darüber, daß dieser Angriff nicht von denjenigen ersonnen sei, die ihn ausgeführt hatten, sondern, daß die Spuren des Planes in die Gesellschaft vielleicht weit hinauf reichend zu verfolgen sein würden. Die Thatsachen mußten der gerichtlichen Untersuchung überlassen bleiben.

Als die Herren gegangen, eilte Gottwald in das Zimmer des Freundes, erschreckt über den Anblick desselben. Er wollte bei ihm bleiben, Nachtwache bei ihm halten, er hoffte, der Freiherr würde es ihm gestatten. Lothar aber, der sich in keiner Weise als Kranker eingestehen wollte, lachte ihn aus und hieß ihn getrost reisen.

„In einigen Tagen nehme ich den Verband ab!" rief er. „Dann komme ich zu Euch hinaus und zeige Euch auf meiner Stirn die letzten Spuren des Wohlwollens meiner Mitbürger."

Gottwald mußte sich zufrieden geben, zumal auch Frau von Tenneberg sich verabschiedete. Denn schon meldeten sich die Beamten, um Lothar und sein Dienstpersonal zu vernehmen und den Thatbestand für das Gerichtsverfahren aufzusetzen.

„Ist diese Ruchlosigkeit ausgeführt worden, weil Lothar das Ministerium angenommen hat?" fragte Gottwald vor der Thür seine Gönnerin.

„Er hat noch nichts zugesagt," entgegnete Frau von Tenneberg. „Wie das zusammenhängt, müssen wir abwarten. Empfehlen Sie mich meinem Schwiegervater. Ich werde ihm melden, wie es hier steht."

Eine halbe Stunde später fuhr der Freiherr mit Gottwald und Mack aus dem Thore der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen des Cardinals.

Erzählung von Alfred Stelzner.

Fortsetzung.

Am zweiten Tage nach dem plötzlichen Verschwinden Gilbert's, das übrigens kaum Jemandem aufgefallen war, weil er ohne Verwandte und sonstigen Anhang allein in der Welt stand, las Richelieu in der Liste der zur Audienz Eingeschriebenen den Namen der ihm persönlich bekannten Baronesse Lucie de Gabriac. Er überschlug etliche vor derselben in der Liste Verzeichnete und befahl, die Baronesse durch ein Nebengemach zu ihm in sein Arbeitscabinet zu führen.

Das eintretende und nach einem tiefen und ceremoniellen Knix in bescheidener Haltung an der Portière verharrende Mädchen, eine auffallend schöne Erscheinung, war das einzige Kind des reichen und seit langem verwittweten Baron Gabriac, der in Hofkreisen wegen seiner Sammelwuth, die sich auf Gegenstände aller Art, insbesondere auf Curiosa und Antiquitäten erstreckte, als ein unverbesserlicher Sonderling galt. Der alte Herr bewohnte allein mit seiner Tochter und der nothwendigsten Dienerschaft das größte der aristokratischen Hotels am Boulevard du Temple, welcher, nahe der Place Royal gelegene und mit dem Bastilleplatz abschließende, Straßenzug heutzutage mit seinen unscheinbaren Häusern und Werkstätten einen stillen und kleinbürgerlichen Character trägt, damals jedoch von der feinen Welt, wie jetzt etwa die Champs-Elysées, bevorzugt wurde. Sein Haus glich einem Museum, seine Wohnzimmer Raritätencabinetten, zu deren altersgrauem und moderduftigem Inhalt die Jugendfrische und lebensvolle Erscheinung Lucie's einen wunderlichen und reizenden Gegensatz bildete. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen gewesen, das sie mit dem erst wenige Wochen in Paris weilenden Gilbert bekannt gemacht; und wie wenn ein fürsorgliches Schicksal sie für einander bestimmt, hatten sich ihre Herzen im Fluge gefunden. Obgleich Lucie seit fast einem Jahre schon in aller Form verlobt war, und der, von ihrem Verlobten, einem bejahrteren Cavalier, längst geplanten Verehelichung sich kaum mehr durch allerlei Manöver zu erwehren wußte, hatte sie Gilbert doch ewige Treue gelobt, und ihn schließlich sogar bewogen, seine aussichtsreiche, militärische Carrière, — welcher der Vater von vornherein eine eingefleischte Abneigung entgegengebracht haben würde, — noch bevor er wieder aus der Hauptstadt abcommandirt würde, aufzugeben und um eine Stellung bei Hofe nachzusuchen, um erst dann ihren Vater auf seine Bewerbung um ihre, wenn auch schon halb und halb vergebene, Hand vorzubereiten, erst dann vor Allem mit ihrer Hilfe zu versuchen, seinen nur zu fest eingenisteten Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben. Basile Marquis de Bertin, der letzte Sproß eines alten und begüterten Adelsgeschlechts, saß jedoch nur zu fest in der Gunst des alten Barons, die stetig dadurch neue Nahrung erhielt, daß der Marquis Besitzer einer seltenen Waffensammlung war, die er an dem Tage seiner Verbindung mit Lucie dem Alten zu dediciren versprochen und damit in wohlüberlegter Berechnung den verbissenen Sammler an seiner schwächsten Stelle gefaßt hatte. Baron Gabriac, in dessen Familie es nach altem Herkommen Sache der Väter war, für die Töchter die künftigen Gatten auszusuchen, dachte nicht entfernt daran, daß ihm Jemand am Ende den Vorwurf machen könnte, daß er im Begriffe stände, sein Kind einem verblühten Hagestolz und Lebemann zu verschachern; er war sogar überzeugt, nach bestem Gewissen einen trefflicheren Eidam gar nicht auftreiben zu können als den altadeligen und bei Hofe, besonders in den Cercles der Königin-Mutter, vielgesehenen Marquis Bertin; und selbst Lucie war so sehr ein Kind ihrer Zeit, daß sie sich schweigend und ohne ausgesprochenen Widerstand dem Wunsche ihres Vaters gefügt, bis eines Tages die Liebe mit all' ihren Wonnen ihr jungfräuliches Herz überstürmt und sie in Gilbert den Mann gefunden hatte, dem sie sich mit Leib und Seele zu überantworten fest entschlossen war. An diesem Tage hatte sie dem grenzenlos verblüfften Vater rundweg erklärt, daß sie den Marquis nicht liebe und ihn niemals heirathen werde, wenn sie dem alsbald auf's äußerste Erzürnten auch wohlweislich verschwieg, daß sie einem Andern mit ganzer Seele angehöre. Trotzdem war der enttäuschte Marquis, der den Besitz des reizenden Mädchens mehr

als je erstrebte, seinem begünstigten Nebenbuhler bald auf die Spur gekommen, und er war um so erbitterter auf Gilbert, als er bei dem ersten Zusammentreffen mit demselben, — das noch dazu dessen Bekanntschaft mit Lucie vermittelte, — eine so klägliche Rolle gespielt, daß er selbst von seiner Verlobten erbarmungslos ausgelacht worden war. Der Vater hatte nämlich seiner Tochter die Unsitte verleiden wollen, ihre Geldbörse selbst im dichtesten Menschenverkehr in offener Manteltasche bei sich zu führen, und deshalb den Marquis in's Vertrauen gezogen, dem der Auftrag geworden, der Sorglosen bei Gelegenheit die Börse heimlich aus der Tasche zu escamotiren. Diese Gelegenheit nun, die sich während eines Spazierganges mit seiner Verlobten und deren Vater alsbald bot, hatte der Marquis so verzweifelt schlecht wahrgenommen, daß er sich im selben Augenblick von einem hinter ihm einherwandelnden Fremden am Kragen gepackt sah, als er seine Finger lächelnd in Lucie's Tasche versenkt hatte. Was nützte es, daß Gilbert, der einen jener eleganten Langfinger, wie sie Paris schon damals unsicher machten, auf frischer That ertappt zu haben wähnte, sich in Entschuldigungen erschöpfte und dem Gekränkten jede Genugthuung anbot, — der Verkannte hatte seine Blamage vor einem höchlichst erheiterten Zuschauerkreise weg, und was noch empfindlicher war, — in dem „impertinenten Aufpasser" war ihm seit diesem Vorfall ein Nebenbuhler erwachsen, der sich offenbar mit günstigstem Erfolge in Lucie's Herz stahl.

Wie hätte der Eifersüchtige wohl frohlockt, wenn er erfahren hätte, wo sein verhaßter Gegner sich seit Kurzem befand. Lucie hatte sich jedoch wohl gehütet, auch nur eine Andeutung fallen zu lassen über den ominösen Zettel, der sie bei Empfang auf den Tod erschreckt, bald indessen zu den eifrigsten und verwegensten Gedanken angeregt hatte über die Rettung des Geliebten, der ohne thatkräftige Hilfe, wie sie mit Recht befürchtete, in dem entsetzlichen Sarge so vieler Opfer gewissenlosester Willküracte und Justizmorde wohl für immer lebendig begraben sein würde.

Man sah es dem Mädchen, das sich jetzt dem Gewaltigen lächelnd näherte, nicht an, was sie im Innersten bewegte, daß sie das ungeheure Wagniß auf sich nehmen wollte, den, — wie seine Feinde ihm nachsagten, — abgefeimtesten Mann seines Jahrhunderts zu überlisten: So sehr hatte der einzige Gedanke an die Rettung des Geliebten ihren Muth und ihre Selbstbeherrschung gestählt, so wunderbar ihre Geistesgegenwart geschärft.

Richelieu war ihr einige Schritte entgegen gegangen und hatte sie aufgefordert, ihm gegenüber auf einem Divan Platz zu nehmen.

„Wagen Sie es immerhin, Baronesse, mir Ihr Anliegen vorzutragen," meinte er freundlich, nachdem Lucie sich als Bittstellerin eingeführt hatte. „Wir sind ja gute Bekannte, nicht wahr, vom letzten Hoffeste her?"

„Meine Bitte," erklärte Lucie mit unsicherer Stimme, „ist ganz harmloser Art, wie ich denke. Mein Vater nämlich, der — wie Eminenz vielleicht wissen — ein leidenschaftlicher Sammler ist, hat von einem Händler eine prächtige Rüstung erworben, von der er infolge eifriger Nachforschungen annehmen zu müssen glaubt, daß sie aus dem Besitze des Capetingers, Philipp des Kühnen, stammt, und von diesem Könige auf seinem Eroberungszuge gegen Aragon selbst getragen worden sei. Wäre das wirklich der Fall, so hätte die Rüstung für den Vater einen zehnfachen, einen hundertfachen Werth, und sie würde eines der köstlichsten Stücke seiner Sammlungen bilden, wie er sagt. Er vermuthet nun, infolge eines Meisterzeichens, daß dieselbe ein Geschenk der Grafschaft Toulouse an den König sei, könnte die Bestätigung dieser Annahme jedoch nur aus den Schenkungsacten des Urkundendepots zu ermitteln versuchen. — Nun haben Eminenz ja aber jede Einsicht in die Sammlungen des geheimen Archivs von Ihrer speciellen Erlaubniß abhängig gemacht, und der Vater war entschieden der Meinung, daß Eminenz ihm diese Erlaubniß verweigern würde! . . ."

„Und da hat er das Schmeichelkätzchen von Töchterchen abgesandt," lächelte Richelieu, sie gutgelaunt unterbrechend. „Ihr Herr Vater denkt aber schlecht von mir. Gerade ihm hätte ich diese Erlaubniß am wenigsten verweigert, denn er gehört doch keineswegs zu meinen Widersachern."

„Ich komme aus freien Stücken," versetzte Lucie, ihre Verlegenheit schnell bemeisternd. „Diese Erlaubniß Eurer Eminenz sollte eine Ueberraschung sein, eine Geburtstagsfreude."

Sie hatte einer zierlichen Mappe vorsichtig ein loses Blatt entnommen, das etwa zehn Zeilen höchst feiner und kleiner Schriftzüge trug, und überreichte dasselbe Richelieu mit der Bitte, es durchzulesen. Um ihm alle Mühe zu sparen, hätte sie selbst den Erlaubnißschein aufgesetzt, der nur noch unterzeichnet zu werden brauche.

„Potz tausend!" lächelte Richelieu, nachdem er das Blatt aufmerksam überlesen. „Sie beherrschen den Canzleistyl ja meisterhaft, Baronesse, wenn auch die recht zwerghafte und unleserliche Handschrift viel zu wünschen übrig läßt. Sie verzeihen meine Offenheit. Die Erlaubniß aber ertheile ich mit Vergnügen. Das sagen Sie nur Ihrem Vater."

„Es wird ihm eine außerordentliche Freude sein, — eine noch weit größere," setzte Lucie mit gut gekünsteltem Gleichmuth hinzu, „als diejenige, die ein ehemaliger Officier, ein Herr von Neuville, ihm mit dem Geschenke einer uralten Damascener Klinge zu bereiten gedenkt."

Sie sah ihre heimliche Absicht, die Aufmerksamkeit des Cardinals abzulenken, vollauf erreicht.

„Neuville?" fragte er aufhorchend. Er hatte sich erhoben und war nachdenklich an's Fenster geschritten. „Hm, dieser Herr verkehrt bei Ihnen?"

„Ich sah Herrn von Neuville in letzter Zeit öfters beim Vater," versetzte Lucie sehr gleichgiltig. „Er wollte, wie ich hörte, Eurer Eminenz seine Dienste anbieten, oder — wenn ich recht verstand — auf Reisen gehen."

„Ganz recht!" bestätigte Richelieu lebhaft. „Er hat, wie er mir sagte, weitere Reisen vor und wird wohl längere Zeit abwesend sein."

Lucie erblaßte über diese Lüge, die sie das Schlimmste für den Geliebten befürchten ließ. Trotzdem hatte sie keinen Augenblick ihre Geistesgegenwart verloren, vielmehr die günstige Gelegenheit benutzt, um den auf dem Schreibtisch liegenden, der Unterschrift harrenden Erlaubnißschein mit bewundernswerther Gewandheit und unbemerkt mit einem anderen Blatte zu vertauschen, das sie ihrer Mappe entnommen. Dasselbe hatte selbst bei näherer Betrachtung genau dasselbe Ansehen, wie das der Mappe unversehens wieder einverleibte, sogar die ersten, wie die letzten Schriftzeilen stimmten dem Wortlaute nach genau mit denen des vertauschten Blattes überein, und es mochte Lucie Kopfzerbrechen genug gekostet haben, dem Wort für Wort übereinstimmenden Anfang und Ende, der auch an Zeilenzahl ganz gleichen Schrift ein Mittelstück anzupassen, dessen Inhalt mit demjenigen des ersten Blattes doch nicht das mindeste gemein hatte.

Die wenigen Augenblicke, da Richelieu sich abgewandt, waren hinreichend gewesen, den Umtausch unbemerkt zu bewerkstelligen.

Lucie athmete tief auf und meinte jetzt leichthin: „Die Braut des Herrn von Neuville wird sich grämen, wenn er sich längere Zeit auf Reisen fernhält. Denn sie liebt ihn treu bis in den Tod und würde für den Geliebten durch's Feuer gehen."

„Ja, ja!" spöttelte Richelieu, „das sind so schöne Redensarten."

„Nein, das ist wahrhaftig so," widersprach Lucie.

„Ich glaube nun einmal nicht an wirklich aufopferungsvolle Liebe und Treue," erklärte Richelieu beinahe höhnisch. „Mir wenigstens sind sie noch nicht vorgekommen; und ich wette meinen Kopf, daß diese schönen Tugenden in unserem Zeitalter überhaupt ausgestorben sind."

Lucie sah ihren Gegner groß an und wurde plötzlich sehr nachdenklich.

„Doch lassen wir diese Hirngespinnste, Baronesse. Meine Zeit ist leider knapp bemessen. — Offen gestanden, glaubte ich," fuhr er vertraulich fort, „daß etwas Bedeutsameres als diese Bitte Sie zu mir geführt hätte, etwa — hm, sagen wir, gewisse Mittheilungen aus derjenigen Gesellschaft, in denen der Marquis Bertin, Ihr Herr Verlobter, mit Vorliebe verkehrt."

Lucie schüttelte verständnißlos den Kopf.

„Nicht? — Sie wissen wohl gar ebenso wenig wie Ihr Herr Vater, dem alle Politikmacherei verhaßt ist, daß der Herr Marquis ausschließlich solche Hofkreise aufzusuchen pflegt, aus denen meine erbittertsten Gegner hervorgehen?"

Lucie war bei diesen Worten keineswegs erschrocken, vielmehr freudig überrascht.

„Wenn der Vater die Befürchtungen Eurer Eminenz ahnte," versetzte sie lebhaft, „würde er sicherlich meinem lebhaftesten Wunsche, meine Verlobung mit dem Marquis aufgehoben zu sehen, nicht länger widerstreben."

„Ah, das wäre Ihr Wunsch?" fragte Richelieu interessirt. „Da stimmten wir ja ganz überein. Denn, ich bekenne es Ihnen im Vertrauen, es ist mir nicht lieb, wenn meine heimlichen Widersacher, die ihre Stütze an höchsten Stellen des Hofes finden, sich mit den reichsten Erbinnen des Landes verbinden. Ich will versuchen, Baronesse, Ihren Vater Ihrem Wunsche geneigt zu machen."

„Eminenz überschütten mich mit Beweisen unverdientester Güte," versetzte Lucie mit schelmisch blitzenden Augen.

In athemloser Spannung aber schaute sie jetzt ihrem Gegner zu, der den vermeintlichen Erlaubnißschein — und zwar, wie Lucie berechnet hatte, nur die Anfangs- und Endzeilen desselben, — noch einmal flüchtig übersah und sodann mit schneller Hand seinen Namen unter das Schriftstück setzte.

„Ich danke Ihnen, Eminenz," rief sie mit bestrickendem Lächeln," und ohne daß man ihr die ungeheure Aufregung, in der sie sich befand, anmerkte, „nun fehlt nur noch das Siegel."

Sie hatte einer auf dem Arbeitstisch stehenden kleinen Schaale ein Wachsscheibchen entnommen und dasselbe neben den noch feuchten Namenszug Richelieu's gelegt.

„So, Baronesse! Sind Sie nun befriedigt?"

„Ich bin Eurer Eminenz sehr, sehr dankbar und bitte tausend Mal um Vergebung, daß ich Ihre kostbare Zeit so lange in Anspruch nahm. — Doch jetzt will ich auch eilen!"

Sie hatte das nunmehr auch mit dem Insiegel Richelieu's versehene Blatt schnell ihrer Mappe einverleibt und benutzte das Erscheinen des Geheimsecretärs, der dem Cardinal mehrere Actenstücke zur Unterschrift vorzulegen kam, um sich eiligst von dem sie auf's liebenswürdigste Entlassenden zu verabschieden. —

Es war ein dunkler Wintertag, und dichtes Schneegestöber empfing Lucie, als sie in seltsamer Hast in's Freie trat. Sie hatte ihrem Kutscher die möglichste Eile anempfohlen und in wenigen Minuten schon das väterliche Haus am nahegelegenen Boulevard du Temple erreicht.

Niemand wohl hätte sie wiedererkannt, als sie dasselbe nach kaum einer Stunde tief verschleiert und in einem weiten, bis über die Füße reichenden Pelzmantel in derselben herrschaftlichen Kutsche wieder verließ. Selbst ihr Verlobter, dessen Herannahen zu eben dieser Zeit ihr entgangen war, schien sie nicht erkannt zu haben, wenn schon er dem davoneilenden Wagen verblüfft nachstarrte und kopfschüttelnd seinen Weg in der nämlichen Richtung fortsetzte.

Das unscheinbare Blatt Papier bildete den Talisman, der sie unbehindert an verschiedenen Posten vorüber und durch schwere Gitter und Thore zu dem Commandanten des Staatsgefängnisses gelangen ließ, einem älteren Cavalier von feinsten Lebensformen, der im Begriffe gestanden, auszugehen, und nun eine erstaunte Miene machte, als Lucie, die ihm vom Hofe her bekannt war, ihren dichten, undurchsichtigen Schleier hochschlug.

Das ihm präsentirte Schriftstück aber, das sie Richelieu kurz vorher abgelistet, lautete folgendermaßen:

„Auf das Ansuchen und den besonderen Wunsch des Herrn Baron Tiburce Auguste Maurille Gabriac de Monttrillon, gebürtig aus Coulommiers im Herzogthum Isle de France, wohnhaft hier, Boulevard du Temple, gestatte ich [dessen Tochter, Baronesse Lucie Gabriac, eine kurze Unterredung ohne Zeugen mit dem inhaftirten Herrn Gilbert de Neuville und weise den Commandanten der Bastille hiermit an, der Ueberbringerin] dieses Befehls mit aller Zuvorkommenheit in dem Bestreben behilflich zu sein, welches der Erreichung des vorgesetzten Zweckes dienlich und förderlich erscheinen dürfte."

Nur die hier eingeklammerte Stelle des Schriftstückes wich ihrem Inhalte nach von jenem ähnlichen Schreiben ab, das Richelieu vorhin aufmerksam durchlesen und dessen unleserliche Handschrift er so ungünstig critisirt hatte.

Lucie sah in athemloser Spannung vor sich hin. Die Ueberlegung, daß, — wie sie von ihrem Vater wußte, — die Entlassung eines Gefangenen der Bastille ganz besondere Formalitäten erforderte, hatte sie abgehalten, in ihrem „Erlaubnißschein" schlechtweg Gilbert's Freilassung zu verlangen, und es war ihr nichts anderes übrig geblieben, als seine beabsichtigte Rettung durch eine weniger verdächtige, für sie freilich weit beschwerlichere List zu versuchen.

„Ich werde Ihnen sofort den Schließer zur Verfügung stellen," erklärte der Commandant der Bastille, nachdem er das überreichte Document geprüft und sodann geschellt hatte. „Wie bedaure ich, Baronesse, gerade eben zur Eminenz befohlen und so leider verhindert zu sein, Sie selbst zu dem Internirten zu führen. — Hm, es war mir übrigens nicht bekannt, daß Herr von Neuville zu Ihnen in so intimer Beziehung —"

„Auch ich habe es eilig," unterbrach Lucie ihn, hastig ihren Schleier wieder über's Gesicht ziehend und sich dem eintretenden Gefangenenwärter zuwendend.

„Es ist ein seltenes Ereigniß, daß so viel Schönheit und Grazie diese düstern Räume verklärt," meinte der Commandant lächelnd, nachdem er den Schließer beauftragt, Lucie zu dem Gefangenen zu führen, vor dessen Thüre zu warten und die Besucherin sodann bis in's Freie zurück zu geleiten. „Hm, und es ist wohl kein Zufall," setzte er sondirend hinzu, Lucie eine Strecke durch einen dumpfigen, matt erhellten Gang begleitend, „daß mir diese Ordre hier von einer weiblichen Hand ausgefertigt zu sein scheint."

„Ich selbst schrieb dieselbe, Herr Commandant," versetzte Lucie lächelnd, obgleich sie sich nur zu wohl bewußt war, daß keine Viertelstunde verstreichen würde, bis man ihre List durchschaut haben müßte. „Und wie Eminenz darüber denkt, das werden Sie ja sehr bald erfahren."

Der Commandant verabschiedete sich liebenswürdig von Lucie, ohne den geringsten Verdacht geschöpft zu haben, während diese, von den besten Hoffnungen beseelt, dem vorausschreitenden Pförtner folgte.

Nach kurzer Wanderung über düstere Treppen und Gänge hielt der Schließer, ein stiller, mürrischer Beamte, vor einer eisenbeschlagenen Thür, öffnete dieselbe, wie auch die in geringer Entfernung hinter derselben befindliche Doppelthür, und ließ Lucie, ohne ein Wort zu verlieren, in das sichtbar werdende Gemach eintreten, während er selbst vor der äußeren Thüre Posto faßte.

Von dem im Flüstertone geführten Kampfe hochherzigster Gesinnung, der sich zwischen dem heldenmüthigen Mädchen und dem Gefangenen des Cardinals abspielte, der sich nur nach äußerstem Widerstreben, und nachdem Lucie ihm vorgespiegelt, daß sie selbst nicht das Geringste zu befürchten hätte, ihrem Willen fügte, kam dem Draußenstehenden nicht das Mindeste zu Ohren, und keine fünf Minuten mochten verstrichen sein, als die dichtverschleierte Gestalt schon wieder auf der Schwelle vor ihm sichtbar wurde. Gelassen schloß der Wächter die beiden Thüren wieder hinter ihr ab, und schritt sodann seinem Schutzbefohlenen mit dem Phlegma eines im Amte ergrauten Beamten voraus, denselben Weg zurücklegend, den Lucie vorhin gekommen war.

Unbehelligt passirte der Verkleidete im Schutze des Beamten die Wachen, wenn auch der schlotternden Frauengestalt manch' spöttischer Blick nachfolgte.

(Schluß folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Der Trödeljude.

Von Carl Beck.

Rasch aus dem Bett! Den alten Kummer
Entbietet Dir das junge Licht.
Inbrünstig drehst Du gegen Morgen
Dein abgewelktes Angesicht.
Kaum gönnst Du Dir des Brotes Rinde,
Und schlichtest kaum Dein kraus' Gelock;
Dann greifst Du nach dem bunten Trödel,
Es bringt Dein Weib Dir Hut und Rock.

Es feilscht Dein Freund an dieser Thüre,
Du wandelst in das nächste Haus,
Blickst schlau hinauf nach allen Fenstern,
Verächtlich sieht die Magd heraus.
Die Treppen auf, die Treppen nieder,
Der Köter bellt auf Schritt und Tritt;
Roh lacht das Volk. Du stehst und lächelst,
O, Mann, vielleicht noch selber mit!

Froh klapperst Du mit Deiner Münze,
Dich reizt das Brüssler Spitzenband,
Der Ring, das Bild, der alte Degen,
Die Pendeluhr, das Pelzgewand.
Du greifst in Bangen und Verlangen
Nach jenem blanken Krucifix,
Verbirgst es vor den frommen Brüdern,
Und siehst es an verstohlnen Blicks.

Die Straßen auf, die Straßen nieder!
Die Knochen matt, die Stirne heiß!
Die Woche flieht, die Woche bietet
Nur fünf der Tage Deinem Fleiß.
O, spute Dich, Du Athemloser,
Wirb, wirb um Deinen Tagelohn.
Am Samstag will es nicht der Vater,
Am Sonntag will es nicht der Sohn.

Des Abends kehrst Du still nach Hause,
Es sieht Dein Weib Dich fragend an.
Du schweigst, sie geht hinaus und weinet,
Und liebt Dich um so wärmer dann.
Sie reicht Dir lächelnd Salz und Brote,
Sie bringt ihr schönstes Kind herein,
Es fällt Dich an mit hundert Küssen,
Und forscht in allen Taschen Dein.

Du suchst den weichsten Pfühl dem Knaben,
Ein kurz Gebet, da schläft er schon.
Du aber sprichst: „Ich will Dich wahren,
So lang ich bin, geliebter Sohn.
Doch, wenn ich ging zu meinen Vätern,
Wenn Du verarmt und schwer gebeugt,
Ach, wirst Du nicht den Eltern fluchen,
Die Dich geboren und gezeugt?"

Feuilleton.

Die Wachholderbranntweine. Die Wachholderbeere., insbesondere aber auch andere Theile des Wachholderstrauches spielen in der Heilkunde unseres Volkes eine nicht unbedeutende Rolle. Das Räuchern mit Wachholderessig bei den Todtenopfern war schon bei den alten Germanen ein allgemeiner Brauch, der Rauch sollte vor Ansteckung schützen und die bösen Geister vertreiben. Hiervon stammt der noch heute existirende Volksglaube, daß Räucherungen mit Wachholderessig die Ausbreitung epidemischer Krankheiten hindern, auch das Aufstreuen getrockneter Wachholderbeeren auf glühende Kohlen dient heute noch zu diesem Zwecke, namentlich um Krankenstuben auszuräuchern. Das Wachholder-Oel galt als fäulnißwidriges Mittel und wurde bei offenen Schäden, krebsartigen Geschwüren 2c. gern verwandt. Die Abkochung der Beeren soll von ausgezeichneter Wirkung bei Wassersucht, Darmleiden, überhaupt ein harntreibendes Mittel sein. Wer kennt nicht das alte Volksmittel, den Wachholdersaft oder das Wachholdermus, welches regelmäßig eingenommen ein ganz vorzügliches diätetisches Mittel ist.

Nach alledem ist die Heilkraft des Wachholders keine imaginäre, sie ist dem Volke seit lange bekannt, und auch die heutige Wissenschaft verachtet dies Mittel nicht und legt als Ursache der Wirkung die ozonisirende Eigenschaft der in allen Theilen des Wachholders enthaltenen aromatischen Stoffe unter.

Ganz besondere Beachtung aber verdient der Wachholderbranntwein, der leider in Deutschland noch lange nicht genügende Würdigung gefunden hat, ganz gewiß aber heilsamer als Volksgetränk wäre, als viele von den „sogenannten" Kornbranntweinen, Nordhäuser 2c., die nur geeignet sind, zerrüttend auf unseren Organismus infolge ihres Fuselölgehaltes zu wirken.

Gelegentlich seines Aufenthaltes in Belgien und Holland lernte Schreiber dieses, welcher für gewöhnlich keinen Branntwein genießt, den daselbst allgemein eingeführten, von Vornehm und Gering, Alt und Jung, und allen Geschlechtern gern getrunkenen Genevre kennen und muß gestehen, daß er sich seltener wohler und bei besserem Appetit befunden hat, als beim Genuß einiger kleinen Gläser dieses Branntweins im Laufe des Tages oder am Abend vor dem Schlafengehen.

Diese angenehme und wohlthätige Wirkung des Wachholderbranntweins ist einestheils in dem Oelgehalt zu suchen, anderentheils aber auch in der dort üblichen Bereitungsweise. Selbstverständlich gilt das vom Wachholderbranntwein rühmlich Gesagte nur von dessen mäßigem Genuß, im Uebermaße wird auch dieser zum Gift werden, wie jeder im Uebermaß gefröhnte Genuß.

Das Ansetzen gequetschter Wachholderbeeren mit gutem Branntwein, ein Verfahren, welches man bei anderen Ingredienzen erfolgreich anwendet, ist nicht empfehlenswerth Die Wachholderbeeren enthalten reichliche Mengen Zucker (oft bis 30%), dieser wird vom Branntwein aufgelöst und giebt diesem einen süß-balsamischen Geschmack, den man an genanntem Branntwein nicht haben will. Es empfiehlt sich nachstehende Bereitungsweise: 5 Kilo Wachholderbeeren werden gequetscht, ebenso 500 Gramm guter Hopfen. Beides übergießt man mit 32 Liter feinsten höchstgereinigten Kornspiritus und läßt 24 Stunden digeriren. Hierauf giebt man dieses Gemisch in eine Destillirblase, fügt 30 Liter Wasser zu und zieht davon 30 Liter ab. Zu diesem Destillat fügt man 26 Liter feinen rectificirten Sprit von 95% und 44 Liter Wasser zu und erhält 100 Liter Genevre von 50% Tralles, dem man noch eine kleine Hand voll Salz zufügt und einige Zeit lagern läßt. Man erhält auf diese Weise einen ganz ausgezeichneten gesunden Branntwein, der selbstverständlich mit dem Alter immer feiner wird.

Richtiger, aber nur für einen größeren Betrieb geeignet, ist die directe Bereitung aus Malz, bei welcher man folgendermaßen verfährt: In ungefähr 4000 Liter Wasser mischt man 100 Kilo geschrotenes Gerstenmalz und 200 Kilo grobes Roggenmehl ein. Ist sämmtliche Stärke in Zucker übergeführt, so verdünnt man die Maische auf 11,5 Saccharometergrade und erwärmt auf 25—30° C. Hierauf läßt man dieselbe in den Gährbottich fließen und giebt 5 Liter gute Bierhefe zu. Die Gährung hat nach den gewöhnlichen Regeln stattzufinden, nach ca. 48 Stunden wird diese unterbrochen und die Maische auf der Blase abdestillirt und zwar wird alles Geistige abgezogen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Nr. 30. Unterhaltungs-Beilage. Mai.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette**. (Fortsetzung.)

Sechzehntes Kapitel.

Inzwischen nahte auch der Tag heran, da eine Unglückliche als genesen aus dem Spital entlassen werden sollte. Was Frau von Tenneberg weder Hildegard noch ihrem Schwiegervater über ihre Pflegebefohlene mittheilen konnte, weil ihr nur wenig von ihrem Leben bekannt geworden, muß, da es für diese Geschichte nothwendig ist, hier in einer Folge erzählt werden.

Alma von Saalfeld hatte von früher Jugend auf mehr von dem Verderben des Weltlebens gesehen und auf sich wirken lassen, als ihre Verteidigerin würde zugestanden haben. Vater und Brüder thaten sich keinen Zwang an, und auch in andern Häusern sah sie, geheim und offen, manche sittliche Schäden, die doch mit guter Manier geduldet wurden.

Es giebt Augen, die von der Natur besonders geschärft sind, um das moralisch Verderbliche zu erfassen und es überall schnell, ja mit geheimer Anziehung, herauszufinden, während sie an dem Guten und innerlich Gesunden nur vorübersehen. Und es giebt andere Augen, die in glücklicher Blindheit nur das letztere erblicken und für die der Verfall unter glänzender Außenseite kaum vorhanden ist.

Alma's Augen, obgleich sie selbst schön waren, sahen vorwiegend das Unschöne. Sie wußte als Kind schon, in welche Welt sie eintreten werde. Und als es geschah, wollte sie sich in derselben nicht beschränken, sondern ihr Theil genießen. Sie fühlte sich berechtigt, sich ihr Leben nach Gutdünken zu gestalten. Anfangs lachten der Vater und die älteren Brüder über die tollköpfige Amazone, und selbst ihr Uebermuth, ihr rücksichtsloses Auftreten in der Gesellschaft ließ man anfangs hingehen. Fiel es auf, so zeigte es doch „Race", es war „vollständige Sportnatur", welche anzog, unterhielt und verblüffte, wenn sie einmal dreinfuhr in die ihr langweiligen Formen des Herkommens. Aber es kamen bald Aergernisse vor, welche die Brüder bewogen, sie stark zur Rede zu setzen. Aufgestachelt, hielt sie ihnen mit hohnlachendem Trotz die Ausschreitungen entgegen, deren sie sich selbst schuldig machten. Eine Verachtung der ihr zu eng bemessenen Schranken überkam sie, sie wollte dieselben für sich durchbrechen.

Mitten im Karneval verschwand Alma plötzlich. Der Hofmarschall erschrak und suchte ihr Verschwinden durch eine Reise zu Verwandten zu erklären. Die Brüder tobten unter sich über die Schmach, thaten aber nichts Namhaftes, um ihr nachzuforschen. Nur Kurt der Stallmeister, damals noch Junker, that insgeheim ernstere Schritte. Ihm fiel auf, daß zugleich ein junger Mensch aus dem Dienste des fürstlichen Marstalls sich davon gemacht hatte. Er war bekannt unter dem Namen „der schöne Peter", und galt, trotz seiner Jugend, für einen der abgefeimtesten Schlingel.

Nach fast einem Jahre wollten Reisende aus der Residenz in einem weltberühmten Cirkus in Wien zuerst den schönen Peter als eleganten Stallmeister gesehen und darauf in einer glänzenden Schulreiterin Alma, wiewohl unter fremdem Namen, erkannt haben. Es war Thatsache. Nachdem ihr ein Kind bald nach der Geburt gestorben war, ging ihr auch der schöne Peter, der sich durch schlechte Streiche unmöglich gemacht hatte, heimlich davon. Sie ließ ihn gern laufen, da ihre Stellung in der Truppe bereits anfing, eine bevorzugte zu werden. Ihre Schönheit, ihre frühere Vertrautheit mit der Reitkunst, ihre Waghalsigkeit und Sicherheit, machten sie dem Unternehmer nach kurzer Uebungszeit zu einem schätzbaren Erwerb für seine Gesellschaft. Er erschuf für sie den Namen „Miß Philadelphia, die schöne Amazone", welcher bald auf riesengroßen Anschlagzetteln prangte. Sie lachte und ließ es gelten. Fand sie doch unter dem Künstlerpersonal ganz gute Lebensart und einen Unterhaltungston, der sich von dem in ihren früheren Kreisen gewohnten nicht sehr unterschied. Miß Philadelphia blieb aber nicht auf den Umgang mit ihren Kollegen beschränkt, sie wurde bald der Gegenstand der Bewunderung und Huldigung zahlreicher Verehrer.

So fand sie Kurt von Saalfeld, der auf der ihm angegebenen Spur ihr nachgereist war. Er konnte nicht mehr da-

ran denken, sie zur Heimkehr zu bewegen, auch die Unterstützung, die er für sie bereit hielt, wurde als überflüssig abgewiesen. Es gab nur ein kurzes Gespräch zwischen den Geschwistern. Er suchte ihr beim Schluß das Wort abzunehmen, daß sie sich an ihn wenden wolle, wenn sie seine Hülfe brauchte, doch wurde auch dies mit einem stolzen „Niemals!" abgelehnt.

Der Cirkus siedelte nach Petersburg über. Miß Philadelphia erntete Triumphe. Ein russischer Fürst verliebte sich in sie, und da er ein schöner und reicher junger Mann war, verlohnte es sich, eine Reise nach Italien mit ihm zu machen. Alma änderte ihren Namen in den einer Marquise de Villerie um. Sie trat auf wie eine Fürstin, und da sie französisch und englisch sprach, führte sie in der internationalen Gesellschaft ihre Rolle vortrefflich durch. In Monaco wurde ihr klar, daß sie sich von ihrem Russen trennen müsse. Er hatte wie rasend gespielt, so daß sie in die äußerste Verlegenheit geriethen. Die Marquise verkaufte ihren Schmuck, der ihr das Geld zur Rückreise eintrug, und machte sich auf den Weg nach Deutschland, wo sie ihren Cirkus-Prinzipal wieder angelangt wußte. Sie wurde mit Freuden begrüßt und ritt als Miß Philadelphia wieder die „hohe Schule". Die Wanderfahrt hatte zahlreiche Aufenthaltsorte, in einem Sommer auch in einigen Städten am Rhein. Nun rüstete man sich für einen ganzen Karneval in Brüssel.

Ein phantastischer Lord wurde hingerissen und bezaubert durch die „schöne Amazone", er wollte sie entführen und heirathen. Ihr aber gefiel es in Brüssel zu gut, um sich entführen zu lassen. Sie hieß ihn warten, bis die Saison zu Ende gegangen. Allein in dieser Zeit warb unter manchen Anderen auch ein belgischer Offizier um ihre Gunst, und sie konnte sie ihm nicht versagen. Der Lord kam dahinter, forderte den Belgier heraus und wurde von ihm im Duell erschossen. Der Lärm, welcher darüber entstand, machte Miß Philadelphia nur noch berühmter, den Unternehmer ihr aber immer ergebener. Er wagte es, ihr seine Hand anzutragen, mußte sich aber zufrieden geben, als sie lachend den Kopf schüttelte.

Jahre vergingen so unter manchen stürmischen Abenteuern und auch wohl Erfahrungen, welche die schöne Amazone nachdenklich über den Werth und die Annehmlichkeiten eines solchen Daseins stimmten. Sie fühlte ab und zu, daß sie desselben überdrüssig sei. Aber vor einem solchen Nachdenken mußte sie sich hüten, wenn sie nicht vor der Zukunft erschrecken wollte. Es schien ihr am gerathensten, Rausch und Betäubung, wie sie sich boten, über sich ergehen zu lassen.

Zehn Jahre hatte dieses Leben gedauert und ihre Schönheit stand noch in voller Blüte. Da empfand sie etwas von wirklicher Neigung zu einem Verehrer, der sie durch seine Hand zur Herrin seiner Schlösser und Besitzungen machen wollte. Diesmal war es ein Italiener, sogar ein Principe, eine brillante Erscheinung, dabei liebenswürdig und gutmüthig. Es war in Mailand, wo der Cirkus damals eröffnet worden, und wo auch der Principe seinen Wohnsitz im Winter zu nehmen pflegte. Er gefiel ihr mehr als alle Anderen, sie faßte den Entschluß, seine Werbung zu erhören und auf's Gerathewohl Prinzessin zu werden.

Da fiel sie in eine langwierige und schreckliche Krankheit, die ihren Verlobten zur Verzweiflung brachte. Und als sie nach Monaten sich wieder im Spiegel betrachtete, erkannte sie mit Schauder die Verwandlung, welche mit ihr vorgegangen. Die Schönheit war hin, ein entstelltes Gesicht übrig geblieben, die einstige Blüte und Fülle zu einer traurigen Abzehrung hingeschwunden. Sie sah in das trostlose Gesicht ihres Verlobten und las darin Reue und geheime Wünsche, seines Wortes ledig zu werden, obgleich er an der Heirath festhielt. Sie aber beschloß, ihn freizugeben, er sollte nicht an sie gebunden sein. Denn sie hatte inzwischen auch erfahren, welche Kämpfe der junge Mann in seiner Familie um dieser Heirath willen durchzumachen, wie er sich um ihretwillen mit allen Verwandten entzweit hatte. Sie gab ihm sein Wort zurück. Dafür folgten nun Kämpfe des Edelmuthes, da der Principe nicht zurücktreten wollte. Endlich mußte er sich in ihren Willen fügen. Ein großartiges Geschenk wollte er ihr zum Abschied aufnöthigen, allein sie wies es entschieden zurück. Und als die Reitergesellschaft von Mailand abzog, schloß sich auch Alma ihr an, aber nicht mehr als Miß Philadelphia, denn seit ihrer Krankheit durfte sie nicht mehr zu Pferde steigen. Diese Laufbahn war ihr abgeschnitten, ihre Zukunft aussichtslos. Es kamen fürchterliche Zeiten für sie, die mit Entbehrung und Dürftigkeit begannen. Des fahrenden Lebens einmal gewohnt, beschloß sie, einer Theater-Gesellschaft, die sie in einer kleinen deutschen Stadt fand, beizutreten. Es war eine untergeordnete Wandertruppe, bei der es nicht so angenehm herging, wie bei der weltberühmten Reitergesellschaft. Alma hatte freilich noch niemals die Bühne betreten, brachte auch keine anziehende Erscheinung mit, da sie älter aussah, als sie war. Der Direktor nahm sie jedoch auf, aus Mitleid, wie er sagte; konnte es auch nur unter kümmerlichen Bedingungen thun. Sie aber mußte sich vorerst begnügen mit dem, was sie fand, um das menschliche Elend nun erst kennen zu lernen.

Der Gegensatz konnte nicht schroffer und zugleich demüthigender gefunden werden. In dem bisherigen Leben hatte es immerhin eine gewisse Form und gute Lebensart gegeben, wenigstens hatte sie bei ihrer bevorzugten Ausnahmestellung von dem roheren Ton der Geringeren wenig kennen gelernt. Ueberdies verkehrte sie, wo sie auch hinkam, mit den männlichen Vertretern der Aristokratie und des Reichthums, denen gegenüber es ihr ein gewisses Ansehen gab, daß das Gerücht ihrer adeligen Herkunft, erfuhr man auch nichts Genaues darüber, ihr vorausflog. Der Champagnerjubel des Lebens, die lustige Todesgefahr im Cirkus, der Glanz des Gefolges mit seinem eleganten Leichtsinn und seiner Verschwendung, Alles, Alles dahin! Dafür die Dürftigkeit um sie her, der Leichtsinn der Erbärmlichkeit, und daneben kinderreiche Familien, für die es an Brot fehlte; das Elend einer Winkelbühne, deren Zugehörige sich immer noch Kunstgenossen nannten. Bei dem Zustande der Gesellschaft konnte nur in sehr kleinen Städten gespielt werden, wo nur wenige Einwohner oder Niemand etwas Besseres gesehen hatte, wobei denn auch keine rechten Geschäfte zu machen waren.

Für Alma gab es auf diesem Theater nur „alte" Rollen. Aber auch diesen war sie nicht gewachsen, da das Auswendiglernen, das sie nie geübt hatte, ihr schwer fiel. Zudem war sie ihren Kolleginnen unbequem, da sie sich zu vornehm gab. Sie wollte nur einige Uebung hier abwarten, um sich dann einem größeren Theater zuzuwenden. Aber die Theaterlust schwand ihr auch wieder. Sie dachte daran, ihre Kenntniß des Englischen und Französischen als Sprachlehrerin zu verwerthen. Aber die Ueberlegung sagte ihr, daß in kleinen Städten wenig auf einen Verdienst zu rechnen sei, während sie sich vor größeren scheute. Denn weil sie in den meisten größeren Städten Triumphe als Miß Philadelphia gefeiert hatte, lag die Gefahr einer Erkennung nahe, und andererseits schämte sie sich, vor der Welt in ihrem heruntergekommenen Zustande zu erscheinen.

So blieb sie, unter mancherlei Plänen hin und herschwankend, doch bei der Theatertruppe, und es vergingen einige Jahre, während welcher sie kalt, in sich abgeschlossen, freundlos, mit ihrem Gelichter umherzog. Und zuweilen fühlte sie doch, daß sie noch jung war und bessere Lebenshoffnungen sich noch in ihr regten. Sie dachte auch wohl an das Anerbieten ihres Bruders Kurt. Aber in welcher Weise sollte er ihr helfen? Ihr Stolz erwachte wieder, und das einmal ausgesprochene „Niemals!" sollte nicht widerrufen werden!

Ihre Umgebungen, in welchen das jüngere Personal freilich häufig wechselte, erkannten mit der Zeit, daß etwas Besonderes in dieser Kollegin steckte, welches, nachdem Scheu und Abneigung überwunden waren, in Respekt, ja sogar in eine gewisse Unterordnung überging. Es lebte etwas von einer bedeutenden Natur in ihr, das sich jetzt erst in der Zeit der Entbehrung und Entsagung ausbildete. Sie gewann Einfluß auf den Direktor und die ganze Truppe.

Um diese Zeit trat ein Schauspieler Namens Mohrfeld zur Gesellschaft, der dem Direktor sehr willkommen gewesen wäre, wenn der Künstler in seiner Lebensart eine Bürgschaft für dauernde Verwendung versprochen hätte. Er schien überall nur zu Gast bleiben zu können. Mohrfeld war, was man ein verdorbenes Genie nennt, ein entschiedenes Talent, ein liebenswürdiger Gesellschafter, dazu ein geistvoller, sogar ein gebildeter Mann; aber ohne Ernst und Ausdauer, unstät, fahrig, leichtfertig und bereits der Flasche mehr zugethan als der Bühne. Er trat ein paar Mal in Charakterrollen auf und erntete großen Beifall. Ihn zu behalten war der heißeste Wunsch des Direktors, und Alma unterstützte ihn darin. Sie hatte seine Bedeutung erkannt, und auch sonst Fühlung zu ihm gewonnen. Denn auch er stammte von guter Familie, mit der er die Verbindung ein für allemal aufgegeben, auch er war durch Trotz und Frevel an seiner besseren Natur in eine Lebensweise und Lage gerathen, aus welcher sich eine Rückkehr in geordnete Verhältnisse kaum wiederfinden ließ. Die Unterhaltung wußte er in lebensprudelnder Weise zu führen, hatte etwas gelernt, verstand sich auf Kunst und kannte Welt und Menschen nicht nur in den untergeordneten Kreisen.

Alma fühlte sich im Gespräch mit ihm seit lange einmal wieder angeregt und angesprochen, und die Anregung durch sie machte sich auch bei ihm geltend. Eine solche Persönlichkeit hätte er hier nicht gesucht. War sie keine sonderliche Schauspielerin, so war sie ein Charakter, eine Frau, welche, ohne es zu wollen, ihre Umgebungen beherrschte und für sie und sich selbst eine Umgestaltung zum Besseren anstrebte. Der Direktor war hocherfreut über den Plan, welchen sie ihm vorlegte. Mohrfeld sollte der Stamm eines neuen Unternehmens werden. Wenn man ein paar jüngere Leute von einiger Uebung und hübschem Aussehen zu gewinnen wüßte, so könnte man sich auch in größeren Städten und mit besseren Stücken vorstellen, ja sich mit der Zeit zu einer geachteten Truppe heraufarbeiten. Mohrfeld, durch Alma's Energie bezwungen, war einverstanden. Die Ausführung des Planes gelang, der erste Winterfeldzug war rühmlich und einträglich. Mohrfeld wußte sein Leben mehr zu ordnen und that Alma das Bekenntnis, daß er ihrer Einwirkung viel verdanke. Ein paar Jahre ging nun Alles gut. Da starb der Direktor, und die hauptlose Gesellschaft war einig, daß Alma fortan die Führung übernehmen müsse, wenn es Mohrfeld nicht thäte. Dieser verstand sich dazu unter der Bedingung, daß Alma seine Frau würde, da er sie schon nicht mehr entbehren konnte, am wenigsten für die Leitung der Geschäfte, auf die er sich gar nicht verstand. Und Alma reichte ihm die Hand, nicht aus Liebe, sondern aus Vernunftgründen, und ging damit dem völligen Verderben entgegen.

Stand gleich das Theater noch einige Zeit auf der Höhe, daß man in Provinzialstädten Shakespeare, Schiller und Göthe spielen konnte, so verstand Alma von Geschäften eigentlich ebensowenig als ihr Mann. Ward viel eingenommen, so ging viel drauf, ja man zehrte von Erwartetem, und Mohrfeld lebte in lockerer Gesellschaft und beim Wein häufiger als ihm gut war. Im nächsten Jahre folgte ein jäher Zusammenbruch des Theaters, aus dem ein Aufraffen kaum zu erwarten stand.

Das Elend der nächsten fünf oder sechs Jahre braucht nicht erzählt zu werden. Während Mohrfeld sich dem Tode entgegentrank, suchte seine Frau immer noch eine Truppe zusammen zu bringen. Sie spielte in Dorfscheunen, wenn sie ihr geöffnet wurden, und verschmähte nicht Seiltänzer und ähnliche Künstler aufzunehmen. Endlich war man in die Nähe von Alma's Heimatsort gelangt. Sie wußte selbst nicht wie es geschehen und erschrak, als sie es erfuhr. Da erfolgte während des Streites mit dem Löwenwirth der Tod ihres Mannes. Der Wirth mußte sie dann doch entlassen, behielt aber ihre Habe zurück. Was Alma in der Stadt wollte, wußte sie selbst so genau nicht, wenn der Plan, sich an ihren Bruder Kurt zu wenden, ihr unterwegs wieder leid werden sollte. Wie im Traum durchschritt sie die bekannten Straßen. Da erfaßte sie ein Schwindel und ohnmächtig fiel sie zur Erde. Man brachte die Unglückliche in das Armenspital, wo sie lange krank lag. Als sie nach vier Wochen entlassen wurde, schlich sie müde und gebrochen und in demselben Gemüthszustande, wie sie die Stadt vor kurzem betreten hatte, durch die Straßen. Sich an ihren Bruder zu wenden, erschien ihr, jetzt an Ort und Stelle, ganz unmöglich. Sie lenkte ihre Schritte durch die schönen Anlagen — sie wußte eigentlich nicht, wohin sie ging. Das waren dieselben Bäume, dieselben Reitwege, auf welchen sie einst mit glänzenden Herren und Offizieren dahingesprengt, von ihrem feurigen Rosse lachend auf die Welt herabsehend. Jetzt schritt sie dahin, obdachlos, elend, eine Bettlerin.

Da erblickte sie eine Gestalt, vor welcher sie erschrak, wie sie schon früher im Wirthshause „zum Löwen" vor ihr erschrocken war, um doch hastig ihre Hand darnach auszustrecken. Gleichwohl war es eine Gestalt, welche Anderen nicht eben Schreck einflößte. Auch jetzt hielt sie den Jüngling fest, der sich Gottwalt Rode nannte. Den Namen kannte sie! Sie hatte ihn ein halbes Leben lang in bitteren Augenblicken vor ihrem Gehör gehabt. Es war vielleicht ein Verbrechen, an welches der Name sie erinnerte! Aber nein, es sollte kein Verbrechen sein! Durch den Rausch des Genusses hatte sie ihr Gewissen betäubt, und Niemand erfuhr später, was die schöne Amazone verschwieg und gern auch in ihrem Innern ausgelöscht hätte. Und nachdem sie nach der zweiten Begegnung den Jüngling gehen geheißen, um ihn, wie sie sich wünschte, niemals wiederzusehen, fühlte sie sich, wie nach einer harten Anstrengung, so schwach, daß sie die Füße kaum weiter bewegen konnte. Wohin sollte sie sich wenden? Der Gedanke an den Tod hatte etwas Erlösendes für sie. Aber wie ließ sich der Tod finden? Sie wankte die Straßen entlang und befand sich unvermerkt vor der Thür desselben Krankenhauses, aus welchem sie vor einigen Stunden entlassen worden war.

Sie konnte nicht weiter. Auf die Stufen kauerte sie sich nieder, gleichgültig, ob man sie noch einmal aufnehmen oder mit Gewalt hinwegschaffen werde. Man that das erste, der Arzt schüttelte den Kopf und fand sie kränker als zuvor. Monate lang lag sie in Erschöpfung und hoffte zu sterben. Aber sie sollte noch einmal genesen, und mit Angst und Schrecken sah sie sich schon wieder durch die Straßen wanken; freundlos, hoffnungslos, rathlos.

Da kam der Augenblick, welcher ihr in Frau von Tenneberg eine aus der Jugend her bekannte Gestalt entgegenführte. Ihre Ueberraschung verrieth sie. Aber nachdem es geschehen und sie selbst erkannt worden war, hätte sie sich vor Scham und Entsetzen in die Erde bergen mögen. Und tiefer nur fühlte sie sich erschüttert, als sie von der selbst Ergriffenen nicht Abwendung und schmähende Worte, sondern freundlichen Zuspruch und Hoffnung auf Hilfe erfuhr. Worin diese Hülfe für sie noch bestehen sollte, wußte sie nicht. Hatte die einstige Freundin die Absicht, ihr die Mittel zu gewähren, aus der Stadt zu gelangen? Sie wollte die Unterstützung annehmen, dachte sie, um nur bald aus dem Bereich ihrer Familie zu kommen. Vorher aber glaubte sie noch an Ort und Stelle eine Pflicht zu haben. Sie wollte ihr Gewissen lösen, wollte erfahren, ob sie eine Verbrecherin sei. War sie es, dann mußte sie mit dem Bekenntnis vor Gericht treten, aber nicht hier, sondern weit weg an einem anderen Orte! War sie es nicht, so gab es in der Ferne ja eine Zuflucht, im Verborgenen zu leben, am besten in der Stille zu sterben.

Siebzehntes Kapitel.

Lothar's Wunde war nach einigen Tagen geheilt, allein die entstellenden Schrammen an der rechten Seite seiner Stirn und die gefährlich aussehenden rothen Flecke ließen es ihm gerathen erscheinen, sich noch zu Hause zu halten. Die Theilnahme für ihn zeigte sich schon von allen Seiten. Auch Bruno war nach der Stadt geeilt, um sich nach dem Ergehen des Vetters zu erkundigen. Er hatte auch Neues und für die Familie Erfreuliches zu erzählen. Denn am Tage nach der Rückkehr des Freiherrn hatte er sich in Schloß Tenneberg gemeldet, um dem Großvater seine Aufwartung zu machen, und war sehr gut

empfangen worden. Ja, noch mehr: Tags darauf kam der Großvater nach Neuhaus und ließ sich seine Urenkel zeigen, welche er mit augenscheinlicher Verwunderung betrachtete. Dem alten Herrn war das alles viel zu neu, als daß er Zärtlichkeit oder besondere Zuthunlichkeit gegen die Seinen hätte zeigen können, eine gewisse befangene Förmlichkeit schien sogar zu sagen, daß er noch mit dem Erstaunen zu kämpfen hatte, sich selbst in diesen neuen Verhältnissen zurecht zu finden. Aber er widerstrebte doch nicht mehr, er war wirklich in Neuhaus gewesen, hatte sich dort umgesehen, und ein reger Verkehr zwischen den so nah beieinander liegenden Gutshäusern war in wenigen Tagen angehaltender und stiller, als bisher. Was habt Ihr in der Stad mit ihm vorgehabt? Hat es irgend ein Erlebnis für ihn ge geben?" Lothar witterte recht wohl den geheimen Grund un hätte gern mit seinem jungen Freunde eine Auseinandersetzun darüber gehabt. Allein, das war ein zarter und schwer zu be rührender Punkt, für den die Gelegenheit behutsam abgewarte werden mußte. „Was wird es anders sein," meinte Lotha dem Vetter gegenüber, „als die Langeweile, die der gute Knab jetzt wieder mit dem Alten auszustehen hat. Das eintönig Leben ist für einen frischen Jungen keine Kleinigkeit. Nehm Euch seiner an. Der Weg zwischen Neuhaus und Schloß Tenne

Versailles. (Text Seite 239.)

bahnt. „Wem wir das Alles zu verdanken haben," fuhr Bruno fort, „liegt auf der Hand! Ich habe mich mit dem Jungen auch bereits auf den Duzfuß gesetzt, denn er gehört einmal zu uns. Aber es muß etwas mit ihm vorgegangen sein! Er widerstrebte beinah, als ich ihm das Du anbot, und ist zurückberg ist ja jetzt für alle Teile freigegeben." Unter den mannigfachen Beweisen von Theilnahme war doch die Versicherung, welche Frau von Tenneberg gab, für Lothar am beglückendsten, nämlich, daß Hildegard erschreckt und aufrichtig bekümmert über seinen Unfall sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gefangenen des Cardinals.

Erzählung von **Alfred Stelzner.** (Schluß.)

Es war ein Glück für Gilbert, daß es immer noch stark schneite, als er die ihn erwartende Kutsche bestieg, denn sonst wären dem ihm nahestehenden Posten wohl kaum die gelbledernen Stulpenstiefel entgangen, die, während er einstieg, plötzlich unter seinem Pelzmantel hervorlugten.

In dem Augenblick, als Gilbert tief aufathmend den Kutschenschlag packte, um ihn hinter sich in's Schloß zu schlagen, näherte sich Jemand dem Wagen mit eiligen Schritten.

Gilbert erkannte auf den ersten Blick den Marquis Bertin, der im Verfolg seines Weges mit Staunen bemerkte, daß Lucie's Kutsche vor der Bastille hielt. Mit Schrecken sah Gilbert, daß Lucie's Verlobter sich zwischen ihn und den offenen Wagenschlag drängte, und wagte nicht, sich durch eine Bewegung zu verrathen, geschweige denn dem Kutscher zuzurufen oder auch nur einen Laut von sich zu geben. Er hatte die Füße unter den Sitz versteckt, seinen unter dem Mantel verborgenen Degen fest umklammert, und verharrte regungslos, wie sehr der Marquis auch auf ihn einredete.

Auch der Kutscher, den Lucie vorher auf's genaueste instruirt, schien auf diesen Zwischenfall nicht vorbereitet, denn er hielt zaudernd die Pferde zurück, die ungeduldig das hoch beschneite Pflaster stampften.

„Das ist ja höchst seltsam!" wiederholte der Marquis immer von neuem. „Erklären Sie mir doch, Lucie. — Ich sah Sie vorhin das väterliche Haus verlassen, — ich darf wohl sagen, vermummt, — und sah Sie mit eignen Augen aus der Bastille kommen, — aus der Bastille, Lucie! — Pardon," unterbrach er sich, als Gilbert, der wie auf Kohlen saß, sich den Mantel fester um die Schultern zog, „es ist in der That ein böses Wetter! Sie gestatten doch, daß ich Sie heim begleite? Unterwegs werden Sie meine gerechte Neugier gewiß befriedigen. Darf ich einsteigen?"

Gilbert athmete tief erleichtert auf und nickte lebhaft mit dem Kopfe. Unter allen Umständen mußte er hier fortzukommen suchen aus dem Gesichtskreise der Wachtposten, und das war nur zu erreichen, wenn er den Marquis einsteigen ließ. Dieser lächelte seine vermeintliche Verlobte dankbar an, schüttelte sich den Schnee von den Kleidern und stieg behutsam zu dem Vermummten ein, den Wagenschlag hinter sich zuklappend. Im selben Augenblicke griffen die Pferde zu schärfstem Trabe aus, daß die Räder der etwas schwerfälligen Kutsche sausend den weißen Schneeteppich durchfurchten.

Bild ohne Worte.
Nach dem Originalgemälde von Adolf Eberle.

Lucie's Verlobter hatte alsbald von neuem so eifrig auf sein stummes Gegenüber eingeredet, daß ihm, trotzdem das Schneegestöber mehr und mehr nachließ, gänzlich entgangen war, daß sie nicht heimwärts, sondern in entgegengesetzter Richtung auf Vincennes zufuhren. Durch Kopfschütteln und ein gelegentliches, geheimnißvolles Zischen hatte Gilbert seinen Gegner zum Schweigen zu bringen versucht und es endlich wirklich dahin gebracht, daß derselbe sich grollend in seine Wagenecke drückte.

„Aber mein Gott," rief er nach einer Weile beunruhigt, „wie fährt denn der Jean? — Wir sind ja außerhalb der Stadt!" Er fuhr plötzlich so heftig erschrocken auf, daß er mit dem Kopfe an die Wagendecke stieß. „Was bedeutet das? Sprechen

Sie!" stotterte er bestürzt. „Sie sind es doch, Lucie? — Wer sind Sie?" schrie er auf. „Schlagen Sie Ihren Schleier zurück! Was verbergen Sie da unter ihrem Mantel?"

Ein lauter Schreckensruf entfuhr ihm, als der Vermummte plötzlich Hut und Mantel abwarf und ihm drohend zurief, sich ruhig zu verhalten. Gilbert hatte eingesehen, daß er seine Maske nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte, und er gab sich um so eher zu erkennen, als er wußte, daß sie sich in dem einsamen Walde von Vincennes, einem damals beliebten Jagdrevier des französischen Hofes, befanden und bald die Stelle erreicht haben mußten, wo ihn nach Lucie's Bestimmung ein Stallknecht mit einem Reitpferde erwartete, auf dem er seine Flucht bis zu einem kleinen Landsitz des Barons in der Provinz schneller als bisher fortsetzen sollte.

Ehe der Marquis, der die Metamorphose seines Gegenübers noch gar nicht zu begreifen schien, sich aus seiner grenzenlosen Verblüffung erholt hatte, hielt die Kutsche mit einem Male so plötzlich an, daß die Insassen fast aufeinander stießen.

Als Gilbert erschrocken aus dem Wagen sprang, sah er, daß dicht vor demselben ein Reiter gestürzt war, dessen am Boden hingestrecktes Pferd in einer großen Blutlache den Weg sperrte, der gerade an dieser Stelle eine scharfe Wendung machte. In der Ferne bemerkte er drei weitere Reiter in gestrecktem Galopp heransprengen.

„Halt!" rief der Marquis hinter dem Ausgestiegenen her. „So entwischen Sie mir nicht, Herr!"

„Das ist Hilfe in der Noth!" keuchte der gestürzte Reiter athemlos und sich hastig aufraffend. „Herr von Neuville, jetzt ist's an Ihnen, mir einen Dienst zu leisten! — Jawohl, ich bin's, Herr Kamerad, Lieutenant Tschudi! Und Sie sind frei? Da gratulire ich! Aber ziehen Sie blank, — man verfolgt mich! Ich bitte um Ihre Hilfe im Namen des Cardinals! Es wird ein harter Strauß werden, ein Kampf auf Leben und Tod! — Vor allem," fuhr er fort, die näherkommenden Reiter fest in's Auge fassend und im Rücken an den Kutschpferden Deckung suchend, „nehmen Sie dieses Packet an sich; es ist ja nicht unmöglich, daß mir ein Unglück zustößt, — es enthält Schriftstücke, die von höchstem Wert sind für den Cardinal. Man wird sie bei Ihnen nicht vermuthen!"

„Und die Reiter dort?" forschte Gilbert, das versiegelte Bündel Schriften in sein Wamms schiebend.

In fliegender Hast erzählte jener, daß der Cardinal ihn besorgt dem längst erwarteten Feldcourier entgegengeschickt hätte, der mit jenen Documenten aus dem schwedischen Feldlager her unterwegs gewesen sei, daß Hörige des Herzogs von Orleans sie überfallen hätten, wobei der Courier getödtet worden, und daß er selbst wohl den Verfolgern entkommen wäre, wenn nur sein verwundetes Pferd ausgehalten hätte.

Der Schweizeroffizier fand keine Gelegenheit mehr, Gilbert zu fragen, wer denn der bisher nicht bemerkte Cavalier sei, der soeben aus dem Wagen stieg; denn seine Verfolger waren inzwischen herangekommen. Zwei derselben sprangen mit entblößtem Degen aus dem Sattel, während der Dritte deren Pferde hielt, und es entspann sich sogleich ein lebhaftes Handgemenge, in das Gilbert sich wohl oder übel hineingezogen sah.

„Recht so, recht so!" feuerte der Marquis die Angreifer an. „Im Namen der Königin und unseres erlauchten Herzogs! — Der hier ist's! Der hier! — Ich fordere Sie vor die Klinge, Herr!" schrie er seinem Nebenbuhler zu, mit blanker Waffe auf ihn eindringend.

Ein wüthender Kampf entbrannte vor der Kutsche. Wilde Rufe und ein heftiges Degengeklirr durchhallte die Stille des einsamen Waldweges, unterbrochen von dem Stampfen und Schnaufen der geängstigten Pferde, die sich hoch aufbäumten und in dem dröhnenden Tumulte kaum noch zu zügeln waren. Umsonst hieb der Kutscher auf sie ein, er vermochte weder vorwärts zu kommen, noch zu wenden.

„Jesus Christus!" ächzte der Schweizeroffizier, plötzlich zusammenbrechend. „Ich bin getroffen!"

Gilbert, der wie ein Löwe focht, sah, wie einer der Gegner dem Gefallenen den Degen aus der Hand riß und dessen blutüberströmte Kleider zu durchsuchen begann.

Schon drohte er dem vereinten Ansturm der beiden übrigen Angreifer zu erliegen, als im Augenblicke der höchsten Gefahr ihm von einer Seite Hilfe kam, von der er sie am wenigsten erhofft hatte.

Wie ein Unwetter war hinter der Biegung des Weges her plötzlich ein ganzer Schwarm berittener Gendarmen mit dem Commandanten der Bastille an der Spitze über die Kämpfenden hereingebrochen, die im Getose des Streites das Herannahen der Schaar gänzlich überhört hatten.

Im Nu waren die Ueberrumpelten umzingelt und im Laufe weniger Minuten entwaffnet und gefesselt. Insbesondere Gilbert wurde auf Befehl des Commandanten hart angefaßt, ohne daß er Miene machte, seine Lage zu verbessern; denn da er bemerkte, daß der Verwundete, den man fürsorglich in der Kutsche unterbrachte, das Bewußtsein verloren hatte, hütete er sich wohl, den ihm anvertrauten Schatz aus den Händen zu geben.

Der Commandant, der dem mitgefangenen, gegen die ihm widerfahrende Behandlung heftig protestirenden Marquis sehr kurz Schweigen gebot und zur größten Eile antrieb, schien im höchsten Grade befriedigt über das Resultat der Verfolgung. Er war, kurz nachdem Gilbert die Bastille verlassen, in Begleitung des Cardinals in dieselbe zurückgekehrt. Dieser hatte auf eine Anfrage des Commandanten hin im höchsten Grade bestürzt und außer sich sofort durchschaut, daß er harmlos in eine Falle gegangen sein mußte, die Lucie ihm gestellt, und sogleich gearg-wöhnt, daß es sich um die Befreiung des Herrn von Neuville und damit um den Verrath seiner diplomatischen Geheimnisse handle, der seine Machtstellung auf's ernsteste erschüttern mußte. Er war, nachdem er die sofortige Verfolgung des Flüchtigen angeordnet, Lucie wenig höflich, ja beinahe brutal gegenübergetreten, während das junge Mädchen, das an Stelle Gilbert's in dessen Gefangenenzelle zurückgeblieben war, dem auf's tiefste Gereizten gegenüber eine beinahe heitere Ruhe bewahrte.

„Sie sind meine Gefangene! Sie haften mir mit Leib und Gut für alle Folgen!" hatte er die Verlassene heftig angefahren, sie mit vernichtenden Blicken musternd. „Sie haben mich dupirt. Ich gebe es zu. Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht. Sie haben gefälscht! Erklären Sie mir Ihre List ausführlich — auf der Stelle!"

Lucie kam diesem rauhen Befehle lächelnd nach.

„In welcher Beziehung stehen Sie zu dem Entkommenen? Antworten Sie!" herrschte der Cardinal sie an.

„Ich liebe Herrn von Neuville, Eminenz!" bekannte Lucie freimüthig.

„Ah, eine aufopferungsvolle Liebe, wahrhaftig! Deshalb die wichtigsten Staatsinteressen und mich selbst den schmählichsten Gefahren preisgeben! — Wenn Sie ein Mann wären, Verehrteste," brauste er erbost auf, „wissen Sie, was Ihnen bevorstände? Auf mein Wort, mit Ihrem Kopfe sollten Sie mir's büßen!"

„Da blühte uns also das nämliche Schicksal," lächelte Lucie schelmisch, wenn auch mit bleichen Lippen. „Eminenz beliebten soeben eine aufopfernde Liebe anzuerkennen und vor kurzem, wie Sie sich erinnern werden, Ihren Kopf dagegen zu verwetten."

Richelieu starrte das junge Mädchen beinahe verblüfft an. Dann huschte ein flüchtiges Lächeln über seine finstern Züge. Er schien entwaffnet.

„Herr von Neuville ist unschuldig!" fuhr Lucie eifrig fort. „Freilich dachte ich im Affecte wenig daran, wie lange wohl ich an Stelle des Befreiten in diesem gräßlichen Hause verweilen müßte; seitdem ich hier bin, habe ich nur immer daran gedacht, daß es nur eines kleinen Wortes des allmächtigen Cardinalministers bedürfe, um einer guten Bekannten die Freiheit und einem besorgten Vater, dem ich Bescheid hinterließ, sein Kind zurückzugeben! . . ."

„Sie werden von mir hören!" erklärte Richelieu in einem Tone, der viel von seiner vorherigen Schärfe verloren hatte;

und mit diesem zweifelhaften Bescheide ließ er Lucie wieder allein und begab sich mit seinem draußen harrenden Adjutanten in's Zimmer des Commandanten zurück.

Er brauchte nicht mehr lange auf diesen selbst zu warten. Derselbe trat, von Gilbert gefolgt, hastig ein, schritt nach einer tiefen Verbeugung auf Richelieu zu und erstattete ihm ausführlichen Bericht über das Vorgefallene.

„Der Gefangene behauptete soeben," schloß er geringschätzig, „besonders wichtige Nachrichten für Eure Eminenz zu haben."

„Lassen Sie den Blessierten sofort zur Stelle bringen," befahl Richelieu. Dann wandte er sich Gilbert zu.

„Sie wagten es, Gefangener," fuhr er schneidend auf, „sich trotz meines Verbotes in eine Unterredung mit Baronesse Gabriac einzulassen und auf deren listige Comödie einzugehen. — Herr, es bedarf nur eines Federstriches, um meine wohlbegründete Warnung wahr zu machen und Sie auf der Stelle füsilieren zu lassen."

„Ganz recht," versetzte Gilbert sehr ruhig. „Vorher jedoch möchte ich Sie bitten, Eminenz, diese Schriftstücke an sich zu nehmen; sie wären von höchster Bedeutung für den Empfänger, äußerte der Blessirte, welcher mir dieselben anvertraute, um sie für den Herrn Minister zu retten."

Ein Ausruf freudiger Ueberraschung entfuhr Richelieu unwillkürlich, als er, mit zitternder Hand die Siegel der ihm von Gilbert überreichten Schriftstücke erbrechend, in denselben die sehnlichst erwarteten Subsidienverträge erkannte, deren Abschluß seine schwer bedrohte Machtstellung auf lange hinaus unerschütterlich befestigen und seinen Widersachern zugleich zum Verderben gereichen mußte.

Während er dieselben mit einem Lächeln hellster Genugthuung überflog, erschien, von zwei Gendarmen gestützt, der Schweizeroffizier auf der Schwelle, der sich nothdürftig erholt hatte; ihm folgte ein Wächter, der dem Commandanten eine Meldung machte, welche dieser an den Kardinal weiter erstattete

„Lassen Sie den Baron Gabriac zu der Gefangenen führen!" entschied Richelieu, der den Bericht des Blessirten entgegengenommen hatte. „Ich käme sogleich — Lieutenant Tschudi," wandte er sich sodann wieder an den Schweizeroffizier, „Sie haben Ihre Aufgabe zu meiner vollsten Zufriedenheit gelöst. Ich ernenne Sie zum Capitän, und versichere Sie meiner besonderen Dankbarkeit.

„Aller Dank, Eminenz," versetzte der freudig Erregte mit matter Stimme, „gebührt im Grunde doch nur Herrn von Neuville. Ohne sein Dazwischenkommen, ohne seinen heldenmüthigen Beistand wären die Schriftstücke unrettbar in die Hände von Eurer Eminenz Widersacher gefallen!"

Richelieu warf Gilbert, dessen Aeußeres sehr merkliche Spuren des stattgehabten Kampfes an sich trug, nur einen sonderbaren Blick zu und forderte ihn kurz auf, ihm zu folgen.

Schweigend schritt der Gefürchtete dem jungen Mann voraus, der sich den wunderlichsten Gedanken hingab und in seltsamer Erregung der Geliebten wieder gegenübertrat, die an der Seite des fassungslosen Vaters erschrocken zu den beiden Eintretenden aufsah.

Richelieu weidete sich eine Weile mit strenger Miene an den widerstreitenden Empfindungen, die sich in den Zügen der Liebenden sowohl, wie in denen des alten Herrn ausmalten; dann näherte er sich dem letzteren in schroffer Haltung.

„Kommen Sie, Baron Gabriac! Die Beiden da bleiben bis auf weiteres meine Gefangenen. Die Verlobung Ihrer Tochter mit dem ehrenwerthen Marquis Bertin, den ich übrigens noch meine Macht fühlen lassen werde, erkläre ich für aufgelöst."

„Gnade, Eminenz!" flehte der alte Herr fassungslos. „Gnade für meine Tochter! Sie ist mein einziges Kind! Sie gestand mir Alles! Ihre Liebe zu dem Unglückseligen ist an Allem Schuld!"

„Herr von Neuville," fuhr Richelieu strenge fort, „wollte ich durch seine Uebersiedlung in die Bastille schweigen lehren, weiter nichts, — und hernach zu meinem Geheimsecretär machen. Aber er will, scheint's, höher hinaus, und ich muß sagen, daß er mir unter einem günstigen Stern einen ganz außerordentlichen Dienst geleistet hat. — Nach meiner Ueberzeugung, Herr Baron," fuhr er zu dem Zerknirschten gewendet fort, der zuletzt verblüfft aufgeschaut, „kann diese sehr wunderbare Verkettung von Ereignissen keinen würdigeren Abschluß finden, als dadurch, daß die Beiden, die eine so merkwürdige Gemeinschaft der Köpfe und Herzen zu meinen Gunsten bethätigten, durch meine, wie ich sehr hoffen will, gewichtige Fürsprache für immer einander angehören. Kommen Sie, Herr Baron! Vorläufig bleiben die da meine Gefangenen, — bis sie sich gründlich ausgesprochen haben. Hernach werden Sie die Glücklichen in meiner Gegenwart verloben!"

Mit diesen Worten führte er den grenzenlos verblüfften alten Herrn zur Thür hinaus und hörte nur noch den Freudenschrei, mit dem die Liebenden sich glückstrahlend in die Arme sanken.

* * *

Die Rache des Cardinals, die er schonungslos an denjenigen nahm, die umsonst an seinem Sturze gearbeitet, entsprach seiner Macht. Am selben Tage noch erfolgten zahlreiche Verhaftungen. Marquis Bertin, zu dessen Ungunsten Gilbert nicht aussagen mochte, und der daher noch leidlich davonkam, erhielt einen Ausweisungsbefehl. Die Königin-Mutter wurde nach Moulins verbannt, von wo sie bald darauf nach Belgien entkam, und des Königs Bruder, Herzog Gaston von Orlans, entfernte sich nach Lothringen, um sich in Sicherheit zu bringen. Außerordentlicher Gunstbezeugungen des mehr als je gefürchteten Staatsmannes dagegen erfreuten sich die Neuverlobten, deren Verbindung nun nichts mehr im Wege stand; und noch lange sprach man in eingeweihten Kreisen mit neidischer Bewunderung von den einstigen Gefangenen des Cardinals.

Feuilleton.

Versailles. (Bild S. 239.) Vor uns liegt das berühmteste aller Fürstenschlösser, dessen Geschichte — vielleicht mehr als irgend ein anderes Gebild von Menschenhand — den Wechsel menschlichen Geschickes dokumentiert. Kein Schloß ist so wie dieses von den mächtigsten Herrschern ihrer Zeit verschwenderisch bedacht und bevorzugt gewesen, desgleichen hat kein Fürstenbau in ähnlichem Maße anderen Schlössern zum Vorbild gedient, kaum irgend ein anderes Bauwerk ist so ganz Seele und Lebensborn einer ganzen großen Stadt geworden, als das Schloß zu Versailles, und nur sehr wenig Gebäude sonst noch in der Welt haben so viel von welthistorischen Momenten hervorragendster Art zu erzählen, als das Schloß zu Versailles. 1627 beginnt seine Geschichte, als Ludwig XIII. auf einem von Jean de Soisy gekauften Lehngute in dem unansehnlichen Dorfe Versailles ein Jagdschloß erbauen ließ. Sein nächster und berühmtester Nachfolger, Ludwig XIV., schuf aus diesem Jagdschloß die stolze Residenz, deren Gebäu die heutige Welt noch bewundert; volle 50 Jahre — von 1660—1710 dauerte der Um- und Ausbau und — nachdem er vollendet und die Adligen und Bediensteten des Hofes angefangen hatten, sich ringsumher anzusiedeln, gruppirte sich mehr und mehr um das stolze Königsschloß eine stattliche Bürgerstadt. Wie Ludwig XIV., so residirte auch Ludwig XV. in Versailles, und sein Nachfolger, Ludwig XVI., an dem die Sünden seiner Väter so furchtbar blutig heimgesucht wurden, ward erst 1789 in den verhängnißvollen Oktobertagen gezwungen, die Königsresidenz wieder nach dem für Herrscher allezeit unheildrohenden Vulkan Paris zurückzuverlegen. Bis dahin war die Stadt Versailles bis auf 100000 Einwohner angewachsen, um jedoch rasch genug wieder auf 30000 Seelen zurückzusinken. Kurz vor der Entthronung des königlichen Versailles war es noch der Ort eines der denkwürdigsten Friedensschlüsse geworden, — des Friedensschlusses von 1783, der den Krieg zwischen Nordamerika sowie Frankreich einerseits und England andererseits zu Gunsten der eben aus der Feuertaufe hervorgegangenen ersten großen modernen Republik beendete. Und fast ein Jahrhundert später — 1871 — wurde das Versailler Schloß der Schauplatz eines nicht weniger denkwürdigen Friedens — jenes, der das Geschick des Kaisergeschlechtes der Napoleoniden — hoffentlich endgültig — besiegelte, gleichzeitig der größten europäischen Republik unserer Tage die Wege bereitete und ein neues deutsches Kaiserreich schuf.

Xz.

Soldatenhunde der Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. B. Langkavel-Hamburg. Wenn Tauben, Pferde, Maulesel, Kamele und Elephanten in größerer oder geringerer Anzahl zu Kriegs- und anderen militärischen Zwecken gebraucht wurden und noch gegenwärtig werden, wenn der Erfolg ihrer Verwendung im militärischen Interesse oft gar nicht gering anzuschlagen ist, so muß es eigentlich Staunen erregen, daß der Hund, die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche je der Mensch gemacht, dessen Wachsamkeit, Schnelligkeit, Ausdauer, Genügsamkeit und Klugheit gar nicht genug belobt werden können, dessen große Gelehrigkeit ihn ganz besonders geeignet erscheinen läßt, den Heeren vorzügliche Dienste zu leisten, in unserm Jahrhunderte so verhältnismäßig unbedeutende und wenige derselben geleistet hat.

Je weiter wir aber in der Geschichte zurückblicken, um so häufiger finden wir die Verwendung der Hunde in den Kriegen; man brauchte jedoch wenig oder gar nicht seine geistigen Eigenschaften als vielmehr seine körperliche Kraft und sein scharfes Gebiß während des wilden Kriegsgetümmels, wo der Mann den Mann schlachtete. Der alte Historiker Aeliare erzählt von den Magnesiern, daß sie in dreifacher Schlachtreihe gegen die Epheser kämpften; die erste bildeten die starken Hunde, die zweite bestand aus Sklaven, welche natürlich gezwungen vorgehen mußten, und erst hinter diesen standen die Magnesier. Nach dem Bericht des Plinius, der bei dem bekannten Ausbruch des Vesuv seinen Tod fand, besaßen die Einwohner Kolophons im Kriege ganze Kohorten bissiger Hunde: „das waren die treuesten Bundesgenossen und verlangten keinen Sold“. Als im Jahre 108 v. Chr. die Cimbern geschlagen waren, vertheidigten deren Hunde muthig und aufs äußerste die Wagenburg. Den König der Garamanten führten 200 Hunde, tapfer gegen die Feinde streitend, wieder zu den Seinigen zurück. Von den Galliern berichtet der alte Geograph Strabo, daß sie im Kriege Hunde gebrauchten, welche aus England importiert waren. Die Bluthunde der Spanier waren bei den Incas wie anderwärts ein Schrecken der Indianer; mit ihrer Hilfe jagte man sie, ließ sie unbarmherzig zerreißen. „Nicht selten,“ sagt ein Augenzeuge, „habe ich lange Zeit nach der Eroberung Spaniens sich damit unterhalten sehen, die Eingebornen mit Schweißhunden zu hetzen, nur zum Vergnügen oder um die Hunde zu dressiren. Noch 1798 benutzten die egoistischen und doch so frommen Engländer die Cubadoggen, jene Bastarde von Bullenbeißer und Bluthund, gegen die aufständigen Maronneger auf Jamaica und machten damit bei der Wende des Jahrhunderts einen würdigen Abschluß des grausigen Gebrauchs von der physischen Kraft und Wildheit des Hundes. Sie hatten ja auch jene Schweißhunde mit der eigenthümlich langgezogenen Stimme, die in alten Zeiten häufig als Diebefänger benutzt wurden, in den Kriegen gegen Schottland verwendet, Heinrich VIII brachte sie auf seinem Kriegszuge nach Frankreich, und Graf Essex führte 800 Stücke in seinem Heere nach Irland.

Ich habe früher einmal nachgewiesen, wie von Alters her auf den Gebirgen von Tibet im fernen Osten über den Himalaya westlich durch Persien, den Kaukasus, Kleinasien, Griechenland, über die Alpen nach den Pyrenäen und Großbritannien hin große und gewaltig starke Hundeformen auftreten, welche schon frühzeitig als unübertreffliche Wachthunde Verwendung fanden. Wie auch immer nach dem äußern Habitus in reiner oder vermischter Rasse ihre Namen wechseln mochten, sie waren es, welche wegen ihrer Stärke, ihres Ungestüms erfolgreiche Thätigkeit in den Schlachten der Völker selbst jenseits des atlantischen Oceans fanden. Es muß ein Grausen und Entsetzen erregender Anblick gewesen sein, wenn kohortenweise sich diese wilden Bestien auf den Feind warfen, denn schon ein einziger Hund dieser Bergrassen kann Fremden höchst gefährlich werden. Wie im Kaukasus vor den turkmenischen Feuerstellen sie dem Reisenden den ersten unfreundlichen Empfang bereiten, wie die Wacht- und Hirtenhunde der Tibeter, welche in Höhen von mehr als 18 000 Fuß scheinbar unbeeinflußt von dem stark verminderten Luftdruck bleiben, kolossale Gestalten und so zottig wie die dortigen Jaks, jedem Fremdling den Eintritt in das Lager verwehren, so vertheidigen auf den hohen Bergwiesen in den Pyrenäen gewaltige Hunde Schafe und Ziegen gegen jeden Angriff der Wölfe erfolgreich.

Als theure Luxushunde und bisweilen auch als Gebrauchshunde finden wir diese großen Formen in den verschiedensten Zeiten auch außerhalb ihres eigentlichen Verbreitungsbezirkes. Auf der berühmten Appischen Straße im alten Rom sah der Dichter Properz, einer der Anbeter der schönen Cinthia, den verhaßten reichen Nebenbuhler auf einem Wagen mit seidenen Vorhängen und neben demselben zwei starke Molosserhunde mit grauen theuren Halsbändern. Giovanni Maria Visconti ließ 1409 auf das hungernde Volk seine Bluthunde hetzen und mehr als 200 Menschen zerreißen. Das Städtchen St. Malo besaß zu seiner Sicherheit statt der Nachtwächter 15 Bullenbeißer, die Abends beim Glockenläuten losgelassen wurden. Mit Verlust seiner Waden konnte da ein Schwärmer seinen nächtlichen Spaziergang bezahlen, und man pflegte deshalb auch von einem wadenlosen Menschen zu sagen, er sei in St. Malo gewesen, wo ihn die Hunde um seine Waden gebracht hätten. Für hohe Preise gelangten im Laufe der Zeit diese großen Hunderassen in ferne Gegenden, wo durch sie nach und nach Mischlinge mannichfachen Blutes entstanden.

In den letzten Jahrzehnten, welche auf kynologischem Gebiete so bedeutende Erfolge aufzuweisen haben, ist nun wiederholt die Frage aufgeworfen worden, ob Hunde nicht auch im Dienste des Heeres wieder zu verwenden wären. Bei den Franzosen freilich herrschte schon 1870, wie „H. B. Vor 15 Jahren 150 Tage vor Paris“ 1886 S. 133 mitteilt, der Glauben, daß jede deutsche Patrouille dressirte Hunde mit sich führte. Mit diesem Glauben aber steht es so wie mit manchem andern der Gallier. Nun erschien vor anderthalb Jahren in der Allgemeinen Militär-Zeitung ein interessanter Aufsatz „Hunde im Dienste des Heeres“, welcher natürlich nicht bezweckt, den oben erwähnten Gebrauch der Hunde zum Zerfleischen der Feinde wieder einzuführen, aber dafür in die Schranken tritt, daß für manche Zwecke erfolgreich Hunde zu benutzen wären. Nicht die physische Kraft dieses Thieres soll verwerthet werden, sondern seine hohen geistigen Eigenschaften, also

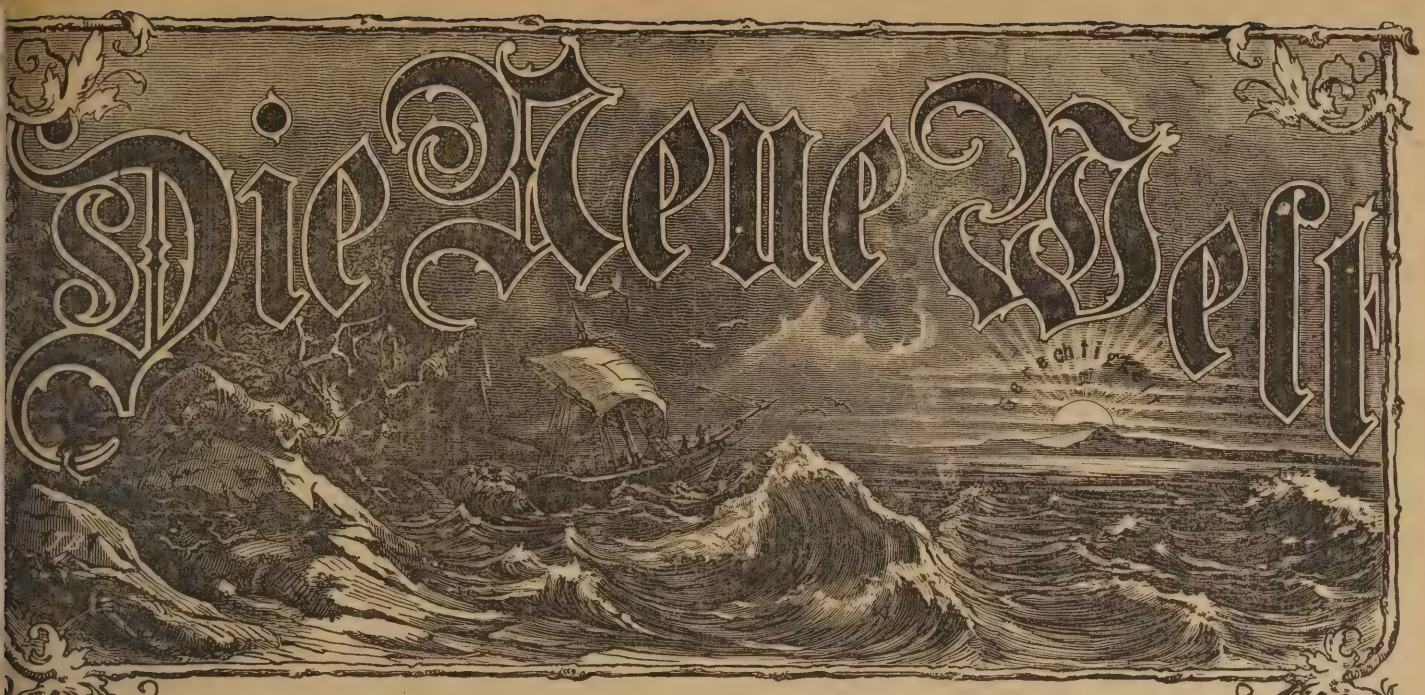
1. Bei Cavallerie-Divisionen im Vordertreffen, wo der Spürsinn des Hundes schneller den Feind erkennen, oder bei der Verfolgung die Spur des verschwundenen Gegners leichter auffinden würde.
2. Beim Vormarsch im durchschnittenen Gelände.
3. Auf Vorposten, bei Feldwachen, bei nächtlichen Patrouillengängen und dergleichen.
4. Um im Walde oder Sumpfe den schwer aufzufindenden Verwundeten schneller Samariterdienste zu leisten.

Unter den geistigen Eigenschaften des Hundes ist also hier besonders auf dessen feine Spürkraft Rücksicht genommen, und durch verständige Dressur wird sicher der auserwählte Hund die befreundeten Truppenkörper von denen der Feinde leicht unterscheiden lernen. Ein Hund versteht ja oft den Menschen leichter und schneller als dieser jenen. Wie in Berlin auf einer Razzia nach Schlafburschen bei „Mutter Grün“ die Hunde der polizeilichen Nachforschung wesentliche Dienste leisten, so haben sie sich auch in London in letzter Zeit als sehr werthvoll bewährt, und man ist dort zu dem Entschlusse gelangt, Bluthunde von reinster Zucht stets vorräthig zu halten. Solchen gelang es kürzlich das verschwundene ermordete Kind des Ehepaares Wittey aufzufinden. Vergebens hatte man Haus und Garten wochenlang durchsucht, da brachte Inspector Moore zwei Bluthunde, die eine Weile umherschnüffelten und dann unter fürchterlichem Geheul in eine Kammer stürzten und am Fußboden scharrten. Man ließ die Bretter entfernen und fand zwei Fuß unter dem Erdboden die Leiche des von den eigenen Eltern ermordeten Kindes. Die Bluthunde Cub's, welche nach Ballou (Due South or Cuba past ant present. 1885, S. 270) als Bastardformen schon allein durch den längeren Kopf vom englischen Mastiff sich unterscheiden, hatte man abgerichtet entlaufene Sklaven aufzuspüren. Jeder Sklaven- und Landbesitzer hielt solche, und das allein schon benahm den Sklaven die Lust zu entlaufen, weil sie sicher von den feinen Spürnasen entdeckt wurden. Nur ein Stück der Kleidung des Entlaufenen brauchte man ihnen vorzuhalten, sie bewahrten die Witterung so sicher, daß sie den im Sumpf oder anderswo Versteckten sicher auffanden. Es ist bekannt, daß, wenn europäische Hunde nach Tropengegenden kommen, sie oft die feine Nase verlieren und dann das Auge täuschen, irre leiten kann. Auf dem Hamburger Schiffe „Erna Woermann“ befand sich ein Schiffshund, der mit allen Weißen Freundschaft hielt, dagegen jeden Schwarzen als vermeintlichen Dieb angriff. Das Schiff hat seit Jahren regelmäßige Fahrten nach Ober-Guinea. Bei Madeira betrat nun ein starkberußter Kohlenträger dasselbe, der Hund nahm ihn sofort an und zerriß ihm den Rock. Hätte er die frühere feine Nase behalten, so hätte er sicher den Europäer gewittert, wie jene mittelasiatischen Hunde, welche den in der Kleidung ihrer Heimat daherkommenden Europäer sofort erkennen und wüthend anfallen.

Daß zu irgend welchem „höheren“ Zwecke für Heeresabtheilungen diejenigen Rassen am meisten sich eignen, welche von Offizieren, die zugleich auch Jagdfreunde sind, gehalten zu werden pflegen, möchte sich wohl von selbst verstehen, und die Neuzeit hat nicht allein durch Mittheilungen von Mund zu Mund, sondern auch durch Lettern höchst interessante Züge solcher geistig bevorzugten Soldatenhunde aufbewahrt. Der Hund des Oesterreichischen Regiments Baron Prochaska Nr. 7, welcher im Feldzuge 1848 in der Tirailleurkette einschlagende Geschosse mit freudiger Hast als „Apporteln“ umhertrug und unter den Verwundeten und Kranken bei seinen regelmäßigen Besuchen der Feldhospitäler ganz genau die Soldaten seines Regiments herausfand, sie durch allerlei Sprünge und Possen zu erheitern verstand, ist ebenso eine militärische „Persönlichkeit“, wie jener Dachshund, der „Stommertakel“ mit seiner Hunde-Suite aus dem Oesterreichischen ersten Jägerbataillon, wenngleich die Aufzeichnung seiner Thaten der Bataillonskommandant verwehrte. Sie finden sich aber vereinigt in der Deutschen Jäger-Zeitung 1886 Nr. 21, wie die jenes Hühnerhundes aus dem deutsch-französischen Kriege in der Neuen Deutschen Jagd-Zeitung VII Nr. 23. An letzter Stelle wird auch mitgetheilt, daß das dritte preußische Jägerbataillon zu Lübben jetzt Hunde zum Vorposten-Meldedienst abrichtet und sie vorzugsweise der Masse der Schäferhunde entnimmt, welche durch Klugheit und hohen Verstand vielmehr als durch ihr unscheinbares Aussehen zu den edelsten gehörig überall ein treues Spiegelbild ihres Herren sind. Wie diese würde auch der Pudel, an welchem, wenn er richtig erzogen, alles nur Seele, nichts unedles, nichts unwürdiges ist, sich vortrefflich als Soldatenhund eignen.

In jüngster Zeit sind durch manche Zeitungen vielfach die abenteuerlichsten Berichte, häufig ganz unbegründete Muthmaßungen und Ansichten verbreitet worden über die Verwendung von Hunden beim Felddienst der Truppen; ich erinnere nur an die Konkurrenz, in welche zu den Brieftauben diese vierbeinigen Briefträger treten sollten. Nur eine erfahrene Militärperson vermag zu beurtheilen, wie und worin Hunde erfolgreich beim Heere Dienste leisten können.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.



Nr. 31. Unterhaltungs-Beilage. 7 Mai.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette.** (Fortsetzung.)

Sie ließ ihn grüßen! Das war schon viel, und Tante und Neffe verstanden sich mit einem Blick, ohne Worte darüber zu tauschen. „Und weißt Du," fuhr sie im Gespräch fort: Daß wir gestern, da wir uns Deine verfänglichen Reden und evelhaften Wünsche vergegenwärtigten, beinahe gelacht hätten ber die unerwartete Erfüllung?"

„Es ist mir auch schon eingefallen!" rief Lothar, jetzt in er That lachend. „Du meinst die Versetzung um Ostern? igentlich kann ich gar nicht mehr versetzt werden, aber frei- illig zurückzutreten gestattet man mir auch nicht, und so bin h eigentlich in der lächerlichsten Schulbedrängnis — und das rz vor Weihnachten!"

„Richtig, Weihnachten!" rief die Tante. „Mache nur, daß Du bis dahin wieder ganz heil bist! Denn Du mußt in Neu- aus unter uns sein. Pauline und Bruno strahlen vor Freude, aß sie die Wirthe für die ganze Familie sein sollen, und machen mfassende Vorbereitungen. Es wird ja auch ein wirkliches reignis für uns."

Frau von Tenneberg empfahl sich, da der Leibarzt des ürsten gemeldet wurde. Dieser Leibarzt, Geheimer Medizinal- at Fuchs, war ein Mann, der nicht nur als Beichtiger für ie Gebrechen des Leibes sehr begehrt war, sondern eine Nacht, deren Rath und Einfluß, bei seiner Vertrauensstellung ei dem Landesherrn, man in mancherlei anderen Nöthen suchte. r gab sich als heiterer Lebemann und Gesellschafter und war n allen namhaften Familien angesehen. Auch zeigte er sich is in's Kleinste mit Allem bekannt, was in ihnen vorging oder orgegangen war. Wie alle älteren Aerzte von umfangreicher raxis hatte er unter vier Augen eine recht scharfe Zunge und ar nicht ganz von dem Vorwurf zu befreien, daß er ein wenig atsche. Er that es immerhin nicht mit bösem Willen. Eben eil er so viel wußte, mochte es ihm manchmal schwer fallen urückzuhalten, wenn man ihn fragte oder aushorchte. Degen- art hatte er sich in's Herz geschlossen, auch ohne Vater von erwachsenen Töchtern zu sein, und stand mit ihm auf einem besonderen Vertrauensfuße, zumal auch er das freundschaftliche Wohlwollen des Fürsten besaß. Dazu machte es ihm Spaß, den Jüngeren zu necken und scherzend herauszufordern, wo es sich irgend bot, und wußte auch wohl Gleiches von ihm mit guter Miene hinzunehmen. Immerhin aber war Lothar ein wenig auf der Hut vor dem sonst von ihm geschätzten Mann, und würde sich nicht entschlossen haben, ihm ein wichtiges Geheimnis anzuvertrauen.

Er wußte, daß Doktor Fuchs heute nicht sowohl um seiner Gesundheit willen erschien, als vielmehr, um auf seine Entschlüsse einzuwirken. Das stellte sich dann auch bald heraus, denn nachdem der Medizinalrath seiner Stirn nur ein wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sagte er: „Nun das wird ja in wenigen Tagen auch verschwinden, und dann — begrüßen wir hoffentlich die neue Exzellenz!"

„Ich habe mich doch klar genug darüber ausgesprochen!" entgegnete Lothar. „Der Willkommensgruß, welchen man mir an den Kopf geworfen, bei der bloßen Möglichkeit, daß ich annehmen könnte, spricht von anderer Seite doch auch deutlich genug."

„Ist zu überwinden und wird bald vergessen sein!" wendete Doktor Fuchs ein. „Und gerade dieser starken Aeußerung zum Trotz will Serenissimus Sie haben. Er legte Gewicht darauf, seinen Willen — den Herren gegenüber durchzusetzen."

„Unter Umständen könnte es mir auch wohl Spaß machen, dergleichen mit Gefahr von Leib und Leben zu ertrotzen," sagte Lothar. „Dann müßte es aber auch etwas sein, wofür ich einstehen könnte. Die Persönlichkeiten, welche das besser verstehen werden, als ich, habe ich bezeichnet; und somit ist ein Ministerium fix und fertig, ohne daß ich mich noch darein zu mischen brauchte! Ich finde mich einer solchen Stellung bereits innerlich so abgewendet, daß ich — der Fürst weiß es — am liebsten meinen Abschied nähme, um etwas für mich Zweckmäßigeres zu ergreifen."

„Warum nicht gar! Abschied!“ wehrte der Medizinalrath ab. „Sie müssen es schon noch eine Weile versuchen.“

„Vielleicht gelingt es mir nach zehn Jahren und auf einem anderen Gebiete besser.“

„Nach zehn Jahren? Das ist noch eine Weile hin! Aber Sie haben es freilich leicht, weit genug hinauszudenken. Wie alt sind sie eigentlich?

„Nächstens achtunddreißig Jahre!“

„Wa — as? Achtunddreißig? Man sieht es Ihnen nicht an. Ich hätte Ihnen etwa dreißig zugesprochen.“

„Wir kennen uns aber doch schon eine geraume Zeit, bester Herr Doktor!“

„Nun, ja ja! Aber warum soll es nicht doch einmal einen achtunddreißigjährigen Minister geben?“

„Von den Herren Räthen ist die Mehrzahl beinahe noch einmal so alt!“

„Die können mit der Zeit durch jüngere ersetzt werden! Einen ganz entschiedenen Rat nehmen Sie nun aber an!“ fuhr der Vertrauensmann fort, indem er näher rückte. „Es wird sich Alles fügen und ändern, widerstreben Sie dem Herrn nur in einem Punkte nicht! Er will Sie in den Adelstand erheben, wie Sie wissen. Ihr Widerspruch hat ihn verletzt, gerade herausgesagt! Ueberlegen Sie doch! Sind Sie erst nobilitirt, so wird sich Vieles für Sie anders gestalten —!“

„Es scheint, daß wir uns garnicht verstehen, Herr Doktor!“ unterbrach ihn Lothar. „Oder vielmehr, Sie wollen mich nicht verstehen! Es braucht und soll garnichts sich für mich anders gestalten, am wenigsten mein bürgerlicher Name! Es reizt mich nicht, mit diesen hochgesinnten Häusern: von Meier, von Schuster, von Schneider in gleicher Reihe, oder gar über ihnen zu stehen! Oder gar durch den Zuwachs meines Namens mir größeres Ansehen zu erwerben! Auf diese Aenderung werde ich niemals eingehen!“

„Aber — nur nicht ungeduldig werden!“ begütigte der Medizinalrath. „Uebrigens, was liegt denn so viel an der kurzen Vorschlagsilbe? Die könnten Sie sich immer gefallen lassen —“

„Ich wünsche nicht weiter darüber zu reden!“ sagte Lothar. „Was meinen Sie, wenn ich mich zu einer Reise nach Italien anschickte? Das Reisegeld liegt wohlaufgespart da. Ich könnte morgen abfahren.“

Doktor Fuchs rieb sich die Nase mit dem Zeigefinger und blinzelte den Sprecher von der Seite an. „Herr!“ begann er. „Eine Reise nach Italien ist etwas sehr Schönes! Ueberdies — Sie sind geborener Römer, verlebten ihre Kindheit in Rom, möchten ihre Vaterstadt einmal wiedersehen. Sehr begreiflich! Allein dazu würde sich — unter Umständen — auch künftig ein Urlaub erlangen lassen. Warum müßte denn das gleich sein?“

„Nun, Sie sagen ja doch, daß ich leidend bin, daß ich eine Erholungsreise brauche!“ Lothar lächelte selbst, als er das sagte.

„Oho!“ rief der Medizinalrath. „Und da denken Sie wohl ein Krankheitsattest von mir zu ergattern? Nein, mein schlauer Herr, darauf haben Sie nicht zu rechnen! Es stände übel mit uns Aerzten, wenn sich Jedermann bei so guter Gesundheit und normaler Leibesbeschaffenheit befände, wie Sie. Sie sind für uns darin geradezu ein abschreckendes Beispiel. Wäre Ihnen nicht einmal ein Stein an den Kopf geflogen, so hätte ich ärztlich niemals etwas mit Ihnen zu thun bekommen. Und auch das ist nur eine Spielerei, ja sogar eine Art von Bosheit Ihrerseits, denn bei jedem Anderen wäre die Heilung langsamer gegangen! Jetzt, Freundchen, im Ernst, lassen Sie uns noch einmal auf die Wünsche Serenissimi kommen —!“

„Wenn Sie in bestimmtem Auftrage hier sind und eine bestimmte Entschließung von mir zurückbringen sollen“ — rief Lothar rasch und eindringlich: „so sagen sie einfach, daß Serenissimus sich meiner Entscheidung erinnen möge, der ich nichts hinzuzufügen und nichts abzuziehen wüßte! Lassen wir es dabei bewenden, lieber Doktor!“ Der Medizinalrath schüttelte befremdet den Kopf, der Ausdruck seiner Mienen aber sagte, daß er immer noch nichts verloren gebe. Doch beschloß er, das Gespräch für diesmal auf ein anderes Gebiet zu bringen, denn er hatte noch allerlei auszukramen. Langsam zog er auf dem Tische stehendes Blumenglas an sich heran, in welches ein Strauß der schönsten Gewächshausblüthen duftete. „Pünktig!“ begann er. „Selbstverständlich von schönen Hände

„Es ist aus dem Salfelder Hause gesendet worden,“ sagte Lothar gleichgültig.

„Ah! Also von Lolo und Lulu! Oder auch nur von einer von Beiden, und ohne Zuthun der Frau Mama. Diese ist jetzt sehr verstimmt.“ Er wußte freilich nicht, daß Toska bei der Nachricht des Angriffes auf Lothar in die Hände geklatscht und in höhnischer Freude laut aufgelacht hatte.

„So?“ sagte Lothar. „Warum ist Dame Toska jetzt sonders verstimmt?“

„Hm! Der Freiherr Oheim ist ohne Abschied von abgereist! Scheint eben nicht Alles zwischen ihnen so, wie wünschte. Wissen Sie, Degenhart —“ der Medizinalrath sah die Camellien im Strauße dabei sehr genau in Augenschein nehmen — „wissen Sie auch — wenn Sie sich einmal heiraten, wird die kleine Herzogin Olivarez etwas zu überden haben!“

Lothar lachte. „Sie sind ein arger Spötter!“ sagte „Wo denken Sie hin? Diese Lolo —!“

„Nun, ich verstehe mich auf Augen, Bester, und auf einiges Andere! Es giebt Onkels — die weiße Camellie wirklich schön! Wenn man mich nach dem Befinden des Onkels fragt, und dabei sogar auf dem Hausflur auflauert, und mit Augen ansieht, wie sie sonst die Oberhofmeisterinnen haben, so weiß man, was das zu bedenken hat!“

„Kindereien!“ rief Lothar. „Bilden Sie sich nichts Das Kind ist viel zu wohlerzogen.“

„Weiß ja! Weiß ja!“ Doktor Fuchs sprang von Thema plötzlich ab. „Ja, bei Erziehung fällt mir ein: Ihnen bekannt, daß der Oberstallmeister in der Vorstadt in der Stille eine hübsche, kleine Wohnung - aber eigen können Sie es ja noch nicht wissen, da Sie seit mehreren Tagen nicht aus dem Hause gekommen sind —!“

„Sie haben ganz Recht, Doktor!“ entgegnete Lothar, spannt, was da wieder zu Tage kommen werde, allein eine eigentliche Frage an den Medizinalrath zu richten.

So fragte dieser denn seinerseits, und zwar ziemlich ausholend; „Sagen Sie mir doch, Freundchen — erinnern sich einer gewissen Alma von Salfeld?“

„Des Namens erinnere ich mich allerdings, er durfte spät der Familie nicht mehr ausgesprochen werden,“ entgegnete Lo

„Mit gutem Grund! Haben Sie sonst etwas über gehört? Freilich — die Trägerin des Namens muß gut Theil älter sein als Sie, und die Geschichte ist ihre fünfundzwanzig Jahre her!“

„Dann war ich also um die Zeit ein Knabe von drei Jahren, kürzlich erst aus Rom in das Haus meines Oheims kommen. Die deutschen Verhältnisse waren mir fast fremd gar die Stadt und die Gesellschaftsgeschichten drangen noch bis zu mir. Ich habe die genannte Dame niemals gese Viel später erst hörte ich so dies und jenes von ihr.“

„Zum Beispiel — was?“ fragte Doktor Fuchs.

„Nun, daß sie verschwunden sei, und die Familie Salfeld Ursache zu haben glaube, ihr nicht nachzuforschen. wie kommen Sie denn auf so alte Geschichten?“

„Weil es wohl auch sonst schon vorgekommen ist, fünfundzwanzig Jahre lang Verschollene zurückkehren —“

„Doktor —!“ rief Lothar halb lachend, halb ungedu „Reden Sie lieber klar heraus, was Sie auf dem Ha haben! Denn jedenfalls wollen Sie mir eine Geschichte erzä — obgleich mich die Person garnichts angeht!“

„Doch! Doch, ein Bischen auch! Sie sind mit den Salfeld's entfernt verwandt, wenigstens verschwägert, und sind über die Vergangenheit wenig unterrichtet, so sollten Ihnen die Thatsachen nicht unbekannt bleiben! Uebrigens nur Vermuthungen! Kurzum — ganz in der Stille geht das Gerücht, A von Salfeld sei zurückgekehrt.“

„Und ausgesöhnt mit ihrer Familie?"

„So weit geht die Vermuthung noch nicht, und ich zweifle hr daran — wenigstens an der Aussöhnung mit Dame Toska."

„Und woraus schließt man denn nun, daß sie überhaupt ieder da sei? Hat sie Jemand gesehen?"

„Vielleicht! Wahrscheinlich! Die Sache liegt so: der berstallmeister miethet in der Vorstadt eine kleine, bequeme ohnung. Ganz heimlich! Der Vermietherin schärft er ein, er künftigen Bewohnerin die beste Sorge und Pflege zu wid- ien. Die kommt vorgestern Abend an, im geschlossenen Wagen, i Begleitung einer Krankenpflegerin aus dem Hospital, welche ich gleich darauf wieder entfernt. Da nun aber die Pflegebe- ohlene weder jung noch hübsch ist, sondern augenscheinlich eine lte Frau — so ist die Vermietherin etwas verwundert und faßt in günstiges Vorurtheil für ihren Beschützer. Nun will der Zu- all, daß im Hause nebenan ein ehemaligen Stallbeamter wohnt, er wiederum zufällig der Bruder der Vermietherin ist. Der ieht die Fremde an das Fenster treten. Das Gesicht kommt hm so bekannt vor. Er schlägt in seiner Erinnerung nach, nd kommt dann auf die angedeutete Vermuthung."

„Und der Alte hat sofort geplaudert?" fragte Lothar.

„Vielleicht auch nicht, und ich habe ihm bedeutet, nichts erlauten zu lassen. Er hat nämlich ein kleines Amt bei mir m Hause — versteht anzustreichen, zu lackiren, den Fußboden u bohnen, — da erzählte er mir die Geschichte!"

Lothar mußte lächeln, denn er verstand recht wohl, daß as Vermitteln von Neuigkeiten vielleicht mehr in dem kleinen Amte des Mannes lag, als das Lackiren.

Der Medizinalrat aber erhob sich. „Einen Wink mußte ch Ihnen geben!" sagte er. „Sie dürften über die Sache ge- ragt werden — vorausgesetzt, daß sie nicht geheim bleiben önnte. Inzwischen steht Ihnen ja frei, sie zu leugnen, abzu- ehnen, garnichts davon zu wissen — wie es Ihnen zweck- näßig erscheint." Er schritt auf die Thür zu, blieb aber noch- nals stehen. „Was ich noch sagen wollte" — begann er. „Wissen Sie auch, daß die Untersuchung über den Sturm gegen ie Fenster und Sie selbst scharf im Gange ist?"

Lothar konnte es sich denken, und zugleich auch, daß Dok- or Fuchs noch etwas Besonderes darüber wußte und mitzu- heilen wünschte.

„In der That, sehr scharf im Gange!" fuhr dieser fort. „Aber wie die Sache liegt, ist man über die Schärfe bereits erlegen geworden und geneigt, die Sache — überhaupt nieder- zuschlagen!"

„Bravo!" rief Lothar. „Der Landesherr wird es nicht thun!" Der Doktor rieb sich die Nase ein wenig mit dem Zeigefinger, wie er pflegte, und entgegnete bedächtig: „Wer weiß? Läßt er der Sache ihren Lauf, so steht viel auf dem Spiele. Es müßte stark aufgeräumt werden — vielleicht sogar in der Ge- sellschaft. Es wäre fatal! Daß er über die Untersuchung und das Dilemma außer sich ist, können Sie sich denken. Schlägt er die Sache nieder —"

„So ist der Rechtsgang unterbrochen, so ist das Gesetz versöhnt! rief Lothar. „So muß er wissen, daß ich zu seinem Rechte nimmer tauge! Und trotzdem will er —?"

„Trotzdem, Freundchen! Ihr Triumph ist damit dennoch ausgesprochen. Ueberlegen Sie —!"

„Kein Wort mehr! Doktor!" rief Lothar aufgeregt. „Nun sind wir ganz und gar fertig mit dieser Verhandlung! Sie hat für mich nur noch etwas Humoristisches. Sobald meine Wunde mir wieder gestattet unter Leute zu gehen, reise ich ab!"

Der Medizinalrath suchte einzulenken, allein es gelang ihm nicht, auch nur das geringste Entgegenkommen von Lothar zu er- langen. Er machte denn gute Miene, kam rasch auf das Theater zu sprechen, auf die große Sängerin, von welcher eine Reihe von Gastrollen bevorstand, und endlich empfahl er sich scherzhaft und in ungetrübter Laune.

Achtzehntes Kapitel.

Lothar war doch durch die letzten Andeutungen des Dok- tor Fuchs in eine Aufregung versetzt worden, und wenn er schon einen genügenden Widerwillen empfunden gegen die Stellung, zu der man ihn bereden wollte, so wußte er jetzt, daß sie für einen Mann seiner Art unmöglich war. Schon wollte er sich an seinen Schreibtisch setzen, um das Ausscheiden auch aus seinem bisherigen Amte zu erklären, als Jakob Ohl nochmals einen Besuch meldete. „Ich habe Dir doch gesagt, daß ich heute Vor- mittag für Niemand mehr zu sprechen bin!" rief Lothar ihm unwirsch zu.

„Ich weiß ja," entgegnete Ohl etwas kleinlaut, „aber die Frau hat es so dringend, und will sich nicht abweisen lassen. Sie sagt, sie werde schwerlich zum zweiten Male kommen können!"

„Eine Frau? — Was denn für eine Art von Frau?" fragte Lothar.

„Eine alte Frau. Sie sieht aus, als ob sie um etwas bitten wolle!"

„Nun dann — laß sie eintreten!"

In ziemlich dürftiger und abgetragener Kleidung trat eine hochgewachsene Gestalt ein. Ihre Züge scharf geschnitten, aber verwittert, ihre Gesichtsfarbe sehr bleich, dazu mochte ihr Wesen anscheinend unter dem Druck eines schwer errungenen Zwanges leiden.

Lothar stutzte über den Anblick der ihm Unbekannten und rückte ihr einen Sessel näher.

Sie ließ sich rasch nieder, als fühlte sie sich sehr erschöpft, und that einige Athemzüge, wie um sich zu fassen. „Ich bin die Wittwe Mehrfeld," begann sie darauf. „Mein Mann war Schauspiel-Direktor einer Truppe, welche sich zerstreut hat. Er starb vor einigen Monaten!"

Da sie eine Pause machte, begann Lothar: „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Sie schien sich endlich gefaßt zu haben. „Ich bin nicht gekommen," entgegnete sie, „um etwas für mich zu erbitten, son- dern um Ihnen einen Dienst zu leisten, und ich denke, daß Sie ihn annehmen werden!"

Lothar verneigte sich lächelnd. „Lassen Sie hören," sagte er. „Etwas Gutes ist immer willkommen!"

„Gut und böse sind immer relative Begriffe," warf sie ein. „Hamlet stellt darüber auch seine eigenen Betrachtungen an, wie Sie wissen. Aus Bösem entspringt auch wohl Gutes, und das Gute, was man Jemand bietet, was er mit beiden Händen er- fassen sollte, erscheint ihm fürchterlich!"

„Unter Umständen — wohl!" entgegnete Lothar. „Aber da Sie auf das Theater deuteten, so gestatten Sie, daß ich um auch mit einem dramatischen Verse frage: „Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?"

„Bevor ich antworte, spreche ich den Wunsch aus, daß Sie sich einbilden, mit einem Manne hier zu sprechen, nicht mit einem Frauenzimmer. Suchen Sie einmal zu vergessen, daß ich eine Frau bin. Ich habe Dinge zu sagen, die sonst besser unter Männern verhandelt werden."

Er sah sie befremdet an: „Ich werde doch die Höflich- keit, die einer Dame gebührt, bewahren dürfen?"

„Zuerst" — so fuhr Sie fort, „muß ich Ihnen etwas aus Ihrem eigenen Leben in die Erinnerung rufen. Es mögen jetzt zwanzig Jahre her sein, da waren Sie als junger Student mit Ränzel und Stab auf einer Frühlingswanderung am Rhein. Sie erinnern sich dessen?"

„Ganz gewiß! Es war mein erster selbstständiger Aus- flug von Bonn aus. Ohne Gefährten hatte ich mich auf einige Tage auf den Weg gemacht."

„Ja einer der kleinen Ortschaften," so sprach sie weiter, „die vorwiegend aus großen Hotels bestehen, kehrten Sie zur Nacht ein. In denselben Gasthof kam auch bald nach Ihnen eine lustige und sehr laute Künstler-Gesellschaft. Es waren Cirkus-Künstler. Nicht um Vorstellungen an dem Orte zu geben, dazu waren sie viel zu vornehm! Sie machten von Köln aus, auch nur eine Vergnügungsfahrt. Unter den sechs Personen war auch ein Frauenzimmer, welche auf den Anschlagzetteln als Miß Philadelphia bezeichnet, von ihren Kollegen aber durchweg Delphia genannt wurde."

Lothar biß sich auf die Lippen und sah die Sprecherin mit Spannung an.

„Die Blicke dieser Delphia hatten den jungen Studenten, der anders aussah, als sie die Männer zu sehen gewohnt war, entdeckt, und ließen ihre Beute nicht mehr los. Obgleich Sie sehr zurückhaltend waren, wurden Sie an den Tisch der Künstler fast gezwungen."

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Rechnungen.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von **Bernh. Westenberger**.

1. Die Brautwahl.

Der junge Kaufmann Müller wälzt sich schlaflos auf seinem Lager.

Von einer etwas vollen Nachtunterhaltung nach Hause gekommen, fand er auf dem Tisch einen Brief. Derselbe war sehr kurz gehalten:

„Wenn Sie mir binnen acht Tagen meine Rechnung nicht bezahlen, mache ich Ihrem Herrn Chef Meldung. Achtungsvoll J. Giese, Tailleur." — —

Verwünschte Geschichte! — Was wollte nur dieser schiefbeinige Schneidermeister! — M. 400 für drei Anzüge — du lieber Gott — das ist ja nicht der Rede werth — aber in acht Tagen! — das ist unverschämt — das geht mit dem besten Willen nicht. —

Er schiebt die Arme unter den Kopf und starrt in das Dunkel. Vor seinen Augen bewegen sich farbige Ringe, die sich bald verengen, bald mit großer Geschwindigkeit ins Ungeheure erweitern. Der Kopf schmerzt ihn und die Schläfen verursachen ein Gefühl, als durchzuckten sie heiße Flammen. — Der verteufelte Champagner — — daß auch diese leichtfüßigen Balleteusen nur auf Champagner schwören! Eine kostspielige Nacht, freilich auch eine lustige Nacht — aber — die Schneiderrechnung!

Er stützt sich auf den linken Arm und sucht mit der rechten Hand nach dem Wasserglas, das auf dem Nachttisch stehen muß.

Das Wasser schmeckt fade. — Er zündet die Kerze an und sieht auf die Uhr — es ist gleich fünf. Ob es der Mühe werth scheint, noch weitere Versuche zum Einschlafen zu machen? —

Es dünkt ihm fast gescheidter, den Brief nochmals zu lesen und auf einen Ausweg zu denken.

Warum hatte er nur die Sache so lang anstehen lassen? Er bekam jährlich viertausend Mark Gehalt; damit sollte doch wohl ein Mensch leben und sich anständig kleiden können. — Wie komisch, daß ihm das gerade jetzt einfiel!

„Ob sich der aufgebrachte Schneider noch einmal vertrösten läßt!" —

Daran war nicht zu denken, die Rechnung stand seit zwei Jahren. Er hatte, als der Mann zu drängen anfing, bei einem Anderen arbeiten lassen. Das machte böses Blut. — In kurzem wird auch der neue Lieferant garstig werden, und dann —

Er setzt sich vollkommen auf, zieht die Knie heran, schwingt die Arme darum und läßt den Kopf tief auf die Brust sinken.

Wie diese kleine Alma heute Abend reizend war! — Sie hatte ihn an den versprochenen Armreif erinnert — — daß so ein kleines Köpfchen nichts vergessen kann! — Er wird Wort halten müssen; — er wird morgen zum Juwelier gehen und — er wird morgen um fünfzig Mark ärmer sein. —

„Teufel! daß ihm der Wisch des Schneiders wieder einfällt. Der Mensch ist wirklich im Stande und geht zu seinem Chef und sagt: Herr Bankier, ihr Kassier Müller ist ein Lump, der Schulden hat. Und der Herr Bankier wird sagen, ich will in meinem Geschäft solide Leute und der Herr Kassier soll sich zum Teufel scheeren. — — Verwünschte Schneiderrechnung! —

Er bläst die Kerze aus, schiebt die Kissen höher und läßt sich mit einem Seufzer zurücksinken.

Er ruht eine Weile — plötzlich fährt er auf und seine Hand macht eine heftige Bewegung nach vornen, als greife sie etwas aus der leeren Luft.

„Dummer Gedanke!" . . .

Er lachte leise vor sich hin. — Wie ihm das nur so durch den Kopf schießen konnte!

Heirathen — wirklich heirathen! — allerdings ein Radikalmittel, um sich aus der Klemme zu helfen, und wahrhaftig, was blieb ihm Anderes übrig; auch das Schuldenmachen hat seine Grenze und — dieser Schneider konnte Ernst machen.

Er stößt mit den Füßen die Decke fort; wie schwül es im Zimmer ist! Seine Hand greift nach der glühend heißen Stirne. Ach, das sind wohl nur Ausgeburten des Fiebers — und doch sind es Gedanken, so vernünftige Gedanken, daß sie ihm ordentlich toll vorkommen.

Er läßt das Heer seiner Bekanntschaften, aus den sogenannten „guten" Familien vorüberziehen.

Da war vor Allem die Tochter seines Chefs — hübsch, gutmüthig dumm und enorm reich; aber woher die Zeit nehmen, dem eingebildeten Gänschen soweit den Kopf zu verdrehen, daß der Erfolg sicher wäre! Weg damit! — Und dann Commerzienraths blauäugige Helene, die nur Chopin spielte und jeden für einen Esel hielt, der nicht mindestens einmal mit Geibel zu Mittag gegessen hatte — weg damit! — Und wie wäre es mit dieser stillen keuschen Märchenblume, die dort in dem großen Delikatessenladen vegetiert und auf eine Mitgift von einem Achtel Milliönchen zu schätzen ist! Wer weiß — diese zahmen, bleichsüchtigen Schäfchen, werden in der Ehe zu wahren Hyänen, und ihre Alte, die so entsetzlich auf Ehrbarkeit hält, sie würde ihn im ersten Jahre zu Tode schulmeistern; weg damit!

Er nimmt noch einen Schluck Wasser, taucht dann die Finger in das Wasser und befeuchtet seine Stirne.

Schon zu Ende mit der Damenparade? o, nein! — Da ist z. B. die kleine — na, wie heißt sie doch geschwind — Weiler — Weiser — oder — einerlei! der Alte ist einer der ersten Bauherrn der Stadt, seine Anna das einzige Kind. — Daß sie ihm nicht gleich einfiel; freilich hatte er sie überhaupt erst ein paar mal gesehen — einmal mit ihr getanzt. Aber was thut das! —

Mit zufriedenem Lächeln sinkt er zurück und starrt an die vom ersten Schimmer des Tages matt erhellte Decke. —

Wie, wenn er sich morgen in große Gala werfen und die ahnungslosen Leutchen mit einem Antrag überrumpeln würde. Es könnte, wenn er sich klug stellt und das Glück ihm hold ist,

bis morgen Abend entschieden sein. — Hören sie lieber Herr Giese, würde er sagen, ich bin mit Fräulein Soundso verlobt, Sie wissen was das heißt und haben daher noch ein Weilchen Geduld. Uebrigens können sie mir gleich das Maß zum Hochzeitsanzug nehmen — — famos! —

Der leise surrende Ton einer Nähmaschine durchzittert die Luft. Er scheint aus einem benachbarten Zimmer zu kommen. —

„Unsinn, daß das Mädchen schon so früh an der Nähmaschine sitzt." — —

Die arme Marie; Sie hat wohl wieder einen Haufen Damenmäntel in Arbeit genommen, und nun nutzt sie — es ist noch nicht ganz sechs — die frühe Morgenstunde aus. Ob sie nun an ihn denkt? — — Gewiß hat sie wieder die große Wolldecke an ihrer Thüre aufgespannt, daß der Schall der Maschine gedämpft wird und ihn nicht im Schlafe stört.

Ja, sie meinte es gut mit ihm. — Als er vor zwei Jahren bei ihrer Mutter die beiden Zimmer miethete, war sie ein Kind, das Gott und die Welt lieb hatte und nichts wünschte, als für die verwittwete Mutter wenig Sorgen und für sich viel Arbeit. Und das hübsche Gesichtchen war schuld, daß er sich mit den altmodisch hergerichteten Zimmern zufrieden erklärte und der Alten sogar etwas mehr bezahlte, als sie ursprünglich verlangte. Das unschuldige Gesichtchen war mehr werth, als die paar Pfennige. — Und diese Augen! es mußte ein Vergnügen sein, sich darin zu betrachten, und er freute sich auf dieses Vergnügen.

Allerdings so rasch ging es nun damit nicht; aber so ein bischen Sprödigkeit und Sittsamkeit versüßt nur den schließlichen Sieg. Die Mutter konnte aufpassen, so lange sie wollte, sie sah doch nichts und wagte wohl auch nicht, etwas zu sehen. Das Stündchen, das die kränkliche Alte mittags auf dem Sopha zubrachte, war ihrem Zimmerherrn gerade recht, ein Fädchen nach dem andern aus dem Tugendgewebe des Mädchens auszuziehen, und vor einigen Wochen, Sonntags nachmittags, duftete der Rosenstrauß, den er ihr mitbrachte, so stark, die Fenster waren so schamhaft dicht verhängt, der feine Liqueur, den er ihr kredenzte, machte so heiß, so schwüle, seine Küsse brannten auf Mund, Hals, — Busen —. — — arme Marie! — —

Seltsam — dieser leise surrende Ton macht ihn ordentlich wehmüthig; es ist ihm fast als zögen mit dem Ton auch die Gedanken des Mädchens zu ihm herüber ins Zimmer. — Sie träumt wohl jetzt von einem hübschen Tag, der ihr den Stoff zu einem Brautkleid bescheeren würde; wie lustig müßte dann der Fuß auf dem Trittbrett der Maschine tanzen! Ach, wenn es nur schon so weit wäre! doch nur Geduld. — Er hat

Ein Ueberfall. (Text Seite 348.)
Nach einer Originalzeichnung von Jean Bungartz.

es ja so fest versprochen und die Zeit wird schon kommen, wo sie nicht mehr so früh aufzustehen und Mäntel zu nähen braucht, dann darf sie wohl ein oder gar zwei Stündchen länger schlummern. Aber wie flink wollte sie dann den Kaffee kochen und das liebe Männchen wecken, daß sie noch recht Zeit zum Plaudern hätten, bevor er ins Geschäft ginge. — — — — —

Es flimmert ihm etwas im Auge. — Wie komisch, daß er sich so gut in die Träume der kleinen Marie versetzen konnte — und gerade jetzt, wo er den lockeren Streichen ein Ende machen und ernsthaft an eine solide Ehe denken wollte. Wirklich komisch! —

Das gute Kind — es bildete sich wahrhaftig ein, es sei ernst gewesen mit seinen Versprechungen. Du lieber Himmel, was hat man dann anders als schöne Worte, um Thränen zu stillen. Jeder andere vernünftige Mensch würde es an seiner Stelle ebenso gemacht haben, genau ebenso.

Ach ja, es mag wohl auch überspannte Menschen geben, die in einem solchen Fall nicht bloß die Ehe versprechen, sondern auch vollziehen würden, aber wie gesagt normale Menschen sind das nicht und gebildete, gesellschaftlich gebildete erst recht nicht. Und wer weiß — wenn er selbst viel Vermögen besäße — aber etwas enorm viel — er würde vielleicht auch einen solchen Eselsstreich machen . . aber so . . .

Er schließt die Augen, es ist ihm fast als spüre er eine Art Schmerz, der überall und nirgends ist und ihn zwingt an Marie zu denken.

Aber es liegt doch auf der Hand, daß er dem Mädchen mit bestem Willen nicht Wort halten kann. — Angenommen, er beging die Dummheit und verwirklichte die Träume der Kleinen. — Nun ja, er bekäme ein nettes, treues und anspruchsloses Weibchen, das vortrefflich zu kochen verstünde, ihm jeden Wunsch errathen und wohl gut mit der Hälfte seines Gehaltes den Haushalt führen würde. Es gäbe vielleicht so ein recht behagliches, gemüthliches Dasein, mit kleinen Vergnügungen und kleinen Sorgen, aber doch mit Sorgen, doch mit Einschränkungen, — er müßte doch auf manches verzichten — und wenn gar Kinder kämen! — — Aber abgesehen von dem Allem — was würden seine Freunde sagen: Müller heirathet — der Narr! — und wen? — eine Nähmamsell — doppelter Narr! — Und die fesche, schwarze Alma vom Café Casino! — sie würde krank werden vor Lachen . . . . .

Eine dunkle Röthe überzieht sein Gesicht. —

Nein, tausendmal nein!

Arme Marie! — — —

---

2. Der Brautfang.

Fräulein Anna langweilte sich entsetzlich.

Mama war ein bischen fromm und ließ sich Sonntags morgens nicht von der Kirche abhalten und Papa — nun über was sollte man sich mit dem unterhalten? — vielleicht über die hohen Maurerlöhne oder über irgend eine neue Bauspekulation? Uebrigens saß er Sonntags zeitig beim Frühschoppen.

Sie setzte sich auf den kleinen, äußerst reich ausgestatteten Sessel und nahm von dem mit zahlreichen großen und kleinen Prachtwerken belegten Tisch einen kleinen Band.

Heines Gedichte. — Was der Dichter viel von Liebe erfahren haben mußte, daß er sie immer und immer zum Stoff seines Liedes wählte.

Was war denn eigentlich Liebe? Sie wußte nichts davon. Vor acht Jahren lernte sie in der Tanzstunde einen Schüler kennen, der sie seinerseits ein wenig bevorzugte und sie freute sich immer, wenn er ihr nahte — ob das wohl Liebe war?

Sie legte das Buch weg und träumte vor sich hin. Ihre Freundin, die Tochter eines Arztes, welche sich auf etwas medizinisches Wissen gut that, erklärte ihr einmal, die Erfahrung spräche dafür, daß die Kinder einer Ehe umsomehr körperliche Schönheit aufweisen würden, je mehr die Eltern sich in wahrhaft inniger Liebe zugethan seien.

Sie warf einen Blick in den Pfeilerspiegel, der ihre ganze Gestalt wiedergab: Ihre Eltern hatten wohl nichts von echter Liebe gewußt — ihr Kind war häßlich.

Sie lächelte trübselig; wußte sie doch nur zu gut, welcher Ehe sie das Dasein verdankte.

Der Vater war als Maurergeselle vom Lande in die Stadt gekommen. Man hatte einen Theil der Altstadt niedergerissen und auf dem Platze entwickelte sich nun eine fieberhafte Bauthätigkeit. Ein Bahnhof wurde gebaut und der Vater fand einen Aufseher-Posten. Eines Tags ergab sich, daß das Direktionsgebäude zu klein bemessen war, man mußte einen kleinen Seitenbau errichten und entschloß sich, die Arbeit dem Wenigstfordernden zu überlassen. Die ganze Stadt lachte, als dem unbekannten Maurer der Bau zufiel — er hatte einen Spottpreis gestellt. Es fehlte ihm indeß an der Hauptsache, an einem kleinen Kapital — kein Mensch lieh ihm einen Pfennig. Auf seinen Streifzügen sprach er bei einem Geldausleiher vor und lernte dessen Haushälterin kennen. Sie hatte sich „etwas ordentliches auf die Seite geschafft" und der geldsuchende neue Baumeister heirathete sie, um mit ihrem Gelde den Bau ins Werk zu setzen.

Er hatte nun etwas, was ihn sehr viel und etwas, was ihn sehr wenig interessirte: das erste war der Neubau, das zweite seine Frau.

Der Anfang war gemacht. Er steckte einen hübschen Profit in die Tasche, denn die Steine zu dem Bau kosteten ihm nichts, weil er sich mit dem Lieferanten zu verständigen wußte, so daß dieser ganze Wagenladungen, die eigentlich für das Hauptgebäude bestimmt waren und daher auf städtische Kosten gingen, an der Baustelle seines Freundes ablud.

Diese Geschäftsverbindung wäre natürlich auch ihr gegenüber Geheimniß geblieben, wenn er nicht in einer weinseligen Geburtstagsstimmung seiner Tochter davon erzählt und sich seiner geschäftlichen Routine gerühmt hätte.

Ein Unternehmen folgte dem andern; und immer großartiger entfaltete der ehemalige Landmaurer seine Kräfte. Aber er wollte reich werden und das mit einem Schlag.

Vor der Stadt lagen große Gelände, die aus einzelnen kleinen Ackerstücken bestanden und kleinen Grundbesitzern und Gärtnern gehörten. Er setzte sich mit einer Anzahl geriebener Agenten in Verbindung und ließ die engherzigen Eigenthümer bearbeiten. Durch die Zeitungen liefen allerlei Notizen über ein großes Spital, welches in jener Gegend errichtet werden sollte und die Preise sanken sofort auf die Hälfte des eigentlichen Werthes, weil allgemein anzunehmen war, daß sich später kein Mensch in der Nähe des Spitals ansiedeln würde. So hatten denn die Agenten leichte Mühe, Alles, was sie wollten, zu einem Spottpreis für den geheimen Spekulanten aufzukaufen.

Dieser wußte besser, woran er war. — Nach einem Jahr ging das Gerücht, eine längst beschlossene Bahnlinie sei durch das Riedfeld — so hieß das von ihm erworbene Gelände — projektirt und der Staat stehe wegen des Ankaufs desselben mit Herrn Weiser in Verbindung. Was nutzte das Jammern und Krakehlen der hinters Licht geführten ehemaligen Besitzer? Der Verkauf kam zu Stande und Weiser war ein gemachter Mann.

Es schellte draußen. — Sie hörte ihren Namen nennen. — Das Dienstmädchen brachte eine feine, duftende Karte.

„Karl Müller." — Wer konnte das sein?

Sie nickte dem Mädchen zu und in wenigen Augenblicken stand ein auf das sorgfältigste nach der Mode gekleideter Herr vor ihr und machte ihr eine Verbeugung, wie sie nicht gut tadelloser sein konnte.

„Mein Fräulein, Sie sind überrascht?" —

„In der That, doch ich erinnere mich, daß ich Sie kennen lernte."

„Das giebt mir Hoffnung auf die Erfüllung eines heißen Wunsches, der meinem Leben eine Wendung gab."

Sie sah ihn mit kindlichem Erstaunen an.

„So will ich Ihnen denn gestehen," fuhr er munter fort, „daß ich seit dem Tage, wo ich Sie sah, Ihr Bild ruhelos mit mir herumtrage —"

„Aber mein Herr!“

„Verzeihen Sie, wenn ich so kühn zu Ihnen spreche, aber welchen Kampf verursachte mir der Entschluß, mir noch heute Ihr Ja oder Nein zu holen.“

Sie stand auf; eine dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht und ein nervöses Zittern überlief ihren Körper.

Der Schreck, die Unbeholfenheit, die heisere Stimme, womit sie hinter einander die Worte „Mein Gott“, „aber“, „ich verstehe nicht“, — über die dünnen Lippen stieß, machten sie nicht begehrenswerther.

Er betrachtete ihre eckige, nirgends die dem Weibe eigenthümliche Rundung der Form aufweisende Gestalt, welche an die grob zugeschnitzten Holzfiguren für Kinder gemahnte; er betrachtete die Seitenansicht des Gesichts, die kleine Stirn, die in welliger Linie herabhängende Nase, der gewöhnliche Mund — ein leiser Schauer überlief ihn und er wußte, ohne daß man es ihm je gesagt hätte, daß er der erste und letzte Freier sei. Die Wahrnehmungen steigerten die Keckheit seines Auftretens — was sollte er lange um den sauren Apfel tanzen.

Er legte Hut und Stock auf das Sopha, zog das rechte Hosenbein etwas nach oben, um es beim Knieen nicht zu sprengen, ließ sich dann auf das rechte Knie nieder, erfaßte ihre starkknochige Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Anna, ich liebe Sie.“

Wie von einem glühenden Eisen berührt, zuckte sie zusammen.

Es läutete.

„Mama kommt.“

Das war der rechte Augenblick.

Er stand auf und zog sie rasch in seine Arme und hielt sie trotz ihres Sträubens fest..

Eine Frauenstimme — ein leises Rauschen von schweren Gewändern — die Thür geht auf und der — — Handstreich ist geglückt. — — —

„Also darf ich hoffen, bis heute Abend endgültigen Bescheid zu erhalten,“ fragte Müller beim Abschiednehmen und drückte einen Kuß auf die Hand der gnädigen Frau.

„Bester Herr Müller, ich spreche mit dem Papa und er schickt Ihnen noch heute Mittag ein paar Zeilen; übrigens haben Sie keine Angst“ — — —

Er hatte ihr die Hand geküßt — das war ihr noch nicht vorgekommen — dafür wäre sie bereit gewesen, ihm mehr zu verschaffen, als blos eine siebenundzwanzigjährige Tochter, von der sie eigentlich nichts zu rühmen wußte, als daß sie eine vortreffliche Mutter besaß.

---

3. Der Brief vom Onkel.

„Wie gesagt, mein Kind, wir müssen uns die Gedanken aus dem Kopf schlagen, übrigens weine nicht so laut, Du weckst sonst deine Mutter und ich mag keine Scene.“—

Marie barg das thränenüberströmte Gesicht in beide Hände und das heftige Schluchzen ging in ein leises Wimmern über.

Er ging, die Hände in den Taschen, mit großen Schritten auf und ab. Sein Gesicht zuckte nervös, aber die erwünschten Thränen brachte er nicht zu wege.

Nun riß sie mit einem heftigen Ruck die Hände vom Gesicht und zwang sich, zu sprechen.

„Karl — so sag' mir doch — warum hast Du mir dies Alles verschwiegen. — Nie sprachst Du ein Wort von einem Onkel. O — das war Unrecht —

Von neuem erstickten ihr Thränen die Stimme.

„Aber Marie,“ begann er gereizt, „siehst Du denn nicht ein, daß ich Dich nicht gleich von vornherein beunruhigen wollte. Die Sache ist nun einmal so: Mein Onkel ist mein zweiter Vater, ich habe ihm Alles zu verdanken, und gerade in Bezug auf das Heirathen, gelobte ich ihm feierlichst, nicht ohne seine ausdrückliche Zustimmung zu handeln. Da schrieb ich ihm denn neulich einen acht Seiten langen Brief, schilderte ihm, wie zärtlich wir uns liebten, wie nur Du mein einziges Glück seist und bat ihn mit den heißesten Worten um seine Zustimmung — alles vergebens; er hat seine Vorurtheile — er verweigert nicht nur seine Einwilligung — er bestimmt mir sogar meine Braut —“

Sie sank mit einem leisen Aufschrei zurück, daß der Stuhl einen Moment mit ihr umzukippen schien. Im nächsten Augenblick sprang sie auf.

„Gieb mir den Brief von Deinem Onkel.“

Er sah sie betroffen an. Sie mißtraute ihm also, sie war also doch nicht so dumm, daß sie sich mit der famosen Geschichte vom Onkel zufrieden gab. Er kam in Verwirrung.

„Der Brief — den habe ich verbrannt.“

„Verbrannt!“ stieß sie hervor und es war als ob vor dem heißen Blick plötzlich die Thränen aufgetrocknet wären.

Wie hübsch sie war: das reiche, nun etwas wirr um die Stirne flatternde Haar, der volle, runde Arm, der vor immer heftiger Erregung üppig wogende Busen, es kam ihm ein Gedanke: neben einem so ganz reizlosen Eheweibe, wie es ihn erwartete, war eine solche Gestalt ein herrlicher Ersatz. Man mußte ihr Vernunft zusprechen. —

„Marie, fasse Dich.“

Er tritt rasch näher und legt den Arm um die schöne Taille!

Klatsch! — ein kräftiger Schlag trifft seine Wange. — „Lügner!“

Teufel auch, das ist stark.

Ehe er sich noch vom Taumel erholt, ist sie hinaus.

Wie ein Blödsinniger starrt er eine Weile an die Thüre; dann machte er eine rasche Wendung und lacht:

„Ich bin sie los und das ist die Hauptsache!“

Er warf sich aufs Sopha, zog seine Brieftasche hervor und entnahm dieser ein Billet.

Kein Zweifel — er hatte eine Braut und bald eine Frau. In acht Tagen sollte Verlobung, in vier Wochen Hochzeit sein. So wünschten es die Alten.

Sein Blick streifte den gegenüberhängenden Spiegel und senkte sich sofort — sein Gesicht war brennend roth.

Unmuthig über sich selbst blätterte er in den Papieren.

„Ah — der Brief vom Schneider! den wollen wir gut aufheben, denn er brachte mich auf diese famose Idee.“

„Eine Heirath wegen einer Schneiderrechnung! Ich bin doch ein origineller Kauz.“

Er nahm seinen Hut und ohne sich wie sonst vor dem Spiegel aufzuhalten, ging er, um dem Herrn Tailleur Giese seine Aufwartung zu machen.

Poetische Aehrenlese.

In der Sonntagsfrühe.

Von August Schwalm.

Wie doch der Sonntagsfrühe Glocken
So eigen stimmen meinen Sinn —
Gar oft schon horcht' ich tief erschrocken
Auf ihrer Sprache Deutung hin . . .,
Als künde sie ein dringend Warnen:
„Du gehst den falschen Weg zum Glück,
Des Abgrunds Geister Dich umgarnen —
Schon ist besiegelt Dein Geschick." — —

Es häuft mein Nachbar Millionen
Und pocht auf seiner Truhen Gold,
Das ihm in nimmermüdem Frohnen
Die schwiel'ge Hand zu Haufen rollt;
Ein andrer seufzt nach Ordensbändern
Und bläht sich im betreßten Frack,
Indes in lumpigen Gewändern
Die Armut bettelt mit dem Sack.

Und dort, der ernste stille Denker,
Der einsam wandelt seinen Pfad —
Ihm, dem Gedanken-Schlachten-Lenker,
Wohl selten ein Erfüllen naht . . .
Es läßt sich ja mit Keinem rechten,
Ein Jeder geht den eignen Weg —
Doch die Triumphe jener Schlechten —
Sie machen oft das Wollen träg'. — —

Wie doch der Sonntagsfrühe Glocken
So eigen stimmen meinen Sinn
Und schicksalsdunkle Bilder locken
Mir vor die wache Seele hin . . .
Der Weise fastet in der Irre,
Sein Schrei nach Licht wird übertäubt,
Wenn in goldfunkelndem Geschirre
Der reiche Thor vorüberstäubt. — —

Ein stätes Ringen nach dem Wahren
Sei unsres ganzen Lebens Loos,
Ob tausendfältige Gefahren
Auch schlummernd dräu'n in seinem Schooß.
Ob oft auch unsre Schritte wanken,
Ob uns verketzert eine Welt —
Nur nieder mit den morschen Planken,
Bis das der Bau der Lüge fällt.

Feuilleton.

Ein Ueberfall. (Illustr. Seite 345.) Eine tragische Szene stellt unser Bild dar. Einer der stärksten Räuber aus der Thierwelt hat sich ein Opfer erkoren, das unter seinen furchtbaren Tatzenschlägen mit dumpfem Todesschrei sich noch einmal aufbäumt, um dann jäh zusammenzubrechen und sich nie wieder zu erheben. Der Räuber ist das wildeste Mitglied der Bärenfamilie — der Eisbär, und sein Opfer ist das überaus nützliche Rennthier. Es ist ein stattliches 5—6 Fuß hohes Thier mit schönem, rückwärts gelehntem Geweih und starker zottiger Mähne, das in den Gegenden des höchsten Nordens, in Finnmarken, Lappland und auf Spitzbergen am besten gedeiht. Die Samojeden, Ostjaken, Tungusen, Korjaken und in Nordamerika viele Indianerstämme leben fast ganz vom Rennthier und das um so besser, als sich das Rennthier von Flechten, Pilzen, Schwämmen, die es unter dem Schnee hervorkratzt oder selbst von Baumnadeln ernährt. Sein Nutzen ist dabei ein sehr vielseitiger; es trägt Lasten und und zieht pfeilschnell Schlitten über die blendende Schneefläche; sein Fleisch und seine Milch liefert eine treffliche Nahrung, das Fleisch hält sich in eingesalzenem Zustande jahrelang; das Rennthierfell wird zu warmen Kleidern, zur Herrichtung von Lagerstellen, zur Verfertigung von Säcken und Blasbälgen verwendet, seine Sehnen geben Schnüre und Zwirn, aus Blase und Eingeweiden werden Fensterscheiben gemacht, aus Knochen und Hörnern Pfeilspitzen, Nadeln und Messer, aus den Klauen Tirnkgeschirre verfertigt und die Haare zum Ausfüllen von Sätteln und Polstern benützt. Man kann sich denken, daß die Lappen und Samojeden den Eisbären und anderen Bären, und neben denselben den Vielfraßen und Wölfen, welche das so überaus nützliche Rennthier verfolgen, solchen Raub, wie ihn unser Bild zum Gegenstand seiner Darstellung hat, sicherlich nicht gönnen. Aber gerade der Eisbär ist ein grimmer und gefährlicher Feind auch des Menschen, für den die Bewahrung seiner Schützlinge und Ernährer vor solchem Räuber eine schwere und unheildrohende Aufgabe ist.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 32. Unterhaltungs-Beilage. Juni.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette**.

(Fortsetzung.)

„Ich erinnere mich", entgegnete Lothar jetzt langsam.

„Nun — dann werden Sie sich auch des übrigen erinnern. In jener Nacht wurde jene Delphia Ihre — Geliebte —, der Rausch eines Augenblicks verknüpfte Sie mit ihr —, nur wenige Tage verbrachten Sie an ihrer Seite, dann war die leidenschaftliche, keine Schranke der Sitte kennende Amazone des zärtlichen Girrens müde, und auch über Sie kam Ernüchterung. Das vom Zufall zusammengebrachte, ungleiche Paar trennte sich —, der Amazone aber hatte das Geschick ein Andenken an Sie hinterlassen —, es schenkte ihr einen Sohn — Ihren Sohn — —"

Lothar war aufgesprungen und schritt hastig auf und ab. „Und diese Amazone, dieser Sohn?" stieß er hervor.

Die Frau lächelte bitter.

„Diese Amazone — werden Sie es mir glauben? — war ich, und dieser Sohn heißt nach den Pflegeeltern, die ihn aufgenommen, nachdem ich ihn verlassen —, ja, ich will das Verbrechen, das ich an meinem armen Kinde dereinst begangen, nicht leugnen, nicht beschönigen — nachdem ich ihn ausgesetzt, dem Zufall preisgegeben hatte —, wie leicht hätte es der Tod sein können! — dieser Sohn heißt — Gottwalt Rode und ich hieß dereinst: Alma von Salfeld!"

Eine peinvolle Minute lang wurde kein Wort weiter gewechselt, dann sagte Lothar langsam: „Und sind Sie jetzt gekommen, Anrechte geltend zu machen an Ihr Kind und dessen Vater?"

„Hätte ich jemals das gewollt, so hätte ich nicht neunzehn Jahre lang, bis heute, gewartet. Nur um des Knaben willen überwand ich mich, Sie aufzusuchen. Ich habe ihn an der Aehnlichkeit mit Ihnen erkannt, habe ihn ausgeforscht. Er ist schön und gut, er ist wacker und hochherzig, er sieht aus wie Sie — er muß einer besseren Zukunft entgegen gehen. Wollen Sie für ihn sorgen? Ihn unter Ihre Obhut nehmen?"

„Ja ich verspreche es! Ein geheimer Zug brachte ihn mir schon näher, ohne daß ich von seiner Herkunft wußte, und er wurde mein Freund. Ich empfinde ganz das Glück, ihn meinen Sohn zu nennen!"

„Ob Sie ihn in das Geheimniß einweihen wollen, das ihn mit Ihnen verbindet, muß Ihnen überlassen bleiben," entgegnete die Frau. „Vielleicht ist es nicht nötig, vielleicht nicht einmal ratsam. Niemals aber darf er erfahren, wer seine Mutter war. Es würde ihn verwirren, vielleicht aus dem Gleichgewicht bringen. Lassen sie ihm seine alte Mutter, die Kantorsfrau, die allein ein Recht auf seine Liebe und Dankbarkeit hat. Geben Sie mir Ihr Wort — Ihr heiliges Wort, daß er durch Sie nicht erfahren soll, daß — jene Amazone — daß jenes Weib, welches ihn jüngst angeredet, welches ihm durch ihre Fragen lästig geworden — seine Mutter gewesen! Geben Sie mir die Hand darauf."

Lothar widerstrebte nicht und Frau Mohrfeld erhob sich. Allein er nöthigte nochmals Platz zu nehmen. Unser Gespräch kann unmöglich zu Ende sein!" sagte er. „Sie haben sich mir anvertraut, und es kann erst der Anfang dessen sein, was noch zur Sprache kommen muß. Was Sie mir heute gegeben, ist so groß und bedeutend, daß es umgestaltend in mein Leben eingreifen muß. Ich weiß, welche Pflichten es mir bringt, welche Entsagungen es mir zugleich auferlegen wird. Trotzdem ist es ein hoher Gewinn. Lehnen Sie es ab, daß ich Ihnen dafür verpflichtet sein soll, so habe ich das Bewußtsein und die Ueberzeugung, in Ihrer Schuld zu sein. Sie dürfen sich jetzt nicht starr zurückziehen. Sie müssen meine Hilfe annehmen. Fordern Sie, — was ein Mann bieten kann, ich bin zu allem bereit." Lothar schauderte vor einem Gedanken, der plötzlich in ihm aufstieg, und seine Züge verrieten, daß er vor der Tragweite seiner eigenen Worte erschrak.

Die Frau sah ihn nicht minder befremdet an. „Ich finde einen merkwürdigen Menschen in Ihnen!" begann sie

nach einer Pause. „Wenn ich Ihre Gedanken richtig lese, so würden Sie in einer Wallung des Edelmuthes die unerhörteste Thorheit begehen — einer Frau Ihre Hand für das Leben anzubieten, einer Frau, die Sie verachten müssen! Entgegenen Sie nichts! Sie hören, daß ich mich selbst ohne Vorurtheil betrachte! Boshaft bin ich nicht — am wenigsten gegen Sie! Geben Sie sich zufrieden, und — sehen Sie mich nicht mit Augen an, darin ich Mitleid lese — Augen, aus welchem auch in ein abgeschlossenes Dasein noch — ein Sonnenstrahl fällt! Doch es ist noch nicht alles ausgesprochen. Ich habe Sie zu meinem Beichtiger gemacht, und darüber fast vergessen, daß ich auch vor meinen weltlichen Richter gehen wollte. Hören Sie an, was auf meiner Seele noch lastet: „Ich habe einst mein Kind ausgesetzt, es einem fraglichen Schicksal anheimgegeben. Ist das ein Verbrechen, für das ich mich dem Gericht — spät noch — stellen muß?"

„Da es so spät geschehen müßte, würde es eben zu spät geschehen," entgegnete Lothar. „Sie dürfen es darauf nicht mehr ankommen lassen."

„Es kommt mir sehr darauf an!" entgegnete sie. „Und ich bitte Sie, mir bestimmte Auskunft zu geben!"

„Man würde die Schuld als verjährt nicht mehr dem Gesetz unterwerfen. Und da Sie, als Sie dieselbe begingen, das Wohl Ihres Sohnes im Auge hatten, da überdies aus ihr ein glücklicheres Loos erwachsen ist als Sie ihm hätten bieten können, so würde jeder Richter, selbst wenn die Schuld nicht verjährt wäre, sie vor dem Gericht freisprechen. Sie aber mögen bedenken, was Sie zugleich thun, wenn Sie sich anklagen. Ihr Familienname muß öffentlich genannt, Ihre Familie selbst zur Beglaubigung vor die Schranken gezogen werden. Gottwalt, dem Sie ebenfalls verborgen bleiben wollen, wird in den Mittelpunkt der Verhandlung gestellt, Alles, was Sie vermeiden wollen, bringen Sie zur allgemeinen Kenntniß. Ich selbst zwar als der einzig Gewinnende dabei, wollte frei bekennen — — —."

„Halten Sie ein!" rief sie in heftiger Bestürzung. „Das soll nicht geschehen! So dachte ich es mir nicht! Nein, so nicht! Allein und heimlich will ich es tragen, Niemand soll um meinetwillen geschmäht werden. Und, wenn Sie — Sie mich freisprechen, gehe ich schon getrösteter von hinnen. Aber auch Sie sollen das Geheimnis für sich behalten, um Ihrer selbst willen! Die Narbe da auf Ihrer Stirn, — ich habe gehört, wie Sie dieselbe empfangen! Nur zufällig habe ich es gehört, es ahnte Niemand, daß ich Ihren Namen kannte. Die Narbe sagt, was der zu befahren hat, dessen Leben der Oeffentlichkeit angehört. Aber sie wird verschwinden. Nicht so verschwindet oder verjährt ein anderer Makel, er wird mit dem erwachenden Bewußtsein und den steigenden Jahren nur fühlbarer. Aber ich rede mehr als ich sollte! Nur dies noch: Seit ich den Knaben, Ihr Ebenbild, gesehen, weiß ich erst, daß ich ihn habe — daß ich ihn hätte haben können! Ich laß ihn Ihnen! Nehmen Sie ihn in Ihren Schutz! Ich will ihn nicht wiedersehen — niemals! Es wäre weder zu meinem, noch zu seinem Glück! Und nun leben Sie wohl!" Sie erhob sich, allein Degenhart hielt sie noch einmal zurück.

„Wollen Sie mir denn jede Möglichkeit versagen, Ihnen einen Dienst zu erweisen!" rief er. „Sie sind augenscheinlich leidend — kann nicht eine Hilfeleistung von meiner Seite Ihnen ersetzen — oder hat Jemand aus Ihrer Familie —!"

Sie schüttelte den Kopf. „Wer sein Dasein sich gestaltet hat, wie ich, der hat das Recht verloren, noch ein Familienband zu besitzen. Es hat sich eine geheime Hilfe für mich gefunden — wer sie mir geleistet, weiß ich nicht bestimmt. Doch nur wenige Tage noch will ich sie annehmen. Ich verlasse die Stadt, leben Sie wohl!"

Mit diesen Worten schritt sie aus dem Zimmer. Lothar glaubte ihren Worten zu entnehmen, daß Kurt von Salfeld, ihr Bruder, nur unter der Hand für sie gesorgt hatte, vielleicht nicht genannt sein wollte. Er wollte darüber klar sehen, selbst für sie eintreten. Schnell öffnete er das Fenster, um zu beobachten, welchen Weg sie einschlagen würde. Dann rief er hastig seinen Diener.

„Jakob! Hast Du Dir das Aussehen der Dame gemerkt?"

„Ja, ganz genau!"

„Dann eile Dich! Hinter ihr her! Sie ist nach der Parkseite hingegangen. Folge ihr von weitem bis zu ihrer Wohnung! Ich muß wissen, wo sie wohnt. Aber sei behutsam! Schnell, schnell, daß Du die Spur nicht verlierst!"

Jakob Ohl war wie der Wind hinaus und hatte sie mit den Blicken bald gefunden.

Lothar aber fühlte, daß, was er in dieser Stunde erfahren, umgestaltend auf sein Leben wirken mußte. Den er seinen jungen Freund nannte, der sollte sein Sohn sein, und er empfand es als eine wahrhafte und aufrichtige Freude. Ob er es ihm schon bekennen sollte, er wußte es noch nicht, aber er wünschte ihn herbei, um ihn in die Arme zu schließen, ein ungeahntes und noch unbekanntes Glück ganz zu empfinden. Aber mit diesen Regungen mischten sich auch schmerzliche, tief das Innere aufregende Gedanken. Wie durfte er auf Hildegard's Liebe jetzt noch hoffen? Ihr mußte er entsagen — den höchsten und schönsten Wünschen entsagen, auf die er seine Zukunft gebaut hatte! Aber wenn sie großmütig wäre? Wenn sie verzeihen könnte? Auch sie nannte Gottwalt ihren Freund! Und wiederum erschien ihm das als eine Unmöglichkeit. Der Gedanke erschreckte ihn, daß ihr die Thatsache heimlich durch einen Anderen, oder durch die Oeffentlichkeit zugetragen werden könnte. Dann war es um die letzte Hoffnung geschehen, denn der Verdacht eines sorgsam verhehlten Geheimnisses konnte kaum abgewiesen werden. Nein, Hildegart mußte das ihn selbst überraschende Neue durch ihn selbst erfahren! Dazu gehörte Mut, und er hatte ihn. Besser er verlor sie durch sein eignes offnes Bekenntnis, als durch schmähenden Leumund. Aber, bei allem Mut und dem festen Entschlusse, war es doch nichts Geringes, eine Form für das Geständnis zu finden.

Und dann war auch die Frage nicht gleichgültig, wie er sich zu stellen habe, wenn das Geheimnis für die Oeffentlichkeit enthüllt würde? Es gab da viel zu überlegen, und er wünschte sich einen bewährten Freund und Berater herbei, um mit ihm Alles durchzusprechen. Aber einen solchen besaß er nicht, wenigstens nicht in der Stadt. Er hatte die Gesellschaft, in der er lebte, früh erkannt, und es vorgezogen, innerlich allein seinen Weg zu gehen. Wie die Leute ihn beurtheilten, war ihm gleichgültig, aber es waren doch manche ihm werte und nahestehende Menschen zu schonen, wenngleich er keine Schonung für sich beanspruchte. Wie er so mit sich selbst in's Klare zu kommen suchte, hatte er sich bei wechselnder Erregung in ein Chaos von widersprechenden Empfindungen und Entschlüssen hineingedacht, als Jakob Ohl von seiner Nachforschung zurückkehrte.

Dieser brachte die Angabe über Straße und Hausnummer. Aber, fügte er hinzu, die Dame habe recht erschöpft ausgesehen, sei immer langsamer gegangen, und habe sich endlich am Thürpfosten festgehalten, um nicht umzufallen.

Ein tiefes Mitleid ergriff den Zuhörer, und er hoffte noch durchzusetzen, daß die unglückliche Frau eine Unterstützung von ihm annähme. „Jakob Ohl!" sagte er, „Du redest mit Niemand darüber, daß ich Dich dieser Dame nachgeschickt habe! Auch Deiner Frau darfst Du nichts sagen!"

Er wußte, daß er sich auf seinen Diener verlassen konnte. Schon morgen wollte er bei ihr vorsprechen, denn daß sie heut schon, so bald nach dem ersten Gespräch, willfähriger sein würde, seine Hülfe anzunehmen, däuchte ihr unwahrscheinlich. Aber heut? — Was mit dem aufregungsvollen Heut anfangen? Die Hälfte des Tages lag noch vor ihm, eine unermeßliche Zeit, zum Grübeln, Denken, Fürchten und Hoffen, zu einem stürmischen Chaos für den, der das Schwankende aus seinem Dasein verbannen und ihm eine dauernde Form zu geben wünscht. Er ertrug die Einsamkeit nicht und noch weniger die lästige Aussicht auf gleichgültige Besuche.

Da tauchte ein Entschluß vor ihm auf, der sofort zur Ausführung kommen sollte. Er wollte hinaus nach Schloß Tenneberg. Es drängte ihn, den Anblick dessen zu gewinnen, den er fortan seinen Sohn nennen sollte — es war ihm, als hätte er ihn noch niemals so recht angesehen. Er wollte sich seinem Oheim, dem Freiherrn, anvertrauen, ja, er hielt es für seine Pflicht. Er hatte mit dem Alten schon über Gottwalt gesprochen, er kannte die rege Teilnahme desselben für den Jüngling. Lothar fühlte sich innerlich schon befreit durch den Entschluß, und wollte gleich nach einem Wagen schicken. Aber nein — nicht in einen Wagen mochte er sich mit seiner Ungeduld einschließen! Zu Pferde hinaus zu jagen, däuchte ihm verlockender, ja, es drängte ihn, der Aufregung des Gemütes durch eine Kraftanstrengung zu begegnen, vor Allem, als Reiter seinen Weg selbst beschleunigen zu können. Hastig schellte er dem Diener. „Jakob! Lauf nach dem Marstall, und besorge mir ein Pferd! Ich will nach Tenneberg. Aber gleich, gleich!"

Jakob Ohl sah seinen Herrn befremdet an, und seine Blicke blieben an der Stirnwunde desselben haften. „Ach Gott —!" wagte er einzuwenden. „Sie waren noch garnicht aus und nun schon reiten? Der Doktor sagte doch —!"

„Unsinn! Wer wird sich daran kehren!" rief Lothar. „Ich bin ganz heil. Mach, daß Du fortkommst! Oder — warte! Willst Du mitreiten? Wir kehren heut noch zurück, und wär's um Mitternacht!"

Jakob Ohl wollte immer, wenn es galt, seinen Herrn zu begleiten, und das Tollste wäre ihm dabei willkommen gewesen, selbst das Halsbrechen wäre nicht gescheut worden, und heute hätte er ihn gar um keinen Preis allein reiten lassen.

Lothar aber ließ das für ihn aufgetragene Mittagessen stehen und kleidete sich um. Er legte den schwarzen Verband um die Stirn und stülpte eine alte Pelzmütze darüber, gleichgültig, was die Leute über seinen Kopfputz sagen würden. Eine halbe Stunde darauf stieg er mit seinem Diener zu Pferde.

Neunzehntes Kapitel.

Mit der Ungeduld eines Mannes, der von der nächsten Stunde eine neue Wendung seines Geschickes erwartet, jagte Lothar Degenhart auf der winterlichen Straße hin. Es war noch viel Jugend in ihm und somit viel Hoffnung, trotz Allem, was ihn innerlich bedrängte.

Aber grau und schwer hing die Wolkendecke über der Landschaft und vereinzelte Schneeflocken kündeten ein entlastendes Gestöber aus den angesammelten Massen an. Von den Gebirgszügen waren kaum die Umrisse zu erkennen. Endlich kam der Tannenwald, der sich bis nach Tenneberg hinaufzog. Dem Ziele sich näher fühlend, setzte Lothar sein Pferd nun in rascheren Trab, um ihn beim ersten Anblick des alten Schloßgiebels zu sausendem Galopp zu steigern.

Die Ankunft der beiden Reiter erregte Freude bei allen Hausbewohnern. Als erste begrüßte sie Frau Mack in der Hausthür, Lothar's Verwundung beklagend, nicht ohne leisen Vorwurf, daß er den Ritt schon gewagt habe, und doch wieder lachend über seine unkleidsame Vermummung. Dann erschien Mack, um den Gast zum Hausherrn zu geleiten, während die Pferde von dem Knecht in den Stall geführt wurden. Frau Mack aber nahm Jakob Ohl unter ihre Obhut, um den jungen Gatten ihrer Base zu zeigen, was die Gastfreundschaft von Tenneberg vermöge.

Der Freiherr trat seinem Neffen mit offener Hand entgegen und ließ ihn erkennen, daß sein Besuch ihm willkommen sei. Er führte ihn gegen das Fenster, um die Stirnwunde näher zu betrachten. „Recht arg gezeichnet!" sagte er kopfschüttelnd. „Wer Fürstengunst besitzt, hat nicht immer Volksgunst!"

„Das Volk hat nichts damit zu thun gehabt!" entgegnete Lothar. Er erzählte, was die Untersuchung bisher ergeben hatte und schloß mit dem Aussprechen seines Entschlusses, den Staatsdienst überhaupt für's erste zu verlassen.

Ein langgezogenes „Hm!" leitete die Entgegnung des Freiherrn ein. Er schien zu erwägen Dann begann er: „Also gänzlich quittiren! Eigentlich zu jung dazu! Aber Sie mögen Anderes für die Zukunft im Sinne haben."

„Offen gestanden, ich möchte Ihnen zum Bleiben auch nicht raten — wie die Dinge liegen. Die Tage in der Stadt haben mich über Manches belehrt. Da man nicht wußte, daß wir in Beziehung mit einander getreten, wurde mir viel über Sie hinterbracht, was ich schweigend auf sich beruhen ließ. Ich lernte dabei den Charakter der Leute kennen. Daß ein Mann wie Sie viele Feinde da drinnen hat, ist erklärlich für mich. So weit ich Sie kennen gelernt habe, Degenhart, sind Sie geneigt und darauf angelegt, im Großen zu wirken. Der Raum ist da für Sie zu beschränkt!"

„Sie überschätzen mich," entgegnete Lothar, „und überschätzen auch meine Neigungen. Diese wurzeln mehr auf den Gebieten des Geistes, des Wissens, der Kunst, und hier etwas Tüchtiges zu leisten, liegt viel mehr in meinen Wünschen."

Mack erschien, um dem Gaste eine Bewirtung anzubieten, welche dieser ablehnte. Der Freiherr fragte nach Gottwalt, und als er vernahm, derselbe sei drüben in Neuhaus, wollte er nach ihm aussenden. Allein Lothar wehrte ab, indem er aussprach. daß er dem Freiherrn etwos mitzuteilen habe, was die Gegenwart Gottwalt's ausschlösse.

So war denn der Augenblick gekommen, und Lothar schüttete sein ganzes Bekenntniß vor dem Alten aus. Dieser nahm die Hauptsache nicht nur wie ein Weltmann auf, sondern rief sogar in lebhafter Freude: „So bliebe der Knabe ja doch unser? Zwar — in gewissem Sinn, konnte man immer für ihn sorgen, jetzt aber wissen wir, daß wir ein Recht an ihn haben, wie er ein Recht an uns hat. Ich rede von uns, Degenhart. Denn was er mir geworden und für mich gethan hat, — das wissen Sie nicht! Aber soll man ihm schon sagen, wie er zu uns steht?"

„Ich fühle das herzlichste Bedürfniß, ihn als meinen Sohn in die Arme zu schließen!" rief Lothar. „Und doch warnt mich etwas davor. So plötzlich einen Vater zu finden — es könnte ihm zu neu sein, es könnte etwas Abstoßendes für ihn haben! Bei der Lauterkeit seines Charakters! Zwar die Liebe zum Freunde besitzt er schon, wer aber kann sagen, ob bei der plötzlichen überraschenden Aufklärung diese ein Uebergang sein werde zu der Liebe zum Vater? An dem Tage, da ich ihn gewonnen habe, möchte ich nichts thun, ihn innerlich schon zu verlieren!"

„Recht! Recht! Ganz wohlgedacht!" rief der Freiherr. „Er braucht es noch nicht zu erfahren! Vielleicht braucht er es niemals zu erfahren! Ja, außer uns beiden soll überhaupt kein Mensch darum wissen! Auch in der Familie nicht — es hätte gar keinen Zweck! Und gar in der Oeffentlichkeit! Das fehlte noch, daß man dem Gesindel die Freude gönnte, einen solchen Fall zu illustrieren! Es darf nichts darüber auskommen!"

„Ich müßte auch auf das gefaßt sein!" entgegnete Lothar, „Wer kann wissen, welche Wege ein Geheimnis geht, wenn es sich entdecken will? Heut ist es unvermutet an mich gelangt, ich stehe nicht dafür, daß es nicht morgen schon im Besitze des Doktor Fuchs und somit in aller Munde ist! Ich werde mich nicht verbergen, sondern offen anerkennen, was nicht zu leugnen ist!"

„Herr!" schrie der Alte, plötzlich in alter Art aufbrausend, „daß Sie nichts Vorschnelles thun. Ich bin auch dabei beteiligt. Gäbe es ein Gerede unter den Leuten, ich sage Ihnen, ich würde dazwischen treten — ja, mit Lug und Trug! Denn etwas Anderes verdient das Gesindel nicht. Ich würde von einer heimlichen Ehe zwischen Ihnen und Alma Salfeld reden, von der ich seit zwanzig Jahren gewußt, und deren Sprößling ich endlich in mein Haus aufgenommen habe. Ja, ich würde Frau — wie heißt sie jetzt? — die Mohrfeld, aufpacken und zu mir nach Tenneberg schaffen lassen, zum Beweise für meine

Behauptung! Aber ich will keinen unnützen Lärm über eine Sache, die uns allein angeht! Uns, sage ich — mich inbegriffen, nicht nur Sie!"

Lothar konnte nicht umhin, zu lächeln. Der Freiherr aber fuhr gelassener fort: „Sie haben Recht, es ist auch lächerlich, sich im Voraus so zu ereifern. Degenhart, lassen Sie uns ganz offen reden! Der Knabe ist mir wie ein Sohn geworden — er weiß es nicht — was er mir ist, und braucht es nicht zu wissen. Nun hat er einen Vater gefunden, dem ich ihn doch wohl abtreten muß. Ich danke Ihnen, Degenhart, daß Sie mit Ihrem Bekenntnis zuerst zu mir gekommen sind! Ich halte viel auf Sie — in Zukunft werden Sie es noch erfahren! Da der Knabe einen Vater hat, muß dieser mir zum Sohne, der Knabe mir zum Enkel werden —"

Lothar reichte dem Alten in froher Bewegung die Hand dar, die dieser heftig ergriff. Aber er war in einer solchen Verwirrung, daß er sich an die Stirne faßte und erst nach einer Pause fortfuhr: „Ja, wo wollte ich hinaus?" Bald fand er seine Gedankenreihe wieder und sprach weiter: „Ja, Degenhart, Sie wollen ihm ein Vater sein und damit die Sorge für ihn übernehmen! Da wäre es vielleicht doch zu überlegen, ob Sie eine sonst einträgliche Stellung aufgeben dürften? Oder reden Sie einmal ganz ehrlich! Ist Ihnen ein Rest von Ihrem mütterlichen Vermögen übrig geblieben?"

„Allerdings!" entgegnete Lothar. „Ein Rest, der mich zwar nicht wohlhabend macht, aber für die Studienjahre zweier Kameraden ausreichen wird. Denn auch ich denke noch einmal so gut wie von vorn anzufangen!"

„Hm! So, so", meinte der Alte, das Haupt neigend. Plötzlich erhob er sich lauschend, denn er hörte von der Stiege her Schritte, die er kannte. „Er kommt!" sagte der Freiherr, „Kein übereiltes Wort, Degenhart!"

Gottwalt, der bereits von der Anwesenheit seines Freundes erfahren hatte, eilte freudig herein. Lothar aber empfing ihn in seinen Armen und schloß ihn an seine Brust mit so stürmischer Leidenschaft, daß der Jüngling zusammenzuckte und sich von ihm loszumachen suchte. Lothar, erschreckt über diese Bewegung, ließ ihn frei. Allein Gottwalt, gleich als wenn er seine Zurückhaltung bereue und etwas gut machen wolle, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte: „Laß mich Deine Stirn betrachten! Die Wunde ist doch wieder geheilt?"

Lothar, der den Stich, den er im Herzen empfunden, zu überwinden suchte, blickte über die Schultern Gottwalt's und ging auf Bruno zu, der mit eingetreten war. Denn dieser hatte seit der Heimkehr des Alten auch Hausrecht bei seinem Großvater erhalten und kam häufig, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Es war Degenhart willkommen, daß Bruno das Gespräch auf die Ereignisse in der Stadt brachte, und so wiederholte er gegen ihn, was er von Erfahrungen und Entschlüssen zu berichten hatte. Er mußte sich Gewalt anthun, um bei einer Angelegenheit zu bleiben, die für ihn innerlich bereits abgethan war, ja er vermied es, Gottwalt auch nur anzusehen. Umsomehr that dies der Alte, der, während Lothar sprach, in ein immer tieferes Schweigen verfiel. Auch Gottwalt, ohnehin nicht gewöhnt, in diesem Kreise mitzureden, schwieg und fühlte sich innerlich nicht frei. Und endlich trat auch Degenhart das Wort an seinen Vetter Bruno allein ab, als an den einzigen Unbefangenen unter den vier Männern. Und so sprach Bruno von Haus und Hof, von seinen Kindern, von der Freude, die in Neuhaus herrsche, in einigen Tagen die ganze Familie festlich zu empfangen. Er ahnte nicht, daß er keine Zuhörer hatte.

Endlich sprang Lothar auf, um den Heimritt anzutreten.

Die Nacht war früh herabgesunken, völlig lichtlos, von unendlichem Schneegestöber angefüllt. Man machte Lothar aufmerksam, daß der Heimritt in dieser Stunde beschwerlich sein werde, und wünschte ihn für die Nacht zurückzuhalten. Ein Lager würde sich für ihn in Tenneberg finden, und in Neuhaus auch. „Nicht doch"! rief Lothar. „Ich muß morgen früh zuhause sein! Bedenket" — fuhr er scherzend fort — „daß ich als Kranker eigentlich Stubenarrest habe! Wenn der Arzt morgen kommt und findet, daß ich heimlich davongegangen, giebt es einen heillosen Lärm!"

Der Hausherr bot seinen verschlossenen Wagen an, Mack sprach von einer Laterne; Lothar aber lachte, legte das schwarze Tuch um die Stirn und zog die Pelzkappe darüber. „Jakob Ohl und ich haben schon manchen Ritt mit einander gemacht," rief er, „und wir werden auch heut den Weg ohne Laterne finden. Der Schnee giebt genug Licht." Wie es ihn in der Stadt gedrängt, hinauszukommen, so trieb es ihn jetzt zurück, denn ein neuer Entschluß, der heut noch ausgeführt werden sollte, war in ihm aufgetaucht.

Einen Augenblick wußte Gottwalt abzupassen, um ihm die Worte zuzuflüstern: „Lothar, hast Du etwas gegen mich auf dem Herzen?"

„Nichts! Gewiß nichts!" entgegnete Lothar rasch, ihm die Hand reichend und sich von ihm abwendend.

Die Reiter bestiegen ihre Pferde und verließen den Schloßhof. Sie mußten dieselben anfangs im Schritt halten, um sich an die Finsterniß zu gewöhnen und auf den Weg zu achten. Jakob Ohl blieb hart an der Seite seines Herrn, schweigend wie dieser, nur zuweilen in Naturlauten sich äußernd, um sich mit den Pferden zu verständigen, sie zu warnen, zu ermuntern.

In einer Viertelstunde waren die Reiter in dichte Schneemäntel eingehüllt, dafür aber, beim Austritt aus dem Tannenwalde, wurde die Straße erkennbarer, und der Schritt konnte etwas beschleunigt werden. Gleichwohl gab es kein lebhaftes Jagen, denn der Wind blies ihnen das Gestöber in's Gesicht, und es galt auf den Weg zu achten.

Lothar fühlte sich innerlich bewegt durch die Zurückweisung, die sein stürmisches Entgegenkommen erfahren hatte. Sein Gefühl wenigstens wollte eine solche Ablehnung Gottwalt's erkannt haben, und je lebhafter sein Herz für den Sohn schlug, desto schmerzlicher empfand er, daß er in dem Freunde nicht sobald auch den Sohn finden würde. Wenn er darauf überhaupt jemals hoffen durfte! Freilich, wenn dies sein Gemüt beschäftigte, so war er sich mit dem Verstande klar darüber, daß er ein gleiches Gefühl bei dem Jüngling unmöglich voraussetzen oder in kurzer Zeit erwarten könne. Es bedurfte dazu vielleicht langer Vorbereitungen. War aber dies Eine nicht schnell zu gewinnen, so sollte, das war sein Entschluß, das Andere, was ihm auf dem Herzen lag, einer raschen Lösung entgegengeführt werden. Er wollte wissen, ob er mit seinen Wünschen für immer von Hildegard scheiden müsse, oder ob er von der Zukunft noch etwas zu erwarten habe, und so war seine Absicht, ihr noch heut schriftlich ein ganzes Bekenntnis zu thun. Was er ihr sagen wollte, Wort für Wort, stand immer deutlicher vor seiner Seele, und wenn er befürchten mußte, sich die Geliebte dadurch abwendig zu machen, so wollte doch ein leises Hoffen zwischen den Zeilen nicht ganz schwinden.

Unter solchen Gedanken verging ihm die Stunde schnell genug. Da setzten sich die Pferde aus freien Stücken in lebhafteren Trab. Entfernte Lichter schimmerten durch die graue Luft, die Vorstadt kündigte sich durch erhellte Fenster von Fabriken und Spinnereien an. Die Stadt war bald erreicht. In den Straßen kämpfte man mit dichtbeflockten Regenschirmen gegen Wind und Schneetreiben, aber um die glänzenden Schaufenster sammelte sich dennoch vorbereitendes Weihnachtsleben.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Rechnungen.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von **Bernh. Westenberger.** (Fortsetzung.)

4. Der erste Tag der Ehe.

Welch Sprühen und Blitzen in der Ferne!

Die junge Frau stand trunkenen Auges am Fenster und schaute über die tiefblaue Fläche des Sees hinüber nach den glitzernden Schneeflächen der Alpen. Ein feiner, duftiger Nebel rang mit den scharfen, blinkenden Waffen der Sonne. Rastloses Kämpfen, Wallen und Streben — immer siegessicherer winken die weißgoldigen Spitzen und Kämme, immer mehr lichten sich die grauen Reihen, Bänder und Streifen. — Jetzt — jetzt! Der Schleier reißt, eine Flut von Glanz und Licht strömt ihr entgegen und — sie streckt die Arme aus, als wollte sie all das Herrliche an die arme Menschenbrust, an das pochende Herz ziehen; gebrochene Laute fliehen von ihren Lippen: „Wie schön, wie einzig schön!“

„Aber Anna, Du bist ja ganz begeistert; ich dachte gar nicht, daß Du so eine Naturschwärmerin seiest. Siehst Du, wie famos ich unsere Hochzeitsreise einrichtete: der erste Tag in Luzern, Fahrt über den See, Rigi, weiter nach Brienz, Interlaken, Thun, Bern, Lausanne, Genf — voilà die Schweiz. Nun aber lasse ich mich rasieren, Du kleidest Dich an und nachher frühstücken wir.“

Sie nickte ihm zu; er steckte sich eine Cigarrette an und ging.

Wie aus einem Traume erwachend fuhr sie sich über die Stirne.

Es war ihr Mann, der eben zu ihr gesprochen. Ihr Mann? Sie lächelte, als könne sie die Veränderung immer noch nicht begreifen, die man, ohne sie eigentlich darum zu fragen, mit ihr vorgenommen hatte. Mama sagte, als ihr gestern immer und immer wieder trotz aller Herrlichkeit, trotz der glänzenden Ausstattung und der lustig knallenden Champagnerpfropfen die Thränen in die Augen traten, die eigentliche Liebe komme erst mit der Ehe, und ihr Mann sei ja ein Mensch, der mit aller Welt gut auskomme und daher wohl auch mit ihr. — Und wahrhaftig, es war ihr heute Morgen, als könne sie ihn allmählich lieb gewinnen, während sie ihn noch gestern, als er neben ihr an der Hochzeitstafel saß und einen Witz nach dem andern von Stapel ließ, nur mit geheimem Schauder betrachtete.

Sie ordnete vollends ihre Frisur und hatte eben ein kostbares, mit breiten, gelbseidenen Spitzen verziertes Morgenkleid übergeworfen, als es klopfte und ihr der Zimmerkellner einen Brief einhändigte.

Der Umschlag trug den Stempel der Heimatstadt und die Adresse: An Frau Anna Müller, geb. Weiser.

Wer, um alles in der Welt, hatte ihr zu schreiben?

Es war eine unregelmäßige, unsichere Schrift. Ihre Hände zitterten nervös, als sie den Brief aufriß.

Hastig suchte sie nach der Unterschrift; lie lautete: Marie, die einstige Geliebte Ihres Mannes.

„Gott, was ist das?“

Sie sank auf einen Sessel und las:

„Geehrte Frau!

Als ich Ihnen vor zwei Jahren einmal einen Besuch machte, um mich Ihnen als Schneiderin zu empfehlen, dachte ich nicht daran, daß ich Ihnen einmal einen so langen Brief schreiben würde. Vielleicht hat es auch gar keinen Zweck, Ihnen zu schreiben, weil Sie wahrscheinlich doch nicht begreifen, wie es einem armen, betrogenen Mädchen, wie ich es bin, zu Mute ist. Aber ich komme nicht zur Ruhe, ich muß Ihnen sagen, daß Ihr Mann schlecht, bodenlos schlecht an mir gehandelt hat. Glauben Sie mir, Sie werden nicht glücklich. Wenn ich so viel Geld besäße wie Sie, hätte er Sie gewiß nicht geheiratet, denn ich gefiel ihm, weil ich hübsch bin. Weil ich aber kein großes Vermögen habe, glaubte er sich einen Spaß mit mir machen zu können und versprach, mich zu heiraten. Und da that ich ihm alles zu lieb. Sie verstehen, was das heißt. Vielleicht glauben Sie mir nicht oder halten mich für ein gewöhnliches, leichtsinniges Ding, wie es so viele gibt, und wie sie Ihr Mann ja auch gut genug gekannt hat. O, wie gingen mir auf einmal die Augen auf, aber so lange man verliebt ist, sieht man nichts. Jetzt bin ich auf einmal sehr klug, aber auch gleichgiltig gegen die ganze Welt. Sollten Sie mir daher nicht glauben, so macht mir auch dies keinen Kummer, ich sage Ihnen nur, daß ich heute Mittag baden gehe und daß Sie morgen in der Zeitung lesen können, es sei Mädchen beim Baden ertrunken.

Sehen Sie, meine Mutter ist so hartherzig. Ich hatte ihr natürlich nichts von meinem Verhältnis gesagt, aber sie ahnte es wohl und ließ mich gewähren, weil sie auch dachte, unser Zimmerherr sei ein ehrlicher Mann. Als er mir den Abschied gab, sah sie mein verweintes Gesicht, blieb aber still, bis sie von der Nachbarin hörte, daß sich unser Herr mit dem reichen Fräulein Weiser verlobt hätte. Nun fuhr sie über mich her, nannte mich etwas, was ich trotz allem nicht gewesen bin, schlug mich ins Gesicht, spuckte mich an, und das alles nur, weil sie, wie ich wohl weiß, sich bereits im Geheimen mit ihrem feinen Schwiegersohn groß gemacht hatte und nun ausgelacht wurde. Sie sagte, sie wolle kein Wort mehr mit mir sprechen und mich mit keinem Blick mehr ansehen. Das sind jetzt fünf lange Wochen und bis jetzt sah sie mich nicht an, nicht mit einem Blick. Nächtelang lag ich vor ihrem Bett, sie redete kein Wort und sah mich nicht an. Aber ich hoffe, daß sie mich heute Mittag ansehen wird, wenn sie mich tot nach Hause bringen. —

Eben denke ich, daß ich vielleicht ganz umsonst schreibe, weil der Brief wahrscheinlich zuerst in seine Hände kommt, und sie dann gewiß nichts von mir erfahren. Ich will deshalb schließen. Ihre Adresse erfuhr ich von dem Dienstmädchen Ihrer Mama, welches mir sagte, Sie feierten Ihre Hochzeitsnacht im Hotel Schweizerhof in Luzern.

Es grüßt Sie

ergebenst

Marie,

die einstige Geliebte Ihres Mannes.“

Sie hatte das Schreiben in fliegender Hast durchlesen, ohne auch nur einen Augenblick inne zu halten.

Totenbleich saß sie da und starrte noch immer auf die letzte Zeile, bis sich die Buchstaben vor ihren Augen verzogen und durcheinanderwirbelten. Wie im Fieberfrost zitterte ihr Haupt; langsam lehnte sie sich nach der Seite, um das Gesicht in die Polster zu drücken. Durch die Bewegung kam ein Rock, der über der Lehne lag, ins Rutschen, und eine Brieftasche schob sich langsam aus der inneren Tasche und schlug auf den Boden.

Sie fuhr erschrocken auf; ihr Blick fiel auf den Gegenstand und von einem plötzlichen Gedanken gefaßt, griff sie darnach. — Im Nu lag der Inhalt auf ihrem Schoß.

Rechnungen, Briefe, Mahnungen, Lose und da — eine Photographie!

Also so sah sie aus — „Deine Marie“ stand unten. Je mehr sie das Bild betrachtete, um so lebhafter wurde ihr Blick, um so rascher die Bewegungen der Augenlider, bis sich die erste, heiße, lindernde Thräne löste.

„Du armes Kind," flüsterte sie, „Dir glaube ich alles."

Sie fuhr empor. — Sollte sie nicht telegraphieren! In voller Hast setzte sie den Hut auf, legte ihn aber gleich wieder ab. Würde sie nicht den letzten Gedanken des gequälten Mädchens vereiteln, den letzten glücklichen Gedanken, daß es ohne besonderes Aufsehen und ohne die Schmach des Selbstmordes aus der Welt scheiden könne. Uebrigens war es, abgesehen davon, daß sie nicht wußte, an wen sie telegraphieren sollte, dem Brief nach zu spät.

Verstörten Sinnes riß sie den kleinen Handkoffer auf und wühlte den Inhalt untereinander. — Was suchte sie doch? — Sie wußte es nicht.

Nun stand sie am Fenster still und preßte beide Hände wider die Stirne.

Am Ufer war schon reges Leben und Treiben. O, sie hätte hinausschreien mögen: Helft — helft! rettet — rettet!

Sie sah auf einmal ihre Lage in entsetzlicher Klarheit. Das Schicksal, das sie seit ihrer Verlobung nur dumpf ahnte, stand nun scharf gestaltet vor ihrem Blick.

Um das Gefühl ihrer Ohnmacht zu bekämpfen, sprach sie laut zu sich selbst:

„Dank, tausend Dank, arme Marie — aber er soll sich in mir täuschen — doch jetzt Ruhe und Ueberlegung!"

Sie trat, um durch eine bestimmte Handlung die Betäubung ihrer Sinne los zu werden, an den Tisch und goß Wasser in ein Glas; erst das Gefühl der Nässe an dem einen Fuß weckte sie aus ihrem Brüten: das Glas war längst übervoll und das Wasser hatte sich daher über die Tischplatte einen Weg gesucht und strömte ihr auf den Fuß.

Die Hände vor's Gesicht geschlagen, stöhnte sie: „Gott — ich werde wahnsinnig!" —

Eilige Schritte kommen über den Gang. Sie raffte den Brief auf und floh nach dem Fenster.

Er trat rasch ein und griff sofort nach dem über der Sesselehne hängenden Rock; — ein Blick sagte ihm genug.

„Was ist das?"

Das Blatt Papier flog ihm vor die Füße.

„Da — da!" mehr brachte sie nicht hervor.

Er hob den Brief auf. Sein Blick suchte, wie vorhin der ihre, zuerst nach dem Schluß des Briefes. Das Blut stieg ihm augenblicklich in den Kopf, und das Lächeln, das eben noch beim Eintritt seinen Mund umspielte, blieb in widerlicher Verzerrung stehen.

In atemloser Spannung lauerte sie auf sein erstes Wort.

Er knitterte den Brief, ohne vorher noch einen Blick darauf zu werfen, entrüstet zusammen und warf ihn in die Ecke.

„Fade Komödie!"

„Komödie!" schrie sie laut auf. „Wissen Sie, daß sich das Mädchen gestern ertränkte!"

„O!" — ein kräftiger, von innen kommender Ruck schien ihn zusammenzureißen.

„Ja — O! — Sie erblassen, nicht wahr! Hören Sie wohl — Sie sind ein Schuft —"

Die Stimme versagte ihr. — — — —

Trotz des Schreckens, welcher seinen ganzen Körper augenblicklich in Bann legte, schoß ihm doch der Gedanke durch den Kopf, daß hier alles auf dem Spiele stünde. War nun einmal Marie geopfert, so sollte es wenigstens nicht umsonst sein, er wollte den Preis in Händen halten. — Da er viele pikante französische Romane gelesen hatte, worin Szenen, wie diejenige, in der er sich eben befand, nichts Seltenes waren, so war er keinen Augenblick um ein gutes Muster verlegen, und, einmal so weit, gewann er gleich wieder seine ganze Kraft.

Das Lächeln spielte von neuem um seinen Mund, er zog einen Stuhl herbei, und als er jetzt die Beine übereinander schlug, ein Wachsstreichhölzchen anstrich und die erloschene Cigarette in Brand setzte, wich auch von seinem Gesichte nach und nach die gelblich weiße Farbe, und der leichte fragende Ton, den er anzuschlagen beabsichtigte, gelang ihm vortrefflich.

„Und was gedenken Sie etwa zu thun, Madame?"

Ihr Blick irrte, wie hülfesuchend, umher und hing dann ein Weile, wie gebannt, an dem strahlenden Bild der Alpen — es war, als entziffere sie eine Inschrift, als suche sie, ob sich aus Schnee, Eis und Sonnenstrahlen eine Antwort finden lasse.

„Nun?" machte er, indem er den Rauch langsam durch die Nase streichen ließ.

Sie raffte sich auf.

„Ich reise sofort nach Haus. — Sie sind mir zum Ekel — ich verachte Sie —mein Vater muß sofort Schritte zur Scheidung thun — wenn sie noch einen Funken von Ehrgefühl besitzen, so gehen sie — dort ist die Thüre." —

„Fort bien" erwiderte er ruhig auf ihre heftige Auslassung, „Sie wollen die Scheidung — mir soll es recht sein! Aber begehen sie keine Uebereilung. Ich für meinen Theil finde leicht wieder ein Unterkommen — ich bin nicht an den Ort meiner seitherigen Stellung gebunden. Was liegt mir daran, ob man meinen Namen ein paar Tage verklatscht — man sieht mich nicht mehr und in Kurzem weiß keine Maus mehr etwas von mir. Aber Sie — Ihre Eltern? Kehren Sie zurück — machen Sie Skandal — fort bien! mir soll's recht sein." —

Das Wort Skandal traf sie wie ein Peitschenschlag. — Stöhnend sank sie zusammen. — — —

Nach einer Weile ließ das Keuchen nach und die Atemzüge wurden regelmäßig.

„O — wie matt!“ flüsterte der Leidende und sah scheu wie Mitleid suchend, in das glattrasirte, wie aus gelbem Sandstein geformte Gesicht des Doktors. Dieser beugte seinen Kopf und legte ihn an die immer noch heftig stoßende Brust des Kranken. Während dieser Untersuchung schien es, als könne dieser die Zeit nicht erwarten, bis ihm das gelbe Gesicht wieder vor Augen stünde, um daraus die Gedanken zu lesen, welche zweifellos das Belauschen der Brust verursachen würde.

Jetzt endlich!

Starr, mit weit hervortretenden Augen, blickte er nach den Zügen des Arztes.

„Nun?“ lispelte er, als dieser schwieg.

„Es ist, wie ich Ihnen schon seit einem Jahr sage; wenn man Ihnen ein neues Herz einsetzen könnte, wären Sie kurirt. Die Erweiterung der Aorta nahm zu. Der Druck auf die Lunge ist vergrößert und Störungen im Blutumlauf ꝛc., sind daher ganz selbstverständlich.“

Es war, als wenn der Kranke unter jedem Wort etwas mehr in sich zusammensinke.

„Also keine Rettung?“ hauchte er.

Dr. Hell zuckte die Achseln. „Auch das haben Sie oft gefragt, und ebenso oft antwortete ich dasselbe. Wenn Sie sich vollkommen ruhig verhalten, jede Aufregung, jedes geistige Getränk strengstens meiden, wenn die Erweiterung der Aorta keine Fortschritte macht und keine Wassersucht hinzukommt — deren Ankunft ihre geschwollenen Füße indes bereits verkündigen — so läßt sich dieser Zustand auf Jahre hinaus verlängern.“

Mit diesen Worten erhob er sich, griff nach Hut und Stock und reichte dem wahrhaft ängstlich Aufschauenden die Hand. Dieser hielt sie fest.

„Sie können mir also nicht helfen, bester Herr Doktor?“

„Nein — zudem folgen Sie meinen Anordnungen nicht.“

„Gewiß, Herr Doktor!“

„Nein, sage ich!“ Er machte einen Schritt auf den Vorhang zu, schob dessen unteren zusammengerafften Teil beiseite und holte eine halb geleerte Weinflasche hervor.

„Ich habe einen scharfen Blick, Herr Müller.“

„Ich fühlte mich so schwach,“ beteuerte dieser verlegen.

„Wissen Sie, daß ein Glas von diesem Bordeaux einen Blutsturz hervorrufen kann. — Adieu, Herr Müller!“ —

Nochmals hielt ihn dieser beim Aermel.

„Seien Sie nicht böse; ich schwöre, daß ich keinen Tropfen mehr trinken will. Aber erst sagen Sie mir, woher kommt eigentlich eine solche Erweiterung der . . . . . nun, wie heißt's doch?“

„Aorta.“

„Richtig, Aorta.“

Dr. Hell blickte ihn lächelnd an.

„Uebermäßige körperliche Arbeit kann das Uebel hervorrufen.“

„Ich glaube, ich habe körperlich nicht zu viel gearbeitet.“

„Doch, doch,“ lachte der Doktor laut auf und ging nach der Thüre. „Aber was fragen Sie mich! Fragen Sie den Wein und — die Weiber!“

Er war hinaus.

Müller lehnte sich zurück. Auf seinem dürrwangigen von gelblich-blaulichen Streifen durchzogenen Gesicht spielten nervöse Zuckungen. Fast war es, als lächle er über die deutliche Auskunft des Mediziners, dessen Grobheit man als „liebenswürdige Offenheit“ in den Kauf nehmen mußte, da er in der Behandlung von Herzleidenden einen großen Ruf besaß. —

Der Krankenwärter, der die Nacht über gewacht hatte, trat herein und fragte, ob er nach Hause gehen könne. Aus dem Ton der Frage war leicht zu entnehmen, daß er nicht zum zweiten Male fragen würde. Müller nickte und mit einem mürrischen „Guten Tag“ schob sich der, wie es schien, sehr ermüdete Mann zur Thüre hinaus.

Das Gespräch mit dem Arzt hatte den Kranken angegriffen, und er ergab sich nun willig dem Schlummer.

Als er erwachte, schlug es von der nahen Kirche acht. Er sah sich um. Das Zimmer bot den Anblick größter Unordnung; Kissen, Tücher und Decken lagen wirr umher, Stühle standen mit der Lehne ineinandergeschoben, auf dem Tisch stand noch ein Teller mit Fleischresten -- das Ganze machte einen widerlich unbehaglichen Eindruck.

Er lauschte, ob sich niemand hören lasse — kein Laut regte sich. — Er erhob sich und schleppte sich mühsam zu dem Nachttisch, auf welchem eine zierliche Silberglocke stand.

Der schrille Ton unterbrach mehrmals die gespenstische Stille, ohne daß sich draußen etwas geregt.

Eine dunkle Röte färbte einen Moment seine Schläfen. Einen Fluch ausstoßend öffnete er die Thüre, schritt über den Vorraum und stieß die Thüre zur Küche auf. Ein Schrei scholl ihm entgegen — das Dienstmädchen und der Fleischergeselle saßen in denkbar vertraulichster Umschlingung auf dem Küchentisch und fuhren nun auseinander.

„Zum Teufel mit der Lotterwirtschaft!“ schrie Müller bebend vor Zorn. „Wo bleibt mein Frühstück?“ -- —

Die Aufregung machte noch seinen Körper zittern, als er wieder in dem verwüsteten Zimmer saß und auf die Tasse Fleischbrühe wartete, die er seit seiner Krankheit jeden Morgen einnahm. Es verging geraume Zeit, bis endlich die Person erschien, und ihn mit lautem Geklapper und unnötigem Hin- und Herrücken des wenigen Geschirrs bediente. Den breiten aufgeworfenen Mund schnippisch nach unten ziehend, wollte sie andeuten, daß sie dem Herrn keineswegs das Recht zugestand, so ohne Weiteres in die Küche einzudringen.

Er befahl ihr aufzuräumen. Das kam ihr gerade recht. Eilfertig begann sie, seinem Befehle nachzukommen und einen derartigen Lärm durch Klopfen der Kissen und Zurechtschieben der Stühle zu erregen, daß er endlich auffuhr.

„Sie freches Geschöpf! wissen Sie nicht, daß ich krank bin!“

„Thut mir leid,“ machte sie, „aber ich verstehe nichts von Krankenpflege, auch verlangt das die gnädige Frau nicht von mir.“

Er hatte ihre Erwiderung gar nicht abgewartet, doch hörte er die letzten Worte noch, als er bereits in das andere, nach der Straße liegende Zimmer trat, in dem heller Sonnenschein lag. Der Beleuchtungswechsel vermehrte seine Erregung. Mit schlotternden Knieen ließ er sich auf den nächsten Stuhl nieder und schloß die Augen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Ein chinesischer Postkurier. In dem im Reichspostamtsgebäude zu Berlin untergebrachten Postmuseum zeichnet sich die chinesische Abtheilung durch ihre Reichhaltigkeit besonders aus. Vor einiger Zeit ist diese Abtheilung durch das vortrefflich ausgeführte Modell eines chinesischen Postkuriers, wie solche im Norden des Reichs der Mitte zur Beförderung von Postsachen zwischen den Seehäfen und den größeren Städten des Innern Verwendung finden, bereichert worden; das Modell ist ein Geschenk des kaiserlich chinesischen Zolldirektors Herrn Kleinwächter in Ningpo. Als Vorbild hat ein auf der Postlinie Tientsin-Chiukiang verwendeter Kurier gedient.

Die Beförderung der Postsendungen auf der erwähnten Linie erfolgt in der Regel mittels Esels oder mittels Maulthiers. Bei dem im Postmuseum aufgestellten Modell unterscheidet sich der Esel von seinen Genossen unserer Gegenden lediglich durch die dichte, wollige Behaarung. Auf seinem Rücken ruht ein ziemlich roher, scharfkantiger, hölzerner Sattel, welcher mittels eines Bauchgurtes und eines Schwanzriemens festgeschnallt ist. Zügel und Gebiß sind einfach, entsprechen aber ihrem Zwecke hinreichend. Vom Nacken des Esels hängen zwei Reihen helltönender, kugelförmiger Glocken von der Größe einer Kinderfaust herab.

Die Post, welche nur aus Briefen, Depeschen und Zeitungen besteht, ist zu zwei Packeten vereinigt, die zur Erleichterung der Beförderung in der Regel thunlichst gleich schwer hergestellt werden. Jedes der beiden Packete wird zunächst in Papier eingeschlagen und mit einer Aufschrift in englischer und chinesischer Sprache versehen, welche die Bestimmungsstation bezeichnet. So tragen die beiden Briefpackete, welche zu beiden Seiten des Sattels ein wenig herabhängen die Aufschrift: „On service. To the Commissioner of Customs, Postal Departements, Tientsien“ (Dienstsache. An den Zollbeamten, Postdepartement Tientsin.) Zur Erläuterung wird bemerkt, daß der Postdienst in den Seehäfen des nördlichen Theils von China von den Zollbeamten wahrgenommen wird.

Nachdem das Packet verschlossen ist, wird auf dasselbe ein Verzeichniß der inliegenden Sendungen gelegt und hierauf Packet und Verzeichniß in Stoff eingenäht und versiegelt. Nachdem das Packet zum Schutz gegen Nässe noch in Oelpapier eingeschlagen ist, wird es in ein Tuch eingenäht und mit einem Band umschnürt. Da das Land, welches der Kurier zu durchreiten hat, zu einem großen Theile wüst und dünn bevölkert ist, so würde der Kurier oft genug räuberischen Anfällen und Ausplünderungen ausgesetzt sein. Um diese Gefahr fernzuhalten, ist das zur äußeren Umhüllung der Briefpackete verwendete Tuch von schwefelgelber Farbe, d. i. der kaiserlichen Farbe, durch welche die Packete als amtliche, unter kaiserlichem Schutz befindliche Gegenstände bezeichnet sind; diese Kennzeichnung reicht in den meisten Fällen aus, um den Kurier vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. Auf der Außenseite der Briefpackete bemerkt man, an dem zur Umschnürung benutzten Band befestigt, ein kleines Billet von gelbem Stoff, auf welchem eine Nummer vermerkt ist. Aus dieser Nummer sehen die Beamten auf der Strecke, ob das Briefpacket auf der Hauptlinie weiterbefördert werden oder unterwegs auf eine Seitenlinie übergehen soll.

Der Kurier sitzt auf dem Sattel oder vielmehr auf den über den Sattel gehängten Briefpacketen. In der rechten Hand hält er mit einem um die Faust gewundenen Lederriemen den Ma pong, einen etwas über einen Meter langen Holzstab, der sowohl zum Antreiben des Esels als auch zur Vertheidigung des Kuriers dient. An der linken Hand hängt eine lange Laterne, welche mit weißem, geöltem Seidenpapier überzogen ist. In einem um die Lenden des Kuriers gebundenen Gurt befindet sich an der Seite ein viereckiges gelbes Packetchen, welches ein kleines Stück Papier, in Oelpapier eingeschlagen, enthält. Das Papierstück (Fa tau oder Stundenzettel) trägt in Buchdruck die Namen der von dem Kurier zu berührenden Stationen, neben denen die Agenten auf den betreffenden Unterwegsstationen die Stunde der Ankunft und des Weiterritts zu vermerken haben. Am Sattel ist eine kleine dreieckige Flagge von gelber Farbe befestigt, die demselben Zweck dient, wie der gelbe Verpackungsstoff der Briefpackete. Es ist dem Kurier gestattet, diese Flagge auch in anderer Weise zu befestigen, je nachdem es ihm bequem scheint. Manche Kuriere binden dieselbe so auf den Rücken fest, daß der Flaggenwimpel hinten über dem Kopfe flattert.

Das im Postmuseum aufgestellte Modell entspricht der Wirklichkeit in jeder Beziehung ziemlich getreu. Der lange, bis fast auf den Boden reichende Zopf ist nach chinesischen Begriffen ein schönes Exemplar. Der kleine grüne Filzhut schmiegt sich dicht um Kopf und Ohren und schützt den kahlen Schädel hinreichend vor Frost, Schnee und Regen. Den Oberkörper umschließt eine weite Jacke aus derbem Stoff, welche die Bezeichnung Ma-Kua, d. i. Reitjacke, führt. Der untere Teil des Körpers ist durch zwei paar Beinkleider oder Ku-Tsu geschützt. Die Unterbeinkleider sind von weniger starkem Stoff gefertigt, während die anderen Beinkleider mit derbroher Baumwolle gefüttert sind. Die Füße sind mit Wa-Tsu versehen, einer Fußbekleidung, welche halb Socke, halb Strumpf ist. Diese Art wird in der Regel von den ärmeren Klassen der Bevölkerung Nordchinas getragen. Ueber den Wa-Tsu trägt der Kurier Schuhe mit Sohlen, welche theils aus Filz, theils aus Leder gefertigt sind. Diese Schuhe können jedoch nur auf trockenen Wegen benutzt werden. Bei schlechtem Wetter bedingt der mangelhafte Zustand der Straßen das Anlegen von kräftigen Lederstiefeln. Dem Modell des Kuriers ist endlich auch ein Mantel beigegeben worden. Derselbe ist eigentlich nur ein langes, schweres Jaquet von rohem Ziegenfell, dessen haarige Seite bei nassem Wetter nach außen, bei kaltem Wetter aber nach innen gekehrt wird.

Ueber die Ratsamkeit der Auswandrung nach Brasilien hört man sehr verschiedene Ansichten. Nachfolgender Artikel, den wir abdrucken, um unsern Freunden in Südbrasilien Gelegenheit zugeben, sich über die darin enthaltenen Mitteilungen zu äußern, spricht sich sehr ungünstig aus. Er lautet: „Geht nicht nach Brasilien! Das lehren zwei vom „Wüstegiersdorfer Grenzböten“ veröffentlichte Briefe eines Mannes, der aus Rudolfswaldau in Schlesien dorthin gewandert ist, nicht blos auf blauen Dunst, sondern auf Veranlassung eines dort zu Vermögen gekommenen Schwagers. Es heißt darin: „Brasilien ist kein Deutschland. Ich wollte alles wieder verkaufen, wenn ich nur wieder zurück könnte. — Wir haben schon alle böse Beine und Arme, denn die Fliegen und Mücken sind hier giftig und zerstechen uns so, daß wir nicht arbeiten können. — Viele tausend Thränen habe ich schon geweint, daß ich meine Eltern in das Unglück geführt. Die bittersten Vorwürfe habe ich mir schon darüber gemacht. Zu Hause haben wir uns wenigstens wärmen können. Hier ist es am Tage unerträglich heiß und abends furchtbar kalt. Unser Schwager hat uns eine Kolonie gekauft. Die reichsten Kolonisten haben ein Wohnhaus wie bei uns die Kammlerbude; unseres sieht gar aus wie ein alter Schuppen. — Von Schulegehen ist nicht viel zu sagen. Die Kinder gehen mit zehn Jahren alle Wochen dreimal in die Schule; da ist ein Tischler, der sie unterrichtet.“ In einem späteren Briefe heißt es: „Hier in Brasilien ist alles sehr teuer, Lebensmittel und Kleidung. So lange wir von zu Hause fort sind, haben wir noch kein richtiges Brot gegessen, und giebt es hier auch gar keins für arme Leute, denn das Pfund Mehl kostet nach deutschem Gelde 40 Pf., Bohnen, Reis ꝛc., sind noch einmal so teuer wie zu Hause, und dabei kein Verdienst. Wie die Butter schmeckt, wissen wir gar nicht, denn wir haben noch keine gegessen. Züchenleinwand, die bei uns 25 Pf. kostet, kostet hier eine Mark. Der Schwager ist zu Fremden besser wie zu uns. Nebenbei hat er einen Laden, und da muß jeder bei ihm kaufen, da giebt es vom Lohn nicht viel heraus. Das Land, das er uns für 300 Mil oder 600 Mark gekauft, taugt nicht viel, es ist schon abgetragen und liegt so bergig, daß man kaum darauf stehen kann. Hier wächst blos Mais, Bohnen, Eipi und Manjok. Kartoffeln werden hier nur wenig gesteckt, weil, ehe sie blühen, das Kraut gelb ist. Der Eipi ist aber noch besser wie Kartoffeln, muß aber ein Jahr stehen und mit zwei Jahren kann er erst gegessen werden. Aus Manjok wird Mehl gemacht, das so ist wie zu Hause das Futtermehl, und das nennen sie Farin. Schwarze Bohnen und Farin ist hier die Hauptspeise. Böse Füße haben wir noch immer, das machen aber die Sandflöhe, die beißen sich ins Fleisch. Es ist ein trauriges Land, dieses Brasilien. Wüßten unsere Freunde, bei Euch und in Waltersdorf, wie schlecht es uns geht, sie würden gewiß uns zu unterstützen suchen, damit wir zurück kommen könnten. Hier ist kein Bleiben für uns.“

Ein berühmter Neger war Toussaint l'Ouverture, der als Sklavenkind im Jahre 1743 auf der Pflanzung eines gewissen Grafen Noë in Hayti geboren wurde. Schon früh zeigte er einen Wissensdurst, gepaart mit ungewöhnlicher Intelligenz, so daß ihm der Ober-Aufseher der Sklaven, ein Ehrenmann, Schulbildung angedeihen ließ. Toussaint belohnte die Fürsorge seines Schützers durch rastlosen Fleiß in der Erwerbung tüchtiger wissenschaftlicher Kenntnisse. Der Negeraufstand, der im Jahre 1791 auf San Domingo ausbrach, veranlaßte ihn, seinen unterdrückten Brüdern beizustehen. Er verhalf seinem Gebieter, der ihm stets Güte bezeigt hatte, zur Flucht, schloß sich aber sodann dem Negerheere an, in dem er vermöge seiner hervorragenden Geistesgaben bald zum Range eines Generals kam. In dieser Würde entwickelte er ein wahrhaftes Genie in militärischer Taktik und Staatskunst. Als er 1796 den französischen General Gaveaux aus den Händen des wütenden Pöbels befreite, der diesen gelegentlich einer Revolte in Capstadt lynchen wollte, wurde er vom Pariser Direktoire zum wirklichen französischen Divisions-Kommandeur und zum Oberbefehlshaber über die ganze Miliz auf San Domingo ernannt. In dieser hohen Stellung jedoch kamen dem Neger usurpatorische Gelüste; er wollte die Herrschaft des Direktoriums abschütteln und sich unabhängig machen. Der General Buonaparte aber schickte im Jahre 1801 eine Kriegs-Expedition unter General Leclerc nach Hayti, die Toussaint nach verzweifeltem Widerstande gefangen nahm. Dieser unterwarf sich endlich und leistete in die Hand des Bevollmächtigten der französischen Regierung den Subordinationseid. Sei es aber, daß Leclerc diesem Versprechen mißtraute, oder daß ihn persönliche Motive gegen Toussaint einnahmen — genug, er gab ihn nicht frei, sondern ließ ihn gefesselt nach der Festung Jour bringen. Hier brachte er nahezu zwei Jahre zu, nachdem er den Gedanken an seine Freiheit vollständig aufgegeben hatte. Eines Tages fand ihn der Gefangenwärter tot in seiner Zelle. Ob die Ursache dieses plötzlichen Todes eine natürliche gewesen, konnte nicht ermittelt werden.

Kl.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Die Neue Welt

Nr. 33. Unterhaltungs-Beilage. Juni.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette**. (Fortsetzung.)

Lothar sprang die Treppe zu seiner Wohnung hinauf, warf Mantel und Pelzkappe ab, und da er die Lampe auf seinem Schreibtisch angezündet fand, setzte er sich, wie er vom Pferd gestiegen, nieder und griff nach Papier und Feder.

Aber was er sich in so fester Form zurecht gedacht, das wollte sich nicht jetzt in gleicher Weise schriftlich gestalten. Er strich aus, begann noch einmal, zerriß und griff nach einem neuen Blatte.

So fand ihn nach einer Weile Jakob Ohl. Ganz erschreckt, bat er seinen Herrn, doch nur erst Kleidung und Fußwerk zu wechseln; auch lasse Frau Ohl um Gotteswillen bitten, eine Tasse Thee, ein Glas Wein und etwas Ordentliches zu sich zu nehmen, da er den ganzen Tag noch nichts genossen habe.

Lothar empfand das plötzlich auch und war geneigt, den Bitten seiner Leute zu folgen. Aber schon nach einer Viertelstunde saß er wieder am Schreibtische, hieß seinem Diener, ihn nicht mehr stören und schrieb bis tief in die Nacht hinein.

Zwanzigstes Kapitel.

Morgens gegen zehn Uhr schritten vier Personen von einem Wirtshause, eigentlich einer Ausspannung, her durch die Vorstadt. Einer von den Männern fiel auf durch den ungewöhnlichen Umfang seines Körpers und wurde von einigen Nachbarn des Wirtshauses als der Wirt zum roten Löwen aus dem benachbarten Marktflecken erkannt. In diesem Teile der Stadt fand er sich noch gut zurecht, da er in seiner Jugend eine Reihe von Jahren hier als Metzgerlehrling zugebracht hatte. Die Gegend aber, wohin er geführt wurde, war ein neu angelegter Stadtteil, darin er sich wie in einer fremden Welt fühlte.

„Aber in einem der schmucken Häuser kann sie doch nicht wohnen?“ begann er zu seinem Führer.

„Grade hier!“ entgegnete dieser, ein langer, hagerer, schwarzäugiger Gesell, dessen Augen eine Neigung zum Jähzorn verrieten. „Auf der Straße habe ich sie entdeckt und bin ihr gefolgt bis zu ihrer Wohnung. Sie ist durch Jemand in bessere Verhältnisse gekommen und muß jetzt zahlbar sein!“

„Ja, wer hat sich denn in die alte Nachteule versehen, daß er sie noch so vornehm einlogirt?“ so ließ sich eine weibliche Stimme hinter den Voranschreitenden vernehmen. Die Sprecherin trug trotz des Dezembertages einen alten verbogenen Sommerhut und ein buntgewürfeltes Umschlagetuch, welches keine richtige Farbe mehr zeigte und bei seiner Fadenscheinigkeit auch nicht mehr besonders warm zu halten schien. Gottwalt würde in ihr die „Schnapsschleicherin“ erkannt haben. Sie selbst aber nannte sich Liebhaberin. Auch die Kleidung der beiden männlichen Künstler war überaus dürftig und abgerissen. Während der Jähzornige viel sprach und mit den Armen focht, ging der Nachbar der Liebhaberin still und verdrossen einher, die Hände tief in zwei hohle Taschen vergrabend und die Schultern vor Kälte hinaufziehend.

Endlich waren sie an dem versprochenen Ziele. Sie staunten über das hübsche Haus mit dem Vorgärtchen, traten ein, zogen die Schelle und verlangten Eintritt zu Frau Mohrfeld. Die Wirtin betrachtete die nicht eben vertrauenerweckende Gesellschaft und zögerte, sie vorzulassen, da die Dame nicht wohl sei. Als man aber entschiedener drang, wollte sie vorerst anfragen, ob solch ein Besuch angenommen werden könne. Als sie aber auf die Thür zuging, schob der Jähzornige den dicken Wirt mit Gewalt hinter ihr drein und die beiden Anderen drängten nach.

„Wahrhaftig, da liegt sie auf dem Canapee und läßt sich's wohl sein,“ rief die Liebhaberin in das Zimmer hinein. „Schönen guten Morgen, Frau Mohrfeld! Da sind wir Anderen auch!“

Die Angeredete lag in der That auf dem Sopha in augenscheinlich sehr leidendem Zustande. Sie fuhr auf vor Entsetzen, als sie die bekannte Stimme vernahm und die Gestalten der Männer erkannte.

„Richtig aufgefunden!“ rief der Jähzornige. „Haben Sie uns verlassen, wir verlassen Sie nicht. Wenigstens nicht eher, als bis Sie uns die seit mehr als fünf Monaten rückständige Gage ausgezahlt haben! So lange Sie im Spital lagen, war nicht an Sie zu kommen, jetzt haben wir Sie!“

„Da Sie in gute Verhältnisse gekommen sind,“ so nahm der Wirt die Rede auf, „so bitte ich mir endlich die rückständige Zahlung für die ganze Gesellschaft aus, noch vom Monat August her! Ich habe lange genug gewartet!“

Der Jähzornige aber fuhr fort: „Lösen Sie endlich den Wagen mit den Requisiten und der Garderobe von dem Herrn Löwenwirt aus, damit wir, wenn Sie nicht mehr wollen, unter uns etwas Neues unternehmen können!“

„Die Pferde haben in meinem Stall seit fast fünf Monaten mitgefressen!“ fiel der Wirt ein. „Das ist auch nicht umsonst. Hier steht's auf der Rechnung bei Heller und Pfennig!“

Frau Mohrfeld erhob sich mit Anstrengung, und fast gelähmt vor Schreck, begann sie: „Ich bedaure — baares Geld habe ich nicht. —“

„Was?“ rief der Wirt, „kein bares Geld? Wenn man sich in einem Spiegel mit Goldrahmen betrachten und sich auf rote Polsterstühle setzen kann? Das machen Sie mir nicht weiß! Sie werden bezahlen, oder —“

Der Jähzornige wiederholte die Forderung eindringlich mit erhobener Stimme, und der still Verdrießliche rief, um doch auch etwas zu thun, ein dreimaliges Ja dazwischen.

Da schlug die Liebhaberin mit der Faust auf den Tisch und schmetterte mit lautem Tone: „Jetzt aber ist's einmal genug mit dem Geschrei! Dabei kommt nichts heraus. Das kann man auch ruhig abmachen!“ Sie ergriff einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und legte beide Arme vor sich hin, gleich als wollte sie Besitz ergreifen. „Hier ist es eingeheizt und behaglich. Frau Mohrfeld, lassen Sie uns Warmes zu essen und zu trinken auftragen! Dabei besprechen wir uns besser, wie es künftig werden soll. Ich wenigstens gehe ungegessen und ungetrunken nicht von hier weg!“

Das aber war nicht nach dem Sinne des Wirtes. „Essen und trinken kann ich zu Hause oder in der Herberge!“ rief er. „Ich will Geld sehen, und kriege ich es nicht heut und in dieser Stunde, so gehe ich vor Gericht und lasse Sie auspfänden mit Ihren Goldrahmen und Polsterstühlen!“ Der Jähzornige schrie allerhand Bedrohliches, womit er sich zu der Meinung des Wirtes bekannte, die Liebhaberin zeterte dazwischen, auf die beiden Männer scheltend, die sich zu ihrem besseren Vorschlage nicht bequemen wollten, während der still Verdrießliche sich schweigend an den warmen Ofen gestellt hatte, um wenigstens einen Vorteil zu genießen.

Da drang durch den Lärm eine kräftige Stimme: „Beruhigen Sie sich, meine Herren, Sie sollen befriedigt werden!“

Die Männer fuhren schweigend auseinander, während die Liebhaberin, in gut gespielter Ohnmacht, sich mit einem Schrei auf einen Stuhl fallen ließ, wobei sie jedoch die Augen offen behielt. Alle starrten den Unbekannten an, von dessen Stirn eine schwarze Binde gefallen war, um eine frische noch rot unterlaufene Narbe frei zu legen.

„Der muß irgendwo stark mit dabei gewesen sein!“ dachte der Wirt, während Frau Mohrfeld sprachlos zurücksank und das Gesicht mit den Händen verbarg.

„Haben Sie die Güte, meine Herren, mir Ihre Forderungen zu nennen!“ fuhr Lothar fort. „Wir machen das gleich ab.“ Er zog eine Brieftasche hervor, da er sich für alle Fälle mit einer Summe versehen hatte. „Also der ist es!“ dachte die Liebhaberin. „Scheint um ihretwillen auch schon ein Duell gehabt zu haben. Dem hätte ich doch einen besseren Geschmack zugetraut!“

Das Geschäft war in kurzer Zeit abgemacht, der Wirt befriedigt, die rückständige Gage für die drei Künstler bezahlt — auch wohl etwas darüber, da Lothar erkannte, daß hier von Wechseln und Herausgeben nicht die Rede sein konnte.

Frau Mohrfeld blickte während dem starr vor sich hin, die Hände im Schoß verschlungen. Der Jähzornige, jetzt höflicher und in gehobener Stimmung, wurde fast sentimental, von der ehemaligen Prinzipalin für immer Abschied nehmen zu sollen; der still Verdrießliche rieb sich schmunzelnd die Hände, während die Liebhaberin dem Helfer in der Not einen vielsagenden Seitenblick zuwendete.

Als die Gesellschaft das Zimmer verlassen hatte, begann Lothar: „Warum haben Sie mir gestern nicht gesagt, daß Ihnen Verlegenheiten drohten? Der unangenehme Auftritt hätte vermieden werden können!“

„Also Sie!“ entgegnete die Frau mit gepreßter Stimme, „Sie sind der unbekannte Wohlthäter, der mich in dieses Asyl hat bringen lassen?“

„Ich nicht!“ sagte Degenhart. „Wohnen Sie doch bereits seit einigen Tagen hier, während ich selbst erst gestern und durch Sie selbst von Ihrer Anwesenheit in der Stadt erfuhr.“

Sie sah ihn mit verschleierten Augen an, doch mußte sie die Richtigkeit des Einwurfs erkennen. „Aber wer?“ rief sie beängstigt. „Ich wüßte nur Eine Person — sie war schon im Krankenhause. —“

„Quälen Sie sich darum nicht! Sie sind leidend, darum gönnen Sie sich Schonung!“

„Allein!“ rief sie mit Heftigkeit, „Ich muß fort von hier! Ich darf keine Wohlthaten annehmen! Meine Gegenwart bringt Unglück — Jedem, der mir auch Teilname schenken will!“

„Wir wollen einen Aufenthaltsort für Sie aussinnen!“ begütigte Lothar. „Ich glaube auch, daß es für Sie besser ist, die Stadt zu verlassen! Nur scheint es für jetzt nicht ratsam. —“

„Heut noch! Um jeden Preis!“ rief sie. „Ich kann kein Gesicht mehr erblicken, dessen Züge mich an Vergangenes erinnern! Helfen Sie mir — ich nehme es an! Nur fort — fort von hier—!“ Sie sank zurück, die Sinne schwanden ihr, eine Ohnmacht warf sie nieder. —

Lothar erkannte, daß ärztliche Hülfe nötig sei, und eilte nach der Thür, um vorerst die Wirtin zu rufen. Diese aber prallte bereits zurück vor dem Heraustretenden, denn sie hatte sich nichts von den Vorgängen im Zimmer entgehen lassen wollen. Sie kannte Degenhart garnicht, und war verwundert außer dem Oberstallmeister noch einen Herrn als Gönner ihrer Mieterin in der Wohnung zu sehen.

Es wurde zu dem zunächst wohnenden Arzte geschickt, welcher als Anfänger glücklicherweise schnell zu haben war. Er verschrieb etwas und hieß die Leidende sich zu Bett legen. Als Lothar sich mit ihm allein sah, glaubte er seine Gegenwart entschuldigen zu müssen. Frau Mohrfeld sei früher eine bedeutende Schauspielerin gewesen und eine alte Bekanntschaft von ihm, daher denn seine Teilnahme für sie. Dem jungen Arzte genügte das. „Die Körperkräfte der Dame sind so erschöpft,“ entgegnete er, „daß sie schwerlich das Frühjahr erleben wird. Ein leiser Anstoß kann sie auch in kürzerer Zeit dahinraffen.“ Er empfahl sich und versprach wieder zu kommen.

Lothar aber überlegte wie er unerkannt in seine Wohnung gelangen könne. Die Straßen waren in diesen Tagen und um diese Stunde ziemlich belebt, und er wünschte sich den Leuten mit seiner Stirnbinde nicht zu zeigen. Während er noch prüfend ein paar Schritte that, kam ihm ein Wagen entgegen, und er erkannte ihn als den des Leibarztes, Doktor Fuchs. Die spähenden Augen desselben hatten ihn bereits entdeckt. Er ließ halten und rief hinaus:

„Aber Freundchen, sind Sie denn des Kuckucks? Sie haben Stubenarrest und wagen sich bei dieser Dezemberkälte hinaus!“

Lothar öffnete ohne Umstände den Schlag, stieg ein und setzte sich neben den Medizinalrat. „Fahren Sie mich zu meiner Wohnung, und unterdessen erzähle ich Ihnen eine Geschichte.“

„Eine Geschichte? Ei! ei!“ rief der Doktor gespannt, während sie davonrollten.

Degenhart hatte schnell beschlossen, dem Leibarzte einen kleinen Teil der Wahrheit, gemischt mit Erfindung, vorzutragen und ihm so etwas aufzubinden, was auf alle Fälle von den Thatsachen ablenken konnte. Das mochte denn der Medizinalrat benutzen, wie er Lust hatte. Und so, anknüpfend an das, was er dem jüngeren Arzte angegeben, begann er: „Doktor, was Sie mir gestern von der Dame mitgeteilt haben, ist ein sehr komischer Irrtum.“

„Wie so denn? Von was für einer Dame?“ fragte der Andere stutzend.

„Nun von der — für welche Kurt Salfeld die Wohnung gemietet haben soll — was übrigens auch nicht richtig ist.“

„Nicht? Ja, wie denn? Wie denn?“

„Kurz, Ihr Lackirer hat sich in seiner Annahme getäuscht, und Sie haben wahrscheinlich von seiner Entdeckung her falsche Nachrichten verbreitet!“

„O, nein! Außer Ihnen, wüßte ich nicht, Jemand ins Vertrauen gezogen zu haben. Nun aber, sagen Sie doch —“

„Also, ich habe ihr meinen Besuch gemacht —“

„Um alles in der Welt,“ fiel der Medizinalrat ein — „doch nicht auf meine Mitteilung hin?“

„Keineswegs!“ Die Hauptsache ist: Die Dame war früher Sängerin, berühmte Sängerin bei der Oper in Berlin, wo ich zu Ende der sechziger Jahre ihre Bekanntschaft machte. Sie müssen sich ja auch noch ihres Namens erinnern — Josephine Rattazini! Sie war höchst gefeiert, alle Zeitungen verkündeten ihren Ruhm!“

Der Leibarzt kniff die Augen ein und hob den Kopf nachsinnend in die Höhe. „Ich glaube — ja wohl! Ganz gewiß! Norma“ — sagte er langsam und fast überzeugt.

„Nun sehen Sie!“ fuhr Lothar belustigt fort. „Die Sängerin heiratete darauf einen gewissen Mohrfeld, welcher selbst eine Schauspielergesellschaft gründete. Sie hatte nämlich das Unglück, ihre Stimme zu verlieren. Dann wurde sie Wittwe und ihre Verhältnisse gestalteten sich nicht zum besten. Ein Prozeß, den sie zu führen hat und von dessen Ausgang sie ihren künftigen Besitzstand abhängig weiß, macht ihr dazu viel Kummer. Hier auf einer kurzen Reisestation angelangt, erinnerte sie sich meiner und beschloß, mich zu Rate zu ziehen. Gestern, als sie mich nur eben verlassen hatten, kam ihre alte Dienerin, die mich um einen Besuch bat. Den konnte ich nicht abschlagen, trotz meiner Stirnmalerei, und so komme ich eben von ihr her.“

„Was Sie sagen!“ rief der Leibarzt. „Aber wie kommt denn der Oberstallmeister dazu, ihr eine Wohnung zu mieten?“

„Bester Doktor — Ihr Lackirer hat sich nicht nur durch eine Aehnlichkeit täuschen lassen, wie sie ja vorkommen mag, sondern auch in der Wohnungsangelegenheit. Kurt Salfeld war in jener Zeit häufig zu den Rennen in Berlin, wo er die schöne Sängerin ebenfalls kennen lernte. Wir fanden uns zuweilen in Gesellschaft. Nun hat sie, da sie etwas leidend ist, auch ihm ihre Karte geschickt, und er hat sie besucht. Das ist die ganze Geschichte, aus der man ein für die Salfeld's nicht angenehmes Gerücht machen zu wollen scheint.“

„Ah! Das ist in der That etwas ganz anderes!“ rief der Doktor leichtgläubig. „Also die Rattazini! Josephine — war's nicht so? Sie muß auch bei uns gastirt haben, die „Norma“ fiel mir gleich ein. Aber — es war doch kühn von Ihnen, in diesem Zustande auszugehen. Halten Sie sich noch zu Hause, ich spreche morgen wieder vor.“

Der Wagen hielt und Lothar eilte in seine Wohnung. Oben angelangt, atmete er tief auf. Trotz der Possen, mit welchen er den Medizinalrat unterhalten, war ihm nicht scherzhaft zu Mute, denn am Morgen hatte er durch Jakob Ohl seinen Brief an Hildegart abgeschickt.

Zu derselben Stunde trat Frau Toska von Salfeld in das Wohnzimmer ihres Schwiegervaters. Er sah sie ängstlich an, denn er vermutete irgend eine Neuigkeit über seine Tochter Alma. Allein Toska kam eher, um ihn selbst zu fragen, ob er etwas über sie erfahren, oder sich überhaupt mit ihm auszusprechen. „Mit Kurt ist nicht mehr zu reden!“ sagte sie. „Er verweigert jede Auskunft. Und ich wiederhole, ich glaube nicht, daß sie bei dem Oheim in Tenneberg ist. Wie käme denn gerade er dazu, sie bei sich aufzunehmen?“

„Wie kommt er überhaupt dazu, als Erster uns von ihrer Wiederkehr zu benachrichtigen?“ fragte der Hofmarschall seufzend. „Ich wollte ja gerne etwas für sie thun, wenn es insgeheim sein könnte, und ich sie nicht zu sehen brauchte. Hat sie der Alte in Tenneberg wirklich in seiner Obhut — nun gut, so ist sie uns wenigstens entrückt, und ich glaube nicht, daß er öffentlich davon gegen uns Gebrauch machen werde. Es ist nur schlimm, daß man ihren jetzigen Namen nicht weiß —“

„Kurt wird ihn jedenfalls wissen!“ fiel Toska ein. „Er hat sich mit dem Oheim verständigt. Muß ich darauf verzichten, von Kurt eine Auskunft zu erlangen — seine Rohheit überstieg in der letzten Zeit alle Grenzen! — so ist es Ihre Pflicht, Papa, Ihren Sohn zur Rede zu stellen! Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen, wir müssen ihren Aufenthaltsort bestimmt erfahren, um Maßregeln gegen sie zu ergreifen. Ich wage schon nicht mehr über die Straße zu gehen! In jedem Lächeln von Bekannten glaube ich etwas Höhnisches zu lesen, als wüßte man von der Entdeckung, und mehr als wir. Sobald Kurt von seiner Reise zurückkehrt, und das soll heut noch geschehen, verlangen Sie eine bestimmte Erklärung von ihm. Brauchen Sie Ihr ganzes väterliches Ansehen!“

„Ach, liebes Kind, —!“ seufzte der Hofmarschall in seiner Feigheit und Beängstigung. Er wollte zwar mit seinem Sohne sprechen, allein wie weit er mit seinem väterlichen Ansehen kommen werde, das sah er eigentlich schon voraus, wenn er nämlich so viel Mut auftreiben konnte, dasselbe in Anwendung zu bringen.

War hier die Stimmung eine zerfahrene und gedrückte, so ging in dem Zimmer der Tochter des Hauses auch kein fröhliches Gespräch von Mund zu Mund. Lolo malte an einem Blumenstück in Aquarell, Lulu, welche dazu kein Talent hatte, machte Kreuzstiche, schwatzte viel, verzählte sich, und mußte auftrennen. Sie wußte schon, daß sie mit ihrem Kissen für Papa zu Weihnachten wieder nicht fertig werden konnte. „Und ich wiederhole,“ sagte sie, „es ist bei uns Manches doch gar zu sonderbar. Nicht einmal erkundigen soll man sich nach dem Befinden von Onkel Degenhart! Spricht man nur von ihm, so wird Mama ungehalten. In der ganzen Stadt erzählt man sich von der schrecklichen Geschichte, die ihm widerfahren ist, wir werden darauf angeredet und können so gut wie garnicht Auskunft geben. Er ist verwundet und soll schrecklich entstellt aussehen. Am liebsten möchte ich die Prudelei von Wolle und Seide wegwerfen und zu ihm hinlaufen, um mich zu überzeugen, wie es ihm geht!“

„Um Gotteswillen, Lulu!“ rief Lolo, indem sie vor Schreck nicht nur den Pinsel, sondern die Hälfte der Hand in das Wasserglas tauchte, denn sie ertappte sich auf dem Wunsche, der mit der Regung ihrer Schwester übereinstimmte.

(Fortsetzung folgt).

Paris aus der Vogelschau. Text Seite 264.

Aus dem im Verlage von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig erschienenen Prachtwerke: Frankreich von Fr. v. Hellwald.

Das Louvre. Text Seite 264.

Aus dem im Verlage von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig erschienenen Prachtwerk: Frankreich von Fr. v. Hellwald.

Allerlei Rechnungen.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von **Bernh. Westenberger.** (Schluß.)

Das Zimmer war augenscheinlich zum Arbeitszimmer, wenn auch nicht gerade zum Arbeiten bestimmt, wenigstens zeigte der große Schreibtisch aus dunklem Eichenholz nirgends eine Spur von Benutzung und der reiche, mit Stoff verzierte Papierkorb enthielt nichts als ein Stückchen Stanniolpapier, wie es die Apotheker um die Pfropfen der Medizinfläschchen schlagen. Ein schwerer, stylvoller Tisch stand vor einem dunkelroten Plüschsopha, das gewissermaßen als einzig benutzbarer Gegenstand gelten konnte, indem alle anderen Möbelstücke, in der Plumpheit ihres Altertums in der Wucht ihrer Bauart eher abschreckten als einluden.

Der Kranke lauschte eine Weile auf den Lärm im Nebenzimmer. Noch ein paar mal hörte er die Thüren gehen und schallend ins Schloß fallen, dann lagerte sich wieder die beängstigende Ruhe über die Zimmer, das Haus und wie es ihm vorkam, über die Welt. Je mehr er lauschte, um so drückender wirkten diese unsichtbaren Ketten der Stille. Sein scheuer Blick fiel auf die mit feiner Holzschnitzerei versehene Schwarzwälder Uhr; erst jetzt hörte er dieses regelmäßige Tick-tack, und es freute ihn, daß doch etwas um ihn her Bewegung verriet und sozusagen lebte. Eifrig lauschte er jetzt auf das eintönige Geräusch. Nach einer Weile kam es ihm vor, als treibe die Uhr ein neckisches Spiel mit ihm, als stünde sie plötzlich still, um dann in rasender Geschwindigkeit das Pendel hin und her sausen zu lassen; einmal war das Ticktack so leise, daß er den Kopf etwas vorbeugte und, dann fuhr er wieder zurück, weil es ihm dröhnend ans Ohr schlug. — — Was war das! Das Pendel verlängerte sich, die kleine Metallplatte schwoll zu einer Kugel, die Zeiger fuhren mit fürchterlichem Brausen und Zischen wie Pfeile hin und her — jetzt ein Knall, Gepfeife, Gerassel — Die Kugel löst sich los, wälzt sich auf ihn heran — er wehrt mit den Armen — stößt einen gellenden Schrei aus und liegt mit zuckenden Gliedern am Boden. — — —

So lag er eine halbe Stunde, bis ihn die Kühle des Fußbodens wieder aufschreckte. Sein erster Blick galt der Uhr — — ticktack! Ein feiner Schweiß rann über die Stirne — er trocknete ihn mit dem Taschentuch und besann sich. — Er mußte im Fieber geträumt haben.

Mit großer Anstrengung erhob er sich und schleppte sich zum Sopha. Kaum hatte er eine bequeme Lage gefunden, so sah er von neuem nach der Uhr.

Ein leises „Ah!“ — es war noch 10 Minuten bis neun. Punkt neun kam gewöhnlich seine Frau, um zu fragen, wie es ihm gehe.

Er nickte der Uhr zu, als bitte er sie, doch ein wenig vorwärts zu machen. Nun fing er, indem er den Pendelschwingungen mit dem Auge folgte, an zu zählen — eins, zwei, eins, zwei! — — — —

Ein leises Surren — das Thürchen über dem Zifferblatt flog auf, der kleine Kuckuck erschien und rief neunmal seinen Namen. —

Jetzt — jetzt mußte sie eintreten!

Er heftete starr seine Augen auf das Getäfel der Thüre; der halb offene Mund, die zitternden Nasenflügel verrieten gespannteste Erwartung.

Nichts regte sich — nur ticktack, ticktack!

Er schauerte zusammen. Wenn sie nicht käme! Gestern noch war sie mit dem letzten Ruf des Kuckucks eingetreten. Er war gewohnt, sie zu sehen und ihre Frage, „wie geht es Dir“, zu hören. Dieses Kommen, diese Frage waren bloße Form. Sie fragte, weil sie den Dienstboten gegenüber doch einigermaßen ihre Pflicht als Eheweib erfüllen wollte. Mehr verlangte er ja auch nicht. Aber wenn sie nun auch diese Form fallen ließe — wenn sie morgens nicht mehr käme — er stöhnte leise auf.

Von neuem verfolgte er die Zeiger — eine Viertelstunde über neun!

„O — sie läßt mich liegen wie einen Hund!“ flüsterte er und drückte die Hände fest vor die Augen.

Da regt sich etwas — eine Thür geht — eine zweite — Schritte nähern sich.

„Ah!“ — —

Das Dienstmädchen tritt herein.

Es bleibt, die Hand auf der Klinke haltend, an der Thüre stehn.

„Die gnädige Frau läßt fragen, wie der gnädige Herr geschlafen habe.“

Wie ein Schatten lagert sich etwas auf sein Gesicht, die rotumlaufenen Augen starren die Person an, als habe er kein Wort verstanden und ahne nur etwas Entsetzliches.

„Läßt fragen“ — murmelte er endlich mit heiserem Ton.

Jedes Wort scharf von dem andern abhebend, hackt sie ihm von neuem den Satz vor: Die — gnädige — Frau — läßt — fragen — wie — der — gnädige — Herr — geschlafen — habe. —

Ihr letztes Wort erstarrte unter dem wahnsinnigen Lachen, das er plötzlich ausstieß.

„Haha! — sehr gut — sagen Sie — sehr gut — ich hätte vortrefflich geschlafen — ganz köstlich — so gehen Sie doch —“

Sie huschte entsetzt hinaus.

Und wieder lagert sich tiefe Stille um ihn her, in seiner Brust aber tobt es von verhaltenem Groll, Reue und Haß. O — o! wie das alles wühlt und zerrt, wie das verödete, verrottete Herz nach Teilnahme, nach Mitleid, nach einem Schein von Liebe verlangt.

Er zog einen Stuhl heran, umschlang die Lehne mit seinen Armen und legte den Kopf auf das Oberteil.

Wie das wohl thun mußte, um jemand so die Arme zu schlingen! Wie das wohl thun mußte, wenn sich eine zärtliche Hand auf die heiße Stirne legte!

Er zog die harte Stullehne noch näher an die Brust und lächelte über sein kindisches Thun — schon die Einbildung that ihm wohl, welcher Trost mußte in der Wirklichkeit liegen. Er sann und sann. — Seine Atemzüge wurden heftiger, es würgte ihn etwas in der Kehle, das Seufzen verwandelte sich in ein leises Schluchzen, das Schluchzen in ein Wimmern, bis er aufschrie in wildem Schmerz. — Nach einer Weile geriet er in ein ruhiges Weinen. Zweimal erhob er sich und ließ sich dann kopfschüttelnd wieder auf den Sitz.

Wenn er sie nun bäte, einmal zu ihm zu kommen! Es wäre die erste Bitte nach zehn Jahren heuchlerischen Zusammenlebens. — Doch nein! wie würde sie innerlich aufjubeln über den gebrochenen Wüstling. Hatte er sie je rufen wollen, wenn er sich lusttrunken im Arme seiner Dirnen wälzte! War es nicht bodenlos erbärmlich, jetzt von einem Weibe Mitleid zu verlangen, das nur bei ihm ausgehalten hatte, weil es den Skandal einer Scheidung fürchtete.

Eine dumpfe Betäubung und Willenlosigkeit lähmte ihn; erst allmählich stieg wieder ein bestimmter Gedanke in ihm auf und fesselte ihn.

Mußte er den eigentlich bitten! Konnte er nicht auf den guten Schein verweisen! Er wollte nun einmal, daß sie wie gewöhnlich persönlich nach seinem Befinden frage. War das nicht genug!

Er schwankte wie ein Betrunkener in das Schlafzimmer und läutete. — — —

Das Mädchen ließ weniger lange warten und trat ängstlich zögernd ein.

„Ich lasse meine Frau auf ein paar Worte bitten."

Kaum fiel die Thüre ins Schloß, so machte er Miene, aufs neue zu läuten, um den Auftrag unausgeführt zu lassen. Schon erhob er die Hand, doch nur um sie gleich wieder zurückzuziehen.

Er versank in ein dumpfes Brüten, aus dem er erst erwachte, als der durch das Oeffnen der Thür verursachte Luftzug an seiner glühenden Stirn vorüberstrich.

Jetzt trat sie ein — er sah nicht auf.

„Du ließest mich rufen," begann sie.

Er schauerte zusammen unter dem eisig kalten Klang, der aus einer Gruft zu kommen schien.

Er wollte stehend mit ihr sprechen, aber er fürchtete vor ihr niederzusinken. Als er Platz nahm und noch kein Wort fand, begann sie von neuem:

„Du ließest mich rufen."

Mit einem Ruck hob er den Kopf und sah ihr voll ins Gesicht.

Klare, stahlgraue Augen begegneten den seinen und erwiderten seinen Blick voll Ruhe. Und trotz dieser Ruhe scheinen die Augen das einzig Lebendige in diesem welken Gesichte, aus dessen straffen Linien sich der Eindruck unnahbarer Starrheit bildete. Die schmalen, fest aufeinander schließenden Lippen, die geschaffen schienen, mehr nach innen als nach außen zu sprechen, mochten vor allem diesen Eindruck verursachen.

Es konnte ihr nicht entgehen, daß er sich in einer fürchterlichen Erregung befand und daß er vergebens nach einem Worte suchte; fast gewaltsam löste er den Bann, der seine Zunge zu lähmen schien:

„Anna — auf ein Wort!"

Sie zuckte kaum merklich zusammen, und auch er erschrak vor seinem weinerlich bittenden Ton. Das wollte er nicht — der Ton sollte gleichgültig, wenn auch eindringlich scheinen. Er holte tief Atem und suchte den Fehler wieder gut zu machen, indem er fast grollend einsetzte.

„Du hattest die — Taktlosigkeit, mir vorhin das Dienstmädchen zu schicken, um nach meinem Befinden fragen zu lassen. — Es ist dies eine — Rücksichtslosigkeit, die ich mir verbitte. Ich verlange, daß wenigstens der Schein gewahrt bleibt. Verstehst Du?"

Sie nickte und erwiderte mit genau demselben ruhigen Ton: „Gut. — Es paßte mir heute morgen nicht recht, aber ich werde, wie seither, künftig persönlich nachfragen."

Sie wandte sich langsam ab und schritt zur Thüre.

„Anna!" . .

Ueberrascht drehte sie sich um. — Nie hatte sie von ihm ihren Vornamen auf diese Weise gehört.

Die Gewalt des Augenblicks warf seinen Vorsatz über den Haufen. Die Hinfälligkeit des Körpers besiegte den armseligen Rest von Stolz. Ueberwältigt von dem Gefühl seiner Hilflosigkeit brach er in die Worte aus: „Womit habe ich das verdient!"

Ein häßliches, selbstzufriedenes Lächeln überflog ihr Gesicht. Endlich war ihre Stunde gekommen, endlich hatte sie ihn da, wo sie ihn wollte, endlich hatte sie ihn einmal getroffen, bis in die Seele getroffen! Seit jenem ersten Morgen ihrer Ehe harrte sie ja darauf, ihn einmal betteln zu sehn. Die Jahre, die er in einem einzigen Freudentaumel durchjagte, waren verstrichen. Er hatte ja Geld, ungezähltes Geld, besonders als Vater und Mutter rasch hinter einander gestorben waren und ihm ein Vermögen zufiel, das seine kühnsten Erwartungen übertraf. Vor einem Kind hatte sie das Schicksal, oder richtiger, sie sich selbst verschont: welch trauriges Geschöpf hätte das werden müssen — nein, tausendmal nein! sie wollte ihre ganze Kraft auf ihren Haß gegen diesen Mann häufen, um einmal in vollem Zuge den Labetrunk der Rache auszuschlürfen. Je ängstlicher sie darauf achtete, der Welt gegenüber das Geheimnis ihres Hasses zu hüten und den Schein der „normalen" Ehe zu erhalten, um so mehr lechzte sie nach dem Augenblick, der ihr die Geißel in die Hand drücken würde. O, was hatte sie alles ertragen, bis ihn endlich seine Ausschweifungen auf das Krankenlager warfen. Wie jubelte sie da — und jetzt, jetzt!

Eine unsägliche Wonne durchschauerte ihren Körper. Welche Lust, ihn jetzt mit einer Antwort auf sein „womit hab ich das verdient" zertreten zu können, wie einen Wurm, der die schützende Erde verlassen hat und nun auf dem harten Pflaster dem Tritte bloßliegt. Sie rang krampfhaft nach Atem, ihre Gestalt streckte sich, eine Flut von Gedanken stürmte in ihr auf und war auch einer darunter, der aus der Seele den Hauch des Mitleids trug, der ihr die Feigheit nahe legte, die darin lag einem todkranken Menschen das Gift ihres Hasses einschütten zu wollen — er erstickte in der glühenden Lava ihrer Rachelust.

Mit einem kaum verhaltenen Freudenschrei trat sie hastig auf ihn zu.

„Du fragst, womit Du das verdient hast! Ei, dein Gedächtnis ist schlecht, doch ich will ihm nachhelfen: Hast Du vergessen, daß Du — ein Mörder bist, daß Du Deine Marie —"

Sie kam nicht weiter — ein gellender Schrei unterbrach sie. Die Hände hoch in die Luft reckend, die dürren Finger weit auseinanderspreitzend, wälzte er sich stöhnend hin und her. Die Augen traten starr hervor, die Kinnladen zitterten. Rasch hintereinander stieß er hervor: „Töte mich — töte mich!"

Der schauerliche Anblick nahm ihr die Sprache; sie stützte sich fest auf den Tisch, um nicht in die Knie zu sinken.

Wohl zehn Minuten war nichts zu hören. als das Keuchen seiner Brust und halb von Thränen erstickte Ausrufe: „Marie, Du wärst ein andres Weib — ja Du — O — ich elender Thor — Du warst so gut — so gut — O, Marie!"

Seine Gedanken schlugen plötzlich in eine andere Bahn. Eine Erleuchtung schien über ihn zu kommen, daß Todte nichts zu vergeben haben und daß eine Lebende vor ihm stünde, deren Haß er versöhnen müsse.

Er griff nach ihrer Hand, die sie ihm indeß rasch entzog.

„Anna," stöhnte er, „ich lebe nicht mehr lang — wollen wir so von einander scheiden? Ist Dir's nicht genug, daß ich um Dein Mitleid betteln muß. Komm — komm — Deine Hand, Anna!"

Er beugte sich nach ihr, um sie zu umschlingen; sie stieß ihn heftig zurück.

„Fort, fort!" stieß sie hervor. „Jetzt verlangst Du meine Hand — haha! wo sind jetzt Deine Weiber?"

Das böse Wort war heraus.

Mit rollenden Augen, glutrotem Gesicht sprang er auf; wahnsinnig vor Wut ergriff er die schwere Wasserflasche, die auf dem Tische stand und schwang sie empor.

„Weib — Scheusal!"

„Mörder!" schreit sie ihm entgegen.

Die Flasche fliegt dicht an ihrem Kopfe vorbei und zerschellt mit lautem Krach an der bereits zur Flucht halbaufgerissenen Thüre. — — — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später stand das Dienstmädchen und die gnädige Frau mit ängstlichen Mienen an der Thüre des Arbeitszimmers. . Die Thüre war verriegelt. Totenbleich drückte die Frau ihre Wange wider das Holz, um zu lauschen.

„Er schließt das Pult auf — ich höre Papiere knistern — jetzt ist es still!"

Ihre Angst wuchs; sie fürchtete, er begehe einen Selbstmord. In welchem Licht würde sie dann dastehen. O Gott — der Skandal!

Sie spähte durchs Schlüsselloch. In ihrer überreizten Phantasie glaubte sie ihn mit durchschnittener Kehle sitzen zu sehen. Daß es so kommen würde, schien ihr sicher.

Sie rief seinen Namen; er gab keine Antwort.

Wieder lauschte sie.

Ein Stuhl wurde gerückt. Sie hörte ein paar gurgelnde Töne, wie wenn etwas aus einer Flasche gegossen würde.

Das Geräusch wiederholte sich. Jetzt vernahm man deutlich ein Keuchen, Schnauben und Stöhnen.

„Er hat seinen Anfall," flüsterte das Mädchen.

„Springen Sie nach dem Schlosser — wir müssen die Thüre aufbrechen."

Das Mädchen lief mit einer solchen Hast hinaus, daß es deutlich war, wie gern sie ihre Herrin allein ließ. —

Die Zurückgebliebene rang stumm die Hände; dann hielt sie den Atem an und lauschte; nach einer Weile murmelte sie in einem fort die Worte: Gott, die Schande — die entsetzliche Schande!

Das Geräusch im Zimmer vermehrte sich.

Plötzlich ein Schrei, ein heftiges Poltern — dann Todtenstille.

Sie horcht einen Augenblick mit weit vor Schreck geöffneten Augen. Sie sieht immer nur eine durchschnittene Kehle vor sich. Mit zitternden Händen kratzt sie am Getäfel und ihre Füße suchen vergebens die Füllung einzutreten.

Da kommt der Schlosser. Er setzt einen Hebel an — die Thüre fliegt auf. Die Frau stürzt in das Zimmer — ihr erster Blick sagt ihr, daß seine Kehle unverletzt ist und erlöst vom Schauer ihrer Einbildung ruft sie: Gott sei Dank!

Der Schlosser und das Mädchen sehen sich entsetzt an.

Ein Toter liegt auf dem Fußboden, umgeben von einer Blutlache. Aus dem Mundwinkel sickert noch das Blut. Auf dem Tisch steht die geleerte Bordeauxflasche; in der linken Hand hält er noch krampfhaft das Weinglas — in der rechten ein Blatt Papier.

„Ein Blutsturz," flüstert der Schlosser.

Sie beugt sich, am ganzen Leibe zitternd, herab nach dem beschriebenen Blatt.

Sie kann nur die erste Zeile lesen; dieselbe lautet: Wenn Sie mir binnen acht Tagen meine Rechnung nicht bezahlen — — — Das Uebrige ist mit Blut überströmt.

Augenscheinlich hatte er, wie eine auf dem Schreibtisch zerstreut liegende Masse von Briefschaften und Schriftstücken bewies, dies Papier vorhin gesucht und es verknüpfte sich demnach für ihn eine besondere Erinnerung damit.

Sie vermochte es sich nicht zu enträtseln. — — — —

6. Der Skandal.

Das „Gottseidank", welches die Frau Rentier Müller beim Anblick ihres zwar tot aber nicht mit durchgeschnittener Kehle aufgefundenen Gatten ausstieß, fand viele Beine, die es weitertrugen: noch am selben Tage durchlief es die nächsten Häuser, am nächstfolgenden die Straße, nach einer Woche die ganze Stadt. Auf seinem Wege geriet es auch in die Redaktion des „Humor", eines Witzblattes niedrigster Art, welches den Stadtklatsch nach plumpester Scheuerthormanier in Verse brachte. Das Müller'sche „Gottseidank" wurde als Stoff zu einer Ballade erkannt und sofort zu einer solchen in dem üblichen Schauergeschichtenton der Jahrmärkte abgefaßt.

Kaum war das Blättchen erschienen, als sich auch eine gute Freundin fand, welche der Frau Müller, die nach Kräften die trauernde Wittwe darstellte, die betreffende Nummer des „Humor" mit dem blauangestrichenen Gedicht zuschickte.

Das war zu viel!

Der entsetzliche Gedanke: zehn Jahre ihres Lebens geopfert zu haben, um „den Leuten" keinen Anlaß zum Gerede zu geben, zehn Jahre den Uebermut eines verhaßten Mannes getragen, um den Schein einer Ehe aufrecht zu erhalten, und nun alles über den Haufen geworfen zu sehen durch ein einziges, unbedachtes Wort, sich in jedermanns Mund zu wissen und dem Skandal den unerhörtesten Stoff geboten zu haben — dieser Gedanke machte ihr den Kopf wirbeln, machte sie rasen.

Sie verfiel in ein Nervenfieber und starb nach wenigen Tagen.

Das Vermögen, welches für drei Menschen so verhängnisvoll geworden war, fiel an eine Reihe von Brüdern und Schwestern des einstigen armen Landmaurers, die mit der ganzen Gier niedrig angelegter Menschen darüber herfielen.

Feuilleton.

Paris aus der Vogelschau. — Das Louvre. — (Seite 260 und 261.) Gleichweit entfernt von der Ansicht des überschwenglichen Enthusiasten und des dummstolzen Chauvinisten, die Paris die Hauptstadt der Welt nennen, wie von der Anschauung des, seine Kenntnisse Schauerromanen entnehmenden, Spießbürgers, der vom „Seinebabel" sittlich entrüstet *spricht*, sich aber im Herzen nach dessen Genüssen sehnt, giebt der Kulturhoristiker sein Urteil ab. Und bei diesem kommt der Philister, wie immer, am meisten ins Unrecht, denn die Auswüchse die Paris gezeitigt hat, sind in jeder anderen „Weltstadt", unsere Reichshauptstadt nicht ausgenommen, ebenso hervorgetreten. Aber die „oberen Zehntausend" die imstande sind, in Augenblicken ein Vermögen zu verprassen, und die „unteren Zehntausend", das Lumpenproletariat, der leider naturgemäße Gegensatz jener, bilden weder hier noch dort, das Volk im eigentlichen Sinne. Das ist vielmehr die wirtschaftlich thätige Masse, und *diese* hat in Paris stets, nicht nur Proben größter Betriebsamkeit und guten Geschmacks in der Industrie, sondern auch selbstloser Thätigkeit und heroischsten Freimutes auf dem Gebiete der Politik abgelegt, — kam man doch daselbst als in der größten und industriell entwickeltsten Stadt des Kontinents am ehesten zu der Ueberzeugung, daß des Lebens schönäe Früchte nicht für jeden reifen.

Auch auf den Gebieten der Wissenschaft stand die im Jahre 1209 gegründete Pariser Universität stets mit an der Spitze und hat während ihres nun fast 700jährigen Bestehens viele Männer hervorgebracht, die stets als Sterne ersten Ranges leuchten werden.

Der Ursprung der Stadt, die schon die Römer als Lutetia parisiorum kannten verliert sich in die Urzeiten des gallischen Altertums, sicher ist nur, daß die Gallier auf der, die Mitte der jetzigen Stadt bildenden größeren Seineinsel ein berühmtes Heiligtum hatten, — noch jetzt steht die Hauptkirche, Notre Dame de Paris, mit ihren 5 Schiffen und 37 Kapellen an derselben Stelle. Childebert I. erbaute die ursprüngliche Kirche dieses Namens 555, der Grundstein des jetzigen Gebäudes wurde 1163 gelegt. Auf unserem Bilde ist sie nicht zu sehen, sie steht weiter links, wir mußten sie aber erwähnen, weil dieser Punkt das Embryo ist, aus dem sich die Millionenstadt entwickelte.

Das Louvre, ein quadratischer Bau im edelsten Renaissancestil, dessen westlicher und südlicher Teil in den Jahren von 1541—1575 erbaut wurde (die beiden anderen Flügel begann Ludwig XIII. und vollendete Ludwig XIV.) war bis zum Jahre 1793 neben den 1564 erbauten (1871 niedergebrannten) Tuilerien Hofburg. Die große Revolution bestimmte es zu Staatsmuseum und so enthält der Bau heute Antikengalerie, Sammlung griechischer, römischer, ägyptischer und assyrischer Altertümer, moderne Sculpturen und Kunstgegenstände, Gemäldegalerie und eine Sammlung von Handzeichnungen. Viele schreckliche Erinnerungen an das französische Königtum knüpfen sich an das Louvre. Die hauptsächlichste ist die Pariser Bluthochzeit. 1572, als noch die letzte Hand an das Gebäude gelegt wurde, wohnte hier König Karl IX. Bei ihm fand die Hochzeit statt der Prinzessin Margarethe von Valois mit dem 19jähr. Heinrich, Sohn des Königs Anton von Navarra. Fünf Tage später kam der von der katholischen Partei mit dem Könige geplante Schlag einer Ermordung sämmtlicher Hugenotten (Protestanten) zur Ausführung. Letztere waren aus dem ganzen Lande in die Hauptstadt geströmt um der Hochzeit eines Prinzen ihres Glaubens mit der Schwester des Königs beizuwohnen. In der Nacht vom 23. zum 24. August wurden in Paris gegen 3000 hingeschlachtet, 30000 im ganzen Lande. Der König Karl hielt es mit seiner königlichen Würde vereinbar aus einem Fenster des Louvre auf seine „Landeskinder", die sich zur Flucht wandten, zu schießen. Heinrich von Navarra rettete sein Leben nur durch scheinbaren Uebertritt zur katholischen Kirche.

So knüpft überall die Erinnerung des Gewesenen an das Bestehende an und wer sich für Vergangenheit und Gegenwart unseres schönen Nachbarlandes interessirt, vor allem aber Geld in seinen Beutel thun kann, dem können wir nur raten, sich das Werk, dem unsere Bilder entnommen sind, anzuschaffen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 34. Unterhaltungs-Beilage. Juni.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette.** (Fortsetzung.)

„Ganz sollen uns die Hände aber doch nicht gebunden sein!“ fuhr Lulu fort. „Weißt Du was? Wir haben Nachmittag noch Geschäftsgänge — da bestellen wir für Onkel Degenhart einen neuen schönen Blumenstrauß! Er darf wissen, daß er von uns kommt!“

„Sprich nicht so laut, Lulu!“ rief Lolo beängstigt.

„Aber willst Du?“

„Ja, ja — ich will ja! Aber verrate Dich nur nicht!“

Lulu klatschte in die Hände: „Ach, das ist reizend, so etwas heimliches!“ Plötzlich aber, da ihre Blicke durch das Fenster gingen, entschlüpfte ihren Lippen ein überraschtes „Ach“ und sie verneigte sich lächelnd gegen einen Vorübergehenden!

„Wem galt der sehr entgegenkommende Gruß?“ fragte Lolo mit dem Blicke einer Oberhofmeisterin.

„Der junge Riedel grüßte herauf. Da, er sieht noch einmal um!“ rief Lulu lachend.

„Dessen Vater die Garnspinnerei vor der Stadt besitzt?“

„Ja, und eine wunderschöne Villa dazu, und einen Park und ungeheuer viel Geld. Paul Riedel ist in Paris und London gewesen, macht sehr hübsche Unterhaltung und tanzt himmlisch!“

„Lulu, ich habe wieder zu rügen, daß du von solchen Leuten sprichst, wie von Unsers gleichen. Daß Du mit diesem Herrn Riedel, vorgestern auf dem Balle zwei Tänze, sogar den Kotillon tanztest, fiel auf, und Du wurdest von Mama gescholten!“

„Er war zum Balle eingeladen, wie alle anderen Herren auch!“ entgegnete Lulu. „Es haben andere junge Damen aus unserer Gesellschaft auch mit ihm getanzt.“

„Du kennst Mama's Grundsätze! Er ist der Sohn eines Garnspinnerei-Besitzers. Er ist ein Bürgerlicher!

„Onkel Degenhart ist auch bürgerlich!“ rief Lulu.

Lolo erschrak innerlich. Schon hatte sie die Worte auf den Lippen: „Das ist ganz etwas Anderes!“ allein sie fühlte, daß ihr die Röte in die Wangen stieg, und bückte sich schweigend tiefer auf ihre Zeichnung nieder.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Hildegart saß allein in ihrem Zimmer, vertieft in das Lesen eines umfangreichen Briefes, welchen Lothar's Diener in ihre eigenen Hände gegeben hatte. Sie war in hoher Aufregung, ihr Antlitz lebhaft gerötet, ihre Hand zitterte. Aber sie hatte noch nicht zu Ende gelesen, als sie den Brief in den Schooß fallen ließ, um ihr Taschentuch gegen ihre Augen zu drücken. Nicht, weil sich dieselben mit Thränen gefüllt hätten, es geschah auch nicht aus Abscheu vor dem Inhalt der Schrift. Sie war erschrocken über sich selbst, daß eine Ahnung sich bestätigt hatte, die ihr bald nach der ersten Bekanntschaft mit Gottwalt Rode aufgetaucht war.

Diese Ahnung hatte sie förmlich verfolgt, sie innerlich erbittert gegen Lothar, dann wieder gegen sich selbst. Wie war dergleichen in ihr Gemüt gekommen, das sich sonst freihielt von unziemlichen Argwohn? Es war einmal da! Sie tadelte, schalt sich, daß es sich nicht wollte verbannen lassen; es machte sie hart, abstoßend, unliebenswürdig — sie empfand das selbst — gegen Lothar. Es erweckte ihr jedes Mißtrauen, jede innere Anklage gegen ihn, und steigerte ihre Empfindung gegen ihn zeitweise zu einer Art von Widerwillen — der sie dann auch wieder ganz unglücklich machte. Denn daß der Mann, gegen den sie innerlich so viel Vorwürfe aufhäufte, ihrem Herzen nahe stand, und der Gedanke an ihn sich darin, trotz aller Gegenwehr, immer mehr einnistete, das mußte sie sich doch eingestehen. —

Und dann waren Tage gekommen, wo ihr Argwohn sich wieder besänftigte, ihr Herz sich beruhigte und sie sich Eindrücken

wieder heiterer, ja unbefangener hingeben konnte. Und nun? — Sie sprang auf, faltete das Papier zusammen, eilte in ihr Schlafgemach und verriegelte die Thür, um ganz allein und ungestört zu lesen. Sie las den Schluß und fing wieder von vorn an. Der Schreiber des Briefes beschönigte nichts, gestand, was er zu gestehen hatte, und fügte nichts hinzu, was auf Hoffnungen bestimmt hindeutete, es war eben nichts als ein Bekenntnis, aus welchem die Empfängerin ein unbegrenztes Vertrauen herauslas. Was ungeschrieben zwischen den Zeilen stand, wußte sie zu ergänzen.

Sie legte den Brief vor sich auf den Tisch. Da eine Ahnung sie längst schon gequält hatte, war ihr der Inhalt nichts unbedingt Neues, ja sogar die Qual war vorüber. Sie stand vor der Tatsache und, wie sie dieselbe gestaltet sah, erhob sie nicht eine Anklage, mochte sie nicht von einer Schuld sprechen, sie hatte nicht einmal ihre Großmut aufzurufen. Und es wurde klarer in ihr, klarer auch über ihre eigene Empfindungen.

Wenn sie bald ein herzliches Gefühl für Gottwalt gehabt, jetzt wußte sie, daß sie in ihm nur Lothar geliebt hatte! In dem Sohne den Vater! Und wenn sie Lothar liebte, so durfte der Jüngling ihrem Herzen immer nahe stehen, ja, sie hoffte — ihn einst auch ihren Sohn zu nennen! Daß das so kommen werde, stand ihr in diesem Augenblick ganz fest, und es ging wie ein Gefühl jubelnder Befreiung durch ihr Gemüt.

Wenn sie Lothar häufig unterschätzt hatte, auch wohl mit Selbstpeinigung, und in der Furcht, ihn zu hoch zu schätzen, so erfüllte sie jetzt seine unbedingte Offenheit, das Vertrauen, das er in sie setzte, mit der höchsten Achtung.

Aber plötzlich durchzuckte sie ein Schlag. Sie überflog den Brief, suchte noch eine Stelle, die ihr Auskunft geben sollte, und las. Und sie las daraus, daß Gottwalt's Mutter noch lebte, sie konnte die Worte nicht anders deuten. Freilich lebte sie — in ihrer Verwirrung hatte sie das vergessen — es war ja Alma Salfeld, die Unglückliche, Verlorene! — Und da sie noch lebte, wie durfte sie daran denken, daß ein Band sie selbst mit Lothar vereinigen werde? Er wie sein Sohn entrückt — weit, jetzt noch weiter, als sie es bisher gewesen!

Hildegart versank in ein dumpfes Hinbrüten, welches schmerzlich immer tiefere Schatten über sie senkte. Sie dachte der Möglichkeit nach, ob Lothar und Alma nicht noch vereinigt werden könnten, ob ihm die Pflicht nicht gebiete, darauf zu dringen — und sie schauderte vor dem Gedanken. Sie zog den Brief hastig nochmals darüber zu Rate, fand aber keine Andeutung, ob Lothar sich einer solchen Notwendigkeit gegenüber fühle. Einmal aus der beruhigten Stimmung verscheucht, verfiel sie in ein chaotisches Gedränge hin und her wogender Empfindungen und Gedanken, aus welchen sich kein lichter Ausweg und Richtweg finden wollte!

Da fielen ihre Augen auf den Schluß des Briefes, und sie las: „Ein ernstes Pflichtgefühl hat mich bewogen, Ihnen vor Allem das Geständnis abzulegen, an demselben Tage, da sich mir das Geheimnis entdeckt hat. Machen Sie damit, was Sie wollen! In welcher Form sich fortan unser Verkehr bewegen soll, wird von Ihnen abhängen, und auch aus Ihrem Schweigen werde ich es erfahren!"

Hildegart erhob sich und strich mit der Hand über ihre Stirn, gleich als wollte sie die Unebenheit ihrer Gedanken glätten. Nein! Schweigen wollte sie nicht. Soviel Aufrichtigkeit forderte wenigstens ein Wort der Entgegnung. Sie ging an ihren Schreibtisch und, ohne lange zu sinnen, schrieb sie: „Sie haben mir ein großes Vertrauen erwiesen, und ich danke Ihnen dafür. War ich die Erste, der Sie das Geheimnis mitgeteilt, so lassen Sie mich auch die Letzte sein, der Sie es mitgeteilt. Die Erfüllung dieser Bitte sind Sie sich selbst und uns Anderen schuldig. Wir wollen einander in den nächsten Tagen nicht begegnen, denn wir brauchen Sammlung."

Sie steckte den Brief ein, um ihn selbst zu besorgen, denn sie wollte ausgehen. Es litt sie nicht im Zimmer, und sie fürchtete fast die Nähe und das Gespräch ihrer Pflegemutter. Sonst hatte sie dieser Freundin vertraut, was sie beirrte; das Geheimnis, welches sie heute empfangen, war nicht ihr Eigentum, es lastete auf ihr, aber sie mußte es in sich verschließen.

Hildegart begab sich nach dem Museum, um in weihevoller Stille, unter Gemälden und Statuen, innere Ruhe zu finden. Sie war die Einzige in diesen Sälen, da die Wege Aller in diesen Tagen sich nach anderen Zielen richteten. Ein leiser Schauer überlief sie, so allein durch die Räume zu gehen, und nicht einmal abgelenkt wurden ihre Gedanken durch ihre Umgebung. Die steinernen Heroengestalten sagten ihr heute nichts, sie verscheuchten sie eher; die Bilder waren ihr auch stumm, und sie blickte nur an ihnen vorbei.

In ihr lebten andere Bilder, andere Gestalten, mit menschlich pochendem Herzen, die der Erde Weh empfanden, der Erde Schuld fühlten und nach Frieden rangen, vielleicht nach einem tröstenden Wort sich sehnten. Sie hätte Gottwalt's Mutter sehen mögen! Sie mochte des Zuspruchs bedürfen! Vielleicht lebte in Alma's Herzen noch die Neigung zu Lothar, schweigend, entsagungsvoll und schmerzlich?

Was taucht in einem reinen weiblichen Herzen, welches doch Erfahrungen schon kennt, nicht Alles auf an hochherzigen Entschlüssen und Opfermut! Hildegart kannte Alma's Vorleben nur aus den wenigen Andeutungen, welche Frau von Tenneberg ihr hatte geben können. Sie stellte sich in ihr zwar eine Unglückliche, aber doch eine Andere vor, als Alma jemals gewesen war. Und da Hildegart selbst liebte, vermutete sie in Alma's Herzen noch dieselbe Liebe, welche ihr jetziges Dasein nur noch schmerzlicher unterwühlte. Hildegart war plötzlich entschlossen, Alma zu besuchen, als Freundin zu ihr zu sprechen. Aber wie zu ihr gelangen? Sie wußte ihren Aufenthalt nicht. Die Mutter mochte ihn wissen, es galt also ihn mit List von ihr zu erlauschen.

Und dann bereute Hildegart, in ihren Zeilen an Lothar den Wunsch ausgesprochen zu haben, ihm in den nächsten Tagen nicht zu begegnen. Ihr erschien es jetzt unverständlich, ein Wiedersehen aufgeschoben zu haben, das doch nicht zu vermeiden war! Ja, es wär ihr jetzt sogar erwünscht gewesen. Wenn es Ueberwindung kostete, die Befangenheit wäre in wenigen Augenblicken überwunden gewesen, und beide hätten sich von ihrer Last befreien können!

Da hörte sie Tritte durch den Nebensaal kommen. Sie erschrak, und ihr Herz pochte lauter, sie wagte nicht, sich umzusehen. Konnte er es sein?

Er war es nicht, sondern ein alter Galeriediener, der ihr langsam nachgegangen war, da er sie kannte und sich immer glücklich fühlte, wenn sie einmal die Rede an ihn richtete. Denn der Alte wußte über jeden Gegenstand des Museums Rechenschaft zu geben, und hatte sich eine allgemeine Kenntnis dessen verschafft, was er täglich unter seinen Augen hatte. Er grüßte, und Hildegart wendete sich freundlich zu ihm. Es erschien ihr wie eine Wohltat, aus ihren Gedanken aufgestört zu werden, mit einem Menschen einfach harmlose Worte zu tauschen. Sie wußte, daß er Kinder und Enkel hatte. Auf diese brachte sie das Gespräch, auf das bevorstehende Fest, auf Christbäume und auf ein paar neue Zeichnungen, welche ausgestellt waren. Dann empfahl sie sich und schritt auf Umwegen nach Hause.

Frau von Tenneberg war bei Tische heiter und angeregt. Sie hatte die letzten Einkäufe gemacht für die Ihrigen in Neuhaus. Gepäckstücke, die sie mitgebracht hatte, lagen noch überall umher. Dazwischen beobachtete sie auch Hildegart ein wenig. Daß dieser durch Jakob Ohl ein Brief überreicht worden war, hatte sie zufällig erfahren, doch pflegte sie nicht zu fragen, und dachte nur, welch eine Freude es für sie wäre, wenn Lothar Hildegart seine Hand angetragen und Hildegart ihr Jawort gegeben hätte!

Hildegart aber bezwang sich, so gut es gehen wollte, und harrte nur des geeigneten Augenblickes, um das Gespräch auf Alma zu bringen! —

Für einen Mann wie Degenhart war der Stubenarrest, den er sich selbst auferlegen sollte, noch dazu unter den obwaltenden Umständen, etwas sehr Lästiges, ja eigentlich nicht Durchführbares. Er fühlte sich gesund, und nur die Entstellung seines Angesichtes war es, die ihn zurückhielt, denn er mochte im Strom der Bekannten nicht Schritt für Schritt auffallen und über sein öffentliches Erlebnis angesprochen werden.

Da empfing er Nachmittags Hildegart's Brief. Eine innerste Freude berauschte ihn, denn darauf hatte er nicht gerechnet. So allgemein die Worte gehalten waren, er las doch heraus, was er zu hoffen sich kaum getraut hatte: Verzeihung, großherziges Denken, goldene, beseligende Aussicht! Daß sie ihn in den nächsten Tagen nicht zu sehen, noch zu sprechen wünschte, fand er im ersten Augenblick ganz gerechtfertigt, allein bald stellte sich die Schwierigkeit eines solchen Vermeidens heraus. Morgen war heiliger Abend, an welchem in Neuhaus ein Familienfest gefeiert werden sollte, welches durch den Hinzutritt des alten Herrn eine besondere Bedeutung empfing und bei dem man auf ihn gerechnet hatte. Fuhr er morgen nach Neuhaus, so mußte er Hildegart begegnen, und die Begegnung im großen Familienkreise konnte peinlich werden. Oder war die Anwesenheit eines größeren Kreises vielleicht gerade günstiger? Er überlegte, ob Hildegart wohl seinen Ausschluß von der Familienversammlung gewünscht haben mochte? Eine Entschuldigung war ja für ihn vorhanden, er hatte noch das Zimmer zu hüten, der Arzt konnte ein ernstes Verbot thun. Aber freilich würde das auffallen, da er doch bei dem schlimmsten Wetter zu Pferde nach Tenneberg geritten war. Den Kranken zu spielen, widerstrebte ihm überdies — und gar zu gern hätte er bei dem Feste Gottwalt wiedergesehen!

Er hoffte noch zu einem Entschlusse zu kommen, mußte nun aber darauf denken, seine Einkäufe für das Fest zu machen, denn er pflegte nicht ohne Gaben zu erscheinen. Die letzten Tage mit ihrem äußeren Wirrwarr und ihren inneren Aufregungen hatten dergleichen bei ihm gänzlich zurückgedrängt. Es wurde früh dunkel, und so beschloß er auszugehen und seinen Diener mitzunehmen. Da seine Wege ihn nicht an Orte führten, wo die Mode und der elegante Verkehr sich zusammendrängten, sondern in Buch- und Kunsthandlungen, hoffte er weniger belästigt zu werden. Freilich täuschte er sich in seiner Annahme. Ansprache und Beileidsbezeigungen gab es auch da, und er sah sich genöthigt, kurz abzulehnen.

Da erkannte er einen jungen Mann, der ihn artig grüßte, aber in der Entfernung blieb. „Guten Abend, Herr Paul Riedel!“ sagte er, indem er auf ihn zuging und ihm die Hand bot. Er hatte ihn schon als Knabe gekannt und seine gute Entwicklung beobachtet. Der einzige Sohn eines reichen Geschäftsmannes hatte eine gute Erziehung erhalten, seine Studien gemacht und sich in der Welt umgesehen. Er war jetzt in das Geschäft seines Vaters eingetreten, aber hier und da in der Gesellschaft wohl aufgenommen worden. „Sie scheinen Ihre Auswahl schon getroffen zu haben! Sieh da! Das bekundet künstlerischen Geschmack und Verständnis!“ fuhr Lothar fort, einen Blick auf die Bücher und Kunstwerke werfend, die der junge Mann für sich zusammenlegen ließ!

Degenhart traf auch seine Auswahl, und nachdem er noch ein paar Magazine besucht hatte, schickte er seinen Jakob Ohl mit dem Gepäck nach Hause. Er selbst wollte noch einmal in der Wohnung der unglücklichen Frau vorsprechen, von der er Morgens in so leidendem Zustande geschieden war.

Er wurde ohne Umstände vorgelassen. Im Wohnzimmer erkannte er, trotz des durch einen Schirm gedämpften Lampenlichtes, die Kranke, welche angekleidet auf dem Sopha lag, und unterschied mehrere Personen im Zimmer: die Wirthin, den jungen Arzt, und eine dritte dicht verschleierte weibliche Gestalt.

„Meine Aufgabe ist hier zu Ende!“ sagte der Arzt zu dem Eintretenden. „Ein Schlaganfall hat ihrem schwachen Lebensreste schnell ein Ende gemacht!“

„Die gute Dame wollte sich um keinen Preis zu Bette bringen lassen!“ so ergriff die Wirthin das Wort. „Sie müßte abreisen, sagte sie, heut noch abreisen, und beschwor mich, ihr einen Wagen holen zu lassen, und sie auf den Bahnhof zu begleiten. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, denn sie war so schwach, daß sie sich nicht aufrecht halten konnte. Ich redete nur immer gut zu, bis sie endlich wieder in ihre Schwäche verfiel.“

Lothar stand einige Augenblicke schweigend und ergriffen vor der Entseelten. Der Arzt empfahl sich und Degenhart folgte ihm auf einige Augenblicke hinaus. Dann kehrte er zurück und besprach mit der Wirthin die nöthigen Schritte für die Beerdigung. Sie schien froh, sich an Jemand halten zu können. „Der Herr Oberstallmeister hat mir zwar die Miethe und die Verpflegungskosten auf einen Monat vorausbezahlt,“ sagte sie; „er wollte auch in einigen Tagen wiederkommen, war aber noch nicht da. Die Dame ist mir ganz fremd, und ich weiß nun nicht —“

„Sie müssen ihm jedenfalls Mitteilung von ihrem Tode machen,“ entgegnete Lothar. „Ich will zwar gern für Alles einstehen, habe aber nicht das erste Recht dazu, und da er es ist, der sie Ihnen anvertraut hat, darf ich hier nicht vorgreifen. Schicken Sie gleich zu ihm, er muß erfahren, was vorgegangen ist. Morgen frage ich hier wieder an!“

„Ich will ihm lieber ein paar Worte schreiben,“ sagte die Wirtin und verließ das Zimmer.

Lothar sah voraus, daß seine Mitwirkung dem Oberstallmeister auffällig sein werde, allein, da es sich um eine Verstorbene handelte, waren vergangene Verhältnisse leichter zu übergehen, und er hoffte dem Bruder gegenüber eine Form für sein Eingreifen zu finden. Während er, in der Absicht, der Wirthin zu folgen, sich nach seiner Kopfbedeckung umsah, hörte er Jemand mit leiser Stimme seinen Namen aussprechen.

Die verschleierte Gestalt, in welcher er bisher nur einen theilnehmenden Gast der Wirtin vermuthet hatte, erhob sich und trat aus dem Dunkel: „Degenhart“ sagte sie mit gepreßtem Tone: „Bleiben Sie noch“

„Hildegart!“ rief er mit Erstaunen und Ueberraschung. „Sind Sie es wirklich?“

„Mein Wunsch, Ihnen in den nächsten Tagen nicht zu begegnen, war thöricht!“ entgegnete Hildegart. „Kaum hatte ich ihn niedergeschrieben, so fühlte ich den Drang, Sie zu sprechen. Daß wir uns hier treffen sollten, lag nicht in meiner Voraussicht, noch in meiner Absicht. Verzeihen Sie mir – !“

„Verzeihen —? O Hildegart!“ rief er mit Beschämung und mit stockender Sprache.

„Ich wollte die Mutter Ihres Sohnes sehen!“ fuhr Hildegart fort. „Ich hoffte — ihr noch helfen zu können — und wär es nur mit freundlichen Worten — ich kam zu einer Entseelten! Vergeben Sie mir meinen Schritt — es geschah auch — um Ihretwillen!“

Lothar sank in die Knie vor ihr, ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. Beide schwiegen, keines Wortes mächtig, am Lager der Verstorbenen. Aber ihre Herzen schlugen lebhaft und drängten sie, auch in der schauervollen Nähe des Todes, zu einander.

„Erheben Sie sich, Degenhart!“ bat Hildegart. „Was wir einander an dieser Stelle zu sagen haben —“

Er unterbrach sie. „Hildegart!“ rief er. „Sie können von diesem jetzt zu seinem eigenen Glück ausgelöschten Dasein nur wenig erfahren haben, und von diesem Wenigen mußte Ihre reine, edle Natur sich abwenden — und dennoch schenkten Sie ihm ihre Teilnahme! Auch ich habe dieses Weib nur

vorübergehend gekannt und nicht geahnt, daß sie mit ihren letzten Eröffnungen mein Leben und Denken in Aufruhr bringen sollte! Genug, ich muß mich an den Gedanken gewöhnen, daß sie die Mutter meines Sohnes war, daß ich ihr einen hohen Besitz verdanke, daß ich sie somit nicht wegwerfen darf aus meiner Erinnerung! Sie aber, Hildegart, Sie an der entseelten Hülle dieser Frau zu finden, einen Engel des Mitleids —!"

„Genug, Lothar, genug! Was zu sagen war, hat Ihr Brief mir gesagt, nun sollen Sie nichts mehr hinzufügen! Daß ich hier bin, mag vielleicht nicht recht sein, mir aber ist es willkommen, Sie hier zu finden. Denn auch ich bin Ihnen Rechenschaft schuldig, und der ernste Ort eignet sich zu ernstem Bekenntnis. Lothar, mein Freund! Ich habe Ihnen in meinem Herzen viel Unrecht gethan. Eine Ahnung flüsterte mir zu — was sich als Wahrheit entdeckt hat! Schon das mag ein Unrecht gewesen sein, denn wie durfte ich zu dieser Ahnung kommen? Fortan war ich zu jedem Mißtrauen gegen Sie geneigt, bürdete Ihnen in Gedanken viel auf, und litt selbst darunter. Vertrauen um Vertrauen: Ich liebte Sie, und war unglücklich, Sie nicht so sehen zu können, wie ich Sie sehen wollte!"

„O ich Unwürdiger und doch Begnadigter!" rief Lothar ihre Hand ergreifend.

„Ihr Vertrauen hat mir Ihren Wert wiedergegeben — wenn er in meinem geheimsten Innersten wirklich gesunken wäre!" fuhr Hildegart fort. „Ihr Abbild, Gottwalt, wuchs mir an das Herz, zuerst um seiner Aehnlichkeit willen mit dem Manne, um den ich mit mir selbst im steten Kampfe lag; dann war es der sittliche Wert des Jünglings, der mich anzog. Ich entdecke ihn als meinen Sohn — Lothar, Ich sage Dir's frei, ich will ihn auch als meinen Sohn betrachten!"

„Ich nehme Dich beim Wort! O Du — Geliebte!" Stürmisch umschlang er die Bringerin heiß begehrten Glückes und fühlte sich von liebenden Armen umschlungen. Was konnten Worte in diesem Augenblicke ausdrücken? Sie fühlten sich einig, nach langem inneren Ringen, sie waren glücklich, und die weihevollen Augenblicke entbehrten nicht des Ernstes. Hildegart löste sich aus seinen Armen und trat an das Lager der Verstorbenen. „Wir haben uns gefunden, an einer Stelle, an welcher der Tod nur eben vorübergegangen!" sagte sie. „Wir wollen das niemals vergessen! Was diese Unglückliche uns hinterlassen, Du nennst es selbst einen hohen Besitz — wir wollen auch nicht vergessen, daß um seinetwillen Schmerzen und Jammer durch ihr Leben gegangen sein müssen, und der Schmerz, den sie empfunden, macht viel gut und soll uns die Erinnerung an sie reinigen. Ihr Sohn weiß nichts von ihr — versprich mir Eins, Geliebter! Sag ihm nichts von ihr! Laß ihm seine alte Eltern, die ihn erzogen!"

„Es war auch ihr Wunsch!' entgegnete Lothar.

„Und entdecke Dich ihm auch nicht!" fuhr Hildegart fort. „Wenigstens jetzt noch nicht! Laß das Geheimnis unter uns beiden bleiben!"

„Der alte Oheim weiß es. Er mußte es zuerst wissen, bei seinem Anteil an Gottwalt!"

„Nun wohl, so mag es auf uns drei beschränkt sein. Ueberlassen wir der Zeit, ob es ratsam sei — "

Die Thür ging und die Glücklichen traten auseinander. Die Wirtin erklärte, daß sie ihre Zeilen an den Oberstallmeister abgeschickt habe.

Hildegart und Lothar verließen das Haus, jetzt Arm in Arm durch die Straßen schreitend. Es war winterlich kalt und schlechter Weg, gleichwohl wähnten sie die Pfade der Seeligen zu wandeln. Sie scheuten sich auch nicht, so Arm in Arm durch die lebhafteren Straßen zu gehen, Jeder durfte sie erkennen, Jeder ihr Glück erfahren. „Ja, mir ist die Seele so erfüllt von reinstem, höchstem Glück," rief Hildegart, „daß ich jeden Anderen auch glücklich sehen möchte! Jeden in seiner Weise. Und sieh — sieh dort!"

Sie deutete auf eine ärmlich gekleidete Frau, welche mit zwei Kindern vor einem Schaufenster voll bunter Backwaaren stand, während sie ein drittes Kind eingehüllt auf dem Arme trug. Die Gruppe blickte staunend, und vielleicht hungrig, die in glänzender Beleuchtung aufgebauten Herrlichkeiten an.

„Ich habe nichts bei mir!" fuhr Hildegart fort.

Lothar schüttelte den Inhalt seiner Geldtasche aus und legte ihn in die Hand der Frau, welche, erstarrt vor freudiger Ueberraschung, den heftig Dahinschreitenden nachsah. Es gieb noch Feen und Zauberer, wenn nicht mehr von Beruf, doch berufen durch ihr eigenes Freudengefühl.

Fester aber an den geliebten Mann geschlossen, schritt Hildegart dahin und segnete die Stunde, die ihn ihr endlich gegeben. Und Lothar drückte ihren Arm an sich, überwältigt und doch stolz gehoben von dem Bewußtsein, das Höchste, was die Welt ihm bieten konnte, errungen zu haben, ja, errungen zu haben durch dieselbe Aufrichtigkeit, durch die er auch fürchten mußte, Alles zu verlieren!

Die Glücklichen nahmen den Weg zu Hildegart's Wohnung, um sich der Mutter sogleich als Verlobte vorzustellen.

Frau von Tenneberg, welche in großer Erregung die Zimmer durchmaß, rief ihnen entgegen: „Kommt Ihr gemeinsam? Ihr müßt die Schreckensnachricht erfahren! Es war Feuer im Schloß Tenneberg: Das ganze Haus ist niedergebrannt. Die Bewohner sind alle in Neuhaus —!"

„Doch gerettet und unverletzt?" fragte Hildegart gespannt.

„Der Freiherr und die Dienerschaft sind unverletzt. Nur leider — Gottwalt — "

„Tot? Um Gotteswillen — tot? schrie Lothar fast atemlos.

„Ich hoffe, er lebt!" entgegnete die Mutter. „Aber Bruno schreibt von gefährlichen Brandwunden, an welchen der gute Junge darniederliege! Das Feuer ist schon gestern Abend ausgebrochen, es hat die ganze Nacht gebrannt. Ueber dem Geschäft des Umquartierens nach Neuhaus, der Einrichtung für den Freiherrn, hat die Meldung an uns sich verspätet. Eben von einem Ausgange heimkehrend, fand ich Bruno's Brief!"

Lothar hörte nichts mehr. Das Gräßliche stand ihm vor Augen! Den Sohn hatte er verloren, noch ehe er seines Besitzes froh geworden! Verloren in der Stunde, die er noch eben als die beglückendste seines Lebens empfunden hatte!

Hildegart fühle Alles mit ihm! „Du mußt hin Lothar!" rief sie. „In diesem Augenblick noch mußt Du hin, wir folgen morgen nach!"

„Morgen, ja!" entgegnete Frau von Tenneberg seufzend. „Es soll ja heiliger Abend sein! Ein furchtbares Weihnachtslicht hat dort geleuchtet!"

„Nur Eins noch, Lothar!" rief Hildegart, seine Hand ergreifend.

„Gute Mutter! Wir beide haben uns gefunden! Lothar und ich wollen für das Leben vereinigt sein!"

Frau von Tenneberg öffnete die Arme. Einen ihrer herzlichsten Wünsche sah sie erfüllt, aber die Freude konnte in dieser Stunde nicht ungetrübt sein. Sie umfing die Liebenden, die sie ja längst ihre Kinder nannte, dann aber trieb sie selbst Lothar auf den Weg. Er riß sich aus Hildegarts Armen und eilte hinaus.

Der Gegensatz seiner Empfindungen konnte nicht härter gedacht werden, nach der Fülle der Freude, die ihm nur eben noch die Brust geschwellt hatte. Gewinn und Verlust standen hart nebeneinander und die Furcht vor dem letzteren wurden doch mächtiger und machte ihn schaudern, als er bald allein darauf in die Nacht hinausjagte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herr Dankwarth und sein Ring.

Aus einer lübischen Chronik.

Mitgeteilt von Dr. **Franz Lipp.**

Es lebte einmal ein Ratsherr zu Lübeck, der hieß Herr Heinrich Dankwarth, so ein frommer, gottesfürchtiger Mann und Beschützer der Wittwen und Waisen gewesen und Wohlthäter der Armen, aber auch ein schlimmer Feind aller Uebelthäter und Lotterbuben und falschen Bankerottirer.

Der hatte einen einzigen Sohn mit Namen Friedrich, einen Jüngling von feiner Zucht und ehrbarem Wesen, treu wie eitel Gold und eifrig im Dienste seines Herrn und Vaters, den er recht von Herzen liebte und ehrte, aber auch nicht minder scheute

Das kam aber, weil's dem Friedrich seiner Mutter Folgemaid, so ihr stets das Gesangbuch in die Kirche nachgetragen, angethan hatte, die Elsbeth, eine Jungfer, allzeit brav und treu, auf welche die Selige große Stücke gehalten, so daß das übrige Gesind' ein bös' Aug' auf sie hatte und oft sagte, die Elsbeth bekäme noch den Eckstein des Dankwarth'schen Hauses mit. Die Elsbeth war im Hause geblieben, als die Frau vorm Jahr gestorben, wie es zu geschehen pflegt mit treuen Dienstboten, und ging still und recht ihren Weg; aber den Friedrich hatte sie auch

Fischfang bei Nacht.

ob seiner gar großen Strenge. Der Vater aber hatte seine wahre Freude an ihm und hielt ihn höher als all sein Gut und Geld, Ansehen und Stand, und gedachte ihn mit einer reichen Erbin zu verheiraten. Hatte auch schon oft im Scherze gesagt, er würde bald Maurer und Zimmerleut', Schreiner und Töpfer kommen lassen, daß sie ihm etliche neue Zimmer baueten für seine Schwiegertochter; seit seiner Frauen Tod sei's ihm gar zu öd' im großen, weiten Haus, er müsse bald Enkel um sich schreien hören. Aber der Sohn machte dann ein gar traurig Gesicht, Licht als ob von Hochzeiten und Kindtauf', sondern von einem einchenschmaus die Rede wäre, und zwingen wollte ihn der Vater, weil er ihn so lieb hatte, doch auch nicht, Die oder Jene aus vornehmem Hause zu nehmen.

von Herzen lieb, wenn's gleich Keins dem andern gesagt, wie's ja auch nicht anging, daß sie sich heuren konnten in Ehren.

Da begab sich's nun einmal, daß Herr Dankwarth einen köstlichen Demantring, so ihm der König von Schweden geschenkt hatte auf einer Gesandtschaft ob großer Dienste, in der Früh hatte liegen lassen in seiner Schlafkemenaten. Als er nun hinaufstieg ihn nachzuhholen, und mochte wohl etwas hastig die Thür aufgerissen haben, weil er das Kleinod hoch in Ehren hielt und nicht gern mißte, da fand er die Elsbeth vor dem Tische stehn, worauf der Ring gelegen, und als sie seiner ansichtig wurde, schrak sie sichtbarlich zusammen und lief weinend an ihm vorbei die Stiege hinunter. Als der Herr Dankwarth aber an den Tisch trat, war der Ring nicht mehr da, und er wollte seinen

Augen nicht trauen und schaute dahinter und daneben, und auf die Letzt in alle Winkel und Ecken; aber der Ring war nirgends. Da dachte Herr Dankwarth in großem Grimm: Wie mag doch ein so junges Blut sich solcher Missethat schuldig machen! Denn er zweifelte nicht, daß sie den Ring gestohlen, weil Niemand anderes droben gewesen. Es führte nur eine Stiege hinauf, und sie war ihm vorhin begegnet, als er hinabstieg, und er war umgekehrt, eh' ihm die Stiege aus den Augen gekommen. Da ging er hinab zu ihr und sagte: sie solle sich nicht vom Mammon und bösen Feind locken lassen; unrecht Gut gedeihe niemals. Wofern sie ihm ohne Säumen wiedergebe, so ihr nicht gebühre, wolle er ihrer Jugend und treuen Dienste gedenken und ihren Ruf und guten Namen nicht zu schanden machen. Aber sie sagte: sie wisse nicht, wovon er rede, und sah ihn dabei so fest an mit ihren frommen, hellen Augen, daß er sich ganz entsetzte ob solcher Verstellung und Macht des Bösen und ausrief, warum sie denn also erschrocken sei, als er eingetreten? Da sagte sie, das könne sie ihm nicht sagen, und thäte es nun und nimmermehr.

Da wurde der Herr Dankwarth rot vor Zorn bis hinauf unter sein schneeweiß Haar, und ließ die Ratsknechte kommen und sie abführen in den Turm, und alle Leute standen still auf den Straßen, wie sie mit ihr vorbeikamen und steckten die Köpfe zusammen und wunderten sich, weil sie so sittig und gefaßt einherging zwischen den Schergen und so jung war und trotz ihrer ärmlichen Kleidung gleich einer Königstochter schritt, auch ob ihres herrlichen Wuchses und der milden Schönheit gar lieblich anzuschauen. Und alle Gevatter- und Freundschaft kamen nach der Hand zum Herrn Dankwarth und fragten, wie das konnt geschehen und mochten's nicht glauben, und konnten doch nicht unrecht finden, daß er also gethan habe.

Und die Gerechtigkeit ging ihren Gang, und sie haben sie hinaufgeführt auf den alten Hansasaal im Rathause, wo die Herren sitzen über Leben und Tod, zwei blanke Schwerter über ihnen und ein Todtenkopf. Aber die Elsbeth ist nicht erschrocken vor weltlicher Macht und hat gesagt: nein, sie hätt's nicht gethan, und warum sie erschrocken sei, als der Herr Dankwarth eingetreten, das könne sie auch nicht sagen, jetzt und in alle Ewigkeit. Da haben sie die Richter peinlich gefragt und weil sie so groß Weh und Pein nicht hat ausstehen können bei ihrem zarten Leib, hat sie endlich eingestanden, sie hätt's gestohlen, wo sie aber den Ring hingethan, das könne sie nicht sagen, weil sie's selber nicht wüßte. Da haben die Herren das Urteil über sie gesprochen und der Herr Dankwarth, weil er selbigsmal der älteste Ratsherr gewesen, hat's ihr selbst vorgelesen, daß sie sitzen solle Jahr und Tag und dann gerichtet werden mit dem Schwert. Darnach ist er heimgegangen und hat sich eingeschlossen in sein Kämmerlein und hat geweint wie ein Kind und gesagt: heute wär' er lieber gestorben, als daß er seines Amtes gewaltet hätte.

Also ist die Zeit umgegangen und nichts an den Tag gekommen, und Herrn Dankwarths Haus ist aus einem Haus aller Freuden eine Herberg der Trauer worden; denn der junge Herr Friedrich ist abgezehrt von Tag zu Tag, als ob er die schwindende Sucht oder sonst eine böse Krankheit hätt', und er hat immer zur Elsbeth in den Kerker gewollt, aber weil er so gar schwach und hinfällig war, hat's der Vater verboten.

Als nun das Jahr verflossen, ward sie nach Markramsaal gebracht, daß sie des andern Tages gerichtet würde. Da hat Jedermann zu ihr gekonnt und sie sprechen und sehen. Und selbst die ärgsten Bösewichter, so sich sonst eine sündhafte Lust daraus machen, die armen Gefangenen in ihrem letzten Stündlein zu verspotten, sind vor ihr gestanden wie demütige Sünder und haben kein Wörtlein sagen können, und Alt und Jung, Männer und Weiber, welche der armen Magd kindlich Gesicht, welches jetzt einer weißen Rose geglichen, anschauten, haben geweint, und 's ist Keines gewesen, das nicht gesagt hätte, sie wär' unschuldig.

Auf die Nacht ist auch der junge Herr Friedrich zu ihr kommen und hat gesagt: er hätte sie lieb gehabt, noch mehr als seinen Vater und seine Mutter; sie solle es ihm sagen um seiner großen Liebe willen, ob sie schuldig wäre oder nicht. Dazumal hat dann die arme Magd zum ersten Male aufgeschaut und ihre verweinten Augen groß und schön aufgeschlagen und den guten Herrn Friedrich lange angeschaut, bis ein trauriges Lächeln, welches so trübselig zu erkennen war, wie der helle Klang eines Totenglöckleins, um ihre ernsten Lippen schwebte und sie laut sagte: „Nein, so wahr mir Gott helfe in meiner letzten Stunde!" Und er hat sie weiter gefragt: warum sie denn erschrocken sei, als der Vater eingetreten. Da hat sie geantwortet, ihm wolle sie's sagen, wofern er ihr schwöre, kein Wort davon jemanden zu verraten. Und als er's beschworen mit seinem heiligsten Eide, hat sie ihm ihr Herz aufgeschlossen und leise, mit schamvoll gesenktem Blick zugeflüstert: sie habe vor seinem schönen Konterfei gestanden, welches der Meister Cranach gemalet habe und so über seines Vaters Tisch hänge in der Schlafkemenaten, und es immerfort angeschaut, weil sie ihn auch lieb gehabt hätte wie Niemand sonst, und als das schöne Bild sie freundlich anlächelte, da hab' sie ihr süß Begehren nimmer länger bezwungen und dem gemalten Herrn Friedrich auf seinen roten Mund einen langen Kuß gegeben: indem aber sei der Vater eingetreten, und da sei sie so sehr erschrocken, weil sie gefürchtet, er hab' all ihr keckes Thun mit angesehen.

Als er das erst gehört, hat Herr Friedrich kein Wort mehr sagen können und hat sie nur auf die Stirne geküßt und ist davon gerannt. Aber der Frohn, welcher vor der Thür stand, entsetzte sich vor Herrn Friedrich, weil er so bleich und verstört ausgesehen.

Da ist Herr Friedrich seinem Vater zu Füßen gefallen und hat gefleht, er solle das Mädchen erretten, er wisse jetzt gewiß, daß sie unschuldig sei; er wolle sich mit seiner Seele Seligkeit dafür verbürgen; er wolle gern für sie sterben, wenn's die Gerechtigkeit verlange, daß eines sterben müsse. Aber der Vater hat gesagt, wofern er nicht Beweise hätt' für die Wahrheit, hülfe es ihm zu gar nichts. Gerechtigkeit müsse sein im Lande, ohne Ansehen der Person und ob die Welt darum zugrunde ginge.

Darauf ist der Alte hinaufgegangen in seine Schreibstube und hat sich eingeschlossen, und das Gesinde hat durch das kleine Guckfenster nach der Diele gesehen, wie er die ganze Nacht in seinem Sorgenstuhl gesessen hat, das Haupt kummervoll in die Hand gestützt. Herr Friedrich ist aber hinaufgegangen mit der Holzaxt nach des Alten Schlafkemenaten und hat alles Gerät zerschlagen und durchsucht und das Täfelwerk von den Wänden gerissen, auf daß er den Ring finde.

In der Nacht kam aber der Meister Scharfrichter zur Elsbeth, weil's ihn dauerte, daß das junge Blut so viel weine, und hat ihr zugeredt nach seiner Weise und besten Meinung: es solle gar nicht wehe thun, sie müsse nur nicht so viel daran denken. Der Hippokras sei ein stark Getränk und schläfere sanft ein, daß man alles vergesse und den Todesschmerz nicht spüre. Wenn sie wirklich unschuldig wär', da käme sie dann auf einmal aus dieser argen Welt zum lieben Herr Gott, ohne viel Qual, wie doch die meisten leiden müßten auf ihrem Todesbett. Er sei geschickt in seiner Kunst. Als er sich gemeldet, seien noch zwei andere mit ihm in der Wahl gewesen, und alle hatten gleich gute Zeugnisse von ihren Meistern gehabt. Da habe der hohe Rat beschlossen, sie sollen ein Meisterstück machen, damit sich ihre Geschicklichkeit bewähre. Nun hätten sie das Los geworfen und er sei der letzte geworden. Da habe der erste Geselle den Delinquenten im Stehn geköpft, und zwar so geschwind, daß der Kopf nicht herunter gefallen, sondern als das Schwert durchgefahren, noch auf dem Rumpf gestanden sei. Der zweite habe gewartet, bis zwei Uebelthäter gerichtet werden sollten, und er habe jedem zwei eiserne Ringe um den Hals gethan und Erbsen dazwischen gelegt und habe sie beide auf einen Schlag geköpft

zwischen den Ringen durch. Aber die Köpfe wären auf die Erde gefallen, wie's auch sonst zu geschehen pflege. Dann seien zwei Mordbrenner dran gekommen, und er habe sie durch die Ringe geköpft, beide auf einen Schlag und die Köpfe seien stehn geblieben wie beim ersten. Darauf sei er Meister geworden.

Die Elsbeth weinte aber immer noch fort und hatte kein Wort von allem gehört. Darauf hat sie ein inbrünstiges Gebet zum Herrn gesprochen, und der Meister Scharfrichter betete mit. Der Herr aber hat sich ihrer erbarmt und ihr einen ruhigen Schlaf gesendet, worauf der Meister Scharfrichter ganz leise fortgeschlichen ist und auch gut geschlafen hat, weil er sich freute seines guten Werkes, daß er die arme Dirne so sichtbarlich getröstet.

Des andern Tags in der Frühe wurde sie hinausgeführt und gerichtet.

Die Herren aber waren auf dem Rathause versammelt, und wie der Meister Scharfrichter sein Amt verrichtet hatte, ritt ein Reitender in der Eile nach der Stadt, es dem Rate anzusagen. Da standen sie alle auf, nahmen ihre Hüte ab und beteten zu Gott, daß er sie bewahren möge vor ungerechtem Urteil und daß nicht unschuldig Blut geflossen sei durch ihre Hand, jetzt und immerdar.

Darnach gingen sie heim ein jeder zu seinem Weib und Kind.

Als aber der Herr Dankwarth heimkam, fragte er gleich voll Aengsten nach seinem lieben Sohn, und niemand hatte ihn gesehen; da ging er ihn suchen im ganzen Haus und fand ihn nicht. Auf die Letzt' kam er an den Prunksaal, wo's in guten Tagen öfters lustig hergegangen, in Jahr und Tag war aber niemand darin gewesen. Und als er eintrat in den Saal, da hing sein Sohn an der Wand und war tot. Herr Dankwarth lief schnell hinzu und hob seinen lieben Friedrich in die Höhe, so sauer es ihn ankam, weil ihm die Kniee zitterten. Aber der junge Herr Friedrich war schon so schwer und drum seufzte sein Vater aus tiefster Brust und rief dann laut um Hilfe.

Als nun einer der Diener auf einen Tisch stieg, um den jungen Herrn abzuschneiden und fein zärtlich herabzunehmen, da sah er oben auf dem Gesims des Täfelwerks, womit die Wände des Gemachs geziert waren, allerlei Glänzendes liegen, und ein uralter Rabe, so Herr Dankwarth schon von seinem Vater ererbt hatte, saß daneben und wollt's ihm wehren, daß er darnach griffe. Er nahm's dennoch herab; da war's wertloser Kram, und ganz zu unterst lag Herrn Dankwarth's Ring. Als aber Herr Dankwarth den sah, fiel er ganz langsam und schwer zu Boden; wie ihn dann seine Diener aufhoben, hatte er Schaum vor dem Mund und sprach kein Wort mehr; denn er ist stumm geworden von der Stund' an vor Schreck und also geblieben bis an seinen Tod. Als die Leichenmänner dann Tags darauf den Herrn Friedrich zum Gottesacker hinaustragen wollten, da ist Herr Dankwarth mühsam herbeigeschlichen und hat seinem bleichen Sohn den Demantring an den Finger gesteckt. Und wie erst der Herr Friedrich, so der Stab und die einzige Stütze für seinen alten Vater hätte werden sollen, begraben lag und es im großen Hause immer totenstill war, da ist der Herr Dankwarth so elend geworden, daß ihn in wenig Tagen seine besten Freunde nicht erkannten. Den Tag über saß er einsam in seinem Sorgenstuhl und sah vor sich, als ob er nichts sähe, wenn's aber Nacht wurde und alles schlief, wandelte er umher Trepp' auf, Trepp' ab; denn es ließ ihm keine Ruh' auf seinem Lager. Und als ein Jahr um war, und der Tag wiederkam, an welchem Elsbeth gerichtet worden, konnte Herr Dankwarth nimmer aufstehn von seinem Lager, und wie sein Gesind' kam und ihm beispringen wollte, da sah man, daß er schon lange verschieden und kalt war.

Feuilleton.

Fischfang bei Nacht. (Siehe Illustration Seite 269.) Schon mehrmals in diesem Jahrgange führten wir unsern Lesern im Bilde vor, wie der Mensch dem Meere dessen Bewohner als Beute entreißt, — auch unser heutiges Bild zeigt uns wieder eine besondere Form dieser Thätigkeit. Licht und Finsternis nimmt der Mensch hier gleichmäßig zu Hilfe, indem er nächtlicherweile durch angezündete Feuer, die mit ihrem Scheine die Fische allmählich herbeiziehen, dieselben in seine todbringenden Netze lockt. — Die Mühen und Gefahren des Fischerhandwerks sind groß, denn Wind und Wellen können aus Freunden und Ernährern in furchtbare Feinde und Vernichter sich wandeln. Aber die Not treibt den Menschen, allen Schrecknissen zu trotzen. Und ob der Fang gering oder ob die Natur den Fischer mit ihrem Segen überschüttet — sein Los bleibt immer ein kärgliches. Im ersteren Falle pocht der Hunger direkt an die Thür, im letzteren aber bewirkt die Entwertung der Früchte seines Fleißes, daß ihm ebenfalls kaum das Lebensnotdürftigste bleibt. So wollen es die allmächtigen Gesetze des Warenmarktes. — Der strahlende Leuchtturm weist den Schiffen, die aus weiter Ferne zurückkehren, ihre Pfade; die Schätze, die sie aus aller Welt bringen, sind aber nicht für ihn bestimmt. In seiner ärmlichen Hütte am menschenarmen Strande fristet er ein Dasein, unberührt von der wachsenden Kultur, wie es die Voreltern seit Jahrhunderten gewußt, und höchstens wenn ihn das Vaterland zum „Dienst" ruft, wird er den heimischen Herd verlassen und andere Anschauungen, andere Bedürfnisse mit zurückbringen.

Der Fenstersturz der kaiserlichen Räthe in Prag, am 23. Mai 1618, der sozusagen die Einleitung zum dreißigjährigen Kriege bildete, wird in einer Handschrift v. J. 1717, die sich in der Wiener Hofbibliothek vorfindet, folgendermaßen geschildert: „Im ganzen Reich der Christenheit ist es für arg strafwürdig gehalten worden, daß Personen böhmischen Herkommens und aus den zwei höheren Ständen eine so schändliche, in keiner Chronik der Welt erzählte Unthat vorgenommen und zwei Statthalter Sr. Majestät und oberste Landoffiziere von Böhmen aus dem Fenster in ein tiefes Thal ohne Erbarmen gestürzt haben. Obwohl ihnen die zwei Grafen (Martinitz und Slavata) in allem Glimpf auf Alles, was ihnen boshafter Weis' zugerechnet worden, geantwortet, wollten Jene in ihrer grimmigen Bosheit nichts hören, sondern haben auf die zwei Grafen einen gewaltigen Anlauf genommen und sie unverschämt angegriffen. Erstlich haben sie den Grafen von Martinitz mit Gewalt ergriffen, ihn bei den Händen gehalten und zu den schon offenen Fenstern geführt, indem sie schrieen: „Nun wollen wir uns wider unsere Religionsfeinde rechtschaffen verhalten!" Als Martinitz die Weise des ihm bevorstehenden Todes erkannte, rief er mit lauter Stimme nach einem Beichtvater, allein die anwesenden Herren gaben ihm zum Bescheid: „Jetzt werden wir Dir noch einen schelmischen Jesuiten zuführen!" Während Martinitz zu beten anfing, hoben ihn die Ritter von der Erde und stürzten ihn sammt Rapier und Dolch, doch ohne Hut, welchen ihm Einer aus der Hand gerissen, mit dem Kopf voraus aus dem Fenster in die Tiefe des Schloßgrabens. Aber er ist, nachdem er im Herabfliegen immer die Namen „Jesus, Maria!" gerufen, so leise auf die Erde gesunken, als wenn er sich setzen thäte, so daß ihm durch die Fürbitt' der Jungfrau Maria der schreckliche Fall an seiner Gesundheit, trotz seines schweren Leibes nichts geschadet hat. Etliche fromme, glaubwürdige (?) Leute haben auch ausgesagt, daß sie damals die allerseligste Jungfrau Maria gesehen, wie sie den Herrn mit ihrem Mantel in den Lüften erhalten und auf die Erde getragen hat. Graf Martinitz hat dies nicht selbst gesehen, aber es kam ihm während des Falles vor Augen, als wenn sich der Himmel öffnete und ihn Gott zu ewigen Freuden aufnehmen wollte. Ein Ritter, nämlich Ulrich Rinsky, hatte ihm beim Hinauswerfen die Spottworte nachgerufen: „Wir wollen sehen, ob ihm seine Maria helfen wird!" und dann, wie er aus dem Fenster den Grafen frisch und gesund auf der Erde sitzen sah, ausgerufen: „Ich schwöre zu Gott, daß ihm seine Maria geholfen hat!" — Als nun der Graf Slavata gesehen, wie man mit seinem getreuen Freund und lieben Gespann verfahren ist, hat er leicht schließen können, daß ihm das Gleiche begegnen werde. Sie haben ihn ergriffen und ihn sammt Mantel und Rapier, den Kopf zuvor, aus demselben Fenster herabgestürzt. Noch in dem Fenster hat er das Zeichen des h. Kreuzes auf die Brust geschlagen und gesagt: „Herr, sei mir Sünder gnädig!" Als er mit der Hand das Fenster ergriffen und sich ein wenig angehalten, hat ihm noch Einer mit dem Knopf des Dolches auf die Finger geschlagen. Sein Hut, an welchem eine schöne, mit goldenen Rosen und Diamanten besetzte Schnur war, blieb in der Kanzlei. Die goldene Kette mit dem Kreuz und schwarzen Schmelz haben sie ihm bei dem Auswerfen zerrissen und so in ihren

Händen behalten. Graf Slavata hat sich an dem steinernen Gesims des untersten Fensters angestoßen und ist auf der Erde mit dem Kopf noch auf einen Stein gefallen, aber er hat sich dennoch bis in die Tiefe des Grabens hinuntergekaulet; und weil ihm das Blut in den Mund geronnen, hat er wie ein Erstickender zu rasseln angefangen und ist halb tot gelegen. Graf Martinitz hat sich entschlossen, ihm auf mögliche Weis' zu Hilf' zu kommen, und weil er fürchten mußte, daß die Leut' vom Fenster auf ihn schießen möchten, hat er sich schwächer gestellt als er gewesen und sich zu Graf Slavata hinunter gewälzt. Obgleich er sich dabei mit Rapier und Dolch auf der linken Seite verletzt, hat er seinem alten Herrn Oheim und Schwager das Haupt aus dem Mantel gewickelt und ihm mit seinem Tüchel das Blut, das aus den Wunden in den Mund geflossen, fleißig abgewischt. Aus einem kleinen silbernen Büchsel, das an das Tüchel gebunden war, hat er stracks den Schlagbalsam herausgenommen, dem in Ohnmacht liegenden Herrn unter der Nase und auf den Schläfen eingeschmiert und ihn also mit Gottes Hilf' wieder zurecht gebracht. Dabei ermahnte er ihn, die zugefügte Pein mit Geduld zu ertragen und betete mit ihm; Slavata wiederholte andächtig sein früheres Gebet: „Gott sei mir Sünder gnädig!" — Indessen seien etliche Diener und wie die Nachricht ergangen, Jäger und Heiduken des Grafen Thurn von dem großen Saal hinnab auf den Wall geloffen und da ihnen die aus den Fenstern schauenden Herrn zugerufen: „Schießet sie auf ihre Haut und tödtet sie vollends!" sein noch etliche Schüsse auf die zwei armseligen Herren im Graben geschehen. Der eine ging dem Grafen Martinitz nahe dem Haupt durch den Halskragen, einen zweiten durch den schwarzcamelottenen Mantel und das schwarz sammtene Röckel, haben aber dem Leib nit im Geringsten geschadet. Graf Martinitz hat auch die beiden Schüsse nit empfunden und erst nach etlichen Wochen die Löcher in den Kleidern gesehen. Wie er aber im Graben sitzend mit Slavata gebetet, kam wieder ein Schuß aus einer langen Büchsen. Die Kugel hat ihm den linken Aermel aufgerissen, aber den Arm nur gering verletzt, so daß nur wenig Blut gegangen und die Wunde bald geheilt worden; aber ein weißes Mal trägt er noch heutigen Tags. Wie er damals den Arm frei rühren konnte, war er selbst über das Wunderwerk verwundert, daß er durch den Fall und durch die Schüß nit verletzt worden, und hat mit inbrünstigem Gemüt zu Gott dem Herrn gerufen: „Ach gütiger Gott, also machst Du mich unverwundbar und gleichsam unsterblich!" Als dann etliche getreue Diener durch das untere Schloßthor, so unter dem Oberstburggrafenamte gelegen, zu den beiden Herren in den Graben gegangen, haben die Widersacher auf sie Feuer gegeben und einige wieder zurückgetrieben. Die Herren, die aus den Fenstern schauten, haben auch ihren Dienern auf dem Wall zugerufen: „Lauft doch in den Graben hinunter und thut sie einmal ertödten!" Worauf einer der Jäger mit großem Geschrei antwortete: „Der Teufel weiß, wo der Weg hinunter geht; bei Gott, ich weiß nit, wie ich zu ihnen hinunter kommen soll!" — Während diesem Geschrei und Schießen machte sich H. Secretari Philipp Fabritius, welcher gleich nach den zwei Grafen aus dem Fenster hinabgeworfen worden, in der Stille auf und ist aus dem Graben geraden Wegs auf die Ueberfuhr zugeloffen. Da ließ er sich über die Moldau führen und eilte in sein Haus in der Prager Altstadt. Hernach ist er geschwind aufgesessen, gerad auf Wien zugefahren und ist nach vielen Ungelegenheiten und Gefahren angelangt, wo er Seiner Majestät von den Prager Begebenheiten Bericht abgestattet . . . ." (Wenn man dieser Handschrift, die die deutsche Uebersetzung eines eigenen Berichtes Slavata's sein soll, glauben darf, so irrte Gindely, nach welchem Fabritius mehrere Tage in dem Meierhofe des Loscicky verborgen blieb und erst am 16. Juni nach Wien kam.) — Kl.

Aus der guten alten Zeit. Auf dem Hohen Markt in Wien befand sich das Brunnenhaus oder sogenannte „Schranne", von 1547 bis 1710 als „Narrenkotter" oder „Narrenköderl" zum Pranger dienend. Es war ein kleiner, in die Wand gemauerter Käfig, wo Sträflinge geringerer Art der öffentlichen Verspottung preisgegeben wurden. 1611 befand sich, eines geringfügigen Vergehens halber, eine gewisse Maria Walduplin als Gefangene darin, die daselbst eine böse Nachbarin, welche die Unglückliche verhöhnte, erstach, wie ein älterer Wiener Chronist in seinen „Memoiren" erzählt. Interessant ist die darin aufgeführte Rechnung des Magistrats, die wörtlich lautet: „Dem Freymann, um daß er die Maria Walduplin, arme Sünderinn, welche vor wenig Tagen im Narrenköderl am Hohenmarkt Eine erstochen, um ihrer begangenen Missethat willen am bemeldeten Hohenmarkt mit dem Schwert vom Leben zum Tod hingerichtet hat — 30 Kreuzer; vor Schwertwischen: 6 Kreuzer; um ein Paar Handschuh: 4 Kreuzer; dem Frohnboten vor Urtel ausrufen: 4 Kreuzer; dem Bettelrichter vor Kruzifix vorzutragen: 15 Kreuzer; dem Todtengräber: 18 Kreuzer. Kl.

Merkwürdige Entstehung eines Dorfnamens. König Waldemar von Dänemark verirrte sich einst, als er sich auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt hatte. Im nächsten Dorf, das er erreichte, ging er von Haus zu Haus, ein Nachtlager begehrend. Da man aber den König nicht kannte, schloß sich jedes Thor vor ihm und die Hofhunde wurden auf ihn gehetzt. Als ihn sein Gefolge am nächsten Morgen endlich fand, legte er den unbarmherzigen Bauern die Strafe auf, daß jedem Mann des Dorfes das rechte Bein abgehauen werde. Erst später milderte er die Strafe dahin, daß jedem Hunde des Dorfes das rechte Vorderbein als Zeichen der Schande abgehauen werde. Daher trägt dieses Dorf, im Kreise Ringstadt gelegen, noch heute den Namen „Beenlöse", d. h. Beinlose Kl.

Theologische Weisheit. Was in früheren Jahren als Wissenschaft resp. theologische Forschung angesehen wurde, geht aus der Thatsache hervor, daß vor siebzig Jahren der französische Akademiker Henrion, der für ein grundgelehrtes Haus galt, der Akademie ein Werk unterbreitete, in welchem allen Ernstes behauptet wurde, Adam sei genau 123 Fuß 9 Zoll und Eva 118 Fuß 9½ Zoll hoch gewesen. Die Körpergröße der Menschen habe allmählich abgenommen, sodaß Noah schon 6 Fuß kleiner, als Adam gewesen. Abraham habe nur noch 27 Fuß gemessen, während Moses schon auf 13 zusammengeschrumpft sei. Alexander der Große sei nur 6, Cäsar 5 Fuß hoch gewesen. Mit der „Erlösung" habe das Kleinerwerden der Menschen plötzlich aufgehört, nachdem der menschliche Körper in etwa 8000 Jahren um ungefähr 118 Fuß abgenommen habe. Darüber, ob Adam im Frühling oder im Herbst auf die Welt kam, sind viele Bücher geschrieben worden; ebenso auch darüber, ob das Kreuz, das Christus trug, aus Eichen-, Palmen-, Cypressen- oder Oelbaumholz bestand. Und diese „gelehrten" Albernheiten sind von Millionen „gebildeter" Leute, die „auf der Höhe ihrer Zeit" standen, mit großem Ernste behandelt und als die Resultate streng wissenschaftlicher Forschungen angesehen worden.

Betrachtung über Regenwürmer. Die früher als menschliche Scheusale betrachteten römischen Kaiser Nero, Caligula und Tiberius haben ihre Verteidiger gefunden, ebenso die Sperlinge und Maulwürfe, an denen jedenfalls ein wenig Gutes ist. Wer weiß, ob nicht einst die kleinen Nacktschnecken, die Erdflöhe, Läuse 2c. ihren Lobredner finden. Der große Darwin hat sich der Regenwürmer angenommen und was Darwin sagt, meinen Viele, das muß wahr sein. Schon damals, als die Darwin'sche altersschwache Abhandlung über die weltverändernde nützliche Thätigkeit der Regenwürmer alle Zeitungen erfüllte, las ich mit Kopfschütteln die Verherrlichung dieser Tiere. Da aber die Gartenschriften wenig Notiz davon nahmen, so hielt ich es nicht der Mühe wert und für bedenklich, gegen die berühmte Autorität etwas zu schreiben. Jetzt aber will ich meine Meinung nicht länger zurückhalten.

Der Regenwurm ist trotz Darwin ein für den Garten schädliches Tier, welchem man mit allen Mitteln zu Leibe gehen muß, wo es angeht und wo der Schaden bedeutend ist. Glücklicherweise ist dies nur bei Topfpflanzen der Fall und läßt sich leicht verhindern, denn daß die Regenwürmer zartblättrige Gemüse und Blumenpflanzen in ihre Löcher ziehen, vermutlich, um sie, nachdem sie verfault sind, zu fressen, halte ich für keinen großen Schaden. Aber wenn ich auch ihre Schädlichkeit für gering halte, so muß ich doch ihre ihnen von Darwin angedichtete Nützlichkeit entschieden bestreiten. Allenfalls gebe ich zu, daß ihre Gänge in die Tiefe des Bodens das Eindringen des Regenwassers erleichtern, und das ihre Körper nach dem Tode einigen Düngerwert haben. Die angebliche Verbesserung des Bodens durch die durch den Körper gegangene Erde besteht nur in der Phantasie von Gelehrten. Sie ist vollständig unfruchtbar, denn sie ist in ihrer Dichtigkeit für die Wurzeln undurchdringlich. Ob sie sonst schädliche, chemische Eigenschaften hat, ist mir unbekannt. Sofort nach Darwins Verherrlichung des Regenwurms, sammelte ich die angeblich als Humus den Erdboden verbessernden, dunklen Erdklumpen, soviel zu zwei Blumentöpfen notwendig war, ließ sie etwas abtrocknen und so zerkleinern, daß sie die Beschaffenheit gewöhnlicher feiner Erde hatte. Ich ließ kräftig wachsende Blumen hineinpflanzen, aber es drang keine Wurzel hinein und die Pflanzen verdarben. Die Verbesserung des Bodens durch die Auswurfserde der Würmer war hiermit widerlegt. Im Lande thun solche Erdklümpchen allerdings kaum Schaden, denn sie vermischen sich durch Bodenbearbeitung und gefrieren bald mit der Umgebung.

Daß die Würmer durch langjähriges Anhäufen solcher Auswürfe den Kulturboden wesentlich verstärken, ist ebenfalls eine Täuschung. Wenn Darwin anführt, daß die auf dem offenen Steinboden, aus großen Platten sich anhäufende schwarze Erde, ausschließlich durch Regenwürmer aus der Tiefe hinaufgebracht sei, so hat er nicht daran gedacht, daß der Wind Staub, Sand und Blätter herbeiweht, aus welchen sich gute Erde bildet. Dazu gehört an manchen Oertlichkeiten nicht einmal lange Zeit. Hat sich erst etwas Pflanzenwuchs gebildet, sei es zuerst auch nur Moos und kleine Gräser, so tragen diese schnell zur Bildung von Erde bei.

Daß die Regenwürmer in der Erde von Topfpflanzen höchst schädlich werden, wie schon Herr Urland hervorhebt, weiß jeder Gärtner und wo er eine kranke Pflanze findet oder wo das Regen- und Gießwasser nicht einzieht, wird ein denkender Gärtner sofort nachsehen, ob das Bodenloch durch Regenwürmer verstopft, der Erdballen durch Würmer und deren Auswürfe verdorben ist!

Um mit dieser unsauberen Würmergeschichte zu Ende zu kommen, sage ich zum Schlusse: Der Schaden, welchen Regenwürmer verursachen, ist nicht so groß, um eine energische Vertilgung nötig zu machen, aber ihr im Haushalte der Natur angedichteter Nutzen ist eine gutgemeint Täuschung. H. Jäger, Eisenach.

(„Prakt. Gartenfreund.")

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 35. Unterhaltungs-Beilage. Juni.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette.** (Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wenn Lothar und Hildegart im Laufe eines Tages Erfahrungen gemacht hatten, die für ihr Leben entscheidend werden sollten, so waren auf den Nachbargütern Schloß Tenneberg und Neuhaus innerhalb vierundzwanzig Stunden Vorgänge eingetreten, welche die alten Verhältnisse völlig aufhoben.

Als Degenhart am Abend vorher mit seinem Diener zu Pferde gestiegen war und Bruno sich von seinem Großvater verabschiedet hatte, ergriff Gottwalt ein Buch, um die gewöhnliche Abendvorlesung zu beginnen. Der Freiherr ließ es geschehen, nahm Platz in seinem Lehnstuhl und schien zuzuhören. Seine Gedanken waren aber nicht bei der Sache, und wenn er hin und wieder dem Vorleser einmal seine Aufmerksamkeit schenkte, kam ihm vor, als ob die Stimme desselben nicht den gewohnten freien Klang habe, sondern wie unter einem gewissen Zwange stehe.

Der Alte räusperte sich stark, zum Zeichen, daß er den Vortrag abgebrochen wissen wollte, und fing ein Gespräch an. Er brachte die Rede auf Degenhart und warf die Frage auf, wie weit er bei diesem Wetter wohl schon gelangt sein möge? Das kecke Entwischen aus dem Stubenarrest und das Zurückjagen in denselben schien dem Alten zu gefallen. Er sagte viel Gutes von seinem Neffen, sprach von der Zukunft, und Gottwalt glaubte seinen Reden zu entnehmen, daß er sich die Freunde dauernd verbunden dachte. Von großen Reisen war die Rede, denn ein Mann, der in der Welt wirken wolle, müsse die Welt auch in weiten Kreisen kennen lernen, und ein Historiker oder Archäologe müsse die Schauplätze der Begebenheiten durchforschen oder wenigstens kennen lernen.

Gottwalt hörte das lächelnd an, und dachte, daß das Alles sehr schön und wünschenswert sei, daß aber ein reicher Mann, wie der Freiherr, sich doch nicht in die Lage eines armen Jungen versetzen könne, der sich die Mittel seiner Studien durch eigene Arbeit erwerben müsse. Doch hörte er mit Teilnahme zu, ließ seiner Phantasie auch wohl freien Lauf, um in der Unterhaltung den Lebensplan zu ergänzen und die Luftreise in die Zukunft mitzumachen. Dabei fiel ihm auf, daß der Hausherr ihn nicht, wie sonst, Rode nannte, sondern ihn mit seinem Vornamen anredete, wobei ihm mehrmals ein Du mit unterlief. Gottwalt hörte es nicht ungern, es schien ihm sogar der folgerichtige Abschluß, in dem Verhältnis desselben zu ihm, in welches mehr und mehr etwas Freundliches, Nachgebendes, sogar Gütiges zu kennen war. So hatte sich auch mit der offenbaren Wandlung des Alten die frühere Abneigung, ja der Widerwillen des Jünglings gegen ihn gelegt, und die Gewöhnung an ihn führte zu einer gewissen Anhänglichkeit. Er war ihm dankbar für manche Freiheit, die er ihm auf der Stadt und dem Lande gewährt, ja er hatte sogar ein Gedicht in der Tasche, worin er sich darüber aussprach, und welches er dem Hausherrn morgen als seine einzige Weihnachtsgabe überreichen wollte. Denn wenn Gottwalt sich auch keine dichterische Begabung zutraute, so verstand er doch, wie viele junge Leute, für die Gelegenheit die Verse zu finden und seine Gedanken sauber einzukleiden.

Beim Abendtische wurde der alte Herr immer heiterer, ließ sich ein zweites Glas einschenken, wobei Mack schmunzelte, und stieß mit Gottwalt auf die Erfüllung aller der Pläne an, welche heute durch ihre Unterhaltung gegangen waren. Gottwalt hatte den Hausherrn noch niemals in so ausgiebig guter Stimmung gesehen und stutzte gar, als er ihm zum Abschied die Hand reichte mit den Worten: „Gute Nacht, Meister Kobold!“

Seltsam! Den Scherznamen „Kobold“ hatte Gottwalt auch von Lothar häufig gehört, ohne daß es ihm bisher nötig erschienen war, nach einem Grunde zu fragen. Der Freiherr mußte ihn von Degenhart aufgenommen haben. Gottwalt hatte in der letzten Zeit allerlei kleine Wahrnehmungen gemacht, die ihn innerlich beschäftigten.

Der Hausherr aber schritt nach Tische, wie er pflegte, durch das Zimmer. Da fühlte er sich verlockt, ein Gepäckstück

welches erst Nachmittag aus der Stadt angelangt war und uneröffnet auf dem Tische lag, zu untersuchen.

Er zündete die Lichter eines Armleuchters an und löste selbst die Verpackung. Da zog er griechische Klassiker hervor. Aeschylus, Sophokles, Euripides, glänzend gebunden, aber für ihn nicht lesbar. Es waren Weihnachtsgeschenke für Gottwalt, Denn der Alte hatte wohl aufgepaßt, und wo nur etwas zur Sprache kam, was auf einen Wunsch hatte deuten können, war es heimlich von ihm aufgeschrieben worden. Dann kam eine ganze Reihe von Bänden, Göthe's Werke bezeichnet, historische Bücher, ein kostbares Kartenwerk — "

Der Freiherr stutzte, wo plötzlich die außergewöhnliche Helle herkam? Er blickte umher und fuhr erschrocken zurück. Der Fenstervorhang, dem er das Licht zu nahe gestellt, hatte oben Feuer gefangen und brannte hellauf. Flammende Fetzen fielen herunter auf die Bücher, auf den Teppich. Das leichte Papier der Umschläge lohte auf, der ganze Büchertisch mit seiner wollenen Decke stand in Qualm und Flammen. Es schwelte auf dem Fußboden, es kroch nach dem zweiten Fensterbehang hinauf, es knisterte die Tapete entlang.

Der Freiherr stand erstarrt vor Entsetzen, keines Schrittes mächtig, um bis zur Klingelschnur zu gelangen, keines Rufes fähig. Aber der Rauch trieb ihn fort gegen die Thür, welche er wankend erreichte. Der Brandgeruch drang durch das ganze Haus. Endlich rief der Freiherr, aber es klang dumpf und gepreßt, und es schien, als wäre in diesem Augenblick Niemand zu errufen.

Da spürte Gottwalt, der in seinem Zimmer noch las, den auffallenden Geruch. Er öffnete die Thür und dicke Qualmwolken schlugen ihm entgegen. Hastig sprang er hinunter und fand den Freiherrn wie gelähmt am Treppengeländer stehen.

Jetzt erscholl ein jüngerer Ruf kräftig durch das ganze Haus, und mit Angstgeschrei wurde von unten geantwortet, denn der Rauch war bereits schon in die Mack'sche Wohnung gedrungen.

Gottwalt umschlang den Freiherrn und führte, oder trug ihn mehr, die Treppe hinunter, denn im oberen Stockwerk konnte seines Bleibens nicht sein, und brachte ihn bei Frau Mack unter. Er eilte wieder fort, rief, suchte nach Löschvorrichtungen, war der Einzige der die Besinnung behielt, um zu wehren und zu retten. Denn die Dienerschaft war alt, Kutscher, Knecht und Magd dazu vor Angst unfähig, ihm zu helfen. Für Löschvorrichtungen war so gut wie gar nicht gesorgt, man hatte sich durch immer sorgliche Vorsicht in allen Dingen sicher gewähnt.

Währenddem brannte es in der Wohnung des Freiherrn weiter und weiter. Gottwalt schickte den Knecht nach Neuhaus hinüber, die Gefahr zu melden und Hülfe zu suchen.

Da sprang der Freiherr auf. Er erinnerte sich eines Kastens in seinem Schranke, worin er wichtige Schriften bewahrte. Diesen Verlust wollte er nicht über sich ergehen lassen, sondern den Versuch machen, noch einmal in sein Wohnzimmer zu dringen. Allein es mißlang, und Mack nahm ihm die Schlüssel aus der Hand. Doch auch dieser Helfer war kaum fähig, den gefahrvollen Weg zu gehen. Gottwalt entriß ihm den Schlüssel und tappte durch den Qualm hinauf. „Rechts im Schrank! Holz mit Messingbeschlägen!" so hörte er noch die Stimme des alten Dieners hinter sich.

Es war schwer, bis zum Schranke zu gelangen, denn der ganze Teppich war schwelende Glut, die Flammen tanzten durch den ganzen Raum, der Rauch machte fast ersticken. Endlich hatte Gottwalt den Schrank erreicht, schloß auf, griff hinein, erfaßte etwas Schweres, daran er Beschläge fühlte, und wankte mit seiner Beute zurück. Aber er hatte die Richtung zur Thür verloren, schon brannten seine Kleider, sein Haar war versengt, er verlor den Atem. Endlich fand er den Ausgang, taumelte hinunter, es trieb ihn unwillkürlich in's Freie. Vor der Thür brach er zusammen, der Schnee löschte die hier und da brennenden, Kleider. Der Schatz war gerettet, der Retter selber schien verloren.

Die Hausgenossen waren ihm gefolgt, entsetzt über seinen Zustand, der Freiherr schrie laut auf, da er ihn am Boden sah. Ihn in das brennende Haus zurück zu tragen, war nicht thunlich, sahen sich doch alle bereits hinausgetrieben!

Denn es war als ob sich das alte Haus der Flamme förmlich lüstern darböte. Es brannte in allen Stockwerken, aus den springenden Fenstern wälzten sich dichte Qualmwolken und die Lohe schlug bereits zum Dachstuhl hinaus, als die Helfer von Neuhaus anlangten.

Und sie hatten nicht gezögert! Bruno, der in seinem Hause und Gute über die umfassendsten Vorrichtungen gebot und seine Mannschaft in Uebung erhielt, hatte bei der Meldung der Gefahr sein Aufgebot ergehen lassen und erschien so schnell als möglich, aber die Ankommenden erkannten wohl, daß hier nichts mehr zu retten war, als die Bewohner. Trotzdem legte man Hand an's Werk, der Flammen Herr zu werden.

Bruno hatte aus Vorsicht gleich anspannen lassen. Der Wagen harrte bereits in der Nähe. Gottwalt war es gelungen, sich aufzurichten, und, obwohl von Schmerzen hart gepeinigt, wollte er seine Niederlage leicht nehmen. Der Freiherr blickte auf das brennende Gebäude, und schien zu schwanken, was er zu beginnen habe.

„Dieses Haus ist nicht mehr bewohnbar, lieber Großvater!" sagte Bruno. „Neuhaus steht Ihnen ganz und gar zu Diensten! Und so auch allen dem Freiherrn Zugehörigen!" Damit wendete er sich an das Ehepaar Mack und die übrigen Diener. Mit Umsicht gab er noch einige Anweisungen, hieß die Pferde und das wenige Vieh hinüberschaffen und drängte den Freiherrn fort zum Wagen.

Dieser halb im Traume wandelnd, blieb, ehe er einstieg, noch einen Augenblick stehen und richtete seufzend die Blicke zurück. Da stürzte mit Krachen und Geprassel das brennende Gebäude in sich zusammen, wie aus einem Krater Flammen, Rauchsäulen und einen Funkenregen in die finstere Luft sendend, und über dem Tannenwald verbreitend.

Bruno half dem Freiherrn in den Wagen, Mack legte den geretteten Kasten auf den Rücksitz. Gottwalt, vor Schmerzen fast außer sich gebracht, scheute sich doch vor dem Wagen und wollte sich den Fußgängern anschließen, der Freiherr aber bestand darauf, daß er fahren müsse. Bruno stieg zu ihnen ein. Die übrigen folgten zu Fuße, während die Löschmannschaft von Neuhaus auf dem Platze blieb.

Vor wenigen Stunden noch saß man behaglich im alten Hause beisammen, jetzt bewegte sich eine obdachlose Schaar, deren Mehrzahl alles in den Flammen verloren hatte, durch die rauhe und stürmische Winternacht. Aber ein Asyl winkte ihnen, ein neuer Hafen für alle, der auf kurzem Wege erreicht wurde.

Die junge Herrin von Neuhaus begrüßte den Großvater mit herzlichen Worten und führte ihn in das Zimmer. Gottwalt aber brach draußen auf der Schwelle zusammen und Bruno ließ ihn von den Dienern schnell in das obere Stockwerk tragen und auf das Lager bringen. Neuhaus war ein großes schloßartiges Gebäude und auf viele Gäste eingericht t. Gleichwohl bedurfte es rascher Umsicht und Fürsorge der Hausfrau, um den Großvater und die Seinen als dauernde Bewohner aufzunehmen und besonders dem alten Herrn die gewohnte Bequemlichkeit zu bieten. Für ihn wurden rasch die für Frau von Tenneberg und Hildegard immer bestimmten und bereits für ihren Empfang erwärmten Zimmer vorgesehen. Hier hatte Bruno auch Gottwalt niederlegen lassen und half selbst, ihn zu entkleiden und die Verletzungen zu untersuchen. Starke Brandwunden fanden sich an seinem Körper, die eine rasche ärztliche Hülfe nötig machten. Die Zeit war aber weit über Mitternacht vorgerückt, und vor Beginn des Tages war die Ankunft eines Arztes aus der Stadt nicht zu erwarten. Man mußte sich vorerst mit den Mitteln begnügen, welche die Hausapotheke bot, und die der junge Gutsherr selbst für allerhand Schäden zu verwenden wußte. Als Krankenwärterin wurde Frau Mack heraufgeholt, welche schluch-

zend in der Küche saß, während ihre Umgebung im Kreise mit weinte. Sie fühlte sich schon beruhigter, da es für sie doch an dem neuen Orte schon eine neue Thätigkeit geben sollte.

Unterdessen war Mack, der eigentlich selbst der Hülfe bedurfte, bestrebt, in den für den Freiherrn bestimmten Räumen eine Umschau zu halten. Ach, da war nichts wie zu Hause, kein Stück nach der Gewohnheit des alten Herrn, nichts nach der Gewohnheit des alten Dieners, der fast den Kopf verlor und sich von den jüngeren bedeuten lassen mußte.

Der Freiherr aber wandelte schweigend vom Lager Gottwalts durch die Zimmer, und wenn ihn die Füße nicht mehr tragen wollten, zu diesem zurück, um sich vor demselben niederzulassen. Es war seine Schuld, so gestand er sich, daß der arme Knabe hier an brennenden Wunden — vielleicht schon mit dem Tode ringend, lag. Durch seine eigene Fahrlässigkeit hatte er die Flammenverheerung seines Hauses verschuldet! Und wenn nur sein Haus niedergebrannt, nicht aber sein ganzes Besitztum mit verloren gegangen, so war es das Verdienst dieses Knaben, der ihm sein Eigentum mit Aufopferung seines Lebens gerettet hatte! Der Alte schauderte, indem er auf den schwer Atmenden, von Schmerzen Gepeinigten niederblickte.

Und er war in Neuhaus, welches er einst in Groll und Zorn verlassen hatte, um sich dauernd in finstre Einsamkeit zurückzuziehen. Groll und Zorn waren ja längst überwunden, aber daß er nun, des eignen Daches beraubt, hier doch wieder Wohnung nehmen mußte, von der zartesten Rücksicht und Aufmerksamkeit umgeben, das schien ihm traumhaft, unfaßbar, das legte sich wie bleierne Schwere über ihn. Er hätte umsinken mögen vor Mattigkeit, und seine Lebensgeister waren doch aufgeregt, ruhelos, und ohne den Willen Ruhe zu finden.

Der Schlaf konnte seine lösende und erquickende Kraft in dieser Nacht nur über wenige Bewohner von Neuhaus geltend machen. Frühzeitig war alles wieder bei der Hand. Der erweiterte Hausstand, die erwarteten Gäste erforderten doppelte Thätigkeit. Dazu ein schwer Erkrankter im Hause und das Haupt der Familie, welches ebenfalls die Rücksicht, wie für einen Kranken erforderte. Briefe mußten geschrieben, Boten entsendet werden.

Der Arzt (es war nicht der Medizinalrat) konnte erst gegen Mittag erscheinen. Gottwalt's Zustand erschien ihm bedenklich. Jedenfalls werde, so meinte er, eine längere Niederlage nicht abzuwenden sein. Dem Freiherrn, welcher sonst niemals krank gewesen, meinte er auch etwas verordnen zu müssen, ertrug es aber, daß der Alte ihn grimmig anfuhr, und sich seine „Quacksalbereien" verbat.

Abends spät kam Degenhart in den Hof gesprengt. „Lebt Gottwalt?" war die erste Frage, die er Bruno entgegenrief. Er mußte vor diesem und dessen Frau seine Kraft zusammennehmen, um nicht zu verraten, wie nahe ihn die Gefahr des jungen Freundes anging. Der Freiherr empfing ihn schweigend, nahm seinen Arm und führte ihn vor das Lager des Kranken. Gottwalt schien zu schlafen. Lothar beugte sich über ihn seinen Atemzug zu belauschen. Um den Schlummernden nicht zu stören, verließ er mit dem Alten leisen Schrittes das Zimmer.

Sie sprachen wenig, während sie eine Weile beisammen saßen. Da trat Mack ein und legte einen unverschlossenen Brief vor den Freiherrn, dessen Aufschrift an diesen gerichtet war. Frau Mack hatte ihn am Boden gefunden. Der alte Herr suchte nach seiner Brille. Er fand sie nicht, da sie, wie Alles, was er den Tag über brauchte, in den Flammen verschwunden war So schob er den Brief, welcher an einer Ecke angebrannt war Lothar zu. Dieser erkannte Gottwalt's Handschrift und begann zu lesen. Es waren die Verse, welche Gottwalt für Weihnachten an den alten Herrn gerichtet hatte.

Dieser hörte mit steigender innerer Bewegung zu. Dann faßte er Lothar's Arm mit festem Griff und sagte in gedämpften, gleichsam beschwörendem Ton: „Degenhart! Wir dürfen ihn nicht verlieren! Er muß — er muß uns bleiben! Sonst ich weiß nicht — "

Er brach ab und sank in den Lehnstuhl zurück.

Lothar sprach ihm Hoffnung zu und bat ihn, sich endlich zur Ruhe zu legen. Er schickte auch Frau Mack hinweg, da er sich die Nachtwache bei Gottwalt nicht nehmen lassen wollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das alte Haus Tenneberg lag in rauchenden Trümmern. Es hatte sich durch sein Holz- und Fachwerk dem verzehrenden Feuer als eine schnell zu überwindende Beute dargeboten. Nur ein paar schwarze Kaminessen standen noch aufrecht zwischen den Tennen, welche, gleich den Wirtschaftsgebäuden, die Spuren der nächtlichen Flammen aufwiesen. Es war ein düsteres Bild inmitten der Winterlandschaft. Zwar wagte die Weihnachtssonne einen Blick aus dem Gewölk über die verödete Stätte, zog sich aber schnell wieder hinter den blaugrauen Vorhang zurück.

Was hier verloren gegangen, war zu ersetzen und konnte verschmerzt werden, wenn nicht die drohende Gefahr für ein junges Menschenleben dagewesen wäre, welches noch verloren gehen konnte. Und doch fühlten die einstigen Bewohner des Hauses den Verlust sehr merkbar. Denn es mußte auf fast Alles verzichtet werden, was die Gewohnheit zur Notwendigkeit gemacht hatte.

Es war Weihnachten, die Vorbereitungen zur Feier des heiligen Abends konnten in Neuhaus trotz der veränderten Verhältnisse nicht verhehlt werden. Der Freiherr, obgleich auch er darauf gerüstet hatte, kam, da Alles in Rauch aufgegangen war, mit leeren Händen. Er versammelte seinen alten Hausstand um sich, das Mack'sche Ehepaar, Kutscher, Magd und Knecht, um eine Ansprache an sie zu halten. Auch Bruno erschien dazu. Er erklärte ihnen, daß sie sich für heute mit einem Geldgeschenk begnügen müßten, (das war freilich in den vergangenen Jahren auch nicht anders gewesen,) daß er aber für all ihre Verluste einstehen und Jeden zufrieden stellen werde. Der junge Gutsherr von Neuhaus nahm darauf das Wort, daß er bereit sei, die Bewohner von Schloß Tenneberg, auch die nicht an den persönlichen Dienst des Freiherrn gebundenen aufzunehmen und ihnen eine Thätigkeit zuzuweisen, sofern sie es wünschten.

Frau Mack weinte dabei bittere Thränen, denn sie empfand wohl, daß sie von Allen am schlechtesten davonkam. Noch war nichts zur Sprache gekommen und war auch nicht zu bestimmen, ob der Freiherr mit seinen Bedürfnissen künftig in dem Haushalte der jüngeren Gutsherrschaft aufgehen, oder man getrennten Haushalt führen werde. Aber auch in letzterem Falle würde sie niemals, das sah sie voraus, die behagliche Machtstellung im neuen Schlosse gewinnen, welche sie im alten genossen hatte.

Mit Sehnsucht sah Lothar der Wiederkehr des Arztes entgegen. Gottwalt hatte ihn Morgens an seinem Lager erkannt und einen froh aufleuchtenden Blick auf ihn gerichtet, der ihn beglückte. Der Doktor, welcher viel zu spät für die Ungeduld des Krankenwärters erschien, war heut zufriedener und wollte von keiner ernsteren Gefahr mehr wissen. Aber die Schnelligkeit der Genesung, welche man wünschte, konnte er nicht in Aussicht stellen. Vormittags noch kamen Frau von Tenneberg und Hildegart angefahren und fühlten sich von ihren schlimmsten Befürchtungen befreit durch die noch tröstlichen Zustände, welche sie vorfanden. Alle waren nun beisammen, welche das Familienfest gemeinsam feiern sollten. Aber man hatte es sich anders gedacht und an eine gemeinsame und frohe Feier war nicht zu denken. Dafür bot dann das erwähnte Ereignis der Verlobungs-Lothars mit Hildegart einen willkommenen Ersatz.

Wo Glück und Betrübnis zugleich unter einem Dache uns in demselben Kreise wohnen, da geschieht es wohl, daß sie abwechselnd die Stunde beherrschen. Die Stunde des Glückes wird rein empfunden, bis plötzlich Schatten ihre Mahnung senden; in die Stunde banger Kümmernis fällt ein Hoffnungs-

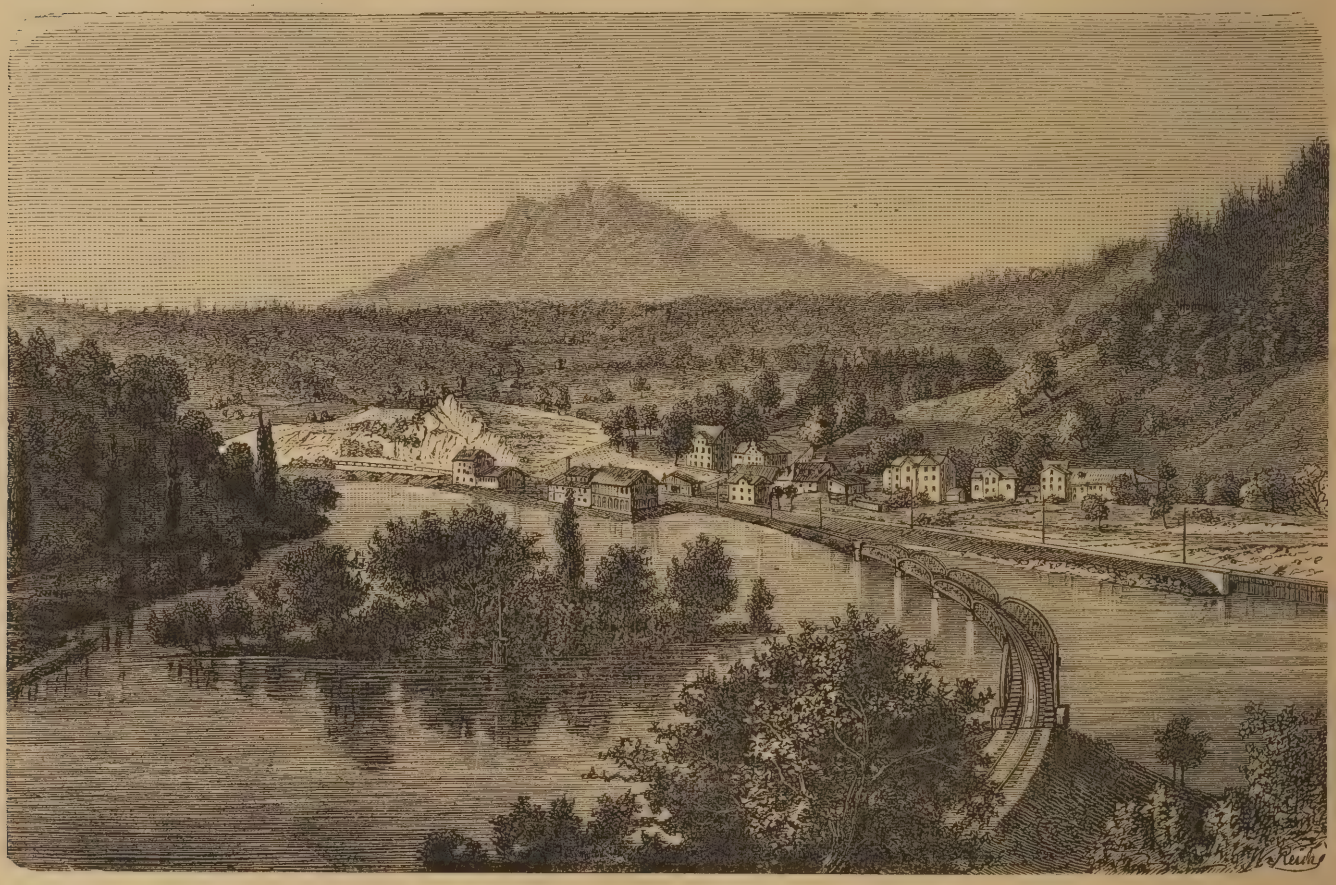
strahl, und das Bewußtsein des Glückes übt wieder seine Macht. So war die Stimmung der Familie in Neuhaus.

Der Abend wurde in den beiden Stockwerken sehr verschiedenartig begangen. Unten versammelte sich ein Teil der Familie um den Christbaum und den Jubel der beiden Kinder, während in einem großen Saale, die gesammte Dienerschaft, die des Freiherrn eingeschlossen, ihre Gaben empfing. Oben aber schritt der alte Herr allein durch die Stuben immer wieder bis an die Thür des Krankenzimmers, welche geöffnet bleiben mußte! Er war nicht zu bewegen, diese Räume zu verlassen, sah es aber nicht ungern, daß bald seine Schwiegertochter, bald Degenhart, bald Bruno oder seine Gattin, ihm abwechselnd auf eine Weile Gesellschaft leisteten.

„Es muß einmal zur Sprache kommen," begann er zu Frau von Tenneberg „gerade zwischen Ihnen und mir muß es zur Sprache kommen, daß es eigene Umstände sind, die mich nach Neuhaus zurückgeführt haben! Warum ich es einst verlassen, ist Ihnen nur zu bekannt, doch — ich weiß ja, daß Sie dies vergessen wollen! Allein die Wiederkehr! Es ist kein Zufall, es scheint nur so — die Flammen waren es nicht, die mich herzutrieben! Noch vor einem Jahre hätte mich der Brand meines Hauses überall hin, nur nicht hierher jagen und zwingen können! Ich mußte aus mir selbst erweckt, der Glaube an Menschen mußte mir wiedergegeben werden. Und das geschah nicht durch große Mittel und Anstrengungen. Es geschah durch Teilnahme an einem Einzigen, welcher meinem Anteil nicht einmal entgegenkam. Ja, ich habe ein Wunder in mir selbst erlebt! Eine Wandlung, für die ich dankbar sein muß. Wenn ich mein Leben jetzt abschließe — so kann ich bei seinem Ausgang immer noch auf gute Tage zurückblicken." Frau von Tenneberg wollte ihn von den Todesgedanken abbringen, wies auf seine noch dauerhafte Rüstigkeit hin und suchte an dem gegenwärtigen Zustande die möglichst günstige Seite abzugewinnen.

„Gewiß!" entgegnete er. „Es soll mir recht sein, noch einige Zeit zu leben, denn ich habe noch zu thun! Und zwar für die fernere und für die nächste Zukunft. In Betreff der letzteren muß ich sogar um Ihre Hilfe bitten, denn weder ich noch meine Leute, werden da ausreichen. Ich bin abgebrannt. habe so zu sagen, nur das nackte Leben gerettet. Will ich weiter leben, so kann es nicht immer in Bruno's Morgenschuhen und allem, was sonst dazu nötig ist geschehen!"

Frau von Tenneberg lächelte. Sie hatte schon gehört, wie man sich für's erste behalf, und selbst die Sache in Erwägung gezogen. Es mußte eine ganz neue Ausstattung für den Freiherrn und ebenso für Gottwalt besorgt werden, dessen kleine Habseligkeiten mit den Flammen aufgegangen waren. Sie versprach ihre Hülfe und Begleitung, da der alte Herr in einigen Tagen, wie er sagte, in wichtigen Geschäften nach der Stadt fahren wollte.



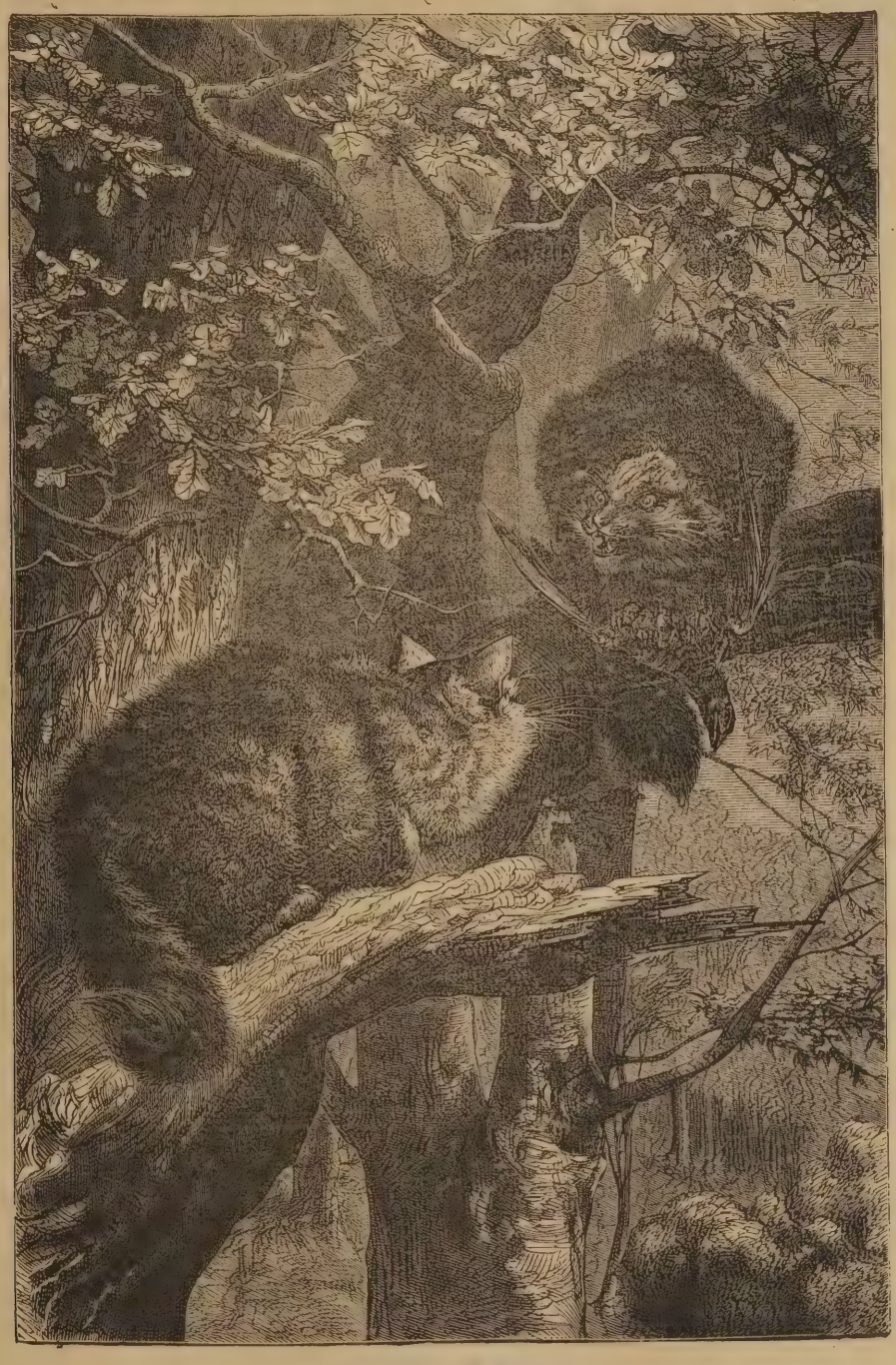
Luzern mit dem Pilatus.

Als die Mutter eine Stunde darauf beim Abendtische den letzten Teil dieser Unterhaltung zur Sprache brachte, und die Rede auf Gottwalt überging, sagte Bruno: „Wie Tamino ist der gute Junge bei uns zuerst durch Wasser, dann durch Feuer gegangen! Aber nicht aus eigenem Vorteil, sondern um zu retten und zu helfen; wobei er nicht einmal eine schützende Zauberflöte hatte, sondern schließlich arg zugerichtet wurde. Johann hat mir ein paar verkohlte und halbangebrannte Stiefel von ihm gezeigt, welche im Familienarchiv aufbewahrt werden müßten. Jedenfalls braucht er neue! Dergleichen zu ersetzen wird sich der alte Herr schwerlich nehmen lassen. Was bleibt uns übrig

für ihn zu thun? Wenn er jetzt darauf bestände, daß ich ihm meine Lida zur Ehe verspräche, weiß der Himmel, ich müßte darauf eingehen, trotz des Unterschiedes der Jahre!"

Die Gesellschaft fing an zu lachen, Bruno aber ergriff sein Glas und fuhr fort: „Ihr habt ihm den Namen „Kobold" gegeben. Im alten Hause ist es mit seinem so meisterhaften Spucken nun zu Ende. Der Kobold ist in unser Haus eingezogen, und wir wollen wünschen, daß er auch uns Gutes bringen möge! Und noch weiter hinaus! Ein neues Hauswesen wird sich bald begründen, da wir ein verlobtes Paar unter uns haben, dem wir die Gunst guter Geister wünschen, ein Paar, welches unserem Hausgeiste bereits befreundet ist! Hätten wir ihn nur erst aus der Krankenstube! Ich bringe das Wohl unseres Koboldes aus!"

(Fortsetzung folgt.)



Veidische Räuber.

Das wahre Glück.

Novellette von **Otto Berdrow.**

„Nun, Leo, hast Du Dich entschlossen?" fragte die junge Frau, als ihr Mann — es war gegen 4 Uhr nachmittags — nach Hause kam.

„Ach so, wegen des Konzertes," entgegnete er, indem er Hut und Stöckchen beiseite legte. „Ich habe noch gar nicht einmal daran gedacht, es gab heut im Bureau sehr viel zu thun. Nun, es sind ja noch einige Stunden bis dahin; da kann man sich schon besinnen."

Er sagte das in gleichgültigem Tone, setzte sich dann zu seiner Frau auf das Sofa, nahm ihre Hand und begann, während

das Mädchen den Kaffee auftrug, von nebensächlichen Dingen zu reden.

„Besinne Dich nur etwas schnell," begann die kleine Frau von neuem, als sie allein waren. „Ich muß mich doch darnach einrichten. — Viel Lust scheinst Du wieder nicht zu haben!" setzte sie etwas gereizt hinzu.

„Allerdings, Du weißt ja, Mimi, ich reiße mich nicht sehr um diese Kasino-Festlichkeiten. Außerdem habe ich bis 7 Uhr reichlich mit meinen Akten zu thun. Die neue Hafenanlage erfordert viele Vorarbeiten.". . . .

„Und dann? — Vor 8 brauchen wir nicht zu gehen."

„Heut abend möchte ich einen Abschnitt meiner Erzählung zu Ende bringen. Ich bin gerade gut disponirt und der Verleger fragt alle Augenblicke an."

Marie stand auf und machte sich bei ihrem Nähtischchen zu schaffen.

„Sei nur nicht gleich böse!" versetzte ihr Mann. „Ich will Dir Dein Vergnügen nicht stören. Ich habe gestern mit Holsteins gesprochen, sie nehmen Dich gern mit. Gegen acht Uhr fahren sie an und holen Dich ab. Und bei ihnen bist Du ja gut aufgehoben."

„Ja, ja," sagte sie mit spöttischem Munde. „Besorge nur nichts, ich gehe schon mit ihnen."

Sie verließ das Zimmer und warf die Thüre hinter sich ins Schloß.

Ueber Leopolds Stirn zog ein tiefer Schatten. Er kannte diese Auftritte bereits; sein kurzes Eheleben — er war seit vier Jahren verheiratet — hatte ihn zur Genüge eingeweiht. Und doch überwand sich so etwas schwer, sehr schwer! — Langsam ging er in seine Studirstube und setzte sich an die Arbeit.

Die junge Frau aber machte Toilette. Sie wollte schön sein; triumphiren wollte sie vor ihm und den andern! Niemand sollte merken, daß sie litt, daß ihre Augen nachts heimliche Thränen weinten; vor allem sollte er's nimmer ahnen, um den sie litt. — Und als Leopold kurz vor der Abfahrt von oben kam, um ihr adieu zu sagen, da sagte sein glänzender Blick ihr, daß er sie bewunderte.

„Mimi, wie siehst Du reizend aus!" sagte er leise, indem er seine Hand um ihre Taille legte. Dann bemerkte er an ihrem Halse eine kleine silberne Rose.

„Weißt Du noch, wann ich Dir die Brosche schenkte?" fragte er, während er ihr tief in die Augen schaute.

„Denkst Du wirklich an die Zeit?" entgegnete Marie bitter. „Ich glaubte, das alles wäre lange begraben."

Sie schwieg; sie konnte nicht weiter sprechen. Leopold hatte die Hände auf ihre Schultern gelegt und sah sie noch immer an. Welch ein Himmel unendlicher Güte und Liebe lag in seinem Auge. Mimi hätte den Flitter von ihrem Leibe reißen und den geliebten Mann bitten mögen, sie bei sich zu behalten. Aber schon rollte die Kalesche über das Pflaster der Straße und hielt unten vor der Thüre.

„Laß mich nur los!" sagte Marie ungeduldig; da küßte er ihre Stirn und ließ die Arme sinken. Schweigend geleitete Leopold seine Frau die Treppe hinab an den Wagen, hob sie hinein, rief ihr und den Freunden ein „Haltet Euch vergnügt!" zu und ließ die Thür der Kalesche ins Schloß fallen. Die Pferde zogen an, und der Wagen tauchte in das Dunkel des Abends hinein. Leopold schaute ihm nach, bis die Laternen verschwanden. Der Novemberwind warf dem Einsamen einen Schauer feinen, kalten Regens ins Gesicht; ihn fror und er trat ins Haus zurück. Als er die Thür seines Studierzimmers öffnete, welches bereits traulicher Lampenschein erhellte, atmete er hoch auf und ein Gefühl behaglicher Zufriedenheit erfüllte seine Brust.

Die schöne junge Frau wiegte sich indessen in den weichen Polstern der Kalesche. Das dumpfe Brausen der Räder, das Klatschen des Regens, den der Wind unausgesetzt gegen die Scheiben schleuderte, der schwere, süße Duft wohlriechender Essenzen, welcher sich in dem kleinen Raume festgesetzt hatte, das Geschwätz der Freundin, welche an ihrer Seite saß und sie unermüdet auf die erleuchteten Schaufenster der glänzenden Läden zu beiden Seiten der Straße aufmerksam machte: das alles schläferte ihr Gewissen ein. Und als der Wagen vor dem Kasino hielt, als das fröhliche Gewühl sie umfing, als die rauschende Musik ihrem Ohre schmeichelte, helle Lichtflut ihre Augen blendete, da fühlte Marie sich in ihrem Elemente.

Der Tanz begann. Nun feierte sie ihre Triumphe. Nicht nur die Jugend drängte sich bewundernd zu der schönen Frau: auch ältere Männer voll Geist huldigten ihr. Marie fühlte instinktmäßig, daß das Interesse der letzteren weniger ihr selbst, als vielmehr ihrem Manne galt. Aber dieses Bewußtsein demütigte sie nicht; o nein: sie haschte nach jedem Wort des Lobes und der Anerkennung, welches seinen Arbeiten, seiner Persönlichkeit gezollt wurde; sie fühlte ihren Wert steigen durch den seinen.

„Aber warum hat er Sie allein geschickt? Warum zieht er sich zurück von allen Genüssen?"

„Sie wissen, Leopold hat sehr viel zu thun. Er wollte diesen Abend an seiner Novelle arbeiten" —

„Ja, ja," unterbrach sie der Justizrat, ein alter, würdiger Herr, „seine Ausdauer ist zu bewundern. Der Posten, den er in der Verwaltung bekleidet, gehört zu den schwierigsten. Man sollte nicht glauben, daß es einen so vielbeschäftigten Manne möglich sei, sich die geistige Frische und Elastizität zu bewahren, deren er zu seinem Schaffen bedarf!"

„Es geht aber so nicht weiter!" sagte Holstein, als er nach der nächsten Mazurka an Maries Seite ausruhte. „Leopold reibt sich auf, wenn er auf diesem Wege fortfährt. Er spannt seine Kräfte zu sehr an. Sie werden eben so gut wie ich bemerkt haben, daß er leidend ist. Seine Nerven bedürfen dringend der Ruhe. Wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat erteilen darf, liebe Frau Steiner, so entziehen sie ihn mit allen Mitteln, die einer klugen Frau zu Gebote stehen, seiner Arbeit. Er darf nicht länger bis tief in die Nacht hinein sitzen und grübeln. Er ist jung genug, um uns noch durch viele Werke Freude und Genuß zu bereiten. Also versuchen Sie's einmal, den Einsiedler von seinem Olymp auf die Erde zu locken; er wird ja doch seiner jungen Frau —"

„Ach sieh doch, liebe Mimi," entzog Frau Holstein ihrem Manne das Wort, „welch eine reizende Krepp-Tunika die Bardeleben trägt! Sie sieht entzückend aus — ich muß ihr gratuliren zu ihrem Geschmack." — —

Marie aber hatte kein Auge mehr für glänzende Toiletten. Der Saal verdunkelte sich, die Gestalten, welche nach den Klängen der Musik über den Parquet wirbelten, zerrannen wie nebelhaft-flüchtige Schatten. Ein Licht blieb zurück von all den flimmernden Kerzen, ein einziges Licht, welches seinen matten Schein über weiße, reinlich beschriebene Bogen und auf ein ernstes Antlitz mit schönen, durchgeistigten Zügen warf; sie kannte die Hand, welche in emsigem Schaffen Seite auf Seite füllte: es war dieselbe, welche einmal ihre Wangen streichelte und liebkosend über ihr blondes Haar strich . . . . .

Und warum einmal? Warum nicht mehr jetzt? — Und war jene glückliche Zeit auf immer dahin? —

Worauf Holstein sie soeben aufmerksam gemacht hatte, sie wußte es lange; sie hatte es sich nur niemals eingestehen wollen. Sie wußte daß Leopold litt, und daß er tiefer litt als sie. Sie war sich auch darüber klar, daß er um sie litt.

Sie genügte ihm nicht mehr: Das war das ganze Unglück.

Sie gedachte der schönen Zeit, die ihrer Verlobung mit Leopold folgte. Da hatte er oft wochen-, monatelang mit ihr unter einem Dache gewohnt und hatte sie kaum eine Stunde entbehren können. Und jetzt: Wie oft forderte er sie auf, Ge-

sellschaften, Konzerte, Bälle zu besuchen: „Heute spielt d'Albert in der Singakademie; ich würde Dir raten, diesen Genuß nicht zu verscherzen. Leider habe ich keine Zeit, Dich zu begleiten; aber Wernaus, mit denen ich deswegen gesprochen habe, bitten Dich sehr, mit ihnen zu kommen". . . Oder . . . . „An diesem Abend wird ein neues Stück von Wildenbruch gegeben. Du mußt auf jeden Fall hin, liebe Mimi, ich habe einen guten Platz in unserer Loge erobert. Ich ginge gern mit; aber Randow hat versprochen mich zu einer kleinen litterarischen Konferenz zu besuchen und Du weißt: Geschäft geht vor Vergnügen. Du wirst jedoch unsern alten Freund, den Justizrat ganz bestimmt treffen; auch Holsteins haben halb und halb zugesagt. Bitte, nimm das Billet und sei nicht böse über meine Unritterlichkeit!" . . . Und ging sie mit blutendem Herzen; denn sie fühlte, daß er sich ihrer entledigen wollte, daß ihre Gegenwart ihn drückte. Und wenn Leopold angenehm erregt durch sein Schaffen, sie abends nach ihrer Rückkehr auf seinen Schoß niederzog und fragte: „Nun, Mimi, wie hast Du Dich amüsirt?" — Dann war sie zu stolz, um ihm zu gestehen, daß sie mit blinden Augen gesehen, mit tauben Ohren gehört und mit müdem, leerem Herzen empfunden habe: dann erwiderte sie: „O ich bin sehr zufrieden mit diesem Abend; es wurde ausgezeichnet gespielt, und Wernaus waren sehr liebenswürdig." — Und so plauderte sie weiter, Phrasen, Phrasen, tote, inhaltsleere Worte. Er aber küßte ihre Stirn und sagte: „Nun, dann bist Du wohl sehr müde, nicht wahr? Es ist bereits über 11 Uhr. Du gehst wohl schlafen, wie? Ich will noch ein Stündchen arbeiten." — Und er begleitete sie bis an die Thür ihres Schlafzimmers, drückte noch einen leisen Kuß auf ihr Haar und ließ sie allein. Und sie warf sich angekleidet auf ihr Bett und weinte, weinte . . .

„So tief in Gedanken, verehrte Frau Steiner? — Bitte, schenken Sie mir noch einen Tanz!"

Verwirrt schaute Marie zu dem Sprecher auf, der sich galant vor ihr verbeugte. Sie hätte dem Gewühl entfliehen mögen; aber sie konnte nicht ablehnen, er war ein Freund ihres Mannes; und die junge Frau tanzte; mechanisch bewegten sich ihre Füßchen mit den Atlasschuhen nach dem Takte der Musik; aber das Herz that ihr weh.

Gegen 2 Uhr nachts kam man nach Hause.

„Nicht wahr, liebe Mimi, es war ein reizender Abend!" sagte Frau Holstein, als sie Marie die Hand zum Abschied reichte.

„Ja, es war ein reizender Abend," wiederholte jene mechanisch.

„Grüßen Sie Ihren Herrn Gemahl!" rief Holstein ihr nach, indem er, durch das plötzliche Halten des Wagens aus seinem Halbschlummer geweckt, ein Zündhölzchen anriß, um zum fünften Mal seine Zigarre anzubrennen.

Marie trat in das Haus; die Thüre war offen: Leopold wartete stets so lange, bis sie heimkehrte. Beim matten Schimmer der Flurlampe stieg die junge Frau die Treppe empor und ging in das Wohnzimmer, welches gerade unter der Studirstube ihres Mannes lag. Sie nahm Hut und Mantel ab, löste die schwere Flechte und ließ das blonde Haar über den Nacken und Rücken niederrieseln. Als ihr Blick den Spiegel streifte, mußte sie unwillkürlich daran denken, wie entzückt Leopold in früherer Zeit gewesen war, wenn er sie einmal, während sie Toilette machte, überrascht hatte. Dann pflegte er, während seine Hände in ihrem entfesselten Haare wühlten, voll Bewunderung zu flüstern: „Mimi, wie schön siehst Du aus! So hab ich Dich am liebsten!" — Und wenn sie ihm auch den Mund zuhielt und entgegnete: „Was redest Du für Unsinn, Leo!" — seine süßen Schmeichelworte hatten ihr doch wohl gethan. Und jetzt? — Ach es war alles lange, lange vorbei!

Aber warum kam er heute nicht herunter, um ihr, wie er's gewohnt war, eine gute Nacht zu wünschen? Sollte sie auch die letzten kleinen Liebkosungen entbehren, die er ihr noch spendete? Hatte er sie denn garnicht mehr lieb? Sollte es doch wahr sein, — sie hatte es einmal irgendwo gelesen und Leopold mit Thränen in den Augen um Aufschluß gebeten —: daß ein Dichter der ernsten, treuen, dauernden Liebe nicht fähig sei? Und er hatte ihr's mit tausend Küssen und Schmeichelworten auszureden gewußt, hatte ihr jenes schöne Sonett Gottfried Kellers ins Ohr geflüstert, in welchem der Dichter sein Herz einer kostbaren Geige vergleicht, die mancher Meisterin angehört habe und nun endlich, geadelt durch lange sorgfältige Behandlung, fähig der zartesten Töne, des reinsten Gesanges, wert sei, der Einzig-Geliebten für immer anzugehören. — Ach, sie war die Meisterin nicht, der er sein Herz auf ewig zugeeignet hatte!

Wohl eine halbe Stunde saß sie regungslos, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische und lauschte nach oben. Vergebens! Kein Geräusch drang durch die nächtliche Stille. Ahnte er denn nicht, wie schmerzlich sie seiner harrte? Daß sie nicht zur Ruhe gehen konnte, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben? — Endlich hielt sie es nicht mehr länger aus. Sie warf sich ein Tuch um die Schultern, trat, die Thür leise öffnend und hinter sich schließend, auf den dunklen Flur, tastete die Treppe hinauf und schlich bis an die Thür seines Studirzimmers. Ein schwacher Lichtschein fiel durch die Spalte. Marie horchte, vor Kälte zitternd, und da sich drinnen nichts regte, klinkte sie unhörbar die Thür auf und betrat die Stube.

Leopold saß, den Rücken gegen sie gekehrt, an seinem Sekretär. Er hatte den Kopf an das Kissen des hochlehnigen Rohrstuhles zurückgelegt und schien zu schlafen. Die Lampe stand zu seiner Linken und warf ihr Licht auf ein wirres Durcheinander von Büchern, Heften, Blättern; zu seiner Rechten bemerkte sie ihr Bild, welches so gestellt war, daß der volle Schein der Lampe darauf fiel.

Marie wagte sich nicht zu bewegen. Als aber Leopolds tiefe, ruhige Atemzüge ihr verrieten, daß er fest schlief, trat sie näher und betrachtete ihn. Der Schlummer mußte ihn inmitten der Arbeit überrascht haben, denn noch hielt er die Feder in der herabgesunkenen Rechten. Marie scheute sich anfangs, in sein Gesicht zu schauen; ihr war, als müsse er seine Augen öffnen, wenn ihr Blick auf seinem Antlitz ruhte. Dann aber faßte sie sich ein Herz und sah ihn an, voll Liebe und Trauer. Wie edel sah er aus, wie edel und schön! Welche reine und hohe Stirn, unangetastet vom Zahne der Leidenschaft. Nur die Brauen waren ein wenig zusammengezogen, und zwischen ihnen lag eine kleine Falte, die Marie bisher nicht bemerkt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Der Arbeit Preis.

Von **Robert Zeidel.**

I.

Was wahrhaft groß die Völker hat gemacht,
Was sie zu hohen Zielen hat getragen,
Was Barbarei und Elend hat geschlagen:
Das war der Arbeit schöpferische Macht!

Ein Paradies schuf sie aus öder Nacht
Und Quellen ließ sie aus den Felsen springen;
Den Kannibalen selbst half sie bezwingen
Mit ihren Waffen in unblut'ger Schlacht.

Erstaunenswert! Und dieser Bildungsgang,
Durch den die ganze Menschheit ward geleitet
Zu schönerm Sein — er ist noch unbereitet

Für unsre Jugend, die mit Geisterzwang
Auf dieses Lebens Sturm, Gefahr und Drang
In unsern Schulen kaum wird vorbereitet.

II.

Der Arbeit öffnet drum die Schulen weit.
Laßt drin die Jugend sich im Schaffen regen
Zu ihrem Glück und zu der Menschheit Segen
Befruchten ihre Arbeitsfreudigkeit.

Die neue Bahn zur Bildung unsrer Zeit,
Sie wird der Kinder Gaben voll entfalten,
Weil klug sie fügt zum Wissen das Gestalten
Und weil vor geist'ger Frühkultur sie feit.

Das Denken wird durch Arbeit reich gespeist,
Dem Wollen wird ein klares Ziel gegeben,
Dem Körper aber ist Bewegung Leben.

Bei wechselvollem Thun erstarkt der Geist,
Im Wirken nur kann Tugend nicht erbleichen
Und Laster müssen vor der Arbeit weichen.

Feuilleton.

Luzern mit dem Pilatus. (Illustration Seite 276.) Die Schweiz ist unstreitig der besuchteste Reisepunkt Europas, aber den meisten Menschen doch ein unerreichbares Ziel. Konnte doch selbst unser Dichter Schiller, der den Kampf der Schweizer gegen habsburgische Unterdrückungssucht durch Dramatisirung der Tellsage poetisch verklärt hat, trotz „hoher" Protektion nicht dahin gelangen, die Punkte mit Augen zu schauen, die er kraft seiner Divination uns so ergreifend beschreibt. Vielleicht hätte er dort Gesundung finden können, ganz gewiß aber hätte er zur Erfüllung seines Herzenswunsches gern auf die Beisetzung in der Fürstengruft zu Weimar verzichtet. — Luzern am Vierwaldstädter See gehört zu den lieblichsten Punkten des begnadeten Landes. Hier paart sich noch das Starke mit dem Milden, die allgewaltige Natur dringt noch nicht mit ihrer ganzen gigantischen Größe auf den Menschen ein, ihn erbeben lassend „in seinem Nichts durchbohrendem Gefühle", — die schneegekrönten Häupter der Hochalpen ragen noch aus der Ferne herüber, aber der 2100 m hohe Bergstock des Pilatus, den wir auf unserem Bilde im Hintergrunde sehen läßt die ganze Majestät der Alpenwelt ahnen.

Heidische Räuber. (Illustration Seite 277.) Daß die Einrichtungen dieser Welt weise angeordnet seien, ist ein Spruch, der sich bei den meisten großen Religionen findet, weil der von ihnen geglaubte, zwar menschenähnliche, aber außerhalb der Welt stehende Schöpfer alles Bestehenden die Weisheit und Vollkommenheit zur notwendigen Voraussetzung hat. Generation auf Generation hat das Sprüchlein einander nachgebetet und wie kläglich ist doch der ganze Gedankenbau zusammengefallen, seit die Menschheit sich der Naturbetrachtung mit Ernst hingegeben hat. Da ist nichts zu sehen von zweckmäßiger Einrichtung, sondern nur das Wirken der Kräfte aufeinander und der ewige Kampf. Der Kampf aber züchtet Räuber. Zwei solcher Räuber aus der Tierwelt, deren Schaden nach den Begriffen menschlicher Weisheit gemessen, weit größer ist als ihr Nutzen, sehen wir auch auf unserm Bild sich zorn- und neiderfüllt gegenüberstehen. Der kleine Sänger des Waldes, der der scharfen Kralle der Wildkatze zum Opfer gefallen ist, hat in seinem kurzen Leben wohl mehr Nützliches vollbracht, als die beiden blutgierigen Bestien, die im Begriffe sind, um seinen Leichnam einen Strauß auszufechten Aber er mußte zum Opfer fallen, denn er war der Schwächere. — Wenn es nur wenigstens in der Menschenwelt anders wäre.

Während der französischen Schreckenszeit wurde die Kapelle der Sorbonne zu Paris erbrochen, das Grabmal Richelieu's aufgerissen und der Kopf des ehemaligen Kardinal-Premierministers vom Leichnam getrennt. Ein wilder Volkshaufe setzte dem Schädel die Jakobinermütze auf und trug ihn unter Jauchzen auf einer Pike durch die Straßen. — Ein Konventsmitglied nahm später den Kopf an sich und vererbte ihn seinem Sohne. Während der Restauration wurde gegen letzteren prozessirt, um Richelieu's Haupt wieder zu den Gebeinen zu bringen. Kl.

Haselnußholz als Nutzholz. Bekanntlich sind Späne von Haselnußholz eins der bewährtesten Mittel, Bier zu klären. Haselnußklärspäne sind deshalb ein begehrter Handelsartikel geworden. Das Holz des Strauches oder Baumes wird nach Gewicht verkauft, gut bezahlt und ist in manchen Gegenden durch den starken Verbrauch sehr rar geworden. Man hat zwar neuestens in Lindenholzspänen einen Ersatz zu finden geglaubt, allein die letzteren sind aus mehrfachen Gründen nicht so brauchbar und empfehlenswert, wie die Haselnußspäne. Anpflanzung und Behandlung der Haselstauden sind nach der „Hausfrauen-Ztg." (Wochenbeilage zu „Der Landwirt") sehr einfach. Vor allem kann man durch richtigen Schnitt die Fruchtbarkeit der Haselnußsträucher bedeutend erhöhen, indem man die langen glatten Ruthen zurückschneidet, und zwar die starken bis zur Hälfte, die schwachen auf ein Drittel ihrer Länge. Dadurch werden die unteren Augen zum Austreiben gezwungen. Die Seitenzweige darf man noch nicht beschneiden.

Hühnereier. In naturwissenschaftlichen Zeitschriften ist wiederholt die Frage erörtert worden, ob lebende Würmer in Hühnereiern vorkommen oder nicht? Hofrat Professor Dr. Liebe hat nach seinen Mitteilungen in der „Monatsschrift zum Schutze der Vogelwelt" jetzt sicheres Material zur Lösung dieser Frage beigebracht. Vor einiger Zeit fand seine Schwester in dem Eiweiß eines frischen Hühnereies, welches sie aufschlug, einen runden, bindfadendünnen Wurm von der Länge eines kleinen Fingers, welcher sich ganz lebhaft bewegte. Sie ging mit dem Eiweiß sofort zum Apotheker, und dieser setzte den Wurm in Spiritus. Professor Dr. Möbius in Kiel hat das Tier genau bestimmt und als Hühnerfadenwurm, Heterakis inflexa, bezeichnet, welcher im Dünndarm des Haushuhnes oft und im Eiweiß von Hühnereiern erst einige Male gefunden worden ist.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 36. Unterhaltungs-Beilage. Juli.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette**. (Fortsetzung.)

Dieser Toast erregte allgemeine Freude. Lothar hätte seinen Vetter dafür ans Herz drücken mögen, allein da ihm Hildegart näher saß, übertrug er die Freudenbezeigung auf seine Braut. Als jedoch die Abendstunden vorrückten, trieb es ihn hinauf, um die Nachtwache wieder anzutreten.

Am Vormittage des ersten Feiertages fuhr ein Wagen vor. „Es geschehen Zeichen und Wunder!“ rief Bruno in das Familienzimmer. „Dame Toska kommt mit dem Hofmarschall nach Neuhaus.“ In der That wickelte sich Frau von Salfeld aus den Pelzdecken und betrat mit ihrem Schwiegervater die Schwelle.

Der Entschluß dazu hatte sie einen harten Kampf gekostet. Daß auf die Nachricht von dem Schloßbrande, welche sich in der Stadt schnell verbreitet hatte, etwas von Seiten des Salfeldschen Hauses geschehen müsse, lag auf der Hand, allein unüberwindliche Schwierigkeiten brachte zugleich die Thatsache, daß der Freiherr eine Aufnahme in Neuhaus gefunden. Toska hatte sich jedem Verkehr mit der Familie entzogen, wenn auch ihr Gatte in einem höflichen Verhältnis mit Bruno geblieben war. Allein der Oberstallmeister war im Auftrage des Fürsten auf einer Reise (bei der es sich um einen günstigen Pferdekauf handelte) und obgleich er vor dem Feste zurückkehren wollte, hatte man ihn bisher vergeblich erwartet. Die Bezeugung der Teilnahme durfte nicht verzögert werden, und so verlangte Toska, ihr Schwiegervater solle sich auf den Weg machen. Allein dieser verweigerte durchaus, dergleichen allein zu unternehmen. Ihn ängstigte die Möglichkeit, daß seine Tochter Alma wirklich unter der Obhut des Freiherrn gelebt und nun mit nach Neuhaus übergesiedelt sein könne. Toska suchte ihm diese Furcht auszureden, und wußte ihn endlich soweit gefügig zu machen, daß er seine Begleitung versprach, denn sie sah ein, daß sie sich selbst der harten Aufgabe unterziehen müsse, den Oheim in Neuhaus aufzusuchen.

Die Gäste wurden in das Empfangszimmer geführt und höflich begrüßt. Allein Toska dachte nicht, sich hier lange aufzuhalten, sondern verlangte, zu ihrem Oheim geführt zu werden. Sehr übel aber fühlte sie sich berührt, daß Bruno bei dem alten Herrn erst anfragen wollte, ob er den Besuch empfangen könne? Sie vergaß, daß der Freiherr hier unter Kindern und Enkeln lebte, die ihm näher standen als sie und mochte von den Veränderungen, die inzwischen vorgegangen, keine genügende Anschauung haben. Während der Hofmarschall in seinem allverbindlichsten Weltton eine Unterhaltung begann, ging Bruno selbst mit der Meldung zu seinem Großvater.

Wie schlimm er damit ankommen würde, hatte er nicht vorausgesehen. Der Freiherr fuhr auf, wie in seinen Zeiten des heftigsten Ingrimms gegen die Menschheit, der bloße Gedanke an Toska's laute und wortreiche Zudringlichkeit brachte ihn außer sich, denn in seine jetzigen Stimmungen paßten nur noch die Gesichter und das rücksichtsvoll ruhige Betragen der Bewohner von Neuhaus. „Haltet mir die Person vom Leibe!“ rief er. „Ich vergesse mich in ihrer Gegenwart und schlage ihr hinter die Ohren!“

Bruno machte, daß er hinunter kam, und bat sehr um Entschuldigung, daß der Großvater den Besuch ablehnen müsse, da er sich zu leidend, zu angegriffen fühle.

„Mich will er nicht sehen? Mich nicht!“ rief Toska. „Meinen Besuch lehnt er ab? Das glaube ich nicht! Er wird mich empfangen, sobald er mich sieht und meine Stimme hört!“ Damit erhob sie sich und schritt auf die Thür zu, gefolgt von Bruno, welcher sie bat und beschwor, den Freiherrn zu schonen.

Der aber schritt aufgeregt durch das Zimmer und fing bereits an, seinen Aerger ausgiebiger zu genießen als seit lange. Da vernahm er Tritte auf der Treppe, lautes Gespräch und er erkannte die Stimme Toska's und Bruno's. Schneller, als man ihm zugetraut hätte, eilte er zur Thür und schob den Riegel vor. Er ging im Sturmschritt auf und nieder und ließ es pochen, rufen, zärtlich versichern und wieder pochen. Plötz-

lich verließ ihn die Geduld und hart an die Thür gedrängt, schrie er: „Gehn Sie zum Teufel, verwünschte Katze!“

Gottwalt hörte es auf seinem Lager und dachte: „Wen verabschiedet denn der Alte da so ansprechend in alter Weise?“

Toska aber flog die Treppe hinunter, am Empfangszimmer vorüber und stieg ohne Weiteres in den Wagen. „Rufen Sie meinen Schwiegervater!“ herrschte sie Bruno an. Auch sie hatte die Fassung verloren und rechnete die Beleidigung, die sie erfahren, dem ganzen Hause an. In wenigen Minuten fuhr der Wagen aus dem Hofe.

Während die Damen noch verwundert standen über dieses seltsame Betragen, erzählte Bruno die Auftritte mit dem Freiherrn, um sich endlich in einen Sessel zu werfen und in lautes Gelächter auszubrechen. Dann aber eilte er zum Großvater, um ihm zu melden, daß die Gefahr vorüber sei.

Toska war in einer Stimmung, die ein Opfer forderte. Fürs erste wurde dies der Hofmarschall, der sich viel zu liebenswürdig unterhalten haben sollte. Hätte sie nun gar geahnt, was währenddem zu Hause hinter ihrem Rücken vorging! Denn zu derselben Stunde saß bei ihren Töchtern — Herr Paul Riedel, und selbst Lolo hatte seinen Besuch nicht abwenden können.

Vor einigen Tagen waren die Schwestern in einer Blumenhandlung gewesen. Gleich darauf zeigte sich darin Paul Riedel, welcher ein rasches und angelegentliches Gespräch mit Lulu anknüpfte, während Lolo einen Strauß bestellte. Zu Hause angelangt, vermißte Lulu ihr Armband. Sie meinte, es in der Blumenhandlung verloren zu haben, wo es sich ja wohl wiederfinden werde, wie sie mit Zuversicht hinzufügte. Und heute, am ersten Feiertage, nachdem die Mama und der Großpapa abgefahren waren, schickte Herr Paul Riedel eine Karte herein und ließ sagen, daß er Fräulein Lulu etwas zu überreichen habe. „Ich bin überzeugt, er hat mein Armband gefunden!“ rief Lulu. „Sehr angenehm —!“

Ehe Lolo noch Einspruch erheben konnte, war der Gast bereits im Zimmer, brachte wirklich das Armband und Lulu empfing es dankend, doch in einer Weise, als hätte sie es nicht anders erwartet. Sie bat ihn, Platz zu nehmen und er begann die Unterhaltung, die sich sehr heiter und jugendlich gestaltete und bei welcher viel gelacht wurde. Lolo beteiligte sich wenig daran, sah aber ängstlich nach dem Fenster so oft sie einen Wagen rollen hörte. Als Herr Paul Riedel sich endlich empfohlen hatte, folgte dann die unausbleibliche Strafrede der anderthalb Jahre älteren Schwester, welche Lulu gelassen anhörte.

„Von diesem Besuche muß die Mama jedenfalls unterrichtet werden!“ sagte Lolo.

„Das versteht sich!“ entgegnete Lulu vergnügt. „Ich werde ihr selbst die Geschichte erzählen!“

Die nächsten beiden Tage vergingen in Neuhaus in beglückender Ruhe und Zufriedenheit. Gottwalt's Befinden besserte sich zusehends. Er las und empfing Besuche. Nur Hildegart scheute er sich noch vor seinem Lager zu sehen, weil, wie er gestand, es ihm peinlich sei, „so vor ihr dazuliegen.“

Dagegen stellten sich Lothar und Hildegart dem alten Herrn jetzt als Verlobte vor und wurden als solche sehr gut von ihm empfangen. Mochte er seine Zimmer auch nicht verlassen, so nahm er doch Teil an Allem, was das Haus betraf und man ihm entgegenbrachte. Auch seinen Urenkeln fing er an Teilnahme abzugewinnen und ließ sich ihren Besuch auf einige Minuten täglich gefallen.

Da empfing Lothar einen Brief, der ihn seufzen machte. Der Landesherr schrieb ihm selbst und verlangte ihn zu einem Gespräche. „Diese Geschichte ist also noch nicht zu Ende!“ sagte Degenhart. „Doch es ist wahr, ich muß sie mit dem Fürsten persönlich zum Austrag bringen!“

Die Abreise wurde auf den nächsten Tag festgesetzt und der Freiherr wünschte mit Frau von Tenneberg den gleichen Wagen zu benutzen, um seine Geschäfte in der Stadt abzumachen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Als der Wagen durch die Vorstadt fuhr, kreuzte ein Leichenbegängnis seinen Weg. Es war gepränglos, zeigte keinen Schmuck von Kränzen, niemand folgte, als die Genossenschaft, welche den freiwilligen Beruf des Todtengeleites übernommen hatte.

Lothar fühlte sich wie von einem Schreck berührt. Konnte das das Begräbnis der unglücklichen Frau sein, an deren Todeslager er mit Hildegart gestanden? Aber das schien ihm doch zu lange her. Häufig war ihm in den letzten Tagen durch die Gedanken gegangen, wie es sich mit der Bestattung gestalten werde, allein die Pflicht für die Lebenden beschäftigte ihn mehr und er glaubte die Angelegenheit in den Händen des Oberstallmeisters wohl aufgehoben. Und jetzt meinte er, dieser würde den letzten Weg seiner Schwester nicht so dürftig ausgestattet haben. So suchte er sich dieser peinlichen Vorstellung zu entschlagen, gab es für ihn doch zunächst auf andren Gebieten vollauf zu thun.

Der Freiherr nahm in seinem alten Gasthofe Wohnung. Die Ausstattungsgeschäfte überließ er gern seiner Schwiegertochter unter der Mithilfe Macks, und da dafür doch einige Tage beansprucht wurden, so verkehrte er inzwischen mit seinen bewährten juristischen Beiständen über besondere Angelegenheiten.

Als am Abend des zweiten Tages Degenhart den Oheim besuchte, konnte dieser ihm mit Genugthuung sagen, daß man im Wesentlichen alles in Ordnung gebracht habe und er morgen mit Frau von Tenneberg zurückzufahren beabsichtige.

„Nun aber bin ich begierig zu hören!“ fuhr er fort. „Wie wird es mit dem Ministerposten?“

„Nichts! Gott sei Dank, gar nichts!“ entgegnete Lothar. „Wir haben uns offen gegen einander ausgesprochen, und sind im besten Sinne einig geworden. Der Fürst hätte mich gern für sich gewonnen, würde sogar auf die Adelsverleihung, von der ich ein für allemal nichts wissen will, verzichtet haben, gab aber endlich meinen persönlichen Gründen nach. Die Narbe auf meiner Stirn, die ihr geschmackloses Farbenspiel in Grün und Blau immer noch nicht lassen will, hat mir, glaube ich, gute Dienste dabei gethan. Daß die Untersuchung wegen meinen Fensterscheiben — er kam selbst darauf — niedergeschlagen werden müsse, sei ein leeres Gerede, sagte er. Man habe nur die Verdachtsgründe nach einer Seite hin fallen lassen. Daß jedoch die eigentlichen Thäter enthüllt werden würden, bezweifelte er. Im Uebrigen wollte ich ihm meinen Rat nicht entziehen, und das neue Ministerium wird nun wohl dieser Tage ans Licht treten. Daß mir der Fürst nach alter Art wohl will, hat mich doch gefreut. Er hätte mir gern etwas Freundliches erwiesen, ein Zeichen seiner Gunst. Ich spielte auf die noch unbesetzte Stelle an der Bibliothek an. Er zuckte die Achseln und meinte, wenn ich darauf bestände, wollte er sie mir wohl geben. Es sei ihm freilich ein sehr bewährter und tüchtiger Gelehrter empfohlen worden — nun, ich brauchte nur den Namen zu hören, so empfahl ich ihn auch, und besser als mich selbst. Und nun brauche ich nur noch kurze Zeit auf einige nötige Geschäfte zu verwenden, dann bin ich los und ledig, und kann das Leben von vorne anfangen!“

Der Freiherr begann seine Entgegnung mit einem ausdrucksvollen „Hm!“ Dann fuhr er nach kurzer Pause fort. „Sie sind zwar ein noch recht junger Mann, allein für ihre Jahre, mein lieber Neffe, doch noch etwas zu sorglos! Ueberdies wollen Sie ja heiraten! Aber da fällt mir ein — wie meinen Sie denn, daß sich Ihre Braut künftig zu unserem Kobold stellen werde?“

„Wie eine Freundin, wie eine Schwester! Als meinen Sohn kennt sie ihn bereits. Ihrer großmütigen Seele mußte ich das Geheimnis anvertrauen, und that es, noch bevor ich ihr mein Herz entdeckte!“

„Viel gewagt!“ sagte der Alte. „Und mehr noch zu bewundern, daß es gelungen! Ich sehe, Ihr Idealisten entbehrt gar nicht der praktischen Vernunft, wenn Ihr auch dem Dinge einen schöneren Namen geben mögt! — Jetzt aber Degenhart will ich Ihnen auch ein Geheimnis entdecken. Ich habe mein Testament gemacht. Das heißt — ein neues, ein endgültiges! In einem früheren hatte ich Gottwalt Rode mit einem Legat bedacht, in dem letzten habe ich das geändert, trotz der großen Verpflichtung, die er mir neuerdings auferlegt hat. Er ist Ihr Sohn, Sie werden, wenn ich nicht mehr lebe, für ihn sorgen, er wird einmal von Ihnen erben. Uebrigens ist er ein Mensch, der auch ohne Aussicht auf ein Erbteil und durch eigene Arbeit durch die Welt käme. Mein bares Vermögen aber habe ich in zwei gleiche Teile geteilt. Den einen erhält meine Schwiegertochter, von ihr mag er auf Bruno übergehen, die andere Hälfte fällt Ihnen zu!“

Lothar fuhr überrascht, fast erschrocken auf. „Mir? Um Alles in der Welt, lieber Oheim, wie käme ich dazu! —?“

„Der Grund für meine Bestimmung ist meine Sache;“ entgegnete der Freiherr. „Ihre Braut hat zwar, wie meine Schwiegertochter sagt, ein ansehnliches Vermögen, ich halte es aber für gut, wenn Sie auch wohl ausgestattet kommen. Ueberdies haben Sie Gottwalt Rode. So lange ich lebe, bedinge ich mir freilich aus, allein für den Knaben zu sorgen, denn er hat mir früher angehört als Ihnen, und ich verdanke ihm viel.“ Degenhart, fast sprachlos bei dieser Eröffnung, sah die ganze Tragweite einer solchen Verfügung mit all ihren Mißhelligkeiten voraus, und so wagte er den Einwurf: „Aber Tosla Salfeld?“ —

„Kriegt nichts!“ rief der Freiherr mit Bestimmtheit. „Hat sich danach betragen! Kriegt nichts!“ —

Es erfolgte eine kurze Pause. Dann griff der Freiherr nach einer Mappe und zog eine Schrift daraus hervor. „Hier steht es!“ sagte er. „Unterschrieben und endgiltig festgestellt! Ein zweites Exemplar ist beim Gericht niedergelegt.“

Lothar ergriff die Hand des Alten, wollte seinen Dank aussprechen, der Freiherr aber wehrte diesen entschieden ab. „Ich bin nur meinem Bedürfnis gefolgt, welches diesmal mit meiner ruhigen Erwägung übereinstimmt!“ Und da in diesem Augenblick draußen Geräusch hörbar wurde, fuhr er leiser fort: „Behalten Sie meine Eröffnung noch für sich! Ihnen mußte ich sie bei Zeiten machen, denn Sie erklären sich ja für „los und ledig!“ wollen sich aber binden und das Leben von vorn anfangen! In solchem Falle ist es gut zu wissen, womit? Bei meiner Schwiegertochter kommt das später noch zurecht.“

Frau von Tenneberg trat ein, gefolgt von Mack und mehreren Trägern, beladen mit Gepäckstücken. „Das heiße ich einkaufen!“ sagte sie. „Die ganze Stadt weiß, für wen ich einkaufe und alle Magazine reißen sich um meine Kundschaft! Hier, dies Packet enthält die Bücher, das nachträgliche Weihnachtsgeschenk für Gottwalt!“

Frau von Tenneberg reiste mit ihrem Schwiegervater am andern Morgen nach Neuhaus zurück, Degenhart versprach in einigen Tagen nachzukommen.

Dem Medizinalrat Fuchs war während der Feiertage die einst berühmte Sängerin Josephine Rattazini ein, wenn auch nur aus der Entfernung, sehr interessanter Gegenstand geworden, denn er konnte überall mit einer Neuigkeit aufwarten. Selbst der Landesherr erfuhr durch ihn von ihr und von dem merkwürdigen Prozeß, den sie zu führen hatte. Er ließ die Sache auf sich beruhen, da seine Gedanken anderweitig beschäftigt waren. Dafür fand der Doktor bei Anderen um so genaueres Gehör, zumal er die Sängerin in all ihren Hauptrollen gehört haben wollte, ihr wunderbares Portamento und ihre Koloraturen pries und ihrer Darstellung alle Ehre widerfahren ließ, besonders in leidenschaftlichen Rollen. Man vernahm diese Schilderungen mit Anteil und wenn man den Namen Rattazini noch nicht gehört hatte, so tröstete man sich, daß man unmöglich die Namen aller italienischen Sängerinnen kennen könne. Nun kam der Medizinalrat an Jemand, der zu Ende der sechziger Jahre in Berlin gelebt hatte, sehr musikalisch war und eine umfassende Kenntnis des damaligen Opernpersonals besaß. Er schüttelte den Kopf. Es müsse ein Irrtum sein, meinte er. In Berlin sei die Ratazini weder damals, noch seitdem gewesen. Er wollte den Namen überhaupt nicht unter den musikalischen Größen gefunden haben. Die Sache kam bis vor den Intendanten des Hoftheaters. Dieser brauchte weder in Büchern, noch in seiner Erinnerung zu forschen, sondern erklärte, so eine habe niemals die Bühne betreten, sie sei eine bloße Erfindung. Der Medizinalrat war aber schon viel zu weit gegangen, da er sie oft hatte spielen sehen, als daß er den Ausspruch des Intendanten hätte ruhig hinnehmen können. Er ließ sich auf einen Streit ein, und bei nicht großer Kenntnis des musikalischen Theaters begegnete ihm der Irrtum, daß er statt einer Oper ein Ballet nannte, in welchem sie nicht hatte singen, sondern tanzen müssen; was dann einige Belustigung hervorrief. Zwar verbesserte er sich sofort, wurde aber doch stutzig über die Mitteilung Degenhart's. Und so beschloß er, nochmals im Stillen, nicht mit ihm, sondern mit seinem Lackirer zu verhandeln.

Eines Tages, schon früh Morgens, meldete sich der Oberstallmeister bei Degenhart. Er bedauerte, daß er noch nicht habe persönlich in Neuhaus erscheinen können, um dem alten Herrn seine Teilnahme auszusprechen, da er erst gestern Abend von einer Reise zurückgekehrt sei. Dann fuhr er fort: „Waren Sie es, Degenhart, der vor etwa acht Tagen einer Frau Mohrfeld namhafte Dienste geleistet hat? Man kannte Sie dort im Hause nicht, aber aus der großen Stirnwunde, von der man sprach, muß ich auf Sie schließen.“

Lothar leugnete seinen Besuch nicht.

„Nun gut!“ fuhr Kurt von Salfeld fort. „Sie mögen durch den alten Oheim von ihr gehört haben — “

„Ich muß aussprechen, daß ich die Bekanntschaft der Dame schon früher gemacht habe,“ sagte Lothar.

„Dann sind Sie über ihre Familie und ihre Vergangenheit unterrichtet?“

„In wenigen Stücken, ja!“

„So brauche ich mich auf weitere Erklärungen nicht einzulassen. Ich hatte für die Frau eine kleine Wohnung gemietet, in welcher sie gleich nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhause gefahren wurde. Das Asyl sollte nur für die erste Zeit sein, da ich die Absicht hatte, ihr an einem anderen Orte eine ruhige Existenz zu sichern. Am Tage ihrer Aufnahme in die Wohnung erhalte ich vom Fürsten den Befehl, abzureisen, um in Oesterreich ein Viergespann, welches zu haben war, zu besichtigen und womöglich anzukaufen. Ich hatte gehofft, vor Weihnachten zurück zu sein, aber die Heimkehr verzögerte sich bis gestern. Abends frage ich in der Wohnung der Frau Mohrfeld an, und erfahre, daß dieselbe gestorben und begraben ist. Die Wirtin, welche nicht die Geweckteste zu sein scheint, wußte sich allein keinen Rat und hat endlich das Begräbnis verspätet und in der dürftigsten Weise ausrichten lassen.“

Lothar sah schweigend vor sich hin. Seine Ahnung hatte ihn demnach nicht getäuscht.

„Meine Familie ist durch ihren Tod von einer großen Sorge erlöst,“ fuhr der Andere fort. „Und für die Unglückliche war der Tod auch glücklich zu nennen. Lassen wir das auf sich beruhen! Sie aber bitte ich, mir zu sagen, in wie weit ich Ihnen verpflichtet bin, denn, wie ich höre, haben Sie mehrere Gläubiger dort befriedigt!“

Degenhart aber bat ihn, auch dies auf sich beruhen zu lassen und von der Sache nicht länger zu reden. Nach einigen Gegenreden brachte Lothar das Gespräch auf andere Dinge, woran es bei dem Stande der öffentlichen Vorgänge nicht fehlen konnte, und endlich empfahl sich der Oberstallmeister mit einem kräftigen Händedruck. Allein er blieb noch einmal stehen und

begann von Neuem: „Kennen Sie einen jungen Mann, Namens Paul Riedel? Er hat sich auf die Bekanntschaft mit Ihnen bei mir berufen."

„Sie meinen doch den Sohn des Fabrikanten, der das große Geschäft in der Vorstadt hat?"

„Das Geschäft ist mir bekannt, der Vater auch, die Vermögensverhältnisse sollen in's Große gehen. Ich wollte nur über die Person und den Charakter des jungen Mannes hören."

Degenhart konnte demselben, soweit er ihn kannte, das beste Zeugnis geben.

„Nun denn, um kurz zu sein," entgegnete der Oberstallmeister; „der junge Mann hat bei mir um die Hand meiner jüngeren Tochter angehalten!"

„Wie?" rief Degenhart fast belustigt. „Lulu ist noch nicht siebzehn Jahre alt und Paul Riedel kann höchstens dreiundzwanzig Jahre zählen!"

„Er versichert, dreiundzwanzig und ein halbes Jahr alt zu sein. Mir könnte der Junge schon gefallen und die knappe Manier, sich bei mir einzuführen, war nach meinem Geschmack. Er zeigt Charakter. Hat auch ein recht hübsches Reitpferd. Scheint sich darauf zu verstehen?"

„Was aber sagt Toska dazu?"

„Sie weiß wohl noch nichts davon, sonst hätte ich es bereits Sturm läuten hören. Daß sie das Mädchen ohne Sträuben einem Bürgerlichen geben werde, wäre er noch so tüchtig und noch so reich, ist nicht anzunehmen. Der Junge hat zuerst bei mir geworben und ich habe ihm Verschwiegenheit und Geduld anempfohlen. Dann nahm ich mir Lulu unter vier Augen vor und mußte entdecken, daß das junge Gelichter bereits einig mit einander ist. Schnell wird da freilich nichts zu machen sein. Toska würde sich vielleicht gewinnen lassen, wenn durch ihre Einwilligung eine Bosheit gegen einen Andren auszuspielen wäre. Aber dergleichen liegt nicht im dermaligen Gesichtskreise. Trotzdem gelüstet es mich, die Sache durchzusetzen. Wir wollen zusehen, wie sich's macht!"

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Es war am letzten Tage des Jahres, als Lothar sich auf die Fahrt nach Neuhaus begab. Hinter ihm lag, was die letzte Zeit verworren und unstät gemacht und so fühlte er sich frei und sah endlich Tagen ruhigen Glückes entgegen. War er doch von der Stunde an, da er Hildegarts Jawort empfangen, im Wechsel der Ereignisse und Befürchtungen noch nicht zum ungetrübten Bewußtsein seines Glückes gelangt. Nun aber hatte ihm Hildegart geschrieben, daß Gottwalts Heilung täglich fortschreite. Sie selbst habe ihn zwar noch nicht gesehen, da er sehr streng in seiner Weigerung sei, sie schon vorzulassen, die Andern aber behaupteten, daß er es bald nicht mehr aushalte auf seinem Lager. Sie fügte hinzu, daß ihre Verlobung ihm bald und ohne Gefahr mitgeteilt werden könne.

Hildegart freute sich bei Lothars Empfang, daß seine Stirn nun wieder klarer aussehe. Bald schickte sie selbst ihn hinauf zum alten Herrn, der schon täglich nach ihm gefragt habe. Degenhart, an diesen jetzt durch besondere Pflicht der Dankbarkeit gebunden, säumte nicht und freute sich zugleich, Gottwalt bereits aufrecht sitzend und gesprächig zu finden.

Er hatte schöne Bücher, die der Freiherr ihm mitgebracht, um sich her gehäuft und wußte sich damit angenehm zu unterhalten.

In dem Zimmer des Großvaters wurde es fortan in mancher Tagesstunde lebhaft. Er empfing die Neujahrswünsche aller Hausgenossen und zeigte sich durch diesen Vorgang sehr befriedigt, sogar etwas bewegt. Gestattete er nur den Familienmitgliedern stets den Eintritt, so hatte man bald erlauscht, welche Stunden ihm dafür am liebsten waren, und so ließ man ihm in andren Stunden auch sein zurückgezognes Leben.

Denn seine Räume hatte er seit dem Einzuge noch immer nicht verlassen. Man war auch bereit, ihm seine Vorlesungen zu ersetzen und Bruno, wie seine Mutter, erboten sich, darin Gottwalts Stelle zu vertreten. Das aber lehnte er ab und las auch morgens die Zeitung mit Hilfe seiner Brille.

Eines Tages saß Lothar in der Dämmerstunde am Lager Gottwalts. Es war unten Besuch angekommen, vorwiegend Damen aus der Nachbarschaft, und Hildegart selbst hatte ihm zugeredet, hinauf zu gehen. So plauderte er mit Gottwalt, als dieser ihn bat, die Thür zu den Zimmern des Freiherrn zu schließen. Dem alten Herrn, welcher wie gewöhnlich seinen Spaziergang machte, fiel das zwar auf, allein er hatte bereits Einsicht genug, zu verstehen, daß Lothar und Gottwalt auch einmal unter sich reden wollten.

„Lothar!" begann dieser, „ich muß Dich etwas fragen, was ich nicht länger auf dem Herzen behalten kann. Du und der Alte, die ganze Familie hier in Neuhaus, ihr Alle, seid so herzlich zu mir, behandelt mich mit einer Güte die ich mir nicht zu erklären weiß. —"

„Hast Du unsere Liebe nicht verdient durch Dein Handeln?" fiel ihm Lothar in die Rede.

„Mein Zuspringen wo es nötig war, verstand sich doch von selbst, und jeder andre hätte es auch gethan!" wendete Gottwalt ein. „Nein! Ihr habt vielleicht noch sonst Gründe. Schon in der letzten Zeit im alten Hause drüben, und jetzt in den Tagen, die ich hier liege, ist es mir durch den Kopf gegangen, daß sich irgend ein Geheimnis um mich her spinnt. Dazu erwacht mir eine frühe Erinnerung aus der Knabenzeit wieder, auf die ich sonst keinen Wert gelegt habe."

„Nun? Welche?" fragte Lothar gespannt.

„Als ich mit den Buben einmal spielte, rief einer von ihnen mir höhnisch zu, ich sei ein Findelkind. Ich nahm es übel, obgleich ich nicht wußte, was das bedeutete. Mein Vater, dem ich das erzählte, riet mir, mich an solche Dummheiten nicht zu kehren, denn ich sei sein Sohn. Als mir darauf der Ruf, Findelkind noch einmal vor die Ohren klang, prügelte ich den Rufer fürchterlich durch und das Wort wurde nie wieder gehört. Ja, es wurde von mir vergessen. Nun kam ich in diese Gegend. Da entdeckte man unsere Aehnlichkeit. Dann fand sich bei mir ein Ring, mit einer Inschrift, die mein Vater als „Jubilate" entzifferte — ein Ring, der dem Freiherrn auffiel — ja, dieser Ring liegt nun auch unter der Asche des alten Hauses! Dann wieder sollten wir Brüder sein. Und dann drängte sich eine mir widerwärtige alte Person zweimal an mich mit Kreuz- und Querfragen, die mich über die Vergangenheit aushorchen wollte."

Lothar fühlte sich im Innersten durchzuckt. Er wußte, daß Gottwalt niemals erfahren durfte, wer die Frau gewesen. Auch fühlte er sich in einiger Verlegenheit, wie er entgegnen sollte, wenn er die Wahrheit nicht bekennen wollte.

„Aus Deinem Schweigen entnehme ich, Lothar," — so fuhr Gottwalt fort, „daß es mir eigentlich nicht gestattet ist, dies weiter zu berühren; und doch möchte ich wissen, wie ich zu Euch stehe!"

(Schluß folgt.)

Erst zahlen! Nach dem Originalgemälde von Tuttiné. (Siehe Text Seite 288.)

Das wahre Glück.

Novellette.

Von **Otto Berdrow.** (Schluß.)

War sie es, die diese Falte in ihres Mannes Stirn eingegraben hatte? — War es soweit gekommen, daß sein Angesicht Fremden die Spuren seines Leidens verriet? — Sie beugte sich über ihn: da fiel ihr Blick auf die letzte Seite seines Manuskriptes, auf welchem nur wenig Zeilen standen, und sie las wieder und wieder folgende Worte:

. . . . . „denn das Glück des wahrhaft gebildeten Mannes ist die tiefe, innere Befriedigung, welche er in seiner Arbeit findet. Und so kann er sich auch innerlich verbunden fühlen nur mit denjenigen Menschen, die desselben geistigen Glückes teilhaftig sind Die sinnlichen und materiellen Genüsse lassen ihn zwar nicht völlig kalt. Denn er ist ein Mensch; aber sie vermögen nicht, ihn dauernd zu fesseln. Auch in dem geliebten Weibe will er eine Gefährtin seiner Arbeit finden, oder wenn ihn die Frau in dieser Hinsicht nicht befriedigt — und leider wird in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes so oft gefehlt und soviel gesündigt! — so wird er selbst versuchen, den göttlichen Funken in ihre Brust zu werfen. Und o der Wonne, wenn es ihm gelingt, sie aus der engen Sphäre der häuslichen und wirtschaftlichen Interessen zu seiner teilnehmenden, mitstrebenden Freundin zu erheben! Denn wie stark auch die sinnliche Neigung sein mag, welche die beiden Geschlechter zu einander zwingt: nichts vermag zwei Seelen auf die Dauer zu verknüpfen, als das edle zarte Band, welches aus gleichen Interessen, aus dem Streben nach denselben hohen Zielen gewoben ist." — —

Marie wankte nach dem Sofa, welches im Schatten des Zimmers stand, ließ sich wie gebrochen darauf nieder und legte die Hände vor das Gesicht. Es wühlte und stürmte in ihrer Brust. O, was sie dort gelesen, das war der Grund ihres Unglückes, wie sie es lange mit bangem Herzen geahnt hatte!

Regungslos saß sie dort. Ihr Geist irrte in der Vergangenheit bis zurück zu der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit Leopold. Sie erinnerte sich deutlich, daß es schon das Bestreben des Jünglings gewesen war, sie zu sich emporzuziehen. Ihre Interessen waren damals noch sehr kindlicher Natur; alles, was er ihr sagte, erschien ihr so fremd, als entstammte es einer anderen Welt. Aber sie bemühte sich redlich, ihm zu folgen; sie wußte ja, wie sehr er sich über jeden Schritt freute, den sie vorwärts that. Endlich war er auch auf das Gebiet der Religion geraten, und hier war es, wo Marie ihm weder zustimmen konnte noch wollte. Unfähig, mit objektiver Ruhe und Klarheit zu denken, übertrug sie die Angriffe, welche der Freund gegen ein nach seiner Ansicht veraltetes System, gegen eine seinem vorgeschrittenen Geiste unverständliche Weltanschauung richtete, auf die verehrten Personen, von welchen sie nach diesen Grundsätzen von frühster Jugend an erzogen war. Sie entsann sich sehr genau des Abends, an welchem ihre Meinungsverschiedenheit zum ersten Mal hervorgetreten war. Leopold hatte sie nach einem erregten Zwiegespräch gebeten, ihr seine Auffassung vortragen zu dürfen . . . . . „Ich will ja nicht, daß Du blindlings das anerkennst, was ich für wahr halte; das hieße den Götzendienst, für den Ihr abgerichtet seid, in anderer Form fortsetzen. Ich will Werke mit Dir studiren, welche die Richtung vertreten, der ich angehöre. Du magst alles prüfen und erwägen und, was Du nach reifer Ueberlegung anerkennen mußt, für Wahrheit nehmen. Nur möchte ich Dich dem toten Nachbeten, der öden Gedankenlosigkeit entreißen. — Nun, erlaubst Du mir, meine Vorsätze zu verwirklichen?" — — „Nein!" hatte sie geantwortet, indem sie die Hand zurückstieß, die er ihr hinstreckte. „Das laß nur bleiben! Zu solchen Versuchen wähle Dir andere Menschen!" — — Und er war aufgestanden und hatte, mit großen Schritten das Zimmer durchmessend, gemurmelt: „Gut, dann muß ich mich bescheiden. Es wäre ja auch zu groß gewesen, dies Glück. Nie werde ich wieder versuchen, in dieser Hinsicht auf Dich einzuwirken, es sei denn, daß Du selbst mich darum bittest."

Leopold hatte sein Gelübde gehalten. So sehr er bemüht gewesen war, Marie geistig zu fördern: dies Gebiet hatte er nie wieder auch nur mit einem Wort gestreift. Aber jener Abend schien eine Verstimmung in ihm zurückgelassen zu haben, deren er nicht Herr werden konnte. Inmitten der fröhlichsten Laune wurde er zuweilen einsilbig und traurig; und wenn sie ihn dann teilnehmend fragte: „Leo, was fehlt Dir?" — so schwieg er oder entgegnete fast rauh: „Du weißt es am besten!" — Es kamen sogar Tage, an denen er völlig mutlos war. Er hatte Bücher mitgebracht und wagte nicht, ihr aus denselben vorzulesen. Nach seiner Verbindung mit Marie traten seine pädagogischen Bestrebungen noch einmal kräftiger hervor, um dann, nach einem mißlungenen Versuche, auf immer zu verstummen. Seit den letzten zwei Jahren hatte er ihr selten etwas anderes mitgeteilt, als leichte belletristische Lektüre! ja, er duldete sogar, daß sie für die seichten Romane zweier gerade in Mode gekommenen Blaustrümpfe schwärmte, gegen die er früher mit bitterem Sarkasmus geeifert hatte.

Marie hätte ihren Mann weniger genau kennen müssen, um diese Vernachlässigung nicht schmerzlich zu empfinden. In demselben Maße, in welchem sein tieferes Interesse an ihr schwand, verloren auch seine Liebkosungen an Innigkeit und Zartheit. Nichts kann eine Frau tiefer kränken, als wenn ihre Liebe mit Gleichgültigkeit und Kälte erwidert wird. Sie versuchte ihn abwechselnd durch zärtliche Schmeicheleien, durch stolze Zurückhaltung, ja durch kleine, boshafte Quälereien zurückzugewinnen. Umsonst; sie richtete nichts aus! Ja, was das Schlimmste war: sie erkannte ganz klar, daß er jede ihrer Operationen durchschaute.

Da faßte sie endlich den Entschluß, ihn mit seiner eigenen Waffe zu schlagen. Und nun begann sie zu arbeiten, wie sie nie in ihrem Leben gearbeitet hatte. Sie verweilte während der Abwesenheit Leopolds, so oft es nur ihre häuslichen Pflichten erlaubten, in seinem Studierzimmer. Sie las die Klassiker, welche in schöner, reicher Auswahl sein Repositorium schmückten; sie studierte die Essays, welche in seinen Journalen standen; sie suchte ihren Mann aus seinen eigenen Arbeiten zu verstehen. Endlich machte sie sich an die wissenschaftlichen Werke, aus welchen er Nahrung schöpfte. Ach, wie oft versagte ihr Verstand! Wie oft seufzte sie! „Wenn er mir doch hülfe! Ich kann nicht weiter!" — und legte verzweifelnd die Bücher beiseite. — —

Plötzlich wurde Marie aus ihren Träumereien gerissen. Leopold hatte eine Bewegung gemacht; und jetzt, da sie aufschaute, strich er mit der Hand über sein Gesicht und richtete sich empor. Er sah nach der Taschenuhr, seufzte ein Mal tief, stand auf und begann seine Bücher und Papiere in die Fächer des Sekretärs einzuräumen. Als er damit fertig war, nahm er ihr Bild und beugte sich tief auf dasselbe hinab. Weshalb betrachtete er es so genau? Oder küßte er's gar? War sie ihm noch so viel wert?

Leopold fuhr zusammen und wandte mit plötzlicher Bewegung seinen Kopf zur Seite. — Hatte er das Knistern ihres Ballkleides gehört? Schon hatte er sie auf dem Sofa bemerkt und trat zu ihr, indem er mit erstaunter Miene fragte: „Mimi, wie kommst Du hierher?" Und an ihrer Seite auf die Lehne niederhockend, fuhr er fort: „Es ist drei Uhr. Habt Ihr so lange getanzt?"

„Nein," entgegnete Marie, „ich bin vor einer Stunde angekommen. Holsteins lassen Dich grüßen."

„Danke," versetzte er zerstreut. „Also vor einer Stunde. Wie lange hab' ich denn eigentlich geschlafen? Was ich sagen wollte: bist Du schon lange hier im Zimmer?"

„Ich wollte Dir eine gute Nacht wünschen, und da ich Dich schlafend fand, hatte ich nicht den Mut, Dich zu wecken. — Ich bin auch gar nicht sehr müde," setzte sie hinzu, wie um sich zu rechtfertigen.

„Das ist mir aber lange nicht begegnet," sagte Leopold lächelnd, „so inmitten der Arbeit einzuschlafen und dann so fest zu liegen, daß ich Dich gar nicht gehört habe! — Sag mal, war Randow dort? — Ja? — Hast Du mit ihm gesprochen — Nicht? — Ich dachte, er möchte Dir irgend etwas an mich aufgetragen haben. — — Aber nun komm', wir wollen zur Ruhe gehen."

Er stand auf; Marie folgte ihm. Als er aber im Begriff war, die Thür zu öffnen, faßte sie seine Schulter und sagte:

„Leo, hast Du morgen — nein, heute abend nicht Zeit, ein Kapitel aus der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" mit mir zu lesen? Ich allein kann durchaus nicht damit ins Reine kommen. Ich bin Dir gar zu dumm!"

Das sollte ungezwungen, scherzhaft klingen; aber die Qual, das Weh der letzten Stunden durchzitterte jedes Wort. Leopold leuchtete ihr mit der Lampe ins Gesicht und erwiderte dann freundlich:

„Mimi, liebe Mimi, Du studierst Häckel? Wie kommt denn das?

„Nun, aus Laune, aus Langeweile," versetzte sie und jetzt klang es in der That neckisch. „Du kannst Dir gar nicht vorstellen was das Gehirnchen einer Frau alles ausbrütet."

Leopold legte den Arm um ihre Taille und führte sie wieder nach dem Sofa zurück.

„Jetzt müssen wir noch ein Weilchen niedersitzen," sagte er, in ihren Ton einstimmend. „Ich habe ein kurzes Verhör mit Dir anzustellen, Mimi. Da ich nun weiß, daß Dich Deine „Laune" — er legte Nachdruck auf dies Wort — „zum Studium wissenschaftlicher Werke anspornt, so erlaubst Du mir wohl, diese weibliche Tugend in Verbindung zu setzen mit der Unordnung, die jetzt zuweilen unter meinen Büchern herrscht. Einige Bände von Feuerbach und Büchner tauschen hartnäckig ihre Plätze; die Sonette Platens sind und bleiben verschwunden; im Stahr fand ich neulich ein zartes Lesezeichen in Gestalt eines seidenen Fadens, der zweite Teil des Goethe-Schillerschen Briefwechsels ist auch verschollen. — Ich habe diese babylonische Verwirrung mit Entsetzen betrachtet, glaubte mich von einer krankhaften Zerstreutheit behaftet und war entschlossen, demnächst Herrn Professor Cunio zu konsultiren. — Mimi, wie hast Du nur den Mut gehabt, Dich allein an diese Arbeit zu machen!"

„Allein? Auf wessen hülfreiche Hand sollte ich denn harren, nachdem Du die Deine von mir zurückgezogen? — In der geistigen Gemeinschaft liegt nach Deiner Auffassung das Glück. Mich wundert, daß Du nicht kräftiger gestrebt hast, diese Idee zu verwirklichen!"

Es lag ein herber Vorwurf in ihren Worten. Leopold sah ihr voll und klar ins Auge.

„Mimi," antwortete er sanft, „ich hätte nicht darnach getrachtet? — Denke doch an die Vergangenheit! Aber ich bin müde geworden, ich glaubte, es sei alles vergebens."

„Nun ja, ich folgte Dir nicht immer, ich versagte zuweilen, der schweren Arbeit des Denkens ungewohnt. Darum ließest Du nach. Und dann redet ihr nachher von dem „zarten edlen Bande, welches aus gleichen Interessen, aus dem Streben nach denselben hohen Zielen gewoben ist;" von der „Wonne" des Mannes, wenn es ihm gelingt, seine Frau „zur teilnehmenden, mitstrebenden Freundin zu erheben." — Nein! — Wenn die Leidenschaft oder, wie Du sagst die „sinnliche Neigung" des Mannes verraucht ist, dann verschwinden auch seine idealen Träume von Erziehung und geistigem Glück in der Ehe; dann ist ihm das Weib gut genug zum Aufputz seines Hauses, zur Zerstreuung seines Geistes, zur Haushälterin, zur Puppe! Das hättest Du schreiben müssen, wenn Du ehrlich sein wolltest."

Leopold war aufgestanden und machte einen Gang durch das Zimmer.

„Man muß," sagte er vor ihr stehenbleibend, ein wenig ironisch, „wirklich Eure Kunst bewundern, eine Sache buchstäblich auf den Kopf zu stellen. Die Leidenschaft, die sinnliche Neigung, gewiß, sie darf nie erlöschen, sie muß immer fortglimmen in der Brust, wenn auch zuweilen unter der Asche verborgen. Die geistigen Interessen nähren und läutern diese Flammen, etwa wie der Sauerstoff das irdische Feuer unterhält. — Daß ich müde wurde, kannst Du mir's verdenken? Hast Du vergessen, welche Antwort mir wurde, als ich Dich bat, an Deiner geistigen Befreiung arbeiten zu dürfen? Damals gelobte ich, meine Bemühungen in dieser Richtung aufzugeben, bis Du selbst mir das Recht zuerkanntest, sie fortzusetzen. Wie lange, wie schmerzlich habe ich auf dies eine Wort geharrt! Es blieb ungesprochen."

Wieder wanderte er mit großen Schritten auf und nieder. Das freundliche Leuchten seiner Augen war verschwunden; ein finsterer Schatten lag auf seiner Stirn.

„Ich war damals so jung," wagte sie nach einer Pause einzuwerfen, „ich wußte nicht, was ich that."

„Damals — allerdings! — Aber später? Da war's Gleichgültigkeit oder Eigensinn, die ihren Grund allein in der Verkennung oder Verachtung meines ganzen Lebens und Strebens haben konnten. Glaube nur nicht, daß mir diese Zurückhaltung leicht geworden ist. Ich habe, wenn es denn doch gesagt sein muß, schwer darunter gelitten. Aber die menschliche Natur ist ja so erbärmlich — oder vielleicht ist es eine glückliche Eigenschaft derselben — daß sie sich an alles gewöhnt, es sei gut oder schlecht, edel oder niedrig. Und so mag ich ja auch diese große Enttäuschung überwinden."

Es wurde ganz still im Zimmer. Nur die schweren Atemzüge zweier Menschen waren hörbar, und draußen durch die dunklen Straßen heulte und stöhnte der Wind. Leopold war an das Fenster getreten und starrte finster in das Dunkel hinaus. So verstrich eine lange bange Viertelstunde.

Und dann umschlossen zwei weiche Arme fest seinen Hals, und er spürte an seiner Wange seidnes, kühles Haar und vernahm das Flehen einer süßen Stimme dicht an seinem Ohr:

„Leo ist es denn zu spät? Kann ich nicht mehr gut machen, was ich aus Laune und Eigensinn gefehlt habe? Ich will Dir ja so gern folgen; aber ich bin zu schwach, Du mußt mir helfen! — Ja? Willst Du?"

„Ob ich will!" jauchzte Leopold. Und er nahm sie auf seine Arme, trug sie durch das Zimmer, ließ sie auf das Sofa nieder und kniete vor ihr.

„Mimi," sagte er, „es ist jetzt keine Laune mehr? Du hast wirklich die Absicht? — und der Gedanke ist Dir nicht erst heut gekommen, sondern Du hast bereits gestrebt?"

„Ja," flüsterte sie, indem sie ihren Kopf auf den seinen hinabbeugte. „Gestrebt habe ich lange. Aber es ist zu schwer für eine Frau. Du hilfst mir von jetzt an, nicht wahr?"

„Wie war es möglich, daß mir das so ganz entgehen konnte!" murmelte Leopold. — „Mimi," sagte er dann und sah ihr liebevoll ins Auge, „wir haben beide gefehlt. Du aus Eigensinn, ich aus Hochmut und Egoismus. Aber wir haben auch beide dafür gebüßt. Jetzt soll es anders werden. Heute beginnt eine neue Periode in unserm Leben, und ich hoffe, sie ist voll Glück und Sonnenschein. — Komm jetzt, wir wollen zur Ruhe gehn, sonst bricht der Tag an, ehe wir ein Auge zugethan haben. Und heute abend studiren wir gemeinschaftlich die „Natürliche Schöpfungsgeschichte".

Feuilleton.

Erst zahlen! (Siehe Bild Seite 285.) Eine Musikantenkehle ist fast immer durstig, — das ist eine alte, ausgemachte Wahrheit; älter und ausgemachter aber ist sie nicht als die zweite: daß nämlich ein Musikantenbeutel fast immer sehr leer ist. — Der fahrende Musikus auf unserem Bilde scheint in doppelter Beziehung auf dem Trockenen zu sitzen, da die flotte Schenkin mit — im heutigen Leben leider berechtigten — Egoismus die Verabreichung des lockenden Labetrunkes vom Ausweis des Besitzes schnöden Mammons abhängig macht. — Hoffentlich hat aber der Taschensturz ein zur Stillung des Bedürfnisses genügendes Resultat und kann unser fahrender Künstler seine Reise neugestärkt fortsetzen.

Flügel der Vögel. Die Flugorgane der Vögel sind trotz ihrer anscheinenden Einförmigkeit in ihren einzelnen Teilen außerordentlich modifikationsfähig. Sowohl die Längenverhältnisse der Flügelknochen, insbesondere Unterarm- und Mittelhandknochen, wie die Anzahl und Längenverhältnisse der Schwungfedern unterliegen mannichfachen Schwankungen, entsprechend der Lebensweise des Individuums, dessen Flugbewegung sie bedingen. Sie sind demgemäß hinsichtlich ihrer Form charakteristisch für die einzelnen Vogelgruppen und höchst wichtige Merkmale für die Systematik. Auch für das Verständnis der Vogelbeschreibung hat die Kenntnis der technischen Bezeichnungen der einzelnen Flügelteile, der Lage der Federpartieen, welche oft bestimmte Färbungseigentümlichkeiten aufweisen, Bedeutung. Die als Träger des Flügels dienenden vorderen Extremitäten bestehen aus dem Oberarm, dem Unterarm, welcher durch besondere Länge vor dem entsprechenden Teile bei anderen Wirbeltieren sich auszeichnet, zwei sehr kleinen Handwurzelknochen und dem als Träger sehr wichtigen, langen, aus zwei an ihren Enden mit einander verwachsenen Teilen gebildeten Mittelhandknochen, an dessen Basis auf der Außenseite der kleine Daumenknochen eingelenkt ist, während an seinem Ende der in der Regel aus zwei Gliedern bestehende Mittelfinger und der eingliedrige dritte Finger sich ansetzen. Unterarm und Mittelhandknochen dienen als Träger der Schwungfedern oder Schwingen (remiges) und zwar nennt man die auf letzterem angehefteten die Schwingen erster Ordnung, Handschwingen oder Fittigfedern (remiges primariae), alle zusammen auch Fittig, die am Unterarm sitzenden, die Armschwingen oder Schwingen zweiter Ordnung (remiges secundariae). Die beiden Finger, zweiter und dritter, tragen keine Schwingen, legen sich aber der Wurzel der ersten Handschwinge außen an und dienen dieser, wie dem ganzen Fittig, als Halt und Stütze. Die Anzahl der Schwingen ist außerordentlich schwankend bei den verschiedenen Vogelgruppen; innerhalb der letzteren, sowie bei den Individuen derselben Art, jedoch stets konstant. Die niedrigsten Vögel besitzen die größte, die am höchsten stehenden die geringste Anzahl Schwingen. So finden wir bei den Schwimmvögeln 10 bis 11 Hand- und 13 bis 40 Armschwingen, bei den Stelzvögeln 10 bis 12 Hand- und 26 Armschwingen, bei den Scharrvögeln 10 bis 11 und 12 bis 20, bei Raubvögeln stets 10 Handschwingen und 12 bis 27 Armschwingen, bei Klettervögeln 9 bis 10 und 9 bis 14, bei den Singvögeln je 10 oder sogar nur je 9. Die geringste Anzahl Armschwingen findet sich bei den Schwirrvögeln (Strisores), welche einen ausnahmsweise kurzen Unterarm haben, nämlich bei den Seglern 8 und bei den Kolibris nur 5 bis 6. Die Handschwingen nehmen häufig von den vorderen (äußeren) nach den hinteren (inneren) an Länge ab, während die Armschwingen entgegengesetzt nach den Schultern zu länger werden, mit Ausnahme der zwei bis drei letzten, welche wieder kürzer sind. Durch diese Längenverschiedenheiten entstehen namentlich bei vielen Stelzvögeln (Schnepfenvögeln) zwei Spitzen, die eine durch die längsten Handschwingen, die andere von den längsten Armschwingen gebildet, daher man auch von vorderer und hinterer Flügelspitze spricht. Bei anderen Vögeln haben die Schwingen ziemlich gleiche Länge; doch ist auch in diesem Falle die obige Ab- und Zunahme bei zusammengefalteten (angelegten) Flügeln scheinbar vorhanden, entsprechend der verschiedenen Höhe der Ansatzstellen der einzelnen Federn, welche ja nur in einer Linie liegen, wenn Unterarm und Mittelhand und damit der ganze Flügel ausgestreckt ist. Man kann somit auch am getrockneten Flügel von Bälgen leicht Hand- und Armschwingen unterscheiden, auch wo dieselben nicht, wie häufig, in der Form verschieden sind, wenn man beachtet, daß die kürzeste Feder, in der Mitte des angelegten Flügels, die erste Armschwinge ist. Je länger die vordersten sind, um so spitzer erscheint der Flügel, am spitzesten, wenn die erste die längste ist (Segler, Strandläufer), je kürzer hingegen, um so stumpfer oder runder. In letzterem Falle haben auch die Armschwingen ziemlich die Länge der größten Handschwingen (Timalien und Rallen), während sie bei spitzen Flügeln oft sehr bedeutend kürzer sind (Schwalben, Segler). — Die Wurzeln der Schwingen und die Haut, welchen zwischen dem Unter- und Oberarm ausgespannt ist, werden von kleinen Federn bedeckt, die man als Flügeldeckfedern (tectrices) bezeichnet und zwar diejenigen auf der Oberseite des Flügels als Oberflügeldecken (die auf der Unterseite befindlichen als Unterflügeldecken). Jede dieser beiden Federgruppen zerfällt wiederum in Hand- und Armdecken, je nachdem sie die Wurzeln der Hand- oder Armschwingen überdecken und ferner in große, diejenigen, welche die unterste Reihe bilden und am größten sind, mittlere, welche in der folgenden kleineren Reihe sich befinden, und kleinste Deckfedern, die kleinsten, die Flughaut zwischen Ober- und Unterarm bedeckenden Federchen. Der oben erwähnte, kurze außen am Handgelenk sitzende Daumenknochen trägt einige Federn vermittelst welcher die Flugrichtung gesteuert wird. Diese Federn heißen Afterflügel, Afterfittig oder Eckflügel. In der Regel sind dieselben an die Handdeckfedern angelegt. Bei vielen Vögeln, insbesondere den neuweltlichen Geiern, ist der Daumen auch mit einer Hornkralle versehen, eine für die betreffenden Individuen offenbar vollständig nutzlose Bewehrung, hingegen eines der interessanten, für die Descendenztheorie vielbeweisenden Beispiele rudimentärer Organe. Die längeren, an der Schulter sitzenden, am Oberarm befestigten und die Flügelwurzel von oben her bedeckenden Federn heißen Schulterfedern, Schulterdecken oder Schulterfittig, die diesen auf der Unterseite entsprechenden, in der Achsel sitzenden, die Achselfedern. Den an der Biegung, der Zusammengliederung des Unterarmes und Mittelhandknochens befindlichen Teil des Flügels nennt man Flügelbug oder Flügelbeuge; derselbe ist häufig durch auffallende Färbung ausgezeichnet (Epauletten). Die kleinen Federchen, welche den Außenrand des Mittelfingers bedecken, bilden den Flügelrand, während der äußere Rand des Unterarmes oberer Flügelrand bezeichnet wird. Auch diese Teile sind oft in der Färbung von den Deckfedern unterschieden. Die größeren und mittleren Oberflügeldecken haben sehr häufig helle Spitzen, wodurch die Flügelbinden entstehen, welche namentlich in der Ordnung der Singvögel vielfach vorkommen. Die letzten Hand- und ersten Armschwingen zeigen an ihrem Wurzelteile oft eine auffallende Färbung, wodurch ein scharf markirter Fleck auf dem Flügel gebildet wird, welchen man Spiegel nennt. Derselbe ist beispielsweise weiß bei manchen Finkenvögeln, rot bei Papageien und prächtig metallglänzend bei den meisten Enten, von welchen letzteren insbesondere die Bezeichnung entlehnt wurde. Bei manchen Vögeln haben einige Schwingen auffallende Form und dienen entweder als Schmuck, wie die langen letzten Armschwingen der Paradieskraniche, die eigentümlich breiten, letzten Armschwingen der Braut- und Königseiderente, die bandförmig verlängerten, mittelsten Schwingen der Flaggennachtschwalbe, oder zum Erzeugen von Tönen. In dieser Beziehung sind die Ausschnitte an den ersten Handschwingen bei vielen Tauben zu nennen, die verschmälerten oder säbelförmig gebogenen Federn bei Schmuckvögeln und anderen. Daß solche Federn oft als Balzorgane dienen, zeigen recht deutlich die Bekarden, bei welchen die Männchen und auch diese erst mit Anlegung des Hochzeitskleides eine kleine, spitz-schwertförmige, zweite Schwinge erhalten, während die betreffende Feder bei den Weibchen und jungen Männchen in ihrer Form nicht von den übrigen Schwingen abweicht. Schließlich sind die bei manchen Vögeln vorkommenden Flügelspornen zu erwähnen. Dieselben bestehen in Knochenhöckern, von welchen je einer oder mehrere an der Außenseite des Unterarmes dicht am Handgelenk sitzen und welche in der Regel einen spitzen, hornigen Sporn tragen (Wehrvögel, Spornkibitze, Spornenten). In den meisten Fällen dienen diese Flügelspornen, ebenso wie die Fußspornen der Hühner, den Vögeln als Angriffswaffe.

Wirkungen der Furcht. Im 16. Jahrhundert bestand ein verbrieftes Privilegium der damals berühmten Hochschule von Montpellier darin, daß der medizinischen Fakultät jährlich zwei Verbrecher ausgeliefert wurden, der eine tot, um ihn zu sezieren, der andre lebendig, als beliebiges Experimentirobjekt. — Die Aerzte beschlossen einst, den Versuch zu machen, welche Wirkungen die Todesfurcht haben könne. Sie teilten deshalb den Verbrecher mit, der ihrer wissenschaftlichen Tortur ausgeliefert wurde und zufälligerweise ein Mann von klassischer Bildung war, daß sie ihn auf die am wenigsten schmerzliche Art aus der Welt schaffen und deshalb die von Seneca gewählte Todesart in Anwendung bringen wollten; man werde ihm nämlich die Adern an den Füßen öffnen und die Verblutung durch ein warmes Bad fördern. Der Delinquent wurde auf einen Stuhl gesetzt, seine Augen verbunden; dann stach man ihn auf ganz ungefährliche Weise in den Fuß und setzte ihn in einen Kübel mit warmem Wasser. Die Aerzte sprachen indessen laut über die starke Blutung und stritten sich, wie lange es wohl dauern möge, bis er stürbe. Der Unglückliche saß ganz unbeweglich da, und als man nach Verlauf von einer Stunde die Binde von seinen Augen nahm, war er wirklich tot — aus Furcht vor dem Tode. — Eine ähnliche Geschichte datirt aus neuerer Zeit. Im Jahre 1816 machten einige englische Aerzte einem armen Teufel den Vorschlag, ihn gegen eine Entlohnung von fünf Guineen in ein Bett zu legen, in welchem ein Cholerakranker gestorben. Der Mann willigte ein und wurde in ein vollständig neues Bett gebracht, indem man ihm sagte, daß es zuletzt eine Choleraleiche beherbergt habe. Das unglückliche Opfer medizinischer Wißbegierde stand nicht mehr auf. Schon nach kurzer Zeit klagte es über die Uebel, welche die Symptome der schrecklichen Krankheit bilden und bald war es von der heftigsten Cholera ergriffen. Kl.

Eldorado der Schwiegermütter. Bei dem Buschmann, einem in Mittelafrika hausenden zahlreichen und starken Baniavolke, einem Zweig der Baitu-Neger, haben die Frauen unbestritten das Regiment, die Männer müssen gehorchen und dürfen nichts ohne ihrer Schönen Einwilligung unternehmen. Die mächtigsten von allen Frauen aber sind die Schwiegermütter, denn sie beherrschen nicht nur ihre Gatten und Hausöhne, sondern auch die Schwiegersöhne, welche im Hause ihrer Frau Quartier erhalten und derer Mutter Gehorsam zu leisten haben. Vielleicht kommt es daher, daß die Bania nicht nur ungewöhnlich reinliche Neger, sondern auch schöne Menschen sind

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 37. Unterhaltungs-Beilage. Juli.

Nachdruck verboten.

Der Kobold.

Roman von **Otto Roquette**. (Schluß.)

Und wenn Du Dich in Deinen Beobachtungen täuschtest, lieber Junge?"

„An eine solche Täuschung glaube ich jetzt nicht mehr! Die Wandlung des Alten gegen mich ist zu merkwürdig! Dein Anteil an mir auch — leugne es nicht! Es ist nicht Zudringlichkeit von mir, und ich strebe nicht über den Kreis hinaus, in den die Geburt mich gewiesen hat; Ihr habt mich in Euren Kreis gezogen, Ihr wart es, durch die mir eine ganz neue Welt aufgegangen ist! Ihr habt mir Liebe gezeigt, in anderer Weise, als ich sie bisher in der Familie kennen gelernt habe. Ich weiß nicht, ob ich Eurem Kreise auch ferner angehören werde, oder — wie es mit mir später werden soll? Gehöre ich aber zu Euch — vielleicht war mein Dasein bisher zu verheimlichen — sag' mirs immer, ich könnte alles ertragen! Mir ist, als wärst Du zuweilen mit meinem Betragen nicht zufrieden gewesen. Du bist es auch wohl jetzt nicht! Künftig sollt Ihr es immer sein. Ich muß aber wissen, wie es um mich steht! Ob ich nicht besser entfernt von Euch lebe, um Euch vor — Verlegenheiten zu bewahren!"

Lothar fühlte seinen Widerstand gebrochen. Er beugte sich zu Gottwalt nieder und rief: „Mein geliebter Freund, — mein Sohn!"

Gottwalt war im Innersten betroffen und überrascht. „Dein Sohn?" rief er. „Aber wie wäre so etwas möglich?"

Lothar flüsterte ihm etwas in's Ohr. Es war dunkel im Zimmer, niemand sah die Röte, die sich über sein Gesicht ergoß. Aber er fühlte sich plötzlich von den Armen Gottwalt's umschlungen und mit leidenschaftlichem Entzücken festgehalten.

„Nein, nein, Lothar! Das hatte ich nicht erwartet!" rief der Jüngling aus. „Ich dachte eher — doch es ist jetzt gleichgültig, was ich dachte! Und die andern wissen es alle?"

„Niemand als der Alte und Hildegard!"

„Hildegard auch!" —

„Ich selbst weiß es erst seit kurzer Zeit!"

„Und lebt meine Mutter noch?"

„Nein, mein Knabe, sie ist tot?"

„Aber stand jene alte Frau in Beziehung zu ihr?"

„Sie war's, die mir das Geheimnis entdeckte, die Beweise brachte. Du hast von dieser Seite nichts mehr zu erfahren, gehörst mir allein. O mein Sohn — ich möchte auch Dir ganz gehören!"

„Ja! Ja!" rief Gottwalt, ihn umarmend. „Kein Sohn kann seinen Vater mehr lieben und schwärmerischer verehren, als ich Dich, Lothar! Aber ich kann Dich nur bei Deinem Namen nennen — laß uns vor allem Freunde sein! Denn meine alten Pflegeeltern kann ich nicht zugleich aus meinem Herzen verbannen. Ihren Namen will ich auch ferner führen, ich könnte mich an keinen neuen gewöhnen. Und es ist auch wohl besser so für Dich und uns alle!"

„Wenn es Dein Wille ist, soll es so sein!"

„Nur in diesem einen Falle laß mich auf meinem Willen bestehen, in allem anderen sollst Du mich gefügig finden! Aber sage mir nur, warum mußte Hildegard das Geheimnis erfahren?"

„Mein guter Knabe —" begann Degenhard, vor diesem letzten Geständnis noch etwas bedenklich — „ich mußte Hildegard die volle Wahrheit geben, denn ich liebe sie seit lange und wollte um ihre Hand werben. Von meiner Aufrichtigkeit gegen sie hing mein Lebensgeschick ab, ich mußte fürchten, sie mir für immer abwendig zu machen — aber das Schlimmere konnte ich durch ein Verheimlichen und eine spätere Entdeckung verschulden. Hildegard hat hochherzig meiner Werbung Gehör geschenkt — sie liebt auch Dich, wie einen Bruder! Seit einigen Tagen sind wir Verlobte!"

„Ich wußte, daß es so kommen würde," sagte Gottwalt, „und Du hast recht, sie mußte alles erfahren. O, Lothar, wie bin ich glücklich, daß Ihr Beide vereinigt seid, und um so glücklicher, daß ich Euch nun verbunden bleiben darf!"

Diese Unterhaltung wollte noch lange kein Ende finden

und der Freiherr begann schon ungeduldig zu werden, daß die Thür immer noch nicht geöffnet wurde. Da trat Degenhart zu ihm ein und erzählte, daß Gottwalt ihm sein Geheimnis gleichsam abgerungen habe und auf der Fortführung seines bisherigen Namens bestehe.

„Das ist jedenfalls das Beste!“ entgegnete der Alte. „Ich hatte schon allerhand mit ihm vor, wollte ihn sogar adoptiren, aber wer weiß, ob er es zufrieden gewesen wäre. Er bleibt Gottwalt Rode und kann für die Welt Ihr Vetter heißen. Wir wollen ihn in der ganzen Familie als Vetter einführen, dagegen wird er sich ja nicht sträuben!“

Acht Tage darauf gab es eine Festlichkeit in Neuhaus, und zwar dasjenige Familienfest, welches man schon zu Weihnachten erwartet hatte. Der Freiherr hatte seine Gegenwart bei der Mittagstafel angesagt und als er eintrat, ging an seinem Arme Gottwalt, der freilich noch einen Stock zu Hilfe nehmen mußte. Als erste flog Hildegart auf ihn zu, und während die Uebrigen den alten Herrn begrüßten, flüsterte sie ihm zu: „Jetzt erst recht mein Freund!“

„Und ein getreuer Sohn für immer!“ gab er leise zurück.

Die Stimmung war heute eine weihevoll gehobene und doch ungezwungen heitere. Bruno brachte in wohlgesetzter Rede das Wohl des Großvaters aus. Der Alte war davon ergriffen und entgegnete die Rede, indem er das ganze Haus „bis in das vierte Glied“ leben ließ.

Mit diesem Tage endete die erste Epoche in dem Aufenthalt des alten Herrn auf Neuhaus.

Tags darauf machte sich Degenhart auf den Rückweg nach der Stadt. Er war eine zu sehr an Thätigkeit gewöhnte Natur, als daß er länger in einem, wenn auch beglückenden Müssiggange hätte leben mögen. Er hatte zunächst eine Reise nach Berlin vor, um sich über manches, was mit seiner zukünftigen Lebensaufgabe zusammenhing, zu unterrichten.

Frau von Tenneberg und Hildegart schlossen sich ihm an, wenigstens bis zu ihrem ständigen Wohnorte. Die Personenzahl in Neuhaus hatte sich verringert, der Hausstand war trotzdem ein zwiefacher, in den beiden Stockwerken wesentlich verschiedener geblieben.

Gottwalt machte in kurzer Zeit den Kindern unten Bocksprünge vor, um zu beweisen, wie gut er wieder auf den Beinen sei, oben zog er vor, sich gesetzter zu betragen. Er wußte, daß der Freiherr sein Großonkel war und dieser behandelte ihn demgemäß, obgleich es zwischen beiden niemals zu einer Aussprache über die Thatsache kam. Das Vorlesen der Zeitung und aus Büchern begann wieder und zugleich der geregelte Gang der Tage.

Die zweite Epoche für den alten Herrn nahm unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen ihren Anfang. Sie brachte nicht mehr große Aufregungen, Alles schien sich zum Besten anzulassen, und doch war oben keine recht behagliche Stimmung.

Der Alte verfiel in frühere Grillenhaftigkeit, wurde über Kleinigkeiten unwirsch, verlangte plötzlich nach Dingen, die nur im alten Hause vorhanden und möglich gewesen waren und ärgerte sich jetzt über sich selbst, daß er so vergeßlich sei. Zwar thaten Bruno und seine Gattin, was sie ihm an den Augen absehen konnten, um ihm Verluste zu ersetzen und das Haus behaglich zu machen, allein es war doch immer nicht das rechte.

Der alte Mack fühlte sich auch unbehaglich, ja eigentlich ganz unglücklich. Frau Mack wäre am liebsten zu ihren Töchtern in die Stadt gezogen. Dieser aber hätte es nicht über's Herz gebracht, seinen Herrn zu verlassen. Und so führte sie seufzend und oft mit heimlichen Thränen das kleine Amt, welches man ihr in der Wirtschaft übertragen hatte.

Und auch Gottwalt, obgleich der glücklichste von allen, fing an, ein gewisses Unbehagen an seiner Stellung zu finden. Seine Universitätsstudien lagen ihm am Herzen und er sehnte sich umsomehr danach, als der Winter im Absteigen begriffen war. Und Gottwalt fühlte sich jetzt nicht mehr frei in seinem Willen, sondern durch Pflichten gebunden. Er dachte mit Besorgnis an die Möglichkeit, daß man seine Stellung bei dem alten Herrn über die gemessene Zeit verlängern könnte.

Endlich war nicht mehr zu verkennen, daß der Freiherr sich körperlich leidend fühlte, wie sehr er es vor sich selbst und Andren zu verhehlen suchte. Mack brachte die Beobachtung denn doch gegen Bruno zur Sprache. Man schickte nach dem Arzte.

Der Doktor mußte sich unter einem Vorwand bei dem Kranken einführen. Der Alte war schlau genug, das Spiel zu durchschauen und setzte ihm Ablehnung, Widerstand, sogar einige Grobheit entgegen. Beizukommen war ihm nicht, so lange er noch auf beiden Füßen gehen konnte. Er ließ nur die Wundärzte gelten, alle übrigen verschmähte er, zumal er sie niemals gebraucht hatte.

Und brauchen sollte er auch jetzt keinen Arzt, obgleich der Tag bald kam, der ihn auf seinem Lehnstuhle festhielt. Daß er krank sei, hätte er um keinen Preis eingestanden, obgleich er augenscheinlich nicht zu den Gesunden zählte. Er war sogar ein sehr schlimmer Patient. Vor den heftigen Ausbrüchen seiner Ungeduld schützte auch die freundlichste Pflege nicht und selbst Gottwalt, der nicht von seiner Seite ging, hatte davon zu sagen. Aber dieser Zustand dauerte, zu seinem und zu seiner Umgebungen Glück, nicht lange. Ein Schlaganfall raffte ihn plötzlich dahin.

Er hatte den Wechsel, der noch spät in sein Leben getreten, wenig über zwei Monate ertragen. Sein Leichenbegängnis versammelte noch die ganze Familie in Neuhaus.

Ein Dasein war abgeschlossen, welches wenig Freude um sich verbreitet hatte, und innerlich unglücklich genug angelegt war, um auch selbst wenig reine Freude zu empfinden. Erst kurz vor seinem Ausgange war es heller in seinem Innern geworden und die Ueberzeugung in ihm erwacht, daß er viel gut zu machen habe. Aber auch was er durch sich selbst und für sich selbst verloren, kam ihm zum Bewußtsein, und gab ihm keine volle Freude mehr. Daß er sich von Rücksicht, von der Verehrung des Familiengefühls umgeben sah, wunderte ihn alle Tage und steigerte ihm die Achtung vor seinen Umgebungen, und doch fühlte er, daß er ihnen nichts sein könne. In der That riß sein Hinscheinden keine Lücke in das Gefüge des Hauses. Und doch wurde es empfunden. Denn der bloße Wiedergewinn des menschenfeindlichen Greises für die Familie genügte edel empfindenden Menschen und ließ sie das Bittere aus vergangenen Zeiten vergessen. Der Urgroßvater war im Hause der Seinen, im Hause, das er selbst einst gebaut hatte, gestorben! Diese Thatsache genügte, um bei dem Ausgange seines Lebens die Stimmung eines weihevollen Ernstes zu wecken.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Zwei und ein halbes Jahr sind nach diesen Ereignissen verstrichen. In den großen Verhältnissen hat sich nicht viel geändert, umsomehr in den kleinen. Viele Leute sind gestorben und viele geboren worden; erwachsene Töchter und Söhne haben sich verheiratet, andere warten noch darauf. Gespräche, die man früher geführt, und in denen man sich ereifert hatte, sind vergessen, um anderen Platz zu machen, aber von den Leuten, welche sonst für vielerlei Gespräch sorgten, leben manche noch, und dieselbe Teilnahme für Alles, was geschieht, oder doch geschehen könnte. So der Medizinalrat Doktor Fuchs und der Oberhofmarschall von Salfeld. Beide sitzen jetzt viel bei einander, und der Doktor weiß, daß über manche alte Geschichte überhaupt nicht mehr, und über manche neue nur mit einem gewissen Rückhalt gesprochen werden soll.

Auch das alte Ehepaar Mack lebt in der Stadt und zwar behaglich, da der verstorbene Freiherr es in seinem Testamente mit einem wohlverdienten Legat ausgestattet hat. Aber sie haben Einiges auszustehen durch die Klagen ihrer Base, der Frau Ohl, denn ihr Gatte hat sie böswillig verlassen. Eigentlich liegt das Unglück an ihr selbst, denn sie hatte nicht mitgehen wollen,

um keinen Preis, und so hat er dann gesagt, so gehe ich ohne Dich! Denn er wollte im Dienste Degenhart's bleiben, und war auch von diesem nicht von seinem Vorsatz abzubringen. So ist er mit nach Berlin übersiedelt, während Frau Ohl sich von ihrem Heimatsort nicht trennen kann, und sich doch unglücklich fühlt, daß ihr Mann nicht die gleiche Anhänglichkeit an die Stadt besitzt; die denn freilich nicht sein Geburtsort ist.

Das Schauspiel der Residenz gilt noch immer für sehr gut. Und so wollte sich der Studiosus Gottwalt Rode, der hier wieder einmal vorsprach, die Darstellung eines Stückes von Shakespeare nicht entgehen lassen. Es war zu Anfang des August und eine unerträgliche Hitze im Zuschauerraum. Man suchte sich in den Pausen in den Vorhallen zu erholen.

Da blieb eine junge Dame, die am Arme eines jungen eleganten Herrn ging, plötzlich vor dem Studenten stehen: „Herr Gottwalt Rode!" rief sie „Sie kennen mich wohl nicht mehr? Wer bin ich?"

Er suchte sich zu entschuldigen, konnte aber seine Verlegenheit nicht verbergen, da er nicht wußte, wo er die Dame in seiner Erinnerung aufsuchen sollte.

„Ich muß Ihnen nur zu Hülfe kommen!" fuhr sie lachend fort.

„Hier an diesem Orte haben wir einst Bekanntschaft gemacht, und Sie waren damals ganz artig!"

„Oh, mein gnädiges Fräulein — um Vergebung!"

„Nein! nicht mehr Fräulein, sondern jetzt Frau Louise Riedel, einst Lulu genannt. Dies ist mein Mann, Paul Riedel!"

Die beiden jungen Männer machten einen günstigen Eindruck auf einander und kamen auf ein Gespräch. „Wo leben Sie denn jetzt, Herr Vetter?" fragte die junge Frau. „Nämlich — eigentlich sind wir ja ein bischen verwandt! Wie dem auch sei! Nennt man Sie in Neuhaus Vetter, so kann ich es auch!"

Gottwalt Rode verneigte sich. „Wo ich lebe?" entgegnete er. „Bisher in verschiedenen Universitätsstädten. Zu den Sommerferien reise ich gern nach Neuhaus, in den winterlichen zu Degenhart's nach Berlin, wo ich auch zunächst bleiben will. Denn ich bin ein schrecklich alter Mensch geworden — bald zweiundzwanzig Jahre! — und muß endlich mein Examen machen."

Frau Louise lachte. „Sie sind in ihrem hohen Alter wahrhaftig noch gewachsen!" rief sie. „Sind denn Degenhart's zum Besuch in Neuhaus? Ich bin nämlich ganz aus Rand und Band geraten, und weiß noch von nichts! Erst vor einigen Wochen bin ich mit Paul von unserer Hochzeitsreise zurückgekommen. Nächstens machen wir unsern Besuch draußen!"

Gottwalt erzählte, daß Frau Hildegart mit ihrem kleinen Töchterchen allerdings in Neuhaus sei, während Degenhart sich auf eine Rundreise begeben habe, um für eine Arbeit mehrere Bibliotheken zu benutzen. „Ich bin hier" fuhr er fort „um ihn bei seiner Rückkehr morgen früh zu empfangen und nach Neuhaus zu geleiten. Den Theaterabend nahm ich so mit, und freue mich der angenehmen Begegnung, die er mir bringt!"

„Wenn das aufrichtig ist," sagte Paul Riedel, „dann sollten Sie nach dem Theater den Thee bei uns nehmen. Sie würden uns sehr erfreuen."

„Ach ja!" rief Frau Louise in die Hände klatschend. „Wo wohnen Sie denn?"

Gottwalt nannte den Gasthof, in welchem er einst mit dem Freiherrn abgestiegen war.

„Das ist ja gar nicht weit von uns!" rief die junge Frau.

Der Studiosus zögerte nicht, die Einladung anzunehmen.

„Meinen Papa werden Sie wohl auch noch bei uns finden. Er spielt gern mit Pauls Eltern eine Partie Whist. Ach Gott — was sagen Sie denn zu dem Schicksal meiner armen Schwester? Oder wissen Sie nichts davon? Leonore, im Hause Lolo genannt, ist ja bereits Witwe!"

Was Gottwalt an dem Riedel'schen Theetisch im Gespräch, welches sich bis über Mitternacht ausdehnte, erfuhr, und was sonst über die Vorfälle im Salfeld'schen Hause mitzuteilen wäre, mag noch mit hinzugefügt werden!

Frau Toska hatte nach der letzten Abweisung, die sie von ihrem Oheim erfahren, nicht mehr viel von dem Testamente desselben erwartet. Gleichwohl war ihr Zorn grenzenlos, nicht gering aber ihre Verwunderung, daß der von ihr so bitter gehaßte Schreiber, der Eindringling im Hause, ebenfalls von den Vorteilen ausgeschlossen erschien. Dieser war ihr fortan gleichgiltig, von Degenhart und der Familie Tenneberg aber schloß sie sich fortan durchaus ab. Wäre ihr nur die Werbung des jungen Riedel zu Ohren gekommen, während sie noch auf die Erbschaft hoffte, so würde sie dergleichen mit Hohnlachen und Empörung von sich gewiesen haben. Da sie es aber erst nach der Eröffnung des Testaments erfuhr, so nahm sie die Sache schon eher in Ueberlegung, ohne doch schon ihre Zustimmung zu geben. Denn über die Verbindung einer Garnspinnerfamilie war ja eigentlich gar nicht hinweg zu kommen! Allein sie mußte erleben, daß ihre Tochter Lulu ihr ins Gesicht erklärte, sie werde Paul heiraten, und müßten sie beide zehn Jahre warten, und möchten sie alt und grau darüber werden! Wäre der Oberstallmeister sehr für die Verbindung eingetreten, so würde sie ein unbedingtes Nein! gesagt haben. Ihr Gatte aber schien sehr lau dabei, äußerte sich sogar abgeneigt. Eine solche bürgerliche Heirat sei doch unpassend für die Familie, meinte er. Sogar der Reichtum dürfe nichts Verlockendes haben! — Da ihr Mann dagegen war, so überlegte sie, unter welchen Bedingungen, sie wohl dafür sein könne?

Da geschah es, daß auch ihrer Tochter Lolo ein Heiratsantrag gemacht wurde! Ein nicht mehr junger Mann, Legationsrat, zwar ohne große Mittel, aber Graf von Geburt, warb um die Hand Leonorens. — Lolo hatte bei der Vermählung Lothar's freilich einen Kampf in sich durchgekämpft, aber sie kannte ihre Pflicht. Denn niemals würde sie einem, der nicht in ihrem Stande geboren war, die Hand gereicht haben, auch Onkel Degenhart nicht. Niemals! Verzichten mußte sie auf jeden Fall. Und nun bot sich durch die Werbung des Grafen eine Möglichkeit, die Ehre des Hauses zu vertreten, es vielleicht noch zu retten von der Verirrung ihrer jüngeren Schwester, und Leonore gab ihr Jawort.

Toska schwamm in Entzücken. Alle ihre Gedanken galten jetzt nur der Vermählung ihrer bevorzugten Tochter, Lulu's Thorheiten durften überhaupt nicht mehr zur Sprache kommen. Gleichwohl erfuhr ihr zukünftiger Schwiegersohn davon und Toska hörte mit Widerstreben, daß der Graf über die Sache gar nicht so abfällig urteilte, sondern eher den Anwalt des jungen Riedel machte. Sie ging trotzdem auf nichts ein. Leonore wurde Gräfin, folgte ihrem Gatten nach Wien, wo der Graf noch vor Ablauf eines Jahres von einem Nervenfieber hingerafft wurde. Die junge, kaum zweiundzwanzigjährige Witwe kehrte vorerst in das Haus ihrer Eltern zurück. Die regierende Fürstin hat sie aber bereits zu ihrer Hofdame erwählt und die Gräfin wird ihren Dienst antreten, sobald das Trauerjahr vorüber ist. Es läßt sich wohl annehmen, daß Lolo einst die Stelle einer Oberhofmeisterin, für welche man sie schon als junges Mädchen geeignet fand, erhalten und würdevoll vertreten werde.

Unterdessen hatten Lulu und Paul zwei Jahre lang warten müssen, ohne daß Frau von Salfeld Miene machte, ihre Verbindung zuzugestehen. Da kam Lolo's Unglück, und selbst in der Gesellschaft sprach man der Mutter zu, nicht auch ihre zweite Tochter unglücklich zu machen, sondern auf die „vorteilhafte" Partie einzugehen. Aber es war doch gar zu schrecklich für Frau von Salfeld, daß ihrer Tochter durch eine bürgerliche Heirat das Recht genommen werden sollte, bei Hofe zu erscheinen! Da legte sich der Oberstallmeister in's Mittel. Er sprach sich plötzlich mit größter Entschiedenheit gegen diese Verbindung aus und that ein förmliches Verbot, daß im Hause noch darüber gesprochen werden sollte. Lulu nahm das ruhig, beinahe lächelnd

auf, für Toska aber genügte das Verbot, um eine Schwenkung hervorzurufen. Der Oberstallmeister ließ es auf heftige Streitigkeiten ankommen und wurde so grob, daß Toska aus Wut die Kinder hinter seinem Rücken verlobte. Er hatte damit gesiegt und lachte sich ins Fäustchen. Vom Tage der Verlobung an, und nach der Hochzeit erst recht, war er ein fast täglicher Gast im Riedel'schen Hause, fand abends seine Partie Whist und lebte vergnügt mit den Kindern. Toska betrat die Villa Riedel nur ganz ausnahmsweise, und ging auf in den Hofangelegenheiten ihrer Tochter, der Gräfin. —

Am andern Morgen war Gottwalt zeitig auf dem Bahnhof. Der Dampfzug kam heran, Degenhart stieg aus, und die Freunde lagen sich in den Armen. „Gottwalt, mein Lieber!" sagte der Ankommende. „Hast Du Kleingeld für den Träger? Bitte leg aus!"

„Aber lieber Lothar!" entgegnete dieser, „Du mußt einem Studenten, der zu den Ferien nach Hause kommt, nichts Unbilliges zumuten! Auslegen! Der Rest meiner Habe ist gestern für ein Theaterbillet und heut für die Nachtruhe im Wirtshause draufgegangen."

„Nun denn, so lauf und wechsle!" rief Degenhart lachend. „Der Rest sei Dein!"

Der offene Wagen, der die Freunde nach Neuhaus bringen sollte, stand schon bereit, und bald trug er sie in die sonnenlichte lachende Landschaft hinaus. Gottwalt brachte die besten Nachrichten über Hildegart und ihr einjähriges Töchterchen und Lothar's Herz schlug Weib und Kind entgegen.

Trotzdem teilte er schon einen neuen Reiseplan mit. „Wie wär's," rief er, „wenn wir den nächsten Winter sämtlich wieder in Italien zubrächten? Wir könnten viel lernen!"

„Lothar, das geht nicht!" entgegnete Gottwalt.

„Und warum nicht?"

„Weil ich endlich mein Examen machen will."

„Kann das nicht ein halbes Jahr später geschehen?"

„Keineswegs! Was ich auf der einen Seite dazu lerne, vergesse ich auf der andern. Die erste Reise nach Italien, die wir vor zwei Jahren machten, muß für mich noch ausreichen, um daran zu zehren. Du weißt, ich parire Dir sonst immer, wie ein wohl dressirter Pony, aber diesmal spricht kein Machtgebot, ich bitte Dich! Und ich vermute, ich werde an Hildegart eine Verbündete haben!"

„Wer weiß!" unterbrach ihn Lothar.

„Nun Du weißt jedenfalls besser, wie Deine Frau denkt! Aber die Tante (so nannte er Frau von Tenneberg, welche jetzt mit den Ihrigen in Berlin lebte) hat sich mit mir bereits auf einen sehr ansprechenden Examenwinter eingerichtet!"

„Kobold!" entgegnete Degenhart spottend, und doch mit stolzer Freude: „Du bist manchmal ein arger Philister!"

„Ja, ich muß wohl!" sagte der Studiosus! „Wenn Du der Aeltere, Dir lauter Extravaganzen für mich aussinnst! Kurzum, in den Ferien wollen wir noch jubeln, im Winter mit einigem Ernst an die Zukunft denken!"

„Lothar aber dachte: „Gott sei Dank! Er hat nichts von der Natur seiner unglücklichen Mutter! Nur, daß er gern und gut zu Pferde sitzt!"

„Da sind sie ja!" rief Gottwalt, das plötzlich eingetretene Schweigen unterbrechend.

Richtig! da kamen Hildegart, die Mutter, Pauline und Bruno den Heimkehrenden eine Strecke zu Fuß entgegen.

Es war ein jubelndes Wiedersehen glücklicher Menschen. Degenhart's Reiseplan kam im Laufe des Tages dann auch zur Sprache, fand jedoch, wie Gottwalt richtig vermutet, wenig Beifall, so daß Lothar ihn fallen ließ.

Gegen Abend lud Bruno die ganze Familie zu einem Spaziergang ein. Pauline kam es vor, als ob er eine Ueberraschung im Schilde führte. Man durchschritt den Park und gelangte zu der Brücke, welche nach Alt-Tenneberg hinüberführte und jetzt von der verschließbaren Lattenthür befreit war.

„Wißt Ihr auch, was heute für ein Tag ist?" begann er. Alle sahen ihn fragend an. „Ein ernster Gedenktag!" fuhr er fort. „Heute vor drei Jahren fast um diese Stunde laj unsere Lida in den Wellen des reißenden Wassers und Gottwalt Rode hat sie uns wieder gerettet." Er reichte dem Vetter herzlich die Hand.

Die Gesellschaft durchsprach die Ereignisse, welche im Laufe von drei Jahren so viel verändert hatten, und Gottwalt vorwiegend bemerkte, daß auch mit dem Grund und Boden hier bedeutende Veränderungen vorgegangen wären. Die Gemüsebeete und Kartoffelfelder mit den verkrüppelten, nicht mehr fruchtbaren Obstbäumen waren verschwunden und durch Baum- und Saatschulen der Waldkultur wiedergegeben worden. Ueberraschend aber war der Anblick des Platzes, auf welchem das alte Haus gestanden hatte.

Da derselbe sich in keiner Weise für irgend einen Neubau eignete, war über der Brandstätte eine parkartige Anlage gemacht worden, welche zugleich den Forstzwecken diente. In der Mitte erhob sich auf einem Hügel ein Denkstein mit einer Inschrift, welche seine Bedeutung ergab. Bänke unter den Tannen luden zum Ausruhen in der Waldstille ein. Das war die von Bruno gebotene Ueberraschung.

Gottwalt stand eine Weile in Erinnerung versunken vor dem Denksteine. Mit leichtem Ränzel, vom Regen durchnäßt, war er vor drei Jahren hier angelangt. Wie viel hatte er innerlich erlebt. Was war aus ihm geworden. Welches Glück hatte er unter gebildeten und guten Menschen erworben. Er fühlte sich froh und doch innerlich bewegt.

„Beginn ein Lied, Hildegart," flüsterte Lothar seiner Gattin zu, „damit unser Kobold nicht etwa Grillen fängt!"

Hildegart begann sofort zu singen und schnell wendete sich Gottwalt, um mit der zweiten Stimme einzufallen. Pauline, Degenhart, Bruno ließen sich vergnügt im Chore mit vernehmen und singend schritt die Gesellschaft weiter durch den Wald.

Ein Zigeunerduell.

Skizze aus dem Zigeunerleben.

Von **Josef Lewinsky.**

Wie unheimlich die braunen Gesichter funkeln! — Kopf an Kopf steht die zigeunerische Landsmannschaft dicht im Kreise — Greise, Männer, Frauen und Kinder. Der Zigeunerhauptmann ist heute nicht der gemütliche Gako (Onkelchen) wie ihn die Seinen gewöhnlich in einer für ihr Verhältnis zu ihm charakteristischen Weise tituliren. Heute fungirt er als hoher Richter, wie weiland die Aufseher bei gerichtlichen Zweikämpfen. Was hat denn der braune Timur so Böses gethan, daß er und sein Gegner mit fast ganz entblößten Körpern die Kraft der Fäuste aneinander versuchen sollen? „Bis zur

Abfuhr", wie sich unsere Studenten bei Schlägermensuren auszudrücken pflegen, sollen sie kämpfen. Timur war noch gut dabei gefahren, daß der Urteilsspruch nur auf Zweikampf entschied, denn er hatte dem Igon jenen scheußlichen Fluch zugeschleudert, der für uns aus ästhetischen Rücksichten unaussprechlich, in der Ehre der Schwiegermutter die des verhaßten Gegners herabsetzt. Igon leugnete nämlich allzu hartnäckig, zwei, dem Timur gar werte silberne Knöpfe entwendet zu haben. Der Diebstahl konnte nicht erwiesen werden, aber die frevelhaften Worte hatte jedermann in der Zigeunerbande vernommen; die Sache mußte vor den Hauptmann gebracht werden. Der sah freilich nach echt zigeunerischer Anschauung im Diebstahl weniger Frevel, wie in jenen Worten. Dennoch wollte er den Igon angethanen Schimpf an Timur nicht mit der härtesten Zigeunerstrafe, dem „Prasagen" (Bann) ahnden, denn was ist der Paria in Gesellschaft, wenn ihn die Seinen ausstoßen! Vogelfrei, dem Tode halb verfallen.

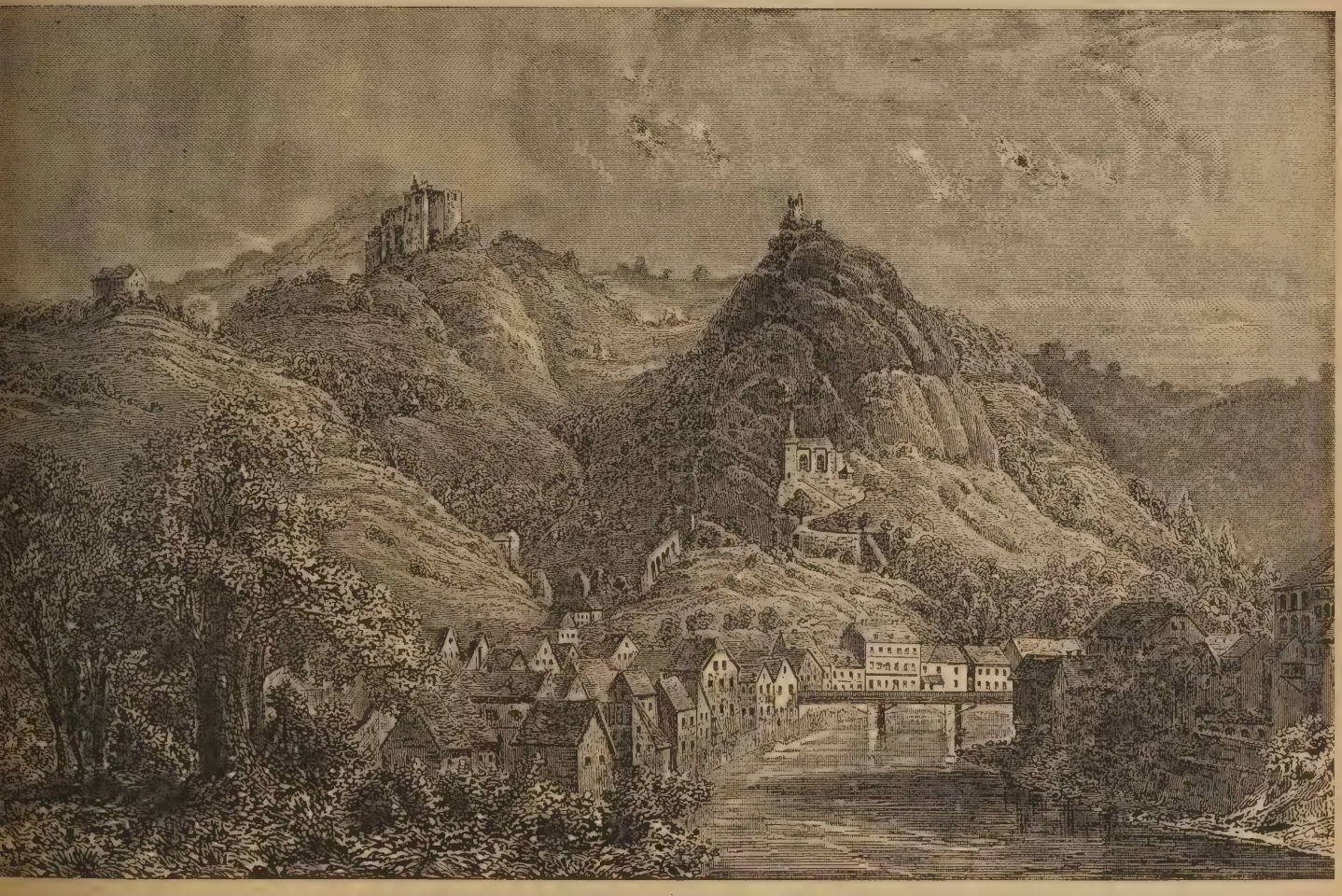
Also Gako war milde.

Innerhalb einer halben Stunde sollten sie den Faustkampf bis zur Entscheidung führen. Läßt sich doch der Zigeuner lieber verstümmeln, als von seinen Stammes- und Leidensgenossen trennen.

Heut schaut der Gako wirklich stattlich aus. Wie trefflich ihm der federgeschmückte braune Hut mit silbernen Tressen zu dem grünen Rock steht! Grün muß der Zigeuner tragen, denn es ist die Farbe des Waldes und der Freiheit. Sie dokumentirt den Zigeuner als reinen „Tschatschopaskero Rom" (wahrhaften Zigeuner). Lange Stiefel mit Sporn und ein klirrender Säbel vollenden seine kriegerische Erscheinung. Dabei ist er feige genug, um durch den Anblick eines Polizeibeamten ganz aus dem Konzept gebracht zu werden. Aber hier ist er unter den Seinen, und der Erste im Zigeunerdorf, wie ein Cäsar im alten Rom.

Sein Kommando erschallt. Wild heulen die Weiber und die zahlreichen Kinder der sonderbaren Duellanten. Ein Gefecht nach Art der englischen Boxerei wird mit der eigenartigen Geschicklichkeit beiderseits geführt, welche wir bei den halsbrechenden Akrobatenkunststücken der Söhne des Wandervolks so oft Gelegenheit gehabt, zu bewundern.

Wie beim Kampfe der Horatier und Curatier drohen die Sippen der Kämpfenden dem Beispiele ihrer Freunde zu folgen und ihrer blinden Parteileidenschaft thatsächlich Ausdruck zu verschaffen. Aber ein Blick auf die Zigeunermutter, das einer Priesterin gleich gehaltene Weib der Bande, wie auf den gravitätisch dreinschauenden Gako mäßigt das ungezügelte Verlangen.



Oberstein. (Siehe Text Seite 296.)

Die sich immer wiederholenden Manipulationen der zwei Kämpfenden, welche beide mit anscheinend gleicher Kraft arbeiten, verletzten unser sittliches Gefühl zu tief, als daß wir andauernd hinschauen könnten. Wir lassen unseren Blick umherschweifen, zu den bunt gekleideten Weibern mit den farbigen Ohrringen und den ebenso schmutzigen, wie unedel-widrigen Gesichtszügen, welche uns die Fabel von der gepriesenen Schönheit der Zigeunerinnen nicht zu bestätigen schienen. Rachgier und Habsucht leuchtet aus ihren Zügen und wenig ist wahrnehmbar von der Sanftmut der weiblichen Natur, welche sonst, ach, so gerne, Gnade vor Recht ergehen läßt. Nicht einmal die Untugend der Eitelkeit schützt sie vor jener Unsauberkeit, welche uns fast

noch mehr degoutirte, als das widerliche Schauspiel der Boxerei. Und wie sie, so stehen die branntweinduftenden Männer und Jünglinge mit ihren mannigfach prunkenden und dabei geflickten Kostümen, deren Zusammensetzung rohe, sinnliche Eitelkeit und besonders eine kindische Freude am Farbigen bekundet. „Der Menschheit ganzer Jammer" erfaßte uns hier, wenn wir daran dachten, wie viel vergebliche Versuche schon seit Maria Theresia gemacht worden, um diese Horden der europäischen Kultur zu gewinnen, deren oft zügelloses Leben Dichtungen und Feuilletons mit dem Nimbus der Poesie ziemlich grundlos umwoben haben.

Aber, mußten wir uns sagen, was sich da vor unseren Augen zuträgt, ist eben der Form, nicht dem Inhalt und Zwecke nach, verschieden von dem, was die gebildete Welt so oft in Wort und Schrift zu rechtfertigen versuchte. Ein Schrei, halb Wut, halb Schmerz ausdrückend, unterbricht unsere Meditation. Timor hat dem Igon einen Schlag auf die Hüfte versetzt, welcher den Ehrlosen taumeln macht und zu Falle bringt. Gako verkündet, das Schwert erhebend, des Kampfes Ende. Igon mag nun [illegible] Knöpfe behalten und beim nächsten Händler in gangbare Münze umsetzen. Der Schimpf muß ihm bleiben und dazu ein Rippenbruch. Der zigeunerischen Ehre ist Genüge geschehen. Die Ueberwundenen tragen die Seinen lautlos vom Kampfplatze. Die Anderen geleiten den Sieger mit stiller Schadenfreude zu dem Feuer, wo ein zigeunerisches Leibgericht, geschmorter Igel mit Kraut und einige Maß Branntwein der Heißhungrigen harren.

Von Bedeutung für meine Anschauung und höchst belehrend war für mich dieser Zigeunerzweikampf, welcher in allen Stücken dem unserer „gebildeten" Welt gleicht, nur mit dem Unterschied, daß der Zigeuner ohne Binden und Bandagen bis auf das Hemd entkleidet, in den Kampf geht, weil der Armselige den theuern Rock nicht ruiniren will. Aber auch er sieht im Zweikampf „das gepriesene Vereinfachungs- und Genugthuungsmittel." Warum? Weil ihm der Begriff des wahren Rechts und einer gemeingültigen obrigkeitlichen Entscheidung in einem Leben schmachvoller Erniedrigung abhanden gekommen ist.

Moderne Ehen.

Von **Oskar Mockrauer-Mainé.**

Die Turmuhr der nahen Elisabetkirche hatte soeben mit schweren Schlägen die zwölfte Stunde mittags verkündet. In hellen Schaaren strömen die Arbeiter und Mädchen aus den Fabriken nach Hause zur kurzen Mittagsrast, die Kommis verlassen eilends die dumpfen Bureaus und Läden und alles eilt heimwärts. Um diese Zeit ist auf den Straßen ein Getümmel, ein Hasten, daß man förmlich in dem Menschenstrom mit fortgerissen wird. Aber es sind keine feiernde Menschen, die sich zu einem Schauspiele drängen und fürchten zu spät zu kommen, sondern alles geschäftige Leute, denen eine kurze Stunde zum Mittagsmahl und zur Erholung dienen muß. Da sind die Minuten kostbar, zumal wenn das Heim noch draußen in der Vorstadt liegt, und die Armen wohnen ja meistens draußen in den entlegeneren Vierteln, weit weg von dem fashionablen Zentrum der Stadt.

Die Maurer, die dort an dem Baue des großen Hauses, das eine Zierde der Straße zu werden verspricht, beschäftigt sind, haben auch mit ihrer Arbeit aufgehört, Mörtel und Kelle niedergelegt und sind nun an den schwanken Leitern von dem schwanken Gerüst herabgeklettert. Ein jeder von ihnen macht es sich unten bequem, wo er gerade ein abgelegenes, schattiges Plätzchen findet, wohin nicht die brennende Julisonne dringen kann. Auf Steinen, Brettern oder einem umgekehrten Handlangerkübel sitzen sie und schmausen das frugale Mittagsessen direkt aus den Kochtöpfen, die ihnen ihre Frauen gebracht haben. — — —

Der Herr Professor trat in sein Zimmer und legte die Bücher auf den geschnitzten Schreibtisch nieder, auf dem eine malerische Unordnung herrschte. Er war auch froh, daß das Kolleg vorüber war, denn es ist keine Annehmlichkeit in dieser Hitze, den fast einschlafenden Studenten noch einen Vortrag über Schopenhauers Parerga und Paralipomena zu halten. Er wäre beinahe selbst mit eingenickt, der Herr Professor.

Es war ein schöne, ebenmäßige Gestalt, im kräftigsten Mannesalter. Blondes Haar umrahmte das interessante Gesicht mit der hohen Denkerstirn. Sein dunkles Auge blitzte und man mußte fortsehen, wenn es auf einem ruhte, aber blaß und abgespannt waren die Züge, — das machten die Nachtwachen und das fortwährende Denken und Studiren. Dafür war aber der Professor Eichsfeld ein berühmter Mann, und trotz seiner zweiunddreißig Jahre zählte er schon mit zu den Autoritäten auf dem Gebiete der Philosophie; seine Worte galten etwas bei seinen Hörern und ein erscheinendes Buch von ihm ward als ein hervorragendes und bedeutendes Ereignis betrachtet.

Der jugendliche Professor vertauschte den Gehrock mit dem bequemen Hausrock und ging dann langsamen Schrittes durch seine Gemächer, als wollte er sich von dem soeben gehaltenen Kolleg erholen. Im Wohnzimmer traf er seine Gemahlin. Mit kaltem, flüchtigem Gruße wollte er sich in sein Studirzimmer zurückziehen, als es plötzlich von ihren Lippen drang, gepreßt, so eigentümlich und doch so flehend: „Arthur!"

Er wandte sich um und betrachtete befremdlich die schöne junge Frau, seine Gemahlin, die sich wieder dem Fenster zugekehrt hatte. Gespannt schaute sie hinaus, als wollte sie von dorther die Fortsetzung zu dem Gespräche suchen, und er stand noch mitten im Zimmer und sah nach der üppigen hohen Gestalt hin.

Die Gatten waren gespannt schon lange, wiewohl sie doch noch kaum zwei Jahre verheiratet waren; schon seit Monaten hatten sie nur eben die notwendigsten Worte, kalte, teilnahmlose Worte mit einander gewechselt und sich nur bei Tische gesehen oder wenn man in Gesellschaft ging; doch da mußte man schon herzlicher zu einander sein, von wegen der Welt, was hätte auch diese arge Welt gesagt, wenn sie die beiden jungen Ehegatten so gespannt zeremoniell verkehren gesehen hätte.

Freilich noch vor zwei Jahren, da war es anders. Er, der stille, in sich gekehrte Professor hatte sie geliebt mit all' der Glut seines Herzens, das zum ersten Male die Allgewalt der Liebe kennen lernte; er schwärmte für sie, seit er sie zum ersten Male auf dem Hausballe gesehen und doch hatte er früher nur für die Kritik der reinen und angewandten Vernunft geglüht. Und sie, die stolze Kommerzienratstochter, die blendende, gefeierte Elsa, hatte am Tage nach dem Balle sich lustig gemacht über das linkische Benehmen und die schief gebundene Kravatte des Professors, der so schlecht tanzte und nicht von ihrer Seite weichen wollte. Aber es schmeichelte ihr doch, als der berühmte Gelehrte um ihre Hand anhielt und sie hatte ihr Jawort gegeben und war ihm an den Altar gefolgt, gar sehr beneidet von den Gesellschaftsspielinnen, die ihr den Besitz des schönen, angesehenen Mannes nicht gönnen mochten.

Er hatte sie geliebt, innig und wahr, doch sie hatte ihn nicht verstanden, ihr leichter Sinn hatte nie, niemals seine heiße Liebe zu fassen vermocht, die so zurückhaltend und doch so glühend war. Und die beiden Gatten hatten sich entfremdet, und

er hatte sich wieder seiner Philosophie zugewandt, dem Zufluchtsort, in dem er Vergessenheit suchte und doch nur die Oede und Einsamkeit seines Lebens um so mehr empfand; und sie hatte sich wieder in die rauschenden Vergnügungen, an denen das Wohlleben so reich ist, gestürzt. Fand sie aber dort vollständige Befriedigung? Nein, denn manchmal flüsterte ihr eine innere Stimme zu, daß sie nicht die sorgsame Gattin sei, die sie dem schweigsamen stillen Manne zu sein am Altare versprochen hatte. Sie eilte von Vergnügen zu Vergnügen, meistenteils allein, denn ihr Mann war ja durch das Studium abgehalten und einer verheirateten Frau sind von der Welt mehr Freiheiten eingeräumt als einem Mädchen. Sie ward bewundert wie einst und das genügte ihr.

Sie stand am Fenster und schaute hinaus. Sie war zum Ausgehen angekleidet. Das helle leichte Straßenkleid ließ die Umrisse ihrer schlanken Gestalt deutlich hervortreten und der breite Strohhut saß verführerisch auf dem reichen, goldenen Lockenhaar.

„Sie ist entzückend!“ lispelte der Professor, sie ernst und traurig anblickend, und es überlief ihn heiß, er liebte sie ja noch immer so glühend und innig. Er näherte sich ihr mit langsamen Schritten, die der dichte Teppich dämpfte. Stille herrschte in dem Gemache, eine Stille, die die beiden kaum durch ihr Atmen zu stören wagten. Nun stand er neben ihr und schaute mit hinaus und, was sie dort schauten, machte beider Herzen erbeben.

Einer der kalkbesudelten Maurer saß auf einem schwanken Brette und neben ihm sein Weib, ein junges Weib, das ein Kind an der Brust trug. Glänzenden Auges schaute sie ihm zu, wie er das mitgebrachte Mahl aus dem Kochtopfe schöpfte. Und als er geendigt, da gab er ihr den Topf zurück und streichelte ihr liebevoll die Wangen und er nahm sein Kind in die Arme und wiegte es sorgsam hin und her. Dann streckte er sich auf den harten Erdboden zum kurzen Schlummer nieder und sie schob ihm ein Brett als Kopfkissen unter und kauerte sich neben ihm nieder auf dem Boden und scheuchte die ungestümen Fliegen, die seine Ruhe stören wollten. — Wie glücklich seid ihr, ihr armen, geplagten Leute!

Elsa mochte wohl auch dies fühlen, denn ihr Busen hob sich stürmisch und ihre Lippen krampften sich fest aufeinander. Eichsfeld hatte sich weit vorgelehnt, wohl auch, um den traulichen Anblick besser zu genießen; er atmete den berauschenden Duft des Parfüms ein, er sah den verführerischen, stolzen Nacken und sie fühlte den heißen Atem des Mannes. Da wandte sie sich um, — weit von sich schleuderte sie den Hut. Lautschluchzend sank sie an seine Brust, und wortlos zog er sie an sich; ein inniger Kuß, den er auf die hohe, weiße Stirn drückte, besiegelte den neuen Bund, der nun für immer, fürs Leben, dauern sollte.

Poetische Aehrenlese.

Von unsrer Zeit!

Bruchstück aus Robert Prutz's Sonettenkranz „Kranke Zeit“.

Wir leben im Zeitalter des Realen,
Das, sagt ihr, muß für manches uns entschäd'gen;
Es will die Welt auch einmal sich entled'gen
Von allen unfruchtbaren Idealen.

Nicht länger woll'n wir nur auf Wolken malen;
Wir sind der Götter müd', davon sie pred'gen,
Der zürnenden sowohl als auch der gnäd'gen;
Wer Schulden macht, der soll sie auch bezahlen. —

O thöricht Volk, zu lenken an der Leine
Mit einem Wort! Real! Es macht mich lachen:
Was ihr real nennt, ist nur das Gemeine.

Zwar ohne Holz läßt sich kein Feuer entfachen,
Doch wächst die Blume nur im Sonnenscheine,
Dem himmlischen, den nie ein Mensch kann machen.

Ich lag und schlief auf eines Tempels Stufen,
Der halb bereits in Trümmer war zerfallen;
Da hört' im Traum ich dumpfe Stimmen schallen,
Wie Kampfgeschrei und fernes Weherufen.

Es dröhnt' die Flur als wie von Rosseshufen,
Geschwader hört' ich aneinanderprallen
Und sah das Blut in breiten Strömen wallen,
Dem Moste gleich in übervollen Kufen.

So hielt der Traum mich lange Zeit gebunden;
Doch als ich endlich schaudernd mich erhoben,
Da war der Tempel, d'rin ich lag, verschwunden

Und hell und prächtig lächelte von oben
Des Himmels Blau; statt Kampfgewühl und Wunden,
Den jungen Tag hört' ich die Lerche loben.

Und wieder klagt mit frommen Augendrehen
Ein anderer: „Weil sich's von Gott verirrte,
Mit schnöder Wollust üpp'gen Bechern klirrte,
Darum wie Spreu muß dies Geschlecht verwehen!“

„Was hilft's, dem Eurigen zu widerstehen?
Die Kirche ist der einz'ge gute Hirte,
Sanft ist ihr Joch; gleich einem milden Wirte,
Läßt unerquickt sie keinen fürbaß gehen.“

— Nun, wer es glaubt, ich will ihn nicht d'rin stören:
Doch kann man fromm sein auch bei frohen Mienen
Und kann ein Schurke sein in Trauerflören.

Auch ist es mir von jeher so erschienen,
Als müßte Gott der Welt, sie ihm gehören —
Und nicht der Kirchen braucht's dann, ihm zu dienen.

Feuilleton.

Oberstein. (Siehe Illustration Seite 293.) Unser diesmaliges Bild zeigt uns Oberstein, ein romantisch am Nahefluß gelegenes Städtchen von viereinhalbtausend Einwohnern, das größte des 503 Quadratkilometer großen, von 38 000 Menschen bewohnten Fürstentums Birkenfeld, welches, ganz umschlossen von den preußischen Rheinlanden, merkwürdig genug, staatsrechtlich zu dem weit entfernt liegenden Großherzogtum Oldenburg gehört, — ein Ueberbleibsel der mittelalterlichen Reichsherrlichkeit. — Herrlich liegt das Oertchen am südöstlichen Fuße des Hochwaldes, wie das westliche Ende des Hunsrückgebirges genannt wird, und im Westen blicken die Häupter der Ardennen herüber, die sich über Luxemburg auf französisches und belgisches Gebiet hinüberziehen.

Der Jahresanfang ist nicht etwa, wie mancher vielleicht meinen möchte, ein seit langer Zeit einheitlich festgestellter, vielmehr finden wir selbst noch im Mittelalter eine ziemlich große Verwirrung in diesem Punkte. Man kennt sechs verschiedene Termine, an welchen an verschiedenen Orten das Jahr begann. Der 1. Januar war schon der Jahresanfang des römisch-julianischen Jahres. Allein schon früh im Mittelalter eiferte man gegen diese Zeit, und die mit ihr verbundenen, oft ausschweifenden Vergnügungen, weil sie Ueberreste der heidnischen Saturnalien waren. Da aber der Gebrauch, das Jahr mit den Kalenden (lateinisch calendae = erster Monatstag, von calare = ausrufen, weil bei den Römern der erste Tag des Monats ausgerufen wurde) des Januar zu beginnen, im bürgerlichen Leben andauerte, legte man, um einen Vorwand für die kirchliche Feier dieser Jahresepoche zu haben, ganz willkürlich die Beschneidung Christi auf den 1. Januar. Es ist nicht ausgemacht, ob nun das bürgerliche Leben das ganze Mittelalter hindurch an diesem Gebrauche festgehalten hat; auf kirchlichem Gebiete und in den öffentlichen Urkunden aber wurde der 1. Januar schon früh durch den 25. März und Weihnachten verdrängt, und erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelang es wieder, ihn zu allgemeiner Geltung zu bringen. — Der 1. März begann das Jahr vor der Kalenderverbesserung seitens Julius Cäsar, — er wurde von den Christen schon im 5. Jahrhundert angenommen, vermutlich weil der jüdische Monat Nisan, in welchen das Passahfest fiel, der erste im Jahre war. In Frankreich war dieser Anfang gebräuchlich bis ins 8. Jahrhundert; die Republik Venedig rechnete so bis zu ihrem Untergange. (1797.) — Das sogenannte Marienjahr begann am 25. März, Mariäverkündigung. Man ließ mit diesem Tage gleichsam das irdische Dasein Christi beginnen, eine Anschauung, welcher der schon früh erwachende Marienkultus großen Vorschub leistete. In Italien befaßten namentlich Florenz und Pisa, zum Teil auch die päpstliche Kanzlei, diesen Anfang, — in Deutschland kommt er nur vereinzelt, nämlich in den Diözesen Trier, Köln und Lausanne, vor. — Ostern ist ein weiterer Termin für den Jahresanfang. Er wurde entweder vom Karfreitage an gerechnet, oder vom Ostersonntage an, der jedoch nach der mittelalterlichen Tageseinteilung mit der Vesper des Karsonnabend beginnt, zu welcher Zeit auch die Osterkerze geweiht wird. Dieses Datum war in Frankreich seit dem 13. Jahrhundert sehr beliebt, es verbreitete sich von da auch nach Deutschland. — Von Byzanz (jetzt Konstantinopel) im alten oströmischen Reiche, allwo seit langen Zeiten der 1. September Jahresanfang war, verbreitete sich diese Rechnung auch nach Italien. Größere Ausdehnung und Bedeutung scheint sie im Westen nicht erlangt zu haben. — Auch am 25. Dezember, der Wintersonnenwende, begann man das Jahr und zwar hauptsächlich in Deutschland, da die alten Germanen ja zu dieser Zeit ihr Jahr begonnen hatten, — das Frankreich der Karolinger rechnete ebenfalls so; in Deutschland selbst blieb diese Jahresrechnung aber so lange herrschend, bis im 15. Jahrhundert der 1. Januar immer mehr und mehr Geltung erlangte.

Räderfuhrwerke oder Wagen werden schon seit den ältesten Zeiten für die verschiedensten Zwecke gebraucht. Man fand die ersten Anfänge solcher Fahrzeuge schon in den Resten der Pfahlbauten aus der Bronzezeit in Form von Rädern und anderer primitiver Wagenteile. Die alten Assyrer, Perser und Aegypter besaßen, den noch erhaltenen Skulpturen und Dokumenten zufolge, sowohl Streit- als auch Lastwagen. Bei den Aegyptern kommen schon 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zwei- und vierräderige Wagen vor; ihnen waren auch die von Pferden und Mauleseln gezogenen Prachtwagen, sowie die meist von Stieren gezogenen Reise- und Lastwagen des jüdischen Volkes entlehnt. — Die im Orient fast nur für Frauen und Kinder benutzten verdeckten Reisewagen waren oft prächtig verziert und mit Teppichen verhängt. Im allgemeinen jedoch pflegte man mehr zu reiten, während man sich zum Warentransport wie noch jetzt der Kameele bediente; doch benutzte man vielfach Wagen zum Kriege und zum Dreschen. — In Griechenland soll Erichthonios, König von Athen, den Gebrauch der Wagen eingeführt haben, indem er bei den Sanathenäischen Spielen zuerst mit einem Viergespann erschien, weshalb er als „Fuhrmann" unter die Gestirne versetzt wurde. Der griechische Wagen war meist zweiräderig, hinten offen und für zwei Personen eingerichtet, doch erwähnt schon Homer vierrädriger Wagen. Im Kriege wurde derselbe von Pferden gezogen, auf Reisen bediente man sich dieser oder der Maulesel, wogegen zu landwirtschaftlichen Zwecken Stiere vorgespannt wurden. — Die mannichfaltigste Anwendung fand der Wagen bei den Römern, wie er auch bei ihnen die größte Pracht zeigte, wozu die öffentlichen Spiele, die feierlichen Aufzüge bei den Triumphen und andre Festlichkeiten die nächste Veranlassung boten. Ein zweirädriger, von zwei Pferden gezogener Wagen diente teils den Kriegern, teils den Magistratspersonen; außerdem hatte man leichte, zweirädrige unbedeckte Wagen (eine Art Cabriolet), zweirädrige bedeckte oder auf drei Seiten geschlossene Reisewagen, Staatswagen, Last- und Wirtschaftswagen, Frauen- und Krankenwagen. Die Räder dieser Fuhrwerke hatten teils Speichen, teils bestanden sie aus starken Scheiben, mit eisernen Ringen umlegt und an den Achsen befestigt, welch letztere sich mit ihnen drehten, wie man es heute noch im unteren Italien antrifft. Zum Ziehen gebrauchte man Maultiere und Rinder, seltener Pferde; Gespanne mit vier Pferden kamen bei Wettrennen, Triumphzügen und anderen festlichen Gelegenheiten vor. — Von den Skythen wird uns berichtet, daß sie sich bedeckter Wagen statt der Zelte als Schlaf- und Wohnstätten bedienten, und so wird es wohl bei vielen nomadisirenden Völkern gewesen sein. Auf dieser Stufe der Entwicklung kennt man die Feldbefestigung noch nicht und bot die Wagenburg den naturgemäßesten Ersatz. Auch bei den alten Deutschen gehört sie seit den frühesten Zeiten zur Schlachtordnung, man operirte mit ihr regelmäßig und manövrirte damit oft mit Geschick. Bei einzelnen Völkerschaften erhielt sich die Wagenburg durch Jahrhunderte und gelangt in den Hussitenkriegen nochmals zu einer gewissen Bedeutung, indem sie den Hussiten als Grundlage ihrer ganzen Gefechtsweise diente und selbst beim Angriff benutzt wurde. Sie verschwand später, als Städte und befestigte Lager sie entbehrlich machten und sie auch andrerseits den Geschützen gegenüber ihre Bedeutung verlor. In der Merovingerzeit bedienten sich die Könige vierrädriger Karrenwagen als eines uralten Vorrechtes; diese Königskarren waren mit Ochsen bespannt, die nach Bauernart ein Rinderhirte leitete und so blieb es noch sehr lange, denn Kaiser Friedrich III. bereiste noch mittelst eines Ochsenwagens seine Länder. Ein gewisser Aufwand trat erst im 13. Jahrhundert insbesondere in Frankreich zutage, wo Ludwig der Schöne den Damen vom Hofe den Gebrauch des Wagens als Auszeichnung gestattete. Hauptsächlich kannte man um diese Zeit nur Bagagewagen, da man bis weit über das Mittelalter hinaus, auch seitens der Damen, das Reiten dem holprigen Wagen vorzog. Auch das Tragen in der Sänfte, das man nach den Kreuzzügen aus dem Orient einführte, bürgerte sich vor dem Fahren ein, was seinen Grund in der nur langsamen Verbesserung des Personenfuhrwerks hatte. Die Landesfürsten erachteten den Gebrauch der Wagen nämlich als nur ihnen zuständig, — noch im 16. Jahrhundert wurden die Kutschwagen in verschiedenen Staaten verboten und allen denen, welche am Hofe etwas zu schaffen hatten, eingeschärft, zu Rosse zu erscheinen. — In Paris soll es um 1540 zu täglicher Benutzung nur zwei Kutschen gegeben haben, eine für einen adligen Herrn, der seiner Beleibtheit wegen nicht reiten konnte und die andre für eine Herzogin. Der Kutscher saß um diese Zeit noch auf dem Pferde. Seit Ludwig XIV. stieg in Paris die Zahl der Wagen schnell und 1651 wurde schon zur Einrichtung von Mietkutschen geschritten, welche nach ihrem Standort, dem Hotel St. Fiacre, ihren Namen erhielten. Am Anfang des 18. Jahrhunderts kamen für Personenwagen die Federn in Gebrauch, während sie seit dem 16. Jahrhundert bis dahin in Riemen gehangen hatten.

Die Taschentücher kennt man bei uns seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo sie von Italien her in Gebrauch kamen. Sie waren damals als ein Luxusgegenstand verschrieen, nicht etwa wie bei unserem Bauer gewisser Gegenden, der auch nur ein Staatstuch für die Feiertage besitzt, sondern gewissermaßen mit Recht, denn sie waren aus feinster Leinwand gefertigt, mit Stickereien, kostbaren Spitzen und feinen Quasten verziert, sogar mit Gold, Silber und Perlen verbrämt, so daß man annehmen muß, der vornehme Besitzer habe sein natürliches Bedürfnis immer noch auf die naturwüchsigste Art befriedigt. Sehr bald schon befeuchteten die Damen ihre Taschentücher mit wohlriechenden Wässern und meinten damit nicht nur ihre Nachbarschaft zu erfreuen, sondern auch zugleich den Teint zu konserviren.

Wie man Blutungen schnell stillt. Es giebt kaum einen Handwerker, dem es bei der Arbeit nicht vorkommen könnte, daß er sich verletzt und irgend ein Glied stark zu bluten beginnt. Im ersten Augenblick herrscht in solchen Fällen Kopflosigkeit und man weiß nicht schnell, wie man die Blutung stillen soll. Für solche Fälle möge sich jeder Handwerker das folgende einfache aber sehr wirksame Mittel merken: Nimm Watte, tauche sie in heißes Wasser und lege sie dann auf die Wunde. Der Erfolg ist überraschend, selbst bei Verletzungen der Pulsadern. Blos Watte auflegen oder Watte in kaltes Wasser getaucht, soll nicht diese überraschende Wirkung äußern.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 38. Unterhaltungs-Beilage. Juli.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.**

Erstes Kapitel.

„Ich liebe die Ueberraschungen nicht," erklärte Frau Kommerzienrat Schaller in klagendem, doch nichts weniger als unzärtlichem Tone. „Das weißt Du, Giulietta! Und doch sprichst Du in einer geradezu aufregenden Unbefangenheit von einer sehr eigentümlichen und ganz außergewöhnlichen Ueberraschung. — Und wie Deine Augen leuchten! — Himmlische Güte, was Besonderes hast Du denn nun wieder ausgeheckt, Kind? — Kennst Du denn gar keine Rücksichten auf meine Wünsche?"

Das junge, fremdartig schöne Mädchen, an welches diese beinahe schüchterne, mit einem tiefen Seufzer beschlossene Mahnung gerichtet war, blickte in überlegener Ruhe zu ihrer Adoptivmutter auf.

„Ich liebe die Ueberraschungen," widersprach sie sehr gelassen. „Ich liebe alles Außergewöhnliche. Das weißt Du doch, Ma!"

„Und bei diesem erhabenen Bescheide habe ich mich natürlich wie immer zu beruhigen," grollte die alte Dame mit komischem Nachdruck. „Das versteht sich!"

Giulietta nickte zustimmend, als ob sich jede Unterwerfung unter ihren Willen in der That von selbst verstände.

„Weil Du aber meine liebe, gute Ma bist und bleibst", behauptete sie in einem Tone, der jeden Widerspruch ausschloß, „und weil es sich um etwas wirklich ganz Außergewöhnliches handelt, sollst Du einmal vor der eigentlichen Ueberraschung erfahren, was Dir bevorsteht."

„Sehr gnädig, sehr gnädig!" lächelte Frau Schaller, eine kleine, etwas altmodisch, doch vornehm gekleidete Dame, deren ganzes Auftreten ein anspruchloses Wesen verriet.

„Höre also!" entschied Giulietta, sich nachdenklich, über das glänzende, rotblonde Haargelock fahrend, das ihre niedrige Stirn bis fast zu den dichten, tiefschwarzen Brauen bedeckte.

„Bin ganz Ohr!" warf Frau Schaller unruhig hin, als Giulietta nach einer längeren Pause noch keine Miene machte, das zaudernde Schweigen, in das sie plötzlich versunken, zu brechen. „Machst mich wirklich gespannt, Kind!"

Ihre Blicke, die sonst mit ausgeprägten mütterlichem Stolz und so oft mit einer fast abgöttischen Zärtlichkeit an dem reizvollen Antlitze ihrer Schutzbefohlenen hingen, glitten ängstlich fragend über die lebensvolle Gestalt des schönen, nachlässig in einen Sessel hingestreckten Mädchens, als ob sie aus dessen stolzer und unbekümmerter Haltung auf die Art der bevorstehenden Ueberraschung schließen wollte.

Nur zu leicht hätte ein unbefangener Beobachter seine Befürchtung bestätigt finden können, daß die Gattin des Kommerzienrats Schaller, eines der bedeutendsten Fabrikbesitzer der schlesischen Kreisstadt, es nie gelernt oder längst verlernt haben müßte, ihrem Adoptivkinde gegenüber einen eigenen Willen nachdrücklich geltend zu machen. Und in der That war das kaum siebzehnjährige Mädchen die eigentliche Beherrscherin des ganzen Hauses. Denn nicht nur, daß die alte, eben so gütige wie schwache Dame sich mehr oder minder bereitwillig dem Willen des seltsamen Geschöpfes fügte, sondern sie wußte sogar den Herrn des Hauses, dessen Sinnen und Trachten überdies fast ausschließlich und nur zu sehr von den Sorgen seines mühevollen und verantwortlichen Berufes in Anspruch genommen war, den Wünschen der Verwöhnten selbst in den verlegensten Fällen fügsam zu machen.

Giulietta Luigi war als die Tochter einer entfernten Verwandten der Frau Schaller geboren, einer Verwandten, der nie gern Erwähnung geschehen, da sie Schauspielerin gewesen und als die Gattin eines längst verschollenen, italienischen Theater-

agenten früh verstorben war. Die Waise wurde von dem kinderlosen Ehepaar, das sich des heimatlosen, in Armut und Elend vereinsamten Kindes gutmütig angenommen hatte, an Kindesstatt auferzogen. Trotz aller Bildung jedoch, die ihr mit allen Mitteln des Reichtums und der liebevollsten Fürsorge zuteil geworden war, hatten weder Hauslehrer noch Erzieherinnen, am wenigsten die sie verhätschelnde Adoptivmutter, das urwüchsige Wesen des seltsamen Mädchens auszurotten vermocht, in dem hinter einer unnahbar stolzen Haltung und einer eigentümlich ernsten Miene sich ein rührend mildthätiges Herz verbarg, freilich auch eine heißblütige und leicht erregbare Natur ungezügelt schlummerte.

„Bin wirklich gespannt, Kind!" mahnte Frau Schaller, das anhaltende Schweigen wiederholt und ungeduldig brechend.

Giulietta hatte zerstreut und wie in Erinnerung verloren auf die prachtvolle Standuhr geschaut, die eine Nische ihres auf's Verschwenderischeste ausgestatteten Boudoirs ausfüllte, sodann ein zusammengefaltetes, bedrucktes Papier, das sie aus der Tasche gezogen, sorgfältig glattgestrichen und endlich mit wunderlichem Lächeln, wenn auch ohne alle Befangenheit zu ihrer Adoptivmutter aufgeblickt.

In ihren fast zu großen, tiefschwarzen Augen, die mit ihrem leuchtenden Glanze etwas dämonisch Berückendes und Rätselhaftes hatten, flammte es seltsam auf.

„Es ist gleich elf," begann sie gehorsam. „Wenn er pünktlich ist, wird er bald hier sein. Denn daran, daß er überhaupt kommt, zweifle ich keinen Augenblick."

„Er? Wer denn?" fragte Frau Schaller offenbar erleichtert. „Wen meinst Du, Giulietta? — Jan Iwanow doch, nicht wahr?"

„Nicht Jan Iwanow, nicht den Polen!" wehrte Giulietta mit stolz gekräuselter Lippe und kalt ab.

„Nicht?" forschte Frau Schaller erstaunt und über den herben und fast verächtlichen Ton der Antwort betreten. Ein nervöses Zucken lief über ihre gespannten Züge.

Jan Iwanow, der einzige Sohn der in Polen verwitweten Halbschwester ihres Gatten, genoß seit längerer Zeit die Gastfreundschaft ihres Hauses; und es war ihr längst aufgefallen, daß derselbe ein besonderes Interesse für ihre Adoptivtochter gefaßt haben mußte, aus dem er trotz jeglichen Mangels eines ermunternden Entgegenkommens von Seiten Giulietta's kein Hehl zu machen gesonnen schien.

„Nicht Jan Iwanow?" wiederholte Frau Schaller beklommen.

„Den am wenigsten, Ma!" erklärte Giulietta mit gerunzelten Brauen. „Der glatte Pole ist mir in der Seele zuwider. Ich muß es Dir einmal ausdrücklich sagen. Er stellt mir nach. . . . "

„Wie Du sprichst, Kind!" unterbrach Frau Schaller sie erschrocken.

„Ich darf Dir gegenüber doch alles beim rechten Namen nennen," beharrte Giulietta finster. „Und Du, liebste Mutter, bist der einzige Mensch in der Welt, dem ich noch nie ein Hehl aus meinen heimlichsten Gedanken machte. Das ist mein schönstes Recht, und dafür, daß ich es unumwunden ausüben darf, danke ich Dir von Herzen. — Weißt Du, wie ich über den Jan Iwanow denke? Im Stillen hält er mich für eine geschmeidige Erbschleicherin, und heiraten möchte er mich nur Eures Vermögens wegen, das ihm, wie er fürchtet, zum guten Teil durch mein Dazwischenkommen entgehen könnte."

Frau Schaller starrte namenlos verblüfft zu dem jungen Mädchen hin.

„Jan Iwanow also," fuhr Giulietta unbeirrt fort, „erwarte ich am allerwenigsten, sondern Den hier!"

Sie streckte gelassen ihre schmale Hand aus und hielt der verblüfften Mutter jenes Blatt Papier hin, auf dessen Kopfende die in dicken Lettern gedruckten Worte „Zirkus Corti" stark ins Auge fielen.

Frau Schaller schüttelte höchlichst verwundert ihr bereits leicht ergrautes Haupt, in dessen feingeschnittenen Zügen sich ein unbeherrschtes Erstaunen ausmalte.

„Erkläre Dich deutlicher, Kind!" mahnte sie mit unstetem Blick. „Wer wird bald hier sein?

„Der hier!" versetzte Giulietta ruhig. „Signor Goffredo Struzzo, der Karrikaturist des Zirkus Corti, das Malgenie, der Schnellzeichner, dessen blonde Haare und blaue Augen mich, — wie ich Dir schon während der Vorstellung sagte, — den Verdacht schöpfen ließen, daß hinter dem schönen, italienischen Namen ein verkappter Germane steckt, der wohl schechthin Gottfried Strauß heißen dürfte.

Frau Schaller war jäh zusammmengefahren und starrte mit offenem Munde zu ihrem Adoptivkinde hin.

„Willst Dir einen Spaß machen, Giulietta! Willst mich erschrecken, Kind, nicht wahr?" lächelte sie nach einer unbehaglichen Pause gezwungen.

„Durchaus nicht!" widersprach das junge Mädchen gelassen, ihre üppig schlanke Gestalt höher aufrichtend. „Das liegt mir ganz fern. Es ist mein voller Ernst. Ich habe diesen Goffredo Struzzo in Deinem Namen bitten lassen, uns heute in einer wichtigen Angelegenheit seine Aufwartung zu machen."

„Kind, Kind!" rief die alte Dame händeringend. „Das ist ja aber ganz unerhört, ganz unausdenkbar."

„Du bist überrascht," meinte Giulietta leichthin. Nicht die geringste Erregung verriet sich in ihrem Antlitz, dessen dunkle Gesichtsfarbe in merkwürdigem Gegensatz zu dem rotgoldigen Haare stand. „Und doch wirst Du Dich erinnern, daß der Onkel Professor es gestern — kaum nachdem dieser Signor Struzzo seine ersten Charakterköpfe mit wenigen Strichen so köstlich und packend auf die große Tafel hingeworfen hatte, — es für immer schade erklärte, wenn dies merkwürdige Talent in dem glänzenden Elend des Zirkuslebens verkommen sollte. Da ließe sich etwas thun! Da könnte man fördernd eingreifen! Da hätte man wirklich einmal eine gute Gelegenheit, einen ganz ungewöhnlich begabten Menschen glücklich zu machen! Da müßte man einmal alle Rücksichten fallen lassen! — So ungefähr schwirrte es, wie Du weißt, in unserer Loge durcheinander. Bei diesen wohlfeilen und bequemen Konjunktiven pflegt es leider bei den meisten Menschen sein Bewenden zu haben," fuhr Giulietta fort, geringschätzig die Achseln zuckend, und mit zerstreuter Hand ein seltsam geformtes Diamantenhalsband lüftend, das ihren wundervollen Hals schmückte. „Es würde mir leid thun, Ma, wenn es in diesem Falle auch bei Dir so wäre. Denn mit dem Onkel bin ich schon im Reinen, — ganz im Geheimen. Er wird ihn unentgeltlich unterrichten und in allen Stücken fördern, sobald er seiner Einwilligung gewiß ist. Er wird ihn zum Herbst sogar mit nach Berlin nehmen, und ist überzeugt, in kürzester Zeit einen sehr hervorragenden Künstler aus ihm zu bilden.

Frau Schaller war den befremdlichen Enthüllungen mit einer Miene gefolgt, in der sich Verblüffung und Unbehagen das Gleichgewicht hielten. Ihre feinen Lippen umspielte ein nervöses Lächeln.

„Bist also immer noch nicht klug geworden, Kind!" meinte sie nach einem längeren Stillschweigen mit unsicherer Stimme. „Und der Bruder hätte auch was Gescheidteres thun können, als Dich bestärken! — Willst wieder Undank ernten! — Hm, ich will ganz absehen davon, daß Du Deinen guten Willen diesmal einem sehr bedenkenswerten Gegenstand zugewandt hast, denn ein jugendlicher und — ich muß sagen, recht stattlicher Zirkuskünstler, der so zu sagen, auf ungesatteltem Pferde großgewachsen ist, sollte am Ende doch für ein junges Mädchen in Deiner Lage ein nur sehr vorübergehendes Interesse wachrufen; — aber ich rate Dir nach bestem Gewissen, Giulietta, Dein Wohlthun über-

haupt ganz und gar aufzugeben, wenigstens vor der Hand, bis sich die Erregung und Unzufriedenheit der Arbeiter infolge der Lohndifferenzen, die — wie Papa meint, — vielleicht gar noch zu Streik und tumultarischen Auftritten führen, gelegt hat. Du lachst mich freilich aus," fuhr die alte Dame nach einer Weile erregt fort, „wenn ich Dir sage, daß Du Dich durch Dein Wohlthun in der Umgegend und bei unserer Arbeiterschaft nicht in den gebührenden Ruf einer Wohlthäterin, sondern — so unglaublich es klingt, — in den Verdacht einer Hexe zu setzen auf bestem Wege bist."

„Weiß es recht wohl!" unterbrach Giulietta sie. „Die Neidischen nannten mich die Diamantenhexe. Das kommt aber daher, weil Du mich in Deiner grenzenlosen Güte mit Diamanten und Schmuck förmlich übersäest."

„Nein, nicht daher, Kind," widersprach Frau Schaller, ihr zärtlich besorgt über das volle Haar streichend, „sondern deshalb, weil Du — sehr unvorsichtig, — die unheimliche Macht des Aberglaubens unterschätzest, in dem unsere, zu dreiviertel Teilen aus Polen bestehende Bevölkerung seit jeher befangen ist. Hast Du vergessen, daß der furchtbare Wahnglaube an Hexen und Hexerei das urteilsunfähige Volk zu den grausigsten Ausschreitungen veranlaßte? Brauche ich Dich zu erinnern, daß es kaum ein Jahr her ist, daß die Polnischen dicht in unserer Nähe, an der Grenze, ein junges Mädchen unter entsetzlichen Mißhandlungen fast tot schlugen, um ihr Blut dem kranken Kinde zu trinken zu geben, das die Aermste behext haben sollte. Auch weißt Du, daß man nicht triefäugig und alt und häßlich zu sein braucht, um von dem Volkswahn als Hexe gebrandmarkt zu werden, daß im Gegenteil gerade auffallende Schönheit, schon ein außergewöhnlicher Blick, wie Du ihn hast, oder etwa rotes Haar, für das das dumme Volk Dein Goldhaar ansieht, unseren Polnischen vollauf genügt, um die ungeheuerlichsten Behauptungen zu verbreiten, um einen Menschen in den Verdacht der Hexerei zu bringen."

„Sieh, Giulietta," fuhr Frau Schaller, die ganz warm geworden war, erregt fort, „deshalb rate ich Dir ernstlich ab, Deinem wohlthätigen Herzen noch fernerhin ungezügelt zu folgen. Das Gerede und Gemunkel über Dich, soweit es mir überhaupt zu Ohren gekommen, beunruhigt mich in hohem Grade. — Daß der junge Assessor, dessen Bewerbung Du so kühl abgewiesen, trübsinnig und endlich geistesgestört geworden ist, daß die Kinder jener Arbeiterfrau, die Du so großherzig unterstützt, trotz alledem hinsiechen, ja, der lächerliche Umstand, daß ein Kalb sich an seinem Stricke erwürgte, während Du bei Gelegenheit eines Deiner Spazierritte zufällig unter dem Dache des Besitzers weiltest, um dessen kranker Frau hülfreich beizuspringen, das alles, und noch weit mehr, ist das blöde Volk Dir als Hexerei auszulegen nur zu sehr geneigt, das alles hat Dir bereits den Beinamen der Diamantenhexe eingetragen."

Giulietta war diesen Darlegungen sehr aufmerksam gefolgt.

„Es scheint mir doch, Du siehst Gespenster!" versetzte sie endlich ruhig. „Am wenigsten sehe ich ein," fuhr sie launig fort, „was Signor Goffredo Struzzo — — — —"

„Dein Uebermut ängstigt mich!" unterbrach Frau Schaller sie besorgt. „Es herrscht ein freier Ton zwischen uns, Giulietta, — Du willst es ja so, — ich setze also einmal den Fall, dieser junge Riese, den wir, wie sage ich gleich, — den wir protegiren sollen, vergafft sich in Dich. Das ist durchaus nicht unwahrscheinlich, denn, wie Dir bekannt ist, hat Dich noch kein junger Mann kennen gelernt, der nicht alsbald in Dich vernarrt gewesen wäre."

„Hexerei, Ma!" scherzte Giulietta sich über eine leichte Verlegenheit hinweg. „Pure Hexerei!"

„Du spottest noch, Kind! — Wenn nun dieser Mensch, aus dem Du einen Tizian oder Raphael zu bilden Dir in den Kopf gesetzt zu haben scheinst, wenn nun, — hm, es ist eben garnicht auszudenken — — — —"

„Im Gegenteil," widersprach Giulietta wieder sehr gelassen, „es ist sehr gut auszudenken! Wenn dieser junge Riese, wie Du sagst, sich in mich vernarren sollte, so recht gründlich, Ma, — so werde ich ihn heiraten!"

Frau Kommerzienrat Schaller stieß einen leichten Schrei aus, und sank fassungslos in ihren Sessel zurück.

Ehe sie sich jedoch so weit gesammelt hatte, um eine geharnischte Entgegnung loszulassen, wurde ein Pochen an der Thüre laut.

Ein Kammermädchen meldete Besuch und überreichte der Frau des Hauses eine Karte, welche diese mit zitternder Hand und zagend in Empfang nahm.

„Lassen Sie den Herrn in den Salon!" entschied Giulietta kurz, ehe sie noch einen Blick auf die Karte geworfen hatte, und ehe Frau Schaller zu einem Entschlusse gelangt war.

„Ich empfange ihn unter keinen Umständen!" erklärte die letztere, als sie mit ihrer Adoptivtochter wieder allein war.

„Er ist es also wirklich?" fragte Giulietta, ein flüchtiges Erröten schnell verbergend. „Du wirst ihn empfangen, Ma! Das wirst Du, — schon, weil es sich doch wohl nicht passen würde, daß ich ihm allein gegenüber träte."

Frau Schaller starrte erschrocken und wie hülflos auf das junge Mädchen, das sich erhoben hatte und sich anschickte, das Zimmer zu verlassen. Es bedurfte nur noch einer dringenden Ermunterung Giuliettas, um die alte Dame trotz ihres anfänglichen Widerstandes willenlos an ihre Seite zu fesseln.

Arm in Arm schritten sie alsbald über die breite, mit Teppichen belegte Flurtreppe und durch eine Reihe prächtig ausgestatteter Zimmer dem Empfangssalon zu.

Frau Schaller erwiderte die tiefe Verbeugung des ihr so rücksichtslos aufgezwungenen Besuchers mit der größten Zurückhaltung, deren sie überhaupt fähig war.

Die eisige Kälte ihrer Züge wich auch nicht, als sie sich bei genauerer Musterung des in etwas abgetragenem Gesellschaftsanzuge erschienenen Fremden im Stillen sagte, kaum je vorher eine sympathischere Erscheinung gesehen zu haben.

Da war auch nicht das Geringste von jenem gespreizten und selbstbewußten Wesen zu bemerken, das so viele Künstler dieser Art oft auf's Unangenehmste auszeichnet. Die bescheidene Haltung des vielleicht fünfundzwanzigjährigen Mannes mußte im Gegensatz zu dem herkulischen Körperbau desselben auf's Angenehmste berühren, ebenso wie der treuherzige Ausdruck der großen, blauen Augen, die fragend an der alten Dame hingen, welche um eine passende, höflich erwartete Anrede offenbar verlegen war und hilfesuchend zu Giulietta hinüber sah.

„Mama ist leider nicht ganz wohl, mein Herr!" brach Giulietta, dem Besucher fest in's Auge blickend, endlich die peinliche Stille, „und hat mich deshalb beauftragt, in ihrem Namen das mit Ihnen zu besprechen, um dessen willen wir um Ihre Aufwartung bitten ließen. — Ich weiß nicht," fuhr sie mit schelmischem Blick auf ihre Adoptivmutter lächelnd fort, nachdem sie dem Fremden einen Sitz angeboten, und sich selbst neben der Mutter niedergelassen hatte, „ob Mama's Vermutung gerechtfertigt ist, welche hinter Ihrem welschen Namen einen guten Deutschen vermutet?"

Ein verlegenes Lächeln darüber, sich so schnell durchschaut zu sehen, huschte um die bärtigen Lippen des jungen Mannes.

„Diese Vermutung," versetzte er mit leichtem Erröten, „ist allerdings gerechtfertigt."

„Nun denn, Herr Strauß," meinte Giulietta plötzlich wieder ernst, „es handelt sich, um Ihnen sogleich den eigentlichen Kern unserer Besprechung zu enthüllen, um die sehr prosaische Frage, ob Sie Lust hätten, Ihren jetzigen Beruf aufzugeben und mit einem weniger — lebhaften zu vertauschen."

Der junge Mann blickte auf diese, sicherlich ganz unverhoffte Wendung höchlichst überrascht und mit so merkwürdigen Augen zu Giulietta auf, daß diese errötend den Kopf senkte. Er fuhr sich erregt über die Stirn und das dunkellockige Haar, und versetzte dann, sich von Giulietta der Mutter, die immer noch ihre kühlabwartende Haltung behauptete, und von dieser wieder der ersteren zuwendend:

„Sie könnten unmöglich ahnen, gnädige Frau, — unmöglich wissen, gnädiges Fräulein, daß es längst mein sehnlichster, mein heißester Wunsch ist, meinen Beruf mit seinen, für mich so peinlichen öffentlichen Pflichten aufzugeben."

Seine mächtige Stimme klang in einem eigentümlich warmen und gedämpften Ton.

„Meine Existenz jedoch," fuhr er zaghaft fort, „hm, — meine abhängige Lage . . . ."

Er stockte verlegen.

„Es ist der Wunsch der Frau Kommerzienrätin," beeilte Giulietta sich, ihm in's Wort zu fallen, „Ihnen in jeder Weise förderlich zu sein, und Sie aller — wie sage ich — aller materiellen Sorgen, die solch' ein Berufswechsel zur Folge hat, von vornherein zu überheben."

Die alte Dame atmete plötzlich sehr beklommen, und warf dem Manne mit dem herkulischen Körperbau, der seinen Ohren nicht zu trauen schien, einen keineswegs ermutigenden Blick zu.

„Mein Gott!" stammelte derselbe mit feuchtem Blick und einer Bewegung, als ob er aufspringen müsse in überquellendem Glücksgefühl. „Wäre es denn möglich! — Und," fragte er mit leuchtenden Augen, „und wie darf ich mir diese so ungewöhnliche, diese so sehr beglückende Teilnahme erklären, die Sie einem Unbekannten entgegenbringen?"

Sein Blick ruhte so warm und innig auf dem schönen Mädchen, daß Frau Schaller es plötzlich für angezeigt erachten mußte, ihr bisheriges Schweigen zu brechen und wohl oder übel ihre abwartende Haltung aufzugeben.

„Im Interesse der Kunst glaubte ich, dieses Opfer bringen zu sollen," erklärte sie mit einer Stimme, die offenbar wie ein kalter Wasserstrahl zu wirken bestimmt war. „Mein Bruder, der Historienmaler Professor Raimund, dessen Name Ihnen vielleicht bekannt ist, interessirt sich, seitdem er Sie zeichnen sah, für Ihr Talent und — und . . . ."

„. . . . und hat sich bereit erklärt," fuhr Giulietta fort, als Frau Schaller zögerte, „Ihre Ausbildung zu übernehmen."

Gottfried war nun wirklich aufgesprungen.

Es mußte auf die gute, alte Dame doch einen beinahe überwältigenden Eindruck machen, wie der riesenhafte Mensch eine krampfhafte Rührung, deren Emporringen er spürte, gewaltsam zu unterdrücken sich abmühte, und dabei so seltsam mit den Armen in der Luft herumfuchtelte; denn ein weiches Lächeln verschönte alsbald ihre feinen Züge, und sie räusperte sich sogar plötzlich mit einem Aufwande von Tonfülle, der ihr für gewöhnlich nicht zu Gebote stand.

„Es kommt zu plötzlich!" murmelte der Glückliche einmal über das andere. „Es überkommt mich zu plötzlich!"

Ehe die alte Dame es sich versah, war er auf sie zugestürzt, hatte ihre zarte Rechte ergriffen und dieselbe so herzlich gedrückt und so stürmisch an die Lippen gepreßt, daß die Ueberrumpelte, der eine so riesenhafte Liebkosung wohl noch nie zu Teil geworden war, in ein schlecht unterdrücktes Stöhnen ausbrach.

Mit seltsamem Ernst und eigentümlich leuchtenden Blicken war Giulietta Zeuge dieser elementaren und ungeschmückten Gefühlsausbrüche gewesen.

Sie wandte kein Auge ab von dem Manne und ihre aufmerksamen Mienen verrieten mehr und mehr ihre wachsende Teilnahme, als derselbe, einer Aufforderung der Mutter entsprechend, in kurzen und humoristischen Strichen seine bisherigen, recht drastischen Lebensschicksale freimütig enthüllte.

Als der einzig Ueberlebende von mehreren Geschwistern war er, früh verwaist und als armer Leute Kind zu einem Drechsler in die Lehre gegeben worden, von dem Meister jedoch nach kurzer Zeit davon gejagt, weil ihm gar zu viel Werkzeug zwischen den Fingern zerbrach, und weil er insbesondere eines schönen Tages der Frau Meisterin die Stiefelschnüre so fest zugezogen hatte, daß dieselbe dem zuspringenden Meister ohnmächtig in die Arme gesunken war. Durch die Gunst eines Kunden hatte der junge Riese sodann an einem Residenztheater Stellung als Koulissenschieber gefunden, dieselbe nach wenigen Jahren jedoch wieder verloren, weil er einmal während einer Vorstellung Streit mit zwei boshaften Kollegen bekommen hatte, deren Handgreiflichkeiten er sich so nachdrücklich verbat, daß dieselben zum Schrecken der Schauspieler und zum Gaudium des Publikums plötzlich ganz unverhofft, wie in einen Klumpen zusammengeballt und aus der Kanone geschossen aus der Koulisse auf die Bühne geflogen waren. Kaum nachdem er sein zweites Jahr bei den Gardekürassiren abgedient, und als Königsurlauber entlassen worden, da man froh war, den „Schwerenotskerl", — wie der Oberwachtmeister ihn beständig titulirte, — den „Regimentsschenkel", dem ein Pferd nach dem andern unter dem Leibe zusammenbrach, sobald wie möglich los zu werden; kaum nachdem er diese Zeit der schweren Not hinter sich hatte, fand er, eine auskömmliche Existenz suchend, ein Unterkommen als „Herkules" des Zirkus Corti, mit dem er halb Europa durchreist hatte, ohne im Geringsten ein Genügen an seinem „in Freiheit dressirten" Berufe zu finden. Im Stillen hatte er währenddessen, von einer wahren Bildungswut befallen, hunderte von Büchern aller Art gelesen, außerdem jedoch so fleißig sein bisher gänzlich vernachlässigtes Zeichentalent geübt, daß er sich nach strenger Selbstprüfung zu dem freudigen Entschlusse aufgerafft hatte, dem ihm immer peinlicheren Zirkusleben bald für immer Valet zu sagen. Sein Direktor, für den das, wie es im Programm hieß, „von keinem Athleten der Welt ausgeführte Heben eines ausgewachsenen Pferdes" als „Non plus ultra aller Herkulesarbeit" den Glanzpunkt seiner Vorstellungen bildete, war sehr bestürzt gewesen, als er ihm eines Tages erklärt hatte, nicht wieder als „Herkules" aufzutreten, und es hatte nach einer glänzend bestandenen Probe seines bisher kaum gekannten Zeichentalentes der dringendsten Bitten und Vorstellungen bedurft, ehe er eingewilligt hatte, sich ihm auf mindestens noch ein Jahr wenn auch „nur" als Schnellzeichner zu verpflichten.

„Als solcher," schloß Gottfried seine Mitteilungen, „wollte es mein günstiger Stern, daß ich von Ihnen, gnädigste Frau, gesehen wurde; und wenn der Herr Professor wirklich finden sollte, daß ich ein Talent besitze, welches der Ausbildung lohnte, so würde ich mich ihm mit Leib und Seele als seinen unermüdlich strebsamen Schüler verschreiben, und Ihnen zeitlebens zu innigstem Danke verpflichtet sein."

Frau Schaller, welche diesen freimütigen, für ihre Vorstellungs- und Lebenskreise jedoch so fremdartigen und keineswegs durchaus anheimelnden Bekenntnissen mit sehr geteilten Empfindungen gefolgt war, erhob sich etwas hastig, wie wenn sie einem allmälig aufgekeimten Entschlusse ungeduldig Ausdruck geben müßte, und bedeutete ihren Besucher, daß sie noch einmal alles reiflich überlegen und mit ihrem Bruder besprechen wollte, und ihm sodann näheren Bescheid zukommen lassen würde.

Die Enttäuschung, die sich bei dieser vorsichtigen Erklärung in den offenen Zügen Gottfried's ausmalte, sollte nur wenige Augenblicke andauern.

Wie liebliche Musik mußten ihm die, sich unmittelbar an-

schließenden Worte Giulietta's erscheinen; denn über sein Antlitz glitt helle Freude, als diese mit fester Stimme anhob:

„Da es Mama am liebsten sähe, wenn Sie nicht wieder öffentlich aufträten, wird sie Vorkehrung treffen, Ihren Kontrakt unter jeder Bedingung zu lösen. — Inzwischen," fuhr sie lebhafter fort, „könnte ich sie Ihrem zukünftigen Lehrer vorstellen. Kommen Sie! Der Onkel Professor bleibt bis zum Herbst bei uns. Er hat sich den Pavillon im Park, der gutes Nordlicht hat, zum Atelier hergerichtet. Das ziemlich große Hinterzimmer, ein sehr freundlicher Raum, steht noch leer. Wenn es Ihnen recht wäre, meint er, könnten Sie dort Ihr Heim aufschlagen. — Bitte, folgen Sie mir!"

„Mama, kann sich die Geschichte einstweilen reiflich überlegen!" schloß Giulietta mit ironischem Lächeln.

Das seltsame Mädchen hatte keinen Moment ihre Fassung verloren unter dem Kreuzfeuer der vorwurfsvollen Blicke ihrer Adoptivmutter und der entzückten des jungen Mannes, der sich nun mehr tief vor der Frau des Hauses verbeugte, und endlich der wiederholten Einladung Giulietta's nachkommend, der reizenden Mädchengestalt glückstrahlend in ehrerbietiger Entfernung und fast schüchterner Haltung über die breite Freitreppe in den Garten folgte. —

Die sich Entfernenden hörten nicht mehr die Seufzer der alten Dame, die, von den widerstreitensten Empfindungen über die ihr widerfahrene Ueberrumpelung gepackt, in ihren Sessel zurückgesunken war, und mit umwölkter Stirn und hin und wieder lebhaft das ergraute Haupt schüttelnd, wie geistesabwesend vor sich hin zu starren begann.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traunsee bei Gmunden und Schloß Orf. (Siehe Text Seite 304.)

Die Furcht vor der Liebe.

Novellette.

Von **Theodor Plowitz**.

Karl Ernau gehörte zu den Menschen, welchen die Wissenschaft so recht an's Herz gewachsen ist, daß sie nimmer von ihr mehr lassen können, und deren ganzes Sein und Wesen im Studium der Philosophie aufgeht. So betrachtete er denn das Essen und das Trinken als Dinge, die zum Leben nun einmal unerläßlich sind, aber an und für sich keine Rolle im menschlichen Dasein spielen dürfen. Ebenso war er ein Feind geselliger Unterhaltungen, die den Geist zerstreuen statt ihn zu sammeln. Oder sprach vielleicht ein einziges Mitglied einer solchen Gesellschaft so schön und tief wie Kant oder Goethe? Waren diese nicht ein weit nützlicherer und erhabenerer Umgang? Und vollends den Schlaf verwünschte der junge Gelehrte tagtäglich und gönnte ihm gerade nur so viele Stunden, als der ermüdete Körper und Geist kategorisch forderten. „Ist es nicht ein Elend," pflegte er sich jammernd zu äußern, „daß wir ein Drittteil unseres ohnehin so kurzen Lebens in bewußtlosem, unthätigem Zustand hinbringen? Denn was wir träumen kommt nicht vom Verstande, sondern von der zügellosen Phantasie und ist daher Unsinn und unserer geistigen Fortbildung keineswegs förderlich."

Vor nichts aber hatte unser Philosoph einen solchen Heidenrespekt, wie vor der Liebe. Wenn er die Zustände prüfte, in welche so viele Dichter durch dieses Gefühl geraten, die Schwärmereien und Uebertreibungen las, in welche so mancher Poet geriet, den Amor's Pfeil getroffen hatte, wenn er dann in's Leben

blickte und wahrnahm, daß mancher sonst so verständige und urteilsfähige Freund durch die Liebe mit Blindheit geschlagen wurde und alles, ja alles an der Geliebten schön fand, dann schwor er sich zu, das zarte Geschlecht zu meiden und sich nicht einem gleichen Wahnsinn auszusetzen. Dazu kam, daß ein Studiengenosse Ernaus, mit dem ihn innige Sympathie verband, in die Netze eines reizenden, aber launenhaften jungen Mädchens geriet und unser Philosoph nun fast täglich Gelegenheit hatte, die Qualen der Liebe kennen zu lernen. Dieser Freund hieß Julius Kastner und schwebte einmal in lauter Wonne und Glückseligkeit und war dann wieder der verkörperte Gram und versunken in Pein und Elend. Bald jauchzte und trällerte er, wie der Vogel des Waldes, dann seufzte er wieder, als ob ihm das Herz in tausend Stücke ginge. Wenn die Geliebte einmal böse war und schmollte, dann putzte sich Kastner einen neuen, eben gekauften Revolver und fragte den Freund in herzbrechendem Tone, ob er an die Unsterblichkeit der Seele glaube. War das ein Leben? Und war er gezwungen sich ähnlichem Zustande auszusetzen? O nein! Karl Ernau besaß Energie und Willenskraft und war von jeher der Ansicht gewesen, daß der Mensch selbst an seinem Schicksale arbeiten könne. — Die einzige Familie, die er von Zeit zu Zeit besuchte, war diejenige eines Jugendfreundes seines Vaters, an welche er bei seiner Ankunft in der Stadt eine Empfehlung mitgebracht hatte und wo er wie ein Sohn aufgenommen worden war. Diese Familie bestand zwar außer den Eltern noch aus einem Sohne und einer Tochter; aber diese letztere, ein blondes, hübsches Mädchen, war von so sanfter Gemütsart und so phlegmatischem Temperament, daß an eine Gefahr von dieser Seite nicht zu denken war. Selma ging so ruhig und geräuschlos durch das Leben, sprach so wenig, war so fern von jeder Koketterie, daß sie für alles andere eher als für eine Leidenschaft geboren schien.

Ernau unterhielt sich mit ihr nicht zu oft und dann immer über ernste Dinge, da sich Selma für die Litteratur und Geschichte außerordentlich zu interessiren schien. Begeistert aber war sie nie und von nichts, und nur äußerst selten kam es vor, daß sie über etwas erstaunt war. Ernau verkehrte also mit dem Mädchen wie mit ihrem Bruder und dachte in ihrer Gegenwart gar nicht an den Unterschied ihres Geschlechtes.

Selma kannte bereits die Ansichten Ernaus über die Liebe und billigte sie so vollständig, daß sie ihm in vollstem Ernste riet, die Gesellschaft junger Mädchen zu vermeiden, daß sie selbst ja zu diesen gehöre fiel ihr bei ihren Worten gar nicht ein. Ernau aber freute sich, aus so verständigem Munde sein Verhalten gelobt zu sehen und war fester denn je entschlossen, sich in keinerlei Gefahren zu begeben.

Er fühlte übrigens um so weniger das Bedürfnis, fremde Gesellschaften aufzusuchen, als sich die Intimität mit der Familie Reissig von Jahr zu Jahr steigerte und er zu jeder Stunde dort ein gerngesehener Gast war. Er liebte die Leute wirklich wie seine nächsten Anverwandten und hätte um keinen Preis der Welt seine Mußestunde anderswo zugebracht als in ihrem kleinen Kreise.

Eines Tages fand er im Hause Reissig einen Gast, der eben aus der Provinz gekommen war und mit der Familie in weitläufigen verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Der Mensch mißfiel Ernau im höchsten Grade, trotzdem er jung, stattlich und nicht ohne Tournüre war. Aber er hatte zwei Dinge an sich, die von vornherein Ernaus schärfste Mißbilligung fanden. Er trug nämlich ein unerschütterliches Selbstbewußtsein zur Schau und that andererseits gleich zu Anfang mit der Familie Reissig sehr vertraut. Er scherzte mit Selma und entlockte dem sonst so ruhigen und sanften Mädchen manches Lächeln, stand alsbald mit ihrem Bruder auf kameradschaftlichem Fuße und wußte auch das alte Ehepaar durch allerlei Erzählungen und Schnurren zu unterhalten. Ernau verhielt sich heute ziemlich schweigsam und hatte, nach Hause zurückgekehrt, eine elende Nacht. „Ich muß mich überarbeitet haben," meinte er zu sich selbst, als er öfter erwachte und dann immer eine Ewigkeit nicht einschlafen konnte.

Am nächsten Tage ging er nicht zur Familie Reissig und auch am dritten Tage blieb er zu Hause; am vierten aber hielt er es nicht länger aus und trat den gewohnten Weg an. Als er in die Wohnung des Herrn Reissig trat, fand er in derselben nur zwei Personen — Selma und den neuen Ankömmling. Er mußte die Stiege zu rasch emporgestiegen sein; denn er fühlte plötzlich in der Herzgegend einen Schmerz, als ob ihm ein Dolch in dasselbe gedrungen sei.

Wie eifrig der junge Geck in Selma hineinsprach! Wie kam nur der Mensch zu dieser Vertraulichkeit? Ernaus Gruß fiel heute so förmlich aus, daß ihn Selma mit ihren sanften blauen Augen verwundert ansah. Trotzdem stand sie gleich auf und brachte Ernau einen Sessel. Als unser Philosoph aber auch heute einsilbig blieb, wandte sich Selma plötzlich an ihn und sagte in ihrem weichsten Tone: „Was ist denn das mit Ihnen, Herr Ernau? Sie sind heute so schwermütig, daß ich Sie kaum wieder erkenne." Ernau fuhr bei diesem Klange erschrocken zusammen und stammelte: „Ich — muß — nicht — ganz — wohl — sein, — Fräulein Selma." Diese rückte ihren Sessel näher, blickte ihm teilnehmend in die Augen und sagte dann: „Was fehlt Ihnen denn eigentlich, Herr Ernau? Sie haben sich vielleicht in der letzten Zeit zu sehr angestrengt und sollten sich jetzt eine kleine Erholung gönnen. Es ist auch nicht gut, wenn man gar so fleißig ist wie Sie."

Was war das nur, daß ihn heute ihre liebreiche Anrede so eigentümlich bewegte und daß ihn ein Gefühl des unbändigsten Zornes zu übermannen drohte, als sich der junge Geck von Lande in das Gespräch zu mischen suchte. Noch nie hatte er einen Menschen so gehaßt, wie diesen! Darüber war er sich ganz klar, nicht aber über die Ursache seines Grolls; denn er hatte schon manchen gesehen, der sich weit dümmer und arroganter benahm, ohne ihn deshalb gleich zu hassen.

Nachdenklich und grübelnd ging er nach Hause und suchte nach allen möglichen Ursachen seines eigentümlichen Zustandes. Auch die heutige Nacht fiel elend aus und am nächsten Tage beschloß er eben, seinen Arzt zu konsultieren, als sein Freund Julius Kastner singend ins Zimmer trat und unseren Philosophen lachend begrüßte. Erschrocken aber wich er von ihm zurück, als er sein bleiches Antlitz gewahrte und den schwermütigen Ausdruck in demselben. „Mensch, was fehlt Dir?" rief er aus. „Bist Du krank?"

„Es muß wohl sein, Kastner. Ich fühle mich nicht wohl und kann nicht schlafen."

„Den Puls her. Ich verstehe mich darauf. Hast Du irgendwo Schmerzen?"

„Nein."

„Dein Puls ist allerdings nicht ganz in Ordnung. Seit wann fühlst Du Dich nicht wohl?"

Ernau dachte nach. „Es war bei Reissig, daß mein Unwohlsein anfing."

„Wann?"

„Vor 4 Tagen."

„Hattest Du dort einen Auftritt?"

„Daß ich nicht wüßte. Ich ärgerte mich wohl über die Anwesenheit eines abscheulichen Menschen, der mit der Familie entfernt verwandt ist und gerade damals aus Provinz kam, aber —"

Kastner wurde aufmerksam. Er ließ sich alles genau erzählen; wie der Mensch aussah, was er sprach, wie er mit den einzelnen Gliedern der Familie verkehrte u. s. w. Am Schluß ließ er die Hand des Freundes frei, sah ihn ein Weilchen ernst an und sagte dann trocken: „Du bist verliebt, Ernau." Und er war auch schon verschwunden.

Wenn der Blitz vor Ernau eingeschlagen hätte, er hätte unmöglich so erschrecken können, wie über diese Worte Kastners. Totenbleich war er in den Sessel zurückgesunken und klammerte sich an der Lehne an, als ob er noch immer von ihm herunterfallen könnte. „Entsetzlich!" rief er aus, indem große Schweißtropfen über seine Stirne zu rollen begannen. „Es kann nicht

sein. Ich habe doch mein Herz so gut behütet." So lag er nun einige Stunden stumm und verzweifelt da, erhob sich dann langsam, trat zum Spiegel, strich sich das Haar aus der bleichen Stirne, betrachtete traurig seine verwüsteten Züge, holte den tiefsten Seufzer aus seiner Brust hervor und sagte dann zu sich selbst mit sterbender Stimme:

„Kastner hat Recht. Ich bin verliebt." Dann aber raffte er sich auf und schrie im Tone entschlossener Verzweiflung: „Ich werde jenes Haus nicht mehr betreten."

Eine ganze Woche blieb Ernau seinem Entschlusse treu. Am Beginn der nächsten Woche aber sah er Selma auf der Straße, ging ihr nach, sprach sie an, begleitete sie nach Hause und gestand ihr dort offen und männlich, was er seit einer Woche erlebt und erduldet habe. . . . .

Alles Weitere aber muß aus Diskretion verschwiegen werden, das Eine ausgenommen, daß jener Vetter aus der Provinz noch am selben Abend sein Bündel schnüren mußte und verdrossen die Stadt verließ.

Im Gewühle der Welt.

Skizzen aus der Großstadt.

Von **Oskar Mockrauer = Mainé.**

Umsonst gelebt.

Mitternacht war schon lange vorüber und noch drangen von dem einen Fenster im vierten Stock die Lichtstrahlen hinab in die stille, dunkle Gasse. Die oben merkten es nicht, daß die nächtliche Stunde so weit vorgerückt, sie saßen beide am Tische, der die Mitte des Stübchens einnahm, und arbeiteten emsig, rastlos, beide, Mutter und Sohn.

Traulich beleuchtete die kleine Lampe das enge Zimmerchen, das zwar nur mit dem notwendigsten Meublement versehen war, aber von der peinlichsten Reinlichkeit und Sorgsamkeit der Besitzer zeugte. Schneeweiße Vorhänge zierten das einzige Fenster und im Hintergrund schimmerten die Betten in saubersterOrdnung; der Fußboden blinkte hell entgegen und blitzblank waren die Töpfe und Schüsseln, die auf dem Gesims standen. Auf der Kommode, die den Besitzern zugleich den Schrank ersetzen mußte, war eine weiße Decke gebreitet und die beiden spiegelblanken Messingleuchter und die zwei Tassen mit goldenen Inschriften waren zierlich zwischen einigen Blumenvasen, in denen vergilbte Bouquets steckten, geordnet. Darüber hing ein Bücherbrett mit einigen Büchern, größere und kleinere, auf denen auch nicht ein Stäubchen lagerte.

Man sah es, daß Dürftigkeit hier zu Hause war, die einen gewissermaßen anheimelt und mit Mitleid erfüllt, nicht jene, die anekelt und von der man sich mit Abscheu wendet.

Die Frau mit dem runzelbedeckten Gesicht, in das die Not und der Kummer seine scharfen Zeichen gedrückt, ruhte auf einige Augenblicke. Sie hatte die Näharbeit in den Schoß gelegt und sah traurigen Blickes zu dem Sohne hinüber, der, über die Bücher gebeugt, eifrigst weiter studirte.

„Wie sieht er so blaß aus," dachte die alte Frau bei sich, „der gute Junge, und wie abgehärmt sind seine Wangen. Er muß sich quälen und für mich mit. Lebte noch der Vater, er hätte mitgearbeitet und es wäre bei uns nicht so spärlich gewesen, wenn auch seine Schreiberarbeit so kärglich bezahlt wurde. Armer Mann, auch Dich hat die Not und die Sorge um die Deinen hingerafft. Noch im Tode sei es Dir gedankt, Du wolltest den Deinen ein glückliches Leben gestalten, doch das Schicksal wollte es anders."

Sie atmete tief auf und fuhr mit der Schürze über die thränenfeuchten Augen.

Der Sohn blickte auf und als er die Mutter weinen sah, zuckte es wie verhaltenes Weh über sein blasses Gesicht.

„Laß nur, Josef," meinte die Mutter und erhob rasch die Näharbeit, um sie fortzusetzen. Sie wollte nur ihr Gesicht den prüfenden Blicken entziehen, denn sehen konnte sie die Fäden nicht, sie verschwammen durch die thränenschweren Wimpern.

„Wirst Du nicht bald aufhören, Junge," frug sie leise, um seine Aufmerksamkeit abzulenken, denn sie wußte, wie es ihm das Herz schwer machte, wenn sie weinte. „Die Turmuhr hat schon lange Zwölf geschlagen, höre nun endlich auf."

„Nein, Mutter, nein; Du weißt, das Examen steht bevor. Wenn ich eine Anstellung habe, dann kann ich eher ausruhen und auch Du, geliebtes Mütterchen. Geh aber nun zu Bett, Mütterchen, laß mich nur allein, ich habe noch ein wenig zu arbeiten. Geh nur, geh, gute Nacht."

„Gute Nacht, Josef, aber bleibe nicht mehr allzu lange auf; Du wirst Dich noch krank machen durch das viele Studiren."

Sie erhob sich, um zu Bette zu gehen und er hing ein Papier auf die Lampenglocke nach der Seite zu, wo die Mutter schlief, damit nicht das Licht ihren Schlummer störe; und er arbeitete weiter noch viele Stunden, bis das Frührot den ankommenden Morgen kündete.

Die alte Frau schlief aber noch nicht, sie lag noch lange wach da, wie konnte sie auch schlafen, wenn sie wußte, daß der Sohn wachte, für sie wachte, denn sein einziger Gedanke war sie, die Mutter, die er glücklich wissen wollte. Er arbeitete für sie. Wie mühselig war das Brot, das er sich durch Stundengeben erwarb. Der Arme, er mußte sich's sauer werden lassen und es wäre wohl besser gewesen, er hätte eine andere Beschäftigung ergriffen, aber das Studium war sein einziges Vergnügen und er war ja auch in dem praktischen Leben so unbeholfen und linkisch, wie ein Kind. Die wenigen Pfennige, die er erhielt, waren schwer erworben; alles, was nur halbwegs konnte, drängte sich dazu, den jüngern oder minder befähigten Schülern Nachhilfe zu geben, selbst die Reicheren, die es nicht notwendig hatten, thaten es, um sich dafür ein Extra-Vergnügen zu schaffen und nahmen den Armen die Nahrung fort. Die Stunden, die ihm von dem Kollegienhören übrig blieben, verwandte er dazu; er gönnte sich keine Ruhe und Erholung, geduldig ertrug er die Quälereien der trägen, halsstarrigen Burschen um der Mutter willen und er allein erwarb auf die mühselige Weise das Brot für beide, denn ihre alten Hände vermochten fast nichts mehr zu schaffen. „Gott vergelte es Dir viel tausendmal mein Junge," damit schlummerte sie ein und im Traume umgaukelten sie glückliche Bilder von der Zukunft ihres Sohnes und der ihrigen.

Noch viele Nächte durchwachte Josef, dann kam das gefürchtete Examen. Und als er freudestrahlend die steile Treppe nach dem Stübchen im vierten Stock hinaufstürmte und der Mutter frohlockend das summa cum laude entgegenrief, da wurde das Mutterauge feucht und sie streichelte zärtlich die blassen Wangen

des Sohnes und vergoß Thränen der Freude und des mütterlichen Stolzes.

Nur einige Wochen waren dahingegangen, da war es um Josef geschehen. Todesmatt lag er auf dem ärmlichen Bette und der schlimme Todeswurm nagte in seiner Brust; der stete Kampf ums tägliche Brot hatte seine schwachen Kräfte aufgerieben. Thränenlos wankte die Mutter hinter dem Sarge, der die sterbliche Hülle des Sohnes barg.

„Umsonst gelebt und gearbeitet!" damit brach sie am Grab zusammen.

Feuilleton.

Der Traunsee und Schloß Orf. (Siehe Illustration S. 301.) Herrlich ist Oberösterreich fast aller Orten. Die Berge in allen Gestalten, vom einladenden Hügel bis zur himmelanragenden Spitze, das Wasser in allen seinen Formen, als Quell, Bach, Fall und See in lieblicher Abwechselung, geben dem in den „Sommerfrischen" lebenden, überhasteten, nervösen Bewohner der Großstädte wenigstens einen Teil seiner Gesundheit wieder, die er in dem aufreibenden, weil nimmer ruhenden Kampfe um die bevorzugte Stellung im Gesellschaftsleben verloren hat. — Man hat unsern Voreltern den Vorwurf gemacht, daß sie die Natur in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit nicht zu erfassen vermochten, weil ja nie mehr schöne Gegenden gefunden wurden und in Aufnahme kamen, als gerade zur Jetztzeit. Aber man thut ihnen Unrecht, den hingegangenen Generationen. Sie waren mit der Natur inniger befreundet und verwachsen als wir, die wir von ihr getrennt sind durch die Steinhaufen der Weltstädte und gebannt an die Dampfmaschine als deren Diener. Die Gemächlichkeit ist geschwunden in der Industrie und schwindet immer mehr in den andern Kategorien des Erwerbs, darum war auch nie ein Geschlecht erholungsbedürftiger als das heutige; nie war aber auch größer der Luxus und die Blasirtheit, die sein Gefolge bildet, welche die Natur benutzen, nicht um neue Kraft zu neuer Arbeit zu finden, sondern nur um Körper und Geist für immer neue Genüsse einer grenzenlosen Ueberfeinerung empfänglich zu machen. Der Alpensport und das zwecklose Erklettern schwer ersteigbarer Berge auf den unzugänglichsten Wegen gehört hierher. Männlicher Mut und Entschlossenheit wird ja dabei geübt, aber alle menschliche Thätigkeit hat nur eine Berechtigung, wenn sie einen vernünftigen Zweck verfolgt, und der arme Fabrikarbeiter, der Tags 14 Stunden an der Maschine steht, bedarf sicher des gleichen Maßes von Umsicht, um sich der Gefahren, mit denen ihn seine Thätigkeit bedroht, zu erwehren. — Aus dem See, den unser Bild zeigt, steigt fast senkrecht der Traunstein 5250 Fuß hoch empor. Am Ausflusse der Traun, die den See durchfließt, liegt eine der schönsten Städte Oberösterreichs, Gmunden, von welcher der See auch den Namen Gmundener See führt. Gmunden hat außer Salzwerken ein Soolbad; als Hauptort des Salzkammergutes wird hier auch alles Salz deponirt, welches man in den Salinen zu Ebensee, Ischl, Hallstadt und Aussee gewinnt. — Das Schloß Orf, im See gelegen, und mit dem Lande durch eine Brücke verbunden, gewährt eine reizende Rundsicht auf alle dort zusammengedrängte Schönheit der Natur.

Niedrige Autorenhonorare. Von der Geringfügigkeit der Honorare, welche in früheren Zeiten in Deutschland an Dichtern, Schriftstellern und Komponisten gezahlt wurden, macht man sich kaum einen Begriff. Es ist bekannt, daß Roderich Benedix, der überaus fruchtbare Bühnenschriftsteller — er verfaßte an hundert Stücke meist heiteren Inhalts — sein Leben lang mit Not und Sorgen zu kämpfen hatte, obgleich seine Theaterstücke auf allen deutschen Bühnen gegeben wurden. Von einer Tantième, wie sie seit Jahren von französischen Theatern den Bühnendichtern gezahlt wurde, war vor dreißig bis vierzig Jahren in Deutschland noch keine Rede. Erst später fühlte sich das Wiener Hofburgtheater veranlaßt, eine solche einzuführen, dann folgte diesem Beispiel die königliche Hofbühne zu Berlin, die anderen Theater aber blieben zurück, und man zahlte Honorare, die oft mehr einem Almosen glichen. Gute subventionirte Stadttheater honorirten ein Stück, das den ganzen Abend füllte, mit 10 bis 15 Thalern, reisende Gesellschaften noch weit geringer, und wenn eine Stadtbühne ersten Ranges, wie z. B. das Leipziger Stadttheater, damals unter Ringelhard's Direktion, für alle Zeiten für das Aufführungsrecht eines Stückes 25 bis 30 Thaler zahlte — mehr zahlten auch große Hoftheater nicht, — so war dies schon ein außerordentlicher Fall.

Von den einlaufenden Geldern zog nun die Theateragentur noch ihre Prozente ab, die bei dramatischen und musikalischen Werken sich auf sechs bis zwölf Prozent beliefen. Erst nachdem sich sein schriftstellerischer Ruf immer weiter ausgebreitet hatte, konnte es Benedix wagen seine Stücke größeren Hoftheatern direkt, ohne Vermittelung einzureichen.

Für das Aufführungsrecht der Oper „Czar und Zimmermann" sandte die Direktion des Stadttheaters zu Riga 30 Thaler, davon gingen ab 12 Thaler für Abschrift der Partitur und 6 Thaler für Prozente an die Theateragentur von Sturm und Koppe in Leipzig, so daß der Komponist der herrlichen Oper, Albert Lortzing, ganze 12 Thaler empfing. Lortzing war darüber sehr verstimmt, zumal er noch an demselben Tage vom Hoftheater zu Weimar die Nachricht erhielt, daß man die Annahme von „Czar und Zimmermann" daselbst abgelehnt habe. Erst zwölf Jahre später wurde die Oper auch von dort begehrt, nachdem sie selbst reisende Gesellschaften längst abgespielt hatten.

Karl Gutzkow erhielt von der Hoftheater-Intendanz zu Stuttgart für sein Schauspiel „Pugatschew" nur 50 Gulden, und nicht etwa als Gewinnanteil, als Tantième, sondern für immer. Der damalige Intendant Herr von Taubenheim, hatte nicht mehr dafür bewilligt. Regisseur Moritz der bekannte Dichter-Mäcen, meinte von Ingrimm über eine solche Honorirung erfüllt, zu einem ihm befreundeten Schriftsteller, mit dem er später über diesen Fall sprach: es sei vielleicht an dem Tage gewesen, wo die alte Maitresse des Königs berüchtigte Schauspielerin Stubenrauch den kostbaren Pelz im Werte von zweitausend Gulden erhalten habe.

Die Direktion des Schweriner Hoftheaters schickte dem Theatersouffleur Koffka in Leipzig der auch eine Theateragentur gegründet und den Vertrieb der Laube'schen Stücke übernommen hatte, als Honorar für das Schauspiel „Monaldeschi" 2 Dukaten. Gustav Kühne, ein andres Mitglied des „jungen Deutschland", bekam für seinen „Kaiser Friedrich in Prag" von der Direktion des Magdeburger Theaters gar nichts und mußte damit zufrieden sein, daß das Stück überhaupt zur Darstellung gelangte.

Der Theaterdirektor Otto Hermann erzählte in seinen alten Tagen: „Als ich im Jahre 1822 in Bautzen die Direktion führte, sah ich mich gezwungen, auch den „Freischütz" zu geben. Bare dreißig Thaler habe ich dem Kapellmeister Weber in Dresden (dem Komponisten der Oper) auf den Tisch gezählt, indem ich als Ehrenmann erscheinen und nicht für ein paar Thaler die Oper so „unter der Hand" kaufen wollte, wie sie mir angeboten wurde. Nach Verlauf von acht Tagen schickt mir Weber sein Werk nach Bautzen; aber denken Sie meine Herren für dreißig Thaler nur Buch und Partitur, für eine solche horrende Summe hätte ich doch wohl auch noch die Orchesterstimmen erwarten können —" . . . Wie viel Buch- und Partiturabschriften vom „Freischütz" mögen damals so in der Stille abgeschrieben worden sein!

Für seinen „Oberon" hat Weber, als diese Oper am 26. Dezember 1826 auf der Leipziger Bühne zum erstenmal in Deutschland in Szene ging, wohl kaum mehr als zwei- bis dreihundert Thaler, als Abfindungssumme für immer, erhalten — und nach des damaligen Direktors Kästner Notiz brachte der „Oberon" im Laufe eines Jahres 16,500 Thaler ein.

Dr. M. V.

In der Türkei gab es noch vor sechzig Jahren Posteinrichtungen fast gar nicht. Später wurden einige Anstalten zur Vermittelung des Postverkehrs getroffen, dieselben erfreuten sich aber so wenig des Vertrauens der auswärtigen Mächte, daß die meisten von diesen zur Förderung ihrer Handelsinteressen dazu übergingen, an verschiedenen Orten der Türkei, in Verbindung mit dem dort mit ganz besonderen Vorrechten ausgestatteten Konsulatswesen, eigene Postanstalten zu errichten. So befinden sich noch jetzt in der Türkei 38 österreichische Postämter, 1 deutsches (in Konstantinopel), sowie verschiedene französische, englische und russische Postanstalten. In neuer Zeit hat die Pforte wieder Versuche gemacht, die fremden Postanstalten aus ihrem Gebiete zu verdrängen, aber es ist dies jedoch nur hinsichtlich des griechischen und des ägyptischen Postamts in Konstantinopel gelungen, während sie den Widerstand der übrigen fremden Mächte nicht zu überwinden vermochte, da die türkischen postalischen Einrichtungen nicht derartig sind, um die fremdländischen Postanstalten in genügender Weise zu ersetzen. Zwar hat die Regierung in dem letzten Jahrzehnt große Anstrengungen gemacht, um ihr Postwesen in die Höhe zu bringen. Der Erfolg ist aber nur ein sehr bescheidener gewesen. Der Postverkehr mit dem Auslande wird vorzugsweise von den fremdländischen Postanstalten vermittelt; die Thätigkeit der türkischen Postämter beschränkt sich daher im Allgemeinen auf den Verkehr im Innern des Landes. Dieser ist aber nur wenig entwickelt, weil bei den meisten Bewohnern das Bedürfnis gegenseitiger schriftlicher Mitteilungen noch kein reges, auch die Zahl der schreibkundigen Personen nur eine geringe ist. Es fehlt hiernach vielfach noch an der Grundbedingung zum schriftlichen Austausch der Gedanken; diesem Mangel abzuhelfen, liegt ja aber außerhalb der Aufgaben der Post.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 39. Unterhaltungs-Beilage. Juli.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.** (Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Wochen waren verstrichen.

In der einsam vor der Stadt belegenen, und von den großartigen Fabrikanlagen und Arbeiterquartieren durch einen sehr ausgedehnten Park geschiedenen Villa des Kommerzienrats Schaller hatte der neue, durch Giulietta unter so eigentümlichen Umständen eingeführte Gast von Seiten des leicht gewonnenen Hausherrn sowohl, wie insbesondere durch den „Onkel Professor", wie Giulietta den überaus jovialen alten Herrn zu nennen pflegte, ein freundlicheres Entgegenkommen gefunden, als er es hier sich hätte träumen lassen.

Der Kommerzienrat war zuerst freilich nicht wenig und nicht eben freudig überrascht gewesen, als Giulietta ihn mit geheimnisvoller Miene in das sommerliche Atelier seines Schwagers geführt hatte, und ihm dort dessen neuen Schüler hatte vorstellen lassen, als jedoch der originelle, alte Junggeselle, der für die schöne, Giulietta — wie er gern beteuerte, — durch's Feuer gehen würde, den Ueberraschten mit verschmitztem Lächeln daran erinnert hatte, daß er „nach kommerzienrätlichem Zugeständnis" in seinem abgelegenen „Malstall" thun und lassen könnte, was ihm beliebte, und daß sein neuer, so außerordentlich begabter und ihm mit jedem Tage angenehmerer Schüler, dem er das unbenützte Hinterzimmer eingeräumt, keinen der Hausbewohner im Geringsten geniren würde, zumal er sich entschlossen habe, die so wie so zu unbequemer Zeit gelegenen Mahlzeiten bis auf weiteres mit diesem allein einzunehmen, hatte der Hausherr sehr bald gute Miene zum bösen Spiel gemacht, und den jungen Mann, dessen athletische Gestalt er mit geheimem Staunen und unverhohlenem Respekt beobachtet, sogar mit freundlichem Händedruck auf seinem Grund und Boden willkommen geheißen.

Nur Einer hatte dem neuen Gaste, so oft er seiner ansichtig wurde, eine hochmütig und schroff abweisende Haltung entgegengetragen, über dessen Grund Gottfried sich lange Zeit vergebens den Kopf zerbrach; und dieser Eine war Jan Iwanow, der Halbneffe des Kommerzienrats, der sich seit dem plötzlichen Auftauchen des „Eindringlings" weniger denn je um seine freiwillig übernommenen Pflichten kümmerte; denn anstatt — wie es seine ursprüngliche Absicht gewesen war, — eifrigen Studien in den ihm bereitwilligst zugänglich gemachten Werkstätten und Zeichensälen des großindustriellen Betriebes obzuliegen, ging er öfters als sonst zur Stadt, und trieb sich beschäftigungslos auf dem Familiensitz des gastfreundlichen Hauses herum, und zwar mit Vorliebe in der Nähe des zum Künstleratelier hergerichteten Pavillons, in dem unter Obhut des jovialen Meisters sein begünstigter, so plötzlich und aus der unvorhergesehensten Richtung aufgetauchter Nebenbuhler auf's Emsigste und Unermüdlichste in die Geheimnisse der Malkunst einzudringen strebte.

Giulietta war es längst aufgefallen, daß der Pole, den der Professor ebenso wenig wie sie selbst leiden konnte, und dessen plötzlich so gereiztes und finsteres Wesen ihr in letzter Zeit viel zu denken gab, ihr jeden Besuch des vereinsamt und inmitten einer Lichtung des Parkes reizend belegenen Pavillons und jede Begegnung mit seinen Insassen zu verleiden, ja solche geradezu zu hintertreiben trachtete.

Daß es seit mehreren Tagen schon sein brennendstes Verlangen war, sie selbst, die einem Zusammentreffen seinerseits unter vier Augen ohne bewußte oder ausdrückliche Absicht bisher ausgewichen war, einmal ohne Zeugen und ungestört sprechen zu können, hätte sie ihm wohl angemerkt, wenn sie ihn daraufhin einer besonderen Beargwöhnung wert gehalten hätte; daß der in verblendender Leidenschaft Befangene jedoch schon am Morgen des angebrochenen Tages eine Besprechung mit ihrem Reitknechte gepflogen und ihm dabei sonderbarerweise ein ansehnliches Stück Geld in die Hand gedrückt, davon hatte sie jedenfalls nicht die geringste Ahnung; denn sonst hätte sie ohne Zweifel

die gestern schon getroffene Bestimmung noch in der letzten Minute geändert, nach welcher als Zielpunkt ihres heutigen Ausrittes jenes ärmliche, am Saume des nahen Waldes belegene Knappschaftsdorf festgesetzt war, dessen ausschließlich dem Bergbau obliegende Bewohner in Fällen von Krankheit und Siechtum schon zu wiederholten Malen aus der Hand Giulietta's mildthätige Unterstützung und von ihren beredten Lippen herzerquickende Trostesworte erfahren hatten.

Trotz der abmahnenden und nur zu wohl begründeten Warnung ihrer überzärtlich besorgten mütterlichen Freundin, hatte der verwöhnte Liebling der Millionärin, dessen ganzes Wesen einem thatkräftigen, irgend einem praktischen Lebenszweck entsprechenden Handeln zuneigte, es sich nicht nehmen lassen, — eigensinnig und unentwegt auf einmal durchgeführten Entschlüssen beharrend, — ihre Krankenbesuche und die fürsorgliche Thätigkeit, welche sie insbesondere auch den Hülfsbedürftigen unter den Angehörigen der nach hunderten zählenden Fabrikarbeiter der Schaller'schen Eisenwerke angedeihen ließ, wie bisher fortzusetzen.

Giulietta pflegte ihre Samariterdienste, von denen Frau Schaller gegen ihren Wunsch und Willen Kenntnis erhalten, häufig im Anschluß an ihre einsamen, in ausschließlicher Begleitung ihres Reitknechtes unternommenen Spazierritte auszuüben, und in diesen Fällen waren die gefüllten Satteltaschen des letzteren Zeuge davon, daß Giulietta den außergewöhnlichen Bedürfnissen ihrer Schutzbefohlenen vollauf Rechnung zu tragen wußte.

Niemand war Zeuge des prächtigen Auftrittes, als Giulietta, die ein schlichtes, knappanliegendes Reitkleid trug, und sich ohne alle Hülfe von einem Steintritt vor dem Stalle in den Sattel ihres feurigen Rappen geschwungen hatte, durch die breite, mit Kandelabern geschmückte Einfahrt der Villa davonritt, und in kurzem Trabe die Richtung auf den nahen Wald einschlug.

Sie hatte den Reitknecht angewiesen, ihr in weitester Entfernung zu folgen.

Es war ein köstlicher, windstiller Sommertag. Wie Glück und Friede ruhte es auf den weiten, fernhin von bewaldeten Höhen begrenzten Fluren, die sich zu beiden Seiten der von Giulietta eingeschlagenen Landstraße hinzogen.

Die Luft war eigentümlich frisch und klar, und nur wenige langgezogene, mächtige Wolkenstreifen tief am Horizonte verrieten die unmittelbare Nähe des an qualmenden Schloten überreichen Hauptsitzes der Eisenindustrie und des Kohlenbergbaues in Schlesien, der gewerkreichen, an der rechten Oderuferbahn zwischen Oppeln und der Grenzstation etwa in der Mitte belegenen Kreisstadt.

Giulietta war eine ebenso leidenschaftliche wie elegante und treffliche Reiterin.

Nach scharfem Ritte war sie auf Umwegen in einer kleinen halben Stunde an ihrem Ziele angelangt, und nachdem sie dem Reitknechte einige Packete abgenommen und ihn beauftragt hatte, die warmgewordenen Tiere eine Weile herumzuführen, und auf ihre Rückkehr zu warten, wandte sie sich schnellen Schrittes, das lange Kleid hochgerafft unter dem Arm und die Reitgerte in der Rechten, dem Walde zu.

Sie hatte nur den äußersten, schmalen Ausläufer desselben zu durchschreiten, und befand sich nach kurzer Wanderung schon im Angesichte der ersten Hütten des armseligen Knappschaftsdorfes.

Unbekümmert und einige bettelnde Kinder freundlich abwehrend, setzte sie ihren Weg auf der verwahrlosten Hauptstraße fort.

Es fiel ihr heute zum ersten Male auf, daß die Grüße, die man ihr spendete, scheu und zurückhaltend, die Blicke, die man ihr zuwarf, mißtrauisch und lauernd waren. Nur zu gern aber schob sie die Schuld dieser — wie sie meinte — trügerischen Beobachtung ihrer erregten Einbildungskraft zu, und war auch jetzt noch nicht geneigt, den Schreckgespenstern, welche das besorgte Auge ihrer Mutter gesehen haben wollte, irgend welche Bedeutung zuzuschreiben.

Trotzdem wickelte sie ihre beiden Besuche, die sie sich heute vorgenommen, schneller ab und schlug den Heimweg hastiger ein, als es sonst ihre Art war, und es mochte wohl kein Zufall sein, daß ihre Stimmung eine unbefriedigte und grüblerische war.

Als sie den letzten Wohnungen eben den Rücken gewandt und den Saum des Waldes wieder erreicht hatte, schreckte sie ein vertraulicher Zuruf plötzlich aus tiefem Nachdenken auf.

Sie hatte das Herannahen eines ihr entgegenkommenden Herrn überhört und, gesenkten Hauptes, denselben nicht eher bemerkt, als bis er ihr gespreizt und lachend den Weg vertrat.

„Sapperment!" rief derselbe mit erzwungener Lustigkeit. „Das nenne ich mir in Nachdenken versunken sein. Meine schöne Kousine wäre mir doch fast in die Arme gelaufen. — Fast!" wiederholte er mit einem anzüglichen Seufzer.

Der Ankömmling war von hagerer Gestalt und sehr lebhaft in seinen Bewegungen, die in seinem eleganten, hellgrauen Sommeranzug übrigens zu selbstbewußter Geltung kamen. In seinen scharfgeschnittenen Zügen lag hinter einem fast beständigen, süßlichen Lächeln eine Verschmitztheit versteckt, die am untrüglichsten und ehesten zuweilen in dem stechenden Ausdruck seines dunklen Auges durchbrach, und dann dem blassen, an sich nicht unschönen, durch ein kleines schwarzes Bärtchen stutzerhaft gezierten Antlitz etwas Lüsternes und Abstoßendes gab.

Giulietta hatte die Brauen gerunzelt und blickte dem Polen fest ins Auge.

„Sie sind's also wirklich, Jan Iwanow," entgegnete sie sehr kühl und gemessen. „Ich glaubte meinen Augen nicht trauen zu sollen. Was treibt denn Sie in diese abgelegene Gegend?"

„Ich will offen sein, Giulietta," log der Befragte keck, „der Wunsch, Sie einmal ungestört und so zu sagen auf neutralem Boden sprechen zu dürfen, läßt mich seit mehreren Tagen den Zielpunkten Ihrer Ausflüge nachstreben. Heute erst belohnt ein glücklicher Zufall meine Beharrlichkeit und ich hoffe, daß Ihnen meine Gesellschaft für das nächste halbe Stündchen willkommen ist. — Oder trägt meine strenge Kousine Bedenken," unterbrach er sich mit verbindlichem Lächeln, „den einsiedlerischen Spaziergang in meiner Begleitung fortzusetzen?"

„Sie werden sich kurz fassen müssen," versetzte Giulietta kalt. „Mein Reitknecht erwartet mich dort hinter dem Busch."

„Wenn es Ihnen recht ist," lächelte Jan Iwanow, „schlagen wir jenen Waldweg ein."

Er deutete nach links.

„Am Ende desselben werden wir die Pferde treffen. Ich begegnete ihnen vorhin, und befahl Eckhart in ihrem Auftrage, Sie nicht hier, sondern dort zu erwarten."

Giulietta biß sich auf die Lippen, hemmte unwillkürlich den Schritt und blickte den Polen mit blitzenden Augen an. Mühsam unterdrückte sie ein heftiges Aufbrausen. Die Reitgerte zitterte in ihrer Hand.

„Seien Sie nicht böse, Giulietta," bat Jan Iwanow schmeichelnd, „Verzeihen Sie mir diese harmlose Kriegslist. Ich — ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen."

„Sprechen Sie!" entschied Giulietta nach einer peinlichen Pause mit gepreßter Stimme. „Ich will versuchen, Sie ruhig anzuhören, obgleich ich Ihre Kriegslist in keiner Beleuchtung billigen kann, — in keiner! Ich hoffe, daß Sie sich nicht in falscher Voraussetzung verloren haben, und mache Sie von vornherein darauf aufmerksam, daß ich auf einen Erguß von Empfindungen verzichte. Unter diesem Vorbehalt will ich Ihnen jenen kleinen Umweg zugestehen, und Sie von der Wiederherbestellung der Pferde entbinden."

Anscheinend gelassen bog sie in jenen Waldpfad ein, den Jan Iwanow soeben bezeichnet hatte, und der — wie Giulietta sich erinnerte, — in etwa einer Viertelstunde auf die Landstraße einmünden mußte.

Der Pole war ihr unheimlich. Eine Blöße jedoch, wie wenn es ihr an Mut gebräche, wollte sie sich ihm gegenüber am wenigsten geben.

Es schien ihr nicht aufzufallen, daß Jan Iwanow, während er neben ihr einherschritt, sie von der Seite mit heißen Blicken betrachtete, die von glühender Bewunderung über ihre schlanken und doch vollen Körperformen glitten, und sich an der eigentümlichen und hinreißenden Grazie ihrer Bewegungen und an ihrem seltsamen Wesen, das wie zwischen rauher Teilnahmlosigkeit und heftiger Leidenschaftlichkeit, zwischen Hingebung und strenger Unnahbarkeit in der Mitte schwebte, nicht satt sehen konnten.

„Sie weichen mir aus, Giulietta," brach er endlich ein drückendes Schweigen, „seitdem sie sich in einer unbegreiflichen Laune bemüssigt fühlten, Ihr Interesse jenem — Zirkuskünstler zuzuwenden. — Ich bin überzeugt," fuhr er nach einer längeren Weile lauernd fort, da Giulietta ihn absichtlich keiner Antwort würdigen zu wollen schien, „daß es Ihnen unbekannt ist, wie dieses sonderbare Interesse bereits ein Hauptthema unseres Stadtklatsches bildet, und man in maßgebenden Kreisen nicht daran zweifelt, daß dieses angebliche Malgenie das Loos jenes blödsinnigen Assessors zu teilen berufen ist. — Ich glaube, Ihnen diese Eröffnungen zu meinem Bedauern nicht vorenthalten zu dürfen."

Giulietta war von einer eigentümlichen Unruhe ergriffen.

„Ich gestehe Ihnen nicht das Recht zu, mich zu bedauern", entgegnete sie schroff. „Ich habe mich nie im Geringsten um maßgebende Kreise und Stadtklatsch bekümmert, und weiß mich durch die Fürsorge meiner Adoptiveltern Gottlob in der Lage, mich durch böse Zungen in meinem Thun und Lassen überhaupt nicht beeinflussen zu lassen".

Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß Jan Iwanow selbst der Urheber jenes Stadtklatsches sei, und sich nicht gescheut hatte, sich mißliebig und spöttelnd über das „angebliche Malgenie" zu verbreiten. Sie zog es indessen vor, diesem beschämenden Argwohn keinen Ausdruck zu geben.

„Sicherlich jedoch, Giulietta," meinte der Pole lauernd, „werden Sie gewisse Rücksichten, die Sie unserer Familie schuldig sind, anerkennen und nicht einem wildfremden Menschen zu Liebe verleugnen wollen."

„Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen, — ich will es nicht wissen," lehnte Giulietta mit eisiger Kälte ab.

„Sie müssen es wissen, Giulietta!" widersprach Jan Iwanow eifrig und in gereiztem Tone. „Es kann uns Allen doch wahrlich nicht gleichgültig sein, wenn ein Mensch, der bisher mit Akrobaten und Tierbändigern, mit Affendarstellern und Bauchrednern, mit Künstlern auf Schlappdraht, Schwingzither, Besengeige und so weiter in innigster Beziehung stand, Ihren Ruf gefährdet."

Giulietta war sehr blaß geworden.

Tiefaufatmend blieb sie stehen und maß den aufdringlichen Verfechter ihrer jungfräulichen Ehre mit flammenden Blicken.

„Und das Noli me tangere dort," fuhr Jan Iwanow höhnisch fort, auf das seltsam geformte Halsband deutend, welches unter Spitzen verborgen, an Giulietta's Hand schimmerte und in der That jene, aus kleinen Diamanten zusammengesetzte lateinische Inschrift trug, „das ominöse „Rüh'r mich nicht an", welches meine gute Tante trotz ihrer Abneigung gegen allen Aberglauben Ihnen, Giulietta, doch wohl als Talisman und Sympathiemittel anhängte, und das Ihnen im Verein mit gewissen anderen, mir sehr wohl bekannten Ursachen schon den immerhin bedenklichen Beinamen der Diamantenhexe eingetragen, dürfte der von Ihnen sehr unterschätzten bösen Zunge nur zu bald willkommenen Stoff zu einer — boshaften Parodie bieten, wenn Sie jenen Menschen nicht sobald wie möglich aus Ihrer Umgebung entfernen."

Mit starrem Staunen und von den widerstrebendsten Empfindungen gepackt, hatte Giulietta diesen beleidigenden Worten gelauscht.

Ihre verächtlichen Blicke, ihre stolz abweisende Haltung konnte Jan Iwanow nicht lange im Unklaren lassen über den ungünstigen Eindruck, den dieselben hervorgebracht.

„Sie wundern sich über die Bitterkeit, mit der ich spreche, Giulietta," lenkte er mit gepreßter Stimme ein, „aber sie werden es begreiflich finden, daß ich diesen Menschen hasse, in den Tod hasse," wiederholte er heftig, „weil er Ihre Neigung und Teilnahme, nach der ich in glühender Leidenschaft vergeblich strebe, im Fluge eroberte."

Röte und Blässe wechselten im jähen Uebergange auf Giulietta's Antlitz.

Es war, als ob sie zu einer nicht minder heftigen Entgegnung anheben wollte. Mit gewaltsamer Anstrengnng jedoch beherrschte sie sich. Nur wenige Augenblicke rang sie nach Fassung; dann mußte eine merkwürdige Veränderung nach und nach in ihr Platz greifen.

Ein spöttisches und zugleich mitleidiges Lächeln glitt plötzlich über ihre erregten Züge, als sie, den Weg eiligen Schrittes fortsetzend, leichthin versetzte:

„Sie geberden sich, Jan Iwanow, als ob Sie ein besonderes Vorrecht hätten auf meine Neigung und Teilnahme. Ich bin begierig, darüber unterrichtet zu werden."

Offenbar wollte Giulietta dem Gespräche eine leichtere und vielleicht scherzhafte Wendung geben.

Nur noch wenige Minuten trennten sie vom Ende des Weges; — sie glaubte, bereits in der Ferne ein Wiehern der Pferde gehört zu haben, und war entschlossen, jede Gelegenheit fortan auf's Vorsichtigste und Entschiedenste zu meiden, die sie mit dem Polen wieder allein zusammenführen konnte.

„Sie schweigen ja plötzlich, Jan Iwanow!" fuhr sie spöttisch fort.

„Sie sind grausam, Giulietta!" rief dieser mit bebenden Lippen. „Wissen Sie doch, daß ich längst dem Banne Ihrer bezaubernden Schönheit erlag. — Eilen Sie nicht so, Giulietta", bat er dringend. „Mißgönnen Sie mir nicht die kurze Spanne Zeit, da wir niemand als die heimlichen Waldriesen zu Zeugen haben. Versprechen Sie mir, Giulietta," fuhr er mit verhaltener Stimme fort, aus der eine ungebändigte Leidenschaft nur zu deutlich hervorklang, „versprechen Sie mir, ehe wir uns trennen, daß Sie versuchen wollen, meine Neigung zu erwidern. Sie würden mich namenlos beglücken, — wie ja unsere — unsere Verständigung auch der sehnlichste Wunsch der Mutter ist."

„Giulietta!" schrie er plötzlich auf, in wildaufflammender Leidenschaft alle beengenden Schranken durchbrechend, als er sah, daß das Mädchen geringschätzig die Achseln zuckte. „Verweilen Sie! hören Sie mich! —

„Sie müssen die Meine sein!" fuhr er glühend fort, — seine Rede glich einem entzückten Stammeln. „Ich will Sie besitzen, denn ich liebe Sie, — grenzenlos, mit rasender, unbezähmbarer Leidenschaft!"

Das auf's Tiefste bestürzte Mädchen, das hastig ausgeschritten war und mit allen Zeichen einer wachsenden Unruhe und Ungeduld dem Ende des Weges entgegenspähte, hemmte, von unbeschreiblichen Empfindungen überstürmt und bewältigt, den Schritt und wandte sich dem Fassungslosen unwillkürlich zu.

Ihre Wangen bedeckte fliegende Röte.

„Mäßigen Sie sich, Jan Iwanow!" rief sie mit heftig zitternder Stimme. „Ich will Sie nicht hören. Verlassen Sie mich!"

Erschrocken wandte sie den Blick zur Seite vor der unheimlichen Glut, die ihr aus seinen überquellenden Augen entgegenzüngelte.

„Verlassen? — Jetzt?" stammelte der Verblendete wie

außer sich. „Jetzt Mädchen, wo ein entzückender Gunstbeweis Dich mir alle Zeiten zu eigen gäbe? — Dich verlassen, weil jener Eindringling sich geschmeidig in Dein süßes Herz stiehlt? — Sprich, Giulietta," stieß er mit bebenden Lippen hervor, „Du liebst ihn nicht, Du kannst ihn nicht lieben, weil Du mein sein willst, mein, in schrankenlosem, alles vergessenden Entzücken!"

Ehe Giulietta, die dem wilden Gefühlsausbruche wie gelähmt vor Staunen und Schrecken gelauscht, es sich versah, war der Entmentschte auf sie zugestürzt, hatte sie mit beiden Armen umschlungen und ihr Antlitz mit brennenden Küssen bedeckt.

„Nichtswürdiger!" stammelte die Ueberrumpelte unter heftiger Abwehr. „Lassen Sie mich frei!"

Sie rang gewaltsam mit dem sie Umstrickenden.

Mit übermenschlicher Anstrengung nur gelang es ihr endlich, die Zudringlichkeiten des Ehrvergessenen abzuschütteln, und ihn selbst von sich zu stoßen.

Er wankte einen Schritt zurück und konnte es nicht hindern, daß sein Hut ihm dabei vom Kopfe fiel.

Ihrer selbst nicht mehr mächtig und in grenzenlosester Aufregung nicht wissend, was sie that, hob Giulietta den Arm und holte zu wuchtigem Hiebe aus.

Pfeifend durchschnitt die schlanke Reitgerte die Luft und fuhr im selben Augenblicke auf den Elenden nieder.

Mit dumpfem, unnatürlichen Schrei griff der Getroffene sich mit beiden Händen an den Kopf und taumelte, wie wenn der Schlag ihn betäubt und alles Gleichgewichtes beraubt hätte, haltlos zurück.

Ueber Stirn und Ohr lief ein blutroter Strich.

Die wohlverdiente, gleichwohl sehr unerwartete Züchtigung, die Giulietta dem Verblendeten, im Innersten empört und in ihren heimlichsten Gefühlen auf's Tiefste verletzt, hatte zu Teil werden lassen, mußte in den so rückhaltslos aufgerüttelten Leidenschaften desselben einen jähen Wechsel bewirkt haben.

In seinen Mienen loderte plötzlich heller Zorn auf. Ein tückisches Feuer blitzte in seinem wildflackernden Blick. Drohend ballte er die Faust, und es hatte den Anschein, als ob der Wutentbrannte sich selbstvergessen auf sein hilfloses Opfer stürzen wollte.

„Eckhart ist in der Nähe!" schrie Guilietta ihn an, entsetzt in das haßverzerrte Antlitz ihres Gegners blickend. „Wenn Sie sich erkühnten, mir zu folgen, Jan Iwanow, so rufe ich um Hülfe! — Sie ersparen sich wohl diese Schande!"

Tiefaufatmend und ein krampfhaftes Schluchzen gewaltsam unterdrückend, eilte Giulietta wie ein gehetztes Wild davon, ohne noch einmal zurückzublicken zu dem Manne, der so Unerhörtes gewagt.

Der Zurückbleibende war bei Giulietta's niederschmetternden Worten zusammengezuckt, und seine Haltung, die verrieth, daß er bereits zum Sprunge angesetzt, erschlaffte. Er zauderte eine Weile unschlüssig. Dann schien er sich klar zu werden, daß er die ungeheure Demütigung, die ihm widerfahren, hier doch nicht wohl austragen könnte.

Mit zitternder Hand fuhr er sich über das schmerzende Mal, mit dem Giulietta ihn gezeichnet.

In aufschäumendem Groll ballte er noch einmal die Faust und streckte sie drohend hinter dem hastig enteilenden Mädchen her.

Ein wilder Fluch erstarb ihm auf der Lippe.

„Büßen sollst Du's, büßen!" murmelte er mit heiserer Stimme. „Will Dich zahm machen!"

Ein häßliches Lächeln keimte an seinem tückisch verkniffenen Munde auf, und Unverständliches vor sich hinmurmelnd, wandte er sich langsam in der Richtung, in der sie soeben gekommen waren, dem Ausgang des Waldes zu, nur noch einmal den Schritt hemmend, als er aus der Ferne den Hufschlag scharf galloprirender Pferde vernahm, der dröhnend durch den stillen Wald hallte.

In einer guten Stunde hatte er die Villa des Kommerzienrats erreicht.

Als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, was den Frieden des Hauses und die ihm generös gewährte Gastfreundschaft zu stören geeignet war, begab er sich auf sein, zu ebener Erde belegenes Zimmer.

Giulietta, deren Gemächer neben denen der Frau des Hauses im ersten Stock lagen, mußte längst heimgekehrt sein; und daß dem wirklich so war, wurde Jan Iwanow auf Befragen eines Dieners bestätigt.

Es galt keine Zeit zu verlieren. Auf alle Fälle mußte er etwaigen Klagen Giulietta's zuvorkommen. Auch wußte er, daß der Kommerzienrat, der um diese Stunde daheim zu sein pflegte, bald wieder seinen Geschäften nachgehen würde.

Vorsichtig und einmal über das andere Verwünschungen ausstoßend, wusch er die rotgeschwollenen Spuren des Hiebes, mit dem Giulietta sich seiner erwehrt, mit wohlriechendem Wasser, und ordnete sein krauses, schwarzes Haar so geschickt tief über die Stirn, daß fast nichts von dem bedenklichen Kennzeichen seiner verschmähten Liebeswerbung zu sehen war.

Dasselbe häßliche Lächeln umspielte wieder seine schmalen, fast zusammengekniffenen Lippen, als er nach höflichem Anpochen in einer Haltung, die nicht mehr das Geringste von den heftigen Seelenkämpfen verriet, in die ihn die stürmische Begegnung mit Giulietta versetzt hatte, das Arbeitszimmer des Hausherrn betrat.

Drittes Kapitel.

Kommerzienrat Schaller, ein kleiner untersetzter Herr mit leicht ergrautem Haar und Bart und strengem, durchdringenden Blick, war aus tiefem Nachsinnen aufgefahren und hatte sich mit einer hastigen Bewegung dem Eintretenden zugewandt, wie wenn er dessen Anklopfen und sein Erscheinen gänzlich überhört hätte.

Es machte den Eindruck, als ob es in seiner Absicht gelegen hätte, das Zimmer zu verlassen, und über einer Entschließung grübelnd, auf halbem Wege zur Thür stehen geblieben war.

Seine Miene war sehr ernst, fast finster, und er fuhr sich mehrmals über die umwölkte Stirn wie um schwere Sorgen zu scheuchen. Nur langsam schien er sich in den, durch die Gegenwart des jungen Mannes unverhofft verschobenen Vorstellungskreisen zurecht zu finden.

Wenn Jan Iwanow gewußt hätte, daß der Großindustrielle allen Grund hatte, in sehr mißliebiger Laune und niedergedrückter Stimmung zu sein, und sich in der That in höchst unbehaglichem und gereiztem Gemütszustande befand, hätte er ohne Zweifel nicht gewagt, ihm gerade heute gegenüber zu treten.

So aber wußte er sich nicht einmal zu erklären, weshalb der alte Herr ihn unfreundlicher empfing, als es sonst in seiner Art lag; denn daß Giulietta seit ihrer Heimkehr demselben noch nicht zu Gesicht gekommen war, und zu seinem Ungunsten beeinflußt haben konnte, hatte er leicht erfahren.

„Scheinen bei schlechter Laune, Oheim!" begann er nach den ersten Begrüßungsworten zu sondiren.

Ohne je gefragt zu haben, hatte er sich das vertrauliche Recht angemaßt, den Halbbruder seiner Mutter schlechtweg mit „Oheim" anzureden.

„Bin allerdings in keiner rosigen Laune!" bestätigte der Kommerzienrat. „Wenn meine Arbeiter und insbesondere Ihre werten Landsleute, Jan Iwanow, nicht Vernunft annehmen, werde ich meine Fabriken bis auf weiteres wohl bald schließen müssen. — Und dann," setzte er sarkastisch hinzu, „dann hätten Sie wenigstens stichhaltige Gründe, sich ihnen fern zu halten."

Was ist geschehen, Oheim? fragte Jan Iwanow mit einer Miene, als ob er die letzte tadelnde Bemerkung ganz überhört hätte.

„Wenn Sie in den letzten Wochen auch nur einmal drüben hätten blicken lassen," versetzte der Kommerzienrat herb, „würden Sie wissen, daß meine Arbeiter bereits mit einem förmlichen Streik drohen."

Jan Iwanow biß sich auf die Lippen.

„Ich werde Ihnen meine Gründe nicht vorenthalten, Oheim," verteidigte er sich sodann geschmeidig, „welche mich zwangen, in letzter Zeit meine freiwillig übernommenen Pflichten öfters zu versäumen."

„Bin gespannt auf Ihre Gründe," erwiderte der Kommerzienrat spöttisch, „nicht zum mindesten, weil ich heute Morgen erlaubt habe, — Ihre Schulden zu bezahlen, — einmal und nicht wieder, wie ich gleich bemerken will."

Der Pole war heftig erschrocken, faßte sich jedoch schnell.

„Ich begreife nicht," fuhr der alte Herr fort, „wie der sonst so vorsichtige Simon Levi" — so hieß ein übel beleumdeter Winkelbankier der Stadt, — „Ihnen einen solchen Kredit gewähren konnte, da er doch wußte, daß unsere Verwandtschaft eine sehr weitläufige, und eine gemeinsame Verpflichtung für die Verbindlichkeiten eines Einzelnen von uns daraus doch beileibe nicht herzuleiten ist."

Er verschwieg absichtlich, wie er von dem Geldmanne erfahren, daß derselbe seinem Halbneffen nur deshalb zu kreditiren unvorsichtig genug gewesen, weil dieser sich ihm unter strengster Verschwiegenheit als den zukünftigen Schwiegersohn des Kommerzienrats vorgestellt hatte.

Jan Iwanow, der auf diese fatale Enthüllung am allerwenigsten gefaßt gewesen sein mochte, war sehr bleich geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Farbenstudien. (Siehe Text Seite 311.)

Aus dem Leben.

Von **Ewald Ringsdorff.**

Ein rauher Novembersturm jagte durch die menschenleeren Straßen des Städtchens, und ein eisiger, mit Schneeflocken untermischter Regen hielt jeden, den nicht dringende Geschäfte trieben, im Hause zurück.

Eine unabweisbare Pflicht mußte es auch wohl sein, welche einen schon älteren Mann seine Schritte trotz des Unwetters dem kleinen zweistöckigen Häuschen am Markt zuwenden ließ. Es war Dr. P., der geschickteste und wegen seiner Menschenfreundlichkeit beliebteste Arzt des Ortes.

„Ein herrliches Obdach für eine Herzkranke!" murmelte er halblaut, während ein neuer Windstoß die grünen Läden des winzigen Gebäudes faßte, und die Dachziegeln desselben klappernd und kreischend durchfegte.

„Doch, was hat solch verschämte Armut auch Besseres zu verlangen!" setzte er ingrimmig hinzu und trat dann hastig über die Schwelle, um sich in das obere Stockwerk zu begeben.

Endlich am Ende der schmalen Treppe, öffnete er die Thür eines dürftig, aber freundlich ausgestatteten Zimmers.

„Guten Tag! Ein Hundewetter!" stieß er, von der Wanderung noch erregt, hervor. Ein teilnehmendes Lächeln glitt dabei über sein Gesicht, seine hellen, klugen Augen ruhten fragend auf den beiden Anwesenden, einem jungen Manne und einem etwas älteren Mädchen.

„Sie schlummert," sagten beide fast gleichzeitig und ohne die Begrüßung anders als mit raschem Händedruck zu erwidern.

„Nun, das freut mich," meinte der Doktor tröstend; doch man sah es an seinem ernsten Blicke, daß ihm die Nachricht nicht so willkommen war, wie er die Geschwister glauben machen wollte.

„Wenn nur die Ruhe keine Vorbotin von etwas Schlimmerem ist!" seufzte das junge Mädchen. „O! Mama verlangte vorgestern nach dem Abendmahl. Seltsam! seitdem hat sie —"

„Um alles in der Welt, jetzt so was nicht!" unterbrach sie hastig der Arzt. „Ihre Mutter bedarf der größten Schonung, wenn sie den letzten Anfall überwinden soll. Ich muß Ihnen das zur Pflicht machen."

Bei diesen Worten hatte er, von dem jungen Manne begleitet, die anstoßende Krankenstube betreten.

Wie die Tochter gesagt, lag Frau M. in jener todesähnlichen Erschöpfung, welche den Zufällen fortgeschrittener Herzkrankheiten zu folgen pflegt und welche dem Arzte einen sicheren Schluß auf das drohende Ende nicht immer gestattet.

Doktor P. warf deshalb auch nur einen kurzen, prüfenden Blick noch einmal auf die Leidende, nachdem er sich vorher schon von dem genügenden Vorrate der nötigen Medikamente überzeugt hatte.

„Behüten Sie die Kranke vor allen Dingen vor jeder Aufregung!" ermahnte er wiederholt die Geschwister, als er im Wohngemache die mit Fragen ihn ängstlich Bestürmenden beruhigt hatte. „Und dann sorgen Sie für kräftige Speisen, Nein! Holen Sie bei mir — — —. Sie müssen meine Freundeshilfe ohne Weiteres annehmen, wir kennen uns ja. Ich darf mir das schon erlauben," fügte er ungeschickt höflich hinzu, da er in den Wangen des Mädchens das Blut in jähen Wellen aufsteigen sah.

„Adieu einstweilen! Ich komme morgen früh vor meinem ersten Ausgange zu anderen Patienten."

„Haben Sie Dank, Herr Doktor!" konnte der junge Mann eben noch erwidern, denn eiligen Schrittes verließ der Arzt das Zimmer und gleich darauf die Stätte des heimlichen Elends. —

Es mochte kaum eine halbe Stunde für die Beiden unter dem Austausch ernster Befürchtungen und trügerischer Tröstungsversuche vergangen sein, da pochte es, diesmal gemessen, fast feierlich auf's Neue an die Thür. Auf das Herein trat der erste Pfarrgeistliche des Ortes würdevoll in's Zimmer.

Sein ganzes Aussehen verriet den aufdringlich eifernden Seelenhirten, der namentlich gerne bei Todkranken mit seinem Zuspruche sich einstellte, indeß die Lebenden, Gesunden in schwachen Stunden vergeblich nach einem guten Rate, einer wohlgemeinten Teilnahme lechzten.

„Wie geht es der armen Frau?" fragte er, jedes Wort feierlich betonend und auf die Vokale den breiten Accent des Kanzeldialektes legend.

Langsam reichte er zugleich den Geschwistern die Hand, welche Marie, das junge Mädchen, ehrerbietig ergriff, Wilhelm, ihr Bruder, jedoch mit innerlichem Widerstreben der seinigen begegnen sah.

Ihm waren solche geistliche Besuche und Bemühungen — nur allein in schweren Stunden — verhaßt, doch mochte er das Gebot der Höflichkeit nicht verletzen. — Hatte er eine weitere Anrede erwartet, so wurde er indessen arg getäuscht. Der geistliche Herr wandte sich gleich der anliegenden Stube zu, in welcher er instinktmäßig die Leidende vermutete.

Wilhelm wurde rot und wieder blaß, aber mit festem Schritte vertrat er dem Rücksichtslosen den Weg.

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor!" sagte er sehr höflich mit bebender Stimme: „der Herr Doktor P. hat soeben erst jede Aufregung der Mama untersagt."

„Mein Lieber! Ich komme als Tröster, als Bote des Barmherzigen, also wird sich das Verbot nicht auf meine Thätigkeit beziehen können; lassen Sie mich zu ihr!" antwortete der Geistliche verwundert und wie es schien, unangenehm berührt. Dabei machte er Miene, die Thüre vollends zu öffnen.

„Nein! Bitte Herr Pastor! Verzeihen Sie, daß ich Ihnen entgegen trete!" kam es gedämpft von den Lippen des besorgten Sohnes, dessen Hand sich schützend auf den Drücker legte.

Dieser unerwartete Auftritt machte der würdigen Ruhe des Predigers plötzlich ein Ende, selbst auf das besorgt hinzutretende Mädchen fiel ein zürnender Blick.

„Bin ich denn ein Totengräber, daß man mich hier in feiger Furcht zurückweist, von meinem gottgeweihten Dienste abhalten will?"

„Ach, lieber Herr Pastor!" fiel Marie hier ein, „seien Sie nicht böse. Herr Doktor P. meint es gewißlich gut, wenn er — — —"

„Doktor P. sollte nicht so leichtsinnig die schwere Verantwortung auf sich laden! Er mag für sich Freigeist sein, soll aber nicht andere — — —"

Weiter kam er nicht.

„Herr Pastor!" unterbrach Wilhelm den Eifernden „Ich muß nun ernstlich um Rücksicht bitten. Ich hoffe, Sie werden meine ängstliche Sorge ehren. Die Mutter ist wirklich außer Stande, Sie zu empfangen. Ihr unvorhergesehenes Kommen, Ihre schwarze Kleidung müßte ihr die schlimmsten Befürchtungen zurückrufen."

„Unverschämter!" fuhr nun der aufgebrachte Priester los. „Sie wagen es einem Diener der Kirche, Ihres Gottes in dieser Weise zu beleidigen! Also ich gelte Ihnen als Totengräber! Welche bodenlose Lästerung!" — Hier hob sich seine Stimme noch mehr, während er eine unnatürliche Ruhe und Würde affektirte.

„Auf Ihrer und Ihrer Schwester Seele wird das Seelenheil Ihrer Mutter lasten, wenn sie in ihren Sünden dahinfährt, rettungslos dahinfährt!"

Ein unterdrückter, qualvoller Aufschrei tönte jetzt aus dem Krankenzimmer. Marie stürzte zu der Mutter, aber gleichzeitig mit ihr stand die schwarze Gestalt des Zeloten auf der Schwelle.

Die Kranke hatte sich krampfhaft aufgerichtet. Wie abwehrend streckte sie ihre aufgeschwollenen Hände von sich. Entsetzt starrte sie den Pfarrer an, dann traf ein unaussprechlich trauriger Blick die arme Tochter — und entseelt sank die Aermste in die Kissen zurück.

Marie fiel ohnmächtig an dem Bette nieder. Den erregten Sohn dagegen überkam ein alle Schranken brechendes Gefühl der höchsten Erbitterung.

„Hinaus!" donnerte er leichenblaß dem Eiferer zu. „Hinaus!"

Der von der Wirkung seines geistlichen Eingriffes selbst verblüffte und getroffene Prediger entfernte sich, unfähig ein Wort der Entschuldigung oder Vertheidigung hervorzubringen.

Auf den Bruder hatte das Geschick neben der Sorge für Beerdigung der Mutter, den Kummer um die nach dem Erwachen aus ihrer Ohnmacht fassungslose, von Seelenangst verzehrte Schwester gelegt.

* * *

Für den gequälten jungen Mann folgten schwere Tage.

Mit erzwungener Fassung und erkünsteltem Danke nahm er die zahlreichen Visiten der teilnahmvoll aufdringlichen Nachbarn entgegen.

Die Verstorbene und ihre Familie waren in besseren Zeiten von Vielen gut gelitten gewesen, und wenn auch die Notlage der Verarmten den meisten später ein willkommenes Recht zum Bruche der Freundschaft geworden, so macht doch der Tod manches wett, „er sucht genau", wie der Volksmund sagt. — Daher

kam es denn, daß Wilhelm Folterqualen an Beileidsbesuchen auszustehen hatte, umsomehr, als Marie einer vollständigen Apathie verfallen war.

In diesen Verhältnissen that ihm die Aufmerksamkeit einer alten Freundin der Schwester, für welcher in glücklicheren Tagen regere Gefühle seinem Herzen gestattet, in ihrer versöhnenden Milde doppelt wohl.

Langsam schwanden die Bedenken, welche ihm früher selbstlose Entsagung zur Pflicht gemacht hatten.

Die erste Woche nach dem Begräbnis war vorbei. Wilhelm saß allein in der Stube und horchte aufmerksam auf jeden Tritt, da die Schwester schon stundenlang abwesend war und jeden Augenblick zurückkehren mußte; endlich verfiel er in ein tiefes Brüten.

Ernste Gedanken gingen durch seinen Kopf. Sein Urlaub war bald zu Ende; das Leben seiner Schwester, ebenso wie sein eigenes, erheischte nun manche Umgestaltung.

Ueber seinem Sinnen hatte er ganz das Klopfen überhört. Die Thür wurde geöffnet, und Maria's Freundin Anna trat ins Zimmer.

Verlegen sah sie sich allein dem jungen Manne gegenüber, ihr Auge suchte vergebens nach seiner Schwester.

„Wo ist Maria, Herr M.?" fragte sie gepreßt.

„Sie kann jede Minute zurückkommen," antwortete er. „Seit 1 Uhr ist sie ausgegangen und hat vielleicht den Kirchhof noch besucht."

„Seit 1 Uhr! und schon ists nahe 5. Das beunruhigt mich. Wollte sie auch sonst Besuche machen?"

„Nein," fiel Wilhelm nun ebenfalls erregtwerdend ein. „Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein! Ich will ihr entgegen."

„Ich gehe mit Ihnen! Furchtbare Ahnungen quälen mich," bat Anna.

Wilhelm war in seiner Lage nicht im Mindesten über Anna's Benehmen erstaunt. Wie selbstverständlich machten sich die Beiden zusammen auf den Weg.

Der Kirchhof lag nicht weit entfernt, und der mit einer Schneedecke überzogene, leicht gefrorene Boden gestattete ein rasches Vorwärtsschreiten.

Ohne ein Wort eilten die jungen Leute wie auf Verabredung nach dem Grabe der Frau M. Heftig pochten ihre Herzen. In gespannter Erwartung spähten ihre Blicke durch das winterliche Dunkel.

Bald hatten sie den von halbverwelkten Kränzen bedeckten Hügel erreicht. — Marie lag bleich und entseelt auf der letzten Ruhestätte ihrer geliebten Mutter.

Die Seelenangst, durch den unbarmherzigen Diener der Liebe verursacht, Schmerz und Selbstvorwürfe sollten sie vor dem grauenvollen Schicksale des Wahnsinns bewahren und ihr in den Armen des Todes Erlösung verschaffen.

Geistesabwesend starrte der Bruder auf die Stätte, wo sein Liebstes vereinigt lag. Endlich raffte er sich auf.

„Wie werde ich's überwinden! Allein, verlassen und allein," war alles, was das Gefühl des egoistischen Schmerzes seinem Munde erpreßte.

In Anna's Augen zuckte es; auch sie war tief erschüttert, aber in ihr war auch der Funke des edelsten Gefühls von höherer Gewalt plötzlich zur Flamme entfacht.

„Nicht allein! nein, nicht allein! Bis zum letzten Atemzuge bin ich bei Dir!" rief sie unter strömenden Thränen; und ihre weichen Arme umschlangen seinen Hals.

„Anna, teure Anna!" stieß er, von tausend widerstreitenden Empfindungen erfaßt, hervor, während er sie fest an sich drückte. Der Gedanke an Liebe und Leben durchleuchtete ihm für einen seligen Augenblick die Macht des Todes.

Als stände die Natur selbst mit dem Schicksale des Menschen im geheimnisvollen Einklange, durchbrach plötzlich der Mond die Wolkenhülle und übergoß die seltsame Gruppe mit seinem friedlichen, versöhnenden Lichte.

Feuilleton.

Farbenstudien. (Siehe Illustration Seite 309.) Menschen und Tiere müssen die Kenntnisse, durch die sie oft im späteren Leben glänzen, in der Jugend mühsam sich aneignen; teils geschieht dies gezwungen, teils freiwillig, und es gewährt wohl Jedem Freude, wenn er sieht, daß Tiere ohne Dressur Fertigkeiten und Kenntnisse annehmen. Ob jedoch die Freude des Besitzers jener Malerutensilien, an denen wir auf unserem Bilde die beiden jungen Hunde ihre ersten Studien in der Polychromie machen sehen, so beträchtlich sein wird, oder ob nicht vielmehr Cäsar und Minka infolge ihrer Wißbegierde die erste Bitterkeit des Lebens zu kosten bekommen, wollen wir nicht entscheiden.

Verbreitung ansteckender Krankheiten. Daß alte Kleider, gebrauchte Wäsche, Lumpen, Hadern und dergleichen sehr oft den Entstehungsherd von Infektionskrankheiten abgeben, weiß jedermann; weniger bekannt dürfte es sein, und darum wohl auch zu beachten, daß neue Kleider ebenfalls Veranlassung werden können, daß irgendwo plötzlich eine Scharlachfieber- oder eine Blatternepidemie ausbricht. Und das geht wie die „Allg. W. med. Ztg." berichtet, sehr einfach zu; darum sollten auch unsere Sanitätsbehörden auf diese neue Quelle einer möglichen Infektion achten, wie es in England bereits geschieht. Ein großer Schneider oder ein Kleiderhändler giebt die Arbeit dem kleineren Schneider oder Gesellen ins Haus mit. Diese armen Leute, hinsichtlich des Verdienstes meist übel dran, verarbeiten die ihnen übergebenen Stoffe auch dann, wenn sie selbst krank sind, fast während der ganzen Zeit ihres Unwohlseins, selbstverständlich auch, wenn Bewohner desselben Zimmers, Frau oder Kind, mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. Und die Keime der Krankheit werden dem Kunden mit in's Haus gebracht. Da hilft nur sorgsame Ueberwachung der Sanitätsbehörden, und wie der Milchhändler keine Milch aus einem Zimmer verkaufen darf, in welchem sich ein Scharlach- oder Blatternkranker befunden hat, so sollte kein Arbeiter ein Kleid anfertigen dürfen, wenn er selbst oder seine bei ihm wohnenden Angehörigen an derartigen Krankheiten darnieder liegen. Jüngst erst machte man öffentlich darauf aufmerksam, daß man jetzt auch die Einfuhr von Teppichen aus dem Oriente verbieten sollte, weil diese Teppiche von armen, in engsten Wohnungen zusammengepferchten Personen angefertigt werden und ihnen somit der Ansteckungsstoff förmlich innewohne. Das ist gewiß richtig, doch ebenso sorgsam sollte man der obenerwähnten Quelle von Infektionskrankheiten nachgehen und sie nach Kräften eindämmen. Und da wir einmal dabei sind, wollen wir noch einer möglichen Ansteckungelegenheit gedenken, auf welche die „Lancet." die Aufmerksamkeit der Aerzte lenkt, nämlich die irdenen Gefäße. Selbst glasirte Thonwaare ist nach Dr. Constantin nicht unbedenklich, da sie Sprünge und kleine Oeffnungen enthält, welche die in der Flüssigkeit enthalten gewesenen Ansteckungsstoffe von Kranken eindringen lassen. Zum mindesten sollte derlei Steingutwaare aus jenen Spitälern verschwinden, in welchen ansteckende Kranheiten behandelt werden; hier sollte nur Glas und Porzellan zur Verwendung kommen. Wenn es auch nicht möglich ist, alle Quellen einer Infektion zu verstopfen, so müßte man doch bemüht sein, den bekannten aus dem Wege zu gehen, es bleiben noch immer genug Wege der Ansteckung, die man nicht kennt oder die man absolut nicht beseitigen kann. —

Dr. M. V.

Besoldungen im Mittelalter. Merkwürdig im Vergleich mit der Jetzzeit erscheinen die Besoldungen im Mittelalter. So erhielt nach dem aus dem Jahre 1348 stammenden ältesten Stadtrecht der Stadt Zwickau in Sachsen der Stadtschreiber außer seinen Gebühren jährlich ein Firum von 28 Schillingen, 10 Scheffel Korn aus der „oberen Mühle", 16 Ellen feines graues Tuch und eine Budenstatt zum Jahrmarkt, nebst Auslösung beim Botschaftreiten in Ratsangelegenheiten; der Butil oder Büttel außer den Gebühren wöchentlich anfangs 2 Groschen, später

5 Groschen, 16 Ellen graues Tuch und von jedem Einwohner jährlich 2 Heller; der Stadtläufer oder Mißvbote des Rats, dessen sich auch die Bürger bedienen durften, 6 Ellen graues Tuch nebst den Gebühren und Trinkgeldern; jeder Thorwart von jeder Wache 4 Heller, die Grasnutzung im betr. Stadtgraben und von jedem vierfahrenden Fuder Holz ein Scheit; der Thürmer endlich wöchentlich 3 Schilling Heller und jährlich 6 Ellen graues Tuch. — Einer Notiz über das frühere verwickelte Geldwesen in der Zwickauer Chronik entnehmen wir folgendes: die älteste Rechenmünze war das Pfund = 2 Mark und die Mark, deren Wert im 13. und 14. Jahrhundert ungefähr 13 Thaler betrug, später aber bis auf 8 Thaler und noch weiter herabsank. Die Mark zerfiel in 4 Vierdungen oder in 20 Schillinge (1 Schilling = 16 Groschen). Später wurden die dicken Groschen, welche auch, da sie zuerst in Böhmen geprägt wurden, böhmische oder Prager Groschen, die in Freiberg gemünzten aber breite Groschen genannt wurden und ungefähr 4 Groschen unserer Münze gleichkamen, eingeführt. Aus der Mark schlug man anfangs 50 und später 60 dergleichen; zu Kaiser Karls des Vierten Zeiten aber betrug die Mark 68 Groschen. Von Schilling Häller oder Schilling pfündischer Pfennige waren 30 ein Pfund Häller und 3 Pfund anfangs eine Mark. Dr. M. V.

Seefahrtsschulen. Bedeutend hat die neue Zeit in der Ausbildung der Seeleute geleistet. In früheren Jahren ergaben sich viele junge Männer dem Berufe der Seefahrt, die zu anderen Beschäftigungen keine Lust hatten, die das abenteuerliche Leben, die Lust an Gefahren auf dem Salzwasser anzog. Mit der fortschreitenden Bildung, dem Aufschwunge des Handels, welche von einem guten Schiffskapitän eine Menge gründlicher Kenntnisse verlangen, ist das anders geworden. Allmälig wurde dem Mangel an tüchtigen Seeleuten durch Bildungsanstalten abgeholfen, auf welchen der angehende Steuermann, nachdem er vorher als Matrose den praktischen Dienst erlernt, sich weiter wissenschaftlich ausbilden konnte. Diese Anstalten, welche man unter dem Namen Navigations- oder Seefahrtsschulen begreift, sind jetzt in allen größeren seefahrenden Staaten zu finden. Deutschland besitzt sie in Memel, Pillau, Danzig, Grabow bei Stettin, Stralsund, Barth, Wusterow und Rostock in Mecklenburg, Flensburg, Apenrade, Hamburg, Altona, Grünendeich an der Elbe, Bremen, Elsfleth, Emden, Papenburg, Thimmel, Leer, an denen, Direktoren ausgeschlossen, ungefähr 40 Lehrer thätig sind; außerdem sind auch an allen Orten, in denen eine bedeutende Anzahl Seefahrer lebt, Vorschulen eingerichtet, in denen Matrosen, welche den Winter in der Heimat zubringen, ihre Kenntnisse der deutschen Sprache, Geographie und Mathematik erweitern können. Kein der Seefahrt Beflissener kann jetzt in Deutschland eine Stelle als Steuermann erhalten, ohne seine Befähigung zur Uebernahme eines so schweren und wichtigen Postens in der Steuermannsprüfung theoretisch bewiesen zu haben. Für den Bedarf der Kriegs-Marine sorgen die Marine-Akademien, sowie die Marine- und Maschinistenschule in Kiel. In Flensburg endlich ist eine Schule für die Maschinisten der Handelsmarine eingerichtet, welche staatlicher Ueberwachung unterliegt. — Unterschieden von den Seefahrtsschulen sind die Seemannsschulen, welche dazu bestimmt sind, junge Leute, welche sich dem Seewesen widmen wollen, praktisch zu demselben heranzubilden, damit sie schneller das Stadium des Schiffsjungen überschreiten können. Eine solche ist die Seemannsschule zu Steinwärder bei Hamburg.

Die Oleanderschildlaus. Wer hätte nicht schon einen Oleanderstrauch angetroffen, dessen Blätter und auch Zweige mit kleinen, weißen, schildförmigen Gebilden besetzt waren. Diese Schildchen sind Tiere, sogenannte Schildläuse. Das Stadium, in welchem wir sie antreffen, läßt allerdings sehr wenig tierähnliches erkennen. Die Schildchen lasten regungslos an derselben Stelle des Blattes und zeigen keine gegliederte Körperform, keine Beine und Fühlhörner, wie wir solche sonst bei lausartigen Tieren zu sehen gewohnt sind. Und in der That, die Tierchen vermögen sich wirklich in diesem Stadium nicht mehr zu bewegen und den Ort zu wechseln! Aber es gab auch für sie eine Zeit wo das anders war; als dem kleinen Läuschen noch die goldnen Tage der Jugend lachten; da bewegte es sich auf den Blättern umher, da zeigte es sich noch als Tier, aber nicht lange währt dieser Zustand der Beweglichkeit, das junge Tier saugt sich mit seinem Schnabel alsbald an einer passenden Stelle der Pflanze fest und nun beginnt es allmählich zu degeneriren. In dem Maße, wie die Gliedmaßen schwinden, bildet sich auf dem Rücken ein aus abgestreiften Häuten und wachsartigen Ausschwitzungsstoffen bestehendes Schild, welches an Größe immer mehr zunimmt und bald das ganze Tier bedeckt. So verbringt das Tier den bei Weitem größten Teil seines Daseins; zum Herbst stirbt es ab und deckt mit seinem eingetrockneten Schildkörper die Eier, aus welchen sich im folgenden Frühling von neuem die Läuschen entwickeln. — Die Männchen haben nicht das charakteristische Besitztum unter dem Schilde; sie sind zwar auch die meiste Zeit unbeweglich, machen aber dabei eine den Schmetterlingen sehr ähnliche Metamorphose durch.

Ein wichtiger Fund. In der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin machte Professor Olshausen unlängst Mitteilung von einem Funde, der für die Geschichte der Eisenindustrie von höchster Bedeutung ist. Bisher glaubte man, daß Gußeisen vor dem fünfzehnten Jahrhundert, da noch keine Gebläse angewendet wurden, nicht dargestellt worden sei, und daß, wie noch heute bei den Wilden Afrikas, ausschließlich Schmiedeeisen zur Verwendung kam. Der bekannte Höhlenforscher Dr. Morunkel hat nun die hochinteressante Bischiskarrhöhle in Mähren untersucht und gefunden, daß der hintere Teil derselben eine großartige Schmiedeisenwerkstatt bildete; die Höhle enthält zahllose abgehauene Schädel und Hände mit Ringen und sonstigem Schmuck. Einer der Ringe ist nach Art der großen Bronzeringe hohl gegossen mit ganz dünner Wandung; er besitzt einen weiten Schlitz an der Innenseite und besteht aus grauem Gußeisen. Zum Gießen so dünnrandiger Gerätschaften ist starke Hitze notwendig, und es schien anfangs die Aufhellung des Dunkels, welches diesen Ring umgab unmöglich — sie kann aber nur in dem hohen Phosphorgehalt des Metalls, welcher seine Dünnflüssigkeit bedingt, gesucht werden. Immerhin deutet die Formgebung auf eine technische Ausbildung. Der Ring hat mindestens 2000 Jahre in der Höhle gelegen, deren wertvoller Inhalt glücklicher Weise durch die spätere Ausfüllung derselben mit Sand und Felsblöcken bis auf uns erhalten wurde. Im Norden enthalten die Gräber niemals Eisen, sondern immer nur Bronze. Dr. M. V.

„Der Monddoktor". Ein auf den ersten Anblick befremdendes Bild des berühmten Zeichners Chodowiecky führt die Unterschrift: „Der Monddoktor". Dasselbe zeigt den Hokuspokus, der, wenn er auch im Aeußeren plumper erscheint, doch seinem Wesen nach nicht viel unwissenschaftlicher genannt werden muß, als das jetzt so viel gefeierte „Gedankenlesen", oder die jetzt auch wieder in Schwung gekommene Badekur in einer mit dem Strome einer Elektrisirmaschine in Verbindung gebrachten Wanne. Die Geschichte zu dem Bilde Chodowiecky's ist folgende:

„Vor nur hundert Jahren etablirte sich ein ehrsamer Strumpfwirker, namens Weisleder, in Berlin als „Monddoktor" im Hinterhause der damaligen Lange'schen Tabagie in der Hasenhegergasse (jetzt S.W. Feilnerstraße Nr. 1—3.) In zwei niedrigen, dürftig ausgestatteten Räumen arbeiteten links Herr, rechts Frau „Dokterin", jener an männlichen, diese an weiblichen Heilbedürftigen, die sich aus allen Ständen, und nicht wenige in Equipagen, sowie der Mond aufging, hinzudrängten. Auf dem hühnersteigartigen Treppenflur verkaufte das Dienstmädchen die Einlaßbillets „nach Belieben", und vor der Thür sortirte ein invalider Soldat die Ankömmlinge nach Krankheitsarten in Lahme, Wasserköpfige, Bucklige 2c. Der „Monddoktor" selbst, eine bejahrte hagere Persönlichkeit mit schlicht gekämmtem Haar, in groben, blauem Rocke und einer Tabakspfeife im Munde, machte kurzen Prozeß: nachdem der Patient den leidenden Teil entblößt und dem hereinscheinenden Monde zugekehrt, legte er die eine Hand darauf und sprach, die andere gegen den Mond ausstreckend, ein kurzes Gebet. Das war alles! Der vom Stadtphysikus von Amtswegen erstattete Bericht lautete aber, daß viele sich durch diese Kur für geheilt erklärten. Friedrich der Große jedoch lehnte das vom pp. Weisleder eingereichte Gesuch um Erbauung eines eigenen Kurhauses (!) ab.

Dr. M. V.

Für unsere Hausfrauen.

Sollen wir kalt oder warm essen und trinken? Ueber die Schädlichkeit des Genusses heißer Speisen und Getränke veröffentlicht Dr. Glaser im „Journal für öffentliche Gesundheitspflege" einen Aufsatz, der viel Beherzigenswertes enthält. Es ist nicht zu glauben, wie hartnäckig Hausfrau und Köchin gerade an dem Unfug, die Erzeugnisse des häuslichen Herdes nur in heißem Zustande kauen und verschlingen zu lassen, mehr als an allen übrigen Kochsünden festhalten; das Auftischen der Speisen in Halbglut ist zu einem Küchenlaster geworden. Die nächste unmittelbare Wirkung dieser abscheulichen Küchenplage, des Feueressens, ist das moderne allgemeine Zahnelend mit all' seinen gesundheitsschädlichen Folgen. Das Heer der Zahnärzte stützt sein Dasein in erster Reihe auf den Unfug der Köchinnen, Speise und Trank in einer Temperatur von 50—70 Grad Celsius aufzutischen. Man sucht noch immer nach einer Erklärung, warum die Zähne des Oberkiefers in der Regel eher zugrunde gehen, als die des Unterkiefers; man vermutet die Ursache u. a. in den chemischen Eigenschaften, namentlich aber in der schützenden Beschaffenheit des mehr im Unterkieferbecken sich aufhaltenden Speichels. Aber wir brauchen nur einen frisch geschnappten heißen Bissen in der Mundhöhle zu verfolgen, um gleich einzusehen, daß die Zerstörung des Zahnschmelzes hauptsächlich am Oberkiefer ein mechanischer Sprengvorgang ist, hervorgebracht durch natürliche Temperaturgegensätze innerhalb der Mundhöhle. Der heiße Bissen wird zunächst auf dem Zungenrücken durch ein unwillkürliches Schnalzen und Zittern der Zungenmuskeln, welche hierin mit der Zeit eine unglaubliche Fertigkeit erlangen, hin und her geworfen, dabei stößt er, wie die Billardkugel am Randpolster, an den Zähnen des Oberkiefers an und ab. Die nächste Folge ist, daß die oberen Zähne die ersten sind, welche zerklüftet werden, und zwar an ihren inneren, der Mundhöhle zugekehrten Kanten. Gleichwie in Glashütten eine punktförmige leise Berührung eines Glaszylinders mit einem Sprengbolzen im Nu die ganze Walze spaltet, gerade so muß die heiße Kost einer unvernünftigen Hausfrau schon durch vorübergehende Berührung der Zahnoberfläche den Zahnschmelz immer mehr zerklüften und für das Eindringen und Nachdringen schmelzfeindlicher Flüssigkeiten, wie Zucker, Säuren 2c. aufschließen. Aus diesen Andeutungen über Gesundheitsverwüstungen, welche durch heiße Speisen und Getränke angerichtet werden, ziehen wir die Lehre: schenken wir unsern Hausfrauen und Köchinnen, wenn wir sie anders nicht von der heißen Kost abbringen können, zu Weihnachten für die Küche ein Suppen- oder Kaffee-Thermometer, damit sie die Speisen und Getränke, ehe sie auf den Tisch kommen, auf den zuträglichen Wärmegrad abstimmen. Steinalt gewordene Menschen pflegen zu bekennen, daß sie nie im Leben heiß gegessen und getrunken haben.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 40. Unterhaltungs-Beilage. August.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.** (Fortsetzung.)

Eine längere Weile hatten seine Züge den Ausdruck einer jähen Bestürzung gezeigt; plötzlich aber — während der Kommerzienrat noch sprach, — war ganz flüchtig ein triumphirendes Lächeln über sein Antlitz gehuscht, wie wenn ein rettender Gedanke in ihm aufgetaucht wäre, und im Tone eines Beleidigten hatte er versetzt:

„Ich hätte nicht geglaubt, Oheim, daß dieser Pfennigkratzer ein solcher Schuft sein würde, mich hinter meinem Rücken an Sie zu verraten, weil ich den Schuldtermin nicht auf die Minute einhielt; sonst hätte ich wahrlich andere Maßregeln getroffen."

„Die Summe betrug rund sechstausend Mark," unterbrach der Kommerzienrat, dem keine Bewegung des jungen Mannes entgangen war, ihn trocken. „Ich zahlte einmal, — nie wieder! — ich will nicht fragen, wo das Geld geblieben ist. — Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! — Ich möchte Sie nur daran erinnern, Jan Iwanow, daß Ihr seliger Vater aus einem wohlhabenden Manne und Besitzer der heute blühendsten Fabriken in Lodz zum Bettler wurde, weil er — hm, nun, weil er ähnlichen Geldmännern und Blutsaugern in die Krallen fiel. Das Unglück Ihres Vaters sollte gerade Ihnen allerwegen eine ernste Warnung sein!"

„Es thut mir leid, Oheim," erklärte Jan Iwanow mit unstetem Blick, „daß Sie von dem Geldopfer, das ich bringen mußte, — mußte, Oheim, und ich werde Ihnen nunmehr enthüllen müssen, warum ich es mußte, — gegen meinen Willen Kenntnis erhielten, und ich bedaure sehr, nicht gleich, wie ich zuerst vor hatte, die Mutter um Begleich der an sich geringfügigen Summe gebeten zu haben."

Der Kommerzienrat lächelte bitter. Alles, was seine Halbschwester, mit der er nicht eben im besten Einvernehmen stand, besaß, war aus seiner Tasche geflossen. Alles, womit sie den keineswegs kärglichen Lebensunterhalt für sich und ihren einzigen Sohn bestritt, hatte sie ausschließlich seiner großherzigen Freigebigkeit zu danken.

„Sie werden mir sogar sehr dankbar sein, Oheim," fuhr Jan Iwanow mit gesenktem Blicke fort, „wenn Sie erfahren, zu welchem Zweck ich das Geld bedurfte."

„Ah!" machte der Kommerzienrat erstaunt.

„Zu dem einzigen Zwecke," fuhr Jan Iwanow mit fester Stimme und mit überzeugender Vertrauenswürdigkeit im Tone fort, „um gewissen bösen Zungen das Handwerk zu legen, ehe sie Dinge verbreiteten, die den Ruf Ihrer Adoptivtochter und damit die Ehre Ihres Hauses auf's empfindlichste beeinträchtigt hätten."

Der Kommerzienrat biß sich auf die Lippen. Es schien, als ob er eine heftige Entgegnung absichtlich unterdrückte. Er warf dem jungen Mann jedoch einen Blick zu, der demselben wohl zu denken gegeben, wenn er ihn bemerkt hätte.

Er wußte, daß Jan Iwanow, — der allerdings keine Ahnung davon haben konnte, daß der anscheinend so harmlose und vertrauensvolle Oheim ihn seit Wochen und insbesondere seit Empfang eines höchst aufregenden, anonymen Briefes heimlich beobachten ließ, — ihn schmählich und kalten Blutes belog. Er wußte, daß jene Summe durch den Sohn seiner Halbschwester in lockerer Gesellschaft leichtsinnig verspielt und verpraßt war; er hatte sogar heute, kurz nachdem er in einer schon bereuten Anwandlung von Großmut und Milde Jan Iwanows Gläubiger befriedigt, erfahren, was er nicht hatte für möglich halten wollen, daß sein Halbneffe selbst die schamlosesten Verleumdungen über die Beziehungen Giulietta's zu dem neuen Schüler seines Schwagers verbreitet hatte; und doch unterdrückte er absichtlich jedes böse Wort, das dieses sein Wissen dem kecken Polen hätte verraten können.

Die eine ungeheure Lüge nämlich ließ den scharfsichtigen, alten Herrn ahnungsvoll in einen Abgrund schauen, vor dem er

zurückschauderte, den voll aufzudecken jedoch er kein Mittel zu scheuen entschlossen war.

„Ich verstehe Sie nicht, Jan Iwanow," versetzte er anscheinend erstaunt. „Was könnte den Ruf meiner Tochter und meines Hauses so empfindlich beeinträchtigen?"

„O, o!" lächelte der Pole anzüglich. „Es kann Ihnen doch unmöglich entgangen sein, Oheim, daß das besondere Interesse, das Giulietta plötzlich diesem — dieser Zirkusspezialität zugewandt hat, in der ganzen Stadt das peinlichste Aufsehen erregt hat."

„Das wußte ich in der That nicht," meinte der Kommerzienrat, anscheinend auf's höchste bestürzt. „Und ich begreife nicht, wie das möglich war, da natürlich nicht das Geringste vorliegt, was ein peinliches Aufsehen rechtfertigen könnte, und insbesondere, da doch mein Schwager es ist, welcher im Mittelpunkt der ganzen Angelegenheit steht. — Sie werden mir natürlich die nähere Kenntnis jener bösen Mäuler, die Sie zu stopfen sich angelegen sein ließen, nicht vorenthalten, Jan Iwanow!"

„Sie können sich denken, Oheim," wich der Pole geschmeidig aus, „daß mein Vorgehen nur unter strengster Diskretion thunlich und möglich war, und ich darf auch nicht einmal Ihnen gegenüber, so sehr es mich drängt, diese Diskretion verletzen."

„Schade, schade!" meinte der Kommerzienrat ärgerlich. „Darf ich auch nicht erfahren, ob eine angebliche Geliebte jenes Gottfried Strauß zu den von Ihnen Gestopften gehört?"

„Sie gehört nicht zu ihnen!" verneinte der Gefragte mit eigentümlich flackerndem Blick.

„So wird es mir wohl leider schwerlich gelingen, Jan Iwanow, den Urheber dieses niederträchtigen, anonymen Schreibens hier persönlich kennen zu lernen, was doch mein dringender Wunsch wäre."

Er hatte ein unansehnliches Blatt Papier aus der Brusttasche gezogen, breitete es auseinander und hielt es dem jungen Manne, den er unausgesetzt aufmerksam beobachtete, mit hastiger Bewegung hin.

In dem Briefe war der Kommerzienrat von der angeblichen Braut des Gottfried Strauß, welche dieser — wie es hieß, — sicherlich verleugnen würde, kurz und bündig aufgefordert worden, dem Treulosen sofort sein Haus zu verbieten, widrigenfalls die, vorläufig ungenannt sein wollende Absenderin des Briefes, welche „ältere Rechte" auf den „windigen Mosje" geltend mache, dem Herrn Kommerzienrat die empfindlichsten Unannehmlichkeiten in Aussicht stellte, wie solche überhaupt, im Falle es der in der ganzen Gegend bereits verrufenen „Diamantenhexe" gelingen sollte, dem Treulosen mit ihren Reizen den Kopf zu verdrehen und — wovon man ja Beispiele habe, — mit ihren Teufelskünsten etwa gar um den Verstand zu bringen.

Jan Iwanow war um einen Schatten bleicher geworden während er las, und sein flackernder Blick spiegelte eine Unruhe ab, die er auch im Uebrigen schlecht zu maskiren wußte.

Der Kommerzienrat beobachtete ihn unausgesetzt und er mochte dieses psychologische Examen des Brieflesens vielleicht überhaupt nur vorgenommen haben, um Betrachtungen darüber anzustellen, daß das Mienenspiel und Benehmen eines noch so vorsichtigen Menschen ein verschiedenes ist, je nachdem er ein ihm dem Inhalt nach bekanntes oder unbekanntes Schriftstück unter gewissen Voraussetzungen zu lesen in die Lage kommt.

Das leise Kopfnicken und das verächtliche Zucken des Mundes, das an dem alten Herrn nach kaum beendeter Lektüre bemerkbar war, ließ den Erfolg dieses Examens kaum unentschieden erscheinen.

„Was sagen Sie dazu, Jan Iwanow?" fragte er mit verhaltener Stimme.

„Ich halte diesen Gottfried Strauß jedenfalls für einen der Teilnahme Giulietta's unwürdigen Gegenstand," wich Jan Iwanow achselzuckend aus, „und ich kann Ihnen nur dringend raten, Oheim, demselben so bald wie möglich Ihr Haus zu verbieten. Denn zu meinem schmerzlichsten Bedauern muß ich Ihnen bekennen, daß meine mit generöser Hand ausgestreuten Schweigegelder bei ähnlichen Individuen" — er zeigte auf den soeben gelesenen Brief, den der Kommerzienrat wieder an sich genommen hatte, — „so gut wie keinen Erfolg hatten, daß" — er stockte einen Augenblick, — „daß Giulietta's Ruf so bloßgestellt ist, daß sie sich in der guten Gesellschaft geradezu unmöglich gemacht hat."

„Hm, — und warum sagten Sie mir bisher nicht das Geringste über diese Gefahr?" fragte der Kommerzienrat wie ungläubig den Kopf schüttelnd, und den Polen mit so durchdringenden Blicken fixirend, daß dieser verwirrt zu Boden sah. „Warum, Jan Iwanow, wandten sie sich nicht direkt an mich, als sie eine so erhebliche Summe zu Zwecken verwandten, die doch auch mich in bedenklichem Grade angehen?"

Wenn der alte Herr etwa geglaubt hatte, den Polen durch Hin- und Herfragen in Verlegenheit zu setzen, so sollte er sich getäuscht sehen.

„Warum ich das vermied, Oheim?" fragte er, wie in gekränktem Stolze sich aufrichtend. „Weil ich hoffte, daß Sie nie etwas von diesen peinlichen Gerüchten erfahren würden, weil ich hoffte, die bösen Zungen für immer verstummen zu machen, weil es meine Absicht war, Ihnen allen, aus dieser fatalen Sache erwachsenden Kummer und alle Aufregung zu ersparen."

„Sehr zarte Rücksichten!" beteuerte der alte Herr, der immer einsilbiger wurde, mit abgewandtem Gesicht.

Seine Stimme klang gepreßt und eigentümlich scharf.

„Was mich aber hauptsächlich bestimmte, Oheim," fuhr Jan Iwanow warm und mit zwingender Beredsamkeit fort, „Niemanden und selbst Sie nicht einmal in meine Absichten einzuweihen, das waren allerdings die zartesten Rücksichten, die man einem Menschen schuldig sein kann!"

Er machte eine Pause und schien eine Frage zu erwarten.

Da der Kommerzienrat jedoch schwieg, fuhr Jan Iwanow langsam fort: „Es kann Ihnen nicht entgangen sein, Oheim, daß ich — hm, — besondere Gefühle für Giulietta hege."

Er stockte wieder.

Auch jetzt jedoch unterbrach der alte Herr den Zaudernden nicht. Er trommelte nur leise mit den Fingern auf seinem Arbeitstisch.

„Um kurz zu sein, Oheim," begann Jan Iwanow wieder, „und Ihre Geduld auf eine nicht zu harte Probe zu stellen, gestehe ich Ihnen freimütig, daß ich Giulietta leidenschaftlich liebe und — und Sie in aller Form um die Hand Ihrer Adoptivtochter bitten möchte. — Und diese meine aufrichtige und ehrliche Bewerbung ist auch der eigentliche Grund, weshalb ich mir erlaubte, Ihre kostbare Zeit in Anspruch zu nehmen."

Als der Kommerzienrat noch immer in seinem seltsamen Schweigen verharrte, das der Pole offenbar in einem für sich günstigen Sinne auslegte, fuhr derselbe selbstbewußt fort:

„Was, wie ich denke, Oheim, den Wert meines Antrages in Ihren Augen wesentlich erhöhen muß, ist der Umstand, daß durch meine Verbindung mit Giulietta alle ihr wiederfahrenen Verdächtigungen und Schmähungen gegenstandslos werden, — wie der weitere Umstand, daß sich ein Freier aus der guten Gesellschaft für Giulietta, deren Ruf so nachdrücklich angetastet und benachteiligt und deren Ehre somit defekt ist, ohne Zweifel niemals finden würde, mir gewiß Ihre Einwilligung sichern wird, unter dem Gesichtspunkte, daß meine Liebe alle, noch so schweren Bedenken in die Flucht schlägt."

Mit keinem Worte hatte der Kommerzienrat diese Bekenntnisse und Darlegungen unterbrochen. Wie ein Mensch, der ein Gewebe von durcheinanderwogenden Gedankenfäden zu Schlüssen und Urteilen auszuspinnen und zu verknüpfen bestrebt ist, hatte er unerschütterlich vor sich hingestarrt.

Nur bei den letzten Worten war er leicht zusammengezuckt, und der verächtliche Zug, der schon wiederholt seine Lippen umspielt, war scharf und drohend zum Vorschein gekommen.

Der kleine Herr war sodann plötzlich aufgesprungen, und begann nun unruhig im Zimmer auf- und ab zu wandeln, wie wenn er seine ungeheure, innere Aufregung, die Jan Iwanow

in seinem Sinne nur zu sehr begreiflich finden mochte, durch eine äußere Bewegung im Gleichgewicht halten müsse.

Daß er sich nur mit übermenschlicher Aufregung beherrschte, schien dem Polen zu entgehen.

Mehrere Male setzte der ruhelos Einherwandelnde zum Sprechen an, ehe er vor dem andern plötzlich stehen bleibend verständliche Worte herausbrachte.

„So viel ich weiß, Jan Iwanow," begann er mit unheimlicher Ruhe, „haben Sie es nicht verstanden, Giulietta's Neigung zu gewinnen."

„Was wollen einige stürmische Auseinandersetzungen sagen, Oheim," lächelte der Pole hämisch. „Selbst eine so heftige Szene, wie ich sie vor einer guten Stunde mit Giulietta ausfocht, — sie wird Ihnen gewiß bald mit einer sehr übertriebenen Schilderung aufwarten, — selbst dieses Renkontre überzeugt mich nicht, daß die stolze Giulietta in der Ehe nicht das zahmste Täubchen würde. Ich wollte sie mir schon erziehen!"

Sein Auge blitzte tückisch unter Lächeln.

Der junge Mann sah den Blick nicht, der ihn voll unsäglichster Verachtung traf.

„Und Sie glauben wirklich," fragte der alte Herr mit seltsam verhaltener Stimme, „daß ich nur mein Jawort zu sprechen brauchte, damit Giulietta einwilligte, die Ihre zu werden?"

„Ich glaube doch," versetzte Jan Iwanow, „daß Ihre Entscheidung — und zu Giulietta's eigenem Besten — ausschlaggebend wäre."

„Und wenn dem wirklich so wäre? — Was haben Sie meiner Tochter zu bieten? — Name, Stellung, Vermögen — Sie verfügen über nichts dergleichen, Jan Iwanow!"

Der alte Herr wurde zusehends unruhiger und vermochte offenbar kaum noch an sich zu halten.

„Was das Vermögen betrifft," lächelte der Verblendete, der überzeugt sein mußte, daß sein Oheim ihm ohne alle Hintergedanken Rede und Antwort stand, „so haben Sie mir ja soeben erst den erfreulichen Beweis geliefert, daß ich Ihrer Großmut vollauf vertrauen darf. — Lassen Sie uns ganz offen sein, lieber Oheim. Als Ihr nächster Erbe wäre es mir nur lieb, wenn Sie durch meine Verbindung mit Giulietta jedem Zwiespalt in Ihren dereinstigen letztwilligen Verfügungen überhoben wären. — Meine gesellschaftliche Stellung allerdings," fuhr er mit süßlicher und gut gespielter Verlegenheit fort, ohne die unbeschreibliche Miene des alten Herrn zu bemerken, der sich plötzlich abgewandt hatte, „meine Stellung ist mir selbst, so lange ich mich mit Gedanken um Giulietta's Besitz trage, als eine etwas unwürdige erschienen. Aber auch darin, bester Oheim, könnten Sie mir ja leicht förderlich sein. Sie wissen, daß es der Mutter sehnlichster Wunsch ist, mich nicht nur als den Gatten Giulietta's, sondern auch noch einmal als den Teilhaber Ihrer weltbekannten Firma. . . ."

Ein kurzes grelles Lachen unterbrach den Sprecher mit einem Male, so unheimlich und durchdringend, daß er heftig erschrocken innehielt.

Die letzte Zumutung des Unverschämten hatte den alten Herrn plötzlich aller seiner, bisher schon kaum bewahrten Fassung beraubt.

Er war außer sich.

„Unerhört!" keuchte er ein Mal über das andere mit stockendem Atem. „Ganz unerhört!"

„Ehrabschneider!" schrie er sodann den Zurücktaumelnden zornbebend an. „Elendester Verläumder!" — Sie sollen mir Rede stehen! — Sie behaupten, der Schreiberin dieses nichtswürdigen Briefes Schweigegeld ausgehändigt zu haben! — Nun gut! — Nennen Sie mir diese Person! Führen Sie sie mir vor Augen! — He, Sie vermöchten es nicht! denn Sie selbst, Sie selbst schrieben mir das! — Sie wanken, Herr! Sie sind bleich wie die Wand! Ihr Gewissen straft Sie, klagt Sie an, auch wenn Ihr beredter Mund Sie verteidigen möchte!

Der Pole war in der That vor der furchtbaren, so unverhofft erhobenen Anklage geisterbleich zurückgewankt. Er zitterte am ganzen Leibe und alle Selbstbeherrschung schien plötzlich widerstandslos von ihm gewichen zu sein.

Wie ein unaufhaltbares Verhängnis brach es über ihm zusammen.

„Sie schweigen!" wiederholte der alte Herr mit flammenden Blicken und voll unsäglichster Verachtung in Stimme und Geberde. „Es ist das Beste, was Sie thun können. Sie werden auch schweigen, wenn ich Ihnen mitteile, wie es mir sehr wohl bekannt ist, daß Sie mein Geld vergeudeten, in unsauberster Gesellschaft verpraßten, — und nicht nur das, sondern — es ist unerhört, — daß Sie selbst die böse Zunge waren, welche die ehrenrührigsten Verleumdungen über ein unschuldiges Mädchen verbreitete. — Ich würde an Ihrer Schande ersticken, Herr!" stieß der Alte ergrimmt aus. „O," fuhr er zornglühend fort und kein Erbarmen kennend mit dem Zerknirschten, der mühsam nach Atem rang, „ich durchschaue Sie bis in die letzte Regung Ihrer jämmerlichen Seele, Ihre ganz hohle Erbärmlichkeit, Ihr schamloses Lügengewebe bis auf den letzten Faden! — Sie waren bemüht, Herr, den Ruf und die Ehre des Mädchens, das meinen Namen trägt, absichtlich zu unterwühlen, mit Vorbedacht zu vernichten, weil Sie wußten, auf ehrlichem Wege nimmermehr, weder in den Besitz der Braut noch in den Besitz meines Eigentum zu gelangen. Wenn kein Hund ein Stück Brot mehr aus der Hand der Bemakelten annähme, wollten Sie als der Retter erscheinen, und mit Ihrer vielbetonten Ehre für die immerhin doch reiche Erbin eintreten, um die — wie Sie hoffen durften — moralisch Zerschmetterte und Widerstandslose mit meinem Gelde zugleich zu ergattern. — Der teuflische Plan machte Ihnen wirklich alle Ehre!"

Der in allen seinen Hoffnungen so grenzenlos Enttäuschte und Gedemütigte und an Leib und Seele wie Gebrochene hatte sich endlich so weit aufgerafft, um an eine, wenn auch noch so verfängliche Verteidigung zu denken.

„Sparen Sie sich die Mühe!" schnitt der Kommerzienrat, der seine Absicht durchschaut haben mochte, ihm jedoch von vornherein das Wort ab. „Schweigen Sie! Sie können nichts wieder gut machen. Wir sind fertig mit einander — für immer! — Ich werde Ihnen bei meinem Bankier eine Summe anweisen, die Sie als Reisegeld erheben mögen. — Ich hoffe, Ihnen in meinem Hause nicht wieder zu begegnen."

Totenblässe hatte von neuem das schreckentstellte Antlitz des Entlarvten überzogen.

„Oheim!" schrie er außer sich. „Sie weisen mir die Thür?"

„Uns bindet keine Verwandschaft, Herr!" versetzte der Kommerzienrat, ohne ihn mehr eines Blickes zu würdigen. „Sie mißbrauchten, so lange ich Sie kenne, mein Vertrauen und meine — Großmut! Wir sind fertig mit einander. Ich wiederhole es, für immer! — Ich sage mich los von Ihnen in allen Stücken!"

Wie unter furchtbaren Schlägen war Jan Iwanow unter diesen Worten zusammengezuckt. Seine Brust arbeitete gewaltsam und seine Kniee schlotterten.

Noch immer vermochte er jedoch nicht alle Hoffnungen aufzugeben, und es hatte den Anschein, wie wenn er dem Alten zu Füßen zu stürzen beabsichtigte.

Sein Selbstbewußtsein mußte die letzte, tiefste Demütigung erfahren, ehe er sich in seiner so jäh und furchtbar veränderten Lage zurechtfand, und sein eigenstes Wesen wieder zum Durchbruch kam.

„Ich traue Ihnen so viel Stolz zu," zürnte der alte Herr mit schneidender Kälte, „nicht durch kriechendes Winseln und verächtliches Gebettel an einem Entschlusse rütteln zu wollen, der unweigerlich feststeht — Noch heute schreibe ich Ihrer Mutter!"

Jan Iwanow war bei diesen Worten wild zurückgebebt.

Eine plötzliche Veränderung mußte in ihm Platz gegriffen haben. Denn mit trotziger Geberde fuhr er sich über die feuchte Stirne, achtlos das künstlich geordnete Haar zerwirrend, und in seinen unstäten Blicken loderte eine so tückische und haßerfüllte

Glut auf, um seinen verzerrten Mund prägte sich ein so teuflischer Zug aus, daß der alte Herr sicherlich erschreckt worden wäre, wenn er den Abgefertigten seiner weiteren Beachtung nicht unwert gehalten hätte.

Jan Iwanow hatte mit einem Schlage Alles eingebüßt, was das Ziel seines brennenden Ehrgeizes, seiner Begierden und Leidenschaften gewesen war.

Sein so abgefeimt eingefädeltes Spiel war kläglich verloren, und nur ein Gedanke noch erfüllte den Elenden ganz, ein Gedanke, der ihm den Atem benahm und das Herz abdrückte, der Gedanke, sich zu rächen mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, zu rächen an dem Manne, der ihn soeben bis auf's Blut gedemütigt und beschimpft, zu rächen an dem Mädchen, das ihn gezüchtigt wie ein aufsässiges Tier, zu rächen auch an dem Fremden, um dessentwillen er im Grunde alles erlitt, — der betäubende Gedanke, diesen in den Tod Verhaßten auch einmal seine Macht zu zeigen.

Kein Laut war mehr über seine fest verkniffenen Lippen gekommen.

Frau des Kommerzienrats neben dem Professor in der verandaartigen Vorhalle des Pavillons sitzen. Eine große Hängelampe warf ihr Licht bis weit über die nächsten Baumgruppen, und ließ jede Miene der harmlos Plaudernden erkennen. Mit angestrengtem Gehör vermochte der Lauschende sogar jedes Wort der Unterhaltung zu verstehen. Sie drehte sich, wie er bald merkte, um einen, ihm sehr gleichgültigen, kunstgeschichtlichen Gegenstand, dennoch horchte er eine lange Zeit.

Da auch nicht das mindeste Wort fiel, was seine Person betraf, glaubte er sich endlich zu dem Schlusse berechtigt, daß sein Oheim noch keine Gelegenheit gehabt hätte, sich über ihn mit seinen Verwandten zu besprechen.

Er wußte nicht, daß der Kommerzienrat gleich nach Beendigung der verhängnißvollen Unterredung zur Fabrik gefahren und auffallenderweise trotz der späten Stunde noch nicht wieder zurückgekehrt war.

Schon stand er im Begriffe, sein Zimmer aufzusuchen, um sich mit dem Nötigsten zu versehen, was seiner Absicht, auch nicht eine Nacht mehr unter einem Dache mit den ihm tödlich

Rudolstadt mit der Schwarzburg. (Siehe Text Seite 320.)

Stumm, mit auf die Brust gepreßter Faust, wie um würgenden Groll zu bändigen, wandte er sich ab, und verließ unsicheren Schrittes den Ort, in dem er alle seine Hoffnungen vernichtet zurückgelassen.

Ohne sein Zimmer aufzusuchen, durchschritt er den Hausflur und begab sich gesenkten Hauptes und wie ziellos vor sich hinstarrend in den Park, von dessen abgelegenster Stelle erst die hereinbrechende Nacht den Brütenden wieder aufscheuchte. —

Ein fester Entschluß mußte in ihm zur Reife gelangt sein, denn ein höhnisches und zugleich triumphirendes Lächeln lagerte wie erstorben auf seinen finsteren Zügen, als er auf halbem Wege zum Hause durch hellen Lampenschein von dem eingeschlagenen Wege abgelockt, zaudernd den Schritt hemmte.

Er befand sich, wie er sofort erkannte, in der Nähe des zum Künstleratelier hergerichteten Pavillons.

Wie angezogen von einer unwiderstehlichen Gewalt schlich er näher heran.

Im Schutze einer dickstämmigen Blutbuche bemerkte er, nachdem sein Auge sich an den blendenden Lichtschein gewöhnt, die verhaßten Menschen zu verbringen, entsprach, als ein eigentümliches, ihm nur zu wohl bekanntes Lachen aus dem Innern des Pavillons plötzlich seine Aufmerksamkeit fesselte.

Er war unwillkürlich zusammengezuckt und erbleicht.

Er zweifelte keinen Augenblick, daß Giulietta im Pavillon weilte, und daß es sein begünstigter Nebenbuhler sein müsse, der sich ihrer beglückenden Nähe erfreute.

Kaum nachdem diese Vorstellung in ihm aufgetaucht war, machte er sich behutsam auf, um unbemerkt und schleichend in weitem Bogen zu dem erleuchteten Seitenfenster des Pavillons zu gelangen, wo — wie er sich erinnerte, — hohes Buschwerk ihm jeden gewünschten Schutz gewähren mußte.

Der linde, prachtvolle Abend mochte die beiden Damen zu einem Besuche des einsiedlerischen Künstlerhäuschens verlockt haben, und sein Nebenbuhler oder gar Giulietta selbst mußte es — wie Jan Iwanow sich sagte, — schon so einzurichten verstanden haben, unerwünschte Zeugen ihrer Heimlichkeiten aus ihrer Nähe zu scheuchen.

Das heitere Lachen schnitt ihm in die Seele und ließ von neuem schäumenden Groll in ihm aufsteigen. Seine überreizte Phantasie ließ ihn argwöhnen, daß sich Giulietta der demütigenden Abfertigung, die ihm durch sie widerfahren war, dem Fremden gegenüber wohl gar rühmte.

Dem Verblendeten kam es nicht in den Sinn, daß ein seltsames Schamgefühl das Mädchen abgehalten hatte, auch nur mit einer Andeutung des empörenden Auftrittes Erwähnung zu thun, der ihr das abschreckende Bild einer zügellos entflammten Leidenschaft unauslöschlich in die Seele gebrannt. Ein seltsames und verwirrendes Schamgefühl, in dessen erschütterndem Banne Giulietta immer wieder die Gestalt des ahnungslosen Mannes verstrickt sah, hatte ihr die Zunge gefesselt.

Vorsichtig schleichend und jedes verdächtige Geräusch vermeidend war Jan Iwanow alsbald an seinem Ziele angelangt.

(Fortsetzung folgt.)

Fritz und Spitz. (Siehe Text Seite 320.)

Nelken und Reseda.

Humoreske.

Von **Maximilian Rudolf.**

Karl Ebersberg war ein Glückskind, wenn auch keineswegs im Schoße des Glückes geboren. Sein Vater war ein armer Stadtschullehrer, der aus seinem Aeltesten mit eigenen Mitteln höchstens einen Kaufmannsdiener, wie die Kommis damals noch allgemein hießen, hätte machen können. Aber er hatte einen Pathen und der Pathe war der Herr Bürgermeister des nicht allzukleinen Städtchens, in dem Karl das Licht der Welt erblickt hatte.

Die Stadt nun besaß von Alters her eine Lateinschule, welche Anfangs dieses Jahrhunderts zum Gymnasium erhoben

worden war, mit dem Recht, die Schüler ihrer obersten Klasse als Maturi, das ist als reif zum Universitätsstudium zu entlassen.

Dem Pathen Bürgermeister hatte Karl Ebersberg eine Freistelle auf dem Gymnasium zu verdanken, und als er sich cum laude (mit besonderer Belobigung) das Zeugnis der Maturität erschwungen, da ward ihm wiederum durch Pathe Bürgermeisters mächtige Fürsprache das einzige städtische Universitätsstipendium „für der Stadt fleißigsten und tüchtigsten Sohn, so da von Gott dem Herrn die hohe Schule zu frequentiren berufen erscheinet", wie es in der Stiftungsurkunde des Stipendii lautete, zuteil.

Hundert Thaler auf das Jahr — alle drei Studienjahre hindurch — das reichte vollauf für die damalige Zeit und für die bescheidenen Bedürfnisse unseres Karl.

Nach der Bestimmung der Stipendienurkunde durfte der Stipendiat wählen zwischen drei gelehrten Fächern: Theologie, Philologie, Jurisprudentia.

Da die Mutter gern aus ihm einen geistlichen Herrn hätte werden sehen und der Vater den Sohn zu dem am liebsten bestimmt hätte, wozu er selbst einst die meiste Lust gehabt, zum Philologen, so durfte Karl selbst sich entscheiden, und er entschied sich nach kurzem Besinnen für das dritte — für die Rechtsgelehrsamkeit.

So ging er denn als angehender Jurist auf eine unserer mitteldeutschen Universitäten, studirte während seines Trienniums fleißig hintereinander fort und absolvirte rechtzeitig und nicht ohne Auszeichnung sein erstes juristisches Examen.

Nun war es freilich mit seinem Stipendium zu Ende, und seine Stellung als Gerichtspraktikant brachte ihm keinen Pfifferling. Aber sein Glück ließ ihn nicht im Stich.

Ein junger Graf besuchte schon acht Semester lang dieselbe Universität und hatte zweimal das erste juristische Examen versucht, das er nötig brauchte, um, dem Willen seiner erlauchten Eltern gehorsam, Diplomat zu werden, war aber beide Male mit Glanz durchgefallen. Nun sah er sich nach einem sogenannten „Einpauker" um, und dazu war der so spielend leicht über die Klippe dieses selben Examens hinweggekommene Karl Ebersberg der richtige Mann.

Der junge Graf gewährte seinem Einpauker für täglich zweistündige Belehrung ein erkeckliches Honorar und sicherte ihm außerdem eine gleichfalls nicht unbedeutende Gratifikation zu für den Fall, daß er ihn, den Grafen, glücklich durchs Examen hindurchsteuere.

Nun gabs ein halb Jahr lang viel Arbeit, aber wie ausgemacht am Ende auch reichen, klingenden Lohn dafür, — denn der Graf bestand das Examen besser, als er selbst für möglich gehalten hätte.

In seiner unbändigen Freude beschenkte er seinen jugendlichen Lehrmeister so, daß dieser zum ersten Male im Leben seine alten Eltern zu unterstützen vermochte und außerdem noch für mehr als wiederum drei Jahre für sich selbst genug übrig behielt.

Nun konnte er sich auf seine keineswegs übermäßig umfangreichen Gerichtspraktikantengeschäfte beschränken und nebenbei in die ihn umgebende Welt weit öfter als je zuvor einen Blick hineinthun.

Er bezog sogar eine bessere Wohnung im zweiten Stock eines Hauses, das in einer freundlichen und von wohlhabenden Leuten bewohnten Straße lag.

Es war wirklich eine ganz neue Welt, die nun vor ihm aufging. Wo er bisher gewohnt, im vierten Stock eines alten düsteren Hauses, war es häßlich gewesen, sehr häßlich. Hier sah alles freundlich und lustig aus, — hier hüstelten die Leute nicht alle und waren auch nicht alle so alt und grau wie das Haus, in dem sie lebten. Muntere, lebensfrische Menschen umgaben ihn, dankten seinen Grüßen freundlich, plauderten mit ihm, — kurz, er fühlte sich bald behaglich in seinem neuen Heim.

Und das Behagen vermehrte sich, als er eines Morgens wahrnahm, daß er ein Gegenüber habe, welches noch viel freundlicher und lebensfrischer dreinschaute, wie all die andern Nachbarn und Nachbarinnen rings umher. Natürlich war es selber eine Nachbarin, und was für eine!

Nun, Ihr kennt sie ja alle, lieben Leser, — es war eben die Eine, mit den kirschroten Lippen, dem rosigen Gesichtchen, den neckischen Augen, den kleinen Händchen und dem herrlichen Haar, — wer hätte sie nicht einmal kennen gelernt?

Etwas Besonderes hatte sie natürlich auch — sogar, wie Karl Ebersberg felsenfest überzeugt war, etwas ganz Einziges: das allerschönste Kastanienbraun nämlich, welches je das Haar eines Menschenkindes geschmückt hatte.

Daß man sich in solch ein Gegenüber Hals über Kopf verliebt, ist selbstverständlich.

Unser Karl empfand zum ersten Male im Leben der Liebe Allgewalt. Und wie! Es war wirklich garnicht zu sagen. Doch — er war zum Manne der That geboren! — Er mußte der Liebe sofort energischen Ausdruck geben.

Er hatte sie zum ersten Male erblickt, als sie den köstlichen Blumenflor an ihrem Fenster begoß und besprengte.

Das war eines Vormittags um sechs Uhr gewesen, als er zufälligerweise einmal eine Stunde früher erwacht und offenbar von seinem kolossalen Glück geleitet ans Fenster getreten war.

Da gerade gegenüber, leider freilich im ersten Stock ihres Hauses, stand sie am Fenster. Er traute seinen Augen nicht, — so etwas Reizendes hatte er bestimmt noch nicht gesehen. Eiligst riß er sein Fenster auf; das mußte sie gehört haben, — sie schaute herüber. Nun auf einmal fiel es ihm aufs Herz, daß er noch in Hemdsärmeln sei, — erschrocken sprang er ins Zimmer zurück, riß seinen besten Rock aus dem Schranke und trat nach wenigen Minuten, angethan wie zu einer Galavisite, von neuem ans offene Fenster.

Zuerst sah er sie nicht, — er hatte sie jedenfalls in seinen entsetzlichen Aufzuge erschreckt, ihr Auge beleidigt, — doch da erschien sie schon wieder. Sie mochte wohl nur frisches Wasser in ihrer kleinen, hoffnungsgrünen Gießkanne geholt haben. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, ganz ruhig, als ob es keinen Karl Ebersberg in der Welt gäbe, doch — nach einer Ewigkeit, die wenigstens fünf Minuten gedauert hatte, warf sie einen flüchtigen Blick umher und hinüber.

War es nicht, als ob sie lächelte? Aber es war nur ein kurzer Sonnenblick, denn nun war sie augenscheinlich mit ihrer kleinen Arbeit zu Ende und verschwand vom Fenster.

Karl blieb noch wenigstens eine Stunde am seinem Platze und machte es genau wie der Ritter Toggenburg:

„Nach dem Fenster noch das bleiche, stille Antlitz sah."

Nur war sein Antlitz nicht bleich. Dafür seufzte er aber, daß es einen Stein hätte erweichen können. Denn wenn man so vergeblich hofft und harrt von einer Minute zur anderen, so ist Seufzen gewiß das Wenigste, was man thun kann.

Aber geholfen hat es noch selten viel. Daher konnte es garnichts schaden, daß plötzlich eine muntere Stimme rief:

„Guten Morgen, Herr Praktikant! — Herr Praktikant! Ei, da sehe mir Einer, — ist denn der junge Herr, mit Respekt zu sagen, taub geworden? Herr Praktikant!"

Endlich fuhr Karl Ebersberg erschrocken herum. Seine Wirtin brachte ihm den Kaffee.

„Ja so, Frau Thiemich — ja gewiß, Sie haben ganz recht, vollkommen recht."

Frau Thiemich, eine Witwe in den besten Jahren, war allerdings im allgemeinen selber der Ueberzeugung, daß sie immer recht habe, aber diesmal war sie doch überrascht davon.

„Was — Ihnen ists also wirklich aufs Gehör gefallen? Na, da muß man allerdings lauter mit ihnen reden, — ich kanns ja, Gott sei Dank. Ich habs Ihnen aber immer gesagt, mein guter Herr Praktikant," schrie sie nun, daß die Fenster klirrten, „Sie setzen sich viel zu sehr der Zugluft aus,

— Sie müssen ja — der liebe Gott soll Sie beschützen und bewahren — noch stocktaub werden. Und wenns Ihnen nur nicht auch auf die Augen schlägt, — machen Sie um Gotteswillen das vertrackte Fenster da zu!"

„Aber ich bitte Sie, liebe beste Frau Thiemich, sprechen Sie doch nur nicht so laut. Ich bin ja gar nicht taub, ich höre ja sogar vorzüglich — ich —"

„Was? — Nein, das ist zu arg! Vorzüglich hört er!" schrie Frau Thiemich genau so, wie vorher. „Siebenmal habe ich „Guten Morgen, Herr Praktikant!" gesagt."

„Ach, ich dachte nur an — an eine Prozeßsache, und siebenmal wirds wohl auch nicht gewesen sein, Sie werden sich verzählt haben, liebe Frau Thiemich!" stotterte Karl verlegen.

„Ich — mich verzählen?" trompetete Frau Thiemich. „Ich verzähle mich nie. Da hätten Sie nur meinen seligen Mann zu fragen brauchen. Aber Herr Praktikant, wenn Sie nicht taub wären, dann hätten Sie mich beleidigen wollen, — denn auf meinen siebenmaligen „Guten Morgen" haben Sie bis jetzt — ja, bis jetzt — noch nicht ein einziges Mal geantwotret."

„Nein, nein — das nun ganz gewiß nicht," rief jetzt Karl Ebersberg selbst so laut, als ob er es mit einer Tauben zu thun hätte, „beleidigen will ich Sie niemals — —"

„Dann sind Sie also taub — —"

„Nun ja, wenn Sie einmal nicht anders wollen, — nun aber, meinen schönsten guten Morgen, liebe Frau Thiemich."

Frau Thiemich nickte gnädig.

„Armer, junger Mensch," dachte sie, „schon so arg schwerhörig."

Sie schüttelte mitleidig den Kopf.

„Weswegen haben Sie denn aber den schönen, neuen Sonntagsrock schon an und die funkelnagelneue Atlaskrawatte, die Sie sich erst gestern gekauft haben?" schrie sie von neuem auf ihn ein.

Karl Ebersberg wurde wieder etwas verlegen.

„Ach so, ja — ich hatte einen Besuch vor," log er in aller Eile.

„Aha — kanns mir schon denken," nickte sie und setzte etwas leiser hinzu: „Zum Doktor natürlich. Sehr vernünftig."

Karl verstand sie wohl, hütete sich aber zu widersprechen, um sich nicht noch weiterem Verhöre auszusetzen.

Die Zeit war schon ziemlich vorgeschritten, — nachdem er eilig gefrühstückt, mußte er in das Gerichtsamt.

Als er in seinem Sonntagsstaat davonrannte, schaute ihm Frau Thiemich mitleidig nach.

„'s ist ewig schade um ihn," murmelte sie vor sich hin. „So ein netter, junger Mensch. Schade, daß er nicht ein klein bischen älter ist, da könnte er — arm wie er ist — sein Glück machen. Aber freilich, wenn er's Gehör nicht wieder kriegte, dann wärs so nichts. Man müßte sich ja die Lunge aus dem Halse schreien."

Die brave Frau Thiemich meinte es herzensgut mit dem jungen Gerichtspraktikanten. Sie hätte zwar beinahe seine Mutter sein können, aber das hätte am Ende nichts gemacht, — sie war eine Frau, nach der sich ganz andre Männer alle zehn Finger leckten, wie sie sich geschmackvoll auszudrücken liebte; zum Beispiel der Seifensieder an der Ecke, ein Mann, der sein gutes Geschäft hatte; der Friseur Beinlich am Markt, der Tierarzt Fritsch u. s. w., alles Leute, die etwas vorstellten und die gern eine so tüchtige Hausfrau gehabt hätten, samt den hübschen paar tausend Thalern Geld, die ihr seliger Mann hinterlassen hatte, — aber Frau Thiemich fühlte sich noch so jung, so lebenslustig und sie hätte so gern etwas Apartes gehabt. Ja, wie gesagt, wenn er sich nur nicht immer so in die vermaledeite Zugluft gestellt hätte!

Heute hatte Frau Thiemich viel zu erzählen, und immer von ihrem armen, tauben Mietsherren. Glücklicherweise war er gleich, natürlich blos auf ihren Rat, zum berühmtesten Ohrenarzt der Stadt gegangen, zum Herrn Medizinalrat von Pfeiffer. „Na," tröstete sie die ganz erschrockenen Nachbarn beiderlei Geschlechts, die alle den schmucken, jungen Herrn zum besten leiden mochten, „der versteht's, der Herr Rat von Pfeiffer, der bringt Ihnen das kaputeste Trommelfell wieder in Ordnung. 's wird sich also am Ende noch 'mal machen. Und wer weiß, was dann geschieht," setzte sie für sich hinzu.

Karl Ebersberg dachte inzwischen mit keiner Silbe an sein Trommelfell, sondern an ganz etwas anderes.

„Zwei blühende Rosenstöcke," brummte er immer wieder in seinen sprossenden Zukunftsbart, „zwei Nelkensträucher, Veilchen, Vergißmeinnicht und zwei Resedatöpfe. Richtig — so ist's. Daß ich's nur nur nicht vergesse. — In die Mitte aber muß bei mir eine mächtige Brennende Liebe."

Er saß schon eine Weile an seinem Pulte, als der Gerichtsrat, dem er als Gehilfe beigegeben war, ins Amtszimmer eintrat.

Beinahe hätte er auch den freundlichen Gruß seines Vorgesetzten zu erwidern vergessen, denn er repetirte gerade die Blumenreihe, die er nun, um sie ja nicht zu vergessen, nach dem Alphabet geordnet hatte. Brennende Liebe kam da natürlich zuerst und Vergißmeinnicht — sinniger Weise — zuletzt. „Also: Brennende Liebe, Nelken, — ergebener Diener, Herr Gerichtsrat! — Reseda —"

„Wie meinen Sie, lieber Kollege?"

Der Herr Gerichtsrat war stets sehr gut aufgelegt, wenn er den jungen Praktikanten mit „Kollege" anredete.

„Seedach? — Was ist Seedach?"

Karl Ebersberg kam an diesem denkwürdigen Tage aus der Verlegenheit nicht heraus.

„Ach, entschuldigen Sie, verehrter Herr Gerichtsrat, ich sagte eigentlich garnichts."

Der Herr Gerichtsrat nahm eine Prise und setzte sich auf seinen Drehstuhl.

Länger als eine Stunde hörte man von Karl Ebersberg nichts als Federgekritzel und dazwischen von Zeit zu Zeit das Husten, Räuspern und sehr vernehmliche Schnupfen und Schneuzen des Gerichtsrats.

Plötzlich tönte ein langer Seufzer durchs Gemach und das Federgekritzel hörte auf.

Der Gerichtsrat saß links in der Ecke am Fenster so, daß er das ganze Gemach übersehen konnte; rechts, schräg vor ihm, hatte Karl Ebersberg seinen Platz.

Der tiefe Seufzer kam von da her, — der Gerichtsrat schaute und horchte auf; denn kaum war der Seufzer verklungen, so murmelte der Praktikant Ebersberg wieder etwas.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Schwarzburg (siehe Illustration Seite 316) ist der Stammsitz der Fürsten von Schwarzburg, welche zu den ältesten Dynastengeschlechtern Thüringens gehören. Sie erhebt sich in stolzer Höhe auf einem mächtigen Felsen über die Schwarza bei dem kleinen Dorfe Schwarzburg, welches drei Stunden südwestlich von der Landeshauptstadt Rudolstadt gelegen ist. Ihre Lage ist reizend, weitreichender Wald umgiebt sie, um die Seiten der Anhöhe, auf welcher sie thront, schlängelt sich die Schwarza, und der Krippstein steigt ihr gegenüber 1450 Fuß hoch zum Himmel empor. Das Schloß birgt eine mit sehenswerten alten Waffen reich ausgestattete Rüstkammer und unter vielen anderen Gemächern einen imposanten Kaisersaal, der an die Schwarzburger Glanzzeit erinnert, jene allerdings sehr knappgemessenen Tage, da ein Graf von Schwarzburg auf dem deutschen Kaiserthrone saß.

Fritz und Spitz. (Siehe Illustration Seite 317.) Ja, da möchtest Du freilich gern mitthun, guter Spitz, aber diesmal ist's Essig, der leckre Brei gehört dem kleinen Fritz, und höchstens ein bescheidenes Häppchen fällt für Dich ab. Beide guten Freunde — Fritz sowohl als Spitz — hat der Maler köstlich charakterisirt und die Kollission ihrer Interessen zu vorzüglich drastischem Ausdruck gebracht. Je weniger Worte der Erläuterung das Bild beansprucht, desto sprechender ist es selber.

Die Bewohnbarkeit der Tropen für Europäer. Ueber dieses unter den gegenwärtigen Verhältnissen besonders interessante Thema hat Professor Dr. R. Pallmann im vergangenen Jahre einen Vortrag gehalten, welcher uns jetzt in Broschürenform*) vorliegt. In derselben weist derselbe zunächst an zahlreichen Fällen nach, daß Europäer trotz langen Wohnens in den Tropen gesund geblieben. Der Engländer L. Abson lebte um 1815 an 15 Jahren in Weida (Wydah), dem Haupthafen von Dahome, obgleich W. wie ganz Dahome damals als gesundheitsgefährlich galt. Bei Akkra, der jetzigen Hauptstadt der englischen Goldküste, lernte Soyaux einen Europäer kennen, welcher dreißig Jahre hier gelebt hatte. Aehnliches berichtet Häckel von Ostindien. In Batavia wohnten um 1770, d. h. zu einer Zeit, wo es sehr ungesund war, Weiße, welche vierzig Jahre und darüber dort sich aufgehalten hatten. Junker bereiste bis Ende 1886 sieben Jahre lang den östlichen Sudan, ohne den großen Anstrengungen zu erliegen. Junghun lebte als holländischer Arzt und Naturforscher, mit Ausnahme des Jahres 1848/49, wo er eine Erholungsreise nach Europa unternahm, 1835 — 1864 in dem berüchtigten Java. Speziell seinen Bemühungen ist es zu danken, daß die von Haßkarl 1854 eingeleitete Kultur des Chinabaumes auf Java Erfolg hatte. Schon hieraus kann man ersehen, daß er auf Java nicht behagliche Ruhe pflegte. — Der Naturforscher Appun, ein Deutscher, dem wir eine vorzügliche Darstellung der Tropengebiete von britisch Guyana und Venezuela verdanken, lebte von 1849 — 1868 ununterbrochen in diesen Tropen, besonders in Guyana.

Abgesehen von einzelnen gesund gebliebenen Europäern, die immerhin wenig beweisend sind, lassen sich bei aufmerksamer Beobachtung in neuester Zeit verschiedene tropische Städte, resp. Striche, nachweisen, welche früher durch ihr böses Klima berüchtigt, jetzt relativ recht gesund für Europäer sind. Ein treffliches Beispiel, daß durch steigende Kultur des Bodens die klimatischen Verhältnisse sich verbessern, liefert die französische Kolonie Busarik in der algerischen Strandebene Metidscha, deren Anlage die Franzosen aus strategisch-wirtschaftlichen Gründen trotz des sumpfigen Untergrundes seit 1841 betrieben. Im Jahre 1841 starb fast $^1/_4$ der Kolonisten; 1842 fast $^1/_3$, 1847 sank die Sterblichkeit auf $^1/_{12}$, 1848 auf $^1/_{28}$ und 1849 auf $^1/_{35}$. Und 1856 überragten die Geburten (139) die Sterbefälle (77). Später wurden die Verhältnisse durch Eukalyptus-Anpflanzungen noch günstiger, und um 1880 war die Stadt von 5187 Menschen bewohnt, darunter nur 1964 Nicht-Europäer. Ein weiteres eklatantes Beispiel dafür, daß ein vorher ungesundes Tropenland durch menschlichen Anbau gesund für Europäer werden kann, bietet auch Sansibar. Im Jahre 1857 fand Burton das Klima dieser Insel geradezu tötlich; die Engländer, meint er, sollten ihre schlechten Frauen nur auf zwei Monate nach Sansibar schicken, um sie loszuwerden. Und noch 1875 erklärte, wohl etwas übertreibend, Stanley die Europäer in Sansibar „als zu schalen Phantomen ihrer Art, zu hypochondrischen Invaliden zusammengeschwunden." Trotzdem fand schon im Jahre 1879 Thomson, welcher mit dem festen Glauben an die Tötlichkeit des Klimas der Insel von England abgefahren war, auf Sansibar ausnehmend gesunde Verhältnisse vor, sah vor Gesundheit blühende Europäer, so besonders den Deutschen Konsul, ferner den englischen Konsul Dr. Kirk. Letzterer wohnte mit Frau und vier in Sansibar geborenen und aus ihrem Geburtslande nicht herausgekommenen kräftigen und munteren Kindern damals schon 14 Jahre in diesem angeblich so ungesunden Orte. Die Vernichtung der Mangrowebäume und anderer wilder Pflanzen, ferner das Verbot, Tierkadaver ꝛc. auf die Straßen der Stadt zu werfen, sowie der Anbau von Kulturpflanzen (besonders Nelken, welche neuerdings einen sehr bedeutenden Exportartikel dort bilden), haben augenscheinlich den günstigen Wandel herbeigeführt; der jährliche Regenfall, der 1857 (Burton) 12 Zoll betragen haben soll, betrug 1879 nach Thomson nur noch 4 ½ Zoll. Auf Grund des von dem Verfasser gesammelten Materials glaubt derselbe sich berechtigt, die so weit verbreitete Ansicht von der Unbewohnbarkeit der Tropen, resp. ihrer großen sanitären Gefährlichkeit für Europäer, einfach in das Reich der Fabeln verweisen zu können.

Zu einer ähnlichen Anschauung kommt Professor Dr. Pallmann in Betreff der Akklimatisationsfrage. Als thatsächlichen Beweis für die Möglichkeit der Akklimatisation von Europäern in den Tropen überhaupt zieht derselbe die jüdische Kolonie in holländisch Surinam und die romanischen und germanischen Kreolen an. Juden wohnen seit 1644 in Surinam (Guiana). Ueber die Akklimatisationsfähigkeit der Juden in den Tropen bemerkt Friedmann: „Die jüdische Bevölkerung zu Surinam und in den übrigen Ländern Westindiens macht eine Ausnahme von der bemerkbaren allmälichen Degeneration der europäischen Rasse im heißen Klima; sie hat während der Jahrhunderte ihres Aufenthaltes im Tropenlande von ihrem körperlichen Habitus wenig eingebüßt und zeichnet sich durch die Zähigkeit ihrer Individuen aus. Vermöge der mäßigeren Lebensweise dieses Volksstammes ist ihm auch ein größeres Maß von Akklimatisationsfähigkeit als den meisten anderen Völkern verliehen." Nach einem lange in den Tropen gereisten Arzte ist also nicht die palästinensische Urheimat die eigentliche Ursache der Akklimatisationsfähigkeit der Juden, sondern die mäßige Lebensweise. Auch die Kreolen im tropischen Amerika und Asien, sowie auf den Maskarenen, welche zum Teil schon Jahrhunderte nachweisbar sind, bieten als Nachkömmlinge von europäischen Vätern und Müttern den Beweis, daß Europäer in den Tropen akklimatisationsfähig sind.

Die soeben gegebenen Thatsachen über Akklimatisation haben übrigens den großen Mangel, daß in ihnen das Detail über das Wohnen der betreffenden Europäer, resp. Kreolen nicht näher angegeben oder geprüft ist. Verfasser erachtet es deshalb noch als seine besondere Aufgabe, aus den Tropen nach ihren verschiedenartigen Gebieten in vertikaler Hinsicht und nach ihren besonderen Verhältnissen in physischer Hinsicht einiges Material herbeizubringen, um zu sehen, ob die Natur der Tropen selbst nicht hier und da Bedingungen darbietet, welche der Akklimatisation ungünstig oder günstig sind.

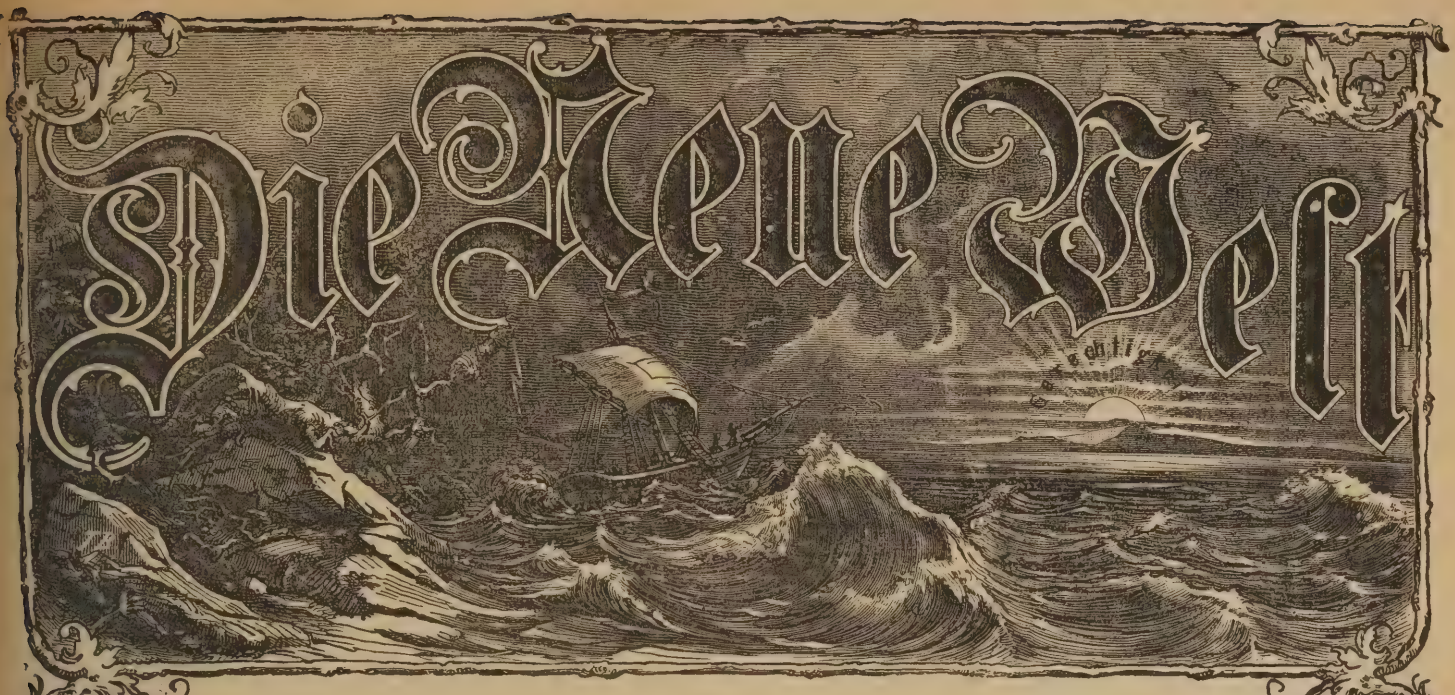
Die vertikale Geographie lehrt, daß in der Regel mit jeder Erhebung des Bodens um ca. 500 Fuß die Temperatur um 1° R fällt. Ein Norddeutscher würde daher vom theoretischen Standpunkte aus erst in einer Höhe von 7500 Fuß die mittlere Jahrestemperatur seiner Heimat wiederfinden, würde erst auf solcher Höhe sich wohl wie in seiner Heimat befinden. Doch genügen augenscheinlich, durch Winde und andere Verhältnisse bedingt, schon tiefere Lagen, in denen z. B. Früchte der Massenproduktion seiner Heimat, wie z. B. die Kartoffel, gedeihen, um ihm die Möglichkeit, resp. die Aussicht, der Akklimatisation, die bei 7500 Fuß Höhe ganz unzweifelhaft ist, zu gewähren.

Die Kartoffel bringt in den Tropen erst in einer Höhe von über 4000′ Früchte; tropische Fieber und Cholera treten auf Höhen von 5000′ und darüber nicht auf. Demnach wäre zwischen 4000 und 5000′ die vertikale Südgrenze für die Akklimatisation von Deutschen zu suchen. Derartige Plateaulandschaften bieten die Tropen zur Genüge. Sie sind aber meist an nichtdeutsche Völker vergeben und nur in Afrika sind solche neuerdings noch zu haben gewesen. Und sie sind zum Teil von Deutschland in den letzten beiden Jahren erworben oder ihm zugänglich gemacht worden.

Nach eigener Beobachtung hält der sächsische Stabsarzt Dr. L. Wolf sogar Höhen von durchschnittlich kaum 3000 Fuß in den Tropen für geeignet zur Kolonisation durch Nord-Europäer (z. B. aus Schleswig), nämlich das Kongo-Plateau des zentralen Afrika, südlich vom mittleren Kongo. „Ich zweifle keineswegs," so schreibt er, „daß unternehmende Anbauer ein lohnendes Feld der Thätigkeit in Zentral-Afrika finden werden. Ich stimme mit anderen Reisenden — ich will nur den erfahrenen Pogge, der selbst Landwirt war, erwähnen — vollkommen darin überein, daß ein Europäer, ohne seiner Gesundheit zu schaden, wohl im Stande ist, dort täglich ein paar Stunden selbst Feldarbeit zu verrichten. Der Schiffszimmermann Bugslag (aus Schleswig) hat zu Luluaburg (einer Station am Lulua, Nebenfluß des Kongo, unter 6 Grad südl. Breite und $22^1/_2$ Grad östl. Länge Greenwich) große Anpflanzungen von Reis, Mais, Zucker, Bohnen, Maniok und europäischen Gemüsen selbst angelegt und eine reiche Ernte erzielt. Bugslag pflegte selbst zu arbeiten und sich oft unvorsichtig der Mittagssonne auszusetzen, und doch hat er während eines Jahres derartiger landwirtschaftlicher Thätigkeit sich gesund und arbeitsfähig gefühlt. Er fühlte sich als Landwirt so wohl und zufrieden, daß er mir öfter den Wunsch äußerte, nach Ablauf seiner Dienstzeit mit seiner Frau und seinem Sohne, die in Schleswig leben, nach dem Balubalande zurückzukehren, um dort Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Wenn derartige erfahrene, unternehmungs- und arbeitslustige Männer sich in Zentral-Afrika eine unabhängige Zukunft gründen wollen, so können mit dem Lande bekannte Reisende solche Ansichten im Interesse der Zivilisation und der Fortentwicklung Afrikas nur freudig begrüßen."

*) Die Bewohnbarkeit der Tropen für Europäer. Eine kulturhistorische Studie aus den Quellen. Vortrag, gehalten im Klub der Landwirte zu Berlin am 21. Dezember 1886 von Prof. Dr. R. Pallmann. Verlag von P. Lehmann in Berlin.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.



Nr 41. Unterhaltungs-Beilage. August.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.** (Fortsetzung.)

Behutsam bog er Zweig für Zweig des dichten Buschwerks zurück und näherte sich mit einem letzten Schritte dem Fenster des Pavillons, das, wie er sogleich bemerkt, nur angelehnt war.

Kein Wort, das drinnen laut wurde, konnte ihm entgehen, und er vermochte, wie er sich schnell überzeugte, durch die Spitzenborte des Vorhanges spähend, sogar den ganzen Innenraum des Ateliers zu übersehen.

Ein grenzenloses Gefühl von Haß und Neid überschlich den Lauscher mehr und mehr, je länger er, regungslos wie eine Bildsäule, auf die beiden Menschenkinder starrte, die wohl nichts weniger fürchteten, als behorcht und beobachtet zu werden.

Giulietta, — ein Bild bestrickender Schönheit, — saß in einem altertümlichen Sessel zurückgelehnt, in beiden Händen einen großen Karton haltend, auf dem ihre lichtvollen Augen mit gespanntem Ausdruck geheftet waren.

Ein Lächeln der Befriedigung spielte in ihren liebreizenden Mienen.

Sie warf dem jungen Manne, der ihr gegenüber an dem, mit Zeichenmappen bedeckten Tische saß, und dessen Antlitz wie im Sonnenschein des Glücks verklärt erschien, einen — wie dem Lauscher däuchte, — seltsam befangenen Blick zu.

„Dies Blatt gefällt mir besonders gut! — Sie machen erstaunliche Fortschritte, Herr Strauß, soviel ich beurteilen kann," hörte Jan Iwanow sie in gedämpftem Tone sagen, wie wenn sie fürchtete, die beiden, hinter der offenen Thür in der Vorhalle sichtbaren Alten zu stören.

„Ihr Lob beglückt mich, Fräulein!" versetzte Gottfried in demselben heimlichen Flüstertone.

Seine Stimme klang gepreßt und zitterte leise.

„Und das hätten Sie wirklich ganz ohne alle Hilfe selbst gezeichnet?"

Gottfried nickte dem Mädchen in befriedigtem Stolze zu.

Längere Zeit hörte Jan Iwanow darauf nichts als das eigentümliche Knistern des Seidenkleides, das Giulietta's entzückende Gestalt einhüllte.

Er sah, wie Gottfried zerstreut in den Mappen blätterte.

Es entging ihm nicht, daß derselbe plötzlich erschrack, Giulietta verstohlen beobachtete, und bei dem Versuche, ein Zeichenblatt unbemerkt unter dem Tische zu verbergen, von dem Mädchen ertappt wurde.

„Was gibt's?" fragte sie lächelnd. „Was verstecken Sie da?"

Eine auffallende Unruhe hatte sich Gottfried's bemächtigt. Röte und Bläße wechselten in jähem Uebergange auf seinem Antlitze.

„Ich will es sehen! — Gewiß etwas ganz Besonderes!" entschied Giulietta kurz, und schon hatte sie mit schelmischem Lächeln dem Fassungslosen das Blatt geschickt entwendet.

Jan Iwanow sah, daß sie sich plötzlich verfärbte.

Trotz der Entfernung erkannte er in der ominösen Zeichnung ein vortreffliches Porträt Giuliettas.

Eine lange Weile betrachtete sie stumm und verlegen ihr Ebenbild, und nicht so sehr der Umstand, daß Gottfried sie gezeichnet, als vielmehr sein Bestreben, seine That vor ihr zu verbergen, mußte sie verwirren.

„Darf ich's behalten?" hörte der Lauscher sie endlich leise fragen.

Gottfried, der bislang mit ängstlich forschenden und starr auf die Zeichnung gerichteten Augen bewegungslos dagesessen, schüttelte heftig den Kopf und suchte sich des Blattes wieder zu bemächtigen.

Trotzdem begann Giulietta, ihn sanft abwehrend, die Zeichnung aufzurollen.

Plötzlich jedoch legte sie das Blatt mit seltsamer Scheu flach auf den Tisch und starrte, wie vorhin Gottfried, wie gebannt auf dasselbe hin.

Jan Iwanow kam es so vor, als ob jemand Schreibübungen auf der nach oben gekehrten Rückseite der Zeichnung angestellt hätte, denn sie war über und über mit Schriftzügen bedeckt.

Umsonst jedoch suchte er sich zu erklären, warum plötzlich helle Purpurgluten die Schläfen Giuliettas überzogen, und ihr Busen so stürmisch wogte, wie wenn sie im Innersten ergriffen sei.

Er hatte nicht zu erkennen vermocht, daß alle jene Schriftzüge ausschließlich aus ein und denselben beiden Worten bestanden, die immer wiederkehrten, den beiden Worten „Giulietta Strauß".

Vergeblich war Gottfried bestrebt gewesen, die peinliche Entdeckung zu verhindern. Er war, blutrot im Gesichte wie ein Schulknabe, der sich auf einem schlimmen Streich ertappt sieht, aufgesprungen und schritt hastig dem Professor entgegen, der soeben an der Seite der Kommerzienrätin ins Zimmer trat, und ein höchst verschmitztes Lächeln aufsetzte, als er mit einem verstohlenen Seitenblick die Situation übersah, gerade wie wenn kein anderer als er selbst es gewesen wäre, der sie herbeigeführt.

Jan Iwanow hielt es an der Zeit, seinen Lauscherposten zu verlassen.

Eine brennende Eifersucht benahm ihm den Athem und tobender Unfriede krampfte ihm die Brust zusammen.

Wie Irrlichter tanzten die funkelnden Lichtreflexe, die von Giulietta's Halsband ausgingen, vor seinen überanstrengten Sinnen. Wie Schwindel hatte es ihn gepackt, und er mußte sich an die Brüstung des Fensters anklammern, weil er wankte.

Gewaltsam raffte er sich wieder auf.

Ein schreckliches Lachen brach unheimlich von seinen blutleeren Lippen, als er endlich, die Fäuste gen Himmel schüttelnd, unsicheren Schrittes und wilde Verwünschungen vor sich hinmurmelnd, davonschlich.

Viertes Kapitel.

Es hatten sehr zwingende Gründe vorgelegen, durch welche der Kommerzienrat bis zu später Abendstunde an sein Geschäftsbureau in der Fabrik gefesselt worden war.

Vor einigen Wochen hatte er, dem Beispiel anderer Fabrikanten folgend, einen sorgsam erwogenen Entschluß durchzuführen beabsichtigt, nämlich seine Arbeiter zu zwingen, sich ihre Werkzeuge selbst zu halten.

Als Ersatz für die, nach seiner Ansicht unbedeutende, nach der Behauptung der Arbeiter jedoch bedeutende Lohndifferenz, waren den letztern höhere Akkordsätze zugestanden worden.

Trotzdem er seinem sehr zahlreichen Personal stets ein zwar strenger, doch gerechter und wohlwollender Gebieter gewesen, mißtrauten insbesondere die „Polnischen" unter den Arbeitern, diesem Zugeständnis, zeigten sich indessen zu einem, allerdings ganz unannehmbaren Vergleiche geneigt; und während jene Maßregel von anderen Fabrikanten und an andern Orten schon vor Jahresfrist und ohne Widerstand zu finden, durchgesetzt war, begegnete Kommerzienrat Schaller einer so erregten Mißstimmung und Unzufriedenheit unter seinen Arbeitern, daß er im Stillen fast das bereute, was durchzuführen er jetzt schon aus dem einzigen Grunde gezwungen war, um eine moralische Niederlage unter allen Umständen zu vermeiden.

Zu wiederholten Malen hatte er an der Spitze der Vorstände seiner Werke mit einer aus der Mitte der Arbeiter gewählten Kommission unterhandelt.

Nur ganz allmälich indessen war der heftige Widerstand, den er zuerst gefunden, einer versöhnlichen Stimmung gewichen, und erst am Abend des gestrigen Tages hatte er die Genugthuung gehabt, daß sich nach einer, mehrere Stunden andauernden Sitzung die Kommission bereit gezeigt, von ihrer bisher hartnäckig behaupteten Forderung auf Zurücknahme jener Maßregel abzustehen, und sich durch ein letztes, günstiges Zugeständnis ihres Brotherrn befriedigt zu erklären.

In einer am nächsten Abend einberufenen Versammlung hatten die Vertrauensmänner ihren Kameraden sodann Rechenschaft abgelegt, waren jedoch wider alles Erwarten, kaum nachdem sie jenes Uebereinkommen bekannt gegeben und zur Verhandlung gestellt, mit so stürmischem Zischen, so wütendem Gejohle und beleidigenden Zurufen abgefertigt worden, daß sie sich gezwungen gesehen hatten, ihr Amt unverrichteter Sache niederzulegen.

An ihrer Stelle war darauf ein neuer, ausschließlich aus Arbeitern polnischer Herkunft bestehender Ausschuß gewählt worden, dessen Mitglieder jedoch so aufhetzende und schonungslose Brandreden in die Versammlung geschleudert hatten, daß der überwachende Polizeibeamte dieselbe hatte auflösen müssen.

Von dem weitaus größten Teil der Arbeiter und zwar von sämtlichen „Polnischen" war infolge dieser Ereignisse am kommenden Tage die Arbeit niedergelegt worden, und es zeigten sich so bedenkliche Symptome eines aufrührerischen Geistes, der so plötzlich in die zahlreichen Arbeitermassen gefahren sein mußte, daß es Wunder nehmen konnte, daß der Streik gleich anfänglich nicht ernstlichere Ausschreitungen mit sich brachte.

Der Kommerzienrat war außer sich.

Etwas Außergewöhnliches — das stand bei ihm fest, — und sich aller vorherigen Würdigung durchaus Entziehendes mußte der Grund gewesen sein, daß die versöhnliche Stimmung der Massen so plötzlich in das Gegenteil, in eine widersetzliche und rachsüchtige Erbitterung, umgeschlagen war. Vergebens jedoch zerbrach der sonst so scharfsichtige Mann sich den Kopf über die Ursachen, welche diesen jähen Stimmungswechsel seiner übelberatenen Untergebenen zu erklären zureichend gewesen wären; und ohne diesen Ursachen auf die Spur gekommen zu sein, mußte er es erleben, daß alle seine wiederholt unternommenen Versuche zur Beilegung des Streits an den unbeugsamen Starrsinn der plötzlich wie umgewandelten Arbeiter scheiterten.

Daß Jan Iwanow in irgend welcher Beziehung zu diesem unverhofften Stimmungswechsel seines Fabrikpersonals stehen könnte, daran hatte er auch nicht im entferntesten gedacht. Wohl war es ihm aufgefallen, daß derselbe — wie ihm zufällig bekannt geworden, — noch immer in der Stadt weilte, obgleich er mit Sack und Pack sein Haus noch am späten Abend nach jener verhängnisvollen Unterredung mit dem Bescheide verlassen, daß er wahrscheinlich noch mit dem Nachtzuge in die Heimat abreisen würde; er hatte mit dem Ehr- und Gewissenlosen jedoch, im Innersten empört und einem unbeugsamen Entschlusse folgend, so völlig gebrochen, daß er jeden Gedanken über denselben absichtlich vermied und, so viel in seinen Kräften stand, unterdrückte.

Er ahnte nicht, daß derjenige, den er wie einen Sohn gehalten, bevor er seine ungeheure und unverzeihliche Heimtücke und die ganze Nichtswürdigkeit seines Charakters durchschaut, sich den leidenschaftlichen Führern unter den Streikenden geschickt und auf einem, seinen Zielen nur zu günstig vorbereiteten Boden zu nähern gewußt, dieselben mit gleißnerischer Kameradschaftlichkeit als „seine lieben Landsleute" begrüßt und sie in abgefeimtester Berechnung gegen ihren Brodherrn aufgehetzt hatte; er ahnte nicht, daß Jan Iwanow sich sogar erkühnt hatte, sich den Tonangebenden unter den polnischen Arbeitern als das erste Opfer des Streikes auszugeben, als den Verteidiger ihrer gerechten Sache, die er ihrem Brodherrn gegenüber so lange verfochten hätte, bis dieser ihm nach einer heftigen Unterredung trotz seiner Verwandtschaft die Thüre gewiesen; er ahnte auch nicht, daß Jan Iwanow eine ansteckende Krankheit, die seit Wochen ihre Opfer unter den Kindern der Arbeiterfamilien forderte, so wie die ans Ungeheuerliche grenzende abergläubische Furcht der betroffenen Mütter in ebenso geschickter wie verruchter Weise für seine Zwecke ausgebeutet hatte, indem er die Vorfälle, die Giulietta in den Ruf einer „Hexe" zu bringen gedroht, mit allen Mitteln des finstersten Aberglaubens, der jene Bevölkerung seit Jahrhunderten nach wie vor beherrscht, auffrischte, und unter dem Versprechen der Verschwiegenheit ausstreute, daß er das Haus des Fabrikherrn auch deshalb verlassen hätte, weil es ihm

als gutem Christen nicht gelüste, mit einer Hexe unter einem Dache zu wohnen, einer Hexe, deren dämonischem Einfluß sicherlich auch die herzlose und — in Anbetracht der Verluste, die dem Geschäftsinhaber aus dem Streik erwüchsen — geradezu unbegreifliche Hartnäckigkeit des sonst so gerechten und gütigen Fabrikherrn zu danken sei.

Das alles ahnte der Kommerzienrat nicht, und er hätte vielleicht wohl gar unwillig den Kopf geschüttelt, wenn jemand ihm eine derartige ungeheuerliche und alles Maß überschreitende Verworfenheit seines Halbneffen, den er zerknirscht und auf dem Wege zur Reue wähnte, zu hinterbringen gewagt hätte.

Nur zu bald jedoch sollte er die Früchte dieses rachsüchtigen, von blindem Hasse eingegebenen Treibens des Elenden kennen lernen, der von den furchtbarsten Leidenschaften zerfleischt, unaufhaltsam von Stufe zu Stufe sank. —

Es war am dritten Tage, seitdem von den bethörten Arbeitern jede Unterhandlung und jeder vermittelnde Einigungsversuch ihres Fabrikherrn schroff abgewiesen worden war.

Schon am Mittage hatten bedenkliche Zusammenläufe in der Nähe der gesperrten Eisenwerke stattgefunden, die später einen ernsthafteren Charakter angenommen haben sollten. Denn es ging das Gerücht, daß in einer Herberge, in der neu zugezogene Arbeiter wohnten, sämtliche Fenster durch Steinwürfe zertrümmert und mehrere der Fremden thätlich angegriffen worden wären.

Ein in Strömen hereinbrechender Regen, dem ein anhaltendes stürmisches Wetter folgte, nicht die Polizei, die nicht zur Stelle gewesen wäre, hätte — so hieß es, — schließlich die Ruhestörer auseinander getrieben. Uebrigens sei für den Abend eine neue Versammlung einberufen worden, in der über die zunächst einzuschlagenden Schritte beraten werden sollte.

Diese Gerüchte, die bei anbrechender Dunkelheit auch in die Villa des Fabrikherrn drangen, bildeten den Inhalt der Unterhaltung, welcher sich der Kommerzienrat, seine Gattin und Giulietta im gemeinschaftlichen, an das Arbeitszimmer des Hausherrn angrenzenden Salon des Hauses in unbehaglichster Stimmung hingaben.

Die letztere schien, besonders im Gegensatz zu ihrer bestürzten, seit den Ereignissen der letzten Tage überhaupt im höchsten Grade erregten Mutter, die einzige zu sein, welche ihre Ruhe auch bei dieser neuen Hiobspost vollauf bewahrte, vielleicht weil ihre Gedanken und Empfindungen in einer ganz anderen Richtung stark in Anspruch genommen waren.

Frau Schaller saß in sich versunken neben Giulietta in der Nähe eines Fensters, während der Kommerzienrat unruhig im Zimmer auf und ab schritt.

Das hereingebrochene Unwetter hatte von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zugenommen.

Wie ein sturmzerfetzter Regenmantel lag ein schmuziggrauer, unheimlicher Nebelschleier über der ganzen Gegend, den Tag vorzeitig in drückendes Dunkel hüllend. Schüchternes Wetterleuchten blitzte dann und wann auf, ohne daß Donner und Blitz zum Durchbruch gelangten.

Der Sturm allein schien zum Worte kommen zu sollen. Heulend und brausend durchfurchte er die mächtigen Baumkronen des Parkes, umkreiste mit grellem Pfeifen das herrschaftliche Gebäude, rüttelte alles, was nicht niet- und nagelfest war, polternd durcheinander, und kroch kreischend in die kleinsten Nischen und Ecken des Hauses, um erst in den Gängen und Räumen desselben seine schwererkämpfte Ruhe zu finden.

„Ein fürchterliches Unwetter!" murmelte Frau Schaller zusammenfahrend, als ein schmetternder Windstoß klirrend an die Fenster schlug. „Der Karl wird doch die Thüren und die Läden sämtlich geschlossen haben, Giulietta?"

Die Gefragte nickte beschwichtigend.

„Täusche ich mich denn, Kind," — brach die alte Dame nach einer langen Pause wieder das Schweigen, von einer plötzlichen, fieberhaften Unruhe ergriffen, — „hörst denn Du nichts Besonderes, Schaller?" wandte sie sich, nachdem sie wiederholt aufgehorcht, ihrem Gatten zu. „Mir ist doch wahrlich so, wie wenn das unheimliche Heulen und Pfeifen unmöglich vom Sturme herrühren könnte!"

„Hast recht, Ma!" fiel Giulietta ein. „'s klingt wahrhaftig so, wie wenn Menschenstimmen brüllten und kreischten."

In diesem Augenblicke stürzte ein Hausmädchen, ohne vorher angeklopft zu haben, schreckensbleich ins Zimmer.

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, — sie überfallen uns! — Die Annette und das Kochmädchen sind schon geflohen!"

Als der Kommerzienrat, der selbst heftig erschrocken war, die lähmende Wirkung dieser Worte und des ganzen Benehmens der Fassungslosen auf seine Gattin sah, fuhr er barsch auf.

„Mäßigen Sie sich! — Was giebt's? — Was ist? — So sprechen Sie doch!"

„Ganze Scharen von Arbeitern stehen vor dem Hause, Herr Rat!" berichtete der soeben eintretende Hausmeister hastig und in unzusammenhängender Rede.

Dem Manne war unschwer eine ungeheure, kaum im Zaume gehaltene Aufregung anzumerken.

„Es müssen Hunderte sein, Herr Rat! Auch viele Weiber sind darunter. Man überrumpelte mich am Thor. Sie drängten sich durch. Sie kletterten über das Gitter. — Man will Sie sprechen, Herr Rat!"

„Sie schlossen doch die Hausthüre?" unterbrach dieser ihn außer sich, und plötzlich schwer bereuend, die ihm angebotene polizeiliche Bewachung seines Hauses, die er mit dem frühesten Morgen zu erbitten entschlossen war, noch gestern — die nahe Gefahr unterschätzend, — abgelehnt zu haben.

„Die Kerle klemmten den Fuß über die Schwelle!" versetzte der Hausmeister in fliegender Hast. „Sie drangen gewaltsam ein. Ich konnte es nicht hindern."

„Ins Haus?" stieß der alte Herr zornbebend aus. „Das ist ja Hausfriedensbruch, — Aufruhr!"

„Es sind fünf Mann, Herr Rat, die Abgeordneten der Polnischen. — Ich schloß hinter ihnen ab. Das gelang mir noch. — Sie wünschen den Herrn Rat zu sprechen."

„Wo ist der Herr Professor, Hausmeister, — und — Herr Strauß? — Bitten Sie die Herren sofort zu uns!"

„Der Herr Professor mit Herrn Strauß sind schon am Nachmittag ausgegangen, Herr Rat, und wollten gegen abend heimkehren," antwortete der Hausmeister, sich vorsichtig der Thür zu dem anstoßenden Herrenzimmer nähernd und dieselbe geräuschlos verschließend.

„Sehen Sie im Pavillon nach!" drängte der Kommerzienrat.

„Der Pavillon ist dunkel! Ich ließ schon nachsehen!" versetzte der Hausmeister niedergeschlagen.

„Und die Polizei? — Sind keine Schutzleute da?"

„Zwei oder drei, Herr Rat! Doch sie sind der Masse der Ruhestörer gegenüber, die sicherlich in kleinen Trupps und unauffällig herübergekommen und sich vor'm Hause vereinigt haben, vollkommen machtlos. Einer derselben wurde sogar thätlich angegriffen, als er zur Stadt wollte, um Hilfe zu holen. Man hält sie umzingelt und bewacht, gerade wie den Karl, den ich auf's Polizeiamt schicken wollte! — Herrgott," unterbrach er sich, plötzlich zusammenschreckend, „so hören Sie doch nur die wilde Horde da draußen!"

Ein tausendfältiges Geräusch erfüllte die Luft.

Nur zu deutlich mischte sich ein wildes Pfeifen und Brüllen wie aus rauhen Menschenkehlen in das elementare Getöse des Sturms, der heulend um's Haus fuhr. Wüste Schmähruse ließen sich vernehmlich unterscheiden.

Schmetternd zerkrachte ein schwerer Gegenstand an dem geschlossenen Fensterladen.

„Um Himmels willen, beruhige Dich, Adelheid!" wandte der Kommerzienrat sich, selbst auf's heftigste erschrocken, an seine Gattin, die aufschreiend und händeringend auf Giulietta zugestürzt war, und alle Geistesgegenwart eingebüßt zu haben schien. „Ich verlange sofort militärische Hilfe — per Telephon! Sie kann schon in einer Viertelstunde hier sein. Das Regimentskommando ist für diesen äußersten Fall vorbereitet."

Hastig schritt er zur Thüre seines Arbeitszimmers.

Der Hausmeister fiel ihm jedoch erschrocken in den Arm.

„Sie sind ja in Ihrem Zimmer, Herr Rat!“

„Wer?“ fragte der alte Herr bestürzt.

„Die fünfe, Herr Rat! Deshalb schloß ich ja ab. — Die Polnischen!“ erläuterte der Hausmeister, als er sah, daß sein Herr nicht zu begreifen schien, was er meinte. „Die Abgeordneten dieser Bande, welche mit dem Herrn Rat zu verhandeln wünschen.“

Eine grenzenlose Verblüffung in den erstarrten Zügen des alten Herrn machte einem jähaufbrausenden Zornesausbruch Platz.

„Und Sie, Mann?“ flüsterte er mit bebender Stimme. „Was thaten Sie, um — um das zu verhindern?“

„Was konnte ich thun, Herr Rat? — Sie drängten mich höflichst auf die Seite und hatten eine so drohende Art, zu befehlen, daß es gefährlich und vergeblich gewesen wäre, wenn ich Einzelner mich hätte widersetzen wollen.“

Der Kommerzienrat hatte sich mit bewundernswerter Selbstbeherrschung gefaßt.

Einen Moment nur stand er ratlos, wie von den widerstreitendsten Absichten beunruhigt; dann wandte er sich kurz entschlossen wieder dem Hausmeister zu.

„Führen Sie die Leute in den kleinen Saal, — Sie verstehen mich, — drüben, auf der anderen Seite. Seien Sie höflich! — Ich käme sogleich! — Die Unverschämten müssen auf alle Fälle aus der Nähe des Fernsprechers weggelockt werden,“ setzte er flüsternd hinzu. „Verstanden?“

Gerade als der Hausmeister sich hastig entfernt hatte, erschien Giulietta's Reitknecht auf der Schwelle.

Auf einen Wink des Kommerzienrats trat er näher.

„Verzeihung, Herr Rat,“ rief er atemlos, „ich wollte nur darauf aufmerksam machen, daß die Hinterthür neben dem Wintergarten noch frei ist und“ — setzte er mit einem besorgten Seitenblick auf die Frauen hinzu, „und daß man sich durch diese Thür im Notfalle noch unbemerkt entfernen könnte. — Ich glaube,“ fuhr er zögernd fort, „das gnädige Fräulein ist ernstlich bedroht. Ich hörte vorhin, wie draußen — hm — nach dem gnädigen Fräulein geschrieen wurde.“

Eine unwillkürliche Stille trat auf Augenblicke unter dem Eindruck dieser Worte ein. Es war, wie wenn jeder der Anwesenden erschrocken lauschend den Atem anhielt.

Der Tumult vor dem Hause schien von Minute zu Minute anzuwachsen.

Noch deutlicher als zuvor unterschied man in dem Getöse des Sturmes das wüste Lärmen einer vielköpfigen Menge. Einzelne Stimmen sogar hoben sich dann und wann vernehmlich ab aus dem betäubenden Chaos.

Der Kommerzienrat war plötzlich von sichtlicher Unruhe befallen. Er nickte dem Reitknecht leicht zu, wie wenn auch er sich überzeugt hätte, daß Giulietta ernstlich bedroht sei.

„Sie sind überzeugt, daß die Damen noch unbemerkt durch den Park zu unserem Nachbar oder in die Stadt gelangen könnten?“

„Fest überzeugt, Herr Rat!“

„Es dürfte wohl das Beste sein, Adelheid,“ wandte der alte Herr sich besorgt an seine Gattin, die wie willenlos und von Entsetzen gelähmt in einem Sessel hing, „daß Ihr beide das Haus verließet!“

„Ich bleibe hier — bei Dir!“ lehnte Frau Schaller unter heftigem Kopfschütteln ab.

„Ich wünschte sehr, Adelheid, daß Du und Giulietta aller Aufregung und etwaigen Ausschreitungen entzogen wäret.“

Er flüsterte ihr schnell einige leise Worte zu, welche die alte Dame entsetzt auffahren ließen. Er hatte dabei verstohlen und mit seltsamen Blicken auf Giulietta geschaut, die merkwürdig bleich und still am Fenster lehnte und gespannt in die Nacht hinaushorchte.

„Papa hat Recht, Giulietta!“ stammelte die alte Dame, die sich plötzlich anders besonnen haben mußte, sich unsicheren Schrittes dem Mädchen nähernd. „Es ist gräßlich, gräßlich! — Komm, Herzenskind! Eilen wir! — Es ist vielleicht hohe Zeit!“

„Du wirst Mama nicht allein gehen lassen, Giulietta,“ suchte der Kommerzienrat jeden Widerspruch des zaudernden Mädchens zu brechen. „Es ist das Sicherste, wenn Ihr den drohenden Gefahren ganz ausweicht und das Haus verlasset! Unser Nachbar drüben wird Euch auf's freundlichste aufnehmen.“

Bewegt küßte er das Mädchen auf die Stirn, sprach der Gattin, die mit befremdlicher Hast zum Aufbruch drängte, einige ermutigende Worte zu, und beauftragte den Reitknecht, die Frauen nicht aus den Augen zu lassen und sich der größten Vorsicht zu befleißigen.

Kaum nachdem der alte Herr allein war, und jetzt ganz deutliche, seinem Adoptivkinde geltende Schmährufe aus dem wüsten, unausgesetzt andauerndem Lärm vor seinem Hause heraushörte, kehrte der Hausmeister mit der Nachricht zurück, daß die Fünfe trotz aller höflichsten Bitten nicht daran dächten, das Arbeitszimmer des Hausherrn zu verlassen, und daß sie den letzteren dringend aufforderten, sogleich in ihrer Mitte zu erscheinen.

„Sie waren sehr kurz angebunden, Herr Rat,“ schloß der Hausmeister, „und ich bin überzeugt, daß sie nur deshalb gleich in Ihr Zimmer drangen, — es muß ihnen jemand gesteckt haben, — um von vornherein eine Benutzung des Fernsprechers unmöglich zu machen und jede Hilfe zu sperren.“

Unwillkürlich brach eine bittere Verwünschung bei dieser Kunde von den Lippen des alten Herrn, und drohend schüttelte er die Faust vor sich hin.

„Wenn's so liegt,“ grollte er finster, „so muß ich die Kerle hinhalten, bis eben Hilfe kommt. Macht geht ja vor Recht! — Wäre das Unwetter nicht, so würde der Tumult wohl längst in der Stadt gehört worden sein. — Laufen Sie, Hausmeister, eilen Sie so schnell Sie können auf's Polizeiamt und auf die Wache. Ich bäte um alle disponibelen Mannschaften und um einige Kompagnien Militär. — Ich bleibe allerdings fast allein hier zurück. — An Leib und Kragen aber wird's Einem ja wohl nicht gehen! — Das Hausmädchen soll hinter Ihnen abschließen,“ rief er dem Forteilenden nach, „und an der Thür aufpassen, ob etwa mein Schwager und der Herr Strauß heimkehren und Einlaß wollen.“

Ein paar Augenblicke nur verharrte der Zurückbleibende, vor sich hinstarrend und dem immer heftiger brandenden Tumulte lauschend, noch an der Stelle. Dann richtete er sich auf, begab sich festen Schrittes zur Thür seines Arbeitszimmers, öffnete dieselbe etwas geräuschvoll, und trat in der Haltung eines Mannes, der sich seiner Rechte und Pflichten vollbewußt ist, auf die Aufsässigen zu.

Von seiner Umsicht und Klugheit — das hatte er sich längst gesagt, — hing zum mindesten die Erhaltung seines Hauses ab, an dem — wenn es nach dem Wunsche der Tumultuanten ginge, wohl so gut wie kein Stein auf dem andern bleiben würde.

Fünftes Kapitel.

In lange, dunkle Mäntel gehüllt, hatten die beidem Frauen in Begleitung des Dieners durch die unscheinbare Hinterthüre des Hauses den Park betreten.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt und doch prasselte der Sturm mit ungeschwächter Gewalt und brausend auf die Flüchtigen nieder, sodaß die alte Dame, die vor grenzenlosester Aufregung sich so schon kaum aufrecht zu halten vermochte, sich angstvoll und schwankenden Schrittes an ihre kraftvollere Gefährtin anklammerte.

Der Mond war aufgegangen und blickte hin und wieder mit fahlem Lichte auf die gespenstige Jagd der sturmgepeitschten, in rasender Eile vorüberhuschenden Wolkenungetüme.

Zwischen den Stämmen und im Unterholze des einsamen Parkes spielte ein geisterhaftes Zwielicht, das öde, durch tausendfältige Geräusche unheimlich rege Dunkel mit spuckhaften Dunstgestalten belebend.

Gedämpft und wie aus weiterer Ferne drangen durch das Getöse der entfesselten Windsbraut die wüsten Aeußerungen des stetig wachsenden Aufruhrs vor der Front des Herrschaftshauses.

Eine kurze Strecke erst hatten die Flüchtlinge auf einem der Hauptwege des offenbar ganz menschenleeren Parks zurückgelegt, als Giulietta plötzlich den Schritt hemmte und sich hastig dem ihr auf den Fersen folgenden Reitknecht zuwandte.

„Sagen Sie doch, Eckardt," forschte sie, einem plötzlich in ihr erwachten Verdachte unvermittelnd Ausdruck gebend, „Sie haben doch nicht etwa von Herrn Jan Iwanow wieder einen besonderen Auftrag erhalten?"

Es entging ihr nicht, daß der Befragte stutzte.

„Sprechen Sie! — Schon 'einmal ließen Sie sich gegen meinen Willen von dem Herrn überreden. — Ich wünsche durchaus nicht und unter keinen Umständen, mit demselben jetzt zusammenzutreffen," setzte sie erregt hinzu, als der Diener verlegen mit der Antwort zauderte. „Verstehen Sie?"

„Das wußte ich nicht, gnädiges Fräulein!" versetzte der Bedrängte verwirrt. „Herr Iwanow versicherte mich im Gegenteil, daß das Fräulein denselben erwarteten. Hm, — der Herr gab mir allerdings ein gutes Trinkgeld, damit ich nichts von seiner Anwesenheit verriete. Ich weiß freilich nicht, warum!"

„Er bestach Sie! — Dacht' ich's doch!" entschlüpfte es Giulietta, die sich heftig erschrocken der alten Dame zugewandt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Palast des Bey von Tunis. (Siehe Text Seite 327.)

Kunst und Arbeit.

Lebenserinnerung.

Von **Max Dittrich.**

Der Eichbauer, so genannt wegen der prächtigen vor seinem Gute stehenden beiden alten Eichen, galt weit und breit als ein strenger, unbeugsamer Mann mit einem Kopfe voll Bauernstolz und Trotz. Seit dem Tode seiner Frau hauste er mit seinen beiden bildsauberen Töchtern und einer alten Base auf dem Eichenhofe.

Er war ein wohlhabender Mann und seine Mittel hätten es ihm recht wohl erlaubt, der heutzutage auch auf dem Lande ja immer allgemeiner werdenden Sitte zu folgen und seinen Mädchen in einem Pensionate, wie die modernen deutschen Jungfrauenschulen heißen, eine höhere Bildung geben zu lassen; allein er wollte davon nichts wissen.

„Ich bin ein Bauer," sagte er, „und meine Mädels sind Bauermädels und sollen dies auch bleiben. Ich mag nichts wissen von der sogenannten höheren Bildung, die weiter nichts bedeutet, als den Kindern die Nase höher tragen zu lehren, als sich dies mit Rücksicht auf Stand und Bildungsgrad ihrer Eltern geziemt. Klavier spielen, Fran-

zösisch parliren, Romane lesen und dergleichen Pensionsarbeiten werden auf dem Eichenhofe nicht gebraucht, da gibt's andere Dinge zu thun, und meine Mädels haben durch diese die beste Schule, das zu werden, was sie werden sollen: tüchtige Hausfrauen. Salondamen will ich gar nicht aus ihnen machen, die könnt' ich grad' brauchen auf dem Eichenhof!"

Dem Schulmeister des Nachbardorfes, welcher sich einst beikommen ließ, dem Eichbauer anzuraten, seine Aelteste, die Marianne, nach Köln zu schicken, um ihrer geradezu ausgezeichneten Stimme dort kunstgerechte Ausbildung zu Teil werden zu lassen, hat er nicht schlecht geantwortet und ist dabei in hellen Zorn geraten. „So, eine Künstlerin, eine Sängerin möchtet Ihr also aus meinem Kinde machen! Geht mir nur mit Eurer Kunst; die Kunst ist ein Irrlicht, das die Meisten, welche ihm folgen, in den Sumpf und Morast menschlichen Elends und Jammers, und nur Wenige auf die sonnigen Höhen des Ruhmes und der Ehre führt, und selbst dort herrscht nicht die wahre Zufriedenheit, das lautere Glück. Ich will nichts wissen von der Kunst und hasse ihre Jünger, die Musikanten, Farbenkleckser, Komödianten und Bücherschreiber, welche das Geld leicht verdienen, aber auch mit vollen Händen zum Fenster hinausstreuen, unbekümmert um jene Tage, von denen es in der Bibel heißt: Sie gefallen mir nicht! Die Arbeit, die harte saure Arbeit allein ist die wahre Mutter des Menschenglücks, nicht aber die heitere übermütige Gauklerin Kunst. Meine Kinder bleiben der Arbeit geweiht und sollen im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen, nicht aber unstet und flüchtig umherziehen in der Welt oder dereinst in Not und Jammer verderben, wie so manches andere Kind braver rechtschaffener Eltern, das die Lorelei Kunst auch hinabgelockt hat in den Strudel und Wirbel des Künstlerlebens."

Der Eichbauer hatte von seinem Standpunkte aus ein gewisses Recht, so zu reden; sein älterer Bruder Heinrich zog nämlich als wandernder Musikant umher, und obgleich er sich dabei äußerst wohl befand, so hielt der Eichbauer seinerseits ein derartiges Leben doch für ehrlos. Der Heinrich hatte seiner Geige zu Liebe, welche ihn der längst im Grabe ruhende Lehrer des Dorfes spielen gelehrt, dereinst den Eichenhof und die ihm von seinem Vater geworbene reiche Braut im Stiche gelassen; er entwich mit einer wandernden Musikergesellschaft und nahm nur einige Thaler erspartes Geld sowie seine Sonntagssachen mit. Sein praktischerer Bruder dagegen nahm mit dem Eichenhofe auch die Braut Heinrichs. Während er nun den Eichenhof bewirtschaftete, zog Heinrich in der Welt umher und ließ seine Geige machtvoll erklingen, die Herzen der Menschen erhebend und mit den seelenvollen Tönen emporziehend hoch über Staub und Nichtigkeit des Alltagslebens. Heinrich war ein gar berühmter Geiger geworden und ein wohlhabender Mann obendrein, hatte sich auch ein Weib genommen von gar vornehmer Geburt, fand aber nie Ruhe und Rast an einem Orte, sondern war bald da, bald dort. Auf dem Eichenhofe war er schon lange Jahre nicht gewesen, und die Marianne wie ihre Schwester, die Annelies, konnten sich nur noch dunkel erinnern auf den breiten, untersetzten Mann mit den nußbraunen Locken, dem freundlichen wettergebräunten, von einem Vollbarte umrahmten Gesichte und den feinen zierlichen Händen.

Im grauen Staubmantel, die Geige auf dem Rücken, war er manches Mal, als die beiden Mädchen noch kleine Hühnchen gewesen waren, zur Sommerszeit unverhofft auf dem Eichenhofe erschienen, hatte ihnen schönes Spielzeug mitgebracht, war mit ihnen durch Feld und Wald gelaufen und dabei der prächtigste Erzähler gewesen. Und wenn dann der Abendstern heraufgezogen war und die Eichen rauschten draußen vor dem Hofe so seltsam und geheimnisvoll, während das silberne Licht des Mondes durch ihr dichtes Laubwerk sickerte, dann saß Ohm Heinrich unter den Bäumen und spielte so süß, so süß, daß die in ihren Bettchen sitzenden und atemlos lauschenden Mädchen vermeinten, die lieben Englein im Himmel singen zu hören, und die schmeichelnden Töne sie zuletzt in die lieblichsten Träume einlullten. Der Eichbauer aber hatte jedes Mal gebrummt über die Geigerei, weil nämlich auch das ganze Gesinde oftmals Heinrichs holden Weisen lauschte und dabei am Ende gar die Arbeit versäumte. Auch gar lustige Liedchen hatte Ohm Heinrich dem Mariannel und der Annelies gelehrt und herrlich dazu gegeigt, wenn die Kleinen mit ihren hellen frischen Stimmen fröhlich sangen zum Aerger ihres grämlichen Vaters. Am meisten war dieser aber ergrimmt, als die Mädchen einst, wie er Abends vom Felde nach Hause gekommen war, hinten im Obstgarten Ohm Heinrichs Leiblied angestimmt hatten:

Kein besser Leben ist
Auf dieser Welt zu denken,
Als wenn man trinkt und ißt
Und läßt sich gar nichts kränken.
Ich lauf' durch Wald und Feld
Und lach' und sing' dabei;
Hab ich auch nicht viel Geld,
Es ist mir einerlei, es ist mir einerlei!

Der Eichbauer hatte seinem Bruder wegen dieses Liedes gar harte und bittere Worte gesagt und Heinrich darauf seine kleine Nichten geküßt, um dann fortzugehen vom Eichenhofe und nie wieder dorthin zurückzukehren.

Lange Jahre waren seitdem vergangen. Die Eichbäuerin lag schon längst draußen auf dem Friedhofe unter dem Fliederstrauche, und ihre Töchter waren zu gar schmucken Jungfrauen herangewachsen, der Eichbauer aber war alt und grau geworden. An einem Sonntage nach dem Gottesdienste hatte ihn nun der Pfarrer in seine Studirstube gebeten und ihm dort unter Vorlegung verschiedener Zeitungen Mitteilung davon gemacht, daß sein Bruder Heinrich ein gar berühmter Mann geworden sei, vor Kaiser und Königen gespielt habe, allerwärts durch sein Spiel hohe Ehren und große Anerkennung geerntet habe und demnächst auch ein Konzert in Köln geben werde. Der Eichbauer hatte verwundert aufgeschaut und mit wachsendem Interesse die mit nach Hause genommenen Zeitungen durchstudirt, welche des Lobes voll waren über Heinrichs Leistungen. Und schließlich war er gar mit dem Geistlichen hinuntergefahren nach Köln.

Während seiner Abwesenheit vom Eichhofe aber waren daselbst zwei Maler eingekehrt, ein älterer und ein junger, und man hatte sie dort mit offenen Armen aufgenommen, weil sie nämlich just jenes Lied gesungen, das einst Ohm Heinrich den Eichbauerstöchtern gelehrt und welches ihnen vom ihrem Vater verboten worden war, je wieder zu singen. Der junge Maler war, wie die Eichbauerstöchter zu ihrer großen Freude erfuhren, der Sohn des Ohms und mit seinem Lehrer auf einer Studienreise begriffen, auf welcher er auch den Eichenhof für den Vater malen wollte. Sein Lehrer aber hatte das Mariannel vermocht, ihm zum Bilde zu sitzen, und er hatte dasselbe beinahe vollendet, als der Eichbauer, während die beiden Maler einen kleinen Spaziergang unternommen hatten, plötzlich nach Hause zurückkehrte und ins Zimmer hereinpolterte. Mit Verwunderung sah er, daß sich seine ehrsame nüchterne Bauernstube in ein Maleratelier verwandelt hatte. Aengstlich stand die alte Base mit gefalteten Händen an der Thür und fürchtete einen Zornausbruch des Bauern. Seine Töchter aber begegneten seinen fragenden Blicken mit schelmisch lächelndem Antlitze und erzählten ihm, nachdem er die Reisetasche abgelegt und es sich bequem gemacht hatte, die ganze Geschichte.

Und der Eichbauer war ganz und gar nicht böse, sondern gar lieb und freundlich, als dann die beiden Maler wieder hereinkamen, und empfing seinen Neffen wie einen Sohn. Sein Bruder Heinrich hatte ihn nämlich in Köln überaus herzlich empfangen und mit seinem meisterhaften Spiel die Eisrinde um des Eichbauern Herz endlich geschmolzen; die Macht der Kunst hatte ihn bezwungen. Er hatte sogar seinem Bruder von Mariannels herrlicher Stimme erzählt und gab, nachdem Heinrich auf dem Eichenhofe gewesen, Mariannels Stimme geprüft und dieselbe für ganz wunderbar schön erklärt hatte, auch seine Einwilligung dazu, daß das Mädchen zum Ohm Heinrich ging und auf dem Konservatorium ausgebildet wurde.

Seitdem sind auch schon eine ganze Reihe Jahre dahingerauscht. Heute ist Marianne eine berühmte Opernsängerin, deren seltenes Talent alle Welt entzückt, und in ihrem Salon hängt ein großes Bild in Oel, welches die vorstehend erzählte und den Wendepunkt ihres Lebens bildende Heimkehr des Eichbauers, von Köln darstellt und von demselben Maler zur Erinnerung an jene das Leben Mariannels im Eichenhofe abschließende Szene gemalt worden ist, der sie dort abonterfeite, als sie noch Bauerntracht trug. Sie selbst hat mir diese zu dem Bilde gehörige Geschichte erzählt, als ich eines Abends nach dem Theater den Thee bei ihr trank und nach der Bedeutung des den Ehrenplatz einnehmenden Bildes frug.

Der Eichbauer ist gestorben, Ohm Heinrich auch, dessen Sohn aber hat die Annelies geheiratet; Marianne dagegen blieb unvermählt. Der Eichenhof ist in fremde Hände gekommen, die Marianne aber verbringt fast jeden Sommer einige Wochen daselbst und auch auf dem Friedhofe des Dorfes hat sie sich ein Plätzchen zum Ausschlafen von allem Erdenleid reserviren lassen. „Ich war auf dem Eichenhof und in dem Heimatsdörfchen dereinst so glücklich!“ sagt sie stets mit einer gewissen Wehmut, wenn sie der alten Zeiten gedenkt und davon erzählt.

Und ist es denn jetzt nicht die berühmte Sängerin und Künstlerin, umgeben von Reichthum, Glanz und Pracht? fragen gewiß die Leser. Wer kann es wissen und dem Menschen hineinsehen in des Herzens tiefinnersten Schrein. Es ist eben in der Welt nicht Alles Gold, was glänzt; hatte der alte harte Eichbauer am Ende doch Recht gehabt mit seiner Ansicht über die Kunst und der Behauptung: „Nur die harte, saure Arbeit macht den Menschen wahrhaft glücklich und zufrieden?!“

Wer kann es lösen, das große Rätsel des Menschenlebens, wo wohnt das reine, wahre Glück der irdischen Pilgerfahrt?!

(N. A. Z.)

Feuilleton.

Der Palast des Bey von Tunis (siehe Illustration Seite 325) ist ein ebenso schönes als stattliches Gebäude im maurischen Stil, welches sich von seiner zum größten Teil häßlichen und einförmigen baulosen Umgebung sehr zu seinem Vorteile abhebt. Seine gefälligen Formen, der reiche architektonische Schmuck des Palastes, die schlanken Säulen des Portikus, die Balkone und Kuppeln — alles das beweist baukünstlerisches Schönheitsgefühl und bezeichnet in treffender Weise die hohe Stufe, welche die maurische Architektur erklommen hat, und die Entwicklungsfähigkeit des maurischen Geistes, welcher leider der Fatalismus und die Indolenz des Mohamedanismus allzufrüh eiserne Fesseln angelegt haben.

Die Bulgaren. Nimmer will es Ruhe werden auf der Balkanhalbinsel. Ein Volk nach dem andern arbeitet sich heraus aus der Versumpfung, die der Türke zwar nicht ins Land gebracht, wohl aber stets gefördert hat. Jeder Stamm sucht seine Nationalität zur Geltung zu bringen, und augenblicklich interessiren uns am meisten die Bulgaren, die slavischen Bewohner des Fürstentums Bulgarien und großenteils auch der autonomen Provinz Ost-Rumelien, weniger weil sie sich des gegenwärtigen türkischen Joches, das sie nicht allzuschwer drückt, zu entledigen, als des zukünftigen russischen zu erwehren suchen. — Die geschichtliche Vergangenheit dieses Volkes ist nicht uninteressant.

Slavische Stämme unbekannten Namens waren im heutigen Bulgarien schon in römischer Zeit ansässig; da trat im Jahre 679 n. Chr. ein fremder Volksstamm auf, der schon im 5. Jahrhundert aus den unteren Donauländern Plünderungszüge dahin unternommen hatte: die Bulgaren, eine Abteilung der Hunnen und zwar ein Stamm der Samojeden oder doch diesen zunächst verwandt. Jedenfalls aber waren sie Ural-Altaier. Ihre eigentliche Wiege ist unbekannt, man weiß nur, daß sie zuletzt an der Wolga saßen, wo die sogenannten Wolga-Bulgaren das Groß- oder Weißbulgarische Reich stifteten und ihren Staat bis zum 13. Jahrhundert, ihre Nationalität bis zur bleibenden Unterwerfung unter die Zaren von Moskau behaupteten. Andere Bruchteile des Bulgarentums sind die inselartig an der Wolga von Russen eingeschlossenen Gebiete der Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen. Man weiß ferner, daß von dort ein Bruchteil der Bulgaren herabzog und auf ihrem Wege nach der Donau, wahrscheinlich erst im 8. Jahrhundert, sich dem Islam zuwandte. Von den an der Wolga Zurückgebliebenen ist erwiesen, daß sie schon frühzeitig den Islam annahmen und er dort zu ausschließlicher Geltung gelangte. Weniger war dies bei den Donau-Bulgaren der Fall, doch war auch ihr Heidentum mit moslimschen Bräuchen zum mindesten stark vermischt. Diese uralaltaischen Bulgaren unterwarfen sich zwar die slavischen Stämme der Balkan-Halbinsel, wurden aber von diesem, die überwiegende Mehrzahl bildenden Elemente in Kürze völlig aufgeschlürft. Noch zur Zeit des Boris (852 — 888 n. Chr.), des Bulgarenfürsten, der das Christentum annahm und mit Rom anknüpfte, ließ sich das herrschende Bulgarenvolk von den unterworfenen Slaven unterscheiden; aber schon waren slavische Kirchenbücher, war die slavische Liturgie im Lande heimisch und begann sich die junge slavische Litteratur zu entfalten. Mit der Einführung des Christentums erhielten die Bulgaren das cyrillische Alphabet, und im 10. Jahrhundert büßten sie ihre Sprache ein, denn das Slavische ward nun auch ihre allgemeine Schriftsprache. Diese erobernden Bulgaren, stark an Mut und Tapferkeit, aber geringe an Menge, verschmolzen im Laufe von $2^1/_2$ Jahrhunderten mit ihren an Zahl, Bildung und Gesittung ihnen überlegenen slavischen Unterthanen zu einem Volke, und nicht jene, sondern diese waren es, welche dem nunmehrigen Mischvolke ihr Gepräge aufdrückten. Das Element de uralaltaischen Bulgaren hat auf Charakter und Sitten der slavischen Stämme von allem Anfange keinen sichtlichen Einfluß genommen. In der heutigen Sprache der letzteren, dem Neu-Bulgarischen, welches den übrigen südslavischen Idiomen stärker entfremdet ist, lassen sich thrako-illyrische, aber nur sehr wenig finnisch-bulgarische Wurzeln und Formen nachweisen. Die altbulgarische Sprache hat sich als Kirchen- und zum Teil als Schulsprache in Bulgarien, Serbien und Rußland erhalten. Schon im 10. Jahrhundert gab es nicht mehr zwei verschiedensprechende Volksstämme: Bulgaren und Slaven, sondern nur ein Volk: Slaven mit slavischer Sitte und Sprache, aber mit dem Namen Bulgaren. Bloß einige geringfügige Unterschiede gegen die benachbarten slavischen Völkerschaften gestattet der Typus der heutigen Bulgaren zu erkennen.

Der den Bulgaren eigene Typus gelangt am unverfälschtesten zum Ausdruck im westlichen Balkan, wo er von jeher das Terrain ausschließlich behauptete. Der Bulgare ist gewöhnlich gedrungener von Gestalt als der Rumäne und Grieche, muskulös, mehr mager als fett. Schädelform wechselt, neigt aber am Hinterhaupte einer spitzen Verjüngung zu. Gesicht schön oval; Stirn etwas vorragend, Nase mehr geradlinig als gebogen, Augenlider enger gespalten als bei den übrigen Süd-Slaven, Augen daher kleiner erscheinend, mehr Güte als Mut spiegelnd. Augenbrauen kräftig entwickelt, Haupthaar schlicht, blond, selten dunkel. Gesichtsausdruck manchmal ungewöhnlich intelligent, aber stets ernst. Das weibliche Geschlecht ist von mittlerem Wuchse, in jüngeren Jahren von hübschen Gesichtszügen und mitunter sogar schön und von üppigen Formen, übt aber die Unsitte des Schminkens. In Sprache, Berufs- und Sinnesweise, in Tracht ist der Bulgare verschieden vom Serben. Ganz besondere Empfänglichkeit zeigt der bulgarische Städter für das Landleben und unterhält sich gern im Freien mit Spiel, Gesang und Tanz. Am beliebtesten ist der alte Nationalreigen Horo. Im Despoto-Dagh wurde in neuerer Zeit bei den dortigen Pomaci, d. h. moslimschen Bulgaren, eine Reihe alter traditioneller Lieder, Pesma, aufgefunden, welche durch ihren hochpoetischen, in einer weit zurückliegenden heidnischen Epoche wurzelnden Inhalt einzig in ihrer Art unter allen südslavischen Volkspoesien dastehen. Die altslavische Mythologie findet sich hier vermengt mit Legenden der klassischen Völker. Der jüngere bulgarische Volksgesang behandelt im allgemeinen lyrische und heitere Stoffe, Hirten- und Liebeslieder. Erst seit allerneuester Zeit besitzen die Bulgaren auch ein Drama.

Bau und innere Ausstattung des Wohnhauses unterscheiden sich in Berg und Ebene oft sehr charakterisch. In einer Ecke der mit zahlreichen Heiligenbildern, Oellampen, Krügen und Tellern verzierten Prachtstube liegen Teppiche aufgespeichert, die von bewundernswertem Industriebetrieb zeugen. Männer und Weiber der Landbevölkerung wetteifern in Fleiß, Geschicklichkeit und Arbeitseifer. Bei den Bulgaren herrscht überhaupt zwischen Frau und Mann, Mutter und Sohn eine bei den Süd-Slaven seltene Gleichstellung. Charakter weich; bei den Frauen manchmal energisch. Allgemeinste Standesgleichheit. In den Donaustädten ist der Bulgare größtenteils Kaufmann, Krämer und Handwerker, auf den Hochebenen treibt er Viehzucht und Industrie, auf der Tiefebene beinahe ausschließlich Ackerbau, doch baut er wenig mehr als seinen eigenen Bedarf; auch zieht er Seide, Tabak, Raps, Krapprotpflanze, Flachs, Baumwolle und Wein. Am Südabhange des Balkan bildet Rosenöl einen eigenen Industriezweig, aus Zwetschen bereitet der Bulgare den Rakie, Branntwein, sein Lieblingsgetränk. Seine Haustiere sind: Büffel, Ziegen und große Schäferhunde. Der Bulgare steckt, obgleich er sich Christ nennt,

noch ganz in heidnisch-altslavischen Traditionen und Bräuchen; sie bilden so zu sagen seine zweite Religion und haften besonders an den christlichen Feiertagen des Julianischen Kalenders. Dazu gehören die Festlichkeiten zu Blajoveschtschenije (Mariä Verkündigung), die Regenprozessionen, die Vilen oder Feen, welche Feld, Wald, Haine, Quellen und Wiesen beherrschen. Kurz vor Weihnachten feiert die altslavische Fee Koleda ihre Triumphe. — Die bulgarischen Ehen sind ungemein fruchtbar, kommen aber meist sehr prosaisch zu Stande. Namentlich auf dem Lande nehmen die Eltern auf die Wahl des Mädchens den größten Einfluß. Physische Stärke und Arbeitsamkeit sind die geforderten Haupteigenschaften. Verlobung, Trauung und Vermählung gehen unter einer Reihe von Zeremonien vor sich, wobei der Nachweis der Jungfräulichkeit der Braut keine unwichtige Rolle spielt. Ueberall wird der Keuschheit der Mädchen bei den Bulgaren ein hoher Wert beigelegt und sie wird im Allgemeinen auch sehr gerühmt, desgleichen die eheliche Treue der Frauen; nur selten heiratet eine Witwe nochmals. In den Tod ergibt sich der Bulgare mit stoischer Resignation, denn er glaubt nicht nur an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, sondern auch an ein physisches Weiterleben des Verstorbenen; daher der Gebrauch der seltsamen Totenmahle.

Die große Neigung des Bulgaren zum Mysticismus, sein Streben, alles Außerordentliche auf übernatürliche Einflüsse zurückzuleiten, führt zu einem Aberglauben, dem jedoch alle poetischen Anklänge fehlen. Er ist von einem rohen Materialismus erfüllt mit der Vorstellung, als führe der Tod den Menschen in eine andere Welt, in welcher er sein physisches Leben nur einfach fortsetzt. Seit Jahren haben indes die Bulgaren sehr anerkennenswerte Fortschritte auf intellectuellem Gebiete gemacht und wenden namentlich dem Schulwesen eine besondere Pflege zu. Sie sind bildungsfreundlich, mit praktischem Sinne begabt, und besitzen ein deutlich ausgesprochenes Talent für Maschinenbau und Industriebetrieb, so daß man in den Bulgaren das künftige Industrievolk der Türkei erblicken darf. — Außerhalb der oben angegebenen Grenzen giebt es noch etwa 45 000 Bulgaren in Bessarabien, 11 000 in Cherson, 2500 in Taurien; sie gehören alle der griechischen Kirche an und heißen schwarze Bulgaren, wenn sie aus Makedonien und Bulgarien stammen und bulgarisch sprechen: Gagauzen, wenn sie aus der Gegend von Varna und aus der Dobrudscha stammend, türkisch reden. In der österreichisch-ungarischen Monarchie leben ferner noch weitere 30 000 Bulgaren, in Serbien ihrer 100 000. Nach Konitz dürfte die Zahl der Bulgaren auf der Balkanhalbinsel in annähernd richtigster Schätzung 5 Millionen Köpfe betragen.

Ein sehr interessanter Indianerstamm ist der der Arawaken oder Arrowakka. Dieselben wohnen in Südamerika und nennen sich selbst Lukkunu (Menschen). Benachbarte Stämme gaben ihnen den Namen Aruak, z. D. Mehlesser, eine Bezeichnung, die daher kommt, daß die Welt in ihnen die Erfinder der Tapioca-Bereitung zu verehren hat. Aber nicht allein aus der Wurzel der Mandioca, sondern auch aus dem Marke der Miriti-Palme (Mauritia flexuosa) wußten sie Salzmehl zu bereiten. Ehemals bewohnten die Arawaken das ganze Küstengebiet zwischen dem Amazonenstrom und dem Golf von Paria, von wo sie auf einzelne der naheliegenden Inseln, ja selbst auf Haiti übersetzten. Gegenwärtig soll ihre Anzahl kaum 2000 Seelen betragen; ihr Wohngebiet beschränkt sich auf den Landstrich zwischen den Flüssen Corentyn und Pomerrun in Guyana, als dessen gesittetste und gewerblich betriebsamste Indianer sie gelten. Die Farbe ihrer Haut ist nicht dunkler als die der südlich-europäischen Völker und sie sind der einzige dortige Stamm, der die Leiber nicht bemalt, sondern nur im Gesicht einige dunkelblaue Tätowirungen anbringt. Nur die Weiber am Orinoco bemalen sich Arme und Beine. Das Haar tragen die Männer kurz geschnitten, die Weiber winden ihr langes glänzend schwarzes Haar um den Wirbel in eine Art Nest, oder sie lassen es in schönen Flechten hinabhängen. Sind nun schon die Arawaken überhaupt ein schöner kräftiger Menschenschlag, so sind ihre jungen Mädchen wegen des herrlichen Ebenmaßes und der kräftigen Fülle ihrer Formen, sowie der interessanten antiken Gesichtsbildung und ihrer schwarzen großen Augen in der Kolonie-stadt Georgetown berühmt. Die Wohnungen der Arawaken bestehen aus großen viereckigen meist offenen Hütten mit hohem, fast bis zur Erde reichendem Palmendach, in deren Innerem große Reinlichkeit und Ordnung herrschen. Ein großer Teil der an der Küste wohnenden Arawaken ist zum Christentum bekehrt und jetzt auf Veranlassung der Missionäre bekleidet. Die Männer tragen Hemd und kurze Beinkleider, die Weiber einen kattunen, von der einen Schulter herabhängenden Rock. Sind sie jedoch unter sich, so werfen sie mit größtem Vergnügen alle Kleidung wieder ab und begnügen sich mit ihrem altgewohnten kleinen Lederschurz. Sie treiben Vielweiberei, oft besitzt ein Mann 4—5 Frauen. Nach dem Tode eines Verheirateten besitzt der nächste Anverwandte das Recht auf die Witwen, die, im Falle sie andere wünschen, dem Verwandten durch Bezahlung mit einer Flinte, einem Boot oder dgl. abgekauft werden müssen. Allgemein üblich ist die Blutrache. Alle Familien des Stammes werden nach der weiblichen Linie benamt, so daß ein verheiratetes Weib den Namen ihrer Mutter behält, und dieser auch auf ihre Kinder übergeht; dabei ist streng verboten, sich mit Personen gleichen Namens zu verheiraten. Meist werden die Ehepaare bereits, noch wenn sie Kinder sind, von den Eltern für einander bestimmt, und der junge Bräutigam hat alsdann bis zum Eintritt der Mannbarkeit seiner Braut bei deren Eltern Knechtsdienste zu leisten. Die Mütter säugen ihre Kinder mehrere Jahre lang und übergeben die älteren, falls frischer Nachwuchs kommt, der Großmutter zum Säugen; — die Weiber suchen nämlich alle die Milchproduktion bei sich zu erhalten, indem sie außer Kindern auch junge Affen und andere junge Säugetiere, selbst Wildschweinchen die Brüste reichen. Unter sich benehmen sich die Arawaken höflich und bescheiden, besonders erweisen jüngere den älteren die höchste Achtung. Ihre Sprache ist ungemein wohlklingend, obgleich sie nur 18 Buchstaben haben.

Riesenschiff der Vorzeit. Ptolemäus Philopator, König von Aegypten, ließ ein Schiff bauen, das 420 Fuß lang, 56 Fuß breit und vom Kiel bis zum Vorderteil 72 Fuß hoch war. Mit 4000 Ruderern, 400 Dienern und 2820 Seeleuten war es bemannt. Nach heutiger Berechnungsart müßte es 6445 Tonnen gehabt haben.

Russische Sprüchwörter. Wie man den Strang zieht, so lauten die Glocken. — Wenn die Mücke auf der geschwungenen Glocke sitzt, so hält sie sich für den Glöckner. — Wenn man dem Schafe die Wolle abscheert, so geschieht es nicht, um ihm einen Rock daraus zu machen. — Wenn man den Flug der Vögel lobt, wackelt die Ente mit dem Kopfe. — Hänge das neue Werg erst an die Kunkel, wenn das alte versponnen ist. — Wo gefegt werden soll; findet sich schon ein Besen. — Wenn die Hühner gackern, gibts Eier, wenn die Weiber gackern, sind keine da. — Mit der Zeit werden Eicheln zu Eichen.

Die Nassauer Hymne, ein Loblied auf Wilhelm von Oranien, kann als eine Vorgängerin der Marseillaise betrachtet werden. Gedichtet gegen Ende des XVI. Jahrhunderts ward sie beinahe 200 Jahre nachher noch von den Holländern mit mächtiger Begeisterung gesungen. Man tanzte sogar nach ihr, alle Glockenspiele brachten sie zu Gehör und von allen Türmen blies man sie in's Land hinein. Ihr Verfasser, Hochmögender Bürgermeister von Antwerpen Johann von Mastix, starb 1598.

Königlicher Spaß. Im großen Garten des Schlosses Aranjuez, dieses ehemaligen Paradieses von Kastilien, wo Philipp II. Hof jene „schönen Tage" verlebte, deren Schiller in „Don Carlos" gedenkt, befand sich das berühmte Wasserspiel El Burladero (der Spötter), mit dessen Hülfe Ferdinand VII. gern alle Personen in Verlegenheit und Schrecken brachte, die ihm zum erstenmale in Aranjuez ihre Aufwartung machten. Das Wasserspiel bestand aus mehreren Reihen sehr dünner Wasserstrahlen, die im Halbkreis nach allen Richtungen hin den nicht eingezäunten Rundteil bis zur Höhe von 4 Fuß bestrichen. Aus grüngestrichenen, Fußschemeln gleichenden Brettern, die rundumher vor Sitzbänken lagen, spritzte aus unzähligen kleinen Löchern das Wasser hervor, alle näßend, die, vom Könige geführt, des Rundteils Mitte betraten. Der König allein hatte den Schlüssel zum Burladero. Er blieb stets am Eingange stehen, schloß das Wasserspiel auf und amüsirte sich über das Hin- und Herrennen der entsetzten Hofleute „königlich". Den einzigen Ausgang sperrte der König in höchsteigener Person; natürlich wagte niemand ihn zur Seite zu schieben, und der feuchte Scherz dauerte so lange, als es seiner Majestät beliebte.

Die erste türkische Druckerei ward in Konstantinopel 1727 unter Sultan Achmet III. eingerichtet; der Mufti gab eine Fetwa, der das Unternehmen für hochnützlich erklärte; in einem eigenem Hattischerif pries der Sultan sich glücklich, daß seine Regierung durch einen so großen Segen des Himmels ausgezeichnet worden sei. Auch die Memos gaben ihre Zustimmung, verboten aber ausdrücklich, den Koran und Schriften über Mohamed's Glaubenslehre unter die Presse zu bringen. Es würde gottlos sein, sagten sie, Gottes Wort zu quetschen und zusammenzupressen.

Wo Bartel den Most holt ist Abkürzung von: „St. Jürg weiß, wo Bartel den Most holt," und wird so erklärt: Um St. Georgii sieht man bereits an dem Weinstock, was er auf Bartholomäi verspricht. „Der weiß, wo Bartel den Most holt" heißt also: Der ist über dies oder jenes gut unterrichtet (oder kann freilich darüber unterrichtet sein).

Ein Muster von einem Pfarrer. Ein Pfarrer zu Montavino im Königreich Neapel pflegte an Landleuten, die bei ihm zur Beichte kamen, als Buße aufzugeben, daß sie einen Oelbaum, eine Rebe oder irgend einen Obstbaum pflanzen und pflegen sollten. Die Gegend seiner Pfarrei, die ehemals als die unwirtbarste Gegend im Königreich galt, verwandelte sich allmälich in einen Garten.

Nicht sehr arbeitssam können die alten Lithauer gewesen sein, nach verschiedenen ihrer „Damos" zu urteilen, jener wahrhaft poetischen Volkslieder, auf deren Wert zuerst kein Geringerer, als Herder aufmerksam machte. Man beachte folgendes „Sonntagslied":

Ist schon wieder da, ist schon wieder
Da der liebe Sonntag.
An dem Montag, an dem Dienstag
Sind wir alle trunken.
Mittwoch und auch Donnerstag noch
Leiden wir am Nachweh.
Freitags, Samstags machen wir dann
Fertig alle Arbeit.
Dann ist wieder, dann ist wieder
Da der liebe Sonntag.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 42. Unterhaltungs-Beilage. August.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.** (Fortsetzung.)

„Ich handelte bei Gott im besten Glauben," verteidigte der Reitknecht sich bestürzt. „Gerade der Herr Iwanow machte mich vorhin, als ich vom Stalle ins Haus kam, darauf aufmerksam, daß das Fräulein in höchster Gefahr wären und fliehen müßten. Hernach erst achtete ich selber auf die Schmäh- und Drohrufe, die Ihnen galten. — Ich sollte die Damen ihm nur schnell zuführen, trug er mir auf. Er würde sie schon in Sicherheit bringen."

„Der Elende!" flüsterte Giulietta mit bebenden Lippen der Mutter zu, die dem Diener starr vor Staunen gelauscht hatte. „Ich mag es nicht ausdenken, was der Nichtswürdige im Sinne hat!"

Sie wußte, daß der gesamten Dienerschaft auf ihren ausdrücklichen Wunsch die wahren Gründe, weshalb Jan Iwanow so plötzlich das Haus verlassen, unbekannt geblieben waren, und konnte deshalb überzeugt sein, daß der Reitknecht, der sich bisher ohnedies als einen treuen Diener bewährt, die volle Wahrheit berichtete.

„Wo erwartet der — der Herr uns?" fragte sie mit fliegendem Atem.

„Am Weiher, dort drüben, Fräulein!"

Er deutete gerade aus.

„So werden wir rechts gehen, — hier!" entschied Giulietta kurz, mit der Mutter einen schmalen Seitenweg einschlagend. „Wir kommen ja auch so ans Ziel!"

„Ich bitte sehr um Verzeihung," murmelte der Reitknecht kopfschüttelnd „wenn ich in bestem Glauben doch nicht im Sinne der Herrschaft handelte!"

„Schon gut!" beschwichtigte Giulietta ihn. „Sie trifft keine Schuld!" — Beeilen wir uns nur! — Sobald wir beim Nachbar sind, kehren Sie ins Haus zurück. Verstehen Sie?"

„Ganz wohl, gnädiges Fräulein!"

Kaum hundert Schritt mochten die Eiligen im Verfolg jenes Seitenpfades zurückgelegt haben, als Frau Schaller, deren Kräfte sichtlich mehr und mehr erlahmten, erschöpft stehen blieb und Giulietta zurückhielt.

„Du eilst so, Kind!" stammelte sie atemlos und sich schwer an ihren Arm klammernd. „Ich kann kaum noch vorwärts. — Mir ist sehr schlecht! — Der Schrecken, der furchtbare Sturm, diese — diese Heimtücke des Nichtswürdigen, — es benimmt mir alle Kraft! — Himmlischer Gott!" stöhnte sie erschauernd und mit starren Augen wie fassungslos zurückhorchend, „so höre doch nur, wie diese Menschen lärmen und toben! — Wenn Schaller — es ist gräßlich, — wenn ihm nur kein Unglück zustößt! — Ich fürchte mich, Kind!"

„Fasse Dich, liebste Mutter! Um Gotteswillen, ermanne Dich!" suchte Giulietta die Kraftlose aufzurichten. „Raffe Dich auf! — Wir nehmen Dich in die Mitte. So wird es gehen!"

Der Diener, der auf einen Wink des Mädchens herzugesprungen war, fuhr erschrocken auf, kaum nachdem er der alten Dame seinen Arm zur Stütze gereicht. Gespannt forschte er vor sich hin in die Nacht hinaus, in das unheimliche Getöse, das der Sturm in dem krachenden Geäst der Baumriesen aufwühlte.

Noch ehe er jedoch einer Befürchtung Giulietta gegenüber, die fürsorglich um ihre verzweifelte Begleiterin besorgt war, Ausdruck gegeben, tauchten plötzlich dicht vor ihnen ein Paar dunkle Männergestalten auf, deren Aeußeres — wie er trotz des zwielichtigen Dunkels sofort erkannte, — nichts weniger als vertrauenerweckend war.

Giulietta prallte bei der unverhofften Begegnung bestürzt zurück, faßte sich jedoch schnell; die alte Dame dagegen, deren Geistesgegenwart und Selbstbewußtsein längst auf's Aeußerste erschüttert war, hatte ein heftiges Entsetzen so betäubend gepackt,

daß sie mit lautem Aufschrei zur Seite taumelte und, beide Hände vor's Gesicht schlagend, schreckstammelnd in sich zusammensank.

„Holla, was giebts denn hier?" hörte Giulietta den einen der beiden Männer in polnischer Sprache fragen, worauf der andere mit rohem Lachen antwortete:

„Frauenzimmer vom Schloß, Severin! Ich erkenne den Lakeien, trotzdem er wohlweislich seine bunte Jacke — ausgezogen hat!"

Unwillkürlich schauerte Giulietta unter den rohen Lauten zusammen, und starrte mit unsteten Blicken und wie ratlos von den Ankömmlingen auf die Ohnmächtige und den Diener, der die letztere kaum vor jähem Sturze dadurch zu bewahren vermocht, daß er sie in seinen Armen auffing.

Wenn sie aber gehofft und erwartet hatte, daß die beiden Menschen, die augenscheinlich zu den Tumultuanten gehörten, an ihnen vorüberziehen würden, ohne sie weiter zu behelligen, so sollte sie sich empfindlich getäuscht sehen.

Ehe sie es sich versah, und ehe sie noch die Unverschämtheit eigentlich begriffen, hatte der letztere der beiden ihr plötzlich die Kapuze ihres Mantels vom Kopfe zurückgezerrt und ihr so frech ins Gesicht gestarrt, daß sein struppiger Bart ihr fast die Wange streifte.

„Sollt' die Larve doch kennen!" schrie er seinem Begleiter mit höhnischer Geberde zu. „Sie ist's! — Sie ist's wirklich, Mierski! — Ist Euch wohl zu warm geworden im Nest, he?" wandte er sich dann mit rohem Lachen dem erschrockenen Mädchen zu, das vor unbeschreiblicher Aufregung zu keinem Entschlusse gelangen konnte und wie hilfesuchend um sich blickte. „Wollt' wohl ausfliegen, ehe man Euch die glänzenden Federn rupft! — Von der Hexenprobe hat man sich aber doch 'nen hübschen Spaß versprochen. Werdet sie doch wohl bestehen und die da," — er deutete in die Richtung, aus welcher der Tumult herüberhallte, — „nicht ausführen wollen, he?"

Erst jetzt hatte der Reitknecht seine Geistesgegenwart in so weit wieder erlangt, die Ohnmächtige in Giuliettas Arme zu legen und den Unverschämten in fester Haltung entgegen zu treten.

„Machen Sie Platz!" rief er denselben energisch an. „Gehen Sie Ihrer Wege! — Sie sind nicht befugt sich hier aufzuhalten."

„He, he, — der Faulenzer will ja hoch hinaus, Severin!" lachte der Hintermann der beiden höhnisch.

„Sie werden einer alten kranken Dame, der ein Unfall zustieß, doch nicht im Wege sein?" rief der Reitknecht gereizt. „Ein Schandkerl, der das wollte!" setzte er unvorsichtig hinzu.

„Haltet's Maul!" schrie sein Gegner wild auf ihn ein. „Zieht ab mit der alten Hexe! Wollen Euch nicht im Wege sein! — Die junge aber," fuhr er mit rohem Lachen fort, „die geht mit uns! — Verstanden?"

„Sieh, Severin," wandte er sich dann flüsternd seinem Begleiter zu, „siehst Du's blitzen und glitzern an dem Dämchen? Längst schon hab' ich ein Auge auf den Schmuck. Was meinst', he? — Hernach bringen wir sie den andern! So merkt's kein Mensch, wenn wir der Verschrieenen das Ding abnehmen."

Obgleich der Reitknecht die beiden Strolche wiederholt aufgefordert hatte, Platz zu machen und trotz des vielfältigen Getöses um sie her, war Giulietta kein Wort des rauhen Geflüsters entgangen.

„Gebt Raum, sonst passirt ein Unglück!" schrie der Reitknecht drohend. Der Biedere hatte sich eines derben Astes bemächtigt und schien nicht übel Lust zu haben, die Kerle anzugreifen.

„Halten Sie ein, Eckardt!" raunte Giulietta ihm in fliegender Hast zu. „Was wollen Sie machen gegen die beiden? — Wir sind in Lebensgefahr und sind verloren, wenn die übrigen uns bemerkten."

Noch ehe eine Entgegnung auf die Drohung des Dieners gefallen war, — die beiden Strolche mochten im ersten Augenblick doch etwas verblüfft sein, — hatte Giulietta ihr Diamantenhalsband losgenestelt und hielt es denselben gelassen hin.

„Da, nehmt das, — an Geldesstatt! Wir lösen uns aus! — Nun geht aber auch Eurer Wege!"

„O, o!" versetzte der Polnische, der ihr zunächst gegenüberstand und den Schmuck mit gieriger Hand gepackt hatte, „wir sind ja keine Räuber, Fräulein! — Solch' freiwillige Gabe aber zurückweisen, wäre ja 'ne Eselei! — Schönen Dank also!"

„Glückliche Reise!" setzte der andere spöttisch hinzu, mit nicht minder gieriger Hand und argwöhnisch mit seinem Gefährten zugleich das Halsband packend. „Solche Hexe, Mierski, ist mir denn doch noch nicht vorgekommen!"

In dem Augenblicke, als die beiden Strolche sich mit seltsamer Hast entfernten, und Giulietta sich schluchzend zu der Ohnmächtigen niederbeugte und ihr blasses Antlitz küßte, wie wenn sie ihr danken wollte, daß der von jener wie ein Talisman gehaltener, von ihr jedoch so oft bespöttelte und seiner wunderlichen Inschrift wegen verlästerte Halsschmuck, den sie wider Willen und nur auf deren Bitten beständig getragen, sie aus schmachvollster Lebensgefahr gerettet, in diesem Augenblick einer heftigen Erschütterung, da sie selbst sich nicht mehr gegen die dunklen Mächte des Aberglaubens gefeit sah, ließ sich trotz des brausenden Getöses, das die Luft erfüllte, plötzlich ein beunruhigendes, wie von eiligen Schritten herrührendes Knirschen des Kieses vernehmen und gleich darauf erschien in Begleitung der zurückkehrenden beiden Polnischen eine hastende, mit allen Zeichen einer hochgradigen Erregung gestikulirende Gestalt auf dem Wege, bei deren Anblick Giulietta im Innersten erbebte und entsetzt zur Seite wich.

Ohne Zweifel war Jan Iwanow, der die ungezügelt entfesselten Leidenschaften einer rohen und ungebildeten, in düsterstem Aberglauben befangenen Menschenmasse seinen persönlichen Zwecken nur zu sehr dienstbar zu machen gewußt, durch jenen gellenden Aufschrei der von tiefer Ohnmacht Ueberwältigten herbeigelockt worden, und allem Anschein nach sollte es dem Elenden gelingen, sein teuflisches Rachewerk, das in einem wesentlichen Punkte schon zu scheitern gedroht, mit allem ersehnten Erfolge durchzuführen. Alle Umstände hatten sein verruchtes Vorhaben begünstigt, und mit tückischer Freude insbesondere war von ihm die Abwesenheit der Pavillonbewohner bemerkt worden, deren einer, wie er sich besorgt gesagt, ihm nur zu leicht einen Strich durch die Rechnung hätte machen können.

Er ahnte nicht, wie nahe schon der Gefürchtete war; und wenn er es geahnt hätte, so wäre er jetzt um den Preis Giuliettas nicht vor einem Kampfe auf Tod und Leben zurückgewichen.

Er betrachtete das entsetzte Mädchen als seine Beute. Diese Gewißheit züngelte aus seinen brennenden Blicken, diese Gewißheit spreizte sich in jedem seiner leidenschaftlich verzerrten Züge.

Ohne den Reitknecht und die noch immer bewußtlos in dessen Armen Ruhende weiter eines Blickes zu würdigen, hatte er sich Giulietta bis auf Schrittweite genähert.

„Folgen Sie mir! Ich bitte darum!" rief er ihr mit verhaltener Stimme zu. „Ich werde Sie führen. — Sie schweben in höchster Gefahr! — Ihr Beide, Severin," wandte er sich sodann den beiden Polnischen zu, „seid hier jetzt überflüssig. Ihr haftet mir dafür, daß die alte Dame und dieser Mann hier" — er zeigte auf den Reitknecht — „sofort und unbehelligt ins Haus zurückkommen. Sollte der Mann sich dummerweise widersetzen, so — so nehmt ihn in Eure Mitte! Vorwärts!"

Eine namenlose Angst hatte Giulietta ergriffen. Sie fühlte, daß sie wankte, wie wenn ihre Kräfte unter den furchtbaren Eindrücken, die sie in unaufhörlicher Folge und in immer gesteigertem Maße so erschütternd bestürmten, ihr den Dienst versagten. Mehrmals setzte sie zu einer Entgegnung an. Sie vermochte nichts als ein wirres Stöhnen über die Lippen zu bringen. Mehrmals hatte sie sich vergebens aufzuraffen versucht; sie fühlte sich wie gelähmt.

„Ich würde Ihnen raten, Giulietta," flüsterte Jan Iwanow der Fassungslosen zu, als er ihr Bestreben durchschaute, „sich nicht zu sträuben und sich widerstandslos in meine Anordnungen zu

fügen, denn wenn die wilde Horde da drüben von Ihrer Gegenwart hier hörte, stehe ich für nichts!"

Seine Stimme zitterte in ungeheurer Aufregung und eine grenzenlose Leidenschaft brannte in seinen flackernden Blicken.

Mit hartem Griff packte er die Widerstandslose, die auf ihn hinstarrte, wie wenn sie ein schreckhaftes Traumgesicht schaute, plötzlich bei der Hand, umfing mit dem andern Arm ihre Hüfte, und schleppte das wie geistesabwesende Mädchen so dem nächtigen Dunkel entgegen, das ihm abseits des Weges aus sturmgeschütteltem Unterholze entgegengähnte.

„Haben wohl niemals geglaubt, Giulietta!" flüsterte er ihr mit einer Stimme zu, aus der finsterer Hohn und glühendste Erregung zugleich hervorklang, „daß Sie mir den Hieb von neulich einmal büßen müßten. Jetzt sind Sie in meiner Gewalt und keine Macht der Erde soll Sie mir wieder entreißen."

Bei diesen Worten erst schien es, als ob Giulietta die volle Besinnung und damit die Kraft des Geistes und des Körpers zurückerlangt hätte. Mit übermenschlicher Anstrengung suchte sie sich dem Entsetzlichen zu entwinden, und da ihr das nicht gelang, entfuhren gellende Hilferufe unwillkürlich ihren schreckgebleichten Lippen.

Jan Iwanow preßte der Schreienden, die sich in seinen Armen wand, die Hand auf den Mund.

„Wollen Sie denn durchaus ins Verderben rennen?" raunte er ihr mit stockendem Atem zu. — „Ergeben Sie sich endlich in Ihr Schicksal. — Schwören Sie mir, die Meine sein zu wollen, Giulietta, mir anzugehören als mein rechtmäßiges Weib, — und es soll Ihnen nicht das geringste Leid geschehen."

„Nichtswürdiger, — Nichtswürdiger!" stammelte die Ringende außer sich. „Ich verachte Sie! — daß Gott Sie strafe und Ihr verruchtes Thun!"

Umsonst bot sie eine lange Weile Alles auf, um sich aus den Armen des Elenden loszureißen.

Plötzlich jedoch fühlte sie sich von ihrem Gegner freiwillig preisgegeben.

Der Pole hatte die sich übermenschlich Sträubende fahren lassen und starrte horchend in das Dickicht zur Seite.

Ein Brechen von Zweigen, ein stoßweises Rascheln des Laubes hob sich vernehmlich aus dem gleichmäßigeren Getöse des Sturmes ab.

„Sei's, wer will!" schrie Jan Iwanow mit wilder Geberde auf! „Ich lasse Dich nicht, und wenn Himmel und Hölle sich gegen mich aufthun."

Mit aller Kraft umschlang er das Mädchen von neuem und suchte die Widerspenstige mit sich fort zu schleppen.

Da drang plötzlich ein lauter Ruf aus nächster Nähe auf die Ringenden ein, der sie beide erbeben machte.

„Giulietta!" rief eine übermächtige Stimme, daß es trotz Sturmesbrausen wie ein rollender Donner durch den Park hallte.

„Gottfried!" jauchzte die Erschütterte mit letzter Kraftanstrengung. „Gottfried!" drang es noch einmal unwiderstehlich über ihre Lippen.

Ein krampfhaftes Schluchzen rang sich unaufhaltsam in ihr empor, und heiße Thränen entstürzten plötzlich ihren Augen.

Zweige krachten, dumpf dröhnte der elastische Waldboden unter unaufhaltsamen Schritten; dann brach wie ein wilder Eber eine Riesengestalt aus dem Dickicht hervor.

„Severin, hierher!" brüllte Jan Iwanow zu Tode erschrocken. „Hierher, Mierski! Zu Hilfe, zu Hilfe!"

Ein einziger furchtbarer Faustschlag stopfte dem elenden Schreier plötzlich den Mund. Wie ein Blitzstrahl war es auf ihn niedergeprasselt, und lautlos, wie gemäht, war Jan Iwanow zu Boden gestürzt.

„Giulietta, Giulietta!" schrie Gottfried freudestammelnd, und beide Arme hoch aufreckend, wie wenn er dem Himmel danken wollte, und sich zugleich seiner Riesenkraft bewußt werdend, der, wie er wähnen mochte, vielleicht noch Schweres bevorstand, „Gott sei Dank und tausendmal Dank, daß ich Sie auffand! Ich rannte voraus. Wie eine schreckliche Ahnung kam's über mich. Ich ließ mich nicht zurückhalten. Der Herr Oheim . . . . Hierher!" unterbrach er sich laut rufend. „Hierher Herr Professor! — Er folgte mir auf dem Fuße. Am Pavillon lief ich ihm davon, als ich meinen Namen, — so war mir's — als ich Ihre Stimme hörte. — Fräulein," fuhr er gefaßter fort, „liebes Fräulein, weinen Sie nicht. Es zerreißt mir das Herz. Niemand soll wagen, Ihnen noch ein Haar zu krümmen. Mit meinem Leben bürge ich Ihnen dafür. — Und wer ist der Schuft da," brauste er plötzlich auf, den bewegungslos am Boden Hingestreckten mit flammenden Blicken streifend, „der feige Schurke, der sich unterstand, Sie zu bedrohen? — Herr Gott!" unterbrach er sich selbst, „ist's der Pole gar, der saubere Herr Jan Iwanow?"

Giulietta stand an den Stamm eines Baumes gelehnt und schluchzte fassungslos vor sich hin.

Der Sturm hatte mehr und mehr nachgelassen, die Nacht war mondheller geworden, und Gottfried entging keine Miene des auf's tiefste erschütterten Mädchens.

Ehe sie jedoch auf seine Frage noch geantwortet, wurde der weiterhintosende Tumult aus nächster Nähe plötzlich durch wilde Laute und Verwünschungen übertönt, und Gottfried sah, wie Giulietta erschrocken auffuhr.

„Gott im Himmel!" stammelte sie außer sich. „Die Mutter, — retten Sie sie! Und Eckardt, der Reitknecht, dort, — er wird den beiden unterliegen."

Die Stimme versagte ihr und wie totmüde schloß sie die Augen und lehnte sich zurück an den Baumstamm.

Gottfried war davongestürmt und hatte nach wenigen Schritten die vorhin Zurückgebliebenen erreicht.

Mit einem Blicke übersah er, was sich ereignete.

Frau Schaller mußte soeben erst aus ihrer Ohnmacht erwacht sein, denn sie starrte auf die drei dunklen Gestalten vor ihr, die handgemein geworden waren, und einen unentwirrbaren Knäuel zu bilden schienen, als ob sie nicht begriffe, was um sie vorgehe.

Ein wildes Lächeln zuckte um Gottfrieds Lippen und wie zu gewaltiger Kraftäußerung holte er tief Atem, als er sich langsam den Ringenden näherte. Alle Muskeln seines athletischen Körpers waren auf's Aeußerste gespannt. Mit funkelnden Augen eine Gelegenheit erspähend, packte er plötzlich zu und riß mit einem einzigen gewaltigen Rucke die Ringenden auseinander.

Mit jeder Faust hatte er einen der Strolche, die seine Annäherung nicht bemerkt haben mußten, am Kragen gepackt, und es war, als ob deren Körper eine längere Weile über dem Erdboden schwebten, als der riesenstarke Mann — dessen Herkulesarbeiten einst eine verblüffte Zuschauerschaar bestaunt, — die beiden Strolche aneinanderrieb, daß ihnen die Knochen im Leibe krachten und sie vor Schmerz aufbrüllten.

Gerade als er sie vor sich her stieß wie ein Paar wehrloser Knaben, und in dem Augenblicke, als der Professor mit einer brennenden Fackel in der Nähe auftauchte, hatte Eckardt sich vom Boden aufgerafft, und hieb nun mit seinem Knüttel so grimmig auf die grenzenlos verblüfften Kerle ein, denen er vorher schon den erpreßten Schmuck wieder abgenommen, daß sie aufstoben, wie wenn der Leibhaftige ihnen im Nacken säße, und, so schnell sie konnten, das Weite suchten.

„Hierher, Herr Professor!" schrie Gottfried, welcher schon der alten, aus ihrer Betäubung erwachten Dame hülfreich beigesprungen war, die flehentlich und immer wieder bat, daß man sie zu ihrem Gatten zurückbrächte. „Eine gute Idee, Ihre Fackel, wahrhaftig! — Bleiben Sie hier! Sprechen Sie der Bedauernswerten Mut ein. Das Schlimmste ist ja wohl überstanden. Wir müssen sofort ins Haus zu kommen suchen. Das muß gelingen. Wir könnten auch nirgends mehr durch ohne ernstliche Gefahr. Im Park wimmelt es von Händelsuchenden. Und die Frauen sind schon jetzt zum Tod erschöpft und können nicht weiter. Rufen Sie den Reitknecht zurück. Erwarten Sie mich hier. Ich bin sogleich wieder da. Gehe nur Giulietta — das Fräulein holen!"

Als Gottfried dem Mädchen wieder gegenübertrat, das noch an derselben Stelle verharrte, bemerkte er, daß im selben Augenblick der zu Boden Gestreckte sich hastig aufraffte, und wie ein huschender Schatten im nahen Unterholze verschwand.

Einen Moment nur dachte Gottfried an seine Verfolgung. Dann aber wandte er sich kurz entschlossen dem Mädchen zu, und bat dasselbe, ihm sogleich zu folgen, um mit den Uebrigen so schnell wie möglich ins Haus zurückzugelangen.

Willenlos und mit niedergeschlagenen Augen schloß Giulietta sich ihrem Retter an.

Erst als er der Schwankenden zaudernd seinen Arm zur Stütze bot, schaute sie mit einem so innigen und rührend dankbaren Blick zu ihm auf, daß dem riesenstarken Manne der Atem stockte und er — ohne zu wissen was er that, — ihre Hand fest in die seine preßte.

„Vorwärts, vorwärts!" rief ihnen der Professor in höchster Erregung entgegen. „Mir scheint, als ob da hinten sich schon allerlei Gesindel ansammelte. Die Schwester, lieber Strauß, besteht darauf, zu Schaller zurückzukehren, sonst würde ich's doch für ratsamer halten, zu versuchen, in die Stadt zu gelangen."

„Wenn's Ihnen recht ist, Herr Professor," unterbrach ihn Gottfried, der nur mit halbem Ohre zugehört hatte, „so übernimmt Eckardt mit der Fackel die Nachhut. Ich gehe mit dem Fräulein voraus und hoffe, uns schon Bahn zu brechen, wenn man uns behelligen sollte. Sie selbst führen dann wohl Ihre Frau Schwester in der Mitte."

„Ganz einverstanden!" versetzte der alte Herr, dem eine seltsame Kampflust aus den lebhaften kleinen Augen blitzte. „Nur werde ich selbst die Nachhut übernehmen. — Geben Sie meiner Schwester den Arm, Eckardt! — Ich selbst übernehme die Nachhut," wiederholte er grimmig, „und ich wollte den sehen, der mich attakiren sollte, ohne daß ich ihn mindestens mit versengtem Schädel heimschickte!"

„Nehmen Sie die Sache nicht zu leicht, Herr Professor," warnte Gottfried, der sich aus einem jungen Eichenstämmchen einen fast armdicken Knüttel zurecht gemacht hatte und mit unwillkürlichem Lächeln sah, wie sein Meister den Feuerbrand wie ein sieghaftes Schwert über seinem Kopfe schwang. „Der Tumult ist ja weit, weit ärger als wir ahnen konnten. — Und reizen Sie niemanden unnötig!"

Während diese Reden ausgetauscht wurden, hatte der kleine Zug sich in der verabredeten Ordnung in Bewegung gesetzt.

Die beiden Frauen schienen zuerst merkwürdig gefaßt. Als man sich jedoch dem Hause immer mehr näherte, das tosende Lärmen des Aufruhrs immer lauter und vernehmlicher wurde, und sogar einzelne wilde Drohrufe deutlich an ihr Ohr klangen, bemächtigte sich ihrer doch wieder eine fieberhafte Unruhe.

Unwillkürlich schmiegte Giulietta sich enger an ihren Begleiter an, der sie um Haupteslänge überragte, und mit seltsam bleichen Mienen und weitgeöffneten Augen das vor ihm liegende Terrain abspähte.

So waren sie bis auf etwa fünfzig Schritt bis zur Hinterfront des Hauses gelangt, und eben wollte Gottfried sich umwenden und dem Professor nahelegen, daß ihr Herannahen wohl unauffälliger von statten ginge, wenn er die Fackel löschte, als er sich von einer Gruppe zweifelhafter Gestalten, die vor ihnen auftauchten, bemerkt sah.

Unverzagt und ohne einen Augenblick zu zaudern, schritt er weiter, und stand, um jedem Anlaß eines Zusammenstoßes vorzubeugen, im Begriff, die aus wohl zwanzig Männern und Weibern bestehende Gruppe in kurzem Bogen zu umgehen, als man ihm mit dreister Geberde und höhnischem Anruf den Weg vertrat.

„Da ist ja die Vermaledeite!" schrie eine gellende Weiberstimme.

„Und der da ihr neuer Galan!" knirschte eine andere.

„Hebt sie heraus, die Hexe!"

„In's Wasser mit ihr!"

„Die Probe! die Probe! — Wollen sehen, ob sie schwimmt!"

So schwirrte es plötzlich wild und brausend durch einander.

Gottfried verstand das Polnische nicht; er hörte nur das Drohende der Zurufe; er fühlte nur, daß Giulietta wankte und sich erschauernd in ihren Mantel einhüllte.

„Jan Iwanow!" stammelte sie bebend. „Dort sehe ich ihn!"

Mit nervigem Arm umschlang Gottfried plötzlich das Mädchen, preßte die Zitternde fest an sich, flüsterte ihr einige ermutigende Worte zu, und hob mit der gewaltigen Rechten kaltblütig seinen schweren Knüttel empor.

„Platz da!" donnerte er die händelsüchtige Horde an. „Gebt Raum, wenn Euch Eure heilen Glieder lieb sind!"

Unwillkürlich waren die Nächststehenden vor der Riesengestalt und der entschlossenen Haltung des Unerschrockenen zurückgewichen, so daß die kleine Kavalkade wohl an zehn Schritt Vorsprung gewann.

Plötzlich aber drängten sich einige der Hitzigsten, die sich gegenseitig aufreizten, so nahe und mit so drohenden Mienen an die vorwärts Eilenden heran, daß Gottfried sich, wenn auch mit Widerstreben gezwungen sah, von seiner urwuchsigen Waffe Gebrauch zu machen.

Mit unwiderstehlicher Wucht sauste sein Knüttel durch die Luft, einen vernichtenden Halbkreis vor ihm her beschreibend, so daß die in seinem Bereiche schwergetroffenen Angreifer unter furchtbarem Geheule auseinanderfuhren.

„Vorwärts!" schrie Gottfried zurück, der jetzt erst sah, daß auch der Professor mit seiner Fackel auf das Gesindel einhieb, daß die Funken stoben. „Vorwärts, — so schnell wir können!"

Eine unbeschreibliche Aufregung hatte sich der Horde bemächtigt, die von Minute zu Minute zusehnds anwuchs.

Das wilde Kreischen der Weiber, das Gebrüll der Getroffenen mochte müssige Schreier von dem eigentlichen Schauplatz des Tumults herbeilocken.

„Näher heran, Eckardt, — ganz dicht!" schrie Gottfried dem Reitknecht zu.

Die alte Dame war trotz des furchtbaren Auftritts seltsamerweise Herr ihrer Sinne geblieben, wennschon sie wie leblos am Arme des Dieners hing.

„Wie weit ist's denn noch, Strauß?" schrie der Professor mit erschöpftem Atem.

„Kaum noch zwanzig Schritt! rief Gottfried zurück.

„Sehen Sie denn keine Polizei? Das ist ja wahrlich hier eine Mordarbeit!"

Ein Feuerkreis durchfurchte bei diesen Worten die Luft und knisternd prasselte die Fackel des wackeren Alten auf dem Schädel eines Nichtswürdigen nieder, der aus dem Hinterhalte Gottfrieds Füße umklammert hatte, um ihn zu Boden zu reißen.

„Steinigt sie, — steinigt sie, die Vermaledeite!" gellte es plötzlich weithin durch den Tumult, „sie entkommt uns!"

Es war ein Glück für die sich Durchschlagenden, daß der Boden der Parkwege aus feinstem Kies bestand, sonst hätte jene grausige Aufforderung ohne Zweifel schlimme Folgen für sie gehabt.

Immer wieder hatte die Horde versucht, das geschmähte Mädchen von ihrem gewaltigen Beschützer loszuzerren und abzuschneiden; immer wieder waren die Wütenden, jedoch mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden.

Wie ein eherner Ring umspannte Gottfried's Arm seine zarte Gefährtin, die geisterbleich und den Thränen nicht wehrend, die ihr langsam über die Wangen rollten, stumm und still neben ihm einherschritt.

Mit jeder Sekunde steigerte sich für die Aermste die Lebensgefahr; das erkannte Gottfried mit geheimem Grauen.

Ein ungeheurer Entschluß mußte sich plötzlich seiner bemächtigt haben, als er sich immer mehr und auf's Heftigste von der erbitterten Menge bedrängt sah.

Kaum zehn Schritte trennte sie noch von der Hinterthür des Hauses, vor der er ein paar Gendarmen mit gezogenem

Pallasch bemerkte, die im Begriffe standen, sich zu ihm Bahn zu brechen.

„Mir nach!“ schrie er den beiden Männern hinter ihm mit blitzenden Augen zu.

Damit hieb er plötzlich wie ein Wahnsinniger zu beiden Seiten und vor sich auf seine Angreifer ein, sodaß er sich einen kleinen Spielraum schaffte, warf seinen Knüttel fort, packte Giulietta fest an, hob sie im Nu wie ein Kind in seine Arme und stürmte mit seiner sich fest anschmiegenden Bürde auf's Haus zu, alles was ihm in den Weg kam, wie ein daher brausendes Unwetter über den Haufen rennend.

Die Gendarmen sowohl, wie die Magd hinter dem vergitterten Fenster neben der Hausthür mußten sein Thun beobachtet haben, denn sobald er herankam, stießen die ersteren die Herandrängenden schonunglos zurück, so daß er unbehindert die Thüre erreichte, die sich alsbald öffnete, seinen Schützling einließ und sich hinter dem Mädchen sogleich wieder schloß.

Giulietta war vorläufig in Sicherheit. In tiefster Seele erleichtert atmete Gottfried auf.

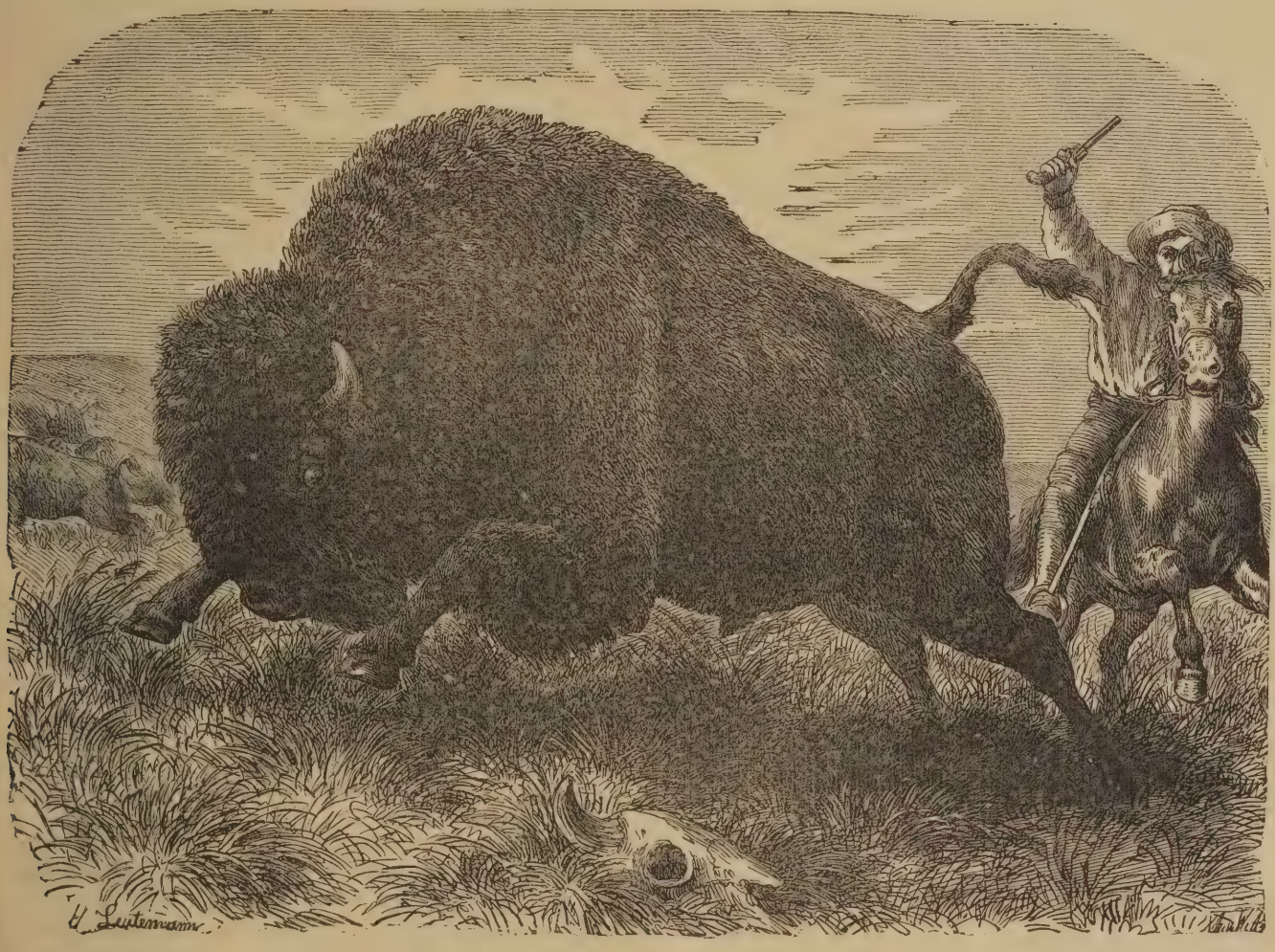
Die wiederholten und empfindlichen Beweise seiner Riesenkraft mußte auf die lärmende Schaar denn doch ihren Eindruck nicht verfehlt haben; denn als er ohne Bedenken und nur auf die Waffen vertrauend, welche ihm die Natur in so verschwenderischer Fülle verliehen, von neuem in die Menge brach und zu den Zurückgebliebenen zurückstürmte, um auch sie mit seiner Hilfe unter das schützende Dach zu geleiten, wichen die Meisten ihm feige und betroffen aus; und er hatte die Genugthuung, die Geretteten alsbald unverletzt der tobenden Brandung um sie her entrissen und im Flur des Hauses vereint beisammen zu sehen.

Schluchzend berichtete das Hausmädchen, welche Todesangst sie überstanden hätte, und daß soeben erst, gerade als sie den immer drohender Einlaß Begehrenden hätte öffnen wollen, zehn oder zwölf Polizeidiener erschienen wären, von denen der größte Teil nunmehr die Front des Hauses bewachte. Im Uebrigen unterhandelte der Herr Rat immer noch mit der Kommission, von deren Anwesenheit im Hause die Polizeileute offenbar keine Ahnung hätten.

Gottfried, der diesen Mitteilungen gespannt gelauscht hatte, gab dem Professor und den Frauen, die sich in einem Zustande höchster Aufregung befanden, mit wenigen Worten seine Absicht kund, und begab sich, ohne sich die geringste Rast zu gönnen, sogleich in das Arbeitszimmer des Hausherrn, um auch hier mit seinem Beistande, soviel in seinen Kräften stand, einzugreifen.

Kommerzienrat Schaller hatte die ganze Zeit über mit bewundernswerter Fassung und Geistesgegenwart in seiner schwerbedrängten und über alles peinlichen Lage ausgeharrt, und mit aller Beredtsamkeit die fünf Ausschußmänner über die Rechte und Pflichten seiner Arbeiter aufzuklären und auf immer neuer und stets wieder verworfener Grundlage mit den Ungeduldigen zu unterhandeln versucht.

(Schluß folgt.)



Büffeljagd. (Siehe Text Seite 336.)

Nelken und Reseda.

Humoreske.

Von **Maximilian Rudolf.** (Fortsetzung.)

Was Karl Ebersberg murmelte, waren für den Gerichtsrat bekannte Töne.

„Merkwürdig — sehr merkwürdig," dachte er sich. „Was er nur haben mag, dieser Ebersberg! Immer drehen sich seine Gedanken um diesen mysteriösen Elkan Seedach."

„Lassen Sie das nichtsnützige Individuum, von dem Sie wieder die Gedanken nicht losbekommen, laufen," sagte er.

Karl Ebersberg war starr vor Entsetzen.

Woher in aller Welt wußte der Gerichtsrat, daß Karls Gedanken heute in der That unaufhörlich um ein und dieselbe Person kreisten?

Und weshalb nannte er — es war wirklich ganz entsetzlich, daß dieser Mensch sein Vorgesetzter war, — dieses himmlische Wesen ein nichtsnütziges Individuum?

Alles Blut stieg ihm zu Kopfe und mit Mühe stotterte er die Worte hervor:

„Herr Gerichtsrat, kennen Sie denn —?"

Er kam nicht weiter — es war ihm, als ob ihn jemand würgte. Der Gerichtsrat mußte ob der urkomischen Verblüffung seines Praktikanten laut auflachen.

„Na ob," antwortete er ungeheuer belustigt. „Und wie genau kenn' ich so 'was — 's kann ja auch gelegentlich nichts schaden, — aber sagen Sie, lieber Kollege, was gehn Sie denn die Hosen an, wenn sie nicht von Ihnen sind?"

Karl Ebersberg wirbelte es im Kopfe. War er verrückt oder war es der Gerichtsrat?

Er preßte beide Hände an die Stirn und machte dabei wirklich fast den Eindruck eines Geistiggestörten.

„Herr Gerichtsrat!" platzte er heraus. „Warum, um Gotteswillen, diese Sprache? Weshalb sagen Sie: nichtsnutziges Individuum? Wenn Sie irgend etwas Schlimmes von dieser mir teueren — das heißt nein — äußerst interessanten Person wissen, dann — ich bitte Sie recht sehr! — sagen Sie es unverhohlen!"

„Interessant — teuer?" dachte der Gerichtsrat. „Hm — der Ebersberg ist wohl übergeschnappt, — erst spricht er von Hieben und dann thut er, als ob er verliebt wäre. Elkan ist doch aber, beim Teufel, kein Weibername!"

Inzwischen hatte der Praktikant seinem Vorgesetzten fast flehentlich ins Gesicht gesehen. Jetzt wiederholte er:

„Wissen Sie etwas Schlechtes?"

Was der Gerichtsrat von Elkan Seedach wußte, ist unsbekannt.

„Beruhigen Sie sich, Ebersberg, von der Ihnen interessanten Person nicht das Geringste."

Der Praktikant atmete auf; er wischte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn.

„Entschuldigen Sie, Herr Gerichtsrat, ich bin heute etwas aufgeregt — —"

„Ja, das sind Sie," lächelte der gemütliche Gerichtsrat. „Wissen Sie was, legen Sie Ihre Arbeiten bei Seite und gehen Sie in die frische Luft. Am besten ist, Sie kommen erst morgen wieder — heute liegt ja doch nichts Dringendes vor."

Karl sprang auf, — es war ihm ohnehin zu eng heute zwischen diesen vier kahlen Wänden.

„Nehmen Sie es mir aber nicht übel, Herr Gerichtsrat?"

„Gott behüte — Sie sind ja der beste Arbeiter, den ich noch gehabt habe; können sich schon 'mal 'nen Tag Ruhe gönnen. Also bis morgen!"

Er winkte freundlich mit der Hand und der Praktikant lief, als ob es hinter ihm brenne, von dannen.

Der Gerichtsrat sah ihm kopfschüttelnd nach. „Bei dem armen Jungen rappelt's. 's wär schade um die Kraft, — muß ihn doch etwas mehr beobachten."

Karl Ebersberg war direkt vom Gerichtsgebäude auf den Marktplatz gelaufen, in jene Ecke, wo die Blumenweiber ihre Stände halten.

Hier machte er gewaltige Einkäufe: ein großes, prächtig blühendes Exemplar „Brennende Liebe", zwei Nelkensträucher, ein Töpfchen mit Reseda, zwei Rosen, einmal Veilchen und Vergißmeinnicht.

Die „Brennende Liebe" und die Rosen lud er sich selbst auf, hatte er es doch nicht allzuweit nach Hause und konnte Nebenstraßen und ganz kleine Gäßchen wählen, auf denen er mit seiner prangenden Bürde nicht allzusehr auffiel. Die übrigen Blumen ließ er sich von einer Gehilfin der Blumenfrau nachtragen.

Die allezeit wachsame Frau Thiemich empfing ihn bereits an der Hausthür.

Sie überschüttete ihn mit einem Schwall von Redensarten: wie es mit seiner Taubheit ginge, was der Herr Rat gesagt hätte und was er denn mit den vielen Blumen anfangen wolle. Karl hatte durchaus nicht Lust, an die Hausthür sich lange fesseln zu lassen und hörte gar nicht auf das Geschwätz. Er müsse die Zugluft jetzt ernstlich meiden und hier ziehe es ja ganz entsetzlich, sagte er, weil ihm eben nichts Besseres einfiel.

Frau Thiemich fand das ganz in der Ordnung, aber eine Frage hatte sie doch noch. Es war ihr plötzlich ein für sie selbst höchst schmeichelhafter Gedanke aufgeschossen. Ja, ja — es konnte gar nicht anders sein, — der gute junge Mann wollte sie durch die Blumen wieder versöhnen. Aber wie schüchtern war er doch noch, — sie mußte es ihm ein wenig leichter machen.

„Wenn die wunderniedlichen Blumen für mich sind, lieber Herr Ebersberg — —" flötete sie erheblich leiser als vorher.

Karl machte einen mächtigen Satz die Treppe hinauf und deutete nur auf seine Ohren.

In diesem Augenblicke kam ihm seine vermeintliche Taubheit sehr zu statten. Das Blumenmädchen sprang hinterdrein.

„Richtig — daran hatte ich in diesem einen Augenblicke gerade nicht gedacht, 's ist doch zu schade! Na, wenn's nur wenigstens bald besser wird — —"

Aber es war eine merkwürdige Krankheit, die sich auf Karl Ebersbergs Ohren geschlagen hatte. Zuweilen merkte Frau Thiemich nicht eben viel von ihr, zu anderen Zeiten zeigte sie sich wieder so stark, das auch das lauteste Schreien nichts mehr half.

Frau Thiemich instruirte infolge dessen alle Mitbewohner des Hauses. Wo sich Karl fortan sehen ließ, wurde er mitleidig und kopfschüttelnd angesehen und überlaut angeschrien.

Und er ließ sich's gefallen, — denn er hatte sehr bald die zarte Neigung seiner ihm um 15 volle Lebensjahre überlegenen Hausherrin, — wie man sich denken kann, zu seinem größten Schrecken, — erkannt und wußte vor der Hand nichts Besseres zu thun, als sie im Wahne, daß er wirklich taub wäre, zu lassen.

Im Stillen fing er sich schon an nach einer anderen Wohnung umzusehen, aber die Aussichten waren schlecht, — in nächster Nähe war nichts zu finden und aus dem Gesichtskreise seines holden vis-à-vis wäre er nun und nimmermehr gewichen.

So blieb er denn und pflegte seine Blumen und spielte den Verliebten just so wie andere auch.

Am Morgen, nachdem Karl die Blumen gekauft, zur Zeit, als sie da drüben ihren Pfleglingen das erquickende Wasser brachte, hatte er ein paar Minuten lang sein Fensterbrett mit der ganzen Herrlichkeit seines Blumenflors bepflanzt, genau sich

nach dem Vorbilde ihres Arrangements richtend — in der Mitte nur prangte bei ihm die „Brennende Liebe".

Darauf aber, als er bemerkte, wie sie einen Augenblick herübersah, erst erstaunte, dann erschrak und hocherrötend vom Fenster zurückwich, fiel ihm auf einmal ein, daß er doch ein entsetzlich plumper, rücksichtsloser Tölpel sei, — denn was sie da drüben sehen sollte, daß er heute sein Fenster genau so schmückte, wie das reizende Mägdlein gegenüber, das konnte und mußte schließlich doch auch anderen Nachbarn, ja den eigenen Anverwandten des Mädchens auffallen, und welcher Verlegenheit hatte er sie dann ausgesetzt, wie hatte er ihr das unschuldige, reizende Vergnügen an ihren Blumen gestört.

Flugs ging er wieder ans Abräumen des Fensterbretts, — nichts ließ er darauf, als die „Brennende Liebe", von der ja bei ihr — leider! — nichts, rein garnichts zu bemerken war.

Rosen, Nelken, Veilchen, Vergißmeinnicht und Reseda mußten sich einige Tage lang mit den Hinterfenstern seines nach dem Hofe zu liegenden Schlafzimmerchens begnügen, und später kamen sie vorn immer abwechselnd zum Vorschein, damit doch die holde Blumenfee da drüben sähe, daß er sie alle noch besitze und sorglich hüte, wenn er auch seinen Reichtum nicht mehr den Blicken der ganzen Nachbarschaft auf einmal preisgeben mochte.

Als Karl Ebersberg übrigens am nächsten Tage vom Gericht heimkam, hatte ihm Frau Thiemich eine sinnige Ueberraschung bereitet.

Sein ganzes Vorderfenster stand wieder voll von Pflanzen. Und was für Pflanzen waren das!

Eine ganze Kompagnie der verkrüppeltsten und stachlichsten Cacteen, die man sich nur denken konnte.

Die dicke Frau Thiemich stand huldstrahlend daneben.

Sie hätte gleich gemerkt, daß er denselben Geschmack habe wie sie, schrie sie ihm in die Ohren. Die ordinären Blumen, wie Rosen, Veilchen, Nelken u. s. w., die wären zwar nicht übel, aber Leute von besserem Geschmack liebten immer das Aparte. Da wäre doch ein richtiger Cactus 'was ganz anderes. Ueber die Cactusse ginge nichts. Einen hätte ihr seliger Mann ihr 'mal zum Geburtstage geschenkt, der hätte gerade ausgesehen wie ein Stachelschwein. Leider wäre der eingegangen. Nun brächte sie ihre himmlischen Cactusse ihrem lieben Mietsherrn! Wenn er wolle, würde sie sich dafür die andern Blumen nehmen; sie würde sie auch gut pflegen, blos weil sie von ihm seien.

Karl Ebersberg geriet in gelinde Verzweiflung über so viel Liebenswürdigkeit.

Mit der größten Mühe gelang es ihm, die „Cactusse" wieder loszuwerden und seine Blumen zu behalten.

Es gelang ihm dies nur, indem er sich schließlich in den Augen der für's Aparte schwärmenden Frau Thiemich tötlich blamirte.

Er liebe gerade das Gewöhnliche, beteuerte er; das kleinste Gänseblümchen sei ihm lieber als der stachelschweinähnlichste Cactus.

Sehr entrüstet zog Frau Thiemich nach langem Herüber- und Hinüberschreien mit ihren Cacteen wieder ab.

Solche Vorkommnisse lieferten nun freilich keine erfreulichen Beiträge zu seiner Menschenkenntnis.

Sie hatten aber für ihn doch etwas Gutes.

Gerade in der Zeit seiner ersten Liebe wäre er sonst wohl geneigt gewesen, ausschließlich die guten Seiten der Menschen zu sehen und sich kritiklos dem ersten Eindruck zu überlassen. Davon waren solche Erfahrungen, wie er sie jetzt mit Frau Thiemich und anderen Nachbarn machte, geeignet ihn abzuhalten. Und daß er andererseits auch nicht gleich die Dinge und Menschen allzu pessimistisch anschaute, dafür sorgte die Liebe trotzalledem.

Uebrigens imponirte ihm auch sein alter Gerichtsrat lange nicht mehr so als zu Anfang. An ihm sah er so recht die Wahrheit des Sprüchworts: Allzu scharf macht schartig.

Der alte Herr war gewiß ein kluger, scharfsinniger Jurist, leider für sein Amt zu scharfsinnig und sich seines Scharfsinns gar zu sehr bewußt. Er bildete sich infolge dessen ein, jede Sache, die komplizirteste wie die einfachste, auf den ersten Blick bis auf den Grund zu durchschauen. Alle Menschen kannte er bis in die innersten Herzkammern hinein, wie er sich zuweilen ausdrückte, wenn er sich nur ihre Nasenspitze ansähe. Dabei bestand ihm, dem alten Untersuchungsrichter, die ganze Menschheit — mit sehr vereinzelten Ausnahmen — aus lauter grundschlechten Individuen, die nicht wert wären, daß die Sonne sie beschiene. So gemütlich er war als Mensch, so ungemütlich und völlig unzugänglich war er als Richter. Jeder irgend eines Vergehens oder Verbrechens Verdächtige galt ihm zunächst als schuldig. Konnte man ihm seine Schuld nicht leicht beweisen, dann um so schlimmer für ihn, — dann war das Individuum eben nur so gerieben, sich nicht leicht fangen zu lassen. Als seine persönlichen Todfeinde betrachtete er die, gegen welche er die Untersuchung geführt und die dann doch wegen Mangel an Beweisen freigesprochen wurden. Freilich siegte sein im Grunde gutes Herz dann regelmäßig, wenn er nach langer Untersuchung denn doch erkennen mußte, daß die in ihrem Thun und Lassen der allerpeinlichsten und allermißtrauischsten Prüfung unterworfene Person in der That des ihr vorgeworfenen Verbrechens gänzlich unschuldig war. Dann war er imstande, ganz im stillen manche Thräne zu trocknen und manche durch sein allzugroßes Mißtrauen zugefügte Unbill insgeheim nach Möglichkeit wieder gut zu machen.

Karl Ebersberg hatte noch keine Gelegenheit, diese letztere Eigenschaft seines Vorgesetzten wahrzunehmen. Dafür hatte er dessen weitgehendes Mißtrauen gegen die Menschen desto öfter sich dokumentiren sehen.

Er hatte verschiedene von den Untersuchungen, denen der Gerichtsrat schon von vornherein mit fix und fertigem Verdammungsurteil entgegegentrat, auf das sorgfältigste verfolgt, jedes Beweismittel geprüft, jeden möglichen Entlastungsbeweis versucht, — und war wiederholt zu einem eigenen Urteil gekommen, welches dem seines Chefs schnurstracks entgegenstand.

So handelte es sich neuestens um eine Brandstiftung, deren der Eigentümer der niedergebrannten Gebäude selbst — ein mäßig wohlhabender Fabrikant — mit seinen Söhnen verdächtigt worden war. Die Geschäfte gingen gerade schlecht als der Brand ausbrach, — die Gebäude und das mitverbrannte Warenlager waren hoch versichert.

Kein Zweifel — die Kerle hatten sich den roten Hahn selbst auf's Dach gesetzt, — das war die feste Ueberzeugung des Gerichtsrats bevor es noch zur ersten Vernehmung der so schweren Verbrechens Verdächtigten kam.

Karl Ebersberg war bei den Vernehmungen als Protokollant beteiligt. Als die Untersuchung sich zum Schlusse neigte und der Gerichtsrat meinte, die Kette des Indizienbeweises fest geschlossen in der Hand zu haben, fragte er seinen Praktikanten gelegentlich:

„Nun — wie denken Sie über das Resultat der Untersuchung?"

Der Gefragte schaute ihm ruhig und fest ins Gesicht und erwiderte langsam und mit Nachdruck:

„Ich meine, die Anschuldigung läßt sich nicht aufrecht erhalten!"

„Herr, sind Sie von Sinnen! "brauste der Gerichtsrat auf.

Karl blieb bei seiner Meinung und entwickelte seine Gründe.

Der Gerichtsrat nahm erbost einige Prisen und erwiderte keine Silbe mehr.

Seit der Zeit hielt er seinen Praktikanten ernstlich für nicht mehr ganz zurechnungsfähig.

Und er bekam, wie er überzeugt war, täglich neue Beweise von der zunehmenden Verrücktheit dessen, den er noch vor Kurzem für einen der hoffnungsvollsten jungen Juristen angesehen hatte.

Karl Ebersberg benahm sich in der That — zumal wenn er sich unbemerkt glaubte, manchmal sehr auffällig.

Bald seufzte er schwer — bald lachte er, wie in innigstem Vergnügen laut auf, — beides ohne irgend welche ersichtlichen Gründe, und es folgte eine dieser einander widersprechenden Gefühlskundgebungen oft unmittelbar der anderen.

Eines Vormittags aber benahm er sich so, daß ihn der Gerichtsrat am liebsten sofort einer Heilanstalt für Geisteskranke übergeben hätte.

Freilich war dem guten Karl Ebersberg heute in aller Morgenfrühe etwas passirt, was völlig geeignet war, ihn — wie man zu sagen pflegt — aus dem Häuschen zu bringen.

Heute früh waren Nelken und Reseda wieder einmal an der Reihe gewesen, zur Seite seiner „Brennenden Liebe" am Vorderfenster zu prangen. Da plötzlich hatte er am Fenster seines holden Gegenübers just auch zwischen Nelkenstrauch und Reseda ein flammend rotes Blümlein entdeckt, nicht eine so großmächtige, prahlende Pflanze wie die seine, — nein! — ein kleines, bescheidenes, aber über und über blühendes, flammendes Exemplar „Brennende Liebe".

Er sprang mit einem lauten Jauchzer hoch in die Luft: „Karl Ebersberg, Du Glückspilz, — das war eine Antwort, und welch eine Antwort!"

Er wußte jetzt von dem Mägdlein da drüben bereits mancherlei.

Er hatte, als echter Jurist, die eifrigsten Nachforschungen angestellt. Dabei hatte er sich so geschickt benommen, daß niemand auf den Verdacht gekommen war, er hege eine Neigung zu ihr.

Sie war die einzige Tochter einer Pastorswitwe, die mit Hilfe einer kleinen Pension und eines gleichfalls sehr bescheidenen Vermögens ein für sich und ihre Helene leidliches Auskommen hatte.

Helene unterstützte die Mutter durch Unterricht, den sie an einer Privatschule für Töchter der bemittelten Gesellschaften in französischer Sprache, Zeichnen und feinen Handarbeiten erteilte.

Als dies Karl Ebersberg erfahren, hatte er sich um die Freundschaft eines ihm zufällig einmal in Gesellschaft begegnenden, jungen Philologen, welcher an demselben Institute unterrichtete, beworben.

Der junge Philologe war ein leicht zugänglicher, tüchtiger Mensch, der für seine Kollegin schwärmte. Dieser erzählte nun seinem neuen Freunde von dessen stiller Herzensflamme so viel Schönes, als dieser nur irgend wünschen konnte.

Hatte er recht, so war Helene Winzer das Ideal eines Mädchens. Sein Ideal und das seines Freundes Karl Ebersberg war sie nun in der That, — von letzterem hatte aber der junge Philologe keine Ahnung. In seinen Augen besaß Helene nur einen Fehler, — sie schien ihm trotz aller Liebenswürdigkeit völlig unnahbar.

Bei diesem Geständnis des Freundes zeigte sich Karls Egoismus. Daß die Geliebte dem Freund unnahbar schien, schmerzte ihn gar nicht, im Gegenteil! Ob sie auch für ihn unnahbar bleiben würde, das nahm er sich vor, recht bald einmal kühnlichst zu erproben. Er wußte blos noch nicht recht, wenn es zu einem so gewagten Schritte Zeit sein würde.

Nun kam auf einmal da drüben das kleine Flammenblümlein zum Vorscheine, und in der Art, wie es sich zeigte und wenige Minuten darauf wiederum, wie beschämt ob seines Verrats, verschwand, mußte Karl Ebersberg jedoch ein günstiges Zeichen erblicken. Und er hatte keineswegs Unrecht, wenn er auch keine Ahnung davon hatte, was und wer ihm zu so überraschendem Glücke verholfen hatte.

Nichts Geringeres als seine Taubheit und kein Mensch sonst als Frau Thiemich.

Dieser würdigen Frau machte er unsäglichen Kummer. Erstens wegen seiner körperlichen Taubheit und zweitens wegen seiner noch viel schlimmeren geistigen Blindheit.

Ein Mensch in seinem Alter sieht doch sonst, wenn ihm die zärtlichsten Gefühle, wenn sich ihm eine ganze liebeflammende, anderthalb Zentner schwere Person des schönen Geschlechts geradezu auf dem Präsentirteller darbringt.

Karl Ebersberg sah aber gar nichts; es war mit ihm rein zum Platzen vor Verzweiflung, wie sich Frau Thiemich zu sich selbst in ihrer treffenden Art zu äußern pflegte.

Und um nun ja nicht vor Verzweiflung zu platzen, lief sie immer von neuem zu allen Nachbarn und jammerte über das gräßliche Unglück mit ihrem Mietsherrn.

So hatte denn auch Helene erfahren, daß der hübsche, stattliche, junge Mann ihr gegenüber, der seit einiger Zeit eine so bemerkenswerte Blumenliebhaberei entfaltete, taub sei und immerfort noch tauber werde und daß er offenbar der Pflege bedürfe, — zarter, weiblicher Pflege, wenn er nicht auf ewig unglücklich werden sollte, — daß er aber alle Pflege und allen guten Rat hartnäckig zurückweise.

Die gute Frau Thiemich hatte vollkommen recht.

Eines Abends wollte sie ihm zum Beispiel warme Kamillenthee-Umschläge machen — ein Mittel, das ihr eine überaus zuverlässige Freundin ihrer seligen Großmutter als ganz wunderbar wirkend dringend empfohlen hatte — aber Karl wollte sich absolut das dicke, heiße Wollentuch nicht um den Kopf wickeln lassen.

Solche Mitteilungen machten einen tiefen Eindruck auf Helenens Gemüt, und zwar aus mehreren Gründen. Einmal weil der junge Mann, der ihr, wie sie sich schon lange nicht mehr verhehlen konnte, sehr gut gefiel, einem solchen gefährlichen Leiden anheimgefallen war, zum andern, weil er solcher weiblichen Pflege überlassen sei, wie sie Frau Thiemich zu leisten imstande war.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Büffel und Büffeljagd. Unser Bild (Seite 333) zeigt uns ein mächtiges Exemplar des wilden Vertreters der Familie der Rinder, welcher in oft ungeheuren Heerden die amerikanischen Prärien bevölkert. Der amerikanische Wisent, gewöhnlich Büffel genannt, ist von gewaltigem Körperbau; er wird bis beinahe 3 Meter lang und am Widerrist 2 Meter hoch, sein Gewicht beträgt bis zu 20 Centner. Seinen mächtigen Schulterbuckel bedeckt eine üppige Mähne und seine Kniee umflattern lange Wollbüschel. Die Farbe seiner Haare ist ein dunkles Rotbraun. Sein dickes Haupt ist mit kurzen, starkgebogenen Hörnern bewehrt, die er auf seinen unaufhörlichen Wanderungen wider seine zahlreichen Feinde in der Tier- und Menschenwelt vortrefflich zu gebrauchen versteht. Wenn jedoch dem Büffel die Gefahr nicht nahe auf den Leib rückt, ist er ziemlich scheu und weicht feindseligen Begegnungen am liebsten aus, wenn er aber sehr gereizt oder gar verwundet wird, nimmt er jeden Kampf auf und ficht ihn mit Tollkühnheit aus. Der Jäger, der ihn verfolgt, mag sich hüten und mit guter Schußwaffe sicher zielen, — denn wenn das riesenstarke Tier nicht auf den ersten Schuß sicher getroffen wird, so geht es aller Wahrscheinlichkeit blitzschnell zum Angriff über und rennt leicht Pferd und Reiter auf Nimmerwiederaufstehen zu Boden.

Reich wie ein Fucar lautet eine sprichwörtliche Redensart in Spanien. Sie stammt aus Deutschland. Unter Karl V. hatten die Augsburger Fugger viele Bergwerke in Spanien gepachtet und diese durch deutsche und spanische Bergleute schwungvoll betreiben lassen. Rings um Sevilla gehörten den deutschen Fucars — wie man den Namen sprach — alle Minen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 43. Unterhaltungs-Beilage. August.

Die Diamantenhexe.

Novelle.

Von **Alfred Stelzner.** (Schluß.)

Den Fernsprechapparat zu benutzen, dessen elektrische Glocke während der verflossenen Zeit wiederholt und dringend ihre gellende Stimme hatte ertönen lassen, zum Zeichen, daß man sich mit dem Hausherrn in Verbindung setzen wollte, hatten die Abgeordneten der Ruhestörer sich höflich aber so bestimmt verbeten, daß der Kommerzienrat, welcher der drohenden Haltung seiner ungebetenen Gäste gegenüber und im Angesichte des draußen tobenden Tumultes so lange wie irgend möglich jedes gewaltsamere Vorgehen zu vermeiden sich gezwungen sah, auf jede Antwort auf das mahnende Schellen hatte verzichten müssen.

Gerade als Gottfried zu dem Schwerbedrängten eintrat, erscholl das Signal, das selbst den betäubenden Lärm unter den Fenstern des Zimmers übertönte, wieder von Neuem.

In erschöpfter Haltung schritt der Kommerzienrat dem ihm Nahenden hastig entgegen.

„Kommt endlich hinreichende Hilfe?“ fragte er in leisem Tone.

„Nicht daß ich's wüßte, Herr Rat,“ versetzte Gottfried ebenso leise. Sein Blick war durchbohrend auf die Gruppe der Eindringlinge geheftet, wie wenn er das Leistungsvermögen dieser neuen Gegner abschätzte. „Aber es soll mir ein wahres Vergnügen sein, die Kerle da die Treppe hinunter zu werfen. Sind ja wahre Jammergestalten. Werden ganz allein mit ihnen fertig. — Aber es schellt ja fortwährend. Vielleicht eine Benachrichtigung vom Polizeiamt! — — Wie?“ brauste er laut und heftig auf, als der Kommerzienrat ihm schnell etwas zugeflüstert, „das ist denn doch zu stark, — eine unerhörte Unverschämtheit! — Lassen Sie mich einmal machen!“

Ohne sich im Geringsten um die Ausschußmänner zu kümmern, welche die Köpfe zusammengesteckt hatten und nun eine drohende Haltung annahmen, schritt Gottfried von einer Zimmerthür zur andern und geleitete, nachdem er dieselben sämtlich verschlossen und die Schlüssel zu sich gesteckt hatte, den Hausherrn sehr gelassen zu dem unaufhörlich läutenden Apparate.

Dann reckte er seine herkulische Gestalt hoch auf, ballte die Fäuste, daß die Aermel seines Rockes sich straff den gewaltigen Armmuskeln anschmiegten, und schrie die Abgeordneten, die seinem Thun verblüfft gefolgt waren, barsch an:

„Gewalt gegen Gewalt! — Ich bedauere, Ihnen Ihren verschobenen Standpunkt klar machen zu müssen, Verehrteste. Kommerzienrat Schaller ist hier Herr im Hause. Das hatten Sie vergessen. Keiner von Ihnen unterfange sich, denselben in seinem freien Handeln zu stören. Ich schlage Jeden rücksichtslos zu Boden, der sich dessen erfrechte!“

Die Verblüffung, welche diese Worte auf die Angeredeten hervorbrachten, die nicht zu begreifen schienen, woher jener Einzelne seinen unerhörten Mut hernähme, war eine so vollständige und nachhaltige, daß eine Erbitterung unter ihnen erst dann aufkam, als der Kommerzienrat seine Nachrichten an dem bisher gesperrten Apparate bereits ausgetauscht hatte.

Das nervöse Lächeln, mit welchem derselbe dem waghalsigen und tollkühnen Vorgehen Gottfrieds gefolgt, war mehr und mehr einer erleichternden Genugthuung in seinen Zügen gewichen.

Mit unsicherer Hand hatte er auf den Knopf des Fernsprechers gedrückt, zum Zeichen, daß er anwesend sei, und mit zitternder Stimme hatte er sein „Wer ist da?“ in den Schalltrichter gerufen, in höchster Spannung der nur ihm vernehmbaren Antwort lauschend, als er gehört, daß der Oberst von Tragstein ihn zu sprechen wünsche.

„Zum Donnerwetter, bester Herr Kommerzienrat,“ hatte die geisterhafte Stimme der Entgegnung gelautet, „warum antworten Sie denn garnicht? — Ihr Karl, der Hausdiener, war auf dem Regimentskommando, hernach bei mir. Er hätte sich durchgeschlagen, behauptete er, und beanspruchte militärische Hilfe in Ihrem Namen. Ich ließ sofort in der Kaserne alarmiren. Zwei Kompagnieen sind unterwegs, — unter Hauptmann Wallerburg. Müßten schon eingetroffen sein nach meiner Berechnung. — Ist denn Gefahr wirklich so groß?“

„Wir sind in Lebensgefahr!“ rief der Kommerzienrat mit lauter Stimme zurück. Er war sich nur wohl bewußt, daß auch die Männer der Kommission auf seine Antwort horchten. „Ich danke Ihnen verbindlichst für die sehnlichst erwartete Hilfe. Ich hoffe, daß die zwei Kompagnieen, die nach Ihrer Berechnung schon hier sein sollten, den Aufruhr ohne Blutvergießen unterdrücken werden!“

„Wie Sie hören,“ wandte er sich sodann an die Ausschußmänner, denen sich eine bemerkenswerte Unruhe bemächtigt hatte, „ist das Erscheinen militärischer Hilfe jeden Augenblick zu erwarten. Ich rate Ihnen nach bestem Ermessen, die Unterhandlungen vorläufig zu verschieben, und — wenn Sie es mit dem Wohle Ihrer Kameraden wirklich ernst meinen, sich zu ihnen zu gesellen und sie zum Auseinandergehen aufzufordern. Ich für mein Teil möchte nichts unversucht lassen, um einem Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht vorzubeugen!“

Gottfried war an die Balkonthüre getreten, vor der die eiserne Jalousie heruntergelassen war, hatte dieselbe leicht geöffnet und lauschte gespannt ins Freie hinaus.

„Hallo!“ schrie er zitternd vor Erregung auf. „Sie kommen! Ich höre es deutlich. Sie kommen im Laufschritt!

Durch das mehr gleichmäßige Getose des brausenden Tumultes, der plötzlich, gewaltig anschwellend, sehr merklich an Stärke zunahm, konnte man deutlich ein dumpfes, taktmäßiges Geräusch unterscheiden, das allerdings recht wohl von einer laufenden Truppenschaar herrühren konnte.

„Aus meinem jungen Freunde spricht eine begreifliche Erregung!“ meinte der Komerzienrat mißbilligend, und sich mit einer gewissen Würde den Fünfen zuwendend, die offenbar unschlüssig waren, was sie unternehmen sollten. „Ich stelle den Herrn anheim, durch jene Balkonthür ins freie zu treten und die Aufgeregten zur Vernunft zu bringen. Ich rate Ihnen noch einmal, Frieden zu stiften, ehe es zu spät ist. Die Demonstration, an der — wie ich überzeugt bin, die allerwenigsten meiner Arbeiter teilnahmen, ist wohl als mißglückt zu betrachten.“

In diesem Augenblicke hallten plötzlich scharfe Kommandoworte aus der Ferne zu ihnen herüber, denen ein dumpfer Trommelwirbel und nach diesem eine kurze, mit gehobener Stimme gehaltene Ansprache folgte.

Der Mitgliedern der Kommission war offenbar sehr unbehaglich zu Mute geworden.

Es bedurfte keines Hinweises mehr auf die ihnen zur Verfügung gestellte Thür; denn als Gottfried, der vor Ungeduld brannte, Augenzeuge des sich immer dramatischer entwickelnden Tumultes zu werden, die zurückschlagbare Jalousie lüpfte, die den von einigen Polizisten besetzten Balkon und die sich anschließende Freitreppe vom Zimmer trennte, schlüpften ihm die Geängstigten plötzlich so kleinlaut unter den Händen durch, daß er es sich völlig versagte, ihr plötzliches Bedürfnis nach Luftveränderung zu fördern und ihren Ausgang, wie er beabsichtigt hatte, ganz wesentlich zu beschleunigen.

Kaum nachdem sie das Zimmer verlassen, erscholl ein wüstes Hurrahrufen, und gleich darauf schlugen unter gräßlichem Gepolter Steine, zerbrochene Flaschen und sonstige harte Gegenstände gegen die Fensterläden, daß sie unter dem Anprall erzitterten.

Wie Gottfried, der trotzdem seinen Platz nicht verließ, durch eine Luftöffnung beobachtete, war das Militär auf dem Platze vor'm Hause erschienen. Es mußte durch den Park zur Stelle gelangt sein.

Ein wiederholter scharfer Trommelwirbel durchbrach plötzlich wieder den tosenden Lärm.

Wiederum wurde vergeblich zum Auseinandergehen aufgefordert, und nunmehr erst erschollen schnarrende, schneidige Kommandoworte, denen auf Augenblicke eine merkwürdige Stille folgte.

„Zur Attake!“ hieß es. „Gewehr rechts, — fällt das Gewehr, — Marsch marsch, — Ausschwärmen!“

Und nun entwickelte sich eine Szene, die Gottfried den Atem benahm.

Ein lebhaftes Handgemenge schien sich zu entspinnen.

Die Masse der Zusammengerotteten jedoch, unter denen sich viele Frauenzimmer befanden, schien an Widerstand nicht zu denken, sondern flüchtete, Hecken und Zäune durchbrechend, in größter Verwirrung und unter ohrzerreißendem Geheul nach allen Richtungen.

Dennoch verstrich eine lange Weile, ehe das Militär die tumultuirende Menge auseinandergetrieben, den übelzugerichteten Platz vor dem Wohnhause von den Ruhestörern vollends gesäubert und die so schwerbedrohte Ruhe soweit wieder hergestellt hatte, daß man an umfassende Vorsichtsmaßregeln gegen ähnliche Ausschreitungen denken konnte. —

Noch lange nach Mitternacht aber saßen die Hausbewohner an dem lodernden Kaminfeuer beisammen, das der Professor der noch immer fieberhaft erregten Schwester zu Liebe im Empfangssalon hatte anrichten lassen. Gottfried wurde insbesondere von der Gattin des Kommerzienrates mit Dankesäußerungen förmlich überschüttet, von dem Professor geradezu als der Retter des Hauses gefeiert, und er wußte sich in seiner Verlegenheit schließlich nicht anders zu helfen, als daß er seine gigantischen Kraftleistungen, — die, wie der Professor laut äußerte, doch endlich einmal Segen gestiftet, — schlechthin ableugnete und nur in der Schwäche seiner Gegner begründet erklärte.

Die einzige, die sich auffallend still verhielt, war Giulietta gewesen.

Ab und zu hatte Gottfried sich ermannt, seinen Blick zu ihr hinzuwenden. Dann aber war er stets ihren großen dunklen, Augen begegnet, die aus dem bleichen Antlitz mit einem so merkwürdigen Ausdruck zu ihm hinschauten, daß er sich fast schüchtern wieder abgewandt und nicht gewagt hatte, das so seltsam veränderte Mädchen anzureden.

Sechstes Kapitel.

Jan Iwanow schien seit diesem Schreckenstage mit dessen aufregenden Ereignissen spurlos verschwunden zu sein, und es lag nahe zu vermuten, daß er nach verübter Ausführung seiner im Wesentlichen mißglückten Rachepläne aus Furcht vor Strafe über die nahe Grenze geflohen sei, obschon es auffallend sein mußte, daß selbst in Lodz und bei seiner Mutter über seinen Aufenthalt Nichts bekannt geworden war.

Von den Behörden, welche sofort die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung weiterer Ausschreitungen angeordnet hatten, war aus den Vernehmungen der beim Tumulte Verhafteten und Verwundeten unschwer ermittelt worden, daß der verstoßene Halbneffe des Kommerzienrats der Hauptaufwiegler der verführten Menge gewesen war, welche Ermittelung zum Ueberflusse auch darin noch eine schlagende Bestätigung fand, daß mit dem Polen sich auch die eigentliche Seele des Aufruhrs verloren zu haben schien, wie denn überhaupt seit dessen verdächtiger Abwesenheit die plötzlich so stürmisch und wild entfesselten Wogen des Streiks sich so überraschend schnell verlaufen und einer versöhnlicheren Stimmung Platz gemacht hatten, daß kein Zweifel über die eigentliche Urheberschaft der verhängnisvollen Zusammenrottung vor dem Hause des Fabrikherrn mehr aufkommen konnte.

Zur besonderen Genugthuung des letzterem hatte sich ferner herausgestellt, daß — wie er längst vermutete, — an der ihm widerfahrenen Demonstration der eigentliche Kern seiner Arbeiter, wie auch die Besonneneren unter den „Polnischen“ sich durchaus fern gehalten, und sich nur halbwüchsiges, zu Ausschreitungen stets geneigtes Gesindel und solche Elemente beteiligt hatten, wie sie beiderlei Geschlechts in jeder Fabrikstadt in größerer oder bescheidenerer Menge anzutreffen sind.

Der durchaus achtbare größere Teil seines Fabrikpersonals hatte es sich sogar nicht nehmen lassen, ihm durch eine zahlreiche Vertreterschaft sein aufrichtiges Bedauern über die verwerflichen Ruhestörungen aussprechen zu lassen, und wenige Tage nur waren nach jenem kritischen, selbst den heftigsten Brauseköpfen zu denken gebenden Ereignis verstrichen gewesen, als der Streik

auf Grund beiderseitiger Zugeständnisse für beendet erklärt wurde und die Schaller'schen Eisenwerke sich wieder in vollem Gange befanden.

Um jeder etwa noch fortglimmenden oder neuaufkeimenden Mißstimmung die Spitze zu brechen, hatte der Kommerzienrat sodann bald darauf in Begleitung Giuliettas einen Rundgang durch die Arbeiterquartiere seiner Fabriken unternommen, und wenn es ihm begreiflicherweise auch nicht gelungen war, den verderblichen Hexenwahn unter den guten Leuten im Allgemeinen und mit der Wurzel auszurotten, so hatte er durch entgegenkommende Aufklärung und seine Alles verklärende Freigebigkeit bei dieser Gelegenheit doch erreicht, daß insbesondere sein erst kürzlich so verrufenes Adoptivkind nach einem derart recht plötzlich erzielten Umschwung der öffentlichen Meinung auf den besten Weg geriet, Gegenstand einer demütig Abbitte leistenden Verehrung und ganz besonderer, fast zudringlicher Huldigungen zu werden.

Die schweren, an jenem unvergeßlichen Abend gemeinsam überstandenen Gefahren hatten übrigens ein seltsames Band der Sympathie um die Familie des Kommerzienrats und dessen Gäste geschlungen, geheimnisvolle und wohlige Schlingen, in deren magnetischem Banne sich freilich niemand verlegener und zerfahrener befand als Gottfried, niemand dagegen besser gelaunt und übermütiger als der alte, joviale Professor, der seinen so beispiellos begabten Schüler in kürzester Zeit wie einen Sohn liebgewonnen hatte.

Seit jener grausigen und in der Erinnerung doch so süßen Stunde, da Gottfried das herrliche Mädchen umfangen und an sich gepreßt, und die Hilflose ihre Arme um seinen Nacken geschlungen, fühlte er sich von den widerstreitendsten Empfindungen bestrickt, die ihm alle Ruhe raubten und allen Lebensmut zu untergraben drohten.

Daß er Giulietta liebte mit dem Pulsschlag seines erschütterten Herzens, das war an jenem Abend wie eine Offenbarung über ihn gekommen, an den Besitz des köstlichen Schatzes aber auch nur zu denken, oder mit einem Blicke auch nur seine brennende Qual zu verraten, das däuchte ihm nichts weniger als eine schmähliche Verletzung des unerhörten Vertrauens und der Gastfreundschaft, die er in dem Hause des Kommerzienrats so beglückend gefunden, als der eigennützigste und schnödeste Undank, mit dem er alles Gute, was ihm jetzt und für seine ganze Zukunft, so verheißungsvoll widerfahren, vergelten würde.

Der Professor schien für das, was in dem jungen Manne vorging, nicht nur ein besonderes Auge, sondern auch eine besondere Teilnahme zu haben. So oft sich — zum Beispiel bei Besprechung historischer Liebespaare, welche die bildende Kunst verewigt, — in den letzten Tagen die Gelegenheit bot, hatte er, wenn auch so obenhin und ohne mit den Augen zu zucken, darauf angespielt, daß noch Niemand ein Mädchen mit knabenhafter Schüchternheit gewonnen hätte. Da aber alle diese Hinweise fruchtlos und auf Gottfried anscheinend ohne allen Eindruck geblieben waren, mußte der alte Herr es wohl für angebracht gehalten haben, stärkere Saiten aufzuziehen; denn er hatte es heute, nach gemeinschaftlich eingenommenem Mittagsmahle, schon so arg getrieben, daß Giulietta einmal über das andere bis über die Schläfen in Päonienglut versunken war.

Gerade heute hätte Gottfried allerdings seine auffallende Zerstreutheit durch eine besondere Veranlassung zu rechtfertigen vermocht — er hatte nämlich vor kaum einer Stunde auf der Schwelle des „Künstler-Pavillons" einen Zettel aufgefunden, der ihn zur Entgegennahme einer wichtigen Mitteilung zu einem verschwiegenen Rendez-vous mit einem oder einer Ungenannten an einer einsamen, näher bezeichneten Stelle des Parks bestellte, — doch aber war es befremdlich, daß er alle verstohlenen Anzapfungen seines Meisters, die darauf hinausliefen, Giulietta von ihm zu einer traulichen Promenade zu Zweien aufgefordert zu sehen, durchaus nicht verstehen wollte.

Der Kommerzienrat saß in einer Ecke des Divans neben seiner Gattin und studirte die Börsennachrichten, während Gottfried an der Seite des Professors den eben servirten Kaffee einnahm, und Giulietta am Fenster in einem Buche blätterte, als Gottfried's Mentor plötzlich mit einer merkwürdig pfiffigen Miene aufsprang und in's Freie eilte.

„Bin sogleich wieder da!" hatte er von der Freitreppe aus zurückgerufen. „Will Dir nur etwas Interessanteres zum Lesen holen, Schwager, als den trockenen Kurszettel!"

Nach wenigen Minuten schon war der Professor denn auch wirklich wieder zurückgekehrt und hatte vor dem Kommerzienrat mit verschmitztem Lächeln ein Blatt Papier auf den Tisch gelegt, welches diesen sofort in hohem Grade zu fesseln schien.

Giulietta's Aufmerksamkeit dagegen schien mit einem Male durch irgend etwas, was sich draußen unterhalb des Fensters ereignete, abgelenkt zu werden. Gottfried jedoch saß plötzlich wie gelähmt, während Leichenblässe seine Züge färbte, und starrte so entsetzt auf das Blatt Papier, daß Frau Schaller aufmerksam wurde, und nun auch ihre Blicke sich dem Verdränger des Kurszettels zuwandten.

Mit einem Schrecken, der ihm das Blut stocken machte, hatte Gottfried in dem Blatte das von ihm gezeichnete und seither vermißte Porträt Giuliettas erkannt, auf dessen Rückseite — — — Er vermochte nicht weiter zu denken. Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Hab's in einer schwachen Stunde insgeheim annektirt!" orakelte der Professor mit lustigem Augenblinzeln. „Famos, wie?"

„Ah, ah!" staunte Frau Schaller entzückt, während ihr Gatte eine etwas nachdenkliche Miene machte! „Sieh doch, Giulietta! — Ist's die Möglichkeit! Wie sie leibt und lebt! — Und wie flott, wie künstlerisch . . . . So sieh doch einmal her, Giulietta!" wiederholte sie dringend.

Die Gerufene wandte sich nur ganz wenig zur Seite, offenbar um die flammenden Gluten nicht sehen zu lassen, die unwiderstehlich ihre Wangen und Schläfen überfluteten, murmelte etwas vor sich hin, was Niemand verstand, schritt mit erzwungener Ruhe zur Balkonthüre, und hatte das Zimmer verlassen, ehe der Professor es sich versehen. Draußen erst atmete sie tief im Innersten erregt auf und schlug hastig einen einsamen, dicht umwachsenen Parkweg ein, wie wenn sie befürchtete, zurückgerufen zu werden.

„Hast recht, Schwager," lächelte der Kommerzienrat eigentümlich, „aus dem famos gelungenen Porträt Deines genialischen Schülers läßt sich allerdings mancherlei Interessantes herauslesen . . . . hm . . . ."

„Nicht wahr?" unterbrach der Professor ihn schmunzelnd. „Die interessanteste Lektüre indessen auf diesem Blatte findet sich nicht in den reizenden Zügen unserer schönen Giulietta, sondern — hinten!"

Mit plötzlichem Rucke hatte er die Zeichnung umgewendet, und wollte sich nun den Bauch vor Lachen halten, als er die verblüffende Wirkung seines Streiches beobachtete.

„Giulietta Str . . . .!" hatte der Kommerzienrat harmlos ansetzend, doch plötzlich stockend gelesen, die mit diesen beiden Worten und allerlei Arabesken gefüllte Rückseite des Kartons kopfschüttelnd betrachtend.

Mit hochgradiger Neugier war seine Gattin sodann über das seltsame Namensverzeichnis hergefallen, insonderheit da — wie sie hörte, — ihre Giulietta im Spiele war.

„Ich kann's nicht lesen!" behauptete sie steif und fest, nachdem sie heftig erschrocken zurückgefahren war.

Die beiden Gatten warfen sich einige recht sonderbare Blicke zu.

Der Professor jedoch schüttelte sich vor Lachen.

„Auch 'ne Art Kurszettel, he?" prustete er mit überquellenden Augen. „Nur noch nicht amtlich notirt und noch nicht veröffentlicht! — Ein himmlisches Papier das!"

Gottfried, der sich bisher aus seiner grenzenlosen Verwirrung nicht hatte aufzuraffen vermocht, sprang jetzt mit einem Male wie von einer Feder geschnellt in die Höhe, stammelte etwas von großer Sommerhitze, frischer Luft und zu vollendenden Arbeiten, und ließ die Alten über dem Unheil, was er in einer Stunde süßer Träumerei und unbewußten Sichgehenlassens angerichtet hatte, allein.

Hastig hatte er den nächsten Weg zum Pavillon einge-

schlagen, und stand im Begriffe, sein Zimmer aufzusuchen, um zu überlegen, welche Folgen das gewaltsame Vorgehen des Professors für ihn haben müsse, als ihm das Rendez-vous wieder einfiel, dessen bestimmter Zeitpunkt, wie er sich überzeugte, bereits nicht unerheblich überschritten war.

Eine längere Weile stand er unschlüssig zaudernd, und immer wieder grübelte er vergeblich darüber nach, wer wohl der Urheber des verfänglichen Zettels sein, und welchen Zweck das dringend erbetene Stelldichein haben könnte; schließlich jedoch machte er sich nach der abgelegenen, ihm näher bezeichneten Stelle des Parks mit einer Geberde auf den Weg, die anzudeuten schien, daß er der mysteriösen Angelegenheit zwar nicht die geringste Bedeutung beilegte, sie aber doch, schon um sie loszuwerden und aus der Welt zu schaffen, näher untersuchen wolle.

Es war ein prächtiger Sommertag. Warmes Sonnenlicht lag weithin über der friedlich stillen Gegend, und warf seine gleißenden Strahlen sorglos durch das üppige Laub der Baumkronen auf die einsamen Parkwege. Es streifte heimlich auch ein schimmerndes Frauengewand, das eine schlanke und volle Gestalt umschloß, die regungslos auf einer Moosbank saß und wie selbstverloren vor sich hinstarrte.

Gottfried, der in seltsamer Stimmung seinem Ziele zugestrebt war, und nun daselbst nach Demjenigen, der ihn unter so besonderen Umständen zu sprechen wünschte, Umschau hielt, schrak plötzlich lebhaft zurück, als hinter einem Gebüsche der Mann auftauchte, und sich ihm näherte, den er am allerwenigsten hier zu sehen vermutet hatte.

„Jan Iwanow!“ murmelte er weniger erschrocken als erstaunt über die verwegene Kühnheit des Polen. „Wie können Sie es wagen, Herr,“ brauste er dann jedoch plötzlich ergrimmt auf, „sich hier blicken zu lassen, als ob nichts geschehen wäre.“

„Schenken Sie mir auf wenige Augenblicke Gehör!“ unterbrach Jan Iwanow ihn demütig, und mit niedergeschlagenen Augen, wie wenn er die tückische Glut, die in ihnen auflohte, verbergen müsse. „Bannen Sie allen Argwohn! — Ich habe mein Unrecht eingesehen. Sie, gerade Sie werden milde urteilen, da ich aus Liebe zu dem Mädchen fehlte, das auch Sie lieben, das Ihnen zu eigen ist, das Sie beglücken wird mit allem, was das irdische Leben an Wonne und Freuden bietet.“

„Halten Sie ein!“ unterbrach Gottfried ihn scharf und herb. „Ich denke im Gegensatz zu Ihrem rhetorischen Ueberschwange eben ernstlich daran, ob es nicht meine Pflicht wäre, Sie ohne alle Umstände aufzugreifen, und es dem Herrn Kommerzienrat anheimzustellen, ob er Sie den Behörden ausliefern will. — Herr, was in aller Welt kann Sie nach dem Vorgefallenen veranlassen, mit Ihrer sehr verdächtigen Persönlichkeit den Frieden dieses Hauses wiederum zu stören? — Ich weiß wahrlich nicht, ob ich recht thue, Sie anzuhören. Doch sprechen Sie! Eins aber bitte ich mir aus. Lassen Sie Giulietta aus dem Spiel. — Welche Mitteilung hätten Sie mir zu machen?“

Es schien ihm nicht aufzufallen, daß der Pole trotz der sommerlichen Temperatur in einen weiten Mantel gehüllt war, den er mit verschränkten, unter denselben geborgenen Armen festzusammenhielt.

Der Lesesaal der Nationalbibliothek in Paris. (Siehe Text Seite 344.)

„Welche Mitteilung ich Ihnen zu machen hätte?“ meinte der Pole lauernd, und diese Worte nachdrücklich wiederholend, wie wenn ihm nichts anderes einfiele, um Zeit zu gewinnen. Er näherte sich Gottfried, ohne daß dieser etwas Besonderes darin zu finden schien, um einige Schritte. Nur zu sicher hatte er auf die harmlose Großmut und das weichherzige Gemüt seines Gegners gerechnet. „Sie können fragen, wo es sich um mein Lebensglück, um meine Seelenruhe handelt?“

„Um Ihre Seelenruhe,“ versetzte Gottfried finster die Stirn runzelnd, „dürfte es allerdings nicht zum besten bestellt sein. — Aber Sie wollen sich demütigen,“ fuhr er sinnend fort, „vor einem mächtigeren Schicksal, das Ihre verächtlichen Anschläge zu nichte machte. Sie fühlen Reue, und das freut mich um Ihretwillen. Sie bereuen, daß Sie sich durch unwürdige Leidenschaften zu unwürdigen Handlungen hinreißen ließen. Sie bereuen. . . .“

„Gott im Himmel! Geben Sie Acht!“ schrie es plötzlich angsterfüllt hinter ihm auf.

Erschrocken wandte er sich zur Seite, und bemerkte Giulietta, die mit allen Zeichen eines jähen Entsetzens auf ihn zustürzte.

„Ich bereue," hatte Jan Iwanow, der sich zornbebend aufgereckt, mit wildem Hohnlachen hervorgestoßen, seinem überraschten Gegner das Wort abschneidend, „daß ich den Vagabunden, der mir in allem frech in den Weg trat, nicht längst schon aus der Welt schaffte! — Nimm das, Verfluchter!"

Etwas Funkelndes war im selben Augenblick blitzschnell durch die Luft gefahren.

Gottfried stieß einen dumpfen Schrei aus und streckte die Arme abwehrend vor sich hin.

Es mochte ein bloßer Zufall sein, daß er bei dieser Bewegung das Handgelenk des Elenden packte, der sich bereits zur Flucht aufgerafft hatte.

Nur dadurch, daß Gottfried sich zur Seite wandte, als Giulietta ihren Warnruf ausstieß, war er der Mordwaffe entgangen.

„Mörder! Nichtswürdiger Feigling!" schrie er ihn mit donnernder Stimme an, dessen Rechte, in der ein schweres Dolchmesser blitzte, mit eisernem Griffe hochhaltend. „Deshalb unsere Begegnung, deshalb Ihre perfide Heuchelei, erbärmlicher Schurke, nur um mich aus dem Hinterhalte meuchlings zu treffen."

„Lassen Sie mich los," ächzte der Umklammerte vor Schmerzen winselnd. „Sie zerdrücken mir die Hand!"

„O," schrie Gottfried noch immer außer sich. „Mit meinen Händen müßte ich Sie zerdrücken wie ein giftiges Gezücht. Mensch, — Ungeheuer! Es wandelt mich an, auf Dich einzuhauen! — Dankt es: Eurem Schöpfer," fuhr er plötzlich gefaßter fort, als Giulietta, die inzwischen herangekommen war, ihm hastig in den Arm fiel, „daß dieses Mädchen in der Nähe war. Ich hätte mich sonst vergessen!"

„Lassen Sie mich los!" stöhnte der Pole von neuem. Die Thränen traten ihm vor Schmerz in die weit aufgerissenen Augen. „Das sind Höllenqualen!"

„Habt Ihr denn bedacht, Jan Iwanow," fuhr Gottfried fort, dem Ueberwundenen mit einem einzigen Rucke die Mordwaffe aus der Hand schleudernd, daß sie klirrend zu Boden fiel, „was Euch bevorsteht? — Das Zuchthaus, Herr!"

Der Pole war heftig zusammengezuckt. Eine fahle Blässe überzog seine schreckentstellten Züge.

„Giulietta!" stammelte er plötzlich fassungslos. „Erbarmen Sie sich. Ich werde ohnmächtig vor Schmerz. Sagen Sie dem Furchtbaren, daß er mich loslasse. — Ich hab's nicht bedacht!" wimmerte er dann so kläglich, daß Gottfried sich verächtlich abwandte. „Nein, nein, nur das nicht! — Das Wort ist zu gräßlich! — Giulietta, Giulietta, Erbarmen! Erbarmen Sie sich, — um Ihrer Liebe willen!"

Eine lange Pause trat ein.

Das erschütterte Mädchen, das vorhin diesen entlegensten Teil des Parkes aufgesucht hatte, um die auf sie einstürmenden Empfindungen ungestört auszutragen, durch die Stimmen der Männer jedoch aus ihrer Einsamkeit jäh aufgerüttelt war, blickte jetzt eine lange Weile mit so seltsam innigem Blicke zu Gottfried auf, daß es den riesenstarken Mann im Innersten durchschauerte. Dann flüsterte sie ihm einige leise Worte zu, die ihm alles Blut zu Herzen treiben mußten, denn er sah plötzlich kaum weniger bleich drein, als der Elende, dessen Handgelenk er noch immer wie mit eherner Klammer umschlossen hielt.

Allmälich jedoch lösten sich seine Muskeln aus der gewaltigen Anspannung und plötzlich ließ er den Polen frei.

Sie sahen beide nicht, wohin der Entschlüpfte sich wandte; sie kümmerten sich beide um nichts mehr, was um sie her geschah; sie sahen einander nur immer in die Augen, und es war, als ob ein wundersamer Zauber sie heimlich umspinne, in dem nichts außer ihnen selbst Raum hätte, ein Zauber, der sie über alle Grenzen von Zeit und Raum entrückte.

„Giulietta," flüsterte da mit einem Male der erschütterte Mann, und seine Stimme bebte gewaltsam, „sag's noch einmal! — Warum ließest Du ihn frei?"

„Um meiner Liebe willen!" jauchzte das Mädchen unter hervorbrechenden Thränen, „um meiner Liebe willen, Du liebster Mann!"

Sie war dem Geliebten an die Brust gestürzt und gewal-

Das neue Hotel de Ville in Paris. (Siehe Text Seite 344.)

tige Arme umschlangen sie, wie wenn sie sie nimmer wieder lassen wollten, und glückstammelnde Lippen küßten sie auf Mund und Augen und Haar.

Die Vögel zwitscherten zu ihren Häupten. Sie hörten es nicht! Warmes Sonnenlicht lugte mit seinen schimmernden Strahlen immer verstohlener durch die Baumwipfel auf die Glücklichen. Sie wußten es nicht. Denn ihre Herzen hatten sich gefunden in alles vergessender Liebe.

* * *

Ein köstlicher Herbstabend schmückte das herrliche Konstanz, die Königin unter den Städten des badischen Seekreises mit seinen schönsten Reizen. In goldigem Glanze schimmerte die unabsehbare Spiegelfläche des schwäbischen Meeres. Die Luft war kristallklar. Weithin leuchtete die beschneite Zinne des hohen Säntis über den Obsthainen und Gartengefilden des schweizerischen Thurgaus, wie ein Hochwächter die lange Kette der am Horizonte aufragenden Appenzellerberge beherrschend.

Auf der, unmittelbar an den See stoßenden Terrasse des herrlich gelegenen Inselhotels sitzen zwei ältliche Herren und eine einfach gekleidete Dame, wie in den Anblick der sie umgebenden Naturschönheiten versunken, sich schweigsam gegenüber. Erstere hatten soeben die Lektüre der Briefe vollendet, die ihnen von einem Kellner überbracht worden waren.

„Nun, Schaller?“ fragte die Dame endlich ungeduldig. „Was gibt's Neues aus Schlesien?“

„Nichts Besonderes, Adelheid,“ versetzte der Kommerzienrat. „Und doch ist es gut, wenn ich bald heimkehre. Na, ich wollte Euch Allen ja eigentlich auch nur bis hierher das Geleit geben.“

„O,“ unterbrach ihn der Schwager launig, „wir werden in Italien auch schon ohne Dich fertig werden.“

„Daran zweifle ich nicht,“ lächelte der Kommerzienrat. „Und doch werde ich Euch hie und da besuchen, in Mailand, in Florenz, sicher in Rom, denn ein ganzes Jahr, — solange soll Gottfrieds Studienreise ja doch mindestens dauern, ein ganzes Jahr halte ich's nicht aus, ohne Euch zu sehen!“

„Du hattest da doch auch noch ein Schreiben aus Polen,“ forschte Frau Schaller. „Darf ich nicht wissen, was es betrifft?“

„Nun, Du mußt es ja doch erfahren, Adelheid,“ entgegnete ihr Gatte mit umwölkter Stirn. „Noch einmal werden wir schmerzlich an den Sohn meiner Halbschwester erinnert. — Er sank von Stufe zu Stufe, unbeherrschten Leidenschaften ein trauriges Spiel. — Es ist aus mit ihm. 's vielleicht das Beste so! — Er ist bei einem Raufgelage erschossen worden!“ —

„Hm!“ brach der Professor ein langes, brütendes Schweigen. „Da habe ich bessere Nachrichten! — Die Zeichnungen und Oelskizzen Gottfried's, welche ich, wie Du weißt, ohne dessen Wissen auf die Herbstausstellung nach Berlin schickte, haben, wie man mir schreibt, bei Künstlern und Kritik ungeheures Aufsehen erregt. — Ich lasse mich köpfen, wenn der ehemalige Goffredo Struzzo nicht nach Jahresfrist ein berühmter Künstler ist. Ich sagte Dir immer, daß Giulietta noch einmal eine famose Partie machen würde. — Stoßen wir an auf das Glück der Verlobten, an dem ja auch ich kräftig mitgearbeitet.“ Der alte Herr schmunzelte behaglich vor sich hin. „In einem Jahre kehren wir heim, — wenn die Damen es in unserer Gesellschaft so lange aushalten im welschen Land, — und dann feiern wir Hochzeit!“

Heller Gläserklang ließ diejenigen aufhorchen, welchen diese Huldigung galt.

Gottfried hatte mit seiner Verlobten ein trauliches Plätzchen im Garten des Hotels aufgesucht, das unter schützenden Platanen eine entzückende Aussicht auf See und Gebirge gewährte.

„Seit wann ich Dich liebe, Giulietta?“ flüsterte er gerade, das Mädchen zärtlich an sich pressend. „Als ob ich's wüßte! Mir ist, als ob ich Dich geliebt hätte seit dem ersten Augenblick, da ich Dich sah. Ich liebte Dich unbeschreiblich, als Du an jenem schreckenvollen Abend in höchster Not mich bei Namen riefst!“

„Ja, Du Lieber, — ich bin tief in Deiner Schuld! — Erinnere mich nur daran!“

„Nein, Giulietta, es ist umgekehrt! Dir verdanke ich Alles, was ich bin, und was dereinst aus mir wird, Dir allein! — Und das darf die ganze lästerliche Welt wissen, denn unser Glück liegt nicht außer uns, sondern hier, — hier Giulietta, im tiefsten Herzen!“

Mit leuchtenden Augen sah das schöne Mädchen zu dem Geliebten auf.

„Meine süße Braut!“ flüsterte er leise und tief ergriffen.

Dann begaben sich beide, traulich aneinander geschmiegt, zu den Alten zurück, damit auch ihnen ein wärmender Strahl des unendlichen Glücks zu Teil werde, das ihre Herzen für immer vereinigt.

Nelken und Reseda.

Humoreske.

Von **Maximilian Rudolf.** (Schluß.)

Ein heftiges Mitleid ergriff sie mit dem Armen da drüben, und Mitleid wird in Mädchenherzen gar oft zum Grund der Liebe. Das Pflänzlein Liebe aber wächst bekanntlich oft in einer Nacht, in einer Stunde, ja zuweilen in einem Augenblicke zur Riesengröße empor. Und so schüchtern die erste und reine Mädchenliebe auch ist, so besinnt sie sich doch oft nicht einen Augenblick, wenn die Gelegenheit kommt, sich dem Geliebten zu offenbaren. Und bei Helene kam die Gelegenheit wunderbar rasch. Eines Abends kam eine hausirende Blumenverkäuferin und bot ihr — einer guten Kundin — verschiedenerlei Blühendes zum Kauf an.

Helene war zwar reichlichst versehen, — aber eins fehlte ihr noch, und das eine kaufte sie, ohne sich überlegt zu haben, was sie damit thun wollte. Am selben Abend stellte sie das winzige Blumentöpfchen noch ans Fenster zwischen Nelken und Reseda, an die sie dachte, weil sie nun bereits wußte, daß morgen früh am Fenster drüben, nach Veilchen und Vergißmeinnicht, die sie heute begrüßt hatten, diese beiden Blumen zu schauen sein würden. Sie nahm sich zwar fest vor, morgen früh — viel zeitiger noch als sonst — die „Brennende Liebe“ wieder verschwinden zu lassen, — er sollte es ganz gewiß noch nicht sehen, der arme, kranke Mensch drüben, — aber, weiß der Himmel wie's kam, gerade diesmal hielt sie der Gott des Schlafes länger gefangen, denn als sie zum Fenster trat, stand er bereits an dem seinen und schaute glückstrahlend herüber, und es half nichts mehr, daß sie blitzschnell die verräterische Blume hinter die Gardine verbarg und eiligst verschwand — er war diesmal nicht blind gewesen, und er hätte heute den ganzen Tag laut aufjubeln mögen in die Welt vor lauter Freude und Glück.

Es war der Tag der Nelken und Reseda!

Leider konnte er sich das etwas zu laute Denken nicht abgewöhnen. Der Gerichtsrat hatte die ihm nun schon bekannten Laute vernommen und, da er heute wieder in guter Laune war, schmunzelte er:

„Aha, denken wieder an diese äußerst interessante Person, Kollege?“

Karl Ebersberg erschrak diesmal noch mehr, denn jetzt gehörte ihm das süße Geheimnis nicht mehr so ganz allein. Aber wie konnte er sich verraten haben? Was hatte er vor sich hingesprochen?

Heute wußte er es genau — nichts weiter konnte es doch wohl gewesen sein als die harmlosen Wörtlein: Nelken und Reseda.

„Verzeihen Sie, Herr Gerichtsrat, ich verstehe Sie nicht recht."

„Na, ich verstehe auch nicht, was Sie wohl mit einem Menschen zu thun haben, der einen so sonderbaren Namen hat."

„Sonderbaren Namen, — aber Sie irren sich bestimmt —"

„So, so, irr' ich mich schon wieder; das junge Volk wird Einem noch abstreiten, was man mit eigenen gesunden Ohren hört, — Elkan Seebach oder ganz ähnlich so lautet doch der Name, — hm?"

Von der Vortrefflichkeit seines Gehörs überzeugt, nahm der Gerichtsrat eine Prise.

Karl Ebersberg wurde nun das lächerliche Mißverständnis von diesmal sowohl, als von früher mit einem Schlage klar: Nelken, Reseda, Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht oder in den Ohren seines Vorgesetzten: Elkan Seebach — Hosen feil — mein nicht.

Diesmal hätte er — vergnügt wie er war — platzen mögen, gleich Frau Thiemich, aber vor Lachen.

Um dem alten Herrn nicht direkt ins Gesicht zu lachen, schnitt er die verzweifeltsten Grimassen und krümmte sich wie ein Wurm. Reden aber hätte er beim besten Willen kein Wort können.

Der Gerichtsrat beobachtete die Wirkung, die sein Aussprechen des seltsamen Namens gehabt, mit steigendem Entsetzen, ein paarmal griff er schon nach der Klingel, um den Gerichtsdiener nach einem Arzte zu schicken. Der Ebersberg war nämlich jetzt ganz zweifellos toll, — so geberdet sich im Leben kein auch nur halbwegs vernünftiger Mensch — Teufel noch 'mal.

Den Glücklichen aber schlägt alles zum Besten aus.

Desselbigen Abends erschien in der Honoratiorenressource, die einen prächtigen Garten ihr ungeteiltes Eigen nannte, wie alle vierzehn Tage oder drei Wochen, der Gerichtsrat Fromm in Begleitung seiner Nichte Helene Winzer.

O, hätte Karl Ebersberg eine Ahnung gehabt, daß die Dame seines Herzens seines eigenen Vorgesetzten leibliche Nichte, die Tochter seiner Schwester war! Und hätte der Gerichtsrat gewußt, daß e r mit der „äußerst interessanten Person" Karl Ebersbergs — Elkan Seebach, wie er, der Gerichtsrat, meinte — spazieren ging!

Der Gerichtsrat war sonst in der Gesellschaft seiner Nichte meist ziemlich einsilbig. Von interessanten Rechtsfällen versteht ja so ein junges Ding nicht die Bohne.

Heute mußte er aber die Geschichte von seinem übergeschnappten Praktikanten los werden. Also er erzählte.

Der Onkel hatte ihr noch nie von seinem Praktikanten erzählt: sie hörte anfänglich ziemlich zerstreut zu. Nur um eine Art Teilnahme an der Erzählung des alten Herrn zu beweisen, fragte sie, bevor sie noch vernommen, was mit dem Praktikanten eigentlich sei, ob er die Ressource besuche.

„Das nicht. Du kennst ihn nicht. Das heißt — vielleicht hast Du ihn 'mal auf der Straße gesehen; er wohnt, glaub' ich, in Eurer Nähe, — Ebersberg heißt er."

D e n Namen kannte Helene.

„Ebersberg — ist's möglich — der unglückliche Taube —?"

„Was für eine Taube?" fragte der ganz mit den eigenen Gedanken beschäftigte Gerichtsrat.

„Ach," entgegnete in äußerster Verwirrung das junge Mädchen, „ich habe von einem jungen Juristen Karl Ebersberg gehört, der das furchtbare Unglück haben soll, fast ganz taub zu sein."

„Unsinn," brummte der Gerichtsrat zur Antwort; „der Jurist Karl Ebersberg hört so gut wie ich und Du, aber verrückt ist er, total verrückt."

Und nun erzählte er seiner zu Tode erschrockenen Nichte, wie sein Praktikant bald unter Seufzen, bald unter Lachen immer von einem höchst zweifelhaften Individuum, namens Elkan Seebach, das ungereimteste Zeug vor sich hin schwatze. Außerdem verteidige er neuestens die abgefeimtesten und offenbarsten Verbrecher als die redlichsten Leute von der Welt, schneide die wahnwitzigsten Fratzen, krümme sich wie ein Wurm, grinse, krächze, quietsche — kurz, benähme sich wie der ärgste Tollhäusler, den man sich vorstellen kann. Jetzt habe er, der Gerichtsrat, es sich aber lange genug angesehen, morgen Vormittag gehe er zu einem befreundeten Irrenarzte, teile dem seine Beobachtungen mit und sorge dafür, daß Karl Ebersberg in dessen Anstalt Aufnahme fände.

Helene Winzer that in dieser Nacht kein Auge zu. Gegen Morgen war sie zu einem Entschluß gekommen; sie mußte den Unglücklichen, den sie schon in ihr Herz geschlossen, ehe sie noch eine Silbe von seinen Lippen vernommen hatte, nun endlich einmal in nächster Nähe sehen und sprechen.

Sie mußte sich selbst überzeugen, ob er denn wirklich wahnsinnig sei.

Eines nämlich ließ ihr alles über ihn Mitgeteilte verdächtig erscheinen. Der Onkel bestritt seine Taubheit, Frau Thiemich konnte von seinem angeblich so zweifellosen Wahnsinn nichts bemerkt haben.

Koste es, was es wolle, sie mußte ihn sehen; ihn, wenn er nicht wirklich hoffnungslos geistesgestört war, vor seiner vielleicht wider seinen eigenen Willen zur Ausführung gelangenden Unterbringung in einer Irrenanstalt warnen.

Frau Thiemich hatte ihr erzählt, sie habe so schöne Cacteen, die eben zu blühen anfingen, und obgleich sie sonst die seltsamen Stachelgewächse nicht eben sonderlich liebte, nahm sie sie doch zum Vorwande ihres Besuchs.

Frau Thiemich war entzückt, fand sie doch, wie sie glaubte, in Helene endlich jemanden, der auch fürs Aparte e t w a s Sinn hatte.

Natürlich kam sie sofort auf ihren Mietsherrn.

„Nun," meinte Helene, die mit Zittern und Zagen auf eine Gelegenheit geharrt hatte, von ihm zu reden, „der Herr hat jedenfalls die interessanten Pflanzen noch nicht blühen sehen — —"

Das stimmte. Frau Thiemich hatte ihn dieses Anblickes nicht mehr für würdig betrachtet; aber nun sollte er auch hören, wie andre Leute ihre von ihm verschmähten Blumen zu schätzen wüßten.

Sie lief zu ihm hinüber. Er mußte kommen und wenn er heute noch so taub sei.

Helene klopfte das Herz im Busen, als wolle es zerspringen.

Karl Ebersberg aber war heute weder taub, noch widerspenstig. Er hatte sogar ausgezeichnet gehört — durch die Thür hindurch eine Stimme und einen Namen.

Hätte ihn Frau Thiemich nicht geholt, — er wäre ganz allein gekommen, — eben besann er sich auf einen einigermaßen plausiblen Vorwand.

Kaum hatte Frau Thiemich die geflügelten Worte gerufen:

„Jetzt aber müssen Sie sich 'mal meine Cactusse —"

Da fiel er ihr schon ins Wort:

„Mit dem größten Vergnügen, liebste Frau Thiemich, — Sie wissen, ich liebe alle Blumen!"

Frau Thiemich hätte ihm um den Hals fallen mögen; jetzt auf einmal war es bei ihm zum Durchbruch gekommen: er liebte auch ihre Cactusse und — zu ihr hatte er „Liebste" gesagt.

Triumphirend wie ein Sieger bei den olympischen Spielen rauschte sie hinterdrein. Was sich aber jetzt in ihrem Zimmer abspielte, paßte zu ihrer gehobenen Stimmung nicht.

Karl Ebersberg stürmte in ihr gutes Zimmer und blieb wie angewurzelt an der Thür stehen.

„Fräulein Winzer!" glitt es ihm über die Lippen.

„Herr Ebersberg!" antwortete das Mädchen.

„Ah, die Herrschaften kennen sich schon," gab Frau Thiemich höchlich verwundert dazu; „das wußte ich ja gar nicht."

In ihrem Erstaunen hatte sie vergessen zu schreien.

Nun wurde zwar Karl ebenso wie Helene, als sie einander so von nächster Nähe ins Auge sahen, rot wie „Brennende Liebe", aber Karl antwortete doch rasch:

„Ich habe Fräulein Winzer bisher nur flüchtig zu sehen das Glück gehabt, und freue mich, die Dame bei Ihnen zu sehen, beste Frau Thiemich."

„Gott sei Dank — taub ist er gewiß nicht," sagte sich Helene.

„Sie sind ein Freund der Blumen?" lächelte sie.

„Ich liebe alles, was in junger Lebensfülle blüht, und meine Lieblingsfarbe ist das flammende Rot — —"

„So wie hier meine Cactusblüten," warf Frau Thiemich ein.

„Der Cactus ist mir doch ein etwas zu stacheliger und

aparter Herr," entgegnete Karl Ebersberg; „er ist jenseits des Weltmeeres heimisch und paßt nicht in das bescheiden anmutige Ensemble unsrer heimischen Pflanzenwelt. Ein kleines, rotes Blümlein zwischen Nelken und Reseda zum Beispiel geht mir über alle Cacteen der Welt."

Frau Thiemich wollte eben sehr energisch erwidern, da lachte Karl Ebersberg und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, meine Ihnen wahrscheinlich sehr unmotivirt scheinende Lustigkeit, aber es mußte mir in diesem Augenblicke eine sehr komische Verwechslung einfallen, lassen Sie mich erzählen!"

In diesem Moment war ihm der Gedanke durch den Kopf geschossen: Benutze die Gunst des Augenblicks. — Dazu schien ihm seine Erzählung gerade geeignet.

„Denken Sie sich, Fräulein, eines Tages sah ich ein mit Blumen reizend dekorirtes Fenster, — — dessen Anblick mich zu sofortiger Nachahmung begeisterte. Ich merke mir also die Blumen, die ich an dem Fenster so wunderhübsch gruppiert gesehen, ordne sie als pedantischer Jurist in Gedanken nach dem Alphabet und repetiere die ganze Reihenfolge zuweilen, um sie ja nicht zu vergessen. Auf dem Gerichte vergesse ich — von allerlei holden Gedanken befangen — einen Augenblick, daß mein gestrenger Herr Gerichtsrat hinter mir sitzt, und beginne halblaut: Nelken, Reseda, Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht.

Mein Gerichtsrat hört's, und denken Sie, was der versteht und in seinen Gedanken daraus macht — — —"

Jetzt begriff Helene und schelmisch lächelnd sagte sie:

„Elkan Seebach?"

„Elkan Seebach," rief Karl, — „um Himmelswillen, mein Fräulein, wie kommen Sie auf Elkan Seebach?"

„Das soll Ihnen morgen Ihr Gerichtsrat selber erzählen. Jetzt eile ich selbst zu ihm, um ihm eine große Sorge abzunehmen, — adieu, Herr Ebersberg!"

„Fräulein, ich bitte Sie, Sie gehen zum Gerichtsrat Fromm? — Ich komme mit — o gestatten Sie. — —"

„Nein, bleiben Sie — — —"

„Nein, nein, nein, — nur wenigstens noch ein paar Worte —"

Helene Winzer hatte Frau Thiemich freundlich gegrüßt, Karl war ihr, ohne von seiner Hausherrin mehr die geringste Notiz zu nehmen, nachgestürmt.

Am Nachmittag desselben Tages erschien Frau Winzer mit ihrer Tochter Helene zum Besuch beim Onkel Gerichtsrat; — die Mama sah sehr feierlich, das Töchterchen übermäßig glücklich aus.

„Taub ist Dein Praktikant Ebersberg also nicht, Onkelchen," begann die Nichte nach der ersten Begrüßung das Gespräch.

„Aber verrückt."

„Nun so gar schlimm ist das auch nicht, denn wir wissen, an wen er in den letzten Wochen immer gedacht hat," fuhr sie fast mit niedergeschlagenen Blicken fort.

„Elkan Seebach?" fragte der verblüffte Untersuchungsrichter, der diesmal wirklich keine Ahnung hatte, worauf das alles heraus sollte.

„Der Name ist Dein, Onkelchen; — Nelken, Reseda, Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht aber blühen an meinem Fenster, und wie diese Blumen, so waren jene Gedanken mein.

Feuilleton.

Das Hotel de Ville (Bild S. 340), das Rathaus der Stadt Paris, dessen Hinterfront das in Nr. 13 befindliche Bild von Paris aus der Vogelschau rechts im Vordergrunde zeigte, präsentirt sich uns hier in seiner majestätischen Hauptfassade. Das Hotel de Ville bildet einen rechteckigen Gebäudekomplex, dessen Fronten den französischen Renaissancestil zu charakteristischer Erscheinung bringen. Vier Pavillons überragen mit einem höher aufgeführten dritten Stockwerke die Zwischenbauten. Der Platz, welcher sich vor dem Pariser Rathaus ausdehnt und mit schönen Anpflanzungen bedeckt ist, hat sich als Grèveplatz einen blutigen Namen in der Geschichte erworben. Von Alters her war er ein Marktplatz. In den Unruhen der Ligue und der Fronde, wie bei fast jeder Umwälzung und jedem Aufstande in dem allezeit unruhigen „Herzen Frankreichs", spielte der Grèveplatz eine traurig geschäftige Rolle, deren Bedeutsamkeit dadurch ins Schauerliche erhöht wurde, daß er bis zur Revolution von 1830 der Schauplatz der öffentlichen Hinrichtungen war. Auch in unseren Tagen ist der in die Place de l'Hotel de Ville verwandelte Grèveplatz das Theater von Schreckensszenen gewesen, denn das Rathaus war, wie zur Zeit der großen Revolution, auch der Sitz der Kommune, welche Paris vom 26. März bis 21. Mai 1871 regierte und schließlich das eigene Gemeindehaus in Brand stecken ließ. Die gegenwärtige französische Republik hat sich selbstredend beeilt, das Pariser Rathaus wieder in altem Glanze erstehen zu lassen.

Der Lesesaal der Nationalbibliothek in Paris. (Bild S. 341.) Unser Bild führt uns in eine jener großartigen Einrichtungen unserer Zeit, welche dazu bestimmt und geeignet sind, das Tempo des Kulturfortschritts zum Heile der Menschheit immer mehr zu beschleunigen. Alle großen Städte haben heutzutage öffentliche Bibliotheken aufzuweisen, und die meisten bieten ihren Besuchern die Schätze des Wissens in einem Lese- und Arbeitsraume dar, welcher zur unentgeltlichen Benutzung jedermann offen steht. Hie und da sind diese so überaus gemeinnützigen Anstalten noch sehr dürftig und unzulänglich ausgestattet, anderwärts wieder trifft man auf Bequemlichkeit und Eleganz in der Ausstattung, wie z. B. bei uns in Deutschland sie der Lesesaal der königlichen Bibliothek in Stuttgart dem Publikum gewährt, und in der Weltstadt an der Seine umfängt sogar in dem Lesesaal der Nationalbibliothek, deren mächtige Gebäude sich in der Rue Richelieu nahe am Louvre weithin ausdehnen, üppiger Luxus jeden, auch den bescheidensten und ärmlichsten Besucher. Aber auch der Lesesaal der französischen Nationalbibliothek beweist ebenso wie jedes andere derartige Institut, auf welch' einer niedrigen Kulturstufe wir heut im Grunde doch noch stehen, denn an seinen Arbeitstischen haben nicht mehr als 200 Personen Raum, und das genügt für die fast $2^1/_2$ Millionen Einwohner zählende Weltstadt Paris.

Wie das Wasser des toten Meers schmeckt. Ich glaube nicht, sagt de Sauliz, daß es bei aller Klarheit und Durchsichtigkeit ein abscheulicheres Wasser auf der ganzen Welt gibt. Im ersten Augenblick schmeckt es wie gewöhnliches Seewasser; aber in weniger denn einer Sekunde wirkt diese Mischung von Salz, Koloquinten und Oel auf die Schleimhäute von Lippen, Zunge und Gaumen mit einem eigentümlichen Brennen so ätzend, daß, wenn das entsetzliche Naß mit Ekel ausgespieen worden ist, der Nachgeschmack minutenlang fortdauert und ein schmerzliches Zusammenziehen in der Kehle verursacht.

Die durchschnittliche Lebensdauer stellt sich nach den Untersuchungen von Joseph Körösi, Direktor des statistischen Bureaus der Stadt Buda-Pest

für Reiche (die oberen Zehntausend) auf . . . 52 Jahre,
„ den Mittelstand (die Bourgeoisie) „ . . . 46 Jahre 1 Monat,
„ Arme (das Proletariat) „ . . . 41 „ 7 „

sodaß ein Armer durchschnittlich fast 11 Jahre früher stirbt als ein Reicher! Allerdings gelten diese Resultate zunächst nur für die Stadt Buda-Pest. Da aber die sozialen Verhältnisse ziemlich überall dieselben sein dürften, so sollte auch uns dieses Resultat zu denken geben. Bei dieser Berechnung sind Kinder unter 5 Jahren nicht eingeschlossen; für diese ergibt sich als mittlere Lebensdauer

bei Reichen	1 Jahr	4	Monate,
beim Mittelstande	1 „	$2^1/_3$	„
bei Armen	1 „	—	„

sodaß bei den Armen auch die Kindersterblichkeit um ein Drittel größer ist wie bei Reichen. Von Krankheiten traten bei den Armen häufiger und heftiger auf: Typhus, Masern, Blattern, und besonders Cholera und Lungenschwindsucht, die um die Hälfte häufiger war. Bei den Reichen dagegen waren häufiger und heftiger: Keuchhusten, Diphtherie, Scharlach, Gehirn-, Herz- und Nierenkrankheiten. Wichtig ist ferner der Einfluß, den die Wohnungsverhältnisse auf die Lebensdauer ausüben. Für die Bewohner von Kellerwohnungen ergab sich die mittlere Lebensdauer zu $39^{11}/_{12}$ Jahren,

für die Bewohner des Erdgeschosses		$42^1/_4$	„
„ „ „ „ 1. und 2. Stockes		$44^1/_6$	„
„ „ „ „ 3. „ 4. „		$42^1/_6$	„

sodaß also ein schädlicher Einfluß der Kellerwohnungen nicht zu verkennen ist.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 44. Unterhaltungs-Beilage. September.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.**

Ostern stand vor der Thür, das liebliche Auferstehungsfest der Natur. Die Glocke der kleinen Dorfkirche läutete den Festtag ein und erhöhte die feierliche Stimmung der beiden Frauen, welche in einem wohlgepflegten Gärtchen saßen, das an ein kleines einfaches Wohnhäuschen stieß. Die eine derselben war eine schöne Greisin mit ehrwürdig weißem Haar, das noch voll an die Schläfen sich schmiegte. Das weiße Häubchen umrahmte ein edles Gesicht mit feinen, geistreichen Zügen und leuchtenden Augen, denen man es trotz ihres augenblicklichen Ernstes ansah, daß jener unvergängliche Glanz ihnen eigen, den weder Zeit noch Gram verwischt. Die Figur war majestätisch und noch ungebeugt, die ganze Erscheinung ein Bild innerer und äußerer Vornehmheit. Einen entzückenden Gegensatz zu dem so harmonischen Alter bot die Jugend, welche in der Person eines reizenden Mädchens auf einem Schemel zu Füßen der alten Dame saß. Frisch und lieblich, ein Bild der schönsten Maienrose war das Antlitz der Siebenzehnjährigen, trotzdem die schönen Augen, welche in ihrer Aehnlichkeit mit denjenigen der Greisin das Band des Blutes verrieten, durch einen leisen Zug von Wehmut verschleiert schienen. Die beiden waren Großmutter und Enkelin.

Die Glocke war verstummt und die linke der bis jetzt gefalteten Hände auf das Haupt des Mädchens legend, sprach die alte Frau mit der ihr eigenen, weichen sympathischen Stimme: „Glockenläuten stimmt immer ernst — in der Jugend, wenn das Leben noch unerschlossen vor uns liegt, tönt dasselbe feierlich verheißungsvoll, Lust und Weh uns ahnen lassend in geheimnisvoller Ferne, — im Alter weckt es die Erinnerung an das, was war; es ist, als versänken die Jahre vor uns und eine kurze Weile umgiebt uns wieder des Lebens Blütezeit, mit all' ihrem Lieben und Hoffen, — dies aber nur, so lange wir in uns blickten, denn schauen wir auf und sehen u m uns, so wird der Glockenklang ein anderer, — der redet von Kämpfen und Entsagen, von bitterem Leid und strenger Pflicht, — aber der Ton ändert sich noch einmal, sanft und leise klingen seine Weisen — das rechte Abendläuten nach vollbrachtem Tagewerk, Friede in uns findend und Friede verbreitend. Unsern Rückblick verklärt die Abendsonne und unser Ausblick ist Gott und das Bewußtsein des Fortbestehens in den Herzen unserer Geliebten lange noch, nachdem unter Glockenläuten sich das Grab über uns geschlossen."

„Großmutter!" — Es war ein Schmerzenston aus tiefer Seele und die Augen des Mädchens füllten sich mit Thränen. „Hanna, mein Liebling", erwiderte die alte Frau, indem sie einen Kuß auf den Scheitel der Enkelin drückte, „noch bin ich ja Gottlob gesund und frisch, trotz meiner siebzig Jahre, und nicht unmöglich ist es, daß ich noch lange bei Dir sein darf; meine Großmutter erreichte ein Alter von achtundachtzig Jahren, — aber ein Sträuben gegen ein Naturgesetz giebt es nicht, ihm verfallen wir alle ohne Ausnahme. Nun aber, Köpfchen in die Höhe und der Großmutter fröhlich in die Augen geschaut, — alles blüht und duftet, die Natur ist jetzt so wunderbar schön, daß wir uns nur des Blühens, ohne Gedanken an ein Welken freuen wollen. Deine Augen sind nicht ganz klar, Hanna, und als Du noch ein kleines Kind, waren dieselben schon der untrügbare Ausdruck Deines Innern. Sprich Dich aus, mein Kind."

Eine Pause entstand. Das Gesichtchen auf dem Knie der Großmutter, begann das junge Mädchen leise, aber wie in lange verhaltenem Weh zu schluchzen, während die alte Frau liebkosend über ihre Haare strich. „Weine Dich aus, Hanna, dann vertraue mir Dein Leid."

„Großmutter, ich habe Heimweh, zum erstenmal in meinem Leben, denn ich war ja immer bei Dir und wußte nicht, was Sehnsucht ist. Großmutter, fast so lieb wie Dich habe ich ihn — o, sieh mich freundlich wie immer an," — sie hob den Kopf

und senkte die feuchten Augen in die gleichfalls naß gewordenen der alten Frau, — „glaubst Du, daß er wiederkehren wird?“

„Wenn er kann, Hanna, wird er wiederkehren,“ antwortete weich, doch ernst die Großmutter, „aber, wenn ich Dir, meinem geliebten Kinde, sage, daß, wenn er nur allein seinem Herzen, welches ihn zu Dir zieht, folgen würde, indem er hieher zurückkehrte, er ein Unrecht begehen würde, so weiß ich auch, daß Du um solchen Preis auch das, was Du jetzt Dein höchstes Glück nennst, nicht erkaufen wolltest. Die reine Jungfrau muß den Mann ihrer Liebe tadellos heißen dürfen. Morgen, am Osterfest begehe ich einen Erinnerungstag, den meine Seele mehr denn ein halbes Jahrhundert stille für sich feiert, — morgen aber soll die Vergangenheit auch in Worten an mir vorüberziehen, indem ich sie für Dich belebe und Ostern halte in unvergänglichen Erinnerungen.“ — Die Großmutter erhob sich und ging am Arme der Enkelin ins Haus.

Aus der großen Welt draußen war Emil Bernhard hergekommen in das Häuschen am Waldesrand, nicht ahnend, daß er dasselbe in Glück und Weh wieder verlassen werde und das erste Sehnen und Wünschen eines erst durch ihn erwachten Frauenherzens ihm folgen werde in seine ferne Heimat. Emil war der Sohn eines fürstlichen Fabrikdirektors in Polen; er hatte seine Studien auf einem süddeutschen Technikum vollendet und ging nun einem Beruf in der Nähe seiner Eltern entgegen. Einem dringenden Wunsche seiner Eltern entsprechend, suchte er, ehe er Deutschland verließ, die von denselben hochverehrte Frau v. Reichenstein auf, deren Enkeltochter Hanna sein Schicksal, wie er das ihre, werden sollte. Ihre beiderseitigen Großväter waren Jugendfreunde, und sein Vater, der als junger Mann zum Zweck des Einblicks in landwirtschaftliche Verhältnisse ein Jahr in Herrn von Reichenstein's Hause verweilte, machte daselbst eine schwere Krankheit durch und hatte, wie er oft erzählte, seine Genesung nur der treuen, mütterlich aufopfernden Pflege der edlen Frau des Hauses zu verdanken gehabt, zu welcher er schon vorher, als dem höchsten Ideal schöner, selbstloser Weiblichkeit aufgeschaut hatte. Ihm selbst fehlte in der Heimat die frühe verstorbene Mutter, und da dem Vater, so biedern Sinnes derselbe war, ein etwas rauhes Wesen eigen, so hing das Herz des Jünglings mit an Schwärmerei grenzender Liebe an Frau von Reichenstein. Als er ihr Jahre nachher die Erwählte seines Herzens zuführte, hoffte er von dem zu schließenden Bunde noch eine besondere Weihe, nachdem die mütterliche Freundin ihre Hände segnend auf der Verlobten Haupt gelegt. So gerne nun auch der Sohn die kurze Zeit zwischen Abgang von der Hochschule und Uebernahme seiner ihn erwartenden Stellung mit den vielleicht für immer scheidenden Studiengenossen verbracht hätte, so war doch nicht allein des Vaters Wunsch bestimmend für ihn, sondern auch die tiefe Ehrfurcht vor der alten Frau eine so fest eingepflanzte, daß ihm die geringste Auflehnung gegen die Reise zu derselben als Unrecht erschienen wäre. Emil erging es wie so vielen, daß er mit den vorübergegangenen Jahren nicht gerechnet, sondern sich Hanna als ein kleines Mädchen, wie die Großmutter ja immer von ihr geschrieben, vorstellte, dem er nur deshalb keine Puppe als Reisegruß mitbrachte, weil er eine solche nicht unterzubringen verstanden hatte. Als er am ersten Abend, nach einem unendlich liebreichen Empfang von Frau v. Reichenstein, Spaßes halber seine schönen Bonbons herbeibrachte, da verursachten dieselben solche Heiterkeit, daß Emil auch seinen Gedanken an die Puppe Preis gab und mit der ihm eigenen liebenswürdigen Natürlichkeit erzählte, daß das Bild der Großmama demjenigen seiner Fantasie überraschend entspreche, dagegen habe er sich Hanna als ein schüchternes, kaum zum Vorschein zu bringendes Kind gedacht, das ihn anfänglich nur durch die Thürspalte betrachten werde. Nach wenig Tagen schauten aber die zwei jungen Menschen nirgends lieber hin, als sich gegenseitig in die Augen. Auch die Großmutter blickte in dieselben, aber ihre Augen der Liebe sahen einen Schatten über dem jungen Glück in den ehrlichen Zügen Emil Bernhard's, auf welchen, wenn er sich unbeobachtet glaubte, ein Zug des Schmerzes lag, den die erste Liebe nicht kennen soll. Es war am Tag vor seiner Abreise, als Emil, während Hanna häuslich beschäftigt war, mit der alten Frau im Gärtchen saß.

„Großmutter, darf ich reden?“

„Ja freilich, lieber Emil; lassen Sie mich recht klar in Ihr Herz blicken, ehe wir auseinandergehen und sagen Sie mir alles, was dasselbe bewegt.“

„Ich habe Ihre Hanna lieb, unaussprechlich lieb gewonnen, gesagt habe ich es ihr nicht, aber sie muß es ja wohl fühlen, denn ich glaube, sie hat mich auch lieb. — O, dürfte ich es bei diesem Geständnis lassen, Großmutter, und nur Sie bitten, geben Sie mir ihre Enkelin, ich will sie mein Leben lang über alles lieben.“

Er schwieg.

„Fahren Sie fort, Emil,“ sagte Frau von Reichenstein, „ich habe das volle Vertrauen zu Ihnen, daß Sie nichts zu enthüllen haben, worüber Sie sich zu schämen hätten.“

„Nein,“ erwiderte bestimmt der junge Mann, indem er die Augen zu der alten Frau aufhob, „aber zwischen Hanna und mir steht ein Drittes mit dem Anrecht jahrelangen geschwisterlichen Verbundenseins, dem der Ehe Band einst folgen sollte. Maria ist die Tochter eines Freundes meines Vaters, welche bei ihrer Geburt die Mutter und, nachdem sie acht Jahre zählte, auch den Vater verlor. Obgleich das Kind seitens beider Eltern Verwandte besaß und erstere dasselbe in guten Verhältnissen zurückließen, es also nicht abhängig gewesen wäre, so fand sich dennoch neben der testamentarischen Bestimmung in einem besonderen Schreiben auch noch die herzliche Bitte an meinen Vater, das Kind in sein Haus aufzunehmen und dasselbe in seinem ihm bekannten Sinne nach Recht und Gewissen zu erziehen. Mit Freuden entsprachen meine Eltern der Bitte des Verstorbenen, und so wurde Marie sehr rasch deren geliebtes und liebendes Kind. Früher scherzweise, später, vor meiner Abreise, mit Ernst, sprach es der Vater als seinen und der Mutter Lieblingswunsch aus, Marie und mich einst vereinigt zu sehen, und da ich derselben mit warmer, brüderlicher Liebe zugethan war, wie ich es noch bin, kam mir nicht entfernt der Gedanke, daß meine Wünsche diejenigen der Eltern einst kreuzen könnten. Erst durch die so ganz andere Art der Empfindung, welche mich bei Hanna überkam, lernte ich jene andere Liebe kennen und trotz allem, was mir, wenn ich an die Heimat denke, die Seele bedrückt, stimme ich doch aus übervollem Herzen in die Worte des Dichters ein:

„Himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“

Eine Pause entstand. Freundlichen Blickes schauten die Augen der alten Frau auf die erregten Züge des jungen Mannes.

„Was gedenken Sie den Eltern bei der Heimkehr zu sagen, Emil?“

„Daß ich nicht wußte, was Liebe ist, Großmutter, — daß mir unsere Marie so lieb wie je zuvor, ganz mein aber nur Hanna werden könne.“

Die Hand auf seine Schultern legend, erwiderte Frau v. Reichenstein: „Mit der vollen Offenheit, mit der Frische der unverdorbenen Jugend haben Sie zu mir gesprochen, lieber Freund, aber auch, verzeihen Sie, mit dem Egoismus der Jugend. Sie gedenken wohl der Eltern Lieblingswunsch, der Irrung Ihres Herzens in der Art der Liebe, aber ein Großes haben Sie vergessen — Marie selbst. Ich erinnere mich nun recht wohl, daß mir Ihr Vater vor Jahren schrieb, Marie, das Töchterchen des Freundes, besitze ein weiches, liebebedürftiges Gemüt, hänge mit ganzem Herzen an den Eltern und dem Bruder, und schon deshalb werde er und seine Frau bei dessen Erziehung kaum auf ernste Schwierigkeiten stoßen. Die Annahme, Emil, daß aus der Liebe der Schwester zum Bruder die ahnungsvolle der Jungfrau geworden, liegt viel näher, als daß auch ihre Zuneigung in den Grenzen rein geschwisterlicher Empfindung geblieben ist. Das Reich der Frau ist das Haus, die Heimat, das des Mannes der Beruf, die Welt. Wir umfassen Euch,

wenn Ihr ferne seid, mit der doppelten Innigkeit; was wir fühlen, denken und erleben, hat seine innere Verbindung mit Euch, und wenn auch die Entfernung, dies verklärende Element, unleugbar mitwirkt, so ist es doch hauptsächlich der von der Natur uns vorgeschriebene Kreis, — wenn wir sonst von der Verschiedenheit des Charakters zwischen Mann und Frau ganz abgesehen, welcher die Pflege innerlichen Lebens wesentlich unterstützt. Ihr sucht die Welt, Euch umgeben ihre Zerstreuungen und Genüsse, und wenn auch die Heimat und die Lieben, welche sie birgt, als freundlicher Stern in Eurer Erinnerung stehen, so werden doch zum mindesten Euere Anschauungen veränderte, denn Euer Maßstab ist, wenn auch hie und da nur für eine Weile des Uebergangs, ein anderer geworden. — Werden wir uns ganz klar, Emil, denn nur in der Wahrheit ruht Segen. Wenn Marie Sie mit dem Herzen des Weibes liebt, müssen Sie Hanna entsagen, und wenn meine Enkelin — liebt Sie dieselbe wirklich — den Schmerz des Entsagens überwinden kann, so können auch Sie dessen Herr werden. So widerstrebend es mir wäre, mein siebzehnjähriges Kind einem Manne zu eigen zu geben, der dasselbe nicht als seine erste Liebe im Herzen trägt, ebenso wenig dürfte durch meine zarte, reine Hanna ein anderes Frauenherz in seiner Liebe verletzt werden." — Hierauf reichte die alte Frau dem jungen Manne schweigend die Hand, welche derselbe ehrerbietig küßte. Sie hatten sich beide verstanden.

„So war jenes Osterfest, Hanna," begann die Großmutter der Enkelin zu erzählen, „so licht und wolkenlos wie heute, und ebenso blickte ich auch ins Leben hinein. In dem Häuschen dort drüben, unweit der Kirche, aus welchem eben der Rauch aufsteigt, bin ich geboren und wurde getauft von meinem lieben guten Vater, welches der Geistliche des Ortes war. Da die Eltern schon mehrere Kinder durch den Tod verloren hatten, habe der Vater, wie mir die Mutter oft erzählte, mit wahrer Herzensangst auf das ungewöhnlich zarte, kleine Wesen in der Wiege geschaut, dessen erstes Lächeln ihm gegolten habe. Die Mutter wollte mich nach ihr selbst, Friederike, heißen, allein der Vater habe in seiner liebreichen Art, die niemand verletzen konnte, gemeint, eine Friederike besitze er ja in ihr, sie möge ihm seinen Lieblingsnamen, Charlotte, gestatten. So wurde eine solche aus mir und oft lachten wir später über der Mutter damalige Einwendung, daß es ja doch in der ganzen Familie keine Charlotte gebe. Ich blieb der Eltern einziges Kind, all ihre Liebe gehörte mir allein, und da in meine Kindheit auch keine besondere häusliche Sorge fiel, so war dieselbe so schön und sonnig, daß ich als kleines Mädchen den Vater einmal fragte, ob es in der ganzen Welt so schön und gut sei wie bei uns. Meine Großeltern mütterlicherseits — der Großvater war ein vermögender Holzhändler — besaßen ihre Heimat, nach damaligen Verkehrsverhältnissen eine gute Tagreise entfernt von uns, doch brachte die Mutter jedes Jahr einige Wochen mit mir bei denselben zu, und es mag wohl bei einem Kind, dem ja, wie in der Regel der Fall, im großelterlichen Hause nur Liebes und Gutes zu teil wird, überraschend klingen, wenn ich sage, daß mein kleines Herz vor Freude erbebte, wenn die Mutter mitteilte, daß jetzt der Vater uns abzuholen kommen werde. Von diesem guten, besten Vater, der mit mir spielte, lernte und las, habe ich Dir schon viel erzählt, Hanna, denn auch ein edler Mensch und gebildeter Geist war er, und wenn ein Vorwurf ihn treffen konnte, so war es derjenige übergroßer Bescheidenheit, der nach dem Tode des schlichten Mannes, durch seine hinterlassenen Schriften veranlaßt, allgemein laut wurde."

(Fortsetzung folgt.)

In der letzten Stunde.

Pariser Novelle von **K. von K.**

Es ist keines der eleganten Damengemächer von Paris, auch keiner seiner glänzenden Salons, wohin ich die Leser mich zu begleiten bitte, sondern eine dürftig möblirte Mansarde in der Rue Quincampoix, einer der unfreundlichsten, düstersten Gassen der französischen Hauptstadt. Fünf Stockwerke hoch haben wir eine morsche ausgetretene Treppe hinanzusteigen, ehe wir zu einer niedrigen Thür gelangen, welche uns in ein enges Gemach führt, dessen schwüle Atmosphäre, trotz dem geöffneten Fenster, unsere Brust beengt.

Ein wurmstichiger hölzerner Tisch, ein Bett, zwei Stühle und am Boden eine mit alten Kleidern bedeckte Matratze sind alles, was wir von Mobilien in dem dunkeln Raume vorfinden, dessen ganzes Aussehen uns verkündet, daß hier die Not und das Elend schon seit geraumer Zeit ihre Wohnstätte aufgeschlagen haben.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesem tristen Anblick bildet die äußerste Reinlichkeit, welche allenthalben herrscht. Diese beinahe peinliche Reinlichkeit, im Verein mit einigen blühenden Rosenstöcken an dem geöffneten Fenster, trägt nicht wenig dazu bei, den unangenehmen Eindruck, den wir beim ersten Betreten des Gemaches empfangen, wenn auch nicht gänzlich zu verwischen, so doch bedeutend zu mildern. Und ein zweiter Blick, den wir durch den engen Raum gleiten lassen, zeigt uns ein Bild so anziehend und ergreifend zugleich, daß wir mit einem Schlage ganz vergessen, in welch' ärmlicher Umgebung wir uns befinden, um unsere ganze Aufmerksamkeit diesem rührenden Bilde zuzuwenden.

In den reinlichen Kissen des Bettes gewahren wir ein leichenblasses, abgemagertes Frauenantlitz mit schmerzdurchfurchten Zügen. Die Blässe dieses Gesichtes wird noch besonders hervorgehoben durch das reiche schwarze Haar, welches unter einer schneeweißen Haube hervorquillt.

Was jedoch dem Gesicht der Kranken — denn eine solche haben wir vor uns — einen ganz besonderen Reiz verleiht, das sind die großen, tiefblauen Augen, welche sie mit zärtlicher Innigkeit in die gleichfalls tiefblauen Augen eines vom Schmerze weihevoll verklärten jugendlichen Mädchenangesichts versenken.

Es ist eine ergreifende Gruppe, welche die sterbende Mutter und ihre Tochter bilden. Gerne möchte die liebende Mutter dem Kinde ihr nahes Ende verschweigen, doch sie darf es nicht. Mit gebieterischer Stimme heischt die Mutterpflicht von ihr, daß sie die Tochter sanft vorbereite auf den harten Schlag, auf den unersetzlichen Verlust, der ihrer harrt. Hat das arme Weib auch seinem einzigen Kinde kein Vermögen zu hinterlassen, so kann es ihm doch noch manche guten Ratschläge geben, die sich mit um so unauslöschlicheren Zügen in das jugendlich empfängliche Gemüt einprägen werden, weil sie das letzte Vermächtnis einer Sterbenden sind.

Leise, ganz leise spricht die kranke Mutter, so daß Henriette — dies ist der Name ihrer Tochter — sich tief zu ihr hinabbeugen muß, um keines der kostbaren Worte zu verlieren, die aus dem teuren Munde kommen.

Mit einem Male hält die Kranke erschöpft inne. Henriette tritt vom Bette zurück und zu dem nahen Tische hin, von dem

sie eine Erfrischung nimmt, um sie ihrer Mutter zu reichen. Mit liebevoller Zärtlichkeit schiebt sie den Arm unter den Oberkörper der Kranken, um dieselbe in eine sitzende Stellung zu bringen, welche ihr das Trinken erleichtert. Hastig und mit gierigen Zügen nimmt die erschöpfte Frau den kühlen Labetrunk zu sich. Ein zärtlicher Blick und ein dankbares Lächeln sind der Tochter reicher Lohn für ihre Mühewaltung.

Wie durch die genossene Erfrischung wunderbar gestärkt begann die Patientin, nachdem Henriette das Trinkgefäß an seine vorige Stelle gebracht und ihren Platz am Krankenlager wieder eingenommen hatte, von neuem zu sprechen und zwar diesmal mit kräftigerer Stimme als vorher.

„Mir ist so wohl" — sagte sie — „und ich glaube, das ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß ich bald, vielleicht heute noch sterben werde."

„Das ist unmöglich, Mutter! Du kannst, Du darfst noch nicht sterben" — entgegnete Henriette mit thränenerstickter Stimme. Dabei umschlang sie die Mutter mit beiden Armen, als wollte sie nicht zugeben, daß der erbarmungslose Tod ihr dieselbe entreiße. Sanft die stürmisch hervorquellenden Aeußerungen kindlicher Zärtlichkeit von sich abwehrend, richtete sich die Kranke abermals in ihren Kissen zu einer sitzenden Stellung auf, in der sie, von ihrer Tochter unterstützt, einige Sekunden lang verharrte. Wie zum Segen legte sie dabei ihre abgemagerten Hände auf Henriettens Haupt, unverständliche Worte murmelten ihre Lippen. Darauf sank sie kraftlos wieder zurück, ihre Augen schlossen sich, das fahle Gesicht ward noch bläßer, als es bisher schon gewesen, und ein leiser Schauder durchrieselte ihren Körper. Wie einem gellen Aufschrei sank Henriette vor dem Bette auf die Kniee, ihr thränenüberströmtes Antlitz in den Kissen bergend.

Sei es, daß es nur eine vorübergehende Schwäche gewesen, welche die Kranke befallen hatte, oder sei es, daß des geliebten Kindes lauter, herzergreifender Schmerzensschrei sie von der Schwelle des Todes zurückrief und einen Augenblick noch ans Leben fesselte — das kranke Weib öffnete noch einmal die Augen, fuhr mit der müden Hand sanft streichelnd über Henriettens seidenweiches Haar und sprach dann, als diese freudig erschreckt sich aufrichtete, mit matter, ersterbender Stimme:

„Lebe wohl, mein liebes Kind! — Bleibe redlich und brav! — Der Friede des Herzens wird Dirs herrlich lohnen."

Nach diesen Worten schloß die Sprecherin erschöpft die Augen. Leise hob und senkte sich unter schwachen Atemzügen ihre Brust.

Vorsichtig und behutsam trat Henriette von dem Bette zurück, um die kranke Mutter in dem wohlthätigen Schlummer, der ihre Sinne gefangen hielt, nicht zu stören durch das laute Pochen ihres stürmisch erregten Herzens. Sie ließ sich auf dem bei dem Tische stehenden zweiten Stuhle nieder, von wo aus sie ihre Blicke unverwandt auf dem blassen Antlitz der Mutter ruhen ließ. Unklare, verworrene Gefühle durchwogten ihr zwischen Furcht und Hoffnung geteiltes Herz.

Die „Ausrüstung Amors" von Tizian. (Siehe Text Seite 351.)

Lange, lange saß sie da. Als sie sich endlich erhob und vorsichtig auf den Fußspitzen an das Krankenbett schlich, genügte ein Blick auf das friedlich aussehende Gesicht und die regungslosen Züge der Mutter, um ihr die niederschmetternde Gewißheit zu geben, daß sie — eine Waise sei. Sanft schlummernd, laut- und schmerzlos hatte die Kranke die verhängnisvolle Grenze zwischen Tod und Leben überschritten.

* * *

Die Beerdigung von Henriettens Mutter war längst vorüber. Der anfangs so brennende Schmerz, der das noch wenig widerstandsfähige Herz des kaum sechzehnjährigen Mädchens zerfleischt hatte, begann sich unter dem wohlthätigen Einfluß der Arbeit und der Zeit allmälich zu sänftigen.

Henriette Laucadier war bis zur Krankheit ihrer Mutter Arbeiterin in einem ziemlich renommirten Modewarengeschäft gewesen. Damals hatte sie diese Thätigkeit, welche sie den ganzen Tag hindurch außerhalb des Hauses festhielt, aufgegeben, um ihren Kindespflichten gegen die der Pflege bedürftige Kranke gerecht zu werden, und nun, wo sie dieser Pflichten ledig war, hatte sie ihre frühere Arbeit wieder aufgenommen.

Der Verdienst, welchen das junge Mädchen hierdurch fleißige Arbeit erwarb, war zwar gering, da Henriettens tägliche Einnahme sich nur in seltenen Fällen auf mehr als anderthalb Franks belief; jedoch bei bescheidenen Ansprüchen reichte dies eben hin, ihr eine nahrungssorgenfreie Existenz zu sichern.

Die Arbeitsgenossinnen Henriettens waren lauter junge, lebenslustige Mädchen, Pariser Grisetten in des Wortes vollster Bedeutung. Der anregende Umgang mit ihnen trug nicht wenig dazu bei den Schmerz um den Verlust der geliebten Mutter nach und nach immer mehr in den Hintergrund treten zu lassen. So kam es denn, daß nach Verlauf eines Jahres Henriettens Antlitz wieder das frühere blühende Aussehen hatte und daß die Freude, welche ja ein Bedürfnis des jugendlichen Herzens ist, von neuem ihren Einzug hielt in des jungen Mädchens Brust.

Die Wohnung zu verlassen, in der ihre Mutter gestorben, dazu hatte Henriette sich nicht entschließen können. Zu viele teure Erinnerungen, teils freudiger, teils schmerzlicher Art, knüpften sich für sie an den engen Raum, in dem es nunmehr, wo die kostspieligen Ausgaben wegfielen, welche der Mutter langwierige Krankheit erfordert hatte, auch viel anheimelnder und schmucker aussah, als ehedem.

Henriette hatte es verstanden, dem an und für sich unfreundlichen Gemache einen gar traulichen, fast könnte man sagen — niedlichen, koketten Anstrich zu verleihen. Die Blumen blühten noch immer am Fenster, ein hochgelber Kanarienvogel zwitscherte im Käfig, ein in seiner Einfachheit geschmackvolles Mobiliar zierte die Stube, allerlei Nippsachen prangten neben einer schönen Lampe auf dem Kaminsimse, und die ehedem kahlen Wände waren mit guten Stahlstichen geschmückt. Eine blendend weiße Tischdecke und ein duftiger Bettvorhang vervollständigten den angenehmen Eindruck, den man beim Betreten des kleinen Zimmers empfing.

Auf der Alm. (Siehe Text Seite 351.)

Solcher Mansarden, welche der gute Geschmack und der angeborne Schönheitssinn ihrer Bewohnerinnen im Vereine mit deren Bedürfnislosigkeit wie durch Zauberei aus unheimlichen düstern Räumen zu traulichen Wohnstätten umgestaltet haben, gibt es zu Paris in jenen Häusern, deren obere Stockwerke von jugendlichen Arbeiterinnen bewohnt werden, nicht wenige. — —

Henriette zählte nunmehr siebzehn Jahre. Es ist dies im Leben des jungen Mädchens das Alter der Träume, der unbestimmten Hoffnungen und phantastischen Illusionen. Das allmälich zum vollen Bewußtsein erwachende Herz der heranblühenden Jungfrau zeitigt dann Gefühle und Empfindungen, die dem harmlosen Mädchen unbekannt gewesen. Der Beruf des Weibes: durch Liebe zu beglücken und beglückt zu werden, kündigt sich an, erst leise und versteckt, in Gestalt unerklärlicher, seltsamer Empfindungen, dann immer deutlicher und deutlicher, bis schließlich bei irgend einer Gelegenheit mit voller Klarheit der Gedanke vor die jungfräuliche Seele tritt, daß unter allen Gefühlen, die auf dem fruchtbaren Boden des Menschenherzens erblühen, das der Liebe das reinste, keuscheste und beglückendste ist.

So weit war indes die innere Umwandlung Henriettens noch nicht gediehen. Die Gefühle, welche sich in ihrem Herzen zu regen begannen, hatten noch keine klar abgegrenzte Gestalt angenommen, sie hatten noch keinen Gegenstand gefunden, um den sie sich als um ihren unverrückbaren Mittelpunkt hätten gruppiren können.

Aber sie waren vorhanden im Keime, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wann und wie sie ihrer Trägerin zum vollen Bewußtsein kommen würden. Einstweilen verharrte Henriette, deren körperliche Reize sich zu immer höherer Vollkommenheit entwickelten, noch im Zustande eines halbbewußten seelischen Traumlebens, welches sie oft mit süßen, ahnungsbangen und doch auch wieder hoffnungsfrohen Schauern durchdrang.

Herr Knox, der Besitzer des Modewarengeschäftes, in welchem Henriette arbeitete, war ein spekulativer Kopf. Seiner Abstammung nach Amerikaner, besaß er in hohem Maße die Geschäftsgewandtheit und Geriebenheit seiner Landsleute. Auch Reklame zu machen verstand er meisterlich. Mit diesen Eigenschaften war es ihm binnen kurzem gelungen, sich von bescheidenen Anfängen zu einer verhältnismäßig Achtung gebietenden Stellung in seiner Branche emporzuschwingen. Jedoch das, was er bereits erreicht hatte, genügte dem ehrgeizigen und gewinnsüchtigen Yankee nicht. Er wollte der erste sein in seinem Fache, alle andern wollte er überflügeln. König der Pariser Mode und somit der Mode überhaupt zu werden, dahin ging sein sehnsüchtiges Verlangen. Um diesen Zweck zu erreichen, ließ er kein Mittel unversucht.

Es würde zu weit führen, all der Kniffe und Reklamestückchen hier Erwähnung zu thun, zu denen er seine Zuflucht nahm, um sich eine tonangebende Stellung im Reiche der Mode zu sichern. So viel sei nur erwähnt, daß alle diese Mittel, da sie das Maß des in Paris Gewöhnlichen und Alltäglichen nicht überstiegen, ohne den gewünschten Erfolg blieben. Nur das Ungewöhnliche, das Außerordentliche und das — Ungeheuerliche vermögen es, die Aufmerksamkeit des so außerordentlich verwöhnten Pariser Publikums zu fesseln.

Herr Knox sann also auf etwas Seltenes, noch nicht Abgenutztes — womöglich auf etwas noch nie Dagewesenes. Zunächst schlugen ihm noch mehrere Versuche, die er in dieser Richtung machte, fehl. Dieselben hatten, da in Paris jeder Mißerfolg eine Niederlage, ja mehr noch, eine Blamage bedeutet und denjenigen, welchen er betrifft, mit einer gewissen Lächerlichkeit umgiebt, einen seinen Wünschen und Hoffnungen ganz entgegengesetzten Erfolg. Statt sich zu heben, sank das Renommee des Knox'schen Geschäftes, und als gewiegter Praktiker vermochte Herr Knox schon im Voraus den Zeitpunkt zu berechnen, wo er ruinirt sein würde, falls es so weiter ginge.

Ein entscheidender Schlag, ein kühner Schachzug sollten daher seinem Namen nicht nur das verloren gegangene Prestige wiedergeben, sondern auch neue Lorbeeren in seinen Ruhmeskranz flechten. Ganze Tage und Nächte hindurch sann und grübelte der verschlagene Geschäftsmann über die Natur des zu führenden entscheidenden Streiches nach. Manchmal wollte er fast verzweifeln, und es traten Momente der Mutlosigkeit und Verzagtheit an ihn heran, wo er mit dem weisen Ben Akiba hätte ausrufen mögen: „Wahrlich, es giebt nichts Neues unter der Sonne!"

Doch die zähe Natur und die eiserne Energie des Yankee behielten die Oberhand.

Eines Tages ließ er durch einen Diener Mademoiselle Fanny, die Probirmamsell, zu sich ins Komptoir bescheiden. Länger als eine Stunde verweilte Mademoiselle Fanny im Komptoir, und als sie endlich wieder in den Laden zurückkehrte, leuchteten ihre Augen im Feuer einer inneren Aufregung, die keineswegs eine traurige war. Ohne sich auch nur nach ihren bisherigen Arbeitskolleginnen umzuschauen, verließ sie den Laden mit dem Stolze und der vornehmen Grandezza einer Dame von Stand. Die verblüfften Ladenmädchen und Kommis wußten nicht, wie sie ein solches Gebahren deuten sollten und schüttelten, um ihre Ratlosigkeit in diesem Punkte zu maskiren und zum mindesten nicht ganz unthätig zu bleiben, nachdenklich ihre respektiven Köpfe, als wollten sie dadurch andeuten, daß bei dieser Geschichte irgend etwas nicht ganz in der Ordnung sei.

Wer beschreibt aber vollends das Erstaunen, welches sich des gesamten Knoxschen Personals bemächtigte, als etliche Tage später ein prächtiger Zweispänner vorgefahren kam, dem eine prunkvoll gekleidete Dame entstieg, in welcher, als sie das Magazin betreten, die Ladenmädchen und Kommis — Mademoiselle Fanny erkannten? —

Mit der Genugthuung befriedigter Eitelkeit nahm diese die allgemeine Verblüfftheit hin. Sie betrachtete dieselbe gewissermaßen als eine Huldigung und hielt es nicht für notwendig, ihren bisherigen Kolleginnen und Kollegen gegenüber auch nur ein Wort der Erklärung zu verlieren über diesen plötzlichen, anscheinend unbegreiflichen Wechsel in ihren äußeren Verhältnissen. Im Gegenteil, ganz nach Art und Weise der vornehmen Damen und vornehm thuenden Dämchen, welche sie früher im Geschäft ihres Prinzipals hatte verkehren sehen, wünschte sie in hochfahrendem Tone den Geschäftsinhaber selbst zu sprechen, da es sich um eine bedeutende Bestellung handele, die sie zu machen gedenke. Kopfschüttelnd, ein moquantes Lächeln auf den Lippen, entfernte sich einer der Ladendiener, um Herrn Knox, der sich in seinem Bureau befand, herbeizurufen.

Herr Knox erschien, und als er Fannys ansichtig wurde, nahm sein Gesicht jenen Ausdruck höflicher Unterwürfigkeit an, den er im Geschäftsverkehr mit den vornehmsten und besten seiner Kundinnen zur Schau zu tragen pflegte. Aeußerst respektvoll erkundigte er sich nach den Wünschen der Dame und ließ, nachdem sich dieselbe über den Zweck ihres Kommens geäußert hatte, die feinsten Stoffe herbeibringen, aus denen Mademoiselle Fanny das ihr Zusagende auswählte, um sich dann Maß nehmen zu lassen zu einer kostbaren und reichhaltigen Garderobe. Nachdem dies geschehen, rauschte sie, von Herrn Knox unterthänigsten Bücklingen bis zu ihrem Wagen begleitet, stolz wie eine Spanierin von dannen. Den Bediensteten des Hauses wollte es scheinen, als habe ihr Chef, ehe Mademoiselle Fanny den Wagen bestieg, rasch noch einige vertrauliche Worte, begleitet von einem Blick des Einverständnisses, mit ihr gewechselt. Was sie aus alledem folgern sollten, wußten sie freilich nicht. Dagegen stand soviel fest, daß ihre ehemalige Mitarbeiterin sich in glänzenden Verhältnissen befinden mußte und daß sie ganz die Tournüre einer Dame aus der vornehmen Welt besitze.

Durch Fannys Ausscheiden aus dem Geschäft war der Posten der Essayeuse — der Probirmamsell, welche die im Magazin zum Verkauf gelangenden Kleider anprobiren muß, um den Käuferinnen ein Urteil zu ermöglichen über deren Schnitt und Aussehen — vakant geworden.

Einige Tage hindurch hatte Herr Knox bald diese, bald jene seiner Arbeiterinnen aushilfsweise als Essayeuse verwandt. Er wollte offenbar auf diese Weise ermitteln, welche von ihnen sich am besten für den freigewordenen Posten eigne. Haupterfordernisse einer Probirmamsell sind eine schlanke Taille und regelmäßiger, eleganter Wuchs. Henriette besaß beide Eigenschaften in seltenem Maße, und als eines Tages auch sie als Essayeuse verwandt worden war, eröffnete ihr Herr Knox, daß er sie zur Nachfolgerin von Mademoiselle Fanny bestimme.

Gegen die Anordnungen des Chefs gab es in diesem Hause keine Widerrede. Auch hätte Henriette nicht gewußt, wie sie eine Ablehnung des ihr zugedachten Postens begründen solle. Die Stelle einer Probirmamsell ist minder anstrengend, als die einer Kleidermacherin und trotzdem besser bezahlt. Henriette entgegnete also nichts, und Herr Knox, der eine Genehmigung seiner Anordnungen seitens seiner Untergebenen nie abwartete, weil er dieselbe für gründlich überflüssig erachtete, hielt damit die Sache für abgethan. Als an diesem Abend Henriette in ihrer Wohnung angelangt war und daselbst nach eingenommener Mahlzeit, über den in ihrer äußeren Lage eingetretenen Wechsel nachdachte, vermochte sie sich über ihre neue Stellung keineswegs zu freuen,

obgleich sie sich keine Rechenschaft abzulegen wußte über die unklaren Gefühle und Empfindungen, welche sie dieses anscheinend nicht ungünstigen Umschwunges ihrer Verhältnisse nicht so recht froh werden ließen.

Ahnte vielleicht das unschuldige Mädchenherz, ohne sie genau zu kennen, die Gefahren, die ihm aus den neuen Verhältnissen erwachsen sollten?

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die „Ausrüstung Amors" (siehe Illustration Seite 348) ist eines der ausgezeichnetsten Bilder des großen italienischen Malers Tiziano Vecellio, der gewöhnlich kurzweg Tizian genannt wird. Derselbe, 1477 (oder 87) zu Capo del Cadore in Friaul geboren, war der vornehmste Meister der venetianischen Malerschule, welche die entschiedne naturalistische Richtung zur schönsten Entfaltung brachte. In Tizians Werken tritt uns nicht der brutale, auch im Häßlichen sich gefallende Naturalismus entgegen, sondern jene edlere, der Welt des Wirklichen zugewandte Richtung, welche die Herrlichkeit der antiken Kunst mit tiefem und freiem Gefühl von neuem in die Erscheinung zu führen sich bemühte. Das Prinzip der venetianischen Schule war Darstellung der schönen Wirklichkeit, des geistig verklärten, sinnlichen Lebens. Dadurch hervorgerufen und begründet erscheint das leuchtende Kolorit, in dessen Glut, Klarheit und schöner Verschmelzung Tizian von keinem Künstler je erreicht worden ist. In der Darstellung des Nackten, im Schmelz seiner Fleischfarben und in der feinen Modellirung der menschlichen Formen findet Tizian ebenfalls nicht seinesgleichen. Seine „Ausrüstung Amors" beherbergt der prächtige Palast Borghese in Rom — vom Fürsten Scipio Caffarelli Borghese im 17. Jahrhundert erbaut. In seinen mit den schönsten Fresko-Malereien geschmückten Sälen befinden sich Gemälde und Skulpturen der berühmtesten Meister Italiens und des Altertumes. Auch der größte Maler der venetianischen Schule, Tizian, der Meister des Kolorits, ist hier durch mehrere berühmte Werke vertreten. Seine „Ausrüstung Amors" ist eins jener mythologischen Genrebilder, an denen die mittlere und spätere italienische Malerei reich ist. Die Göttinnen sind hier nicht die klassischen Töchter des altgriechischen Olymps, sondern schöne Frauengestalten aus des Künstlers unmittelbarer Umgebung — in vorliegendem Falle blühende Venetianerinnen, wie sie zu hunderten über die Marmorplatten der Piazza San Marco einherwandelten und die Gondeln des Canale Grande bevölkerten. Der Gegenstand des Gemäldes ist ein bei den griechischen und römischen Dichtern beliebter Vorwurf: Venus verbindet Amor die Augen, damit er seinen Flug beginne. Zwei hilfreiche Nymphen bringen den Pfeil und den Bogen herzu. Der Blick der Mutter späht in die Weite, als ob sie bereits irgend ein Opfer für die Pfeile des Sohnes aussuche.

Auf der Alm. (Siehe Illustration Seite 349). Auf den hohen Alpenweiden, welche zumeist in jenen Gebirgsregionen von 4—8000 Fuß Meereshöhe, über den Regionen des Baumwuchses, sich weithin erstrecken, entfaltet sich im Hochsommer ein buntes und fröhliches Leben. Aus den Thälern, in denen die Herden „gewintert" haben, werden sie emporgetrieben auf die üppigen Bergwiesen, sich nach Lust und Belieben zu nähren und zu tummeln. Und wie hier oben die Tiere ein fesselloses Leben führen, so thun es auch ihre Hüter, die Sennen, die fern ab von dem gesetzten und in strengen sittlichen Formen sich bewegenden Treiben in den Thälern hoch droben ihren Liebhabereien, Gelüsten und Leidenschaften ungestraft und übler Nachrede überhoben, die Zügel schießen lassen können. „Auf der Alm — da gibts ka Sünd'" behauptet ein beliebtes Aelplerlied, was beileibe nicht etwa soviel heißen soll, als ginge es auf der Alm alleweil so züchtiglich zu, wie es in einem frommen Töchterpensionat — — zugehen soll. Die „Sennderin", unseres Bildes und der stattliche „Jager", der zu ihr empor jodelt, sind so „damisch" nit, ihr junges Leben ohne Lust und Genuß vorüberstreichen zu lassen. Drunten im Thal gehts ohnehin dann wieder fein ehrbar zu, aber dann frierts eben und schneits auch in der ganzen Natur ringsumher.

Verwendung der Stenographie in der Rechtspflege. Der Vorstand des Verbandes Stolzescher Stenographenvereine und der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Gabelsberger Stenographenbundes hatten gemeinsam eine Petition an den Reichstag gerichtet, welche die Verwendung der Stenographie in der Rechtspflege zum Gegenstande hat und bittet, der Reichstag wolle darauf hinwirken:

1. daß den Gerichtsschreibern und Justizanwärtern die Erlernung der Stenographie und die Aneignung einer guten Fertigkeit im Stenographiren empfohlen werde;
2. daß dort, wo stenographische Kräfte unter dem Gerichtspersonal schon jetzt vorhanden sind, die stenographische Niederschrift diktirter Protokolle gestattet werde;
3. daß eine nach § 273 der Reichs-Strafprozeßordnung vom vorsitzenden Richter für nötig erachtete wörtliche Niederschrift des Protokolls geeignetenfalls mit Hilfe der Stenographie bewirkt werde.

Dieser Petition ist als Erläuterung eine Denkschrift beigefügt, welche, nachdem sie geschichtlich den Verlauf der Angelegenheit der Verwendung der Stenographie in der Rechtspflege für die verschiedenen Kulturländer dargestellt hat, fortfährt:

„Unsere geltende deutsche Strafprozeßordnung enthält nur einen einzigen Paragraphen, auf grund dessen vielleicht der Vorsitzende eines Gerichtshofes eine stenographische Aufnahme anordnen könnte. Dies ist der § 273 der Strafprozeßordnung, welcher die Frage regelt, was in das Protokoll aufzunehmen ist, und der dem Vorsitzenden das Recht giebt, eventuell die wörtliche Niederschrift der Aussage eines Zeugen anzuordnen. Er kann das in vollem Maße nur thun, wenn er Stenographen hinzuzieht. Der spezielle Antrag aber, welchen der Abg. Herz in der Reichstagskommission für die betreffende Gesetzgebung stellte, daß die stenographische Niederschrift der Verhandlungen durch verpflichtete Stenographen an Stelle der Protokollaufnahme durch den Gerichtsschreiber zuzulassen sei, wurde für die Reichsgesetzgebung zu Fall gebracht auf grund der Gegenerwägung, daß eine solche Anordnung den Landesgesetzgebungen unbenommen sei. Ebensowenig wie in der Strafprozeßordnung findet sich auch in unserer Zivilprozeßordnung eine Bestimmung darüber, inwieweit die Aufnahme des Protokolls in Stenographie zulässig ist oder angeordnet werden kann.

Erst in jüngster Zeit ist man der Frage der Einführung der Stenographie in den Justizdienst wieder näher getreten, veranlaßt durch verschiedene Sensationsprozesse, bei welchen sich das Bedürfnis nach einer genaueren Protokollirung der Zeugenaussagen herausstellte, und speziell nachdem infolgedessen der preußische Justizminister durch einen Erlaß im Justizministerialblatte die Vorsitzenden der Gerichtshöfe anwies, auf solche genauere Protokollirung Bedacht zu nehmen. Auch in der Presse hat sich nunmehr, ohne Rücksicht auf deren politische Parteistellung, allseitig mit Entschiedenheit das Bestreben geltend gemacht, der Stenographie innerhalb der Rechtspflege endlich zur gesetzlichen Anerkennung ihrer Verwendbarkeit im Justizdienste zu verhelfen, nachdem die faktische Anerkennung ihrer Unentbehrlichkeit sowohl durch ihre amtliche Verwendung in den mehrfach erwähnten Prozessen, als auch in der so dringend erneuerten Forderung ihrer gesetzlichen Einführung in die Rechtspflege ausgesprochen ist. . . . .

Bevor diejenige Verwendung der Stenographie im Justizdienste zur Sprache kommt, welche einer gesetzlichen Normirung unterzogen werden kann, mag kurz auf den allgemeinen Nutzen der Stenographie, sowie auf die besonderen Vorteile hingedeutet werden, welche sie dem Juristen zu gewähren vermag. Ihre allgemeinen Vorteile liegen für jeden Gebildeten, namentlich für solche Personen, die viel mit Schreibwerk zu thun haben und die ihre geistigen Erzeugnisse zu Papier bringen müssen, klar zu Tage. Es ist eine außerordentliche Wohlthat für den, der die Stenographie beherrscht, daß er in der Lage ist, bei Anfertigung eines Aufsatzes seine Gedanken sofort zu fixiren, ohne durch die mühselige Schreibarbeit im Fluge seiner Gedanken gehemmt und gelähmt zu werden. Dieser allgemeine Vorteil ist auch bei Verwendung der Stenographie durch den Juristen vorhanden; es giebt aber noch eine Anzahl spezieller Vorteile, die dem Juristenstande in Rücksicht auf seine eigenartige Thätigkeit aus der Benutzung der Kurzschrift erwachsen.

Zunächst für den Rechtsanwalt kann die Stenographie in der ausgiebigsten Weise nutzbar gemacht werden. Bei den Konferenzen mit den Mandanten ist der Rechtsanwalt genötigt, den wesentlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zur Information zu Papier zu bringen. Das kann er vermittelst der Stenographie mit größerer Leichtigkeit und Vollständigkeit ausführen als sonst; ebenso vermag er Entwürfe von Schriftsätzen stenographisch anzufertigen, die er dann einem der Stenographie kundigen Schreiber zum Uebertragen in Kurrentschrift aufgiebt. Ferner ist die Stenographie bei Abschrift von Urkunden oder beim Einsehen von Akten zu verwenden, indem mit ihrer Hilfe der fünfte Teil der sonst erforderlichen Zeit hinreicht. Ein weiterer Vorteil der Kenntnis der Stenographie besteht darin, daß man in den Textausgaben der Gesetze kleine Notizen, etwaige Ergänzungen, die durch die Judikatur der obersten Gerichtshöfe bedingt sind, am Rande durch stenographische Niederschrift bequem unterbringen kann, was bei Anwendung der gewöhnlichen Schrift nicht möglich wäre. Ebenso ist die Stenographie bei Erledigung der Korrespondenz für den Rechtsanwalt von großem Wert. Er kann auch, wenn er stenographisch gebildete Schreiber hat, denselben seine Schriftsätze und Briefe im Zeitmaß gewöhnlicher Redeschnelligkeit diktiren; auch zur Aufnahme von Notizen während der mündlichen Verhandlungen, die nachher im Plaidoyer verwertet werden, eignet sich die Stenographie vorzüglich, und endlich sind die Vorteile nicht unerwähnt zu lassen, die sie bietet, wenn man bei Erstattung eines umfangreichen Referats in der Lage ist, eine ausführliche Disposition auf einem Blatt in stenographischer Schrift zusammengedrängt und doch übersichtlich stets vor Augen zu haben.

Alle diese Vorteile treffen zum großen Teil auch beim Richterstand zu: für die Akteneinsicht, für die Vorbereitung und den Verfolg von Vernehmungen und Verhören; und wie erwünscht war es dem Richter häufig, wenn er die Gründe der von ihm gefällten Urteile einem stenographiekundigen Schreiber in die Feder diktiren könnte!

Als ganz besonders segensreich erweist sich aber die Verwendung der Stenographie für das Amt des Gerichtsschreibers. Hier ist der Punkt,

wo die gesetzliche Einführung amtlicher Stenographie einzusetzen hätte. Dabei ist die Protokollirung im Zivilprozeß und diejenige im Strafprozeß zu trennen, weil beides sehr verschiedene Thätigkeiten sind. Bei der Protokollirung des Zivilprozesses müssen die Zeugenaussagen, soweit sie von Belang sind, in das Protokoll aufgenommen werden. Der Richter vernimmt den Zeugen und diktirt dann das Wesentliche dessen, was der Zeuge gesagt hat, dem Gerichtsschreiber zu Protokoll. Das geschieht jetzt nur in gewöhnlicher Schrift und kostet einen ganz erheblichen Zeitaufwand. Zu diesem Zeitverlust gesellen sich noch gewichtigere Bedenken gegen dieses Verfahren. Selbst die vom Richter wörtlich diktirten Protokolle haben nicht immer den vom Zeugen mit seiner Aussage verbundenen Sinn, und die Unterschiede der Auffassung kommen erst viel später zum Bewußtsein mit der Wirkung neuer umständlicher Prozeßverhandlungen. Die Auffassung und der Styl gehören eben dem Richter an und sind je nach dessen Veranlagung, je nach der Meinung, mit der er an die Vernehmung herantritt, und je nach der Intelligenz des Vernommenen sehr verschiedenartig. Hier kann nur die sofortige stenographische Fixirung der Zeugenaussegen folgenschweren Irrtümern vorbeugen. Ebenso in den gar nicht so seltenen Fällen, wo der Richter Dinge, auf die es nicht anzukommen schien, nicht genau genug beobachtet hat und dann im Laufe der Verhandlung bemerkt, daß es sehr wohl darauf ankommt. Dann kann es geschehen, daß er noch einmal auf diese vorher für unbedeutend gehaltenen Dinge zurückkommt; es geschieht aber nicht immer, und wenn es geschieht, ist es nicht immer sicher, daß der inzwischen auch aufmerksam gewordene Zeuge die frühere Aussage genau wiederholt. Für eine besondere Art der Protokollirung im Zivilprozeß ist die Notwendigkeit stenographischer Aufnahme noch speziell hervorzuheben: das ist die Protokollirung im Entmündigungsverfahren. . . . Sodann bestimmt das Gesetz, daß das Protokolliren der Zeugen- und Sachverständigenaussagen unterbleiben kann, wenn das Endurteil nicht der Berufung unterliegt. Die Gerichte machen auch vielfach der Zeitersparnis halber von dieser Befugnis Gebrauch, und man ist in diesen Fällen in der zweiten Instanz darauf angewiesen, sich die Zeugenaussagen aus den mehr oder minder ausführlichen Urteilsgründen heraus zu konstruiren, ein Uebelstand, den die Stenographie zu beseitigen im stande wäre. Was den Strafprozeß anbetrifft, so ist zunächst die Beschäftigung des Gerichtsschreibers beim Untersuchungsrichter zu erwähnen. Letzterer hört den Zeugen, resp. Angeklagten, an und diktirt dann dem Gerichtsschreiber das Protokoll, bei dessen Aufnahme die Stenographie wiederum nutzbringende Verwendung finden könnte. Trotz einer im materiellen Interesse der Rechtspflege manchmal erwünschten größeren Ausführlichkeit würde sich dabei immerhin noch eine nicht zu unterschätzende Zeitersparnis erzielen lassen. Bei den Verhandlungen, die vor dem Schöffengericht stattfinden, müssen die wesentlichen Ergebnisse zu Protokoll gebracht werden. Hier diktirt der Richter dem Gerichtsschreiber nicht, sondern letzterer muß der Verhandlung folgen, und selbstständig das zu Papier bringen, was der Angeklagte und die Zeugen aussagen. Es ist auf den ersten Blick klar, daß diese Aufgabe nur in unvollkommener Weise erfüllt werden kann, wenn der Gerichtsschreiber sich hierbei der gewöhnlichen Schrift bedient. Die Güte des Protokolls wird mehr oder minder von der Geschicklichkeit des Vorsitzenden bei der Stellung der einzelnen Fragen abhängen, nicht minder auch von der individuellen Fähigkeit des Gerichtsschreibers, der beim Gebrauch der Kurrentschrift seiner Aufgabe nur genügen kann, wenn er sich während der Verhandlungen Notizen macht und an der Hand derselben nachher das Protokoll ausarbeitet. Bei den Verhandlungen vor der Strafkammer und vor dem Schwurgericht schreibt die Strafprozeßordnung eine protokollarische Aufnahme der Aussagen des Angeklagten und der Zeugen nicht vor. Es wird lediglich im Protokoll Namen, Vornamen, Religion und Alter des Zeugen notirt und dann heißt es: „Zeuge wurde vereidet und vernommen." Das Gericht hat das Recht, die Aussagen auch inhaltlich durch den Gerichtsschreiber zu Protokoll bringen zu lassen, aber da eben keine Verpflichtung dazu besteht, so geschieht es nur in den wenigsten Fällen. Ein Erlaß des bayerischen Herrn Justizministers vom 30. Mai 1886 hat die ausgedehntere Niederschrift protokollarischer Vernehmungen im Interesse der Rechtssicherheit für wünschenswert erklärt mit dem Hinweise, daß „eine verbietende Vorschrift derselben nicht entgegensteht." Der oben bereits erwähnte, schon früher in derselben Richtung ergangene Erlaß des preußischen Herrn Justizministers hat freilich vorläufig mehrfach Nachachtung gefunden, damit aber zugleich auch diejenigen Mängel des schriftlichen Verfahrens wieder in die Verhandlungen eingeführt, welche gerade durch das mündliche Verfahren vor dem Schwurgericht ausgeschlossen sein sollten. Beide Erlasse knüpfen an sensationelle Meineidsprozesse jüngster Zeit an und haben die Rechtssicherheit rücksichtlich der Ueberführung von Meineids-Verdächtigen im Auge. Nicht minder aber kommt schon die Rechtssicherheit in Betracht, welche durch Verhütung von Meineiden erzielt wird; denn es ist eine in juristischen Kreisen feststehende Erfahrung, daß die Leichtfertigkeit bei Eidesleistungen zugenommen hat, seitdem die genaue protokollarische Aufnahme der Aussagen nicht mehr stattfindet.

Auch in anderer Beziehung kann für die Sicherheit der Rechtspflege aus der Anwendung der Stenographie der größte Nutzen gezogen werden. Da in Strafkammer- und Schwurgerichtssachen eine Protokollirung der Zeugenaussagen für gewöhnlich nicht stattfindet, so läßt sich später der Inhalt nur aus dem Thatbestand des Urteils ersehen. Dieser Thatbestand wird auf Grund der Notizen angefertigt, die sich einer oder mehrere der beisitzenden Richter während der Verhandlungen gemacht haben. Diese sind nach bisheriger Sachlage gezwungen, sich mit der gewöhnlichen Schrift dürftige Aufzeichnungen zu machen, und auf letzteren basiren die Urteilsgründe. Bei einer Wiederaufnahme des Verfahrens ist dann in keiner Weise aus den Akten ersichtlich, was die Zeugen in der Hauptverhandlung gesagt haben. Nur wenn die Bekundungen der Zeugen stenographirt wären, würde die Instanz, welche über die Wiederaufnahme zu entscheiden hat, eine eingehende und genügende Prüfung der Sache eintreten lassen können.

Ein gleichwertiger Vorteil der Verwendung der Stenographie gerade bei den verschiedenen Zweigen der Thätigkeit des Gerichtsschreibers ist die in verschiedenen Richtungen zu erzielende Zeitersparnis. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß auf den Gerichtskorridoren Parteien und Zeugen stundenlang wartend zubringen müssen. Selbstverständlich leiden darunter ebenso die Richter wie die Rechtsanwälte. Es kommt vor, daß die Parteien 3 — 4, ja sogar 5 Stunden warten müssen, bis ihre Sache herankommt. Zum größten Teil wird dieses lange Warten auf dem Zivilgericht, diese Vergeudung kostbarer Zeit, durch die langsame Niederschrift des Protokolls verursacht. Wenn nun durch Anwendung der Stenographie die Wartezeit auch nur um die Hälfte abgekürzt werden könnte, so wäre das schon ein ganz gewaltiger Vorteil. Die Zeitersparnis ist von berechenbarer pekuniärer Bedeutung in Straffachen, wo die Verurteilten meist arme Leute sind und die Kosten, deren Deckung ihnen ja formell auferlegt wird, nicht ersetzen können. Da ferner die Zeugengebühren nach der Zeit berechnet werden, so fallen auf diese Weise der Staatskasse Kosten zur Last, die in ihrer Summirung ein ganz beträchtliches, nutzlos verausgabtes Kapital ausmachen. Unberechenbar aber ist die kostbare Zeit, die den sämtlichen Beteiligten durch das lange Warten verloren geht und sonst produktiv verwendet werden könnte, unberechenbar auch die Ersparnis an geistiger Arbeitskraft, wenn durch die Abkürzung der oft unerhört langen Sitzungsdauer die Gerichtspersonen nicht so ermüdet würden, wie dies jetzt manchmal zu konstatiren ist.

Die Denkschrift wendet sich im weiteren einigen gegen die Einführung der Stenographie in die Rechtspflege allenfalls zu erhebenden Einwänden zu, berührt auch den Kostenpunkt und schließt alsdann mit folgenden Vorschlägen:

Wenn es sich nun darum handelt, mit bestimmten Vorschlägen an die Justizministerien der einzelnen deutschen Staaten heranzutreten, in welcher Weise am zweckmäßigsten die Einführung der Stenographie in den Justizdienst zu ermöglichen wäre, so öffnen sich verschiedene Wege, welche insgesamt oder auch mit Auswahl beschritten werden könnten. Zunächst könnte die Justizverwaltung den Referendaren und Gerichtsschreibern die Erlernung der Stenographie innerhalb einer angemessenen Zeit empfehlen, wie dies beispielsweise von Seiten der Eisenbahnverwaltuug bei deren Beamten geschehen ist. Die Behörden würden in die Lage kommen, die vor der Anstellung bezw. Verwendung im Justizdienst von den betreffenden Personen (Referendaren und Justizanwärtern) abzulegende Prüfung auch auf die Fertigkeit im Stenographiren auszudehnen. Zugleich mit solcher Empfehlung könnte verordnet werden, daß die Stenographie schon jetzt da, wo genügende stenographische Kräfte vorhanden sind, zur Aufnahme von Protokollen benutzt werden darf. Eine nicht geringe Zahl von Gerichtsschreibern und Referendaren — die ja bekanntlich hauptsächlich die Thätigkeit der Gerichtsschreiber ausüben, — ist bereits der Stenographie kundig, und es würde sich empfehlen, den Richtern sofort die Benutzung dieser Kräfte zu gestatten. Diese Verwendung stenographischer Kräfte würde wenigstens in den Fällen wünschenswert sein, in welchen der Vorsitzende auf Grund des § 273 der Strafprozeßordnung die Protokollirung anordnet; denn es ist in der That zwecklos, die ganzen Gerichtsverhandlungen wörtlich aufzunehmen. Bei denselben sind sehr viel Formalien zu beobachten, die sich jedesmal wiederholen, und deren wörtliche Aufzeichnung völlig belanglos ist. Dann giebt es Prozesse, die so geringe Wichtigkeit besitzen, daß es Zeit verschwenden hieße, wollte man derartige alltägliche Dinge wörtlich niederschreiben. Hier würde eine fakultative Bestimmung Platz greifen dürfen, wonach der Vorsitzende oder das Richterkollegium sich zu entscheiden hat, ob die Verhandlungen wörtlich oder nur auszugsweise in einem ausführlichen Protokoll stenographirt werden sollen. Ein anderer Eingang würde der Stenographie in die Rechtspflege geöffnet werden, wenn unter spezieller Berücksichtigung des Strafprozesses eine Ergänzung der deutschen Strafprozeßordnung nach Art des bekannten § 271 der österreichischen stattfände, wonach der Vorsitzende des Gerichtshofes ohne weiteres die stenographische Aufnahme einer Verhandlung anordnen kann, und wonach ihm sogar die Verpflichtung dazu obliegt, wenn eine Partei es rechtzeitig verlangt und einen entsprechenden Kostenvorschuß erlegt. Es würden in diesem Falle selbstverständlich auch Berufsstenographen zur Verwendung gelangen können. Alle diese Vorschläge bewegen sich, wenn sie auch nur allmälich in die Wirklichkeit übergeführt werden können, doch in dem Gebiete des sicher Erreichbaren, und wenn infolge der thatsächlichen Berücksichtigung derselben die nötigen stenographischen Kräfte sich allmälich herangebildet haben werden, dann ist anzunehmen, daß die sämtlichen bei der Justiz beschäftigten Personen, auch selbst die älteren Beamten, sich mit der Stenographie nach und nach vertraut machen werden. Damit werden nicht nur die Unzuträglichkeiten, die mit dem Uebergangszustand naturgemäß verbunden sind, mehr und mehr verschwinden, sondern dann wird auch der Stenographie als willkommener Gehilfin im Dienste der Rechtspflege diejenige Stelle angewiesen sein, welche ihren kulturfördernden Eigenschaften entspricht.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 45. Unterhaltungs-Beilage. September.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.**

(Fortsetzung.)

„Meine Mutter liebte und verehrte ihren Mann," erzählte die Großmutter der Enkelin weiter, „und die Ehe war eine ganz glückliche, aber verstanden, erfaßt im tiefinnersten Wesen, eines mit ihm im Denken und Empfinden, war sie nicht. Es wäre ungerecht und unvernünftig in einem derartigen Falle, einem der beiden Teile dies als Fehler anrechnen zu wollen, denn der Mangel vollkommen harmonischen Zusammenklingens zweier Seelen entspringt meistens einer in ihrer Individualität begründeten Unfähigkeit, sich in das Wesen des Andern eindenken und einfühlen zu können. Bei meinen Eltern trat die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Erziehung auch hervor, die wohl dann und wann sich ausgleichen, sogar ergänzen mag, aber in den vorherrschenden Fällen doch sichtbar bleibt. Der Vater stammte Generationen weit von Geistlichen ab, und mit einer Pietät, welche in solcher Weise die Jetztzeit kaum mehr kennt, überhaupt aber auch nur durch ein warmes Gemüt und in einem gebildeten Hause gepflegt wird, hielt er das kleinste, auf die Vergangenheit bezügliche Schriftstückchen hoch in Ehren und Eltern-, Voreltern- und Heimatshaus war für ihn ein Heiligtum, in welchem er sich, in seinen liebsten Feierstunden, mit stets gleicher Wonne erging.

„Anders war es bei der Mutter. Auch sie hing an den Eltern und der Heimat, aber wie verschieden von des Vaters Art. Bei der Mutter war alles realer Natur, greifbar, beim Vater ideal, unsichtbar. Die Mutter wuchs in einem Geschäftshaus auf, in welchem der Erwerb das Hauptinteresse des Tages war. Die Eltern versäumten nichts an der Erziehung der Kinder, im Hause selbst wurde auf Zucht und Ordnung gehalten, in die besten Schulen wurden sie geschickt und, wenn notwendig, noch gute Lehrer angestellt, allein das tiefere Eingehen in eine Kindesseele ist nicht nur in einem Geschäftshaus erschwerter, weil nun einmal der Erwerb obenan steht, in gewissem Sinne auch stehen muß, sondern er ist auch in vielen Geschäftshäusern der erste Lebenszweck und der Besitz das ersehnte Endziel. Einem intelligenten Geschäftsmann werden auch die nicht in sein Fach gehörenden geistigen Lebensinteressen selten ganz fremd bleiben, während die Frau desselben Mannes sehr häufig zurückbleibt, und wenn hievon auch den Mann, der die eventuell vorhandene Teilnahme der Frau oft durch ungeduldige Antwort abschwächt, die Schuld mittrifft, so ist doch die Frau für ihr besseres Selbst verantwortlich, wenn dasselbe anderes Bedürfen hegt, als die Sorge um das rein materielle Wohl. Es ist eine verkehrte Anschauung, hinter welcher sich sehr oft geistige Trägheit verbirgt, daß sich die Pflichten einer guten Hausfrau nicht mit der Pflege des Geistes vereinigen lassen sollen, daß das Wohlbefinden der Familie notleide, wenn die Frau nicht in den täglichen Anforderungen derselben aufgehe. Lediglich um das Maß halten kann es sich handeln, daß nicht das eine auf Kosten des andern bevorzugt, eventuell verkürzt werde. Eine Frau läuft ihrer Bestimmung als Gattin, Mutter und Hausfrau zuwider, wenn sie ein „Schöngeist" oder eine „Emanzipirte" ist oder dafür gelten will, denn für die wirklich geistig Strebenden kann weder die eine noch die andere Bezeichnung gelten und, was sie erhebt oder begeistert, darüber reden sie nicht oder nur zu Auserwählten. Ebensowenig wird aber diejenige ihren Nächsten eine wohlige Heimstätte bereiten können, welche nur beschäftigt ist mit den täglichen Mühen und Sorgen, dieselben nicht zuweilen abschütteln, sie vor ihrem geistigen Auge verschwinden lassen kann. Im Ton einer Glocke, während wir Strümpfe stopfen, einem Liedchen aus den Kindertagen, mit dem wir unsere Kleinen in den Schlaf singen, im Duft einer Blume, der Erinnerungen weckt, liegt eine Welt voll reiner Poesie, welche uns unseren Pflichten nicht abwendig macht, im Gegenteil, die großen und die kleinen uns leichter erfüllen läßt.

„Also ein glückliches Kind, Hanna, bin ich glücklich herangewachsen. In der Schule mit den Dorfkindern lernte ich lesen

und schreiben, alles übrige vom Vater in seinem Studirzimmer. „Du trägst die Schuld, wenn aus dem Mädchen ein Blaustrumpf wird", pflegte die Mutter zu sagen, der Vater aber lachte und antwortete: „Das ist überflüssige Sorge, selbst wenn ich das wollte, brächte ich es nicht fertig, Charlotte fehlt das Zeug dazu, ihr Sinn ist klar und natürlich." — Horch, die Glocke, Hanna, es ist dieselbe, die ertönte, als ich zwischen Vater und Mutter zur Konfirmation ins Gotteshaus ging. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben!" so hörte ich, die eine Hand auf meinem Haupt, die andere meine Rechte umschließend, auf welche meine Thränen fielen, den Vater sagen, wie aus einer andern Welt herüber, — so höre ich ihn noch heute. Am nächsten Sonntage empfing ich das heilige Abendmahl vom Vater und am darauffolgenden stand ich in wahnsinniger Verzweiflung vor seiner Leiche. Rasch und schmerzlos, durch einen Hirnschlag endete sein edles Leben. — Daß die Sonne noch schien, die Vögel sangen wie zuvor, that mir wehe, aber daß unsere alte Liese den Tisch deckte und das Essen auftrug, gerade als säße der Vater noch dabei, war mir so fürchterlich, daß ich junges Mädchen Herzkrämpfe bekam. Daß der Verlust des Vaters auch für die Mutter ein entsetzlicher Schlag war, ist natürlich, aber sie konnte sich viel eher fassen und nannte meinen fortgesetzten Jammer unchristlich. Die Großeltern waren in den letzten Jahren bald nach einander gestorben und das ausgedehnte, weit verzweigte Geschäft übernahm der älteste Bruder meiner Mutter, in dessen Haus zu ziehen dieselbe sehr in Ueberlegung zog. Auf meine flehentliche Bitte, hier, wo der Vater gelebt und gewirkt, wo er begraben, zu bleiben, versprach es mir die Mutter gegen mein Versprechen, mich nun in Ergebung zu fassen und ruhig zu werden. So blieben wir hier. Die Menschen waren alle so gut und teilnehmend gegen uns, und der teure Vater lebte so treu in ihren Herzen fort, daß nicht Frohsinn, aber endlich wieder Frieden in meinem Herzen einkehrte. Seine kleinen Aufzeichnungen, wie eine größere Arbeit, welche veröffentlicht wurde, führten mich so ganz in seinen Geist ein, daß mir oft war, als umschwebe mich derselbe und ich empfände seine Nähe in der Ruhe, die über mich kam. In dem Geistlichen, welcher des Vaters Nachfolger wurde, und dessen Gattin, einer stillen, ernsten, aber sehr gebildeten Frau, gewannen wir liebe, treue Freunde und wurden besonders mir anregende Stunden für Geist und Herz. Wie früher, brachten wir auch jetzt alljährlich einige Zeit bei den Verwandten in Mutters Heimat zu, aber ich konnte, trotz allem Bemühen, nicht heimisch dort werden. Obgleich ich niemals ein Wort hörte, das gegen Sitte und Anstand verstieß, nie von einer Handlung hörte, die gegen Recht und Pflicht ging, so war es der tiefere, seelische Gehalt, der in dem Hause fehlte und den ich vermißte, weil mein geliebter Vater, Gott sei Dank, den Grund dazu in mir gelegt hatte. Bis man alt wird, Kind, findet man gar viele solche Stätten, kein Unrecht hängt an ihnen, weder Wohl wird gespendet, noch Wehe verbreitet, ihre Menschen empfinden seltener tiefen Schmerz, aber auch kein hohes Glück. Sie sterben und lassen keine Spur zurück. — Unsere Freunde im Pfarrhause waren ältere Leute und hatten nie Kinder besessen. Wie war mir so wohl bei ihnen in den Räumen, in welchen der Vater geweilt, an dem Platze, da er saß im Studirzimmer, wo er arbeitete. Viel erzählte mir die Familie Emerichs von einem in Frankreich lebenden Neffen, dem Sohn eines verstorbenen Bruders des Pfarrers.

„Jener war ein berühmter Maler und der Gatte einer schönen Französin, die er von Jahr zu Jahr den Verwandten, an denen er mit Liebe hing, zu bringen versprach. Er war einst Lehrer des jungen Erbprinzen, als dieser noch ein Knabe war und stand an dem kleinen deutschen Hofe noch immer in hoher Gunst. Eines Tages kam ein Brief des Neffen, daß er sich mit seiner Frau auf dem Wege nach Deutschland befinde und zuerst im Pfarrhaus einkehren werde. Die Freude darüber war groß, sogar ich wurde von ihr angesteckt und war glücklich, der guten Frau Pfarrer bei ihren Vorbereitungen zum Empfang der Gäste behilflich sein zu können. Gleich den Tag nach ihrer Ankunft wurden uns dieselben gebracht, und als ich das männlich schöne, gute Gesicht des Mannes betrachtete, fand ich es doppelt begreiflich, daß sich die einsam lebenden Leutchen so innig nach dem Verwandten gesehnt hatten. Ohne gerade auffällig schön zu sein, war die Frau eine reizende, mit ächt französischer Grazie ausgestattete Erscheinung, die sofort einnehmen mußte. Sowohl sie, als ihr Mann kamen mir mit so viel Liebenswürdigkeit, sogar Herzlichkeit entgegen, daß ich förmlich gerührt davon wurde. Während dreier Wochen, welche Professor Robert Emerich und seine Frau in behaglichem Stillleben im Pfarrhaus verweilten, war ich fast in täglichem Verkehr mit denselben und erlebte Stunden reinsten Genusses. Auch meine Mutter befand sich oft in dem ansprechenden Kreise, dem wir auch in unserem Hause seit Vaters Tod die erste frohe Theestunde zu verdanken hatten. Das kleine, gemalte Bildchen, an welchem Du stets so große Freude hattest, ist von Professor Emerichs Hand, ein zweites wollte er als Erinnerung für sich behalten, — es sollte eingreifend werden in die Zukunft meines inneren Lebens, über welches ja oft ein Moment entscheidet, — zu unserem Heil oder Unglück, je nach Eindruck und Wirkung. — Die siebzigjährige Frau, Hanna, kann Dir wohl die kleine, sich an den Empfang des Bildchens knüpfende Episode erzählen, welche Dir die Großmutter als junges Mädchen zeigt."

„Mutter, das bin ich also? — wie freut mich dies Andenken an den Herrn Professor," rief ich in der Erregung meines Herzens, der Mutter das Bild hinhaltend.

„Wohl bist Du es," erwiderte dieselbe, „aber so schön wie auf dem Bild bist Du nicht, der Herr Professor hat es zu gut mit Dir gemeint."

„Charlotte ist schöner als das Bild," fiel, mich freundlich an sich ziehend, Frau Emerich ein; „nicht wahr, Robert, Du sagtest es ja selbst."

„Ja, ich war unzufrieden mit mir und bin es in diesem Augenblicke noch mehr," sprach er munter, „aber sind Sie böse mit mir, Kind? Sie blicken so ernst, — bei wem bliebe mir ein fades Kompliment, eine dreiste Schmeichelei ferner als bei Ihnen, — ich rede die Wahrheit, die ein Herz, wie das Ihrige, nicht verderbt."

Mir stürzten Thränen aus den Augen, — „und der Vater ist tot und kann sich nicht freuen, daß ich schön geworden bin!"

„Siehst Du, Hanna, so blieb mir der Vater der Grundgedanke bei allem; zum erstenmal hörte ich, daß ich schön sei, — den Vater hätte das erfreut und dann auch mich. Die mir so lieb gewordenen Menschen reisten ab, Robert Emerich wollte seiner Frau die deutsche Heimat zeigen und ehe sie nach Frankreich zurückkehrten, hier noch einen kurzen Abschied nehmen. Ihr Scheiden hinterließ eine rechte Lücke. „Mütterchen," schrieb der Professor der Pfarrerin nach einigen Wochen, „wir kommen doch ein paar Tage; darf ich einen jungen Freund mitbringen, der eines Pfarrhauses Idylle kennen lernen will?" Sie kamen und mit ihnen Ferdinand v. Riederburg, Professor Emerichs junger Freund.

„Vom letzten zum Fenster hereinfallenden Abendsonnenstrahl beleuchtet, sah ich den jungen Mann zum erstenmal, und geblendet von der Helle, welche von ihm ausströmte, war mir einen Augenblick, als wäre niemand sonst zugegen als er und die Sonne, die zu ihm gehörte. Als er zu reden begann und die Andern auch, kam ich wohl in die Wirklichkeit zurück, aber sie umgab mich so süß, wie nie zuvor, und als ich mich nachts zur Ruhe begab, erfüllte mich weder Wünschen noch Hoffen, kein Sehnen und Bangen, nur Friede und Glück. Es ist eine thörichte Frage, wie und warum die Liebe zu einem Menschen in unser Herz gezogen, aber noch thörichter als die Frage, ist das Verlangen einer Antwort. Das Gefühl der ersten reinen, heiligen Liebe eines jungen Menschenherzens streift ein frostiger Hauch, wenn es für das, was als süße, geheimnisvolle Offenbarung über es gekommen, dessen Ursprung es selbst nicht kennt, Gründe angeben und alltägliche Worte reden sollte, wodurch der göttliche

Funke leicht in irdische Flamme verwandelt wird. Nach herzlichem Abschied reiste Professor Emerich mit seiner Gattin ab und mit ihnen Ferdinand, — allein ich fühlte es, daß er wiederkehren werde. — „Das Auge sieht den Himmel offen, es schwelgt das Herz in Seligkeit."

„Die Osterglocken läuteten, die Mutter war voraus zur Kirche gegangen und ich sollte folgen, — da — plötzlich stand er vor mir, mein Ostern, Hanna! Wähnte ich doch, meine Seele habe seither im Grabe geschlummert und sei jetzt auferstanden zum Licht. Das Gesangbuch entfiel meiner Hand. — „Sie zürnen mir nicht, Charlotte?" Wie mein Herz jubelte, so antwortete mein Mund: „ich bin glücklich, daß ich Sie wiedersehe." — Hundertmal, Hanna, ist die erste Liebe nicht die rechte, ist nur ein flüchtiges Gefallen, Unkenntnis des eigenen Herzens, eine nur eingebildete Empfindung, zuweilen auch eine geschmeichelte Eitelkeit, alles verzeihlich und erklärlich bei 17 Jahren, — aber wenn sie die rechte, dann gibt es auch nichts neben ihr und nichts mehr so nach ihr, dann haben wir es einmal besessen, das höchste Himmelsglück, thaten einen fast unbewußten Blick in ein Paradies, welches sich nie mehr so vor uns öffnet, denn wenn es sich später uns erschließt, ist es nicht mehr der Blütenduft, in dem wir wandeln, denn aus der Blüte ist die Frucht geworden, die zwar unser Auge entzückt, aber nicht wie die Blüte uns erhebt und uns ewigen Frühling träumen läßt. Nur in der ersten Liebe liegt das volle Glück, — wenn wir später lieben, denken wir auch dabei, denn wir müssen es wohl. Darum, ob die erste Liebe ihrer Bestimmung entgegenführe oder nicht, so geht ein wunderbares Leuchten von ihr aus, das uns bis hinein in den Abend unseres Lebens in seliger Verbindung mit ihr erhält und sie uns segnen läßt, selbst wenn sie uns Schmerz bereitet hat.

„Daß meine Mutter und die Freunde im Pfarrhaus bald den richtigen Blick in unsere Herzen thaten, war natürlich, entströmte ja unserem Wesen die Fülle alles dessen, was sie überflutete. Die Liebe des schönen, hochgebildeten adeligen Herrn zu ihrer Tochter erfüllte meine Mutter mit Stolz, und mit vollstem Vertrauen (war er ja doch der sehr geschätzte Freund ihres Lieblings) betrachtete der biedere Pfarrer und seine Gattin mein Glück, für welches ihr harmloser Sinn keinen ernstlichen Schatten fürchtete. Fünf Tage waren vergangen seit Ferdinands Rückkehr ins Pfarrhaus; er sprach von der Abreise auf den andern Tag und bat, mich den kurzen Weg zu unserer Wohnung begleiten zu dürfen. Es war ein herrlicher Frühlingsabend, im nahen Gehölz sang schon eine Nachtigall und über uns glänzten die Sterne. „Bis der Mond voll am Himmel steht, Charlotte, bin ich wieder bei Dir, indessen denke ich jede Stunde Deiner und darf es gewiß fühlen, daß sich unsere Seelen begegnen." Ich hatte keine Antwort. Auf seine Hände, welche die meinigen umschlossen hielten, fiel eine Thräne. So schieden wir."

(Fortsetzung folgt.)

In der letzten Stunde.

Pariser Novelle von **K. von K.** (Fortsetzung.)

Wochen und Monate vergingen, ohne daß etwas eintrat, was den unklaren Befürchtungen, die Henriette beim Antritt ihrer neuen Stellung empfunden, irgend eine bestimmte Richtung verliehen hätte. Mit Leichtigkeit hatte sie sich in ihre nunmehrigen Obliegenheiten gefunden, und selbst Herr Knox, der trockene Geschäftsmann, welcher selten ein überflüssiges Wort an „seine Leute" verschwendete, konnte nicht umhin, der neuen „Essayeuse" gelegentlich einige Schmeicheleien zu sagen über ihre vollendete körperliche Grazie, welche in den märchenhaft prachtvollen Gewändern, die Henriette täglich zum Anprobiren bekam, erst zu ihrer vollen Geltung gelangte. Sie sehe allerliebst aus, hatte ihr Prinzipal gesagt, und der große Spiegel, welcher die Wand des Toilettenzimmers bedeckte, bestätigte ihr täglich und stündlich, daß sie wirklich reizend sei.

Im Alter von achtzehn Jahren sind die meisten Mädchen mehr oder minder kokett. Wenigstens giebt es unter hunderten kaum eine, die nicht eine geheime Freude empfände, wenn ein aufrichtiger Bewunderer ihrer Reize ihr das wiederholt, was der vorlaute Spiegel ihr schon längst eröffnet hat. Henriette gefiel sich in den schönen Kleidern, die sie täglich anzuziehen hatte, und mit Bedauern legte sie jedesmal, wenn die Probe vorüber, die kostbaren Gewänder ab, um wieder in ihr einfaches Tuchkleidchen zu schlüpfen, welches ihr doch bei aller Einfachheit so überaus reizend ließ.

Die Leser merken, daß Henriette bereits bei einem Wendepunkt in ihrem innern Leben angelangt war, der leicht verhängnisvoll für sie werden konnte. Sie wurde allmälich unzufrieden mit der ihr zugewiesenen bescheidenen Lebensstellung, und wenn sie manchmal sah, wie gewisse Dämchen, die an Schönheit gewiß nichts vor ihr voraus hatten und ihr außerdem in jeder andern Hinsicht bedeutend nachstanden, im Schoße des „Glückes" saßen und im Vollgenuß des Ueberflusses schwelgten, dann kam es ihr mitunter vor, als sei auch sie zu etwas „Besserem" geboren denn zur einfachen Probirmamsell, die in den Augen dieser Damen weiter nichts war, als ein lebender Kleiderstock. Und wenn dann die eine oder andere der kapriziösen Modedamen die arme „Essayeuse" es durch takt- und rücksichtloses Benehmen entgelten ließ, daß dieselbe mit Reizen und Vollkommenheiten ausgestattet war, die ihr selbst abgingen, wenn sie bei solchen Anlässen unter den Nadelstichen verletzter Eitelkeit und kleinlicher Bosheit zu leiden hatte, dann fühlte Henriette wohl, wie sich ihr ganzes Sein und Empfinden auflehnten gegen eine derartige Behandlung, die sie weniger einem Mangel an Bildung seitens der betreffenden, als dem zuschrieb, was sie ihre eigene Lage nannte.

* * *

Eines Sonntagsnachmittags — es war ein herrlicher Frühlingstag — unternahm Henriette mit einer ihrer Freundinnen aus dem Knox'schen Atelier einen kleinen Ausflug ins Freie. Der Tag war so prächtig, das Wetter so verlockend heiter, die Bäume des Tuilerien-Gartens und der Elysäischen Felder, bis zu denen die beiden Freundinnen ihren Spaziergang ausdehnten, strömten einen so herzerfrischenden, würzigen Wohlgeruch aus, daß das junge Mädchen in dieser Umgebung alle die kleinen Sorgen und Nöte, die es sonst bedrückten, ganz vergaß. Fröhlich scherzend und unter munterem Geplauder wanderten die beiden jugendlichen Grisetten, von denen jede eine andere Gattung der Schönheit vertrat, in den schattigen Baumgängen der Elysäischen Felder auf und nieder, ohne darauf zu achten, daß bald hier ein Monocle, bald dort ein Lorgnon auf sie gerichtet wurde und daß mancher aufrichtig bewundernde Blick ihnen folgte.

Kokett sind die kleinen Grisetten wohl; doch besteht ihre Koketterie mehr in instiktiven, halb unbewußten Kundgebungen ihrer Natur, in unwillkürlichen Aeußerungen ihres leichtlebigen Temperamentes, als in beabsichtigten und berechneten Manövern, bei denen man ängstlich nach dem Erfolge ausschaut.

„Parbleu, ein nettes Pärchen, Fred!" sagte ein geckenhaft

gekleideter junger Mann mit verlebten Zügen zu einem durch sein ganzes Aussehen den Engländer verratenden gleichalterigen Gefährten, der Arm in Arm mit ihm hinter den Mädchen einherschlenderte.

„Beautiful indeed“ (Wundervoll in der That!), entgegnete Fred auf die Bemerkung seines Begleiters, und ein heißer verzehrender Blick aus seinen seltsam blauen Augen heftete sich auf die schlanke Gestalt Henrietten's, deren natürliche Grazie durch die anmutigen Bewegungen des Gehens noch bedeutend gewann.

Ohne ein Wort der Verabredung beschleunigten darauf die beiden Bewunderer weiblicher Reize ihre Schritte, um die lieblichen Grisetten, welche in einiger Entfernung vor ihnen einhertrippelten, zu erreichen. Fred Tomkins und sein Begleiter Henri Fauriat waren ein richtiges Dioskurenpaar. Beide waren notorische Verschwender und standen außerdem in dem Rufe, vollendete Roués zu sein, wahre Lovelace'sche Charaktere, die heute eine Frau ihrer Pflicht abwendig machen oder ein Mädchen verführen, um sie morgen wieder zu verlassen und übermorgen ihr unwürdiges Spiel bei einer andern von neuem zu beginnen. Henri Fauriat war der einzige Sohn eines der bedeutendsten Pariser Geldmänner, während Fred Tomkins der mutmaßliche Erbe eines gleichfalls der höchsten Finanzaristokratie angehörigen, zu London wohnenden Oheims war. Fred befand sich auf des Oheims Wunsch als Volontär im Geschäfte des Herrn Fauriat und wurde von Henri's Eltern als zur Familie gehörig betrachtet.

Die Stadtpumpe. Das Haus Georg Rapps, des Begründers der Stadt.

Voll edler Zuversicht trat Henri, während Fred sich unwillkürlich etwas zurückhielt, als sie die Mädchen erreicht hatten, seitwärts zu denselben heran, legte, ehe diese es verhindern konnte, seinen Arm in den Emilien's, der kleinen lebhaften, glutäugigen Perlenstickerin, welche sich links hielt, und sagte dann mit affektirt schnarrender Stimme: „Habt wohl nichts zu thun, Kinderchen? In diesem Falle schlage ich Euch vor, mit uns zu kommen, es kommt uns auf ein kleines Diner in einem gemütlichen Extrazimmer nicht an.“ Ein cynisches Lächeln, welches dem Antlitz des zweiundzwanzigjährigen Jünglings ein doppelt widerwärtiges Aussehen verlieh, begleitete diese unverschämte Anrede. Hastig zog Emilie ihren Arm aus dem seinen und heftige Zornesröte auf der gebräunten Wange, nannte sie ihn einen unverschämten Menschen, gegen den sie die Hilfe der Polizei in Anspruch nehmen werde, falls er fortfahre, sie oder ihre Freundin zu belästigen.

„Wahrlich, Kleine, Du bist schön in Deinem Zorne,“ gab Henri ihr in spöttischem Tone zur Antwort — „und ich gäbe vieles darum, wolltest Du mir jetzt einen Kuß gestatten. Voyons, gibts denn gar kein Mittel, uns zu verständigen, ohne das Aufsehen der Vorübergehenden zu erregen?“ Verächtlich drehte ihm Emilie den Rücken und zog ihre Freundin mit sich fort.

Vorsichtig und bedächtig, wie die Söhne Albions zumeist sind, hatte Fred Tomkins beschlossen, erst abzuwarten, welchen Erfolg sein Freund erzielen würde, ehe er sich an der Aktion gegen die beiden Schönen beteilige. Henris Niederlage, sowie dessen verblüffter Gesichtsausdruck boten ihm nun einen erwünschten Anlaß, an dem Gefährten seinen Witz zu üben. Dadurch in eine ärgerliche Stimmung versetzt, vermaß sich Henri hoch und heilig, daß die Kleine mit dem pikanten Lärvchen sein werden müsse, koste es, was es wolle.

Das Harmonisten-Städtchen Economy in Pennsylvanien (Nordamerika). (Siehe Text S. 360.)

„Es sind Grisetten" — meinte er — „leichte Waare, die nicht hoch im Preise steht. Das thut anfangs gewaltig spröde, um desto begehrenswerter zu erscheinen; doch diese Sprödigkeit ist nur Maske. Allons mon cher, folgen wir den flüchtigen Gazellen!" Fred Tomkins that zwar anfangs, als läge ihm überhaupt nichts an einem galanten Abenteuer mehr oder weniger, gab aber schließlich dem Zureden seines Freundes doch nach.

Die Mädchen hatten inzwischen den Rückweg zur Stadt angetreten, und da sie ihre Schritte beschleunigten, gelangten ihre Verfolger erst bei den „Grands Magasins du Louvre" wieder in ihre Nähe.

Der Eifer und die erste Hitze Henris hatten sich inzwischen einigermaßen abgekühlt, so daß er nunmehr meinte, man sollte den Mädchen in einiger Entfernung folgen, bis sie sich irgendwo trennen würden; dann könne jeder von ihnen derjenigen nachgehen, welche ihm am meisten zusage. Auf diese Weise werde die Eroberung wesentlich erleichtert, da die Mädchen, wenn sie allein seien, keine Rücksichten mehr auf einander zu nehmen und sich nicht zu verstellen brauchten. Er schien übrigens voraus-

Dabei konnte sie sich selbstverständlich die Genugthuung nicht versagen, ihr eigenes wertes Persönchen in der Rolle einer merkwürdig spröden Tugendheldin glänzen zu lassen.

„Ja —" schloß sie, triumphirende Blicke um sich werfend, ihre Mitteilungen — „ich habe ihm gründlich heimgeleuchtet, dem impertinenten Menschen. Wenn er es dennoch wagte, mich später, als Henriette sich von mir getrennt hatte, noch weiter zu verfolgen und sogar, bevor ich meine Wohnung erreichte, noch einmal anzureden, wobei er sich übrigens weit anständiger benahm, als das erste Mal, so — so — —

„— beweist dies nur, daß er Dich unmenschlich gern hat," fiel die majestätisch gebaute und für gewöhnlich sehr ernste Therese ihr spöttisch in die Rede. „Aber à propos, mein Täubchen, wie heißt denn eigentlich der liebegirrende Seladon, welcher sich so keck und aufdringlich um Deine Huld bewirbt?"

„Henri Fauriat" — gab Emilie unüberlegt zur Antwort. Ein böses ironisches Lächeln zuckte um die Lippen der Fragerin.

„Das weißt Du also doch schon, mein Schatz" — sagte sie mit leichtem Hohn im Klang ihrer Stimme. — „Das hat

Main-Straße in Economy.

zusetzen, daß Fred es auf die Größere von Beiden abgesehen habe. Fred billigte diesen Vorschlag. Ein sorgfältiger Beobachter hätte auf dem Grunde seiner kalt und teilnahmlos blickenden Augen ein verstecktes, blitzartiges Aufleuchten wahrnehmen können, als Henriette sich in dem gleichen Momente umwandte und ihr Blick zufällig dem seinigen begegnete.

* * *

Am darauffolgenden Morgen gegen 8 Uhr waren die sämtlichen Arbeiterinnen des Knoxschen Geschäftes, mit alleiniger Ausnahme Henriettens, die heute auffallend lang ausblieb, im Atelier versammelt, woselbst sie unter lebhaft munterem Geplauder die üblichen Vorbereitungen zur Wiederaufnahme ihres Tagewerkes trafen. Vor allen war die kleine Emilie heute die gesprächigste. Sie wußte ihren Kolleginnen einen ganzen Roman zu erzählen von ihrem gestrigen Abenteuer, indem sie mit erstaunlicher Zungenfertigkeit eine äußerst phantastisch aufgeputzte Darstellung des uns bekannten Herganges von gestern gab. er Dir wohl mitgeteilt, als er später allein mit Dir war, wobei er so anständig und ehrbar gewesen ist, daß Du, Deiner früheren Entrüstung gänzlich uneingedenk, ihn unwillkürlich anhören mußtest?"

Die anwesenden Mädchen lachten, weil Emilie sich in so ungeschickter Weise verraten hatte. Ueber und über errötend zupfte diese bei obiger Frage verlegen am Schürzenband, und als sie sich mit einigen Worten gegen den in derselben andeutungsweise enthaltenen Verdacht verwahren wollte, zitterte ihre Stimme vor innerer Erregung und zwei große Thränen perlten in ihren dunklen Augen.

Therese war im Grunde genommen eine gutmütige Seele.

„Laß nur gut sein, meine Liebe" — sagte sie in freundlich versöhnenden Tone zu der Kleinen — „Laß nur gut sein, ich wollte nur einen kleinen Scherz mit Dir treiben. Mit diesen Worten nahm sie Emiliens Arm und zog dieselbe mit sanfter Gewalt nach der entgegengesetzten Seite des Ateliers hin. Hier blieb sie endlich stehen und, Emilie fest und ernst ins Auge blickend, sagte sie ihr mit seltsam erregter, eindringlicher Stimme:

„Nimm einen guten Rat von mir an, Emilie! Laß Dich mit Henri Fauriat nicht ein! Du würdest es sicher bereuen, denn er ist ein Elender; Glaube mir — ich kenne ihn."

Die letzten Worte brachte sie mehr zischend als sprechend hervor. Abermals traten Emilie die Thränen in die Augen. Ihre Blicke senkten sich unter denen ihrer Freundin, die prüfend auf ihr ruhten und in ihrem verborgensten Innern lesen zu wollen schienen. —

In diesem Augenblicke trat auf der andern Seite des Ateliers Henriette ein, von den Anwesenden durch mancherlei neckische Bemerkungen über ihr langes Ausbleiben begrüßt.

„Henriettchen hat wohl heute Morgen zu lange von ihrem gestrigen Abenteuer in den Champs Elysees geträumt," — rief ihr die Eine zu.

„Oder sie war gestern Abend mit ihrem Anbeter auf dem Ball und, da sie an so langes Nachtschwärmen nicht gewöhnt ist, hat sie es heute in der Frühe verschlafen —" neckte eine Zweite.

„Wenn sie nicht gar" — so ließ sich spöttisch eine Dritte vernehmen — „heute schon in aller Frühe ein Stelldichein mit ihm gehabt hat. Ihr müßt nämlich wissen, daß gegenwärtig die Rendezvous vor Sonnenaufgang Mode sind und für äußerst chic gelten."

Henriette wußte nicht, wie ihr geschah. Sie war ganz verblüfft über diesen satyrischen Empfang, und wenn auch offenbar keine der Sprecherinnen sie hatte beleidigen wollen, so thaten ihr diese unzarten Anspielungen dennoch wehe. Sie thaten ihr um so weher, als sie nicht ganz unbegründet waren.

Während der verwichenen Nacht hatte sie wirklich von ihrem gestrigen Erlebnis geträumt und hatte auch heute Morgen schon eine, ihrerseits allerdings völlig unbeabsichtigte Begegnung mit Fred Tomkins gehabt. Zum Glück für sie trat eben Herr Knox ein. Henriettens Verlegenheit wurde daher kaum bemerkt.

* * *

Fred Tomkins war am Tage zuvor, nachdem die beiden Mädchen sich in der Nähe des St. Jakobs-Turmes von einander getrennt hatten, Henriette aus einiger Entfernung gefolgt. Dieselbe bog in die nahegelegene Rue St. Martin ein, ging diese hinauf bis an die Stelle, wo die Rue aux Ours in sie einmündet, bog in diese ein und wandte sich dann links in die Rue Quincampoix, in der sie wohnte. Als Fred am Eingang zur Rue Quincampoix angelangt war, ließ er, ungewiß, ob Henriette dieselbe betreten oder das nahe Boulevard Sebastopol gewonnen habe, einen forschenden Blick die enge Straße entlang gleiten, welcher ihn die Gesuchte erkennen ließ, wie sie eben im Begriffe stand, eins der links gelegenen Häuser zu betreten.

Unverwandt hielt der junge Mann seine Blicke auf das Haus gerichtet, näherte sich demselben gemächlich und trat dann, nachdem er eine geraume Weile lang dessen unfreundliches Aeußere kopfschüttelnd gemustert, in den langen, engen und nach hinten ziemlich dunkeln Hausflur ein. An den Wänden sich forttastend, schritt er in der Dunkelheit vorwärts, stieg die morsche und unter jedem seiner Schritte laut stöhnende Treppe hinan ins erste Stockwerk, woselbst er die Concierge-Loge betrat.

Die Concierge war allein zugegen. Mißtrauischen Blickes betrachtete sie den fremden Herrn, den sie seiner feinen Kleidung halber für einen mouchard (Polizeispion) hielt. Jedoch Fred Tomkins verstand es, ihr Mißtrauen gründlich zu beseitigen. Mehr noch als sein prononziert englischer Accent trug hierzu das Zwanzigfranks-Stück bei, welches er vor den Augen der Alten schillern ließ und das er ihr zu geben versprach, wenn sie ihm Auskunft erteilen wolle über eine im Hause wohnende Person, für die er sich aus gewissen Gründen interessire. Nunmehr war die Alte fest davon überzeugt, daß sie es mit dem bravsten und redlichsten Menschen zu thun habe, der je eine Concierge-Loge betreten.

Sie führte daher den Fremden in ein anstoßendes kleines Gemach, wo er alles, ja noch mehr erfuhr, als er zu wissen wünschte. — —

Als nun heute Morgen Henriette in der Nähe des Pont-Neuf den Pferdebahnwagen besteigen wollte, um von da nach dem Boulevard St. Michel zu fahren, woselbst ihr Atelier sich befand, waren alle Plätze besetzt. Es war dies insofern unangenehm für sie, 'als sie sich heute schon etwas verspätet hatte, und Herr Knox es nicht liebte, wenn „seine Leute" zu spät ins Geschäft kamen.

Schon wollte Henriette, die den Wagenauftritt bereits erklommen hatte, mißmutig wieder hinabsteigen, als aus dem Innenraum eine männliche Stimme vernommen wurde, welche dem Kondukteur erklärte, daß hier ein Platz frei sei, das heißt, daß der Sprecher den seinigen an die junge Dame abzutreten wünsche.

Als Henriette auf den Wink des Kondukteurs die Plattform wieder betreten hatte, kam ihr aus dem Innern des Wagens Fred Tomkins entgegen, welcher sie mit einem verbindlichen Lächeln und einer entsprechenden Handbewegung einlud, auf dem von ihm verlassenen Eckſitz Platz zu nehmen. Verwirrt und jählings errötend nahm Henriette das Anerbieten an, indem sie einige Worte des Dankes stammelte. Mit höflichem Gruß zog Fred seinen Hut und verließ den Wagen, jedoch nicht ohne sich einen Augenblick lang an Henriettens Verwirrung, die ihr gar lieblich zu Gesichte stand, geweidet und ihre leise ein bedeutungsvolles „à revoir" zugeflüstert zu haben. — — —

Dieser an und für sich unbedeutende Zwischenfall war die Ursache, um derentwillen Henriette bei den harmlosen Neckereien der übrigen Mädchen so verlegen geworden war.

* * *

Wenn Henriette nicht gerade im Laden beschäftigt war, so suchte sie sich im Atelier nützlich zu machen, obwohl dies eigentlich nicht von ihr verlangt wurde. Dieses war beispielsweise heute Vormittag der Fall.

Nachdem Herr Knox sein Bureau betreten, begann die Arbeit, während welcher nicht laut gesprochen werden durfte. Da es gleichwohl für die vielen hier versammelten jungen lebenslustigen und mitteilungsbedürftigen Mädchen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, sich mehrere Stunden den Gebrauch ihrer Plauderwerkzeuge gänzlich zu versagen, knüpften gewöhnlich je zwei oder drei Nachbarinnen ein leises, im Flüstertone geführtes Gespräch mit einander an. Das war dann ein Gesumme und Gebrumme im Atelier, als befände man sich in einem Bienenkorbe.

An Henrietten's Seite saß Therese, die ernste Blondine, deren Bekanntschaft wir weiter oben gemacht haben. Therese war während der Arbeit meist einsilbig und schweigsam, was Henriette heute ganz willkommen war. Sie hätte sich in ihrer gegenwärtigen Gemütsverfassung, ohne durch ihre Zerstreutheit Aufsehen zu erregen, an keiner Unterhaltung beteiligen können. Seltsame Gedanken durchschwirrten ihren Kopf, unbeschreibliche Empfindungen durchzitterten ihren Busen. Bald hätte sie vor Glück und Freude laut aufjubeln, bald die Brust von unnennbarem Weh beengt, in Thränen zerfließen mögen.

Und während diese unklaren verworrenen Gefühle in ihrer Seele um die Herrschaft stritten, tauchte von Zeit zu Zeit vor ihrem Geistesauge das Bild eines jungen Mannes auf, von hoher stattlicher Gestalt mit hellblondem Haar, freier Stirn und seltsam blauen Augen, in deren unergründlicher Tiefe sie schon zweimal einen Strahl jenes geheimen Feuers glaubte aufleuchten gesehen zu haben, das seinen verheerenden Brand in ihr eigenes Herz geworfen.

* * *

Henriette liebte den interessanten Fremden, noch ehe dieser ein Wort der Liebe zu ihr gesprochen hatte. Schon längst hatte sich ihr junges, liebebedürftiges Herz nach einem gleichgestimmten

Herzen gesehnt, dem es in treuer Neigung entgegenschlagen könne, und als gestern in den Elysäischen Feldern Henri Fauriat Emilie in der uns bekannten Weise anredete, war Henriette gerade damit beschäftigt gewesen, während sie ihrer Begleiterin auf einen ihrer drolligen Einfälle irgend etwas Unbedeutendes erwiderte, sich im Geiste auszumalen, wie ungefähr der junge Mann aussehen müsse, dem sie in Liebe und Treue sich zu eigen geben möchte.

Aus den Romanen, die sie gelesen, aus jenen überspannten sensationellen Liebesromanen, welche die bevorzugte Lektüre der Pariser Arbeiterin bilden und für welche diese einen verhältnismäßig bedeutenden Bruchteil ihres sauer erworbenen Verdienstes opfert, hatte sie sich ein Ideal von männlicher Schönheit, Kraft und Vollkommenheit zusammengestellt, dessen Verwirklichung sie zu schauen glaubte, als ihr Blick in den Champs Elysees zum ersten Male demjenigen des jungen Engländers begegnete. Freilich hatte es sie damals äußerst unangenehm berührt, denselben in der Gesellschaft Henri's zu sehen, dessen ganzes Wesen einen widerwärtigen Eindruck auf sie machte. Dennoch aber war sie fest davon überzeugt, daß der blonde junge Mann, welcher sich in vornehmer Zurückgezogenheit von seinem Begleiter fernhielt, als derselbe durch sein insolentes Gebahren die Regeln des Anstandes und der Schicklichkeit verletzte, in moralischer Hinsicht weit über demselben stehe. Und wäre jemand gekommen, der das Gegenteil behauptet und sogar mit unwiderleglichen Thatsachen bewiesen hätte, sie würde ihn einen elenden Lügner und Verleumder gescholten haben.

Auf was sich diese günstige Meinung gründete, die sie bei ihrer ersten Bewegung über einen Menschen faßte, den sie vorher nie gesehen, das wäre schwer zu bestimmen gewesen.

Bestärkt und zwar bedeutend bestärkt wurde sie in dieser vorgefaßten günstigen Meinung durch Fred's Benehmen vom heutigen Morgen.

In dieser Sphäre ungefähr bewegten sich die Gedenken, welche Henriette so ausschließlich beschäftigten, daß sie die Umgebung ganz vergaß, in der sie sich befand. Ein stiller Seufzer stahl sich aus ihrer Brust, und leise, kaum vernehmbar, flüsterten ihre Lippen die Worte:

„Ob er mich wohl liebt?"

„Wenn er Dich liebt und Deines Standes ist, oh, dann halte treu und fest zu ihm! Wenn er aber in gesellschaftlicher Hinsicht über Dir steht, dann kämpfe an gegen das verräterische Gefühl, das sich in Dein unverwahrtes Herz geschlichen, wenn Du nicht unsäglich elend werden willst."

Erschreckt fuhr Henriette zusammen, als ihr diese Worte mit heftiger Stimme ins Ohr geraunt wurden. Ihre erstaunten Blicke begegneten den ernst mahnenden Augen Theresens, deren heißer Atem ihre Wangen streifte.

Wie hatte Therese ihre geheimsten Gedanken erraten können? Sie wußte nicht, daß sie selbst ihnen unwillkürlich Ausdruck verliehen hatte. Voraussichtlich würde sich nunmehr eine vertrauliche Unterhaltung zwischen den beiden Nachbarinnen entsponnen haben, wenn nicht zufällig Henriette in demselben Augenblick abgerufen worden wäre, da es unten für sie zu thun gab. — — — —

„Ob er mich wohl liebt?" hatte Henriette gefragt. Dieser Gedanke beschäftigte sie den ganzen Tag über, und es war ihr lieb, daß sie heute keine Zeit mehr fand, sich wieder ins Atelier zu begeben. Theresens ernste Augen hatte sie zu eigentümlich forschend angeblickt, es war ihr unangenehm gewesen, mit derselben von den Gefühlen sprechen zu müssen, die sie beherrschten.

Noch wußte sie nicht einmal, wie der junge Mann hieß, dessen Bild in ihrem jungfräulichen Herzen thronte. Auch die Stellung, welche derselbe in der Gesellschaft einnahm, kannte sie nicht. Soviel wußte sie jedoch, weil ihr dies das ganze Aussehen und Auftreten des Fremden bewies, daß derselbe in dieser Hinsicht weit über ihr stehe. Doch, wie konnte das ein ernsthaftes Hindernis für ihre Liebe sein? Mit leichten Schwingen setzt die allbezwingende Liebe hinweg über die künstlichen Schranken, die der Menschen Wahn gebaut. Hatte sie nicht in den Romanen, die ihre ausschließliche Geistesnahrung bildeten, häufig genug gelesen, daß die Liebe aus dem Kampfe mit dem Vorurteil stets als Siegerin hervorgehe?

„Ob er mich wohl liebt?" — dachte sie, als sie sich des Abends nach vollbrachtem Tagewerk auf dem Heimweg befand. Dabei war ihr so ahnungsvoll zu Mute, als müsse ihr bei der Nachhausekunft die Antwort auf diese bange Frage zu Teil werden.

Und, in der That, als sie die Concierge-Loge betrat, um den dortselbst aufgehängten Schlüssel zu ihrem Zimmer vom Brette wegzunehmen, kam ihr die alte Concierge mit einem verschmitzten Lächeln entgegen und überreichte ihr mit bedeutungsvollem, vielsagenden Augenblinzeln einen Brief, der im Laufe des Tages für sie angekommen sei.

Jählings errötend nahm Henriette den Brief in Empfang und eilte damit flüchtigen Schrittes die Treppe hinan. In ihrer Behausung angelangt, verschloß und verriegelte sie sorgfältig die Nebenthür hinter sich, warf sich dann vor Aufregung erschöpft auf das Sofa und eröffnete mit zitternden Händen den Umschlag. Ein rosafarbenes Blatt mit goldenem Monogramm fiel ihr in den Schoß. Fieberhaft flogen die Pulse, ihre Wangen glühten, und freudig erglänzten ihre Augen, als sie die Bestätigung las, was sie den ganzen Tag über gehofft und gewünscht hatte. Fred Tomkins versicherte sie seiner Liebe in angemessenen Ausdrücken. Für den Fall, daß sie ein gleiches Gefühl für ihn empfinde, bat er sie, ihm zu schreiben, wann und wo er sie ungestört sprechen könne.

Als Henriette an diesem Abend spät ihr Bett aufsuchte, konnte sie vor freudiger Erregung noch lange nicht einschlafen. Im Geiste entwarf sie die Antwort, die sie des folgenden Tages dem Briefschreiber zukommen lassen wollte. Der Gedanke an die verstorbene Mutter und deren letzte Mahnung hemmte allerdings ein wenig den raschen Freudenschlag ihres liebenden Herzens, doch setzte sie sich darüber leicht hinweg, indem sie sich selbst zu beweisen versuchte, daß ihre Liebe ja keineswegs ein unreines oder unedles Gefühl sei.

Und warum sollte es diesem reinen, kräftigen Gefühl nicht gelingen, sie emporzuheben aus ihrer bisherigen Niedrigkeit, die wie ein Bleigewicht an den Fittigen des aufwärtsstrebenden Adlers, jeden kühnen Aufschwung ihrer empfindsamen Seele vereiteln zu wollen schien?

Und Theresen's pessimistische Warnung, konnte diese ein Grund für sie sein, einen jungen Mann, dem ihr Herz bereits gehörte, ehe er sie seiner Liebe versicherte, jetzt von sich zu stoßen, wo sein Geständnis sie so hoch beglückt hatte? Nein und tausendmal nein!

Mit glückselig verklärten Zügen schlief das junge Mädchen endlich ein. Ein stiller Friede lagerte auf dem schönen Antlitz, und leise hauchten die im Traume lächelnden Purpurlippen die Worte: „Er liebt mich."

(Schluß folgt.)

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

Der letzte Gruß.

Von **Franz Czekal.**

Du Bächlein treibst das Mühlenrad
Dort an dem Waldesgrund,
Sag, denkt mein Liebchen noch an mich,
Wo ist sie wohl zur Stund'?"

„Wohl treib' ich noch das Mühlenrad,
Das hier im Grunde steht,
Doch kennst Du nicht den Glockenton,
Der dort vom Hügel weht?

Und siehst Du jenes Sternlein nicht,
Das dort hernieder blinkt?
Es ist Dein Liebchen süß und traut,
Das Dir vom Himmel winkt.

Dein harrte sie wohl Jahr um Jahr
Mit treuem Herz und Sinn,
Doch als das letzte Laub verweht,
Starb auch die Rose hin!"

Und sieh! Ein Stück von jenen Stern
Fiel glühend durch die Nacht,
Das hat vom toten Liebchen mir,
Den letzten Gruß gebracht.

Feuilleton.

In eine Kommunistengemeinde gönnt uns unser Bild (Seite 356 u. 57) einen Blick. Das Harmonistenstädtchen Economy in dem nordamerikanischen Quäkerstaate Pennsylvanien, am rechten Ufer des Ohio gelegen bietet eines der eigenartigsten und malerischsten Beispiele ländlichen Gemeindelebens. Die Sekte der Harmonisten wurde in Deutschland von dem Württemberger Georg Rapp (geb. 1770) gegründet. Derselbe glaubte sich mit der göttlichen Mission betraut, das Christentum in seiner ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, und organisirte eine Gemeinde nach dem Muster der ersten christlichen, also auch mit Gütergemeinschaft. Streitigkeiten mit der Regierung veranlaßten ihn, dieselbe im Jahre 1803 nach Amerika zu verpflanzen. Die Harmonisten siedelten sich in Butler County in Pennsylvanien an, legten sich auf Ackerbau und Industrie und erlangten beträchtliches Vermögen, so daß sie 1815 einen Grundbesitz von 24 000 Acker (1 Acker = 40 Ar) am Wabaschfluß in Indiana kaufen konnten. Dort glückte es ihnen mehr als je, jedoch verkauften sie nach 9 Jahren das Land wieder und gingen abermals nach Pennsylvanien, wo sie die Stadt Economy gründeten. Sie sind Protestanten, beobachten strengste Moral und legen namentlich auf vorzügliche Erziehung Wert. Die Bevölkerung des Städtchens beträgt 1500 Seelen. Die Harmonisten verehrten in Rapp bis zu dessem Lebensende (7. August 1847) ihren Propheten und ließen sich von ihm vollkommen diktatorisch beherrschen. Er führte die Gemeinschaft aller Güter ein und leitete alle geistlichen und weltlichen Angelegenheiten seiner Gemeinde. Des Sonntags predigte er in der großen hölzernen Kirche, deren Ansicht unser Holzschnitt uns darbietet. Zu ihrer eigenen Benutzung erhält jede Familie ein Haus mit Garten. Jeder männliche Erwachsene mußte im Winter 12, im Sommer 14 Stunden auf dem Felde oder in den Manufakturen arbeiten; nach Maßgabe ihrer Kräfte mußten es auch die Weiber und Kinder. Obwohl die Rappisten alle Gebräuche des lutherischen Kultus beobachten, hat ihre Gemeinschaft ganz den Charakter eines Vereins für Industrie und Ackerbau angenommen. Einen schweren Schlag erlebten Rapp und die Seinen durch den Abenteurer Bernhard Müller, der sich unter dem Namen Proli oder Graf Leon an Rapp anschloß, ihn sodann aber mit 300 Anhängern verließ und von ihm noch die Auszahlung von 105 000 Dollars aus dem Gemeindeschatze erzwang. Proli gründete mit seinen Anhängern und diesem Gelde das neue Jerusalem bei Philippsburg, ging aber später nach Arkansas, wo die meisten seiner Leute ein klägliches Ende fanden. Müller selbst ertrank im Missouri. Trotz so schwerer Schädigung gelang es Rapp, seine Gemeinde zu erhalten und sie seinem Nachfolger, einem Kaufmann Becker, in geordneten Verhältnissen zu hinterlassen. Ueber das Aeußere des Harmonistenstädtchens und das Leben in demselben schreibt der Künstler, dem wir unser Bild verdanken, folgendes: Man ersteigt, wenn man mit der Pittsburger Eisenbahn angekommen ist, zunächst eine steile Straße und fühlt sich dann mit einem Male mitten in ein deutsches Dorf versetzt. Alles hat deutsches Gepräge, — tiefe Stille herrscht, und nur wenig Leute sind in den Straßen zu sehen. Letztere sind breit und wohl erhalten, wenige Thorwege öffnen sich nach der Straße, die Eingänge sind meist an der Seite durch kleine Höfe. Ein Bäcker versorgt die ganze kleine Stadt mit Brot, ein Fleischer mit Fleisch, ein Landwirt mit Milch, ein Schneider, ein Schuster, ein Weinhändler sind vorhanden. Ueberall wird deutsch gesprochen; die Leute sind fleißig, freundlich und gastlich. Nach einem Gespräch mit dem Gemeindevorsteher sagte dieser zu mir: „Waren Sie schon in unserem Kaufladen? Wenn nicht, so gehen Sie doch, ehe Sie abreisen, dorthin, ich will dem Händler gleich Nachricht senden." Diese Nachricht bestand darin, uns Kuchen und Wein mit auf den Weg zu geben. Leider war es unmöglich, ein Bildnis von Rapp zu erhalten, da die Gemeindemitglieder nie ein Bild von sich machen lassen. Sie hinterlassen nach dem Tode nicht ein Erinnerungszeichen, nicht einmal Grabsteine unterscheiden ihre Ruhestätten. Die Harmonisten scheinen zufrieden und glücklich zu sein und leben in ihrer ruhigen Weise jahraus, jahrein, ohne ihre Gewohnheiten zu ändern.

Elend ist seiner Abstammung nach ein althochdeutsches Wort, alilanti, elilenti = anderes Land, Fremde. Es kommt her von ali oder eli = ein Anderer, und lant, später land. Schon dies eine Wort legt Zeugnis dafür ab, wie hoch unsere Vorfahren ihr Vaterland hielten, mit wie inniger Liebe sie an ihm hingen. Wer dasselbe mit dem Rücken ansehen und in ein anderes Land wandern mußte, ging ins Elend. Die Begriffe „fremdes Land" und „Elend" galten den alten Germanen gleich. Den Auswanderern nach Amerika hätten also unsere Ur-Ur-Altvorderen nachgerufen: „Ihr geht ins Elend." Deutschland ist in der Zeiten Lauf und Wechsel sehr viel wohnlicher geworden; aber die Deutschen scheinen sich in dem freundlichen Lande sehr viel weniger glücklich zu fühlen, als ihre Urväter in dem wilden.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 46. Unterhaltungs-Beilage. September.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.**

(Fortsetzung.)

Die alte Frau schwieg einige Augenblicke und fuhr dann fort: „Er hielt Wort, Hanna. Die Mutter war mit einer kleinen Nichte, die bei uns gewesen, zur nächsten Bahnstation gefahren und ich saß in der kleinen, dichtumwachsenen, fliederduftenden Laube unseres Hausgärtchens, — meine Hände waren mit einer Arbeit beschäftigt, aber meine Gedanken zogen in die Ferne — zu ihm — morgen war Vollmond. — „Charlotte!“ — Leise war er gekommen, stand plötzlich vor mir und zum ersten male umfingen mich seine Arme. Ich löste mich los und ein Schrecken überkam mich, als ich in das geliebte Antlitz schaute, welches verändert schien nach so kurzer Zeit. Die schönen Augen lagen tief und dunkle Schatten zeigten sich unter ihnen. „Habe ich Dich erschreckt, Charlotte?,“ frug er, als er mich erblassen sah, während er sich neben mich setzte und sanft über meine Hände strich. „Nein,“ erwiderte ich, „aber mir ist als wäre es in Deiner Seele nicht ruhig und klar, Ferdinand, — kommst Du vom Pfarrhause?“ — „Nein, ich mußte zuerst Dich sehen.“ In einem Gefühle plötzlichen Schmerzes, einem inneren Drange folgend, bat ich: „Sage mir, was auf Deinem Herzen liegt, Ferdinand, Du hast mich ja lieb, darum darf ich alles wissen.“ — „Wirst Du mich lieben, Charlotte, was ich Dir auch mitteilen möge?“ — „Dich zu lieben, Ferdinand, kann ich nie aufhören“, erwiderte ich ihm. Halblaut begann er zu sprechen, in Tönen, durch welche Liebe und Erregung zitterte, und mit der schönen Stimme, die jahrelang in mir nachklang.

„Nicht der Freund wars, Charlotte, und nicht der Frieden des Pfarrhauses, was mich hieher zog, sondern Dein süßes Bild, das Emerich mir zeigte. Wachend und träumend stand es vor mir und zur krankhaften Sehnsucht wurde mein Wunsch, das Original zu sehen. Ich bat Emerich, ohne jedoch den mich anziehenden Magnet zu nennen, ihn ins Pfarrhaus begleiten zu dürfen.“ — Ferdinand stockte, „zieh Deine Hände nicht zurück, Charlotte, Du versprachst ja, mich immer zu lieben, — als Ferdinand von Riedenburg mußte er mich einführen, weil ich als Deinesgleichen Dich kennen lernen, nur als Mensch unter den Menschen mich fühlen wollte, — ahnest Du, Charlotte?“ — „Nein,“ antwortete ich so unbefangen, als die Frage mich traf, „ich kann Dich auch nicht verstehen.“ Krampfhaft preßte er meine Hände. — „Dir Geliebte, bin ich Dein Ferdinand, in der Welt der Sohn des Fürsten.“

„Totenstille wards, — nur zwei schlagende, ringende Herzen denen ihr Glück versank. — Ich ließ es geschehen, daß er mein zurückgesunkenes Haupt umschlang, daß er Stirn und Augen mir küßte, die Berührung that mir wohl und löste die momentane Erstarrung, die über mich gekommen war; wie von Ferne tönte seine Stimme an mein Ohr: „Charlotte,“ aber sie erweckte mich, die Stimme, und gab mir Bewußtsein und Kraft zurück. — „Ferdinand, beim ersten Blick liebt ich Dich, ohne weitern Wunsch, als Dich lieben zu dürfen, so blieb meine Liebe bis zu diesem Deinem Geständnis, nicht heiliger kann die Mutter ihr Kind, nicht selbstloser ich einst meinen Vater geliebt haben, ich liebe Dich, weil ich Dich lieben muß. — Durch Deine Worte aber zerstob der goldene Traum von einer Liebe, die nur lieben und nicht besitzen will und darum müssen wir jetzt scheiden und ohne einander zu leben versuchen.“ „Wenn die Jungfrau,“ antwortete er, „der meine erste Liebe gehört, den Mut des Weibes besitzt, mir zu folgen und ferne von hier die Meine zu werden, so wird mir ein Glück zu Teil, wie es wenig Fürstensöhnen vergönnt ist.“ „Still, Ferdinand,“ aus Pflichtverletzung kann nie vollkommenes Glück erblühen. Du gehörst dem Vater und dem Vaterland, in treuer Erfüllung großer Aufgaben wird sich auch des Herzens Wunde schließen. In viel heißen Stunden werde ich in süßer Qual die Hände aufs Herz pressen und — jetzt bin ich nicht selbstlos — denken, daß wir denselben Kampf kämpfen, aber wenn ich dann später Großes und Gutes von Dir höre, dann wird meine Seele auch frohlocken, daß ich Dich

lieben durfte und von Dir geliebt wurde und im Glück sollst Du fühlen, daß ich für Dich bete." — „Und wenn Du mich elend machst, Charlotte, mein Herz versteinerst, indem Du mich den kalten Pflichten überläßt, was dann? — laß uns fliehen, an Deinem Herzen mich glücklich sein, jede Pflanze strebt nach dem Licht, jede Seele braucht ihren Himmel und das Köstliche hienieden entströmt einer glücklichen Menschenbrust." Alles begann an zu fiebern an mir, — „Ferdinand, habe Erbarmen mit mir, — lebe wohl!" „Vergib, Du liebes Herz," sagte er, „aber fordere noch kein letztes Lebewohl." Er küßte mich auf die Stirne, — ich war allein.

Hanna, die alte Großmutter muß wahr gegen Dich sein, sie darf sich nicht schonen, denn nur wenn Du sie kämpfen siehst, wird sie Deinem jetzigen Gemütszustand vertraut und ihm verständlich, wenn Du sie aber endlich siegen siehst, wirst Du auch, nicht hinter ihrer Stärke zurückbleiben wollen, denn sie war jung wie Du und liebte gewiß nicht weniger als Du. — So ruhig als ich vor ihm schien, war ich nicht und vor dem Bilde, das wieder und wieder berückend vor mir stand, einander anzugehören fürs ganze Leben, verschloß ich meine Augen nicht, sondern labte mich an ihm in verzweiflungsvoller Seligkeit.

Den Sturm in meinem Innern mußte die Mutter wahrnehmen, aber da ich vor dem letzten Abschied von ihm nichts mit ihr reden wollte, erfuhr sie von seiner letzten Anwesenheit nichts und schrieb mein verstörtes Wesen der Sehnsucht nach ihm zu. Die Mutter war so ganz anders angelegt als der Vater, ich mußte mich in mir selbst zurecht finden. Es gab Stunden, Hanna, in denen ich mich, wenn er vor mich getreten wäre, alles vergessend, in seine Arme gestürzt hätte, rufend: „Halte mich fest in ihnen, ich kann nicht leben ohne Dich."

Mit Ferdinand, oder für ihn zu sterben, wenn ich durch meinen Tod sein Glück hätte erkaufen können, wäre mir, im Vergleich zum Losreißen von ihm, als Wonne erschienen, als ich mit ihm noch an demselben Tage zum letzten Abschiede im Pfarrhause zusammentraf. — Wozu alle Gedanken? Es mußte ja sein. Schlupfwinkel, wohin sich nur momentan das Gewissen flüchten kann, sind alle jene Gründe, welche wir gegen die Verletzung der Pflicht ausfindig machen können. — Zum letztenmale blickte ich in seine Augen und zum erstenmale legte ich die Arme um seinen Hals, — „wir vergessen uns nicht, Ferdinand, darin liegt kein Unrecht, — was ich immer Schönes von Dir hören möge, darf ich mich freuen, daß ich einstens Dir verbunden war und in verborgenster Tiefe des Herzens es auch bleiben darf, bis die kurze Spanne Zeit, welche Leben heißt, vorüber ist." Er preßte mich an sich. „Kannst Du Dir denn eine Zukunft denken ohne mich, Charlotte?" flüsterte er. „Wir waren ja glücklich, Ferdinand, und das Maß des Glückes liegt ja nicht in der Zeitdauer, sondern in jener Harmonie, die durch keinen Mißklang gestört wird, — bis hieher blieb uns ein solcher ferne, die Zukunft aber müßte ihn bringen, weil die Welt schon an der Wiege des Menschen ihm äußere Grenzscheiden zieht, deren Ueberschreitung sie oft allzu grausam straft. Jetzt soll es geschieden sein, Ferdinand, — helfe mir, daß ich nicht schwach werde," — aber ich wars ja schon, denn die hervorbrechenden Thränen erstickten meine Stimme, — ein letzter Kuß, „wie ich nie wieder lieben werde, Charlotte, habe ich Dich geliebt, — vergesse mich nicht." — Er war fort.

Was ich empfand, Hanna, darüber laß mich schweigen, in den Armen der guten Pfarrerin weinte ich mich aus, ehe ich in ihrer Begleitung heim zu meiner Mutter ging, welche einen Schreckensruf ausstieß, als sie mich anschaute. Ich litt schwer in der nächsten Zeit, allein ich wollte nicht aufgehen in Gram, meine Liebe sollte über dem Schmerz des Vermissens stehen und durch die Kraft, welche eine reine und von Selbstsucht freie Liebe jedem Weibe verleiht, gelang es mir auch, ein neues Leben zu beginnen.

Ich fragte die Mutter, ob es ihr sehr schwer würde, unsere Heimat hier zu verlassen und einen Wohnort zu wählen, in welchem ich mir, was hier ausgeschlossen wäre, einen Beruf gründen könnte. Mutter war einem Wechsel keineswegs abgeneigt und so trafen wir, nachdem die Wahl des Ortes getroffen, die uns durch des Pfarrers Erkundigungen nach auswärts sehr erleichtert wurde, unsere Vorkehrungen zu baldiger Abreise. Hätte dieselbe wenige Tage früher, als es der Fall war, stattgefunden, so wäre ich ohne eine verletzend einschneidende Empfindung von dem Orte meiner Jugend weggezogen, denn das Glück meiner Liebe legte ich in Gedanken, nicht frohen aber ergebenen Herzens zu meinem lieben Vater ins Grab.

Im Pfarrhause erwartete mich eines Morgens ein fremder, älterer Herr, der mich um eine Unterredung hatte bitten lassen. „Seinem Fürsten," begann derselbe nach kurzer Einleitung, „sei von dessen Sohne, dem Erbprinzen Ferdinand, seine Liebe in dem stillen Pfarrort mitgeteilt worden, und da der Vater die sprudelnde Natur des Sohnes kenne, habe er der Ueberbringer des fürstlichen Wunsches zu sein, daß das Fräulein den Erbprinzen, falls er wieder hieher zurückkehren sollte, nicht empfangen, sondern seiner und ihrer Pflicht eingedenk bleiben möge. Im Uebrigen habe ihr letztes Verhalten dem Erbprinzen gegenüber des Fürsten gnädiges Wohlgefallen erregt, dessen sich das Fräulein für die Zukunft erinnern dürfe."

Obgleich ich innerlich vibrirte, war ich doch klar zu antworten im Stande: „Ich habe den Erbprinzen Ferdinand geliebt, ehe ich wußte, daß er des Fürsten Sohn; nicht mehr und nicht weniger konnte ich ihn lieben, nachdem er es mir mitgeteilt und mir nach meinen Grundsätzen eine Trennung von ihm als Pflicht vor Augen stand, nur diese war und ist meine Richtschnur, wozu ich keines fürstlichen Wunsches bedarf und fürstliches Wohlgefallen darüber verdiene, noch seiner mich je erinnern würde. Die Erinnerung aber an die Tage meiner Liebe ist eine so reine und wird so unvergänglich in mir bleiben, daß die Heiligkeit derselben auch durch die ihr jetzt gewordene Berührung nicht angetastet wird." Ich verbeugte mich und verließ das Zimmer. — Ich übergehe den Abschied von den lieben Menschen und Stätten der Erinnerung und gehe gleich zum Eintritt in die neuen Verhältnisse über. Der Mutter entsprach das Leben und der Verkehr einer größern Stadt sehr schnell, ich vermißte unsere kleinen freundlichen Häuschen, unsere Wiesen, den Vogelsang und die Abendglocke, vor allem aber das Pfarrhaus mit seinen Freunden, die so treu zu mir gestanden hatten. Die Arbeit half mir überwinden. Der Vater hatte mich früher als es sonst bei Kindern der Fall ist, in der Litteraturgeschichte, dem Lieblingsstudium seiner Mußestunden, unterrichtet und sich meines Interesses und durch dieses auch der raschen Aufnahme des Gehörten stets gefreut. Nach seinem Tode setzte ich mit Hilfe seiner vielen, guten Bücher fort, was er begonnen, und später wurde mir auch durch den Pfarrer wieder geistige Anregung und Stütze. Er empfahl mich auch an einen Universitätsfreund, welcher als höherer Beamter an unserem neuen Wohnort ansässig war. Derselbe empfing mich sehr gütig, ging freundlich auf meinen Wunsch eines zu erlangenden Berufes ein, welcher mir denn auch durch seine Vermittlung in Form einer Anstellung als Lehrerin für das Fach der Litteraturgeschichte an einem Mädchen-Pensionat zu Teil wurde, und ich fühlte mich bald innerlich so befriedigt, als ich es nach dem Erlebten nur hoffen konnte. Daß uns durch ein tief eingreifendes Weh eine unersetzbare Blüte, nicht allein fürs Jugendleben, sondern in gewissem Sinne fürs ganze Leben abgestreift wird, ist unleugbar, denn das beste, lauterste und bedingungslos Gegebene, überhaupt unser eigenstes Fühlen, — es war.

(Fortsetzung folgt.)

In der letzten Stunde.

Pariser Novelle von **K. von K.** (Schluß.)

Abermals vergingen Wochen und Monate. Henriette war längst nicht mehr im Knoxschen Atelier beschäftigt. Auch aus ihrer bescheidenen Wohnung in der Rue Quincampoix war sie verschwunden. Dafür bewohnte sie jetzt in der Rue St. Honoré ein elegant möblirtes kleines Appartement, und wenn sie ausging, trug sie verhältnismäßig kostbare Kleider. Hier in ihrer neuen Wohnung empfing sie die Besuche Fred Tomkins, dessen Liebe zu ihr in der Zwischenzeit eher zu- als abgenommen zu haben schien.

Die ursprüngliche Absicht, in der Fred sich Henriette genähert hatte, war eine unedle gewesen. Er hatte auf seinem Lebenswege zufällig eine in herrlicher Schöne prangende Mädchenblume gefunden und hatte sie pflücken wollen, um sie dann, so bald er sich an ihrem Dufte gesättigt, achtlos bei Seite zu werfen. So hatte er es bisher immer gehalten, und er sah keinen vernünftigen Grund ab, weshalb er diesmal sein gewohntes Verfahren ändern solle.

Doch Henriette war nicht wie die übrigen Mädchen, die er bisher gekannt. Sie hatte etwas Besonderes an sich, ein undefinirbares Etwas, welches den verwöhnten und schon halbwegs blasirten jungen Mann, so oft er sich auch vornehmen mochte, sie zu verlassen, immer wieder in ihre Nähe zog. Liebte Fred Tomkins, der Erbe des reichen Londoner Cityfürsten, Henriette Laucadier, die arme Näherin?

Das ist schwer zu sagen, doch steht so viel fest, daß er sich nicht entschließen konnte, dieselbe aufzugeben. Auch hatte er bis jetzt noch keine andere geliebt. Im Umgange mit seinen bisherigen weiblichen Bekanntschaften waren ihm sogar manche Gefühle fremd geblieben, die ihn Henriette kennen lehrte. Henriette freilich liebte ihn, darüber konnte zum mindesten kein Zweifel herrschen. Zwischen Fred Tomkins und Henri Fauriat bestand übrigens ein wesentlicher Unterschied. Dieser war von Grund aus verdorben, seine Ausschweifungen waren der Ausfluß seiner in seiner früh begonnenen, langen Schule des Lasters durch und durch verderbten Natur, während Fred mehr durch die Gesellschaft, in die er zu Paris geraten, sowie durch sein leidenschaftliches Temperament auf den Weg der Ausschweifungen geführt worden war.

Als charakteristisch für den jungen Mann sei hier noch erwähnt, daß derselbe seit seinem Verhältnis mit Henriette den Umgang mit Henri und den übrigen Genossen seiner bisherigen Ausschweifungen thunlichst einschränkte. Mochten dieselben darüber spötteln oder nicht, ihm war das ziemlich gleichgültig. In Henriette fand er reichen Ersatz für alles, was er aufgegeben hatte.

Henriettens Liebe war uneigennützig. Was Fred ihr aus freien Stücken gab, nahm sie ohne Ziererei an, ohne jemals etwas von ihm zu verlangen. An bescheidene ärmliche Verhältnisse gewöhnt, kam ihre jetzige Lage ihr glänzend vor. Und doch waren die Ausgaben, die sie Fred verursachte, verhältnismäßig nur geringe. Wie wir früher schon erwähnten, stand Fred Tomkins, als wir ihn kennen lernten, im Rufe eines Verschwenders. Trotzdem sein Oheim ihn reichlich mit Mitteln versah, hatte er während eines zweijährigen Aufenthaltes zu Paris bedeutende Schulden gemacht. Er war Wucherern in die Hände gefallen, die ihm gegen enorme Zinsen die Summen liehen, deren er zu seinen Ausschweifungen bedurfte. Gegenwärtig befand er sich in einer Bedrängnis, da ihm niemand mehr Geld leihen wollte, bevor er die früheren Schulden abgetragen. Selbst der Kredit eines reichen Erben läßt sich schließlich erschöpfen.

Fred war also ganz auf das angewiesen, was ihm sein Oheim zukommen ließ. Es waren dies noch immer bedeutende Summen, jedoch zur Fortsetzung seines früheren Lebenswandels würden sie nicht ausgereicht haben. Schon aus diesem Grunde war es für den jungen Mann ein großer Gewinn, daß er Henriettens Bekanntschaft gemacht, weil der rege Verkehr, den er mit ihr unterhielt, ihn vor so mancher kostspieligen Thorheit bewahrte. Gewiß, Fred Tomkins war, wenn er wirklich Henriette noch nicht liebte, doch von dem Pfeil des Liebesgottes gestreift. Als er mit ihr bekannt wurde, wucherte noch zu viel des Unkrautes auf dem Boden seines Herzens. Dieses mußte erst nach und nach durch die zarte Hand einer uneigennützigen Liebe ausgejätet werden, ehe ein starkes und edles Gefühl daselbst Wurzeln schlagen konnte.

Es kam die Zeit, wo des jungen Mannes moralische Umwandlung eine vollkommene geworden. Es kam die Zeit, wo er Henriette liebte, und zwar liebte mit dem Feuer einer ernsten Leidenschaft. Diese Leidenschaft ging so weit, daß sie Fred vergessen ließ, welche unermeßliche gesellschaftliche Kluft zwischen ihm und der Geliebten lag. Er dachte allen Ernstes daran, Henriette als sein Weib heimzuführen. Als er dies der Geliebten erklärte, sank dieselbe hochbeglückt in seine Arme. Was sie von dem Manne ihres Herzens nie gefordert haben würde, weil ein unbestimmtes Gefühl ihr gesagt, daß die Gewährung eines solchen Verlangens ihm schwere Opfer kosten könne und weil sie anderseits im Besitze seiner Liebe schon überglücklich gewesen, so daß sie im frohen Genuß der Gegenwart die Zukunft ganz vergaß, das bot derselbe ihr nun freiwillig an! Ihr Glück hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Freds Handlungsweise ließ keinen Zweifel mehr aufkommen an der Echtheit seiner Liebe. Ueberdies fühlte sich Henriette schon seit einigen Wochen Mutter. Auf diese Weise erklärt sich vollends jene grenzenlose Freude, jenes unnennbare Glück, das sie empfand, als Fred sie mit seinen Zukunftsplänen bekannt machte. An der Aufrichtigkeit seiner Absichten war nicht zu zweifeln. Darüber bürgte der Ernst, der sich in seinen Zügen ausprägte, als er ihr seine Mitteilung machte. Dafür bürgte aber auch die Freude, welche sich seiner bemächtigte, als Henriette, Vertrauen mit Vertrauen erwidernd, ihm ihr eigenes Geheimnis enthüllte. — —

Fred zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen werde, zu seinem Vorhaben die Einwilligung seines Oheims, den er als einen gutmütigen alten Herrn schilderte, zu erlangen. Zu diesem Behufe mußte er jedoch denselben persönlich aufsuchen, weshalb er wenige Wochen später, nachdem er Henriette mit allem Notwendigen versehen und ihr eine Gesellschafterin beigegeben hatte, nach England reiste, jedoch nicht ohne vorher den Zeitpunkt seiner Rückkehr ganz genau bestimmt zu haben.

* * *

Die mit Henriette verabredete Zeit verstrich, und Fred Tomkins kehrte nicht wieder. Dagegen traf ein Brief von ihm ein, worin ein Grund seines verlängerten Ausbleibens angab, daß er seitens seines Oheims auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen sei, die ihm zu beseitigen jedoch hoffentlich gelingen werde.

Henriette kam es vor, als ob dieser Brief nach Inhalt und Form weit kälter und zurückhaltender sei, als diejenigen, welche Fred gleich nach der ersten Zeit seiner Ankunft in der Heimat an sie gerichtet hatte. Jedoch das war wohl ein Irrtum. Sie vertraute seinen Versicherungen und Beteuerungen, weil es ihr Bedürfnis war, weil sie nicht an seiner Liebe zweifeln durfte. Sie harrte und hoffte.

Endlich kam wieder ein Brief von ihm. Es war ein Schreiben voll mutloser Niedergeschlagenheit, in welchem Fred Henriette mitteilte, daß er nunmehr alle Hoffnung aufgegeben habe, jemals den Widerstand seines Oheims zu überwinden.

„Wir müssen also noch warten" — so schloß sein Brief — „warten und uns gedulden, bis günstige Sterne unserm Vor-

haben leuchten." Wann er nach Paris zurückkehren werde, darüber äußerte sich Fred in diesem Briefe gar nicht.

Inzwischen sah Henriette den Zeitpunkt ihrer Niederkunft immer näher herankommen. Nur noch eine Frist von vier Monaten trennte sie von dem wichtigen und vielleicht für ihr Leben verhängnisvollen Ereignis. Sie sehnte sich aufs Innigste nach dem Geliebten und schrieb ihm einen Brief voll Liebe und Zärtlichkeit, in welchem sie ihn beschwor, sobald als möglich zu ihr zu eilen. Auf diesen Brief erhielt sie zwei Wochen lang gar keine Antwort. Endlich kam eine solche an. Dieselbe zertrümmerte mit einem Schlage das Lebensglück Henriettens. Mit kurzen, herzlos kalten Worten kündete Fred ihr an, daß er alle Beziehungen zu ihr abbreche — warum, wisse sie wohl selbst am besten."

Das war ein vernichtender Schlag für die Aermste, ein Schlag, der sie ins Mark ihres Lebens traf. Der Verzweiflung nahe, würde sie einem Dasein, das ihr ohne Liebe zur unerträglichen Bürde werden mußte, ein rasches Ende bereitet haben, wenn nicht eine höhere Pflicht ihr befohlen hätte zu leben. Sie mußte leben, mochte auch das Herz aus tausend Wunden bluten, einer ungewissen Zukunft entgegenging, nur hinderlich gewesen wäre, der Pflege und Obhut der Leute an, bei denen sie sich bisher aufgehalten. Sie versprach dafür monatlich 30 Franks zu entrichten.

In Paris angekommen, hatte Henriette insofern Glück, als sie bald wieder Arbeit fand. Sie nähete zu Hause für ein großes Geschäft, womit sie ungefähr zwei Franks des Tages verdiente.

Von dieser geringfügigen Summe monatlich dreißig Franks für das Kind zu zahlen, zu leben, zu wohnen und sich zu kleiden, das war von vornherein unmöglich, und dennoch versuchte es Henriette. Es gelang ihr auf die Dauer nicht. Ein Stück nach dem andern von ihrem kleinen Besitztum mußte sie verkaufen, und als sie nichts mehr zu verkaufen hatte, machte sie Schulden. Doch den Armen borgt niemand lange. Auch dieser Ausweg war ihr bald abgeschnitten. Nun hoffte sie, durch verdoppelte Thätigkeit ihr Einkommen entsprechend zu erhöhen.

Morgens beim Tagesgrauen stand sie auf, um lange nach Mitternacht erst ihr ärmliches Lager wieder aufzusuchen. Ihr schwacher Körper litt furchtbar unter dieser Ueberanstrengung.

Krokodiljagd im Nil. (Siehe Text Seite 368.)

leben um ihres und seines Kindes willen. Aus dem Bewußtsein ihrer Pflicht schöpfte sie nach langen und bangen Seelenkämpfen den Mut zu derer treuer Erfüllung.

Sie entließ ihre Gesellschafterin, gab ihre bisherige Wohnung auf, deren Schlüssel sie, ohne ein Wort der Begleitung, an Fred Tomkins sandte und in der sie Alles unangetastet hatte stehen lassen, und bezog draußen vor der Stadt ein einfaches Quartier bei armen Leuten, die sie von dem Wenigen, das ihr an Geld und Geldeswert übrig geblieben, bezahlte. Hier wartete sie den Moment ihrer Entbindung ab. Als ihre Stunde gekommen, schenkte sie einem starken, prächtigen Knaben das Leben, und als ihr die Amme das hilflose Knäblein in die Arme legte, da schwor die junge Mutter, daß sie — koste es, was es wolle — dem kleinen Wesen gegenüber treulich ihre Pflicht in deren ganzen Umfange erfüllen werde.

Einige Wochen später verließ Henriette den Ort, wo sie ihre Niederkunft gehalten, um in Paris eine passende Beschäftigung zu suchen. Durch fleißige und redliche Arbeit wollte sie ihre und des Kindes Existenz fristen. Für die ersten paar Monate vertraute sie den Kleinen, der ihr in Paris, wo sie

Sie wurde erschreckend mager, und große blaue Ringe umrahmten ihre Augen. Und dennoch konnte sie die Kosten für ihre und des Kindes Existenz nicht mit dem Ertrage ihrer Arbeit bestreiten. Die Verzweiflung war nahe daran, sich in ihrem Herzen festzusetzen.

Da, als sie eines Tages eine fertige Arbeit „liefern" ging, fand sie unterwegs einen goldenen Ring mit einem kostbaren funkelnden Stein. Sollte sie denselben an die Polizei abliefern oder — behalten? Das war die bange, qualvolle Frage, die sie sich stellte. Mächtig trat die Versuchung an sie heran. Hätte es sich um sie allein gehandelt, so würde sie derselben wohl nicht unterlegen sein. Aber es stand das Leben und Wohlergehen ihres Kindes auf dem Spiele. Die Mutterliebe ließ sie zur Verbrecherin werden — vor dem Buchstaben des Gesetzes wenigstens und in den Augen der Menschen. Als sie, um den Ring zu verwerten, denselben auf dem Mone= de Piéte (Pfandhaus) verpfänden wollte, wurde sie verhaftet und ins Untersuchungsgefängnis abgeführt.

Henriette brachte im Gefängnis mehrere Wochen zu. Dann wurde sie vor das Gericht gestellt und verurteilt. Doch waren

die Richter, in Anbetracht ihrer maßlos elenden Lage, ihrer Jugend und ihrer bisherigen Unbescholtenheit, so menschlich, als das Gesetz ihnen überhaupt gestattete. Die ihr für die Fundunterschlagung zuerkannte geringe Strafe wurde als durch die Untersuchungshaft verbüßt betrachtet.

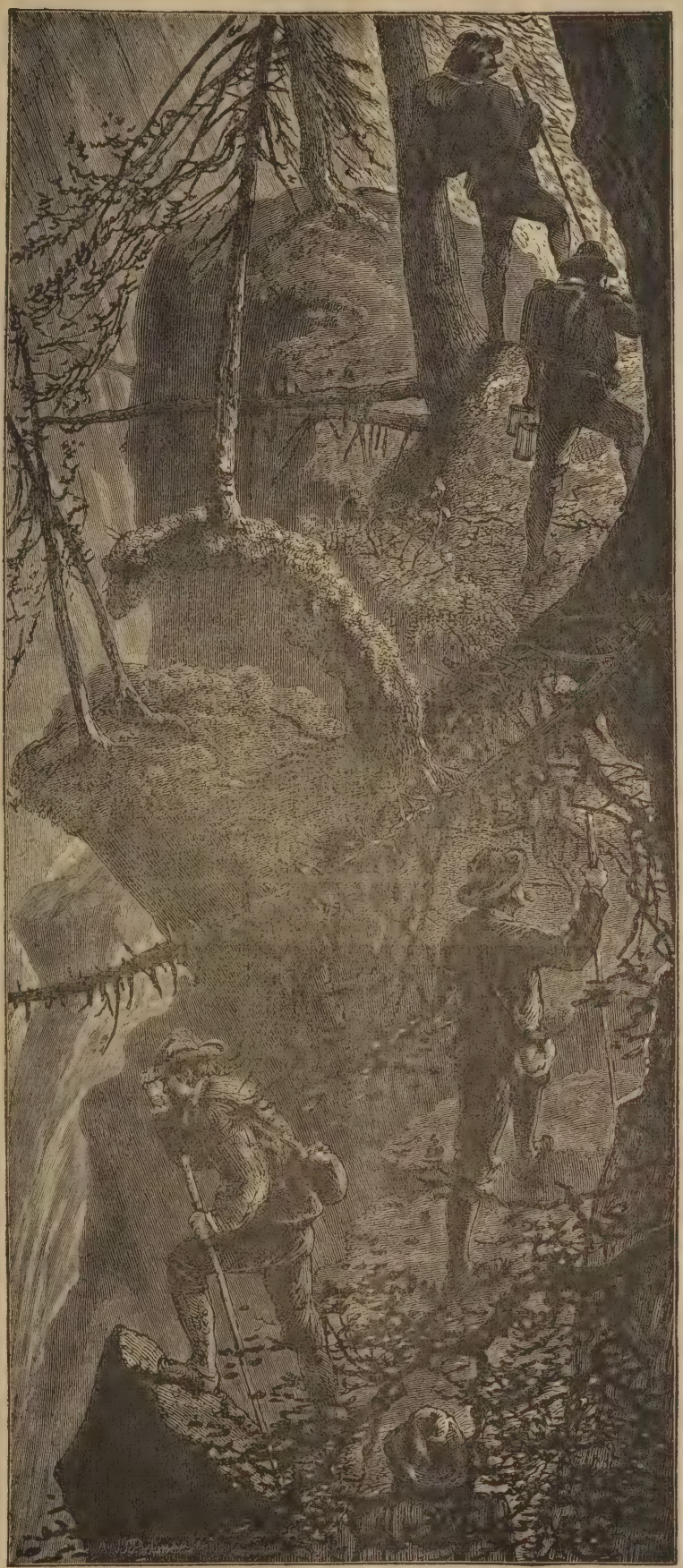
Doch die Verurteilung an und für sich, die schrecklichen Erlebnisse, die Entbehrungen und Leiden der jüngsten Vergangenheit, das alles hatte Henriettens Gesundheit untergraben. Den Todeskeim in der Brust, verließ sie das Gefängnis, um wenige Tage später im Hospital aufgenommen zu werden.

* * *

Die Geschichte Henriettens hatte selbstverständlich in allen Pariser Boulevardblätter gestanden. Es war dies ja ein „pikanter" Stoff, den sich die Herren Journalisten nicht durften entgehen lassen. Man hatte das arme Opfer der Verhältnisse allgemein bedauert. Die Standhaftigkeit, mit der die Aermste sich geweigert, den Namen ihres Verführers zu nennen, hatte sogar Bewunderung erregt. Etwas für die kranke Mutter und ihr Kind zu thun, daran dachte niemand. Leere Worte und kurzlebige Empfindungen sind wohlfeiler als Thaten der werkthätigen Liebe.

Trotz einer wahrhaft aufopfernden Pflege, die ihr im Hospital seitens einer schönen, blassen, barmherzigen Schwester zuteil wurde, ward Henriette von Tag zu Tag schwächer.

In diesem Zustande, angesichts des Todes, erwachte die Mutterliebe mit erneuter Innigkeit und Stärke in ihrem Herzen. Unter Thränen bat die Kranke eines Tages die zu ihren Häupten sitzende liebevolle Pflegerin, dieselbe möge doch veranlassen, daß, ehe sie sterbe, es ihr noch einmal vergönnt werde, ihr armes Kind an die Mutterbrust zu schließen. Die gute Schwester willfahrte diesem Wunsche, was um so leichter war, als der Kleine sich schon seit einiger Zeit in Paris unter den „enfants assistes" befand. Noch am selben Tage erschien die Ziehmutter, welcher derselbe übergeben worden war, mit ihm am Krankenbette Henriettens. Seitens der Lazareth-Verwaltung wurde der Kranken auf ihre inständige Bitte gestattet, das Kind täglich eine Stunde lang bei sich zu sehen. Die Verwaltungs-Beamten kannten die Geschichte der Aermsten und hatten Mitleid mit ihr.



Der Indianerpaß in den Adirondackbergen. (Text S. 368.)

Dem gleichen Umstande war es zuzuschreiben, daß, als sich eines Tages bei dem Direktor der Anstalt ein Herr in höchster Erregung präsentirte und verlangte, man solle ihn sofort zu Henriette Laucadier führen, jener, da er den Grund dieses ungestümen Verlangens ahnte, dem Fremden insofern Gehör schenkte, als er ohne Verzögerung bei dem Arzte anfragen ließ, ob er gestatte, daß jemand, der der Patientin früher sehr nahe gestanden habe, dieselbe besuche. Die Antwort des Arztes lautete bejahend. Des jungen Weibes Zustand war bereits so hoffnungslos, daß eine Verschlimmerung desselben durch nichts mehr herbeigeführt werden konnte. — —

Wäre ich ein genialer Maler, führte ich den Pinsel mit der Meisterschaft eines Raphael oder Correggio, so würde ich denselben in die eindruckvollsten, prächtigsten Tinten tauchen und den Versuch machen, das ergreifende Wiedersehen zu schildern, welches sich da oben in dem Krankensaale abspielte. So aber,

wo ich nur über eine bescheidene Feder verfüge, die einer solchen Aufgabe nicht gewachsen, muß ich es der Phantasie meiner Leser überlassen, sich selbst dieses Bild auszumalen, welches den versöhnenden Abschluß meiner kleinen Erzählung darstellt.

* * *

Zum Schluß einige Aufklärungen, ohne die das Eine oder Andere im Verlaufe der vorstehend mitgeteilten Begebenheiten unverständlich bleiben würde.

Mademoiselle Fanny, welcher der spekulative Herr Knox eine ganz eigentümliche Rolle, nämlich die der lebendigen Reklame, zugedacht hatte, war von demselben in einem prunkvollen Appartement eingemietet, mit Pferden und Wagen, mit einer Kammerfrau und mit zahlreichen kostbaren Kleidern aus den teuersten Stoffen ausgerüstet worden unter der Bedingung, daß dieselbe sich recht viel öffentlich zeige, dadurch, sowie durch den Reichtum ihrer Toilette, ein gewisses Aufsehen errege und, wo sie es nur könne, Reklame für sein Geschäft mache. Ja sogar eine Loge in der Opéra hatte Herr Knox ihr gemietet, damit sie dort erst recht wirksam den ganzen Glanz ihrer Toilette entfalten könnte. Der kühne Plan gelang über Erwarten. Der schönen und auf ihre Schönheit ziemlich eitlen Fanny ward es leicht, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Bald war sie der Gegenstand zahlreicher Huldigungen, und einige Monate später, nicht nur eine „Löwin" der Pariser Demimonde, sondern auch das Orakel des guten Modegeschmackes und zwar nicht nur für die der gleichen Sphäre angehörenden Damen, sondern auch für die Angehörigen der höheren Stände. Es ist eben nichts seltenes in Paris, daß eine schöne „Demimondaine" es auf diesem Gebiete zu einer tonangebenden Stellung bringt.

In dieser Stellung konnte Fanny Herrn Knox mit Zinsen und Zinseszinsen zurückerstatten, was er an ihr gethan. Und sie that es; denn sie war ihm dankbar dafür, daß er sie aus der bescheidenen Stellung einer „Essageuse" in die Laufbahn einer Kokette hineinbugsirt hatte. Henri Fauriat zählte ebenfalls zu den zahlreichen Verehren Fanny's, deren Eitelkeit es in hohem Grade schmeichelte, einen der bekanntesten Rous's der Residenz an ihren Triumphwagen gefesselt zu haben. Auch Fred Tomkins, über dessen dereinstige Reichtümer ihr fabelhafte Gerüchte zu Ohren gekommen waren, versuchte sie sich tributpflichtig zu machen, indem sie denselben eines Tages eine Einladung zum Diner zugehen ließ. Fred ließ diese Aufforderung ganz unbeachtet, ja er antwortete nicht einmal, daß er nicht kommen könne. Von da ab haßte ihn die eitle Fanny. Mehr aber noch haßte sie Henriette, als sie Kenntnis erhielt von deren Verhältnis zu dem reichen Erben. Unter solchen Umständen ist es völlig erklärlich, daß Fanny, als ihr später Gelegenheit geboten wurde, sich an ihr zu rächen, sich mit Freuden hierzu bereit finden ließ.

Freds Oheim, welcher sich in jungen Jahren gleichfalls in Paris aufgehalten, hatte dortselbst die Mutter Henri Fauriats kennen gelernt. Ihrer erinnerte er sich nun, als sein Neffe mit dem nach seinen Begriffen höchst unpassenden Verlangen vor ihn hintrat, er möge seine Einwilligung geben zu dessen Vermählung zu einer Pariser Modistin. Madame Fauriat, von der er wußte, daß sie ein hübsches Talent zur Intrigue besaß, sollte ihm helfen, die beiden jungen Leute zu trennen. In diesem Sinne schrieb er ihr, in dem er hinzufügte, daß er die Wahl der hierzu geeigneten Mittel ganz ihrer Klugheit überlasse.

Einige Tage später erhielt Fred Tomkins einen Brief von Henri Fauriat, in welchem sich, nachdem vorher von diesem und jenem die Rede gewesen, ganz gegen Schluß die nachstehende, scheinbar absichtslose Mitteilung befand:

„Interessiren dürfte es Dich vielleicht, zu erfahren, daß jene schlanke Brünette mit den blauen Augen, die wir seiner Zeit in Begleitung eines kleinen, pikanten aber widerhaarigen und, wie ich später erfuhr, äußerst unvernünftigen Geschöpfes in den Champs Elysées trafen, seit Deiner Abwesenheit eine unserer gesuchtesten Schönen geworden ist und sonderbarer Weise sich der Freundschaft und hohen Protektion unserer charmanten Fanny zu erfreuen hat, die doch sonst wahrlich keine fremde Schönheit neben sich duldete. Man kann die beiden hübschen Kinder fast täglich in Fannys Tilbury ausfahren sehen."

Zwei Tage darauf empfing Henri Fauriat Freds Antwort. Diese lautete kurz und bündig:

„Mein Herr! Einen Tag nach diesem Briefe werde ich persönlich in Paris eintreffen, um von Ihnen entweder den Beweis der Wahrheit für das, wie Sie in Betreff Henriettens schreiben, oder aber, falls Sie diesen nicht liefern können, Genugthuung für die gemeine Verläumdung zu verlangen.

Fred Tomkins."

Und als dann Fred in Paris ankam, empfing ihn Henri Fauriat mit einem höhnischen Lächeln und führte ihn noch desselben Tages ins Bois de Boulogne, wo er bald darauf von einem sichern Standorte aus Fanny und Henriette in einem eleganten Gefährt vorbeifahren sah. Bei diesem Anblick biß Fred Tomkins vor Wut die Zähne knirschend zusammen, kehrte, ohne eine Annäherung an Henriette zu versuchen, dem Boulogner Gehölz den Rücken und verließ noch am selben Tage Paris. Er hatte den Glauben an die Menschen verloren. Die große, gewaltige Stadt besaß jetzt nichts mehr, was ihn hätte zurückhalten können. Die Folge hiervon war der uns bekannte Absagebrief an Henriette.

Und doch war diese unschulig. Fanny hatte sie in Henris Auftrag aufgesucht, hatte ihr erzählt, daß sie die vorteilhafte Umgestaltung ihrer Lage einer Erbschaft verdanke, von der sie zuerst durch Herrn Knox Kenntnis erhalten habe. Dabei hatte sie den Wunsch ausgesprochen, in näheren Verkehr mit Henriette zu treten, um doch wenigstens jemanden zu haben, mit dem sie ohne falsche Scham von der Vergangenheit plaudern könne. Henriette, welcher in ihrer gegenwärtigen Vereinsamung alles angenehm sein mußte, was geeignet war, etwas Abwechselung in ihr eintöniges Dasein zu bringen, willigte gern ein, und so kam es, daß sie, ohne Fannys Charakter und ohne ihre Stellung in der Gesellschaft zu kennen, häufig an öffentlichen Orten mit derselben erschien. —

Durch die Pariser Zeitungen hatte Fred Tomkins später Henriettens trauriges Los erfahren. Nun, wo der erste Schmerz über die ihm wiederfahrene Täuschung vorbei war, stiegen beim Lesen dieser Zeitungsmitteilungen Zweifel in ihm auf, ob Henriette damals wirklich so schuldig gewesen, wie es den Anschein gehabt. Er beschloß, sie selbst zu befragen und eilte nach Paris, in der festen Absicht, wenn er ihr Unrecht gethan, dasselbe mannhaft zu sühnen. Sein Oheim war unlängst gestorben, er war also selbständig und konnte thun, was er für seine Pflicht hielt. Er kam noch gerade rechtzeitig in Paris an, um aus dem Munde der Sterbenden die zu ihrer Entlastung erforderlichen Aufklärungen zu empfangen, sich mit ihr zu versöhnen und ihr ein letztes Lebewohl zu sagen. — — —

Sanft verklärt sahen die Züge der jungen Mutter aus, als der Engel des Todes sie dahingerafft hatte. Man konnte ihnen entnehmen, daß Henriette zufrieden und glücklich gestorben war — zufrieden, weil sie mit dem geliebten Manne versöhnt war, und glücklich, weil es ihr in der letzten Stunde ihres Lebens vergönnt gewesen, ihr teueres Kind als kostbarstes Vermächtnis ihrer Liebe an das Herz des Vaters zu legen.

Schuld oder Verhängnis?

Ein Spiegel des Lebens.

Von **Ewald Ringsdorff.**

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Goethe.

Ein milder Frühlingsabend vereinigte unseren kleinen Freundeskreis zur Feier eines Wiegenfestes.

Die wiedererwachte Natur ließ unsern von der Tagesarbeit abgespannten Geist ihren Einfluß empfinden, und der herrliche Wein hatte uns allen die Zunge gelöst.

Wir waren eigentlich eine sehr gemischte Gesellschaft. Alle Parteien, die verschiedensten philosophischen Weltansichten zählten in unserer Mitte ihre Anhänger und Vertreter.

So war es natürlich, daß wir schnell an dem Rahmen der konventionellen Gespräche heraustraten und, da wir auch nicht in der oft gesuchten gebildeten Unterhaltung glänzen wollten, so gerieten wir bald in eine zwanglos eifrige Eröterung der sozialen Tagesfragen.

Das Geburtstagskind selbst schien mit seinem wechselvollen Lebensschicksale fast dazu aufzufordern.

Wilhelm N. war als vater- und mutterlose Waise in eine größere Erziehungsanstalt aufgenommen worden. Sein eigenartig ausgeprägtes Wesen trug indessen den Sieg über die Grundsätze davon, welche jenes Institut zu einem Gegenstande der öffentlichen Aufmerksamkeit machten und es jedenfalls in aller Mund brachten. Er wurde ein tüchtiger, praktischer Mensch mit allen Eigenheiten eines solchen. So liebte er es namentlich, uns „Studirten" gegenüber den einfachen Mann der Arbeit hervorzukehren. Er konnte es mit Recht. Seine Lebensstellung war bescheiden aber gesichert.

Wie wir so für und wider die Berechtigung der verschiedenen Schaffensprinzipien stritten, kamen wir auch auf die viel besprochene Macht der äußeren Verhältnisse über die geistige wie moralische Entwicklung des Menschen.

Freund N. ließ sich gewöhnlich schwer aus seiner Reserve bringen, aber einmal angeregt, verteidigte er seine Sache mit Feuer, das unsere Bewunderung und Teilnahme im höchsten Maße wachrief.

Skeptisch lächelnd und zeitweise eine treffende Bemerkung einwerfend, hatte er lange aufmerksam der lebhaften Debatte zugehört, bis endlich ein junger Lehrer, gereizt durch die Schweigsamkeit N's sich unmittelbar gegen ihn wandte.

„Und gerade Euch, die Ihr die sittliche Kraft des Einzelnen als einen Ausfluß der Umstände hinstellen wollt, könnte man am besten einfach entgegnen: „Prüft doch Euer System auf den Erfolg! Was habt Ihr denn mit all den schönen Phrasen gezeitigt? Nichts als die Erkenntnis der menschlichen Schwächen. Ihr geht, wie die Dinge nun heute einmal liegen, an diesem Erkennen zu Grunde.""

„Wie die Dinge einmal liegen, ja!" antwortete ruhig lächelnd der Gefragte; doch sein Lächeln trug nicht mehr das Gepräge des überlegenen Spöttelns.

„Wir haben diese Zustände nicht geschaffen und wir bedauern sie, bedauern auch Euch, die Ihr, in der Verblendung umherirrend, die Rettung in diesem Irrtume sucht; Euch am meisten, denn Ihr wollt an Uebeln ewig leiden, deren Dauer Ihr selbst befestigen helft."

„Schrecklich ist es, Deiner Wahrheit sterbliches Gefäß zu sein! Trotzdem halte ich es diesmal mit der blutigen Klarheit," parodirte der stets lebenslustige Theaterkritiker des kleinen Ortes, während er sein volles Rotweinglas zum Munde führte.

„Widersprich mir, statt zu bedauern!" beharrte hartnäckig der angehende Schuldespot.

„Laß mich statt dessen eine Geschichte erzählen. Ihre ergreifende Tragik wird mich besser verteidigen als gelehrte Worte," versetzte N. wieder ruhig.

„Nein, höre mich zuerst! Auch damit will ich Dich widerlegen," beeilte sich der Eifrige, dem Gegner zuvorgekommen.

„Nun denn! dem Gaste muß der höfliche Wirt nachstehen."

„Wohlan! Als ich noch das Gymnasium meiner Vaterstadt —berg besuchte, gingen gerade dort die Wogen der Arbeiterbewegung sehr hoch. Unter den Leitern derselben nahm ein junger Goldarbeiter die erste Stelle ein.

Schön, jung und als Besitzer eines kleinen lohnenden Geschäfts, war er, ein liebenswürdiger Gesellschafter, beliebt und gesucht; auch bei den jungen Mädchen hatte er Glück. Das und sein angeborener Leichtsinn verleiteten ihn zu einer vorschnellen Heirat, als er kaum das 25. Jahr erreicht hatte.

Eine zeitlang ging alles gut. Da kam eine Geschäftsstockung. Die Not trat an den jungen Mann heran. Seine Grundsätze müssen wohl nicht seine moralische Stütze geworden sein, denn kurz darauf verhaftete man ihn wegen Hehlerei. Er hatte gestohlene Gold- und Silbersachen gekauft und eingeschmolzen.

Aus Gram und gebeugt von der Schande starb bald nachher seine Frau. Sie hatte die erste Niederkunft nicht überstanden. Glücklicherweise war auch das Kind nicht lebensfähig.

Der Urheber all dieses Elends erhängte sich aus Verzweiflung im Gefängnis. — „Nun, wo bleibt die Gewalt Eurer Weltanschauung?"

„Gemach, Freund, gemach!" entgegnete N. finster. „Ich kenne den Fall. Meine Nachrichten über das Ereignis lauten indessen anders, und ich kann mich auf meine Quelle verlassen.

„Als die Zeit der Entbehrung herankam, da war die junge Frau guter Hoffnung. Die nächsten Tage sollten sie zur Mutter machen. Der nun doppelt unglückliche Gatte suchte ruhelos nach Verdienst. Vergebens! Sogar die Freunde konnten nicht helfen, weil ein erfolgloser Strike alle Mittel verschlungen, und betteln, sein ganzes Elend offenbaren, den Eltern zur Last fallen, mochte der Arme nicht. Der Vater hatte einst wegen der Verschiedenheit ihrer Ansichten den nach seiner Meinung entarteten Sohn unter den größten Ehrenkränkungen verstoßen. —

Da nahte die Versuchung.

Mit verstörten Mienen begegnet der Verzweifelnde einem Freunde.

„Das Wenige, was ich habe, steht Dir sofort zur Verfügung," tröstete dieser. „Aber bleibt Dir denn gar kein Ausweg?"

„Doch, ein einziger noch," erwiderte der junge Mann, während er die dargebotene Gabe irrlächelnd von sich weist.

Am Abend desselben Tages erfolgte die Katastrophe. Der Unglückliche hatte eine Partie alter Schmucksachen zweifelhaften Herkommens angekauft. Die Liebe zu der von ihm vergötterten Frau ließen ihn den gewagten Schritt begehen.

Er war dabei eigentlich so schuldig nicht, wenigstens hätte nach meiner Ueberzeugung der Buchstabe des Gesetzes manchen anderen gedeckt; ihn aber belastete noch eine politische Vergangenheit.

Drei Tage nachher erhält er Kunde von dem traurigen Geschicke seiner Frau. Die Schmach der Haft, die Verzweiflung thun das Letzte. Selbst im Gefängnisse bleibt ihm der befreiende Ausweg des Todes. Er legte Hand an sich, und wieder drei Tage später nahm ein schmuckloses Grab an der Kirchhofsmauer seine sterblichen Ueberreste auf."

„So, das ist meine Darstellung."

„Mildernd kann sie wohl für den Unseligen sprechen; aber was sagst Du dazu, daß seine so viel gepriesenen Grundsätze den Mann nicht halten konnten?" versetzte mit sicherem Siegesbewußtsein der junge Pädagoge.

„Er war mein Freund," antwortete Wilhelm N. einfach. — Die Liebe war sein Verhängnis, sein Verbrechen.

„Deine Erzählung war die Geschichte, auf welche auch ich mich berufen wollte."

Wir schwiegen. Nur der Journalist und Kritiker brachte es zu der Aeußerung: „Die Welt, welche die Bretter bedeuten könnte," während der Mond unsere Laube mit seinem Silberscheine übergoß.

Feuilleton.

Eine Krokodiljagd im Nil führt uns das Bild, S. 364, vor. Es ist ein gefährlicher Sport, eine solche Jagd; denn nur in leichtem Canoe kann der Jäger in die schlammigen Gewässer dringen, in denen diese Schrecken des Nils sich tummeln, und stark gepanzert gegen alle Kugeln ist die Haut des Tieres. Wehe dem Jäger, wenn er die einzige tötliche Stelle, das Auge, verfehlt: Die Wogen hoch aufwühlend, begräbt das gereizte Tier den Jäger unter dem umgestürzten Canoe; fern von der Heimat findet er ein unrühmliches Ende im gähnenden Krokodilsrachen. Also eine sichere Hand und ein sicheres Auge, dies sind die unbedingten Erfordernisse des Jägers, der auf die gefahrvolle Krokodiljagd auszieht!

Der Indianerpaß in den Adirondackbergen. Unser Bild, S. 365, führt uns in ein Stück Wildnis, wie es jetzt bereits selbst in Amerika selten zu werden beginnt. In der nächsten Nähe der Civilisation, mitten im kultivirtesten aller Staaten der Union, im nördlichen Teile von Newyork, erheben sich die Adirondackberge, die uns, noch heute von jungfräulichem Urwalde bedeckt, ein Bild der Wildnis geben, die vor noch nicht langer Zeit in ganz Amerika herrschte. Als grauenhafte Schlucht durchschneidet der Indianerpaß, den uns unser Bild vorführt, die wildesten Teile der Adirondackberge, jene verödeten und rauhen Gegenden, die der eingeborene Indianer sehr treffend die Elendswildnis genannt hat, und deren größerer Teil noch niemals von eines Weißen Fuß betreten wurde.

Einen seltsamen Krankheitsfall stellte der Neurolog Professor Dr. Mendel in der Berliner medizinischen Gesellschaft vor. Der Patient, ein wohlhabender Handwerksmeister, verliert des morgens mit dem Schlage 9 Uhr die Sprache und das Gehör und bleibt taubstumm bis zum andern Morgen um 6 Uhr. Von 6 — 9 Uhr früh aber spricht und hört er wie jeder gesunde Mensch. Dieses Leiden bekam der Patient Ostern vorigen Jahres im Anschluß an einen epileptischen Anfall. Zuerst trat diese Taubstummheit des Abends um 8 Uhr ein, dann um 5 Uhr nachmittags, später schon um 3 Uhr, um 1 Uhr und schließlich im Juni 1886 schon um 9 Uhr morgens. Immer hörte aber dieser Zustand um 6 Uhr früh auf. Die genaue Untersuchung der Ohren und des Kehlkopfes durch den Spezialisten Dr. Baginsky hat an beiden Organen einige krankhafte Veränderungen festgestellt, allein dieselben sind nicht so bedeutend, daß sie eine völlige Taubstummheit hervorrufen könnten. Die geistige Fassungsgabe des Patienten hat keineswegs gelitten, er leitet sein Geschäft nach wie vor. Die Ursache dieses Leidens ist, wie Professor Mendel betonte, nicht in der Hirnrinde, auch nicht in den als Sprach- und Gehirncentren geltenden Stellen des Gehirns, sondern in einer Unterbrechung der Leitungsbahnen der beim Sprechen und Hören beteiligten Nerven zu suchen. Wenn man den Patienten an einer gewissen Stelle des rechten Handgelenks drückt, verfällt er sofort in Krämpfe, drückt man dann auf eine bestimmte Stelle des rechten Oberarms, so hören die Krämpfe sofort auf. Professor Mendel führte dieses Experiment zweimal aus. Eine Erklärung dafür konnte er nicht geben, den ganzen Krankheitskomplex bezeichnete er als Hystero-Epilepsie, die bei Frauen öfter, bei Männern aber nur selten beobachtet wird. Nur ein einziger Fall sei bekannt, der dem des vorgestellten Kranken entspreche. Professor Mendel hofft, den Mann heilen zu können.

Ueber natürliche Perlen, die aus Kokosnüssen stammen, berichtet Dr. Sidney J. Hickson folgendes an die englische Zeitschrift „Nature": „Während einer Reise in Nord-Celebes wurde ich häufig von den holländischen Pflanzern und anderen gefragt, ob ich schon einen Kokosstein gesehen hätte. Solche Steine sollen zuweilen, wiewohl sehr selten (einmal in zweihundert oder mehr Fällen), in dem Sameneiweiß der Kokosnuß gefunden werden, und wenn ein Eingeborener einen solchen Fund macht, so bewahrt er ihn als Zaubermittel gegen Krankheiten und böse Geister sorgfältig auf. Diese Geschichte von dem Kokosstein wurde mir so beständig erzählt und immer ohne irgend welche Abweichung in ihren Einzelnheiten, daß ich alles aufbot, vor meiner Abreise einige derartige Steine in meinen Besitz zu bringen, und es gelang mir auch, zwei zu bekommen. Einer davon bildet nahezu eine Kugel von 14 Millimeter Durchmesser, während der andere etwas kleiner und unregelmäßig birnenförmig gestaltet ist. Bei beiden ist die Oberfläche durch Reibung abgenutzt und beinahe glatt . . . . Die von Dr. Kimmins ausgeführte chemische Analyse ergab, daß die Steine aus reinem kohlensauren Kalk bestanden." Der Direktor des botanischen Gartens in Kew, Dr. Thiselton Dyer, fügt dieser Mitteilung den Bericht einer javanischen Zeitung über die Untersuchungen eines Herrn Bacon hinzu. Danach sollen die Steine oder Perlen unter Umständen die Größe von Kirschen erreichen und den gewöhnlichen Perlen in bezug auf Glätte, Weiße und Glanz durchaus ähnlich sein. Doch sind sie härter als diese und fast so hart wie Opal oder Feldspath. Wie die mikroskopische Untersuchung lehrt, ist die Kokosnußperle ebenso wie die gewöhnliche Perle aus konzentrischen Schichten aufgebaut, hat aber keinen Kern.

Oel auf die Wogen. Ueber die Frage des Wellenglättens durch Ausgießen von Oel erstattete Vizeadmiral Cloué der Pariser Akademie der Wissenschaften soeben einen Bericht, welcher besonders deshalb wertvoll ist, weil er die Ergebnisse von über zweihundert Versuchen zusammenfaßt, die unter den verschiedensten Verhältnissen stattfanden. Der Verfasser der Berichte hält die Frage an sich für gelöst; es handle sich nur noch darum, ob man nicht zweckmäßigere Apparate zum Ausgießen von Oel erfinden könne. Gewöhnlich wird meist ein Sack aus grobem Segeltuch von etwa zehn Litern Inhalt verwendet, den man mit ölgetränktem Werk füllt, worauf man noch Oel nachgießt und den Sack am Boden mit einer Nadel anbohrt. Am besten bewährt sich das Oel bei der für ein Schiff gefährlichsten Fahrrichtung, dem Lenzen, das heißt dem Fahren mit dem Winde, weil die Wellen das Fahrzeug einholen und sich über dessen Heck brechen. Hier wirken zwei am Heck oder auch vorn am Bug angeordnete Oelsäcke Wunder. Doch wirkt das Oel auch sehr gut, wenn das Schiff am Winde oder mit halbem Winde fährt, oder des Sturmes wegen beidrehen muß, d. h. mit dem Buge am Winde ohne Fahrt treibt. Zahlreiche Beispiele beweisen auch, daß Rettungsbote das Oel mit Erfolg verwenden, um über die Brandung hinwegzukommen; endlich hat es in den Fällen sehr Gutes gestiftet, wo es galt, die Besatzung eines verunglückten Schiffes auf ein anderes Schiff bei hoher See überzuführen, eine bekanntlich sehr gefährliche Arbeit, weil die Boote an den Schiffswänden leicht zerschellen. Das Oel verwandelt in diesem Falle den Raum zwischen den Schiffen in eine glatte Fläche.

Zum Fischfang abgerichtete Vögel finden wir in den Cormorans der Chinesen. Als mir — erzählt Fortune in seinen „Wanderungen durch China" — auf dem Kanal bei Ningzo die Vögel zu Gesicht kamen, ließ ich meinen Bootsführer das Segel einziehen, um das Schauspiel näher zu betrachten. Es waren da zwei kleine Boote, in jedem ein Mann mit 10 — 12 Vögeln. Diese standen hockend an den Seiten des Bootes; am Fischrevier angelangt, gaben ihnen die Chinesen das Zeichen, die Boote zu verlassen. Sofort gingen sie ins Wasser, zerstreuten sich über den Kanal und spähten mit ihren schönen, immergrünen Augen nach Fischen. Schnell wie der Blitz tauchten sie. Ist der Fisch einmal in dem scharfgekerbten Schnabel gefangen, so vermag er nicht mehr zu entkommen. Mit dem Fisch im Schnabel erhebt sich der Cormoran auf die Wasserfläche und schwimmt, von seinem Herrn zurückgerufen, gelehrig wie der Hund, auf das Boot zu, in das man ihn hineinhebt. Hier läßt er seine Beute fallen und geht von neuem an die Arbeit. Fängt ein Cormoran einen für seine Kräfte zu großen Fisch, so eilen ihm Kameraden zu Hilfe. Fing einmal einer der Vögel an, sein Geschäft zu vernachlässigen, so schlug der Chinese mit dem auch zum Fortschieben des Schiffes dienenden langen Bambusstabe auf das Wasser und rief den Cormoran zornig an, der nun sofort wieder die Arbeit aufnahm.

Der Porzellanturm von Nanking, der in der ganzen Welt so berühmt war, ist 1853 (?) bei der großen, in einem Ozean von Blut erstickten hinesischen Revolution von den Insurgenten zerstört worden. Kaiser Yunglih begann den Bau 1413, er sollte ein Beweis der Dankbarkeit sein, die der Kaiser seiner Mutter zollte, und ward darum auch Paugandy, d. h. Pagode zum Lohn der Leute genannt. Erst unter Yunglih's Nachfolger, 1431, ward er vollendet. Er hatte 9 Stockwerke, maß am Fuße über 300 Fuß im Umfang und war 210 Fuß hoch. Nach unserem Geld kostetete er weit über 2 Millionen Thaler. Eine Inschrift bezeichnete ihn als die erste Pagode im ganzen chinesischen Reiche.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 47. Unterhaltungs-Beilage. September.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.** (Fortsetzung.)

Die Wirkung davon kann aber, trotz Vorhandensein einer verborgenen wunden Stelle, eine gute werden, die Menschenseele vielleicht gerade deshalb zu einer sittlichen Kraft gelangen, die ihr als ausgleichender Ersatz für das, was sie hingeben mußte, bleiben wird. So wäre ein durchweg guter Anfang gemacht worden, ohne einen Zwischenfall, mit dessen Folgen ich lang zu ringen hatte. Beim Nachhausekommen erwartete mich eines Tages ein Brief mit unbekannter Handschrift und auch die Unterschrift: „Geheimer Legationsrat v. H." war mir völlig unbekannt. Schreiber stellte sich mir als den seinerzeitigen Ueberbringer des fürstlichen Auftrags vor, wodurch ihm die zwar sehr kurze Gelegenheit, mich kennen zu lernen, geworden sei. Daß er es trotzdem wage, mit einer so wichtigen Anfrage vor mir zu erscheinen, möge ich gütigst entschuldigen und als Milderungsgrund für seine Kühnheit den überwältigenden Eindruck, den ich auf ihn hervorgebracht, gelten lassen. In ähnlicher Art folgen noch einige Sätze und am Schluß bot er mir seine Hand an.

Wenn ich später jenes furchtbaren Aufruhrs gedachte, welcher jener Brief in mir erregte, so freute ich mich der Ruhe, welche die Zeit über alles bringt. Vielleicht that ich dem Manne Unrecht und er wurde von keinem all der Motive geleitet, welcher ich ihn, hier in maßvoller Entrüstung, dort in tiefer Beleidigung, innerlich verdächtigte. Dennoch wäre ich, nachdem ich die nötige Ruhe gewonnen hatte, um eine kurze, leidenschaftslose Antwort abgehen zu lassen, leichter wieder ins Gleichgewicht mit mir selbst gekommen, hätte die Mutter nicht eine schmerzliche Nachwirkung veranlaßt. Nur der Wahrhaftigkeit und dem Zwecke meiner Mitteilungen an Dich, liebe Hanna, entsprechend, rede ich auch über das, was mir schwer wird. Im Verbundensein mit ihrem vortrefflichen Gatten kam jener Zug einer gewissen Aeußerlichkeit, der ihr wohl angeboren, aber noch mehr anerzogen war, bei meiner Mutter nie in betrübender Weise zum Vorschein und später hütete ich mich, auch nur darüber nachzudenken. Einen Mißton zwischen uns veranlaßte aber erst die Werbung jenes fürstlichen Beamten, welche meine Mutter zum mindesten nicht geradezu abgelehnt gewünscht hätte. Daß der Mutter die Fähigkeit des Einblicks, des vollen Erfassens eines jungen Herzens in seiner Liebe, nicht nur im allgemeinen, sondern sogar beim eigenen Kinde mangelte, das allein konnte ich mir als teilweise Rechtfertigung für sie vorhalten, wenn ich mich zu Zeiten elend fühlte. Aber bedeutungslos, wenig stichhaltig, wollte mir der Mutter Frömmigkeit jetzt erscheinen, auf deren äußere Ausübung sie so streng hielt, wenn sie von verfehltem Leben von sich und mir sprach, — verfehlt durch meine, wie sie sich ausdrückte, unglückselige Liebe.

Wenn ich ihr entgegenhielt, daß ich mich ja nicht unglücklich fühle, mich nicht verliere in weichlichem, überspanntem Rückwärtsblicken, da ja meine Liebe echt, keine sentimentale Schwärmerei gewesen, dann warf mir Mutter ein, daß ich mich durch mein Festhalten an derselben der natürlichen Bestimmung der Frau entziehe und als alte Jungfer verblühen werde.

Herzenstakt! Wie viel liegt in dem Wort, aber wie wenig dürfen wir auch die Menschen oft dafür verantwortlich machen, daß ihnen die Bedeutung desselben ein leerer Schall, Wort und Erklärung Hieroglyphen bleiben. Herzenstakt gehört ja in die Kategorie derjenigen Eigenschaften, bei welchen weder Vernunft noch Verstand ihre Stimme geltend machen können, — sie ist eine zarte Blume, die wir zuweilen in unscheinbarster Hülle, in rauher Umgebung, auf dürrem Boden blühen sehen können; sie blendet nie das Auge, nur leise thut sie wohl.

So lernte ich neben der Mutter still für mich leben, und an der unerschöpflichen, reinen Quelle der Natur wurde mir das, was uns der Priester mit seiner orthodoxen Frömmelei nicht bieten kann: die Ruhe und Selbstzufriedenheit der Seele.

Jahre gingen vorüber; wir beide waren gesund geblieben und mein Beruf, der dadurch, daß ich den Litteratur-Unterricht noch an einem zweiten Institut übernahm, ein größerer wurde, erfreute mich fortwährend. Unsere gesellschaftliche Stellung war eine geachtete, mit viel gebildeten, bedeutenden Menschen durfte ich verkehren und von ihnen lernen. Während der Ferien waren wir abwechselnd in der alten Heimat, im lieben Pfarrhaus oder bei Mutters Angehörigen. Mit Robert Emerich und seiner Frau stand ich in schriftlicher, unverändert herzlicher Verbindung. Daran, daß Mutter, so sehr wir alle Ursache dazu hatten, niemals völlig zufrieden war, gewöhnte ich mich nach und nach, wenn gleich ich es ihr zuweilen als Unrecht vorzustellen wagte. Eine der anerkannt schwersten Lebenssorgen, die pekuniären, waren uns seither fremd geblieben und auch mit sonstigem Ungemach waren wir verschont gebieben. Somit traf uns das Unglück, als es plötzlich auch an unsre Thüre pochte, ganz unvorbereitet. Ein Bruder der Mutter, welcher seit Jahren das elterliche Haus und Geschäft, einen ausgedehnten, weit verzweigten Holzhandel besaß, war ursprünglich in Folge geschäftlicher Verluste, welche er unglücklicherweise durch Spekulationen, die alle fehlschlugen, decken wollte, so heruntergekommen, daß der Mutter nur noch ein kleiner Rest ihres Vermögens, welches von jeher im Geschäft stand und sehr gut verzinst worden war, blieb. Der Schlag traf die Mutter so furchtbar, daß alle meine Trostgründe, meine Versicherung, daß ihr, wenn auch kleiner Witwengehalt neben meinem Verdienst, gewiß zu einfachem Leben ausreichend sein werde, eindruckslos an ihrem Jammer vorüberging. Wohl war es hart und schmerzlich für sie, bei herannahendem Alter zu Einschränkungen, die sie nie gewöhnt war, genötigt zu werden, auf manches verzichten zu müssen, was die Gewohnheit zum Bedürfnis gemacht hatte. Dagegen war ich sicher, noch viel mehr arbeiten, auch meine Zeit zu Hause mehr ausnützen zu können, als es bis jetzt nötig gewesen; Mutter sollte gewiß nichts Wesentliches abgehen dürfen, das ließe mir ja keine Ruhe mehr. Es war alles umsonst zu ihr gesprochen, nur allein auf die Zeit baute ich meine Hoffnung. Wir bewohnten drei Zimmer im ersten Stock eines guten Hauses und hielten ein Dienstmädchen. Als mich nun Mutter einmal fragte, auf welcher Art von Einschränkung eine fühlbare Ersparnis erwachse, da meinte ich, durch eine weniger hübsche Wohnung oder Abschaffung des Dienstmädchens, welches ich mit Hülfe einer Monatfrau entbehren könnte, wäre dies erreichbar, und später, wenn mein Verdienst ein größerer, wären wir ja schnell wieder anders eingerichtet. Nach hartem Kampf wählte die Mutter von zwei Uebeln das kleinere; das Mädchen wurde entlassen. Wir lernten ja drückende pekuniäre Sorgen noch lange nicht kennen, aber diese Ueberzeugung haben mir auch unsere mäßigen beigebracht, daß wir uns vor den Menschen, die sich ums tägliche Brot ernstlich absorgen müssen, denen der Kampf um die Existenz auferlegt ist, zu beugen haben, wenn sie dabei rechtschaffen, neidlos, überhaupt reinen Herzens bleiben, denn neben der Not steht der Versucher.

Eine Zeitlang ging alles gut bei uns. Die Hausarbeit, nachdem ich mich in sie eingewöhnt hatte, war bald gethan und raubte mir nicht zu viel von der Zeit, die jetzt peinlich ausgefüllt wurde. Ich hatte einige kleine Privatschülerinnen, die ihren Unterricht im Hause bei mir erhielten, andere, zu welchen ich mich begab, und wenn es Mutter in sich fertig gebracht hätte, die erlittenen Verluste zu überwinden, so wären wir kaum an sie erinnert worden. Leider sollte dies aber der Fall werden, denn Mutter, welche immer gesund gewesen, erkrankte auf einmal. Nun wurde meine regelmäßige Abwesenheit und der Mangel eines Dienstmädchens recht empfindlich fühlbar. Der Arzt versicherte mich zwar, daß Mutters Leiden durchaus kein gefährliches, der Sitz desselben hauptsächlich in den Nerven sei und sie selbst dagegen zu steuern vermöge, indem sie sich geistig aufzuraffen und in frischer Luft zu ergehen suche. Nachdem ich mich in den veränderten Verhältnissen gegen zwei Jahre redlich geplagt, trat eine Aenderung unseres Lebens als Notwendigkeit an mich heran, denn ich selbst fühlte meine Gesundheit dadurch, daß ich meinen Verpflichtungen daheim und auswärts oft nur in fieberhafter Hast gerecht zu werden wußte, merklich erschüttert. Ungesucht öffnete sich mir die Aussicht einer Aenderung. Seit Mutter leidend, las ich ihr meistens die Tageblätter vor und wie öfters geschah, war sie eines Abends wieder dabei eingeschlafen. Ich selbst war auch besonders müde, das Blatt lag zusammengefaltet vor mir, und den Kopf in die Hand gestützt ruhten meine Augen rein zufällig, ohne etwas dabei zu denken, auf der Inseratenseite des Blattes. Ich mag, wie das zuweilen vorkommt, in einer Art Starrheit, wie man die Worte auf einem uns gegenüberhängenden Firmenschild dutzendmal liest, eines der Inserate ein paarmal gelesen haben, denn es brachte plötzlich Leben und Denken in mich, rüttelte mich auf. Ein Gutsbesitzer suchte zur Oberaufsicht für Kinder und Haus ein gebildetes Frauenzimmer, welches mehr guten Willen besitze, als Ansprüche mache, denn das Gut liege sehr einsam und die Stelle biete zwar gute Bezahlung und anständige Behandlung, aber keinerlei zerstreuende Abwechslung. Dagegen würde der Betreffende einer Witwe eventuell das Mitbringen eines Kindes gestatten.

Den andern Morgen las ich Mutter das Inserat vor, welches mir seiner darin liegenden Aufrichtigkeit halber sehr gefiel. Ich sprach ihr meine Vermutung aus, daß wenn der Mann Willens sei, ein Kind mit aufzunehmen, er vielleicht auch gegen eine ältere Frau nichts einzuwenden hätte. Mutters Pension sicherte ihr in solchem Falle ihre volle Unabhängigkeit und so war sie, fast wider mein Erwarten, einer Anfrage nach dorthin nicht abgeneigt. Veränderung, welche oft ältere Leute schreckt, machte ihr eher Vergnügen, daneben wurde sie bequem und wünschte sich schon lange für den ihr nötigen Aufenthalt in der Luft einen Garten am Haus. Somit schrieb ich an den Mann und teilte ihm mit, was ich zu leisten im Stande und was nicht, ebenso legte ich ihm die Frage wegen meiner Mutter vor, deren Beantwortung für mich bestimmend sein müßte. Dieselbe lautete in lakonischer Kürze für mich befriedigend. Landwirtschaftlicher Kenntnisse bedürfe es nicht, nur eines offenen Blickes und verständigen Sinnes für das Hauswesen und Geduld für mitunter sehr unartige Jugend. Der alten Frau ständen Räume, so viel sie deren wünschte, zur Verfügung.

Schwerer doch, als ich es mir vorgestellt, wurde mir das Aufgeben meines seitherigen Berufs, an welchem ich mit Liebe hing, aber ein Opfer irgend welcher Art mußte gebracht werden, denn obgleich mein Unterricht sehr gut bezahlt wurde, so reichten doch meine Einnahmen und Mutters Pension zu nicht mehr als der Bestreitung unserer Bedürfnisse und am sorgen für die Gegenwart konnte ich mir nicht genügen lassen, der Zukunft mußte ich auch gedenken. Den Gutsbesitzer hörte ich von kompetenter Seite als Ehrenmann schildern, meine Mutter wußte ich neben mir versorgt, die Stelle war eine sehr gut bezahlte — alles Uebrige überließ ich dem Geschick, das mir ja bisher stets günstig gewesen. So reisten wir ab, Hanna, dem neuen Wirkungskreis entgegen. Es war mir ein lieber Gedanke, daß unsere Möbel, denn nur einige Stücke, an welche Mutter besonders gewöhnt war, nahmen wir mit, in der alten Heimat ein Unterkommen fanden, dort wurden sie durch Frau Pfarrer versorgt.

Kahl und öde war die Gegend, durch welche wir fuhren und ernst, fast finster erschien uns das große Gebäude, in dem wir an einem schönen Spätherbstabend ankamen. Nicht mit gewinnender Freundlichkeit, nicht mit herzlichem Entgegenkommen oder vornehmer Herablassung empfing uns der Herr des Hauses, sondern als der derbe Landwirt, wie ich mir seinem Schreiben nach ein Bild von ihm gemacht, das diesmal ganz der Person entsprach. Den Mann der guten Gesellschaft verleugnete er trotzdem nicht und die Sicherheit des Auftretens, in welcher er sogleich unsere gegenseitigen Beziehungen zu einander klar legte, kennzeichnete nicht nur den praktischen Mann, sondern auch Denjenigen, welcher, wenn auch ohne eine Spur gewöhnlichen Hochmuts, ganz selbstverständlich der Gebietende ist, ohne jedoch außer Acht zu lassen, daß in jedem derartigen Verhältnis die

Abhängigkeit, wenn einer solchen überhaupt gedacht wird, eine gegenseitige ist, weil bei beiden Teilen das Bedürfnis nach direkter oder indirekter Hilfe des Andern der Vereinbarung vorangegangen ist. Nicht ganz mit Unrecht hatte der Gutsherr von seinen wilden Jungen geredet, deren nächste Aufsicht zu sein die Pflicht des Hauslehrers war, welcher die acht- und neunjährigen Knaben nicht ohne Mühe unterrichtete. Zu ihren Bubenstreichen zu lachen war derselbe aber kaum weniger geneigt, als sie selbst zu deren Ausführung und darum konnte von einem richtigen Verhältnis zwischen Lehrer und Zögling auch keine Rede sein. Ersterer war ein freundlicher, netter, noch sehr junger Mensch, in dem neben seinem Beruf, welchen er in seltener Art ganz gewissenhaft erfüllte, so viel Jugend- und Lebenslust steckte, daß er, wenn die Lehrstunden vorüber, mit den Buben ganz kameradschaftlich verkehrte, die, so gutmütig wie er selbst, sich sehr wohl dabei befanden. Dem wollte nun zwar, wie er mir mitteilte, der Vater nicht hindernd in den Weg treten, aber die Knaben sollten daneben auch unter Frauenaufsicht kommen, sich bessere Lebensart anzugewöhnen, um nicht, wenn der Vater sie früher oder später fortthun werde, halb verwildert in die Welt einzutreten. Ein weiterer Grund meiner Anstellung im Hause war die Verheiratung der langjährigen Haushälterin, deren Stelle zwar durch eine Andere ersetzt worden, welcher es aber auch nicht gelungen war, das Vertrauen des Herrn zu erlangen, weil sie trotz der ihr eigenen Gewandtheit weder die übrigen sehr zahlreichen Dienstleute zu befriedigen, noch untereinander in Ordnung zu halten verstand.

Ich wußte es, warum ich einen mir naturgemäßen Wirkungskreis aufgegeben und in einen meinen seitherigen Lebensinteressen weit ferner liegenden eingetreten, und deshalb wollte ich doppelt, mit aller mir zu Gebote stehenden Kraft und Energie, mich in denselben einzuleben versuchen, um ihn nicht stümperhaft und für kurze Zeit, sondern mit Erfolg und dauernd auszufüllen.

„Ich habe mir sie älter gedacht als Sie sind," sagte der Hausherr in den ersten Tagen meines Dortseins. „Wenn Sie aber eine feste, resolute Natur sind, thun fünf Jahre mehr oder weniger nichts zur Sache. Die Annahme der Stellung hier ist ohne Zweifel ein Opfer, das Sie Ihrer Mutter bringen, denn aus Neigung geht man in Ihren Jahren noch nicht auf ein einsames Gut. Als meine Frau vor sechs Jahren starb — ich war über die erste Jugend hinaus, als ich heiratete und habe in wenigen Jahren ein halbes Jahrhundert auf dem Rücken — da rieten mir alle, das Gut zu verkaufen und der Jungens wegen in eine große Stadt zu ziehen; allein ich bin recht froh, daß ich, wie meistens geschieht, meinem Kopfe folgte und das Gut behielt. Später hätte ich den Verkauf bereut und ohne Zweifel ein anderes, mir weniger entsprechendes Anwesen wieder gekauft; denn die freie Natur ist mein Element, in ihr fühle ich mich sicher, weil ich einen Platz erfülle, den ich zu beherrschen fähig bin. Zu einem sogenannten „Privatier" — es nimmt mich gegen Jeden, der sich als solcher bei mir einführt, zum Voraus ein — fehlt mir jede Anlage. Offiziell fürs allgemeine Wohl arbeiten, paßt mir nicht recht, regelmäßige Spaziergänge und feste Kneipabende liebe ich nicht. Zweckvolles zu schreiben vermag ich nicht und mit Geldgeschichten die Zeit zu kürzen, das hasse ich. In einer Gemäldeausstellung gefallen mir stets diejenigen Bilder, welche den wenigst künstlerischen Wert besitzen, am besten, und wenn ich einen Mann der Wissenschaft über ein Werk unseres Goethe oder Shakespeares reden höre, ärgere ich mich über mangelndes rechtes Verständnis, dessen Erkenntnis mir dann aufs neue wieder geworden. Die Musik erfreut mich zwar, aber auch nur in einfacher Form, ein hübsch gesungenes Volkslied ziehe ich der brillanten Arie einer Konzertsängerin vor. Mein Reich ist die Natur, in ihr bin ich zu Hause und sie verstehe ich wie nichts anderes, ihre Beständigkeit fesselt und ihr Wechsel ist großartig, sie ist einfach und trotzdem nur dem Auge verständlich, welches den Blick für sie besitzt." In einen mehr geschäftsmäßigen Ton übergehend, besprach er wirtschaftliche Angelegenheiten und drückte schließlich den Wunsch aus, ich möge mich leidlich hier eingewöhnen und vom Heimweh nicht geplagt werden.

Der völlig andere Boden, auf den ich mich versetzt fand, war mir durchaus kein abschreckender und die so ganz natürliche Sprache des Hausherrn hinterließ mir nicht, wie es leider bei meiner Mutter der Fall war, einen unangenehmen Eindruck, im Gegenteil, das Terrain wurde mir schneller dadurch bekannt und vertraut. „Der echte und gerechte Landwirt," meinte die Mutter „derb und ohne Sinn für etwas anderes als seine speziellen Interessen; nun, man ist ja nicht für die Ewigkeit gebunden, vorderhand habe ich Veranlassung, Deinen guten Mut zu bewundern." — „Der mir erhalten bleiben wird, liebe Mutter," antwortete ich, „wenn mein guter Wille zu allem vorangeht. Der Mann scheint aufrichtig gegen andere und wahr gegen sich selbst zu sein und zu den bessern Menschen gehören diejenigen, welche die Natur so betrachten, wie er es thut, in der Regel."

Welches Tagewerk wird einem jederzeit leicht! Keines — und wenn es die Erfüllung der liebsten Pflichten in sich schließt, seufzen wir oft im stillen unter ihrer Ausübung.

Die Jungens, die seither ähnlich den Füllen auf der Weide gelebt, folgten mir wohl anfangs ungern, zuweilen störrisch, auch 'mal sich heftig auflehnend, aber endlich doch freundlich und die gute Absicht, sie vor spätern, unausbleiblichen Zurücksetzungen zu bewahren, erkennend. Aehnlich ging es mit den Dienstleuten. Für mein Amt in dieser Richtung mußte ich ja selbst erst in die Schule gehen und mich informiren durch Beobachtung und genaues Eingehen in ihre Beschäftigungen neben dem Interesse des Menschen für den Menschen. Dadurch gelang mir aber auch nach und nach jener Einfluß, den ich ausüben mußte, um einheitlichen Verkehr unter den Leuten und infolgedessen einheitlich geschickt ineinandergreifendes Arbeiten erzielen zu können. So leicht, als es jetzt den Anschein haben könnte, ging es mir weder mit den Buben, noch den Dienstleuten, allein es ging doch und endlich sogar ganz gut. Der Gutsherr ließ mich schalten, er bot weder seine Hilfe an, noch that er aber auch irgendwelche erschwerende Einsprache. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit konnte ich mit innerer Befriedigung wahrnehmen, daß er das, was die Grundlage aller gegenseitigen Beziehungen bilden sollte, daß er Vertrauen zu mir besaß. Meine Mutter erholte sich in der guten Luft und dem durchaus sorgenlosen Leben zusehends; ich selbst fühlte mich geistig und körperlich frischer als ich gekommen und hatte das Bewußtsein, Ersparnisse für unsere Zukunft machen zu können. So verging die Zeit, Hanna, mir selbst kaum glaublich, wenn wieder ein Jahr hinunter war, und gar als ich ganz stille das neunundzwanzigste antrat. Ja, über allem, ob Glück oder Herzeleid, geht die Zeit ihren gleichmäßigen Lauf. Auch das Glück ist den Menschen schon zur Gewohnheit geworden und hat seinen Namen nicht mehr voll verdient, aber aus der Wunde kann die Zeit auch eine Narbe machen, die nur in gedrückter Luft zuckt und an ihre Entstehung mahnt, ohne uns jenen Schmerz zu verursachen, den wir nicht überwinden zu können glaubten.

Es war stiller geworden in allen unsern Räumen, denn die Jungens waren fortgekommen, um in der Stadt weiter zu lernen und sich für ihren späteren Beruf zu entscheiden. Der Vater hatte ihrer Prüfung für eine höhere Klasse des Gymnasiums beigewohnt und kam, da sie dieselbe gut bestanden, erfreut darüber nach Hause. Hatte er es nun doch, ohne Nachteil, durchgesetzt und sie so lange auf dem einsamen Gut behalten, ohne daß sie den Unterricht Jüngerer jetzt teilen mußten, sondern mit Altersgenossen eingereiht werden konnten.

(Schluß folgt.)

Die Lektüre unserer Kinder.

Eine Betrachtung der Jugendliteratur.

Von **Johanna Greie.**

Es ist eine ungemeine wichtige Frage, für die geistige Entwickelung unserer Kinder von schwerwiegendster Bedeutung. „Was sollen wir unseren Kindern zu lesen geben?"

„Welche Frage!" höre ich ausrufen. „Haben wir denn noch nicht genug Bücher für die Kinder? Da giebt es Märchen, Jugendschriften, Kinderlauben, Knabenzeitungen u. s. w. Diese Frage ist doch überflüssig."

Ueberflüssig? Doch nicht so ganz. Eben gerade deshalb, weil der Büchermarkt von dieser Art Schriften förmlich überschwemmt ist, müssen wir dieser Jugend-Lektüre unsere Aufmerksamkeit zuteil werden lassen und sehen, ob sich dabei auch Bücher finden, welche ihren Zweck, bei der Erziehung der Kinder mit zu wirken, erfüllen. „Prüfet alles und das beste behaltet."

Nun wir wollen zusehen, was uns geeignet erscheinen und der Mühe wert sein wird, es für unsere Kinder zurückzubehalten, denn unbestritten übt doch die Lektüre, neben der Erziehung in der Schule und in der Familie, den größten Einfluß auf die Kinder aus.

Das erste Erfordernis, was wir an ein für die Jugend geschriebenes Buch stellen müssen, sei es nun für jüngere Kinder oder für die reifere Jugend bestimmt, ist unstreitig das, daß es vom Standpunkt der Aesthetik aus im vollen Sinne des Wortes schön genannt werden kann.

Es ist leider eine traurige, nicht wegzuleugnende Thatsache, daß unsere heutige moderne Jugend-Litteratur diesen Anforderungen durchaus nicht entspricht. Eine ebenso bedauernswerte Erscheinung ist, daß sich in der gesamten Jugend-Litteratur, welche, was Anzahl und Verbreitung der einzelnen Werke anbetrifft, ziemlich bedeutend ist, auch nicht ein einziges Büchlein darin vorfindet, welches eine fortschrittliche, freiheitliche Idee oder eines der leichtbegreiflichen sozialen Probleme behandelt. —

Bilderbücher mit kleinen Reimchen ausgestattet, Märchen- und Sagenbücher, das sind die ersten poetischen Erzeugnisse, welche das Kind empfängt. Größtenteils sind diese Bilderbücher mit Reimereien unschuldiger, harmloser Natur ausgestattet und will ich auch auf diese Gattung von Büchern, die in erster Linie für das Auge des Kindes bestimmt sind, nicht weiter eingehen. Anders verhält es sich mit den Märchen. Fragen wir uns zunächst: „Was sind Märchen?" „Es sind frei von der Volksphantasie erfundene Erzählungen, welche anfänglich von Mund zu Mund forterbten. Die Heimat der Märchen ist das Morgenland, von wo sie durch die Kreuzzüge in das Abendland verpflanzt wurden." Die bekannteste Sammlung der morgenländischen Märchen ist: „Tausend und eine Nacht," während beliebte, weitverbreitete, deutsche Märchensammlungen die der „Gebrüder Grimm", „Bechstein", „Musäus" sind.

Nun ist ja der hohe, poetische Gehalt der wirklichen ächten Volksmärchen niemals zu bestreiten, er muß und wird unbedingt anerkannt; aber, und dies ist für uns die Hauptsache, wie verhält es sich mit dem pädagogischen Wert des Märchens?

Das Märchen übt ganz entschieden einen nachteiligen Einfluß auf das Kind aus. Zum Beispiel die Märchen von der bösen Stiefmutter! Das Wort: „Stiefmutter" hat von jeher keinen guten Klang gehabt. Wie oft stieß eine Frau, welcher die schöne, aber furchtbar schwere, verantwortungsreiche und in den meisten Fällen undankbare Aufgabe zuteil geworden, Mutterstelle an verwaisten Kinderchen zu vertreten, auf die, schon in frühester Jugend eingesogenen und von der Umgebung des Kindes in vielen Fällen noch bestärkten Vorurteile! Das Kind, welchem niemals Aufklärung darüber zuteil geworden, welch' großes Opfer ihr die „Fremde" bringt, tritt gehässig, das kleine Herz verbittert und voll von falschen, bösen Vorstellungen der „Stiefmutter" entgegen Es kennt ja die böse Stiefmutter aus: „Aschenbrödel", „Schneewittchen" u. s. w. und oft gaben hierzu die Erzieher noch Erläuterungen und das kleine geängstigte Wesen nähert sich, anstatt mit vertrauender Liebe und Dankbarkeit, mit Angst und Furcht der Stiefmutter. Wie oft, ach wie oft schlugen die Versuche, das Kind liebevoll ans Herz zu ziehen, fehl, nach und nach erkaltete die Frau in ihrem Eifer, sie wurde zurückhaltender in ihren Liebesbeweisen, das Kind fand darin wiederum eine Bestätigung seiner falschen Vorurteile, die Furcht, die Abneigung nistete sich immer mehr ein, der Gatte und Vater wurde in Mitleidenschaft gezogen, entweder, er gibt dem Kind Recht und giebt der „Stiefmutter" die Schuld, oder er tritt auf die Seite seiner Frau, das Kind wird halsstarrig, trotzig genannt, es wird gezüchtigt, die Schelte und Schläge verbittern es noch mehr und es haßt die scheinbare Ursache, die Stiefmutter noch mehr, da doch „Vater früher anders war, als die Mutter noch lebte." Und doch sind hieran nur falsche Vorurteile schuld.

In anderen Märchen werden gute und böse Geister, Feen, Schutzengel ꝛc. dem Kind vorgeführt, Erzählungen, in denen es von Spuk aller Art wimmelt, und dem Kinde wird hiermit die Furcht eingeprägt. Befindet es sich an einsamen oder dunklen Orten, im Walde, auf dem Kirchhof allein, so wird es sich des „Gruselns" nicht erwehren können; schon während die Kinder die Geschichten hörten oder lasen, lief ihnen eine Gänsehaut über, sie blickten sich oft dabei scheu um, ob sich nicht irgend etwas „Außergewöhnliches bemerkbar mache." Gleichzeitig mit der Furcht zieht aber auch der Glaube an ein höheres Wesen ein, sie lernen statt „um sich blicken", „über sich blicken", wo doch vielleicht ein Wesen weilt, in dessen Hand sein Schicksal ruhen kann und ihm in der Not und den Drangsalen des Lebens Hilfe bringen kann.

Aus demselben Grunde, wie die Märchen, die man gerade vorzugsweise den jüngeren Kindern in die Hand gibt, um sich zu unterhalten, sind auch die biblischen Geschichten und Legenden ganz ungeeignet. Nicht allein, daß in fast allen diesen Legenden empörende Unsittlichkeiten vorkommen, so wird auch das Kind in eine Masse von Widersprüchen verwickelt, die aller menschlichen Vernunft spotten, aus denen es vergebens einen Ausweg zu finden sucht; es lernt das Wahre vom Falschen nicht unterscheiden. Ein Beispiel: Die Kinder haben Naturgeschichte und der Lehrer erklärt ihnen den Walfisch. Unter anderem sagt er ihnen, daß der Schlund desselben so eng sei, daß kaum ein Hering durchschlüpfen könne. Aus einer biblischen Geschichtsstunde erinnern sie sich noch des Propheten Jonas, den ein Walfisch verschlungen und in seinem Magen drei Tage lang beherbergt haben soll. Die Kinder denken darüber nach. Einer von beiden Lehrern muß gelogen haben, soviel steht fest. Aber welcher? Und somit verliert das Kind das Vertrauen und die Achtung vor seinen Erziehern.

Ich könnte noch eine Reihe solcher Beispiele anführen, die dasselbe zeigen, doch die angeführten genügen wohl schon. Wenn die Eltern gestatten, daß die vielen Märchen und Geschichten fabelhaften Inhalts den Kindern in der ersten Jugend, wo die erhaltenen Eindrücke am besten haften, erzählt werden, so sind auch sie allein späterhin verantwortlich dafür, wenn das Kind kaum Lüge und Wahrheit, Recht und Unrecht, unterscheiden kann, denn sie werden ja systematisch auf diese Art und Weise zu Heuchlern herangezüchtet. Und wie unsäglich schwer fällt es ihnen im späteren Leben die falsche Bahn ihrer geistigen Entwickelung zu verlassen und statt der irrigen Lebensanschauung eine gesunde und vernünftige anzunehmen. Gehen wir weiter. Sehen wir uns ein wenig die für das reifere Alter bestimmten Litteraturschätze an. Erzählungen, Novellen, Romane von Wildermuth, Helm, Braun, Beyers, Kron, Marlitt, Heimburg, Lindau ꝛc. Fast alle eines Genres. „Himmlisch! Göttlich! Reizend! Entzückend!" findet man diese litterarischen Erzeugnisse; man stürzt

gierig über die neu erschienenen Werke her und verschlingt sie förmlich, trotzdem uns eine entsetzliche, geistige Leere und Oede daraus entgegengähnt. Beschreibungen von Toiletten, Bällen, Soireen, Liebesszenen u. s. w., aber nicht eine einzige große Idee wodurch das Denkvermögen und die Urteilsfähigkeit der Mädchen angeregt und ihr äußerst beschränkter Gesichtskreis erweitert würde. Aber diese Schriftsteller und Schriftstellerinnen sind in der Mode, und „man" ist eben modern, auch in Bezug auf die Lektüre. Für das reifere Knabenalter hat man die leider so beliebten Erzählungen nach der Schablone eines Gustav Nieritz, Julius Hoffmann u. s. w., wo weiter nichts wie Bären-, Tiger- und Löwenjagden, Indianergeschichten, Soldatengeschichten, Matrosenrüpeleien Platz finden, die nur dazu beitragen, die Knaben zu verwildern, sie frühzeitig für die Kaserne zu erziehen und die ihnen im Uebrigen einen heillosen Respekt vor: „Gott, Obrigkeit und unserer gerühmten Zivilisation" einflößen sollen. ebensogut für ein Kind, wie für einen Erwachsenen. Man gebe den Kindern, je nachdem sie veranlagt sind, je nach dem Maßstab ihrer Auffassungsgabe, Bücher, belehrende und unterhaltende zu lesen. Wir besitzen eine große Anzahl Romane, Novellen etc., welche es sich angelegen sein lassen, den Leser über den Geist der Zeit und seine Strömungen zu unterrichten, welche ihm in künstlerisch schöner Form Thatsachen aus dem wirklichen Leben vorführen. Ich will hier nur die meisterhaft gezeichneten Skizzen Alphonse Daudet's erwähnen. Louise Otto's herrliche Romane: „Genius der Natur," „Genius der Menschheit," Mina Kautkys schönen, vielgelesenen Roman: „Stefan vom Grillenhof".

Derartige Romane, Novellen und Skizzen sind lehrreich, doch drängt sich das Lehrreiche nicht dem Leser so gewaltsam auf wie bei Nieritz, Helm u. s. w. Man lernt dadurch „Denken und Beobachten" und Vorstellungen und Begriffe aneignen, welche im engsten Zusammenhange mit dem wirklichen Leben stehen,

Orpheus als Gänsedieb. (Siehe Text Seite 376.)

Er lernt den Krieg als etwas außerordentlich Rühmenswertes betrachten, seine Gemüts- und Herzensbildung wird dabei ganz vernachlässigt, aber es wird ihm dafür „Patriotismus" gelehrt, wiewohl meiner Ansicht nach ächter, wirklicher Patriotismus nicht erst gelehrt zu werden braucht, sondern wahrhaft gebildeten, edelherzigen Menschen selbst innewohnt. Freilich die Ansichten über „wahren Patriotismus" sind ja sehr verschieden. —

Wenn man die Masse von periodisch erscheinenden Schriften betrachtet, welche einzig und allein nur für die Jugend erscheinen, ich nenne hier die bekanntesten: „Jugendalbum", „Jugendgarten", „Töchteralbum", „Unsere Zeitung", „Für unsere Kleinen", „Kindergartenlaube", „Kinderzeitung", „der gute Kamerad" u. s. w., so fragt man sich: „Ist überhaupt eine Litteratur, welche nur für Kinder bestimmt sein soll, nötig, zweckmäßig?" Ich denke: nein. Ein jedes Buch welches bildend und veredelnd wirkt, welches den Gesichtskreis des Lesers erweitert, paßt meines Erachtens darauf basirt sind. Manche bittere Erfahrungen werden im späteren Leben dadurch erspart, und die menschliche, humane Lehre kommt zu ihrem Recht. Ebensowenig wie es uns an guten Novellen, Erzählungen fehlt, ebensowenig fehlt es uns an Büchern rein belehrender Natur, z. Beisp: „Populäre Entwickelung des Weltalls" von Dr. Specht, „Schöpfung und Mensch" von A. Schroot, „Kraft und Stoff" von Dr. Büchner u. s. w. Die Jugend erhält somit Einsicht in die ewig unveränderlichen Naturgesetze, sie lernen ihre Pflichten, die sie als Einzelner der Gesamtheit, der Allgemeinheit gegenüber zu erfüllen haben, kennen, sie erwerben sich Kenntnisse, die für das wirkliche Leben von großem Nutzen, ja ich möchte sagen, geradezu erforderlich sind. Kenntnisse, deren Mangel sich bei unserer heutigen Jugend in sehr fühlbarer Weise bemerkbar macht. Denn infolge der falsch geleiteten Erziehung und der Lektüre, einem hauptsächlichen Erziehungs- und Bildungsmittel, macht sich eine

Menge von veralteten Vorurteilen und falschen Ansichten breit, daß man wirklich verzweifeln könnte, wenn man sieht, wie, wenn das Falsche erkannt ist und sich das Bedürfnis nach einer vernünftigen Lebensanschauung dringend geltend macht, dieser Wust von verschrobenen Ansichten schier unausrottbar ist; wenn man sieht, wie schwer sich die Menschen von den Formen, die sie längst als unrichtig erkannt, lossagen können.

„Nun denn, Ihr Mütter, denen die Hauptaufgabe bei der Erziehung der Jugend zugefallen ist, hier eröffnet sich noch ein weites Feld geistiger Thätigkeit für Euch. In Euren Händen liegt es, die neue Generation so zu bilden und zu veredeln, daß sie späterhin ihre Pflichten als Mensch erfüllen können, in Eurer Macht liegt es, die Kinder so zu erziehen, daß sie ihren Aufgaben im späteren Leben gewachsen sind, daß sie mit teilnehmen können an dem Erlösungskampfe der Menschheit. Nun denn, Ihr Mütter, erfüllt Eure nächste, heiligste Pflicht, laßt Eure Kinder nicht erst in den Sumpf geistiger Trägheit versinken, auf daß unser Kämpfen und Ringen nicht ewig eine Sisiphusarbeit sei. Es ist eine schöne, herrliche Aufgabe, der Preis, der winkt, ist ein hoher, wohl des Einsatzes wert. Eure Kinder werden es Euch späterhin danken. Wohlan, Mütter, es gilt das Glück Eurer Kinder!“

Zu spät.

Von **Marie Rupp.** (Nachdruck verboten.)

In der Dämmerstunde saßen Mutter und Tochter zusammen in einem trauten Gemach. „Du bist innerlich unruhig, Ella,“ sagte die noch hübsche Frau zu dem rosig frischen Mädchen, „was beschäftigt Dich?“ — „Warum er nicht kommt, Mutter, — wo mag er nur bleiben? — so lange über die gewöhnliche Zeit!“ — „Die Braut, Ella, in wenig Tagen die Frau eines Arztes, darf doch mit keiner Stunde rechnen,“ erwiderte, mit sanftem Vorwurf in der Stimme, die Mutter. „Aber Hermann hat im Augenblick keine Schwerkranken, welche er abends nochmals besuchen müßte, und gerade für heute versprach er mir — — —“ Die Glocke außen wurde gezogen, Ella erhob sich und öffnete die Zimmerthüre — er war es nicht, — ein flüchtiger Gruß auf Karte, er sei plötzlich abgehalten worden, — auf Wiedersehen morgen. „Warum er nicht schreibt, Mutter, was ihn abhält?“ Die Frage blieb unbeantwortet. „Laß die Lampe bringen und dann setze Dich hierher zu mir, Ella.“

Die Dame schloß indessen den Schreibtisch auf und kehrte dann mit einer kleinen Mappe auf ihren Platz in der Sophaecke zurück; Ella setzte sich in einen Fauteuil, der Mutter gegenüber. „Es wird mir schwer, mein Kind,“ begann dieselbe, „die Vergangenheit in Worten noch einmal durchzuleben, im Geiste muß ich oft genug traurige Einkehr in ihr halten. Kennst Du dieses Bild noch, Ella?“ „Freilich, Mutter, auf meine Frage hast Du mir einst geantwortet, das ist Deine Großmutter, sie war früher unglücklich; wenn Du älter bist, erzähle ich Dir von ihr.“ — „Nun, heute soll dies geschehen, Ella, aber nicht ausführlicher, als mein Zweck es nötig macht. Meine Mutter war das jüngste Kind ihrer Eltern und das einzige heiß ersehnte Mädchen. Sie wuchs in durchaus glücklichen, äußeren und inneren Verhältnissen heran und entwickelte sich frühe zu einem schönen und begabten Mädchen, das der Eltern höchster Stolz war.

Nur die natürliche, kindliche Harmlosigkeit und Unbefangenheit habe sie, wie mir oft ihre Brüder erzählten, nie besessen, etwas Grübelndes sei schon dem Kinde eigen gewesen, und aus richtigen Kinderaugen habe dasselbe niemals in die Welt geblickt. Nachdem sie, 17 Jahre alt, als junge Dame in dieselbe eingeführt wurde, ward ihr von allen Seiten gehuldigt und mit Recht wurde sie überall ein bevorzugtes Glückskind geheißen. So sonnig und schön, als eine Jugend nur erträumt werden kann, lag dieselbe vor ihr, — nur ihr goldener Frohsinn fehlte dem jungen Gemüt.

Ob die Eltern in blinder Liebe zu dem Kinde denjenigen Fehler, der sich allem Anscheine nach doch frühe schon gezeigt haben mußte, gar nicht bemerkt hatten oder denselben, und seine Tragweite kurzsichtig unterschätzten, weiß ich nicht zu sagen, — ich kenne nur seine entsetzlichen Folgen. Der Fehler hieß Mißtrauen. Glückliche Jugendfreuden hat ihr derselbe vergällt, den hohen Genuß der Freundschaft ihr verkümmert, — das war aber nicht der Anfang des Unglücks. Der Fehler, nachdem er endlich als solcher erkannt, erwies sich als unausrottbar. Eltern und Geschwister litten darunter, die Harmonie des Familienlebens war mitunter sehr gestört. Die Verbindung mit meinem guten, edlen Vater gründete sich auf gegenseitige herzliche Zuneigung und eine geraume Zeit habe es geschienen, als sei mit der Liebe, der alles überwältigenden, der finstere Geist des Mißtrauens verschwunden — vergebliches Hoffen. Mit Liebe und Güte, wie mit Ernst und Strenge, trat der Vater dem Uebel entgegen, wenn er jedoch heute die Mutter von der Grundlosigkeit ihres Mißtrauens überzeugt hatte, so sagte sie ein andermal einfach, das sei heute ein ganz anderer Fall. Die liebenswürdigste, vernünftigste und natürlichste Frau in allem übrigen und dennoch nachgerade eine Marter für ihre Umgebung. — Laß mich kurz sein, Ella, — die Ehe wurde mit der Zeit eine unglückliche, unsere Heimat zerrissen, denn die Eltern trennten sich, — die Mutter hielt sich abwechselnd bei einem unverheirateten Bruder oder auf Reisen auf. Wie mein Vater sie einst geliebt hatte, so war sie ihm jetzt förmlich unheimlich geworden und völlig erlöst fühlte er sich, als er mit seinen zwei Kindern allein war.

Es war ein trüber Novembertag, der Vater etwas unwohl, ich las ihm vor. Plötzlich ging die Thür auf und die Mutter trat vollständig unerwartet ein. — Der Vater wurde erdfahl, — „laß alles wieder beim alten sein, Karl, und uns nochmals probiren,“ — sie bot ihm die Hand, die er langsam nahm. — „Beim Alten, Amalie, — dazu ists zu spät, — heute kann ich nicht mehr vertrauen.

Ein furchtbarer Schrei der Mutter „zu spät!“ Damit fiel sie zu Boden. Sie wurde zu Bett gebracht, eine Stunde später lag sie in heftigem Fieber und nach zwei Wochen starb sie am Nervenfieber.

Die Sektion ergab in keiner Art etwas abnormes. Der Vater begann nach der furchtbaren Alteration und Aufregung zu kränkeln und nach einem Jahr verloren wir diesen guten, vortrefflichen Vater.“

Eine Weile ward es stille im Zimmer, dann stand die Mutter auf und trat nahe zu dem blaß gewordenen Mädchen, dessen Hände sie ergriff.

„Ella, mein Liebling, nur flüchtig gestreift wurde die Enkelin vom Fehler der Großmutter, aber kämpfen muß sie, auch gegen den kleinsten Teil solch traurigen Erbes, — verspreche es mir um seinetwillen, den Du so lieb hast.“ —

Ella drückte ihre Lippen auf die Hände der Mutter.

Der Dom zu Mailand.

Ballade.

Von **Dr. Leopold Jacoby.**

I.

Auf dem Dach des Doms zu Mailand
Tausend Marmorbilder stehn,
Die von Türmen und aus Nischen
Nieder in die Lande sehn.

Engel, Heil'ge, Römer, Ritter —
Eine lichte Marmorwelt —
Auf dem Dach des Doms zu Mailand
Sind als Hüter aufgestellt.

Jährlich einmal, wann der Vollmond
Strahlt auf eines Pfeilers Knauf
Und die Geisterstunde tönet,
Wachen sie vom Schlummer auf.

Steigen von den Türmen nieder,
Wandeln auf dem Dach umher
Und erzählen leis' einander
Aus Jahrhunderten die Mähr

Von den Tagen Galeazzo's
In der Zeiten wildem Strom
Bis zu Bonaparte's Krönung
Drunten in dem Marmordom.

Wie sie Kämpfe sahn und Leiden,
Bis die Stadt vom Joche frei,
Und Italia, die schöne,
Jugendlich erstand aufs neu'. —

Auf dem Dach des Doms zu Mailand
Wird an Türmen noch gebaut;
Manch ein neues Marmorbildnis
Droben künftig niederschaut.

II.

Ringsum lichte Nacht. — Ich hatte
Auf dem Marmordach geträumt;
Um den Mondaufgang zu schauen
Heimlich hatt' ich lang' gesäumt.

Nun die Flur zu meinen Füßen
Freudig überblickt' ich ganz,
Einen Riesengarten schimmernd
Märchenhaft im Vollmondglanz.

Da schlug dröhnend zwölf die Turmuhr. —
Schauer drang durch mein Gebein,
Als ich auf des Daches Runde
Bilder wandeln sah von Stein.

Die in Nischen und auf Türmen
Standen stumm und marmorschwer.
Nun die Wechselgruppen flüsternd
Wallten auf dem Dach einher.

Zu der Ballustrade nordwärts,
Wo ich furchtumfangen stand,
Trat ein Ritter und ein Genius
Mit dem Palmzweig in der Hand.

Stolz der Ritter schien zu deuten
Auf das weite Land hinab,
Und ich hörte, wie der Seraph
Ernsten Tones Antwort gab.

Sprach dies Wort: „Noch nicht vorüber
Sind dem Lande Kampf und Streit.
Dann erst frei sind diese Fluren,
Wann wir schauen einst die Zeit,

Wo der Arbeitsmann, der Bauer
Sich der Frucht der Arbeit freu'n
Nicht mehr Hunger, Fieber, Elend
Ihre Todessaaten streu'n!"

So der Genius. — Horch, die Uhr schlug
Eins! — Die Geisterschar verschwand
Und als stumme Hüter wieder
Marmorbleich auf Türmen stand.

Vor mir paradiesisch grüßend
Dehnte sich die Eb'ne weit,
Und darüber in dem Mondglanz
Stieg es auf in Herrlichkeit:

Ueber der Brianza Hügeln
Silberfunken sah ich sprühn
Und den Monte Rosa leuchten
Und die Alpenkette glühn.

Feuilleton.

Orpheus als Gänsedieb (Jll. S. 373). Wie war doch die Gelegenheit so verlockend: niemand weit umher zu sehen, allein das arme verirrte Gänslein! Kein Wunder, daß die armen Dorfmusikanten der Versuchung nicht widerstehen konnten. Doch das Auge des Gesetzes wacht! Der strenge Dorfgensdarm hat sie in flagranti ertappt, und schleppt sie jetzt vor den gestrengen Herrn Amtmann. Da hilft kein Leugnen! Die Miene des gestrengen Herrn deutet auf nichts gutes, und wehmütig kratzt sich der arme Dorfmusikant die Haare. Wie traurig auch, jetzt ins Loch zu müssen, wo er sich schon auf den fetten Sonntagsbissen freute, und der wehmütige Blick, mit dem er das Corpus delicti betrachtet, das der gestrenge Gesetzeshüter emporhält, verrät uns deutlich seine Gedanken: „Wenn ich doch wenigstens den Braten schon im Magen hätte; aber wegen einer Gans, die wir gar nicht gegessen haben, ins Loch zu müssen, wie traurig!"

Wie die Ströbecker zum Schachspielen kamen.

Von B. Hildesiensis.

Ein sehr altes Dorf muß der Ort Ströbeck, im Mittelalter zum Flecken erhoben und später wieder Dorfgemeinde geworden, etwa zwei Stunden von Halberstadt entfernt, nahe der Halberstädter-Vienenburger Bahn gelegen, sein, da sich in dem Dorfe noch ein Turm befindet, welcher bereits im 11. Jahrhundert einem wendischen Großen, man nimmt an, dem Grafen Gunzelin, zum unfreiwilligen Aufenthaltsorte gedient hat.

Der Aufenthalt dieses wendischen Grafen, welcher, den Chroniken nach, entweder von Heinrich II. während eines Zuges gegen die friedlosen Nachbarn gefangen genommen wurde und dem damaligen Bischofe Arnulf von Halberstadt zur sicheren Verwahrung übergeben sei, der ihn in Ströbeck, gegen Erlaß einiger Pflichten, wie man mit Recht vermuten kann, von den Ströbeckern bewachen ließ, oder auch nach anderen vom streitbaren Bischofe Burchard II., der im Jahre 1068 als kommandirender General das deutsche Kriegsheer wider diese Liuticier Wenden in der Mark und Pommern befehligte, bis zur Erfüllung der Friedenspunkte den Ströbeckern zur Bewachung übergeben worden sei, — dieser Aufenthalt ist an den Ströbeckern nicht spurlos vorübergegangen, und ihm hatte es z. B. ein Ströbecker Knabe Valentin Selling zu danken, daß ihn ein braunschweigischer Herzog, Ludwig Adolf, lieb gewann und studiren ließ.

Als nämlich, so erzählt die Chronik, der Wendenfürst sah, daß ihn die Ströbecker glimpflich behandelten, lud er sie zu sich auf den Turm und lernte ihnen das Schachspiel, welches er selbst verfertigt und wozu er die Figuren geschnitzt hatte. So wurde nun dem Grafen im Schachspiel mit seinen Wächtern aus dem freudlosen Kerker ein fideles Gefängnis. Denn er hatte in den alten Ströbeckern solche Freunde und Verehrer dieses schönsten aller Spiele gefunden, daß sie dasselbe sogar ihren Kindern vererbten, so daß dieses Spiel noch heute von Alt und Jung gespielt wird, denn auch die Knaben und Mädchen dieses Dorfes üben das Schachspiel im Hause sehr eifrig, um womöglich nach dem Tage ihres Schulabganges auf dem in der Schule für die Abgehenden jährlich veranstalteten Wettspielen Preise zu erlangen, Schachbretter nämlich, welche denjenigen Knaben und Mädchen zufallen, die in diesen Wettspielen dreimal als Sieger hervorgegangen sind.

Der wendische Graf schied nach Erfüllung der Friedenspunkte seitens seiner Namensangehörigen von Ströbeck, nicht ohne seine Gefährten im Schachspiel, wie die Lucanussche Chronik erzählt, reich beschenkt zu haben.

Der Herzog Ludwig Adolf von Braunschweig, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, hatte von der Meisterschaft der Ströbecker im Schachspiele gehört, er ließ, um sich an denselben zu versuchen, einen Ströbecker zum Schachspielen nach Schloß Blankenburg entbieten. Die Ströbecker schickten wahrscheinlich einen ihrer besten Kämpen, den Hofbesitzer Selling, welcher sich von seinem Knaben Selling begleiten ließ.

Beim Spiel im herzoglichen Schlosse gewahrte der Knabe, — so erzählt der Chronist Lucanus und wurde es an Schreiber dieser Zeilen von ander Seite durch Familientradition, nämlich durch Einblick in einen Brief der Sellingschen Nachkommen, welcher durch die Freundlichkeit des ehrwürdigen Pastors Wehrmann gewährt wurde, bestätigt, — daß der Herzog einen falschen Zug thun wollte. Er hielt diesen Zug zurück, indem er den Herzog mit den Worten: „Badder mit Rat!" warnte, eine Formel, welche beim Schachspiel von Nichtbeteiligten, die dem Spiele zusahen, gebraucht werden durfte. Auf die Frage des Herzogs, weshalb er den bezeichneten Zug nicht thun solle, setzte ihm der Knabe die Folgen dieses Zuges auseinander, so daß der Herzog den Ueberblick des Knaben über das Spiel bewundern mußte und solches Gefallen an ihm fand, daß er ihn auf dem Schlosse zurückbehielt und ihn später Theologie studiren ließ. Der junge Ströbecker wurde seinerzeit Hofprediger und ist 1757 als Prediger in Hasselfelde verstorben. Wie sehr die Bewohner Ströbecks die Kunst des erlernten Spiels zu schätzen wußten, welches wohl zu jener Zeit ausschließlich in den höheren und höchsten Kreisen gespielt wurde, beweist der Umstand, daß sich unter ihnen bald die Gewohnheit ausbildete, den ihre Grenzen passirenden fürstlichen Persönlichkeiten eine Partie Schach anzubieten. So wurde auch dem Großen Kurfürsten, als er das Fürstentum Halberstadt übernahm und sich den Grenzen Ströbecks näherte, diese Probe nicht erspart, er entledigte sich derselben jedoch, wahrscheinlich aus Mangel an Zeit, denn eine Schachpartie kann ja unter Umständen mehrere Tage dauern, in einfacher Weise, indem er die Deputation seiner Gnade versicherte und dieser durch ein kunstvoll gearbeitetes Schachspiel mit, wie die Ströbecker noch versichern, silbernen Figuren, welches er ihnen übersenden ließ, beredten Ausdruck gab. Dieses Schachspiel, wenigstens das Brett — die silbernen Figuren sollen einst verliehen und nicht wieder zurückgeliefert worden sein —, wird auf der Ströbecker Ratsstube im Solligschen Kruge jedem, der es zu sehen wünscht, mit Stolz gezeigt. Die Figuren, die dabei gezeigt werden, sind jedoch auch von hohem Alter und insofern merkwürdig, als die Läufer Bischofsmützen tragen. Das Schachbrett trägt folgende Inschrift:

„Daß Serenissi. Churfurstl. Durchl. von Brandenburg und Fürst von Halberstadt Herr Friedr. Wilhelm pp. dieses Schach- und Courier-Spiel den 13ten Mai 1651 dem Flecken Ströbeck aus sonder Gnaden verehrt und bei ihrer alten Freyheit zu schützen zugesaget, solches ist zum ewigen Gedächtnis hierauf verzeichnet. Amtsr. Paul Langenstraß, L. Valentin Rieche, Bürgerm. Andreas Bartels, Amtsr. Hans Ilsen, B. Valentin Langenstraß, Bürgermeister Hans Hardmann."

Wenn man von Halberstadt kommend, das Dorf betritt, so erblickt man an der linken Seite des Weges ein stattliches Gehöft, welches an der Giebelseite des Hauses ein mächtiges Schachbrett als Wappen führt. Hier wohnt der Schulze des Dorfes mit Namen Sölling, ein Verwandter jenes Hofpredigers B. Selling, den wir bereits erwähnten. Die veränderte Schreibart des Namens beweist, wie leicht Vokallaute in ähnlich klingende übergehen und wie leicht Konsonanten, die dem Volksmunde überflüssig dünken, auch in der Schreibweise fortgelassen werden.

Verfolgt man den Weg weiter, so gelangt man bald zwischen ebenfalls großen Höfen hindurch nach einem Platze, auf welchen sich der vorhin erwähnte uralte Turm befindet. An der einen seiner vier Seiten befindet sich ein einfaches Brett mit der Inschrift: Schachturm!

Dem Turm schräg gegenüber liegt die Gemeindeschänke mit der Ratsstube, jetzt Eigentum des Gastwirts Söllig, ebenfalls eines Verwandten besagten Hofpredigers.

Hier war es, wo Schreiber dieser Zeilen mit einem Ortsangehörigen und tüchtigen Streiter auf den 64 Feldern vor kurzem ein heftiges Tournier nach Ströbecker Art — denn die Ströbecker spielen noch nach ihrer erlernten, uralten Weise und haben ihre besonderen Schachregeln — ausfocht, wo der Ströbecker in zwei Gängen, sein Gegner im letzten Gange Sieger blieb, und wo sich allabendlich die Freunde des edlen Schachspiels versammeln, um zu skaten; denn wenn auch jeder Ströbecker noch das Schachspiel versteht, so hat doch der Skat, wie überall die heimischen Spiele, so auch hier das Schachspiel verdrängt. („N. A. Z.")

Polnischer Aberglaube. Von jeher haben die Polen eine Vorliebe für die Bienen gehabt, weil sie diesen vielfache Einwirkungen auf die Sinnesweise des Menschen zutrauen. Besonders spielen die kleinen Insekten in bäuerlichen Liebesaffären eine wunderliche Rolle, denn die Polen glauben, daß die Bienen es einem Bräutigam oder einer Braut sofort anmerken, wenn sie gefehlt haben oder der Bräutigam ein Trunkenbold ist, und dann solchen Brautleuten ihre Stacheln tüchtig fühlen lassen. Es werden deshalb häufig, ehe eine Verlobung vollzogen wird, Tugendproben veranstaltet, deren eine der „Bär" also beschreibt: Vor einigen Jahren war ich in der Gegend von Brattian am Drewenzfluß Zeuge von einer ergötzlichen Tugendprobe, die eine ländliche Braut mit ihrem Bräutigam anstellte. Sie führte ihn an einem Sonntage, begleitet von der Dorfjugend, vor eine Linde, auf welcher sich ein junger Bienenschwarm angesetzt hatte, und ließ den Burschen dort stehen. Sie selbst trat mit den Genossen zurück. Der Bursche aber nahm eine vermessene Positur an und faßte den Bienenklumpen scharf ins Auge. Da gährte der Aufruhr in der Bienenrepublik; die Blicke der Entferntstehenden aber waren mit ängstlicher Aufregung auf die Bienen und den Burschen gerichtet. Einige von den jungen Bienen tirailliren zornig summend hervor und setzten sich in die Haare des Bräutigams, aber er stand fest wie ein Eichenpfahl. Der junge Mensch machte sogar den Mund weit auf, als gedächte er, wenn es darauf ankäme, den ganzen Bienenschwarm zu verschlingen, während Bienen um seinen Kopf umherschwärmten. Eine andächtige Stille herrschte in der Versammlung, und nur die Braut verriet, auf den braven Burschen schauend, einige Unruhe und Besorgnis, daß die Sittenprobe schlimm ablaufen könne. Allein die Bienen kehrten nach und nach zu ihrem Schwarm zurück, ohne daß sich auch nur eine feindlich gegen den Burschen erwiesen hätte. Jetzt wurde aber auch begehrt, daß die kleine 17jährige Braut die verfängliche Bienenprobe bestehe. Ohne Zaudern trat sie im Bewußtsein ihrer Jungfräulichkeit vor den orakulösen Lindenbaum, klatschte sogar in die Hände und, da die Bienen ihr nichts thaten, schaute das hübsche Ding stolz in die Runde, stürzte auf den Burschen los, umhalste den Herzensfreund und rief unter Wonnethränen: „Dich nehm ich, Jasch, denn Du bist kein Söffel!"

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 48. Unterhaltungs-Beilage. 1887.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.**

(Fortsetzung.)

Eine Herzensfreude, wie sie kaum reiner empfunden werden kann, durchströmte mich, als mir der Vater, bei seiner Zurückkunft einen Brief seiner Knaben übergebend, die Hand drückte und sagte: „Ich danke Ihnen für alles, was Sie an den Kindern gethan.“

Ich hatte mich längst in dem großen Anwesen so eingelebt, daß ich mich meiner ursprünglichen Unkenntnis in wirtschaftlichen Dingen selbst kaum mehr erinnerte, und durch das Verständnis hatte ich auch Freude und Interesse daran bekommen. Wo ich anfangs stillschweigend zusah und lernte, konnte ich jetzt angeben; meine Thätigkeit war somit durch das Fortkommen der Buben keine beschränktere geworden, denn ihren Lehrer hatten sie bis zuletzt beibehalten und meine Einwirkung auf sie war überhaupt keine aktive, sondern vollzog sich in dem natürlichen Einfluß einer weiblichen Umgebung und trug ihre Früchte, weil die Kinder von Natur gut angelegt und für alles Bessere empfänglich waren. So war sich denn, außer daß es im häuslichen Verkehr stiller geworden, alles gleich geblieben, vermißt aber wurde die frische Jugend, welche mit ihnen und dem Lehrer geschieden war, ganz besonders auch von meiner Mutter, welcher viel Unterhaltung durch sie geworden. Sie fühlte sich überhaupt oft zu einsam auf dem Gut, und ich trug mich schon länger mit dem Plan, ihr mal eine Abwechslung zu verschaffen.

Mit diesem Gedanken beschäftigt saß ich an einem feuchtkalten Februar-Nachmittag allein im Eßzimmer, während sich Mutter mit einer heute angekommenen illustrirten Zeitschrift in unsern eigenen Zimmern, deren wir im obern Stock zwei große besaßen, angenehm unterhielt. „Störe ich Sie, Fräulein? Sie scheinen sehr in Gedanken vertieft?“ Mit diesen Worten trat der Herr des Hauses ins Zimmer. „O, nein,“ antwortete ich. „Was ich mir soeben überlegt, hat noch gute Weile. Sie wünschen wohl die Notizen nach der Stadt; ich habe sie bereit.“ „Nein“, erwiderte er, „das hat auch noch Zeit; ich wünsche etwas anderes — nämlich mit Ihnen zu reden.“ Er nahm einen Stuhl und setzte sich mir gegenüber. „Daß ich kein Mann vieler oder schöner Worte bin, Fräulein, haben Sie in den Jahren Ihrer Anwesenheit in meinem Hause genugsam erfahren können, und darum wird es Sie auch nicht Wunder nehmen, wenn ich eine wichtige Frage ohne Einleitung kurz und bündig an Sie stelle.“ „Keineswegs,“ antwortete ich lachend, „fragen Sie was und wie Sie wollen.“ „Nun denn, ich möchte wissen, ob Sie sich entschließen könnten, meine Frau zu werden?“

Meine grenzenlose Ueberraschung mußte ich so unverkennbar und rückhaltlos in meinen Mienen ausgedrückt haben, daß er beinahe ängstlichen Tones frug: „Erschiene Ihnen dies so gar ungeheuerlich?“ — Aber er mußte auf eine Antwort warten, denn mir war, als hätte ich die Sprache verloren, — er stand auf, — „Habe ich Sie denn beleidigt?“ „Nein, aber wie fern lag mir diese Frage!“ „Vielleicht gerade so, wie mir einst der Gedanke an eine zweite Heirat,“ sagte er ernst, „allein mein Haus ohne Sie — dies kann ich mir nie mehr denken; wenn Sie demselben einmal fehlen würden, wäre es mir öde und unbehaglich, denn als Sie neulich des Gutsnachbarn krankes Kind besuchten und zu Tisch nicht hier waren, schmeckte mir das Essen nicht und ohne Grund war ich unwirsch gegen die Leute. Daß Sie einmal anders geliebt worden sind, als ich, der rauhe Landmann und mehr als Fünfzigjährige, es vermag, glaube ich gewiß, denn sonst wären Sie nicht in dieser Einsamkeit hier und mit der Umgebung derselben zufrieden gewesen — aber die treue Liebe eines unbescholtenen Mannes kann ich Ihnen dennoch bieten, und ich besitze ein so großes Vertrauen zu Ihnen, daß, wenn Sie einwilligen, mein Weib zu werden, die Vergangenheit Ihres Herzens mich gar nicht berührt, weil ich weiß, dann ists vergangen, sonst würden Sie es nicht.“ — Der schlichte, oft sogar rauhe Mann, — welch richtigen Blick that er in mich und wie hoch stellte er mich. — Er reichte mir die Hand,

„denken Sie darüber nach," — die Thränen liefen mir über die Wangen, denn ich war ergriffen. „Haben Sie Dank für Ihr Vertrauen."

Er verließ das Zimmer; ich blieb wie gebannt sitzen. — Nach zwei Stunden, Hanna, saß ich noch, aber fertig in mir. Was alles trat noch einmal vor mich! Nie vergessene Augen schauten in die meinigen, — eine jauchzende Liebesstimme, — ein tief trauriger Abschiedston klang an mein Ohr, — die erste Liebe, Kind, vergißt man nie, aber sie verklärt sich zu jenem Ideal, das wir auch in neuen Banden und neuen Pflichten uns erhalten dürfen, sie ist fast identisch mit der ersten Jugend, die ja auch vorübergeht und doch ewig in uns fort lebt. — Eine treue, starke Hand bot sich mir und ein rührender Glaube an mich gab mir vertrauensvoll sich selbst, das Liebste, seine Kinder und sein Haus als Heimat für lebenslang. Ich wollte es nehmen und eine treue Gattin, eine brave Mutter und Hüterin seiner Heimat werden. An meinen guten, lieben Vater, das Vorbild meines Strebens, wandte sich meine Seele, und sie empfand es auch, daß er ihr seinen Segen sandte. Wie ich voraussehen konnte, nahm die Mutter meine Mitteilung als ein großes, ihrer Tochter zu teil werdendes Glück auf, welches die Zukunft der Mittellosen für immer sicherte, und wenige Wochen später legte ein hochbetagter, der Familie Reichenstein von jeher befreundeter Geistlicher am Altar unsere Hände ineinander.

Die alte Frau schwieg und blickte sinnend, die Anwesenheit der gespannt aufhorchenden Enkelin ganz vergessend, ins Weite. Endlich unterbrach Hanna die lange Pause mit der Frage: „Und bist Du glücklich geworden, Großmütterchen?" „Ja Kind, tiefer Schmerz und heißes Weh blieb nicht aus bei uns, aber wir trugen es zusammen und so groß wie sein Vertrauen war, ehe ich sein Weib geworden, so groß und stark blieb die Liebe meines Gatten, der im gemeinsam uns betreffenden Leide immer um mich noch besonders litt." „Und hast Du ihn, ich meine Ferdinand, niemals wieder gesehen, Großmutter?" „Einmal noch, Hanna, in einer der härtesten Stunden meines Lebens — höre mich denn zu Ende. Meine Knaben, denen ich Mutter geworden, hingen gerade so an mir, als sie mir teuer waren, aber dennoch durchströmte mich ein Gefühl ganz besonderer Weihe, als ein eigenes Kind in meinen Armen ruhte. Man ist so leicht geneigt, die zweite Mutter in hartem, unnachsichtigem Sinne Stiefmutter zu nennen, ohne zu bedenken, wie viel dazu gehört, daß dieselbe diejenige Empfindung, welche die heiligste des Weibes ist, zugleich auch so erkenne, daß sie durch die naturgemäße Unfähigkeit, die Kinder erster Ehe mit ganz derselben Innigkeit zu umfassen, mit Mitleid für jene erfüllt werde, denen ein unersetzbarer Schatz so frühe verloren ging. Das Kind, welches sie geboren, liebt die Mutter selbst dann noch, wenn es tief zu Falle kam, ihr selbst fast das Herz gebrochen hat, — wie eben nur die Mutter es kann, so liebt sie, so verzeiht sie, ohne Frage, ohne Aufhören. Dasselbe Gefühl für die Kinder einer anderen zu verlangen, ist keine gerechte Forderung, denn sie geht gegen die Natur, welche sich in allen Fällen nur bis zu einem gewissen Grad bezwingen läßt. Aber Mitleid und Gerechtigkeit, neben der Liebe zum Vater der Kinder, kann die fehlende Stimme der Natur sebst dann etwas ersetzen, wenn die Mutter nicht so glücklich ist, wie ich es war, die ich die Kinder lieben konnte. „Wie soll der Junge heißen?" frug mich mein lieber Mann, als die Taufe herannahte. „Wähle einen Namen, der Dir gefällt, doch einen Jakob will ich nicht, den besitze ich ja an Dir," sagte ich lachend. „Und ich wollte, Du wärest keiner," ergänzte fröhlich der glückliche Vater. Nun, er gab keine Ruhe, ich sollte bestimmen, mit Vorbehalt seiner Einsprache, wenn ihm meine Wahl durchaus nicht entspräche. „Heißen wir ihn Ferdinand; Alter, willst Du?" „Gut, der Name gefällt mir, — also Ferdinand!"

Er wuchs herrlich heran, unser hübscher, blonder Knabe, dem nach zwei Jahren ein Schwesterchen, welches nach dem Wunsche Deines Großvaters Margarete geheißen ward, folgte. Das war Deine liebe, süße Mama, Hanna.

Familienglück, das stete, beruhigende, sanfte und stille Glück, wie so dankbar genoß ich es, im frohen Kreise von Mann, Kindern und Mutter. Auch auf letztere übte es am Abend ihres Lebens einen so wohlthuenden Einfluß, daß sie zufriedener, weicher und gemütlicher ward, als sie je es gewesen, seit Vaters Tode. Besonders wenn die großen Buben in den Ferien nach Hause kamen, war überall Lust und fröhliches Leben und selbst in den Tagen des Unglücks konnten wir uns zuweilen noch erquicken an den Paradiesesblumen der Erinnerung. Jahre, von denen ich nichts weiter sagen kann, als daß sie glückliche, ja ungetrübte waren, sie übergehe ich nun, — oft genug denke ich ja ihrer. Unser ältester Sohn Georg, der Onkel auf Wintersried, unserer teuren Heimat, war im Auslande als Pächter auf einem großen Gut, Fritz als Assessor in H., wo er nun längst als Rat ist, Ferdinand als blutjunger Lieutnant in der Nähe der Stätte meiner Jugend, nur Margarete, die lieblich Erblühte, besaßen wir daheim für uns. Eigener Neigung und daneben auch einem Wunsche seines Vaters entsprechend, hatte Ferdinand die militärische Laufbahn gewählt, welche mich, ich vermochte keinen Grund dagegen geltend zu machen, nicht vollständig für ihn befriedigte, selbst dann nicht, als es sich so fügte, daß er dem Fürsten diente, welcher der Geliebte meiner Jugend war. Von meinem Sohne, der mit Begeisterung von ihm sprach, erfuhr ich manchen Zug, in welchem ich den ideal denkenden Jüngling wieder erkannte.

Wir hatten fröhlich Vaters Geburtstag gefeiert, bei welchem jedesmal keines der Kinder fehlte; wie befriedigt überblickte mein guter Mann den heimischen Kreis! Mein Ferdinand! Voll Mutterglück und Mutterstolz schaute ich in seine von übersprudelnder Jugendlust strahlenden Augen, sein Wesen war ein liebenswürdig gewinnendes, dem niemand widerstehen konnte, — wie hing er an den Brüdern und der Schwester, und wie zärtlich liebten sie ihn alle. „Unverhofft stehen wir mal vor Dir, die Mutter und ich," versprach ihm der Vater beim Abschied an jenem Tage. „O Gott, wie anders ist es gekommen! Es war vier Wochen später, der Vater war durch heftige Gichtschmerzen, die ihn oft heimsuchten, ins Zimmer gebannt, als ich am Fenster neben ihm sitzend einen reitenden Boten heransprengen sah. Ich eilt ihm entgegen und empfange einen Brief von Fritzens Hand und folgenden Inhalts: „Gestern die Nachricht einer Erkrankung Ferdinands erhalten, reiste ich sofort hierher und da ich seinen Zustand leider nicht ganz unbedenklich finden kann, halte ich die Mitteilung an Euch, so schwer mir dieselbe wird, für Pflicht." — „Du armes Weib, und allein muß ich Dich ziehen lassen," jammerte der Vater, als ich eine Stunde darauf Abschied nehmend ihn umarmte.

O, Hanna, was fühlte ich, als ich vor meines Kindes Lager trat, „Mutter, Du liebe Mutter," schwach flüsterten es die Lippen und die Augen schlossen sich wieder. Durch einen Sturz mit dem Pferde hatte er innere Verletzungen erlitten, — in der folgenden Nacht starb er."

Hanna küßte still die Hände der Großmutter, in deren Augen große Thränen standen. Sie fuhr fort. „Der Dichter hat Recht, indem er sagt:

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein,

aber es gibt auch nur einen Mutterschmerz. — In rote und weiße Rosen gebettet, wie ich sie schöner nie gesehen, lag mein Kind, mein Herzblatt. unentstellt und kaum berührt vom Tode.

(Schluß folgt.)

Am Brückenrand.

Von A. Kunert.

Ein Jahr dahin, seit mich das Glück gefunden,
Und ich die Welt noch einmal lieb gewann;
Ach schaurig waren jene düstren Stunden,
Als wilder Gram durch meine Seele rann.
Vom Hunger müd', von aller Welt verlassen,
Das Herz war wüst und alle Hoffnung tot!
So trieb's mich planlos durch die dumpfen Gassen,
Kein leiser Glanz von einem Morgenrot.

Im Innern Schmerz, von tausend heißen Wunden,
Die mir die Welt und rauhes Schicksal schlug;
Das Glück im Sumpf des Elends tief entschwunden
Und keine Seele, die mich liebreich frug:
Was fehlt Dir? oder: was hast Du verbrochen?
„Kein liebevoller Blick, kein tröstend Wort."
Und Tage schwanden und es schwanden Wochen,
Das Elend, Elend, trieb mich weiter fort.

An einen Strom, wo wild die Wellen schäumen,
Da kam ich müd' und schaute düster drein;
„Du feuchtes Grab von millionen Träumen,
Wie manches Herz mag hier begraben sein."
Das Haupt gelehnt am morschen Brückenpfeiler,
So sah ich lange zu dem Wogengraus,
Da rauscht es leis: „Bin aller Wunden Heiler,
Ein Sprung in mich und alles Leid ist aus!"

Es zog mich hin; gleichwie mit tausend Armen,
Schon gähnt vor mir die Tiefe, grauenhaft,
Da gellt es wild aus meiner Brust: „Erbarmen!"
Und rückwärts wankt ich mit Verzweiflungskraft.
Nun ist ein Jahr seit jenem Tag entflohen,
Wie dank ich heute jener Willensmacht.
Ich fühle neue Lust den Geist durchlohen
Und goldnes Licht durchbrach die finstre Nacht.

Etwas vom englischen Heirathsmarkt.

Eine Zeitungsstudie.

Von K. von K.

Es war zur Zeit meines Londoner Aufenthaltes. Ich war zum Besuch eines Freundes draußen in dem Vorort Brixton gewesen und schlenderte nun, in allerlei melancholische Gedanken vertieft, über Westminsterbrid meiner am Soho-Square belegenen Wohnung zu. Da mit einemmale wurde ich durch den dicht vor mir mit krächzender Stimme ausgestoßenen Ruf: „Matrimonial News!" (Heiratszeitung) aus meinen Träumereien aufgestört. Der Mensch, welcher mir das sauber ausgestattete Blatt mit seinen schmutzigen Fingern in recht aufdringlicher Weise dicht unter die Nase hielt, wobei er mir mit einer schalkhaft sein sollenden Vertraulichkeit aus kleinen, zusammengekniffenen Triefaugen zublinzelte, entsprach zwar keineswegs dem Ideal, welches ich mir in müßigen Stunden von Gott Hymen, dem Vermittler, oder gar von Eros, dem pfeilbewehrten Schalk gebildet hatte, nichts destoweniger griff ich zu dem mir dargebotenen Blatte, dessen verlockender Titel mir auf alle Fälle eine interessante Unterhaltungslektüre in Aussicht stellte.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich es mir zunächst bei einer Tasse Thee und einer Zigarre bequem, worauf ich den mitgebrachten Heiratsanzeiger in Muße zu studiren begann.

Für diejenigen meiner geneigten Leserinnen und Leser, deren Lippen sich bei Erwähnung dieses Litteraturerzeugnisses zu einem ungläubigen Lächeln kräuseln, sei hier, des bessern Verständnisses halber, die ausdrückliche Bemerkung vorausgeschickt, daß die „Matrimonial News" kein Produkt meiner Phantasie, sondern ein allwöchentlich im Umfang von acht Seiten erscheinendes, mit zahlreichen Annoncen angefülltes Fachblatt sind, welches jetzt schon seit sechzehn Jahren existirt und, als ich mich in London aufhielt, seine Bureaux im Hause Nr. 302 am Strand hatte.

Gleich am Kopfe des Blattes werden die geschäftlichen Praktiken desselben einem hohen Adel und verehrlichen Publikum mitgeteilt, indem sich dortselbst eine Taxistabelle befindet, welche vom Herausgeber des Blattes seiner menschenbeglückenden Thätigkeit zu Grunde gelegt wird. Die Zeitung führt als Untertitel die Bezeichnung: „a weekly Journal to the Promotion of Marriage and Conjugal Felicity." (Wochenblatt zur Beförderung von Heiraten aus ehelicher Glückseligkeit.)

In einer Ansprache an das heiratslustige Publikum schwingt sich der Herausgeber dieses „eminent zeitgemäßen" und vorzugsweise praktischen Organs auf das hohe Roß der Gemeinnützigkeit, indem er, von der unbestreitbaren Behauptung ausgehend, daß die Ehe eine der wichtigsten Grundlagen aller Zivilisation sei, die schon weniger unbestreitbare Ueberzeugung ausspricht, daß durch sein Blatt nicht einem dringenden Zeitbedürfnis, sondern geradezu „einem Herzenswunsche der gesamten englischen Nation" Rechnung getragen werde. Im weitern Verlauf dieses Prospektartikels wird alsdann dem Leser die vertrauliche Mitteilung gemacht, daß es in den vereinigten Königreichen zahlreiche heiratsfähige Herren und Damen gäbe, welche alle erforderlichen Eigenschaften besäßen, um einander gegenseitig mit Herz, Hand und Geldbeutel zu beglücken, daß dieselben jedoch vielfach in Ermangelung praktischer Annäherungsmittel auf ihren natürlichen Beruf verzichten müßten. Da dies für den Betreffenden offenbar sehr peinlich sein müsse, so würden dieselben ohne Frage die „Heiratszeitung" als Fremdenführer ins Paradies der Ehe hochwillkommen heißen.

Nachdem auf diese Weise das zum Geschäft gehörende Klappern besorgt ist, nimmt der reichhaltige Annoncenteil des Blattes seinen Anfang.

Um der geneigten Leserin eine annähernde Vorstellung von der Art und Weise zu ermöglichen, wie sich das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage auf dem englischen Heiratsmarkt gestaltet, wollen wir diesem Teile des höchst interessanten Blattes einige Aufmerksamkeit widmen. Hiebei wird uns ganz besonders

der Umstand auffällig erscheinen, daß unter den annoncirten Heiratsgelegenheiten sich eine große Anzahl sogenannter guter Partien befindet. Die Inserate, durch welche junge, schöne, geist- und geldreiche Damen einen ehrenwerten Herrn, sogar zwischen 40 und 50 Jahren, mit ihrer Hand, ihrem Herzen und ihrer Mitgift zu beglücken wünschen, selbst dann, wenn der Betreffende ohne jegliches Vermögen ist, gehören in den Spalten der „Matrimonial news“ keineswegs zu den Seltenheiten. Fast auf jeder Seite des gemeinnützigen Blattes befinden sich mehrere solcher Anzeigen.

Aber nicht nur die englischen Damen, sondern auch zahlreiche Herren sind von dieser Uneigennützigkeit, sodaß der Kenner englischer Verhältnisse sich mitunter baß verwundert, daß soviel Edelsinn und hochherzige Denkweise sich inmitten der kältesten Berechnung und Geschäftsspekulation im engen Raume einiger Zeitungskolumnen zusammenfinden.

Beim Durchlesen einzelner dieser Inserate wollte es mir fast dünken, als habe ich bisher den Engländern Unrecht gethan, indem ich ihnen bei sich darbietender Gelegenheit jeglichen Idealismus, jeglichen Sinn für das Höhere absprach und behauptete, daß sie eine Nation von Krämern seien, die Jegliches nach der Elle messen und nach Pfunden wiegen. Das Bewußtsein nun, allen diesen braven Leuten, welche sich durch ihre in der Heiratszeitung veröffentlichten Inserate von einer so uneigennützigen und noblen Seite gezeigt hatten, Unrecht gethan zu haben, lastete schwer auf mir.

Bild ohne Worte.

Ein guter Freund, den ich später, in Ermangelung eines Beichtvaters, mit meinen Gewissensbissen vertraut machte, wurde mein Retter in dieser kritischen Lage. Nachdem derselbe meine Beichte vernommen, lachte er zunächst laut auf, gab mir dann die wenig schmeichelhafte Versicherung, ich sei ein ausgemachter Hausnarr und behauptete zum Schlusse, daß gerade diejenigen Annoncen, in denen sich nur ehrenwerte Gesinnungen und keinerlei Spekulationsgeist aussprächen, vom Herausgeber des Blattes fingirt seien und zwar aus zwiefachen Gründen: erstens, um etwas Abwechselung in den Inseratenteil zu bringen und zweitens, um als Lockspeise zu dienen für Einfaltspinsel — mein Freund ist ein entsetzlich grober Mensch, — welche etwa Lust verspüren sollten, ähnlichen sentimentalen Blödsinn für schweres Geld drucken zu lassen und sich dafür im günstigsten Falle eine liebestolle alte Jungfer auf den Hals zu laden.

Als ich dann, von meinem groben Freunde darauf aufmerksam gemacht, auf Grund des Insertionstarifs eine Berechnung darüber anstellte, was die in der einen Nummer der „Matrimonial News“ enthaltenen Annoncen dem Verleger wohl eintrügen, sah ich ein, daß dieser Theil seiner Thätigkeit im Dienste der Beförderung ehelicher Glückseligkeit schon rentabel genug sei, um des Herausgebers eigenes Familienleben zu einem recht behaglichen zu gestalten und zwar selbst dann, wenn es in keinem einzigen Falle seiner Vermittlerthätigkeit gelingen sollte, zwei absolut nicht zusammenpassende Menschen gegen Bezahlung der üblichen Provision für zeitlebens aneinander zu fesseln.

Angeregt durch diese Wahrnehmung beschloß ich, mir Gewißheit darüber zu verschaffen, ob mein skeptischer, vom Pessimismus angekränkelter Freund Recht hat oder nicht. Zu diesem Behufe schrieb ich, mit jedesmal veränderter Handschrift, ein Dutzend Briefe, welche ich dem Herausgeber zur Weiterbeförderung an diejenigen Damen übersandte, die, mit reichen Geldmitteln ausgestattet, einen Mann um seiner selbst willen und aus Neigung zu heiraten beabsichtigten. Da ich die Vorsicht gebrauchte, auch verschiedene postlagernde Adressen anzugeben, sowie den Betrag für die Rückantwort beizufügen, empfing ich just vierundzwanzig Stunden später in einem Dutzend Briefen zwölf gedruckte Antwortsformulare des Inhalts, daß die „Nummern“, auf welche ich reflektire — jede Annonce wird nämlich mit einer laufenden Nummer versehen — bereits anderweitig engagirt seien, was dem „Editor“ um so unangenehmer sei, als er nicht im

In Erwartung. (Siehe Text Seite 384.)

geringsten bezweifle, daß ich — den übrigens der Biedermann nur aus einem pseudonymen, nichtssagenden Schreiben kannte, oder, besser gesagt, nicht kannte — zweifelsohne ein vorzüglicher Gatte und Familienvater geworden wäre und das Glück jener ausgezeichneten Ladies gemacht haben würde, die ihn mit ihrem hohen Vertrauen beehrt hätten.

Und wie wir denn so häufig im täglichen Leben Leuten begegnen, die stets ein Geschäft zu machen suchen, selbst wenn sie uns eine Traueranzeige mitzuteilen haben, so schloß auch hier der würdige und uneigennützige Berater seiner heiratslustigen Mitmenschen das gedachte Zirkular mit der freundlichen Einladung, ein Depositum von fünf Pfund Sterling bei ihm zu hinterlegen, in welchem Falle er eine laufende Annonce für mich veröffentlichen, wie auch sonst alles thun werde, was in seinen Kräften stehe, um mich „ans Ziel meiner Wünsche zu bringen."

Der Geschäftskniff lag klar auf der Hand; mein Freund, der unausstehliche Pessimist, hatte wieder einmal Recht behalten, während ich in meinem Optimismus die Dinge durch die grüne Brille der Selbsttäuschung gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Der geköpfte Blücher.

Von **H. W. Otto.**

Der als ausgezeichneter Geschichtsforscher bekannte Geheime Archivrat Dr. Wiggers in Schwerin hat in jüngster Zeit eine Geschichte des Hauses von Blücher erscheinen lassen, in welcher er unter anderem eine interessante Thatsache, die Enthauptung eines Gliedes der Familie, welche später durch den Marschall Fürst Blücher von Wahlstatt eine so hohe Berühmtheit erlangen sollte, klarstellt, ein Verdienst, welches um so höher anzuschlagen ist, als andere Genealogen, ob mit Absicht oder nicht, bleibe dahingestellt, dieses Glied des Hauses Blücher eines durchaus ehrenvollen Todes sterben lassen.

Zugleich aber bietet der ganze Verlauf dieses interessanten Prozesses, welche gegen einen Blücher angestrengt wurde, einen so charakteristischen Beitrag zur Geschichte der Justizpflege im 17. Jahrhundert, daß wir die Genesis und den Verlauf desselben den Lesern der „Neuen Welt" nicht vorenthalten wollen.

Der älteste Sohn des lübischen Lieutenants Jürgen von Blücher, Reimar Joachim, mochte kaum 20 Jahre zählen, als er seinen Vater verlor. Die Verwilderung der sittlichen Empfindung, welche im Laufe des dreißigjährigen Krieges, namentlich unter dem Kriegerstande selbst, eingerissen war, verlor sich wenigstens im Norden Europa's, wo immer wieder ein Krieg auf den andern folgte, nicht bald und namentlich unter dem Adel, dessen Blütezeit unter dem Faustrecht in Mecklenburg noch gar nicht so lange hinter ihm lag, herrschte Rohheit, rücksichtslose Thatkraft und Trotz auf vermeintliches Recht.

Die glänzende kriegerische Erscheinung und die kühnen Pläne des Schwedenkönigs Karl X. Gustav führte dessen Werbeoffizieren viele deutsche „Edelleute" zu, welche durch den großen, deutschen Krieg verarmt waren und nichts ihr Eigen nannten als ihren Degen, den sie zumteil schon für Schweden unter Generalen wie Banér, Torstenson, Wrangel geführt hatten. Reimar Joachim von Blücher folgte ihrem Beispiel und trat als Cornet bei den Schweden ein. Bald fanden sie auf den Kriegszügen in Polen und Dänemark Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und auch jener Blücher rühmt sich, daß er drei Königen mit Ehren gedient, daß Könige und Fürsten ihn geliebt und ihm vor anderen Offizieren den Vorzug gegeben haben. Jedoch hat Wiggers trotz sorgfältigster Forschungen einzelne hervorragende Thaten nicht namhaft machen können. Man weiß nur, daß er zum Lieutenant avancirte und nachher Regiments-Quartiermacher ward.

Die Friedensschlüsse zu Oliva und Rotenhagen nach dem Tode des Königs Karl X. stellten im Jahr 1660 die Ruhe im Norden Europa's wieder her, und in Schweden folgte auf die starke Regierung jenes Königs das vormundschaftliche Regiment für seinen unmündigen Sohn Karl XI.

Zu dessen Zeiten muß Blücher nach Stockholm gekommen sein und dort eine Bekanntschaft gemacht haben, die für ihn verhängnisvoll werden sollte. Er bekam gleich vielen anderen Offizieren bei der Reduktion der Regimenter auf den Friedensstand seinen ehrenvollen Abschied; 1663 trat er als Lieutenant in dänische Dienste und erschien in Kopenhagen mit einer Anna Maria v. Pahlen, einer auffallend schönen und talentvollen, vornehmlich in Wachsbildnerei geschickten Dame von 17 — 18 Jahren, welche ihre Eltern, die an ihrer Liebschaft mit Blücher keinen Gefallen gefunden hatten, in Mannskleidern aus Stockholm entflohen sein soll. Blücher lebte eine Reihe von Jahren in Kopenhagen, niemand bezweifelte, daß sie seine Frau sei, wofür er sie ausgab; zu ihren Kindern wurden Gevattern aus den höchsten Ständen erbeten, niemand setzte in deren rechtmäßige, eheliche Abstammung den geringsten Zweifel.

Die meisten Genealogen berichten nun, daß Reimar Joachim von Blücher als dänischer Oberstlieutenant 1677 bei Landskrona gefallen sei, dem ist jedoch nach Wiggers nicht so. Blücher verließ Kopenhagen nicht als Oberstlieutenant, sondern als Lieutenant, und erschien 1675 oder 76 mit seinem kleinen Sohne Christian Georg bei seiner Mutter in Lübeck. Was ihn bewog, seinen Abschied in Kopenhagen zu nehmen, ist unbekannt; gewiß ist aber, daß er mit Anna Maria von Pahlen ganz zerfallen war und erklärte, sie sei nie seine angetraute Frau, sondern nur seine Concubine gewesen. Auch diese hatte Kopenhagen verlassen und lebte in Hamburg, ob allein oder in Gesellschaft steht dahin. Später hatte sie ihren Aufenthalt bei einem Kapitain in Hannover, sie war, angeblich „weil sie die Armut gedrücket" zum Katholizismus übergetreten. Ihre zwei Töchter hatte sie in Kopenhagen zurückgelassen, wo sich derselben der damals berühmte Theologe Dr. Lassenius annahm.

Reimar Joachim von Blücher beschränkt sich nicht darauf, sich von seinen Töchtern zurückzuziehen; er stellte auch die eheliche Abkunft der Kinder in den Augen der Welt in Abrede, indem er, ohne sich um Anna Maria weiter zu bekümmern, im August 1676 mit der ehrbaren Tochter eines verstorbenen lübischen Bürgers Elisabeth Lütchens zur Ehe schritt. Schon war in Lübeck das Gerücht verbreitet, daß er bereits mit einer anderen verheiratet sei: nur gegen Bürgschaft hatte der worthabende Bürgermeister die Proklamation gestattet. Die Hochzeit mit der Lütchens war eben vorüber, als der Dr. Lassenius an den Superintendenten zu Lübeck die kirchlichen Zeugnisse über die eheliche Geburt der Blücherschen Kinder einsandte. Anna Maria von Pahlen begab sich nach Kopenhagen und brachte von dort angeblich ein königliches Zeugnis heim, daß sie wirklich Blücher angetraut und ihre Kinder rechtmäßig seien; sie machte freilich, wie sie behauptet, auf Fürbitte der Kinder keinen Gebrauch davon, wußte aber doch durch Drohungen zu erreichen, daß ihr der Sohn von dem Vater ausgeliefert ward.

Der Lieutenant von Blücher verlor um diese Zeit seine Mutter. Der Nachlaß derselben und das Vermögen der Elisabeth Lütchens reichten aber nicht hin, ein Gut zu kaufen, und

so nahm Blücher Trinitatis 1676 von der Wittwe Maria v. Bülow geborene v. Maltzan auf drei Jahre das Gut Cölpin bei Crivitz in Pacht. Hier schlug er mit seiner jungen Frau seinen Wohnsitz auf.

Jedoch kam er auch dort nicht zur Ruhe. Der Präsident Kurd Valentin v. Plessen verfolgte ihn beim Hof- und Landgericht mit einer Klage aus einer Forderung und erwirkte Exekution. Statt sein Recht aber vor Gericht zu verfolgen, schritt Blücher zu gewaltsamer Selbsthülfe, indem er den Exekutor unter schweren Schlägen mit Ohrfeigen und Karabinerschüssen aus dem Hofe trieb.

Noch schlimmer verfuhr er, als im Herbst 1679 die Frau von Bülow Exekution gegen ihn erlangte. Sie hatte ihn wegen ausgebliebener Pacht verklagt; er glaubte seinerseits, sie habe ihn weit übervorteilt. Ohne auf die zwei ihm ins Gut gelegten „Einspännigen" (wahrscheinlich Exekutionssoldaten) zu achten, ließ er gegen das gerichtliche Verbot sein Vieh vom Hofe treiben; ja unter dem Vorwande, dieselben gegen seine aufrührerischen Bauern zu gebrauchen, erlangte er von dem damals in Crivitz im Quartier liegenden brandenburgischen Obersten Brandt einige Dragoner, schlägt das an sein Hoftor gelegte Schloß los und treibt mit Hülfe der Dragoner sein Vieh zum Verkauf nach Schwerin. Nicht genug damit, sticht Blücher den einen der beiden Einspännigen einfach durch den Arm, mit dem Bemerken, daß er noch Schlimmeres beabsichtigt habe.

Endlich, im November 1679 läßt die Justizkanzlei zu Schwerin den edlen Raufjunker und seine Frau, welche sich heftige Reden gegen die Beamten zu Schulden hat kommen lassen, aus Cölpin nach Schwerin bringen und dort in der „Custodie" des Schlosses einsperren.

Er ward nun wegen Gewaltthätigkeit in Anspruch genommen; bald aber trat diese Frage ganz in den Hintergrund, denn der Fiscal richtete nun seine Klage vielmehr auf — Bigamie. Ein Brief der Anna Maria Blücherin, geb. v. Pahlen, wie sie sich schrieb, bot dazu eine bequeme Handhabe. Nicht, als ob sie direkt als Klägerin aufgetreten wäre; sie erfuhr aber, daß Augustus von Bülow ihrer Schwiegermutter, seiner Verwandten, jährlich eine kleine Rente gesandt habe. Nach dem Tode der letzteren begehrte sie solche zur Unterstützung für ihre Kinder, und als Bülow diese Forderung bestritt, klagte sie wider ihn bei dem Herzog Christian Louis zu Hamburg und erwirkte einen Zahlungsbefehl. Bülow nannte nun aber in einer Gegenschrift die Klägerin „die *also genannte* Anna Maria Blüchers", und dies reizte sie so, daß sie in einer Antwort an die fürstliche Kanzlei (geschrieben zu Hannover am 19. Dezember 1679) ausführlicher sich als die rechtmäßige Gattin Blüchers bezeichnete und behauptete, sie habe sich nicht verdrießen lassen, auf ihre Unkosten den fernen Weg über sich zu nehmen und ihren „Trauschein" abzuholen, den sie jedoch nicht einmal in Abschrift beilegte.

Wie wohl sie nun erklärte, auf eine Klage zu verzichten, trat jetzt der Fiscal als der Kläger auf; aus einem umständlichen Bericht, den derselbe über den Prozeß erstattete, ersieht man, daß dieser seine Behauptung, Blücher sei mit Anna Maria von Pahlen kopulirt gewesen und habe mit ihr drei eheliche Kinder am Leben, auf die Aussage „dreier guter Zeugen" stützte und sie in den von dem geistlichen Ministerium zu Lübeck eingesandten Zeugnissen des Dr. Lassenius und eines anderen Pastors, E. Bußing, bestätigt fand. Der Hauptgrund des Fiscals war offenbar der von ihm zuletzt angeführte, daß nämlich der Blücher ein solcher Mensch sei, zu dem man sich ob varios in actis adductos excessus et vitam eines Lasters der Bigamie wohl zu versehen hätte.

Nun mochten immerhin die Kinder als ehelich in die Kirchenbücher eingetragen sein, denn Blücher hatte ja deren Mutter für seine Ehefrau in Kopenhagen ausgegeben und aus den höchsten Kreisen Gevattern gebeten; er büßte jetzt seinen junkerhaften Leichtsinn. Aber daß der Trauschein produzirt wäre, ist nicht denkbar, denn diesem gegenüber hätte der Angeklagte nicht fortwährend behaupten können, alles Andere sei wahr, nur sei er nicht mit der Pahlen ehelich getraut und auf diesen Punkt kam ja (*juristisch* angesehen) alles an. Statt nun aber den Trauschein aus Hannover von der angeblichen Inhaberin desselben zu verschaffen, oder diese zu verhören, holte die Kanzlei nach dem damaligen Brauche eine Rechtsbelehrung von der juristischen Fakultät zu Helmstedt ein, und diese erkannte am 24. März 1680, daß v. Blücher, „wenn er mit der Wahrheit nicht herauswollte, uff vorhergehende Spezialbewilligung Ew. Durchl. (des Herzogs Christian Ludwig) mit Fürstellung des Scharfrichters der zur Peinlichkeit gehörenden Instrumenten ernstlich zu bedräuen und auf besagte Articulen nochmals zu befragen und wann er die Wahrheit noch länger verhalten sollte, würklich, jedoch menschlicher Weise zu torquiren sei."

Diesen Schimpf suchte der Angeklagte durch ein sehr bewegliches Schreiben an den Herzog, der in Paris weilte, abzuwenden. „Denn ich darauf leben und sterben will," so schreibt er, „daß mir das Weibstück niemalen ist geehelicht gewesen." — „Als bitte ich nochmalen unterthänigst, Sie geben mir mein armes, unschuldiges Weib los; sie soll mir Zeugnis genug schaffen, daß sie mir ist nicht geehelicht gewesen und daß der Priester mit Unwahrheit berichtet hat, daß es in den Kirchenbüchern sich nicht befinden thut." Indessen der Herzog antwortete, daß er es bei der Helmstedter Rechtsbelehrung bewenden lasse und die Justiz nicht zu protrahiren geneigt sei.

Auf der Folter gestand der Angeklagte „umbständlich", was er gestehen sollte, und hernach widerrief er Alles.

Seine unglückliche Frau erlag kurz nach jenem Akte ihrem Kummer. Blücher selbst befand sich nach Anwendung der Folter in einem solchen Zustande, daß der Chirurg an seinem Aufkommen zweifelte. Hiernach machte der Gefangene einen Fluchtversuch, der seine Haft nur verschärfte.

Die Kanzlei sandte die Prozeßakten nunmehr an die Fakultät in Kiel, und diese erkannte auf Wiederholung der Tortur. Zur abermaligen Anwendung derselben ließ der Gefangene es aber nicht kommen, sondern er legte schon, bevor er in die Folterkammer gebracht ward, wieder das vom Richter begehrte Geständniß ab. Darauf erkannte ihm die Kieler Fakultät die Todesstrafe zu.

Der Verurteilte wandte sich nun nochmals in einem Schreiben an den Herzog, beklagte sich bitter über die erlittene Behandlung und flehte um Gnade, da er unschuldig sei, „umb das Blut Jesu, unsers Seligmachers willen, der für uns alle miteinander gelitten hat." „Es wäre ja billig," fügt er hinzu, „daß mein unrechtmäßiger Kläger die Anna Maria Pahlen hierzuschaff', oder beweis', ob sie annoch lebet oder tot sei. Würde selbige hier kommen, soll die ganze Welt sehen nach ihrer eigen Aussage, daß mir Gewalt und Unrecht geschehen ist." Und der Herzog ward hierdurch auch bewogen, die Kanzlei zu vermahnen, daß sie Blüchers Beschwerden wohl beachte und in Allem so verfahre, daß ihm kein Unrecht geschehe.

Wirklich kam der Kanzlei um diese Zeit von einem Reisenden umständliche Nachricht über die Anna Maria v. Pahlen zu, daß er sie nämlich in Hannover gesprochen und daß sie das erwähnte Zeugnis des Königs von Dänemark über ihre rechtmäßige Ehe zu haben behauptet, dasselbe jedoch „nicht öffentlich aufgemacht und verlesen lassen" habe. Aber das Gericht machte von dieser Nachricht weiter keinen Gebrauch, und der Fiskal erwähnt dieses Umstandes gar nicht in dem ausführlichen Bericht, den er an den Herzog zu seiner Rechtfertigung absandte! Er beschränkt sich vielmhr darauf, die Gewaltthätigkeiten Blüchers zu Cölpin, seine Verhaftung, den Verlauf des ganzen Prozesses und die formelle Richtigkeit des Verfahrens darzulegen. Darauf erfolgte zu Paris die landesherrliche Bestätigung des Todesurteils.

Der Gefangene hatte diesen Ausgang erwartet, sich schon längst ein Trauerkleid und die Bestattung in einem Sarge erbeten. Diese Bitten wurden ihm auch gewährt und in den Morgenstunden des 16. August (1680), bevor die Schweriner Stadtthore geöffnet wurden, ward die Strafe durch das Schwert vollstreckt. Daß er sich zuletzt der Bigamie schuldig bekannt, wird in dem ausführlichen amtlichen Bericht nicht erwähnt.

Ein charakteristischer Beitrag zu den Zuständen und der Justizpflege der guten alten Zeit!

Mannichfaltiges.

In Erwartung. (Siehe Illustration Seite 383). Papa kommt und bringt etwas mit! Wer von uns wäre nicht freudig herbeigestürzt, wenn in unserer Jugendzeit dieser Ruf ertönte! Aber was mag er wohl mitgebracht haben, spricht aus aller Gesichte. Die ganze Kinderschaar schaut gespannt auf das verheißungsvolle Tuch, die Herrlichkeiten erwartend, die der Vater aus der Stadt mitbringt. Nur der arme Bursche steht schmollend abseits: Mama hat gescholten, weil er unartig gewesen und das Schwesterchen geneckt hat, und nun muß er zur Strafe an der Ofenbank stehen, gerade wo der Vater kommt und das verheißungsvolle Tuch bringt; wie hart!

Der Coloradokäfer. Auf der Oberseite ist der Körper des 10 mm langen und 7 mm breiten Käfers schmutziggelb in der Grundfarbe, auf der Unterseite mehr gelbrot, beiderseits nicht immer gleichmäßig schwarz gezeichnet. Schwarz sind oben die Spitzen der keulenförmigen Fühler, ein Dreieck im Gesicht, die Partie hinter den Augen, auf dem Halsschilde ein H- oder Vförmiger Mittelfleck und je 5 zur Seite dieses, auf den stark gewölbten Flügeldecken die Naht, die Spitzengegend des Außenrandes und auf jeder einzelnen 5 Längsstreifen, von denen der zweite und der dritte (von der Naht gerechnet) hinten in einer Spitze zusammenlaufen. Die schwarzen Streifen werden nach außen durch unregelmäßige, teilweise doppelte Reihen grober Punkteindrücke begrenzt. In diesen Doppelreihen und der Anordnung der schwarzen Streifen liegt eines der sofort in die Augen fallenden Unterscheidungsmerkmale dieser und einer nahe verwandten Art gleichen Vaterlandes, der Chrysomela juncta. Auf der samt den Beinen roten Unterseite sind Fleckenreihen am Bauche, einige größere Randflecke zwischen den Mittel- und Hinterbeinen und an allen Beinen die äußerste Wurzel, die Kniee und die Oberseite der Füße glänzend schwarz. Nach der ziemlich tief in der Erde erfolgten Ueberwinterung stellt sich der Käfer auf den Kartoffelfeldern ein, sobald die Knollen treiben, benagt das junge Grün und paart sich. Zwölf bis vierzen Tage später beginnt die Eiablage. Hierbei fliegt das Weibchen kleinere Strecken, um die Ober- oder Unterseite eines Blattes mit einem Häufchen von Eiern zu beschenken, deren es 700 bis 1200 in dem Eierstocke während eines Zeitraumes von etwa 40 Tagen zur Entwickelung bringen soll. Dieselben sind hellgelb und werden allmälich dunkler, bis sie kurz vor dem Ausschlüpfen der Larve eine braungelbe Färbung angenommen haben, was nach fünf bis acht Tagen eintritt. Die jungen Larven sind fast blutrot, werden durch die Häutungen heller, bis sie nach 17—20 Tagen ausgewachsen und auf glänzend orangegelbem Untergrunde schwarze Zeichnungen beibehalten. Am Tage fressen sie fleißig und zwar von den Rändern der Blätter h r, nicht wie so viele Käferlarven Löcher aus denselben heraus; des Nachts verkriechen sie sich gern in die Risse und Oeffnungen des Erdbodens unter ihrem Weideplatze. Die reife Larve gräbt sich acht Zentimeter tief ein und wird in einer Erdhöhle zu einer schmutzigroten, bis 12 Tage ruhenden Puppe. Indem hiernach ein Zeitraum von 50 bis 55 Tagen genügt, um vom Eistande an eine Brut zustande zu bringen, so können deren drei bei dauernd günstigen Verhältnissen in einem Jahre der starken Vermehrung des Insekts Vorschub leisten. Dasselbe fliegt weiter, wenn es einen Acker kahl gefressen hat, die Larven aber hat man an allerlei Unkräuter, wie Kratzdistel (Cirsium), Knöterich (Polygonum), Gänsefuß (Chenopodium), Rauke (Sisymbrium), und Kohl (Brassica) übergehen sehen, auch beobachtet, daß sie mehrere Tage in Erdrissen hungern können, bis die kahlgefressenen Kartoffelpflanzen neue Triebe gemacht haben. Uebrigens ist der Coloradokäfer in Deutschland bisher nur an zwei Stellen aufgetreten, nämlich im Jahre 1877 bei Mühlheim am Rhein und bei Schildau im Regierungsbezirk Merseburg, und der Staat hat damals sofort unter Aufwendung reicher Mittel alles gethan, um das Uebel zu heben. Es ist ihm das auch so gründlich gelungen, daß bis 1886 nie wieder ein Fall vom Auftreten des Käfers in Deutschland konstatirt worden ist und auch gegenwärtig sind zur Vernichtung des Tieres seitens der Regierung wieder so umfassende Maßnahmen getroffen worden, daß an deren Erfolge nicht zu zweifeln ist. Dr. Havenstein giebt in „Frühling's Landwirtschaftlicher Zeitung" folgende Maßnahmen als sicherste Vertilgungsmittel des Coloradokäfers an: Absuchen der Käfer, Eier und Larven von dem Kartoffelkraute auf den heimgesuchten Aeckern, Umgeben der betreffenden Stellen mit einem steil- und glattwandigen Graben, Besprengen der Grabenränder und des Krautes mit rohem Benzol, Abschneiden des Krautes und Einstampfen desselben in die Erde, Umgraben des von dem Graben begrenzten Ackerstückes auf 25 cm Tiefe, sorgfältiges Durchsuchen des letzteren nach Puppen und schließliches Besprengen des umgrabenen Landes mit Benzol.

Die Einführung des Seefisches in die Soldatenküche und die damit verbundene Verbreitung der Seefischnahrung in die breitesten Schichten des Volkes ist eine Errungenschaft, welche wir dem Deutschen Fischereiverein, insbesondere der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei zu verdanken haben. Die Mithülfe der Armee zur Bekanntmachung der Seefischnahrung in Betracht zu ziehen, ist ein Verdienst des Herrn Platzmann in Hamburg, der einen regelmäßigen Fisch-Auktionsmarkt ins Leben gerufen hat, um den Produzenten in direkte Verbindung mit dem Konsum zu bringen. Der erste der Versuche fand bei einer Kompanie des 31. Regiments in Altona statt, er gelang so gut, daß sofort eine dreimalige Probemahlzeit in allen 3 Bataillonen angeordnet und der Versuch auch beim Kaiser Franz-Regiment in Berlin, beim 48. Regiment in Küstrin und bei den Gardehusaren in Potsdam wiederholt wurde, überall mit gleich gutem Erfolge. Für die Militärverwaltung kam es darauf an, bei Einführung der Seefischnahrung den Etat pro Kopf und Mahlzeit nicht zu überschreiten, eine tadelfreie Waare zu erhalten und eine mit den vorhandenen Kocheinrichtungen mögliche Zubereitung ausfindig zu machen. Alle drei Bedingungen sind erfüllt. Es wurde festgestellt, daß, um eine nachhaltige Sättigung zu erzielen, ½ Kilogr. Seefisch gereicht werden müsse. Der Preis für das Kilogramm ist auf 10 bis 12 Pfg. angenommen, wozu eine Fracht von 1—3 Pfg., je nach der Entfernung tritt, jedoch nur dann, wenn der bestehende Truppentheil als Selbstkäufer auftritt und die Spesen des Zwischenhandels vermeidet. Die gute Qualität der Fische wird durch die amtlich überwachten Fischauktionen verbürgt, und die Zubereitung ist an der Hand einer klaren Instruktion und nach Beschaffung von 2 Ersatzkesseln für jede Kompanie für jeden Mannschaftskoch leicht zu erlernen. Die Erfüllung der Hoffnungen, welche man an die Einführung der Seefische als Volksnahrung knüpft, wird gleichbedeutend sein mit der Hebung unserer Hochseefischerei — mit der Schaffung einer deutschen Seefischerei-Industrie.

Das Projekt der Herstellung eines Donau-Oder-Kanals erscheint wieder auf die Tagesordnung gestellt. Es hat sich ein Aktionskomitee gebildet, an dessen Spitze der niederösterreichische Landmarschall Graf Kinsky, der Landeshauptmann von Mähren, Graf Vetter von der Lilie, und der Präsident des preußischen Herrenhauses, Herzog von Ratibor, stehen. Das Projekt strebt die Herstellung des Donau-Oder-Kanals durch Kanalisirung der Bezwa und der March in der Ausdehnung von 300 km an. Die Brünner Handelskammer ist eingeladen worden, in das Aktionskomitee Delegirte zu entsenden,

Wie man im Kriege auf dem Requisitionswege zu etwas kommen kann. In der französischen Revolutionszeit ward eines Tages der Stadt Koblenz von den Franzosen die Lieferung einer Partie Schuhe und Stiefeln aufgegeben. Die Stadtbehörde antwortete, aus Mangel an Leder könne die Requisition nicht effektuirt werden. Der zu der französischen Verwaltung gehörende berüchtigte Bourbotte schlug der Stadt vor, in einer Volksversammlung zu beratschlagen, ob es nicht eine Auskunft gebe. Die Versammlung fand statt; eine sehr große Menge Neugieriger strömte herbei. Endlich ergreift Bourbotte das Wort und verlangt einfach aller Anwesende Schuhe und Stiefeln. Sein Wunsch wirkte, durch die Bajonette der zum „Schutz" der Volksversammlung herbeigezogenen Wachen hinreichend. Das ganze männliche Koblenz ging barfuß nach Hause und die Franzosen hatten Stiefeln zur Auswahl.

Demut — unsre Vorfahren sprachen die-muot. Diu, dö hieß im Altdeutschen soviel als Magd; muot hatte die allgemeine Bedeutung: Sinnesart, Gesinnung, Stimmung. So ist denn dimuot gleich Magdsinn und bezeichnet das Bewußtsein der Unwürdigkeit, wie es eine Magd ihrem Herrn gegenüber empfindet, der Art, wie Maria Luc. 1, 38 spricht: „Siehe, ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie Du gesagt hast."

Zur Mode. Im Jahre 1711 erließ der Kirchenvorstand zu Retfort in England folgende originelle Bekanntmachung: „Alle Damen, welche mit den neumodischen Hüten zur Kirche kommen, werden gebeten, sich vor Beginn des Gottesdienstes daselbst einzufinden, damit sie nicht die Aufmerksamkeit der andächtig Versammelten ablenken."

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 49. Unterhaltungs-Beilage. 1887.

Aus der Jugendzeit.

Erzählung.

Von **M. Rupp.**

(Schluß.)

Mit weißen und roten Rosen fanden wir andern Tags auch das Grab bedeckt, das einem Rosenhügel glich, und nun erzählten sie mir auch von all der Liebe, die Ferdinand im Tode zu teil geworden und die sich beim Leichenbegängnis in überraschender Weise kund gegeben habe.

Ganz allein, die Söhne machten noch die Dankesbesuche bei Ferdinands Vorgesetzten, saß ich den Abend vor unserer Abreise in dem Zimmer, wo er starb. „Mutter, Du liebe Mutter," die einzigen Worte, die er noch sprach, tönten in mir, im Laut des Kindermundes kamen sie über die sterbenden Lippen. — Ich hatte es nicht gehört, daß die Thür geöffnet ward, aber wie durch einen Schleier sah ich jemand näher treten, trotzdem rührte ich mich nicht, ich war weitab von der sichtbaren Welt.

„Charlotte!" Ich sprang auf und meine Hände fuhren nach dem Kopfe, — hatte ich denn geträumt, einen schweren Zukunftstraum von der Erde Leid, und war ich noch die Charlotte im heimatlichen Pfarrdorf und e r kam zum Abschied nehmen! — Aber nein, meines Kindes Bild lag ja vor mir, das ich dem Vater mitnehmen wollte, bekränzt von den roten und weißen Rosen. — „Charlotte sehen wir s o uns wieder!" — „Ferdinand!" Er hatte meine Hände erfaßt, führte mich zurück zum Diwan und ließ sich neben mir nieder. „Meine Gedanken waren bei Dir in den letzten schweren Tagen, aber nicht früher wagte ich es, den Mutterschmerz zu stören." „Ich danke." Wie ich es seither nicht vermocht hatte, so konnte ich jetzt weinen und erst, als ich ruhiger geworden, begann er wieder zu reden. — „Vom Gram um den Verlust des Sohnes sprechen tieftraurig Deine Augen, Charlotte, aber kein verfehltes Leben jammert aus Deinen Zügen. Daß Du die Gattin eines biedern Mannes geworden, Dein Name in Deiner Heimat voll Achtung genannt wird, weiß ich schon lange, daß aber ein Sohn von Dir hier ist, erfuhr ich erst jetzt durch Veranlassung des Unglücks; man sagte mir einst, Du besäßest nur Stiefkinder. — Charlotte, als ich den Namen Deines Sohnes — Ferdinand — hörte, da zog ein unbeschreibliches Gefühl von Dank durch meine Seele, denn nun wußte ich, daß auch D e i n Rückblick auf die Tage unserer Liebe ein weihevoller geblieben, weil nur dann Dein Kind meinen Namen erhalten durfte." „Er blieb es auch, Ferdinand," erwiderte ich, „als glückliche Gattin und Mutter blieb ich stets davor bewahrt, mit verzehrender Sehnsucht in die Vergangenheit zu schauen, aber meines jungen Herzens erstes Liebesglück vergaß ich darum doch nicht. Jetzt noch ein Wort aus Ihrem Leben, Ferdinand, wer weiß, ob wir uns wiedersehen." „Bei den Fürsten, Charlotte, gilt ein anderer Maßstab für das Glück, aber aus allem heraus habe ich mir jenes große, ewige Ideal, den Glauben an alles Schöne, Erhabene, gerettet, das als tief verborgenes aber reich beglückendes Besitztum in der Menschenbrust wohnen kann und einen verklärenden Schimmer wirft auf das Treiben dieser äußern Welt. Und jenes ewige Ideal bleibt ein unsichtbares, das die geistig Verbundenen, ob auch Zeit und Raum sie scheiden mag, zusammenhält und sie fühlen läßt, daß wirkliche Trennung nur das ist, wenn Geist von Geist, Seele von Seele losgelöst wird." Er erhob sich. „Lebe wohl, Charlotte, ich habe als Jüngling Dich geliebt und als Mann das große Frauenherz bewundert, das sich selbst bezwang und mir den Weg zeigte. Wenn die Rosen blühen, sollen sie Deines Sohnes Grab schmücken und Dich grüßen aus der Ferne." Ein Kuß auf meine Hand und ich war allein. In s e i n e n Rosen gebettet, schlummerte also mein Kind.

Meines Gatten Haare waren weißer geworden, seit ich ihn verließ, blaß und mager Margarethens Wangen, und meine Mutter traf ich um Jahre gealtert. Alle unsere Leute auf dem Gute trauerten um den lieben, jugendfrohen Jüngling. Aber die Zeit steht nie stille, und das Menschenherz ist ein unversiegbarer Born von Lieben und Hoffen. Auch in uns wurde es wieder heller, und als ich nach zwei Jahren meiner Margarethe

die Myrte ins Haar steckte und sie glücklich und vertrauensvoll dem Manne ihres Herzens folgen sah, da wurde es wohl wehmütig einsam um uns, aber still, friedlich war es in uns. Meine Mutter erlebte noch die Freude, Urgroßmutter zu werden, einige Monate darauf entschlief sie sanft und schmerzlos, uns dankend und segnend. — So glücklich Deine Eltern der Ankunft eines zweiten Kindes, nach dem prächtig gedeihenden Knaben, Deinem lieben Bruder Ferdinand, entgegensahen, so ward mir trotz aller Freude bange für die junge Mutter, die ein zartes Wesen war, und nachdem wir die frohe Kunde von Deiner Geburt erhalten hatten, waren wir beide, der Großvater und ich, von einer großen Sorge befreit. Die Nachrichten über das Befinden von Mutter und Kind lauteten dann auch größtenteils befriedigend, wenngleich es mir auffiel, daß die Taufe, der wir, wenn der Vater wohl blieb, beizuwohnen versprachen, ungewöhnlich lange hinausgeschoben wurde. In hohem Glück empfing uns unsere Margarete und führte uns strahlenden Auges an Dein Bettchen, in dem Du süß schlummernd lagst. Ueber sie selbst erschraken wir, denn obgleich sie versicherte, sie befinde sich ganz wohl, nur müde fühle sie sich, so ängstigte uns doch ihr gar durchsichtiges Aussehen und ihre oft augenfällige Ermattung. Unserem Vorschlage, sie samt den Kindern mit uns zu nehmen, trat der Arzt mit seiner Zustimmung bei, selbst dann, als sie in der letzten Zeit unserer Anwesenheit zuweilen so schwach war, daß sie liegen mußte. Dein sehr besorgter Vater hoffte samt dem Doktor viel von der Einwirkung unserer kräftigen Luft, und ersterer ließ es sich nicht nehmen, uns in die Heimat zu bringen. Anfangs schien die Luftveränderung und die sie umgebende Ruhe auch wirklich nicht ohne Erfolg zu sein, allein auf einmal wurde der Zustand bedenklicher, und unser alter Arzt und Hausfreund, der täglich den beträchtlichen Weg gefahren kam, schlug plötzlich Hinzuziehung von Margaretens Arzt vor, der in Begleitung Deines Vaters eintraf. — Als ich, nachdem der Doktor die Leidende verlassen hatte, zu Deinem Vater ins Zimmer trat, fand ich ihn weinend wie ein Kind. — „Mutter, wir müssen sie hergeben." —

Was schon lange auf meinem kummervollen Herzen lag, hörte ich jetzt in Worten, aber in diesem Augenblick gelobte ich mir, stark zu bleiben vor meinem Kind, und das Schicksal hat mir die Kraft dazu verliehen. „Mütterchen ist immer heiter," pflegte Margarete zuweilen zu sagen, oder „Ihr glaubt mich viel kränker als ich bin, Mütterchen hält viel mehr von mir." Einmal nur sprach sie von der Möglichkeit des Scheidens, aber auch nur zu mir. „Es könnte ja vielleicht, aber noch fürchte ich es nicht, schlimmer mit mir werden und ich Euch verlassen müssen, — mein Töchterchen würde dann bei Dir bleiben und Ferdinand bei meinem Mann, — wie gut ist er und wie hat er mich glücklich gemacht." Ich konnte standhaft bleiben, sie scheinbar heiter pflegen, bis sie die lieben Augen schloß und mit einem seligen Lächeln auf den Lippen entschlief. — Dann aber war es zu Ende mit aller Beherrschung, ich rang die Hände in verzweiflungsvollem Weh und sie mußten allein mich weinen lassen, — es wäre mir sonst das Herz gebrochen. Meines Mannes, der ja dasselbe Leid trug, hatte ich fast vergessen, nur meines Kindes, meiner toten Blume gedacht. Es war Abend geworden, die Thüre ging auf und herein kam der Großvater mit Dir auf dem Arme, — der toten Mama lächeltest Du zu, dann streckteſt Du das Händchen nach mir aus. Ich richtete mich auf, — Mutter und Großmutter mußte ich ja zugleich jetzt sein.

Nach der Beerdigung reiste Dein Vater mit Ferdinand ab, sein Liebstes, seine Gattin, hier zurücklassend. Er hat meine Margarete über alles geliebt. Des Großvaters und mein Trost bist Du geworden, bei seinem Tode haben wir zusammen geweint und das Vermissen miteinander geteilt. Daß Dein Vater Dich uns ließ, habe ich ihm stets gedankt, er ist uns auch nach seiner Wiederverheiratung ein guter, anhänglicher Sohn geblieben, Dir und Ferdinand ein treuer, liebender Vater.

Ich bin zu Ende, Kind. Heute Nacht im Traume war mir, als winkten die Cypressen auf meiner Margarete und Großvaters Grab, — ich denke, wir reisen bald nach Wintersried, Onkel Georg schreibt, daß sie alle unser Kommen kaum erwarten können, und Du bedarfst auch wieder des Umgangs mit fröhlicher Jugend, nach dem stillen Winter mit der alten Großmutter. — Das Zimmer, in welchem Deine liebe Mutter starb, wird des Onkels Pietät auch nach meinem Tode für Dich so erhalten, wie es ist, von ihm aus blickt man am schönsten auf die Ruhestätte unserer Vorangegangenen. Auch mich leget ihr dort nieder.

Meine Hanna weiß, warum ihr die Großmutter heute aus ihrem Jugendleben erzählt hat." — Sie wußte es.

Sechs Jahre waren vorübergegangen. In der kleinen Kirche des stillen Pfarrdorfes erklang die Orgel und ein junger Priester sprach den Segen über ein schönes Paar, das in tiefer Andacht vor ihm kniete. Es war Hanna, die Enkelin der Frau von Reichenstein und Emil Bernhard. Vor zwei Jahren hatte derselbe, nach glücklichem Verbundensein, die Gattin verloren, welche mit einem toten Knaben ins Grab gesenkt wurde. Das Weh des einstigen Losreißens hatte Hanna längst überwunden, aber die Liebe war geblieben, das fühlte sie, als sie ihn wieder sah. Voll Glück wurde sie die Seine, und mit ganzer Seele wollte sie seiner kleinen Marie eine Mutter werden. Auch bei diesem letzten Riß ins Herz, dem Scheiden von der geliebten Enkelin, blieb die Großmutter sich selbst getreu, — sie tröstete die Scheidende. Das Leben ist des Lebens Probe.

Etwas vom englischen Heiratsmarkt.

Eine Zeitungsstudie.

Von **K. von K.** (Schluß.)

Wollte man nun aus dem Mitgeteilten schließen, daß auch die andern Heiratsanzeigen der „Matrimonial News" auf Fiktion beruhen, so würde man dem wackern Engroshändler in ehelichem Glück entschieden Unrecht thun.

Ein großer Teil dieser Annoncen ist echt, was eine kleine Blütenlese, welche wir hier veranstalten wollen, dem Leser deutlich genug zeigen wird.

Gleich auf der ersten Seite der von mir erstandenen Nummer des Blattes sucht eine junge Dame im Alter von achtzehn Jahren, welche die stehende Rubrik „schön und liebenswürdig" durch das etwas militärischer klingende „Tochter eines pensionirten Offiziers" ersetzt, einen Mann mit vielem Vermögen, selbst wenn er nicht mehr ganz neu sein sollte. Da es auch sonst sehr häufig vorkommen soll, daß heiratsfähige Töchter pensionirter (und meist auch armer) Offiziere, wenn es sich um Uebernahme eines selbständigen häuslichen Kommandos handelt, sich nicht gerade allzu wählerisch erweisen, so sehe ich nicht ein, weshalb diese Anzeige nicht der aufrichtig gemeinte Erguß eines heiratssehnsüchtigen Mädchenherzens gewesen sein sollte.

Ebenso aufrichtig gemeint war unstreitig jene andere Mitteilung, durch welche ein Herr Geo R . . . . s der gesamten heirats- und zahlungsfähigen Damenwelt versicherte, daß er bislang ein leichtsinniger Fant gewesen, sein Vermögen bis auf den letzten Penny durchgebracht hatte und nunmehr zum äußersten entschlossen sei, nämlich: sich entweder zu verehelichen oder zum Kalbfell zu schwören und nach Indien zu gehen. Herr Geo

R . . . . s hofft jedoch, daß unter seinen wohlhabenden Landsmänninnen eine so verständig sein werde, ihn vor einem dummen Streiche zu bewahren.

Wer so offen seine Sünden bekennt, der spricht in der Regel die Wahrheit.

Desgleichen dürfte auch die Brautwerbung jenes 35 Jahre zählenden Vikars vertrauenswürdig sein, welcher in einer schönen Gegend des Landes wohnt und ein komfortables Einkommen besitzt, auf Grund welcher persönlichen Vorzüge er ein Weib sucht, das Gott im Herzen und die Kleinigkeit von 6000 Pfund Sterling in der Bank von England hat.

So anspruchsvoll in ihren Anforderungen die meisten der inserirenden Herren auch sein mögen, haben sie doch noch immer Aussicht auf Erfolg. Die „Matrimonial News“ entsprechen bei dem auffallenden Mißverhältnis, welches zwischen den Ausgaben und Einnahmen manches heiratsfähigen Junggesellen, sowie zwischen dem männlichen und weiblichen Teile der englischen Bevölkerung besteht, einem zwiefach vorhandenen Bedürfnis. Gerade in London tritt das letztgedachte Mißverhältnis besonders schroff zu Tage.

Es kann uns daher auch nicht Wunder nehmen, daß so manche young lady, good looking, handsome, beautiful, with means, wishes to marry and would like a gentleman of about forty years.

Ueberhaupt scheinen die Gentlemen von ungefähr 40 Jahren sich einer besondern Vorliebe bei der jüngeren englischen Damenwelt zu erfreuen, selbst dann, wenn die betreffenden Ladies jung, gut aussehend, wirtschaftlich, schön und wohlhabend sind.

Weniger Aussicht auf Erfolg als derartige Annoncen dürfte diejenige eines neunundvierzigjährigen, bisher unverheirateten Mädchens haben, welches plötzlich die Lust anwandelt, die Süßigkeiten des Ehestandes kennen zu lernen, und das aus diesem Grunde nicht abgeneigt wäre, sich mit einem jungen Manne von 25 — 30 Jahren zu verehelichen, welcher es einige zeitlang auf Reisen führen würde.

Für den Fall, daß der eine oder andere meiner Leser irgend welche Lust verspüren sollte, mit dieser Dame, die jedenfalls noch zu haben ist, in nähere Verbindung zu treten, füge ich hinzu, daß dieselbe der eignen Versicherung zufolge, sehr schön — gewesen sein soll, dagegen keinerlei Vermögen besitzt, jedoch wohlerzogen, musikalisch, häuslich, gebildet, hingebend, anhänglich, zärtlich, warmen Herzens ist und von unerschütterlicher Treue im Ehestand sein würde.

Eine andere Lady ohne Geld ist „fair and pretty“ und hat Lust, nach Indien zu gehen. Aus diesem Grunde würde sie sich die Begleitung eines wohlhabenden Herrn, am liebsten in unabhängiger Weise, gefallen lassen, falls derselbe sich dazu entschließen könnte, sie zum besseren Schutz wider alle Fährnisse vor Antritt der Reise zu ehelichen.

Eine in unserer materiellen Zeit doppelt erfreuliche Anhänglichkeit an die Religion bekundet eine ältere Dame mit zirka 4000 Pfund Sterling, welche einen jungen Kleriker zu heiraten wünscht. „Erwerbet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon“ — wird die ehrwürdige Matrone denken.

Trotz ihrer Jugend sind Albert und Fred zwei äußerst praktische Menschen. Die jungen Herrn, von denen der erstere 21, der letztere 20 Jahre zählt, sind angehende Missionäre, welche demnächst nach Zululand wollen, um den Kaffern die erhabenen Wahrheiten des Evangeliums und des Schnapshandels zu verkünden und sich kurz vor ihrer Abreise nach zwei Damen umsehen, welche jung, schön und liebenswürdig sind, außerdem — in der Missionskapelle die Orgel spielen könnten. Oder sollte letztere Bedingung nur vorgeschützt sein, um es einigermaßen begreiflich erscheinen zu lassen, daß zwei so junge Kleriker noch nach anderer Liebe sich sehnen als nach der Liebe in Christo? — —

Ich könnte noch mehrere solche Heiratsannoncen hier anführen, jedoch die bereits mitgeteilten werden genügen, um dem freundlichen Leser und der liebenswürdigen Leserin einen Einblick zu gestatten in das merkwürdige Getriebe des englischen Heiratsmarktes. Ich beschließe daher meine Plauderei in der angenehmen Erwartung, daß keine meiner Leserinnen es not hat, sich den Zukünftigen auf den in Deutschland nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Inserates zu suchen. Die auf solche Weise betriebene künstliche Zuchtwahl scheint mir nur geringe Garantien für ein andauerndes Eheglück in sich zu schließen.

Der Weber.

Von **August Müller.**

Des Morgens früh, eh' noch die Sonne
Den Ost mit Pupur hat gemalt,
Eh' uns des goldnen Lichtes Wonne
Mit seinem Glanz entgegenstrahlt,
Da sitzt und webt mit regem Fleiße
Der Weber schon für Weib und Kind;
Und treibt nach altgewohnter Weise,
Sein Schifflein links und rechts geschwind.

Er ist's durch den uns wird bereitet,
Der Stoffe köstliches Gewand.
Was alle Menschen zierlich kleidet,
Daß ist das Werk von Webers Hand,
Der emsig schaffet spät und frühe,
Für seines Handwerks kargen Lohn,
Und der, für seines Fleißes Mühe,
Nur trägt geringen Theil davon.

Drum alle, ob mit Sammt und Seide
Ihr eures Leibes Blöße ziert,
O gönnet ihm auch eine Freude
Der manches Edlen Herz gerührt.
Sorgt, daß der Weber nebst dem Seinen,
Sie alle haben Brod genug,
Und daß er nicht noch unter Weinen,
Sich selber webt das Leichentuch. —

Mannichfaltiges.

Ein fast vergessener genialer Erfinder wird in seinen Werken eine glorreiche Auferstehung feiern. Vor einiger Zeit ist es nämlich unserer Marine, wie an anderer Stelle bereits berichtet wurde, gelungen, den vor 37 Jahren im Kieler Hafen versunkenen „Unterseetaucher" des Wasseringenieurs Bauer wieder an das Tageslicht zu fördern. Bauers Projekte beschäftigten anfangs der fünfziger Jahre die Militärverwaltungen in hervorragender Weise. Bauer war, nach einem Berichte in der „Berliner Börsen-Zeitung", bayerischer Unteroffizier, der im Jahre 1848 während des Krieges mit Dänemark nach Schleswig-Holstein ging. Hier kam er infolge der Schutzlosigkeit der Küsten auf den Gedanken, die feindlichen Schiffe durch eine eigenartige Vorrichtung zu vernichten. Er konstruirte zunächst einen Apparat, „Brandtaucher" genannt, zu welchem ein vor seinen Augen in die Ostsee springender Seehund das Modell abgab. Dieser erste Brandtaucher konnte jedoch aus Mangel an Mitteln nur ungenügend ausgeführt werden. Er hatte eiserne Wände und die ungefähre Gestalt eines Seehundes. Durch Einlassen oder Auspumpen von Wasser mittels sinnreich konstruirter Apparate hob und senkte sich das Fahrzeug. Der Schwanz bildete das Steuer; die Schraube, durch ein Trittrad in Bewegung gesetzt, befähigte zu selbstständigem, von jeder Leitung über dem Wasserspiegel unabhängigem Laufe. Starke Fensterscheiben, „die Augen", gestatteten den Ausblick nach oben. Eine Luke zum Aus- und Einsteigen befand sich in der Nähe des „Kopfes". Vorn am Kopfe aber saß der „Höllenrachen", die Pulvermine mit ihrem Verderben schleudernden Inhalte. Die erste Fahrt, mit dem Erfinder an Bord, gelang außerordentlich gut. Die eigentliche Probefahrt im Kieler Hafen verunglückte jedoch. Das Boot sank in die Tiefe, gehorchte zwar dem Steuer, aber die Wände erwiesen sich als nicht stark genug, um dem ungeheuren Wasserdruck widerstehen zu können; sie brachen 30 Fuß unter Wasser zusammen, und nur mit Mühe gelang es den beiden Leitern des Apparates, sich zu retten. Dieser Brandtaucher ist nunmehr, wie bemerkt, aus dem Grunde des Kieler Hafens heraufgeholt worden und dürfte unserer Marine interessantes Material zu weiteren Versuchen bieten. Bauer hat, obgleich er mit vielen kühnen und epochemachenden Plänen an die Oeffentlichkeit trat, nur wenig Gunst vom Schicksal erfahren. Als der Brandtaucher auf den Grund sank, da sank auch mit ihm die Hoffnung dahin, von irgend einer der deutschen Regierungen Unterstützung zu erlangen. Nach Beendigung des dänischen Krieges nach Bayern zurückgekehrt, fertigte er verschiedene Modelle seiner Taucherschiffe an, die er nacheinander Oesterreich, Frankreich und England vergebens anbot. Erst in Rußland gelang es ihm, thatkräftige Unterstützung zu finden. Mit den ihm zur Verfügung gestellten Mitteln baute er in Petersburg einen Brandtaucher, der sich bei vielen Probeversuchen im Jahre 1855 ausgezeichnet bewährte, ferner ein in großem Maßstabe ausgeführtes Modell zu einer unterseeischen Corvette mit 24 Kanonen, für eine Besatzung von 80 Mann mit 28000 Kubikmeter Luftraum berechnet, sowie Modelle zu unterseeischen Kanonenbooten verschiedener Konstruktion. 1858 nach München zurückgekehrt, faßte sein erfinderischer Kopf mit Begeisterung die Idee auf, den im Falle eines Krieges schwer bedrohten deutschen Küsten mehr Schutz zu gewähren: er entwarf die Modelle zu schwimmenden Revolverbatterien. Jedoch auch diese Erfindung wurde von den deutschen Regierungen zurückgewiesen. Eine Gesellschaft, welche sich in Leipzig bildete, um für die Erfindungen Bauer's Propaganda zu machen, konnte bei den damaligen Verhältnissen auch nicht viel erreichen. Bauer starb tiefgebeugt über das Mißlingen seiner Pläne im Jahre 1875 in München.

Von Gluck, der bekanntlich zu den berühmtesten deutschen Komponisten gehört, erzählt man sich mancherlei Originelles. So soll er ein wahrer Tyrann des Orchesters gewesen sein. Zwanzig-, dreißigmal ließ er die geübtesten Spieler der Kapelle einzelne Passagen wiederholen; sie ließen sich oft nur von dem Kaiser selbst beschwichtigen, der sie auch, wenn Gluck dirigirte, stets doppelt bezahlen ließ. Kein Fortissimo war ihm stark, kein Pianissimo schwach genug. In allen seinen Mienen und Geberden malte sich die Stelle des je vorkommenden Affekts. Er wütete mit dem Achilles, weinte mit der Iphigenie und brach in jeder Sterbeszene zusammen, als sterbe er selbst. Einmal kroch er in einer Opernaufführung unter den Pulten zu einem Kontrabassisten hin, der in der Irre ging, und kniff ihn so derb in die Waden, daß jener aufschrie und die Riesengeige hinwarf. Ein andermal, als ihm die Trompeten bei einem kriegerischen Gefechte nicht stark genug bliesen, schrie er aus vollem Halse: „Mehr Blech, mehr Blech." — Gegen Einschaltung von Balletten in seine Opern, wie man es sonst sehr liebte, war er sehr eingenommen. Besonders als der berühmte Tänzer Vestris die „Iphigenie" mit einer Chaconne beschließen wollte, worin der Meister des Tanzes alle seine Kunst hätte zeigen können, blieb Gluck schon entschieden dabei, daß Sprünge und Tänze bei einer so ernsten Handlung ganz am unrechten Orte seien. Endlich geriet er in Zorn: „Eine Chaconne," rief er, „sind es denn nicht Griechen, deren Sitten wir zeichnen? Hatten sie denn eine Chaconne?" — „Meiner Treu, sie hatten keine," entgegnete der verblüffte Tänzer, — „aber desto schlimmer für sie."

Das Stuttgarter alte Schloß als Gasthaus. Als einst Kaiser Josef II. auf der Reise nach Frankreich auch Stuttgart berührte, bot ihm der Herzog von Würtemberg sein Schloß zur Wohnung an. Der Kaiser aber dankte; er wolle im Gasthaus wohnen. Da ließ der Herzog von allen Stuttgarter Gasthäusern die Schilder entfernen und dafür ein großes Schild an dem Schloßthor aufhängen mit dem österreichischen Wappen und der Ueberschrift: „Gasthof zum Kaiser Josef II." Dieser Einladung widerstand der Kaiser nicht. Er wurde von dem Herzog in Gastwirtskleidern empfangen. Die schönsten Frauen des Hofes waren mit Mützchen und Schürzen wie Stubenmädchen angethan, die Kavaliere thaten Kellnerdienst. Josef II. ging auf den Scherz ein, der den ganzen ersten Tag seines Stuttgarter Aufenthalts festgehalten wurde.

Die Entstehung eines Schauspiels. Ueber die Entstehung des Schauspiels „Agnes Bernauer" von Adolf Böttger, für dessen Aufführungsrecht dieser übrigens im Jahre 1845 von der Direktion des Leipziger Stadttheaters die lumpige Summe von 5 Friedrichsd'or erhielt, erzählt Theodor Drobisch folgendes interessante Kuriosum: Adolf Böttger befand sich mit der schönen und talentvollen Schauspielerin Auguste Bernhard in Gesellschaft. Selbige geht ihn an, doch auch einmal eine dramatische Dichtung und für sie darinnen eine gute Rolle zu schreiben. Böttger sagt scherzhaft: „Es soll geschehen, schon in verwandtschaftlicher Buchstabenrücksicht unserer Vor- und Zunamen." Beide A. B. In rosiger Laune sagt die Bernhard: „Nun, am Ende finden Sie einen historischen Stoff zu Ihrer Dichtung, dessen Benennung die gleichen Buchstaben A. B. trägt." Böttger sagt: „Es geschieht, mein Wort darauf!" — Sechs Wochen später reichte er bei der Direktion sein Schauspiel: „Agnes Bernauer" ein; die Bernhard spielte darin die Hauptrolle, und das Stück, in der Gesamtausgabe seiner Werke befindlich, errang sich auf dem Leipziger Stadttheater großen und gerechten Beifall. . . . Dr. M. V.

Liebe.

Das ist des Erdenlebens höchstes Glück,
Das uns der Liebe heil'ge Quelle spendet;
O selig, wem ein gütiges Geschick
Die Gunst gewährt, an diesen Born zu sinken
Und süßen Trost und Frieden d'raus zu trinken,
Wenn feig die Welt im Leid von ihm sich wendet.

So lang' ihm noch der Liebe Sonne scheint —
Und wäre alles wider ihn verschworen,
So lange noch ein Auge mit ihm weint, —
Und schien im Leben nichts ihm mehr zu glücken,
So lang' ein Herz er an die Brust kann drücken,
So lange ist der Mensch noch nicht verloren.

Drum, wenn ein gutes Herz noch für dich schlägt —
Mußt du auch hart im Kampf um's Dasein ringen,
Wird manche Prüfung dir auch auferlegt,
O zage nicht, vertraue deinem Sterne,
Blick frei und zuversichtlich in die Ferne,
Es wird Dir Alles, Alles wohlgelingen.

Wilh. Nestler.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 1. 1887.

Erscheint monatlich in Heften à 50 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 35 Pfennig pro Heft.

Die Neue Welt

tritt mit dieser Nummer ihren **zwölften Jahrgang** an, und zwar **in neuer**, wie wir überzeugt sind, **zweckmäßigerer Gestalt.**

Den Lesern **Unterhaltung und Belehrung** zu bieten, war ihre Aufgabe. Dieser Aufgabe suchte sie zu genügen, indem sie dem herrschenden Brauche entsprechend, kunterbunt vermischt Romane und wissenschaftliche Abhandlungen, humoristische Skizzen und statistische Notizen, Gedichte und handelspolitische Aufsätze brachte.

Solch ein Durcheinander entsprach noch vor kurzem den Anforderungen des Lesepublikums. Von leicher Roman- und Novellenlektüre ging man gern, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu Betrachtungen ernsterer Dinge über, und von einem den Verstand in Anspruch nehmenden, wissenschaftlich angehauchten Aufsatze liebte man sich zu erholen an Humoresken und allerlei belletristischen Kleinigkeiten.

Unsere neueste Zeit aber wird der Vermählung oder auch nur friedlichen Vermengung von Gegensätzlichem, innerlich Disharmonischen immer mehr abhold. Als ein für die Epoche, in welche wir hineinleben, besonders charakteristischer Zug entwickelt sich das äußerliche, scharf in die Augen springende Scheiden von Personen und Sachen, Parteigruppen und Geistesströmungen, welche ihrem Wesen und ihren Verhältnissen, sowie den daraus hervorgehenden Interessen und Bedürfnissen nach grundsätzlich verschieden sind.

Es ist noch kein Jahrhundert vergangen, seit die sehr große Mehrheit aller Kulturvölker aus jenen Herdenmenschen bestand, welche sich über Dinge, die nicht in dem engen Kreise ihres privaten Lebens, ihrer nächsten Umgebung, ihrer eigenen geistigen Atmosphäre sich befanden, gar keine Gedanken machten oder höchstens Gedanken wiederkauten, die ihnen von außen zugeweht waren oder von oben her eingebläut wurden.

Heutzutage regt sich bemerklich genug mancherlei von individuellem Geistesleben in unvergleichlich weiteren Volkskreisen. Zu hunderttausenden sind Bürger und Arbeiter u. a. Parteimänner geworden und haben ein mehr oder minder klares Bewußtsein von den Partei-Forderungen und deren Zusammenhang mit dem sozialen und politischen Leben. Solch wachsendes Geistesleben hat in immer höherem Maße vermehrte Geistesnahrung zur Voraussetzung und Folge.

Seine geistige Nahrung nun läßt sich der Erwachsene vorzugsweise von Zeitschriften liefern, und diese, selbst lange Zeit über ihren Beruf sowohl, als über die Bedürfnisse und geistige Verdauungsfähigkeit ihrer Leser nur sehr wenig im Klaren, bot, was ihren Redakteuren und Schriftstellern grade in den Kopf oder in die Schere kam und brachte immer mehr und mannigfaltigeres, um womöglich jeden der tausende von Lesern wenigstens etwas ihn vornehmlich Anmutendes zu bieten. Die Lesewelt unserer Tage will nun freilich, durch diese buntscheckige Mannigfaltigkeit der Zeitlitteratur dazu erzogen oder verwöhnt, von allem, was in der Welt existirt und geschieht, gedacht und empfunden wird, etwas erfahren oder mitfühlen, aber jeder möchte alles in einer besonderen, möglichst gleichmäßigen, für ihn wirklich oder vermeintlich am besten passenden Art hergerichtet haben. Der Mann der Wissenschaft läßt es sich gelegentlich wohl auch gefallen, daß ihn seine gelehrten Zeitschriften zum Nachdenken über die zartesten Empfindungen des Menschengemüts anregen, aber diese Anregung soll in aus-

schließlich wissenschaftlicher Weise geschehen, — so störend, wie eine Balleteuse in der Sitzung eines Universitätssenats, erschiene ihm ein lyrisches Intermezzo oder selbst eine Novellette Paul Heyses, wenn sie in seine wissenschaftlichen Blätter eindringen wollten.

Aehnlich, wie der Gelehrte gegenüber der leichteren Litteratur, empfindet heute der Mann und noch mehr die Frau aus dem Volke, — jedoch nicht nur die aus dem sogenannt niederen Volke, — wenn sie in ihren Unterhaltungsblättern Erholung von des Tages Mühe und Sorge suchen und dabei auf wissenschaftliche Abhandlungen stoßen.

Früher nahmen die Leser dieser Art solche nicht immer ganz leicht verständliche Arbeiten als Beigabe auf und überschlugen, was ihnen nicht behagte, ohne zu murren; heute möchten sie zwar erst recht mit den tieferen Regungen des Menschengemüts und mit allen möglichen Fragen der Wissenschaft in Berührung kommen, aber sie verlangen für ihre gesammte Lektüre die leichtest verdauliche Form; sie wollen und können sich oft am Feierabende und Feiertage keine geistigen Anstrengungen mehr zumuten, Gedicht und Anekdote, Novelle und Roman sollen ihnen in möglichst pikanter, wenn man so sagen darf: geistig „süffiger", Form alles Gemütsanregende und Wissenswerte einflößen. Dieser Thatsache verdanken die poetischen Unformen sowohl des historischen Romans, als des naturwissenschaftlichen à la Jules Verne ihre Entstehung, und nicht minder die schlimmste litterarische Mißgeburt unserer Zeit: der verlognermaßen sich „realistisch" nennende Roman- und Novellenkram Zolas und der Zolaiten.

Und die Blätter zur Unterhaltung und Belehrung sind nicht nur in Roman und Novelle den Bedürfnissen der großen Masse ihrer Leser mehr und mehr unterthan geworden, sondern die Unterhaltung wurde ihnen ganz im allgemeinen erst Hauptzweck, dann gar bald alleiniger Zweck. Die Belehrung sank zum stets überflüssiger und lästiger werdenden Stiefkinde hinab, und wo sie ganz zum Teufel ging, da rieb sich der Durchschnitts-Verleger, der sich auf sein „Verständnis" des Publikums gern etwas zugute thut, im Hinblick auf die steigende Abonnentenzahl vergnügt die Hände, während der Redakteur die Achseln zuckte und dem Publikum, welchem die gebotene Waare schließlich doch gar zu leicht erscheinen wollte, spöttisch zurief: Du hast's gewollt!

Für die „Neue Welt" war aber die Belehrung einer ihrer Hauptzwecke; sie war in erster Linie für die allerdings noch nicht nach Millionen zählende Gemeinde der Wissensdurstigen im Volke geschaffen; sie wäre um das beste Teil ihrer Existenzberechtigung gekommen, wenn sie darauf verzichtet hätte.

Daher versuchten Redaktion und Verlag sie so lange in ihrer ursprünglichen Form zu erhalten, als die Hoffnung nicht ganz verblich, die „Neue Welt" werde just so ihrer Aufgabe gewachsen bleiben und auf immer größere Volksmassen ihre Wirksamkeit ausdehnen.

Als das aber in den letzten Jahren nicht mehr gelingen wollte; als selbst aus der Mitte des alten, in anerkennenswerter Weise treuen Abonnentenstammes die Klagen immer lauter wurden, einerseits, daß dem Unterhaltenden zuviel Raum eingeräumt, andrerseits daß noch keineswegs genug für die Unterhaltung der Leser geboten würde, da durften wir die sich von selbst ergebende Neuerung nicht länger hinausschieben, — wir mußten durch Trennung des populär-wissenschaftlichen Teils von dem Unterhaltungsteil den Bedürfnissen unseres Lesepublikums noch mehr Rechnung tragen, als bisher.

Freilich wird die „Neue Welt" das Leiborgan derjenigen immer noch nicht sein, welche nur unterhalten, gar nicht unterrichtet und geistig bereichert werden wollen. Aber das eben soll sie nie sein.

Der Unterhaltung soll ihr gutes Recht neben der Belehrung unverkürzt zuteil werden. Denjenigen, welchen ein [illegible] unserer lieben Frauen und Jung- [illegible] auch durch Untermischung ernsterer [illegible]

Wer aber durch die „Neue Welt" nur sein Wissen und Erkennen gemehrt sehen will, soll durch aufregende Romane oder leichtgeschürzte Erzählungen gar nicht mehr behelligt werden, [illegible] den Unterhaltungsteil beiseite lassen und nur den populär-wissenschaftlichen abonniren.

Selbstverständlich bleibt die „Neue Welt" auch in dem Sinne ein [illegible]blatt, daß sie all' ihre wissenschaftlichen Abhandlungen, Skizzen und Notizen in so allgemeinverständliche Darstellung kleidet, wie der Stoff es nur irgend gestatten wird. Daß unsere alten Mitarbeiter uns ausnahmslos treu bleiben, darauf haben wir schon in der letzten Nummer des beendeten Jahrgangs hingewiesen. Hinzufügen wollen wir nur noch, daß einer derselben — **Wilhelm Liebknecht** — über die Ergebnisse seiner Studien und Beobachtungen auf seiner Reise durch die Vereinigten Staaten baldigst in der „Neuen Welt" Bericht erstatten wird, sowie daß von jetzt ab auf dringenden Wunsch der amerikanischen Freunde unsres Blattes eine amerikanische Ausgabe desselben erscheinen wird. Die Vertretung unserer Redaktion für Amerika hat der Ingenieur und sozialphilosophische Schriftsteller, Herr **H. W. Fabian** zu New-York, 705 Broadway, übernommen.

Wir hoffen zuversichtlich, die „Neue Welt" immer mehr als das erkannt zu sehen, was zu werden von vornherein ihre Aufgabe war, — eine Bauarbeiterin für die Zukunft, — ein Herold der geistigen Völkerbefreiung, welche die unerläßliche Vorbedingung der materiellen und politischen Freiheit ist, — und, in treuem Verein mit den glücklicher Weise weder an Zahl noch Kraft schwachen treibenden Kulturkräften unserer Zeit

Wegbereiterin und Spiegelbild der neuen Welt.

Ein interessantes Blatt aus der Geschichte Bulgariens.

Von **Carl Lübeck.**

Die Orientpolitik der russischen Despotie gleicht nachgerade einer Art Sysiphus-Arbeit. Über Ströme von Blut hat sie die Straße nach Konstantinopel freigemacht, und kaum war sie mit der „Befreiung" der südslavischen „Brüder" fertig geworden, die ihr den Weg nach Konstantinopel erschloß, da stürzte ein mächtiger Felsblock auf die Straße und machte sie unwegsamer als sie je zuvor gewesen ist. Die befreiten Staaten sind nacheinander nicht für Rußland, sondern für sich selbst frei geworden. Rumänien und Serbien sind, zur großen Ueberraschung ihrer Befreier, zu festen, staatlichen Organisationen gelangt. Die russische Despotie hätte die Undenkbarkeit, die in dieser Entwicklung für Rußland lag, noch verschmerzen können, wenn wenigstens der jüngste und wichtigste der befreiten südslavischen Brüder, Bulgarien, sich dankbar erwiesen und geneigt gezeigt hätte, sich zur größeren Ehre des Zar-Befreiers von Rußland verschlucken zu lassen. Aber auch Bulgarien hatte ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht und ihm sogar den Beweis geliefert, daß es zur Aufrechterhaltung seiner staatlichen Unabhängigkeit des Zaren Freundschaft wohl entbehren könne. Der Stein, welcher in Gestalt des bulgarischen Freiheits- und Selbständigkeitsgefühls auf den Weg seiner Orientpolitik gefallen, ist für Rußland um um so ärgerlicher, als sein erster Versuch, sein uraltes Ziel zu erreichen, in der Eroberung Bulgariens bestand, so daß dessen bisherige russenfeindliche Haltung eigentlich ein Zurückwerfen Rußlands in den Anfang der Geschichte seiner Orientpolitik bedeutet.

Wir wollen zum besseren Verständnis der bulgarischen und orientalischen Frage die Leser mit dem ersten Erscheinen der Russen in Bulgarien bekannt machen. Zu diesem Zwecke müssen wir die Leser in eine Zeit zurückversetzen, die mehr als tausend Jahre hinter uns liegt.

Beim heutigen Esti-Stambul zeigen sich gewaltige Überreste einer römischen Kolonie. Man hat dieselben lange Zeit für die Ruinen des trajanischen Marcianopolis gehalten, was sie aber nicht sind. Auf diesen Ruinen war die bulgarische Hauptstadt Preslaw (byzantinisch Pristhlawa, deutsch Breslau) errichtet. Von hier aus trugen die ersten heidnischen Chane der Bulgaren, und später ihre christlichen Nachfolger, Krieg und Plünderung über den Balkan ins Reich der byzantinischen Kaiser, die ohnehin aller möglichen anderen Völker sich zu erwehren hatten. Schon zur Zeit des römischen Kaisers Anastasius (491—518) waren die Bulgaren an den Mündungen der Donau erschienen. Aus ihren früheren Sitzen an der Wolga herabziehend, waren sie der großen grasreichen Steppe gefolgt, die den Nordrand des Kaspischen und Schwarzen Meeres umsäumt, und hatten ihre Ankunft durch häufige, fast jährlich wiederholte Einfälle bezeichnet. So drangen sie in Verbindung mit slavischen Stämmen 517 bis zu den Thermopylen vor und wüteten nach Art jener Zeit mit furchtbarer Grausamkeit. Fast alle byzantinischen Herrscher hatten mit ihnen zu kämpfen. Wir erfahren, daß im Jahre 766 bereits die sechste griechische Expedition gegen das unruhige Nachbarvolk ausgerüstet wurde. Eine große Flotte wurde speziell zur Niederwerfung ihrer aufstrebenden Herrschaft am Pontus abgeschickt. Vor Mesembria wurde sie jedoch durch einen Sturm vernichtet.

Zur Zeit des byzantinischen Kaisers Nicephorus (802 bis 811) unternahm der bulgarische Chan Krum (Krumus) einen Einfall in Thracien. Mit reicher Beute an griechischen Kunstwerken und Schätzen schmückte er seine Hauptstadt Preslaw. Das Strafgericht blieb jedoch nicht aus.

Nicephorus, beiläufig ein habsüchtiger und hartherziger, seinem Volke selbst verhaßter Regent, brach mit einem großen Heere gegen die Bulgaren auf, um sie zu vernichten. Er war siegreich und wütete mit Feuer und Schwert, die Erschlagenen ließ er unbegraben liegen und blieb für die Bitten des bulgarischen Fürsten um Frieden unzugänglich. Preslaw erlag seinem Ansturme und fiel mit allen seinen Schätzen in die Hände des Siegers, der es in Flammen aufgehen ließ. Der griechische Kaiser aber sah sein Land nicht wieder, denn die erbitterten und verzweifelten Bulgaren sammelten sich noch einmal. Der Bulgarenfürst versperrte die Balkanpässe durch Verhaue und umzingelte den Kaiser derartig, daß dieser, seine kritische Lage erkennend, seine Krieger zu höchster Tapferkeit mit den Worten anspornte: „Niemand hoffe der Gefahr zu entrinnen, wir würden denn zu Vögeln!" — Am 26. Juli 811 war die furchtbare Vernichtungsschlacht. Gefangene wurden von den Bulgaren nicht gemacht. Kaiser, Führer und Vornehme theilten das Schicksal der gewöhnlichen Krieger. Nicephorus Kopf ließ Krum zur Schau auf eine Lanze spießen, sodann in Silber als Pokal fassen, aus dem er bei Festgelagen trank. Preslaw erhob sich wieder aus der Asche und blieb bis 971 die Hauptstadt Bulgariens. Sie war auch die Residenz des mächtigen Kaisers Simeon (893—927). Simeon wollte Konstantinopel erobern, fünfmal belagerte er es, zuletzt im August 912. Byzantinischer Kaiser war damals der unmündige Konstantin VII., Porphyrogennetos. Während eines Waffenstillstandes warben des Kaisers Vormünder Verbündete unter Arabern, Petschenegen, Magyaren und Serben. Gefolgt von einer Flotte zogen die verbündeten Heere entlang der Pontusküste zur bulgarischen Grenze, und nahe bei Mesembria (Misibri) kam es am 20. August 917 zur Entscheidungsschlacht; sie ging in ein wahres Gemetzel über und endete mit der Vernichtung der Byzantiner. Außer Konstantinopel und einigen Küstenstrichen fiel beinahe ganz Thracien in die Hände der Bulgaren.

Die Zeit Zar Simeons bildet die Glanzzeit Bulgariens. Seine Hauptstadt wurde ihrer großen Pracht wegen von den Zeitgenossen viel bewundert und gerühmt, der Exarch Irannes schilderte den Eindruck, welchen Preslaw in seiner Glanzepoche auch auf den fremden Besucher übte: „Wenn er aus der Ferne kommend, den Vorhof des fürstlichen Hofes betritt, wird er staunen, und zu den Thoren herantretend, wird er verwundert nachfragen. Und wenn er in das Innere eintritt, so erblickt er zu beiden Seiten Gebäude, die mit Steinen geziert und mit Holz bunt verkleidet sind. Und wenn er weiter in den Hof hineingeht, sieht er hohe Paläste und Kirchen, mit zahllosen Steinen, Hölzern und Malereien, im Innern mit Marmor und Kupfer, Silber und Gold derartig ausgeschmückt, daß er nicht weiß, womit sie zu vergleichen, denn in seinem Lande hat er nie so etwas, sondern nur ärmliche Strohhütten gesehen. Ganz außer sich wird er in Verwunderung versinken. Aber wenn er zufällig auch den Fürsten erblickt, wie er dasitzt in seinem mit Perlen belegten Gewande, mit einer Münzenkette am Halse und mit Armbändern an den Händen, mit einem goldenen Schwerte an der Seite, und wie zu seinen beiden Seiten seine Boljaren sitzen, mit goldenen Ketten, Gürteln und Armbändern: da, wenn ihn jemand nach seiner Rückkehr in die Heimat fragen wird: „Was hast du dort gesehen?", so wird er antworten: „Ich weiß nicht, wie ich euch das alles erzählen soll. Nur eure eigenen Augen würden imstande sein, diese Pracht zu erfassen."

Heute ist, wie Kanitz in seinem Werke „Donau-Bulgarien und der Balkan" berichtet, von der alten Herrlichkeit keine Spur mehr übrig. Er schreibt: „Ob zweifellose

Überbleibsel vom bulgarischen Herrschersitze Preslaw vorhanden sind, können nur tief in die Erde gehende Forschungen ergeben; denn wie ich allen, die sich für diese berühmte Stätte interessieren, leider versichern darf, ist das Zerstörungswerk auf derselben ein vollkommenes. Mit Ausnahme der, primitiven Kräften unüberwindbaren Widerstand leistenden, Römermauern, wurde alles dem Boden gleich gemacht. Byzantiner und Moslims haben jede monumentale Spur von den ihnen gleich verhaßten Bulgarenzaren in gründlichster Weise zu tilgen gesucht."

Gegen diese gefährlichen Nachbarn hetzte der griechische Kaiser die nicht minder gefährlichen Russen, welche unter der Führung der skandinavischen Ruriks schon zur Zeit des griechischen Kaisers Michael III. mit einer Flotte von zweihundert schnellsegelnden kleinen Schiffen im Bosporus erschienen waren und Städte und Klöster an den Küsten geplündert hatten. Von 879—944 wiederholten sie noch dreimal ihre Besuche vor Konstantinopel. — Damals befand sich noch die ganze Nordküste des Schwarzen Meeres mit der Ukraine, Bessarabien und Rumänien in der Gewalt des nomadischen Reitervolkes der Petschenegen, das den nach Süden strebenden Völkern den Weg verlegte. An die Petschenegen schloß sich gewissermaßen als Vormauer Griechenlands das kriegerische Bulgarenvolk an. Die Russen hatten sich durch diese scheinbar unüberwindlichen Hindernisse nicht abschrecken lassen, vielmehr durch die Ruriks in der kühnen Benutzung der Fluß- und Küsten-Schiffahrt unterwiesen, durch die südrussischen Ströme ihren Weg ins Schwarze Meer und nach Konstantinopel gefunden.

Besonders bedrohlich wurde den Griechen der russische Zar Swätoslaw. Derselbe nahm die Eroberungskriege gegen den Süden wieder auf und drang mit gleicher Heftigkeit gegen Don, Kaukasus und gegen das Schwarze Meer vor. Der griechische Hof gerieth in Schrecken und bemühte sich, den Ansturm der Russen abzulenken. Er schickte Swätoslaw fünfzehn Zentner Gold und bat ihn um einen Zug gegen die Bulgaren. Man hoffte in Konstantinopel sich auf diese Weise am bequemsten beider Gegner entledigen zu können. Es kam aber anders, als die klugen Griechen es vorausgesehen.

Swätoslaw erfüllte ihren Wunsch. Er erschien zur großen Ueberraschung der nichts ahnenden Bulgaren mit 60 000 Mann Fußvolk zu Schiff an der Donaumündung und schiffte in unabsehbarem Zuge die Donau stromauf. Die Bulgaren leisteten bei der Landung heftigen Widerstand, doch waren sie diesem Gegner, der mit noch nie dagewesenem Ungestüm und außerordentlicher Tapferkeit focht, nicht gewachsen; sie flohen und zogen sich, von Swätoslaw verfolgt, nach Drsta (Silistria) zurück. Auch hier war ihr Widerstand umsonst, die Festung fiel, und bei dem weiteren Vormarsch der Russen wurde von ihnen auch die prachtvolle Residenz des Zaren, Preslaw, eingenommen. Zugleich geriet Zar Doris in ihre Gefangenschaft. Swätoslaw zerstörte jedoch Preslaw nicht, sondern erhob es zu seiner Residenz.

Sein Siegeszug gegen die Bulgaren wurde durch einen Einfall der Petschenegen in sein russisches Reich unterbrochen. Er ließ Bulgarien unter der Verwaltung seines Häuptlings Swendal zurück, eilte mit einem Teil seines Heeres nach Haus und vertrieb die Petschenegen.

Höchst bemerkenswert ist eine Eröffnung, die er einer Versammlung der russischen Bojaren in Kiew machte, denen er über den Verlauf des Feldzuges und seine weiteren Pläne Bericht erstattete. Er sagte ihnen, er wolle und könne nicht mehr in Kiew bleiben, weil ihm der Aufenthalt in seiner neuen Bulgarenresidenz Preslaw weit erfreulicher als der in Kiew sei. Aller Reichtum der Kunst und Natur flöße in der bulgarischen Hauptstadt, als im Mittelpunkt des Landes, zusammen, Griechenland sende Gold und Seidenstoffe, Wein und edle Früchte; aus Böhmen bringe man Silber und Pferde, und die Russen kämen mit Pelzwerk, Honig, Wachs und Sklaven. Überhaupt, meinte der scharfblickende Rurikfürst, nicht blos Bulgarien, sondern das ganze griechische Reich in Europa, samt Böhmen und Ungarn, müsse das Gesetz von den Russen empfangen. Man sieht, „das Testament Peters des Großen", das den Russen als künftige Hauptstadt des Reiches Konstantinopel bezeichnete, ist kein Original, sondern nur eine Kopie der bereits von Swätoslaw vorgezeichneten russischen Eroberungspolitik. Auch die panslavistische Weisheit, daß der Weg der Russen nach Konstantinopel über Wien gehe, entspringt so ziemlich der gleichen Quelle.

Swätoslaw ließ dem Worte die That folgen, er stieg mit großer Heeresmacht über den unverteidigten Hämus nach Thracien hinab und bestrafte den Widerstand der halb griechischen, halb bulgarischen Bevölkerung von Philippopel nach der Eroberung der Stadt, indem er 20000 Männer pfählen ließ. Dieses entsetzliche Wüten der Russen trug natürlich dazu bei, die Angst in Konstantinopel aufs höchste zu steigern. Schon die ersten Siege der Russen über die Bulgaren und die Einnahme von Preslaw durch dieselben hatten in Konstantinopel eine ungeheure Panik hervorgerufen. Da Preslaw die Straße von Konstantinopel nach der Donau beherrschte, glaubte man nichts andres, als daß die Russen gleich bis Konstantinopel vordringen würden. Man besserte eiligst die Festungswerke aus und stellte sogar die Wurfmaschine auf die Mauer, als wäre Swätoslaw mit seinen „tierisch-ungestümen" Siegerschaaren schon vor dem goldnen Thore gelagert. Nach dem Einfall Swätoslaws in Thracien blieb den Griechen nur energisches Handeln übrig. Glücklicherweise stand an ihrer Spitze zu dieser Zeit ein sehr tüchtiger Feldherr, Tzimisces. Er eröffnete Swätoslaw, daß, da die Russen 15 Ztr. Gold für den bulgarischen Feldzug bekommen hätten, sie Bulgarien wieder räumen und nach Kiew zurückkehren sollten. Bulgarien gehöre von alters her den byzantinischen Imperatoren. Swätoslaw wollte davon nichts wissen. Nur gegen Erlegung einer „sehr großen Summe Goldes" und gegen baare Ablösung der Kriegsgefangenen samt allen eroberten Städten, werde er das ihm so reizend erscheinende Land verlassen; können oder wollen aber die „Römer" die verlangte Summe nicht aufbringen, so mögen sie selbst ungesäumt die europäischen Provinzen räumen, auf die sie ohnehin kein Recht hätten und sich nach Asien zurückziehen. Das sei die einzige und letzte Bedingung, von den Russen Frieden zu erhalten. — Damit war der Krieg gegeben.

Swätoslaw schickte nun einen Teil seines Heeres über den Balkan, ein zweiter hielt Preslaw besetzt, um die nach Freiheit strebenden Bulgaren niederzuhalten. Silistria, wo seine Flotte lag, war sein letzter Stützpunkt. Fünf Jahre lang kämpfte man südlich des Balkans mit wechselndem Glück, dann raffte sich Tzimisces zu einem vernichtenden Schlage gegen die Russen auf. In aller Stille betrieb er dazu seine Rüstungen und zog darauf (971) mit einem Heer und einer Flotte gegen Swätoslaw. Unvermutet drang er durch die Pässe des Balkan — „in goldglänzender Rüstung auf behendem, wundervollen Renner mit langer Lanze auf der Schulter." Er hatte sein Regiment der „Unsterblichen" vorausgeschickt, und demselben folgten 15,000 Mann auserlesenen Fußvolks, sodann die schweren Truppen mit Lebensmitteln, Belagerungsgeschützen und der Bagage. Den Russen durchaus unerwartet stand der Kaiser plötzlich vor Preslaw. An die Bulgaren wandte er sich, um einen nationalen Krieg zu verhüten, mehrmals mit der Erklärung: „Wir sind nicht gekommen, die Bulgaren zu unterwerfen, sondern zu befreien. Sie sind unsere Freunde, und nur mit den Russen führen wir Krieg." — Vor Preslaw kam es zur Schlacht, sie endigte, da die Russen überrascht und der Übermacht nicht gewachsen waren, mit der Niederlage Swätoslaws, darauf verteidigte er mit seltener Tapferkeit Preslaws mächtige Vorwerke und zuletzt die befestigte Zarenburg. Doch Tzimisces Schleuderer und das griechische Feuer brachen seinen Widerstand. —

Zar Doris wurde frei. — Die Russen zogen sich auf Silistria zurück. Zu ihrem Entsetzen traf gleichzeitig mit dem Heere des Tzimisces eine griechische Branderflotte vor Silistria ein. Drei Monate währte der Kampf. Heldenmütig verteidigten sich die Russen, und sogar ihre Frauen nahmen an den Kämpfen teil. Nach sechs mörderischen Schlachten, die Swätoslaw dem byzantinischen Kaiser im offenen Felde außerhalb der Festung lieferte, war das russische Heer auf 22,000 Mann zusammengeschmolzen. Die Aussichten auf Sieg waren geschwunden. — Vor der letzten Schlacht hatten die Russen eine Beratung gehalten, ob man fliehen oder rühmlich sterben solle. „Siegen oder rühmlich untergehen!" lautete der einmütige Beschluß, und ungebrochenen Mutes gingen sie in den Kampf. Derselbe war heftiger und furchtbarer als alle voraufgegangenen und wurde erst am Abend durch einen Seitenangriff von 13,000 geharnischten Lanzenreitern zu Gunsten des Kaisers entschieden. Swätoslaw verlangte Waffenstillstand. Er versprach, Bulgarien zu räumen und die Gefangenen ohne Lösegeld freizugeben, wenn der Kaiser seinerseits gelobe, die Russen weder beim Aufbruch noch bei der Wasserfahrt durch seine Branderflotte zu beunruhigen, die nötigen Lebensmittel für das besiegte Heer zu liefern und den Russen noch ferner den Handelsverkehr in Konstantinopel zu gestatten. Der Kaiser bedurfte des Friedens. Er gestand seinem Gegner alle Bedingungen mit Freuden zu, und es wurde darüber ein förmlicher Vertrag geschlossen. — Darauf sahen sich die beiden Gegner außerhalb der Festungen am Donaustrom. Der Kaiser hielt vor seiner geharnischten Reitergarde am Ufer, der Großfürst blieb auf der Ruderbank des Kahnes sitzen, in welchem er herausgekommen war. Er sagte nur einige Worte über den Frieden und kehrte wieder in die Stadt zurück. Ein Augenzeuge, der byzantinische Hofdiakon Leo, hat die Scene beschrieben und zugleich den Russenfürsten geschildert. Swätoslaw war darnach mittlerer Größe und von zierlichem Ebenmaß der Körperteile; struppige Brauen, Eulenaugen, stumpfe Nase, Kinn ganz und Kopf bis auf je eine an den Schläfen herabhängende Locke glatt geschoren, die Oberlippe von dichten, weit herabhängenden Barthaaren beschattet, kräftiger Nacken, breite Brust, Goldschmuck mit Karbunkel zwischen zwei Perlen in dem einen Ohr, und endlich ein finsterer, melancholisch-wilder Blick sind die übrigen Züge im Bilde des Rurikſohnes. Swätoslaw trug bei der Unterredung ein weißes Gewand, nicht schöner, aber reinlicher als die Gefährten, und schwang beim Kommen und Gehen das Ruder wie der gewöhnliche Mann.

Der standhafte Mut, die Todesverachtung, mit welcher er das russische Fußvolk sechsmal hintereinander in den Kampf führte, erfüllte selbst die siegreichen Byzantiner mit Entsetzen. „Die Russen fliehen nicht," sagte Leo Diakonus.

Die gigantischen Gestalten und der zornvolle Blick der Soldaten Swätoslaws, bemerkt Fallmerayer, haben in der Bevölkerung Konstantinopels einen erblichen, unaustilgbaren, heute noch lebenden Eindruck zurückgelassen.

„Das falbhaarige Geschlecht der Nordischen wird die Stadt erobern", ist der bekannte und in der Hauptstadt des Orients seit neunthalbhundert Jahren geglaubte Orakelspruch. Bei den meisten Menschen verliert eine Drohung von so altem Datum ihr Gewicht; in keinem Falle hätte man über zu große Eile des Verhängnisses zu klagen, wenn Swätoslaws übermütiger Spruch durch den Einzug der „falben" Krieger in Stambul doch noch eine Wahrheit würde. Wer von den wiederholten Byzanzbedrängungen durch die Rurikfürsten des neunten und zehnten Jahrhunderts auch nur die Scenen von Silistria kennt, hat auch schon erraten, warum sie ohne Erfolg geblieben und warum die verzagten Byzantiner nicht schon damals nordischer Kraft, scythischem Übermut erlegen sind. So lange sich von Don und Wolga her nach der Reihe lebendige Völkerkeile zwischen Nowgorod, oder, wenn man will, zwischen Kiew und Konstantinopel hineinschoben und gleichsam den Weg verlegten, mußten selbst die heldenmütigsten Anstrengungen der nordischen Ungetüme, auf byzantinischem Boden feste Sitze zu gewinnen, vergeblich sein. Zwischen den beiden Friedensschlüssen zu Silistria (971) und Adrianopel (1829) sind 858 Jahre verflossen — langes und furchtbares Noviziat des russischen Volkes zum Eintritt in den traurigen Orden des byzantinischen Rittertums. Dank dem Slavengenius haben die Russen alle Proben bestanden, haben alle Vorbedingungen erfüllt und stehen heute als Gebieter und wohlbestellte Hausherrn an derselben Donaumündung, durch welche Swätoslaw mit den Trümmern seiner Macht gleichsam heimlich und verstohlen hinausgezogen ist.

So Fallmerayer. Derselbe enthüllt uns auch das Geheimnis der russischen Kraft zur Zeit des ersten Einfalls in Bulgarien. Er schreibt: „Jene freiheitsstolzen, ritterlich soldatischen Männer besaßen wohl einen Führer in Krieg und Frieden, aber keinen Herrn, auch duldeten sie keine körperliche Strafe. Nicht etwa blos der Edelmann war frei, wie bei uns im Occident. Bei den Russen gab es damals schon (10. Jahrhundert) einen freien Bürgerstand in den Städten und sogar freie Ackersleute, während im Westen alles Knecht und hörig war. Leben, Freiheit oder Gold sühnten die Missetat, aber schlagen durfte niemand einen freien russischen Mann. Nicht blos in persönlicher Würde, auch in Kunst, Sitte und Gewerbsamkeit standen die Bewohner von Kiew und Nowgorod höher als das germanische Abendland. Mit Vernunftgründen, nicht mit Peitschenhieben regierte man die Russen des 10. Säkulums. Die Großfürsten redeten öffentlich vor dem Volke über das Gemeinwesen; aus freiem Antriebe mit Einsicht und Selbstkenntnis sollte das Volk die Befehle des Herrschers vollziehen."

Ein lehrreicheres Beispiel, wie gewaltig ein Volk in freiheitlicher Beziehung zurückkommen und wie es dadurch auch in seiner Kultur auf tiefster Stufe ein ganzes Jahrtausend hindurch zurück gehalten werden kann, liefert die gesammte übrige Weltgeschichte nicht.

Denn wer möchte leugnen, daß die heutigen Russen mit jenen „freiheitsstolzen, ritterlich-soldatischen" Russen der Vergangenheit keinerlei Verwandtschaft mehr besitzen. Die Russen von heute sind Knechte, und die „Freiheit," womit ihre Herren die südslavischen Brüder beglücken wollen, ist nicht einmal eine Scheinfreiheit, sondern dieselbe Knechtschaft, welche das Russenvolk vom Schwarzen bis zum Weißen Meer, von der preußisch-österreichischen Grenze bis zur Mandschurei und Kamschatka in eisernen Fesseln hält, während die freigewordenen Völkerschaften sich einer verhältnismäßig großen politischen Freiheit erfreuen. Wäre Rußland ein freier Staat, dann wäre die orientalische Frage rasch gelöst. Die befreiten Völker würden Rußland von selber zufallen. Für Rußland giebt es, um das neue Hindernis, das seiner Orientpolitik sich in den Weg stellt, zu bewältigen, ein probates Mittel: es schüttele den Despotismus ab und gebe sich eine noch größere Freiheit, als sie die „befreiten" Brüder besitzen. Aber, es ist ja nicht das russische Volk, das nach Konstantinopel strebt. Das russische Volk will den Frieden, und freigeworden, würde es, wie jedes nur den eigenen bürgerlichen Interessen dienende Volk, von selbst auf Eroberungskriege verzichten. — Da Europa ein mächtiges Interesse daran besitzt, die neuen Staatswesen auf der Balkanhalbinsel zu erhalten, dürfte es trotz der gegenwärtigen Dreikaiserpolitik der russischen Despotie schwer fallen, auf dem Wege der brutalen Gewalt zu seinem Ziele zu gelangen.

Sonnenglut und Winterfrost

im Sommer 1886.

Von **Heinrich Becker.**

Vom 3. Mai bis 23. Juli ist Europa fünfmal von großen Wetter-Stürmen heimgesucht worden. Vom 3. bis 7. Mai ein Schnee-Sturm, der das ganze Alpen- und Karpathen-Gebiet, den Balkan bis ans schwarze Meer befiel. Vom 11. bis 14. Mai ein Wirbel-Sturm, der Madrid und Genua, London und Krossen an der Oder umtoste. Vom 22. bis 24. Mai ein Hagel-Sturm, der von Bordeaux bis Wien, von Emden an der Nordsee bis Breslau die Fluren verwüstete. Vom 18. bis 20. Juni ein Gewitter-Sturm mit Regen-Flut, die zweimal vierundzwanzig Stunden brauchte, bis sie an einem Ort vorüberzog. Endlich vom 20.—23. Juli ein abermaliger Hagel-Sturm, der von Bordeaux bis Olmütz, von Irland bis Böhmen dieselben Pfade wie der erste schritt.

Zu gleicher Zeit, von Mitte April bis Mitte Juli, hören wir von Wetterzügen aus N.-Amerika. Ein Wirbel-Sturm zog am 15. April über Dakota und Minnesota, der St. Cloud und Sant Rapids zerstörte. Am 11. und 12. Mai kommt ein zweiter, der von Kansas am Missouri bis Cincinnati, nach Columbus in Ohio und dem Erie-See weite Strecken verwüstet. Am 27. Juni entsteht ein Wirbel-Sturm auf Jamaica, der diese Insel zerstört und Regen-Fluten bis zum Erie-See hintreibt. Die Stürme folgen in Perioden, ähnlich den europäischen; sie ziehen eine Richtung, die auf Europa hinweist: wir können also hier schon einen Zusammenhang erkennen. Bestärkt wird diese Annahme aber durch ein paar Vorgänge in den letzten Wochen, die, so seltsam sie auch erscheinen, dennoch als die Ursachen der europäischen Stürme zu betrachten sind.

Aus dem Centrum der vereinigten Staaten, aus der Gegend zwischen Missouri und oberem Mississippi, kommt die Nachricht von einem Glut-Sturm, der diese Gegend Mitte Juli traf. Montana, Nebraska, Dakota, Minnesota, Jowa sind seit dem 1. Juli von einer Glut-Hitze betroffen, die am 13. bis zu 120° Fahrenheit (= 49° C. oder 39° R.) im Schatten stieg. Am Morgen des 13. Juli um 5 Uhr, mit Sonnen-Aufgang, werden in Dakota die Menschen durch ein Brausen aus dem Schlafe geweckt. Sie eilen hinaus; ein Glut-Wind strömt ihnen entgegen, der unerträglich ist; sie flüchten zurück in ihre Keller. Nur 30 Minuten währt der Glut-Sturm; dann mildert sich die Hitze auf den vorigen Stand. Um dieselbe Zeit wird aus Indiana, Kentucky, Ohio von einer brennenden „Hundstagshitze" berichtet, die aus allen Turner- und Sängerfesten hervorleuchtet. Nur durch einzelne Gewitter wird sie unterbrochen; ein Hagel-Wetter zu Louisville am Ohio, am 10. Juli, und ein zweites zu Jeffersonville am Kentucky in der Nacht vom 14.—15. Juli. Bäume und Dächer werden dabei zertrümmert. Ein Hagel-Sturm bei Sundy Hook, dem S.-Cap der Bai von Newyork, am 30. Juli, der eine Yacht mit 11 Personen verschlang, darf gleichfalls zu diesen Intermezzi gezählt werden. Danach aber herrscht die vorige Glut, die u. a. am 22. Juli zu Louisville einen Neger durch Sonnenstich tötet.

Zu gleicher Zeit kommt eine Nachricht aus Labrador, die nicht blos gewaltige Eismassen an der Küste, sondern auch einen Schneesturm von außerordentlicher Heftigkeit meldet. Die Eisplatten, die seit Anfang Mai aus der Baffin-Bai herabströmen, sind durch die Schneemassen aneinander gekittet und festgefroren. Eine undurchdringliche Eisbank hat sich vor das ganze nördliche Labrador gelagert. Die Hudson-Bai ist durch eine feste Eisbarre gänzlich abgesperrt. Von zwei Seiten dringt die Kälte in das Land herein, man sagt 200 Seemeilen (100 Stunden) weit. Die Menschen, die dort wohnen, Eskimo und Indianer, sterben vor Hunger und Kälte! Eisbären dringen aus dem Norden herab, welche die Not noch vermehren; selbst die europäischen Ansiedler an der Küste, die Herrnhuter Missionare zu „Hebron" und „Hope Dale", sind bedroht.

Die Not, welche die Kälte brachte, herrschte schon Anfang März. Zu Okkak, im W. vom Kap Mugford (57° n. Br.), ward die Not so groß, daß die Eskimo die Leichen ihrer gefallenen Genossen verzehren mußten. Bei diesem gräßlichen Werk rangen sie noch mit den Bären. Anfangs Juli waren von 130 Bewohnern nur 16 noch am Leben. Sie suchten sich nach Kap Mugford zu retten; unterwegs überfiel sie am 20. Juli ein Schneewirbel, der ihr Fortkommen hinderte. Hungrige Eisbären kamen dazu; zwei einzige von den letzten Eskimo kamen mit dem Leben davon.

Der Herd des Glut-Sturmes, die Sandwüsten im W. des Mississippi, zwischen Red River und Platte River, liegt zwischen dem 35.—40.° n. Br. Die Hitze breitete sich über Ohio bis zum Erie-See und weiter östlich aus. Der Kälteherd im N. von Labrador liegt zwischen dem 55.—60.° n. Br. Es sind nur zehn Breitengrade (300 Stunden) zwischen der äußersten Hitze und strengsten Kälte in SW.-NO.-Richtung; eine Entfernung gleich der von Bordeaux-Paris (45—50° n. Br.) und der von Riga-Petersburg (55—60° n. Br.), etwa 400 Stunden. Riga-Petersburg hatten, indes Labrador erfror, morgens 8 Uhr schon 18—20° und Haparanda (66° n. Br.) selbst an einzelnen Tagen Mitte Juli 22° C. Wie sind die großen Gegensätze zu erklären? In N.-Amerika Hitze und Kälte dicht bei einander; in Europa unter dem gleichen Sonnenstand eine von der amerikanischen ganz verschiedene Wärme!

Die Küste von Labrador zieht vom 50.-60.° n. Br. in der Richtung SO.-NW. Im SO. ist das Kap Charles, am 57.° das Cap Mugford, am 61.° das Kap Chudleigh, zwischen den letzteren, 58° n. Br., liegt die Kolonie Hebron und Okkak, die Niederlassung der Eskimo. Hier passirt das Eis, das von drei Seiten gegen das Kap Chudleigh strömt: aus NW. von der Hudson-Straße; aus N. von der Baffins-Bai; aus NO. von Grönland her quer über die Davis-Straße. Es zieht diese Straße von Anfang des Mai bis Ende Juli; nach dieser Zeit ist in der Regel kein Eis mehr in dieser Gegend zu finden bis zum Anfang des November, wo schon die Mündung des Lorenzo-Stromes zufriert.

Die drei Eiszüge kommen vom Nordpol; sie werden herausgetrieben durch den Golf-Strom, der den Nordpol umkreiselt. Dieser zieht von Florida nach Neufundland, dann nach der SO.-Spitze von Grönland; zwischen Grönland und Island strömt ein schmaler Arm hindurch, indes ein breiterer zwischen Island, England und Norwegen nach NO. zieht. Beide vereint strömen im Kreise am Nordrand von Europa und Asien, dann am Nordrand von Amerika her. In der Mitte liegt das Nordpol-Land, von dem wir blos die Küste von Franz-Josephs-Land und die von Grönland kennen. Aus diesem Zirkel kommt der Golf-Strom, nachdem er in der Behring-Straße einen Abfluß in den stillen Ocean erlitten, wieder in drei Mündungen in sein atlantisches Becken zurück. Die eine geht durch den Melville-Sund nach der Hudson-Bai und -Straße; die zweite durch den Jones-Sund nach der Baffins-Bai und Davis-Straße; die dritte durch eine — noch unbekannte — Straße zwischen Franz-Joseph-Land und Grönland, an der W.-Seite von Spitzbergen und Island her in den atlantischen Ocean*).

Dieser letzte östliche Flügel drängt sich zwischen Grönland und Island durch die Dänemark-Straße neben dem

*) Herr Dr. Bolau weist aus der Geschichte des Wal-Fanges (in Dr. Neumayers „Segel-Handbuch") nach, daß die Wale zwischen Grönland und Franz-Joseph-Land hindurch nach der Behring-Straße zögen

warmen nordwärts gehenden Strom hindurch. Der warme zieht dicht an Island her, der kalte an Grönland; in der Mitte gehen sie beide in senkrechter und wagerechter Teilung durch die Straße. Das Meer senkt sich auf beiden Seiten bis zu 15 geographischen Meilen auf 2000 M. Tiefe; in der Mitte, etwa 20 M. breit, auf 3,000 M. Auf der O.-Seite zieht der warme Strom im Sommer mit einer Wärme von 8° C. bis auf den Boden hinab (während er innerhalb der Wendekreise bei 1000 M. Tiefe kaum diese Wärme hat) In der Mitte der Straße wechseln der warme und kalte Strom nebeneinander; 1—2 M. breit mit 2° C. der kalte, dann wieder 1—2 M. breit mit 6° C. der warme Strom. Weiter nach W. zieht der warme Strom wagerecht eingekeilt oben und unten von dem kalten, dann eine Strecke fließt der warme (salzreiche schwere) unter dem kalten. Im westlichen Drittel zieht der kalte mit 0° bis zum Boden hinab.

Hier treibt der kalte Strom von Mai bis Juli seine Eisplatten und Eisberge nach S. Am O.-Rand von Grönland sind diese aber 7—8 M. breit an das Land gefroren. An der S.-Spitze von Grönland, bei Kap Farewell wird dieser Eisgürtel 25, an der W.-Seite, bis zum 65.° n. Br., 30 geographische Meilen breit. Nur im Sommer, Juni bis August, wenn nördliche Winde das Eis vom Lande treiben, lockert sich dieser Eisgürtel; ein Teil schwimmt mit dem neuen Treibeise davon, indes der größere zurückbleibt, und im Herbst durch neuen Anwuchs wieder vergrößert wird.

An der S.-Spitze von Grönland wird der Eisstrom von dem aus S. kommenden Golf-Strom zurückgedrängt. Er zieht deshalb an der W.-Küste von Grönland in die Davis-Straße nordwestwärts hinauf; der Golf-Strom drängt mit ihm in diese Straße hinein, bis zum 65.° n. Br., über die Hudson-Straße hinaus. Hier kommen zwei mächtige Gegner, der zweite kalte Strom aus der Baffins-Bai und der dritte aus der Hudson-Straße. Der kalte Grönland-Strom vereint sich mit diesen und fließt mit ihnen an der Küste von Labrador herab nach dem S. Das Kap Chudleigh, eine scharfe schmale Kante vulkanischen Gesteines, hat den ersten Anprall auszuhalten: die Wucht der anprallenden Eisberge, zugleich die mit ihnen sich verbreitende Kälte. Danach strömen die Eismassen vorbei nach Kap Mugford und Kap Charles, von da an Neufundland, Neu-Schottland und den vereinigten Staaten her bis gegen Newyork (40° n. Br.)*).

Das Gesagte erklärt das seltsame Widerspiel der Natur. Es ist derselbe Strom, der die Wärme vom Äquator bringt, der auch die Eismassen vom Nordpol aufjagt — der Golf-Strom. Am 21. März schreitet die Sonne über den Äquator; sie erwärmt an der Mündung des Amazonas den Golf-Strom auf 28° C.; mit ihm auch die Luft auf 30° im Schatten und 60° C. im Freien. Die warme Luft, von dem Golf-Strom stets mit feuchten Dämpfen genährt, zieht mit diesem nach N. Sie treibt von dem Golf von Mexiko den Mississippi hinauf nach den Sandwüsten im N. der Ozack-Berge und den Prairien am Missouri und oberen Mississippi. Zugleich fegt sie den Golf-Strom entlang, nach Grönland, Spitzbergen und dem Nordpol, löst dort die gefesteten Eismassen, indes der Genosse ihr nachfolgt und in langsamerem Strome die schwerere Arbeit des Eisschubes vollbringt. Die Eismassen gelangen nach dem S., treten in scharfen Konflikt mit der nordwärts strömenden Hitze und entfachen die gewaltigen Wetter, die Gewitter, Hagel- und Wirbel-Stürme.

Am 15. April ward uns der erste Wirbel-Sturm aus Minnesota gemeldet. Aus der allgemeinen Wetter-Geschichte war uns bekannt**), daß vor dem 25. April der Lorenzo-Strom bei Quebek nicht aufthaut. Es wird jetzt durch die Berichte aus Labrador bestätigt, daß noch die ganze Davis-Straße voll Eis war. Die warmen Dämpfe vom Golf zogen am Mississippi hinauf; von der großen, 300 St. langen und breiten Sandwüste zwischen Red River und Missouri, die von der Sonne erhitzt war, wirbelten die Dämpfe hoch empor; sie zerflogen, ohne die Erde zu befeuchten. In SW. der oberen kanadischen Seen, zwischen Missouri und Mississippi, in Dakota, Minnesota ꝛc. traf der kalte Luftstrom, der von der Baffins- und Hudson-Bai herabkam, mit den warmen Dämpfen zusammen. Er schlug diese nieder, und zwar, weil die schroffe Kälte und heiße Wärme den Blitz erzeugt, mit Gewitter und Hagel. Die massenhaft zuströmende warme Luft trieb den Hagel im Kreisel; so zog der Sturm im Wirbel dahin, fegte die Bäume, die Häuser weg und riß mit elektrischer Gewalt selbst den Boden fort.

Zwei Wochen später kam der Sturm mit dem ostwärts gehenden Arm des Golf-Stroms nach Europa. Vom 3. bis 7. Mai zog er über die Alpen nach Österreich, Steiermark, Bosnien, indes ein Flügel über England, Norddeutschland, Böhmen, über die Karpathen nach dem Schwarzen Meere jagte. Über den Alpen war damals die Eisgrenze der Luft kaum 2000 Meter hoch. Die ganzen Dunstmassen wurden in Schnee gewandelt; sie bedeckten ganz Österreich und die Balkanhalbinsel mit fußhohem Schnee.

Der Wirbel-Sturm, der am 11. bis 14. Mai Madrid und SO.-Spanien verwüstete, bis nach Civita Vecchia (Rom), nach Genua und Brescia am Fuße der Alpen kam, der über N.-Deutschland fuhr und die Stadt Krossen zerstörte, hatte den gleichen Ursprung. Wir wissen nur, aus Mangel an Nachrichten von N.-Amerika, nicht seine Herkunft. Der dritte aber, der Hagel-Sturm am 22. bis 24. Mai, hatte seinen Ursprung am Missouri. Am 11. Mai war ein Wirbel-Sturm zu Kansas (38½° N.-Br.) entstanden. Er war bis zum 12. nach Cincinnati, Columbus (Ohio) und dem Erie-See gekommen. Von dort zog er nach Neufundland. Damals kamen die ersten Nachrichten von einer 100 St. langen Eis-Platte, die aus der Davis-Straße zog, nach Europa. Der mit ihr ziehende kalte Luftstrom nährte aufs neue den Kontrast zu dem warmen Luftstrom. Der Sturm zog auf den Pfaden des Golf-Stromes nach dem Busen von Biscaja. Am 22. Mai kam er nach Bordeaux, mit Gewitter und Hagel sich entladend; am 23. traf er Lausanne am Fuße der Alpen, Wiesbaden am Mittelrhein und Emden an der Nordsee; am 24. Wien, Prag und die östlichen Hinterländer.

Auch von dem vierten Gewitter-Sturm, der Europa vom 18. bis 20. Juni traf, wissen wir nicht die Herkunft. Er kam aber auf denselben Pfaden. Von London bis Breslau, von Paris bis Wien regnete es in Strömen, an jedem Orte zwei Tage ununterbrochen; zu Wien allein am 20. Juni 110 Millimeter, d. i. der sechste Teil von dem, was sonst im ganzen Jahre fällt. Am 27. Juni aber, als die Sonne senkrecht über Jamaica stand, wird ein Wirbel-Sturm von dort gemeldet. Er verwüstete die Insel, zerstörte viele Pflanzungen und Wohnungen; auch Menschen fielen zum Opfer. In den letzten Tagen des Juni wird noch Indiana von Regengüssen getroffen; im übrigen sehen wir in N.-Amerika keine Spur. Denn vom 1. Juli an wird schon von Dakota die große Hitze gemeldet, die am 13. zu dem heftigen Glutsturm führte. Die Sand-Wüsten im Westen des Mississippi waren durch die Sommer-Glut vollends ausgedörrt; sie vermochten die über sie hinziehenden Dämpfe nicht mehr anzuziehen. Dakota, Minnesota und die Länder im W. des Michigan-See werden nur von der trockenen Glut überströmt, indes im O. vom Mississippi auf das mehr bewaldete Indiana, Kentucky und Ohio noch einzelne Gewitter-Güsse mit Hagel fielen.

Die Dampf-Massen, die sich in Dakota nicht entluden, zogen über die canadischen Seen nach der Hudson-Bai und

*) „Chudleigh" vom engl. „chud" = „beißen", „schneiden"; ob das Einschneiden des Felsen in die anprallenden Eisberge, oder die beißende Kälte gemeint ist, können wir nicht beurteilen. „Mugford" = „Nebel-Fjord" deutet auf die Nebelmassen, die aus dem Schmelzen der Eisberge entstehen.

**) S. Dr. Neumayers „Segel-Handbuch".

der O.-Küste von Labrador. Der Glut-Sturm, der am 13ten Juli Dakota überfiel, brachte nach dem Cap Mugford die Dampfmassen, die der dortige kalte Eis-Strom in Schnee verwandelte. Die Eis-Massen, die vom Norden kamen, strömten seit Monaten fort und fort auf die Labrador-Küste. Der NO.-Luftstrom, der über Grönland fuhr, trieb die alten Barren vom Lande weg und jagte sie mit den neuen, die aus der Dänemark-Straße, der Baffins-Bai und Hudson-Straße kamen, zusammen wider das nordöstliche Labrador. Die Hudson-Straße wird gestaut und damit der Eingang zur Hudson-Bai. So sammelt sich an der ganzen N.-Küste von Labrador, vom 40—60° ö. L. von Ferro, in einem Kreis von 200 g. Meilen eine Eisbarre, die das Land fest umschließt und weit in das Innere — 50 Meilen tief — die Kälte verbreitet.

Der Kälte-Strom bringt in einzelnen Streifen — wie wir bei dem Golf-Strom in der Dänemark-Straße sahen — zwischen den Wärme-Strom der Vereinigten Staaten herein und verursacht am 10. Juli den Hagel-Sturm zu Louisville, am 14. den zu Jeffersonville, am 30. den am Sandy-Hook bei Newyork. Der Dampfer „Werra," der am 30. Juli Nachts im SO. von der Neufundland-Bank — wie vermutet — „wider ein Wrack" stieß, hat wahrscheinlich an einem Eisblock, der nur wenig aus dem Wasser sah, seine Schraube zerschellt. Der Nebel am folgenden Tag bestätigt dies; denn aus schmelzenden Eismassen entsteht Nebel. Der letztere weist uns auch auf die Spur, welche die mit dem Golf-Strom vom S. kommenden Dampfmassen ostwärts nahmen. Der Jamaica-Sturm vom 27. Juni hatte sich vom 10. bis 17. Juli in Regengüssen über Europa vertobt. Nach zwei Tagen Pause, die am 19. zu Frankfurt 50°, zu Wien 56° C. in der Sonne brachten, kam der fünfte große Gewitter-Sturm, der mit Wirbel und Hagel einherfährt, an Stärke den Mai-Stürmen fast gleich.

Am 20. Juli bricht der Orkan am Biscaja-Busen herein auf Bordeaux zu, die ganze Gegend der unteren Garonne, des Lot- und Dordogne-Flusses verwüstend, in 17 Dörfern die Tabak- und Weinernte zerstörend. Über München, Freising geht der Zug abermals nach Österreich, Böhmen, Mähren. Olmütz und die ganze Umgegend werden vom Hagel zerschlagen; Eisstücke bis 200 Gramm schwer. Ein zweiter Zug trifft den Taunus, Odenwald, Spessart. Die Stadt Lohr am Main, dann Schweinfurt und 20 Nachbar-Orte werden getroffen; 8 Fabrik-Schornsteine, zwei Kirchtürme, die Eisenbahn-Halle, viele andere Hallen, Scheunen, Ställe zertrümmert; ein Lustwäldchen mit meterdicken Eichen rasirt; die Felder, Gärten, Weinberge wie von den Hufen einer Hunnen-Horde zertreten. Ein dritter Zug geht am Süd- und Nordrand vom Harz, am Thüringer Wald hin, über Berlin nach Schlesien u. s. f.

Sehen wir in diesen Wetter-Stürmen die ähnliche Erscheinung in Europa, wie drüben in den Vereinigten Staaten, so bleibt noch der Unterschied zu erklären, den wir drüben zwischen der Missisippi-Gegend und Labrador, in Europa zwischen der West-Küste und der Gegend von Petersburg gewahren. In Labrador eisige Kälte, in Petersburg 20° Wärme, woher diese Kontraste? Der eine Zug des Golf-Stromes, durch die Dänemark-Straße, erklärt uns das Rätsel. An der Küste von Grönland sind Eisbänke, 7—8 Meilen breit, weiter südlich sogar bis 25 M. ausgedehnt; im O. auf Island grünes Ufer, blühende Triften, auf denen Rinder und Schafe weiden. Zwischen beiden liegt ein nur 50 M. breiter Meeres-Arm. Die Luft könnte in einem Tag die Wärme herüber, hinüber tragen, wenn nicht der kalte Meer-Strom alle Wärme sofort erstickte.

Je weiter nach W., desto stärker wird die Macht des kalten Meerstromes, je weiter nach O., desto mehr gewinnt der Golf-Strom an Macht. Irland, die „grüne Insel," ganz England wird Jahr aus Jahr ein von ihm gewärmt; Norwegen hat im Winter oft zehn Grad Wärme mehr, wie das Nachbarland Schweden, und zwanzig Grad mehr, wie Petersburg und Moskau. Im Sommer aber dringt der Golf-Strom und der warme Luftstrom soweit in den Continent herein, daß auch Petersburg der gleichen Wärme teilhaftig wird, wie die nächsten Ufer-Länder von W.-Europa.

Island, die Feuer-Insel im Eis-Meer, ist die Grenz-Scheide von beiden, von Wasser und Luft, von Wärme und Kälte. Der merkwürdige Eckpfeiler im stürmenden Ocean muß aber oft genug von den gegenströmenden Gewalten leiden. Auch von diesem Sommer wird eine Not aus Island gemeldet, die fast der von Labrador gleich kommt. Der Fischzug, von dem Island sich nährt, hat die Insel verlassen; das arme Volk, der einzigen Speise beraubt, muß darben und hungern. Mütter mit jammernden Kindern rennen durch die einzige Stadt Reikiawik, um Hilfe flehend die Wenigen, die überhaupt dort etwas besitzen.

Helfen kann hier, wie in Canada, nur die Regierung des Landes, die englische, die dänische. Aber erklären können wir die Erscheinung vielleicht aus dem oben Gesagten. Mit dem warmen Strom zieht der Walfisch im Sommer zum Nordpol hinauf; im W. und O. von Spitzbergen ist sein großer Tummelplatz. Nicht freiwillig, nicht zum Vergnügen zieht er dorthin; die Wärme treibt ihn dorthin, aber auch die Nahrung. Die kleinen Fische sind bereits vor ihm zum Nordpol gezogen, drum zieht er auf deren Spuren dorthin. Hat der Golf-Strom in diesem Sommer früher und weiter hinauf seine warmen Gewässer und Lüfte entsandt, hat er größere Eismassen im Norden aufgejagt und zum S. herabgetrieben, so hat er auch die Fische von Island verjagt und in andere Gründe gebracht.

Es ist also dieselbe Gewalt, welche die Eskimo in Labrador peinigt, die auch die armen Isländer in Not bringt. Scheinbar ist es die Kälte; in Wahrheit treibt aber die Wärme, die aufsteigende Sonne den Walfisch und die Heringe nach Norden und verjagt die Beute der Isländer. Dieselbe Wärme treibt die Eisberge vom Nordpol, führt sie an die Labrador-Küste und bringt den Eskimos eine Kälte zum Erfrieren und Verhungern. Dieselbe Wärme bringt den Glut-Sturm nach Dakota, tötet durch Sonnenstich die Menschen und läßt meilenweit Wälder in Brand geraten. Dieselbe Wärme mit der selbst erzeugten Kälte zusammen treffend, erschafft die Wirbel-Winde, Gewitter und Hagel, die Amerika verwüsten und über den Ocean herüber ziehen, unseren Fluren, den Gärten und Weinbergen das gleiche Schicksal bereiten. So erkennen wir in vielen einzelnen Zügen die Macht der aufsteigenden Sonne, die in langsamem, aber stetigen Wirken an verschiedenen Punkten der Erde die Kontraste erzeugt und damit die Wetter bringt, die uns erschrecken und schädigen, bei aufmerksamer Beobachtung aber mit Bewunderung und Staunen erfüllen.

Eheschließung in England und Frankreich.

Von **Eugen von Jagow.**

Die Art der Eheschließung in England und Frankreich ist ebenso verschieden, wie diese beiden Länder selbst es sind. Natürlich tritt diese Verschiedenheit in den oberen Klassen der Gesellschaft deutlicher zu Tage, als in den unteren, wo der Kampf ums Dasein die Sitten aller Länder mehr oder weniger nivellirt.

So sehr man auch das sonnige Frankreich mit seiner heiteren Lebenslust dem trübseligen und nebeligen Albion vorziehen mag, es bleibt keine Frage: in Bezug auf die Eheschließung ist dieses jenem weit voraus. In England wählt der Mann die, welche sich durch geistige und körperliche Vorzüge auszeichnet; hier spielt die Wahlverwandtschaft, ein Göthesches Wort, welches, wie Max Nordau in seinen geistvollen, jetzt auch ins Französische übersetzten „konventionellen Lügen" so treffend sagt: „das Wesen der Liebe mit einem einzigen Worte so wunderbar erfaßt und so erschöpfend definiert, daß dicke Bände der Definition nichts hinzufügen könnten," — in England spielt die Wahlverwandtschaft, sage ich, noch eine gewisse Rolle, in Frankreich nicht.

In Frankreich würde sich Shakespeares Trauerspiel „Romeo und Julia" fort und fort abspielen, wenn der junge Mann oder das junge Mädchen überhaupt einer großen Liebe und eines gewissen Liebesheroismus noch fähig wären. Die Eltern nämlich sind es, welche ihre Kinder verheiraten, nicht Gott Amor.

Bevor wir auf diese Verhältnisse näher eingehen, eine allgemeine Bemerkung: in England sind die reichen Erbinnen im Gegensatz zu Frankreich außerordentlich selten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Eltern ihrer Tochter keine Mitgift zu geben pflegen. Das Geld bringt der Mann. Es liegt auf der Hand, daß der Zweck der Ehe, derjenige der Stammes-Erhaltung und Vervollkommnung, so besser erreicht wird als in Frankreich, wo der junge Mann nicht der Stimme des Herzens gehorcht, sondern Familien- und Geld-Rücksichten. Jener Zweck würde bei den Briten allerdings noch vollkommener erreicht werden, wenn auch für das Weib lediglich die Wahlverwandtschaft maßgebend wäre. Leider kommt es indessen nicht selten vor, daß sich dieses durch Titel, Reichtum und soziale Stellung des Bewerbers blenden läßt.

Als Gegenstück zu der in Frankreich üblichen Jagd auf die reiche Erbin sieht man in England daher bisweilen die Jagd auf den reichen und vornehmen Erben, die unserem deutschen Gefühl in der That noch widerwärtiger erscheint. Das Weib, das sich dem Mann aufdringt, spielt auf der deutschen Bühne eine noch viel lächerlichere und unsympatischere Rolle, als der Süßholzraspler und Allerweltskurmacher. In England ist indessen diese Figur, wie gesagt, nicht allzu selten. So wurde kürzlich dem jungen Herzog von Portland von sechzig jungen Mädchen ein Ball gegeben, um ihm die Wahl zwischen ihnen zu erleichtern. Erinnert das nicht an ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht?" Erscheint uns diese Mädchenschaar, welche mit Frau Marthe im Chorus spricht:

Und sich als Hagestolz allein zum Grab zu schleifen,
Das hat noch keinem wohlgethan,

erscheint sie uns nicht recht seltsam, um nur dies zahme Wort zu gebrauchen?

In Frankreich haben sich die zukünftigen Gatten vor der Verlobung einmal, höchstens zweimal gesprochen, woraus sich die große Zahl der sogenannten Ehebruchskomödien auf den französischen Brettern genugsam erklärt. In allen wird gegen jene Sitte geeifert, aber die Gewohnheit ist stärker als die Poesie. Andererseits giebt es nur eine Bürgschaft für die eheliche Treue, — das ist die Liebe. Und woher sollte die kommen bei Ehen, die Eigennutz und Familienvorurtheil geschlossen haben? So erklärt sich auch die Entartung des französischen Volkes, welche zwar vielfach geleugnet wird, darum aber nicht minder Thatsache ist.

Wie ganz anders in England! Dort verlobt man sich erst nach längerem Verkehr und, beiläufig bemerkt, viel häufiger im Sommer, als im Winter. Wer die englischen Sitten einigermaßen kennt, erräth warum. Die Sommermonate verlebt man auf dem wundervollen Gutssitze eines reichen und freigebigen Lords. Seine Gäste — und zwar hat er deren eine große Zahl — leben bei ihm den Tag über wie zu Hause und in größter Freiheit bis die Dinerstunde schlägt. Man fährt spazieren, man reitet, jagt, spielt eines der in England so beliebten Rasenspiele, man sucht die Einsamkeit oder die Gesellschaft nach seinem eigensten Belieben, und was sich liebt, findet sich leicht zusammen.

Endlich wirbt der junge Mann, und die Beglückte fragt nicht die Eltern, sondern ihr Herz. Erst vor kurzem heiratete eine wunderschöne und vornehme Engländerin den etwa sechzig Jahr alten Diener ihres Onkels, in den sie sich, trotz seiner grauen Haare, merkwürdiger Weise verliebt hatte. Alle Versuche, sie in der Freiheit ihrer Wahl zu beschränken, blieben fruchtlos. Da die Eltern der Tochter nichts mitgeben, als ihre Schönheit und Jugend, so begreift sichs, daß sie auch nicht viel mitzureden haben. Diese Regel gilt sogar auch für den jungen Mann, der durch den fast allen Engländern eigenen praktischen Geschäftssinn vor dem Eingehen einer übereilten oder unvernünftigen Ehe meist ganz von selbst abgehalten wird.

Er hat ja Zeit und wartet bis er eine einträgliche Stellung hat. Man ist in England länger verlobt als in Deutschland und sehr, sehr viel länger als in Frankreich, wo die Verlobungszeit oft nur Wochen währt, gerade soviel Zeit, als zur Fertigstellung der Ausstattung, der Roben und Hüte nötig ist. Es versteht sich von selbst, daß ein französisches Brautpaar in dieser Periode fieberhaft beschleunigter Hochzeitsvorbereitung sich keineswegs näher kennen lernt; man läßt es nie oder fast niemals allein, und das ganze Verhältnis ist bis in die Details hinein, bis auf die Verpflichtung des Bräutigams, der Braut täglich ein Bouquet zu schicken, in zeremoniellster Weise geregelt.

Ganz anders in England, wo man oft Jahre lang verlobt bleibt. Hier herrscht völlige Ungebundenheit, freier Austausch der Gedanken und . . . Küsse. Die Verlobten sind soviel allein, wie es ihnen beliebt, und gehen auch allein aus. Die deutsche Sitte hält, so könnte man sagen, die Mitte zwischen der französischen und englischen.

Die große Freiheit, die, beiläufig bemerkt, ganz allgemein im gesellschaftlichen Leben Englands weit mehr herrscht, als in dem mit seiner égalité, liberté und fraternité so prunkenden Frankreich, die große Freiheit, sage ich, deren sich die Verlobten erfreuen, erklärt sich aus der Thatsache, daß die Gerichte der Verlobung eine große rechtliche Bedeutung beimessen. Trotzdem letztere ohne Sang und Klang vor sich geht, wird sie doch einem Ehegelöbnis gleichgerechnet, und wenn der Bräutigam die Verlobung auflöst, so hat er eine seinem Vermögen entsprechende Entschädigung zu leisten, wozu er nötiger Weise durch die Gerichte gezwungen wird. So mußte kürzlich der einzige Sohn eines reichen Lords einer Schauspielerin, der er unkluger Weise schriftlich die Ehe versprochen hatte, über zweihunderttausend Mark zahlen.

Man begreift hiernach, daß es zumal an Spekulantinnen nicht fehlt, welche sich von unerfahrenen, reichen und warmblütigen Erben das schriftliche Geständnis ihrer Liebe zu erschmeicheln verstehen, um dieses Liebesdokument nachher verräterisch als Waffe zu gebrauchen. Judith, welche Holofernes unter Liebkosungen einschläferte, um ihm nachher den Kopf abzuschlagen, war nicht falscher, als jene Damen, welche übrigens nicht

selten der allerbesten Gesellschaft angehören. Es ist ihre Spezialität: sie brüsten sich mit ihrer Tugend und pochen auf die Gerichte, welche den klagenden Bräuten weit häufiger, als den verlassenen Bräutigams rechtgeben.

Jene hinterlistige Praxis ist um so bequemer, als der Begriff Brautstand nicht recht definiert ist. Wiederholt sich beispielsweise in einer Korrespondenz das Wort „Geliebte" mehrmals, so schließt das Gericht schon daraus auf ein vorhergegangenes Eheversprechen, ja, bisweilen sogar schon aus einem familiären Gespräch, das zwischen den jungen Leuten vor Zeugen stattgefunden hat. Begreiflicher Weise sind daher begehrenswerthe Söhne der vornehmen englischen Gesellschaft höchst zurückhaltend, vermeiden ein wiederholtes Tanzen mit derselben Dame aus Furcht, dieselbe möchte die Rolle der Armide spielen oder vor Zeugen wohl gar holdeste Verwirrung heucheln, als habe er ihr eben ein Wort der Liebe und der Werbung zugeflüstert. Hat er nun gar seine Liebe schriftlich Ausdruck gegeben, so zahlt er meist aus freien Stücken, um das Vorlesen seiner natürlich sorgfältig aufbewahrten Herzensergüsse zu hintertreiben und der Lächerlichkeit zu entgehen.

Wie streng man übrigens in Frankreich auf die konventionelle Schicklichkeit während der Verlobungsperiode hält, mag folgende Geschichte zeigen. Es handelt sich um ein Brautpaar, das sich wirklich liebt, also bei unserem gallischen Nachbar etwas recht Seltenes. Das junge Mädchen ist in völliger Weltunkenntnis in einer von Nonnen geleiteten Pension aufgewachsen, befindet sich seit kurzem im Vaterhause in einer Provinzialstadt und reist aus purer Liebe und Naivetät ihrem Bräutigam nach Paris nach, um ihn freudig zu überraschen. Die Enttäuschung war eine große. Der junge Mann nämlich machte sofort die Verlobung rückgängig, und das arme Mädchen ging in ein Kloster.

Die Eheschließung selbst weist in den beiden Länd einige Verschiedenheiten auf; so unterläßt man es in d kirchlichen England fast nie, sich durch den Priester trauen lassen, der dort noch dieselben standesamtlichen Befugnisse h wie in Deutschland vor Einführung der Civilehe. Bei u trägt nur die Witwe Orangenblütenschmuck, in Frankr wird dieser umgekehrt von den jungfräulichen Bräuten wählt. In England trägt man beliebige Blumen, eine Si welche sich allerdings auch in Frankreich einzubürgern anfän Während hier die Brautjungfern beliebig gekleidet sind, trag sie dort ein und dasselbe von der Braut ausgewählte Kostü das nicht selten dem eines berühmten Bildes nachgebildet

Es ließen sich noch manche andere Verschiedenheiten anführ so beispielsweise, daß die Braut in England bei dem 12 Uhr stattfindenden lunch, dem französischen Déjeuner, die Trauung findet Vormittags statt, — daß die Bra sage ich, bereits ihr Reisekleid angelegt hat; doch dies u der traditionelle mächtige Hochzeitskuchen (wedding-cake), so der bekannte symbolische Pantoffelregen sind zwar specifi englische Sitten, aber nicht so bedeutungsvoll und charakteristi wie manche andere. So tritt man in Frankreich nach d Vermählung die von den Lustspieldichtern vielfach verhöhn von den Ärzten vergeblich verdammte Hochzeitsreise an, der man der zum ersten Male von ihren Eltern getrennt Braut auch noch das unbequeme Gasthofsleben zumutet; England reist man dagegen auf das nahe Landgut oder n einer eigens zu dem Zweck gemieteten einsamen Villa, u die Bezeichnung Honigmonat trifft wirklich zu: es hand sich um eine Zeit des süßen Nichtsthuns und eines reich deckten Tisches, an dem der kleine übermütige Gott Amor d Vorsitz führt und seinen ersten Toast auf das junge Albi ausbringt.

Friedrich der Große und die Jesuiten.

Von **Robert Seidel***).

Papst Clemens XIV. erließ am 16. August 1773 abends 9 Uhr das berühmte Breve „Dominus ac Redemptor noster" vom 21. Juli desselben Jahres, wodurch er den Jesuitenorden „nach den Wünschen der besten Katholiken" aufhob, „weil man beinahe seit dem Ursprung der Gesellschaft Jesu die Keime der Zwietracht und Eifersucht gähren sah, nicht allein unter ihren Mitgliedern selbst, sondern auch mit den übrigen regulirten Orden, der Weltgeistlichkeit, den Akademien, den Universitäten, den öffentlichen Lehr-Anstalten, und sogar mit den Fürsten der Staaten, in welche sie aufgenommen waren; weil sich gegen die Mitglieder der Gesellschaft schwere Klagen erhoben, welche den Frieden und die Ruhe der Christenheit nicht wenig trübten, weil auswärtiger und innerer Zwiespalt immer mehr überhand nahm, und man der Gesellschaft besonders zu große Begierden nach Reichtum zuschrieb, weil ihre Mitglieder sich der Ausübung und Auslegung von Gesinnungen überließen, welche der apostolische Stuhl mit Grund für schändlich und als der besseren Ordnung der Sitten offenkundig schädlich erklärt hatte."

Friedrich aber, was that der? Er hielt den Orden in Schlesien aufrecht, ja reorganisirte und kräftigte ihn.

Wie kam der „Feind der Pfaffen" dazu? Er hatte früher anders über die Jesuiten gedacht, wie aus seinen Briefen an den Marquis d'Argens, an d'Alembert und Voltaire hervorgeht. Als 1758 an dem portugiesischen König Joseph I. ein Attentat verübt wurde, das man damals allgemein den Jesuiten zuschrieb und der Marquis d'Argens ihn angefragt hatte, was er zu diesen redlichen Leuten, den Jesuiten, sag antwortete er:

„Diese Leute (die Priester) mißbrauchen gar zu frech d Namen der Religion, welche der stärkste Zügel des Laste sein sollte. Sie bewaffnen sich mit dem heiligen Messer, d sie vom Altare nehmen, um Könige zu morden, und mit d Frömmigkeit der Einfältigen, um ihre Begierde und ih Herrschsucht zu sichern und zu erweitern." Derselbe Marqu d'Argens meldete Friedrich 1762 in die schlesischen Feldlage daß „die Jesuiten in Frankreich gänzlich zu Grunde gerichte ihre Schulen geschlossen, ihre Güter zum Teil eingezogen un an die Lehrer gegeben würden;" er fragt: „Was werden Si im Frieden mit allen diesen giftigen Insekten anfangen? D katholischen Fürsten geben Ihnen ein schönes Beispiel. Friedrich antwortete hierauf am 25. Mai 1762:

„An die Pfaffen in Schlesien hab ich schon gedach Sobald ich ihre Vertreibung aus Frankreich erfuhr, macht ich meinen kleinen Plan darnach, und erwarte blos, daß i das Land von den Österreichern gereinigt habe, um dari zu thun, was mir gefällt. Sie sehen also, lieber Marqui daß man warten muß bis die Birne reif ist, um sie abzupflücken."

1765 schreibt er an d'Alembert:

„Ein Wort bei Gelegenheit Ihrer Geschichte der Jesuiten für die ich Ihnen im Voraus danke.

Der Papst hat eine neue Bulle hergeschickt, worin e ihr Institut bestätigt, deren Bekanntmachung in meine Staaten ich sogleich verboten habe. O, wie würde Calvi

*) Aus Seidels ausgezeichneter Schrift: Friedrich der Große, der „Heros der deutschen Volksbildung" und die Volksschule. Wien u. Leipzi 1885. Verlag von A. Pichlers Witwe. Seidel beweist darin die überraschende Thatsache, daß der auch als Geistesheros und Erzieher seines Volke bis in den Himmel erhobene Friedrich II. für bessere Volkserziehung rein gar nichts gethan und die Hebung des preußischen Volksschulwesens ei Verdienst seines vielverkannten Vaters, Friedrich Wilhelm I., ist. Obiger Abschnitt ist vom Verfasser ausdrücklich zur Veröffentlichung durch die „N. W." bestimmt. Red. d. N. W.

r hold sein, könnte er diese Anekdote erfahren. Doch hab 's nicht dem guten Calvin zu Liebe gethan, sondern um cht mehr im Lande ein schädliches Ungeziefer zu bemstigen, dem früh oder spät das Schicksal bevorsteht, das schon in Frankreich und Portugal gehabt hat."

Frohlockend meldet er am 5. Mai 1767 an d'Alembert: „Nun sind ja die Jesuiten aus Spanien vertrieben. er Thron des Aberglaubens ist untergraben und im künfgen Jahrhundert wird er einstürzen." Am gleichen Tage hreibt er auch an Voltaire:

„Wir haben soeben einen neuen Vorteil in Spanien avon getragen: die Jesuiten sind aus diesem Königreich verieben. Noch mehr: die Höfe von Versailles, Wien und Madrid haben vom Papste die Aufhebung einer beträchtlichen nzahl Klöster gefordert. Man sagt, daß der Papst, obgleich ütend, in dieses Verlangen werde einwilligen müssen. Grausame Revolution! Was läßt sich nicht vom folgenden ahrhundert erwarten! Die Art ist dem Baume an die Wurzel gelegt. Auf der einen Seite erheben sich die Philoophen[1]) gegen die Ungereimtheiten eines verehrten Aberlaubens, auf der andern nötigt übertriebene Verschwendung ie Fürsten, sich der Güter dieser Klausner, der Stützen und erolde des Fanatismus, zu bemächtigen. Das in seinen Grundvesten unterwühlte Gebäude wird zusammenstürzen und ie Nationen werden in ihre Geschichtsbücher schreiben: Voltaire war der Urheber der Revolution, die im achtzehnten Jahrhundert im menschlichen Geiste vorging".

Das Bürgertum wuchs im 18. Jahrhundert in Frankeich immer mehr zur Masse der Nation heran und galt abei doch politisch nichts, darum schwoll die Aufklärungsflut mmer höher, und immer nachhaltiger wurden die Geburtsehen einer neuen Zeit. Die Throne selbst mußten sich zu Trägern der neuen Ideen machen; der Papst wurde von den atholischen Majestäten zur Aufhebung des Jesuitenordens edrängt, aber dieser machte Ausflüchte, so lange es ging. he jedoch die Jesuiten der lang in Aussicht gestandene Schlag raf, sandte ihr General einen Unterhändler zu Friedrich, er in den philosophischen König drang, sich öffentlich zum eschützer des Ordens zu erklären[2]). Und Friedrich that dies.

Während er im Jahre 1765 in seinen Landen die Beanntmachung der Bulle verboten hatte, mit welcher der Jesuitenorden bestätigt wurde, ließ er jetzt (1773) die Beanntmachung der Bulle untersagen, welche diese Gesellschaft ufhob.

Die Aufklärer erschraken, als sie sahen, daß Friedrich hre ärgsten Feinde schützte und hegte. D'Alembert schreibt m 10. Dez. 1773:

„Ernstlicher aber wünsche ich, Sire, daß weder Ew. Majestät noch Ihre Nachfolger jemals Ursache haben mögen, s zu bereuen, diese ränkevollen Mönche aufgenommen zu haben; daß sie Ihnen künftig treuer sein mögen, als im letzten chlesischen Kriege, wie mir Ew. Majestät selbst zu sagen die Ehre erzeigten; und daß ein kluges und rechtschaffenes Verfahren von seiten derselben den Namen eines schädlichen Ungeziefers auslösche, den ihnen Ew. Majestät vor vier oder fünf Jahren n einem Briefe beilegten."

Friedrich antwortet am 7. Jan. 1774:

„In Absicht meiner Person können Sie ohne Besorgnis sein, ich habe von den Jesuiten nichts zu fürchten; der Franziskaner Ganganelli hat ihnen die Klauen abgeschnitten, hat ihnen neulich auch noch die Backenzähne ausgerissen und sie in einen Zustand versetzt, wo sie weder kratzen noch beißen, wohl aber die Jugend unterrichten können, wozu sie fähiger sind[3]), als der ganze übrige Haufen der Mönchskappen. Zwar haben diese Leute während des letzten Krieges krumme Gänge gemacht; allein überlegen Sie das Wesen der Milde. Ohne beleidigt worden zu sein, kann man diese bewunderungswürdige Tugend nicht ausüben, und die Philosophen werden mir doch keinen Vorwurf daraus machen, daß ich die Menschen mit Milde behandle und Menschenliebe ohne Unterschied gegen alle meine Brüder, von welcher Religion und von welcher Gesellschaft sie auch sein mögen, ausübe."

D'Alembert entgegnet: „Nicht um Ew. Majestät willen fürchte ich die „vormals sogenannten Jesuiten," wie sie das selige Parlament von Paris betitelte, denn welchen Schaden könnten sie einem Fürsten thun, dem die vereinigten Österreicher, Kaiserlichen, Franzosen und Schweden kein einziges Dorf nehmen konnten? Aber ich fürchte, Sire, daß andere Fürsten als Sie, die nicht, so wie Sie, dem ganzen Europa widerstehen würden, und die in ihrem Garten dieses giftige Unkraut ausgerottet haben, einst den Einfall bekommen dürften, Samen bei Ew. Majestät zu borgen, um ihn wieder in ihren Staaten zu säen. Ich wünschte, Sire, Ew. Majestät ließen ein Edikt ergehen, durch welches auf immer die Ausfuhr des Jesuitensamens, der nirgends außer bei ihnen gedeihen kann, verboten würde."

Friedrich aber will grade dem Jesuitismus die Möglichkeit der weiteren Ausbreitung über die nicht preußischen Länder erhalten. Er schreibt Anfang Juli 1774 an Voltaire:

„Was mich betrifft, so hätte ich Unrecht, mich über den Papst zu beklagen; er läßt mir meine teueren Jesuiten, die man überall verfolgt. Ich werde den kostbaren Samen davon aufheben, um denselben eines Tages allen denen zu liefern, die diese so seltene Pflanze bei sich kultivieren wollen."

D'Alembert jedoch bemerkt bezüglich der Jesuitenausfuhr unterm 1. Juli 1774:

„Ich glaube nicht, daß jemals Ew. Majestät von Frankreich aus um Jesuiten angesprochen wird. Das katholische Deutschland beklage ich herzlich, wenn es zur Erziehung der Jugend keine besseren Leute, als diese unwissenden Ränkeschmiede hat."

Zum letzten male erwähnt Friedrich der Jesuiten in seiner an interessanten Themata so reichen Korrespondenz mit d'Alembert am 5. Aug. 1775. Er weiht die Bischöfe mit samt ihrem Gefolge den höllischen Göttern, „wenn es solche giebt," weil sie, nach d'Alemberts Bericht, den neuen König Ludwig XVI. nur zu ihrem Vorteil haben schwören lassen, und fährt fort: „Nicht so die ehrlichen Jesuiten-Patres, für welche ich nun einmal eine verwünschte Zärtlichkeit hege, nicht insofern sie Mönche sind, sondern als Erzieher der Jugend, als Gelehrte, deren Stiftung der bürgerlichen Gesellschaft nützlich ist."

Natürlich bildet diese Jesuitenfrage auch einen Gegenstand der Korrespondenz mit Voltaire. Dieser nennt Friedrich scherzweise einen Jesuiten und Friedrich ihn einen Kapuziner; „ich bin der Beschützer der Jesuiten, Sie der Kapuziner; wenn Sie mir meine Jesuiten in Ruhe lassen, will ich Ihnen Ihre Kapuziner schenken," schreibt Friedrich an Voltaire. Schon am 11. Oktober 1773 berichtet er ihm:

„Dann bin ich in Schlesien gewesen, um meine armen Ignatianer (Jesuiten) über die Strenge des römischen Hofes zu trösten, ihrem Orden neue Kräfte zu geben, und sie in verschiedene Provinzen einzuteilen, wo ich sie erhalte und sie

---

[1]) Das Wort Philosoph hatte im vorigen Jahrhundert die Bedeutung von Freidenker, Aufklärer.

[2]) Siehe Brief an d'Alembert v. 4. Dez. 1772.

[3]) Wie die Jesuiten den Latein-Unterricht in ihren Schulen, einer Art Gymnasien, betrieben, davon giebt uns Nicolai in seinen „Reisen durch Deutschland" ein Bild. Es war an diesen Schulen ein neunjähriger Kursus eingerichtet, und diese neun Jahre wurden wie folgt angewandt — nein! totgeschlagen. 1. Mußten die Kinder 3 Jahre lang in der Prinzipii (Jesuitendeutsch) lateinische Paradigmata auswendig lernen. 2. Ein Jahr lang in der Rudiment die Genera auswendig lernen und die Partikeln käuen, die sie in einem Teig von Partikeln komponirten. 3 Ein Jahr lang in der Grammatik die Praeterita in lateinischen Versen lernen an Konstruktionen analysiren. 4. Ein Jahr im kleinen Syntax den Gebrauch der Partizipien und Pronomen durch Argumente lernen. 5. Ein Jahr lang im großen Syntax Phrasen und lateinische Verse schreiben. 6. Ein Jahr lang in der Poetik des Ovidii libri tristium und den Curtius, von Jesuiten kastriert, traktieren. 7. Ein Jahr in der Rhetorik Virgils Aenëis und Ciceros Reden in Küchenlatein auflösen.

dem Vaterlande nützlich mache, indem ich ihre Schulen für den Unterricht der Jugend verwende, dem sie sich nun ganz widmen werden.

Wenn Ihnen alle diese Gründe noch nicht genügen, so will ich einen noch stärkeren anführen: ich habe im Dresdener Frieden versprochen, daß in meinen Provinzen die Religion in statu quo bleiben soll; nun hatte ich damals Jesuiten, folglich muß ich sie behalten.

Die katholischen Fürsten haben in jedem Fall den Papst zu ihrer Disposition, der sie durch seine überschwengliche Macht von einem Eide lossprícht, aber mich kann kein Mensch davon entbinden, ich muß mein Wort halten."

Hier stellt sich Friedrich als einen Mann hin, der den Jesuitenorden hauptsächlich deshalb aufrecht erhält, weil er sein gegebenes Wort nicht brechen und vereinbarte Friedensbedingungen streng erfüllen will.

Nun haben wir aber schon gesehen, daß d'Alembert diese strenge Ehrenhaftigkeit Friedrichs nur als einen guten Witz auffaßt, über den er herzlich hat lachen müssen.

Trotzdem werden die politischen Kinder ausrufen: Welch' gewissenhafter Fürst! Aber stimmen denn die für Beibehaltung des Jesuitenordens angeführten Gründe mit Friedrichs innerer Überzeugung und mit den Thatsachen überein? Mit den Thatsachen nicht, denn wenn der Papst, als das Oberhaupt der Kirche, einen Orden aufhebt, so ist auch ein Fürst seiner Rücksicht auf diesen entbunden. Zudem war der Friede von Dresden sowohl, als der Friede von Breslau nicht mit den Jesuiten geschlossen, es war ihrer auch in diesen Friedensabschlüssen nicht erwähnt, und endlich repräsentierten die Jesuiten keine Konfession, nicht einmal eine Sekte, sondern nur einen Orden.

Die Bestimmungen des Breslauer, wie des Dresdener Friedens besagen nichts weiter, als daß die katholische Konfession in Schlesien aufrecht erhalten bleiben soll. Nun hatten Papst und katholische Staaten selbst den Beweis geliefert, daß die Aufhebung des Jesuitenordens nicht Aufhebung der katholischen Konfession bedeute, daß diese Konfession vielmehr ohne Jesuiten bestehen könne, — also war Friedrich durch die erwähnten Friedensschlüsse auch hier mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit nicht zur Aufrechterhaltung des Ordens verpflichtet.

Mit Friedrichs innerer Überzeugung stimmen die erwähnten Gründe übrigens ganz offenbar nicht überein, denn er nennt die Jesuiten ja vorher in seinen Briefen an d'Alembert „ein schädliches Ungeziefer" und schreibt am 18. November 1777 an Voltaire:

„Sie wollen wissen, was aus den Jesuiten bei uns geworden ist? Die Anekdote, daß ein Regiment aus Mitgliedern dieses Ordens errichtet worden sei, war mir unbekannt . . . . Ich habe den Orden wohl oder übel beibehalten, so sehr ich auch ein Ketzer und, was noch schlimmer ist, ein Ungläubiger bin. Hören Sie meine Gründe.

In unserem Lande giebt es keine gelehrten Katholiken; wir haben weder Patres Oratorii. noch Piaristen (Schulbrüder, Väter der frommen Schulen). Die übrigen Mönche sind die größten Ignoranten. Man mußte also die Jesuiten beibehalten oder alle Schulen eingehen lassen. Überdies mußte der Orden bleiben, um wieder Professoren zu liefern, sowie einige fehlten. Seine Güter können die nötigen Kosten bestreiten, würden aber (eingezogen?) nicht genügend gewesen sein, um weltliche Professoren zu bezahlen. Endlich sind auf der Universität auch Jesuiten, welche Theologen zur Besetzung der Pfarreien bilden. Hätte man den Orden aufgehoben, so würde die Universität nicht mehr bestehen und man würde die Schlesier haben nach Böhmen schicken müssen, um sie da Theologie studiren zu lassen; das liefe aber den Grundprinzipien der Regierungskunst entgegen.

Alle diese kräftigen Gründe machten mich zum Sachwalter des Ordens, und ich kämpfte so tapfer für ihn, daß ich ihn denn, einige Modifikationen abgerechnet, in seiner gegenwärtigen Gestalt aufrecht erhielt, doch ohne einen General ohne ein drittes Gelübde und mit einer Uniform geputzt die ihm der Papst gegeben hat."

Hier werden uns die wahren Gründe für Friedrich Verhalten gegenüber den Jesuiten enthüllt. Es sind die d monarchischen Staatsraison. Die Jesuiten werden beibehalte obgleich sie ein „schädliches Geschmeiß" sind, Friedrich kämp wacker für sie und zwar blos darum, weil sie ihm den Volk schulunterricht ganz und den höheren Unterricht teilweis un zwar ohne Kosten besorgen. So kann „der Bürger auf de Throne" die Ausgaben für den Volksschulunterricht spare und das „bösartige Gewürm" (vermine malfaisante) wir der Staatskasse nützlich, es trägt zur Mehrung des Staats schatzes bei, der für etwaige Kriege angesammelt wird.

Freilich in Staatsangelegenheiten dürfen sie sich nich mischen, gehorchen müssen sie. Das Gehorchen aber wurd ihnen von Friedrich und durch die Umstände ja leicht gemacht Sie waren in ganz Europa verfolgt und Friedrich gab ihnen was sie brauchten: Asyl, und gewährte ihnen, was sie ver langten: ungestörte Wirksamkeit.

Sie waren aber auch dankbar dafür, dienten Friedric treu und erwiesen sich ihm als die besten Priester, indem si das katholische Volk in den eroberten Provinzen Schlesie und Polen wacker für den neuen Herrscher bearbeiteten. wi aus einem Brief d'Alemberts an Friedrich hervorgeht.

Ob die eingezogenen Güter der Jesuiten nicht hingereich haben würden, weltliche Professoren zu besolden, können wi mangels eines Inventars ihrer damaligen Besitzungen i Schlesien, nicht kontrollieren, bezweifeln es aber. So seh auch Friedrich in seinen Werken die Säkularisirung de Güter der Geistlichkeit als Mittel, ihre Macht zu brechen und das Volk aufzuklären, empfiehlt, so wenig war er willens im vorliegenden Falle es anzuwenden. Er hatte ein großes Interesse an der Freundschaft der Jesuiten; sie diente dazu ihm die Sympathien des katholischen Volkes zu sichern.

Daß durch Aufhebung des Jesuitenordens die Univer sität Breslau hätte eingehen müssen, wird kaum jemand Friedrich glauben, der da weiß, daß diese Aufhebung in de ganz katholischen Staaten mit nichten das Eingehen der Uni versitäten zur Folge hatte. Wäre aber auch durch die Ver treibung der Jesuiten die Universität in Frage gestellt worden so hätte doch ein großer, mächtiger König leicht gelehrten Ersatz schaffen können.

Indem der „Rivale von Mark Aurel" den Jesuitenorden beibehielt, fing er zwei Fliegen auf einen Schlag: er sparte die Staatsausgaben für die Schule und machte sich einen mächtigen Orden zum Freund. Welch' besseres Mittel gab es, sich den Besitz Schlesiens und Polens zu sichern, als diese Kirchenpolitik? Und dabei konnte man obendrein noch den Ruhm der höchsten Toleranz und Klugheit von seiten der Aufklärer und zugleich den Ruhm, ein Beschützer der alleinseligmachenden Kirche zu sein, von seiten der katholischen Kirchenfürsten und des katholischen Volkes ernten.

Diese Kirchenpolitik Friedrichs war groß und klug vom Standpunkt des Herrschers und Diplomaten, aber sie war verwerflich vom Standpunkt der Volksaufklärung.

Es darf demnach Friedrich nachgerühmt werden, „daß er den Ideen der Aufklärung niemals irgend einen Einfluß auf seine Politik eingeräumt hat," wie die gleichen Lobredner uns versichern, die von ihm behaupten, er habe die Aufklärung zu seinem Regierungsprogramm gemacht.

Daß unmöglich beide Urteile zugleich zutreffend sein können, sieht jeder nur halbwegs Urteilsfähige ein, denn eines schließt das andere völlig aus. Richtig ist nur das erste Urteil: Gegenüber den Forderungen der Politik zerstoben die Forderungen der Aufklärung wie Spreu im Winde. Waren die Forderungen der Aufklärung jedoch zugleich solche der Politik, dann freilich zögerte Friedrich keinen Augenblick, ihnen Geltung zu verschaffen. Wer Friedrich II. als großen Herrscher betrachtet, kann ihn nicht zum Apostel der Auf-

klärung und Volksbildung machen. Die Apostel der Bildung sind noch niemals große Herrscher gewesen und können es nie sein.

Überblicken wir an Hand der Dokumente die Stellung Friedrichs zu den Jesuiten in seinen Landen, so müssen wir mit nicht geringer Verwunderung wahrnehmen, daß unter Friedrichs Feder und nach Friedrichs eigenen Aussprüchen das „Ungeziefer" in vier Jahren, von 1771—1775, sich so unendlich vervollkommnet hat, daß aus ihm die besten Priester, die besten Erzieher und fähigsten Schulmeister, eine Gesellschaft unentbehrlicher Gelehrter, ja! man würde es nicht glauben, wenn es Friedrich nicht selbst ausspräche: seine, Friedrichs, Brüder, geworden sind. Kann es einen schlagenderen Beweis der Entwickelungslehre geben? Wir machen die Anhänger derselben auf diesen klassischen Beweis aufmerksam, müssen aber für uns das ungeschmälerte Verdienst in Anspruch nehmen, für denselben einen so gefeierten Gewährsmann, wie Friedrich den Einzigen, entdeckt zu haben.

Ein Kapitel über Kindersterblichkeit.

Von Prof. Dr. F.

Unter den Schädlichkeiten aus mangelhafter Pflege, welche für das zarteste Kindesalter lebensgefährlich werden, stehen voran die Schädigungen durch zu große Wärme oder Kälte, und zwar in den ersten Lebenswochen besonders die ungebührlichen Wärmeverluste. Je näher der Geburt, d. h. dem Verlassen einer Aufenhaltsstätte von stetig 29° R., um so empfindlicher ist der zarte Organismus gegen äußere Abkühlungen, und es bringen dementsprechend nach statistischem Ausweise sowohl ein excessives Kälteklima, wie auch die kältesten Wintermonate in allen Zonen eine Steigerung der Säualingssterblichkeit mit sich, deren Entstehungsquelle sich in der Todesursachen-Statistik hauptsächlich durch eine erhöhte Ziffer der entzündlichen Affectionen der Atmungsorgane, zugleich aber auch der convulsivischen Krankheiten ausspricht. In der mangelhaften Rücksichtnahme auf diese verwundbarste Seite des zartesten Kindesalters beruht eine sehr häufige Quelle des frühen Hinsterbens.

In den am Tage meist überheizten Räumen der ärmeren Bevölkerung tritt in der Nacht und zuweilen auch stundenweise bei Tage eine durch den Kontrast um so nachteiliger wirkende starke Abkühlung ein, welche in ihren üblen Folgen noch verstärkt wird durch das häufige stundenlange Liegenlassen der Kinder in durchnäßtem Zustande. Am schlimmsten müssen diese Erkältungsschädigungen sich bei den zu Hause allein oder unter ungenügender Beaufsichtigung gelassenen Kindern von Fabrikarbeiterinnen oder sonst auswärts ihr Brot suchenden Müttern gestalten. Andererseits wird in manchen ackerbautreibenden Gegenden, z. B. im südlichen Teile der Rheinprovinz und in der Wetterau, die Gewohnheit der im Felde arbeitenden Mütter, ihre Kinder schon im Alter von wenigen Monaten mit aufs Feld zu nehmen, sie auch bei ungünstiger Witterung auf bloßer Erde oder auf spärlicher Unterlage spielen oder liegen zu lassen, zur häufigen Veranlassung tötlicher Erkrankungen von gleicher Art.

Durch Erkältungseinflüsse scheinen auch religiöse Kultusgepflogenheiten zu einem mitwirkenden Faktor der Säuglingssterblichkeit werden zu können. Von 147 Kreisen des preußischen Staates, deren Bevölkerung mehr als 50 pCt. Katholiken zählt, weisen 97 ein über das Mittel gehende Sterblichkeit der Kinder in der 1. Lebenswoche auf; 50 dagegen eine solche unter dem Mittel. Von 109 Kreisen, deren Bevölkerung mehr als 75 pCt. Katholiken zählt, übersteigen 74 das Mittel, während nur 35 unter demselben bleiben. Nach diesem — aus den Materialien des königlichen statistischen Bureaus ausgezogenen — Ergebnisse kann die auch anderweit bestätigte Thatsache nicht bestritten werden, daß in Norddeutschland die Sterblichkeit in der ersten Lebenswoche durchschnittlich in den rein oder überwiegend katholischen Kreisen erheblich größer ist als in den überwiegend evangelischen; und für diese Thatsache liegt keine Erklärung näher als diejenige, daß die Täuflinge sowohl durch die mit Wasserübergießung verbundene Taufhandlung selbst, wie noch mehr durch das Tragen zur Kirche — oft weit über Land — häufig lebensbedrohenden Erkältungen ausgesetzt werden. Jeder in katholischen Landdistrikten praktizierende Arzt kennt übrigens die Häufigkeit der Augen- und Luftröhren-Entzündungen aus dieser Quelle, so daß der Wunsch einer allgemeinen Einführung entweder später oder in der eigenen Wohnung der Kinder vorzunehmenden Taufhandlung auch für die Kinder katholischer Eltern ärztlicherseits die dringendste Befürwortung finden muß.

Während in den ersten Lebenswochen der Kälteeinfluß vorherrschend gefährlich ist, tritt vom 2. Monate an in steigendem Maße der bedrohliche Effect des entgegengesetzten Extrems, der übermäßigen Hitze, in den Vordergrund. Vom 3. Lebensmonate an sterben bereits mehr Kinder während der heißen als während der kalten Monate, und dieses Verhältnis steigert sich noch bis zum Ende des 1. Lebensjahres, um dann wieder allmählich abzunehmen und nach Ablauf des zweiten Jahres an den meisten Orten wieder dem Wintermaximum Platz zu machen. Diese höhere Sterblichkeit der Säuglinge in den Sommermonaten fehlt nirgends ganz, ist aber um so ausgeprägter, je heißer und trockner das örtliche Sommerklima, je mehr es kontrastiert mit dem Witterungsstande des übrigen Jahres, und namentlich je kontinuirlicher, durch keine hinreichenden nächtlichen Abkühlungen unterbrochen die Luftwärme ist. Je höher neben den Temperaturmaximis die täglichen Temperaturminima in den Monaten Juli und August, um so höher die Sterblichkeit der Säuglinge. Daher das sommerliche Emporschnellen der letzteren so intensiv in dem Binnenlande des nordamerikanischen Kontinents, in der Mark Brandenburg, Posen und Niederschlesien, in der Provence, in den zentralen Provinzen Spaniens, — alles Gegenden, welche sich durch hohe und anhaltende Sommerhitze mit geringer nächtlicher Abkühlung und mit hoher Lufttrockenheit auszeichnen. Daher auch die überall beobachtete Steigerung der sommerlichen Säuglingssterblichkeit in dichtbewohnten Städten, deren Wohnungsklima die vorbezeichneten Eigenschaften noch in gesteigertem Grade besitzt. Vereinigen sich die oben bezeichneten klimatischen Besonderheiten eines Landes mit den ungünstigen Wohnungsverhältnissen einer Großstadt, wie dies z. B. für Berlin zutrifft, so erreicht die Jahreskurve der Kindersterblichkeit die so vielbesprochene excessive Gestalt, welche die deutsche Hauptstadt mit keiner einzigen europäischen, wohl aber mit den Großstädten der vereinigten Staaten von Nord-Amerika gemeinsam aufweist.

Der Einfluß des Klimas, besonders der Nähe oder Ferne abkühlender Faktoren (See, Gebirge, Waldgegend) und der thermischen Bodenbeschaffenheit, erhellt deutlich bei einem Vergleiche des monatlichen Ganges der Kindersterblichkeit in unseren norddeutschen Küstenstädten mit den Binnenstädten und besonders mit den im märkischen Sandboden und in der niederschlesisch-posenschen Ebene gelegenen Städten.

Über die Art des totbringenden Einflusses hoher anhaltender Sommerhitze auf die Säuglingswelt wissen wir nur so viel, daß dieser Einfluß zunächst durch Hervorrufung heftiger gastrischer Reizungserscheinungen, der sogen. Kindercholera, sich kundgiebt, und daß die Häufigkeit des Eintrittes dieser Krankheitserscheinungen in hohem Grade mitbedingt wird durch die soziale Lebenslage, durch die Wohnungs-, Ernährungsverhältnisse ꝛc. der betroffenen Familien.

In Berlin, wo die vortreffliche Organisation und Arbeitsweise des städtischen statistischen Bureaus einen bezüglichen Vergleich in sehr dankenswerter Weise ermöglicht, ergiebt eine nach den Veröffentlichungen dieser Behörde berechnete Zusammenstellung nach den verschiedenen Stadtteilen, in absteigender Reihenfolge nach der Wohlhabenheit der Bewohner geordnet, folgende Vergleichsreihe, deren Ziffern ausdrücken, wie viele Kinder im 1. Lebensjahre auf je 1000 Einwohner der betreffenden Bezirke in den Monaten April bis August des Jahres 1877 starben:

Standesamts-Bezirke.	April.	Mai.	Juni.	Juli.	August.
Berlin-Köln-Dorotheenstadt	6,3	6,6	12,7	13,9	9,2
Friedrichsstadt . . .	4,0	5,2	7,8	10,7	7,7
Friedrichs- und Schöneberger Vorstadt . .	7,0	6,8	15,9	18,9	15,6
Friedrichs- und Tempelhofer Vorstadt. . .	6,6	10,2	24,6	31,2	15,5
Spandauer Viertel . .	6,7	7,0	15,0	22,3	15,9
Königsstadt	9,5	9,3	22,5	35,0	18,2
Luisenstadt diesseits des Kanals	6,8	7,1	14,3	19,5	13,7
Friedrich-Wilhelmsstadt, Moabit	11,4	8,5	21,0	25,6	14,2
Rosenthaler Vorstadt .	12,6	13,4	38,4	49,3	30,3
Luisenstadt jenseits des Kanals	14,2	16,6	46,6	41,4	22,8
Stralauer Viertel . .	9,8	11,9	39,4	45,4	22,2
Oranienburger Vorstadt.	13,4	14,0	31,0	37,5	22,9
Wedding	16,2	14,2	30,1	44,9	25,9

Diese Tabelle zeigt, wie das Anschwellen der Sterblichkeit von Mai bis August in den ärmeren Bezirken bedeutend stärker sich geltend machte, als in den wohlhabenderen, daß es aber auch in letzteren keineswegs fehlte, und daß außer der bloßen Wohlhabenheits-Skala noch andere Bedingungen, namentlich die Wohnungsdichtigkeit für das Maß jener Sommeransteigung der Säuglingssterblichkeit mit bedingend sind.

Die unmittelbare Ursache der massenhaften Kinder-Erkrankungen an Diarrhöe und Brechruhr während der heißen Monate war man bis dahin geneigt, in einer rascheren Zersetzung und Verderbnis der aufbewahrten Tiermilch und der Milchsurrogate zu suchen, so daß die Voraussetzung gehegt wurde, eine allgemeine Ernährung der Kinder an der Mutterbrust werde das Übel zu beseitigen vermögen. Die seit drei Jahren in Berlin stattfindende statistische Unterscheidung der gestorbenen Kinder nach ihrer Ernährungsweise, ergiebt nun allerdings eine erheblich stärkere Sommerzunahme der Sterblichkeit bei den künstlich ernährten, aber doch auch eine immer noch auffallende und regelmäßige Sommerzunahme bei den an der Mutterbrust ernährten Kindern.

Bei nachweislich großem Einflusse der Nahrungsverhältnisse (mit welchen allerdings, was auch hier nicht zu übersehen, entsprechend günstigere oder ungünstigere Wohnungs- und Pflegeverhältnisse parallel zu gehen pflegen) bleibt daher immer noch ein davon unabhängiger Faktor der städtischen hohen Sommersterblichkeit übrig, und das Zusammentreffen dieses Phänomens mit den bereits angeführten bestimmten klimatischen und sozialen Verhältnissen läßt die in Nordamerika vorherrschende Auffassung nicht unberechtigt erscheinen, daß es sich um einen durch Überhitzung des kindlichen Organismus und gleichzeitige Imprägnirung der Atemluft mit organischen Fäulnisprodukten hervorgerufenen zymotischen Krankheitsprozeß handle, bei dessen Verlauf die gastrischen Erscheinungen, ähnlich wie beim Unterleibstyphus und der Cholera, in den Vordergrund treten.

Für die praktische öffentliche Sanitätspflege ergeben sich aus diesen Thatsachen sehr bestimmte Aufgaben. Außer der möglichsten Sorge für schleunige und gründliche Wegschaffung aller fäulnisfähigen Unreinigkeiten aus dem Bereiche der Wohn- und Straßenluft und außer der Sicherung einer ergiebigen Wasserversorgung in allen Haushaltungen, muß auch dahin gestrebt werden, die dörrende Hitze in den Städten so viel wie thunlich durch öffentliche Einrichtungen auszugleichen. Eine möglichst freigebige öffentliche Verwendung des Wassers auf den Straßen und Plätzen in Form von Bodenbesprengung, Fontänen 2c. kann in dieser Hinsicht viel leisten. Durch Anlage von Markthallen sollten alle größeren Plätze entlastet und anstatt mit dem nackten, die Hitze sengend reflektierenden Steinpflaster mit kühlendem, durch Verdunstung und Schatten erfrischenden Gras- und Baumwuchs ausgestattet werden. Die londoner und pariser Squares, gesunde Tummelplätze der Kinderwelt, sollten in den deutschen Städten mehr Nachahmung finden. Von wohlthätigem Einflusse wird auch jede Vermehrung leichter Gelegenheiten zu Ausflügen der Familien, auch der ärmeren, ins Freie außerhalb der Stadtatmosphäre sein. In Nordamerika hat man am Seestrande und an hoch gelegenen Landorten Kinder-Kolonien für den Sommer angelegt, in welchen die Kinder armer städtischer Familien während der heißesten Zeit Schutz und gute Pflege finden. Schon eine bessere Belehrung der Mütter über die Gefahr übermäßiger Hitze für die Kinder, über schützende Wohlthat frischer kühler Luft, kühler Waschungen 2c. während der heißen Jahreszeit würde das Übel zu mildern imstande sein. Das newyorker Gesundheitsamt veröffentlichte in einer amtlichen Bekanntmachung die Mahnung an alle Mütter: „Waschet Eure Kinder bei heißem Wetter zweimal täglich und noch öfter in kaltem Wasser!“

Skizzen aus dem Zigeunerleben.

Von **Josef Lewinsky.**

I. Gako.

Vetter, Blutsfreund bedeutet das Wort Gako, und mit diesem Worte redet der Zigeuner seinen Hauptmann an. Das ist wohl recht charakteristisch für das Verhältnis dieses Hahns zu seinen Hühnern. Denn wie der bunte Rotkamm stolziert der Gako mit dem Silbertressenhut einher, für Alle gleichmäßig besorgt, im Besitz höchster Autorität, aber auch größter Verantwortlichkeit, denn — noblesse oblige. Besitzt ja seine Würde in dem Volk ohne Geschichte und ohne Tradition immerhin den Vorzug der Anciennität. Schon damals, als das Wandervolk vor dem Ausbruch des grauenvollen Hussitenkrieges Deutschlands Gauen überflutete, hatte es ein einig Oberhaupt, einen König, mit allen Attributen monarchischer Gewalt ausgerüstet. Als sie sich aber in Landsmannschaften zersplitterten, da erhielten die Zigeuner mehrere Hauptleute, Woiwoden, welche die einzelnen Banden leiteten. Das war noch eine Zeit des Glanzes für die Hauptleute, als sie bei den Ihrigen mit landesherrlicher Genehmigung über Leben und Tod entscheiden durften. Hatten sie ja Freibriefe, nach welchen Klagen über Zigeuner, selbst wenn sie von anderer Seite kamen, nur von ihnen entschieden werden durften. So z. B. führten Zigeuner, welche 1424 nach Regensburg kamen, folgenden, die Macht des Hauptmanns kennzeichnenden kaiserlichen Freibrief mit sich:

„Wir, Sigismund, von Gottes Gnaden römischer König, allzeit „Mehrer des Reichs, König von Ungarn, Böhmen, Dalmatien, Kroatien 2c. „Allen unsern Getreuen von Adel, Militär, Befehlshabern, Beamten, „Schlössern, offenen Flecken, Städten und ihren Richtern in unserem „Reiche und in unserer Herrschaft, unsern gnädigen Gruß zuvor. Unsere „Getreuen, Ladislaus, Woiwode der Zigeuner, nebst anderen zu ihm „Gehörigen, haben uns gehorsamlichst ersucht, wir möchten sie unserer „absonderlichen Gnade würdigen. Daher Wir, ihrem gehorsamlichen Ge„suche willfahren, ihnen nicht haben gegenwärtigen Freibrief vorenthalten „wollen. Derohalben, wenn eben dieser Woiwode Ladislaus und sein „Volk zu einer genannten unsrigen Herrschaften, sei es Flecken oder Stadt, „gelangt: so empfehlen wir ihn eurer Treue und versehen uns zu euch, „ihr wollet sie auf alle Weise schützen, so daß dieser Woiwode Ladislaus „und die Zigeuner, welche ihm unterthan sind, ohne alle Fährde und Be„schwerde sich in euren Mauern aufhalten können. Sollte aber unter „ihnen sich irgend ein Unkraut finden oder sich etwas Unangenehmes „ereignen, es sei von welcher Seite es wolle, so ist es mein ernstlicher „Wille und Befehl, daß nicht ihr oder Einer von euch, sondern allein „dieser Ladislaus, der Woiwode, das Recht zu strafen und zu begnadigen „haben soll. Gegeben in unserer herrschaftlichen Residenz, am Tage vor

„dem Feste St. Georg des Märtyrers, im Jahre des Herrn 1423, im „34. Jahre unseres Königthums in Ungarn, im 12. unseres römischen „Kaiserthums, im 3. unsers Königthums in Böhmen."

Im Laufe der Zeit bildete sich ein förmlicher Adel von Familien, aus welchen man Hauptleute zu wählen pflegte. Einen eigenartigen Charakter trägt diese Wahl. Der Hauptmann wird vom versammelten Volke ernannt, und sein Name unter Trompetenschall in feierlicher Weise der Bande verkündet. Man überreicht ihm einen mit Zweigen geschmückten Weinkrug, das Zigeunersiegel und den dreieckigen, mit silberner Quaste versehenen Amtshut, der ebenso wie das Zigeunersiegel von den Amtsvorgängern übernommen ist und auf die Nachfolger übergeht. Von allen Zigeunern empfängt der Hauptmann den Handschlag der Treue und des Gehorsams, und gar feierlich hallt der Ruf, welcher die festliche Handlung schließt: O Caridir tschatschopáskero atschas raho dschi do! das heißt: „Der Hauptmann bleibe lange lebendig." – Der Zigeuner-Hauptmann ist nicht, wie die Häuptlinge der Neger, ein gesetzlos schaltender Despot, sondern im wahren Sinne des Wortes ein Beamter. Er hält die Akten seiner Leute in Ordnung, schlichtet Streitigkeiten, erteilt Rügen und Strafen, welche freilich oft sehr streng sind und zuweilen außer in körperlicher Züchtigung noch in dem Bann bestehen; letzteres wohl die härteste Strafe für den Zigeuner, welcher dem Alleinleben sehr abhold ist. Die Art, wie er seine Jurisdiktion ausübt, ist eine überaus feierliche; ihm steht eine Art Anwalt, welcher als Verteidiger und Ankläger zugleich fungirt, sowie auch ein Protokollführer zur Seite. Ersterer kann auf Erhöhung und Herabsetzung der vom Hauptmann ausgesprochenen Strafen antragen. Ein breites farbiges Band mit dem Wappen der Landsmannschaft, welches der Gako um den Arm geschlungen trägt, vollendet mit dem Tressenhut sein Amtsornat, das er bei jeder wichtigen Gelegenheit anlegt. Der Hauptmann führt das Wappen der Zigeuner, welches gewöhnlich einen Igel, das Leibgericht der Zigeuner, darstellt, mit einem Tannenreis, Birkblatt ꝛc. im Maul, je nach der Landsmannschaft, welche es führt. Nicht selten treiben diese Hauptleute einen für Zigeunerverhältnisse ziemlich starken Aufwand. So z. B. wurde aus Goslar folgendes berichtet:

Daselbst sind kürzlich seltsame Schmucksachen und zwar zur bevorstehenden Hochzeit eines Zigeunerhauptmanns und seiner Auserwählten, bestehend in Kette und einem Paar Ohrgehänge, von dem Juwelier Schäfer nach genauer Vorschrift verfertigt worden. Eine dreifache Kette mit fünf desserttellergroßen Silberplatten wiegt vier Pfund. Auf jeder Platte befinden sich fünf silberne Fünfmarkstücke, außerdem eingeschliffene Rosetten. Der Hauptmannsschmuck wird auf der Brust getragen. Die Ohrgehänge, das Hochzeitsgeschenk des hohen Bräutigams an seine Auserkorene, sind gegen 3 Zoll lang und haben die Form einer Pyramide. Das nötige Silber zur Kette, ebenso das gehörige Gold — 14 Zehnmarkstücke — zum Brautschmuck erhielt der Juwelier von den Auftraggebern. Der Preis beider Schmuckgegenstände beläuft sich auf über 600 Mark.

Der bekannte Zigeunerforscher Liebich berichtete über folgende Sage, nach welcher wir uns von der Bedeutung des Hauptmanns für die Seinen eine Vorstellung machen können.

In dem Walde bei Sollstädt pflegte der Zigeunerhauptmann Maximilianus in früherer Zeit sein Volk um sich zu versammeln und Gericht zu halten über die Schuldigen. Dort soll noch heutigen Tages eine uralte Eiche gezeigt werden, in welcher eiserne, mit Ringen versehene Haspen eingeschlagen sind, an die er sein Pferd festzubinden pflegte. Er war ein prachtliebender Herr und trug reich mit Gold verzierte Gewänder und von dem Schmuck edler Metalle glänzende Waffen. Sein Gericht war kurz, sein Spruch streng, schrecklich, grausam. Todesstrafe folgte selbst geringem Fehl. Ein Scharfrichter (guschwalo), der ihn überallhin begleitete, vollstreckte ohne allen Aufschub und Verzug die verhängten Todesstrafen, indem er mit einem eisernen Hammer, den er stets an seiner Seite trug, dem Verurteilten die Stirn zerschmetterte.

In späteren Jahren ergriff ihn, wie alle Tyrannen, die Furcht vor möglicher Rache von seiten der von ihm mit Füßen Getretenen. Er ließ daher die Söhne der durch ihn gemordeten Väter ebenfalls hinrichten. Und doch konnte er seinem Schicksal nicht entgehen. Sein eigener Bruder soll ihn, weil er dessen Sohn die Hand, mit welcher derselbe einen Zweig vom heiligen Baum gebrochen, schonungslos hatte abhauen lassen, mit silberner Kugel erschossen haben. Eine Bleikugel würde von derselben Wirkung gewesen sein, aber dem Hauptmann gebührt im Leben und Sterben besondere Ehre, und so ist jedenfalls das edle Metall der an sich vielleicht wahren Thatsache hinzugedichtet worden. In der Kirche zu Sollstädt wird sein silberner Trinkbecher aufbewahrt und seine reich mit Gold durchwirkte purpurne Schabracke dient als Bekleidung des Altars.

Die Würde des Gako besteht noch heut in allen Ehren. Hier hat die moderne, alles umfassende Gesetzgebung, welche so manche Befugnisse des Hauptmanns aufgehoben, nur äußerlich zu wirken vermocht, wie das wohl auch oft der Fall gewesen ist und sein wird, wo der Rechtsstaat in den Kampf mit Institutionen eintritt, die durch Sitte und Alter geheiligt sind.

Zur Geschichte der englischen Presse.

Von **D. Gronen.**

In England wie in Deutschland beginnt die „freie Presse" mit der Flugschriftenliteratur im Zeitalter der Reformation. Damals waren die Drucker zugleich auch Buchhändler. Caxton, der hervorragendste von ihnen, führte den Titel Regius Impressor. Zu seiner Zeit waren Bücher noch eine solche Seltenheit in England, daß Richard III. 1483 die Einführung auf dem Kontinent gedruckter Werke befahl. Infolge dessen siedelten sich viele fremde Buchhändler, welche mit ihren Werken herüberkamen, in London an. Unter Heinrich VIII. (1509—47), wo es nicht mehr an Druckern fehlte, wurde diese Erlaubnis der Einfuhr fremder Bücher dann freilich zurückgenommen.

Die ersten Drucker verkauften nicht nur selbst ihre Bücher, sondern banden sie auch noch ein. Ihre Auflagen betrugen 2 - 400 Exemplare. Es waren vermögende Leute, die das Manuscript wie ein Besitztum erwarben. Der König, der Kardinal Wolsey oder irgend ein Großer des Landes beschützte sie. Noch fiel es den Herrschenden nicht ein, das gedruckte Wort zu fürchten; der Leser gab es wenige, und diejenigen, welche Bücher kauften, gehörten den bevorzugten Klassen des Volkes an.

Unter Heinrich VIII. veränderte sich dieser Zustand. Zum ersten male diente jetzt die Presse der Leidenschaft. Was man in England nicht auszusprechen wagte, das ließ man auf dem Kontinent drucken. Die Staatsgewalt begann den Kampf mit der Presse; man kann sagen, als sich diese beiden Mächte gewahr wurden, haßten sie sich auch.

Kardinal Wolsey, der Minister Heinrich VIII., schloß die Druckerei im Kloster von St Albans, dessen Abt er war. Er soll den Geistlichen gesagt haben, wenn sie nicht die Presse vernichteten, würden sie von der Presse vernichtet werden. Sein Scharfsinn erkannte schon damals in der wachsenden Aufklärung des Volkes den allmählichen Untergang der Priesterherrschaft. Die Furcht des Kardinals vor der Presse sollte sich aber noch steigern. Schon hatte er erfahren müssen, daß man sein Thun unter erdichtetem Namen geißelte; jetzt erschien eine Flugschrift: „Die Bittschrift des Bettlers" betitelt, welche die Armut des Volkes, die ungeheuren Taxen und Wolseys rücksichtsloses Verfahren anklagte. Bei einer großen Prozession nach der Westminsterabtei wurden diese Blätter unter die Menge gestreut. Der Minister befahl, sie sorgfältig zu sammeln und zu verbergen, damit sie nicht vor die Augen des Königs kämen. Diesmal aber sorgte Anna Boleyn, die Geliebte Heinrich VIII. und Feindin des Kardinals, weil er sich ihrer Heirat mit dem König widersetzte, daß zwei fremde Kaufleute bei dem König vorgelassen wurden, die ihm jene Schrift mitteilten. „So gehts", rief Heinrich, als er sie gelesen, aus, „wenn ein Mann eine alte Mauer einreißen will und mit der Zerstörung ihres Fundamentes beginnt! Wird der obere Teil, einstürzend, nicht sein eigenes Haupt zerschmettern?" Und als Wolsey, der den Vorgang ahnen mochte, davon sprach, daß eine abscheuliche Schrift auf dem Continent gegen ihn zirkulieren solle, zog Heinrich sie hervor und reichte sie ihm lächelnd hin.

Noch häufig fand Heinrich Gelegenheit, Wolsey vor der Presse zittern zu sehen. Der Kardinal hatte die öffentliche Meinung zu fürchten und er fürchtete sie; denn was ist sie anders als der Menschen sichtbares Gewissen? Er bot alles auf, diese Macht zu unterdrücken; die Bücherverbrennung sollte ihm Ruhe schaffen. Aber der ersten Auflage folgte stets eine zweite. Er erfuhr, daß man Autoren leichter als ihre Bücher verbrennt. Jedes verbrannte Buch schuf ein neues.

Mit dem Tode Heinrich VIII. erwachte ein neuer Geist. Die ihm folgenden Regierungen Eduards VI., Maria Tudors und Elisabeths waren in einem unlöslichen Widerspruch gegeneinander; was die eine erlaubte, verbot die andere; die Presse nährte sich von diesen Gegensätzen.

Die Zahl der Drucker wuchs. Mit der Opposition nahm das Bedürfnis und Verlangen, ihre Ansicht zu verteidigen, bei den Befähigten zu, der Handel mit Büchern vermehrte sich in einem solchen Grade, daß eine eigene Gilde der Buchhändler notwendig wurde. Sie entstand unter Eduard VI. Die Regierung nahm sie in Schutz, um durch ihre Vermittelung die Presse zu überwachen. Man nannte sie „Stationers", weil sie ihre Waare an bestimmten Orten aufstellten und nicht nur umhersandten, wie es die Drucker gethan.

Solange der Buchhandel in den Händen der Drucker war, lag es in deren Interesse, die Zahl der Druckereien vermindert zu sehen; sobald aber die Gilde der Stationers die Verwertung der gedruckten Manuscripte übernahm, mußten diese die Vermehrung der Druckereien wünschen, um deren Preise herabzudrücken. Bald aber verdroß die Drucker diese untergeordnete Stellung, in die sie gekommen waren, und sie klagten darüber. Unter Karl II. machte darum Sir Roger l'Estrange den Vorschlag, alle Druckerpressen anzukaufen und ein Monopol auf das Drucken zu nehmen, womit den Buchhändlern freilich nicht gedient gewesen wäre.

Als Dr. Johnson später Milton's Werk „Areopagitica", das im Sturm der Revolution geschrieben, anstaunte, machte er die Bemerkung: Die Gefahr solcher Preßfreiheit und die Gefahr keiner Preßfreiheit sei für die Regierungen ein nicht zu lösendes Problem. Die Katholiken riefen nach einer freien Presse unter Karl II. und verwünschten unter Jakob II. diese freie Presse, von der die Protestanten nun wiederum gegen sie Gebrauch machten. So haben zu allen Zeiten die Herrschenden gegen die freie Presse geeifert, die Schwächeren dagegen in ihr den einzigen Schutz gegen Übermacht und Tyrannei gesehen.

Wie man es heutzutage in der Lehrerkarrière rasch zu etwas bringen kann, darüber belehrt in einer kürzlich erschienenen, sehr pikanten Broschüre ein alter, natürlich weislich ungenannter Pädagoge einen jungen, und zwar einen Lehrer, welcher trotz zweifelloser Tüchtigkeit nicht vorwärts kommen kann. Der alte Praktikus schreibt:

Beginnen wir mit Ihrem Verhältnis zu Kirche und Staat. Das ist auf's strengste vorgezeichnet: Sie wollen ja etwas erreichen. Sie werden daher nicht allein allen möglichen Missionsfesten beiwohnen, sondern auch wenigstens alle vierzehn Tage einmal zur Kirche gehen, um den „religiösen Gefühlen" der großen Mehrzahl Ihrer Mitunterthanen Achtung zu bezeigen oder auch in diesen heiligen Hallen sich ein paar einflußreichen Stadträten vor die Augen zu führen.

Natürlich sind Sie selber ein loyalster Unterthan, der es um keinen Preis der Welt vergessen darf, jede bei Gelegenheit allerhöchster Geburts- oder Sterbetage, Hochzeiten oder Kindtaufen etwa ausliegende Huldigungs-Adresse mit zu unterzeichnen. . . .

Den berühmten „Mut der Überzeugung" dürfen Sie meinetwegen haben, nämlich der Überzeugung Ihres Bezirksschulinspektors. Es schadet auch nicht, wenn Sie dann und wann vielleicht als Vortragender in einem Gewerbeverein oder in einer Zeitschrift ein bischen mit sogenannten „reformatorischen Ideen" humbugsieren und zu verstehen geben, Sie könnten unter Umständen auch rot anlaufen, so es dringend notwendig wäre. Man sieht es nach Umständen sogar im Bureau des Bezirksschulinspektors und in Sakristeien gern, wenn einmal „manchen Verhältnissen" eins angehängt wird.

Demnach ist es gar nicht so schwer, wie es aussieht, den Kriecher mit dem „Reformator," den Kautschukmann mit dem Agitator à la minute zu verbinden; versuchen Sie es nur!

Stellen Sie sich zu den politischen Zeitfragen so, daß Sie auch nicht mit einem Schimmer einer linksseitigen Partei angehören können. Deshalb müssen Sie Ihre Gedanken und Worte stets in schönster Livree einhertraben lassen, müssen Sie immer und überall den Patrioten, den Deutschen, ja den teutschen Patrioten lang heraushängen, damit unser schönes, geliebtes Vaterland sieht, was es an Ihnen besitzt.

Dabei aber immer der Hauptsache nach kriechen, kriechen, kriechen! und eine echte Bedientenseele sein, so daß, falls der Herr Bezirksschul-Inspektor einen Sprung von einem Meter Höhe wünscht, Sie drei Meter hoch und gleichzeitig zwei Meter weit springen oder auch zusammenknicken wie ein patentirtes Taschenmesser.

Jetzt ein zweiter Hauptpunkt, ein wichtiger freilich: Schwindeln Sie sich so bald als möglich einer tonangebenden oder sonst einflußreichen Dame an! Weiberhänden wohnt oft eine Kraft des Schiebens inne, von welcher Sie noch gar keine Vorstellung haben.

Was die Kunst des derartigen Damen Sichanschwindelns betrifft, so können Sie die Gebrauchsanweisung dazu bei verschiedenen Bezirks-Schulinspektoren erhalten.

Zuerst die Frage, hat Ihr Direktor Töchter, unter denen eine Ihre werthe Ehehälfte werden könnte? Hübsch, jung, alt bleibt außer Frage, ja es kann sogar eine angejahrte Schwester sein, die ihr Heil bereits in Christo sucht. Erstreben Sie den Umgang dieser Damen, begleiten Sie eine von dem Lehrervereinsball oder dem Gesangvereinskränzchen oder dem Familienabend oder der Kasino-Soirée nach Hause, stellen Sie sich, des Verliebens gewärtig, ihr zur Verfügung, legen Sie ihr ein heißwapperndes Herz zu Füßen.

Ihr zukünftiger, einflußreicher Schwiegerpapa wird entzückt sein, desgleichen Ihre zukünftige Schwiegermama, ebenso der mit dem Schwiegerpapa befreundete Bezirksschulinspektor, und die Berechtigung auf eine Direktorstelle ist ganz bedeutend gewachsen.

Radikaler ist freilich das Mittel und schneller kommen Sie zum Ziel, wenn Sie sich die Gunst einer Stadtratstochter erwerben. Das nützt Ihrer Nachkommenschaft bis ins dritte und vierte Glied. . . . Erwägen Sie den anheimelnden Gedanken: Schwiegersohn eines besoldeten Stadtrats zu sein! Dann bedarf es keiner ceremoniellen Vorstellungen, keiner dringenden Bitten. Das besorgt Alles der liebe Schwiegerpapa. Der redet mit seinem Kollegen, dem hochangesehenen Stadtrat X., abends am Stammtisch, wenn beide noch allein und die andern Philister noch nicht angesegelt sind. . . . Da heißt es etwa: „Etwas Neues, lieber Freund! Meine Tochter Elsa hat sich mit Herrn Y. Z., Lehrer an der Armenschule, verlobt. Hoffe von dir, alter Junge, nun bald die Mitteilung zu erhalten, daß mein Schwiegersohn in die demnächst vakant werdende Schuldirektorstelle aufrückt. . . . Weißt doch, lieber Freund, wie ich seinerzeit alles aufgeboten habe, damit du Sitz und Stimme im Rat der Weisen erlangtest."

Ist Ihre Zukünftige ein Pastorgretchen, so steht die Geschichte auch nicht übel. Nur achten Sie darauf, ob der Schwiegerpapa Einfluß bei der Regierung hat. Dann kann Ihnen die Schuldirektorstelle in Z., die fetteste in der ganzen Provinz, nicht entgehen.

Theologen gegenüber kommen Sie überhaupt am weitesten, wenn Sie den Teufel im Herzen und Christus auf den Lippen haben, religiöse Ansichten überall effektvoll vorreiten und sie bei Ihrem Unterricht mit jeder Disziplin, ganz gleich ob Rechnen, Naturgeschichte, Geographie 2c. meinethalben auch Turnen, zu verquicken suchen.

Ein merkwürdiger Krankheitsfall oder: **Der Pfefferesser.** Vor einigen Jahren — so erzählt uns Herr von Sauvenières — traf ich auf einem Dampfschiff, welches von Newyork nach Havre segelte, mit einem Amerikaner zusammen, der durch seine hohe, magere Gestalt, durch sein paprikarotes Aussehen und seine fortwährende Aufregung aller Augen auf sich lenkte. War er in seiner Kabine, so konnte man ihn mit einem Eichhörnchen im Käfig vergleichen. Er reiste nach Paris, um daselbst wegen eines Übels, an dem er litt, die berühmtesten Ärzte zu konsultieren. Die Originalität seines Geistes, seine auffallende Heftigkeit, die unglaubliche Zahl von Abenteuern, die ihm auf seinen Reisen begegnet waren, und die er treuherzig erzählte, machten ihn zu einem angenehmen Begleiter.

Mein Yankee aß für vier Mann, trank wie alle übrigen und bedeckte seine Schüssel stets mit einem Pulver, welches er aus einem silbernen Flacon schüttete, das er regelmäßig mit zur Tafel brachte. Als wir eines abends auf Deck miteinander rauchten und unsere Blicke in dem weiten uns umgebenden Raum schweifen ließen, wagte ich frischheraus die Frage an ihn zu richten: „Welch' merkwürdige Krankheit kann ein Mann wie Sie haben, der zur Anregung des Appetits beim Dinieren mit der Hälfte einer Steinbutte den Anfang macht?"

„Mein Herr," erwiderte der Amerikaner, „mein Fall ist ernst, sehr ernst, ja ich halte ihn sogar für unheilbar;" und indem er das rechte Auge schloß, betrachtete er mich unverwandt mit dem linken weitgeöffneten Auge, um durch diesen sogenannten „amerikanischen Blick" seiner Behauptung einen größeren Nachdruck zu geben. Als mein Gesicht wahrscheinlich mein Erstaunen ausdrückte, fügte er hinzu: „Ich wünsche, Sie über meinen Zustand klar urteilen zu lassen. Vor zwei Jahren habe ich angefangen, drei Gran roten spanischen Pfeffer in die frischen Eier zu thun, welche ich jeden Morgen beim Aufstehen zu mir nahm. Dann setzte ich den Ragouts beim Frühstück und Mittagessen vier Gran zu und erreichte bald bei fortwährender Steigerung der Dosis die Ziffer von 10, 15 und 20 Gran. Endlich habe ich alle Schüsseln meiner Mahlzeiten mit Cayennepfeffer überschüttet. Anfangs wollte ich zwar damit wieder aufhören, aber ich konnte nichts mehr verdauen, und ich war genötigt, damit fortzufahren. Heute verschlucke ich eine Unze (den 16. Teil von 1 Pfund) Cayennepfeffer bei jeder Mahlzeit und bald werde ich gezwungen sein, die Dosis zu vermehren, wenn ich meinen Magen befriedigen will. Mein Blut schießt glühend durch die Adern, meine Eingeweide sind durch ein unauslöschbares Feuer wie zerrissen, und was das schrecklichste ist, ich finde nur Ruhe und Erfrischung, wenn ich mit englischem Senf bestrichene und mit Cayennepfeffer bestreute Brotschnitten hinunterschlucke. Ich habe bereits die berühmtesten Ärzte von ganz Amerika konsultiert, doch ohne Resultat. Meine Rettung beruht nur noch auf der Wissenschaft der europäischen Gelehrten. Doch ich fühle wohl, daß ich rettungslos verloren bin." Und er zog aus seiner Tasche ein silbernes Flacon hervor, nahm daraus eine starke Prise roten Pfeffer und verschluckte sie mit einem Zug.

Zu Pfefferessern werden leicht die, welche das aufreibende Leben der großen Städte nicht entbehren können, die, welche nie die Reize des Landlebens schätzen gelernt haben und nur in der Überreizung noch Genuß finden.

Eine Reliquie aus der großen französischen Revolution befindet sich in Castans Panoptikum in Berlin. Es ist dies ein etwa 30 Quadrat-Centimeter großes, vergilbtes Tuch, das, mit braunen Blutflecken bedeckt, eine französische Aufschrift zeigt. Diese Rarität entstammt der berühmten Sammlung Couvreux in Paris. — Die Aufschrift auf derselben lautet in möglichst treuer Übersetzung folgendermaßen:

„Dieses Taschentuch wurde in meiner Gegenwart in das Blut „Louis XVI. getaucht, der am 21. Januar 1793, morgens zwischen 10 „und 11 Uhr in Paris von ruchlosen Republikanern, sogenannten Jakobinern, „auf dem Schaffote hingerichtet wurde.

„Gott räche seinen Tod! Le M. d'A . . . . . y.

„Meinem alten Freunde und Mitschüler, Herrn de M . . . è, Ad„vokat zu Straßburg, der treu seinem Gotte, seinem Könige und Vater„lande, — am 1. März 1793 als teures Andenken zum Geschenke übersandt."

Der bekannte Geisterseher Swedenborg, der im vorigen Jahrhundert mit seinen Experimenten ähnliches Aufsehen erregte, wie ungefähr heute der „Gedankenleser" Stuart Cumberland, hat merkwürdigerweise dieselben, oder doch wenigstens sehr ähnliche Ansichten über die Schädellehre ausgesprochen, wie fünfzig Jahre später der berühmte Phrenologe Dr. Gall. Swedenborg bemerkt in jenem Schreiben: „Jeder Mensch hat bei seiner Geburt den Hang zum Bösen, welcher durch Erziehung gehemmt und womöglich ausgerottet werden muß. Zuerst geschieht dies durch Züchtigung, dann durch gute Gesellschaft und deren Beispiel, und zuletzt faßt das Gute durch eine wahre und begreifliche Religion Wurzel. Ist dies Alles so der Fall, so zeichnet sich das Individuum durch eine schöne Schädelbildung aus. Wird dies hingegen bei der Erziehung versäumt, so wird das Böse zur Gewohnheit, die tief wurzelt und eigene Wünsche hervorbringt, sowohl in Erfindung als Ausübung, wodurch sich ein unschöner Hirnschädel bildet. Die Ursache der ungleichen Form des Schädels in solchem Falle ist die, daß die Haupteigenschaften des Menschen, Wille und Verstand, ihren Sitz im Gehirne haben, wo flüchtige Begierden den Willen und flüchtige Ideen den Verstand reizen. Nach den verschiedenen Arten, wo diese Reizungen ihre Wirkung äußern, werden diese oder jene Stellen der Gehirnmasse in Thätigkeit gesetzt und bilden die mit ihnen korrespondirenden Stellen am äußeren Schädelknochen." — So wörtlich nach Swedenborgs Handschrift.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Th. Schatzky, Breslau.

Die Neue Welt

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 2. 1887.

Erscheint monatlich in Heften à 50 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 35 Pfennig pro Heft.

Wahre Kulturkämpfer.

Die Ritter vom deutschen Orden in ihrem Wollen und Wirken.

Von Dr. **Max Vogler.**

An der Westküste Palästinas, des „heiligen Landes", von der Stadt Akkon oder Ptolemais am Mittelmeer, in welcher die sarazenische Besatzung den vergeblichen Bemühungen der abendländischen Kreuzfahrer spottete, lagerten die Heere der Könige von England und Frankreich, sowie der noch übrig gebliebene kleine Haufe des deutschen Heerführers Herzogs Friedrichs von Schwaben, welcher nach dem jähen Tode seines Vaters, des Kaisers Friedrich Rotbart (s. Nr. 22 des vorigen Jahrgangs der „Neuen Welt"), von Antiochia über Tripolis und Tyros südwärts gezogen war und sich vergeblich anstrengte, dem großen Unternehmen Barbarossas hier auf morgenländischem Boden noch den gewünschten und gehofften Erfolg zu bereiten. Schon seit dem Ende des Augustmonds von 1189 an hielt die christliche Kriegerschar unter dem „König" von Jerusalem, Guido, die in Form eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen längste Seite nordwärts dem Lande, die beiden kürzeren der See zugewendet waren, aufgebaute Stadt, die sich feigerweise dem tapferen und klugen mohammedanischen Herrscher Salahaddin ergeben hatte, rings umschlossen, und am 7. Oktober 1190 waren nun auch die Trümmer vom Heere Herzog Friedrichs daselbst eingetroffen, während König Philipp von Frankreich erst am 13. April und König Richard Löwenherz von England am 8. Juni des genannten Jahres vor Akkon anlangte.

Wechselnd hatte das Glück seit Beginn der Belagerung bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, jetzt bei den Belagerern, dann bei der Besatzung, gestanden; unsäglich waren aber stets die Leiden und Drangsale gewesen, welche die christlichen Krieger zu erdulden hatten. Die gesundheitsschädlichen Ausdünstungen des Sumpfbodens, unzureichende und schlechte Nahrung und im Winter die Kälte und die Stürme, die ihre Zelte mit sich fortführten, schädigten das Heer auf das außerordentlichste. Fast alle Pferde waren schon den Krankheiten und dem Hunger erlegen, während zu den Belagerten immer neue Verstärkungen aus Aegypten stießen, immer neuer Proviant von da ihnen zufloß, und die in der Nähe lagernden Truppen Salahaddins alles zum Unterhalt und zur Kriegsführung Erforderliche in vollem Maße aus Syrien erhielten. Während des Winters von 1190 auf 1191 namentlich räumte die Seuche unter den Belagerern furchtbar auf, und am 20. Januar 1191 raffte sie auch den tapferen Sohn des Rotbarts dahin, und fünftausend Mann vom deutschen Pilgerzug waren es, welche nach dem Heimgang ihres Führers sich mit den französischen und englischen Kreuzfahrern verschmolzen.

Die von den Christen gegen die Festungsmauern unternommenen Sturmversuche verliefen fortgesetzt unglücklich und richteten die Belagerungsmaschinen zu Grunde; verwegene Beduinen drangen zur Nachtzeit in das christliche Lager ein und stießen die Krieger entweder nieder oder zwangen sie mit vorgehaltenen Dolchen, ihnen als Gefangene zu folgen, und das Schicksal, welches dann ihrer harrte, war zumeist furchtbarer, als sofortiger Tod. Durch die zahllosen Gefechte, welche man mit dem sarazenischen Ersatzheere führte, wurde nichts entschieden; zwar wurden, insbesondere von den Deutschen, einzelne Siege erfochten, aber in der Regel kamen doch die von Hunger und Krankheit erschöpften Christen zum Unterliegen, und man mußte schon damit zufrieden sein, daß den Feinden der Weg nach der Stadt dadurch nicht geöffnet wurde. Dabei herrschte im christlichen Lager zwischen Deutschen, Franzosen und Engländern fortwährend der eifersüchtigste Hader, wenn man auch gegen den äußeren Feind zusammenhielt, und merkwürdigerweise zeigte sich auch der wundersame Gegensatz, daß neben der entsetzlichen Not und Teuerung unter den Kreuzfahrern ein sorgloses, ja liederliches Leben um sich griff und neben diesem wieder die rührendste und standhafteste Hingebung an den Kampf für den Glauben, so geringe Aussichten auf endlichen Erfolg er auch darbot, sich bemerkbar machte.

Bis zu welchem Grade die Teuerung im Belagerungs-

heer bereits gestiegen war, geht daraus hervor, daß eine Bürde Weizen hundert Goldstücke, ein Scheffel Getreide sechzig, ein Huhn zwölf Solidi, ein Apfel oder ein Ei drei bis sechs Goldstücke kostete, daß man für die Eingeweide eines toten Pferdes zehn Solidi zahlte, Knochen abnagte, welche Hunde liegen gelassen, das geringste Genießbare sorgfältig verbarg, vor den Bäckereien sich blutig raufte und selbst Edelleute Brot stahlen. Zwei Kreuzfahrer kauften für ihr letztes Goldstück dreizehn Bohnen, und als sie eine davon wurmstichig fanden, ging der eine zum Verkäufer zurück und bat um eine andere. Es gab welche, die aus Hunger zu den Feinden überliefen und für ein Stück Brot ihren Glauben wechselten, ja sogar den Feinden als Kundschafter und Seeräuber dienten und Christen in die Sklaverei verkauften. Es herrschte die Krankheit „Armaldia", deren Opfern die Glieder anschwollen und die Zähne ausfielen. Und daneben gab es Schänken und liederliche Häuser, in denen die Unseligen allen Lastern fröhnten! . . .

Am schlimmsten in allen diesen Beziehungen stand es, wie schon angedeutet, unter den Kreuzfahrern im Winter von 1190 auf 1191; die Teuerung insbesondere verminderte sich, als im Februar eine Proviantflotte erschien, infolgedessen beispielsweise der Scheffel Weizen sofort von hundert syrischen Denaren (etwa 1100 Francs) auf vier bis acht im Preise fiel.

Den traurigen Zustand des Lebens und der Sitten unter den Belagerern von Akkon hat der Spruchdichter Fridank, der damals oder einige Jahrzehnte später (auf der Kreuzfahrt Kaiser Friedrichs II.) dort anwesend war, in anschaulicher und ergreifender Weise geschildert. „Zu Akkon ist des Todes Grund, da herrschen nur Tod und Krankheit, und um Hunderttausend, die von ihnen dahingerafft wurden, erhebt sich die Trauerklage", spricht sich dieser Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide aus, mit dessen politischer Poesie sein im Mittelalter hochgeschätztes Werk: „Fridanks Bescheidenheit", als ein Spiegel der öffentlichen Meinung jener Tage, was den Ernst und den Mut der Überzeugung seines Verfassers angeht, die meiste Ähnlichkeit zeigt.

In die vorstehend geschilderten Leidenstage der christlichen Krieger fiel die Stiftung des „deutschen Ritterordens", mit dessen für die gesammte deutsche Kulturentwickelung hochbedeutsam gewordenen gemeinnützigen Wirken wir uns im Folgenden beschäftigen wollen.

Die geistlichen Ritterorden sind eine Erscheinung, die in allen ihren einzelnen Zügen durchaus aus dem Charakter des Mittelalters herausgewachsen ist. Krieg und Religion — zwischen diesen beiden bewegte sich der ganze Gedankenkreis des Mittelalters; was dasselbe in Kunst, Litteratur und Wissenschaft leistete, ging entweder aus religiösen oder kriegerischen Bestrebungen, beziehungsweise aus deren bedeutsamsten Trägern, dem Mönchstum und der Ritterschaft, hervor. Haben doch auch die Kreuzzüge, „diese den Höhepunkt der eigenartigen mittelalterlichen Kultur bildende, die mittelalterliche Gedankenwelt am treuesten und vollständigsten ausdrückende Tat oder Reihe von Taten", ihren Ursprung auf die Verbindung von Religion und Krieg oder auf den Krieg sowohl für die Religion, als um seiner selbst willen zurückzuführen. Es war demnach durchaus folgerichtig, wenn dieses religiöse und kriegerische Streben des Mittelalters, gemäß der eigentümlichen Gedankenwelt des letzteren, in einem und demselben Organ zum Ausdruck zu gelangen trachtete, und dieses Organ tritt eben in dem geistlichen Ritterorden vor uns hin, deren Mitglieder mönchische Ritter oder ritterliche Mönche waren.

Diejenigen beiden geistlichen Ritterorden, welche in der nächsten Zeit nach der Bildung christlicher Staaten in Syrien und Palästina entstanden, waren die „Templer" und die „Hospitaliter" oder „Johanniter", von denen der erstere als der älteste geistliche Ritterorden im engeren, charakteristischesten Sinne, der letztere indes als der älteste Orden überhaupt zu gelten hat. Beiden war aber von Anfang an das Bestreben gemeinsam, das durch die Kreuzzüge Errungene zu bewahren, das Geschaffene zu schützen.

Die zahlreichen Pilger nach dem heiligen Lande bedurften daselbst des Schutzes und der Pflege, zu welchem Zwecke schon im Jahre 870 ein Hospital für römisch-katholische Pilger im Thale Josafat vorhanden war, welches durch fromme Schenkung Grundstücke und durch Karl den Großen sogar eine Bibliothek erhalten hatte. Ehe noch die Kreuzzüge begannen, entstand in Jerusalem selbst ein von Italienern, meist aus Amalfi, gestiftetes Hospital mit einer der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirche nahe bei derjenigen des heiligen Grabes; mit diesem Hospital war zugleich ein Benediktiner-Kloster vereinigt, dessen Mönche sich die Pflege und Unterstützung armer, kranker, ausgeplünderter und verwundeter Pilger zur Aufgabe machten. Von diesen Mönchen nun wurde in einiger Entfernung von jenem, nur für Männer bestimmten Hospital, auch ein solches für Frauen, welchem fromme Schwestern vorstanden, eingerichtet, da aber diese beiden Anstalten auf die Dauer für die Unterkunft der immer zahlreicher werdenden Pilger nicht genügten, so entstand neben dem genannten Kloster ein neues Hospital mit Kirche, welches man dem heiligen Patriarchen Johannes von Alexandria weihte, und das, weil es eigene Einkünfte nicht besaß, von dem Kloster und den begüterten Pilgern unterhalten wurde. Zur Zeit der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer leitete Gerhard, aus der Provence, das Johannes-Hospital, ein trefflicher Mann, der, nicht nach der Verschiedenheit der religiösen Meinung fragend, Gläubigen wie Ungläubigen an dieser Stätte der Barmherzigkeit gern Unterstützung und Pflege angedeihen ließ. Gerhard und seine Mönche, die überall in hohem Ansehen standen, trennten sich später vom Kloster der heiligen Jungfrau, nahmen eine eigene Regel an und trugen schwarze Kleidung mit einem weißen Kreuz auf der Brust.

Aus dieser Vereinigung entstanden erst eigentlich die Johanniter oder Hospitaliter, welche in der folgenden Zeit allerlei Vorrechte und Schenkungen erhielten, so daß sie sogar Güter in Frankreich, Italien und Spanien besaßen. Um die weitere Entwickelung dieses Ordens machte sich namentlich Raimund Dupuis verdient, der zur Zeit des Todes König Balduins I. Pfleger des Hospitals war und den Mitgliedern desselben so strenge Vorschriften auferlegte, wie sie kaum für die Mönchsorden jener Tage bestanden.

Wenn die Johanniter solchergestalt vor allem in der Pflege kranker Pilger ihren Lebensberuf zu erfüllen suchten, so blieb doch daneben für die letzteren noch nach einer anderen Seite hin viel zu thun. Die Palästinafahrer waren nämlich, wie leicht begreiflich, auf ihrer Wanderung nach und im heiligen Lande nicht selten den räuberischen Ueberfällen der Ungläubigen ausgesetzt und meist diesen Angriffen und Verfolgungen der Bekenner des Islam hilflos preisgegeben.

Es war demnach ein durchaus notwendiges und nützliches Unternehmen, als sich im Jahre 1118 oder 1119 neun französische Ritter zu einem neuen Orden zusammenschlossen, der in dieser Beziehung eine ersprießliche Wirksamkeit zu entfalten suchte. Indem dieser Orden die ritterliche Rüstung seiner Stifter beibehielt, beschloß er, klösterlich zu leben und neben der Erfüllung der drei Mönchsgelübde: Armut, Keuschheit und Gehorsam, insbesondere auch dem des Schutzes der Pilgerstraße nach dem heiligen Grabe nachzutrachten. Außer der Erfüllung dieser Gelübde, welche die Stifter in die Hände der Patriarchen von Jerusalem ablegten, im allgemeinen nahmen die Mitglieder des Ordens noch die ausdrückliche Verpflichtung auf sich, der Regel der Chorherren des heiligen Augustinus getreu nachleben zu wollen. Der Orden entwickelte sich aus sehr bescheidenen Anfängen heraus und war in seinen Einnahmen zuerst lediglich auf milde Beiträge des Königs von Jerusalem, des

Patriarchen, der Pilger und der Johanniter angewiesen. An seiner Spitze stand zu Anfang Hugo von Payens, der, neben Gottfried von St. Omer, die erste Anregung zur Stiftung des Ordens gegeben hatte. König Balduin II. räumte der ritterlich-mönchischen Brüderschaft einen Teil seines Palastes auf der Stelle des ehemaligen Tempels Salomos, woher der Palast selbst auch kurzweg „der Tempel" hieß, ein, und man nannte die Mitglieder des Ordens aus diesem Grunde „Tempelritter" (milites Templi), sowie ihre nachmaligen Niederlassungen insgesammt „Tempel". In ihrem Wappen führten sie als Sinnbild brüderlichen Zusammenhaltens zwei Ritter auf einem Pferde.

Als die Templer sich auf der Grundlage der vorhin bezeichneten Ordensregeln vereinigten, nahmte, wahrscheinlich noch in demselben Jahre, auch der damalige Pfleger der Johanniter, der von uns schon genannte Raimund Dupuis, ihrem Vorbild nach, indem er ebenfalls den Schutz der Pilger und damit den Kampf gegen die Ungläubigen den Pflichten seines Ordens einfügte. Wenn nun aber auch die Ritter unter den Johannitern wieder zum Schwerte griffen, so blieb doch der mönchische Charakter des Ordens in demselben vorherrschend, und es hielt sich der letztere daher in bescheidenen Verhältnissen, während die Templer rasch zu hohem Ansehen und weittragender Geltung gelangten. Ihr Orden erhielt schon wenige Jahre, nachdem er ins Leben getreten, die Bestätigung des Papstes und als definitive Regel diejenige der Benediktiner mit Abänderungen nach dem Muster der Zisterzienser, als Ordenskleid aber einen weißen Mantel, welchem nachher, 1146, einer Bestimmung des Papstes Eugen III. zufolge, ein rotes Kreuz aufgeheftet wurde.

Von den Monarchen von Deutschland, England, Frankreich und vielen anderen Fürsten wurden die Templer reichlich mit Gütern und Einkünften bedacht, und Ritter aus den vornehmsten Häusern drängten sich um Hugo von Payens, welcher im Jahre 1128 erster Großmeister des Ordens wurde und eine Reise nach Europa unternahm, mit dem Gesuch um Aufnahme in die Vereinigung, so daß Hugo mit einem glanzvollen Gefolge von dreihundert Rittern in Jerusalem wieder Einzug halten konnte. Die schwarzweiße Fahne des Ordens (Beauséant geheißen) war alsbald der Schrecken der Feinde und die Freude und Hoffnung der Gläubigen. Die Strenge, mit welcher Hugo von Payens seines Amtes als Meister waltete, offenbarte sich u. a. darin, daß er keinem in den Orden Aufnahme gewährte, der sich nicht mit seinen Feinden versöhnt und alles begangene Unrecht gut gemacht hatte. Auf die Erfüllung aller und jeder Ordensvorschriften wurde so viel Gewicht gelegt, daß diejenigen Brüder, welche sich eines Vergehens wider die letzteren schuldig gemacht hatten, beim Essen auf der Erde sitzen mußten und nicht einmal zudringliche Hunde abwehren durften. Übrigens hatten die Templer und damit auch die, was die ritterliche Seite ihrer Ordenszwecke anging, ihnen nachgebildeten Johanniter für ihre innere Organisation merkwürdigerweise das Vorbild in einer Sekte der Ungläubigen selbst, in den sogenannten Assassinen nämlich, von deren sonstigen Grundsätzen und Unternehmungen sich freilich die Wirksamkeit der christlichen Brüderschaften sehr zu deren Gunsten unterschied. „Eine Sekte von Fanatikern und Meuchelmördern" hat man diese mohammedanische Gliederschaft genannt, und diese Bezeichnung reicht jedenfalls hin, um den sonstigen scharfen Gegensatz, der zwischen dem Wesen der Vereinigungen drüben und hüben bestand, ohne weiteres klar in die Augen springen zu lassen.

Die Assassinen oder Ismailiten, wie sie sich selbst nannten, stammten aus Persien, und in ihren Lehren und Ansichten — darunter der Glaube an eine Seelenwanderung — ist leicht die Einwirkung persischer und indischer Religionsbegriffe erkennbar. Ihre Anschauungen und Grundsätze waren wesentlich negative, sie erklärten alle Glaubenslehren als falsch, alle Handlungen, auch die sonst verabscheuungswürdigsten, für erlaubt und in ihrem Wert und ihrer Wirkung für gleichgültig, und demnach erschienen ihnen weder die guten verdienstlich, noch die schlechten strafbar. Sie standen bei diesen Anschauungen ihren eigenen Glaubensgenossen feindlich gegenüber — hatten sie doch, nachdem sie in Nordafrika das Chalifat der Fatiniden errichtet, im Jahre 920 Mekka, die heilige Stadt der Bekenner des Islam, unter furchtbarem Blutvergießen erobert und den dortigen Tempel zerstört — und gründeten in Kairo eine große Akademie, auf welcher die Eingeweihten in sieben bis neun Graden nach und nach mit den geheimen Zielen des ismailitischen Systems bekannt gemacht wurden. Die eigentlichen Assassinen, welche zur Verbreitung ihrer Lehre Missionäre in alle Länder des Islam sandten, stifteten einen Bund, welcher den Meuchelmord an Feinden ihrer Lehre oder auch aus anderen beliebigen Gründen zum Zweck hatte. Die letzten Ziele ihres Systems lernten nur Auserwählte kennen, die gewöhnlichen Helfershelfer erfuhren dieselben nie und hatten in blindem Gehorsam nur die Befehle des Großmeisters und seiner Vertrauten zu vollziehen. Sie trugen ein weißes Gewand, rote Mütze, Gürtel und Stiefel und einen Dolch. Der Großmeister war ganz weiß gekleidet und hieß „Scheich al Dschebal", d. h. Häuptling des Gebirges, weil der Orden sich stets in Gebirgsgegenden niederließ (nicht „der Alte vom Berge", wie früher falsch übersetzt wurde). Er stand an der Spitze der Verbrüderung, ihm folgten dem Range nach die Eingeweihten und die auf dem Wege zur Einweihung Begriffenen, dann die Handlanger (Mörder), unter welchen wieder diejenigen standen, die sich zu deren Berufe einübten, unter diesen aber endlich, ganz außerhalb des Ordens als solchem, die Unterthanen, d. h. die Bewohner des von dem Bunde besetzten Gebietes, welchen die strengste Beobachtung der Gebräuche des Islam zum Gebot gemacht war. Wenn sich die Vollbringer einer Mordthat entdeckt sahen, so ließen sie sich mit dem größten Gleichmut niedermetzeln oder zur Hinrichtung führen. Der Orden nahm so rasch zu, daß er zu der Zeit, als die Kreuzfahrer Jerusalem einnahmen, bereits fünfzehn Schlösser in Alt-Persien und Kuhistan besaß; bald faßten die Assassinen auch in Syrien, im nördlichen Libanongebirge, festen Fuß und errichteten dort eine ismailitische Provinz, in welcher ihnen ebenfalls zehn Schlösser zu eigen gehört haben sollen. Hier erhielten die Mitglieder des Bundes von den Franken den Namen Assassinen oder Assisinen, welche Benennung, wie man allgemein annimmt, darauf zurückzuführen sein soll, daß sich die Mörder durch ein berauschendes Getränk, welches im Orient aus einer Hanfart noch jetzt bereitet wird und nach der letzteren „Haschisch" heißt, zu ihren Unthaten begeisterten, wonach man sie arabisch „Haschischin" genannt hätte, was die Europäer in „Assassinen" umwandelten, ein Name, der im Französischen zur Bezeichnung eines Mörders geworden ist (assassin); einer anderen Ansicht zufolge aber soll die Benennung der Sekte von dem Namen des Stammes Asasija herrühren, dem die syrischen Assassinen meist angehörten.

Wir können es uns nicht versagen, die auf die Assassinen bezügliche Erzählung des Reisenden Marco Polo aus Venedig, die auch noch durch eine arabische Schrift ihre Bestätigung findet, hierher zu setzen. Nach diesem, einem echt orientalischen Märchen gleichenden Bericht, wurden diejenigen, die in den Orden aufgenommen werden sollten, durch den Haschischtrank in einen Schlaf versetzt, aus dem erwachend sie sich in einem besonders hierzu eingerichteten wundervollen Garten befanden, wo Gesang der Vögel, Blumenduft, bezaubernd schöne Mädchen, verschwenderisch ausgestattete Gemächer und köstliche Speisen und Getränke sie entzückten; nach wenigen Tagen des Genusses wären sie dann neuerdings durch jenen Trank betäubt worden und hätten sich bei ihrem Erwachen im früheren Zustande und sehr elend befunden, worauf der Scheich ihnen vorgegeben, sie wären im Paradiese gewesen, wohin sie nach dem Tode sicher wieder kommen würden,

wenn sie unbedingten Gehorsam leisteten. Dieser Gedanke habe sie gegen die Folter und jede Strafe und gegen den Tod in jeder Gestalt unempfindlich gemacht. Jedenfalls war diese Unempfindlichkeit eine Thatsache, und die Vollstrecker der Ordensbeschlüsse mußten sie auch besitzen, da sie sich fortwährend in Lebensgefahr befanden, denn wer das Mißfallen des Ordens erregte, erlitt den Tod durch diesen, wer ihm günstig war, fiel auf Befehl der Fürsten und anderer hervorragenden Personen, denen die Mordanschläge der Assassinen in den meisten Fällen galten, und die daher den Mitgliedern und Freunden derselben angst- und schreckenerfüllt einen unversöhnlichen Haß entgegentrugen. Man mußte sich aus diesen Gründen selbst hüten, auch nur von dem Orden zu sprechen, gleichviel, ob dies in einem demselben feindlichen oder freundlichen Sinne geschah ....

Dieser mohammedanischen Sekte also war die innere Organisation der beiden von uns genannten christlichen Ritterorden nachgebildet. Der Großmeister der letzteren entsprach dem Scheich des Gebirges, die Großprioren der Provinzen, deren es um 1131 schon drei in Europa gab (Frankreich, Provence und Spanien), ähnelten den Statthaltern (Deilkebir) der Assassinenländer, und die Mitglieder beider christlichen Orden zerfielen, ähnlich wie bei den Assassinen, in drei Klassen: Ritter, Geistliche (die den Gottesdienst in den Häusern des Ordens besorgten) und dienende Brüder. Während aber die Oberen der Assassinen verheiratet waren und die Würde des Scheichs sich von dem Vater auf den Sohn vererbte, blieben die eigentlichen Templer unverehelicht, doch gab es neben den letzteren „verheiratete Brüder", welche aber weder ein Ordenskleid tragen, noch im Ordenshause wohnen durften.

Das Wirken der Templer und Johanniter ging alsbald über die bloße Beschützung und Pflege der Pilger weit hinaus; mit aller Entschiedenheit widmete man sich daneben der Verteidigung des Königreichs Jerusalem und seiner Vasallenstaaten; die Templer insbesondere waren stets unter den für das heilige Grab kämpfenden Kreuzfahrern zu finden und wanden sich durch glänzende und unerschrockene Waffentaten in manchem blutigen Treffen, in mancher heißen Feldschlacht reichen Lorbeer.

So Hervorragendes und Hocherhebenswertes nun aber auch diese beiden geistlichen Ritterorden daheim und im Felde leisteten, so kam ihre Thätigkeit doch in erster Linie ihren Landsleuten, den Italienern und Franzosen, zu gute. Auf die deutschen Krieger und Pilger nahm man dabei weniger oder gar nicht Bedacht, und doch bedurften gerade diese insbesondere in jenen Schreckenstagen von Akkon so sehr der Unterstützung und der Hilfe.

Da kamen denn mehrere Bürger aus Bremen und Lübeck, die dem Gefolge des Grafen Adolf von Holstein zugehörten, in dem Entschlusse überein, auch für die deutschen Kreuzfahrer eine Stätte der Barmherzigkeit, wo sie in Hilfsbedürftigkeit Schutz und Unterstützung, in Krankheit Pflege und Heilung suchen und finden konnten, zu gründen. Sie errichteten zuerst im Lager aus den Segeln und Masten ihrer Schiffe Zelte und wurden dabei von den Brüdern des „Deutschen Hospitals zu Jerusalem" unterstützt. Von diesen Brüdern des „Deutschen Hospitals" war vor sechzig Jahren in Jerusalem ein Haus erbaut worden, in welchem die siechen Kreuzfahrer aus Deutschland Aufnahme fanden. Nachdem Jerusalem in die Hände Salaheddins gefallen, flüchteten einige Brüder des „St. Maria-Hospitals", wie es sich nannte, dem Mordschwert der Sarazenen glücklich entronnen, in das Lager der Christen von Akkon. Hier nahm man sie natürlich auf das freundlichste auf, und besonders Herzog Friedrich von Schwaben war es, der, den Segen ihres barmherzigen Wirkens beobachtend, die Stiftung eines deutschen Ordens nach dem Vorbild der Templer und Johanniter beschloß. Er stattete das im Lager errichtete Hospital besser aus, wurde aber mitten in dieser edelherzigen Tätigkeit von der Pest hinweggerissen. Im Frühling desselben Jahres, 1191, empfingen dann vierzig Deutsche von edlem Stamm und guter Sitte die Weihe als Brüder und nahmen das aus weißem Mantel mit darauf geheftetem schwarzen Kreuz bestehende Ordensgewand. Als Walpot von Bassenheim, der erste Meister des Ordens, zu Akkon eine mit Thurm und Wall bewohnte Burg, in der ein Hospital, eine Kapelle und das Kloster der Ordensritter sich befanden, erbaut und Papst Clemens III. die Brüderschaft bestätigt hatte, erweiterte auch diese letztere sehr bald schon ihren anfangs engen Kreis und griff bedeutsam in den Gang der Ereignisse im Morgenlande ein.

Das Hauptfeld ihrer Thätigkeit jedoch sollten die Ritter vom Deutschen Orden in der allernächsten Zeit schon weit im Norden, am Strande der Ostsee finden, indem sie berufen waren, eine Verbindung herzustellen zwischen den zauberischen Palmen am heißen Gestade, den Purpurschnecken Syriens und den düstern Fichten an dem nebeligen, kühlen Ufer des Bernsteins der Haffländer und damit zu einem der vornehmsten Verbreiter und Träger deutscher Kultur im Norden und Osten des eigenen Landes zu werden.

Zur Entwickelungsgeschichte des New-Yorker Miethshauses.

Von **H. W. Fabian.**

Das Cottage-Prinzip.

Das amerikanische Wohnhaus-Prinzip schließt sich dem englischen an. Es ist urspringlich das Kottage-Prinzip, d. h. jedes Wohnhaus war im Anfange der Städte-Entwickelung für eine Familie bestimmt.

Diesem Kottage-Prinzipe entspricht auch die Parzellierung der Grundstücke, und zwar bis auf den heutigen Tag, indem die Breite der Baugrundstücke (Lots) durchgängig 25 Fuß beträgt. Die Straßengevierte (Blocks) sind meist 200 Fuß tief, woraus sich eine Tiefe der Lots von ca. 100 Fuß ergiebt. Die Länge der Blocks beträgt von 200 zu 400 Fuß und darüber, so daß auf einen Block etwa 20 bis 50 Häuser zu stehen kommen.

Die eigentlichen Kottages standen nach allen Seiten hin frei und sind ringsum mit Gartenanlagen umgeben, ein Grundeigenthümer (Landlord) besaß also hierbei mehrere Lots und hatte sie gleichzeitig zum eigenen Gebrauch in Verwendung.

Schon die erste Entwickelung des Stadtwesens brachte jedoch eine diesbezügliche Einschränkung mit sich, so daß die Zwischenräume fortfielen und die Häuser mit ihren Scheidemauern dicht an einander gebaut wurden. Es wurde also jedes Lot bebaut, und jedes Haus erhielt die volle Breite des Lots. Hinsichtlich der Anordnung der Räume hielt man an der Einteilung der Kottage fest, wobei sich bei der Plazierung von 3 Zimmern (Rooms) hintereinander, der Nachteil herausstellte, daß der mittlere Raum ohne Fenster blieb, ihm also nur durch das vordere und hintere Zimmer Luft und Licht zuerteilt wurde.

Diese Art Häuser sind drei bis vier Etagen hoch, inklusive „Basement", welches meist halb in der Erde liegt. In letzterem befindet sich die Küche und das Speisezimmer, im ersten Stockwerke (Parterre) sind die Parlorräumlichkeiten (Besuchszimmer) und in den oberen Stockwerken befinden sich die Schlafzimmer.

Meistens ist die bebaute Grundfläche in solchen Häusern

nicht größer, als um zwei bis drei ordentlichen Zimmern in einer Etage Raum zu geben. Die Treppe ist auf das engste eingeschränkt und mündet auf einen eben so engen Korridor, so daß nur eine äußerst schmale Passage bleibt, um in die Zimmer zu gelangen. Treppe und Gang sind zusammen etwa sechs Fuß breit und werden nur durch einen schmalen Lichtdurchlaß von oben beleuchtet. Die Treppe liegt an der einen Seitenwand des Gebäudes, sonst in der Mitte desselben, so daß vorn wie hinten noch ein Zimmerchen (Hallroom) bleibt von der Breite des, Treppe und Passage einschließenden, Korridors (Hall).

Die eigentlich bewohnbaren Räume behalten demnach eine Breite von fünfzehn Fuß, und es sind in jedem Stockwerke davon nur zwei vorhanden, die Fenster besitzen.

Das Privat-Haus.

Sobald die Stadt mehr anwuchs, wurde es natürlich für die Mehrzahl der Hausbesitzer zu kostspielig, ein ganzes Haus zu bewohnen. Sie begnügten sich deshalb zumeist mit dem Parterre und Basement, während sie die oberen Etagen vermieteten, und zwar oft in der Weise, daß je ein Stockwerk von einer Familie bewohnt wird.

Hierbei fungiert das kleinere, mittlere, resp. dunkle Zimmer als „Bedroom" (Schlafzimmer) für die Eheleute, das vordere Zimmer dient als Parlor, das hintere als — Küche, Speise- und Wohnzimmer zugleich, während die Hallrooms als Schlafzimmer für größere Kinder oder sonst benutzt werden. Solche Häuser nennt man Privat-Häuser, trotzdem sie längst nicht mehr das ausschließliche Heim der Besitzer sind. Diese Namen-Heuchelei trägt aber dem Patrizierstolze des Eigentümers Rechnung, während das System ihm doch erlaubt, Rente einzuziehen. Auch der Mieter rühmt es, in einem Privathause, anstatt im Tenement-Hause (dem größeren Miethause für die ärmere Klasse), zu residieren, trotz des dunkeln Schlafzimmers und trotz der Einschränkung, die ihn zwingt, selbst die separate Küche, ohne die eine deutschländische Hausfrau sich schwerlich zurecht finden würde, für einen entbehrlichen Luxus zu betrachten.

Weitere Entwickelung.

Im allgemeinen ist dieses Stadium des New-Yorker Miethauses jedoch längst überholt und sind an die Stelle solcher Privathäuser, Flat- und Tenement-Häuser getreten, wobei sich ursprünglich erstere von den letzteren nur durch eine reichere Façadenausbildung und eine bessere innere Ausstattung unterscheiden. Die Baulots waren gegeben, oder man behielt sie doch traditionell bei, da man aber zwei Wohnungen in jedem Stockwerke unterbringen wollte, so schritt man zu einer Teilung der Etage, und zwar der Längsrichtung nach, und um dennoch eine genügende Anzahl von Wohnräumen, wenn auch sehr kleinen, für jeden Mieter zu erhalten, baute man das Grundstück entsprechend tiefer, resp. auf 70 bis 80 Fuß aus, während die Tiefe der Privat-Häuser nicht 35 bis 45 Fuß überschreitet. Zur Längs- und nicht zur Querteilung schritt man, weil man jeder Wohnung ein Frontzimmer geben wollte.

Die Folge dieser Anordnung war, daß man in jeder Wohnung, resp. zu jeder Seite der Treppe, zwei bis drei dunkle Räume erhielt, die als Schlafzimmer benutzt werden. An eine Verbreiterung von Treppe und Korridor ließ sich bei der angewendeten Grundrißdisposition nicht denken, trotzdem nunmehr acht bis zehn Familien in einem Hause Unterkunft gefunden hatten, und es wurde durch die größere Höhe dieser Häuser auch die Beleuchtung des Treppenhauses eine noch ungenügendere.

Das Tenement-Haus.

Doch auch bei dieser Entwickelungsstufe ist das New-Yorker Miethaus nicht stehen geblieben. Einesteils wollten die Grundeigenthümer immer noch mehr Rente aus ihrem Besitze ziehen, und andernteils konnte die Masse der Arbeiter auch jetzt noch nicht die Mieten aufbringen. Man schritt deshalb zu einer nochmaligen Teilung, und zwar zu einer Querteilung des Floors (Stockwerkes), so daß man nunmehr zwei vordere und zwei hintere herausbekam, in jeder Etage also vier, und im ganzen fünfstöckigen Hause zwanzig Familien Wohnung fanden, wobei die Treppen- und Korridor-Anlage unverändert blieb. Wenn schon vorher die schmalen Streifen von 12 Fuß Breite und 70 bis 80 Fuß Tiefe, die lediglich von vorn und hinten beleuchtet werden können, und die neben der Treppe selbst nur 8 Fuß Breite besitzen, kaum noch den Namen einer wirklichen Wohnung verdienten, indem sie einen durch Zwischenwände in Abteilungen geteilten Korridore glichen, so ist die Raumbeengung bei der Vier-Teilung des Floores geradezu eine empörende geworden, und wenn eine große Anzahl in New York lebender Arbeiter mit solchen Wohnungen vorlieb nehmen muß, so kann man wahrlich nicht behaupten, daß ihr Loos beneidenswert ist.

Eine solche Familie verfügt nur über ein Zimmer, welches Fenster nach außen hin hat, und außer diesem stehen ihr nicht mehr denn zwei kleine, dunkle Zimmer zu Gebote. Selbst der Blick auf die Straße ist den in den hinteren Wohnungen lebenden Familien genommen. In solchen Wohnungen muß die Familie wohnen, schlafen, kochen und essen, waschen und oft noch Kinderwäsche trocknen. Tritt man in solche Häuser ein, die, insbesondere wenn kein Hausmeister (Janitor) im Hause wohnt, was meistens der Fall ist, oft noch sehr unreinlich gehalten sind, so schrickt man ordentlich zurück, wegen der dumpfen und verpesteten Luft, die hier herrscht und das Atmen stille stehen macht. Man schreitet mit beklommener Brust und mit niedergedrücktem Sinne jene Wohnungen hindurch, und man lernt verstehen, wie sich ein tief einfressender Grimm der Bewohner dieser Häuser gegen alle jene bemächtigt, die da das Gespenst der Sorge nicht kennen, und die anstatt in Löchern, in menschenwürdigen Räumen oder gar in Palästen wohnen.

In der jüngsten Zeit ist in der Anlage der Tenementhäuser in New-York wenigstens ein Fortschritt dahin zu verzeichnen, daß „Water-Klosets" an einem drei Quadratfuß Querschnitt haltenden Licht- und Ventilationsschacht gelegen sein müssen, der im Übrigen von der Wohnung separiert ist, und ebenso die genannten dunklen Räume durch kleine Lichtschachte von 16 bis 20 Quadratfuß Fläche meist von zwei Fuß Breite erleuchtet und ventiliert sein müssen.

Der Zimmerraum wird dadurch natürlich noch mehr beengt, während andererseits die erzielte Helligkeit und Ventilation eine höchst mangelhafte ist. Wer in solchen Räumen arbeiten will, der kann selbst am Tage nicht ohne künstliches Licht auskommen, während andererseits diese Schachte, wenn sie im Innern des Hauses liegen, also von Holz konstruiert sind, noch die Feuersgefahr erhöhen, indem sie bei einem Brande gleichsam als Schornsteine in Funktion treten.

Flats.

Wer nun glaubt, daß diese Art der Grundrißposition des New-Yorker Wohnhauses nur für die Wohnungen der Arbeiter im engeren Sinne in Anwendung komme, der irrt sich, denn die Flathäuser, die, wie die Privathäuser, nur von besser Situierten bewohnt werden, haben genau denselben Grundriß, wie die Tenementhäuser, und der einzige Unterschied in dieser Beziehung ist der, daß in diesen nur die Längsteilung, nicht aber zugleich auch die Querteilung, des Floors vorgenommen worden ist.

Für die Wohlhabenden kommen unter den Flathäusern auch sogenannte Single Flats vor, d. h. in den betreffenden Häusern enthält je ein Stockwerk nur eine Wohnung. Viele Privathäuser werden in diesem Sinne um- und angebaut. Die hauptsächlichste Eigenthümlichkeit der Flats ist die, daß sie mit allen sogenannten „Improvements" versehen sind, was bei den Privathäusern nicht der Fall ist, indem sie einer

älteren Zeit entstammen, in welcher dieselben noch nicht zur Einführung gelangt waren. Zu diesen „Verbesserungen" gehört zunächst die Anlage eines kleinen Vestibuls im Hauseingange, wodurch ein doppelter Verschluß bewirkt wird, und in welchem in handlicher Höhe Schellengriffe, Sprachrohr-Mündungen und Briefkasten für jede Wohnung angebracht sind. Es ist den Einwohnern außerdem nicht nur möglich, Besucher mittelst des Sprachrohrs bereits an der Hausthüre abzufertigen, sondern es sind auch Vorkehrungen getroffen, daß sie mittelst einer bloßen Handbewegung die Vestibul-Thüre zu öffnen vermögen. Die sämtlichen diesbezüglichen Einrichtungen sind in der Regel mechanische, ohne Zuhülfenahme von Elektrizität, und haben sich vorzüglich bewährt. Die eigentliche Hausthüre, also die äußere, steht des Tags über offen, und wird nur nachts verschlossen gehalten.

Ein weiteres Improvement ist die Einrichtung eines Dumbwaiters, d. h. eines mechanischen Aufzuges, der nach sämtlichen Wohnungen mündet, mittelst welchem Holz und Kohlen, Metzger-, Bäcker- und Grozery- (Spezerei) Waaren transportiert werden. Dieser „stumme Diener" beginnt im Basement oder Keller, und seine Einrichtung ist für die Hausfrau unschätzbar. Er erleichtert nicht nur den Transport der Waaren ungemein, sondern er hält auch den hauptsächlichsten Schmutz aus den Wohnungen fern, indem jeder der Hauslieferanten nur bis zum Dumbwaiter, aber nicht in die Wohnung gelangt. Solche Flathäuser stehen häufig auch unter der Aufsicht eines eigenen „Janitors", der für die Reinhaltung der gemeinsamen Korridore und der Treppe und sonst dafür zu sorgen hat, daß alles stets in bester Ordnung verbleibt.

Treten wir nun in eine Wohnung eines Flathauses selbst ein, so finden wir hier an Improvements zunächst einen feststehenden eisernen Heerd (Range) von etwa fünf Fuß Länge und von ausgezeichneter Konstruktion, der in dem hinteren hellen Zimmer aufgestellt ist, das zugleich als Wohnzimmer und Küche dient. In Verbindung mit dem Heerde steht dann ein hoher cylindrischer Kessel (Boiler), meist von Kupfer, der gleich neben dem Heerd placirt ist, und in welchem mittelst Heizschlangen, die im Heerd münden, warmes Wasser hergestellt wird, das von hier nach allen Bedarfstellen der Wohnung geleitet ist. Wir finden außerdem in dem genannten Küchenzimmer einen Sink (Küchenstein) mit heißem und kaltem Wasser und feststehende Washtubs, meist dreikammerige Tröge, die zum Waschen dienen und ebenfalls Hähne für heißes und kaltes Wasser besitzen. In dem kleinen Zimmer, in welchem das Water-Closet sich befindet, das stets mit Charnirdeckel versehen ist, um gleichzeitig als Urinal benutzt werden zu können, finden wir noch eine Badewanne mit Douche und mit kaltem und heißem Wasser und außerdem noch ein Washbassin (Waschstand) in diesem Raume, welches ebenfalls mit heißem und kaltem Wasser versehen ist, und äußerlich als Toilettentischchen ausgestattet erscheint. Von solchen Waschbassins finden wir ferner noch mehrere in den Bedrooms vorhanden. Alle diese Gegenstände stehen mit der Hausdrainage in Verbindung, so daß die Arbeit der Hausfrau sehr erleichtert wird, und dieselbe meistens ohne Mädchen auskommen kann, und nur zur Hülfeleistung bei der Wäsche von Zeit zu Zeit einer Waschfrau bedarf. Das Trocknen der Wäsche erfolgt entweder auf dem flachen Dache des Hauses oder an Leinen, welche mit jedem Stockwerke korrespondiren und über Rollen laufen, die neben dem Fenster jedes Küchenraumes an der Hausmauer und an einem hohen Pfahle befestigt sind, der an der äußersten Grenze des Hofes (Yard) hinter dem Hause Aufstellung gefunden hat. An diese beweglichen, endlosen Seile kann die Wäsche sehr leicht durch das offene Fenster gehängt und später in derselben Weise wieder abgenommen werden, und sind derartige Einrichtungen, sowol in den Flats, als in den Tenementhäusern zur Genüge vorhanden. Sehr oft befinden sich auch Einrichtungen zum Wäschetrocknen auf dem flachen Dache des Hauses, wobei dann der Dumbwaiter, wenn ein solcher vorhanden ist, bis über das Dach emporragt. Zu bemerken ist ferner, daß fast alle Räume mit den üblichen Schrankräumen (Closets) versehen sind, zur Aufnahme von Kleidern und anderen Hausgegenständen. Daß Gaseinrichtungs-Apparate in allen Räumen der Flats vorhanden sind, ist als selbstverständlich zu betrachten, während in den Tenement-Häusern meist nur die öffentlichen Korridore und Treppen durch Gas beleuchtet werden. Zu verwundern ist es bei der sonstigen komfortabeln stationären Ausstattung der Wohnungen, daß die Zimmeröfen nicht wie in den deutschen Wohnungen zu dem festen Bestande derselben gehören, sondern jeder Miether sich dieselben selbst stellen muß, was bei einem Umzuge sehr lästig ist.

„Improvements" und deren Gegenteil.

Von allen den genannten Improvements finden wir in den alten Privathäusern nur sehr wenig, weil sie, wie bereits gesagt worden ist, einer früheren Zeit entstammen, und weil diese Häuser ursprünglich nur für das Bewohnen von einer Familie eingerichtet sind. Diese Privathäuser sind ohne das geschilderte Vestibul und ohne die zu demselben gehörenden sonstigen Einrichtungen; auch den Dumbwaiter vermißt man in denselben und ebenso die Einrichtung von „Waschbassins" und die des stationären Heerdes in dem Küchenzimmer. Auch Water-Closets und die Bade-Einrichtung sind nicht in jedem Stockwerke vorhanden, sondern meist nur einmal zur gemeinschaftlichen Benutzung der Einwohner des Hauses. Das Wasser ist desgleichen weniger verteilt in den Wohnungen und warmes Wasser steht den Miethern meist gar nicht zu Gebote. Dafür haben die Privathäuser aber den großen Vorteil, daß sie mehr mit Luft und Licht versorgt sind und geräumigere Zimmer enthalten, so daß sie trotzdem nach wie vor von Vielen gesucht sind.

Aeußerlich unterscheiden sich die Privathäuser von den Flathäusern, abgesehen von einer weniger reichen Facadenbildung und einer geringeren Haushöhe, wenn die letzteren nicht Einzel-Flats sind, hauptsächlich dadurch, daß sie nur drei Fenster in jedem Stockwerk besitzen, während die Flathäuser, ihrer Doppelgrundriß-Einteilung entsprechend, mit vier schmalen Fenstern in je einem Floor ausgestattet sind. Entsprechend der Grundriß-Einteilung liegt dann der Hauseingang bei den Privathäusern und Single Flats stets an einer Seite des Gebäudes; während er bei den Doppel-Flats in der Mitte des Hauses liegt, woraus folgt, daß hier die Axen der oberen Fenster im Parterre nicht beibehalten werden können. In den besseren Tenementhäusern finden wir an Improvements: „Water-Closet", „Washtubs", „Sink" und „Range" in jeder Wohnung und außerdem einen Dumbwaiter zur gemeinschaftlichen Benutzung; dagegen fehlt hier meist die Vestibul-Einrichtung, das Bad und die mehrfache Anordnung von Waschbassins, wie überhaupt die ganze innere Ausstattung der Räume eine einfachere als in den Flatwohnungen ist. Eine strenge Scheidelinie zwischen dem Tenement- und Flathause ist überhaupt nicht zu ziehen, da die eigentliche Unterscheidung derselben eben nur in der mehr oder weniger komfortablen Ausstattung der Räume besteht und nicht in einer prinzipiellen Abweichung ihrer Disposition gesucht werden kann.

In den Tenementhäusern sind die Improvements, außer dem Vorhandensein von Gas-Beleuchtungs-Einrichtungen, wenigstens in den gemeinsamen Gängen, in Abstufungen bis zu einem Minimalsatze vertreten, der in der Anordnung eines „Sink" mit kaltem Wasser auf je einem Floor besteht, zur gemeinschaftlichen Benutzung der Einwohner eines Stockwerkes. Die Retiraden befinden sich dann im Hofe, hinter dem Hause, wobei dieselben jedoch nicht Water-Closets, sondern bloße Sitze über einer offenen Grube oder Rinne unter einem Holzhäuschen sind. Die Ausdünstungen in den Höfen solcher Häuser sind namentlich im Sommer schauderhaft,

und auch im Innern derselben ist die Luft eine unreine, indem erfahrungsgemäß die Einwohner dieser Häuser die flüssigen Unreinlichkeiten nicht in die Retiraden im Hofe entleeren, sondern deren Inhalt in die „Sinks“ gießen, obgleich dieselben nur zum Abguß von Küchen- und Waschwasser benutzt werden sollen.

In den eng bebauten Stadtteilen New-Yorks ist der Wasserverbrauch ein so großer, daß die vorhandenen Rohrleitungen nicht genügen, um das Wasser in die oberen Stockwerke der Häuser durch eigenen Druck gelangen zu lassen. In den Tenementhäusern sind deshalb über den „Sinks“ kleine Handpumpen in den Röhren eingeschaltet, mittelst welcher diesem Übelstande abgeholfen wird, während man in den Flats Pumpen im Keller aufgestellt hat, die durch eine Gas- oder Heißluftmaschine betrieben, das Wasser in größere Reservoire, über der obersten Wohnung des Hauses gelegen, einpumpen, von welchen es dann durch Rohrleitungen an die Bedarfstellen gelangt und direkt mittelst Oeffnen von Hähnen zum Hervorfließen gebracht wird.

Die Weiten der Wasserleitungsröhren in den dicht bevölkerten Distrikten stehen in einem entschiedenen Mißverhältnis zu denselben in den feineren, weniger bevölkerten Distrikten, und sollte in Bezug darauf durch die Behörden etwas geschehen, um eine gleichmäßigere Verteilung des Wassers aus der städtischen Leitung zu erzielen.

Die Haus-Drainage.

Da die Hausdrainage, in Verbindung mit der Straßenkanalisation, ein Gegenstand von außerordentlicher sanitärer Wichtigkeit ist, so seien derselben hier noch einige Worte gewidmet. Die Pläne für die Hausdrainage werden in New-York, nebst Spezifikation, von den Architekten angefertigt und dem Board of Health (Gesundheitsbehörde) zur Genehmigung unterbreitet, welchem auch die Inspektion über die Ausführung der Arbeiten unterstellt ist. Alle Röhren im Innern der Häuser müssen von Metall sein (Eisen und Blei) und genügende Weite haben. Sämmtliche Abfallröhren für Water-Closets, Urinals, Badewannen, Waschbecken und Sinks werden in voller Weite über das Dach geführt, zum Zweck der Abführung der „Sewer“-Gase. Zu dem gleichen Zwecke der Vermeidung des Eintrittes der Gase in das Haus sind sämmtliche Einlässe mit Traps (Wasserverschlüssen) zu versehen. Eine besondere Eigenthümlichkeit der amerikanischen Kanalisation sind die sogenannten Ventilations-Pipes, Röhren von meist zwei Zoll Durchmesser, die neben den Abfallröhren herlaufen und oberhalb des obersten Einlasses in dieselben einmünden. Eine solche Röhre erhält Verbindung mit jedem Wasserverschluß, sie macht das Röhrensystem daher kostspielig und komplizirt. Ihr Zweck ist der, zu verhindern, daß ein luftleerer Raum im Abfallrohre entsteht beim Fallen der Stoffe, welche das Wasser in dem Wasserverschluß aufsaugen, diesen also werthlos machen würde. Es ist zu bezweifeln, ob der praktische Nutzen dieser Einrichtung, die durch dieselbe verursachte bedeutende Vertheuerung rechtfertigt, indem bei der reichlich zugemessenen Weite der Abfallröhren ein derartiges Vacuum kaum eintreten kann. Erwähnenswerth ist noch, daß jeder Röhrenstrang, bevor er das Haus verläßt, einen Hauptwasserverschluß (Bel Trap) erhält und daß hinter diesem ein Rohr von meist vier Zoll Weite, zum Einlassen von frischer Luft in den Strang einmündet. Dieses Rohr beginnt meist im Grenzsteine des Straßentrottoirs, oder es geht an der Innenseite der Frontmauer herab, beginnt also über dem Dache des Gebäudes. Die Einrichtung des Hauptwasser-Verschlusses bewirkt in Verbindung mit dem Einlaßrohre für frische Luft, daß jeder einzelne Hauskanalisations-Strang hinsichtlich der Ventilation vollständig separiert ist von dem Straßenkanale und dadurch auch von den übrigen Hauskanalisationssträngen. Man will dieses prinzipiell erreichen, damit nicht eventuellen Falles Krankheitsstoffe von einem Hause ins andere übertragen werden können. Dieses kann aber nur stattfinden, wenn das Röhrensystem undicht ist, in welchem Falle es überhaupt unzulänglich erscheint, während bei guter Installation und richtig fungierenden Wasserverschlüssen kein Grund zu einer derartigen Befürchtung vorliegt. Wenn man außerdem inbetracht zieht, daß bei einer solchen Abschließung der Hauskanalisation die Straßenkanalgase nicht durch die Hausröhren abziehen können, diese also in die Straßen und in den Boden entweichen, so gelangt man zu dem Schlusse, daß die so sehr komplizierte Einrichtung der amerikanischen Hauskanal-Ventilation, eine völlige Außerachtlassung der Ventilation des Straßenkanals einschließt. Hierdurch wird die Verpestung der Luft in den Straßen und dadurch indirekt wiederum der Wohnungen durch Kanalgase ermöglicht, was ganz in Übereinstimmung steht mit der unzureichenden Reinigung der Straßen von Schmutz, wie sie eine so traurige Eigenthümlichkeit der amerikanischen Städte, und New-Yorks nicht am wenigsten, ist.

Alles in allem genommen, ist das Kanalisations- und Hausdrainage-System, wie es in Deutschland (beispielsweise in Frankfurt a. M.) besteht, dem in New-York in Anwendung befindlichen System vorzuziehen, trotzdem es keine Boll Traps, keine Ventilation pipes und keine besonderen Einlaßröhren für die frische Luft besitzt, also ein weitweniger kostspieliges ist. Dieses System ist deshalb das bessere, weil es Straßen-Kanalisation und Hausdrainage in bezug auf die Ventilation von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus betrachtet, nicht den einen Teil auf Kosten des andern vernachlässigt und demgemäß jedes Hausrohr zugleich als Abführungsrohr für die Straßen-Kanalgase verwendet, während die frische Luft direkt in den Straßenkanal zur Einführung gelangt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einfluß der Religion auf die Strafrechtspflege.

Von **Karl Frohme.**

Die Thatsache der Strafhandlung ist so alt, wie das Menschengeschlecht; wir finden sie immer und überall, in jedem Zeitalter und bei jedem Volke. Ihr liegt ein in der ganzen Natur zur Erscheinung kommdes Motiv, die Äußerung des Rachetriebes zu Grunde. Die Empfindung des Schmerzes, welche dem Menschen von einem andern durch thätliche oder wörtliche Beleidigung verursacht wird, äußert sich gegen den Beleidiger durch eine gewaltsame Reaktion. Mit der Entwickelung des Menschen im Denken und in der Sprache, mit seinen vielseitigen Beziehungen zu Seinesgleichen stellt sich das wirksame physische Motiv der Auffassung verschieden dar, „je nach dem besondern Interesse, welches das Verhältnis, in dem es erscheint, oder die Person, auf die es sich bezieht für uns hat“*).

Bei allen Völkern war während des Zustandes der ursprünglichen Roheit die Wiedervergeltung, und zwar zuerst in ihrem Extrem als persönliche Blutrache, herrschend. So lange es noch keine gesetzliche Ordnung gab, griff der Mensch, die ihm zugefügten Beleidigungen zu ahnden, naturgemäß zur Selbsthülfe, und je ungebändigter seine Leidenschaften waren, um so mehr war er bestrebt, seinen Rachedurst nur in dem Blute des Gegners zu kühlen.

*) Vgl. Pfenninger „Der Begriff der Strafe.“ S. 18.

Schon bei dieser ältesten und ursprünglichsten aller Strafhandlungen gewahren wir den Einfluß religiöser Vorstellungen. Entsprechend der religiösen Anschauung des ganzen Altertums, wonach die Seele eines Ermordeten nach Rache verlangte, wurde die Blutrache bald eine religiöse Pflicht, deren rücksichtslose Erfüllung den Anverwandten und Geschlechtsgenossen oblag. So gelobt — in den Sagen des Homer — Achilleus, den Tod des Patrokles an dem Mörder Hektor zu rächen und zwölf edle trojanische Jünglinge am Totenfeuer zur Abbüßung zu schlachten. So fordert, nachdem Odysseus die Freier erschlagen, Epoithes zur Rache auf.

Der Einfluß religiöser Vorstellungen auf die Strafhandlung, bezw. die Strafrechtspflege, stand stets und aller Orten genau im Verhältnis zu dem Interesse, welches dem Menschen die Idee übernatürlicher Macht und seine gedachte Stellung zu derselben gewährte. Das Gesamtresultat dieses Einflusses kann niemand, ohne mit den offenkundigen Thatsachen in schärfsten Widerspruch zu geraten, bezeichnen als ein gutes, der Humanität und Zivilisation förderliches; dasselbe stellt sich dem Blicke des vorurteilsfreien Forschers dar als eine der größten und nachhaltigsten Schädigungen, die der Menschheit widerfahren sind.

Wir setzen voraus, daß unsere Leser mit uns unter „Religion" überhaupt die Gesamtheit derjenigen Beziehungen verstehen, welche der unwissende und unerfahrene, durch ihm unerklärliche Naturerscheinungen mit Furcht erfüllte Mensch sich im Anfange als zwischen ihm, der Welt und der Gottheit, einem höchsten ordnenden und leitenden Wesen bestehend erdacht hat. Diese „Beziehungen" zu erklären, weiter zu ergründen und in ein System zu bringen, ist zu allen Zeiten und bei allen Völkern die verhängnisvolle angemaßte Aufgabe einer privilegierten Kaste, des Priestertums der vorgeblichen „Wissenschaft" der Theologie, gewesen. Das Priestertum, als einzige und absolute Autorität in Religionssachen, trat kühnlich mit der Behauptung auf: es sei sein Beruf, zu offenbaren, was der Gottheit gefalle und mißfalle, welche Pflichten der Mensch gegen die Gottheit zu erfüllen habe, und wie er für die Vernachlässigung dieser Pflichten zu bestrafen sei. Die theologischen Erklärungen über diesen Gegenstand aber sind, weil die „Inspirierten", die Priester selbst, über „Götter" und „Gottheit" nie einig waren, nirgends zu Haltbarkeit und Übereinstimmung gelangt; es entstanden und blieben, Dank ihrer Uneinigkeit, eine Masse der subtilsten Unterscheidungen, wonach denn auch der Einfluß der Religion auf die Strafhandlung nicht überall der gleiche war.

Im allgemeinen aber bewirkte die Theologie doch, daß alle Verbrechen ebenso wie die guten Handlungen des Menschen unter dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet wurden. Sie stellt die Gottheit als oberstes Rechtssubjekt auf, welches das Recht aller anderen Subjekte, aller Menschen ohne Unterschied, in sich vereinige. Danach ist jedes Verbrechen wider den Menschen auch ein solches wider die Gottheit, gewissermaßen eine indirekte Verletzung derselben. Dazu erfanden die Priester dann noch die direkt gegen Gott gerichteten Verbrechen, Lästerung, Abfall vom Glauben ꝛc. ꝛc. deren Strafbarkeit sie damit motivierten, daß Stand und Bürger durch derartige Verbrechen mittelbar getroffen würden, indem Gott darob zürne und in seinem Zorne auch über diejenigen Strafe verhänge, die eine ihm zugefügte Beleidigung nicht rächen.

Seinen Abschluß findet dieses System durch die theologische Erklärung des Strafrechts. Dasselbe erscheint in den meisten Religionen geradezu als ein der Obrigkeit von der Gottheit übertragenes Recht, und wenngleich daraus nicht zu folgern ist, daß seine Ausübung mehr ein religiöser als politischer Akt, so tritt doch die religiöse Form oft scharf hervor. So bezeichnen die brahmanischen Religionsgesetze der Inder die unerbittliche Handhabung der Strafgerechtigkeit durch den König als ein Verdienst, wofür die Götter irdischen Segen und himmlischen Lohn gewähren; die Strafe sei die göttliche Gerechtigkeit selbst, welche damit die Welt regiere*). Der gleichen Anschauung begegnen wir im mosaischen Gesetz und in der christlichen Lehre. Im alten Testamente lesen wir: „Richter und Aufseher sollst du dir setzen in allen deinen Thoren, die der Ewige, dein Gott, dir giebt nach deinen Stämmen und sie sollen richten das Volk nach gerechtem Gericht"**). Joseph aber sagt zu seinen Brüdern, die an ihm sich schwer versündigt hatten und vor seiner Rache zitterten: „Fürchtet euch nicht, denn ich bin an Gottes Statt"***). In des Apostels Paulus Briefen an die Römer heißt es: „Thust du Böses, so fürchte dich, denn die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses thut"†). Und der Sachsenspiegel, das zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts entstandene berühmte Rechtsbuch, welches besonders die Rechtsanschauungen des Volkes wiedergiebt, sagt: „Zwei Schwerter ließ Gott zu beschirmen die Christenheit: dem Papste ist gesetzt das geistliche, dem Kaiser das weltliche"††).

Die Strafgewalt, welche die christliche Kirche in ihrer Blüthezeit sich beilegte und der von ihr ausgebildete Begriff der Strafe ist in dem „Kanonischen Recht" erklärt. Dieses Strafrecht findet sich im fünften Buche der Dekretalen des Papstes Gregor IX. nach der von der Kirche angenommenen Ordnung der mosaischen zehn Gebote eingeteilt; die einzelnen Bestimmungen unter dieselben werden folgendermaßen subsumiert:

1. Götzendienst, Häresie, Kirchenraub, Simonie; 2. Gotteslästerung, unrichtiges Schwören, Meineid; 3. Entweihung des Sabbaths; 4. Verbrechen der Kinder gegen Eltern, der Dienstboten gegen die Herrschaft und der Unterthanen gegen den Regenten; 5. Tötung und Verstümmelung jeder Art; 6. Vollbrachte und versuchte Fleischesverbrechen; 7. Raub, Brandstiftung, Diebstahl, Wucher; 8. Verleumdung und falsches Zeugnis, betrügerische Zauberkünste, Fälschung durch Alchymie; 9. sündliche Begierden und 10. ungerechte Anmaßungen und Verletzungen fremder Güter. — Danach also war der kirchlichen Strafgewalt thatsächlich die Ahndung jedes Verbrechens anheim gegeben, denn jedes erscheint als Verstoß gegen die göttlichen zehn Gebote."

Das kanonische Recht verlangt einerseits die strenge Bestrafung der Verbrecher aus Gerechtigkeit und Abschreckung — so besonders nach den Lehren der Kirchenväter Hieronymus und Augustin — andererseits erblickt es in der Strafe, welche nur den bösen Willen und nicht die That selbst treffen soll, ein Mittel zur Besserung. Dieser Ansicht lag das Dogma zu Grunde, daß derjenige, welcher ein Verbrechen, gleichviel welcher Art, begehe, sich an der Gottheit versündige und dafür Strafe verdiene; die Strafe soll ihn aber nicht vernichten, sondern bewirken, daß er sich mit Gott wieder aussöhne und dessen Zorn abwende, welchen Zweck der Nichtchrist schon durch die Taufe erreichen könne. Das tridentinische Konzil bestimmte ausdrücklich: durch die Taufe werde eine geistige Wiedergeburt des Menschen und damit der Nachlaß nicht nur der „Erbsünde", sondern auch der bis zur Taufe begangenen Verbrechen bewirkt. Thatsächlich kam es denn auch oft genug vor, daß Nichtchristen, die ein Verbrechen begangen hatten, sich taufen ließen um der Strafe zu entgehen. — Diese Bestimmung des katholischen Kirchenrechts hat auch die protestantische Theologie sich zu Nutz gemacht, indem sie dem Landesherrn das Recht zusprach, die zum Christentum übertretenden Verbrecher zu begnadigen, damit durch dieses Mittel Juden und andere Ungläubige zur Annahme der Taufe und christlichen Religion um so mehreres möchten angeregt werden. — Auch der Koran spricht an mehreren Stellen davon, daß dem Ungläubigen die Strafe nachgelassen sein soll, wenn er „Gottes Wort" hört und sich

*) Manus' Gesetzbuch VIII. S. 175. **) Mos. V. 16, 18. ***) Mos. I. 50, 19.
†) Römer 13, 4. ††) Sachsenspiegel I. Art. 1.

vom Islam überzeugt. Die Besserungstheorie des kanonischen Rechts war die Veranlassung zur Einrichtung der Asyle oder „Freiungen" — meist Kirchen, Klöster oder Wohnungen der Geistlichen. Entfloh ein Verbrecher dahin, so war er gegen die Nachstellungen der Richter gesichert. Die Kirche rechtfertigte diese Einrichtung mit dem Hinweis darauf, daß Christus nicht den Tod des Sünders gewollt habe, sondern daß er „sich bekehre und lebe". Bewährt haben sich die Asyle in dieser Hinsicht nicht; sie leisteten vielmehr der Korruption Vorschub, denn von „Besserung" konnte — zumal die damaligen Zeiten sich durch entsetzliche Unwissenheit, Roheit und Aberglauben in allen Ständen, die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen, auszeichneten — nur in äußerst seltenen Fällen die Rede sein.

Dem vorhin zitierten Worte Christi nach hätte die Kirche stets die entschiedenste Gegnerin manch harter Strafe, insbesondere der Todesstrafe, sein müssen; aber sie hat sich da mehr als eines groben Widerspruches schuldig gemacht, den sie vergeblich dadurch zu beseitigen sucht, daß sie erklärt: während die Kirche nur die Besserung des Sünders beabsichtige, habe der Staat die Verpflichtung, Verbrechen im Interesse der Ordnung und Sicherheit zu bestrafen. Diese Erklärung kann die Kirche nicht entlasten von der grausigen Schuld, die sie durch die „zur größern Ehre Gottes" auf ihr Anstiften von der weltlichen Obrigkeit verübten Massakres der Ketzer und Heiden, Hexenverbrennungen 2c. auf sich geladen. Die „weltliche Obrigkeit" handelte da nur immer als getreue Magd des religiösen Fanatismus und des Aberglaubens, wie die Kirche sie repräsentierte.

Überhaupt ist unter der Herrschaft der christlichen Kirche mehr als in irgend einer anderen Religion der obrigkeitlichen Strafhandlung nach „göttlichem Recht" vorwiegend der Charakter brutaler Rache verliehen worden, — der Rache, die derjenige übt, der Obmacht hat gegen einen Unterwürfigen, nach Bestimmungen, die er selbst gegeben. Die Kirche hat in ausgiebigster Weise den Mord im Namen des „göttlichen Rechts", — oft genug den furchtbarsten Massenmord als ein Mittel der Gerechtigkeitspflege geübt und gutgeheißen. Oder waren die Hinrichtungen der Ketzer und Hexen kein Mord? „Gerechtigkeitspflege" wird doch wohl kein Mensch von aufgeklärtem Geiste darin zu erblicken vermögen! Keine andere religiöse Autorität ist auf dem Gebiete der Strafrechtspflege so hart und grausam und unvernünftig aufgetreten, wie die christliche Kirche; keine andere hat so zahlreiche Verbrechen geschaffen und dann rücksichtslos in barbarischer Weise verfolgt und bestraft, wie sie.

Die „christliche Gerechtigkeitslehre", wie sie in einer Unzahl kirchlicher Dogmen uns entgegen tritt, verträgt sich nicht mit Vernunft und Humanität. Diese Lehre stellt, indem sie erklärt „der Mensch soll durch die Gnade Gottes das Böse lassen und das Gute thun, doch kann er dieser Gnade widerstreben, weil er freien Willen hat," den Menschen schutz- und hülflos in das Chaos der gesellschaftlichen Korruption. Die in dieser Korruption gelegenen Ursachen schlechter Handlungen kümmern die Kirche nicht; mit dem Satze vom „freien Willen" ignoriert sie die Thatsache, daß der Mensch unter dem Zwange der Verhältnisse gut oder schlecht handelt; daß soziale Mißstände die Quelle des Verbrechens sind. Sie sagt: „Gott hat die Sünden zugelassen;" zugleich aber behauptet sie: Obwohl Gott „unendlich barmherzig" sei, strafe er sein Geschöpf doch ewig, was ein „nichtswürdiges Geschöpf" an seiner „unendlichen Majestät" gesündigt habe, ohne daß dasselbe widerrufe oder bereue. Die Theologie läßt den Menschen sterben „zur Strafe der Sünde," die durch Adam, — „das Haupt des menschlichen Geschlechts" — „in die Welt gekommen" und sich auf alle anderen Menschen als „Erbsünde" übertragen hat, so daß sie sind: „von Natur Kinder des Zornes". Tod, Gericht, Hölle, Himmelreich, — das sind die vier letzten Dinge des Menschen. Keiner kann dem Gericht Gottes sich entziehen. — Wehe denen, die in einer „Todsünde" sterben! Sie kommen in die Hölle, an einen „Ort der Pein, wo Gott die Gottlosen ewig straft, ohne Trost, ohne Linderung, ohne Ende, Tag und Nacht in Ewigkeit", und wo die Strafe der Empfindung um so größer sein wird, „je gröber und je mehr gesündigt worden"*). Die finstere Einbildung der Theologen schwelgt in der Beschreibung des furchtbaren Zustandes der Verdammten. In den Gemälden, die in so großer Zahl davon entworfen sind, finden wir die barbarischen Fantasien eines barbarischen Zeitalters wiederholt und verstärkt. Was ist das „Reich der Schatten" in der griechischen Mythologie gegen die Hölle des Christenthums! Was sind die Qualen des Tantalus gegen die eines „Verdammten" in der christlichen Hölle! „Wir schaudern, wenn wir an die finstere, verdorbene Fantasie, das rachesüchtige Brüten, die wilden Vorstellungen denken, welche die gehegt haben müssen, die dieses gehässige Bild zusammenstellen und nach seinen verschiedenen Teilen ausmalen konnten;" man meint, „eine Rotte, vom Schicksal eigens dazu erschaffener Scheusale" habe diese Gemälde entworfen. Die Theologen blickten in ihren eigenen Busen und dort fanden sie das Bild ihres Gottes der „Gerechtigkeit"; ihn, den sie in diesem Augenblick als den Gott der unversiegbaren Liebe und Barmherzigkeit priesen, stellten sie im andern Augenblick als ein grausames, rachsüchtiges, in alle Ewigkeit unbarmherziges Wesen, vor Zorn sprühend, wie sie selbst, dar. Er war ihnen ein Gott des Schreckens, dem sie die schlimmsten Eigenschaften ihrer eigenen verdorbenen und entmenschten Natur zuschrieben. Sie füllten, wie der Dichter sagt, „die Erde mit Dämonen, den Höllenschlund mit Menschen, und mit Sklaven das Himmelreich" und schufen aus dem allmächtigen und gnädigen Gott „ein Urbild menschlicher Tyrannenherrschaft, der im Himmel sitzt auf goldnem Thron", und dessen Name „der trugbefleckten Welt als Stichwort der Verheerung dient" und „jeden Frevel mit Heiligenschein umstrahlt"**).

Gewiß hat Buckle recht, es „ein rohes und materielles theologisches Vorurteil" zu nennen, das der göttlichen Macht die gemeinen Funktionen eines zeitlichen Regenten beilegt, ihn in das Gewand eines irdischen Potentaten kleidet und ihn vorstellt als einen, der sich überall einmische, Drohungen ausstoße, Strafen verhänge und Belohnungen erteile. „Das sind niedrige, knechtische Vorstellungen, die Ausgeburt der Unwissenheit und der Finsterniß, — grobe und schmutzige Begriffe," — die das höchste Unrecht zum heiligsten und höchsten Rechte stempeln. Der Glaube, der sich an solche Vorstellungen band und der mit der Nachahmung des Charakters und der Handlungen der Gottheit notwendig verbunden war, mußte die Menschen schlimmer und zügelloser machen.

Das ist eine Thatsache, die wir im Walten der unter der Herrschaft der kirchlichen Dogmen stehenden Strafrechtspflege auf Schritt und Tritt beobachten können. Diese Dogmen übten auf den Strafakt einen geradezu schauderhaften Einfluß. Während vordem, besonders bei den germanischen Völkern, die Todesstrafe sehr selten war und selbst grobe Verbrechen mit Geld gebüßt werden konnten, brachte es die „Religion der Liebe" dahin, daß alles mit Blut getilgt wurde. Die Todesstrafe an und für sich hielt die christliche Justiz nicht für hinreichend; man verband damit die entsetzlichsten Martern, Leibesstrafen mußten qualvolle Verstümmelungen sein, die Tortur wurde Untersuchungsmittel. Als Todesstrafe war gewöhnlich: das Sieden in Oel, lebendig begraben werden und Pfählung, Rädern, Verhungern in einem Kerker, Steinigung, Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, Ertränken im Sack, das Eingießen siedenden Bleis in den Hals (die „Plumbata"), das Aufschlitzen des

*) Vgl. Buckle „Gesch. der Zivilisation" II. Bd. 5. Kap.
**) Vgl. Shelley's Dichtungen. Deutsch v. Strodtmann. S. 51 ff.

Leibes und Herausziehen der Gedärme, das Henken und das Enthaupten. Die Verstümmelung bestand in Abschneiden der Nase, der Zunge und Ohren, Ausstechen der Augen, Ausschneiden der Zunge, Abhauen der Finger und anderer Glieder (die Geschlechtstheile nicht ausgenommen). Dazu die „entehrenden Strafen", das „am Pranger stehen", öffentliche Auspeitschen 2c. 2c. und die Scheußlichkeiten der Tortur, sowie das Unwesen der „Ordalien", oder Gottesurteile, jene wahnwitzige Art der Beweisführung, die darin bestand, daß der Angeschuldigte irgend eine gefährliche oder besonders schmerzhafte Manipulation vornahm oder mit sich vornehmen ließ (z. B. das Gehen über glühendes Eisen, das Greifen in siedendes Oel 2c.), und wobei Gott ihn „kennzeichnen" sollte; blieb er unverletzt, so war er unschuldig, umgekehrt schuldig, von Gott erkannt.

Es ist ein grausiges, weltgeschichtliches Drama, eine der furchtbarsten Nachtseiten menschlicher Entartung, was in der dem krassesten Aberglauben entspringenden christlichen Strafrechtspflege früherer Jahrhunderte vor uns steht. Die ganze Welt, soweit der Einfluß der christlichen Religion reicht, war in eine lodernde und blutdurchströmte Hölle verwandelt, in eine Hölle, wo die Mythe von den Qualen der Verdammten praktisch exemplifizirt wurde von Menschen, die ihren Unterricht in Satans Werkstatt selbst erhalten zu haben schienen! Die finstersten aller Mächte hatte der religiöse Wahn zu einem unheilvollen Bunde vereinigt, der im Namen des „allbarmherzigen und gerechten Gottes" ein entsetzliches Mörder- und Henkeramt übte, nachdem er die Menschen dahin gebracht, sich selbst zu betrachten als die Ausgeburt aller Sünde, als das häßlichste und abscheulichste Wesen in der ganzen Schöpfung.

Kann es noch einen stärkeren und zugleich furchtbareren Beweis geben dafür, daß die Frucht der Humanität nicht aus einem religiösen Dogma erwächst?! „Wenn die Strafe auf die Religion gestützt, durch ihre Sätze gerechtfertigt wird, ist das eben nichts anderes, als eine Beschönigung des Rachetriebes durch Zurückführung seiner irdischen Existenz auf göttliche Abstammung*)."

Welch unsterblichen Ruhm hat sich doch ein Hugo Grotius erworben, als er in blutschwangerer Zeit den Mut hatte, mit dem Wahn vom „göttlichen Strafrecht" ins Gericht zu gehen! In seinem 1625 erschienenen berühmten Werke über das Recht des Friedens und des Krieges erklärte er unumwunden: daß das Recht des Menschen ein in der Natur wurzelndes und völlig unabhängig von der Idee der Gottheit sei. Der Gerechtigkeit Gottes stellte er die „edlere menschliche" gegenüber, denn: „es ist kein Gott, um das Recht der Menschen auf sich zu stellen." Ihm ist die Strafe nicht, wie den wahnwitzigen Theologen, ein Mittel zur „Befriedigung der Gottheit", sondern ein Übel, welches der Verbrecher für das einem Nebenmenschen zugefügte Übel aus Gründen der Gerechtigkeit, um ihrer selbst willen, zu erleiden hat**).

Heute zweifelt kein vernünftiger und gebildeter Mensch mehr daran: daß dem Strafrechtsverhältniß nichts anderes zu Grunde liegt, als das Element der Macht, und daß nur in der Macht das „Recht" liegt, jenes sich in positiven Gesetzen äußernde Recht, welches in erster Linie rechnet mit den Interessen der Macht. Durch das von der Macht zwischen sich und den ihr Untergebenen geschaffene Rechtsverhältnis erhält die Rache den Begriff „Strafe". Besonders scharf ist der rächende Charakter der öffentlichen Strafgewalt stets hervorgetreten in denjenigen Gesetzen, mittelst welchen man die vorgebliche „göttliche Ordnung" in Staat und Gesellschaft aufrecht erhalten, schützen und vor Umsturz bewahren wollte. Die Annahme, daß Gott selbst die Ordnung bestimmt habe, ließ die schärfsten Strafen gerechtfertigt erscheinen, was selbstverständlich der jeweilig herrschenden Macht zu Gute kam. Das Strafrecht steht — wie der scharfsinnige Montesquieu hervorhebt***) — immer in einem natürlichen und notwendigen Verhältniß zu den Bedingungen der Zeit und der Gesellschaft, sowie des Ortes. Diese Bedingungen sind stets, wie das Recht des Stärkeren logisch die Wege der Selbstvernichtung wandelt, dem Wechsel und der Veränderung unterworfen. Trotz aller Religion, Metaphysik und Moralphilosophie — die im Strafrecht und -Gesetz einen „kategorischen Imperativ", ein unbedingtes Vernunft- und Sittengesetz sieht†) — ist es wahr: Verbrechen gewinnen besondere Bedeutung durch die besonderen materiellen Grundlagen, auf denen die Gesellschaft aufgebaut ist, oder durch eine direkte Beeinträchtigung der herrschenden Macht.

Die „Gerechtigkeit" der Macht, oder richtiger die Justiz der Macht, ist nichts anderes als „Rache, regulirt als Strafe" für eine unter unbeständigen Bedingungen organisirte, im Staate zusammengefaßte Menschenmasse. Die wahre und ächte, sich an kein System und an keine Zeit bindende Gerechtigkeit, das ist die Gerechtigkeit als Gleichheit. Dennoch aber liegt der Begriff der Idee des Rechtes, des Sittlichen, Gerechten und Guten nicht im Sein, sondern im Streben, im Kampfe für das Bessere. Diese Idee ist nicht ein bloßes „philosophisches Hirngespinst", sie gehört vielmehr zu den Grundideen, die sich stets gleich bleibend, nie alternd, immer von unmittelbarem, ernstem Lebensinteresse, sich durch die menschliche Entwicklung ziehen, dem gegenwärtigen Bedürfnis der Massen sich anpassen und beständig ankämpfen gegen die Macht des erworbenen Rechts. Diese Macht setzt zwar die Strafe. Der Drang nach Verwirklichung der Rechtsidee aber verneint diese Macht unausgesetzt und mildert die Strafe von Stufe zu Stufe, bis der Begriff der Strafe und die Strafe selbst in unserem Sinne aufgehört hat zu sein. Daran kann weder die Lehre der Theologen vom „göttlichen Strafrecht der Obrigkeit", noch die Lehre der Metaphysiker vom „kategorischen Imperativ" etwas ändern. Beide können auch mit all ihren religiösen und moralischen Phrasen nicht hindern, daß das Resultat vorurteilsfreien Nachdenkens über die Natur der Verbrechen oft genug den Verbrechern günstiger ist, als denen, welche sie im Namen der Religion oder Moral mit Strafe bedrohten und bestraften.

*) Vgl. Pfenninger a. O., S. 133.

**) Grotius, „Drei Bücher über das Recht des Krieges und des Friedens". Aus dem Lateinischen des Urtextes von Kirchmann. II. B. 20. Kap. S. 1 und 4.

***) Montasquieu, „Geist der Gesetze". B. VI. und XII.

†) Auch Kant theilte diese Ansicht. Vgl. dessen „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre und Tugendlehre". S. 196.

Polytechnische Rundschau.

Eine gewichtige Stimme gegen die sogenannte humanistische Bildung.

Die diesjährige Jahresversammlung des großen Verbandes der Vereine deutscher Ingenieure in Coblenz hat folgende, das obige Thema berührende Erklärung erlassen:

„Der Verein deutscher Ingenieure spricht sein Bedauern aus über den Beschluß der preußischen Staatsregierung, die Abiturienten der Oberrealschulen von den Staatslaufbahnen des Bau- und Maschinenfaches auszuschließen.

Daß die Realschulen für die technische Ausbildung in den beiden Fächern eine schlechtere Vorbereitung gewähren, als die Schulen mit Lateinunterricht, wird niemand be-

haupten können; es ist also anzunehmen, daß die preußische Staatsregierung durch ihren Beschluß der Ansicht derjenigen beigetreten ist, welche eine allgemeine Bildung ohne Latein-Unterricht für geringwertiger halten, als die sogenannte humanistische, und daß sie deshalb für alle höheren Staatslaufbahnen letztere Vorbildung verlangt. Wer dieser Ansicht über den Wert der sogenannten humanistischen Schulbildung beipflichtet, der wird der preußischen Staatsregierung Dank dafür wissen, daß sie nunmehr in dieser Beziehung ihre Beamten des Bau- und Maschinenfaches mit allen übrigen höheren Staatsbeamten gleichzustellen bestrebt ist.

Der Verein deutscher Ingenieure hält jedoch diese Ansicht für irrig. Er kann dem Umstande, in der Jugend Latein gelernt zu haben, um es — von Philologen und Theologen abgesehen — nachher schnell zu vergessen, einen dauernden und wertvollen Einfluß auf die allgemeine Bildung nicht zuerkennen, hält vielmehr eine Schulbildung auf Grundlage der neueren Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften und Zeichnen nicht allein für völlig gleichwertig der sogenannten humanistischen, sondern auch für die überwiegende Mehrzahl aller Schüler für zweckmäßiger. Ganz besonders ist das der Fall für diejenigen Studirenden der technischen Hochschulen, welche sich dem gewerblichen Leben, der Privatindustrie, widmen wollen, und das ist, im Maschinen-, Berg- und Hüttenfach wenigstens, die überwiegende Mehrheit.

Wenn nun die preußische Staatsregierung den auf den Realschulen ausgebildeten jungen Leuten die Staatslaufbahnen verschließt, so kann es nicht ausbleiben, daß sich zunächst viele junge Leute, um sich den Zutritt zur Staatslaufbahn offen zu halten, einer an sich nicht wertvolleren, aber für ihr künftiges Fach weniger geeigneten Schulausbildung bedienen. Ferner ist die Befürchtung gerechtfertigt, daß bei dem großen Einflusse, welchen die Anforderungen des Staates an seine zukünftigen Beamten auf den Lehrplan und den Unterricht der technischen Hochschulen ausüben, dieser Lehrplan und dieser Unterricht der technischen Hochschulen auf der durch das Gymnasium gebotenen Bildung begründet und gemäß den Bedürfnissen der zum Staatsexamen sich vorbereitenden Studierenden gestaltet werden möchten, beides zum Nachteil derjenigen Studierenden, welche, für ihr künftiges Fach auf Realanstalten besser vorbereitet, dem Dienste der Industrie sich zu widmen beabsichtigen. Der Verein deutscher Ingenieure kann deshalb einerseits eine wirkliche Förderung der äußeren Stellung unseres Faches in dem Beschlusse der preußischen Staatsregierung nicht erkennen, andererseits hegt er die Besorgnis, daß das Vorgehen der preußischen Staats-Regierung eine nachteilige Wirkung auf die technische Hochschule und damit auf die Entwickelung der Technik im Dienste der Industrie ausüben werde."

Die Reinigung der Städte und der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege.

Auf der 13. Versammlung des genannten Vereins zu Breslau gelangten folgende Beschlüsse zur Annahme:

1. Jede größere und mittlere Stadt kann, namentlich wenn sie öffentliche Wasserleitung besitzt, der geregelten Entwässerung durch eine unterirdische Kanalisation nicht entbehren, da die Schmutzstoffe so rasch als möglich aus dem Bereiche der Wohnungen entfernt werden müssen.

2. Die Kanäle sollen zur Aufnahme und sicheren Abführung der gesamten Schmutzwässer, einschließlich der Klosetabgänge und des Regenwassers geeignet sein, insoweit nicht besondere Ortsverhältnisse die getrennte Ableitung des Regenwassers als zweckmäßig erscheinen lassen.

3. Die Reinigung der Abwässer vor ihrem Einlaufen in den Fluß ist anzustreben; mit Rücksicht auf den heutigen Stand der Technik und die hohen Kosten, welche mit jeder der bisher versuchten Reinigungsmethoden verbunden sind, empfiehlt es sich jedoch, die Forderung der Reinigung auf solche Fälle zu beschränken, in welchen gesundheitliche Nachteile oder sonstige erhebliche Mißstände vorhanden oder zu befürchten sind, und auf einen derartigen Grad der Reinigung, daß jene Nachteile und Mißstände verhütet werden.

4. Als bestes Reinigungsmittel hat sich bis jetzt die Berieselung von Feld- und Wiesenflächen erwiesen; wo dieselbe nicht ausführbar ist, muß event. eine den Verhältnissen entsprechende künstliche Reinigung des Kanalinhaltes durch die kombinirte Anwendung der chemischen Fällung, der Abklärung und Filterung erstrebt werden.

Professor Amos E. Dolbear über ältere Telephonapparate.

In einem Vortrage vor der Jahresversammlung der „American Association for the Advancement of Scienc" in Buffalo über obiges Thema kam der genannte Gelehrte zu dem Schlusse, daß derjenige, dem die ältere betreffende Litteratur vor der Bell's-Konstruktion bekannt gewesen sei, als wohl vorbereitet betrachtet werden müsse zur Konstruktion von Telephons.

Das Bell'sche Telephon von 1876 habe Vorgänger und sei deshalb als eine Neuschöpfung nicht zu betrachten.

Bestrebungen zur Einführung des Metermaßes in den Vereinigten Staaten.

Die Vorteile eines dezimalen Maßsystemes sind so hohe, daß die Adoptirung eines solchen für alle Kulturstaaten nur noch eine Frage der Zeit ist. — Daß hierbei nur das Metermaß in Betracht kommen kann, versteht sich von selbst, indem es bereits bei 242 Millionen Menschen in Gebrauch steht. Erfreulich ist es, daß auch in englischen und amerikanischen Fachkreisen zur Zeit sehr lebhaft für die Einführung des Metermaßes Propaganda gemacht wird. Bei dem Kongresse der Vereinigten Staaten ist außerdem eine Gesetzes-Vorlage eingebracht worden, wonach vom 4. März 1892 an das metrische System ausschließlich in den verschiedenen Abteilungen der Nationalregierung gebraucht werden dürfte und wonach die öffentlichen Schulen verpflichtet sein würden, dasselbe zu lehren, während im Privatleben vorläufig noch das alte System seine Gültigkeit behaupten würde.

Zivildienst-Reformbestrebungen der amerikanischen Zivil-Ingenieure.

Es ist leider nur allzubekannt, daß die öffentlichen Dienststellen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika seither nur unter dem Gesichtspunkte der Beutepolitik zur Besetzung gelangten. — Auch ist es klar, daß alle Zivildienst-Reformbestrebungen, so lange sie nicht das Verhältnis der Abhängigkeit der Beamten von den politischen Parteien abschaffen, von keinem nennenswerten Erfolge gekrönt sein können.

Indessen macht sich zur Zeit in allen Schichten der Bevölkerung das Bedürfnis nach einer durchgreifenden Zivildienstreform dringend geltend, und es sind in letzter Zeit insbesondere die Zivil-Ingenieure, die eine dahingehende Agitation mit Eifer unterhalten. Es ist zu dem Zwecke ein besonderer Verband der einzelnen betreffenden Lokalvereine gegründet worden, und die Executivbeamten wurden zunächst dahin instruirt, die in Betracht kommenden Einrichtungen aller hauptsächlichsten Kulturstaaten zu studieren und darüber Bericht zu erstatten. Nachdem dies geschehen sein wird, wird der Verband an eine Sichtung des Materials herangehen und darauf mit eigenen Vorschlägen hervortreten, die er in der Form einer Denkschrift dem Kongresse einzureichen beabsichtigt.

Auch der Verband deutsch-amerikanischer Techniker, der

zur Zeit aus 4 Lokalvereinen mit ca. 400 Mitgliedern besteht, ist in der genannten Executive vertreten, und der betreffende Beamte hat über die bezüglichen Einrichtungen in Deutschland und Oesterreich Bericht zu erstatten.

So sehr es wahrscheinlich ist, daß die wirklichen Vorzüge des hauptsächlich preußischen Systemes die Anerkennung des Verbande erlangen werden, so sehr ist es aber auch andererseits gewiß, daß der Kastengeist, der desgleichen in demselben repräsentirt ist, nicht zur Berücksichtigung gelangen wird. In einem Lande, in welchem sich Kuhjungen zu Landespräsidenten aufzuschwingen vermochten, wird niemals die Rede sein können von der Züchtung einer besonderen Kaste von Regierungsbaubeamten durch exclusive und unzeitgemäße Bildungsvorschriften. — Nicht die schablonirte, sondern nur die wissenschaftliche Fachbildung soll regieren, und man wird dieselbe nehmen, wo immer sie sich vorfinden mag.

Die Gefahren des transatlantischen Verkehrs.

Setzen wir den Fall, daß ein mit 1000 oder mehr Passagieren besetztes Schiff auf hoher See aufgegeben werden muß. — Das erste Rettungsmittel sind die Boote, von denen sich meist 8 auf den Dampfern befinden und von denen jedes nicht mehr wie 40 Menschen aufnehmen kann.

Demnach kann selbst im günstigsten Falle bei einem derartigen Unglücksfalle nicht mehr wie ein Drittel der Passagiere gerettet werden.

In Wirklichkeit ist die Sachlage jedoch eine noch schlimmere, da die Boote oft bereits umkippen, ehe sie noch ins Wasser kommen.

Demgegenüber haben beispielsweise die Kriegsschiffe der deutschen Marine sämtlich so viele und so große Boote, daß sie ausreichen, eventuellen Falles die gesamte Besatzung aufzunehmen. — Dazu kommt noch, daß die Marine-Mannschaft darauf eingeschult ist, auf Kommando die Boote im gegebenen Augenblicke ins Wasser zu lassen und daß jeder einzelne weiß, wohin er gehört. Ebenso sind diese Boote reichlich mit Lebensmitteln versehen.

Es mag nun zwar aus Raumrücksichten schwierig sein, Boote in hinreichender Anzahl den Auswandererschiffen beizugeben, wie die erwünschte Disziplin hier nicht erreicht werden kann, aber man könnte doch Rettungsflöße in genügender Anzahl beigeben, wie man desgleichen die Boote so zu konstruieren bestrebt sein sollte, daß ein Kippen derselben erschwert wird. Als ein einfaches dahingehendes Mittel ist beispielsweise die Anbringung von herabhängenden Pendelgewichten an dem Körper des Bootes zu betrachten, die infolge des Einflusses der Erdgravitation bestrebt sein würden, eine Abweichung des Boot-Niveaus von der Horizontalen zu verhindern, während brauchbare Floßkonstruktionen bereits mehrfach praktisch im Gebrauche stehen. — Von Nutzen würde es ebenfalls sein, allen derartigen Rettungsmitteln Geräte für den Vogel- und Fischfang beizugeben. Auch elektro-dynamische Maschinen, für den Handbetrieb und mit elektrischen Kochtöpfen versehen, dürften als Beigabe durchaus nicht zu verachten sein, wie mit Hülfe derselben und anderer dahingehender Apparate im Notfalle selbst Trinkwasser aus dem Meerwasser abgedampft werden könnte. — Hinsichtlich der durch Nebel erhöhten Gefahr des Zusammenstoßes von Schiffen wäre zu bemerken, daß die dichten Nebel nur in den niederen Schichten der Atmosphäre vorherrschen und in flachen Gegenden sich wahrscheinlich nicht mehr denn nur einige hundert Fuß von der Erdoberfläche entfernen. — Beispielsweise hat Skoresby es nicht selten erlebt, daß eine dichte Nebelschicht sein Schiff schwer belastete, während man um einen Ast steigend sah, daß diese Nebelschicht kaum die Hälfte des Mastes erreichte. Wenn dem so ist, was sich durch Experimente leicht feststellen ließe, so würde man der Kalamität sehr einfach durch Errichtung von Ballon Lug-Stationen zu begegnen vermögen.

Man würde einen mäßigen, aber widerstandsfähigen Luftballon mit Korb, mittelst eines haltbaren Seils an den Mast oder sonst zu befestigen haben, und diesen mit Beobachter bis über die Höhe der undurchsichtigen Nebelschicht aufsteigen lassen. Ein solcher Posten, telephonisch oder sonst mit der Kapitänsbrücke verbunden und ausgestattet mit den erforderlichen Hülfsapparaten, würde im Stande sein den nachteiligen Einfluß des Nebels auf die Schiffahrt, hinsichtlich des Zusammenstoßens von Schiffen, vollkommen zu paralysieren, vorausgesetzt, daß die Ausstellung solcher Posten für jedes Schiff, im Sinne der internationalen Vereinbarung, obligatorisch wäre.

Für die Erreichung einer regelrechten Fahrt ist es außerdem von größter Wichtigkeit, daß die Steuerleute stets wissen, wo sie sich befinden, damit sie im Stande sind, den richtigen Kurs zu steuern.

Auch hierauf bezüglich tritt der Nebel oft hindernd in den Weg, indem astronomische Ortsbestimmungen in den betreffenden Fällen nicht gemacht werden können und die „loglive“ Rechnung allein zumeist zu erheblichen Fehlern führt. Nicht nur wird die Länge des zurückgelegten Weges nach dieser Methode unvollkommen bestimmt, sondern es machen auch die mannigfachen magnetischen Veränderungen eine fehlerfreie Coursbestimmung unmöglich.

Insbesondere sind die magnetischen Einflüsse, welche durch die Seitenhebungen und Senkungen der eisernen Schiffsfalken entstehen, nur sehr wenig ermittelt und sind viele Strandungen ohne Zweifel auf die diesbezügliche Unwissenheit der Seeleute zurückzuführen.

Von unseren Lug-Stationen könnte auch diesem Übel gesteuert werden, indem es nicht schwer sein kann, es zu lernen, von einem Ballon aus astronomische Ortsbestimmungen auszuführen.

Von größter Wichtigkeit für die Sicherheit der Schiffahrt ist auch die Zuverläßlichkeit und Tüchtigkeit der Mannschaft, insbesondere der Offiziere.

In dieser Beziehung muß anerkannt werden, daß die jüngeren Kräfte unter dem Einflusse der deutschen Seewarte in Hamburg*) zumeist eine vorzügliche Ausbildung genossen haben. Alle größeren Dampfer führen für die Seewarte meteorologische Journale, in welche sämtliche wichtige Daten der Reise eingetragen werden, und aus welchem ausgezeichneten Beobachtungsmaterial der Schiffahrt hoffentlich noch mancher Nutzen erwachsen wird.

Das Journal giebt die Namen von Schiff und Kapitän an, die Größe des Schiffes in Register-Tonnen, sowie Abgangsort und Ziel der Reise. In demselben werden nicht weniger als 25 Kolumnen ausgefüllt, die sich im Einzelnen auf Zeitangaben, Breite- und Längen-Bestimmungen und hiermit in Verbindung auf Cours und Distanz, dann auf Kompaßbeobachtungen, Windangaben bezüglich seiner Stärke und Richtung, Thermometer- und Barometerbeobachtungen, auf Wolken- und Wetterverhältnisse, Meeresbeobachtungen über Richtung und Stärke des Seeganges, sowie auf die Temperatur des Meerwassers 2c. beziehen. Besonders interessant ist auch die Rubrik für Bemerkungen, in welche alle wichtigen Erscheinungen mit der Zeit derselben eingetragen werden.

Die Wind- und Wetterbeobachtungen werden für alle 2 Stunden und die übrigen Beobachtungen, natürlich mit Ausnahme der astronomischen Ortsbestimmungen, für alle 4 Stunden eingetragen. Die Eintragung der Wind-, Wetter- und Seegangsbeobachtungen erfolgt auf Grund der Bezeichnung Beauforts. Die Scala für die Stärke des Windes giebt 12 verschiedene Intensitätsgrade an, die des Wetters hält 17 verschiedene Arten desselben mit 3 Unterabtheilungen und die Scala für die Stärke des Seeganges endlich enthält Intensitätsgrade von 1 bis 9.

---

*) Verfasser redet hier nur von den deutschen Schiffen.

Es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß solche Journale, wenn exakt geführt, auch einen hohen wissenschaftlichen Werth in sich schließen, und es steht zu erwarten, daß aus der großen Summe von diesbezüglichen Beobachtungen, die auf der Hamburger Seewarte zusammenläuft, sich wichtige Gesichtspunkte für die Ergründung der Gesetze der meteorologischen Vorgänge werden ableiten lassen.

Diejenigen Schiffe, welche ein solches Journal für das Seeamt führen, genießen den Vorteil, daß sie ihre Instrumente auf der Seewarte in Hamburg oder bei den Agenturen derselben, zur unentgeltlichen Prüfung einsenden können. — Solche Agenturen befinden sich in Bremerhafen, Swinemünde, Neufahrwasser, Pillau, Memel, Stralsund, Barth, Wastrow, Rostock, Lübeck, Apenrade, Flensburg, Brake, Elsfleth, Leer, Papenburg und Emden. Außerdem leisten die deutschen Consulate in Rotterdam, Antwerpen, Havre de Grace, Bordeaux, Marseille, London, Newcastle, Tyne, Hongkong, Shanghai, Melbourne, San Francisco, Valparaiso, Montevideo, St. Thomas und New-York, den Schiffen, welche diese Journale für die Seewarte führen, die gleichen Dienste.

Morgenlied.

(Zu singen nach dem Brautlied aus Lohengrin.)

Lieblicher Klang weckt die Natur,
Wie strahlet die Sonne, wie leuchtet die Flur!
Fröhlicher Sang aus frischer Brust,
O, welche Wonne, welch' selige Lust!
Rosige Düfte zieh'n durch den Raum,
Weh'n durch die Lüfte als wie ein Traum.
Murmelnde Quellen, rauschende Bronnen,
Spielende Wellen, leuchtende Sonnen,
Blitzender Thau auf grünendem Klee,
Blühende Au'n an spiegelndem See!
Lieblicher Klang weckt die Natur,
Wie strahlet die Sonne, wie leuchtet die Flur!
Fröhlicher Sang aus frischer Brust,
O, welche Wonne, welch' selige Lust!

Doch ernst von hohem Bergeshang
Der Wald hernieder schaut;
Drin leise schallt der Vöglein Sang
So lieb, so wonnetraut.

Nun denn, wohlan! Fass' frischen Mut!
Lasse die Sorgen, du jugendlich Blut!
Mutig voran! Mit frohem Sinn!
Bald ist der Morgen, das Leben dahin!
Freude erhebe uns ihr Panier!
Hoffnung umschwebe uns stets allhier!
Golden noch blinket uns ja das Leben,
Heiter noch winket fröhliches Streben;
Perlender Wein das Herz noch erquickt,
Selig allein, wen Liebe beglückt!
Nun denn, wohlan! Fass' frischen Mut!
Lasse die Sorgen, du jugendlich Blut!
Mutig voran! Mit frohem Sinn!
Bald ist der Morgen, das Leben dahin!

Für die Frauen.

Harmlose Plaudereien von **D. Colonius.**

I.

— — — — — —
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
— — — — — —

Welch' ein schönes, herzerfreuendes Bild, das unser Schiller uns da vor Augen führt! Ob er dasselbe der Wirklichkeit abgelauscht, ob er aus seiner Phantasie heraus gemalt hat? Die züchtige Hausfrau als weise Herrscherin in dem engen und doch so viel umfassenden Bezirk der häuslichen Thätigkeit — als Mutter inmitten blühender Kinder, als Lehrerin und Lenkerin, als Erzieherin fröhlicher Mädchen und trotziger Knaben — als treue, fleißige Gehilfin des Mannes, mit emsigen Händen und ordnendem Sinne verwaltend, zusammenhaltend und mehrend, was er im feindlichen Leben wirkt und schafft, erlistet und errafft — — nein, daß darf keine bloße Phantasie und Dichtung, das muß Wahrheit und Wirklichkeit sein, denn es ist die Erfüllung von Pflichten, von großen und schweren, aber auch von schönen, von heiligen Pflichten. Wer sie nicht erfüllt, mag wohl Hausfrau und Mutter genannt werden, verdient aber, wenn man streng ins Gericht geht, diesen ehrenvollen, diesen süßen Namen nicht! Und werden jene Pflichten erfüllt? Mit Lust und Liebe, mit Hingebung und Einsatz aller Kräfte, wie es sich geziemt, oder gezwungen, als wäre die Erfüllung eine Last, unter Seufzen und Klagen, mit Schaltworten und Schlägen? Voll und gewissenhaft, oder nur halb und oberflächlich? Werden sie vielleicht auch ganz vernachlässigt und versäumt?

Ich gehe die Straße entlang. Wenn es nicht Schulzeit ist, lärmende Kinder allüberall — die Haare wirr und zerzaust, das Gesicht und die Hände beschmutzt, beschmutzt und zerrissen die Kleider und Schuhe, jegliche Ungezogenheit verübend, mit Knüppeln und Steinen in die Zweige der Bäume werfend, Sträucher, Blumen und Rasenplätze zerreißend und zertretend, hinter Pferden pfeifend und gellend, Häuser besudelnd, an Schellenzügen zerrend, in Hausgänge hineinschreiend! Wenn ich solche Kinder draußen sehe, brauche ich da noch in die Wohnungen zu treten, um den Boden kennen zu lernen, auf welchem diese Pflanzen und Früchte erwachsen sind? Ich weiß bereits zur Genüge, daß ich drinnen nicht finden werde, was ich suche — Mütter, die Mütter genannt zu werden verdienen, Mütter, welche die Mädchen lehren und den Knaben wehren!

Ich werfe einen Blick auf die Straße, auf die lustwandelnden Kindermädchen, wie sie das eine Kleine auf dem Arm hängen haben und das andere hinter sich herzerren, wie sie schimpfen und zetern, wie sie auch reißen und puffen, stoßen und schlagen, wenn den Kleinen das Hängen und Zerren nicht behagt, wie sie in Haufen einherziehen und lachen und schwatzen, wie andere den Kopf bald nach links und bald nach rechts drehen, ob noch kein Liebhaber kommt, und wieder andere sich die Cour machen lassen, als wären sie eigens dazu hinausgeschickt — wie sie alles thun, was sie lassen sollten, und nur das eine lassen, was sie thun sollen, nämlich die Kinder, die ihnen anvertraut sind, nach Gebühr verwahren und hüten!

Dieser eine Blick genügt mir, um zu erkennen, daß es auch Mütter giebt, die Geld genug haben, um Fremde zu ihrer Unterstützung zu halten, aber nicht Pflichtbewußtsein und Liebe genug, das Köstlichste, was sie besitzen, was rechte Mütter mehr als sich und ihr eigenes Leben lieben, selbst zu bewachen und zu schirmen. Muß ich der Dame des Hauses erst eine Visite machen? Es ist nicht nötig, ich habe sie bereits kennen gelernt, aber doch gelüstet es mich. Ich trete also ein, und wie finde ich die Dame des Hauses? Sie schwärmt am Flügel, sie ist in den neuesten Sensationsroman vertieft. Die schöne, liebenswürdige Frau! Sie versteht so interessant über Litteratur und Kunst zu plaudern, sie parliert französisch und liest Miltons Verlorenes Paradies und Dantes Hölle im Urtext, sie ist theoretisch sogar mit der Chemie in der Küche vertraut — nur von den Pflichten der Hausfrau und Mutter hat sie keine Ahnung, sie weiß auch nicht, was man schon zu den Zeiten des weisen Salomo unter einem tugendhaften Weib verstanden hat. Eine Frau nämlich, auf welche sich der Mann verlassen darf, die ihm Liebes thut und kein Leides sein Leben lang; eine Frau, welche gern auch mit ihren Händen arbeitet, eine Frau, deren Schmuck ist, daß sie reinlich und fleißig ist, die schauet, wie es in ihrem Hause zugeht, und ihr Brot nicht mit Faulheit ißt; eine Frau, die gerühmt werden wird von den Früchten ihrer Hände! Die schöne, liebenswürdige Frau! Wenn ich ihr sagte, daß in derselben Stunde, da sie am Flügel schwärmt oder in den neuesten Roman vertieft ist, ihr herziges Kindchen, welches so zuckersüß ist, daß sie es mit ihren Küssen aufzehren möchte, auf der Straße herumgerissen, gepufft und geschlagen wird, was möchte geschehen? Sie würde wahrscheinlich in nervöse Krämpfe fallen, ganz gewiß aber morgen ihr zuckersüßes Kind, wenn nicht demselben, so einem andern Mädchen anvertrauen und selbst thun, was sie heute thut! Ich bin auch kein Barbar, schätze Kunst und Wissenschaft sehr hoch und verkehre lieber mit gebildeten als mit ungebildeten Menschen; aber zuerst kommt mir das Notwendige, dann

das Nützliche, dann das Angenehme, zuerst Pflicht und Arbeit, dann Erholung und Vergnügen, zuerst das Hemd und der Strumpf, dann die Robe und die Spitze um den Hals und die Feder am Hut, und ein saftiger Braten ist mir ungleich angenehmer als ein tadelloses Raisonnement über stickstoffhaltige und stickstoffreie Nahrungsmittel.

Ich gehe in ein anderes Haus. Noch bin ich nicht über die Schwelle, da ruft mir die Hausfrau schon entgegen: „Aber bitte, sehen Sie sich nur nicht um!" Warum soll ich mich nicht umsehen? Weil noch alles, obgleich es bereits 11 Uhr ist, in voller Unordnung durcheinander und übereinander liegt; auf dem Tisch steht sogar noch das Kaffeegeschirr. Die arme Frau hat so viel zu thun, daß sie nicht weiß, womit sie beginnen, wie sie fertig werden soll. Aber zu den Einkäufen hat sie zwei volle Stunden Zeit gehabt; mit allen Freundinnen und Nachbarinnen muß ja eine gründliche Naht geschwatzt werden. Vor einem halben Stündchen erst ist die geplagte Frau zurückgekommen, hat Hals über Kopf Gemüse und Fleisch gesäubert und auf den Herd gestellt und jetzt — jetzt müssen noch die beiden Jüngsten gewaschen und angezogen, Schlafzimmer und Wohnzimmer in Ordnung gebracht, Teller und Schüsseln, Messer und Gabeln von den Anhängseln des vorigen Abends befreit und geputzt werden — o die arme, arme Frau. Denn ihr Mann hält sehr auf Ordnung und Pünktlichkeit, und wenn er um 12 Uhr aus der Arbeit kommt, muß alles rein und blank sein, und das Essen auf dem Tisch dampfen. Prosit Mahlzeit, lieber Mann! Du wirst freilich den Tisch gedeckt finden, aber wie wird es dir schmecken! Kann man es dir verargen, wenn du bei dem schmacklosen Gemüse und dem halbgaren Fleische den Appetit verlierst und schlechte Laune bekommst; wenn du verdrossen die Gabel beiseite legst und mit einem harten Worte vom Tische aufstehst? Du weißt, woran es liegt, aber deine Frau glaubt es dir nicht! Wie oft hast du ihr nicht gesagt: Frau, das ABC der Ordnung heißt — alles zu seiner Zeit gethan, nichts verschoben, jedes an seinen Ort gelegt und verwahrt, nichts hingeworfen und liegen gelassen, alles sofort nach dem Gebrauch gesäubert und gereinigt, jeden Schaden, sobald er entdeckt ist, ohne Verzug ausgebessert, nicht gewartet, bis das kleine Loch im Rock oder im Strumpf groß und der Riß in der Hose so lang geworden, daß kein Fleck mehr langen will und die ganze Hose unbrauchbar ist! Willst du nicht daran denken, daß du den Kindern ein Beispiel der Ordnung und des Fleißes, der Akkuratesse und Pünktlichkeit zu geben hast, daß sie unordentlich und nachlässig bleiben ihr lebenlang, wenn sie jetzt nicht an Ordnung und regelmäßige Thätigkeit gewöhnt werden? Oder sollen sich deine Kinder nach deinen Worten, nicht nach deinen Werken richten? Worte sind leeres Stroh, Werke goldenes Korn! Und hast du keine Rücksicht für mich? Ich arbeite Tag für Tag, und was erarbeite ich? Nichts? Was ich schwer verdiene, fliegt leicht wie eine Feder davon. Warum? Weil du es nicht festzuhalten verstehst!

Die arme Frau! Sie muß das Festhalten des Verdienten wirklich nicht verstehen, sonst hätte sie es gewiß schon lange geübt; ich muß ihr darum auf den richtigen Weg verhelfen. — Dazu erbitte ich mir, geneigte Leserin, deine liebenswürdige Aufmerksamkeit für einen weiteren Artikel in unserer „Neuen Welt."

Unsere Nutzpflanzen.

1. Der schwarze **Holunder** oder Flieder (Sambucus nigra L.)

Dieser so überaus nützliche Strauch oder auch Baum verdient eine viel größere Beachtung als bisher, nur in der Schweiz und in England weiß man ihn zu würdigen, wo er als Baum gezogen und längs den Wegen oder in Gärten, Hecken u. s. w. gepflanzt wird und schöne Erträgnisse aller Art abwirft.

Besonders gut eignet sich der Holunderstrauch zur Beschattung der Düngerstätten, sowohl um den Dünger gegen austrocknende Bestrahlung der Sonne zu schirmen, als ihn auch den Augen zu verbergen, wobei der Strauch in seiner Blüten- und Beerenpracht eine wahre Zierde des Hofes ist.

Seine Vermehrung geschieht durch Ableger, Schnittlinge und Samen. Letzterer im Herbst gesät geht im Frühjahr auf, und tragen die jungen Pflanzen schon im 3.—4. Jahre Blüten und Früchte.

Die süß-säuerlich schmeckenden Holunderbeeren dienen zur Bereitung des Holundermußes (Raob sambuci) und des Holundersaftes*). Auch siedet man die Beeren mit unter das Birnen- und Pflaumenmuß, teils um dasselbe schön schwarz zu färben, teils um demselben einen angenehm würzigen Geschmack zu verleihen.

Den Holundersaft gewinnt man, indem in einem blanken kupfernen Kessel Holunderbeeren mit wenig Wasser unter stetem Umrühren mit einer hölzernen Keule zum Kochen gebracht und bei dem Zerplatzen noch vollständig zerdrückt werden, darauf wird der erhaltene Brei sogleich auf ein Seihetuch geschöpft und die zurückbleibende Masse stark ausgepreßt. Der erhaltene Saft wird ruhig hingestellt, bis er sich geklärt hat und, wenn man ihn als Saft benutzen oder aufheben will, mit Zucker versetzt, nochmals aufgekocht und in Flaschen gefüllt.

Zur Bereitung des Holunder-*Mußes* wird der vorgenannte (ungezuckerte) Saft, nachdem er sich durch ruhiges Stehen geklärt, vom Satze abgeschöpft, nochmals gekocht (ohne umzurühren), bis zur dünnen Sirupkonsistenz, dann gestoßener Zucker zugesetzt und nun unter beständigem Umrühren (um das Anbrennen zu verhüten bis zur Mußkonsistenz eingedickt. Das Muß wird sofort (d. h. *heiß*, damit sich kein Kupfer darin auflöst) in steinerne Töpfe ausgeschöpft, diese nach dem Erkalten gut zugebunden und an einen kühlen Ort zur Aufbewahrung gestellt.

Einen vortrefflichen *Holunderwein* gewinnt man aus den zerdrückten Beeren unter Zusatz von Zucker, gehackten Rosinen, Wasser, Zitronen und weißem Wein, zusammen in Gärung gebracht. Ebenfalls ist aus den Beeren ein guter Branntwein herzustellen.

Auch ist aus den Beeren eine vortreffliche *Suppe* zu bereiten (in Norddeutschland, besonders in Holstein, sehr beliebt). Zur Bereitung solcher Holunderbeer-Suppe werden die reifen Beeren gewaschen und mit kaltem Wasser aufs Feuer gestellt. Nachdem sie etwa $^3/_4$ Stunden gekocht, läßt man sie durch ein Sieb laufen und drückt sie scharf aus. Die durchgebrühte Brühe stellt man wieder aufs Feuer, süßt und würzt sie, wenn sie wieder kocht, nach Geschmack, thut geschälte, in 4 Stücke geschnittene Aepfel (mitunter auch Wein) hinein, läßt dieselben darin gar werden und richtet sie mit abgerührten Brotklößchen oder gerösteten Semmelschnitten an. Ein Liter Beeren genügt zu einer Suppe für vier bis fünf Personen. Anstatt der frischen können auch getrocknete Beeren oder der Holundersaft oder das Muß zu dieser Suppe verwendet werden.

Die frischen Holunderblüten werden in manchen Gegenden, besonders im südlichen Deutschland, Elsaß, der Schweiz u. s. w. mit ihren kurzen Stielen zu kleinen Buketts gebunden, in Mehlteig getaucht, in schwimmender Butter rasch gebacken und mit gestoßenem Zucker bestreut zur Tafel gebracht und hauptsächlich zum Thee genossen.

Die *frischen Blüten*, in Milch gesotten, geben ein leichtes Abführmittel. Der aus den *getrockneten* Blüten bereitete Thee als schweißtreibendes Mittel ist allgemein bekannt. Sonderbarer Weise werden die Holunderbeeren von manchen Singvögeln, wie Blutfinken, Rotkelchen u. s. w. mit Begierde und ohne Schaden gefressen, während sie den Hühnern ein Gift sind. Getrocknet sind sie im Winter ein vortreffliches Futter für Stubenvögel.

Holunderzweige in die von Ungeziefer (wie Fliegen, Mücken, Motten, Wanzen u. s. w.) heimgesuchten Räume aufgehängt, vertreiben dieses schnell. Wenn zu diesem Zwecke Holunderzweige zur Vertreibung der Wanzen oder Flöhe in ein Bett gelegt sind, so darf man jedoch während dieser Zeit sich nicht in dasselbe legen, da der Geruch des Holunderholzes und der Blätter Kopfschmerzen, Schwindel und Uebelkeit hervorruft. Mit den frischen Blättern sind Maulwürfe und Kornwürmer zu vertreiben.

Das Holunderholz von alten Stämmen ist wegen seiner, dem Buchsbaum ähnlichen gelben Farbe und seiner Feinheit und Festigkeit von Tischlern und Drechslern gesucht und wird auch namentlich zu hölzernen Stecknadeln verarbeitet. Die vom Marke befreiten Aeste werden zu Hirtenflöten und dergl. verarbeitet.

Aus dem sehr leichten und schön weißen Marke der Aeste und jungen Stämme werden mancherlei Nippsachen und Spielzeug, Figuren, Kügelchen, zu elektrischen Versuchen u. s. w. verfertigt. Die reifen Beeren werden vielfältig zum Rotfärben des Weines verwendet, und in Tirol färben die Landleute ihre Schürzen und Strümpfe mit dem Saft der Beeren schön blau. Sie können auch als Schuhwichse benutzt werden, indem man einige Beeren auf dem Schuhwerke verreibt und darauf bürstet. Sie sind ganz geruchlos und geben dem Leder einen tiefschwarzen Glanz.

Ebenso wie aus den Früchten des Sambucus nigra L. wird aus den schwarzen Beeren des Sambucus Ebulus L. (Zwerg- oder Stinkholunder, oder Attich, auch Eppig genannt) ein Muß, das sogenannte Attichmuß (Roob Ebuli), bereitet. Dasselbe wird besonders häufig in Süddeutschland und Oesterreich (hier Attichsalse genannt) auf Brot genossen. Aus den bei der Mußbereitung verbleibenden Rückständen ist ein guter Vogelleim herzustellen. Aus den Beeren ist auch eine sehr gute violettrotschreibende, beim Trocknen dauerhaft indigoblaue Tinte herzustellen, wenn man die Beeren zerquetscht, sie in einem Steintopfe bei gelinder Wärme 3 Tage stehen läßt, darauf den Saft abpreßt und filtriert. Zur besseren Conservierung des sehr dunkel gefärbten Saftes ist es gut, auf ein Pfund des filtrierten Saftes 5 g Eisenvitriol und ebensoviel Holzessig zuzusetzen. Die scharlachrothen Beeren des Sambucus racemosa L., des Trauben- oder Bergholunder, sind zur Nahrung für Menschen nicht geeignet, jedoch eine Lieblingsspeise vieler Vögel und getrocknet für Winterfutter der größeren Stubenvögel aufzubewahren. Die Samen der Beeren liefern ein vortreffliches Oel.

Wiesbaden, Oktober 1885.

J. Trooſt,
Verfasser von: „Angewandte Botanik",
„Hausbuch für jedermann" 2c.

---

*) Professor Anderegg sagt in seinem Bericht über die Gruppe 26: „Landwirthschaft" in der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883:

„Was diese kaum beachtete Pflanze (Sambucus nigra L.) allein schon in einer kleinen Gemeinde für Einnahmen gewährt, davon leistet uns die sehr kleine, nur einige hundert Einwohner enthaltende Gemeinde Trimmis in Graubündten ein Beispiel. Die vielen Hecken und Abhänge bergen dort eine Menge schwarzer Holunderstträucher, deren Beeren von den Bewohnern mit Fleiß gesammelt und zu Latwerge oder Holundersaft bereitet werden. Die Einnahmen für diesen Artikel betragen jährlich nahezu 3000 Franken ohne Berechnung der Rückstände, welche meist noch zu Branntwein destilliert werden.

Zur Vermehrung unseres Fisch-Konsums.

Der Fischerei-Verein für den Kreis Norden (Ostfriesland) hat sich zur Aufgabe gestellt, im Anschluß an die Bestrebungen der Sektion für Küsten- und Hochseefischerei des Deutschen Fischerei-Vereins für Hebung der deutschen Seefischerei in der Nordsee zu wirken. Sich hier in Norden zu solchem Streben zu vereinigen lag um so näher, als zum Kreise Norden die Insel Norderney gehört, welche eine bereits jetzt umfangreiche, aber noch sehr entwicklungs- und vergrößerungsfähige Fischerei besitzt. Der Fischerei muß es zweifellos förderlich sein, wenn der Fisch-Konsum vermehrt oder auch zunächst nur ein lebhafterer Wunsch nach dem Genuß von Fischen erregt wird. Die Folge der vermehrten Nachfrage wird ein leichterer Absatz des Fanges und das Bestreben zur Vermehrung des Fanges, also Ausdehnung der Fischerei sein.

Für die Vermehrung des Fisch-Konsums wird es von Vortheil sein, wenn Vorschriften für Zubereitung von Fischen möglichst allgemein bekannt werden, welche sowohl die Verwendung von bis jetzt wenig oder gar nicht benutzten Fischarten ermöglichen, als auch Anleitung zu verschiedenartiger Zubereitung derselben Fischart geben, und dadurch der Ermüdung durch häufigen Fischgenuß vorbeugen. Besonders der letzte Punkt ist im Augenblick von großer Bedeutung, da sich zur Zeit die Massenanfuhr von Seefischen an den Markt auf wenige Sorten beschränkt. Deshalb muß besonders hervorgehoben werden, daß die in unserm Fischkochbuch aufgeführten Speisen, sofern nicht die Verwendung einer bestimmten Fischart vorgeschrieben ist, sich im allgemeinen von jeder Art Seefischen herstellen lassen, und besonders der in der Regel am leichtesten zu erhaltende Schellfisch die vielseitigste Verwendung ermöglicht.

Die Verwendung von Süßwasserfischen ist von uns nicht überall erprobt, dürfte aber auch in vielen Fällen möglich sein.

Hoffentlich werden in nicht zu langer Zeit auch die noch wenig genutzten Fischarten auf dem Markt keiner größeren Stadt fehlen. Der frische sogenannte grüne Hering hat schon den Anfang gemacht; für seine Zubereitung sind deshalb verschiedene Vorschriften in dies Buch aufgenommen, es muß jedoch hervorgeboben werden, daß er, wie auch die Makrele, welche gebacken besonders wohlschmeckend ist, sich zu Fischsuppen nicht gut eignet.

Von anderen weniger bekannten Fischen verdienen besonders folgende erwähnt zu werden: der Katzenhai, welcher in Dampf gekocht oder in Stücken gebraten gut ist, der Meeraal, aus dem wohlschmeckende Pasteten (englisch Pie) und Suppen hergestellt werden können. Dem Kohlfisch fehlt es an Geschmack, deshalb wird er am besten mit Curry-Pulver zubereitet. (Curry-Pulver ist ein scharfes, in England vielgebrauchtes Pulver, welches auch in Deutschland leicht und billig zu kaufen ist. Rotauge ist ein nicht zu verachtender Fisch, man bereitet aus ihm gute Pasteten, und auch in Teig gebraten ist er schmackhaft.

Der Lengfisch eignet sich besonders zu Suppen. Der Rochen, welcher in Deutschland meist für ungenießbar gehalten und deshalb, wenn er von deutschen Fischern gefangen, nach Belgien und Frankreich verkauft wird, wo man ihn mit Recht gern ißt, kann zu Frikassee verwendet, einfach gekocht mit Butter und Petersiliensauce als Fischreis (englisch Kedgeree) und noch auf manche andere Weise zubereitet werden. — Petermännchen ist gut gebacken oder gebraten, er muß aber enthäutet und die Köpfe und Flossen müssen abgeschnitten werden, da sie schädlich sind. Sein Fleisch ist sehr fest und weiß, wie das der Seezungen. Den Knurrhahn kann man einfach kochen oder auch gefüllt backen, ebenso den Kabeljau und Schellfisch.

Auch der Hundshai soll eingesalzen oder auseinandergetheilt und geröstet oder einfach gebacken mit Pfeffer und Salz darüber gestreut, und, wenn er heiß ist, ein kleines Stück Butter darauf gelegt, sehr wohl zu genießen sein. Die wässerigen und weniger festen Fische sind stets besser in Dampf gedünstet, als gekocht. —

Vom kalten Fisch macht man viele ausgezeichnete Gerichte, wie Fischkuchen, Fischreis (Kedgeree), Salat, Fischpudding, Frikassee und andere.

Die Gräten müssen stets aus dem Fisch genommen und die Haut muß entfernt werden, wenn der Fisch noch heiß ist, denn es ist schwierig, wenn er kalt ist, und auch nicht so sparsam. Die Gräten machen Saucen kräftig und sollten deshalb nicht fortgeworfen werden.

Die Ursachen der sanitären Gefahren beim Bewohnen neuer Häuser und ihre Beseitigung.

Einem, vom Arzt Dr. Hüllmann in Halle, auf Grund angestellter eingehender Untersuchung über diesen Gegenstand erstatteten Gutachten, entnehmen wir, nach der „Zeitschr. f. Bauhandwerker", Folgendes:

Als gesundheitschädigende Eigenschaften eines neuen Hauses können nur diejenigen in Betracht kommen, welche vorübergehend jedem Bauwerke anhaften, und welche das alte Gebäude nicht mehr besitzt. Dahin gehört: Die Feuchtigkeit der Wände, der feste Schluß der Thüren, Fenster und Dielen und das Fortbestehen des Kalkhydraths im Mörtel. — Im alten Hause sind dagegen die Wände ausgetrocknet; das zu Thüren und Fensterrahmen gebrauchte Holz ist eingetrocknet und das zum Mörtel verwendete Kalkhydrat hat sich in Calciumcarbonat, bei ganz alten Mauern in Calciumsilikat, umgewandelt.

Welchen Einfluß haben nun die charakteristischen Eigenschaften des Neubaues, also behinderter Luftzutritt, erhöhter Wassergehalt der Mauern und unverändertes Fortbestehen des Kalkhydrats, auf die Gesundheit der Bewohner?

Dadurch, daß die Porenventilation, welche zum großen Theile durch die Porosität der ausgetrockneten Wände, sowie durch Ritzen und Fugen von ausgetrockneten Dielen, Thüren und Fenster stattfindet, vollständig ausgeschlossen ist, muß die Luft in den bewohnten Räumen neuer Häuser schlecht sein, wenn nicht anderweitig für ihre Erneuerung gesorgt wird. Denn mit jedem Athemzuge, der im Zimmer gethan wird, mit jeder Flamme, die in ihm brennt, wird ihr beständig Sauerstoff entzogen, dagegen ihr Gehalt an Kohlensäure und Wasser vermehrt.

Bedenkt man ferner, daß die verschiedenen Arten von Mikroorganismen gerade in feuchter, stagnirender Luft am besten gedeihen, so ist es klar, daß Krankheiten, deren Verlauf durch massenhafte Entwickelung jener Keime gefahrdrohender wird, in solchen Räumeu ähnlich wie in Kellerwohnungen intensiver auftreten müssen. Das gilt von Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus, Pocken ꝛc.

Der Wassergehalt der Wände wird Ursache von Erkältungen.

Der Mensch giebt fast unausgesetzt und überall Wärme an die ihn umgebende Luft ab, weil diese mit verschwindenden Ausnahmen niedriger temperirt ist als er. Diese Wärmeentziehung wird im Allgemeinen erst unangenehm, wenn die uns umgebende Temperatur unter 12° Réaumur sinkt. Wir erkälten uns um so eher, je schneller die dem Körper Wärme entziehenden Luftschichten wechseln, namentlich, wenn dieser selbst ruht. So friert uns auch eher und stärker bei windiger als bei ruhiger Luft, trotz der bei beiden gleichen Temperatur. Die Zimmerwände eines neuen Hauses sind nun vermöge ihres Wassergehaltes dicht, also gute Wärmeleiter, und erzeugen außerdem durch die Wasserverdunstung auf ihrer Oberfläche noch Verdunstungskälte. Die Lufttemperatur befindet sich also hier in fortwährender Bewegung, und folgerichtig treten die schneller und intensiver abgekühlten Luftschichten schneller und stärker als Wärme räuber an den Bewohner heran. Das ist auch der Grund, weshalb wir in einem neuen Hause bei einer Zimmertemperatur von 14—15° R., die uns im alten Hause noch ganz behaglich ist, ein unbehagliches Frostgefühl empfinden, welches sich steigert, je näher wir der Wand kommen. Deshalb rückt auch jeder Stühle und Betten von der Wand ab, oder sucht die erkältende Wirkung derselben durch zwischengelegte Binsenmatten oder Bretter zu paralysiren. — Daß der Geruch nach frischem Kalk, der weniger bei Oelanstrich oder Tapeten als bei Leimtünche zur Geltung kommt, gesundheitsschädigend wirken soll, ist zu bezweifeln. Zwar ist er gerade nicht behaglich, auch erzeugt er ein gewisses Trockenheitsgefühl im Gaumen, doch ist nicht einzusehen, weshalb er die Ursache für Katarrhe der Respirationsorgane abgeben soll. Dagegen hat der frische Kalk, das Kalkhydrat, die vortheilhafte Eigenschaft, bei seinem Bestreben, sich in Calciumkarbonat umzusetzen, einen Theil der Kohlensäure aus der ihn umgebenden, von den Bewohnern ausgeathmeten Luft an sich zu ziehen. Da nun diese wegen der fehlenden Porenventilation nicht fortgeführt wird, so wirkt der frische Kalk in solchen Räumen eher vorteilhaft als schädlich.

Die die Gesundheit schädigenden Momente der Neubauten sind also lediglich in dem hohen Wassergehalt der Mauern zu suchen. Durch ihn werden die Wände undurchlässig für die Luft, verhindern also die Porenventilation, begünstigen die Pilzbildungen, fixieren die Krankheitskontagien, erhalten die Wände kalt und bewirken dadurch intensive Abkühlung der Zimmerluft.

Mit dieser Erkenntnis der Grundursache der sanitären Gefahren neuer Häuser drängen sich natürlich auch die Mittel zu ihrer Beseitigung resp. Vermeidung auf: Wir müssen die Häuser, ehe wir sie beziehen, entweder erst vollständig austrocknen lassen, oder wir müssen durch künstliche Ventilation die natürliche Porenventilation des trockenen Hauses ersetzen.

Zu Gunsten der ersten Forderung sind fast in allen Städten Polizeiverordnungen in Wirksamkeit, welche bestimmen, daß eine gewisse Frist verstreichen muß, bevor der Rohbau den Kalkputz erhält, und daß ein Neubau erst drei bis neun Monate nach seiner Vollendung — der Zeitraum schwankt in den verschiedenen Städten — bezogen werden darf.

Es unterliegt nun keinem Zweifel, daß in dieser Zeit nur die oberflächlichsten Schichten der Mauern ausgetrocknet sein können, wenn nicht durch besonders hohe Lage und sonstige günstige Vorbedingungen das Haus eine Ausnahme von andern macht. Nach der allgemeinen Erfahrung nnd nach einer von Wolffhügel unter Pettenkofer angestellten Untersuchung sind in Mitteldeutschland für die volle Austrocknung eines Hauses von der üblichen Mauerstärke von 1½—2 Fuß zwei bis drei

Jahre nothwendig. Selbstverständlich gebraucht hierzu ein tiefgelegenes, rings umschlossenes Haus, welches noch dazu mit vielen Zwischenräumen versehen ist, einen längeren Zeitraum; ja es ist auch möglich, daß manches nie gänzlich trocken wird. Fand doch Wolffhügel im Innern einer hundert Jahre alten dicken Mauer noch feuchtes Kalkhydrat.

Jene Polizeiverordnungen erreichen daher die beabsichtigte Wirkung nur in sehr beschränkten Maße.

Eine leidlich fungierende Ventilationsvorrichtung allein dürfte geeignet sein, die Bewohner neuer Häuser vor den sanitären Gefahren derselben zu schützen.

Als einfachste Ventilationsvorrichtung wird empfohlen: eine verschließbare Oeffnung für den Zutritt frischer Luft von außen, welche am besten in der Nähe des Ofens ausmündet, und das Stegenkolbsche Stubenventilationsrohr. Die Einrichtung des letzteren ist folgende: In das Ofenrohr wird ein halb so dickes Blechrohr eingeleitet, welches nach unten bis einige Zoll über den Fußboden reicht. In Brusthöhe ist eine Klappe angebracht, die beim Einheizen geschlossen wird. Brennt das Feuer tüchtig, so wird sie geöffnet und wirkt nun aspirierend auf die Zimmerluft. Der so erzeugte Luftstrom hat zugleich eine Verlangsamung des Brennens, also eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials im Gefolge.

Diese Einrichtung ist sehr billig und hat sich bisher außerordentlich bewährt.

Obige Betrachtungen führen demnach zu folgenden Schlüssen:

1. Diejenigen Krankheiten, welche durch das Bewohnen neuer Häuser erzeugt, oder in ihrer Entwickelung wesentlich gefördert werden, sind zwar in der neueren Zeit nicht mehr so bedeutungsvoll wie sie früher waren, aber sie sind vorhanden und deshalb im Interesse der Gesundheit energisch zu bekämpfen.

2. Als letzte Ursache derselben ist die Undurchlässigkeit der Wände des Neubaues für die Luft anzusehen.

3. Die Abführung der verbrauchten und die Zuführung der frischen Luft auf anderem Wege als durch die Wände ist demgemäß das logisch gebotene Mittel zur Verhütung derselben.

4. Die üblichen Karenzfristen für Neubauten, während welcher dieselben nicht bewohnt werden dürfen, sind unzureichend und kostspielig.

5. Das einzige richtige Mittel zur Beseitigung der fraglichen sanitären Nachtheile sind zweckmäßige Ventilations-Einrichtungen; und da die Anlage derselben beim Neubau ganz erheblich billiger ist, als das mehrmonatliche Nichtbenutzen eines kostspieligen Hauses, so ist es den Verwaltungsbehörden anzuempfehlen, an Stelle der Karenzfristen die Herrichtung von Ventilations-Einrichtungen für Neubauten obligatorisch zu machen.

Eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Optik. Von Herrn Prof. Hasert in Eisenach erhalten wir folgendes Schreiben, welches wir bereitwillig veröffentlichen:

Hochgeehrter Herr!

Da jede wichtige Erfindung ein Interesse für das gebildete Publikum hat, so werden Sie wohl die nachfolgende Beschreibung einer solchen, das Interesse der gebildeten Welt beanspruchenden Neuschöpfung in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen.

Nach vierjährigen mühevollen Arbeiten ist es mir endlich gelungen, das was bisher als eine optische Unmöglichkeit betrachtet wurde, in solcher Weise zu lösen, daß die dadurch erzeugten neuen achromatischen Fernrohre die altgebräuchliche Form an Helligkeit und Schärfe des Bildes um das vierfache übertreffen. Die Erfindung besteht darin, daß, anstatt des aus Kronglas und Flintglas combinirten Doppelobjektivglases des jetzt gebräuchlichen Fernrohres, mein neues Fernrohr nur ein einfaches Objektiv aus Kronglas hat (ohne die Flintglaslinse). Die durch eine solche einfache Linse erzeugten starken Regenbogenfarben mit umnebelten Bilde werden durch eine im Ocular befindliche combinirte kleine Linse so corrigirt, daß die Fehler des Objektives absolut und völlig beseitigt sind, und zwar so, daß die Größe des Objektives eine solche sein kann, die das bis jetzt zulässige Maximum um mehr als das Doppelte übersteigt und bei einem absolut scharfen und klaren Bilde das Vierfache der Helligkeit, im Vergleich mit den alten Fernrohren, zum Resultat hat. Auch wirken bei dieser neuen Konstruktion die Fehler des Objektivglases nur halb so störend, wie bei den früher gebräuchlichen, wo durch die Focusverlängerung der Kronglaslinse durch das konkave Flintglas die Fehler immer verdoppelt werden.

Bei Konstruktion großer Fernrohre sind die Vortheile außerordentlich groß, ein Fernrohr-Objektiv von 30 Zoll Durchmesser würde nur 60 Pfd. wiegen und einen Focus von 20 Fuß haben; da das Glas nur 1/5 des Gewichts hat von einem solchen Glase nach der alten Form, welches 300 Pfd. wiegen würde, so ist es auch fünfmal leichter rein und vollkommen herzustellen.

Durch die großen alle bisherigen Grenzen des Zulässigen um mehr als das doppelte übertreffenden Durchmesser der Fernrohrgläser, wo bei 12 Zoll Focus das Hauptglas 3 Zoll Durchmesser erhalten kann, lassen sich Nachtfernrohre von solcher Lichtstärke herstellen, daß dieselben bei 12- und mehrmaliger Vergrößerung die jetzigen Doppelgläser im Detail-Erkennen sowohl mit höherer Vergrößerung auch noch bedeutend an Lichtstärke übertreffen, welches für Marine und Militär von großer Wichtigkeit ist. Der Erfinder sucht zum Zwecke der Fabrikation im Großen ein Consortium von Kapitalisten als Teilnehmer.

Fertige Fernrohre dieser Art können bei mir in den verschiedensten Größen von Interessenten gesehen und geprüft werden.

Bruno Hasert, Professor.
Eisenach i. Thüringen.

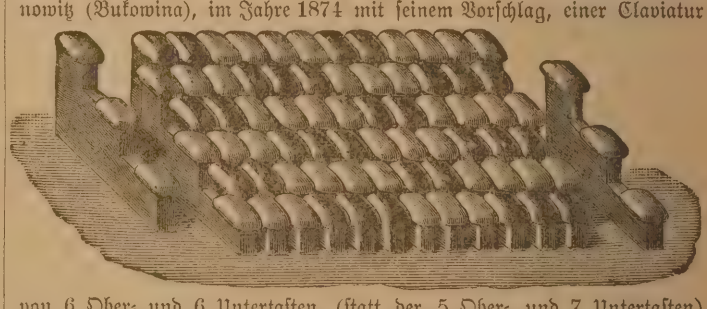
Fortschritte im Porträtfach. Auf der Leipziger Messe sahen wir zwischen den Majoliken Glasgemälde, welche die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zogen. Es sind gläserne Porträts auf photographischer Unterlage in verschiedener Größe bis lebensgroß. Im Fensterglas ist endlich das Material gefunden, auf welchem die Photographie, der photographische Unterdruck sich, unter Beibehaltung seines vollen Werthes, mit der coloristischen Ausmalung zu einem Gemälde in Schmelzfarben verbindet. Diese Eigenart der Malerei auf Glas, — im Gegensatz zu Papier, Holz, Leinwand, Elfenbein, Porzellan, — beruht auf folgenden Umständen: 1. das durchfallende Hinterlicht, und nur dieses, läßt die in der Photographie gegebene Zeichnung nicht als ein vom Colorit sich abtrennendes schwarzes Unterbild, sondern als die Abtönung des Colorits erscheinen. Aber nicht nur diese optische Verschmelzung für's Auge findet statt, sondern zweitens werden durch den zwei- oder dreimaligen Schmelzprozeß im Glühofen Glas und Glasfarben so weichflüssig, daß die braune Farbe der Photographie und die Fleisch- und anderen Colorirfarben ineinanderfließen.

Porträts Lebender und Verstorbener können jetzt in diesem neuen Material feuerfest und farbenprächtig ausgeführt werden.

Die erste und einzige Schule für diese Glasgemälde sind die Glasmalerei-Anstalten des Herrn Dr. Oidtmann in Linnich, Berlin und Brüssel.

Als Geschenke für Weihnachten und Familienfeste gibt es kaum etwas Schöneres und Sinnigeres als diese gläsernen Porträts, eingerahmt in gläserne Ovalkartonchen.

Eine neue Claviatur. Nachdem das Clavier, oder wie man es neuester Zeit zu benennen liebt — das Pianoforte, — ein Familienmöbel geworden ist, mehr, wie z. B. die Laute des Mittelalters, oder die mit Unrecht wieder halb und halb verschwundene Guitarre, oder die erst neuerdings zu Ehren gekommene Zither, so dürfte es sich verlohnen, über eine angestrebte Verbesserung, nämlich über eine neue Claviatur, einige Worte zu verlieren. Es ist bereits länger als ein Jahrhundert, daß der erste Anreger mit einer neuen Tastenordnung hervortrat, ohne jedoch damit durchzudringen. Das war im Jahre 1708 ein gewisser Conrad Henfling. Als Schreiber dieses, damals Gesanglehrer in Czernowitz (Bukowina), im Jahre 1874 mit seinem Vorschlag, einer Claviatur



von 6 Ober- und 6 Untertasten (statt der 5 Ober- und 7 Untertasten) auftrat, regte sich die halbe Musikwelt, und man beeilte sich, in der Geschichte zu forschen, wie oft schon diese Frage angeregt worden sei, Bei dieser Gelegenheit wurde besagter Conrad Henfling als der erste Anreger eruirt. Es würde zu umständlich sein, der verschiedenen Anreger zu gedenken, die mit Schreiber dieses die ominöse Zahl 13 ausmachen, und die bei dieser Gelegenheit an das Tageslicht traten. Allein trotz theoretischer Richtigkeit scheiterte die projectirte Neuclaviatur, obschon sich bereits Musikdirektor Albert Hahn, der Gründer der noch jetzt bestehenden „Tonkunst", auf derselben gehörig eingespielt hatte — er ist leider seit einigen Jahren todt — theils an den nothwendig breiteren Tasten, theils an der Indolenz der musikalischen Kreise. Nun ist mit Paul v. Janko's Auftreten diese alte Frage neuerdings in Fluß gekommen.

Wenn auch scheinbar diese Angelegenheit nur die innersten musikalischen Kreise berührt, so ist sie doch von so tief einschneidender Natur, daß auch ein Familienblatt, wie die „Neue Welt", davon Notiz nehmen kann, ja nehmen muß.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Th. Schatzky, Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 3. 1887.

Erscheint monatlich in Heften à 50 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 35 Pfennig pro Heft.

Deutsche Weihnachts-Spiele.

Von Manfred Wittich.

Die hohen Zeiten des Jahres haben ihre besondere Weihe bei unseren heidnischen Altvorderen von je und je behauptet und waren für ihr Fühlen und Denken freilich wichtiger, ich möchte sagen greifbarer, wie für uns Stadt- und Stubenmenschen, da sie mit der Natur noch inniger, enger zusammenhingen und sie genauer beobachteten in ihren großen Wandlungen und Wechseln.

Der hohe Mittag und die hohe Mitternacht eines jeden Tages waren wichtige Zeitpunkte im heidnischen Glauben. Die Mitternacht war eine heilige Stunde, jetzt im Volksglauben bloß den unheimlichen Geistern geweiht, und am hellen Mittag im Sommer im vollen Sonnenschein wird ein wunderschönes Kind gefunden.

Selbstverständlich mußten die großen Hauptzeiten des Jahres ihre besondere Heiligkeit erhalten und gefeiert werden. In den zwölf Nächten — zwölf Nächte entsprechend den zwölf Monaten des Jahres! — zur Zeit der Wintersonnenwende, wo die als Gott verehrte Sonne zu verschwinden droht und der Tod die Welt ergreift, findet alljährlich ein Vorspiel des jüngsten Gerichtes statt, welches auch keine christliche Erfindung ist, sondern fast allen Volksreligionen und auch der germanischen eigen ist. In dieser Zeit kommen die Götter zum Verkehr mit den Menschen auf die Erde, um zu sehen, wie alles steht und der Lichtgott bereitet sich zu Kampf und Sieg.

Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Bemerkung bei dem byzantinischen Geschichtsschreiber Prokop, er habe gehört, daß die nördlichsten Bewohner von Schweden und Norwegen am fünfunddreißigsten Tage der langen Winternacht Boten auf die höchsten Berge senden, um die wiederkehrende Sonne zu erspähen. Wenn sich dann die Sonne endlich in der That zeigt, so entstehe ein unermeßlicher Jubel und alles feiere „das Fest der frohen Botschaft."

Dieser altheidnische Kern des Weihnachtsglaubens trat nun in Widerspruch und Kampf mit dem neuen Glauben des Christenthums, daher zeigt sich uns denn der Niederschlag, den diese Festfeier späterhin in Glaube, Brauch und volksthümlicher Dichtkunst hinterlassen hat, durchaus als ein Gemisch von altheidnischen und christlichen Elementen.

Als eine Art Lichtgott, ein Drachentödter Sigurd oder ein zweiter Baldus mochte den Heiden Christus dargestellt werden, Maria lehnte sich an Freia oder Berchta an und der bekannte Knecht des inspizirenden Christengottes, der Knecht Ruprecht, der Gabe oder Strafen auf seines Herrn Geheiß austheilt und so die vollstreckende Gewalt dieses alljährlichen Gerichtstages darstellt, — der bekannte Knecht Ruprecht ist niemand anders als Ruftperacht, der Glänzende, wie der Himmelsgott Wodan im blauen Mantel und Schlapphut unter anderen auch genannt wurde.

Zäher also als sonst etwas behauptet sich altes Heidenthum trotz Feuer und Schwert des verfolgenden Christenthums, welches letztere sozusagen ins germanische übersetzt werden mußte, um Boden zu fassen. Die alten Götterumzüge mögen mit Spruch und Sang zu Grunde liegen für die Weihnachtsspiele und Lieder, mit denen wir uns beschäftigen wollen, und auch sie hafteten zähe genug! Als sich im 18. Jahrhundert in der Zeit der Aufklärung die Polizei, wie unser Volk sagt, hineinlegte, da erstickte ihr Vorgehen mit Gefängniß- und Geldstrafen diese Volkskunst, von der nur noch trümmerhafte Lieder und einige Bauerspielgesellschaften wie die bekannten Oberammergauer Zeugniß ablegen. Der Polizei Kulturkampf gegen den Weihnachtsbaum im 16. Jahrhundert war bekanntlich erfolglos; gegen den Volksgenius wird niemals ein Büttel etwas vermögen, und wenn der Christenglaube noch so fest säße in der deutschen Christenseele, so hätten alle Büttel der Welt die Weihnachtsspiele nicht beseitigt.

An die altheiligen Umzüge und Wechselreden lehnte sich also die Kirche mit ihren religiösen Dichtungen zum Aufführen an und schuf — wider ihren Willen! — das deutsche Theater,

dem sie später oft sich feindselig gegenüberstellt. Das kirchliche Schauspiel war ein mächtiges Lehrmittel des neuen Glaubens, denn in demselben wirken alle Künste zusammen zu einem großen Zweck: dichterischer Text, melodischer Gesang, charakteristische Bewegung und Handlung wirklicher Menschen in außergewöhnlicher glänzender Kleidung. Das mußte die neugewonnenen Gläubigen bestechen und gewinnen! Sie fanden in altgewohnter Gestalt den neuen Inhalt mundgerechter, und die unleugbar hohe Poesie, welche im Christenthum steckt, der gewaltige, menschlich-rührende Inhalt des Lebens und Leidens des nazarenischen Zimmermannssohnes that auch das Ihre.

Vor drei Jahren erzählte ich unsern Lesern in diesen Blättern von altheidnischer Weihnacht. Diesmal verstatte man mir insbesondere von der christlichgefärbten heidnischen Weihnachtsdichtung ein paar kennzeichnende Beispiele zu beleuchten. Ich kann mich nämlich ebenso an dem poetischen Christus wie an Wotan freuen, und vielleicht geben mir darin meine freundlichen Leser nicht unrecht, wenn sie mich anhören wollen.

Alle Reize der Kunst, Poesie, Musik, des Tanzes und theatralischer Handlung und Bewegung machte die neue christliche Kirche sich zu Nutze. Geistliche schrieben lateinisch, dann mit eingelegten deutschen Versen die ersten Weihnachtsdramen, die dann bei immer steigender Volksthümlichkeit ganz deutsch, französisch, spanisch u. s. w. in der bezüglichen Landessprache gegeben wurden.

Die Anbetung der drei Könige, Christi Geburt nach Lucas 2, der Kindermord des Herodes und die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten, theils einfache dramatische Darstellungen der christlichen Ueberlieferungen, theils fast wie Streitschriften die verschiedenen Meinungen in Personen gegenüberstellend, sind in Frankreich (Limoges, Rouen, Orleans), England (London, Coventry), Spanien und in vielen deutschen Handschriften erhalten oder sonst durch geschichtliche Zeugnisse nachweisbar.

Die Geburt Christi, welche in älterer Zeit schon als der bedeutendste Theil der Erlösung galt, da Gott-Sohn unsres Gleichen ward, was als unendlich großes Opfer angesehen wurde, — wie der schmerzhafte Sclaventod am Kreuz, — ward bald der Sündenfall als verursachende Parallelhandlung angeführt.

In Spanien hat bekanntermaßen die hohe Litteratur Jahrhunderte lang das geistliche Schauspiel, die sogenannten Autos (sprich A-uto!) gepflegt.

Wir können uns hier nur auf die volksthümlichen Stücke einlassen, nicht auf die gelehrt lateinischen oder Werke von Kunstdichtern, von denen einige sehr schön erhalten sind. Sie wurden von Mönchen und geistlichen Chorknaben, Schülern, in der Kirche dargestellt. Aber auch die höchsten kirchlichen Würdenträger scheuten sich nicht, in diesen Spielen aufzutreten: am 24. Januar 1417 z. B. spielten die englischen Bischöfe zu Costnitz vor dem Rath der Stadt, und am 31. Januar vor der Kirchenversammlung in höchstem Glanz und Pracht ein Weihnachts- und Dreikönigsspiel.

Wie in der Kirche beim Christnachtritual ein „Krippel" aufgebaut wurde, in welchem eine Puppe den kleinen Jesus darstellt, so noch heute, namentlich in den Familien katholischer Länder. Der Christbaum mit Lichtern und das Hüttlein mit der heiligen Familie ebenfalls rings mit Lichtern geschmückt, stehen beim Volke so ziemlich gleichwerthig neben einander. Der Lichterglanz lehnt sich sowohl an den altheidnischen Lichtgott, wie an die himmlische „Klarheit" der heiligen Nacht im Neuen Testament und an den Kometen, der über Bethlehem leuchtete und den drei Königen aus Mohrenland den Weg zeigte.

Interessant ist auch, wie hinter dem Engelchor mit Musik und Gesang Altheidnisches, hier Griechisches durchleuchtet, nämlich die sogenannte Sphärenmusik, welche verursacht wird durch den Umlauf der Planeten in ihren kristallnen Gehäusen und in der Lehre des Pythagoras eine große Rolle spielt. Und diese Sphärenmusik haben wir in volksthümlichen Redensarten heute noch: Der Himmel hängt voller Geigen d. h. er ist so fröhlich, wie die Hirten in der Christnacht, da die Englein musizirten, und ebenso, nur nach der Seite der Schmerzempfindung zugewendet: „Du wirst die Engel singen hören!" In meiner Jugend wurde den „Dummen" unter uns von den Klugen dieser Genuß in Aussicht gestellt, wenn man zur Winterszeit an die metallene Hausthürklinke leckte!

Bei einem bairischen Dichter des 17. Jahrhunderts, dessen Werk Weinhold handschriftlich besaß, heißt es wörtlich:

Der Himmel voller Geigen hängt
Ist alles voller Pfeifen!

Aus Oestreichisch-Schlesien ist uns ein hübsches Spiel erhalten und mitgetheilt, welches wir unseren Lesern im Auszuge vorführen wollen, weil es ungemein lieblich und nicht ohne eine Menge humoristischer Züge ist.

Eine Person, welche den Prolog, die Einführung spricht, bittet um Ruhe und Aufmerksamkeit. Dann tritt der heilige Joseph vor, der für sich schon als humoristische Person, als eine Art Hanswurst behandelt und als alter gebrechlicher Mann vorgestellt wird, um recht entschieden von Maria abzustechen, damit das Christkind nicht etwa als sein echter Sohn erscheinen könnte. Dieser spricht:

Schön guten Abend, geb euch Gott!
Ich komm herein, es ist kein Spott
Ich komm herein geschritten,
Hätt' ich ein Roß, so käm ich geritten.
Da ich hab kein Roß, so komm ich zu Fuß.

Darnach ruft er den Engel Gabriel; die Spannung in dem kleinen Kinderdrama kommt ganz allmählich, so zu sagen tropfenweise.

Dieser Engel, gewöhnlich dargestellt von einer kleinen oder Jung-Magd mit möglichst hoher Stimme, kommt mit ein Paar anderen Engeln und singt, erst zur ganzen Familie, dann zu seinen Begleitern gewendet:

Schön guten Abend, geb Euch Gott!
Ich bin ein ausgesandter Bot . . . . . .
Den Zepter trag' ich in meiner Hand,
Und hätt mir ihn Gott nicht zuerkannt,
Könnt ich ihn nicht tragen in meiner Hand.

Nachdem er von der Hausmutter die Erlaubniß erhalten hat, ruft Gabriel den heiligen Petrus und dieser dann das Christkind selbst ein, welches dann von den Hauskindern umfangen wird.

In diesem Ringeltanz haben wir ein Ueberbleibsel des alten religiösen Tanzes zu sehen, welcher ein wesentlicher Bestandtheil alter Götterverehrung ist; denn Gott soll das Schönste, der Mensch selbst, in schöner kunstreicher Bewegung dargestellt werden und bei ihm Freude und gnädige Gesinnungen wecken, wie die Opfer der alten Hebräer, von denen es in der Bibel heißt: „und es roch dem Herrn lieblich in seiner Nase". (1. Mos. 8, 21).

Luther machte den kindlichen Tanz mit und hat selbst für Kinder das Weihnachtslied: „Vom Himmel hoch da komm ich her" gedichtet und mit einer eigenen Melodie versehen.

Das Christkind fragt nun nach dem Gehorsam der Hauskinder unter Verheißung von Gabenbelohnung und Strafen und darin ist der altheidnische Kern des Götterumzugs auf Erden enthalten, welcher den Zweck hat, in Haus, Hof und Gau nach dem Rechten zu sehen, zu belohnen und zu strafen. Das Göttergericht der altheidnischen Germanen-Religion ging von den Erwachsenen zu den Kindern, wie das öfter mit abgelebten Culturformen der Fall ist, die für die Großen inhaltsleer geworden sind. Man denke an das Carousel, welches der Ausläufer des ritterlichen Turniers und Ringelrennens ist! —

Von Schulmeistern scheint mir beeinflußt die Antwort, welche der heilige Petrus auf die Frage nach dem Betragen der Kinder folgendermaßen giebt:

Ach heil'ger Christ, wenn ich Dir sagen soll . . .
Die Welt ist böser Kinder voll!
Sie thun nichts als schwören und lügen,
Die Eltern bis in Tod betrüben
Und wenn sie in die Schule gehn,
Bleiben sie auf allen Gassen stehn,
Die Bücher thun sie zerreißen
Und in die finstern Winkel schmeißen.

Das Christkind ist betrübt und klagt:

„Ihr bringt gar böse Botschaft her!"

und ruft dann, indem es sich zum Weggehen anschickt:

„Spannt ein! Spannt ein!"

In manchen, vielleicht auch in unserem Spiele, kommt der Christ auf einem Wägelchen gefahren, das natürlich ein himmlischer Wagen ist, wie der feurige Drachen des Elias in der hebräischen Sage, oder wie der von Katzen gezogene der Freia, und der mit Ziegenböcken bespannte Wagen des Donna.

Die Hirten rufen darnach, es sei eingespannt, und Gabriel, welcher in seinem Herzen für die Kinder Partei ergreift, legt ein gutes Wort für diese ein:

Ach Gott, was ich sagen an?
Die Kinder sind ja nicht nach Deiner Art!

Das Christkind antwortet:

Mein Engel, weil du so mich bittst
So will ich mich wiederum bedenken
Und den Kindern eine Gabe schenken.
Die Gabe, die ich geb aus meiner Hand,
Die geb ich Dir zum Unterpfand,
Daß Du den Eltern gut folgst
Und mein dabei gedenken sollst.

Zwischen eingeschoben ist die Huldigung der Hirten, gewissermaßen das Vorbild für die Andachtsempfindungen der Zuschauer, welche wir ihrer Eigenart und um die Gedichtshandlung nicht zu zerreißen, nachbringen.

Maria, die beim Kinde stand bisher, wendet sich um zu den draußen stehend gedachten beiden Hirten:

„Ach, ihr Hirten kommt herein
Zu dem heilgen Christkindelein."

Die Hirten geben in ihrer bäuerlichen Art die komischen Lichter für den wohl gedachten und gefühlten Hintergrund, sie spielen ohngefähr eine Rolle, wie der Famulus Wagner in Goethes Faust als Vertreter des Prosaischen, alltäglich nüchternen, namentlich der eine von ihnen.

Beide Hirten legen sich zur Seite hin auf die Erde und schlafen; da ertönt der Gesang der Engel. Der erste spricht:

„Horch, wie die Engele singe!"

Der andere findet eine rationalistische Erklärung:

„Du ohler Norr, das sein Schofschelle die klinge" (d. i. Schafglocken).

Aus anderen Spielen führen wir noch weitere humoristische Zuthat an.

„Der Himmel is recht Sterne voll
Die Musik oni G'spaß is toll,
Botz Plunder! Was ist doas?
Schau g'schwind durch's Augenglos! (Granz.)

In einem Spiel aus dem Flattonser Kirchspiel im Möllthal in Oberkärnten heißt es in dem Hirtengespräch:

Jörgl: (Georg) Auf, auf, Rimpl, heb Dein Schädel,
Schau, was giebts für fremde Gäst?
Rimpl: (Ruprecht) Halt Dei Maul, Du grober Kerl,
Hab mich glei erst gleht ins Nest.
. . . . . .
Was is das für a Getümmel
I versteh mich nit in d' Welt,
J.: Is denn heut eingfalln der Himmel,
Fleug'n d' Engel auf unsern Feld.
R.: Thun Sprüng macha (machen)
Von oben acha (abwärts),
J.: Ich durft das Ding nit nochthoan (thun)
That mir brechn Hals und Boan (Bein).
R.: Is das nit a narrisch Wesen
Is der Himmel voll Latern'.
J.: Dort giebts Engeln ganz schaarweis
Fleugn um wie die Fledermäus.

Dann schenken sie „a Putten (Gefäß) voll saure Rüben", und der andere sorgt schon für die Zukunft:

J.: Kannst in mein Dienst stehen ein,
Wann darzu wirst groß gnua (genug) sein.

Auch mißverstandene Worte werden witzig ausgebeutet:

1. Schäfer: Hurch Bruder, hurch Bruder,
Die hoan ins (haben uns) a Kind geboren.
2. „ Ach, schlof, du dummer Kerle, schlof,
Die hoan an Latschn verloren.

Dann folgt die Beschenkung, auch ein Versprechen auf die Zukunft.

1. Schäfer: Wenn de wärscht sein erwachse, gruß,
Do kumm zu mir ohn' Unterloß,
Do will ich der gan (geben) gesalza Brut,
Geschmalza Brut un Kimmel un Quarg,
Do warscht de stark.
2. „ Warn mer do 'ne Quargschnitte gan!
Do wird no a ni sihr stark warn (werden).

In dem Schlaupitzer Spiel, von dem wir ausgingen, heißt das Hirtengespräch dann weiter:

„Stieh uf, es graut der Morgen!"

Darauf entgegnet mit witzig volksthümlichem Wortspiel der andere, der gern noch weiter schlafen möchte:

„Laßt ihn grauen, er ist ja alt genug!"

Der Morgen voll poetischer Kraft als ein uralter Graukopf gedacht, weil er seit dem Weltbeginn alle Tage schon da war! Das Beste und Edelste in grober, derber, alltäglicher Form! Ich meine, angesichts solcher Dinge ist es unrecht uns vorzustellen, als hätten unsere Vorfahren in dicker, dunkler ästhetischer Nacht herumgetappt, wenn anders ich recht zu fühlen vermag, was poetisch schön ist! Ich meine, man hat nur die Augen nicht offen! —

Endlich läßt sich der andere doch bestimmen, aufzustehen, und beide Hirten opfern dem Christkind:

„Do breng ich der e par Spale"

sagt der eine und reicht dem Christkind getrocknete Aepfelspalten. Der andere reicht eine Brotrinde mit den Worten:

„Do breng ich der a Krustle Brut!"

Nach diesem Opfer der Hirten müssen die Hauskinder wohl ein Gebet sprechen und dann folgt der Schlußchor, welcher den Abgang vorbereitet und begleitet:

Fahret hin, fahret hin!
Fort steht unser Sinn,
Wir müssen heut noch weiter marschirn,
Wir stehen auf einem Lilienblatt,
Der Weg ist uns auf Rosen gebaut,
Wir wollen uns den Himmel beschaun,
Und wünschen eine gute Nacht."

In vielen Weihnachtsspielen kommt auch vor, daß Maria den Joseph auffordert, das Christkind zu wiegen, z. B. in dem aus Schlaupitz:

Maria: Ach Joseph, lieber Joseph mein,
Wiege mir das kleine Kindelein!
Joseph: Kindla wiega, Kindla wiega,
Ich koan nich menne Finger biega!

In einem Habelschwerdter Spiel entschuldigt sich Joseph:

Wie soll ich denn doas Kindla wiega?
Koan kaum men krumma Buckel biaga!

Wir dürfen annehmen, daß diese Ceremonie auch in der Kirche mit einer vor dem Altar stehenden Wiege ausgeführt wurde, denn in einer Münchener Handschrift wird berichtet:

„Und so man das Kindel wiegt . . . . hebt unser Fraue (Maria) an zu singen in einer Person (als erste): Joseph, lieber Neffe mein: so antwurt in der andern Person (als zweiter) Joseph: gerne liebe Mueme mein."

Noch in den dreißiger Jahren war es in Tübingen der Brauch, daß in der Christnacht um zwölf auf dem Thurm der Hauptkirche das Bild des Jesuskindes in einer kleinen mit Lichtern umstellten Wiege gewiegt wurde, während die Musik den Choral „Ehre sei Gott in der Höhe" spielte, und das unten zusehende Volk dann ein weltliches Wiegenlied sang.

Man bemerke übrigens in jener Münchener Mittheilung, daß Joseph und Maria sich Muhme und Neffe nennen, außerdem spricht die Mutter Gottes meist nach Kräften des Verfassers schriftdeutsch, während Joseph die Volksmundart redet. Ja, noch andere Züge müssen herhalten, um den alten Adoptivvater Christi herabzudrücken: er tritt zuweilen als Gewohnheitstrinker auf, der von allem, nur nicht von der Flasche lassen kann.

„Ich bin nun gar ein alter Mann
Und muß mich mit eim Trunke labn."
„Ich muß Wein haben auf der Straßen,
Drum fülle mir die Flasch' ganz voll!

Auch die Reden, welche dem Alten in den Mund gelegt werden, sind im derben Volkston gehalten, während Maria sich immer sehr gewählt auszudrücken versteht und auch dadurch über Joseph bedeutend erhöht wird.

Ebenso wie an der Gestalt des Joseph übt sich der Humor und Witz, oft in derb volksthümlicher Weise, an Petrus und an dem falschen Judas; auch die das Grab Christi bewachenden „Ritter" müssen in den Osterspielen herhalten. Ein ähnlicher burlesker Zug ist es, wenn Johannes und Petrus nach dem Grab Christi um die Wette laufen, wobei der letztere als alter lahmer, fortwährend stolpernder Kerl dargestellt wird.

Diese Dinge wurden endlich den Geistlichen und den Behörden doch zu anstößig, und so mußten die Schauspiele aus der Kirche weichen; sie wanderten auf die Straße, und als sie auch da Anstoß erregten, zogen sie sich in die Häuser zurück.

Der Kampf der Polizei gegen diese Spiele hat für Tirol seinen Geschichtsschreiber gefunden in Adolf Pichler, aus dem sächsischen Erzgebirge sammelte die Rotte und schilderte die Feindschaft zwischen den Gensdarmen und den heiligen drei Königen mein ehemaliger Lehrer Gustav Moser, der Bruder des Dichters. Wenn die Polizei nachträglich erst kam, wenn die „Engelschaar" oder „Königsschaar", wie sich diese Banden nennen, fort ist, so hieß es allemal: „es waren Böhmen".

Aus meiner vogtländischen Heimath kann ich dieselben Darstellungen, nur verkürzt, aber oft wörtlich mit den österreichisch-schlesischen und oberösterreichischen bei Weinhold übereinstimmend bezeugen.

Fragen wir uns zum Schluß: Was macht diese Spiele so volksbeliebt, so kommen wir nach genauer Prüfung zu dem Ergebniß: Erstens das alte Heidenthum, dann die Freude des Volks an Poesie und Spiel und endlich das Reinmenschliche in der sogenannten heiligen Geschichte. Das Heil, welches aus der Hütte der Armen kam und wohl auch immer von da herkommen wird und muß, die proletarischen Verhältnisse der heiligen Familie, die schwer geprüfte Mutter, welche auf der Reise und in der erbärmlichsten Umgebung die mütterlichen Schmerzen besteht: sie faßte die tiefsten Tiefen in der Brust der Menschheit.

Darum können auch wir Heutigen, ohne die Wuth der Bilderstürmer zu empfinden, Rafael's, Murillo's, Dürer's und Holbein's Madonnen sehen, weil sie aus der Volksseele zur Zeit ihrer berühmten Maler und Erzeuger herausgeboren wurden!

So mag man denn auch an diesem Platze sich nicht wundern, von Weihnachtsliedern gehandelt zu finden! Sie gehören mit in ein vollständiges Gemälde der Sittengeschichte unseres Volkes! Wer Gebräuche und Sprache unseres Volkes zu einem Gegenstand genauen Studirens und Nachdenkens macht, der muß Notiz nehmen von der Schicht christlicher Gesinnung, und nicht durch Kulturkampf und Polizei kann das Verfehlte daran überwunden werden, sondern nur durch geschichtliche Erklärung und wissenschaftliche Erkenntniß, wobei denn dann auch gar oft noch ein gut Theil Genuß mit abfällt.

Der Krieg ein Erziehungsmittel.

Von Robert Seidel.

Als der „Retter der Gesellschaft", wie ihn die Kapitalpresse, als die „Schildwache der Ordnung", wie ihn die Börsenblätter, als „Napoleon der Kleine", wie ihn Viktor Hugo nannte, als der „Mann der Gesellschaft des 10. Dezember", wie man ihn am treffendsten bezeichnen würde[1]), sein Regierungssystem der Lüge und des Volksbetruges gegen den andrängenden Sturm des nach Freiheit verlangenden Volkes nicht mehr halten konnte, da griff er zur Rettung seines auf Meineid und Verrath, auf Blut und Thränen errichteten Thrones zu dem Mittel, das er einst selbst als gegen das Volk gerichtet, bezeichnet hatte,[2]) zum Kriege. Es war die letzte Karte, die der Decemberheld auszuspielen hatte. Der Ruhm der Waffen, für den Napoleon I. der große Menschenschlächter und Lügner, das französische Volk so gut erzogen, und der Ruhm des Ansehens nach außen, den die absolute Monarchie schon Jahrhunderte lang dem französischen Volksgeiste eingeimpft hatte — — diese beiden mächtigen Stützen des Thrones, sie waren in der mexikanischen Expedition auf's tiefste erschüttert worden. Vor dem gewaltigen Wehen des Sternenbanners, das in großartigem Ringen, mit dem Blute Tausender der Besten die Schmach der Sklaverei getilgt, mußte sich Napoleon ruhmlos zurückziehen. Sein Ansehen, sein Ruhm waren dahin. Das plumpe Spiel mit dem kaiserlichen Socialismus aber ging ebenfalls zu Ende, denn die arbeitenden Klassen durchschauten es; das noch plumpere Manöver mit dem rothen Gespenst endlich wollte auch nicht mehr gelingen, denn die besitzenden Klassen verloren die Furcht vor demselben, weil es ihnen schon oft beim Schröpfen an die Wand gemalt worden war. Sie gewöhnten sich an dieses napoleonische Schreckmittel, wie die Römer an den Anblick der Germanen.

Napoleon spielte Va-banque, aber er verlor das Spiel, zum Glück für das französische, wie für die übrigen nach Freiheit schmachtenden Völker. Mit Napoleons Thron sank die stärkste Stütze der Säbelherrschaft in Europa. Das war ein großer Gewinn. Ob der Einsatz an Blut und Thränen, an Jammer und Elend, an Moral und Sitte, wie ihn der Krieg erforderte, gegenüber einem solchen Gewinn nicht zu hoch war? Welcher menschlich Denkende möchte mit: Nein! antworten? Verkehrte die Kriegsfurie nicht bei einem Großtheil der Bewohner diesseits und jenseits des Rheins alle moralischen Begriffe? Sank der Werth des Menschenlebens nicht um ein Bedeutendes? Die Monats-Statistik der auf den Krieg folgenden Jahre antwortet laut und deutlich mit Ja! auf diese Fragen.

1. Die theologischen Vertreter der Kriegs-Pädagogik.

Der Krieg! Ist der denn ein pädagogisches Thema? Gewiß, denn die Theologen behaupten ja von ihm, daß er die Zuchtruthe Gottes sei. Durch ihn, sagen sie, werden die Völker zu Gott zurückgeführt; er ist der Läuterungsprozeß der Völker. Den Theologen schließen sich die Männer des Krieges und einer brutalen Philosophie an. Auch sie schreiben dem Krieg erziehende Wirkungen zu. Ihrer Ansicht nach ist der Krieg die Form des Kampfes ums Dasein zwischen den Völkern, und da, nach eben dieser Leute Meinung, in diesem Kampfe immer das Höhere, Bessere siegt, so sei der Krieg nothwendig zum Fortschritte der Menschheit. Ohne Krieg Stillstand und Fäulniß im Völkerleben, nur im Kriege können sich die großen Eigenschaften der Einzelnen wie der Völker zeigen und entwickeln, behaupten sie.

Wie unendlich roh sind doch die Auffassungen der Theologen und dieser Kriegsphilosophen!

Merken denn die Theologen nicht, welch' unwürdige Rolle sie ihren Gott spielen lassen und in welche Widersprüche sie sich verwickeln? Gott soll also in letzter Linie der Anstifter der Kriege sein, und wenn er alle menschlichen Willen und Geschicke leitet, wie die theologische Weltauffassung es lehrt, so muß er es ja sein. Nun vergegenwärtige man sich nur einen Augenblick die Geschichte mit ihren zahllosen Kriegen, mit ihren ungerechten, abscheulichen, nichtigen Menschenschlächtereien, Greuel- und Schandthaten und denke den wahnwitzigen Gedanken aus: Sie alle, alle hat Gott veranlaßt, um die sündige Menschheit zu strafen und zu bessern. Aber lehrt uns dieselbe Theologie

[1]) K. Marx. Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. Victor Hugo, Napoléon le petit und Les châtiments.

[2]) In seiner Schrift: Ueber die Ausrottung des Pauperismus 1843.

denn nicht, Gott sei die All-Liebe und All-Güte? Wie läßt sich mit dieser All-Liebe und All-Güte aber die Unsumme von Qual und Pein vereinen, welche Gott der Menschheit in den Kriegen auferlegt? Lehrt uns die Theologie nicht weiter, Gott sei die Allgerechtigkeit? Wie lassen sich aber mit ihr die zahllosen ungerechten Kriege und das große Heer der Niederlagen edler Völker und Bestrebungen erklären? Die Orthodoxie weiß ferner von ihrem Gott, von dem wir nach Kant nichts wissen können, zu sagen, daß er allwissend und mit unbegrenzter Voraussicht begabt sei. Wie reimt sich aber mit diesen Eigenschaften Gottes zusammen, daß die Kriege, welche zur Besserung dienen sollen, so augenfällig zur Verschlechterung der Menschen beitragen, wie tausendjährige Erfahrung beweist? Wir nennen als einziges Beispiel nur den dreißigjährigen Krieg, obwohl auch jeder andere genannt werden könnte. — Jener Gott soll endlich auch allmächtig sein. Wenn er das ist, warum lenkt er der Menschen und Völker Schicksale nicht einfach nach seinem Sinn und erspart seinen armen Geschöpfen, die er irrend und fehlbar geschaffen hat, nicht die harten Schläge? Wie würde man einen Vater nennen, der harte Schläge zur Erziehung seiner Kinder anwendete, während er mit Worten, ja mit seinem bloßen Willen dieselben leiten könnte? Wer mit geringen nnd linden Mitteln zum Ziele gelangen kann und dennoch große, strenge anwendet, ist unverständig, gewaltthätig und grausam zugleich, wenn es sich um fühlende Wesen handelt. So aber wäre Gott, wenn er die Kriege anstiftete und doch zugleich die Eigenschaft besäße, welche die Theologie ihm andichtet.

Nein, nein! Dieser Gott kann nicht der Gott humaner Menschen, denkender Wesen sein. Er ist das schrecklichste Wahnbild einer rohen Zeit, die mit ihrer Unwissenheit weit hinter uns liegt, die aber ihre Schatten noch in die unserige hineinwirft. Leider besitzen wir Einrichtungen, die durch diese Schatten am Leben erhalten werden, und es giebt noch Leute genug, die, wie die Fäulnißbewohner, sehr gut im Schatten gedeihen, und die daher die Dunkelheit als ihr Lebenselement vertheidigen. Müssen wir die Einrichtungen bezeichnen und müssen wir die Leute bezeichnen, die im Finstern fortkommen? Die Aufzählung würde weit mehr umfassen, als mancher denkt. Wir lieben es nicht, dem Gedankengange des Lesers die Bahn zu beschränken, möge daher jeder selbst versuchen, sich die Einrichtungen und die Leute zu vergegenwärtigen, die ein lebendiges Interesse an der Weltanschauung haben, nach welcher der Mensch ein gefallenes, verkommenes Geschöpf und ein grausamer Gott des Krieges und blutiger Lenker der Schlachten sein Erzieher, Schöpfer, Erhalter und oberster Regent ist.

Wenn es nicht wahr ist, was die Wissenschaft lehrt, wenn der Mensch nicht aus der Reihe der übrigen Lebewesen hervorgegangen ist, wenn er sich nicht aus tiefster Barbarei und nacktester Hülflosigkeit zur heutigen Kultur und Machtfülle erhoben hat, sondern wenn er vollkommen und gut, aber mit der Fähigkeit zu irren und zu fehlen aus der Hand des Schöpfers hervorging, wenn er hierauf wirklich irrte und fiel, so zeugt es nicht von jener All-Liebe und All-Gerechtigkeit, daß Gott die Menschen so hart und schwer für ihren Fall straft. Es zeugt vielmehr von einer ausgesuchten Grausamkeit und Ungerechtigkeit, zumal wenn man bedenkt, daß tausende unschuldiger Generationen mitgestraft worden sein sollen, ja daß Gott zur Tilgung der großen Sündenschuld seinen eigenen Sohn dulden und leiden ließ. Warum, wird man fragen müssen, gab Gott dem Menschen die Möglichkeit zu straucheln, wenn er ihn dafür bestrafen will? Uebrigens war er ja vom Anbeginn allwissend und sah demnach des Menschen Fall voraus? Warum behütete er seine Kinder nicht vor dem Fall? Ein menschlicher Vater wird sicherlich sein Kind, wenn es in seiner Macht steht, vor dem Fall behüten, statt es nach demselben zu bestrafen. Ein menschlicher Vater wird auch seinem unerfahrenen Kinde kein gefährliches Spielzeug geben, um es unmenschlich zu züchtigen, wenn es sich damit verletzt hat. Gott aber gab dem Menschen ein gefährliches Spielzeug, in der Freiheit zu irren, und bestrafte ihn nach dessen Gebrauch mit furchtbarer Härte.

Gott lenkt und leitet die Geschicke der Menschen. Da aber Gott unveränderlich ist, so muß er auch dasjenige der ersten Sünder geleitet haben. Dann müßten dieselben nach menschlicher Logik und Gerechtigkeit straflos sein, denn Gott selbst hätte sie ja zur Sünde verführt. Oder sollte man annehmen, die Schlange sei mächtiger gewesen als Gott?

Die menschliche Erziehungskunst sucht ohne Schläge auszukommen, und die Schulpädagogik muß in einigen Ländern ihr Geschäft ohne dieses Hilfsmittel betreiben. Die göttliche Pädagogik aber braucht Schläge, schwere Schläge, denn die Kriege sind doch wohl die schwersten Schläge, welche die Menschen treffen können.

Die menschliche Pädagogik sucht durch Gewöhnung an das Gute und durch Vermeidung des Schlechten zu erziehen, die göttliche aber braucht angeblich die größten Uebel, die Kriege, zu ihrem Zweck.

Die menschliche Pädagogik strebt durch Herausbildung des allen Menschen Gemeinsamen nach Einigung alles dessen, was Menschenantlitz trägt, die göttliche Pädagogik aber trennt durch ihr Zuchtmittel, den Krieg, die Völker in wildem Haß.

Die menschliche Pädagogik hat aller Erfahrung gemäß die moralische Vervollkommnung der Menschen zur Folge, die göttliche aber hat, ebenfalls aller Erfahrung gemäß, in ihren Zuchtmitteln, den Kriegen, den moralischen Verfall der Menschen als Ausgang.

Die menschliche Pädagogik zählt unter unsere Erziehungsmittel die Gerechtigkeit. Die göttliche ist in ihren Zuchtmitteln, den Kriegen, immer ungerecht, indem sie Millionen für die Fehler und Verbrechen Weniger leiden läßt.

So weit wir auch den Vergleich zwischen menschlicher und göttlicher Pädagogik fortführen mögen, immer stellt sich heraus, daß die letztere weit unter der ersteren steht, ja daß sie ein Widerspruch in sich selbst ist. Daraus aber folgt, daß die pädagogische Rolle, welche die Theologen ihrem Gott zuschreiben, eine recht undankbare, seiner völlig unwürdige ist. Mögen deshalb die Theologen aufhören, ihren Gott zum Leiter und Erzieher des Menschengeschlechts durch die Kriege zu machen! Wir fürchten freilich, sie werden das nicht können, denn der Gott des Krieges gehört zur theologischen Weltauffassung, wie der Feuerwerker zum Feuerwerk.

Sollte demnach vielleicht gar Herr Dr. Friedrich Dittes Recht haben, der 1870 auf dem Lehrertage in Wien den weittragenden Satz aufstellte:

Die Theologie ist mit der Erziehungswissenschaft unvereinbar?

Wir wollen diese einschneidende Frage hier nicht näher untersuchen, aber wir glauben zur Genüge dargethan zu haben, daß der Krieg kein Völker-Erziehungsmittel und daß ein Gott des Krieges mit Logik und Vernunft und mit der Vorstellung von der göttlichen Liebe, Güte, Weisheit, Gerechtigkeit und Voraussicht unvereinbar ist.

2. Die wissenschaftlichen Vertreter der Kriegs-Pädagogik.

Kommen wir nun zu den weltlichen und sogenannten wissenschaftlichen Vertretern des Krieges. Die bringen gar bestechliche Gründe für die erzieherische Wirkung desselben vor, denn man hört da von nichts Geringerem als Fortschritt, Veredelung und Vervollkommung sprechen.

Ohne Krieg kein Fortschritt. Ganz recht. Ohne Krieg kein Fortschritt — — im Kriege, nur durch den Krieg kann man die beste Methode und die besten Mittel des Krieges kennen lernen. Doch nicht einmal dieser Satz ist absolut richtig, sondern hat nur begrenzten Geltungsbereich, denn man kann die Kriegsmittel und Kriegs-Methoden auch im Frieden durch Versuche erproben und vervollkommnen, wie die Erfahrung beweist.

Der Krieg kann allerdings als Mittel des Kulturfortschrittes dienen, wenn ein gewaltsam sich abschließendes Volk durch ihn in den Strom der Kulturbewegung gerissen, oder wenn ein Volk auf niedriger Kulturstufe durch ein solches auf höherer überwunden und assimilirt wird. Zu dieser Art von Kriegen könnten

wir, zwar nicht alle, aber doch einen Theil der Kolonisations-Kriege zählen. Wie steht es bei denselben aber mit der Frage des Rechts und der Gerechtigkeit? Haben die Indier, die Birmanen, die Chinesen und Sudanesen nicht die gleichen natürlichen Rechte, wie die Europäer? Wodurch sind wir demnach berechtigt, ihnen unsere Kultur aufzuzwingen? Ist zur Ausbreitung des Guten denn der roheste Zwang, der Krieg erlaubt? Kann überhaupt das gewaltsam Aufgezwungene als Gutes wirken? Auf alle diese Fragen wird man vom Standpunkt der Gerechtigkeit und Menschlichkeit eine Antwort geben müssen, die gegen die Kolonisationskriege spricht. Seien wir doch aufrichtig und erklären die Kolonisationskriege als das, was sie sind: Kriege, die zur Sicherung und Ausbreitung der Herrschaft einzelner Volksklassen geführt wurden und geführt werden. Ein Staat, in dem die soziale und politische Gleichberechtigung zur Wahrheit geworden ist, wird schwerlich Kolonisationskriege führen.

Da der Krieg als Mittel des Fortschrittes gepriesen wird, so wollen wir doch auch darauf hindeuten, daß die Geschichte eine Menge Beispiele von Kriegen aufweist, durch welche rohe, barbarische Völker über gebildete und gesittete siegten und eine hohe geistige und materielle Kulturentwickelung Jahrhunderte lang hemmten. Die in geistiger und materieller Kultur den Römern weit überlegenen Griechen wurden von den ersteren dennoch besiegt und die römische Kultur erlag den germanischen Barbaren. Mit diesen Thatsachen wird zugleich die alberne Behauptung widerlegt, als siege im Kampf ums Dasein immer das Höhere und Bessere. Nein, im Kampf ums Dasein, der übrigens in der Natur nur da rein zum Ausdruck kommt, wo der Mensch nicht in deren Gang eingreift — in diesem Kampf siegt nicht das Höhere und Bessere schlechtweg, sondern es siegt nur das für den Kampf besser Ausgerüstete. Will man aber das für den rohen gewaltthätigen Kampf besser Ausgerüstete als das Höhere und Bessere erklären, will man es zum Maßstab alles Hohen und Guten machen, so ist im Reich der Lebewesen die Raubthierklasse das Vollkommenste und Beste und in der menschlichen Gesellschaft nimmt der wohlausgerüstete Räuber in den Abruzzen den höchsten Rang ein, sowie jeder kräftige Soldat weit über den wissenschaftlich und künstlerisch gebildetsten Bürger zu stehen kommt.

Man sieht, es führt zur Absurdität, wenn man den Kampf ums Dasein als Mittel des Fortschrittes auf allen Gebieten erklärt. Der Kampf ums Dasein ist sicherlich eines der wichtigsten Erklärungsmittel für die Entstehung einer langen Reihe von Lebewesen, aber er ist durchaus unzulänglich zur Erklärung des geistigen, moralischen und materiellen Fortschrittes in der Menschenwelt, und was die Hauptsache, er ist ganz verwerflich zur Beantwortung sittlicher Fragen, wie der des Krieges. Der Kampf ums Dasein ist eine beschränkte biologische, keine moralische Wahrheit. Im Leben der Menschen sollen aber nicht die blinden Gesetze der Biologie, es soll nicht die rohe Gewalt, sondern es sollen Gesetz und Gerechtigkeit herrschen.

Uebrigens hat der Kampf ums Dasein nicht einmal in der Thierwelt immer den Sieg des Höher-Organisirten zur Folge, denn es sind schon eine Menge hoch organisirter Thiere ausgestorben und durch niedriger organisirte verdrängt worden. Wir haben bereits gesehen, daß diese Erscheinung in der Geschichte der Völker ihre Analogie findet.

Endlich muß gesagt werden, daß man unter dem Kampf ums Dasein nicht blos den Kampf zwischen den Individuen der gleichen Gattung, also auch nicht blos den Krieg, sondern überhaupt den Kampf gegen alle das Leben bedrohenden Gewalten versteht. Dieser Kampf aber, der ein rechter Kampf für den Fortschritt ist, kann viel besser gemeinsam, als vereinzelt geführt werden und der Krieg von Volk gegen Volk fördert ihn nicht, sondern erschwert ihn, ja hebt ihn auf. Im Kriege ruhen nicht nur die Werke des wirklichen menschlichen Fortschrittes, sondern sie werden sogar untergraben und vernichtet. Das gilt sogar von den Kriegen, die, wie der amerikanische Sklavenkrieg, einem großen menschlichen Fortschritt dienten. Wie viele dienten aber der Verwirklichung eines menschlichen Fortschrittes? Die meisten Kriege, 999 von 1000, hemmten den Fortschritt, und da Fortschritt im gewissen Sinne gleichbedeutend mit Erziehung ist, können wir sagen, sie hielten die Erziehung des Menschengeschlechtes auf.

Daß ohne Krieg Stillstand und daher Fäulniß im Völkerleben entstehen soll, ist eine Behauptung, welche durch die Geschichte widerlegt wird. Selten war Fortschritt, Streben und Bewegung größer, als in den Perioden des Friedens, höchstens wurden die Friedensperioden von den Zeiten der Volkserhebungen übertroffen. Aber die Kämpfe bei Volkserhebungen, die Kämpfe des Volkes gegen die inneren Feinde, rechnet man ja nicht zu den Kriegen, sondern zu den Revolutionen, zu den tollen Verirrungen des Volkes. Wenigstens ist dies die Auffassung der Verherrlicher des Krieges, denen wir uns nicht beizählen.

Der Krieg kann allerdings auch zum indirekten Mittel des Fortschritts werden, indem er ein Volk von seinem inneren Feind befreit und den fortschrittlichen Klassen desselben freie Bahn eröffnet, wie dies durch den deutsch-französischen Krieg in Frankreich geschah. Aber dies ist ja nicht der Zweck des Krieges, und das Fortschrittsresultat wäre für Frankreich ohne Zweifel viel leichter ohne den Krieg erreicht worden.

* * *

Sollen wir endlich noch die Ansicht widerlegen, daß der Krieg allein die großen Eigenschaften der Einzelnen und der Völker zur Erscheinung und Entwickelung bringt? Wir leugnen keineswegs, daß der Krieg, wie jede große Situation, auch große Eigenschaften bei Einzelnen und Völkern zeitigt und in die Erscheinung treten läßt, aber tausendjährige Erfahrung beweist, daß er erdrückend mehr große schlechte, als große gute Eigenschaften entwickelt, indem er die niedrigsten Leidenschaften und gemeinsten Triebe entfesselt, alle gesetzlichen Bande löst und die Moral in vielen Fällen auf den Kopf stellt. Brand, Raub, Mord, Betrug, Treulosigkeit, Gewaltthat, in Friedenszeiten schwer geahndet, werden zur Ruhmes- und Heldenthat, wenn sie im Kriege am Feinde, oder unter gewissen überfeinen Beschränkungen verübt werden. Die Folge ist, daß während und nach jedem Kriege ein grauenvoller Rückgang der Moral sich zeigt. La Hire, ein Befehlshaber der Franzosen während der hundertjährigen Kämpfe zwischen England und Frankreich bezeichnete diesen moralischen Verfall damit, daß er sagte, wenn Gott Vater die Waffen trüge, würde er unfehlbar ein Räuber werden. Um seinen jungen Neffen auf den Kriegsfuß zu bringen, übte der Graf von Luxemburg denselben im Abschlachten von 80 Gefangenen und der junge Graf fand großes Vergnügen daran u. s. w. u. s. w. Räuberbanden durchzogen nach dem Kriege, geführt von hohen Herren, das Land[1]). Nach den Burgunderkriegen (1474—77) nahm Raub und Mord in der Eidgenossenschaft so überhand, daß die Tagsatzung beschloß, wer eines Strickes Werth stehle, solle gehängt werden. Wie es in Deutschland während des dreißigjährigen Krieges zuging und wie es nach demselben mit der öffentlichen Moral bestellt war, das brauchen wir hoffentlich nicht zu schildern, denn jedes Schulbuch erzählt davon. Man denke nur an die Einnahme von Magdeburg.

Vielleicht wird man einwenden, heute sei das alles anders geworden. Gewiß ist es besser geworden, aber heute noch kommen in jedem Kriege Scheußlichkeiten vor, weil der Krieg nun einmal selbst nichts Anderes, als die Verneinung der Menschlichkeit ist, und heute noch sinkt nach jedem Kriege das moralische Barometer um verhältnißmäßig eben so viel, als in früheren Zeiten, denn auch in Friedenszeiten ist heute die Moral eine weit höhere, als sie früher war. Das Verhältniß hat sich absolut nicht geändert.

Wo bleibt also die erziehende, veredelnde, fortschrittliche Wirkung des Krieges.

Die großen Eigenschaften, welche der Krieg entwickeln soll, sind bald aufgezählt. Es ist fast ausschließlich der physische persönliche Muth und die Gleichgiltigkeit gegen das eigene Leben.

---

[1]) Duruy. Histoire de France. Tome II.

Aber diese Eigenschaften werden uns auch an den großen Abenteurern und Räubern gerühmt! Die Nichtachtung des eigenen Lebens ist an und für sich gar keine lobenswerthe Eigenschaft, denn sie entspringt oft aus der Blasirtheit und führt leicht zur Nichtachtung des Lebens anderer; sie wird nur groß und gut, wenn sie für einen großen, guten Zweck auftritt. Wer im Dienste anderer, oder für die Verwirklichung einer Idee sein Leben gering achtet, der ist ein Held. Also ist es auch jeder Krieger? O nein, denn bei ihm geht die Geringschätzung des eigenen Lebens, wie der physische, persönliche Muth, nicht aus freier Entschließung, sondern aus einer Zwangslage hervor. Er muß tödten, oder er wird getödtet — das ist das fürchterliche Entweder-Oder im Kriege. Dies bestimmt sein Handeln und folglich fehlt demselben das eigentliche sittliche Element: der freie Entschluß. Der physische persönliche Muth ist für den Krieg eine nothwendige Eigenschaft, aber er kann, nach seinem moralischen Werth betrachtet, nur gering geachtet werden, weil er aus einer furchtbaren Zwanglage entspringt. Der Mann, welcher im Kriege solchen beweist, wird vielleicht desselben ermangeln, wenn er sich nicht in einer solchen Zwangslage befindet. General Grant, der große amerikanische Kriegsheld, sagt in seinen Memoiren, er hätte nie den Muth gehabt, ein Duell zu bestehen; — das ist ein schlagender Beweis für unsere Ansicht.

Außerdem ist nicht zu vergessen, daß der persönliche physische Muth durchaus nicht auch den persönlichen moralischen Muth einschließt, während der Mann von moralischem Muth wohl höchst selten des physischen Muthes mangeln wird. Wir haben wenigstens noch keinen Menschen von moralischem Muth kennen gelernt, der nicht auch physischen besessen hätte; wohl aber sind uns schon Menschen in Menge vorgekommen, welche sich tapfer im Felde geschlagen, oder die sonst Proben ihres physischen Muthes gegeben hatten, die aber alles moralischen Muthes bar waren. Sie wagten nicht, einem höher Stehenden ein Gesuch vorzutragen, sie zitterten, wenn der Vorgesetzte sich ungnädig räusperte, und sie wären eher in die Schlacht zu treiben, als zu bewegen gewesen, ihr gutes Recht zu vertheidigen. An die Vertheidigung des Rechtes anderer, an die Ahndung eines allgemeinen Unrechtes wagten sie gar nicht zu denken. Jede Rohheit, jede Gemeinheit, jede Unbilligkeit, jede Ungerechtigkeit an andern verübt, ließ sie kalt, oder veranlaßte sie nur zum Murren hinter dem Rücken der Thäter. Dies alles aber, nicht etwa, weil ihnen das Bewußtsein des Unrechtes abgegangen wäre, sondern weil ihnen der moralische Muth fehlte. Sie fürchteten, sich zu identifiziren mit einem Geringeren, an dem ein Höherer das Unrecht beging — als ob das Unrecht deshalb besser würde, wenn es der höher am niederer Gestellten übt, — sie wollten nicht auffallen, nicht in der Leute Mund kommen, sie wollten nicht anstoßen, sie wollten sich die Freundschaft, die Gunst, die Kundschaft nicht verscherzen, sie fürchteten ein nichtiges Vortheilchen zu verlieren und vor allem scheuten sie davor zurück, sich einen zum Feinde zu machen, weil der ja einmal ihrer Person schaden könnte. So ließen sie denn das Unrecht ungerügt, diese physisch muthigen Männer und moralisch feigen Memmen.

Wer wollte aus diesem, nach dem Leben gezeichneten Bilde nicht ersehen, daß der moralische Muth hoch über dem physischen steht! Und wer würde nach allem bisher Gesagten nicht leicht einsehen, daß der Krieg nicht nur nichts zur Entwickelung des moralischen Muthes beiträgt, sondern daß er die Heranbildung desselben ganz unmöglich macht!? Der Krieg mit seiner Verneinung der Moral ist auch der ärgste Feind des moralischen Muthes. Der kann auch nur durch eine sorgfältige Bildung des Willens und Gefühls, d. h. durch tüchtige Charakterbildung und durch Belehrung über die gegenseitigen Pflichten und Rechte der Menschen entwickelt werden.

Der Krieg ist seinem ganzen Wesen nach unbefähigt, große gute Eigenschaften zu zeitigen. Die wenigen, welche er bei Wenigen wirklich entwickelt, verschwinden gegen das wüste Heer der schlechten Eigenschaften, die er bei den Meisten zur strotzenden Reife bringt.

Wir kommen also auch gegenüber den weltlichen und afterwissenschaftlichen Vertheidigern des Krieges zu dem Schluß:

Der Krieg ist kein Erziehungsmittel, sondern ein Mittel des Verderbens der Völker.

Zur Entwickelungsgeschichte des New-Yorker Miethshauses.

Von H. W. Fabian. Schluß.

Der Unterschied zwischen deutschem und amerikanischem Wohnhausbau.

Hinsichtlich der Grundstück- oder Loth-Eintheilung sind die bereits bebauten Theile der deutschen Städte gegenüber den englischen und amerikanischen bedeutend im Vortheil, wie auch in Ansehung der Methode der Bebauung derselben. Man ist in Deutschland längst zu Grundrissen von bedeutendem Flächeninhalt und respektabler Straßenfront übergegangen, so daß Häuser von nicht mehr als 25 Fuß Front, es sei denn, daß sie noch aus dem Mittelalter stammen, dort kaum noch vorhanden sind. Ganz dunkle, oder nur so nothwendig mit Luft und Licht versorgte Zimmer, wie die mittleren Räume der New-Yorker Tenement- und Flathäuser, kennt man im deutschen Miethhause nicht, auch würden dieselben gesundheitspolizeilich nicht gestattet sein. Die Zimmer der deutschen Wohnungen sind im Allgemeinen größer als die der amerikanischen Wohnhäuser, und an Stelle der dunklen, unventilirten Closets hat man in den ersteren Schränke uud diesbezügliche Möbel zur Anwendung gebracht, die denselben Zwecken dienen und genügen, ohne daß die vier Wände des Zimmers dadurch eine Einschränkung erleiden. Ebenso sind mit der Haus-Drainage direkt in Verbindung stehende Apparate in den eigentlichen Wohnräumen in der deutschen Wohnung strenge ausgeschlossen und auf die separate Küche, die nur zu spezifischen Küchenzwecken benutzt wird, auf das Badezimmer und den Watercloset raum, sowie auf etwaige Toilettenzimmerchen beschränkt. Ferner sind die deutschen Wohnungen von einander durch Vorhallen und Privat-Korridore getrennt, von welchen man in jedes einzelne der Zimmer zu gelangen vermag, ohne daß es, wie in den amerikanischen Wohnungen, nothwendig ist, zugleich andere Zimmer zu passiren.

In Bezug auf die Bauart ist zu bemerken, daß im Baue der deutschen Miethshäuser ungleich mehr Solidität steckt, als in den amerikanischen Tenement- und Flathäusern, nicht nur in Bezug auf die Konstruktion der Zwischenwände, die, wenn sie Fachwerkwände sind, in Deutschland stets ausgemauert sein müssen, und in Bezug auf die Mauern, sondern namentlich auch im Hinblicke auf die Decken-Construction. Alle deutschen Zimmerdecken sind, wenn nicht ganz, so doch halb mit trockenen, erdigen Stoffen ausgefüllt, oder mit Lehm und Stroh ausgestaakt. Dadurch wird die Decke allerdings eine viel schwerere, aber auch eine weit weniger feuergefährliche und viel weniger durchdringlich für die verdorbene aufsteigende Luft, die alle Stockwerke passirt, wenn nicht Vorbeugungsmaßregeln getroffen sind.

Aus dieser stärkeren Decken-Construction folgt von selbst wiederum die stärkere Construction der Mauern und Wände, wozu noch eine bessere und werkmäßigere Verarbeitung der Holz- und Maurermaterialien kommt, weshalb das deutsche, städtische Wohnhaus stets mehr Stabilität zeigt als das amerikanische Tenement- und Flathaus, wie es auch dem Winde und Wetter besser widersteht. Ein wesentlicher Unterschied besteht ferner in der Auffassung des Kellers, der in keinem deutschen Miethshause

fehlt, und unter welchem man ein mit Gewölben möglichst luftdicht abgedecktes Untergeschoß versteht, dem in gesundheitlicher Beziehung die Aufgabe zufällt, die dem Erdboden entsteigenden gesundheitsschädlichen Dünste aus den bewohnten Stockwerken fern zu halten. In den amerikanischen Tenement- und Flathäusern baut man derartige Kellergeschosse dagegen gar nicht, vielmehr wird die Decke des untersten Geschosses, auch wenn es nicht bewohnt wird, ebenso leicht und luftdurchlässig, oder womöglich noch leichter construirt, als die übrigen Decken. Man läßt hier nämlich oft die untere Schaalung und den Putz fort, so daß nichts weiteres als Balken und Fußboden den ganzen Bestand der Kellerdecke bilden. In Bezug auf die Konstruktion der Treppe ist zu bemerken, daß beispielsweise in Berlin die Haupttreppe eines Neubaues sowohl, wie das Haupttreppenhaus, gesetzeshalber feuersicher errichtet werden muß, obgleich man daselbst die Treppen viel breiter und viel heller baut als hier in New-York. Allerdings verlangt man in New-York wohl die Errichtung sogenannter „Fire Escarpes" resp. eiserner Balkone, die mit einander durch eiserne Leitern verbunden sind, und diese Vorschrift ist gewiß eine recht gute, aber sie reicht, wie wir erst kürzlich mit Schrecken gesehen, doch bei weitem nicht aus, um die so ungenügende Construction der Treppe, wie überhaupt die so sehr feuergefährliche Bauart des Innern der hiesigen Häuser, auch nur in annähernd befriedigender Weise zu paralysiren.

In Ansehung der Unzulänglichkeit der hiesigen Baugesetzgebung ist weiter zu bemerken, daß die Architekten in Deutschland längst angehalten sind, der Baupolizei mathematische Stabilitäts-Nachweise aller von Bedeutung erscheinenden Constructionen vorzulegen, während man hier derartiges nicht kennt, sich demgemäß auf das sogenannte praktische Gefühl verläßt und daher auch verhängnißvolle Fehler an der Tagesordnung sind. Es hätte aber keiner Ereignisse von so verheerendem und vernichtendem Charakter bedurft, wie des Einsturzes der Buddensick'schen Neubauten, des Tenementhaus-Brandes an der ersten Avenue und des Häuser-Zusammensturzes nebst darauffolgender Feuersbrunst an der Brooklyner Atlantic Avenue, um diese Aufmerksamkeit wachzurufen. Jedes Kind in New-York weiß es, daß innerhalb des Weichbildes der riesigen Stadt etwa die Hälfte der darin heimischen Menschen sich in beständiger Lebensgefahr befinden, daß sie wie unter einem Damokles-Schwert wohnen, schlafen und arbeiten, und daß das weitaus grössere Wunder darin besteht, daß solche entsetzliche Katastrophen, wie die erlebten, noch verhältnißmäßig so vereinzelt auftreten, als darin, daß sie sich überhaupt von Zeit zu Zeit ereignen. Wohin eine ungenügende Baupolizei-Gesetzgebung in Verbindung mit der Thatsache korrupter Inspektoren führt, daß hat insbesondere der Fall „Buddensick" bewiesen, weshalb es endlich an der Zeit wäre, daß die Bevölkerung einmüthig darauf dringe, daß eine diesbezügliche „Bürgerdienst-Reform" energisch und sogleich zur Durchführung gebracht werde.

So mancherlei die Vortheile eines deutschen Miethshauses gegenüber den amerikanischen Tenement- und Flathäusern sind, so weit stehen doch die Deutschen wiederum gegen Engländer und Amerikaner zurück in Bezug auf die innere praktische Einrichtung der Wohnungen und den Comfort ihrer Ausstattung. Wenn eine Teppichdecke unter dem Tische oder vor dem Bette in der deutschen Wohnung bereits zu den Luxusgegenständen gerechnet wird, so finden wir in Amerika selbst die Haustreppe und die gesammten Fußböden der besser situirten Arbeiterwohnungen mit Teppichen belegt, was dem ganzen Innern des Hauses einen warmen, anheimelnden und mehr wohnlichen Charakter giebt. Die diesbezügliche Verschiedenheit ist keineswegs nur in der größeren Armuth des deutschen Volkes begründet, vielmehr handelt es sich hierbei um gegensätzliche Systeme, indem der Deutsche sein Augenmerk vor allem auf einen schönen und oft reich parquettirten Holzboden richtet, während der Engländer und Amerikaner selbst mit dem schlechtesten Fußboden verlieb nimmt, da er ihn doch überdeckt und deshalb einen weichen und reich in Farben und Arabesken durchwirkten Teppich verlangt.

Wenn sich die deutsche Hausfrau mit Recht nicht daran gewöhnen kann, daß ihr in der amerikanischen Arbeiter-Wohnung keine spezielle Küche zur Verfügung steht, so kann doch die Amerikanerin mit eben so vielem Rechte die Deutsche bemitleiden, weil sie die prachtvollen Einrichtungen des Dumbwaiters, der Washtubs, des Boilers und andere Bequemlichkeiten nicht kennt. Auch in Bezug auf den Kohlentransport, bei welchem sich der Deutsche meist hilflos benimmt, könnte derselbe von dem Amerikaner lernen, dessen Kohlenkarren sich durch bloßes Kippen entleert, während die Kohlen hierbei in eben so mechanischer Weise durch einen Schacht, der im Trottoir beginnt und mit einem Deckel versehen ist, in den Keller gelangen.

Zu empfehlen ist auch die Methode der Asche-Entäußerung, wie sie in neuerer Zeit in den amerikanischen Wohnungen in Anwendung kommt, und die in der Einrichtung blecherner Kanäle besteht, durch welche die Asche in Kammern des Kellergeschosses hinabfällt, die nach Bedürfniß entleert werden.

Hinsichtlich der in der äußeren Architektur zur Verwendung gelangenden Materialien sei bemerkt, daß man im Allgemeinen hier in der zunächst sichtbaren Façade bessere Stoffe, als in Deutschland verwendet, indem schon das zur schnelleren Verwitterung führende Klima hier einen ausschließlichen Rohbau in Steinquadern oder Backstein bedingt, während man in Deutschland mit Putz-Façaden auskommt, und deshalb auch, der Billigkeit halber, sie zur Anwendung bringt. Ebenso wird, während man die Mansardenzimmer, Dachrinnen, Gesimse ꝛc. in Deutschland von Zink macht, hier zu den nämlichen Zwecken das viel stärkere nnd widerstandsfähigere, galvanisirte Eisenblech verwendet, und geht man in der neuesten Zeit selbst zur Verwendung des Gußeisens für diese Zwecke über. Mitbedingt mag der amerikanische ausschließliche Rohbau aber noch dadurch sein, daß man sich hinsichtlich des Stils im Allgemeinen an die englische Gothik angelehnt hat, welche reelle Stoffe verlangt und, im Gegensatz zu der blos scheinenden Putz-Architektur, immerhin eine wirkliche Architektur ist.

Erwähnt mag noch ein Unterschied werden, welcher in der Behandlung des Kellergeschosses besteht, indem in den deutschen Städten die Frontmauer des Hauses zugleich die Grenzmauer des Kellers ist, während man in Amerika bei den fortgeschrittenen Wohn- und Geschäftshäusern die Kellergeschosse bis zur Grenze des Trottoirs erweitert und unter dieselben meistens die Dampfkessel für die Heizung und den Betrieb der Maschinerien plazirt, insofern solche zur Anwendung kommen. Dieser Ausbau des Kellers erscheint nicht nur praktisch in Bezug auf die Raumausnutzung, sondern ist auch in gesundheitlicher Hinsicht von Vortheil, da er die Frontmauer des Hauses trocken und frei legt, was sonst erst durch besondere Schachte erreicht werden kann. Ebenso erscheint die aus diesem Kellerausbau entspringende, neue Art der Trottoir-Belegung höchst praktisch und nachahmenswerth, da die gußeisernen Rahmen mit den dichtgesäeten Glasaugen darin eine ausgezeichnete und gleichmäßige Beleuchtung des darunter liegenden Kellers mit sich bringen.

Trotz dieser mannigfachen kleineren Annehmlichkeiten und sinnreichen Vortheile, welche die amerikanischen Flat- und Tenement-Häuser vor den deutschländischen Mieths-Häusern voraus haben, bleibt doch der unschätzbare Hauptvorzug der letzteren den amerikanischen gegenüber der: daß in den ersteren alle Zimmer luftig und hell sind, also nie mehr, als zwei Räume hinter einander liegen, während man in den New-Yorker Wohnungen selbst fünf bis sieben Zimmer hinter einander antrifft, von welchen den mittleren nur durch bloße „Schachte" eine Spur von Luft und Licht zugeführt wird. Es hat sich zwar dafür in Berlin das System der Hinterhäuser für die ärmere Bevölkerung entwickelt, was auch nicht gerade empfehlenswerth ist. Aber es dürfen dort doch die Höfe nicht unter ca. 800 Quadratfuß Flächenraum haben, was riesig ist gegenüber der 16 oder 20 Quadratfuß haltenden Schachtfläche, die in New-York für die mittleren Zimmer der Tenement- und Flathaus-Wohnungen gesetzlich verlangt wird.

Aus diesem von Grund aus verfehlten Bau-System, in Verbindung mit den Gefahren des Klima's, wird es denn auch

erklärlich, wie es kommt, daß in den New-Yorker Tenementhaus-Distrikten die Sterblichkeit der Kinder, insbesondere in den Sommermonaten, trotz der Thätigkeit von eigens dafür seitens der Stadt bestellten Spezialärzten, eine geradezu unerhörte ist.

Ein Schritt in der rechten Richtung.

Es hat nun, um den sanitären und baulichen Uebeln dieser Tenementhaus-Distrikte in der Stadt New-York auf den Grund zu kommen, der Staat New-York eine Kommission eingesetzt, der die Aufgabe gestellt ist, einschlägige Untersuchungen vorzunehmen und der Legislatur Vorschläge zu unterbreiten, wie die vorhandenen Mißstände zur Beseitigung gebracht werden können. Die Kommission hat auch bereits recht dankenswerthes Material durch ihre Arbeiten zu Tage gefördert, und es steht zu hoffen, daß bei der Sache doch wenigstens etwas herauskommen wird. Allein soviel ist gewiß, daß, so lange man nicht die gesammte historische Entwickelung des städtischen Miethshauses und das in derselben verkörperte Prinzip in sich aufgenommen hat, man nicht im Stande sein wird, das Uebel bei seiner Wurzel zu fassen und solche Neuerungen zu empfehlen, mit deren Hilfe man wirklich im Stande sein würde, bessere und menschenwürdigere Zustände zu schaffen.

Die Genesis des „Apartment"-Hauses.

Die Miethspreise der im Eingang geschilderten verschiedenartigen Wohnungen variiren von etwa 8—100 Dollar pro Monat. Leute, die noch mehr für eine Wohnung aufzuwenden vermögen, wohnten bis noch vor ganz kurzer Zeit ausschließlich in Privathäusern, wobei zu bemerken ist, daß, da ein solches Wohnen in den besseren Stadttheilen ein sehr kostspieliges ist, die Lot- und Hausbreite oft nur 17 Fuß, ja bisweilen nur $12^1/_2$ Fuß, an Stelle des sonst üblichen Maßes von 25 Fuß, beträgt. Doch auch in das Wohnen dieser wohlhabenderen Leute (Millionäre ausgenommen, welche eigene Paläste inne haben) hat das im Miethshause verkörperte Prinzip des gemeinschaftlichen Wohnens mehrerer Familien in einem größeren Hause eine Bresche geschossen, und es tritt mit den in New-York in der neuesten Zeit gleich Pilzen aus der Erde schießenden „Apartment"-Häusern eine Art des Wohnens auch für reiche Leute in die Erscheinung, welche berufen sein dürfte, das Prinzip des Einzelwohnens als ein immer mehr unzweckmäßiges und veraltetes bei Seite zu schieben.

Hauptsächlich waren es die mit der Entwickelung des großen Geschäftshauses gegebenen Vortheile und Annehmlichkeiten, welche auch in Bezug auf das Wohnen den Wunsch wachrufen mußten, zu ähnlichen Fortschritten und Bequemlichkeiten zu kommen.

Die wahrhaft großartig und brillant eingerichteten neuen Geschäftshäuser der unteren Stadt hatten gezeigt, daß dunkle Räume und enge Treppen vermieden werden können, wenn man das System der 25 Fuß-Lots verwirft, mehrere Lots zusammenbringt und auf der so erhaltenen größeren Grundfläche ein größeres Haus an Stelle der mehreren kleineren Häuschen errichtet. Der „Office-Herr" gewöhnte sich so an helle und luftige Räume, an breite, natürlich oder künstlich durch Gas oder Electricität reichlich beleuchtete Korridore und Treppen, an bequeme „Elevators", die den Besucher mühelos in jedes Stockwerk auffahren, und an die, alle Räume und Gänge angenehm erwärmende Dampf-Heizung. Daneben fand es der Office-Inhaber sehr vortheilhaft und bequem, daß er mit allen diesen Dingen, wie mit der Reinigung der Office-Räumlichkeiten, der Besorgung von Handtüchern und der Wäsche derselben, mit der Versorgung von Eiswasser zum Trinken während der heißen Sommermonate, mit der Instandhaltung der Water-Closets, der Wasser- und Gas-Leitung 2c., sich nicht das Geringste zu thun zu machen brauchte, sondern alles das dem Dienstpersonal des Hauses bestens und gewissenhaft unterstellt fand.

Auch die Frau, welche den Gatten in seinen Office-Räumlichkeiten besuchte, fand, nachdem ihr derselbe von all' diesen angenehmen und nützlichen Dingen erzählt hatte, dieselben ausgezeichnet, und Mann und Frau begannen daher bald, sich in ihrer Familien-Wohnung unbehaglich zu fühlen. Der Frau gefiel das Treppensteigen nicht mehr, auch wurden ihr Treppen und Gänge zu eng, und erst recht fand das Ehepaar es miserabel, daß die in jedem Stockwerk vorhandenen mittleren Räume so ungenügend mit Luft und Licht versehen waren. Auch die Heizung erachtete man für unzweckmäßig, selbst wenn man Luftheizung hatte, und ebenso war man sich darüber klar, daß man verhältnißmäßig viel zu viel Bedienungs-Personal bedürfe, um auch nur annähernd diejenigen Annehmlichkeiten zu erreichen, welche in einem großen „Office House" gegen Miethe ohne jede persönliche Mühewaltung und Verantwortung geboten wurden.

Wahre Kulturkämpfer.

Die Ritter vom deutschen Orden in ihrem Wollen und Wirken.

Von Dr. Max Vogler.

Schluß.

II. Am Ostseestrand.

Leuchtendes Meergold nannten die Römer den gelben, glänzenden Bernstein, den hoch im Norden die wogende Meeresfluth auf den Sand des Ostseestrandes warf, und den dort oben ein ihnen bis dahin fremdes, kernhaftes Volk vor den Bildern seiner Götter als Holz entzündete und an die seitwärts wohnenden Völker verkaufte. Es war im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt, als Handelsleute von jenseits der Alpen, zu denen der Ruf von der wundersamen Schönheit des Bernsteins gedrungen, nordwärts zogen, um dort das „leuchtende Meergold" zur Zier der Waffen und Hausgeräthe der Kaiser einzukaufen. Besserer Verbindung nach dem Bernsteinlande wegen legte man von dem Haupt-Waffenplatz der Römer an der Donau aus eine Handelsstraße an, welche den Waagfluß und die Weichsel entlang bis an die Ostseeküste hinaufführte.

Römischen Schriftstellern, vor allen Plinius, Tacitus und dem Geographen Ptolomäus, verdanken wir denn auch die älteste nähere Kunde über die Küstenbewohner des baltischen Meeres, von denen die Bernsteinhändler ihren Zeitgenossen erzählten. Danach waren das Volk, welches westwärts vom Weichselstrom wohnte, die Getten, während die Völkerschaft, die sich im äußersten Osten niedergelassen hatte, deshalb Ostleute, Aestier genannt wurden. Obgleich beide dem indo-europäischen Sprachenstamm angehörend, bildeten diese Getten und Aestier doch zwei verschiedene Völkerzweige. Sie hatten von Alters her ihre Urheimath in Hochasien verlassen und waren durch den Kaukasus nach Europa ausgewandert, wo sie sich zwischen dem Weichselstrom und den Mündungen der Memel und der Düna an der Ostsee niederließen. Schon dreihundert Jahre vor der Geburt Christi war der Seefahrer Pytheas aus Massalia in Gallien an diesen Küsten gelandet und hatte über jene Völker berichtet, daß sie Bienenzucht und Getreidebau trieben und den Bernstein am Meeresstrande sammelten.

Jahrhundertelang wohnten die Getten und Aestier, durch den Pregelfluß getrennt, in Eintracht bei einander, und eine gemeinsam ihnen drohende Gefahr zwang sie dann in der Vereinigung zu einem einzigen Volk sich stärker und widerstandskräftiger zu machen. Nach dem Sturz des großen Gothenreiches am Ende des vierten Jahrhunderts nach Christi schoben sich nämlich die Slaven, von denen ein Zweig, die Wenden (Veneder), am Dniester gesessen hatte, von der Donau her nach dem Lande

zwischen der Weichsel und Oder vor, zogen unter dem Namen Lechen bis an den Strand der Ostsee hinauf und drängten überall die dort wohnenden Völkerschaften, die Burgundionen, Rugier und Lemovier, aus ihren Niederlassungen. Diese Lechen faßten zum Theil im oberen Land, „Pole", festen Fuß und nannten sich danach Polen, während die anderen sich am Gestade des baltischen Meeres niederließen und aus diesem Grunde hernach den Namen Pommern, Meer-Anwohner, führten. Zu Beginn des sechsten Jahrhunderts nach Christi waren die Getten und Aestier in dieser Weise von ihnen feindlichen, slavischen Völkerschaften umgeben, sie hatten darum eine dringende Veranlassung,, sich zu einem Volke zusammen zu schließen und errichteten an der Weichselmündung die Schutzburg Gothiscanzea (Danzig).

Die Vereinigung der Getten und Aestier vollzog sich durch die Gründung eines gemeinsamen Gottesdienstes, indem man darin übereinkam, daß die letzteren, welche Sonne, Mond und Sterne anbeteten, diesem Sternendienst entsagten und in einem einzigen Heiligthume zu Romowe den drei Gottheiten der Getten, dem Feuergott Porkuno, dem Schützer des Ackerbaues Potrimpos und dem Gotte des Todes Pikullos opfern sollten. Ein uralter Eichbaum an der Westküste des Samlandes, wie damals das Land an den Mündungen der Weichsel und der Memel hieß, wurde zum Wahrzeichen dieser Vereinigung, indem man in seinen Aesten die Bildnisse der genannten Götter aufstellte, wobei die beiden Völker schworen, keine andere Gottheit anzubeten, den Gettenfürsten aber als Kriegsoberhaupt und den obersten Priester der Aestier, den sogenannten „Grive Grivnito", als Richter und höchsten Priester anzuerkennen. Nach der Bezeichnung des Griven und seiner Gefährten, welche Pruzze, d. i. die Klugen, Wissenden hießen, wurden beide diesen Priester-Königen anhängenden Völkerschaften, seitdem sie das Land zwischen der Weichsel und Düna inne hatten, von den Umwohnenden Pruzzen (Preußen) genannt. Ihr Land ward in elf Landschaften: Kulmland, Pomeranien, Pogesanien, Ermland, Natangen, Barterland, Galindien, Sudauen, Nadrauen, Scholauen und Samland eingetheilt; die Bewohner selbst standen, was die sehr niedrigen, hier angedeuteten Religionsbegriffe und die gänzliche Unbekanntschaft mit Kunst und Wissenschaft betrifft, auf einer noch sehr tiefen Kulturstufe, wie etwa die heutigen Naturvölker Polynesiens und die alten Germanen vor der Völkerwanderung. Sie werden äußerlich als groß, stark und schlank, blond und blauäugig geschildert, von weißer Hautfarbe und starkem Bartwuchs, der nie angetastet wurde. Jeder Preuße mußte Kriegsdienst leisten; als Waffen dienten ihm Keule, Schleuder, Wurfspieß und Streitaxt, später, als sie diese Kriegswerkzeuge von ihren Feinden kennen lernten, auch Schwerter, Lanzen und Schilder. Wenn sie in den Krieg zu ziehen beabsichtigten, so versicherten sie sich zuerst eines Gefangenen, banden ihn an einen Baum und erschossen ihn, worauf sie das schnellere oder langsamere Fließen des Blutes je nachdem als Zeichen eines glücklichen oder unglücklichen Feldzuges deuteten. Sie kämpften weniger gern in offener Schlacht als sie ihren Feinden durch Auflauern und Ueberfälle aus Hinterhalten, durch Raubzüge, durch Plünderungen und Verwüstungen, Verluste und Nachtheile zufügten. Hatten sie einen Sieg errungen, so wurden die ausgelosten Gefangenen entweder vor den Bildern der „Dreigottheit" erschlagen oder in voller Rüstung zu Pferde den Flammen übergeben oder zu Sklaven gemacht; die verwundeten, zu Kampf und Arbeit unfähig gewordenen eigenen Krieger aber mußten sich selbst den Tod geben.

Von den Sitten und Gebräuchen der alten Pruzzen hier noch folgendes.

Der Mann durfte mehrere Frauen besitzen und seine kranken Kinder und Frauen tödten; die letzteren waren überhaupt in jeder Hinsicht dem Familienoberhaupte untergeordnet, der Mann konnte sie verstoßen und tödten, ohne daß er darüber irgend jemandem Rechenschaft abzulegen oder gar sich zu verantworten gehabt hätte. Der Mord eines Familiengliedes von anderer Seite jedoch wurde durch Blutrache gesühnt, der Diebstahl mit Todschlag oder Zerrissenwerden von Hunden bestraft. Gastfreundschaft achtete man als eine Tugend, die bei Todesstrafe nicht verletzt werden durfte. Die Todten wurden auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, vorher aber alles, was sie an Knechten, Mägden, Rossen, Waffen und Geräthen besessen hatten, zu dem Leichnam in die Flammen geworfen. Von den Thieren galten das Roß und die Schlange, als Lieblinge der Götter, für heilig, unter den Bäumen die Eiche. Den Griven war es verboten, Frauen zu besitzen, wer sich trotzdem verheirathete, hatte die Todesstrafe zu erwarten. Man hielt nur zwei religiöse Feste ab: das des Frühlings-Anfangs und der Erntefeier.

Ein paar Jahrhunderte nach der Vereinigung der beiden Völkerschaften hindurch vermochten die Pruzzen ihre Freiheit und Selbstständigkeit zu behaupten; dann aber begann für sie eine lange Zeit der Kämpfe, in denen sie diese und alle Eigenarten ihres Stammes vertheidigen mußten, auf die Dauer freilich ohne Erfolg.

Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts landeten zuerst Dänen an der Küste Samlands, wo sie eine Niederlassung gründeten und als Herren, „Withinger", die besiegten Pruzzen zu Frohndiensten zwangen. Als nachher, gegen den Ausgang des zehnten Jahrhunderts, die von den Pruzzen südlich wohnenden Polen das Christenthum angenommen hatten, kam auf Veranlassung des Herzogs Boleslaw, der sein Reich bis an die Küste der Ostsee auszudehnen strebte, der Prager Bischof Adalbert nach Samland, um auch die Bewohner dieses Landstriches zu bekehren, büßte aber dieses Unternehmen, als er den heiligen Hain von Romova betrat, mit dem Tode (im Jahre 997), und ein Gleiches widerfuhr zehn Jahre später dem Benediktinermönch Bruno von Querfurt. Nun fiel Boleslav in Pruzzien, wie man das Land von jetzt an nannte, ein, und zwei Jahrhunderte lang wehrten sich hierauf dessen Bewohner gegen die immer wieder erneuten Versuche der Polenfürsten, ihnen durch Blutvergießen und Greuel der entsetzlichsten Art die christliche Lehre aufzuzwingen. In ihrem verzweifelten Widerstand dagegen wurden die Pruzzen von den westlich vom Weichselstrom sitzenden Pommern unterstützt, die, obwohl sie Stammesgenossen der Polen waren, ebenfalls tapfer für ihre Unabhängigkeit die Waffen führten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts ließ sich jedoch auch der Fürst Subislaw von Pommern taufen, und mit ihm trat sein ganzes Volk zum Christenthum über. Sein Sohn Sambod wurde 1170 zum Stifter des Klosters Oliva (Oelberg) bei Danzig, und aus diesem ging der aus Freienwalde an der Oder gebürtige Mönch Christian hervor, der nunmehr seinen Plan, die Pruzzen für das Christenthum und die deutsche Kultur zu gewinnen, erfolgreicher als seine Vorgänger durchführte. Doch auch ihm konnte das bei der Zähigkeit, mit welcher die Pruzzen an ihrem Heidenglauben festhielten, nicht leicht werden. Papst Innocenz (Honorius) III. hatte den für sein Unternehmen begeisterten Mönch 1214 zum Bischof von Preußen (mit dem Sitz in der neuerbauten Burg Kulm) ernannt, und nun zogen Kreuzfahrer aus Deutschland, Böhmen, Polen und Ungarn nach Preußen, ohne indeß auch noch jetzt viel hier auszurichten; denn so bald sie, wenn sie erfolgreich vorgegangen zu sein glaubten, das Land verließen, zerstörten die Preußen die errichteten Kirchen — es waren deren bereits mehrere hundert gegründet worden — wieder und gingen gegen ihre bekehrten Landsleute auf die unbarmherzigste Weise vor.

Unter diesen Umständen versuchte es Bischof Christian mit einer Unternehmung, durch welche man schon kurz vorher in Livland dem Ziele näher gekommen war: er stiftete im Jahre 1225 im Verein mit dem polnischen Herzog Konrad von Masonien nach der Regel der Templer den „Orden der Ritter Christi" (gewöhnlich nach seiner Burg Dobrin zubenannt), dessen Brüder einen weißen Mantel mit rothem Schwert und Stern darauf trugen. Dieser Orden zählte zuerst vierzehn Ritter; aber obwohl er sich bald vergrößerte und in der Schlacht bei Strasburg heldenmüthig gegen die Preußen kämpfte, war doch auch er dem ebenso kräftigen Widerstand der letzteren nicht gewachsen. Die Ordensbrüder mußten sich nach der Niederlage bei dem oben

genannten Orte in ihre feste Burg Dobrin flüchten, der Orden wurde aufgelöst und schloß sich zehn Jahre später an die „Deutsch-Ritter“ an.

In der großen Begrängniß, in welcher er sich mit seinen Ordensbrüdern befand, faßte der Bischof Christian nämlich den Entschluß, sich um Hilfe nach dem „heiligen Lande“, an die Ritter vom deutschen Orden zu wenden, dessen derzeitigem Hochmeister Hermann von Salza er einst am Hofe Friedrich II. begegnet und mit welchem er seitdem befreundet war. Die Ausführung dieses Entschlusses bedeutete nichts mehr und nichts weniger als eine für den gesammten künftigen deutschen Norden hochwichtige That, die Inangriffnahme des großartigsten Kulturwerks, welches die sonst so trübe und abstoßende Erscheinungen zeigenden Kreuzzüge im Gefolge gehabt haben.

Der Hochmeister des deutschen Ritterordens befand sich damals gerade in Mailand, und dahin kamen im Jahre 1225 die Boten Bischof Christians, welche dem Orden das Kulmerland und das Gebiet von Löbau als Besitz anboten, wenn sie dort eine Kulturmission in Angriff nehmen wollten.

Die Deutschritter, welche seit 1198 durch die Gunst Kaiser Heinrich VI. den Templern und Johannitern gleichgestellt waren und die damals, wie wir gesehen haben, ihren Hauptsitz in Ptolomais (oder Akkon) hatten, standen den europäischen Verhältnissen nicht fremd gegenüber, denn sie besaßen bereits Besitzungen in Italien, Sizilien, Oesterreich, in den Niederlanden und in den meisten Gauen Deutschlands, insbesondere in Franken, Hessen und Thüringen; König Andreas von Ungarn hatte ihnen auch das wüste „Burgenland“ in Siebenbürgen, wo er vergeblich vorzudringen bestrebt gewesen, geschenkt, und hier war dem Orden vortrefflich Gelegenheit gegeben, im Kampf gegen die wilden Kumanen sich zu erproben.

Hermann von Salza war überdies zu der Ueberzeugung gekommen, daß bei der immer mehr abnehmenden Begeisterung der christlichen Völker für die heiligen Stätten des Morgenlandes die Sache der Christen daselbst verloren sei; konnte doch auch ein neuer Kreuzzug, zu dem Papst Clemens III. aufgerufen hatte, bei der Uneinigkeit der Kreuzfahrer und der Fehde, welche Kaiser Friedrich II. im Reiche auskämpfen mußte, nicht zu Stande kommen. Es dämmerte daher in Hermann von Salza selbst schon der Gedanke auf, den Hauptsitz des Ordens nach dem Abendlande zu verlegen, und so kamen ihm die Boten des Bischofs Christian gerade zur rechten Zeit. Der staatskluge Hochmeister erkannte sofort die Bedeutsamkeit der großen Aufgabe, die dem Orden in jenen nördlichen Gegenden zu erfüllen aufgegeben ward, er erlangte unschwer die Zustimmung des Papstes Honorius III. zu dem neuen Unternehmen, und sein Freund, Kaiser Friedrich II., stellte ihm im Hoflager zu Rimini eine Urkunde aus, vermittelst welcher nicht nur die Schenkung des Kulmerlandes bestätigt, sondern auch die Deutsch-Ritter zur vollständigen Eroberung Preußens ausdrücklich ermächtigt wurden, und zwar mit der Bestimmung, daß der jeweilige Meister des Ordens das zu erobernde Land als Reichslehen, jedoch „mit völliger Landeshoheit“, zu eigen besitzen sollte.

Unverweilt sandte nun Hermann von Salza im Mai des Jahres 1226 die Ordensritter Konrad von Landsberg und Otto von Saleiden mit achtzig Reisigen nach Masovien (Polen), um vor allem die Schenkung des Kulmerlandes und von Löbau an den Orden auch von dem Herzog Konrad bestätigt zu erhalten. Die obengenannten Ritter kamen gerade im Norden an, als die Polen durch die Preußen wieder eine Niederlage erlitten hatten, da griffen die wenigen Ordensleute tapfer ein und trieben die zahllosen Preußen über die Weichsel zurück und erhielten nun von dem unzuverlässigen und gelegentlich auch feigen Herzog Konrad die eidliche Zusicherung, auf das gesammte Preußenland zu Gunsten des deutschen Ritterordens verzichten zu wollen. Als Landmeister oder Verweser des Ordens nahm im Jahre 1228 Hermann von Balk vom Kulmerland Besitz, es wurden, um die Eroberung des Landes zu erleichtern und das Errungene möglichst zu sichern, überall wohlbefestigte Burgen erbaut, und in immer größerer Anzahl sammelten sich die deutschen Ritter am Strande der Ostsee auf einem Arbeitsfelde, wie sie es gleich bedeutsam und erfolgverheißend im Morgenlande niemals zu finden hoffen durften.

Ein Land der Zukunft?

Von Reinh. Rich. Köpp.

Während in der Entwicklung der Productionskraft der europäischen Landwirthschaft seit Jahren ein Rückgang bemerkbar geworden ist, entfaltet sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika dieser eminent wichtige Zweig menschlicher Thätigkeit in riesenhaftem Maße und stellt den Ueberfluß der dortigen Bodenerzeugnisse der alten Welt zur Verfügung. Die fortwährend steigende Production an Getreide läßt unschwer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die dereinstige Kornkammer Europas erkennen, was, abgesehen von anderem Grund, genug wäre, Deutschland zu bestimmen, seiner dorthin auswandernden Elemente nicht so ohne weiteres zu vergessen. Da einmal die Auswanderung sich nicht verhindern läßt, so sollte man wenigstens alles Mögliche thun, um zwischen den Ausgewanderten und deren Geburtsland möglichst lebhafte Beziehungen zu entwickeln und zu erhalten. Hingegen kann das in der jüngsten Zeit hervorgetretene Streben der Staatsregierung, nach den an der Grenzscheide deutscher Cultur gelegenen, allerdings von der Natur mit sehr fruchtbarem Boden gesegneten Provinzen „Posen“ und „Westpreußen“ Ansiedler zu dirigiren, als ein gefahrvolles Experiment bezeichnet werden. Der Staat nimmt hierbei eine um so größere Verantwortung auf sich, als dieser Versuch bereits vor sechszig Jahren — zu einer Zeit, wo zuerst deutsche Beamte nach der Ostmark des Reiches kamen und das Polenthum noch nicht eine so feste politische Organisation in Stadt und Land besaß — mit der Herstellung zweckmäßiger Land- und Wasserstraßen hätte begonnen werden müssen. Alles, was an deutschem Fleiß und Geld jetzt noch auf eine bloße Vermehrung des deutschen Elements in jenen Provinzen verwendet wird, geht vielleicht verloren, weil es zu spät kommt und die Wirkung nicht mehr zur Reife gelangen kann; zu spät, weil der von der hohen Politik allerwärts angeregte Rassenhaß und Nationalitätenhader immer weitere Kreise erfaßt und schließlich zur Katastrophe führen kann, deren Folgen die Ansiedler zu tragen haben würden. Um so begreiflicher ist es — und das sollten sich diejenigen Persönlichkeiten, gleichviel ob Staatsbeamte oder Privatpersonen, sagen, welche die zur Auswanderung Entschlossenen anderswohin zu lenken suchen — daß der Strom der Auswandernden nach Nordamerika geht und anwächst. Es geschieht dies ja aus keinem anderen Grunde, als weil das bereits in Amerika weit verbreitete progressiv wachsende deutsche Element durch seine unbestreitbare Prosperität eine mächtige Anziehungskraft auf jeden zur Auswanderung neigenden Deutschen ausübt. Ob es begründet ist, das man in gewissen Kreisen den deutschen Auswanderer lieber nach Brasilien gehen sähe, als nach der republikanischen Staatenunion, lassen wir dahingestellt sein, denn alle derartigen Herzenswüusche einzelner Klassen werden die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht hindern, ihre Mission in der Weltgeschichte zu erfüllen. Der Europäer, welcher die Vereinigten Staaten von Nordamerika bereist hat und die dortigen Einrichtungen — frei von der in der alten Welt üblichen und noch sehr verbreiteten Voreingenommenheit gegen alle amerikanischen Institutionen — beurtheilt, der wird mit lebhaftem In-

teresse die weitere Entwicklung dieses, über alle Beschreibung schönen und reichen Welttheils, als der Heimat künftiger europäischer Generationen, vorzugsweise germanischen Stammes, verfolgen.

Wir beabsichtigen nicht, die Auswanderung im Allgemeinen, noch speciell diejenige nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, bezüglich ihrer politischen oder privatrechtlichen Bedenken hier zu erörtern. Wir erblicken in der herrschenden Neigung zur Auswanderung aus allen centraleuropäischen Staaten das Bestreben der Menschen, sich Verhältnissen und Zuständen zu entziehen, die ihnen nicht zusagen. Dieser Strom mag zeitweise stärker oder schwächer fließen, aber aufhören zu fließen wird er nie mehr. Da es nun zur Verhinderung dieser Auswanderung nach der großen amerikanischen Union in unserer Zeit ein wirksames Mittel nicht giebt, so wird dieselbe sich angesichts der unvergleichlich günstigen Verhältnisse jenes Welttheiles, der ganz außerordentlichen Ergiebigkeit des Bodens und der unermeßlichen montanen Schätzen in allen Theilen dieses von zwei Weltmeeren bespülten Reiches von mehr als 3 Millionen Quadratmeilen englisch ganz naturgemäß steigern. Ein Reich, welches bei dieser Ausdehnung mit einer Bevölkerung von 50 Millionen Seelen, gleich 10 Millionen Familien, von seiner durch den furchtbaren Bruderkrieg 1860—64 entstandenen ungeheuren Staatsschuld im Betrage von nahezu 2845 Millionen Dollars bereits zwei Drittel getilgt hat; in welchem das stehende Heer ohne Genehmigung des Congresses die Stärke von 30,000 Mann nicht übersteigen darf, ein solches Reich bietet jedem fleißigen, arbeitsfähigen Menschen die sicherste Aussicht auf ein sorgenfreies Alter auch ohne staatliche Zwangsversicherung, Innungen und andere mittelalterliche Beglückungstheorien. „Für ein Land, wo der Ackerbau die Kapitalanlage noch mit 35 bis 45 Procent pro anno verzinst, bedarf es wahrlich keiner Auswanderungsapostel", nur ist es unbedingt erforderlich, daß über die Natur der einzelnen, die Union bildenden Staaten und Territorien Amerikas, respective deren Bodenbeschaffenheit, Klima und Cultur, insbesondere über die unglaublich reichen Hilfsquellen, welche in den letzten Jahren westlich vom Missouri zur Entfaltung gekommen sind, gerade bei der auswandernden Landbevölkerung der europäischen Staaten Aufklärung verbreitet werde; denn im Durchschnitt ist dieselbe über die einschlägigen Verhältnisse so gut wie gar nicht unterrichtet; eine Ausnahme mögen vielleicht Diejenigen machen, welche durch schon früher ausgewanderte Anverwandte ein ihnen genau bezeichnetes und beschriebenes Gebiet, über dessen Beschaffenheit sie mithin genau informirt sind, als ihr festes Reiseziel im Auge haben; wo für sie vielleicht schon das Ansiedlungsfeld gesichert ist. Solche Auswanderer bilden aber sicherlich eine kleine Minderheit der alljährlich nach Amerika strömenden Hunderttausend.

Die bereits angedeutete Culturmission des Westens, bezw. Nordwestens, wird am besten durch die Thatsache bewiesen, daß im Mai 1883 in Chicago für Rechnung eines englischen Consortiums der Ankauf von 1,500,000 Acres (circa 2,225,000 Morgen), im Staate Mississippi gelegen, zum Preise von 1,35 Dollars per Acre, in toto 1,975,000 Dollars, zum Abschluß kam. Ende desselben Monats haben der Herzog von Manchester und Lord Elphinstone ebenfalls in Chicago von der Canada-Pacific-Bahngesellschaft 5 Millionen Acres (circa 337 deutsche Quadratmeilen) Land erworben; zugleich lehren diese Ankäufe, daß man in England sowohl in Geschäftskreisen wie in denjenigen der hohen Aristokratie die Bedeutung Amerikas von dem allein richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet und in der allein richtigen Weise auszunutzen sucht.

Das Land befindet sich in der That, wenn man bei der Beurtheilung dieses Aufschwunges den Maßstab europäischer und zumal deutscher Geschäftsanschauungen anlegen wollte, in einer gefahrdrohend gedeihlichen Entwickelung. Die Lebenskraft und Stärke des Landes und seiner Bewohner übertrifft aber alle bisherigen Annahmen und Erwartungen, und die fortdauernd überaus günstigen Ernten, die für die Bevölkerung so reichliche und billige Nahrung bedeuten, daß die Möglichkeit des Selbstconsums undenkbar ist, erwecken und befestigen das Vertrauen in die Fortdauer dieser Prosperität; gleichzeitig werden fortwährend neue montane Schätze entdeckt, neue Eisenbahnen nach allen Richtungen hin ausgebaut, und bei dem herrschenden Geldüberfluß ist die Speculation nach jedem Krach immer wieder obenauf. Niemand hat Zeit oder Neigung, den Heulern um ihren Geldverlust an der Börse Gehör zu schenken, selbst nicht die hohe Obrigkeit!

Es giebt keinen Zügel, der stark genug wäre, um unter den gegebenen Verhältnissen das nordamerikanische Volk in seinem Streben aufzuhalten, und wenn ein Rückschlag eintreten sollte, so geschieht es nur infolge der überwältigenden Prosperität, und auch dann wird der Niedergang der Speculation immer nur von kurzer Dauer sein; es giebt da keinen dauernden Stillstand, wo die Einwandernden aus Europa fortdauernd zu Hunderttausenden in das Land strömen und der Nationalwohlstand durch den Zufluß an „Capital" und Arbeitskraft von Tag zu Tag wächst.

Wenn wir die Resultate der kurzen Geschichte dieses seit kaum mehr als hundert Jahren unabhängigen Volkes der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowohl in politischer wie in volkswirthschaftlicher Beziehung mit derjenigen der europäischen Nationen vergleichen wollten, so müßten wir vielleicht mit einer gewissen Beschämung der Manen unserer Vorfahren gedenken. Allein erzählt uns nicht jedes Blatt der Weltgeschichte, was die Menschheit seit Jahrtausenden in der alten Welt hat Alles ertragen müssen? Wenn wir dann dieser Leiden gedenken, versöhnt sich das Gemüth mit unseren Vätern, und neue Hoffnung erfüllt die Brust, daß das nimmer rastende Rad des Fortschritts zur Erreichung eines menschenwürdigen Daseins für Jeden endlich die Wahrheit und das Recht zur unumschränkten Herrschaft bringen werde. Vergessen wir nicht die kleinsten Geister der alten Welt; bedenken wir, daß viele ihrer edelsten Söhne an dem Aufbau und der Entwicklung der großen amerikanischen Nation mit thätig waren und noch sind, Männer, in deren Brust der Drang nach persönlicher Freiheit, die Begeisterung für die politische Gleichstellung Aller zu stark war, um das Leben des „beförderten Rückschritts" und im günstigsten Falle des „gehemmten Fortschritts" in der alten Welt ertragen zu können.

Dieses aus allen Nationalitäten zusammengewürfelte Volk, bei welchem wohl auch manche schlechten Elemente mit untergelaufen sein mögen, hat trotz mannigfacher Excentricitäten — selbst Schlimmeres mag vorgekommen sein — doch in allen großen Fragen klug und groß zu handeln verstanden und stets das Richtige zu treffen gewußt.

Was hat die französische Nation mit ihrer großen, blutigen Revolution im Vergleich zu dem Volke der Vereinigten Staaten von Nordamerika in hundert Jahren erreicht? Während Frankreich von einer Umwälzung in die andere verfällt und seit 1830 vier Revolutionen und fünf Kriege durchgemacht hat und jetzt abermals am Vorabende einer Revolution zu stehen scheint, während sein Handel und seine Industrie geradezu im Nothstande sich befinden, haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika — abgerechnet das letzte Aufflackern mittelalterlicher bourbonischer Velleitäten, die Revolution der ehemaligen Baumwollbarone 1860—64 — auf dem Pfade freiheitlicher Entwicklung in allen Beziehungen, wo es sich um die politische und wirthschaftliche Wohlfahrt des Volkes handelt, sich die erste Stellung unter allen civilisirten Nationen errungen. Auf diesem Wege giebt es keinen Stillstand mehr, und die nächsten Decennien werden zeigen, welchen Einfluß das Beispiel der amerikanischen Staatenunion schließlich auf die europäischen Verhältnisse ausüben wird.

Das Etatsjahr der Vereinigten Staaten endet stets mit dem 30. Juni, ein kurzer Auszug aus dem Abschluß für 1882/83 dürfte vielleicht für manchen europäischen Leser Interesse haben.

Die amerikanische Staatsschuld wurde während der erwähnten Etatsperiode um 137,823,253 Doll. = 578,857,662 Mk. vermindert, und hiervon sind allein im letzten Monat der Periode 18 Millionen Dollars getilgt worden.

Der Nettobetrag der Staatsschuld, abgerechnet den im Staatsschatz vorhandenen Baarbestand, war am 1. Juli 1883 noch 1551,091,207 Dollars.

Die verzinsltche Staatsschuld betrug 1883 zu derselben Zeit im Ganzen 1338,229,150 Dollar, hiervon werden 318¼ Millionen mit 3 Prozent, 32 Millonen mit 3½ Prozent und 738 Millionen mit 4 Prozent und noch 250 Millionen mit 4½ Prozent verzinst.

Die thatsächliche Verminderung an zinstragender Staatsschuld betrug für das Jahr 1882/83 125,581,250 Dollars, was eine dauernde Verminderung der Zinsenlast um 5,923,401 Doll. zur Folge hat. Der Umfang, bis zu welchem die jährliche Zinsenlast reduzirt worden ist, ergiebt sich aus folgenden Zahlen.

Als die Staatsschuld im August 1865 ihre höchste Ziffer erreicht hatte, da betrug die jährliche Zinsenlast nahezu 151 Mill. Dollars, nach dieser Rückzahlung betrug dieselbe noch 51,436,709 Dollars; mithin ist dieselbe in 18 Jahren um 108 Millionen, die Kapitalschuld aber um 1650,000,000 Doll. vermindert worden.

Die Einnahmen und Ausgaben der Vereinigten Staaten während des Etatsjahres 1882/83 werden nachstehend gegeben und mit dem vorhergehenden Jahre in Vergleich gebracht.

Einnahmen 1881/82.		
Zölle	Doll.	220,410,730
Staatssteuern	„	146,497,595
Diverse	„	38,616,925
Total . .	Doll.	405,525,250
Ausgaben 1881/82.		
Etatsmäßige	Doll.	125,559,038
Staatsschuldverzinsung . . .	„	71,077,207
Pensionen	„	61,345,194
Total . .	Doll.	257,981,439
Einnahmen 1882/83.		
Zölle	Doll.	213,534,240
Staatssteuern	„	144,330,351
Diverse	„	40,453,929
Total . .	Doll.	398,318,520
Ausgaben 1882/83.		
Etatsmäßige	Doll.	140,428,361
Staatsschuldverzinsung . . .	„	59,064,692
Pensionen	„	66,075,034
Total . .	Doll.	265,568,087

Der bekannte englische Industrielle und Staatsmann John Bright äußerte sich vor einiger Zeit in einer großen Versammlung von Arbeitern in Birmingham bezüglich der Finanzlage der Vereinigten Staaten und des daselbst herrschenden Schutzzollsystems etwa wie folgt:

„Die Frage, ob in den Vereinigten Staaten hoher Schutzzoll oder bloßes Finanzzollsystem herrschen soll, scheint sich der Lösung zu nähern; die Meinung für das letztere ist im Wachsen begriffen; Thatsachen, wirthschaftliche Thatsachen, welche unwiderstehlich sind, treten in den Vordergrund und fesseln die Aufmerksamkeit der Staatsmänner wie jedes gebildeten Mannes jener großen Republik. Es herrscht dort ein außerordentlicher Zustand der Dinge, wie ihn kein anderes Land in irgend einem Zeitalter der Welt jemals erfahren hat oder Jemand sich hätte träumen lassen. Es existirt ein wirklicher Ueberschuß im Jahres-Budget von 30 Millionen Pfund Sterling = 600 Millonen Mark. Der amerikanische Finanzminister, „der Beherrscher aller Sovereigns", arbeitet nur mit großen Beträgen, deren Größe wir am besten in jenem großen Ueberschußposten von 30 Millionen Pfund Sterling = 600 Millionen Mark ermessen und begreifen können, aber gerade dieser außerordentliche Ueberschuß der Jahresrechnung des Landes wird für die Schutzzollpartei verhängnißvoll, die Regierung weiß nicht, was sie mit dem Gelde machen soll; sie muß es entweder vergeuden oder durch Herabsetzung der Steuern verbrauchen. Obgleich man schon eine kleine Aenderung an dem Tarif bewilligt hat, wird doch der Druck noch stärker werden. Wenn der Wahlkampf beginnt, dann muß auch die Frage gestellt werden, welche die Parteien scheidet, denn ohne eine solche Frage ist ein Wahlkampf nicht möglich; da nun aber die Sklavenfrage für alle Ewigkeit erledigt und es tief in alle Herzen aller Millionen eingeprägt ist, daß Sklaverei niemals wieder auf jenem Kontinent geduldet werden soll, was wird dann, wenn die Frage über die Fortdauer der hohen Schutzzölle vor dem Forum einer Nation von 50 Millionen Einwohner zur Diskussion stehen wird, was wird dann das Resultat sein? Nun, ich glaube, man wird ein gut Theil Reden zu hören bekommen, vielleicht ein gut Theil davon wild und exaltirt, aber wenn dieses große Volk vor die Entscheidung gestellt sein wird, dann werden die Amerikaner dasselbe thun, was wir vordem gethan haben und es für das unveräußerliche Recht eines jeden Amerikaners erklären, wie es das unveräußerliche Recht eines jeden Engländers ist, sein Geld nach dem billigsten Markte zu tragen. Die Schutzzöllner in Europa berufen sich gegenwärtig mit Vorliebe auf das Beispiel der freien Regierung des freien Volkes von Amerika, wo ein Schutzzollsystem der schärfsten und strengsten Art herrsche, aber wenn die Vereinigten Staaten die Aenderung machen sollten, was voraussichtlich auch der Fall sein wird, dann würden diese und England ein Argument ganz anderer Art und anderer Kraft den Völkern Europas gegenüber bilden. Dann werden die Freihändler aller Nationen sagen: „Seht das Volk von England! Unter alter monarchischer Regierung prosperirt dasselbe mit dem Freihandelssystem, um das Volk in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, unter dem Banner der Republik, hat das Beispiel Englands befolgt." Sie werden aber ferner sagen: „Da wir versuchen, dem Beispiel dieser Völker in der Erstrebung politischer Freiheiten zu folgen, warum sollten wir ihnen nicht auf dem ebenso großartigen und nutzbringenden Pfade vollständiger Gewerbefreiheit zu folgen suchen? Die beiden größten Uebel Europa's sind: a) das System der hohen Zölle, der Zollkrieg und b) die „Armeen", der „Waffenkrieg"; beide sind zu allen Zeiten lästig, der Krieg der Heere zeitweise sogar mehr als lästig. Wenn man die Beseitigung der Zölle in Europa durchsetzen könnte, so würde der Vorwand für die Unterhaltung großer Armeen hinfällig werden. Wenn Frankreich und Deutschland im Jahre 1870 keine Zölle gehabt und die beiden Völker im täglichen freien Verkehr gestanden hätten wie die einzelnen Departments Frankreichs oder wie England und Schottland unter einander, dann würde es wohl kaum möglich gewesen sein, diese beiden großen Nationen wegen der müßigen Frage, „welcher europäische Prinz berufen sein solle, den Thron von Spanien zu besteigen", zu einem blutigen Kriege zu bringen."

Ob John Bright's Prophezeiung unter der Präsidentschaft Cleveland's in Erfüllung gehen wird, bleibt abzuwarten. Behält die Schutzzollpartei die Oberhand, dann werden Handel und Industrie in Europa in den nächsten Jahren schwer zu leiden haben, man wird die amerikanischen Industrien auf eine Stufe der Entwicklung bringen, von der man sich in Europa heute noch keine Vorstellung machen kann und will. Wenn dann im Laufe der Zeit die hohen Zölle in Amerika fallen, dann wird die europäische Industrie möglicherweise sich gegen jene nicht mehr concurrenzfähig zeigen.

Amerika wird seine Baumwoll-Production in wenigen Jahren verdoppeln und sofort verspinnen, weben, färben und bedrucken; heute schon bestehen in Texas in jedem kleinen Städtchen Spinnereien, während die Baumwoll-Industrie in England wie auf dem europäischen Continent sich in einer beängstigenden Krisis befindet. (Dtsch. Wsch.)

Die besten Gemüsesorten für den Hausgarten.

Zunächst seien unsere Leser darauf aufmerksam gemacht, daß der Dezember, spätestens der Januar, die beste Zeit sei, uns den für das kommende Jahr nöthigen Samen zu besorgen. Können wir dieses nun am Orte thun, so hat des immerhin den Vortheil, daß die dortigen Samenhändler die betreffenden für das Klima passenden Gemüsesorten kennen und führen. Sind wir zum Bezuge aus Erfurt oder Quedlinburg gezwungen, oder wollen wir die echt deutsche Mode mitmachen, daß alles fremd sein muß, um gut zu sein, dann tritt uns eine solche Sortenauswahl in den großen Catalogen entgegen, daß wir manchesmal nicht wissen, welche Sorte wir wählen sollen. Gehen wir daher einmal unsern Bedarf durch. Zuerst wollen wir Erbsen pflanzen und natürlich recht früh ernten. Da dürfen wir die alte frühe Maierbse wählen, welcher der Vorbote noch den Rang der Frühreife abläuft, später folgen Kentish Invicta und Daniel O'Rurke. Als Späterbse übertrifft keine die Schnabelerbse, welche jetzt auch wieder mit grünbleibenden Samen zu haben ist. Zum Trockenkochen ist bis jetzt die grünbleibende Folgererbse nicht überflügelt, wie als Einmacheerbse die Veitch's Perfection. Alle diese Sorten sind sogenannte „hohe" Erbsen. Wollen wir die an manchen Orten schwer käuflichen Erbsenreiser sparen, dann nehmen wir die beiden Buxbaumerbsensorten de grace, welche mit rundem wie runzlichem Samen vorhanden sind. Ach die Sorte Wunder von America haben wir vielfach mit Schoten beladen gesehen. Diese bedarf aber niedriger Reiser. Zu Zuckererbsen nehmen unsere Hausfrauen am liebsten eine weiß- oder grünschodtige Säbelerbse. Auch giebt es eine Zuckerbuxbaumerbse.

Zu Erbsen (Schotden) gehören Wurzeln (Möhren) und ist hier die kleine Pariser Carotte als beste frühe allseitig anerkannt. Wem das harte Herz derselben nicht behagt, nehme Carotte Nantaise, doch auch diese ist nicht ganz herzlos. Später folgt dann die dicke braunschweiger halblange Möhre oder die süße rote Altringhamwurzel.

Zu diesen wie zu manchen anderen Gemüsen gehört Schnittpetersilie und haben wir schon erwähnt, weshalb wir hier nur krausblättrige Arten (Myatts-Zier-) nehmen. Gleichzeitig mit dieser gedenken wir der Petersilienwurzel und hat hier die lange viele gute Eigenschaften für sich. Die kurze dicke wird zwar etwas früher dick, aber sie rostet mehr als die andere.

Der Petersilienwurzel steht am nächsten die Pastinacke, und ich habe hier die wunderbar benamste Studenten-Pastinacke sehr schön gefunden; hätte nicht ein Professor diesen Namen erfunden, wir könnten billiger Weise in Erstaunen gerathen, denn die Pastinacke hat nichts, was an das Studiosenthum erinnert. Ueber Pflanzenbenennungen soll man jedoch nicht streiten, da kommt noch viel größerer „Unsinn" vor. Sellerie und Porree kauft der Gartenbesitzer (ohne Mistbeet) wie schon gesagt am besten in Pflanzen vom Gärtner. Wollen wir ihn durchaus säen, so kaufen wir den dicken Brabanter Winterporree. Mit dem Sellerie ist es jedoch eine heikle Sache, da säet man die besten Sorten, den Naumburger Riesenknollsellerie, den Non plus ultra, und was kommt heraus bei aller Pflege? Kleines wurzeliges faltiges Zeug. Ja, der Sellerie ist ein Heimathkind, wo sich eine Sorte eingebürgert hat, wird sie riesengroß. Es wird für feine Haushaltungen der neue Apfelsellerie gelobt. Ist derselbe so schön wie die kleine Apfelkohlrübe, dann macht er dem Namen Apfel alle Ehre!

Da wir nun einmal bei den unterirdischen Gemüseschätzen sind, will ich gleich erwähnen, daß die Salatbeete nur dann schön ist, wenn wir sie in kleine runde Scheiben schneiden können, ist also hier die lange dunkelrothe Rübe die schönste. Wer kurz und dick liebt, hat in der Victoria-Beete eine herrliche, selbst die schönste Blattpflanzengruppe zierende Pflanze vor sich.

Sobald es einigermaßen warm wird, gelüstet uns schon nach erfrischendem Salat und ist hier die Auswahl derart schwer, daß wir nur wenige erprobte Sorten nennen können. Die Dippeschen Sorten, welche jedoch auch von Erfurter Firmen geführt werden, sind alle vorzüglich. Als recht früh haben wir stets den Steinkopf und den Prinzenkopf gewählt und im Sommer den Asiatischen, dem dann gegen Herbst der Perpignaner (Dauerkopf) folgt. Dem Staudensalat geht natürlich der Schnittsalat voran, den wir am hübschesten und zartesten krausblättrig wählen. Diesem noch voran geht der Feldsalat, den wir, wie es den Anschein hat, in diesem Jahre fast den ganzen Winter hindurch ansäen können. Hier ist der gewöhnliche grüne immer noch der Beste. Wer Liebhaber eines pikant bitteren Geschmackes ist, dem sind die Kressearten, sowohl die Gartenkresse als auch die s. g. amerikanische Kresse (Barbarea, benannt nach der heiligen Barbara) zu empfehlen. Von letzterer wird die Firma F. C. Heinemann eine neue Abart einführen: „Upland Cress", welche der Brunnenkresse am nächsten stehen soll.

Das Natur-Arbeitsproduct, das All-Eigenthum.

Von Dr. A. Theodor Stamm (Wiesbaden).

Luft, Licht, Gewässer und Erdboden sind nicht allein die Vorbedingung, sondern sie sind auch die nie zu entbehrende Allem nothwendige Grundlage unseres Daseins.

Sie sind das ohne irgend welche Menschenarbeit erzeugte Natur-Arbeitsprodukt, das der Gesammtheit geschenkte Ureigenthum.

Aber die Selbstgier der Mächtigen machte den Boden mit seiner Keimkraft, seinem ihm zufallenden Licht, seinen ihn durchfließenden Gewässern und seinen inneren Schätzen zum Privateigenthum.

Diese Anmaßung war die Grund-Handhabe sich unablässig fortererbender Menschen-Verknechtungen.

Schon im Alterthum führte das zur Menschenernährung nothwendige, den Inhabern die Uebermacht gebende Privat-Bodeneigenthum zur Sklaverei gleicher und noch verwandter Menschenrassen.

Die Privat-Bodeneigenthümer reizte nämlich vor allem der arbeitslose Gewinn, den sie vermöge ihres fingirten Rechtes erlangen konnten. Ihr Hauptstreben ging dahin, anstatt selber im Schweiße ihres Angesichts den Boden zu bearbeiten, sich hierzu möglichst viele weiße Sklaven als neues, ebenfalls individuelles Eigenthum zu sichern.

Die durch sie selbst und ihre Rechtsspießlinge fabrizirten Gesetze fehlten hierbei den Mächtigen nicht. So wurde denn das Ureigenthumsrecht der Gesammtheit dreist beseitigt, und das privateBoden-Eigenthum und Sklaven-Eigenthum durch die formelle Rechtstäuschung befestigt.

Dem Privat-Bodeneigenthum entsprang also die weiße Massensklaverei mit ihren boshaften Rechtssätzen, und ohne das Privat-Bodeneigenthum wäre demnach auch alles so geschaffene endlos scheinende Elend und die furchtbaren Kämpfe für die Beseitigung der Sklaverei vermieden worden.

Trotzdem nun nach vielen Jahrhunderten die weiße Massensklaverei endlich in's Wanken gerieth, gelang es doch der Gier der Privat-Grundbesitzer die Dinge so zu wenden, daß die Sklaverei im Mittelalter nicht beseitigt wurde, sondern nur in der Leibeigenschaft den etwas gemäßigteren Ausdruck fand.

Die dem Eigenthum dienenden Rechtsspießlinge, denen jeder Sittlichkeits-Schimmer hierbei fern blieb, codificirten jetzt wieder bereitwilligst die Leibeigenschaft und gaben derselben zum Vortheil der Privat-Grundbesitzer die Rechtsform.

Vermöge der Leibeigenen verblieben den Privat-Grundbesitzern die reichsten, arbeitslosen Einkünfte, die sie gewissenlos benutzten, ohne zu erwägen, daß sie Qualen und Thränen ihrer Mitmenschen konsumirten.

Nach vielen neuen Leid-Jahrhunderten versuchten die unterdrückten Volksmassen sich von dieser auf den Privat-Grundbesitz aufgepfropften Verknechtung wieder zu befreien.

Der Unterdrückung der so entstandenen Empörungen folgten die grauenhaftesten Mordthaten und unmenschlichsten Urtheilssprüche, mit denen gefällige Rechtsdiener den Mächtigen zur Hand waren.

Ohne die Fiktion des Privat-Grundbesitzes wäre auch der Plantagenbau mit zu Sklaven gemachten Negern in den überseeischen Ländern, wo nun einmal die Leibeigenschaft bei der Fülle noch Allen zugänglichen

Bodens und bei dem freien Verhältniß der Weißen unausführbar blieb, nicht entstanden.

Schiffe schickte man nach Afrika, die mit Hilfe der Negerjagden Neger einfingen, oder dieselben gegen Geschenke und Spottpreise von den Negerfürsten erhielten. Auf den Schiffen zusammengepfercht ging dann die schwarze Menschenwaare über den Ocean. Mochten viele unterwegs dahin sterben, es gab doch noch Profit genug durch den Verkauf der nicht Verendeten an die amerikanischen Privat-Grundbesitzer.

Daß die Juristen wiederum dienstwilligst mehr als einen schwarzen Kodex zur Befestigung der Negersklaverei zurecht zauberten, weiß Jedermann.

Die gräßlichen Kämpfe für die Abschaffung der Negersklaverei haben erst kürzlich in Nordamerika unter unseren Augen gewüthet.

Leider giebt es trotz der tausendjährigen tieftraurigen Erfahrungen über die Wirkungen des Privat-Bodeneigenthums*) noch jetzt neben den juristischen Schulen eine volkswirthschaftliche Schule, welche die Fiktion des Privat-Bodeneigenthums und das immer noch daraus entspringende namenlose Elend aufrecht erhalten möchte und den Boden als bloße Privat-Handelswaare hinstellt.

Der von der Natur geschaffene Grund und Boden wird von diesen vorgeblichen Rechts- und Volkswirthschafts-Lehrern als rechtliches Privat-Eigenthum betrachtet, also gerade so, wie durch Menschenarbeit geschaffene Werthe. „Man dürfe mit dem Grund und Boden als Privat-Eigenthum machen, was man wolle." Das Naturgeschenk, der Grund und Boden, das Ureigenthum der Gesammtheit, ohne das wir alle gar nicht existiren können, sei gar nichts als „eine Waare, wie jede andere Waare."

Mit solchen Irrlehren versuchen die Privat-Grundbesitzer ihre riesigen und für sie absolut arbeitslosen Grundzinsen und direkten arbeitslosen Kapitals-Vermehrungen durch Bodenwerths-Steigerungen zu sichern.

Die rücksichtslose Geldherrschaft und die daraus resultirende furchtbare bedrohliche gesellschaftliche Aufregung unserer Zeit ist hauptsächlich durch den Privat-Grundbesitz hervorgerufen worden.

Sahen wir nicht die tollen Mord- und Zerstörungsscenen, die in Frankreich mit seinem zum Theil parzellirten Privat-Grundbesitz und dem daraus folgenden Bodenschacher, Hochhäuserbau und engstem, unwürdigstem, theurem Wohnen gewüthet haben?

Bildeten nicht überhaupt in den letzten Jahrzehnten die schreckenhaft verorientalisirten, d. h. verunsittlichten, Europäer unter halszuschnürender Beeinträchtigung und Krankheit, Noth und Tod der Bevölkerungen die arbeitslose Boden-Emporwucherei zu ihrem Privat-Lieblingsgeschäftchen heraus?

Daß das nicht so bleiben darf, fühlt jeder rechtliche Mensch, jeder Einsichtige wünscht die baldige, friedliche Reform.

(* Zuerst geschichtlich und volkswirthschaftlich dargelegt in der „Erlösung der darbenden Menschheit." (Erste Auflage 1870/71. Dritte Auflage 1884 Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. Stets vorräthig in der Expedition der „Neuen Welt", Breslau, Thiergartenstraße 222.)

Amor im Pelz.

Phantasie einer Neujahrsnacht von L. Meiche.

Profit Neujahr! Die Gläser klingen, leuchtende Sterne funkeln in mondheller Winternacht, und über die glitzernden Fluren hin tönt der feierliche Gruß der Glocken, wundersames Empfinden weckend in den Herzen der Menschen.

Und aus dem überschäumenden Pokal, gefüllt mit Hoffnung, Liebe, Glück und Erinnerung schlürft in diesem Augenblick lüstern die begehrliche Menschenseele. Lichte Gestalten durcheilen zu gleicher Zeit die Hütten der Erdenbewohner, es sind Göttinnen der Lebensfreude, der Erinnerung und Versöhnung.

Und wenn Ihr ein wenig aufpaßt, so werdet Ihr sehen, wie um diese Stunde, mitten hin durch das Gläserklingen, das „Prosit Neujahr" und Glockenläuten ein kleines, muthwilliges Kerlchen schlüpft, mit Köcher, Pfeilen und einem gefüllten Pokal in der Hand. Denn diese Stunde des Jahres ist ihm ganz besonders hold, und so läuft er behende von Haus zu Haus, um die Menschenkinder zu necken und seinen Schabernack mit ihnen zu treiben. Und da es gar so frostig und kühl ist, hat der Leichtbekleidete hurtig ein Fuchspelzchen umgehängt, so daß ihn die Meisten in dieser Verkleidung gar nicht erkennen und willenlos in seine Netze hineintappen.

Die Glocke verkündet die zwölfte Stunde, da eilt er, schelmisch lächelnd, „Prosit Neujahr" rufend, durch die jubelnde Menge. Nun, liebe Leutchen, alt und jung, nehmt Euch in Acht vor dem hinterlistigen Gesellen. Seht, dort steht er bereits und schaut mit verschmitztem Lachen zum erleuchteten Fenster hinein, wo er ein junges Pärchen mit verschämten Gesichtern erblickt. „Das wäre so etwas, hier bin ich willkommen," jubelt er, und eilt hurtig an des zaghaften Jünglings Seite.

„Nun, was zögerst Du so lange, verliebter Narr?" Amor giebt ihm einen derben Kniff in die Seite.

„Ich habe solche Angst," spricht leise der Jüngling, „wer weiß, ob ich ihr nicht mißfalle, ob sie mir gut ist?"

„Dummkopf," poltert Amor weiter, „hier nimm einen tüchtigen Schluck, das giebt Courage", und er reicht ihm schnell das dampfende Punschglas. O, wie das feurig durch die Adern rollt, wie muthig das Herz sich hebt im liebenden Ungestüm.

„Siehst Du nicht, wie verliebt sie Dich anschaut," raunt Amor dringlicher, und reicht dem Zaghaften nochmals das gefüllte Glas. Und da der Jüngling getrunken, — bravissimo, welche Verwandlung plötzlich, ein Wort, ein Blick, und da auf einmal — der erste Kuß. Amor zieht schnell den Pelz über die Ohren und kichert leise in sich hinein. Dann klatscht er triumphirend recht laut in die Hände, daß die Beiden mit dunkelrothen Gesichtern betroffen schnell zur Seite sich wenden.

„Mit denen wäre ich soweit," jubelt der Lose, und steht bereits schon vor der nächsten Thür. Das „Prosit"-Geschrei einer lustigen Tafelrunde hemmt seinen Schritt. Nicht weniger als drei liebeselige Pärchen erblickt er in dem lustigen Kreis.

„Na, hier scheint ja alles so leidlich zu klappen," spricht er, und noch einige Pfeile absendend, schwenkt er eilig mit tiefem Knicks links um die Ecke. Da sitzt ein alter Hagestolz bei matter Ampel, vor erkaltetem Punschglas und starrt ärgerlich die vier Wände an.

Leer und ungemüthlich ist's in dem Zimmer.

„Prr", ruft der Kleine, „hier ist's aber ungemüthlich und frostig, Fluch allem Junggesellenthum, kein holdselig Frauenlächeln, kein fröhlich Kinderjauchzen." Er zupft den Einsamen verschmitzt am Schlafrock.

„Mach daß Du fortkommst", schreit mürrisch der Grillenfänger.

„Bist ein Thor", spöttelt Amor beharrlich.

„Geht Dich's was an?" brummt der Alte weiter, und Amor wird immer dreister.

„Nimm ein Schlückchen und glaube mir, daß Du all Deine Grillen schnell verlierst, wenn solch ein holdes Gesichtchen Dich anschaut, ich meine es gut mit Dir", spricht zärtlich der Lose, und naht sich kosend dem alten Brummbär. Doch der versteht keinen Spaß, er versetzt Amor einen so heftigen Rippenstoß, daß er sich, raisonnirend, einigemale umkollert.

„Hier ist Hopfen und Malz verloren" spricht er ärgerlich, und klappt, ausreißend, schnell die Thür wieder hinter sich zu. Gleich nebenan lugt er zum Fenster hinein.

„Was, ein paar Schmollende? Da mußt Du doch gleich mal nach dem Rechten schauen."

„Geh weg" schreit ärgerlich der junge Ehemann den Uebermüthigen an.

„Nun, was fehlt Dir denn, ist Dein Weibchen nicht hübsch, nett und fleißig?"

„Ja, aber?"

„Nun, was weiter? hier nimm schnell ein Schlückchen."

„Sie führt das Regiment, hält mir alle Tage Gardinenpredigten".

„Was, und das läßt Du Dir gefallen? dann bist Du ja ein Schwachkopf", ruft muthwillig Amor.

„Hier, schnell nimm einen Trunk, und halte ihr auch eine Predigt, wenn Du's heute, am ersten Tage des Jahres versiehst, dann hast Du verloren für das ganze.

„Was, ein Schwachkopf, es ist zu arg."

Doch Amor hat Recht, hat wahrhaftig Recht, der Pantoffelheld setzt sich in Positur, Amor aber entflieht schnell vor die Thür und lugt durch die Spalte.

Bravo, wie das Wort Schwachkopf so heilsam gewirkt hat. Es donnert und blitzt, das junge Weibchen sitzt ganz demüthig in einer Zimmerecke. Und nun schleicht der Lose noch einmal hinein und giebt den Beiden einen Stoß, daß sie sich gleich darauf wieder versöhnt in seliger Rührung in den Armen liegen.

Nun will er schnell um die nächste Ecke biegen. Da hört er, wie ein Mägdlein leise wehmüthig dem Geliebten zuflüstert vom Scheiden und Nimmerwiedersehen. Sofort ist der Listige an ihrer Seite.

„Alles Unsinn, ich werde euch helfen, die gestrengen Eltern zu bekehren. Hier nehmt von diesem Fläschchen ein paar Tropfen, mischt sie um Mitternacht den Zürnenden unter die dampfende Bowle, und tretet dann vor sie mit eurem Anliegen. Von diesem Zaubertranke berauscht, werden der Jugend selige Tage wieder vor ihnen erstehen, die Zeit, wo ich sie einst zusammenführte zum glücklichen Bunde, und paßt auf, sie werden eurer Bitte Gehör schenken."

„Tausend Dank," die Jungfrau will Amor schnell umarmen.

„Halt Mägdlein," ruft der Lose, „das könnte gefährlich werden," und er ist schon wie ein Sturmwind auf und davon.

Ganz ermüdet sitzt er endlich auf einem Eckstein, nahe einem besuchten Etablissement. Da kommt Einer herausgeschlendert mit wankendem Tritt, den Cylinder schief auf die umfangreiche Glatze gedrückt. Ein verbitterter Bücherwurm, der, um die Oede seines Daseins zu betäuben, heute auch ein Schlückchen über den Durst genommen.

„Er könnte fallen," spricht der stets gefällige Amor, und greift ihm schnell hilfreich unter die schlotternden Arme. So wandeln die Beiden in lieblicher Eintracht, vom Mond beschienen, die Straße entlang, und Amor kichert in sich hinein: „Na wenn der eine Ahnung davon hätte, wer an seiner Seite geht."

Der Schein der Laterne fällt plötzlich auf den kleinen, losen Kerl mit dem lustigen Schelmenauge.

„Um Gottes Willen" schreit da in heller Empörung der alte Hagestolz, „Amor im Pelz! Mach, daß du fortkommst, heilloser Schlingel, das wäre das Letzte," und er giebt ihm mit der gefüllten Schnupftabacksdose einen höchst empfindlichen Schlag auf die Flügel.

Mit lautem Gelächter reißt sich Amor von dem Ungemüthlichen los, und schreit beim Davonlaufen dem Geprellten noch höhnisch zu: „Jung gefreit, hat noch niemand gereut."

Nun lehnt er sich an die Wand zurück, zieht den Pelz etwas fester um die Schultern, und das rechte Bein über das linke geschlagen, zählt er an den Fingern alle die Pärchen, welche heute in sein Netz geflogen, ab. 2, 4, 6, 8, 12, 16, na Kleiner, Du kannst zufrieden sein, mach, daß Du heim kommst.

Ein blondes Mägdlein schlägt in diesem Augenblick' den Laden zurück, Amor schaut schläfrig empor in das anmuthige Gesichtchen, und noch einmal den Bogen auf sie anlegend, schwenkt er leichtfüßig schnell um die nächste Ecke.

In diesem Augenblick verkündet der Hahnenschrei den anbrechenden Morgen des ersten Tages im Jahre 1887.

Mannigfaltiges.

Blicke in das Geistesleben unserer Stubenfliege. Die gemeine Stubenfliege (Musca domestica) ist bei weitem nicht so dumm, wie man es gewöhnlich annimmt. Ich gestehe ihr sogar eine gewisse Intelligenz und Ueberlegung zu, wovon ich mich manchmal überzeugt habe, wenn ich von diesem lästigen Insekt beunruhigt wurde. Unlängst befand ich mich unter dem Einfluß einer drückenden Gewitterschwüle in der Lage, der Märtyrer dieser geflügelten Quälgeister zu werden. Nachdem ich mir mit der Hand vergeblich wiederholt nach der Stirn geschlagen hatte, wollte es der glückliche Zufall, daß ich einen, dann einen zweiten und endlich einen dritten von diesen kleinen Uebelthätern erdrückte. Von diesem Augenblicke an verzichteten die übrigen Fliegen, die sich nicht weniger begierig im Angriff gezeigt hatten, auf die Fortsetzung des Kampfes und ließen mich in Ruhe. Hatten sie sich die ihren Kameraden ertheilte strenge Lektion zu Nutzen gemacht?

Ein andermal erwählten sie mich wieder zu ihrem Opfer. Es waren besonders vier kleine lebhafte, ungemein flinke und unverdrossene Fliegen, die sich am meisten vor ihren Kameraden hervorthaten und mich fast eine gute Viertelstunde hindurch bis zu dem Augenblick belästigten, wo es mir gelang, einen von diesen Quälgeistern bei einem seiner beiden Flügel zu ergreifen. Alsbald ließ die Gefangene das kläglichste Gesumse vernehmen. Ich weiß nicht, welcher Dämon über ihr wachte; bei einer Bewegung, welche ich machte, um ihren Flügel ein wenig lockerer zu halten und ihr Brustſtück zwischen meine Finger zu bekommen, fand der Schlaukopf Gelegenheit, zu entschlüpfen und in vollem Fluge davon zu eilen. Die äußerst bedenkliche Lage, aus der sie wie durch ein Wunder soeben entflohen war, schien ihr und ihren Genossen zu denken zu geben, und ich wurde von ihnen nicht mehr beunruhigt.

Die Ruhe, deren ich mich nach diesem undankbaren Kampfe erfreute, bot mir Gelegenheit, über diese Vorgänge nachzudenken und daraus zu folgern, daß auch die Fliegen im Stande sind, auf Grund gemachter Erfahrungen zu überlegen und danach zu handeln. Die strengen Exekutionen, zu denen ich schreiten mußte, um ihren Angriffen eine Grenze zu setzen, mochte sie begreifen lassen, daß sie am besten wegkämen, wenn sie mir vom Halse blieben. Der Waffenstillstand, den ich durch ihre exemplarische Bestrafung erlangte, war von unbestimmter Dauer und hielt bisweilen einige Stunden an, bis neue Fliegen, denen das Vorgefallene fremd war, die Stelle der ersten einnahmen.

Es ist demnach zweifellos, daß auch die Stubenfliege eine gewisse Intelligenz und Ueberlegung besitzt und daß ihr nicht die Fähigkeit abgesprochen werden kann, von aus Erfahrung gewonnenen Belehrungen Vortheil zu ziehen. „Bei alledem kann man ihr doch nicht das Gefühl des Mitleids, die tiefen Herzensempfindungen für ihre Familienglieder zuerkennen," sagt Horace Pelletier, „die wir als einen Ausfluß der Humanität zu betrachten gewohnt sind". Die Fliege erscheint mir den Schmerzen ihres Gleichen gegenüber als ein theilnahmloses, egoistisches und völlig unempfindliches Insekt. Ich hatte soeben einen Missethäter streng gezüchtigt. Halb zermalmt warf ich die Fliege in einen Winkel meines Bureaus; sie war nicht ganz todt, sondern athmete noch ein wenig. In krampfhafter Weise bewegte sie ihre verrenkten Glieder hin und her, und von Zeit zu Zeit ließ sie ein schwaches, klagendes Summen vernehmen, das dem Röcheln eines Sterbenden glich. Ihr Körper war mit Wunden bedeckt und zeigte ringsum blutige Spuren. Glaubt man wohl, daß ihre Kameraden gekommen wären, ihr Linderung zu verschaffen? Mit nichten; ein Halbdutzend dieser mitleidslosen Harpyen lief freudig summend wie zu einem Gastmahl in ihre Nähe, und ich sah sie mit ihrem Rüssel begierig das Blut ihres unglücklichen Genossen einsaugen. Sie schienen dabei ein inneres Wohlbehagen zu empfinden und sättigten sich wie die Schwelger bei einem Hochzeitsmahl. Zwei von ihnen stiegen auf den Leib der Sterbenden und senkten ohne Rücksicht auf deren leidenden Zustand ihren brudermörderischen Rüssel in ihre Wunden und saugten die letzten Flüssigkeitsatome ein, die ihr noch geblieben waren. In wenigen Sekunden war die Sterbende in einen Leichnam verwandelt, während die unbarmherzigen Schwestern ihre Beute erst nach deren gänzlicher Vertrocknung verließen.

Aehnliche Beispiele von Mitleidslosigkeit gegen sterbende oder bereits todte Genossen finden wir auch bei höher organisirten Thieren. Der Hund und das Pferd, die doch zu unsern intelligentesten Hausthieren gehören, gehen völlig gleichgiltig an ihren gestorbenen Kameraden vorüber, und wer wüßte nicht, daß der Wolf schnell bereit ist, seinen verwundeten und sterbenden Bruder aufzuzehren? Wird eine Fliege dagegen von einem stärkeren Feinde angegriffen, so hat man wiederholt beobachtet, daß ihre Genossen herbeigeeilt sind, sie aus den Klauen ihres Gegners zu befreien. Diese Thatsache berechtigt uns zu der Annahme, daß unsere Stubenfliege durchaus nicht so unempfindlich für die ihren Schwestern drohenden Gefahren ist, und daß sie außer einem gewissen Grad von Ueberlegung immerhin eine Art Mitgefühl für ihre Kameraden besitzt, das nicht zu unterschätzen ist. J. Haschert.

Ueber Leibbinde und geschlossene Beinkleider schreibt der hygieinische Mitarbeiter der Wochenschrift „Fürs Haus": Die Natur stattet den Unterleib schon mit so großer Wärmezufuhr aus, daß das Bestreben, die Wärme in diesem Körpertheil noch zu vermehren, durchaus nicht anzurathen ist. Weder im Winter, noch im Sommer — unter keinen Umständen — sollten Leibbinden getragen oder den Beinkleidern eine Form gegeben werden, welche den Luftzutritt des Unterleibes beeinträchtigt. Sonst muß ein starker Blutandrang nach diesen Körpertheilen entstehen, der in vieler Hinsicht schädlich ist. Wir würden im Gegentheil allen Frauen die ihre Gesundheit lieb haben, den vielerprobten Rath geben, das Tragen von Beinkleidern überhaupt ein für alle mal zu unterlassen. Der Segen dieser Maßregel wird sich gar bald bemerkbar machen. Daß so etwas nicht plötzlich und bei kalter Witterung zu geschehen hat, ist ja selbstverständlich; doch wähle man als Uebergang ein leichteres Beinkleid. Wer Wolle zu tragen gewohnt gewesen, der trage als Uebergang ein leichtes Shirting-Beinkleid, welches man durch Säume allmählich verkürzen kann, bis man es im Laufe von 8 bis 14 Tagen an einem frostfreien Tage endlich gänzlich und zwar fürs ganze Leben ablegt. Unsere Voreltern haben auch keine Beinkleider gekannt und hatten gewiß gesündere Frauen als unsere jetzigen es sind. Wer Einsicht genug besitzt, diesem unseren Rathe Folge zu leisten, der wird es um so natürlicher finden, unserer weiblichen Jugend gar nicht erst so gesundheitswidrige Gewohnheiten in den ersten Kinderjahren beizubringen, Gewohnheiten, welche mit so manchem Frauenleiden späterer Lebensjahre unzertrennlich sind. Wer Ohren hat, der höre und lasse sich das Gesagte nicht erst zweimal sagen; er wird uns für für diesen Rath durch das ganze Leben Dank wissen. Sich über solche Lebensfragen ein unbefangenes Urtheil zu bilden, dazu gehört nicht nur mehr Wissen und Bildung, als man sich (selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen) in der Selekta einer höheren Töchterschule oder auf Hochschulen erwirbt, sondern vor allem auch eine lebenslängliche Erfahrung, auf welche ja unsere ganze naturwissenschaftliche Erkenntniß sich vorzugsweise gründet.

Frostbeulen. An den Körperstellen, welche mit Frostbeulen bedeckt sind, ist der Blutumlauf ein gestörter, was sich als rosenartige Entzündung mit Verdickung des Zellgewebes darthut. Es wird die Regelung des Blutumlaufs dadurch am besten bewirkt, daß man die leidenden Theile einer häufigen Waschung mit ganz kaltem Wasser aussetzt oder sie auch recht kräftig mit Schnee abreibt. In ersterem Falle wird man am besten thun, die leidenden Organe mehrmals des Tages in ein Geschirr mit ganz kaltem Wasser zu tauchen und sie darnach jedesmal recht kräftig mit trockenem Tuche abzureiben. Im anderen Falle empfiehlt es sich, dieselben so lange mit schneegefüllten Händen zu reiben, bis die ganze Haut sich einer gleichmäßigen Röthe und Wärme erfreut, was uns gleichzeitig den Beweis liefert, daß der Blutumlauf wieder ein gleichmäßiger geworden. Doch dürften wir unser Ziel am ehesten erreichen, wenn wir das an Frostbeulen leidende Organ auch allmählichen naßkalten Einhüllungen aussetzen, welche ihren Abschluß in einer Umwickelung von Wolltüchern findet. Auch empfiehlt es sich, die durch Frost geschädigten Stellen einer Massage zu unterziehen.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.

Die Neue Welt

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 4. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Deutschlands Länder- und Städtenamen.

Von Damian Gronen.

Das Eigenste, was der Mensch besitzt, ist sein Name; er besitzt ihn von der Geburt bis an seinen Tod fort. Wir verbinden mit dem Namen das Bild einer ganzen Persönlichkeit. Und wie mit dem einzelnen Menschen, so ist es der Fall mit der Familie, der er angehört und schließlich mit dem Volksstamme und dem ganzen Volke. Was die einzelnen Individuen eben zu einem Stamme, einem Volke zusammenbindet, es ist der gemeinschaftliche Name. Selten ist er rein willkürlich, ohne tiefere Bedeutung. Aber es ist schwer, mitunter die Entstehung und damit die Bedeutung zu ergründen; in dieser Hinsicht birgt unsere Sprache noch manches Geheimniß.

Nur drei von den jetzt noch selbständigen Ländern des ehemaligen deutschen Bundes haben noch alte Volksnamen: Baiern, Sachsen, Hessen. Die Namen der beiden Großstaaten Preußen und Oesterreich haben ihren Ursprung in der Benennung kleinerer Landesgebiete, die ihnen jetzt als Provinzen angehören. Preußen ist allerdings ein alter Volksname, aber kein deutscher. Oesterreich bezeichnet das „östliche Reich", die im Osten liegende Herrschaft des Reiches. Auch der Name Baiern ist der Abstammung nach nicht deutsch. In frühesten Zeiten hießen die Baiern Markomannen, d. h. Markmänner, Grenzbewohner, als sie eben noch ihr ursprüngliches Land, das jetzige Böhmen, im Besitz hatten, dessen Name nach dem keltischen Stamme der Bojen, früher Bojas, Bajas war. Um das Jahr 500 wanderten die Markomannen aus diesem Lande aus und wurden nach ihrem alten Wohnsitze Bajuvarii genannt und aus dieser Form entwickelte sich der jetzige Name. Die Schreibart mit y ist rein willkürlich durch König Ludwig I. offiziell angeordnet. Sachsen war der Name der Bewohner des nördlichen Deutschlands. Den Namen Sachse, Sachs leiten einige Sprachforscher ab von dem verloren gegangenen Worte saks, das Messer, welches unzweifelhaft wieder herkommt vom lateinischen saxum, Fels, Stein. Zunächst hat saks wohl bedeutet die „Steinwaffe", da ja vor dem Gebrauche des Messers die Waffen aus hartem Kiesel gefertigt wurden. Die Sachsen haben also ihren Namen von der Waffe, die sie vorzugsweise führten, von ihrem Messer, von ihrem kurzen Schwerte. Der Grund dieser Benennung tritt auch bei anderen Völkern hervor. Der Name Hesse leitet sich von „Chatten" ab und ist durch Lautverschiebung entstanden. Die heutigen Hessen nehmen im allgemeinen dieselben Wohnsitze ein, die ihre Vorfahren, die alten Chatten, inne hatten. Der ursprüngliche Sinn des Wortes bezieht sich bei diesem Volksstamme auf die Tracht des Haarschmuckes, denn das angelsächsische kät, englisch kat, nordisch kattr, bedeutet Hut, Haube, Hauptbinde, das stammverwandte cassis, „Helm".

Wir gehen, der Größe der einzelnen Staaten nach, zu Württemberg über. Das alte Grafengeschlecht dieses Namens hat bekanntlich auch dem Lande den Namen gegeben. Die älteste Form, in der dessen Name erscheint, ist „Wirtinisbeck", ein reiner Personenname. Baden, das jetzige Großherzogthum, frühere Markgrafschaft, trägt dagegen seinen Namen von der jetztigen Stadt Baden, die im Gegensatze zum Landesnamen gewöhnlich „Baden-Baden" genannt wird. Der Name ist dativischer Bildung und bedeutet „Zu den Bädern". Ganz ähnlich hat das Dorf Mecklenburg den beiden Großherzogthümern dieses Namens ihre Benennung gegeben. Der ursprüngliche Name Michilewburg, in späteren Urkunden Mekelenborg, birgt in seinem ersten Theile ein in der Schriftsprache verloren gegangenes Adjektivum, mikel, mekel (mit dem Namen Michel identisch), welches die Bedeutung „groß" hat. Von einer großen Burg also haben die beiden Staaten ihren Namen. Ihre Hauptstädte dagegen, wonach sie unterschieden werden, Schwerin und Strelitz, verrathen slavische Abstammung, namentlich giebt das bei letzterem Worte die Endung itz kund.

Oldenburg, das Großherzogthum, nach der Hauptstadt dieses Namens, ist die niederdeutsche Form vom hochdeutschen Altenburg; Oldenburg und Altenburg sind Zwillingsländernamen, beide in sich verständlich. Das Herzogthum Braunschweig, wiederum nach der Hauptstadt so benannt, leitet diese Benennung ab von seinem Gründer, dem Herzog Bruno von Sachsen, der jene im 9. Jahrhundert erbaute. Brûnes-wîc, wic entspricht dem lateinischen vicus (Ort, Stadt), Braunschweig ist also Brunonis

vicus. Schwierig ist es, den Namen Anhalt zu erklären. Ueber das Stammschloß dieses Hauses bestand die Etymologie, es heiße, weil es ohne Holz erbaut sei, „ohne Holz". Lautlich wäre nichts dagegen einzuwenden, an-ane heißt neudeutsch „ohne", Lalt-Lolt neudeutsch „Holz", allein es fehlt an analogen Bildungen; der erste Theil „an" ist wohl auf einen Personennamen zurückzuführen und Anhalt bedeutete dann so viel als Annoholz, Annowald. Leichter, ja selbstverständlich ist die Etymologie von Schwarzburg. Beide Fürstenthümer tragen den Namen vom Stammschloß ihrer Dynasten, der Schwarzburg, die hinwiederum so benamset ist, von der Schwarza, d. h. dem „schwarzen Fluß", an dem sie liegt. Ganz ähnlich haben die lippischen Fürstenthümer ihre Benennung vom Flusse „Lippe", in alten Quellen Luppia genannt. Von dem Namen Waldeck, den Land wie Herrscherfamilie gemeinschaftlich führen, sind beide Wortelemente noch im Sprachgebrauch: Wald und eck, Ecke, obschon auch der Stamm vald, von dem unser „walten" kommt, in jenem Namen enthalten sein kann. Die reußischen Fürstenthümer haben gleichfalls ihren Namen von dem Dynasten-Geschlechte erhalten. Ueber dessen Abstammung und Bedeutung herrscht jedoch Dunkel; sicher ist nur, daß der Name Reuß mit Russe keinen Zusammenhang hat, obschon die Namen der Hauptstädte Schleiz und Greiz, wofür man auch keine besonderen Erklärungen hat, die slavische Form verrathen.

Es erübrigt nun noch eine Rundschau auf diejenigen deutschen Volksstämme und Staaten, welche im Laufe der Zeiten als Provinzen anderen Staaten einverleibt sind. Beginnen wir mit Preußen, welches die bei weitem meisten in sich aufgenommen hat, so tritt uns zunächst das alte Kurfürstenthum, die ursprüngliche Markgrafschaft Brandenburg entgegen und giebt unsern Etymologen nach wie vor viel zu denken. Die meisten neigen sich der Ansicht, der Name stamme vom slavischen Brennibor, brenny Schutz, bor Wald und bedeute somit „eine wohlbefestigte Waldgegend". Andere behaupten einfach, Brennibor sei slavische Form von Brandenburg. Daß die aus Volksnamen entstandenen Landesnamen Pommern und Schlesien entschieden undeutsch sind, wird nicht mehr angezweifelt. Um so deutscher aber ist Westfalen. Grimm führt den alten Stammnamen fal, Val, Phal zurück auf fahlah, und dieser scheint ihm zunächst aus dem angelsächsischen felhan, gothisch filhan, altdeutsch felahan-condere, tegere entsprungen, mithin ganz den Sinn des lateinischen constitutus, institutus darzubieten und somit wäre fahlah „ein geschaffener", „ansässiger". Andere wieder, z. B. Levin Schücking, versuchen eine historische Erklärung, leiten den Namen von jenem in angelsächsischen Stammregistern erwähnten Westfalah, Westerfalinah ab, der als Volksheros früher zu einem Enkel Odin's gestempelt wurde. Sicher ist, daß eine ureigene deutsche Benennung vorliegt. Bekanntlich theilte sich das Volk der Fahlen in die Ost- und Westfalen; jene sind längst aus der Erinnerung geschwunden.

Gehen wir über zum benachbarten Hannover, so haben wir auch hier keine sichere Erklärung. Der Ortsname, welcher dem früheren Staate die Benennung gegeben, scheint entstanden zu sein aus: Hânôvere, Hônovere, d. h. „zum hohen Ufer", ähnlich wie Homberg aus „zum hohen Berg". Sicherer gehen wir schon wieder bei Holstein und Schleswig. Holstein hat nur scheinbar das Wort Stein aufzuweisen, die Form ist entstanden aus Holthatin, dativische Bildung eines Völkernamens, der bedeutet zu den Holzinsassen, Waldbewohnern. Schleswig enthält im ersten Worttheile den Namen des Flusses Schley, an welchem die gleichnamige Hauptstadt liegt; im zweiten das altdeutsche, schon erklärte wîc, also Schleystadt. Die Bedeutung von Schley (früher slia) selbst ist: stehendes Wasser, langsam fließender Fluß. Lauenburg führt wieder seinen Namen von der Hauptstadt; man hält diesen für gleichbedeutend mit Leuenburg, Löwenburg. Eine andere Deutung ist unseres Wissens noch nicht versucht.

Wenden wir uns nach Süden, zu den dort Preußen und dem Reiche gewonnenen Provinzen, so trägt vorab Nassau seinen Namen von der alten Stammburg seines gräflichen, später herzoglichen Hauses an der Lahn. Seine Worttheile nass und au sind im Sprachgebrauch noch geläufig; die Burg und das zugehörige Dorf haben also von der feuchten, wasserreichen Aue, in der sie liegen, ihren Namen erhalten. — Daß Lothringen, das nach viertehalbhundertjähriger Trennung für Deutschland wieder eroberte, seinen Namen vom König Lothar, dem Sohne Ludwigs des Frommen, erhalten hat, ist eine allgemein bekannte, geschichtliche Thatsache. Der Ausdruck ing bezeichnet einen Angehörigen, Lotharing ist also ein Angehöriger, ein Unterthan von Lothar. Mehr zu denken giebt wieder das jetzige Reichsland Elsaß. Der zweite Wortstamm sas, sat „Sitz", den wir auch in Holsatin Holstein fanden, ist klar; den ersten leitet man von dem alten eli, ali „ander" ab, derselbe Stamm, wie im lateinischen alius „ein Fremder". Elsaß wäre also demnach zu übersetzen: Fremdsitz. Die kleinste der preußischen Provinzen, das Hohenzollern'sche Land, läßt uns wieder sehr im Dunkeln; der ursprüngliche Name Zollern, in alten Formen Zolro, hat überhaupt noch keine etymologische Deutung gefunden und scheint nur willkürlich zu sein.

Von denjenigen deutschen Volksstämmen, die sich als selbstständige Staaten und selbst als geschlossene Provinzen anderer Staaten nicht erhalten haben, sind zunächst die Thüringer zu erwähnen. Eigentlich ist „Düringen" zu schreiben, indem das th erst durch die lateinische Uebersetzung Thuringia wieder in die deutsche Sprache gelangt ist. Die Form ist dativisch, der Dativ Pluralis von Thüring, During. Das Stammwort ist dur, dessen Deutung jedoch ungewiß. — Den Namen der Franken dagegen bezieht man mit Recht auf das Adjectivum, das auch heute noch im Sprachgebrauche lebendig ist und in der Weise der alliterirenden Wendungen mit frei in Verbindung gebracht wird: „frank und frei." Die Franken sind die „Freien, Freigeborenen". Die Pfälzer können einen ureigenen deutschen Namen nicht beanspruchen. Pfalz ist Lehnwort aus dem lateinischen palatium, die altdeutsche Form dafür ist phalanze, phalinze, Palast.

Wenden wir uns von den Volksstämmen zu ihren Haupt- und vorzüglichsten Städten, vorab zu den freien, so läßt Lübeck uns mit jeder Deutung im Stiche. Der Name scheint nicht deutschen Ursprungs zu sein. Auch der Name Hamburg, Hamaburg, dessen erster Theil auch im Ortsnamen Hamm enthalten, entbehrt noch einer zufriedenstellenden Deutung. Ebenso giebt Bremen nur einer Conjectur Raum. Die alte dativische Form ist Bremenn, wobei man an das angelsächsische und altnordische Brimm, „Fluß, Meer," denken kann, sodaß Bremen bedeuten würde „zu den Gewässern". Daß Frankfurt, Franconofurt, die Furt, den Weg der Franken bezeichnet, ist dagegen um so unzweifelhafter. Ueber die Bedeutung des Namens Berlin sind sehr viele Untersuchungen angestellt, ohne daß sie irgend ein anerkanntes Resultat geliefert haben. Auch der Name Dresden ist bis jetzt noch nicht erklärt. Wien hat dagegen unzweifelhaft seine Benennung von dem kleinen Flusse, an dem es liegt, dessen Name willkürlich sein mag. München ist Zwillingswort zu unserm Dativ Pluralis (den) Mönchen und bedeutet: „zu, bei den Mönchen". Aus dem Wappen der einzelnen Städte (München führt einen Mönch im Wappen, wie Berlin einen Bär) läßt sich, wie wir beiläufig bemerken, nichts für die Bedeutung des Namens folgern; die Wappen sind viel späteren Ursprungs als die Namen und meist diesen angepaßt. Der Name Berlin soll vom altwendischen Berlin, das heißt eine mit Bäumen bestandene Insel in einem Sumpf, herkommen. Stuttgart, altdeutsch Stuotgart, bedeutet nach Grimm unzweifelhaft Stutgarten, Gestüt. Darmstadt trägt seinen Namen vom gleichnamigen Flusse. Cassel ist wahrscheinlich aus dem lateinischen Castellum entstanden.

Um noch den Namen einiger frühern Haupt- und freien Städte einige Aufmerksamkeit zuzuwenden, so hat Mainz, wie allgemein angenommen wird, seinen Namen von der Mündung des Flusses Main. Main, Moin halten aber fast alle Forscher für eine celtische Benennung. Trier, statt Treviri, ist die Stadt der Trevirer. Köln ist die bekannte Abkürzung der deutsch gewordenen Form von Colonia (Agrippina), Colonie.

Die besten New-Yorker Wohnhäuser der Gegenwart, zugleich Muster der Zukunftswohnhäuser.

Von H. W. Fabian.

Das „Apartment"-Haus.

Der Unzufriedenheit über die mangelhaften Wohnungsverhältnisse und der wachsenden Einsicht, daß vieles besser und vollkommener sein könne, entsprangen die ersten „Apartment"-Häuser, welche, weil sie allgemeinen Anklang fanden, jetzt in großer Anzahl für die reichen oder doch sehr wohlhabenden Leute in den oberen, feineren Stadttheilen von New-York gebaut werden. Je mehr man dabei mit dem alten Cottage-System brach und dafür zu dem großen centralistischen Wohnhause überging, desto mehr erreichte man, und je weniger konsequent man nach dieser Richtung hin vorging, desto mehr haften den Apartment-Häusern noch diejenigen Mängel und Fehler an, welche sich bei der Bauweise nach dem alten Lot-System in so hochgradiger Weise herausgestellt haben.

Bei den besseren Apartment-Häusern hatten zunächst alle dunklen Räumlichkeiten fortzufallen, und alle zu Wohnzwecken benutzten Zimmer stehen direkt mit der Außenluft in Verbindung. Die Korridore und Treppen sind breit geworden und mit völlig genügender Beleuchtung versehen. Auch die Dampfheizung finden wir hier zur Einführung gebracht und ebenso wenig fehlen die „Elevators" und alle jene Annehmlichkeiten, welche eine centralisirte und fachmännisch betriebene Hausverwaltung, im Gegensatz zu der decentralistischen und dilettantischen, mit sich bringt.

Solche Apartmenthaus-Wohnungen variiren in ihrem Miethspreise, je nach ihrer Größe und Eleganz, von etwa 1200 bis 3000 Dollars pro Jahr und darüber, und einige der besten dieser Häuser bieten, bei einer Gesammthöhe von 12—15 Etagen und einer Grundfläche von einem halben Block, auch architektonisch einen brillanten und schloßartigen Anblick, der beim Cottagebau absolut nicht erreicht werden kann.

In einigen dieser Haus-Gruppen wohnen über hundert Familien, und unter denselben sind solche, die auch in Bezug auf Verköstigung zum Centralismus nach Art der Hotelwirthschaft übergegangen sind. Es ist ein wahres Vergnügen, eine derartige Wohnanlage zu besichtigen und dabei wahrzunehmen, wie die frühere Musterkarte von kleinen, $12^1/_2$—25 Fuß breiten Häuschen, von welchen jedes seine eigene Architektur und seinen eigenen Baustil hatte, verschwunden ist, und wie sich dafür ein einziger großer und stattlicher Palast vom Erdboden erhebt und unsere Bewunderung hervorruft. Schon durch sein Aeußeres, geschweige denn durch seine ganze, im großen Stile gehaltene Grundriß- und Raum-Disposition erscheint ein solches Wohnhaus dazu berufen, auch in Bezug auf das Wohnen den Menschen vom Klein- und Spießbürgerthum zum Groß- und Weltbürgerthum aufzuschwingen und die Richtung der größeren Vergesellschaftung des Menschen, welche bereits in der Produktion die Methode der verselbständigten individuellen Arbeit durch das System der kooperativen Arbeit und der Großwirthschaft verdrängt hat, auch im häuslichen Leben des Menschen zum Durchbruch zu bringen.

Ein Gang durch ein New-Yorker Apartment-Haus.

Treten wir in eines der fortgeschrittensten Apartment-Häuser durch das stattliche Hauptthor und das reich dekorirte, in Farbenpracht strahlende Vestibule ein, so finden wir gleich nach dem Eintritt dienstthuende Männer in geeigneter Livree, die uns auf Anfragen höflichst Bescheid geben, und die den gesammten Personen-Verkehr des Hauses überwachen. Wollen wir eine uns befreundete Familie in einem der oberen Stockwerke besuchen, so benutzen wir einen der eleganten Elevators und werden von dem betreffenden Angestellten ausgesetzt, wo wir es wünschen. Wir durchwandern dann den breiten und hellen Haupt-Korridor (Public Hall) und kommen durch eine Thür, die uns der dienstbare Geist unseres Freundes öffnet, nachdem wir uns ihm durch das Läuten einer Glocke bemerkbar gemacht haben, in einen hübschen Privat-Korridor (Private Hall), der die Wohnung vollständig von dem Uebrigen abschließt, und der uns erkennen läßt, daß das Prinzip der Isolirung der Familien-Wohnung sehr wohl mit dem Zusammenwohnen vieler Familien in einem großen Hause vereinigt werden kann. Ja, wir sehen, daß dieses Prinzip der Abschließung der einzelnen Wohnungen von einander erst hier wieder zu seinem Rechte gekommen ist, während es in den Privat-, Tenement- und Flat-Häusern, welche dem alten Lot-System angepaßt sind, keine die ganze Wohnung abschließende Privat-Korridore giebt, auch keine in dieselben wegen Mangels an Raum hineinzubringen sind; daß man also, wenn nicht alle Thüren stets verschlossen gehalten werden, direkt von einer Wohnung in die andere hineingehen kann.

Treten wir nun in die Apartment-Wohnung selbst ein, so erfreuen wir uns vor allen Dingen zunächst daran, daß wir hier keinem dunklen Raume begegnen, sondern alle Zimmer luftig und hell finden. Wenn es Winter ist, so bemerken wir zu unserer Genugthuung, daß ebenso wie alle öffentlichen Gänge, Treppen und Hallen des Hauses, auch sämmtliche Räume jeder einzelnen Wohnung angenehm und gleichmäßig erwärmt sind, und zwar dergestalt, daß man auch nicht einem einzigen Feuerplatze für Heizungszwecke begegnet. Wir sehen freilich noch die Einrichtung einer offenen Kaminfeuerung in hocheleganter Ausstattung in den Zimmern bestehen, allein dieselbe ist nur des Luxus wegen vorhanden und rein traditionell von dem Gebrauche früherer Zeiten als Dekorationsstück in das moderne Zimmer übernommen worden, ohne ein praktisches Bedürfniß hierfür, es sei denn, daß man diese Kamine als Ventilationsmittel ansehen will. Ist es Abend, so können wir uns auch an der elektrischen Beleuchtung erfreuen, die wir sowohl in den Wohnungen, wie auch in den öffentlichen Hallen — neben Gasbeleuchtungs-Einrichtungen — in den fortgeschrittensten Apartment-Häusern eingeführt finden. In den Salons gewahren wir, in reichster Ausstattung der Armatur (Fixtures), angenehm leuchtende Edison'sche Glühlichter, welche nur wenig die Luft erhitzen und keine schädlichen Gase im Zimmer verbreiten, während es in den großen Hallen Brush'sche Bogenlichter und in den schmäleren gemeinschaftlichen Gängen Weston'sche Incandescenz-Lampen von 200 Kerzen Stärke sind, die den Besucher vergessen machen, daß es Nacht ist.

In Bezug auf die mit der Hausdrainage in Verbindung stehenden Apparate ist man in den Apartmenthaus-Wohnungen davon abgekommen, die Plätze für heißes und kaltes Wasser allzu sehr in den Zimmern zu vertheilen, und das weniger der Kosten halber, als im Hinblick auf die Anforderungen der öffentlichen Gesundheitspflege. Es stehen nämlich erfahrungsgemäß in den Wohnungen mit übermäßig vielen Wasserplätzen dieselben nicht alle in ständigem Gebrauche; es wird also das Austrocknen der Traps und dadurch wieder das Eindringen der Sewer-Gase in das Haus nicht unbedingt vermieden, was auf alle Fälle stattfinden sollte. Deshalb ist es nur zu loben, daß man zur Anlage besonderer Toilettenzimmer überging und alle mit der Hausdrainage in Verbindung stehenden Vorrichtungen aus den eigentlichen Wohnräumen entfernte.

Hat man in dem Hause in Bezug auf die Verköstigung Hotelwirthschaft eingeführt, so befinden sich Küchen überhaupt nicht in den einzelnen Wohnungen, und wird in diesem Falle das Essen entweder im Speisezimmer (Dining Room) eingenommen, oder es wird mittelst der Dumbwaiter von der Centralküche des Basements oder Kellers in die verschiedenen „Apartments" befördert. Auch die in der sonstigen besseren Wohnung stationäre Ice Box, welche mit der Hausdrainage in Verbindung steht, während die weniger bemittelten Leute sich kleiner transportabler Eisschränke bedienen, fehlt in diesem Falle. Ist man zur Einführung der Hotel-Küchenwirthschaft nicht fortgeschritten, so sind die specifischen Einrichtungen der Küche doch dadurch

erheblich vereinfacht worden, daß auch hier der Boiler fehlt und ebenso die Wash Tubs fortgelassen worden sind. Alle Apartment-Häuser enthalten eine centrale Waschküche, die kaum etwas zu wünschen übrig läßt und mittelst welcher der gesundheitsschädliche Wäschevorgang gänzlich aus den Wohnungen hinausverlegt ist. Solche Central-Waschküchen befinden sich entweder im Keller oder Basement des Gebäudes, oder aber auch in einem Raume unter dem Dache, wobei alsdann der Dachraum oder der offene Raum über dem Dache, wenn es flach ist, als Wäsche-Trockenplatz zur Verwendung gelangt.

Es ist als selbstverständlich zu betrachten, daß in einem derartigen Hause das Arbeits- und Dienstpersonal eine besondere Treppe und einen besonderen Aufzug benutzt, um bei seiner Werkthätigkeit den übrigen Verkehr des Hauses nicht zu stören und das Beschmutzen von Räumen und Gegenständen zum Ausschluß zu bringen.

Die Wasserversorgung einer derartigen großen Wohnungs-Anlage steht immer mit der gesammten centralen Kraft-, Licht- und Wärmeversorgung in Verbindung. Die Central-Feuerstelle befindet sich in der Form großer Dampfkessel im Keller des Gebäudes, wobei der Dampf sowohl zu Heizungszwecken, wie zum Betriebe der Elektromotoren, zur Erzeugung des elektrischen Lichtes, wie der Personen- und sonstigen Aufzüge zur Verwendung kommt. Auch das heiße Wasser wird hier erzeugt, von wo es mittelst Dampfpumpen, ebenso wie das kalte Wasser, in die Reservoire unter oder über dem Dache gelangt und von hier aus seinen Weg durch Leitungen nach allen Bedarfsstellen des Hauses antritt. Ebenso werden vorhandene Ventilations-Maschinen stets von dieser Stelle aus betrieben, so daß die gesammte ausgedehnte Maschinerie des Gebäudes von hier aus überwacht werden kann.

Insbesondere, wenn man auch zu der Hotel-Küchenwirthschaft fortgeschritten ist, ist alle spezielle Dienerschaft für eine in einem solchen Hause wohnende Familie fast überflüssig geworden. Hierdurch, wie weiter dadurch, daß alle Nebenräume für Wirthschaftszwecke in Wegfall gekommen sind, kann das Prinzip der Verselbständigung und Abschließung der Familie, von dem das Cottage-Prinzip ursprünglich ausging, im ausgesprochen centralistischen Wohnhause event. besser gewahrt werden, als in den Flat-, Tenement- und Privat-Häusern, ja als in der Cottage selbst, während andererseits das große Apartment-Haus dem Bedürfniß des Menschen nach sozialer Vergesellschaftigung und den Vortheilen der Association in einer Weise gerecht wird, wie es früher nicht gedacht werden konnte. Wir sehen hier alle Errungenschaften der modernen Technik gleichsam spielend in Anwendung gebracht, und ebenso spielend wird hier auch die Frage nach einer ökonomisch und gesundheitlich vortheilhaften Kraft-, Licht- und Wärme-Versorgung durch den Centralismus gelöst. Es ist eine wahre Freude, in den Keller eines solchen Hauses hinabzusteigen und zu sehen, wie hier alles so zweckmäßig und schön durch Maschinenkraft zur Bewerkstelligung kommt, — und wie viel vortheilhafter, gesundheitlicher und angenehmer in jeder Beziehung erscheint nicht der jetzige große und saubere Centralhof, als die vielen kleinen Höfchen und Winkel, welche man sonst zu sehen gewöhnt ist?!

Fortschritte in der Wahl des Baumaterials.

Auch hinsichtlich der Verwendung von Baumaterialien muß ein bedeutender Fortschritt verzeichnet werden. Die ersten Cottagebauten wurden völlig in Holz ausgeführt, mit Ausnahme etwaiger Basements oder Keller und der Schornsteine. Bei den Privat-, Tenement- und Flathäusern sind dagegen doch wenigstens die Umfassungsmauern völlig von Backsteinen errichtet. In den besten „Flats" ist man dann dazu übergegangen, die Gebäude auch im Innern mehr feuersicher zu gestalten, und die großen Apartment-Häuser sind in ihrer fortgeschrittensten Art völlig zur Anwendung von feuersicheren Baumaterialien gelangt. Die Decken sind aus eisernen Trägern konstruirt, welche mit Hohlziegeln ausgewölbt werden; die Zwischenwände werden ebenfalls aus feuersicherem Material errichtet und die Treppen sind entweder aus Stein oder Eisen, oder auch aus einer Kombination beider Materialien hergestellt. Solcher Apartment-Häuser mögen in den letzten Jahren etwa 100 in New-York errichtet worden sein und dürfte sich der gesammte Kostenpreis derselben auf ebenso viele Millionen Dollars belaufen.

Ein paar derzeitige Muster-Apartment-Häuser.

Das architektonisch Beste, was nach dieser Richtung in New-York geleistet worden ist, sind die „Dakota-Apartments", welche, gleich westlich vom Central-Park gelegen, schon von Weitem durch ihre hohen und reichgegliederten Dächer den schloßartigen Charakter der gesammten reichen und comfortablen Wohnungs-Anlage verkünden. Auch die „Navarro-Apartments", welche nicht weniger als 128 Familien Wohnung gewähren, und die auf einem Grundstück von 425 Fuß Länge und 201 Fuß Breite zwischen der 58. und 59. Straße vor dem Central-Park aufgeführt sind, bilden eine stattliche Anlage umd rufen vielfache Bewunderung hervor. Ebenso lohnt es sich, die „Chelsea-Apartments", welche zusammen ein großes Familien-Hotel bilden, an der Südseite der 23. Straße, zwischen der 7. und 8. Avenue, einer Besichtigung zu unterwerfen und sich davon zu überzeugen, daß selbst reiche Leute es heutzutage schon vorziehen, in einem großen centralistischen Wohnhause, statt in einem Cottage-Bau zu wohnen. Die meisten dieser großartigen Anlagen leiden indessen noch an einer gewissen Theilung in der Grundriß-Disposition.

Ein Blick auf das „Apartment"-Haus der Zukunft.

Will man das Höchste erreichen, was erreicht werden kann, so muß man von jeder Theilung absehen und die ganze Anlage auch dem Grundrisse nach als ein einheitliches Ganzes betrachten, sindem es nicht genügt, daß nur die Architektur, der Hof und andere, absolut an den Centralismus gebundene Dinge gemeinsam sind. Was dann außerdem noch fehlt, ist ein gemeinschaftliches Schwimmbad, ein gemeinschaftlicher Wintergarten im Hofe des Gebäudes, den man mit einem im Sommer zum Oeffnen eingerichteten Glasdach zu versehen hätte, und endlich gemeinschaftliche Säle für Bibliothek-, Musik-, Kindergarten-, Restaurations- und sonstige Gesellschafts-Zwecke. Doch auch in dieser Beziehung leisten einzelne Anlagen bereits Hervorragendes, und daß bei den ausgebildeten Verkehrsmitteln unserer Tage telephonische Einrichtungen den Verkehr der Apartmenthaus-Bewohner mit der Außenwelt schon jetzt gestatten, ist als selbstverständlich zu betrachten.

„Ein Block — ein Haus!"

Wenn früher nur Systematik im Kleinen herrschte, so wird in Zukunft immer mehr die planvolle Durcharbeitung der Raumdisposition sowohl im Großen, wie im Kleinen zur Anwendung gebracht werden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß, bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Feststellung eines vernünftigen Verhältnisses der Straßenbreite zur Haushöhe, das Ideal der diesbezüglichen Entwickelung in der Formel vorgeschrieben ist: „Ein Block — ein Haus!"

Das New-Yorker Arbeiter-Miethshaus der Zukunft.

Angesichts der menschenunwürdigen Wohnungsverhältnisse der New-Yorker Tenementhäuser erscheint es dringend geboten, Mittel und Wege aufzufinden, wie denselben ernsthaft begegnet werden kann. Der Boden, den man dabei einzunehmen hat, um zu wirklichem Fortschreiten zu gelangen, anstatt sich mit bloßen nebensächlichen, sogenannten „Improvements" zufrieden zu geben, ergiebt sich gleichsam von selbst aus der seitherigen Entwickelung des New-Yorker Miethshauses. Dieser Boden ist gegeben in der Proklamirung des Großsystems und in der

Verwerfung des 25 Fuß Lot-Princips, wenn man auch nicht gleich zu der Formel: „Ein Block — ein Haus" übergehen kann, wobei die langen Blocks der jetzigen Tenementhaus-Stadtviertel durch eine Straße in zwei Blocks getheilt sein müßten, so daß ein Normal-Block etwa 200 bei 400 Fuß halten würde.

Beschäftigen wir uns nun damit, zu untersuchen, wie derartige Arbeiter-Wohnungen eingerichtet sein müßten, und welche Vortheile sie bieten würden gegenüber der Misere der heutigen Tenementhäuser.

In erster Linie sollte Alles, was nicht zum nothwendigen Bestande der Wohnung gehört, ausgeschlossen werden. Die Küche würde also in der einzelnen Wohnung fortfallen und die Central-Küchenwirthschaft zur Einführung gelangen, wodurch die Wohnung gesunder und billiger und die Verköstigung haushälterischer werden würde. Nicht nur die Vortheile des Einkaufes der Waaren im Großen, also der Konsum-Gesellschaften, sondern in gleicher Weise die Vortheile eines fachmännischen Kochens im Großen, wie sie den Besitzern großer Restaurationen wohl bekannt sind, würden jeder einzelnen Familie, unter der Voraussetzung einer richtigen Betriebsform des Küchengeschäftes, gesichert sein. Es würden etwa, um den verschiedenen Geschmacksrichtungen der Einwohner Rechnung zu tragen, täglich zwei verschiedene Speisekarten zur Ausführung kommen, während die wenigen, die dann noch nicht befriedigt sein würden, gegen eine mäßige Extra-Vergütung das haben könnten, was ihnen innerhalb gewisser Grenzen speciell belieben würde. Die Heizung würde bei größeren Anlagen eine centrale Dampfheizung nach Art der Apartment-Häuser sein müssen, mit dem einzigen Unterschiede der einfacheren Ausstattnng der Heizkörper (Radiators), indem hier nicht Luxus-, sondern nur praktische Zwecke in Betracht kommen könnten. Eine solche Heizungs-Anlage, bei welcher alle eisig-kalten Räume im Hause ausgeschlossen sein würden, würde nicht nur den Gesundheitszustand der Einwohner verbessern und eine unendliche Annehmlichkeit für dieselben sein, sondern sie würde sich auch ökonomisch rentiren, indem dann die Kohlen im Großen und nicht mehr im Kleinhandel, der so vielen Profit schluckt, angeschafft werden würden. Auf eine Gasbeleuchtung würde man allenfalls mit Ausschluß der öffentlichen Lokalitäten, Gänge und Treppen, verzichten können, da das Petroleum-Brennen nicht so schlecht und einstweilen noch billiger als das Gas-Brennen ist. Endlich würde, statt daß jede Familie ihre eigene Wäsche in der eigenen Wohnung besorgt, bei hinreichender Centralisation eine gemeinsame Dampfwaschküche mit Maschinen-Bügelei und mit dem nöthigen Trocken-Raum zu existiren haben, in welcher die Familien ihre Wäsche gegen eine mäßige Bezahlung würden reinigen und herrichten lassen.

Durch alle diese Vorrichtungen würde die Frau gleichsam erlöst werden von den schwierigen, ungesunden und unangenehmen Hausarbeiten, und sie könnte, wenn sie sich nicht der Kindererziehung ganz widmen will, oder keine Kinder hat, dafür ungehindert zu einer Gewerbsthätigkeit übergehen. Man würde einen großen Saal herrichten für Vollbringung weiblicher Handarbeiten, in dem alle Näh- und anderen Maschinen mit Dampfkraft, anstatt durch den zarten Organismus des Weibes in Thätigkeit gesetzt werden würden. Der Frau würde dann nur die feinere Arbeit, nicht aber mehr blos das mechanische Maschinentreten zufallen, das ihre Gesundheit benachtheiligt. Ebenso würde man für die männlichen Kleinhandwerker, denen vielleicht die Instandhaltung der Bekleidungsgegenstände der Hausbewohner zufallen würde, eine Werkstätte mit Maschinerie herrichten können, die denselben ungemein zu statten kommen und ihnen die Arbeit erleichtern würde. Daß eine Werkstatt für den Maschinisten des Hauses, wie für den Hausmeister nicht zu fehlen hätte, ist als selbstverständlich zu betrachten, wie auch, daß alle Maschinerie des Hauses möglichst auf einen Punkt zu concentriren sein würde um kostspielige und weitläufige Verzweigungen zum Ausschlusse zu bringen. Wenn auch die Einrichtung von Schwimmbädern zu kostspielig sein würde, so würde man doch an einem central gelegenen Orte des Hauses kleine Badezimmerchen nach dem Muster der gegenwärtigen anlegen, die von allen Einwohnern des Hauses benutzt werden würden. Kaltes Wasser nebst Abguß (Sink) sollte reichlich und in größerer Verzweigung vorhanden sein, als heißes Wasser, das auch bei Anwendung der Central-Küchenwirthschaft nicht ganz entbehrt werden kann. Von Water-Closets ꝛc. sollten mehrere in jeder Etage zum gemeinsamen Gebrauche vorhanden sein. Wenn es auch meistens der Fall sein würde, daß die Familien in ihren Wohnungen ihre Mahlzeiten einnehmen würden, so würde man doch für ein Restaurationslokal, insbesondere für unverheirathete Personen, denen im Uebrigen besondere Apartments einzuräumen wären, Sorge tragen müssen, dem sich eine Trink- und Rauchstube anzuschließen hätte. Auch ein Unterhaltungszwecken dienendes Lokal, größere Parlor-Räumlichkeiten, Bibliothek- resp. Lesezimmer und ein Kindergarten-Saal würden nicht zu vergessen sein. Wenn man bedenkt, daß diese gesellschaftlichen Annehmlichkeiten und Vortheile ebenso viele ökonomische Errungenschaften zu bedeuten haben, so kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß eine derartige große Arbeiter-Wohnungsanlage nicht nur von den Familien gesucht, sondern auch finanziell durchführbar und lohnend sein würde. Da die heutige Existenz des Arbeiters außerdem eine stets unsichere ist, entsprechend dem fortdauernd schwankenden Industriegange, der Arbeiter also heute oft hier und morgen dort zu sein hat, so würde es für denselben weiter von Vortheil sein, wenn er sich von allem persönlichen Eigenthume an Mobiliar, ausgenommen Kleider, möglichst entlasten könnte. Es würde also das Mobiliar der Wohnung, genau nach dem Vorbilde der Hotels, zu den Wohnungen zu gehören haben, was selbst in der feinen Wohnung das Ideal ist, indem in ein Zimmer mit besonderer Architektur nur eine entsprechende, nicht aber eine beliebige Möbel-Garnitur hineinpaßt. Wie in den Apartmenthäusern müßte man auch hier zu Elevatoren übergehen, die Personen und Gegenstände in die oberen Etagen einfahren würden. Auch an sonstigen Improvements würde man es nicht ganz fehlen lassen.

Sechs Haupteingänge, eben so viele Elevatoren und vier Treppen würden selbst für ein ganzes Normal-Block-Haus entsprechende Personen-Verkehrsmittel sein, und könnten diese Häuser auch höher wie seither zum Aufbau kommen, was ihre Rentabilität steigern würde. Natürlich hätte die Haushöhe ein bestimmtes Verhältniß zur Straßenbreite nicht zu überschreiten, um nicht den Sonnenschein aus den Wohnungen zum Ausschlusse zu bringen. Das Material für Façaden würde Backstein sein, in sauberer einfacher Architektur, die hauptsächlich durch eine vortheilhafte Gesammt- und Gruppenanordnung zu wirken hätte. Hinsichtlich der Balken würde man sich nur bei kleineren Anlagen vorläufig mit Holz zu begnügen haben, die man der Feuersgefährlichkeit halber, wie aus Gesundheits- und anderen Rücksichten etwa in Platten aus gebranntem Thon einkleiden könnte, wie derartige Konstruktionen bereits mehrfach bestehen. Die Treppen hätten ganz feuersicher zu sein, und ebenso müßte das Gebäude solide Zwischenmauern mit eisernen Thüren erhalten, damit bei einem Brande das Feuer selbst dann lokalisirt bleiben würde, wenn, wie bei der jüngsten Flammen-Katastrophe in der Ersten Avenue, die Feuerwehr sich in der unbegreiflichsten Weise verspätet. Die „Fire Escapes", die sich bei derselben Gelegenheit so wenig bewährten, könnten zu brauchbaren Balkonen ausgebildet werden, was zudem für die Bewohner eine große Annehmlichkeit einschließen würde. Daß der saubere und große Centralhof als Garten und als Spielplatz für die Kinder eine ausgezeichnete Zugabe zu derartigen Arbeiterwohnungen sein würde, ist als selbstverständlich zu betrachten, wie es ganz ohne Zweifel ist, daß bei nur etwas philantropischem Geiste des Besitzers oder der besitzenden Gesellschaft eine derartige Wohnungsanlage ein unnennbarer Segen für die gesammten Bewohner sein würde.

Aber auch wenn man lediglich von dem Grundgedanken einer guten Kapitalanlage ausgeht, ist es sicher, daß sich hier

dem Kapitalisten ein Feld öffnet, welches noch nicht ausgebeutet und deshalb noch fruchttragend ist, während zugleich selbst der habgierigste Landlord den einer solchen Anlage innewohnenden Segen nicht für sich einstecken kann, sondern denselben den Miethern zufallen lassen muß. Je nach dem mehr oder weniger philantropischen Geiste, der aus einer derartigen Anlage hervorsehen würde, müßte die Einrichtung eine mehr oder weniger vollkommene sein, oder aber würden sich die Preise der Miethen hiernach stellen.

Ueber die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Ideen.

Was nun die Möglichkeit einer sofortigen praktischen Verwirklichung von so beschaffenen Wohnungs-Anlagen betrifft, so ist es nicht zu verkennen, daß sich derselben ernstliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, indem die Stadtviertel, in welchen die Arbeiter wohnen und zu wohnen lieben, bereits alle bebaut sind, und zwar zumeist in einer Weise, daß baufällige, also leicht ankäufliche Häuser mit neuen oder doch gut erhaltenen, die schwer anzukaufen sind, abwechseln. Alle derartig bestehenden Häuser eines Blocks anzukaufen und sie abzureißen, um ein neues und großes Centralhaus an deren Stelle zu errichten, das dürfte vorläufig sehr schwer werden, da der Grund und Boden dabei sehr hoch zu stehen kommen würde. Im Innern der Stadt würden deshalb hierfür vorerst nur solche Blocks in Betracht kommen, die durchgehends mit verfallenen Baracken, anstatt mit noch gut erhaltenen Häusern bebaut sind. Und in der That wäre hier, wo die Reform am ersten nothwendig erscheint, auch der Ort, wo man zuerst anfangen sollte, und wo man den besten Erfolg haben würde. Wenn es daher auch nur in einzelnen Fällen möglich sein würde, Normal-Block-Häuser in der beschriebenen Weise in den eigentlichen Arbeitervierteln zu errichten, so würde es doch nicht schwierig sein, nach dem Vorbilde der Apartment-Häuser zunächst zu räumlich weniger umfangreichen Anlagen zu schreiten, indem genug baufällige Häuser neben einander bestehen, um Grundplätze in dem dazu erforderlichen Umfange ohne allzu große Kosten zur Verfügung zu bekommen. Schon auf einem Grundstücke von 6 Lots Breite oder 150 Fuß Front ließe sich eine ganz respektable Anlage errichten, und bereits bei der Zusammenwerfung von 4 Lots zu einem, also bei 100 Fuß Front, würden sich bedeutende Vortheile, insbesondere in Bezug auf die Versorgung der Zimmer mit Luft und Licht erzielen lassen. Man würde schon hier größere, luftigere Höfe zu erzielen vermögen, an Stelle der jetzigen kleinen Schachte. Auch würde man in der Front komfortablere Parlor-Räumlichkeiten, eventuell für jedes Stockwerk und zur gemeinsamen Benutzung der betreffenden Einwohner anlegen können und dadurch erzielen, daß alle Einwohner des Hauses an der Aussicht nach der Straße partizipiren würden, während jetzt die Insassen der Hinterwohnungen ganz von der Außenwelt abgeschlossen sind.

Bei einer derartigen Einrichtung gemeinschaftlicher Parlor-Räumlichkeiten würde es vielleicht auch den einzelnen Familien zu gestatten sein, für bestimmte familiäre Festlichkeiten ꝛc. dieselben für sich allein in Anspruch nehmen zu dürfen. Ebenso würden die Küchen aus den Einzelwohnungen hinaus zu verlegen und entweder für jedes Stockwerk oder selbst für das ganze Haus (am besten nach hinten zu) zur Centralisirung gelangen. Auch für centrale Wäsche-Einrichtungen würde man Sorge zu tragen haben, wodurch nicht nur ökonomisch, sondern auch sanitär ein weiterer bedeutender Fortschritt erreicht sein würde. Schon bei einer derartigen Centralisation im kleinen Maßstabe würde es nicht schwierig sein, die nothwendigsten sogenannten „Improvements" ohne hohe Kosten zur Einführung zu bringen, während durch die Hinausverlegung von Parlor und Küche aus der Einzelwohnung diese schon mit zwei Zimmern einer früheren Wohnung von vier Zimmern gleichkäme, also bedeutend an Raum gewonnen sein würde, was der Vergrößerung der Treppen- und Korridor-, sowie der Hof-Anlage zu Gute kommen würde, bei der gleichen Anzahl der früheren Einzelwohnungen.

(Schluß folgt.)

Eigenliebe und Selbstlosigkeit.

Eine Parallele.

Von Emanuel Fernbach.

Den Egoismus (die Eigenliebe oder Selbstsucht) zu preisen, ist eine sehr dankbare Aufgabe, die Selbstlosigkeit zu rühmen, eine sehr undankbare. Dem Moralprediger, der daran mahnt, daß man ja zuweilen auch sich selbst vergessen und an andere denken sollte, geht man gern aus dem Wege. Man wisse schon allein, sagt man sich und dem unbequemen Aufdringling, was man dem Nächsten schuldig, die Mahnung sei überflüssig. Zuvorkommend hingegen bezeigt man sich demjenigen, der uns den Egoismus nicht blos als unser gutes Recht, sondern auch als unsere Pflicht hinstellt. Wir wählen ihn zum Freunde als besten Berather und treuesten Genossen und heißen ihn an unserem Tische willkommen — Pardon, wenn wir nicht befürchten müssen, daß er uns am Ende die Gastfreundschaft als einen Ausfluß der Selbstlosigkeit auslegt und uns verächtlich den Rücken kehrt, in der Voraussetzung, daß es uns an ausreichendem Verstand gebrach. Doch nein, er wird nicht ablehnen, wenn er sonst nicht gerade dringend verhindert ist oder einen persönlichen Widerwillen gegen uns hegt, denn Gastfreundschaft zu üben sowohl wie zu erfahren, ist in alter und neuer Zeit als Bethätigung des besten Genusses, als das schönste Recht und die schönste gegenseitige Pflicht angesehen worden, mag man von dem Prinzip der Selbstliebe oder der Selbstlosigkeit ausgegangen sein. Wir begegnen hier einem eklatanten Beispiel, wie der Egoismus und die Selbstliebe um die Palme streiten und wie sie sich gegenseitig aufzuheben vermögen.

In der That gehören die Selbstliebe und die Selbstlosigkeit zu einander als nothwendige Ergänzung und zur gegenseitigen Bestätigung, gerade wie die Begriffe des Guten und Bösen, unter welche sie ja auch zu rubriciren, des Wahren und Falschen, des Schönen und Häßlichen. Beide entspringen aus der Natur des Menschen, beide in richtigem Maße geübt, stellen erst die Harmonie in dem Menschengetriebe her. Das einseitige Verfahren nach einer der beiden Richtungen würde zerstörend und auflösend wirken. Man darf aber die Selbstlosigkeit nicht mit Charakterschwäche verwechseln und ihr Mangel an Verstand andichten. Zur Ausübung der Selbstlosigkeit, nämlich der bewußten Selbstlosigkeit, gehört vielmehr mehr Verstand als zur Bethätigung des Egoismus, welche schon im thierischen Instinkte keimt und nur das Vorhandensein der von der Natur gegebenen Kräfte voraussetzt. Der Selbstlosigkeit, wenn sie nicht ein Produkt der Schwäche und dann werthlos oder gar ein Laster ist, muß eine reifliche Erwägung, ein Kampf oder eine moralische Kraftübung vorhergegangen sein. Sie ist deswegen als etwas Seltenes, Erhabenes, auch von denen, welche sie nicht zu üben, oft auch nicht zu begreifen vermögen, geschätzt und bewundert. Sie reizt zur Nachahmung und bewirkt die glänzendsten Thaten, deren Ruhm Jahrhunderte und Jahrtausende überdauert. Dieser etwa vorausgesehene Ruhm ist es aber nicht, welcher zu wirklich selbstlosen Thaten zu begeistern vermag, denn er ist für die Opfermuthigen ein wesenloses Nichts, nur für den Nacheiferer erhöht er viel-

leicht die Bedeutung des Ideals, das er seinem Streben setzt. — Wenn wir die Handlungen der Menschen auf ihre Motive prüfen, so gelangen wir meist zu einer Mischung von Selbstliebe und Selbstlosigkeit, was ja dem dualistischen Wesen des Menschen vollkommen entspricht. Der Selbsterhaltungstrieb führt uns darauf hin, uns unseren Mitmenschen nützlich zu erweisen; je eifriger und gründlicher wir ihnen zu dienen suchen, desto besser sorgen wir resp. sie für uns. Daß diese Theorie in der Praxis des Lebens die verschiedensten Variationen erfährt, ändert nichts an ihrer Richtigkeit im Prinzip. Es wäre widersinnig und naturwidrig, wenn dem Menschen in dem alltäglichen Leben sein persönliches Interesse vollkommen abhanden kommen sollte. Ganz unmöglich sind allerdings solche Fälle auch nicht, namentlich bei Leuten, welche sich einer bestimmten Idee vollständig hingegeben haben und zeitweise Essen und Trinken und alle übrigen Erfordernisse des Lebens vollständig vergessen können; man wird dergleichen aber immer als etwas Abnormes ansehen. Im Allgemeinen denkt jeder Mensch zuerst an sich, und das ist selbst vom Standpunkte der Moral aus zu rechtfertigen, denn wer seine Fähigkeiten und Anlagen nicht stärkt, wer nicht selbst möglichst ein Ganzes, ein annähernd Vollkommenes ist, kann seinen Mitmenschen keine Dienste leisten und fällt ihnen mehr oder weniger zur Last. Diese Pflicht der Eigenliebe, der Selbsterhaltung, der Selbstvervollkommnung lehren Haus und Schule eindringlich, ob ausgesprochen, ob nicht ausgesprochen, und die Schule des Lebens nimmt die Repetition vor, wo es nöthig. Der Instinkt des Egoismus wohnt dem Menschen überall inne, und einer besonderen Ermahnung, egoistisch zu sein, kann der kräftige und gesunde Mensch entrathen.

Wird nun nach dieser Erfahrung die reine Selbstlosigkeit ganz hinfällig? Jeder *fühlende* Mensch wird hiergegen augenblicklich Protest erheben, aber auch jeder *verständige* Mensch wird diesen Protest auf Grund reiflichen Nachdenkens unterstützen. Wir sind nämlich *schon von der Natur* nicht blos auf die Selbstliebe, sondern auch auf die Selbstlosigkeit hingewiesen, und nicht blos wir Menschen, sondern auch viele Thiere, deren Entwickelung in den ersten Stadien auf der Pflege und Erziehung seitens der Alten, namentlich der Mutter, beruht. Wer das Familienleben der Thiere, den Bau der Vogelnester, das Brüten der Eier, die Leitung der Küchlein beim Gehen resp. Schwimmen, die mütterliche Sorgfalt, welcher sich die jungen Katzen, Hunde, Rehe u. s. w. erfreuen, beobachtet, kann sich dieser Wahrnehmung nicht verschließen und muß zugestehen, daß Selbstüberwindung, Selbstlosigkeit zum Nutzen anderer Geschöpfe auch in den Naturinstinkten zu finden ist und daß, je entwickelter und anscheinend unabhängiger dieser Instinkt auftritt, wir genöthigt sind, dem Thiere eine größere Intelligenz zuzusprechen, es uns also näher zu stellen. Wollten wir also die Ueberwindung des Egoismus zum Besten unserer Nebenmenschen von uns abweisen, so würden wir nicht allein alle Moral aus der Welt vertilgen, sondern den Menschen noch unter das Thier degradiren; die Selbstüberwindung ist die *einzige* Tugend des Menschen, ohne welche alle übrigen sogenannten Tugenden gar keinen Werth haben. Gerade die Thatsache, daß der Egoismus die gewöhnliche Grundbedingung unserer Handlungen ist, stellt den Werth dieser Tugend in's rechte Licht. Würde es uns leicht, etwas zu thun, wodurch nicht wir, sondern nur Andere eine Annehmlichkeit haben, ja wodurch wir sogar vielleicht empfindlichen Nachtheil oder Schmerz, Last und Mühe, Sorge und Beschwerde erfahren, so würde der Begriff Tugend überhaupt nicht existiren. Die Möglichkeit der Selbstlosigkeit leugnen heißt also, die Möglichkeit jeder Tugend leugnen und damit der Unmoral Thür und Thor öffnen. Diese Möglichkeit nachzuweisen, dazu bedarf es nur des Hinblicks auf die von der Geschichte rühmlich erwähnten Beispiele von Aufopferung und Hingabe vom Alterthum bis in die Gegenwart. Wo bliebe der Heldenmuth eines Arnold Winkelried, wo die Ueberzeugungstreue eines Huß, eines Savonarola, eines Giordano Bruno! Wir müßten dergleichen Opferbethätigung in die Geschichte menschlicher Verirrungen verweisen, wenn nur der Egoismus eine gesunde, normale Handlungsweise in sich schlösse. Nein, der Mensch kann mit *Bewußtsein* selbstlos handeln, d. h. zu einem selbst gewählten Zweck die Ordnung der Natur umkehren und trotz äußeren Schmerzes oder Unbehagens Freude und Befriedigung empfinden. Diese Möglichkeit ist der Vorzug des Menschen, welcher ihn eben moralisch als Menschen kennzeichnet und den Beweis giebt, daß ihm ein Streben und eine Empfindung innewohnen, welche man bis auf Weiteres, ehe ein bezeichnenderer Ausdruck gefunden worden ist, mit den Worten *Herz* und *Seele* benennt. Diese Bezeichnungen sind darum noch nicht prägnant genug, weil in der Bethätigung der bewußten Selbstlosigkeit nicht allein das hochgesteigerte Gefühl (in der Uebertreibung Schwärmerei genannt), sondern auch der ausgebildete Verstand liegt. Die Möglichkeit, *sich zu begeistern* und in dieser Begeisterung das Wohl und Leben Einzelner oder ganzer Gemeinschaften, sei es in der Gegenwart oder in der Zukunft, höher zu stellen als das eigene persönliche Wohl und Leben, kann nur hochorganisirten Wesen innewohnen. Natürlich gehören solche zu den Ausnahmen, aber sie sind zu allen Zeiten dagewesen und gereichen auch unsrer Gegenwart zur Zierde. Sie erneuern in jeder Menschenbrust die Freude an humanen Bestrebungen und bewirken durch ihre Gesinnungen und Handlungen den Eindruck des Erhabenen, der moralischen Befriedigung, das Gefühl der Demuth der beschränkteren Befähigung gegenüber der ausgedehnteren.

Wenn nun aber solche erhabene Beispiele, wie alles Edle und Gute, zu den Seltenheiten gehören, so sind doch mit der fortschreitenden Civilisation eine ganze Reihe von Humanitätsbestrebungen, welche der Naturzustand nicht kannte, von dem Einzelnen auf die Gesellschaft übergegangen und von dieser wieder den Einzelnen als selbstverständliche Opfer übertragen. Dahin gehört die Ausübung von Ehrenämtern, die Errichtung und Förderung von Wohlthätigkeitsanstalten, Bildungsvereinen u. s. w. Die *Gesellschaft* wird nicht allein erhalten, wie man bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen geneigt ist, durch den Egoismus der Einzelnen, sondern wesentlich auch durch die von Einzelnen für sich oder im Verein mit Gleichgesinnten ausgeübte Selbstlosigkeit. Wie wenige Menschen besitzen die dazu gehörige Körperkraft und geistige Begabung, um im Kampf mit den entgegenstehenden Kräften ihre Persönlichkeit für sich selbst, für den gewählten Beruf und für die ihnen vorschwebenden gemeinnützigen Ziele zur Geltung zu bringen. Sie bedürfen dazu der Mitwirkung Anderer. Universitäten und Akademien, auf Stiftungen hochherziger Männer beruhend, Bildungs- und Gewerbevereine, in welchen die leitenden Kräfte unentgeltlich wirken, Preisaussetzungen von Wohlthätern für ewige Zeiten begründet, zur Förderung von Kunst und Wissenschaft, sie sind ebenso viele Zeugnisse der Uneigennützigkeit und Selbstlosigkeit und pflanzen letztere als regelmäßige Erscheinung weiter fort. Kein Mensch existirt und wird ferner existiren, der sagen kann, daß er seine Erfolge lediglich sich selbst verdankt. Er ist nicht blos den Lebenden, er ist auch den Todten verpflichtet, und er kann diese Verpflichtung nur abtragen, indem er wieder bewußt selbstlos für die Mit- und Nachwelt arbeitet.

Die Selbstlosigkeit ist, da sie nur durch Uebung, Erziehung und Gewöhnung erworben werden kann, häufig geleugnet oder als schädlich und widernatürlich angefeindet worden. Demungeachtet wird sie in vielfältiger Weise von den einfachsten Menschen geübt. Wenn man die Hinneigung der Geschlechter als Beweis für den Naturtrieb der Selbstlosigkeit nicht gelten lassen will, so wird man doch der Fürsorge der Mutter, welche in dem geliebten Gegenstand nicht immer sich selbst liebt, sondern häufig ein ganz uninteressirtes Erbarmen übt, die Beweiskraft nicht absprechen. Auch Beispiele aufopfernder Kindesliebe sind nicht selten, und der Zusammenhalt der Familie wird in unserer Zeit als selbstverständliche Pflicht angesehen, deren Verletzung die Gesellschaft rügen würde. Aber auch die *Freundschaft* opfert ihr Bestes, ohne je auf Ersatz zu rechnen, ja ohne die Möglichkeit der Vergeltung in Betracht zu ziehen. Es hieße die Menschheit herabwürdigen, wenn man die Möglichkeit, ja die Natürlichkeit wahrer Freundschaft leugnen wollte. In diese

Kategorie der Selbstlosigkeit gehört auch die Treue alter Diener, welche die Freude, die der Herr erfährt, als die ihrige ansehen.

Wie oft wird die Selbstlosigkeit Einzelner bei Gefahren vorausgesetzt und zeigt sich auch in glänzender Bewährung, wie z. B. bei den Berufen des Lokomotivführers, des Schiffskapitäns, des Lotsen, des Arztes. Wie suchen oft bei Epidemien oder in Kriegszeiten Personen, die schwere Verluste erlitten haben, Linderung ihres Kummers und ihrer Trauer in der aufopferuden Pflege der Kranken und Verwundeten.

Die Selbstlosigkeit verlangt allerdings, wie schon angedeutet, Gewöhnung. Ein Zeichen derselben ist die Aufmerksamkeit auf dasjenige, was unseren Lieben zu ihrer Behaglichkeit mangelt. Aufmerksamkeit ist aber eine wenig verbreitete Tugend. Das Weihnachtsfest ist darum von der Weihe der Sittlichkeit so schön bestrahlt, weil es zu der Uebung dieser Tugend Anlaß giebt, ja förmlich zu derselben nöthigt und diejenigen beschämt, welche in krasser Eigenliebe die Selbstlosigkeit zu üben vergessen. Aufmerksamkeit thut uns innig wohl, ja kann uns unter Umständen tief ergreifen, wenn wir die erste Selbstlosigkeit, die Liebe, in ihr zu erkennen vermögen. Wir sehen dann in der That nicht die Gabe, sondern den Geber. Gleiche Empfindung wird in demjenigen erweckt, der giebt, wie in demjenigen, der empfängt. Die Freude gleicht die Unterschiede vollständig aus. Viele Menschen sind aber so wenig gewöhnt an die Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse Anderer, vielleicht durch die Verwöhnung seitens ihrer Umgebung oder auch durch die Isolirung, daß sie, gelegentlich durch die Aufmerksamkeit Anderer beschämt, bekennen, sie vermögen nicht aufmerksam zu sein. In der That ist die Aufmerksamkeit ein Talent, zu welchem der erste Grund in der Jugend gelegt werden muß. Sie ist der erste Anfang aller Tugend.

Wie kürzlich in der Sonntagsbeilage einer Berliner Zeitung in einer geistreichen Plauderei vom Egoismus dargethan wurde, ist das Ausüben von Wohlthaten nicht immer rein von egoistischen Nebenempfindungen. Es waltet zuweilen in ihnen ein höherer, durchgeistigter Egoismus vor. Diesen können wir aber als Vorstufe zur Selbstlosigkeit immer gelten lassen. Mit Recht wird an der genannten Stelle hervorgehoben, daß es das größte Vergnügen verschafft, auch mit oft unverhältnißmäßig kleinen Summen im Stillen einem armen Erdenkinde eine glückliche Minute zu bereiten und sich dadurch siegreich und mächtig zu fühlen gegenüber den dunklen Gewalten, die uns Dornenkränze auf die Stirn pressen, was an der genannten Stelle als eine Selbstverherrlichung und damit als eine Selbsttäuschung des Egoismus hingestellt wurde. Wenn das Egoismus ist, so ist es jedenfalls ein sehr veredelter. Wer in so bewußter Weise Wohlthaten übt, scheint uns auch fähig zu größeren Thaten, ja zu selbstlosen empfindlichen Opfern, sobald die Geschicke seiner Nebenmenschen ihm dazu Veranlassung geben.

Die Hauptsache bleibt freilich bei der Beurtheilung des Werths einer wohlthätigen Handlung, daß der Anspruch der Gegenleistung nicht den Hintergedanken des Wohlthäters bildet. In diesem Falle ist das Opfer zuweilen sehr zweifelhafter Natur. Die reine Selbstlosigkeit vermag Schmerz und Genugthuung zu vereinigen. Sie ist Selbstvergessen und wirkliche hingebende, in sich selbst befriedigte Nächstenliebe. Wie wir bereits die Eltern- und Kindesliebe, die Freundschaft und Treue und das Erbarmen mit den Kranken als Beispiel dieser Tugend angeführt, so wollen wir auch das Mitleid mit der Gebrechlichkeit des Alters nicht unerwähnt lassen.

Wenn ich einem Greise hilfreich beistehe, Nachsicht gegen seine Schwächen übe und ihm sein Alter weniger beschwerlich zu machen suche, so gehört doch viel Böswilligkeit dazu, wenn der Zuschauer behauptet, ich thue das nur, damit man mir in meinem Alter ebensolche Dienste leiste. Meine Erfahrungen sagen mir, daß darauf wenig zu rechnen ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil wenig Menschen das Greisenalter erreichen, und daß meine gegenwärtige Handlung mit der vorausgesetzten zukünftigen eines Andern in gar keinem ursächlichen Zusammenhange steht. Wenn also nicht etwa eine Kombination theologischer Art obwaltet, müßte ich als Egoist die genannte Handlungsweise als thöricht und zweckwidrig unterlassen. Dies würde aber jedermann als herzlose Härte erscheinen, denn es giebt in der That ein interesseloses Mitleid, und jeder unverdorbene Mensch glaubt daran. Es giebt ein interesseloses Gefühl für Gerechtigkeit und Nächstenliebe. Wer hat nicht schon beobachtet, wie in der Großstadt, wo sich nicht gern ein Mensch in die Interessen anderer, ihm fremder Leute mischt, weil er die Verhältnisse nicht zu übersehen vermag und daher irregeführt werden kann, Leute aus dem Volke sich verirrter Kinder annehmen, irgend eine sich vor ihren Augen ereignende Ungerechtigkeit oder Gefahr ohne Rücksicht auf sich selbst abwehren oder zur Beseitigung eines Mißgeschickes unbedenklich hilfreiche Hand leisten. Es ist bei den Haaren herbeigezogen, wenn man ihnen dabei einen, wenn auch unbewußten Vorbehalt des Anspruchs auf Gegenseitigkeit andichten will. Sie haben keine Ahnung davon und handeln interesselos.

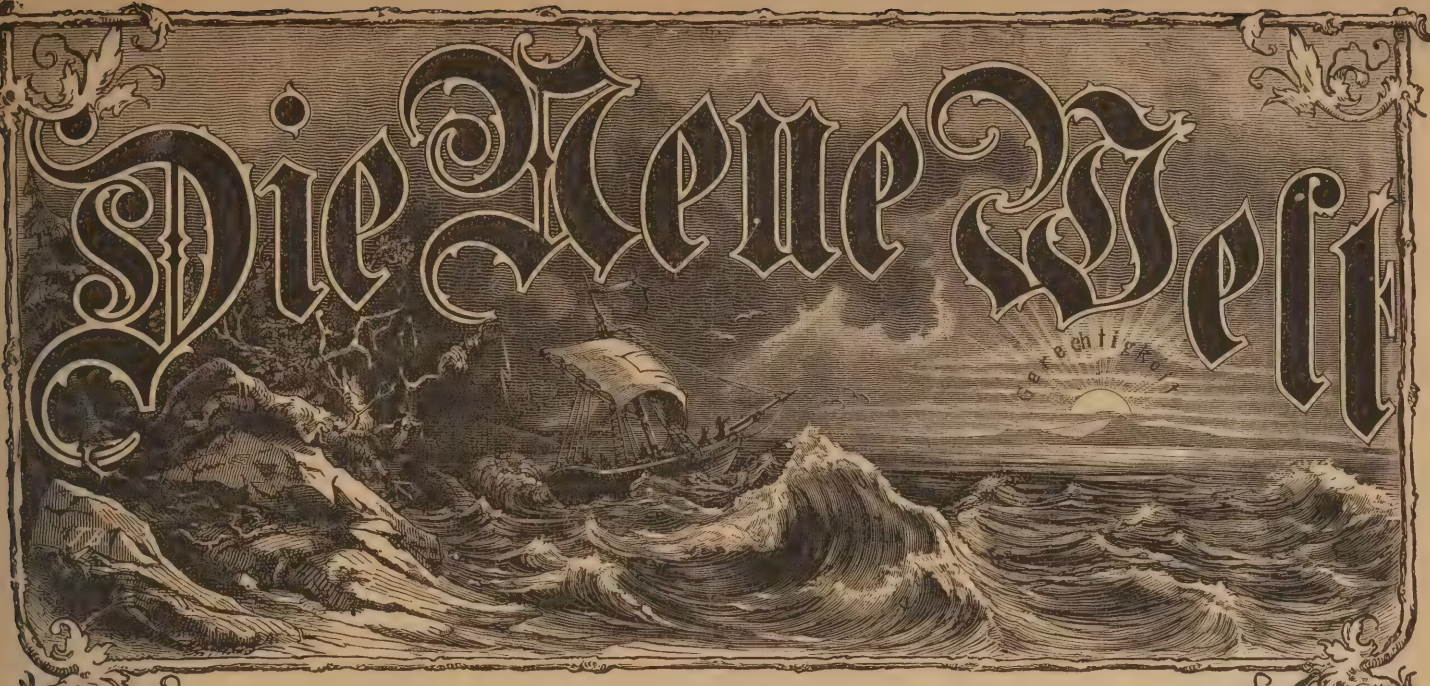
Ist die Selbstlosigkeit getrennt von der Eigenliebe, wie man ja zugeben darf, eine seltene Erscheinung, so werden wir uns den Glauben an ihr Vorhandensein, auch in der Gegenwart, nicht rauben lassen. Daß sie in den Gebilden der Poesie lebt und darin nie vermißt werden darf, beweist, daß sie Herzensbedürfniß ist und nicht für ein unerreichbares Ideal gehalten wird. Mag die Gegenwart zuweilen mit dem Egoismus prahlen; wir wissen, daß oft die besten Menschen mit ihrer Kaltherzigkeit renommiren. Freilich sucht jeder Mensch naturberechtigt jedem Uebel aus dem Wege zu gehen, der tödtlichen Kugel, der Pest, dem Anblick der Leidenden zu entfliehen. Aber darin besteht das Verdienst der Selbstlosigkeit, daß sie unter Umständen diese instinctive Neigung überwindet. Freilich machen Sorgen, Schmerzen und harte Schicksale die Menschen oft zu den unleidlichsten, neidischsten Geschöpfen. Aber giebt es nicht auch Geduldige, nicht wahre Engel? Warum das Vorhandensein derselben leugnen?

Keineswegs ist jedoch Gefahr im Verzuge, daß die Selbstlosigkeit zu weit um sich greifen könnte und wir eine Warungstafel aufstecken müßten mit der Inschrift: „Opfert Euch nicht einer für den andern auf, damit die Menschheit bestehen bleibe!" Wir brauchen nicht zu sagen: „Der Egoismus ist zum Guten, wenn er nicht ausartet, denn das wäre eine gefährliche Mahnung. Jeder glaubt eher in der Selbstlosigkeit schon zu weit gegangen zu sein, als ihr noch nicht genug gethan zu haben. Es sind im Gegentheil die Gesetze und Verbote des Staates sehr nothwendig, um die Auswüchse des Egoismus niederzuhalten, und sie reichen zuweilen nicht aus, denn bei dem eingefleischten Egoisten heißt es: Was nicht verboten ist, ist erlaubt. Deswegen wollen wir der Eigenliebe die Selbstlosigkeit als heilsames Gegengewicht gegenüberstellen. Mit dem Hinblick auf Lessing's „Nathan" schließen wir unsere Betrachtungen wie folgt:

Wer sich auf seinen Vortheil versteht, wird nach dem Princip der Eigenliebe handeln, wer auf seinen wahren Vortheil bedacht ist, wird das Princip der Selbstlosigkeit zu Rathe ziehen. Wer seine Erfolge dem Egoismus verdankt, wird als klug gerühmt, wer durch Selbstlosigkeit ein Wohlthäter der Menschheit geworden, wird als weise gepriesen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Die Neue Welt



Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 5. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Der Planet Mars nach den bisherigen Forschungen der Wissenschaft.

Von Adolf Beneschowsky.

Die großen Fortschritte in der Verfertigung der Fernrohre, wie sie in den beiden letzten Jahrhunderten vor sich gegangen sind, haben uns Dinge kennen gelernt, die wir früher nur ahnen konnten. Die genauere Kenntniß unseres Mondes, sowie der Oberflächenbeschaffenheit unserer Planeten ist wesentlich diesen Fortschritten zu verdanken. Der Mond ist uns verhältnißmäßig nahe, er ist von der Erde nur 50,000 Meilen entfernt, was eine Kleinigkeit ist im Vergleich zu den Entfernungen der übrigen Himmelskörper. Vom Monde konnte man also nach Erfindung der Fernrohre mit Zuversicht erwarten, man werde seine Oberfläche mit der wünschenswerthen Gründlichkeit kennen lernen. Und in der That giebt uns schon ein Fernrohr mit 300maliger Vergrößerung überraschende Aufschlüsse über die Natur unseres Trabanten.

Daß man aber auch weiter entfernte Himmelskörper, die sogenannten Planeten oder Wandelsterne dereinst genauer kennen lernen würde, dazu hatte man lange Zeit keine Aussicht. Die letzten Jahre haben uns auf einmal eine überraschende Bereicherung unseres Wissens gebracht. So können wir gegenwärtig eine vollständige und verhältnißmäßig sehr genaue Weltkarte des Planeten Mars studiren. Eine Weltkarte mit Ländern und Meeren, ganz so wie wir es von Erdkarten gewöhnt sind! Daß diese Karte auch beschrieben ist, darf uns nicht Wunder nehmen, die Astronomen müssen ihre Objecte mit Namen belegen, um sich verständlich machen zu können.

Im Jahre 1877 war es das erste Mal, daß uns der italienische Astronom Schiaparelli mit einer Marskarte beschenkte. Durch die Beobachtungen, welche in den Jahren 1879 und 1882 unter dem reinen Himmel Mailands angestellt wurden, erfuhr diese Weltkarte so wesentliche Verbesserungen, daß wir die bis jetzt bekannten Konturen, die Grenzscheiden zwischen Wasser und Land, als ganz sichere Errungenschaften betrachten können.

Es haben zwar schon 1830 die deutschen Astronomen Beer und Mädler eine für die damalige Zeit ganz hübsche Weltkarte des Mars geliefert, aber ihre Zeichnungen halten keinen Vergleich aus mit den Resultaten Schiaparelli's, die mit einem größeren Fernrohr und unter einem reineren Himmel gewonnen wurden.

Nach diesen Bemerkungen wird es wohl gerechtfertigt erscheinen, wenn wir die benachbarte Welt, die in der Astronomie schon seit 2 Jahrtausenden den Namen Mars führt, etwas näher betrachten. Dieser Himmelskörper ist einer der sieben Planeten des Alterthums. Planeten oder Wandelsterne nannten die Astronomen des Alterthums alle Himmelskörper, welche außer der täglichen Bewegung des ganzen Himmelsgewölbes noch eine selbständige, gewöhnlich sehr complicirte Bewegung zeigten, Fixsterne dagegen alle übrigen Sterne. So kam es, daß Sonne und Mond mit unter die Planeten gerechnet wurden, indeß die Erde als Mittelpunkt des Weltganzen betrachtet wurde. Von den Himmelskörpern, welche wir heute Planeten nennen, waren den Aegyptern, Babyloniern und Assyrern nur Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn bekannt. Im Ganzen gab es also nach der damaligen Anschauungsweise, wie gesagt, 7 Planeten, worunter natürlich die Sonne und der Mond als die vornehmsten betrachtet wurden.

Aber schon im Alterthume gab es einzelne große Denker, welche diese Auffassung des Weltsystems als fehlerhaft erklärten und die Sonne zum Mittelpunkte des ganzen Systems machten. Ihre Stimmen aber verhallten und geriethen allmählich in Vergessenheit, denn es fehlte an Beweisen für ihre kühnen Behauptungen. Die Völker des Alterthums hatten keine genauen Meßinstrumente, und Fernrohre waren ganz unbekannt. Mit ihren unvollkommenen Hilfsmitteln konnten sie also nicht mehr leisten, als sie thatsächlich geleistet haben.

Die astronomischen Kenntnisse des Alterthums deshalb geringschätzen, wäre aber wiederum sehr unrichtig. In der Entwicklung der menschlichen Cultur sind die ersten Entdeckungen immer die schwierigsten gewesen; die Erfindung der steinernen Axt war eine größere Geistesthat, als die Erfindung einer complicirten Maschine im 19. Jahrhundert. Wir müssen also,

trotz der vielen überlieferten Irrthümer, mit Bewunderung auf die Denker zurückblicken, welche in der grauen Vorzeit zum ersten Male gegen den gestirnten Himmel emporblickten und die ersten Beobachtungen anstellten. Die Beobachtungen und die Systeme der Sternkunde des Alterthums waren die Grundlagen, auf welchen die Begründer der modernen Astronomie fußten. Kopernikus, dieser Bahnbrecher in unsern astronomischen Anschauungen, knüpfte an das vorgefundene Gedankenmaterial an. Sein Weltsystem, das unter dem Namen Kopernikanisches Planetensystem in der ganzen Welt bekannt ist, nahm die Sonne als Centralpunkt an. Die Erde verlor ihre bevorzugte Stelle, sie wurde ein einfacher Planet, der sich gerade so um die Sonne bewegte, wie Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn. Kopernikus wies auch der Erde den richtigen Platz an, er setzte sie zwischen Venus und Mars, so daß Merkur der Sonne am nächsten stand, hierauf folgte die Venus, als dritter Planet die Erde, dann Mars, Jupiter und Saturn. Mehr Planeten waren in der damaligen Zeit nicht bekannt. Erst 1781 entdeckte Herschel mit seinem 20füßigen Spiegelteleskop den Uranus und 1846 wurde Neptun entdeckt, der die Reihe der Hauptplaneten in unserem Sonnensystem abschließt.

Uns Erdenbewohnern erscheint Mars als ein auffallend rother Stern. Die rothe Farbe wird schon in den ältesten Nachrichten hervorgehoben. Die alten Griechen und die Hebräer nannten Mars den feurigen, im Sanskrit, der heiligen Sprache der Inder, wird er Rothkörper oder brennende Kohle genannt. Man hat die Ursache dieser Färbung in allen möglichen Dingen zu entdecken gesucht. Einige schrieben dem Mars eine felsige, ochergelbe Oberfläche zu, Andere suchten den Grund der Färbung in einer rothen Vegetation. Alle diese Ansichten sind aber nur als werthlose Phantasien zu betrachten, einen wirklichen Aufschluß können uns nur gewissenhafte und lang fortgesetzte Beobachtungen gewähren. Am wahrscheinlichsten scheint jene Erklärung zu sein, welche in einer trüben, wasserdampfreichen Atmosphäre die Ursache sucht. Zur Zeit des Sonnenaufganges und zur Zeit des Sonnenunterganges verbreitet ja die Sonne bisweilen auf unserer Erde ein ganz wunderbares rosiges Licht, die Wolken flammen mitunter im prächtigsten Purpur. Vielleicht gehen ähnliche Vorgänge auf Mars vor, nur ausgeprägter und schöner als bei uns?

Die spektroskopischen Wahrnehmungen*) scheinen diese Ansichten nur zu bestätigen. Die Untersuchungen von Vogel zeigten im Spektrum des Mars zahlreiche Linien unseres normalen Sonnenspektrums, darunter einige Streifen, die im Sonnenspektrum nur dann auftreten, wenn sich die Sonne nahe am Horizont befindet, und die man nur dem Wasserdampf unserer Atmosphäre zuschreiben kann. Der Mars ist also von einer Lufthülle umgeben, die so wasserdampfreich ist, daß im Spektrum merkliche Absorptionsstreifen hervortreten.

Es ist wichtig, zu bemerken, daß Mars eigentlich nicht so roth ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Der französische Astronom Flammarion hat mit einem von ihm selbst erfundenen Apparate vergleichende Versuche angestellt und die Färbung unseres benachbarten Planeten gleich dem des Gaslichtes gefunden. Es scheint also nur der Contrast zu den meistens hellweißen Fixsternen die Ursache zu sein, daß unser Auge die Farbe des Mars als roth auffaßt. Unsere Gasflammen erscheinen auch roth, wenn sie vom elektrischen Licht überstrahlt werden.

Wirft man durch das Fernrohr einen Blick auf den Mars, so ist die rothe Farbe verschwunden, man sieht eine im gelblichen Lichte strahlende Scheibe mit einzelnen dunklen Flecken. Schon durch den ersten Blick wird man zur Vermuthung gedrängt, daß die dunklen, mehr bläulich schimmernden Flecken Meere, die hellen Flecken aber das Festland unseres Nachbarplaneten vorstellen. Durch eine längere Beobachtung erkennt man, daß die dunklen und lichten Flecken ihre Lage zu einander unverändert beibehalten, also wirklich der Oberfläche dieses Planeten angehören und nicht etwa wolkenartige Gebilde seiner Atmosphäre sind. Diese Thatsache hat es den Astronomen möglich gemacht, die Umdrehungsdauer des Mars festzustellen.

Jeder Planet bewegt sich um seine Achse. Die Erde braucht hierzu 24 Stunden, nämlich einen ganzen Tag. Die Umdrehungsdauer um die eigene Achse bestimmt die Dauer des Tages. Bewegt sich ein Planet in 10 Stunden um sich selbst, wie es beim Jupiter der Fall ist, so ist jeder Tag 10 Stunden lang. Braucht ein Planet zur Vollendung einer einmaligen Umdrehung um die eigene Achse 24 Stunden, so beträgt die Dauer des astronomischen Tages ebenfalls 24 Stunden.

Beim Mars hat eine genaue Beobachtung der dunklen Flecken uns die Länge seiner Umdrehungsdauer, also seines Tages, zu 24 Stunden, 37 Minuten und 23 Sekunden kennen gelehrt, was keinen wesentlichen Unterschied von dem Tage unserer Erde ergiebt.

Wir haben bis jetzt drei Thatsachen kennen gelernt: Das Dasein einer wasserdampfreichen Atmosphäre, die Existenz von Ländern und Meeren und die Dauer des Tages und haben hierin eine auffallende Aehnlichkeit mit unseren irdischen Verhältnissen gefunden.

Es giebt aber noch weit mehr Aehnlichkeiten zwischen unserm Nachbarplaneten und unserer Erde. Bei der Beobachtung durch's Fernrohr bemerkt man auf dem Planeten Mars nicht nur dunkle und lichte Flecken, welche als Meere und Länder zu deuten sind, sondern auch weiße, stark leuchtende Flecken, fast genau an der Stelle, wo sich die Pole befinden.

Nordpol und Südpol sind nichts anderes als die Enden der ideellen Achse, um welche die tägliche Umdrehung erfolgt. Die weißen Polarflecken des Mars sind nun freilich nicht mathematisch genau um die Pole herum vertheilt, das ist richtig; aber gerade darin liegt eine weitere Uebereinstimmung mit unserer Erde. Auch auf unserm Planeten stimmen die Kältepole nicht mit den Enden der Erdachse genau überein.

Die weißen Flecken, welche den Glanz der übrigen Marsoberfläche um mehr als das Doppelte übertreffen, verdanken ihren Ursprung gewaltigen Eis- und Schneemassen. Könnten wir unsere Erde vom Planeten Venus aus betrachten, so würde sie eben solche Polarflecken zeigen wie Mars. In ihrer Ausdehnung zeigen die weißen Flecken des Mars eine große Abwechslung. Eine gewisse Zeit hindurch sind beide Polarflecken gleich groß, dann nimmt beispielsweise der südliche Polarfleck stark zu und kann sich bis 25^0 um den Pol herum erstrecken, während der nördliche abnimmt und auf eine unbedeutende Größe zusammenschrumpft. Ist die größte Ausdehnung des südlichen Polarflecks erreicht, so tritt eine langsame Abnahme ein. Der südliche Polarfleck nimmt ab, der nördliche zu, bis Gleichgewicht herrscht. Die Abnahme und Ausdehnung ruht aber nicht, der südliche Polarfleck nimmt weiter ab, der nördliche immer zu, bis sich das entgegengesetzte Verhältniß zeigt. Und diese Abwechslung ist eine unaufhörliche, so daß die erste Vermuthung, die Polarflecken seien gewaltige Eis- und Schneemassen, zur Gewißheit wird.

Die Zu- und Abnahme der Polarflecken erfolgt in vollster Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten. So wie auf unserer Erde ist auch auf Mars Sommer und Winter auf beide Halbkugeln vertheilt. Hat die südliche Halbkugel Sommer, so hat die nördliche Winter, und umgekehrt. Auf Mars ist nun immer der Polarfleck am kleinsten, wenn die betreffende Halbkugel Sommer hat, am größten aber zu Ende des Winters. In der Frühjahrs- und Herbstzeit des Mars sind die Polarflecken gleich groß. Man kann also mit dem Fernrohr förmlich das Wegschmelzen von Eis und Schnee durch den Einfluß der Sommer-

*) Spektroskopische Untersuchungen werden in der Astronomie und Physik mit Hülfe eines sog. Spektralapparates ausgeführt. Der Hauptbestandtheil eines jeden Spektralapparates ist ein dreikantiges Glasprisma, welches die Lichtstrahlen in ihre farbigen Elemente zerlegt. Ein Sonnenstrahl wird durch ein Glasprisma in die bekannten Regenbogenfarben zerlegt. Der Regenbogen selbst ist auch nichts anderes als eine Zerlegung des weißen Sonnenlichtes in seine farbigen Bestandtheile, hervorgerufen durch Millionen schwebender Wasserbläschen. Läßt man durch eine enge Spalte Sonnenlicht in den Spektralapparat eintreten, so bemerkt das Auge des Beobachters ein farbiges Band, quer durchzogen von schwarzen Linien, und das ist das Sonnenspektrum.

wärme und die Zunahme der Eis- und Schneemassen infolge des Winters konstatiren.

Die Jahreszeiten des Mars sind, wie gesagt, ähnlich ausgeprägt wie bei uns, und dennoch ist ein großer Unterschied vorhanden, nämlich bezüglich ihrer Länge. Die Länge des Jahres und natürlich auch der Jahreszeiten hängt von der Zeit ab, welche ein Planet braucht, um sich einmal um die Sonne zu bewegen. Unsere Erde braucht $365^1/_4$ Tage, um ihren Weg um die Sonne einmal zu vollenden, und deshalb dauert ein irdisches Jahr 365 Tage, eine Jahreszeit aber den vierten Theil, nämlich 91 Tage = 3 Monate.

Auf Mars sind die Verhältnisse anders. Dieser Planet braucht 1 Jahr, 321 Tage und 17 Stunden, bis er sich einmal um die Sonne bewegt. Diese Umlaufsdauer bestimmt aber die Länge seines Jahres und mithin seiner Jahreszeiten. Das Marsjahr dauert also 1 Jahr 321 Tage nach unserer Zeitrechnung, eine Jahreszeit, gleichgültig ob Frühling, Sommer, Herbst oder Winter durchschnittlich 171 Tage = nahe an 6 Monate.

Infolge dieser Länge müssen die Jahreszeiten viel schärfer ausgeprägt sein als bei uns, und das ist thatsächlich der Fall, die Zu- und Abnahme der Polarflecken beweist es.

Wenn wir bedenken, daß Mars von der Sonne weiter entfernt ist als unsere Erde*), so muß man schließen, daß die Sonnenwärme auf ihm geringer ist als bei uns. Je weiter eine Wärmequelle entfernt ist, desto geringer ihre Wirkungen. Diese Thatsache steht fest. In den Tropengegenden des Mars dürfte also die Hitze nicht so hoch steigen, wie am Erdäquator. Von allzu schwüler Luft und heißen Winden werden die Marsbewohner verschont sein. Allzu schöne Vorstellungen über die Milde der Marssommer wird man sich indessen kaum machen können, denn was dem Sonnenlicht an Intensität abgeht, dürfte auf diesem Planeten durch die Länge der Jahreszeiten ersetzt werden. Es ist daher wohl möglich, daß die Sonne in der nahe an 12 Monate andauernden sommerlichen Hälfte des Marsjahres ganz ähnliche Wirkungen hervorbringt wie bei uns. Bedeutend muß die Sonnenhitze jedenfalls sein, sonst könnten die Polarflecken zur Sommerszeit nicht so zusammenschrumpfen.

Mars hat also eine Atmosphäre, er hat Länder und Meere, er hat Eis und Schnee, die Analogie mit unserer Erde wäre vollständig bis auf die Wolken, aber auch diese sind vorhanden. Man bemerkt durch gute Fernrohre außer den bisher besprochenen Flecken noch wolkenartige Gebilde. Aus ihrer Ortsveränderung hat man berechnet, daß die Wolken auf unserm Nachbarplaneten ungefähr mit der gleichen Geschwindigkeit von Winden fortgetrieben werden, wie auf unserer Erde. Manchmal ist die Oberfläche des Mars so mit Wolken und Nebeln besät, daß bestimmte Konturen von Ländern und Meeren nicht erkennbar sind. Doch ist dies nur selten der Fall, weit seltener als auf unserm Mutterplaneten Erde. Im allgemeinen kann man sagen, daß auf der Halbkugel, die gerade Sommer hat, die beständigen Flecken bestimmter und intensiver sind, als auf der winterlichen Halbkugel. Auf dem Mars charakterisiren also gerade so wie bei uns verschiedene Durchsichtigkeitsgrade der Atmosphäre die Jahreszeiten. Ein reiner, klarer Himmel wölbt sich über die sommerlichen, ein trüber und dumpfer über die winterlichen Fluren des Mars. Es kann daher immer nur die eine Halbkugel des Mars, die Sommer hat, einer genauen Beobachtung unterzogen werden. Die im Winter befindliche Halbkugel bleibt einer spätern Untersuchung vorbehalten.

(Schluß folgt.)

*) Die Erde ist von der Sonne im Mittel 20,028,900 Meilen entfernt. Die Entfernung des Mars von der Sonne schwankt zwischen 27 und 33 Millionen Meilen.

Blumensprache.

Von Manfred Wittich.

Wie bei Griechen und Römern, hatten auch bei unsern heidnischen Vorfahren Bäume, Sträucher und Blumen ihre Seelen; die Baumweibchen leben im Märchen noch heute, sie sind dasselbe, wie die Dryaden der Hellenen; sie leben und weben mit und in der Pflanze, sie leiden, ächzen und weinen, wenn die Pflanze verletzt wird, sie sterben, wenn die Pflanze verdorrt und stirbt. Bäume werden als Sitze von Göttern angebetet und sind Göttern heilig. Die Irminsul, das von Karl dem Großen zerstörte Heiligthum der „wilden Sachsen" im Waldgebirge Osning bei Detmold, war ein Baum. Die Donareiche, die Bonifazius fällte, ist bekannt genug. Diese heiligen Bäume, im späteren Mittelalter gewöhnlich mit „Frau" angeredet, sind Linden, Eichen, Eschen, Hasel, Holler, Wachholder und andere. Daß ganze Haine von der Gottheit bewohnt und ihr geweiht waren, ist zur Genüge aus Tacitus bekannt; und noch im achten Jahrhundert ließ sich ein todwunder Sachse — das war sein letzter Wunsch, — in einen heiligen Wald tragen, um dort, nahe seinen alten Stammesgöttern, zu sterben.

Das Schönste und Süßeste an der Pflanze ist aber die Blüthe, die Blumen, — ihr Duft ist gewissermaßen die Seele derselben, und in der Botanik wollen wir dem Geruchsdichter und gewiß verdienstlichen Gelehrten, Wollprofessor Jäger, gern Recht geben.

Und diese merkwürdigen Wesen haben von Anbeginn die Menschen angezogen, sie wuchsen ihnen in die Herzen hinein und wurden eine Art lieber Hausgeister, welche als wohlbekannte, traute Freunde ein fast persönliches Leben in unserem Gefühl erhielten.

Wie überall, so auch bei uns Deutschen, die wir ja von je und je uns gern sinnig in die Natur und ihre Geschöpfe versenkten und dort Spiegelbilder unseres eigenen Seelenlebens wieder zu erblicken recht geneigt waren!

So wollen wir denn einmal von unseren Blumen und ihrer Bedeutung im geselligen Leben einiges beibringen, was vielleicht Lesern und Leserinnen Kurzweil und Vergnügen schafft.

Wie billig ist, beginnen wir mit der Rose, der Blumen Königin. Diese schöne Blume in ihrer runden, abgeschlossenen Form, gewissermaßen eine kleine Welt von Schönheit in Duft und Farbe für sich, mußte sich der Menschen Herz erobern. Im Gemüthsleben des sinnigen deutschen Volkes nimmt sie denn auch eine ganz bedeutende Stellung ein, und zwar nicht nur die orientalische tausendblättrige Vollrose, sondern schon die wilde Heckenrose ist gefeit und geweiht. Es dient diese Blume, die von der Farbe der Freude, von dem Roth ihrer Blüthenblätter so genannt ward, die tiefsten und innigsten Freuden des Menschenherzens zu bezeichnen; sie ist so recht die Blume der Liebe, selbst die Religion bemächtigte sich dieses Symbols. Man braucht nur an das Lied:

„Es ist ein Ros entsprungen
Von einer Wurzel zart"

zu erinnern. Wir versagen uns, auf die kirchliche Verwendung des Rosenbildes, mit dem bald Christus, bald Maria, das Idealbild der heldenhaften und doch demüthigen Mutterliebe und des Ewigweiblichen, näher einzugehen. Wir wollen auf der Erde bleiben!

Wenn im Mittelalter die wohlgethanen Frauen, Edeldamen wie Bauernmädchen, zum Anger schreiten, um unter der altheiligen Linde den Reihen zu treten oder den Tanz zu springen, fehlt nicht auf ihrem Haupt der Blumenhut, mit dem französischen Fremdwort Schapel (chapeau = der Hut) genannt. Nach den

Bildern der Pariser Minnesänger-Handschrift scheint ein solcher aus einem Band oder Reif bestanden zu haben, in welchen die einzelnen Blüthenzweige senkrecht rings um den Kopf hineingesteckt wurden, wie ich es bei den Steiermärker Bergbewohnern Sonntags beim Schuhplatteln gesehen habe. Auf dem grünen Spitzhut steckten da in dem Bande um den ganzen Kopf herum allerlei Blumen und Blätter, was recht hübsch aussah. Und die Rose fehlte nicht!

Bei den alten Griechen wurde ein Band von Lindenbast, etwa von $1^1/_2$ Zoll bis 2 Zoll Breite, aufgesetzt und die einzelnen Rosen darauf geheftet, so daß der Kranz einer Krone ohne Zinken glich. In die weingefüllte Schale warf man Rosenblätter, die nun darauf schwammen und beim Trinken durch Duft und Farbe erfreuten.

Sagte man durch Anlegen von Rosenschmuck, daß man selbst zu Freude und fröhlichem Scherz geneigt sei, so war nur noch ein Schritt zu thun, um das schöne Bild zu wagen, daß die Rose selbst lacht! Bei Walther heißt es von den Blumen überhaupt, daß sie aus dem Grase dringen und „lachen gegen der spielenden Sonne!" Natürlich ist nicht das klingende Lachen mit der Stimme gemeint, sondern das Lachen mit Mienen, vor allen mit den Augen! Ja, die Blumen haben Augen! Die Dichter wissen's ganz genau! Nithard, der derbe Minnesänger, singt: „Der Thau den Blumen in ihre Augen fällt!" Und in Goethe's „Tasso" heißt es: „Die Blumen in den Beeten schau'n uns mit ihren Kinderaugen freundlich an!"

Das zusammenfassende Empfinden wird oft ausgedrückt dadurch, daß eine Sinnesthätigkeit auf einen Gegenstand bezogen wird, der nüchtern und prosaisch gedacht einen andern Sinn berühren mußte. Im Homer heißt es: „er sah den Löwen brüllen", das heißt, er sah, wie er beim Brüllen den gefahrdrohenden, scharfbezähnten Rachen aufsperrte. Ich finde darin nichts Unlogisches, sondern eine beneidenswerthe Kürze des Ausdrucks! Es steht kein Schulmeister mit dem Rohrstock und kein Gift und Galle geifernder Kunstrichter dahinter! An diese beiden Kerle soll ein echter Dichter auch gar nicht denken!

Eine solche Verwechselung der Sinne und ihrer Thätigkeiten findet sich bei einem Minnesänger, bei dem es von der Geliebten heißt: „Rosenroth ist ihr das Lachen!" Dabei denke ich allemal an das „erklingende Farbenspiel" bei Goethe in dem herrlichen Gedicht: „Wiederfinden im westöstlichen Divan!"

Bei einem anderen wird der Geliebten nachgerühmt: „Wenn sie lachet, so schneiet es Rosen." Als dichterischer Ausdruck für das höchste Glück gilt das Rosenlachen. Heinrich von Neustadt, ein Wiener Arzt, erzählt in seinem Gedichte „Apollonino von Tyrland" (ums Jahr 1300), wie einem Bettler von einer Königin sein heißer Liebeswunsch gewährt wird. „Das sah der rosenlachende Mann . . . der lachte, daß es voll Rosen was (war) Berg und Thal, Laub und Gras."

Auch als Familienname sind die Worte „Rosenlacher, Rosenlächler und Blumenlacher" mir bei meinem Namensammeln in den Adreßbüchern großer deutscher Städte öfter begegnet, das geht dann auf diese alte Vorstellung zurück.

Die Rose aus der Hand der Geliebten ist das Zeichen, daß sie dem Liebebegehrenden hold und willig Gehör schenkt, und die gegenseitige Gewährung höchster Liebesgunst heißt Rosenbrechen. Die Rose hat auch Dornen, und ein feins Mägdelein wehrt Uebermuth ab. So in folgendem schönen Lied. Lebendig wird ein Paar gleich sprechend eingeführt:

„Jungfräulein, soll ich mit euch gahn
In euern Rosengarten?
Da die rothen Rosen stahn,
Die feinen und die zarten" . . . . .

Sie spricht:

„In meinen Garten kumnst du nit
Zu diesem Morgen früh,
Den Gartenschlüssel findst du nit,
Er ist verborgen hie.
Er leit (liegt) so wohl verschlossen.
Er leit in guter Hut,
Der Knab' darf weiser Lehre (= muß sehr gewitzigt und klug sein),
Der mir den Garten aufthut."

Ich kam zu ihr getreten,
Wie manch gut Gsell mehr thut,
Ich wollt sie han gebeten,
Ich bott ihr meinen Gruß! — —
Ich ward zu einem Stummen,
Vor Scham da stund ich roth;
Bei allen meinen Tagen
Litt ich nie größer Noth.

Sie spricht:

„Gut Gsell! Darumb mich (ge)beten hast,
Das kann und mag nit sein,
Du wolltest mir zertretten han
Die liebsten Blümlein mein!
So kehr Dich wieder umbehin
Und gang Du wieder heim!
Du brächtest doch mich zu Schaden,
Fürwahr, ist mir nicht klein!"
(Ergänze: „der Schaden".)

Ich kehrt mich wieder umbeher
Ich ging bald wieder heim;
Da stund das selbig Jungfräulein
In seinem Garten allein.
Sie pflanzt ihr gelbes Haare,
Von Gold hat es ein Farb;
Mit ihrem rothen Munde
Sie mir den Segen gab!

Man kann nicht schöner ausmalen, was Goethe, eben auch wieder im „Tasso", seine edlen Frauen sagen läßt:

„Und wollt Ihr wissen, was sich ziemt,
Fragt nur bei edlen Frauen nach."

Der Bursch, welchen unser Volkslied vorführt, ist ein überkecker Gesell, aber die Lehre wird auf guten Boden gefallen sein! Und ich bin sicher, er wird Werth und Würde der Frauen achten und ehren gelernt haben!

Goethe's Haideröslein, wo die Blume die Geliebte selbst bedeutet, ist bekannt genug; im Volk hat es der studiosus juris Goethe, wohl im Elsaß bei den Besuchen im Pfarrhaus zu Sesenheim, gefunden, und dem Volk hat er es wiedergegeben, in eigener Weise umgestaltet. Eins der alten Haideröslein-lieder beginnt:

„Sie gleicht wohl einem Rosenstock
Drum geliebt sie mir im Herzen,
Sie trägt auch einen rothen Rock (wie die Rose!)
Kann züchtig, freundlich scherzen!
Sie blühet wie ein Röselein,
Die Bäcklein wie das Mündelein.
Liebst Du mich,
So lieb ich Dich,
Röslein auf der Haiden!"

Der Rosengarten ist eine Art Paradies, in welches uns Männer die Geliebte führen mag, denn Luther hat Recht:

„Nicht liebers ist auff erden
Denn Frawenlieb, wenn's kan werden."

Dasselbe mag auch der erste Sänger des frischen Liedleins „Blumenhaus" gedacht haben:

„In meines Buhlen Gärtelein
Da lag ich unde schlief,
Da traumte mir ein Träumelein
Wie es schneiet über mich.

Und da ich nun erwachte
Und es war aber nicht:
Es waren die rothen Röselein,
Die blühten über mich.

Ich brach mir die Röslein abe
Zu einem Kranze,
Ich schickt sie meinem feinen Lieb
Zum Lobetanze.

So bauet ich mir ein Häuselein
Von Petersilgen,
Womit war es bedecket?
Mit rothen Lilgen!

Und da mein Haus gebauet war,
Beschert mir Gott ein Weib,
Ein Mägdel von achtzehn Jahren,
Da war gut wohnen bei."

Die Zeit der Liebe soll man nicht versäumen, lehrt ein Volkslied mit den Worten:

„Die Röslein sind zu brechen Zeit,
Deshalben brecht sie heut!
Und wer sie nicht im Sommer bricht,
Der bricht's im Winter nicht.

Und brichst Du sie im Sommer nicht,
So reucts Dich, ja Dich!
Es geht ein frischer Sommer herein,
Dasselbig freuet mich.

Sie brachen in (ihnen, sich) der Röslein ab
Zu einem Kranz, ja Kranz,
Sie globten (gelobten) einander Treu und Ehr,
Das macht ihr Lieb erst ganz."

Daß Liebesleute die Aufpasser scheuen, ist eine sehr bekannte Sache; das Volkslied räth, nicht gegen Morgen, nicht gegen Abend ist Rosenbrechens Zeit:

„Die Röslein soll man brechen
Zu halber Mitternacht"

da seien alle Blätter mit kühlem Thau beladen.

Duft und Farbe der Blume, die der Liebhaber dem Mädchen schenkt, soll sein Angedenken bei ihr lebendig erhalten, das Vergißmeinnicht hat davon seinen Namen, gleiche Dienste aber leisten auch andere seiner Schwestern.

„In meines Buhlen Garten,
Da stehn zwei Bäumelein,
Das ein das trägt Muskaten,
Das ander Nägelein (Nelken);

Muskaten, die sind süße,
Die Nägelein, die sind räß (scharf an Geruch),
Die gib ich meinem Buhlen,
Daß er mein nicht vergeß!"

Die Blumen sind Stellvertreter der Person, wie im Rechtsleben das Schild, das Siegel des Ritters, seines Trägers; ja, wir sagen, die Blume ist die Person selbst. Noch deutlicher in den Sagen, wo die Seele gestorbener Lieben in Blumen wohnt, die auf ihrem Grabe wachsen, wie Rebe und Rose auf Tristan's und Isolden's Hügel, wie ähnlich bei Romeo und Julia.

Aehnliches in einem Märchen, wo drei Frauen in drei Rosen am Weg verwandelt sind, deren eine des Nachts ihren Mann in menschlicher Gestalt besucht und ihm sagt: „Brichst Du mich morgen als Blume am Wege, so werd ich erlöst!" Im Augsburger Rathbuch, in dem das Märlein steht, heißt's weiter: „Nun ist die Frag, wie sie ihr Mann gekannt hat, da die (3) Blumen ganz gleich und an ihnen selbst kein Unterscheid war. Antwort: Dieweil sie, nämlich die rechte, die Nacht in ihrem Haus und nicht auf dem Felde war, fiel der Thau nicht auf sie als auf die andern zwo; dabei sie der Mann kannt."

Als Blume der Liebe schließt die Rose auch die Liebestreue mit ein, ja sie gilt als Gipfel und Summe einer ganzen Reihe von Eigenschaften; man spricht von der Blume, aber auch von der Rose der Ritterschaft und meint den alle andern überstrahlenden Haupthelden.

Eigenthümlich ist in der Bilderhandschrift des Sachsenspiegels die grün gemalte Rose als die Blume des offenen, ehrlichen und gerechten Gerichtes und der da zu bewährenden Wahrheit und Treue.

Als beliebtes Deckengemälde zur sinnigen Zier von Speisesälen und Trinkstuben bedeutet die Rose Freude, aber auch Liebe, Treue und Verschwiegenheit, daher denn die Redensart, jemanden etwas sub rosa = unter der Rose, d. i. unter dem Siegel treuer Verschwiegenheit anvertrauen. In dem Gedicht „Dietrichs Flucht" heißt es in dem rühmenden Nachruf auf einen gefallenen Helden: „er war der Treue eine Rose".

(Schluß folgt.)

Die besten New-Yorker Wohnhäuser der Gegenwart, zugleich Muster der Zukunftswohnhäuser.

Von H. W. Fabian.

Praktische Durchführung eines Beispieles: 4 Lots = 1 Haus.

Berücksichtigt wird dann zunächst die Bebauung eines Grundplatzes von 4 Lots, das ist einer Grundfläche von 100 Fuß bei 100 Fuß, nach dem seitherigen Systeme, wobei auf je 25 Fuß Front ein Haus kommt. Ebenso gut kann auch die Ausbauung desselben Grundplatzes nach dem centralistischen Systeme erfolgen, wobei das Ganze ein Haus ist. Zur Veranschaulichung der in Frage stehenden Bauweise geben wir, des Vergleiches beider Systeme halber, zunächst eine Darstellung des neuen Systemes, welche eines der betreffenden oberen Stockwerke behandelt. In der Frontmitte jedes der oberen Stockwerke befindet sich ein für die Einwohner der betreffenden Etage gemeinschaftlich zu benutzendes großes Zimmer für Parlor- und Leszwecke, welches vom Hauseigenthümer zu möbliren und völlig herzurichten ist.

Die Kücheneinrichtungen sind für das Gebäude centralisirt worden, weshalb an Stelle der sonst üblichen dreizimmerigen Wohnungsabtheilungen, wie desgleichen mit Rücksicht auf die gemeinsame Parloreinrichtung, hier jede Einzelwohnung nur aus zwei Zimmern, einem Wohn- und einem Schlafzimmer, besteht. Jede Einzelabtheilung erhält außerdem 1 oder 2 Srankzimmerchen (Closets), und in jedem der Wohnräume wäre ein zur Wohnung gehörender, stationärer Ofen aufzustellen, falls man für diesen verhältnißmäßig noch geringen Grad der Centralisirung des Wohnhauses Dampfheizung als zu kostspielig betrachten sollte. Die Küchenwirthschaft des Hauses ist in der Weise centralisirt worden, daß sich die Hauptküche im ersten Stockwerke befindet, während in jeder der übrigen Etagen eine Anrichtküche eingerichtet ist, in welcher das von der Hauptküche durch den Dumbwaiter aufzufahrende Essen für die Bewohner des betreffenden Stockwerkes angerichtet und in Portionen zerlegt wird und es auch warm gehalten werden kann. Auch können nach speziellem Bedürfnisse auf dem in jeder Anrichtküche befindlichen kleinen Herde, selbständig Mahlzeiten von einzelnen Familien hergestellt werden. In jeder dieser Küchen wäre ein Küchenschrank (Dresser) zur Aufbewahrung der nöthigen Geräthe 2c. aufzustellen, und ist in dem vorliegenden Plane auch auf einen stationären Eisschrank (Refrigerator) für jedes Stockwerk Rücksicht genommen. Wie das Essen, so holen die einzelnen Familien einer Etage auch die Kohlen aus dem betreffenden Küchenkloset. Kaltes Wasser befindet sich außer in der Küche noch an 2 Stellen des Korridors, wie im Plane ersichtlich. Heißes Wasser befindet sich in jeder Etage außer in den Badekammern nur in der Küche. Die Anlage der Water-Klosets 2c. findet stets im hinteren Theil des Gebäudes statt. Die Aufbewahrung, sowie die Reinigung des Küchengeschirres erfolgt für jede Etage in der zugehörenden Küche. Die Treppe ist von Eisen construirt und vollständig von den Etagenräumen durch mit Glockenzügen versehene Glasthüren

abgesperrt, damit nicht Unberufene in dieselben eindringen können. Was hauptsächlich von Vortheil erscheint bei der Gesammtanordnung dieses Planes, dem seitherigen Bebauungsplane gegenüber, das ist der gänzliche Wegfall dunkler Räume und die vollständige Durchlüftung selbst der Hallen- und Treppenräume. — Unterschiedlich von den übrigen Etagen ist das Stockwerk zu ebener Erde behandelt. Hier befindet sich die Centralküche mit ihren Nebenräumen, der Spülküche und dem Eishause, sowie in der Front die mit einer Wirthschaft verbundene Restauration, die sowohl von den Hausbewohnern, als auch vom allgemeinen Publikum besucht wird. Auf der anderen Seite des geräumigen Vestibules, das in der Mitte ein Zimmer für den Hausmeister des Gebäudes einschließt, befinden sich Wohnungen in der selben Anordnung und von derselben Zimmeranzahl, als in den oberen Etagen, wie im Allgemeinen hier wie dort die Gesammtanordnung direct aus den Zeichnungen entnommen werden kann. Der Keller würde auf der einen Seite ein Departement für die Wirthschaft und ein solches für die Küche, außerdem Räume für die Aufbewahrung von Koffern, Holz und Kohlen, wie zur Aufstellung des Luftheizungsofens für die Erwärmung des Restaurationslocales und des Vestibuls erhalten, während auf der anderen Seite des Gebäudes der Keller als Lagerraum zu vermiethen oder sonst zu Geschäftszwecken zu benutzen sein würde.

In den meisten Fällen wird der hintere Theil des Gebäudes eine Etage höher aufgeführt werden, als der größere vordere Theil, und zwar befindet sich in diesem Aufbaue die Waschküchenanlage für das ganze Haus, mit Ausnahme des centralen Küchendepartements, das seine eigenen Wäscheapparate erhalten hat. Das flache Dach des vorderen und niedrigeren Gebäudetheiles wird dabei als Trocknenplatz benutzt, während dortselbst außerdem noch Fläche bleibt, um von den Einwohnern während der Sommerabende als angenehmer und gesuchter Aufenthaltsort benutzt zu werden. Zum Verständnisse der Gesammtanlage wäre noch hinzuzufügen, daß die gesammte Küchen-, Wäsche- und Kohlenversorgung, wie die Ueberwachung des Gebäudes, nach Richtung der Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit, central und gegen entsprechende Vertheilung der Unkosten auf die Einwohner zu handhaben sein würde. Entweder würden die Bewohner die gesammte betreffende Centraleinrichtung selbst verwalten und geeignete Personen aus ihrer Mitte — oder Angestellte damit betrauen, oder aber der Hauseigenthümer — oder die besitzende Gesellschaft — würde Alles dies gegen entsprechende Mietherhebung mit übernehmen. Die Vortheile derartiger Wohnungsanlagen würden sowohl sanitärer und allgemein cultureller, als ökonomischer Natur sein. Alle Hausbewohner würden die Vortheile einer großen Consumgesellschaft in sich vereinigen, ohne daß dabei Kosten des Betriebes erwachsen, die sonst in Folge der weiten örtlichen Verzweigung der Mitglieder derartiger Gesellschaften nicht vermieden werden können. Der centralistische Betrieb der Hauswirthschaft ermöglicht oder erleichtert alsdann den Frauen eine gewerbliche resp. Erwerbsthätigkeit ungemein, und wird dadurch direct das Einkommen der Familie erhöht. Natürlich würde die im Plane vorliegende Wohnungsanlage in erster Linie für kinderlose Familien in Betracht kommen, während für Familien mit einem reichen Kindersegen die Anlage noch durch ein entsprechendes Kindergartenzimmer zu ergänzen sein würde. Die Anlage eines derartigen Kindergartens würde sich aber von den sonst üblichen Kindergärten dadurch zu unterscheiden haben, daß den betreffenden Kindergärtnerinnen, während der gesammten Tagesabwesenheit der Eltern, die vollständige leibliche und geistige Pflege der Kinder anvertraut sein würde, was hier in Folge der centralen Küchenwirthschaft, auch in Ansehung der Leibesernährung, sehr leicht stattfinden könnte. — Alle Hauseinwohner könnten sich auch gemeinschaftlich einen Hausarzt halten, oder es könnte der Hausbesitzer denselben honoriren. Kurzum, so ließen sich bei einer derartigen centralistischen Wohnungsanlage so mannigfache und durchgreifende Vortheile erzielen, daß nicht einzusehen ist, weshalb nicht sogleich der Anfang damit gemacht werden sollte. — In Bezug auf die Wasserversorgung der vorliegenden Wohnungsanlage ist noch zu bemerken, daß zum Zwecke derselben am zweckmäßigsten Reservoire auf dem Dache des Gebäudes errichtet werden würden, in welche das Wasser aus der städtischen Rohrleitung mittelst einer im Keller aufzustellenden Gas- oder Heißluftmaschine hineingepumpt werden würde und von außen dann mittelst der üblichen Hauswasserleitungsröhren nach den Gebrauchsstellen des Hauses zu gelangen hätte. Die Versorgung des Hauses mit heißem Wasser könnte in analoger Weise erfolgen, direct in Verbindung mit der Maschinenanlage im Keller oder aber durch die bekannten besonderen kleinen Boilers, wie aus vorliegenden Plänen ersichtlich, die mittelst Heizschlangen mit den Küchenherden in Verbindung stehen und in welchen — von diesen aus — das Wasser erwärmt wird. — Hinsichtlich der Deckenconstruction würde entgegen der jetzt üblichen und ungemein feuergefährlichen Bauart derselben, wie sie vielfach beabsichtigt wird, eine solche nach soliderer Art anzuwenden sein. Hierbei sind Platten von gebranntem Thon an die Stelle der Lattenverschaalung der Balken zu denken, was die Feuergefährlichkeit der Decken erheblich vermindert und wodurch außerdem auch dem Durchtritte der verdorbenen Luft, von einer Etage in die andere, wesentlich vorgebeugt wird, wie endlich dadurch in gleicher Weise die Uebertragung unangenehmer Geräusche zur Verminderung gelangt. Insbesondere würde eine solche Construction über dem Keller auch dem Entweichen gesundheitsschädlicher Bodenausdünstungen in die Wohnräume vorbeugen, was insbesondere für die Bewohner der Etage zu ebener Erde von großem Werthe sein würde. — Die Außenmauern, wie die Hauptzwischenmauern des Gebäudes — zur Auflage des Gebälkes — würden sämmtlich von Backstein und in genügender Stärke zu errichten sein. Wohnungsanlagen, wie die beschriebenen, könnten unter Umständen auch in nächster Nähe von Fabriken liegen und von den Fabrikanten unternommen werden.

Schluß-Bemerkungen.

So weit derartige Arbeiter-Wohnungs-Anlagen auch einem vollendeten Wohnungsideale noch fern bleiben würden, so würden sie doch bereits einen großen Segen für die arbeitende Bevölkerung einschließen. Ein derartiges Zusammenwohnen der Menschen im Allgemeinen müßte dieselben allmählich reif machen für eine neue und vollkommnere Cooperativ-Organisation der Gesellschaft. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Solidarität würde dadurch erweckt werden, und die Denk- und Handlungsweise des Privategoismus, als einem noch ungesitteten Zeitalter ensprechend, immer mehr zur öffentlichen Mißachtung gelangen. Alle Experimente, welche speciell in Bezug auf die Errichtung zweckmäßiger Arbeiterwohnungen in New-York und insbesondere in London gemacht wurden und auch theilweise Fortschritte im Gefolge hatten, leiden doch sämmtlich an dem Hauptmangel der klaren Erkenntniß der historischen Entwickelung der Prinzipien des städtischen Wohnens in Verbindung mit der allgemeinen Entwickelung der Industrie- und Arbeiter-Verhältnisse. Sie sind deshalb auch nicht in der Weise bahnbrechend geworden, wie es bei einer Lösung der Aufgabe in dem hier dargelegten Sinne hätte sein können.

Möge die Erkenntniß dieser Entwickelung des städtischen Wohnens deshalb dazu beitragen, eine vollkommenere Art des Wohnens anzubahnen, sowohl in Ansehung der Förderung einer einschlägigen Gesetzgebung, wie auch in Beziehung auf die Erbauung erster mustergiltiger Häuser.

Der Augenblick aber, daß eine solche Erkenntniß sich Bahn brechen könnte, dürfte gerade jetzt, angesichts der Lehre, welche die jüngsten hiesigen Hinopferungen von Arbeiter-Leben ertheilt haben, mit möglichster Dringlichkeit gekommen sein.

Die Gesetzgebung könnte dieser naturgemäßen Entwickelung des städtischen Wohnens dadurch am besten zu Hülfe kommen, daß ein Gesetz geschaffen würde, nach welchem es verboten wäre, bewohnte Räume an Licht- resp. Luftschachte zu legen, welche weniger wie 250 Quadratfuß Querschnitt halten. Ein solches Gesetz würde mit einem Schlage die ganze Bauweise der Tenement-

und Flathäuser reformiren im Sinne unserer Darlegung und ein für alle mal solchen schmählichen sanitären Mißständen, wie sie das jetzige Bebauungssystem verursachen, für die Zukunft vorbeugen. Auch der zwangsmäßigen Einführung von — mit genügendem Wasserzuflusse — versehenen Water-Klosets muß man das Wort reden. Für die Erlassung geeigneter Gesetze nach jeder Richtung hin, sollten hauptsächlich die Arbeiter-Organisationen ihren Einfluß geltend machen, während es zunächst Sache der Philantropisten oder doch der Bauunternehmer sein würde, mit der Erbauung mustergiltiger Arbeiterwohnungen, nach dem Vorbilde unseres Beispiels zu beginnen. Sie sollten das um so mehr thun, als sie, wie erwiesen, dabei keineswegs kapitalistisch zu Schaden kommen würden. Allerdings etwas Philantropie bei der Sache, etwa nach dem Muster der in ihrer Art großartigen Peabody-Stiftung in London, würde nur mit Freuden begrüßt werden können. Auch die Staaten und Gemeinden sollten gewillt sein, der Sache materiell Vorschub zu leisten, wie denn in England die Postsparkassen des Staates bereits mit einem Darlehen von 10,000,000 Dollar an Baugesellschaften, zwecks Förderung der Erbauung gesunder und billiger Arbeiterwohnungen in London, den Anfang gemacht haben. Die Behörden sind vollauf berechtigt, sanitäre Gemeinschäden auch in der Form menschenunwürdiger Wohnungen, wie sie in New-York massenhaft existiren, polizeilich, hier durch Abbruchsordre, auszurotten. Die Erkenntniß, wie man es besser machen könnte und sollte, liegt vor, also warum sollte man nicht vorwärts schreiten zur That?

Welche Lorbeeren könnten sich die Astors und die anderen amerikanischen Millionäre erwerben, wenn sie auf diesem Gebiete die Initiative ergreifen wollten!

Die Sporen von Algen in der Luft.

Von Damian Gronen.

Nachdem man mit Hilfe des Mikroskops im Trinkwasser große Mengen animalischer und vegetabilischer Wesen entdeckt hatte, kam man auch bald dazu, dieselben in der Luft, die wir einathmen, nachzuweisen. So hat vor einiger Zeit Dr. Miquel, der hierüber langjährige Beobachtungen auf dem Observatorium Monthouris zu Paris angestellt hatte, mitgetheilt, daß jeder Mensch im Laufe von vierundzwanzig Stunden etwa eine Viertelmillion Sporen und Fasern von mikroskopisch kleinen vegetabilischen Organismen einathmen mag. Etwas weniger gefährlich erscheint diese Thatsache, wenn man bedenkt, daß wir alle seit unserer Geburt Myriaden von vegetabilischen Keimen eingeathmet, sogleich aber auch wieder ausgeathmet haben, ohne irgend welche Beschwerden dadurch zu fühlen, und daß also die tägliche Einathmung von einer Viertelmillion Sporen lange fortgesetzt werden kann. Das, was überall, zu allen Zeiten und von Jedem ertragen werden konnte, kann unmöglich zu den sehr gefährlichen Dingen gehören. Es hat freilich oft das Erstaunen von Physiologen erregt, daß ein so complicirter und fein geordneter Mechanismus, wie der thierische Körper, im Stande sein kann, den zahlreichen Angriffen der Außenwelt so zu widerstehen, wie er es beständig zu thun hat; allein unsere gute Meinung von der Widerstandskraft der lebenden Organismen muß noch bedeutend zunehmen, wenn wir hören, daß dieselben mit Erfolg die nie aufhörende Invasion von zahllosen lebenden Partikeln, die in der Luft sich vorfinden, zurückweisen. Bei weitem die größte Zahl der von Miquel beobachteten Sporen gehören mikroskopischen Algen an, und man kann wohl sagen, im Allgemeinen benehme sich der gesunde lebende Körper sehr ungastfrei gegen die Organismen, welche beständig Einlaß verlangen. Aber diese vegetabilischen Keime siedeln sich oft auf todten und verwesenden animalischen Stoffen an, und es ist wahrscheinlich, daß sie in den lebenden Körper nicht gut eindringen können, wenn nicht in dessen Geweben eine bedeutende Verminderung der Lebenskraft oder irgend eine Veränderung in der chemischen Zusammensetzung seiner Flüssigkeiten stattfindet. Die landwirthschaftliche Erfahrung zeigt nun, daß in einem Felde nicht jede Korn- oder Weizenähre, oder in einer Gemarkung nicht jedes Feld den Sporen von Rost oder Schimmel zum Opfer fällt; ebenso kann man auch große Unterschiede in den angrenzenden Kartoffelfeldern beobachten, wo man verschiedenartige Saatknollen benutzt hat. Die Luft kann stets voll von Sporen sein, die bereit sind, jede passende Gelegenheit zum Eindringen zu benutzen; aber diese Gelegenheit bietet sich ihnen dar, wenn nicht die innere Oekonomie des Thieres oder der Pflanze an Widerstandskraft verloren hat. Schon lange ist es bekannt, daß im Pflanzenreich Bäume und Cerealien, im Thierreiche Insekten sogar der paarsitischen Invasion von mikroskopischen Pilzen unterworfen sind, und in den letzten Jahren wird in der medicinischen Wissenschaft die Frage ernstlich verhandelt, ob nicht ein großer Theil der schrecklichsten menschlichen Krankheiten seinen Ursprung ähnlichen Parasiten verdanke. Koch hat es ziemlich wahrscheinlich gemacht, daß die menschliche Tuberculose vom Vorhandensein eines Bacillus herrühre; nur ist es schwer, die bisherigen klinischen Erfahrungen über den Verlauf der Lungenschwindsucht mit dieser neuen Entdeckung in Einklang zu bringen. Der Weg, auf welchem die Keime in den Menschen gelangen, sind — wie Professor Rühle auf dem Wiesbadener Congreß für innere Medicin näher erörterte — wahrscheinlich die Respirations-Organe, sobald irgend ein Defect ihrer Schleimhaut dem Bacillus einen bequemen Ort zur Ansiedelung darböte; von da krieche er weiter, gelange in die Saftkanäle und afficire den ganzen Organismus. Von der äußeren Haut dringe er nie in den Körper ein; der Magen werde nie tuberculös, der Darm erkranke stets secundär. Jedenfalls hat diese Entdeckung mächtig dazu beigetragen, das Interesse für die mikroskopischen Parasiten bedeutend zu erhöhen.

Was nun die Beobachtungen von Miquel betrifft, so wurden sie mit der größtmöglichsten Präcision und Genauigkeit ausgeführt. Ein genau gemessenes Volumen Luft ließ er durch eine enge Oeffnung passiren und gegen eine durch eine Lage Glycerin klebrig gemachte kleine Glasplatte streichen, so daß die in der Luft befindlichen Keime sich an das Glycerin hefteten. Die Glasplatte ward dann unter das Mikroskop gelegt, und die vegetabilischen Sporen wurden gezählt und sortirt. Man fand nun, daß ihre Zahl und Arten sehr nach der betreffenden Höhe über dem Erdboden nach der Jahreszeit, der Windrichtung, Lokalität u. s. w. variirten. Auf der Kuppel des Pantheons kommen sie viel weniger vor als im Park des Observatoriums; dagegen sind sie wieder viel zahlreicher in den Sommermonaten als zu anderen Jahreszeiten. Der Ostwind ist mehr mit Keimen angefüllt, als andere Winde; jedoch enthält der Ostwind überhaupt auch mehr feinen Staub. Ferner sind mehr Keime in der Luft von Paris vorhanden, wenn die Straßen nicht mit Wasser benetzt wurden; dies ist aber auch wieder eine Folge von mehr oder weniger Staub. In diesem Nachweis durch das Mikroskop ist nichts auffallendes, daß der atmosphärische Staub viele Sporen und Fasern von kleinen Pilzen enthalte, obgleich bis jetzt nur die mehr wunderbaren, durch dieselben bewirkten Erscheinungen, wie z. B. der sogenannte „rothe Regen" oder der „schwarze Regen" große Aufmerksamkeit erregt hatten. Erst in neuerer Zeit hat man ausgefunden, daß diese gefärbten Niederschläge aus der Luft ausschließlich aus winzigen Sporen von

einem der einfachsten Organismen bestehen. Wie sie in die Luft gerathen und wie weit sie durch den Wind fortgetragen werden mögen, ist noch nicht sicher festgestellt worden. Der rothe Regen, Protococcus nivalis, der schon so viel Anlaß zu abergläubischen Befürchtungen gegeben hat, da man ihn vielfach für Blut gehalten hat, wird hauptsächlich in den arktischen Regionen beobachtet — in der Form von röthlichen, gallertartigen Partikeln, die über die blendend weiße Schneefläche gespritzt sind. Der schwarze Regen kommt mehr hier zu Lande vor und scheint sich auf eng begrenzte Stellen zu beschränken; fällt er auf bleichende Leinwand, so verursacht er schwarze Flecken, ähnlich wie Tintenflecken, die den armen Wäscherinnen großen Schrecken einjagen. Wenn also gefärbte Sporen auf diese Weise aus den Wolken herabfallen, so kann man wohl glauben, daß die niedere Luft viel mehr organische Theilchen enthalten wird; allein trotz aller mikroskopischen Untersuchungen ist man in Bezug auf die Entdeckung von lebenden, Epidemieen erzeugenden Keimen noch nicht weit vorgeschritten.

Die vegetabilischen Keime, welche Fieber und andere gefährliche Krankheiten erzeugen sollen, sind von der kleinsten Art, sie haben keine besondere Struktur und gleichen einander ungemein. Dr. Miquel konnte sie nur mit größter Mühe in der Atmosphäre entdecken, und als ihm dies endlich gelang, fand er, daß sie in einem gemessenen Volumen Luft ungefähr fünfhundert Mal weniger enthalten waren, als die Sporen und Fasern der größeren Pilzarten. Andererseits kommen sie im Wasser vielfach vor und vermehren sich mit unbegreiflicher Schnelligkeit im Wasser, das animalische Stoffe enthält. Am meisten findet man sie in der Luft bei Regenwetter, und es giebt jetzt wohl nur noch wenige Fieber und Epidemieen, die nicht — ob mit Recht, ist nicht mit absoluter Sicherheit zu sagen — ihrer Einwirkung zugeschrieben werden.

Es vergeht jetzt kaum eine Woche, wo nicht irgend ein Forscher irgendwo anzeigt, er habe den specifischen Organismus von einer übertragbaren Krankheit entdeckt. Manchmal soll dieser Organismus ruthenförmig, manchmal kugelrund sein, und mehr als einmal ist es vorgekommen, daß ein Forscher bewies, eine gewisse Krankheit komme von runden Keimen her, während ein anderer die Keime als länglich beschrieb.

Solche Abweichungen tragen nun nicht dazu bei, den Glauben an die Keimhypothese der Krankheiten zu vermehren, ebenso wenig wie die Thatsache, daß der Bacillus im Stande ist, unter Umständen am Leben zu bleiben, die mit Krankheit gar nichts zu thun haben. Wenn es einen Bacillus des typhoiden Fiebers giebt, so giebt es auch einen Bacillus im Flaschenbier. Der letztere Organismus ist ein großes und schönes Exemplar seiner Klasse und kann im trüben Bodenrest einer sorgfältig abgegossenen Flasche Bier fast immer gefunden werden. Ob aber alle Bacilli ebenso unschädlich sind, wie der Bacillus des Bieres, ist eine andere Frage, worin die Ansichten der Gelehrten weit auseinander gehen. Die Gegner der Keimhypothese der Krankheiten behaupten nicht sowohl, daß Fehler in der Beobachtung vorliegen, als daß die Hypothese eine viel zu leichte und ungenügende Erklärung der complicirtesten und ernstesten Krankheitsformen giebt.

Mannichfaltiges.

Was für Tausendkünstler unsere Urgroßeltern waren! Wir werden einmal zurückgreifen in die gute alte Zeit, von der man seit diversen Jahrhunderten redet. Seit undenklichen Jahren hat man von der guten alten Zeit geredet und die gegenwärtige verwünscht. Nun, eine bessere kann es nicht gegeben haben, als 1800, lesen wir doch in des Herrn Abtes Moritz Knauers ökonomischem hundertjährigen Hauskalender für das — jetzige Jahrhundert (Wer wird denjenigen für das nächste herausgeben?), wie folgt: Von allerhand Baumkünsten. Wenn man nämlich warmes Blut von einem neugeschlachteten Ochsen um eine umgrabene Wurzel des Stammes schüttet, so sollen die Aepfel roth werden. Wenn man die Pfropfreiser, die man auf einen wilden Stamm pfropfen will, in Hechtblut stößt, oder besser, wenn man auf einen erlenen Stockzweig Aepfel pfropfet und so man Aepfel auf einen Kirschzweig pelzet. Und daß man Aepfel und Birne aufeinander wachsen machen könne, wenn man einen Aepfel- und einen Birnzweig jedes von einander spaltet, daß sie gleichsam ein Zweig werden, zusammenbindet und so auf einen gesunden Stamm pfropfet. Ferner, daß die Aepfel nicht verfaulen, soll man den Stamm mit der Galle von einer grünen Eidechse beschmieren (angenehme Arbeit!). Wenn man Pfirsichreiser auf Mandelbäume pflanzt oder Mandelzweige auf einen Pfirsichbaum pfropfet — soll auch gut sein. Ebenfalls kann auch durch die Kunst zuwege gebracht werden, daß ein Apfelbaum Rosen trage. (O, herrliche alte Zeit!) Nämlich wenn man einen Rosensprossen in einen Apfelbaum zwischen die Rinde einpfropfet, dann, wenn er mit dem fremden Stamm zusammenwächst und groß wird, (ja, wenn!) sollen um die Zeit, wann die Früchte herankommen, Rosenköpfe (!) herausblühen und einen sehr schönen Geruch von sich geben (!!!). Mit Fleiße soll gleichermaßen thunlich sein, daß man einen Kirschbaum bohret, so groß, als eine Weinrebe dick ist und sogleich von der Rebe die äußere Schaale bis auf das Grüne geschabet, so wachsen lassen, wann es wohl verwachsen, die Rebe vom Stamme losschneiden und den Abschnitt mit Baumsalbe verstreichen, so wachsen Weintrauben und Kirschen zugleich auf einem Baum, welches dann ohne sonderbare Bewunderung nicht kann gesehen werden. — Und da spricht man von Fortschritten in der Gartenkunst, ist es nicht Reaction im krassesten Sinne des Wortes? Bringt so etwas jetzt noch einer fertig?

Fett- und Oelflecken aus Fußböden zu entfernen. Das beste Mittel ist, etwas Walkererde mit siedendem Wasser zu übergießen, so daß es ein steifer Teig wird, diesen heiß auf dem Flecken auszubreiten und über Nacht liegen zu lassen. Am folgenden Morgen wird mit heißem Wasser gescheuert. In den meisten Fällen wird der Flecken verschwunden sein, wo nicht, so muß das Verfahren wiederholt werden. Flecken von Oel sind oft schwerer zu entfernen, als von anderen Fetten, weil das Oel häufig färbende Substanzen enthält. In diesem Falle muß man nach der Walkererde oft noch Chlorkalk abwechselnd mit Schwefelsäure in Anwendung bringen.

Schauspieler-Humor. Der geniale Schauspieler Wilhelm Kläger spielte vor Jahren in der Weinlaune dem Berliner Publikum einen argen Streich. Man gab im Hoftheater den „Tell". Kläger, der den Geßler zu spielen hatte, zechte in der bekannten Weinstube von Lutter & Wegner bis knapp vor Beginn der Vorstellung. Der Theaterdiener, der wußte, wo Kläger zu finden sei, holte ihn aus dem Kreise der Zechgenossen. Unwillig über die Störung und noch nicht voll des süßen Gottes, versprach Kläger, längstens um $8^3/_4$ Uhr wieder zurück zu sein. Da nun Geßler erst zu Ende des vierten Aufzuges, also beiläufig nach $9^1/_2$ Uhr erschossen wird, wurde Kläger's früheres Erscheinen für ganz unmöglich erklärt. Sofort wettete der Schauspieler um einen Korb Champagner, daß er das Unmögliche doch möglich machen werde. Die Wette wurde gehalten, denn jeder Vorwand zum Trinken war willkommen, und Kläger eilte in's Theater. Als nun im dritten Acte die Apfelschußscene kam und Tell auf die Frage des Vogtes, wozu er den zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe, antwortete:

„Mit diesem zweiten Pfeil durchschoß ich — Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte . ."

da strich sich zum allgemeinen Erstaunen der Künstler und des Publikums Kläger-Geßler behäbig den Bart und sprach gemüthlich:

„So, so, mein lieber Tell! Nun wohl, ich könnte
Euch jetzt nach Küßnacht bringen lassen,
Dorthin, wo weder Mond noch Sonne scheinen;
Doch will ich's nicht! . . Die Schweiz ist frei!
Ich gehe aus dem Land und bitt' Euch nur:
Seid einig, einig, einig!"

Wohl oder übel! — der Vorhang mußte fallen, an eine Fortsetzung des Spieles war nicht zu denken. Kläger entlief in die Weinstube. Die Wette hatte er gewonnen, aber Berlin mußte er verlassen.

Sein Meisterstück lieferte derselbe Schauspieler in Bromberg. Höchst angeheitert betrat er während eines Gastspieles die dortige Bühne und wurde, da seine unsichere Haltung sich deutlich bemerkbar machte, von den zahlreich anwesenden Studenten mit Enthusiasmus — ausgepfiffen. Kläger kam nicht aus der Fassung. Nach einer kurzen Pause trat er hart an die Rampe und hielt folgende Ansprache: „Ver—chrtes Publikum! Wenn ein Künstler, wie . . . Wil—helm Klä—ger, in einem Nest, wie Brom—berg, gastirt, dann muß er ent—weder ver—rückt oder besoffen sein. . . Ich habe den letzteren Zustand gewählt." Das Halloh kann man sich denken. („Artist.")

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 6. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Die Bäume, mit besonderer Berücksichtigung der Obstbäume, ihr Nutzen und ihr Einfluß auf das Klima.

Mit einem Rückblick auf die Geschichte des Obstbaues.

Von O. Hüttig.

I.

Die Cultur des Obstbaums ist uralt; schon die ältesten Sagen wissen von ihr zu erzählen; im Morgenlande hat sie wohl, wie alle Cultur ihren Ursprung gehabt.

Wir wollen hier nicht von den Früchten des Paradieses sprechen, nicht vom Apfel der Eva, müssen aber erwähnen, daß Noah sich eingehend mit Weinbau (und Weintrinken!) beschäftigt haben soll, und daß Salomo den Gartenbau in seiner ganzen Ausdehnung mit Vorliebe betrieben hat. Auch Homers*) Dichterwerke erzählen viel von Gärten und angepflanzten Obstbäumen, z. B. in der Odyssee vom Odysseus, der, von seinen Wanderungen unerkannt heimkehrend, sich seinem Vater zu erkennen giebt, ihn an die Zeit der Kindheit erinnernd, indem er spricht**):

„Jetzo wohlan, auch die Bäume des schön geordneten Fruchthains
Nenn' ich Dir, welche Du einst mir geschenkt, denn ich bat Dich um jeden,
Als ich, ein Kind, Dich im Garten begleitete; unter den Bäumen
Gingen wir um und du nanntest und zeigtest mir jegliche Gattung.
Dreizehn gabst voll Birnen Du mir, zehn and're mit Aepfeln,
Vierzig der Feigenbäum, auch nanntest Du Rebengeländer
Mir als Geschenk hier, fünfzig, wo jeglicher Stock für die Cultur
Wucherte: rings ist Alles mit mancherlei Trauben belastet." — — —

Professor Lepsius fand aus wohl noch früherer Zeit in Tel el Amasna auf dem höheren Ufer des Nils, in Mittel-Aegypten, den in Stein gehauenen Plan eines Obstgartens aus dem 16. Jahrhundert v. Chr., und die Hieroglyphen an dem Grabdenkmal über Phtah Hotep, dem Herrscher, welcher ungefähr 400 v. Chr. in Memphis gelebt hat, beweisen uns, daß wenigstens der Weinstock in damaliger Zeit angepflanzt gewesen sei. Und werden wir nicht auch die Cocospalme unter die Obstbäume jenes Landes zählen müssen, deren Gedeihen durch kunstreiche Wasseranlagen gesichert worden war?!

Aristoteles und sein Nachfolger Theophrast, welche im 4. Jahrhundert v. Chr. gelebt und gelehrt haben, unterschieden deutlich zwischen wilden und angepflanzten Obstbäumen. Cato, ein anderer Weltweiser, zählt sechs verschiedene Birn- und zwei Aepfelsorten; Columella, jener römische Weltweise aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., beschreibt 7 Aepfel- und 20 Birnsorten, schließt aber sein Verzeichniß mit einem „et cetera." Plinius (160 n. Chr.) kannte schon 25 Sorten Aepfel, 36 Birnen, 8 Kirschen u. s. w. Unser sog. „Kleiner Api", jener hübsche, aber sonst ziemlich werthlose Apfel, wird für das in damaliger Zeit in Italien viel angebaute Malum Appianum gehalten.

Zur Zeit der römischen Kaiser trieb man mit Obst einen lebhaften Handel, und man kannte auch verschiedene Cultur- und Veredelungsmethoden. Plinius versichert, daß einzelne Obstbäume zu seiner Zeit mehr eingebracht haben, als manches Landgut.

Während des Verfalls des römischen Kaiserthums, des Reiches überhaupt, verschwand wahrscheinlich die Neigung der Großen, sich, sei es zum Vergnügen oder der Erholung und des Studiums wegen, mit der Landwirthschaft, speciell mit dem Gartenbau, zu beschäftigen, wenigstens fehlen uns alle Nachrichten über den Obstbau aus der nun folgenden Zeit. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß, weil unsere gewöhnlichen Obstbäume, Aepfel und Birnen, in dem heutigen Klima von Italiens Flachland nicht mehr besonders gedeihen, sie damals zur Zeit der letzten römischen Kaiser, gleichzeitig mit den Wäldern der Gebirge, verschwunden sein werden. Doch davon unten mehr.

Während der Finsterniß und Unordnung des Mittelalters verbarg die Cultur wie die Wissenschaft sich in den Klöstern;

*) Homer war, nach dem Athener Panaystis N. Nekkos, in Ithaka geboren und ein Zeitgenosse des Lykurg, der um's Jahr 880 v. Chr. lebte.
**) Odyssee. Uebers. von Voß, XVI. 336 ff.

sie verbreiteten sich von hier aus nur langsam über die Länder und unter den Völkern. Aber Ollivier de Serres, „der Vater des Landbaues", beschrieb doch ums Jahr 1600 die in Frankreich vorhandenen 46 Sorten Aepfel und 62 Birnen; Quintinge, der Begründer oder „der Vater der Pomologie", d. i. der Sortenkunde, verzeichnete z. Z. Ludwigs XIV. (1643 bis 1715) 60 Aepfel- und 164 Birnsorten, der Engländer Parkinson beschreibt 1629 in seinem Werke „Paradisus terrestris" 57 Sorten Aepfel, 84 Birnen, 62 Pflaumen und 33 Kirschen. Knoop in Holland gab 1760 in seinem „Hortulanus Mathematicus et Scientiarum Amator" eine ausführliche Beschreibung eines Theils von ganz Europas damals bekannten Obstsorten heraus.

Auch andere Länder, wie Deutschland und Dänemark, selbst die Freistaaten Nordamerikas bemühten sich, ihre Obstsorten kennen zu lernen und mit den Sorten auch die Behandlungsweise der Obstbäume zu verbessern; viele schlechte Sorten verschwanden mit der genaueren Kenntniß der Sorten überhaupt. Bessere Sorten wurden beschrieben und bekannt, weshalb sie sich schnell verbreiteten. So gab Sickler 1794 seinen „Deutschen Obstgärtner" heraus, ein lesenswerthes Buch über die Obstsorten damaliger Zeit.

Jedenfalls ist in Deutschland der Obstbau auch sehr gefördert worden durch die Theilung des Landes in zahlreiche Länder und Ländchen. Königreiche, Kur- und andere Fürstenthümer, Grafschaften und wie die selbständigen Ländchen sonst noch bezeichnet wurden und werden — ein jedes von ihnen hatte einen eigenen Fürsten mit eigener Hofhaltung, eigener Verwaltung; ihre Residenzen, die Schlösser mit ihren Gärten und Parkanlagen sind meist heute noch vorhanden, obwohl viele der Fürsten ihre Selbständigkeit abgetreten haben, andere mit ihren Familien zum Theil ausgestorben sind. Aber die Zerstückelung des Landes in so viele kleine, aber selbständige Theile war — daran ist kaum zu zweifeln — der Obstcultur durchaus günstig. Die Könige, Herzöge, Fürsten u. s. w. residirten im Sommer auf ihren ländlichen Besitzungen, hatten hier ihre Gärten und Gärtner, welche die Küche und Tafel mit Gemüse und bestem Obst zu versehen hatten; den Winter verlebten sie in einer größeren Stadt, die kleineren Fürsten vielleicht meist in Paris, von wo sie Obstbäume und Edelreise, wohl auch die Kenntniß besserer Culturmethoden mit herüber brachten. Auch die verwandtschaftlichen Beziehungen vieler Fürstenhäuser mit dem Hause Nassau-Oranien dürfen hier nicht vergessen werden: was die Niederlande, jetzt Holland und Belgien, an guten Früchten bieten konnten — und sie zeichneten sich seit Jahrhunderten, wie oben schon angedeutet wurde, durch sorgfältige Pflege des Obstbaues aus — das durfte in den Gärten und auf den Tafeln deutscher Fürsten nicht fehlen. Die sichtlichen Erfolge davon sind bis zum heutigen Tage, z. B. in Obstpflanzungen des Lahn- und Dillthales, noch heute nachweisbar.

Aber erinnern wir uns auch, daß Erzbisthümer, Bisthümer und kleinere geistliche Stifte ihre sorgende und waltende Hand einst über die schönsten Theile Deutschlands ausbreiteten. Das Land war noch im vorigen Jahrhundert reich an Stifts- und Klostergütern jeder Art, und es ist bekannt, daß gerade diese Güter zu den fruchtbarsten in ganz Deutschland gehörten. Die Geschichte aber erzählt uns vielfach, daß die geistlichen Herren neben ihren Studien und frommen Verrichtungen die Freuden der Tafel nicht verachteten — im Gegentheil! Die dienenden Brüder haben stets von dem Guten das Beste heranschaffen müssen, auch vom Obst. Und so haben die Klöster lange Zeit als Stützen und Träger der Intelligenz auch den Land- und Gartenbau, den Obst- und Weinbau ganz bedeutend gefördert.

So haben neben anderen z. B. auch in dem später aus vielen, räumlich unbedeutenden Fürstenthümern vereinigten Herzogthum, der jetzigen preußischen Provinz Nassau, die erwähnten kleinen Residenzen, die weltlichen sowohl wie die geistlichen, als civilisatorische Knotenpunkte auch auf den Obstbau gewirkt, und nur so läßt es sich erklären, daß dort bei dem außerordentlichen Reichthum an Material für das Studium zwei Männer wie Christ und Diot beinahe gleichzeitig sich zu hervorragenden Pomologen und praktischen Obstzüchtern bilden konnten, die dann nach allen Seiten gleichsam erhaltend, anregend, belehrend, kurz fördernd auf den Obstbau in ganz Deutschland einwirken konnten.

Johann Ludwig Christ war am 18. October 1739 in Oehringen in Württemberg geboren und starb als evangelischer Oberpfarrer von Cronberg in Nassau am 19. November 1813. Seine zahlreichen Werke, Volksbücher im wahren Sinne des Wortes, sind noch heute die Freude der Landwirthe, der Gärtner und auch der Imker. Auch von seinen ausgedehntes Obstpflanzungen sind noch Spuren, leider nur Spuren vorhanden. Er wollte eine Beschreibung sämmtlicher damals bekannter Obstsorten herausgeben, konnte aber während der Napoleon'schen Kriege zu Anfang unseres Jahrhunderts keinen Verleger finden und ließ die Abbildungen der Fruchtsorten durch seine Confirmanden nach der Natur coloriren.

Der zweite Pomologe damaliger Zeit, Friedrich August Adrian Diot, geboren am 3. Februar 1756 zu Gladenbach bei Gießen im Darmstädtischen, starb am 22. April 1839 in Diez. Er war Badearzt in Ems. Auch er hat viel über Obstbaumzucht geschrieben und auch in den weitesten Kreisen praktisch gewirkt. Seine Classification und Beschreibung deutscher Kernobstsorten ist mustergiltig, und eine folgende Zeit hat wohl manches neue, kaum aber ein besseres System zu Tage gefördert.

Wenn die eben genannten beiden Pomologen Deutschlands erste Autoritäten sind in Beziehung auf Kernobst: Aepfel und Birnen, so haben andere zwei Männer sich hauptsächlich mit Steinobst beschäftigt. Das System der Eintheilung von Kirschsorten, das Freiherr Truchseß von Wetzhausen in Bettenburg 1819 herausgab, ist bis heute ebenso wenig übertroffen, wie die Classification der Pflaumen vom Apotheker Lingel in Passau, welche 1838 erschienen ist.

Von späteren Pomologen und Obstzüchtern sind zu nennen: Sanitätsrath Jahn in Meiningen, geb. 17. Januar 1806, † 15. Februar 1867; Geheimrath von Flotow in Dresden, geb. 8. Januar 1789, † 1870; Garteninspector Borchers in Herrenhausen bei Hannover, † 1872; in seinem letzten Werk: „Beiträge zur Vervollkommnung des Obstbaus" hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Karl Koch, Professor an der Universität in Berlin, geb. am 6. Juni 1809 auf dem väterlichen Gute Ettersberge bei Weimar, † 25. Mai 1879, schrieb und wirkte viel für den Obstbau; der Nestor aller Pomologen und Obstzüchter: Superintendent in Driesen J. G. C. Oberdieck, geb. 1794 im Kirchdorfe Wilkenburg bei Hannover, wo sein Vater Prediger war, † 24. Februar 1880 in Herzberg a. H. in den Armen seiner hier verheiratheten Tochter. Dr. Eduard Lucas, geb. 19. Juli 1816 in Erfurt, † 24. Juli 1882, Gründer und Besitzer des sehr nützlichen pomologischen Instituts in Reutlingen, mit Oberdieck, Jahn und Karl Koch Begründer, bis 1877 Geschäftsführer des Deutschen Pomologen-Vereins, war er der Vater des rationellen Obstbaus und der Obstbaumzucht. Wilhelm Lauche, geb. 21. Mai 1827 zu Gartow (Hannover), † 12. September 1883 als Inspector der Königlichen Gärtnerlehranstalt bei Potsdam, Herausgeber der „Deutschen Pomologie" und der „Deutschen Dendrologie". Alexis Lepère, der erste und bedeutendste Pfirsichzüchter in Montreuil bei Paris, † in den 70er Jahren. Auch Lardy und Dubreil in Paris, Charles Babtot in Troyes sind berühmte Obstzüchter, die durch Lehre und Beispiel viel Gutes gewirkt haben. André Leroy in Angers, wo er 1801 geboren wurde und später (1820) die großartigen Baumschulen seines Vaters übernahm; er schrieb das großartige Werk „Dictionaire de Pomologie", eine Beschreibung der meisten bekannten Birnsorten; er starb am 23. Juli 1875. Dr. M. Joseph Decaisne, geb. 11. März 1809 in Brüssel, † 8. Februar 1882 als Professor am Pflanzengarten in Paris, Verfasser des „Jardin fruitier du Museum", eine Beschreibung mit prachtvollen Abbildungen bekannter Obstgehölze. Als Züchter neuer Obstsorten haben sich die Belgier de Joughe und van Mons (geb. 1765 in Brüssel, † 6. September 1842) einen bedeutenden Namen gemacht. — Der Schwede Dr. Olof Eneroth (geb. 1825, † 21. Mai 1881)

hat als Herausgeber vom „Handbok in Svensk Pomologi“ und durch zahlreiche populäre Schriften außerordentlich für den schwedischen Obstbau gewirkt.

Ueber die ursprüngliche Heimath unserer Obstbäume ist bisher kaum etwas Sicheres festzustellen gewesen. Man hat geglaubt, daß sie in Klein-Asien, Persien, Arabien, im Kaukasus u. s. w. einheimisch wären; aber trotz der genauesten Nachforschungen in diesen Ländern hat Professor Dr. K. Koch (s. oben) sie nirgends wildwachsend gefunden; dagegen sehen wir sie jetzt in den gemäßigten Klimaten bis in den hohen Norden überall verbreitet, gepflegt und auch wohl — verwildert. Die neuesten Forschungen lassen übrigens die Vermuthung aufkommen, daß die Obstbäume in vorhistorischer Zeit im gemäßigten Klima einheimisch gewesen sind; man hat sie vielleicht von Süddeutschland, der Schweiz u. s. w. nach Osten und von da wieder nach Westen gebracht.

Der Apfelbaum hat seine Spuren in den Pfahlbauten der Lombardei, Savoyens und der Schweiz zurückgelassen und sie beweisen, daß die Völker des Steinalters Aepfel in gedörrten Scheiben gesammelt und verwahrt haben; sie finden sich sowohl in der älteren wie jüngeren Edda besprochen. Heute findet sich der Apfelbaum angepflanzt bis zum 64° n. Br. in Norwegen, an Ort und Stelle aus Samen gezogene Kernstämme bis zum 65° in Schweden, bis 56° bei Moskau; dagegen ist er aus dem südlichen Europa verschwunden, wird aber in Nord-Amerika in ungeheuren Massen geerntet und ganze Schiffsladungen einiger weniger Sorten, namentlich Newton Pippin (die practischen Nordamerikaner bauen immer nur wenige Sorten zu einem ganz bestimmten Zweck, namentlich der Vermehrung bezw. der Verwandlung in eine Dauer- und Handelswaare), kommen beinahe jährlich von dort nach Europa. Befindet sich doch in Nord-Amerika der größte Obstgarten der Welt, nämlich der des Mr. Kinstry bei Hudson; er besteht aus 92000 Obstbäumen, 6000 Beerensträucher und 15000 Weinstöcken, der Besitzer versendet jährlich ungefähr 30000 Fässer Aepfel u. a. m. — Kalifornien besitzt gegenwärtig 35 Millionen Weinstöcke und 3 Millionen Obstbäume, meist Aepfel, von denen jährlich gewaltige Massen Obst geerntet werden.

Birnen sind wie die Aepfel zwischen den Ueberbleibseln der Pfahlbauten gefunden worden. Heute gedeihen sie in Algerien, etwa unter dem 35° n. Br., sehr gut und kommen in Norwegen am Spalier, in Schweden bis zum 60°45′ noch gut fort. Die Birne findet auch in den ältesten deutschen Sagen Erwähnung.

Kirschen finden wir von Italien bis zum 66°15′ in Norwegen, und die sogenannten Amarellen und die hochfeine Weichselkirche in Strauchform noch weiter nördlich. Bekanntlich brachte Lucullus nach der Besiegung des Mithridates und nach der Zerstörung von Kerasunt bei seinem Einzuge in Rom (63 v. Chr.) den ersten mit Früchten beladenen Sauerkirschbaum (Cerasus) dorthin und hatte er dazu einen besonderen Wagen bauen lassen.

Pflaumen wachsen in Anatolien, auf den südlichen Abhängen des Kaukasus und im nördlichen Persien wild. In den Pfahlbauten des südlichen Europa sind Steine von Prunus insititia und spinosa (Schlehe) nicht selten, Früchte selbst aber nicht gefunden worden, auch nicht in den Wandgemälden von Pompeji. Man darf annehmen, daß die Pflaumen vor etwa 2000 Jahren vom Orient nach Europa gekommen sind und bewiesen ist, daß sie zur Zeit Catos (149 v. Chr.) in Italien (wieder?) eingeführt worden sind. Heute finden wir sie vom südöstlichen Europa, namentlich Rumänien, bis zum 63°30′ in Norwegen überall.

Von Aprikosen werden in der Schrift Shankai-King, die vom Yu (2205—2198 n. Chr.) herrühren dürfte, mehrere wildwachsende Formen besprochen; bei Beginn des christlichen Zeitalters wurden sie in Griechenland und Italien bekannt. Der lateinische Name war praecoqua, d. h. frühreifend, welches Wort später mit geringer Veränderung (praikokiva) von den Griechen angenommen wurde. Die Araber, welche die Frucht durch die Griechen kennen lernten, legten den bestimmten Artikel ihrer Sprache hinzu und so entstand ihr al-berqoq und daraus das spanische albaricoque, das portugiesische albricoque, das französische abricot und das deutsche Aprikose. — Auch der Pfirsichbaum stammt, wie De Candolle ausführlich bewiesen hat, von China, obwohl die Römer ihren „Persischen Apfel“ im Anfang der christlichen Zeitrechnung von Persien erhalten haben.

Die schwarze Maulbeere wächst heute noch in Armenien und im nördlichen Persien wild und mag vor undenklichen Zeiten nach Süd-Europa gekommen sein, ebenso die weiße Maulbeere, die in Ostindien, der Mongolei, auch wohl im nördlichen China wildwachsend vorkommt.

Weinrebe und Weinbereitung kannte man schon vor 6000 Jahren in Aegypten, in Europa in vorhistorischen Zeiten, im Steinalter in Italien und der Schweiz. Blattabdrücke sind in Tuffen bei Montpellier und sonst in Südfrankreich gefunden worden. Im nördlichen China begann man mit dem Weinbau erst 122 v. Chr. West-Asien, Armenien, der südliche Kaukasus dürften die Heimat des Weinstocks sein; am Berge Ararat wächst er wild, indem er sich an hohen Bäumen emporrankt und ohne Pflege schöne Trauben trägt.

Im mittleren und südlichen Italien, in Griechenland u. a., wo schon vor 3000 Jahren Aepfel und Birnen gezogen wurden, sind dieselben im Laufe der Jahrhunderte verschwunden; doch hat man sie seit wenigen Decennien in und bei Rom versuchsweise wieder angepflanzt und im nördlichen Italien (Lombardei) sind sie stets mit Vorliebe gezogen worden.

(Schluß folgt.)

Blumensprache.

Von Manfred Wittich.

Schluß.

Neben der Rose erhält sicher die Lilie hohe symbolische Bedeutung, das Bild der jungfräulichen Schönheit und Reinheit. Maria, die Mutter Gottes, ist die Lilie, welche die Rose trägt, Gabriel, der Engel der Verkündung, erscheint ihr mit dem Lilienzweig und Lilien zieren die Spitzen der fürstlichen Herrscherstäbe. Im Sachsenspiegel, jenem altsächsischen Gesetzbuche des Mittelalters, aus dem Gewohnheitsrecht der Alten des Volkes geschöpft, ist die Lilie die Blume des Friedens und eine gebrochene Lilie deutet klärlich den gebrochenen Frieden an. Lilien und weiße Rosen sind lange Jahrzehnte hindurch Blüthen des Grabschmucks wegen der weißen, der Todtenfarbe. Im Volkslied wachsen Lilien auf dem Grabe des verlassenen Liebchens, dessen Herz brach, als ihr der Buhle untreu ward.

Blume der Schönheit ist Lilie wie Rose, und namentlich am Zusammenklang von weiß und roth freut sich deutsches Auge, weiß und roth, wie Schnee und Blut, wie Lilien und Rosen, sind Bilder jungfräulicher Schöne in Lied und Märchen.

Auf die innere Reinheit deutet schon Walther die Lilien:

> Konnt ihr mit züchten fröhlich sein
> So steht die Lilie wohl der Rose bei.

Rose und Lilie paaren sich wie Freude mit Zucht und guter Sitte!

Liebesgewährung nach langem Werben deutet der gelbe Ritterspor an; Treue das Vergißmeinnicht; das Lob der Bescheidenheit drückt ein dem Geliebten gereichtes Veilchen, Preis der Klugheit spricht die Kleeblüthe aus. Die Kornblume erhebt

Klage über Treulosigkeit. Die Weide, als Zeichen der Liebestrauer eines Verlassenen, ist aus den bei Sharespeare eingelegten Volksliedern bekannt genug; ein solches singt z. B. Desdemona, die Gattin Othellos, des Mohrs von Venedig, als sie wahrnimmt, daß sie Vertrauen und Liebe ihres Mannes verloren hat.

Anweisungen zu sinnbildlichem Gebrauch der Blumen und Blätter verschiedener Pflanzen, die getragen oder gegeben werden, haben wir zwei ausführliche aus dem 15. Jahrhundert. Je vollständiger dieses Wörterbuch der Blumensprache ward, merkwürdiger Weise (oder selbstverständlicher Weise?) desto flacher, unvolksthümlicher ward dasselbe. Wo es sich um eine engbeschränkte Anzahl gewisser Blumen handelte, da war die dichterische Volksphantasie stark genug, diese fast persönlich zu beleben, sobald aber die ganze Blumenwelt in ein System gebracht werden sollte, überwog der nüchterne Verstand, das Spiel der Phantasie ward zur Spielerei klügelnder Geister.

Demzufolge kann es nicht unsere Absicht sein, alle Blumen und ihre Bedeutungen vorzuführen, sondern nur Proben von einigen.

Das bescheidene Veilchen, eine Art Frühlingsbote ebenso wie die Zeitlose, (nicht die Herbstzeitlose, sondern entweder Krokus oder Himmelsschlüssel) spielen eine große Rolle in der Zeit des Mittelalters, wo die Wohnungen recht unwirthlich und ohne Bequemlichkeit, die Zeit der aufgehenden und lebendigen Natur noch viel höher schätzen ließen.

Wie der Sommer, als Sammelbegriff für die schöne Zeit des Jahres überhaupt diente, so hieß das Veilchen als dessen Herold, auch schlechthin „der Summer", und Ritter und Bauernjünglinge führten bei erstem Frühlingsausgang zu Reigen und Ballspiel ihre Herzensdame an die Stelle, wo sie „den Summer" gefunden hatten, um ihn der Liebsten zu weihen als Opfer von den Erstlingen des neuen Jahres.

Ein ganzes Blumenwörterbuch erhalten wir in einem Gesellschaftslied. Es geht etwas gespreizt vornehm und mit Fremdwörtern verbrämt einher; erdacht hat's so ein reicher Patrizier aus raths- und ehrbarem Geschlecht irgend einer deutschen Stadt, vielleicht von Wien selbst, wo es zuerst im Jahre 1611 gedruckt ward.

Ein Dama schön
In Garten gehn
Thät früh an einem Morgen,
Und hielte Rath,
Wie früh und spat
Sie könnte sein ohn' Sorgen;
Weil ihr Galan gar emsiglich
Zu dienen ihr bemühet sich
Den sie doch nicht
Mit Liebespflicht
Sich möchte obligieren.

Bald ihr einfiel
Ein(en) Korb subtil
Zu flechten ohn' Unwillen,
Auch war der Rath
Bald mit der That
Vollzogen in der Stille.
Sie flochte selbst zierlich zusamm
Die Stück zum Korb mit ihrem Nam'*)
Erstlich Schabab
Zu der Handhab,
Thät sie fein applicieren
Von Liebsstückel zwar
Der Korbe war
Zierlich zusammgedrungen
Von Ungenad
Also von ein (einem) Draht
Die Reif aber d'rum geschlungen
Und daß man's ja nicht merken sollt'
Mit ein Faden subtil von Gold.
Den Boden neu
Von Leid und Reu
Thät sie daran fugieren.

*) d. h. die Blumen, welche sie dazu brauchen, heißen mit Namen genannt, folgendermaßen; der Dichter ist gewissenhaft wie ein Advokatenschreiber, daß auch alle urkundlich und richtig aufgeführt werden!

Und nun kommt etwas culturgeschichtlich sehr Interessantes:

Solchen Korb alsbald
Gar schön gemalt*)
Ließ sie ihm präsentiren
Er sollte drein
Sich setzen fein
Und drinn galanisieren.**)
Der Galan solches willig thät
Und meint, er wär der Best' am Bett,
Da riß entzwei
Der Boden neu,
Daß er mußt hindurch springen.

Er sprach im Grimm:
„Wie ich vernimm,
So werd' ich ausgeschlossen?"
Die Dama lacht:
„Ha, ha, ha, ha,
Merkst Du nun erst den Possen?
Ein ander mal lieb, wer Dich liebt,
So wirst Du nicht also betrübt;
Jetzt fahr nur hin
Und andern dien
Da Dir's mag baß (= besser) gelingen."

Dichterisch ist das Ding ziemlich werthlos, aber wir lernen doch etwas daraus. Die Blumen Schabab (Schab' dich ab = geh deiner Wege) Ungenad, Leid und Reu, aus denen der Korb geflochten ist, haben sehr deutlich redende Namen; Liebesstückel wird mit drein gegeben, wie etwa ein nichtssagender höflicher Knix!

Wichtig aber ist noch der lockere Boden des Korbes, durch den der Galan hindurchfällt. Das geht in die Zeit des ritterlichen Minnelebens zurück, wo manch' eine Frau nächtlicherweis' ihren Trauten in einem Korbe und mit einem Seile zu sich in die Kemenate hinaufzieht, wie das auch in der Pariser Liederhandschrift zu sehen ist. War „Sie" „Ihm" gewogen, so war der Boden fest und Er gelangte wohlbehalten an's Ziel seiner Wünsche und in Ihre Arme; wo nicht, so fiel Er durch oder mußte, wenn Er sich festhalten konnte, bis zum Tageslicht in der Luft hängen. Das kommt in Volksliedern öfter so vor; man nennt es da zuweilen eine „Himmelfahrt"!

Bei Uhland findet sich ein Lied mit dem Anfang:

„Weist mir ein Blümlein blaue
Von himmelblauem Schein;
Es steht in grüner Aue,
Es heißt Vergiß nicht mein."

Dann folgt ein Blümlein braun, es heißt nun Hab' mich lieb; darauf ein rosinrothes, Herzenstrost genannt und endlich das weiße Blümchen, Schabab genannt.

Wir sehen, alle diese Blumen haben redende, bedeutsame Namen und zwar sind sie alle auf das Liebeleben und seine verschiedenen Verhältnisse und Wandlungen zu beziehen.

Andre Lieder bieten die Pflanzen Wohlgemuth, Wegwarte, Je länger, je lieber, Maßlieb.

Ursprünglich lag die Farbensprache zu Grunde bei den Blumen, hier sind aber schon Beispiele, wo der bedeutsame Name jene Gepflogenheit in den Hintergrund gedrängt hat, das Sprachdenken bemächtigt sich des Blumennamens und verwendet ihn, sich eine Uebersetzung schaffend, in eigenem Sinn. Falsche Worterklärungen greifen mit ein, sogenannte Volksetymologien wie wenn aus Ligusticum kraft des Bedürfnisses, welcher dem redenden Volk innewohnt, sich bei dem Namen etwas zu denken, Liebstückel umgedeutscht wird.

Als Gegensatz zum ehrenden Blumen- und Jungfernkranz gilt das Gegentheil aller Blumen, das ausgedroschene Stroh; der Strohkranz und das Häckselstreuen sind Strafen der öffentlichen Sittenpolizei lange Zeit hier und da in deutschen Landen gewesen. Auch als Zeichen nicht angenommener Werbung wird der Strohkranz wie der Korb dem ungenehmen Liebhaber vom Mädchen gereicht.

*) So schön wie gemalt! Wie der Bildungsphilister etwa von einer schönen Landschaft sagt, sie sei gar nicht wie die gemeine, schlechte Natur, sondern wie wenn es ein Rafael oder Rysdael gemalt hätte.)

**) d. h. etwa Süßholz raspeln, auch das ein Pflanzenbild im Liebesleben!

Wie auch der Menschen Gefühlsleben mit den Blumen verwachsen ist, zeigen uns die Blumennamen, die deutlich reden und früher, wo wir noch nicht so sehr Stuben- und Stadtmenschen waren, noch viel mehr Beziehungen zum häuslichen und Familienleben hatten. Brennende Liebe, Braut in Haaren, Vergißmeinnicht, Je länger je lieber, Maßliebchen, Männertreu, Augentrost sind mir liebe, freundliche und schalkhafte Bezeichnungen für Blumen, während mich die gemachten gelehrten Namen sofort an Herbarien und Scelette und Anatomiesaal erinnern. Das diese letzteren gut und nothwendig sind, weiß ich wohl, aber man wird es mir nicht übel nehmen, daß ich gern auch bei so einem Namen etwas mehr denken und fühlen möchte als: Linée XX. Classe, Familie so und so und dergleichen mehr. Es berührt mich so, wie wenn ich einen lieben Freund mit der Hausnummer seiner Wohnung nennen hörte! Ich habe dann kein persönliches Verhältniß mehr zu der Blume, ihr Seelchen ist mir gestorben, sie ist mir eine Leiche! Wer das Gefühlsduselei nennen will, der mag es thun, ich hab' nichts dagegen und bin solchen Leuten auch nicht gram darum; es muß auch solche Käuze geben! Diese Leute müssen aber dann auch nicht mehr von den Häuptern und Füßen der Berge sprechen, vom Gang der Zeit, von den Augen ihrer Fleischbrühsuppe, denn das ist dieselbe Basphemie gegen den heiligen, reinen, abstracten Verstand!

Die Blumensprache, sonst in der ritterlichen und „guten" Gesellschaft ganz geläufig, starb allmählich ab, als die Aufklärung Waizen und Unkraut zugleich ausjätete, hat sich aber im Volke gehalten und wird namentlich im Liebesleben neben anderen Dialecten hier und da fleißig geredet; wahrscheinlich wird aber auch sie gelegentlich eines schönen Tages ausgestorben sein und nur noch versteinert oder getrocknet in den Museen und Bibliotheken gezeigt werden.

Jetzt aber werden unseren Lesern auch die Redensarten: durch die Blume reden, jemandem unverblümt seine Meinung oder die Wahrheit sagen, weit greifbarer und sinnfälliger sein. Schwindet die Blumensprache auch nicht ganz, so wollen wir unsererseits gern etwas dazu beitragen, das Gefühl für diese volksthümliche Poesie wach zu erhalten.

Den Manen des großen Claviermeisters.

Von Oscar Mokrauer-Mainé.

In fröhlichster Stimmung saß ich vor ein paar Monaten einmal im Café und las meine Zeitung, da fiel mein Blick auf eine Stelle, „Franz Liszt †" stand da. Ich starrte hin, minutenlang, ich konnte es nicht fassen; er soll nicht mehr unter uns weilen, aufmunternd, belehrend die junge Schaar der Kunstbeflissenen, voranschreitend in jugendlicher Begeisterung, der Senior der musikalischen Kunst, den Anhängern der neudeutschen Schule? Nein, er ist nicht mehr, er ließ uns zurück in Trauer und Verlassenheit, in Verlassenheit, denn er war unser Führer, seit Meister Wagner vor drei Jahren dahinschied. Noch vor wenigen Wochen kehrte er heim, hochgeehrt wie ein König — er war ja der unbestrittene Herrscher im freien Reiche der Musik — rüstig, schaffensfreudig, und nun ruht er in stiller Erde. Doch wir wollen seinen Namen, wie einen edlen Schatz, hüten und hochhalten und seinem Andenken seien auch die folgenden Zeilen geweiht.

Franz Liszt erblickte am 22. October 1811 zu Raiding bei Oedenburg das Licht der Welt. Franz war ein schwächlicher Knabe, der bis ins sechste Jahr hinein kränkelte. Sein Vater, einer altadeligen, aber unbegüterten Familie Ungarns entstammend, war Rechnungsführer bei dem Fürsten Nicolaus Esterhazy, an welchem Hofe bekanntlich Josef Haydn gelebt hatte. Der Vater Liszt, der selbst sehr musikalisch und nur durch die Ungunst der Verhältnisse abgehalten worden war, sich ganz der Musik zu widmen, erkannte frühzeitig das Genie seines Sohnes. Er selbst unterrichtete den Sohn im Clavierspiel und zwar mit solchem Erfolge, daß derselbe schon in seinem neunten Jahre zu Oedenburg und Preßburg öffentlich auftreten konnte und Aufsehen erregte. In Liszt's Seele schlummerte etwas von jener musikalischen Natur des Zigeunervolkes, er spielte, durch welche Mittel er aber den Zuhörer ergriff und hinriß, dessen war er sich nicht bewußt, es war die Unbewußtheit des Genies.

Der Vater, vollständig überzeugt von dem Genius seines Sohnes, gab seine sichere Stellung beim Fürsten Esterhazy auf und zog 1821 nach Wien, um dort, wo die bedeutendsten Meister der Zeit weilten, den Unterricht fortzusetzen. Czerny wurde Franz' Lehrer im Clavierspiele, bei Salieri studirte er Compositionslehre. Und bald war Liszt flügge, ebenbürtig den größten Meistern des Clavierspieles. Ebenbürtig, nein, über, himmelweit voran. Der elfjährige Knabe riß in einem Concert das verwöhnte Wiener Publikum mit sich fort, daß ein Kritiker überwältigt schreibt: Est deus in nobis (Es ist ein Gott bei uns). Und im folgenden Jahre, den 13. April 1723, da war es, daß der Kleine den alternden Beethoven, der nur mit großem Widerwillen das Concert des „Wunderkindes" besuchte, so entzückte, daß ihn der Titane in seine Arme schloß, ihn küßte und ihm eine große Zukunft vorhersagte.

Von Wien ging Liszt in Gemeinschaft mit seinem Vater über München und Stuttgart nach Paris, das damals sowohl in socialer als auch künstlerischer Hinsicht tonangebend war; an dem dortigen Conservatorium, dem der Italiener Cherubini vorstand, wollte der junge Künstler seine Studien vollenden, aber der engherzige Director wehrte dem Ausländer den Zutritt. Reicha und Paër nahmen sich seiner an, und schon in diese Zeit fallen die ersten größeren Claviercompositionen; desgleichen schrieb er eine kleine Oper „Don Sancho", die eine fünfmalige Aufführung erlebte. Nicht weniger entzückte er das Pariser Publikum durch sein virtuoses Spiel; er führte sich bei ihm zunächst durch eine Reihe von 30 Concerten ein und rief stürmische Begeisterung hervor. Die damalige Pariser Welt gerieth förmlich in Aufruhr, und der kaum dreizehnjährige Knabe wurde das Spielzeug aller Damen, das Liebe und Eifersucht und Haß erregte.

Von hier aus unternahm er Concerttouren durch ganz Frankreich, die Schweiz und nach London, auf denen er wiederum große Triumphe feierte.

Doch auch ihm blieb nicht das Elend und die Noth erspart. Per aspera ad astra, das trifft wohl am allerehesten beim Künstler zu. Auf einer Reise in die Boulogner Bäder, die er wegen seiner wankenden Gesundheit aufsuchte, starb plötzlich der Vater, und der achtzehnjährige Jüngling war nnn auf sich allein angewiesen; zudem kam noch die Sorge um die Mutter. Seine Stellung in Paris mußte er sich wieder erkämpfen, viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, und die Noth zog bei ihm ein. Er war sogar gezwungen, sein Clavier zu verkaufen. Doch jener Kampf mit der Existenz hatte wenigstens das Gute, daß es ihn dem religiösen Mysticismus entriß, in den sich sein Geist mehr und mehr versenkte und der ihn sogar der Kunst zu entfremden drohte.

Bald rang sich sein Genius durch, und die Salons der Geburts- und Geistesaristokraten öffneten sich ihm von Neuem. Er stand im innigen Verkehr mit den bedeutendsten geistigen Größen der damaligen Zeit, mit Heine, Victor Hugo, George Sand, Lamartine, Chopin, Meyerbeer, und Aller Herzen eroberte sich der jugendliche Virtuose. Seine Kunst bezauberte Alle, und sein ritterliches Benehmen, vereint mit dem Esprit des Franzosen, entzückte sie.

Eine Zeitlang weilte Liszt von 1834 an in Genf, still zurückgezogen, in Gemeinschaft mit der Gräfin d'Agoult, die in

heißer Liebe zu dem jungen Meister entbrannt, ihm dahin gefolgt war. Man mag jenes Verhältniß Liszts zur schönen Gräfin d'Agoult auffassen, wie man will, so viel steht fest, Liszt hat sich der Gräfin gegenüber auch dann später, als das Verhältniß schon lange gelöst war, als ein vollendeter Ehrenmann gezeigt, so daß selbst der Gemahl der bethörten Frau sowie ihr Bruder voller Verwunderung ausriefen: Liszt est un homme d'honneur (Liszt ist ein Ehrenmann!) Die Triumphe, die der Claviervirtuose Sigismund Thalberg in Paris feierte, führten ihn wieder zurück nach der Metropole der Welt, und hier galt es für ihn, sich den Platz, dessen er sich durch den Eclat mit der Gräfin d'Agoult beraubt sah, zurückzuerobern. Es begann ein eigenartiger Wettkampf um die Hegemonie im Reiche der Kunst, und Liszt ging aus ihm als Sieger hervor. „Thalberg ist der Erste, aber Liszt ist der Einzige". Liszt's Weltruf war begründet, er stand fest , unerschütterlich. Als 1837 Liszt Paris verließ und nun seine fast zehn Jahre dauernde Wanderlaufbahn als Virtuose betrat, glichen seine Kunstreisen wahren Triumphzügen, die bisher sonder Beispiel gewesen waren. Von Italien aus durchzog er Ungarn, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Spanien, Rußland, Schweden, überall mit hellem Jubel begrüßt, hochgeehrt und alles durch sein Spiel electrisirend. Ovationen sonder Gleichen wurden ihm zu theil, mit Titeln und Orden wurde er überschüttet, es wurden ihm Ehrensäbel dargebracht und der Enthusiasmus steigerte sich förmlich zum Paroxysmus. Man stieg auf Leitern, da die Säle schon längst überfüllt waren, und lauschte durch die Fenster seinem Spiele; die Damen netzten ihre Taschentücher mit dem Wasser aus den Gläsern, aus denen Liszt getrunken hatte und dergleichen mehr; nicht zu vergessen das obligate Ausspannen der Pferde.

Ruhmesreich endigte er 1848 seine glorreiche Virtuosenlaufbahn und ließ sich 1849 in Weimar nieder, an dessen kleinen Hofe er die Kapellmeisterstelle übernahm. Hier in dem ruhigen stillen Weimar begann seine zweite nicht minder hochbedeutende Schaffensperiode als Componist und, wie einst Weimar der Mittelpunkt der litterarischen Bestrebungen Deutschlands war, so wurde es jetzt das musikalische Centrum nicht Deutschlands, nein der Welt, denn von allen Seiten strömten Schüler herbei, die bei dem großen Claviertitanen lernen wollten und von dieser unbedeutenden Residenzstadt ging der erste Anstoß aus, durch Liszt hervorgerufen, dem genialen Kunstwerke Richard Wagners zu seinem Rechte zu verhelfen.

Bevor ich auf Liszt's Componisten-Thätigkeit zu sprechen komme, will ich noch einiges wenige über sein Clavierspiel erwähnen. Beschreiben läßt sich sein Spiel nicht, ebenso wie es an Worten mangelt, die im Abendroth erglühende Berglandschaft zu malen, und den kleinlichen Maßstab der Kritik anzulegen, erscheint mir gewissermaßen als Entweihung des großen Künstlers. Die vollendetste Sicherheit und Präcision, selbst in Octavengängen und Doppel- und Tripelaccorden, ist seinem Spiele eigen, dazu kommt der Reiz, die Grazie und der Adel seines Spieles, wie sie keinem andern zu Gebote stehen. Aber diese unerreichte technische Bravour ist nicht das einzige, das seine Kunst auszeichnet; seine Kunst ist eine ganz individuelle, in ihr wohnt die hohe Begeisterung, die alles, was sie tönend offenbart, als ihrem Herzen entströmend wahrnehmen läßt, der einzig wahre Standpunkt des ausübenden Künstlers. Liszt's Streben ging dahin, ein Paganini des Claviers zu werden, und sein Vorbild hat er weit hinter sich gelassen; er bleibt in der That der „Einzige".

Mit dem Aufenthalte in Weimar begann seine zweite Schaffensthätigkeit. Liszt ist ein musikalisches Universalgenie, denn auch als Componist, wie als Virtuose, Lehrer, Dirigent, Schriftsteller, leistete er hochbedeutendes, mag auch eine Schaar von Fanatikern der Classicität seine Größe in den Staub ziehen wollen. Schon früher beschäftigte sich Liszt als Componist, aber alle Compositionen jener Periode dienen nur dem Selbstzweck, er schuf sie, wenn auch in genialer Weise, zur Entfaltung seiner technischen Bravour. Sie bestanden hauptsächlich in Arrangements fremder Werke, z. B. Schubert'scher und Mendelssohn'scher Lieder, in Phantasien über Opernmotive („Don Juan", „Prophet", „Robert der Teufel" u. s. w.) in Paraphrasen über Nationalmelodien seiner Heimath. Unter seinen Händen wurde das Clavier zum rauschenden Orchester und deshalb darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er selbst die tiefsten Schöpfungen der Orchestermusik (die C-moll-, die A-dur-, die Pastoral-Symphonie) auf das Piano übertrug.

Doch der Hauptwerth dieser seiner Thätigkeit liegt in der Instrumentalmusik, der er sich, seiner ersten Schreibweise gänzlich entsagend, seit 1849 zuwandte. In der von Hektor Berlioz zuerst eingeführten „Programmmusik", deren Inhalt nicht mehr eine allgemeine abstrakte Gefühlsregung, sondern eine erschöpfende, bestimmte, concrete Darstellung ist, wurde er der Meister- und seine zwölf symphonischen Dichtungen beweisen dies. In ihnen, von denen die bedeutendsten, die „Bergsymphonie", „Prometheus", „Mazeppa", „die Hunnenschlacht" sind, wohnt eine gewaltige, kühne Kraft der Phantasie und Erfindung, eine niemals geschraubte Originalität. Nicht minder erhaben ist Liszt in seinen andern Werken, in der Faustsymphonie, in der Symphonie zu „Dantes Göttlicher Komödie" und in seinen Clavierconcerten. Unbestritten aber ist sein Ruf als Kirchencomponist. Bei seinen Psalmen in seiner „Graner Messe" (in D-dur), in seiner „Ungarischen Krönungsmesse" (in Es-dur), bei seinen Oratorien „Elisabeth" und „Christus" zieht es ahnend durch die Seele, daß die heilige Musika nichts Profanes an sich hat, daß sie nicht dem Cultus der Kirche nur eine Ausschmückung sei, sondern dazu berufen, den hehren religiösen Geist zu wecken und zu beleben.

1859 schied Liszt von Weimar und nahm von 1861 an seinen Aufenthalt in Rom, nicht ohne indeß alljährlich während des Sommers noch einige Wochen in dem liebgewonnenen Weimar zuzubringen. Sein religiöser Sinn bestimmte ihn, in Rom die niederen geistlichen Weihen anzunehmen, und er wurde 1865 vom Papst zum Abbé ernannt.

Als Mensch war Liszt eine Erscheinung so edel, wie sie nur selten vorkommt. Er war eine milde, ehrwürdige Greisengestalt. Berathend, aufmunternd förderte er das musikalische Leben Deutschlands und noch bis zu seinem Tode, der ja in Bayreuth während der Zeit der Festspiele erfolgte, nahm er als Erster theil an allen musikalischen Bestrebungen. Génie oblige*) war der Wahlspruch seines Lebens und nach ihm hat er gehandelt von damals an, als er zum Besten des heimgesuchten Ungarlandes seine Künstlertouren durch Europa begann, bis zu der Zeit, da er dem verkannten, verzweifelnden Richard Wagner zu Ehren verhalf und hierüber hinaus bis zum letzten Athemzuge.

Er starb, und wir stehen trauernd an seinem Grabe. Doch sein Name wird ewig währen und stets wird er, wie die Namen „Schiller und Goethe", in Gemeinschaft mit seinem hohen Kampfgenossen Richard Wagner, voll Erfurcht und erhabenem Gefühl genannt werden:

„Liszt und Wagner."

---

*) Dem Sinn nach: Die Gabe des Genies legt hohe Verpflichtungen auf.

Philo von Alexandria, der Zeitgenosse Jesu.

Der jüdische Hellenismus.

Eine historisch kritische Studie von Michael Biron.

Alexander des Großen Bedeutung für die Weltgeschichte liegt bekanntlich darin, daß er bereits drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Schleußen zwischen dem (asiatischen) Morgenlande und dem (europäischen) Abendlande aufzog. Die neue Cultur, welche aus dem Ineinanderfluthen des asiatischen und hellenischen Geistes emporstieg, nennt man die „hellenistische". Ihr merkwürdigstes Gebilde ist der jüdische Hellenismus, der an dem Punkte erwuchs, wo die Umarmung zwischen Orient und Occident am innigsten war, namentlich in Alexandria, der Hauptstadt Egyptens.

Alexandria, nach Rom die bedeutendste Stadt der damaligen Welt, war ein Mischwerk orientalischer und europäischer Cultur. Der fabelhafte Reichthum seiner Bewohner, die großartigen Bauten, der phantastische Luxus erinnerten an die alten Königsstädte der Assyrer, Babylonier und Perser. Vor sich hatte die Stadt ihre Häfen am mittelländischen Meere, welche die Schiffe Syriens, Kleinasiens und Europas aufnahmen, hinter sich den mareotischen See, welcher die Producte Indiens faßte. Zwischen beiden Wassern dehnte sich die Riesenstadt auf einer Landenge, aus, durch einen gewaltigen Damm mit der Insel Pharos verbunden, auf welcher der kolossale Leuchtthurm lag, der zu den sieben Wunderwerken der Welt gehörte. Im Gegensatz zu den unregelmäßig gebauten Städten Europas war Alexandria von breiten, regelmäßig angelegten Straßen durchschnitten und mit herrlichen Säulengängen geschmückt. Die Stadt war zum Markte dreier Welttheile geworden, auf dem sich, neben dem Gräko-Macedonier und neben dem eingeborenen Egypter, der Kaufmann Italiens, Spaniens und Galliens, der Händler Indiens und Babyloniens und der schwarze Sohn der nubischen Wüste bewegte. Und mitten in der Stadt hatte sich eine Judencolonie angesiedelt, welche zahlreicher war als die gesammte Einwohnerschaft Jerusalems. Das damalige Judenthum besaß schon die Fähigkeit, sich, ohne sich selbst aufzugeben, in alle Formen zu gießen und die gesammte fremde Cultur sich als Mantel umzuschlagen.

Während Jerusalems Einwohnerzahl zur Zeit Christi höchstens 70,000 betrug, wohnten in Alexandria nahezu eine Million Juden. Sie hatten von den fünf Stadttheilen Alexandrias zwei vollständig inne und bewohnten auch in den drei übrigen die besten Geschäftslagen. Ihre Wohnungen und Straßen waren mit Baumpflanzungen lieblich umgeben und die jüdische Synagoge überragte alle andern Bauten an Herrlichkeit und Pracht.

In Folge ihrer Privilegien wählten sie sich ein eigenes Stammhaupt, Alabarch genannt, dessen Familie zu den ersten des römischen Weltreichs gehörte, da die Söhne der Alabarchen sogar Königinnen heiratheten.

Wie die Juden in Palästina, so verstanden auch die in Alexandria nicht mehr die hebräische Sprache, sondern sprachen durchweg griechisch. Die hebräische Bibel war bei ihnen in's Griechische übersetzt, die sogenannte „Septuaginta", in der zum ersten Mal der semitische Gedanke sich in hellenischer Form darzustellen suchte.

Vom größten Einfluß wurde die griechische Bibelübersetzung dadurch, daß mit der griechischen Sprache auch der griechische Geist in die jüdische Ideenwelt einzog und dieselbe in zwei Richtungen spaltete, von denen die eine noch im orthodoxen Judenthum fortlebt, während die andere zu dem Strom anschwoll, der den Namen „Christenthum" annahm. So war z. B. der „Logos" („das Wort") der griechischen Uebersetzung ein anderer als derjenige der hebräischen Bibel, und es trat die merkwürdige Erscheinung zu Tage, daß griechische Weltweisheit sich mit semitischen Anschauungen paarte. Die Formen blieben dieselben, aber sie waren nicht mehr von der Sonne Palästina's bestrahlt, sondern von dem helleren Lichte des jonischen Himmels. In Galiläa kam die griechische Strömung zum siegreichen Durchbruch, während in Judäa die altorthodoxe Richtung herrschend blieb. Der Judäer, der von Judäa nach Galiläa kam, fand dort heftigen Widerspruch; der Galiläer (Jesus von Nazareth) wurde in Judäa gekreuzigt.

Die Rabbinen Jerusalems fühlten instinktiv heraus, daß das griechische Wort, wenn auch noch so wörtlich übersetzt, nicht mehr den jüdischen Begriff decke, daß Sem nicht mehr derselbe bleibe, wenn er die Sprache Japhets rede, und eiferten, daß, wenn es verboten sei, das „Gesetz" auf die Haut unreiner Thiere zu schreiben, es zehnfach verboten wäre, dasselbe in der Sprache der Heiden zu verunreinigen. Allein das verhinderte nicht, daß die Juden im ganzen römischen Morgen- und Abendland ihre „heiligen" Schriften in der griechischen Uebersetzung der Septuaginta lasen.

Unter den reichen Familien der alexandrinischen Judenschaft ragte die des Alabarchen Alexander vor allen hervor. Es waren das die Rothschilds der damaligen Zeit. Aus altem priesterlichen Geschlechte stammend, war diese Familie durch die Macht des Geldes zu einem Einfluß gelangt, der in Palästina, Griechenland und Rom sich geltend machte. Wenn man in Jerusalem vom äußeren Vorhof durch eins der neun Tempelthore hinaufstieg, fielen an jedem dieser Thore die reich vergoldeten und versilberten Thorflügel von Bronze und corinthischem Erz auf, und dem staunenden Fremdling erzählte man, „diesen Reichthum verschwendete an die neun Tempelthore unser Alexander zu Alexandria".

Dieser egyptische Krösus, der dem kaiserlichen Prinzen ohne viel Umstände mit einem Darlehn von 200,000 Drachmen aushalf, dieser Jude Alexander, war eine im Kaiserhaus wohlbekannte Persönlichkeit. Dem Kaiser Tiberius zu Ehren nannte er einen seiner Söhne Tiberius Alexander, der förmlich in die Reihen der römischen Aristokratie aufgenommen erst Offizier, dann Prokurator von Palästina und endlich sagar Statthalter von Egypten wurde, eine Stellung, die nur unbedingte Anhänger des Kaiserhauses erringen konnten.

Sein Bruder Demetrius, Schwiegersohn des Judenkönigs Agrippa, folgte ihm als Alabarch. Aus so „erlauchtem" Hause stammte Philo, Bruder oder Neffe des Alabarchen Alexander.

Das politische Leben entsprach wenig seiner Neigung, um so eifriger lag er der Pflege der Wissenschaften ob. Denn in Alexandria blüthe nicht blos der Handel, die Stadt war vielmehr auch ein großartiges Asyl der Wissenschaft. In ihren Bibliotheken und Museen fand der Forscher alle Denkmäler und Schätze der Kunst und Literatur beisammen, benützt und gemehrt von einer Gelehrtenwelt, die mit der morgenländischen Pietät gegen das Traditionelle sich vornehmlich auf das Sammeln geworfen hatte und die griechischen Geisteswerke mit egyptischer Sorgfalt aufbewahrte. In Philo's Schreibweise erkennt man den Mann, der unter die glücklichen Sterblichen gehörte, die, frei von materiellen Sorgen, im Besitz aller literarischen Hilfsmittel, sich überall umthun konnten.

Er wurde um's Jahr 20 vor unserer Zeitrechnung geboren, war also 20 Jahre älter als Jesus von Nazareth. Gründlichst bewandert in der hebräischen Literatur, war er auch ein feiner Kenner der griechischen Schriftsteller, deren Sprache er als Muttersprache schrieb und sprach. Mit der größten Hochachtung vor Moses und den Propheten, verband er eine rückhaltlose Verehrung der hellenischen Literatur und Philosophie. Den Heiden Platon verehrte er wie einen Heiligen, er redete von der „heiligen" Gemeinde der Pythagoräer und ist durch und durch zu Hause in der Philosophie der Stoiker.

Höchst tolerant gegen heidnische Vorstellungen, leugnete er nicht, daß es Naturkräfte gebe, die den durch die Götter Mars, Apollo, Poseidon u. s. w. bezeichneten Principien entsprächen.

Bezüglich seiner Familienverhältnisse wissen wir, daß er mit seiner Frau nicht im besten Einvernehmen lebte. Zwar berichtet eine Anekdote, Philo's Weib habe auf jeden Schmuck verzichtet, da seine Anwesenheit ihr Schmuck genug sei. Doch das war offenbar Schmeichelei seiner jüdischen Freunde gegenüber einem ihrer Leute, der einer Millionärsfamilie angehörte. Philo selbst läßt sich über das Glück, das Frauen bereiten, sehr elegisch vernehmen, wobei er offenbar sein eigenes Werk im Auge hatte. Er billigte die Ehelosigkeit der Essäer, „weil das Weib ein eigenliebiges, übermäßig eifersüchtiges Ding ist. Es sinnt schmeichlerische Reden und die übrige Heuchelei aus, wie auf der Bühne, bezaubert Gesicht und Gehör, und da Bethörte gleich Sklaven sind, hintergeht es den herrschenden Verstand. Wenn aber Kinder kommen, wird das Weib von Hochmuth erfüllt." Ein eigenthümliches Geschick, daß so mancher geistig hoch stehende Mann, gleich dem gutmüthigen weisen Sokrates, eine bösartige Xantippe zum „Hausengel" hat! Doch wenden wir uns wieder Philo's öffentlichem Leben zu.

Geistig, gesellschaftlich, politisch hineingestellt zwischen Jerusalem und Rom, wallfahrtete er zur „heiligen Stadt", wo er vielleicht mit dem „Rabbi von Nazareth" zusammentraf und wo sich vor ihm, als dem Sprößling einer priesterlichen Familie, die Pforten des Tempelvorhofes aufthaten. Aber auch für politische Missionen nach Rom hielt man ihn für die geeignete Person, da man voraussetzte, daß er im Kaiserpalaste nicht vergeblich anklopfen werde. Trotzdem blieb seine Sendung zum Narren-Kaiser Caligula, von dem er milde Berücksichtigung der religiösen Schrullen seiner Stammesgenossen erflehen sollte, erfolglos.

Seine geschichtliche Bedeutung liegt darin, daß er der erfolgreichste Vermittler zwischen Judenthum und Griechenthum und daß er dadurch der geistige Vater nicht nur des Apostels Paulus, sondern auch des Rabbi Jesu von Nazareth wurde. Der Verfasser des Johannesevangeliums entnahm seine Ideen den Schriften Philo's, indem er dieselben dem Stifter des Christenthums in den Mund legte. Paulus trug die gelehrten philosophischen Ideen des Philo in volksthümlicher, christianisirter Weise vor und wurde dadurch der eigentliche Begründer des dogmatischen Christenthums, dessen Urquelle also Philo ist.

Philo's Einfluß auf die Entwickelung des dogmatischen Christenthums ergiebt sich klar aus der Betrachtung seiner Ansicht über den „Logos" oder das „Wort". Wenn das Johannesevangelium schreibt: „Im Anfang war das Wort", so ist das wörtlich den Schriften Philos entnommen. Philo sagt, das „Schaffen Gottes" werde in der Schrift stets nur bezeichnet als ein Sprechen; Gottes Wort sei also das regulirende Weltprincip oder die „vernünftige Weltseele". Diese wurde schon von den heidnischen Stoikern angenommen, so daß Philo, freilich auf Grund der griechischen Uebersetzung, aus den „heiligen Schriften" der Hebräer ohne alles Weitere die stoische Philosophie herausliest.

Also bereits Philo (20 Jahre älter als „Christus") lehrt auf Grund der stoischen Philosophie, daß „Gott" oder die „göttliche Vernunft" erst durch das „Wort" (griechisch „Logos") thätig werde; er lehrt den Dualismus von Sein und Wirken, personificirt beide und da er sich nach einer Denkweise, die schon dem gesammten Alterthum gemeinsam war, keine Kraft ohne materielles Substrat vorzustellen vermochte, wurde ihm das „wirkende Wort" zu einem eigenen Wesen, zum zweiten Gott, zum „ersten Sohne Gottes", der die Welt, die er erschaffen und deren Seele er ist, auch erhält. Dieses „Wort" Gottes ist auch im Menschen. „In ihm leben, weben und sind wir." Der menschliche Geist ist ein Stück von ihm und kehrt im Tode zu ihm zurück.

Das Alles hatte Philo der heidnischen Stoa entnommen, aber dabei blieb er nicht stehen, vielmehr drängte es ihn, das „Wort" Gottes, den „Logos" der Stoiker, in der alttestamentlichen Geschichte aufzuspüren, was ihm denn, seiner Meinung nach, auch mit leichter Mühe gelang. Im Hineindeuteln von Ideen in Worte, mit denen das gar nicht gemeint war, leistete ja die orientalische Phantasie von jeher Erstaunliches.

Und so schwebte dann nach ihm das „Wort" (dieser „Sohn Gottes") als „Geist Gottes" über den Wassern; es war die Turteltaube, die bei der Sintfluth dem Noah die Zusage der „göttlichen Gnade" vermittelte; es war ihm der Engel, der die Hagar führte; das Feuer, das Moses im Dornbusch sah; es war das Mannah, das Israel in der Wüste erhielt; der Fels, aus dem durch Moses das Wasser floß; die Feuersäule, die in der Wüste dem Volke Gottes vorausging u. s. w. Ja, wie das „Wort" alle Gestalten annahm, so auch die eines Menschen. Nach Philo war das „Wort" der oberste der drei Männer, die Abraham unter den Eichen Mamres besuchten, denen der Erzvater ein Kalb schlachtete und die mit Sarah Kuchen aßen. Ja, Philo ging noch weiter, indem er ausdrücklich schrieb, es sei denkbarer, daß Gott Mensch werde, als daß umgekehrt ein Mensch Gott werde. Und weiter lehrt er, dem „Worte", daß sich als Retter, Helfer und Erlöser erwiesen habe, gebühre mehr Verehrung als den Engeln.

Wenn man die Schriften des Juden Philo gelesen hat und damit die Briefe Pauli und das Johannesevangelium vergleicht, so sieht man sofort, daß Paulus und Johannes einfach die Ideen Philo's auf den Rabbi Jesus Nazareth anwendeten und ihn, freilich unter dem Widerspruch der eigentlichen Apostel und Schüler Jesu, die das besser wußten, zum „Wort" oder zum „Sohn Gottes" machten. Was lag in der That näher, als das Verlangen excentrischer Gemüther, das „Wort Gottes", das man schon einmal unter den Eichen Mamres Kalbsbraten verspeisen sah, noch einmal als Mensch im „heiligen" Lande umherwandeln zu sehen?

Der Einfluß Philo's auf die Gestaltung des dogmatischen Christenthums ist unverkennbar. (Freie Glocken.)

„Der hungrige Gelehrte" hieß eine Wochenschrift, die 1774 bis 1775 in Wien erschien. Der hungrige Gelehrte war Niemand anderes, als der Herausgeber selbst, der Reichsritter Anton Ferdinand, Edler von Geusau, geboren 19. Dezember 1746. Als Unterlieutenant bei der österreichischen Armee gab er mehrere Schriften heraus, die durch ihre satyrischen Angriffe auf hohe Personen die Cassation des Verfassers herbeiführten. Geusau mußte seine Militärcarrière aufgeben. Er wandte sich nun ganz der Schriftstellerei zu. Aber hier erwartete ihn ein Loos, wie es kaum trauriger gedacht werden kann. Zeitgenossen schildern das Elend dieses Mannes, der zahlreiche Familie hatte und überdies stets krank war, als ein wahrhaft herzzerreißendes. Er war sehr unterrichtet, gewandt, fleißig, konnte aber trotz mehrerer wirklich verdienstvoller Arbeiten, wie „Geschichte Oesterreichs", „Geschichte der Stadt Wien" 2c. kaum das Nothwendigste erschwingen. Charakteristisch war das Motto seiner Zeitschrift: „Lies mich oder ich fresse Dich!" (eine passende Devise für den „hungrigen Gelehrten"), sowie einzelne Stellen daraus: „Mein Hunger ist wieder so rasend, als wenn er nie wäre gestillet worden!" Das war bitterer Ernst. Eigenem Geständniß nach brachte ihm dieses Wochenblatt im Quartal — zehn Gulden und zwanzig Kreuzer ein. Am Schlusse eines Zeitabschnittes bemerkt er in seiner Abonnementseinladung wörtlich: „Aus Ehre werde ich niemals schreiben. Um diese einzige Gnade bitte ich meine Leser: sie möchten doch nicht so grausam sein und mich mitten auf der Straße im Stiche lassen. Ich bitte meine Herren Pränumeranten, meinen Tagelohn oder mein Almosen so bald es sein kann, einzuschicken." — Entsetzlich! So schreibt ein talentvoller deutscher Schriftsteller im „empfindsamen, schöngeistigen" Zeitalter. — Geusau starb am 25. August 1809. Kl.

Das Alter der Erde. Ueber dieses Thema haben die Gelehrten schon allerlei Hypothesen aufgestellt, die mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit für sich haben. Eine der bestbegründeten ist die von dem englischen Geologen Mellard Reade, der aus den Kalkstein-Ablagerungen, wie sie sich durch Niederschläge aus dem Wasser gebildet haben, das Alter der Erde auf mindestens 600 Millionen Jahre schätzte. Die Art, wie er seine Theorie zu begründen sucht, kann hier nicht näher erläutert werden, sie hat aber Wahrscheinlichkeit für sich.

Statistik der Betäubungsmittel. Man hat neuerdings festgestellt, daß sich die Consumtion der Narcotica unter die Bewohner der Erde folgendermaßen vertheilt: 800 Millionen rauchen, kauen oder schnupfen Tabak; 400 Millionen rauchen oder essen Opium; 300 Millionen betäuben sich durch brennenden Hanf; 100 Millionen kauen Betelnuß und zehn Millionen Coca. Kl.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 7. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Die Entwickelung des französischen Lustspiels bis auf Molière.

Von R. Uberan.

Die Wogen der Völkerwanderung (auf französisch invasion des barbares = Eindringung der Barbaren) hatten mit sich hinweggerissen, was sie auf ihrem Wege antrafen. Hierzu gehört auch das Schauspiel der alten Römer und Griechen, also ihre Tragödie (Trauerspiel) und ihre Comödie (Lustspiel). Da wir uns im Folgenden hauptsächlich mit der letzteren Art beschäftigen wollen, so können wir nur nebenbei der Tragödie Erwähnung thun und uns vornehmlich mit der Betrachtung der Entwickelungsstufen befassen, welche das Lustspiel bis etwa zum Jahre 1645 durchgemacht hat.

Die Comödie hat, wie jedes andere Kunst- oder Naturproduct, Phasen durchlaufen, ist, nachdem es durch die Völkerwanderung darniedergeworfen und zertrümmert wurde, zum Ganzen und Entfalteten geworden. Nicht aber ist es stetig gewachsen, sondern es bildete sich ein paar Mal von neuem, wie wir dies des Näheren erfahren werden. Die ersten Anfänge nach der Zerstörung müssen wir bei der Kirche suchen, in den Heiligenlegenden, und dieselbe Kirche, die dem Lustspiel gewissermaßen das Leben schenkte, sie zeigte sich später emsig bemüht, als es ihr gefährlich zu werden schien, es zu unterdrücken und die Schauspieler in Verruf zu bringen. Man verachtete und mied sogar die Ausüber dieser Kunst bis hinauf zu Lessing's Zeiten, dessen Vater ja, wie männiglich bekannt, höchst böse wurde, als man ihm hinterbrachte, daß sich sein Sohn mit Officieren und Schauspielern abgebe.

Wie vorhin erwähnt, haben wir den Beginn der französischen Comödie bei der Kirche zu finden. Hier sind es die Messen zur Zeit Gregors I. des Großen, des Papstes, (geboren zwischen 540—556, gestorben am 12. März 604), in denen die Leidensgeschichte Christi musikalisch-dramatisch mit vertheilten Rollen aufgeführt wurde, so wie es heut in der Oper der Fall ist. Christus, seiner Leidens- und Heldenrolle angemessen, sang den „verklärten" Tenor, Pilatus drückte sich, seiner gestrengen Rolle gemäß, in den Lagen des Basses aus, das Volk und die Soldaten stellten die Chöre dar. In ganz ähnlicher Art führte man das Leben der Heiligen auf. Bis jetzt hatte man den Cultus von den scenischen Darstellungen noch nicht getrennt; dies geschah aber im 11. Jahrhundert und besonders, als die Pilger, von ihren Wallfahrten zurückkehrend, das Publikum durch unabhängige, aber immer noch der Bibel entnommene Erzählungen auf der Bühne ergötzten. Mit der Zeit, Anfang des 14. Jahrhunderts, spickte man diese Erzählungen derart mit theatralischen Scherzen, daß man sogar, als Philipp, mit dem Beinamen der Schöne, seinen Sohn zum Ritter schlug, ein Schauspiel*) gab, „in welchem unser Heiland erschien, der mit seiner Mutter Aepfel aß und Paternoster (Vaterunser) betete". Außerdem sangen die Seligen im Paradiese, begleitet von 90 Engeln, während, des Gegensatzes wegen, die Verdammten, von 100 Teufeln unterstützt, ihren Qualen gleichfalls durch „Gesang" Luft machten. Als höchst amüsant kam dem Hof und der versammelten Menge das dazugehörige Zwischenspiel „intermède" vor. Es stellt dieses das ganze Leben des Fuchses dar, wie er erst Doctor und Chirurg ist, dann als Geistlicher eine Epistel und ein Evangelium singt und endlich Bischof, Erzbischof und Papst wird, dabei aber fortwährend — Hühner und Küchlein frißt.

Da führte eine Gesellschaft, aus Handwerkern bestehend, 1380 eine Leidensgeschichte mit solcher Gewandheit auf, daß ihr der König Karl V. 1402 ausschließlich das Vorrecht einräumte, „Gott, die Jungfrau und die Heiligen in der Hauptstadt (Paris) darzustellen". Wie es diese Handwerker waren (sie nannten sich Passionsbruderschaft, confrèrie de la Passion), welche das Schauspiel in Frankreich zu einigem Ansehen brachten, so that das gleiche auch in England das Volk. Die Aufführungen nannte die confrèrie „Mysterien", eine Bezeichnung, welche davon herrührt, daß der, wie erwähnt, der Bibel entnommene, mysteriöse, geheimnißvolle Stoff durch Darstellung sollte deutlich gemacht werden.

Ihnen entstand nun aber in den Mitgliedern einer juristischen, rechtsbeflissenen Körperschaft, der Bazoche (spr. Basoschsch), sowie

*) Sein Verfasser ist Adam v. Arras (1240—1286), ein ziemlich beliebter Liederdichter jener Zeit.

in den „sorgenfreien Jünglingen", enfants sans souci (spr. angfang ßang ßußie, doch so, daß man das g nicht hört), die sich späterhin mit den „Narrenspielern", Sots (spr. ßoh) verbanden, gefährliche Gegner. Die Bazochiens (Basoschjeng, vergl. Angfang), junge, übermüthige und lebenslustige Juristen, von denen der bekannteste, François Villon (Fran(g)ßoa Wiejon(g)) als Wiederholungszeile eines Liedes sang: „il n'est bon bec que de Paris" (spr. ihl näh bon(g) beck ke de Pari), nur in Paris giebt es einen guten Schnabel, führten in die Mysterien ein durchaus weltliches Element ein, indem sie, voll der schärfsten Satire, des schneidendsten Spottes, ihre Vorgesetzten nachahmten, sie aber bei dieser Gelegenheit so schilderten, daß ihre Schwächen in lächerlicher Weise übertrieben sich darstellten. Genau so machten es ja auch die Chorknaben und niederen Mönche mit der höchsten Geistlichkeit in den sogenannten Narrenfesten, und letztere stand dabei, sich vor Ergötzen das Bäuchlein haltend. Dieselbe Wirkung brachten die Bazochiens auf ihre Vorgesetzten und auf das Publikum hervor durch die tollsten Reden und Gegenreden, welche Kläger und Beklagter, bezw. deren Vertreter, führten. Der Hauptstoff ihrer Darstellungen bezog sich natürlich auf fingirte Processe. Daneben brachten sie aber auch „Moralitäten" auf die Bühne (wenn man von Bühne im heutigen Sinne überhaupt reden darf!). Der Gegenstand derselben waren sämmtliche Thorheiten und Gebrechen der Menschen. Um nun die abstracten Begriffe, wie Laster, Tugend u. s. f. auch darzustellen, personificirte man dieselben einfach und nahm keinen Anstand, nicht allein die Person „Tugend", „Glück", sondern auch die Person „das Blut Abels" (bei der Tödtung Abels durch Kain), ja selbst die Person „die Scheu, seine Sünden zu bekennen" sprechend und handelnd auftreten zu lassen. Zu all' diesen Ungeheuerlichkeiten gesellte sich noch der langgeschwänzte, mit rother Nase angethane Teufel, der dem Ganzen eine „gediegene" Abrundung gab.

Die enfants sans souci, junge Leute aus vornehmer Familie, die, um ihrem Uebermuth die Zügel schießen zu lassen und ein lustiges Leben zu führen, Anhänger der Muse des Schauspiels, der Thalia (der Ton liegt auf dem i und nicht auf dem ersten a, was man so oft hören muß!) wurden, brachten Possen und nach ihrer Vereinigung mit den Sots auch Narrenspiele zur Aufführung. Ihr Theater „machten" sie auf Marktplätzen, zu denen das Volk in lichten Haufen strömte. Daß sie bei den Darstellungen oft ein recht freies Wort sprachen, steht fest, wie denn überhaupt dem gesprochenen Worte viel größere Freiheit eingeräumt wurde, als dem geschriebenen. Als freilich unser altfranzösisches Narrenspiel dazu benutzt wurde, um mit ätzender Satire irgend eine, von „oben" angedeutete An- und Absicht zu propagiren, wie wir sogleich sehen werden, änderte sich die Sache. Während nämlich Ludwig XII. den „Narren" gestattet hatte, für ihn, der eine Reformation der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern wollte vorgenommen wissen, Partei gegen Rom zu ergreifen und die Kirche mit beißendem Spott zu attaquiren, was denn auch 1511 durch den von Pierre Gringoire verfaßten „Narrenfürsten" geschah (der Inhalt ist kurz der, daß „Frau Dummheit" sich als „Frau Kirche" verkleidet; die ausgelassene Matrone wird aber unter ihrem ehrwürdigen Gewand erkannt und zum Schluß merkt man, daß „es gar nicht mal die „heilige Frau Kirche" sondern „Frau Dummheit" ist, welche gegen Ludwig XII. und das Königreich zu Felde zieht")*), verbot sein Nachfolger Franz I. bald darauf, 1515, die Satire fürchtend, die sich eventuell auch gegen gekrönte Häupter richten könnte, diese Aufführungen und lochte Schauspieler, welche gegen dieses Verbot verstießen, einfach ein. Einer, der des Königs Liebschaften zu verspotten sich vermaß, wurde sogar enthauptet, und ein anderer eingekerkert, dieweil er ein freies Wort über des Königs Mutter, Louise von Savoyen, geäußert hatte. Erst als Clément Marot (1495—1544) sich für die unterdrückten Schauspieler verwandte, wurde das Verbot gemildert, die politische Färbung der Comödie aber verlor sich gänzlich.

Endlich haben wir neben den Zwischenspielen, Mysterien, Moralitäten und Narrenstücken noch die farce (spr. farrß) d. h. den Schwank, zu erwähnen. Diese Gattung nähert sich am meisten dem eigentlichen Lustspiele dadurch, daß es, im Gegensatz zu den soeben genannten, welche doch meist Allegorien vorführte, Charactere auf die Scene brachte, welche persönlichen Anstrich hatten und volksthümliche Urbilder und wahrheitsgetreue satyrische Schilderungen der Zeit boten. Das hervorragendste in dieser Art von Dichtung ist ohne Zweifel der von der Bazoche 1480 aufgeführte „Meister Peter Fuchsschwänzler, Maître Pierre Pathelin (spr. mähtre Pchähr Pahtläin(g), dessen Verfasser noch unbekannt ist. Die Bazochiens, welche selbst Rechtsbeflissene waren, wie früher bemerkt, trugen in diesem Stücke, zur Verspottung freilich ihres eigenen Standes, die Kniffe und Ränke eines ausgefeimten, mit allen Salben geschmierten Advocaten Pathelin vor, welcher, nachdem er alle zum Besten gehalten hat, seine eigene Haut zu Markte tragen muß. Dieser Schwank erfreute sich einer solchen Beliebtheit, daß man ihn noch heut auf den kleinen Pariser Theatern, allerdings mit modernem Zuschnitt, kann aufführen sehen.

Bevor wir auf das Lustspiel übergehen, wie es uns vor Molière, d. h. etwa von 1520 an entgegentritt, wollen wir uns noch vergegenwärtigen, welchen Einfluß die mittelalterliche, bis jetzt betrachtete Comödie auf die moderne ausgeübt hat! Unleugbar sind es zwei Elemente, die uns besonders auffallen: einmal der satyrische, beißende Ton, der dem Franzosen gewissermaßen angeboren, in sein Denken eingedrungen, aus den gesellschaftlichen Zuständen herausgewachsen ist; sodann aber ist es die Neigung zur Philosophie, zu lehrhafter Betrachtung; denn in der That, der abstracte Gedanke ist in der dramatischen Ueberlieferung des Mittelalters vorherrschend, und dies ergiebt sich eben daraus, daß die Stoffe, welche aufgeführt wurden (die Form kommt hierbei selbstverständlich nicht in Betracht), der Bibel entnommen, sich auf die Erschaffung der Welt, auf den Sündenfall und auf die Himmelfahrt, sodann auf die Natur des Menschen, sein Werden, Leben und Vergehen, bezogen. Die Mittel der Wissenschaft, mit denen man diese Fragen in unseren Tagen bearbeitet, gingen jener Zeit eben ganz und gar ab. Auch die Moralitäten hielten sich bei ihren personificirten Tugenden, Lastern, Glück ꝛc. in allgemeinen Ideen, selbst die Narrenspiele waren voll von Allegorien, bildlichen Figuren, wie wir gesehen haben, und der Schwank endlich vermochte sich auch nicht von dieser allgemeinen Zeitströmung fern zu halten; das erkennen wir aus der farce des Gringoire, betitelt „Denken und Handeln", wo den wirklichen Gestalten oft symbolische, sinnbildliche, beigegeben sind.

Im 16. Jahrhundert stockte die Entwicklung der dramatischen Ueberlieferung, denn die Litteratur, welche im 12. und 13. Jahrhundert so erfreuliche Anläufe genommen hatte, setzte dieselben nicht fort; das Laufen wurde zum Gehen und erschlaffte endlich zum bloßen Sichhinschleppen, weil sie eben die Kinderschuhe nicht ablegen konnte, vermochte sie nicht zur Reife zu kommen. Das fühlte man denn auch, und so gingen die Hauptbestrebungen der Universitäten und sonstiger Hochschulen, die sich alle noch der lateinischen Sprache bedienten, dahin, die alten Musterschriftsteller der Griechen und Römer, als da sind: Sophokles[1]), Euripides[2]), Terentius[3]) und Séneka[4]) (wenigstens beschäftigte man sich zunächst

*) Das Stück ist auch sonst interessant, denn die als Person auftretende Volksgemeinde äußert sich über die Großen so:

Das ist ein Laufen hin und her,
Ein Treiben und ein Munkeln,
Verträge brechen fällt nicht schwer,
Es schleicht Verrath im Dunkeln.
Wie schnell man stirbt! ein wenig Fieber,
Ein bischen Gift und — 's ist vorüber!

[1]) 496—405 v. Chr. Er schrieb Tragödien.

[2]) Ebenfalls Tragiker, 480 v. Chr. auf der Insel Salamis geb., starb 407.

[3]) Lustspieldichter, wurde 185 v. Chr. zu Carthago geb. und endete, wahrscheinlich durch Schiffbruch, 159.

[4]) Er verfaßte Tragödien und lebte von 2—65 n. Chr., in welchem Jahre er sich, nachdem es ihm mißlungen war, sich durch Oeffnen der Pulsadern zu tödten, durch Bäder erstickte.

mit diesen) in empfehlende Erinnerung zu bringen. Allein anfangs des 15. Jahrhunderts hatte man nicht nur nichts erreicht, sondern die allgemeine Lage des Lustspiels noch verschlimmert, da man sich zu selbständiger Composition nicht aufzuschwingen vermochte, sondern die Nachahmung der Alten damit zu verwirklichen wähnte, wenn man nur an knechtischer Uebersetzung kleben blieb. Allmählich begriff man, was es heißt, an den Klassikern ein Vorbild zu nehmen, und handelte dem entsprechend.

Italien, in welchem vormals die mustergiltigen Dichter des augusteïschen Zeitalters lebten und webten, hatte diese Wiedergeburt oder, wie man es mit dem französischen Worte nennt, Renaissance (Renähßangs), um etwas früher durchgemacht und von hier wurde der Anstoß gegeben, der sich dann nach Frankreich und auch nach Spanien fortpflanzte. Es entstand ein brennender Eifer, ein glühender Wissensdurst, die Alten wieder kennen zu lernen; ein wahrer Fanatismus, die griechischen und lateinischen Wissenschaften zu studiren, nahm die Köpfe ein, und das Lustspiel ging nicht leer aus, es hat eine wirksame Aenderung in dieser allgemeinen Aufregung erfahren. Jetzt ahmte man factisch die alten, ehrwürdigen Griechen und Römer nach. Man schrieb Trauerspiele mit Chören und verfaßte gelehrte Comödien, welche sich sogar anmaßten, mit denen Menanders, eines griechischen Lustspieldichters, zu wetteifern. Ronsard (Ron(g)ßahr) sagt von dem Dichter Jodelle (Jodähl, J weich wie in Journal), welcher in der neuen Weise ein „Originalstück", Kleopatra, verfaßte:

Laut sich beklagend sang zuerst Jodelle
Die griechische Tragödie auf französisch;
Dann aber wechselt er den Ton und sang
Den Königen jetzt in französ'scher Sprache
Die neuerstandene Comödie.
Menander[1]) selbst und Sophokles, sie hätten,
Obgleich ihr Wissen sonst nicht unbedeutend,
Bei diesem Wohlklang dennoch lernen können!

Allerdings ist dieses Lob zu reichlich gespendet, aber es zeugt doch von der Freude, die man empfand, jetzt endlich einen Schritt vorwärts gethan zu haben. Leider verfiel man in das Gegentheil, man puderte das Lustspiel derart mit Griechisch und Lateinisch, daß Ausartungen, wie sie uns später in der französischen Litteraturgeschichte entgegentreten, die man mit dem Namen „französische Plejade"[2]) belegt hat, hier ihren Entstehungsgrund haben. Je mehr ein Stück nach Griechischem oder Lateinischem schmeckte, desto stärker wurde geklatscht. Auf dieser Stufe zu verharren war nicht gut möglich, und so schaute man sich bei dem Nachbar, dem Italiener, um, und verschmähte es nicht, auch dem Spanier, so gut es ging, etwas abzusehen. In Italien nämlich hatte die Comödie, und zwar die Stegreifcomödie, commedia all' improviso, auch commedia dell' arte[3]), anfangs des 14. Jahrhunderts in der Kunstcomödie, commedia erudita, einen Seitenzweig erzeugt. Die commedia dell'arte war sicherlich früher, als die Kunstcommödie vorhanden, sie scheint mit den Italienern geboren zu sein, denn sicher haben wir in den Atellanen, jenen alten Possenspielen, welche zu Atella, einer oskischen Stadt in Kampanien, sodann zu Rom, und zwar hier von freien Römern, nicht von gemietheten Schauspielern aufgeführt wurden, den Anfang derselben zu suchen. Diese oskischen Spiele, wie die Atellanen auch noch hießen, hatten genau schon dieselben Urbilder, die wir in der commedia dell' arte und sodann in der französischen Comödie wiederfinden; die Namen dieser Typen sind andre geworden, erhalten aber hat sich ihr Charakter!

Unsere Stegreifcomödie wurde nun im 14. Jahrhundert durch den Einfluß des classischen Lustspiels veredelt, und diese veredelte Comödie ist die schon erwähnte commedia erudita die in Ariost, dem Cardinal Bibiena, Machiavelli Francesco v. Ambra und anderen ihre Hauptvertreter findet. Der durchgreifendste Unterschied beider Arten liegt darin, daß die letztere, in Versen oder auch in ungebundener Rede geschrieben, auswendig gelernt werden mußte, wie noch jetzt bei uns, während die erstere dagegen improvisirt (all' improviso), auf der Bühne gemacht, wurde. Das Scelett hatte man öfters schon vorher, aber auch nur dieses, und ehe der Mime in die Scene trat, warf er schnell noch einen Blick auf diese, hinter den Coulissen befestigte Disposition. Uebrigens waren und sind die Italiener musterhafte Improvisatoren, was mit ihrer ganzen Naturanlage, ihrer Lust und Freude am Sprechen, in Zusammenhang zu bringen ist.

Die commedia dell' arte und die commedia erudita kamen, die letztere mit Uebergewicht, nach Frankreich und, was den Franzosen ungeheuer gefallen haben muß: die weiblichen Rollen wurden auch factisch von Weibern (Pardon von Damen) in wunderbar berückendem Costüm aufgeführt. In Frankreich betraten bis zu der Zeit, wo wir jetzt stehen, nur männliche Personen die Bühne und spielten die Rollen beider Geschlechter. Zu der eben erwähnten Neuerung kam noch eine zweite, nämlich regelrechte Musik. Das hatte man bis dahin auch noch nicht gekannt. So kam es denn, daß die Fremdlinge allgemein gefielen und die Geister, die man rief, ward man trotz mehrfacher Aufforderung nun nicht los; unter Heinrich IV. nämlich, der gelegentlich seiner Verheirathung mit der Italienerin Maria de Medicis dieser bei der Hochzeitsfeierlichkeit die geistigen Genüsse ihres Vaterlandes verschaffen wollte, ließ sich, 1600, die besten Improvisatoren aus Italien kommen, die es gab. Das war die Truppe der Gelosi, der Eifersüchtigen, d. h. eifersüchtig, bestrebt bei den Zuschauern Gefallen zu erregen. Somit war dem italienischen Lustspiele Thor und Thür geöffnet, es hatte durch die Pracht und Eleganz der Aufführungen und Leistungen im Allgemeinen das Bürgerrecht erhalten.

War der eine südliche Nachbar in dieser äußerlichen Hinsicht Gläubiger des französischen Lustspiels, so machte dieses auch bei dem anderen, Spanien, eine Anleihe, welche sich mehr auf das Innere der Comödie bezog, auf ihren Geist. Wir dürfen nicht außer Augen lassen, daß auch die Spanier von den Italienern entlehnt haben, so besonders den Geschmack an Abenteuern, an plötzlichen Ueberraschungen und an der ausgedehnten Darstellung der Launen und Spiele des Schicksals. Allein der plumpen und hohlen Intrigue hat die spanische Comödie Gefühl, Seelenadel, und moralisches Leben beigegeben. Die spanische Litteratur stand damals unter Führung des berühmten, überaus fruchtbaren Dichters Lopez de Vega*), eines geistreichen, fast unerschöpflichen Mannes, des „Königs im Reiche der Komik", welcher ungefähr 1800 Stücke geschrieben hat, die natürlich stellenweise von geringerem Werthe sind. Seine Vasallen gleichsam waren Rojas, Cervantes, Tirso de Molina und Calderon. Diese Geisteshelden machten nicht nur auf die französische, nein, auf die ganze europäische Litteratur ihren Einfluß geltend.

Die nach Paris gekommenen Italiener bereiteten der noch schwerfällig in ihren Aufführungen gebliebenen confrèrie de la Passion, den Bazochiens, den Sots u. s. w. starke Concurrenz, und obwohl sich diese einheimischen Comöden, hauptsächlich die der Passionsbruderschaft, öfters an maßgebende Stelle gewandt hatten, damit den Fremdlingen und jetzt unwillkommenen Gästen der Boden heiß gemacht würde, so erzielten sie, wie bemerkt, doch nur ein negatives Resultat. Um ein Gegengewicht dennoch zu schaffen, gab es keinen anderen Ausweg, als daß diese Dilettanten von der Bildfläche verschwanden und berufsmäßigen Schauspielern das Ausfechten des Straußes überließen. Das

[1]) Menander lebte im alten Athen in Griechenland von 342—273 v. Chr.; seine 105 Comödien sind durch die byzantinischen Kaiser auf Veranlassung der Geistlichkeit verbrannt worden, und übrig geblieben sind nur Andeutungen und Recensionen.

[2]) Nach dem sagenhaften Siebengestirn so benannt, weil sieben Dichter diese absonderliche Geschmacksverirrung begründeten. Ihre geschraubten Dichtungen, unter denen wir an ihre unzähligen Sonetten erinnern, sind mit Prunk überhäuft, erreichen nicht im entferntesten die italienischen Vorbilder, sondern führen eine gezierte Sprache. Es gelang diesen Sonderlingen, sich durch ein buntes Gemisch von italienischer und altclassischer Poesie Ansehen zu erringen.

[3]) Wörtlich Kunstcomödie, Kunst deshalb genannt, weil die Fertigkeit darunter zu verstehen ist, sofort, ohne vorherige schriftliche Vorlage auf der Bühne zu sprechen, zu improvisiren.

*) Er wurde zu Madrid am 25. November 1592 geboren und starb am 21. August 1635.

thaten die Passionsbrüder denn auch, indem sie ihr Theater, Hôtel de Bourgogne, so genannt, weil sich ihre Bühne an dem Orte befand, wo einstens der Palast des Herzogs von Burgund stand, verpachteten. Nun hatten tüchtige Kräfte ein sicheres Heim und konnten von da aus für das französische Lustspiel gegen die Gelosi arbeiten. Nicht lange währte es, so haben wir, und zwar Anfang des 17. Jahrhunderts, schon zwei feste Bühnen: das théâtre de l'Hôtel de Bourgogne und das nach dem Pariser Stadttheil Marais geheißene théâtre du Marais. Für das Letztere hatte die Verfertigung der Stücke Hardy (1560 bis 1630) übernommen. Eine „Verfertigung" war es in der That, da er in unglaublich kurzer Zeit, und wenn es darauf ankam, innerhalb 24 Stunden, ein Stück schrieb. Im Ganzen verfaßte er rund 800 Schauspiele, eine gefährliche Fruchtbarkeit, da er sich erstens auf die Nachahmung des Lopez und der Anderen beschränkte, zweitens aber die Classiker und Italiener benutzte und Schauspiele über Stoffe aus der Sage, der alten und neueren Zeit schrieb. Dabei machte er von der licentia poëtica, der Dichterfreiheit, den ausgiebigsten Gebrauch, mischte alle Stilarten durcheinander und befolgte getreulich die von seinem Meister Lopez aufgestellte Regel: „Unser (der Dichter) Ziel ist, Vergnügen zu bereiten, und alle Mittel, die zu diesem Zwecke führen, sind erlaubt!" Eine Art litterarischen Jesuitismus! In dieser seiner geschäftsmäßigen Thätigkeit können wir ihm ein Verdienst, nämlich das, die französische Dramenlitteratur in die rechten Bahnen gelenkt zu haben, dennoch nicht ganz absprechen.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts, wenigstens gilt dies von den ersten zwanzig Jahren, herrschte auf dem Gebiete der Litteratur eine Anarchie, eine Gesetzlosigkeit. Alles, was man bis jetzt für die Comödie, und die Kunst, sie zu schreiben, gewonnen hatte: planmäßige Composition, leidliche Fähigkeit in der Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Sitten, Mängel u. s. f. (die Hauptaufgaben des Lustspieles) und eine Sprache, wie sie die bessere Comödie erheischt, dies wurde jetzt in den Tiegel geworfen, in welchem sich das Material der Alten befand und von dem man früher nahm, und nun rührte man das Ganze in gräßlicher Weise unter einander.

In buntem Durcheinander finden sich zuweilen die allertollsten Gegensätze in einem Stücke: neapolitanische Pantalone (d. s. die Typen für den Betrüger, Gaukler) und castilianische Matamauren (Typen für den Bramarbas, Eisenfresser) neben den griechischen Satyrn, den Waldgöttern; Pom, ebenfalls ein Waldgott und Cupido (der Ton auf dem i!), der Liebesgott, stehen neben Chören, welche aus französischen Marschällen oder Parlamentsräthen bestehen! Dieser wüste Zustand einer Uebergangsperiode zu erhabeneren, größeren Schöpfungen hielt glücklicherweise nicht lange an, denn der Philosoph Descartes (auf lateinisch Cartesius) brachte Methode in das Denken und Malherbes stellte für die Dichtkunst Gesetze auf. Die Folge davon war eine erneute Renaissance mit guten, dauernden Früchten. Der Stil veredelte sich, die Charakterscizzirung wurde zum Charaktergemälde und zu gleicher Zeit nimmt auch das Aeußere eine feste Gestalt an. Als Hauptwerke der neuen Richtung nennen wir Rotrou Scudéry, Tristan l'Hermite, Du Ryer ꝛc. Fügen wir noch hinzu, und zwar als nicht unwesentliches Moment, daß Cardinal Richelieu, ein eifriger Beschützer des Schauspieles, den Mimen in seinem Palaste, dem Palais-Cardinal, späterem Palais-Royal, einen prächtigen Theatersaal herrichten ließ, und daß Ludwig XIII. den Schauspielerberuf für nicht mehr ehrlos erklärte (dieser Erlaß von 1641 bestimmt, daß „der Beruf der Schauspieler ihnen nicht mehr zur Schande gereichen und ihrem Ruf im öffentlichen Leben keinen Eintrag thun sollte"), so können wir wohl sagen, daß wir an der Schwelle einer neuen Aera stehen. Beachten müssen wir jedoch, daß die Nächstenliebe verkündende, allein seligmachende Kirche ihr gegentheiliges Verbot immer noch aufrecht erhielt. Mit dem Rufe der Schauspieler muß es schon um 1636, als Corneille seine „Einbildungen", eine Comödie veröffentlichte, besser gestanden haben, denn es heißt darin: .... „Gegenwärtig wird das Theater dermaßen geachtet, daß es jeder vergöttert, und was man früher nur mit Verachtung (mépris) ansah, ist jetzt Gegenstand der Verehrung (amour) aller Gebildeten." Schließlich sei noch bemerkt, daß 1632 eine andere Truppe das Theater des Hôtel de Bourgogne übernahm und es binnen kurzem zu einem Kunstinstitut ersten Ranges heranbildete.

Das erste, mit einiger Reserve, klassisch zu nennende Lustspiel wurde, und so nähern wir uns dem Ende unserer Betrachtung, 1642 aufgeführt. Es war „der Lügner", und sein Verfasser der berühmteste Tragödiendichter Frankreichs, Pierre Corneille (spr. Pchähr Kornäh-i-j), geb. 6. Juni 1606, gest. 1. Oktober 1680. Der französische Critiker Nisard sagt: „Situationen, Charaktere, Zeitgemälde und Unterhaltungssprache sind theils scizzirt, theils schon vollendet; dennoch ist das Stück weniger ein Muster, als vielmehr une indication supérieure (frei = eine bedeutende Erstlingsprobe der wahren Comödie) .... Corneille hätte mehr beobachten als grübeln, mehr finden als erfinden und mehr die Vorbilder vom Publikum annehmen sollen, die es dem Pinsel des Malers darbot."

Den höchsten Glanz, den das französische Lustspiel je gehabt hat und kaum bedeutender haben wird, verlieh ihm ein Mann, welcher einer Schauspielertruppe beitrat, die sich 1644 unter dem vielversprechenden Namen „Glänzendes Theater", „Illustre Théâtre", in der Umgegend von Paris aufhielt und 1645 in der Vorstadt St. Germain und am Hafen St. Paul ihre Vorstellungen gab. Sein Name, welcher leuchten wird, so lange es noch ein Lustspiel und kunstverständige Menschen giebt, ist Jean-Baptiste Poquelin, genannt Molière. Ueber ihn — ein andermal!

Die Bäume, mit besonderer Berücksichtigung der Obstbäume, ihr Nutzen und ihr Einfluß auf das Klima.

Mit einem Rückblick auf die Geschichte des Obstbaues.

Von O. Hüttig.

II.

Was nun den Nutzen des Obstbaues betrifft, so genüge hier der Hinweis auf einzelne Orte Deutschlands, z. B. Werder, einzelne Gebiete wie Thüringen, Württemberg, Böhmen u. s. w., und auf Frankreich, das nach der vom Ackerbau-Ministerium veröffentlichten statistischen Uebersicht im Durchschnitt jährlich 1458 Millionen Kilo Obst im Werthe von 584 Millionen Franken erzeugt, und davon jährlich 28 Millionen Kilo im Werthe von 25 Millionen Franken an das Ausland abgiebt, von welcher letzteren Summe Deutschland einen großen Theil zahlt, denn es hat in den Jahren 1872—75 für 43¾ Millionen Mark frisches und getrocknetes, überhaupt zur Dauerwaare verwandeltes Obst aus Frankreich bezogen, während in der neuesten Zeit das gedörrte Obst meist von Amerika geliefert wird. Die ausgezeichnete Organisation des Obstbaues in Württemberg ist allgemein bekannt; aber hier ist frisches und getrocknetes Obst, wie der Obstwein (Most) Nothwendigkeits-Artikel in jedem Haushalt und nichts davon wird an andere Länder abgegeben. — Aber auch in anderen Gegenden Deutschlands beginnt man, den Werth des Obstes, namentlich des präparirten, des Dauerobstes, zu würdigen, und in Sachsen, Provinz Preußen, am Rhein haben sich Genossenschaften zur Verwerthung des Obstes und zur Beförderung des Obstbaues gebildet. — Doch davon mehr ein ander Mal!

Wir wollen hier besonders auf diejenigen Eigenschaften der Obstbäume aufmerksam machen, welche sie mit allen Bäumen gemeinsam besitzen, Eigenschaften, welche sie im Haushalt der Natur zu Hauptfactoren machen und welche es wünschenswerth, ja nothwendig erscheinen lassen, daß wir sie in Massen dort anpflanzen, wo der Weinstock nicht mehr gedeiht und wo Land und Boden noch zu gut sind für den Waldbau.

Schon Volger in seinem „Buch der Natur" hat uns in seiner anregenden Weise bewiesen, daß unser Leben hauptsächlich von den Pflanzen abhängt — sie ernähren die Thiere, auch den Menschen direct, und die Thiere dienen uns zur Nahrung.

Wir wissen aber auch, daß die Pflanzen die herrliche Eigenschaft besitzen, sich zu großen Gemeinden zu gruppiren; das zeigen unsere Wiesen, unsere Getreidefelder, **unsere Wälder.** Ohne diesen Drang, ohne dieses Streben nach Vereinigung wäre das Leben der einzelnen Pflanze in größter Gefahr; vereinigt schützen sie sich gegenseitig gegen Sturm und Ungewitter jeder Art, gegen Wolkenbrüche und gegen austrocknende Sonnenstrahlen. Wunderbar ist diese Gegenseitigkeit, die wir überall beobachten können, wenn wir nur sehen wollen.

Flechten, Moos, Farne, krautartige Pflänzchen, kleine Gräser sind es, welche nach und nach den Erdboden, auch den Felsen bedecken; sie gestatten den Sonnenstrahlen freien Zutritt zu dem hier keimenden Bäumchen und schützen es doch, von ihnen ausgetrocknet, verbrannt zu werden. So wächst dieses auf im Schutz der Kleinsten im Pflanzenreich, sendet auch wohl seine Wurzeln in die Felsenspalte, wo sie durch ihre unwiderstehliche Ausdehnung bei wechselnder Temperatur, durch ihr Wachsthum das Ihrige zur Zertrümmerung des Berges beitragen. So wachsen die Bäume auf, wir wiederholen es, im Schutz der Kleinsten des Pflanzenreichs, um denselben Zweck zu erfüllen, wenn sie zu Riesen des Waldes erwachsen sind. Unter ihren Blattkronen erhält sich die Feuchtigkeit des Erdbodens, die, wenn auch zum Theil von den Blättern verdunstet, die kleinen Pflänzchen tränkt, deren feine Wurzeln, nicht wie die der Bäume, die im Wasser aufgelöste Nahrung aus der Tiefe holen können.

Wenn der Regen über die Bäume rauscht, nimmt Blatt für Blatt die Tropfen auf; langsamer als sie aus dem Luftmeer herabkamen, fallen sie auf den Erdboden, der auf diese Weise für beinahe ewige Zeiten feucht erhalten wird, weil die Blätterkrone, das Moos, alle die kleinen Pflänzchen die allzu schnelle Verdunstung hindern.

Das ist von größerem Gewicht, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Für's Erste wird der Waldboden in den Stand gesetzt, Quellen zu bilden; für's Zweite entwickelt sich durch die beständige Feuchtigkeit vermittelst der Wurzeln und der Blätter eine unaufhörliche Verdunstung und dadurch eine kühlere Temperatur. — Aus den Quellen bilden sich die großen Pulsadern der Länder: die Bäche, die Flüsse und die Ströme: der Völker natürlichste Verbindungswege, die natürlichsten Bewässerungsanstalten für die Ebenen, die einfachste Triebkraft für kunstreiche Maschinen, die ersten und bedeutungsvollsten Werkstätten, für die Nahrung des Menschen, den Fischfang und die Wasserleitungen großer und kleiner Städte.

Wenn wir selbst nicht einsehen könnten, wie wichtig die Quellen sind, die Geschichte würde es uns beweisen. Am Cap der guten Hoffnung, wie auch sonst überall, haben die Colonisten sich stets bei den Quellen angesiedelt, und europäische Einwanderer sanken überall da zu Nomaden herab, wo sie die Wartung der Quellen versäumten. Dagegen gewinnen die Missionare die Eingeborenen überall da für die Civilisation, wo sie dieselben lehren konnten die Quellen zu pflegen, d. h. sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen. — Unsere Vorväter erkannten den Werth der Quellen besser als wir: sie beteten die Quellen und die aus ihnen entstandenen Bäche und Flüsse an, wo Nymphen und Dryaden um die Blattkrone naher Bäume spielten. Die Nachkommen haben das vergessen und der Jetztzeit wird es schwer, oft unmöglich, alte Fehler zu verbessern. Wo die Wälder verschwanden, versiegten auch die Quellen, und die Flüsse sind vertrocknet. So in Ungarn an der Theiß und in Spanien in großem Maßstabe, in Italien, Griechenland, Egypten, Arabien, in den Steppen an der Wolga und am Don und an vielen anderen Orten.

Es wäre wohlthuend, auch vom Gegentheil sprechen zu können, wäre es auch aus dem Lande der „Barbaren": wir meinen den schönen Wald von herrlichen Eichen und Buchen, den wir noch vor 30 Jahren durchwanderten, in der Nähe von Constantinopel, 8 Kilometer von Bojukdere, den man unter den „ewigen" Schutz des Gesetzes gestellt glaubte, weil er die Quellen speiste, welche die Wasserleitungen für Constantinopel mit Wasser versahen. Ob der Wald, die Quellen, die von ihnen gespeiste Wasserleitung noch vorhanden — wir wollen es nicht behaupten.

Wohl ist es wahr, daß die allzu große Ausdehnung der Wälder, der Baumpflanzungen überhaupt, nicht wohlthätig wirkt, weder auf den Menschen, noch im Haushalt der Natur im Allgemeinen; das Extrem hat eben seine gesetzlichen Grenzen. Je ausgedehnter die Wälder sind, desto feuchter ist die Atmosphäre. Die Wälder verdichten die Wolken zu Regen, weil die beständige Verdunstung daselbst eine kühlere Temperatur erhält; in dieser Weise wirken große Baumpflanzungen wie ein Destillir-Apparat. Wir wissen nämlich, daß überall, auffallend aber in warmen Himmelsstrichen, das Wasser des Erdbodens unaufhörlich zur Atmosphäre verdunstet, und zwar in Folge der auflösenden Kraft der Sonnenstrahlen und durch Vermittlung der Blätter und alles dessen, was grün ist an der Pflanze; die Winde sind das Leitungsrohr, sie nehmen den Wasserdunst mit sich, verbreiten ihn überall, lassen ihn aber erst da sich zu Regen verdichten, wo eine kühlere Temperatur dies ermöglicht. Diese findet sich über großen, ausgedehnten Wäldern. Diese also ziehen das Regenwasser an sich, vertheilen es durch Quellen, Bäche und Flüsse über die Länder und bewässern auf diese Weise gleichmäßig dieselben. Daraus folgt, daß eines Landes Clima um so kühler sein wird, je größer die Ausdehnung seiner Baumpflanzungen, seiner Wälder ist. Im heißen Clima ist das vielleicht eine Wohlthat für die Einwohner, aber in kalter Zone wird die Temperatur um so eisiger.

Hierdurch erklären wir uns, daß das alte Germanien z. B. zu Cäsars Zeiten wahrscheinlich dasselbe Clima gehabt hatte, wie heute das nördliche Schweden; da hatten das Rennthier, der Bär, der Wolf ihre Heimath, nach der Lichtung der Wälder machten diese sich in Ostpreußen, Finnland, Rußland heimisch. Auch in der Pfalz und in Elsaß-Lothringen giebt es noch einzelne solcher Bestien, giebt es doch hier auch noch große zusammenhängende Wälder! Dadurch läßt es sich erklären, daß Griechenland jetzt die köstlichen Früchte der Hesperiden baut, Orangen, Feigen, die Weintraube u. dergl., während es zu Homer's Zeiten ein ähnliches Clima haben mochte, wie heute Deutschland; und in Deutschland baut man heute herrliche Weine, an die zu Cäsars Zeit hier kaum Jemand gedacht haben wird, weil erst spätere römische Feldherren nach Eroberung deutschen Landes die Wälder vernichtet und Wein- wie Obstbau eingeführt haben. Kaiser Valerius Probus hat nämlich den Weinbau in Ungarn eingeführt und wurde zum Dank dafür 282 n. Chr. von seinen eigenen „Arbeitern im Weinberg" erschlagen.

Zur Zeit Cäsar's († 44 v. Chr.) fanden sich Weinstock, Feigen und Oelbaum südlich von den Sevennen, waren aber am Schluß des 3. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bis zur Loire gekommen. Im 4. Jahrhundert wurde der Weinstock zwischen Paris und Trier angepflanzt, und ein weiteres Jahrhundert später im Elsaß. Heute sehen wir den Weinstock selbst auf der Südspitze Schwedens, in Schonen, seine Trauben recht oft an der Wand im Freien reifen, und Obstbäume, Beerensträucher u. s. w., wie oben bereits nachgewiesen wurde, gedeihen hoch oben in Norwegen, und jeder Reisende kann in Friedrichshall selbst, also unter dem 59.° 30.', einen ganz vorzüglich gepflegten Obstgarten sehen, und es hat Professor Schübeler in Christiania stets eifrig für den Obstbau im ganzen Lande gewirkt.

Norwegen und die Westküste Schwedens stehen allerdings unter dem milden Einflusse eines warmen Meeresstromes aus der Ostsee, welcher sich im Norden mit dem Golfstrome vereinigt,

aber all' das bisher Angeführte beweist immerhin, daß der Lichtung und Ausrottung der Wälder ein milderes Clima folgt, aber auch, daß dadurch früher fruchtbare Länder in Wüsten verwandelt wurden, von denen wir am Schluß eine Schilderung zu geben versuchen werden.

Auch Deutschland, dessen bewaldete Fläche noch verhältnißmäßig günstig, wie 1 : 4 liegt, ist an der Grenze angekommen, wo nicht nur die Holzerzeugung nicht mehr zur Befriedigung des Bedürfnisses ausreicht, sondern wo auch das Naturgesetz Halt! gebietet, an der Grenze, die zu überschreiten ein Verbrechen am Haushalt der Natur, wie an dem der Menschen wäre.

Nur Länder mit einem Inselclima dürfen diese Grenzen überschreiten. Englands Industrie z. B. hat mehr Wald zerstört, als die irgend eines anderen Landes, und doch sind seine Wiesen wie die Rosenteppiche, seine Gärten die üppigsten und saftreichsten in ganz Europa. Aber England hat auch ein feuchtes, ein Inselclima, England mit seinem Meeresgürtel, der unaufhörlich neue Feuchtigkeit über das ganze Land sendet. Für solche Länder haben große Wälder weniger Werth, könnten sogar allzu viel Nässe und Kälte verbreiten. Finnland könnte hierfür als Beispiel dienen! — Aber wo das Meer nicht in der Nähe ist, wo es nicht das ganze Land umarmt, da sollte der Mensch mit seiner Cultur sich hüten, die von der Natur gezogenen Grenzen zu überschreiten. Diese Grenzen sind die Gebirge.

Es ist wohl Jedem klar, daß die Bäume mit ihren Wurzeln, durch ihren Moosteppich unter und die Grasnarbe zwischen ihnen, auf die einfachste und natürlichste Weise den Erdboden binden. Nimmt man die Bäume fort und lockert alljährlich den Boden zu Acker auf, so verschwinden auch Moos und Gras und die Quellen versiegen. — Die Regenschauer, die sonst über das Land zogen, zertheilt durch Millionen von Blättern, aufgehalten von Moos und Grasnarbe, sie kommen nun als Schlagregen oder Wolkenbruch; die lockere Ackererde, das Product der Verwesung, der Verwitterung und sagen wir auch: der Arbeit des Regenwurms, wird von der Anhöhe in die Tiefe gerissen, in die Thäler, und setzt sich hier als Schlamm ab; dieser füllt die Bäche wie die Flüsse aus, diese schwellen über ihre Ufer an und überschwemmen die Ebene. Der Schlamm lagert sich auf die Grasnarbe, macht das Heu für die Thiere ungenießbar und bedeckt schließlich die Ebene als Sand. Wo man früher üppige Wiesen sah, da bieten elende Waiden den Heerden elende Nahrung; der Landmann verarmt nach wenigen Jahren vollständig; Reichthum und Wohlstand verschwinden; das früher so fruchtbare Thal ist zur Wüste geworden, denn auch die kostbarsten Kunstbauten unserer Tage können das Austreten der Flüsse über ihre Ufer nicht hindern. Wir erinnern an die Ueberschwemmungen der Theiß in der jüngsten Zeit, und daß diese nur hervorgerufen wurden durch die Abholzung der Wälder in den Quellgebieten dieses mächtigsten Flusses in Ungarn.

Auch aus vergangenen Jahren ist es bekannt, welche Verwüstungen die Ueberschwemmungen in Frankreich angerichtet haben; man denke an die Hochwasser der Rhone und Isère im Jahre 1856, die Lyon und Umgegend in einem Ocean begruben, an die Verheerungen, welche die Folge davon waren. Solches hat auch der Norden Deutschlands gesehen, z. B. auf der „Frischen Nehrung", jener langen und schmalen Sandbrücke zwischen Danzig und Pillau, die das Frische Haff, jenen kleinen Sund, vom Meere trennt. Im Mittelalter war die Frische Nehrung noch länger und ein prachtvoller Kiefernwald band den Sand und hielt ihn mit seinen Wurzeln fest. — Aber König Friedrich Wilhelm I. von Preußen brauchte einst Geld. Ein Herr von Korfft, der sich beliebt machen wollte, versprach es zu schaffen, ohne Anleihe, ohne neue Steuern, wenn man ihm nur erlauben wolle, etwas Unnützes, Ueberflüssiges wegzuschaffen und zu — verkaufen. Mau gab ihm die nöthigen Vollmachten. Er lichtete die preußischen Wälder, die damals allerdings nur geringen pecuniären Werth besaßen; aber er hieb auch den ganzen Kiefernwald der Frischen Nehrung ab, so weit er preußisch war. Die Finanz-Operation gelang vollständig, der König hatte Geld. Aber die Elementar-Operation, welche nachfolgte, fügt dem Lande fortwährend ungeheuren Schaden zu. Der Meereswind bläst über die kahlen Hügel, der kleine Sund, das Frische Haff ist zur Hälfte versandet und das hier üppig wuchernde Schilf droht einen unermeßlichen Sumpf zu bilden. Die Wasserstraße zwischen dem reichen Elbing, dem Meere und Königsberg ist in steter Gefahr und der Fischfang verdorben. Vergebens hat man immer von Neuem versucht, durch alle bekannten Sandgewächse und andere Mittel den Sand zu binden — der Wind verhöhnt alle Anstrengungen! Die Operation des Herrn von Korfft brachte dem König 600 000 Mark (200 000 Thaler) ein; seitdem hat man viele Millionen ausgegeben für die Versuche den Wald wieder aufzuziehen, auch durch Schleusen das Wasser der Weichsel dem Menschen unterthänig zu machen, wie die jährlichen Landtagsverhandlungen beweisen — bis heute vergebens!

Wird doch der „Danziger Zeitung" von der Nehrung aus Bohnsack, 4. April 1886, Folgendes berichtet, was wir hier wörtlich wiedergeben:

„Der Durchbruch von 1883 war denn doch bedeutend weniger schädlich, als der diesjährige. Nachdem der Deich bei Kronenhoff nicht mehr zu halten war und durchriß, floß die Nehrung voll Wasser und Eis. Während man zum Abfluß des eingedrungenen Wassers einen Durchstich an der Chaussee bei Bohnsack versuchte, scheint auch bei Schnakenburg der Damm durchrissen zu sein und nun bildete sich der beabsichtigte Durchstich als Durchbruch. Dieser reichte nicht aus und die Wasser durchbrachen den Damm oberhalb der Bohnsacker Schleuse und im Bohnsacker Pfarrdorf. Auch bildeten sich im Damme von Bohnsackerweide Durchrisse. Mit fürchterlicher Gewalt strömte das Wasser gegen das in der Weichsel bei Bohnsack stehende Eis. Steigend setzte es die sämmtlichen Häuser — nur sehr gering sind die Ausnahmen — bis zur Dachhöhe unter Wasser. Mit den nothwendigsten Habseligkeiten eilten die verunglückten Bewohner (ca. 2500 Leute) auf die Dämme und Dünen, wo sie fast alle die folgende Nacht hindurch bleiben mußten. Das Eis hatte sich im Dünendurchbruch versetzt und stopfte sich auf bis zum Danziger Haupt. Erst nachdem das Parallelwerk der östlichen Rinne bei Neufähr durchbrochen war, während auch die Plehnendorfer Schleuse durchriß und der Werderdamm an einigen Stellen vor Bohnsackertroyk nicht mehr zu halten war, erhielten die Eismassen Raum zum Abfluß in die See. Sausend brachten sie Boote, Stallungen, Hölzer, Strohstaken in die Salzfluth. Sie rissen in der Nehrung ihre Durchlässe immer tiefer und weiter, sie stauten sich auch schützend vor Häusern und der Kirche in Bohnsack auf, begruben aber, wenn auch glücklicher Weise keine Menschen, so doch Thiere und Häuser. Es läßt sich der Schaden auch nicht annähernd zur Zeit übersehen. Bei uns in der Nehrung scheint die Weichsel ein neues Bett sich gegraben zu haben. In der Nehrung sind fünf Häuser des Bohnsacker Pfarrdorfes, ein Haus in Bohnsack vernichtet, auch brannten unglücklicher Weise ein Haus in Bohnsack, deren zwei in Neufähr ab. Die weggespülten Stallungen sind noch nicht zu zählen; die dutzendweise eingedrückten Mauern lassen den Sturz von weiteren Häusern vermuthen. Die kleinen Leute sind ganz ungemein in ihrem Besitz- und Nahrungsstand geschädigt. Nachdem sie auf Verdienst im beginnenden Frühjahr gehofft, sehen sie jetzt für Wochen Verdienstlosigkeit, fehlende oder unterhöhlte Wohnstätten vor sich. Schulunterricht muß überall ausgesetzt werden. Zuvörderst liegen in den Schulen die obdachlos Gewordenen; dann sind die Zimmer und Utensilien erst von dem zollhohen Schlick und Sand zu reinigen. Weg und Steg sind nicht vorhanden. Das Wasser rauscht und unterspült! — Da haben Eisbrecher und Parallelwerke gar nichts geholfen, ja viele Nehrungsbewohner erblicken die Schuld des Unglücks — wenn man menschlich reden will — darin, daß die Coupirung den Ausfluß bei Neufähr künstlich verengert und das Eissprengen die Bildung von Sandablagerungen im Flußbette, auf denen dann die Eismassen sitzen bleiben müssen, begünstigt".

Aehnliches gilt u. A. auch von der Bucht von Wladimirstock am Stillen Ocean, die vor der Annexion durch Rußland ein gänzlich eisfreier Hafen gewesen, diese Eigenschaft aber verloren hat, nachdem die Russen die ganze Gegend um Wladimir-

stock von Wald entblößt und den Hafen den nördlichen Winden zugänglich gemacht haben. Das Clima ist gänzlich verändert, es ist härter geworden, und nicht umsonst klagen die Eingeborenen, daß die Russen ihren strengen Winter mitgebracht haben.

Ein weiteres Beispiel für die traurigen Folgen, welche die Zerstörung der Wälder nach sich zieht, bieten „Les landes", jenes Haide- und Dünenland zwischen dem Busen von Gascogne, den Flüssen Adour und Midouge, sowie der Garonne bezw. Gironde in einer Ausdehnung von 150 Quadratmeilen. Die Landes waren zur Zeit der Araber dicht bewaldet und dazwischen mit ertragreichen Aeckern bedeckt; ein wohlorganisirtes Bewässerungssystem verbreitete Fruchtbarkeit und Wachsthum dort, wo jetzt im Sommer glühend heiße Sandwüsten oder fieberhauchende Sümpfe den Menschen zurückscheuchen. Die Sommer sind auf diesen Flächen unerträglich heiß und ungesund, die kurzen Winter hingegen empfindlich kalt, während dort der Lage nach ein herrliches Clima herrschen müßte, wenn Wälder und Cultur vorhanden wären. Ueber die Urheber der Verwüstungen sagen die französischen Quellen nichts, doch kann man sie durch Schlußfolgerungen nachweisen.

Bei früheren Racekriegen und zum Theil noch bei denen unserer Zeit pflegten die Eroberer gern die Schlupfwinkel und Zufluchtsstätten, sowie überhaupt das ganze Gebiet des schwachen, aber hartnäckigen Gegners zu verwüsten. Dies geschah und geschieht heute noch hauptsächlich durch das Niederhauen und Abbrennen der Wälder. Die Gothen traten in Aquitanien sehr schonend auf, die Araber ließen dort die Cultur der alten Römer in verbesserter Gestalt wieder aufleben, aber die Franken, die wiederholten Angreifer und Sieger über Gothen, Araber und Basken, hausten dort so, wie sie und ihre Nachkommen, die Franzosen, überall zu hausen pflegten, wenn sie hartnäckigen Widerstand fanden. Ihnen allein werden wir daher die Verwüstung jenes Gebiets zuschreiben müssen, das ihnen nur vorübergehend einmal von den Anglo-Normannen entrissen worden war. Es läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Basken, einst auch die Bewohner des Landes, ihren Besitz hartnäckig vertheidigten und schließlich, als sie das verwüstete Land nicht mehr zu halten vermochten, sich südwärts in die Berge zurückzogen. Man hat auch hier lange Zeit versucht, den einmal verwüsteten Pflanzenwuchs wieder herzustellen — es ist nicht gelungen, und seit 100 Jahren ist von einer systematischen Bepflanzung des Flugsandes nicht mehr die Rede, obwohl sie heute, bei den verbesserten Hilfsmitteln, manche Aussicht auf Erfolg haben würde, denn unter der dicken Flugsandschicht befinden sich Kalk- und Mergellager. Selbstverständlich wird hier ebenso wenig wie in andern solchen Wüsten, der Sand nicht eher still liegen oder „gedämpft" sein, als bis ihn eine Pflanzendecke gegen die unmittelbare Einwirkung des Windes schützt, eine bloße Gras- oder Moosnarbe oder auch eine Bewachsung mit Haidekraut ist allein nicht ausreichend, denn sobald diese Decke durch Unvorsichtigkeit: Abweiden, Pflügen u. dergl., eine Lücke erhält, greift der Wind hinein und beginnt sein Spiel mit dem Sande auf's Neue. Dergleichen Wüsten giebt es auch in Dänemark und Holland, wo man enorme Summen angewendet hat, um die See- und Binnenlandsdünen zu dämpfen, wenigstens so weit, daß sie dem angrenzenden Lande nicht mehr gefährlich werden können. Sie alle, oder wenigstens die meisten von ihnen, sind in historischer Zeit erst nach der Abholzung der Wälder entstanden.

Das Wesen der Kunst.

Von G. Cristaller.

Nicht Jeder weiß es, und Mancher ärgert sich sogar, wenn man es sagt, aber wahr ist es doch, daß wir um des Vergnügens willen leben. Das Thier lebt nach dem Gesetz der Trägheit weiter, weil es eben da ist und noch nicht sterben muß; wir Menschen aber, die wir den Tod kennen und wenigstens nach einer Richtung hin commandiren, wir leben fort, weil wir nicht sterben wollen. Und warum wollen wir nicht? Weil wir vom Leben Vergnügen haben oder mindestens noch hoffen.

Fragen wir nach dem letzten Grund alles Wollens und Handelns, so erkennen wir als unsre einzige Lebensaufgabe das: so viel Lust zu suchen, als wir nur an unserem besonderen guten oder schlechten Platz in der Gesellschaft finden können. Ja so sehr ist der Mensch auf Vergnügen aus, daß ihm bei jeglichem Ding, welches er wahrnimmt oder denkt, immer zuerst beifällt, ob es Lust oder Unlust machen kann. Um jede Vorstellung schwebt gleichsam eine feine Atmosphäre von dem spezifischen Gefühl, welches der entsprechende wirkliche Gegenstand uns schon erregt hat; ja sogar nicht allein uns, sondern auch unseren Vorfahren.

Wie sollen wir denn das Gefühl erklären, welches den unerfahrenen Jüngling beim Anblick des Weibes überwältigt? Es ist keine Erinnerung des Individuums, und kein Vorauswissen; es stammt nicht aus seinem Körper, im Gegentheil, es dringt erst mit der Zeit in den Körper vor. Was ist es denn? Es ist eine Ahnung, aber nicht des Künftigen — wie wäre das auch möglich — sondern des Vergangenen; es ist eine dunkle Erinnerung über die Schwelle der Geburt, ja vieler Geburten hinweg. In seinem Bewußtsein wetterleuchtet noch einmal die Liebe und Wollust vieler Generationen. Denn jene tiefen Erregungen haben sich auch in's Gedächtniß, d. h. in's Gehirn, so tief eingegraben, daß sie nicht nur nach Tagen und Jahren, sondern selbst nach Menschenaltern wieder aufleuchten und durch die Wiederkehr der gleichzeitigen und darum mit ihnen verknüpften Vorstellungsbilder hervorgerufen werden können, daß sie sogar vererbt werden. Man kennt ja eine Vererbung von Gewohnheiten; irgend ein Zufall erzeugt z. B. eine Eigenthümlichkeit des Ganges; die Muskulatur paßt sich derselben an; diese organische Beschaffenheit kann auch auf den Sohn vererbt werden und erzeugt bei ihm wieder denselben Gang. So kennt man ferner die Vererbung von Gehirnbeschaffenheiten, — es sind die aprioriſchen Anschauungs- und Denkformen, welche Kant als solche entdeckt hat. Und ganz ebenso werden auch jene Gehirnbeschaffenheiten vererbt, welche durch die vielfach wiederholte Fixirung starker Empfindungen im Gedächtniß erzeugt werden und die Erinnerung vermitteln.

Also an jeder Vorstellung haftet gleichsam ein Abglanz der Gefühle, welche der entsprechende Gegenstand uns, beziehungsweise unsern Vorfahren, schon erregt hat. Und dies ist die Hauptursache dafür, daß nicht nur das Leben, sondern auch die Betrachtung angenehm oder unangenehm sein kann, daß also nicht nur sinnliche, sondern auch geistige Lust- und Unlustgefühle möglich sind. Eine zweite Ursache besteht darin, daß schon die Thätigkeit an sich jedem Organ und so auch dem Gehirn Vergnügen macht, und zwar ein um so größeres Vergnügen, je leichter und ungehemmter die Thätigkeit ist, zu welcher ein Gegenstand anregt; weshalb z. B. das Symmetrische besser gefällt als das Regellose, das Runde im allgemeinen besser als das Eckige, ein Ton besser als ein Geräusch u. s. w. Aus den beiden genannten Factoren, jenem materiellen und diesem formellen, setzt sich alles Angenehme der Betrachtung, oft in mannigfaltigster Weise zusammen.

Natürlich richtet sich das Bestreben des Menschen, alles Widrige fernzuhalten und möglichst viel Angenehmes herbeizuziehen, ebenso auf die geistigen Lustgefühle der Betrachtung wie auf die sinnlichen Gefühle des körperlichen Lebens. In letzterer Hinsicht kann dieser Zweck nur erreicht werden, wenn und so weit die unabänderlichen Gesetze der Welt erkannt und benutzt werden; ihre Erkenntniß ist die Wissenschaft, ihre Be-

nutzung die Arbeit, beides Diener des Vergnügens, die niemals entstanden wären, wenn uns die gebratenen Tauben in den Mund flögen. Aber sind wir, um uns die Lust der Betrachtung zu verschaffen, auch an diesen mühsamen Umweg über das Causalgesetz gebunden? Wir sind es nur, soweit wir uns darauf beschränken, das Wirkliche zu betrachten. Doch was hindert uns, ganz frei und eigenmächtig etwas ungetrübter Schönes als das Wirkliche vorzustellen? „Im Kopf hat das keine Schranken"; ignoriren wir einfach, was uns nicht gefällt! lassen wir nur angenehme Vorstellungen zur Audienz zu! — Nun, das braucht man der Menschheit nicht erst zu sagen; das thut sie von selbst schon lange; schon lange hat sie die Kunst. Die Kunst ist das Bestreben, außerhalb der schwer verbesserlichen Wirklichkeit dem Geist möglichst angenehme Gegenstände der Betrachtung zu verschaffen; ein Kunstwerk bedeutet ein abgegrenztes, für bestimmte Wünsche ausgewähltes und zugerichtetes Stück Welt.

Wie die sinnliche Wohlfahrt Zweck der Wissenschaft und der Arbeit, so sind geistige Lustgefühle der Zweck der Kunst; und diese Drei: Wissenschaft, Arbeit und Kunst, umfassen das ganze Gebiet menschlicher Gemeinbestrebungen. Sie hängen natürlich in vielfacher Weise zusammen. So berührt sich Kunst und Wissenschaft in der didactischen Dichtung, sowie in der Geschichte, welche ebensosehr dazu dient, Stoff für die Erkenntniß zu liefern, als den Geist lustbringend zu beschäftigen und zu unterhalten. Ja, nicht nur die Grenzgebiete gehen oft untrennbar in einander über, auch die Ganzen können auf höheren Stufen der Culturentwickelung eins des anderen Charakter annehmen. Die Wissenschaft kann um der geistigen Befriedigung willen vom Forscher gefördert und vom Laien aufgenommen werden, wie eigentlich die Kunst; und ebenso kann umgekehrt der Künstler (z. B. Zola mit seinem Experimentalroman) ganz wesentlich die Wissenschaft fördern wollen. Das ist aber keineswegs eine Fatalität für unsere Definition; wir dürfen die Begriffe nicht schärfer trennen als die Dinge getrennt sind. Wir haben gleichsam drei Aeste eines Baumes vor uns, deren Ursprung klar gesondert ist, deren Zweige aber im weiteren Verlauf vielfältig durcheinander wachsen.

Hingegen sind alle die üblichen Definitionen von Kunst klärlich viel zu eng. Da spricht man z. B. von Nachahmung der Natur. Aber was ahmt denn die Musik nach? Gemüthsbewegungen sagt man. Wie gezwungen! Sie ist geeignet, solche zu erwecken und auszudrücken, aber sie ahmt nichts nach. Nach Anderen ist die Kunst Darstellung des Schönen, das Schöne aber ist „Uebereinstimmung von Form und Inhalt," oder „Verschmelzung des Realen und Idealen", oder „Einheit des Endlichen und Unendlichen", und so geht es fort im höheren Schwindel, gegen den sich eigentlich nichts sagen läßt, da er selbst nichts besagt. Aber angenommen auch, er bedeute vielmehr etwas Sublimes, das einem gewöhnlichen ehrlichen Menschen nur eben leider zu hoch ist, so müßten wir doch einwenden, daß die Definition nicht auf den Grund geht, nicht (wie sie sollte) Ursache und Zweck des Dinges mitenthält. Warum wird denn die Natur nachgeahmt, oder das Schöne dargestellt u. s. w.? Ich glaube, auch der Sublimste weiß schließlich keine andere Antwort darauf als die: weil es Vergnügen macht. Will er noch Umschweife machen, so sagt er etwa: weil es bildet und veredelt. Aber warum ist Bildung und Veredlung gut? Weil sie vergnügungsfähiger macht. So kommen wir immer auf Lust und Unlust zurück, und überhaupt ist kein menschliches Handeln erklärt, ehe es darauf zurückgeführt ist.

Nun aber wird es offenbar, daß jene Definitionen der Kunst zu eng sind. Es mag ja sein, daß es Herren giebt, welchen es großes Vergnügen macht, das Endliche und Unendliche einander in den Armen liegen zu sehen, aber nur sollen sie dann nicht ausschließlich dieses „Kunst" nennen, denn es giebt sehr Viele, welchen jenes Vergnügen gänzlich unbekannt ist; und alle diese sollen nichts von Kunst wissen? Hat denn die Sprache ein solches Wort, nur um eine bestimmte Privatlustbarkeit des Aesthetikers Soundso benamsen zu können? Doch wohl vielmehr, um ein gemeines Gebiet menschlicher Gefühlsthätigkeit zu bezeichnen! Die Aesthetiker sind immer gern zu subjektiv; (wie auch die Ethiker, vergl. den Unterschied zwischen imperativer und descriptiver Ethik). Statt sich von der Rücksicht auf den ganzen Bau der Wissenschaft leiten zu lassen, und demgemäß die Aesthetik objectiv als ein Stück der Anthropologie zu betrachten, richten sie die ganze Disciplin nach ihrem höchsteigenen Geschmack und degradiren die Aesthetik zu einem Lehrbuch über ihre individuelle Einseitigkeit in Kunstsachen. Was ihrem souveränen Geschmack nicht zusagt, wird sofort aus dem Gebiet der Kunst ausgeschlossen. Ein Roman von Zola „ist des hehren Namens Kunst nicht würdig"; als ob für die Wissenschaft das Wort Kunst ein Ehrentitel wäre! Nichts als eine ordinäre Etiquette ist's, wie andere auch. Wie wär's denn, wenn der Pastor sagen wollte: der Zweifüßler, der die Kirche schwänzt, ist des hehren Namens Mensch nicht würdig, existirt nicht für meine Anthropologie. Die Herren sind eben verliebt in das Wort Kunst und es thät ihnen so weh, auch etwas „Gemeines" mit jenem hehren Namen bezeichnen zu müssen, daß sie viel lieber einen terminologischen Unsinn begehen. Wir aber sagen: freilich ist ein Roman von Zola ein Kunstwerk, wiewohl nur niederen Ranges; und ein Tingeltangel ein Kunstinstitut, wiewohl nur ein geistig unentwickeltes oder verdorbenes Publikum damit vorliebnimmt.

Kunst im weiteren Sinne ist alles, was zur geistigen Lusterzeugung für die Gesellschaft geleistet wird; und was bestimmte Künstler für bestimmte Geschmacksrichtungen und Bedürfnisse schaffen, sind eben nur Besonderheiten von Kunst. Der Gebildete verlangt und schafft anderes als der Ungebildete, der Verstandesmensch anderes als der Gefühlsmensch, der Gewaltthätige anderes als der Sanftmüthige u. s. w. Ferner, wem das reale Leben nur einen Theil seiner Triebe einseitig beschäftigt, der sucht in der Kunst Gelegenheit, auch die übrigen functioniren zu lassen. So hat bekanntlich der gewaltthätige Napoleon gerne sein sentimentales Theil mit Goethes Werther und mit Musik von ähnlicher Art gespeist. Umgekehrt der gewöhnliche, moderne Mensch; er sucht und findet in Romanen und Theatern die Aufregung, deren die menschliche Natur eben doch noch von ihren minder ruhigen prähistorischen und faustrechtlichen Zeiten her bedarf. Selbst pathologische Einseitigkeiten nehmen die Kunst in ihren Dienst. So hat sich die empfindsame Wertherzeit ihre künstlerische Krankenkost geschaffen; so fälschen Gläubige der sittlichen Weltordnung die schnöde Wirklichkeit und freuen sich im Kunstwerk das blinde Causalgesetz als salomonischen Richter bewundern zu können; moralische Krüppel benutzen die Kunst, einen überwuchernden Geschlechtstrieb ideell zu mästen, während die absurden Antipoden jener Menschenart sich an dem Leben und Treiben der anscheinend geschlechtslosen Männlein und Weiblein ergötzen, mit welchen beliebte Firmen recht gerne aufwarten.

Für den Normalen aber umfaßt das Gebiet der Kunst in ebenmäßiger Weise das ganze Gebiet des Menschlichen. „Nil humani a me alienum puto" gilt auch hier. Was immer im wirklichen Leben uns bewegen und beschäftigen kann, das alles kann auch in der Kunst wiederkehren, nur ohne die Mühe und Anstrengung, ohne die irdische Schwere der Wirklichkeit, milder und abgedämpft, da eben die Kunst nichts als die schwächeren sublimirten Nachklänge wirklich erlebter Gefühle im Gedächtniß auffrischt und mannigfach combinirt. Und was der wichtigste Unterschied zwischen Kunst und Leben ist: das Breite wird concentrirt; die Geschichte, die wir im Leben durch Jahre und Länder verfolgen müßten, wird uns kurz und bequem vorgetragen. Das Unbedeutende, das uns so oft die Betrachtung der Welt verdirbt, kann in der Kunst nicht stören; es bleibt draußen; und wo es unentbehrlich ist, wird es wenigstens in interessante Beziehungen gesetzt, erhält auch nur so lange Audienz, als es Spaß machen kann. All' diese Unterschiede zwischen Kunst und Leben machen, daß auch der gesunde, realistische Mensch, der es nicht nöthig hat, durch gefälschte Weltbilder seine kranken Appetite zu befriedigen, dennoch immer wieder neben dem wirklichen Leben nach der Kunst verlangt, um in willensfreier, müheloser Betrachtung vollständige Zufriedenheit zu finden. (Gesellschaft.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Die Neue Welt

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 8. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Die Bäume als Regenten im Haushalt der Natur.

Von O. Hüttig.

Die Bäume sind nicht nur die Regulatoren für Wind und Feuchtigkeit auf der Erdoberfläche — sie erfüllen auch noch den Zweck, die Luft zu reinigen.

Ein Theil des Baumes, die Wurzel, dringt bekanntlich in den Erdboden und hat die Aufgabe, aus diesem die rohen Nhrungsmittel für die ganze Pflanze herbeizuschaffen; sie nimmt mit ihen feinsten Härchen, und nur mit diesen, so lange sie jung sind, die in ihrer Nähe befindlichen Verbindungen von Kali, Kalk, Magnesia, Eisen und wie die Nährstoffe alle heißen, in Wasser gelöst, in sich auf; aber sie ist nicht im Stande, diese, wie sie genannt werden: unorganischen Stoffe sofort zu ihrem eigenen oder der ganzen Pflanze Wachsthum zu verwenden. Aehnlich wie der Mensch erst sein Nahrung verdauen muß, ehe sie in Fleisch und Blut übergeht, so muß auch die Pflanze „verdauen", und ähnlich wie der Mensch eigene Organe besitzt für die Verdauung, so auch die Pflanze; bei ihr sind es die Blätter. Nach den Blättern wird die rohe Nahrung geschafft, als sogenannter Nahrungsstoff steigt sie im Holzkörper des Baumes in die Höhe, um in den Blättern verarbeitet und in andere, der Vergrößerung der Pflanze, der Neubildung von Zellen dienende Stoffe verwandelt, „übergeführt" zu werden. Die Blätter also sind sozusagen der Magen der Pflanze. Aber dies nicht allein, sie sind auch ihre Lunge, indem sie die zum Wachsthum unbrauchbar gewordenen Stoffe ausathmen; in ihrem aus Zellen und Gefäßbündeln bestehenden Gewebe erlangt der durch die Wurzeln aufgesogene und durch den Stamm emporsteigende Saft seine ernährenden Eigenschaften.

Von großer Bedeutung für diese den Blättern obliegende Thätigkeit, so ungefähr sagt Herr Hofgärtner G. Fintelmann in unserem „Wredow's Gartenfreund" (Berlin, Siegfr. Cronbach), ist die Beschaffenheit ihrer Oberfläche, ihr ganzer Bau, der demnach auch verschieden ist, je nach dem Medium, Luft oder Wasser, in dem sie leben. Die Oberhaut oder Epidermis des Blattes ist nämlich mit Poren besetzt, den Spaltöffnungen, die dadurch entstehen, daß je zwei kleinere, gebogene Zellen mit ihren concaven Seiten an einander stoßen, ohne daß sich der so gebildete leere Raum ausfüllt. Ihre Zahl ist nach den Pflanzenarten verschieden. Auf einem Quadratcentimeter Oberfläche zählte man bei einer Iris 1920, bei einer Nelke 6400 Spaltöffnungen. In der Feuchtigkeit dehnen sie sich aus, in der Trockenheit ziehen sie sich zusammen, so daß ihre Ränder sich beinahe berühren. Die Spaltöffnungszellen enthalten Blattgrün. Sie stehen in Verbindung mit einem unter ihnen befindlichen, nur Luft enthaltenden Raum, mit dem die „Interzellulargänge" des Blatt- und Rindengewebes in Verbindung stehen, so daß sie ihren Zweck, den Austausch und die Berührung der innerhalb der Pflanze befindlichen Stoffe mit denen der atmosphärischen Luft zu ermöglichen, vollständig erfüllen. Die Spaltöffnungen befinden sich bei den Blättern von saftigen, krautartigen Pflanzen auf der Ober- und Unterseite, bei denen von Bäumen und Sträuchern in der Regel nur auf der Unterseite, bei den auf Wasser schwimmenden Blättern nur oben, bei untergetauchten fehlen sie ganz. Hier ist die ganze Blattoberfläche fähig, flüssige Stoffe aufzunehmen. Einzelne blattlose Pflanzen, wie die Cacteen, besitzen einen Stamm, dessen Oberfläche blattartig entwickelt ist. — Die chemischen Vorgänge im Blatt denken wir uns folgendermaßen:

Das unserer Atmosphäre in geringer Menge beigemengte Kohlensäure-Gas, welches von den Menschen ausgeathmet wird, auch bei jeder Fäulniß entsteht und welches für Mensch und Thier tödtlich sein würde, wenn es sich zu stark ansammelte: dieses Gas athmen die Blätter der Pflanzen ein, und indem sie das für die animalische Welt als Lebensluft zu betrachtende Sauerstoffgas dafür ausathmen, behalten sie den Kohlenstoff, die Kohlensäure für sich und verarbeiten denselben mit dem von den Wurzeln aufgesogenen rohen Nahrungssafte zu Lebensstoffen oder sogenannten organischen Verbindungen. Nun erst ist die „Verdauung" beendet. Diese verarbeiteten Lebensstoffe sind nun im Stande, die Pflanze zu vergrößern. In der Rinde

(Einige behaupten: unter der Rinde, im Bast) der Bäume wandern sie zu den Stellen hin, wo sie gebraucht werden. Blüthe und Frucht empfangen das zu ihrem Werden nöthige Material aus den Blättern, und viel von diesen Stoffen geht hinab zur Wurzel, um auch diese zu ernähren und zu vergrößern.

Also die Wurzel kann nur wachsen, wenn sie von den Blättern verarbeiteten Stoff empfängt, und die Blätter können nur arbeiten und Lebensstoffe herstellen, wenn die Wurzeln ihnen das „Rohmaterial" dazu liefern.

Wenn wir die Bäume, oder sagen wir: die Wälder, entfernen, dann bleibt eine größere Menge Kohlensäuregas zurück, als dem animalischen Leben dienlich ist; dagegen ist — und es muß das wiederholt werden — das Sauerstoffgas, welches die Blätter ausathmen, die eigentliche Lebensluft der Menschen und Thiere; diese Luftart befördert den Wechsel der Stoffe und trägt im Ganzen um so mehr zur Erhaltung unserer, der Menschen, Gesundheit bei, je mehr wir davon einathmen. Schon aus diesem Grunde sind die Menschen, welche in freier Luft, besonders in der Nähe des Waldes leben, kräftiger und gesünder als solche, welche sich viel im Zimmer aufhalten. Gelehrte behaupten zwar, daß durch die rasend schnelle Umdrehung der Erde das von unseren Wäldern ausgeathmete Sauerstoffgas nicht uns, sondern mehr z. B. den Bewohnern der Kirgisensteppen oder des nördlichsten China, vielleicht auch unseren Antipoden zu Gute käme, aber wir hoffen trotzdem, daß der Ozongehalt unserer Parke, unserer Wald- und Obstpflanzungen so stark „an die Scholle gefesselt" sein werde, um auch uns, den Bewohnern in ihrer Nähe, einige Erleichterung zu verschaffen.

Es ist jedoch nicht allein die Kohlensäure, ohne welche die Pflanzen nicht leben, nicht wachsen können, sie brauchen noch andere Gasarten — vor Allem Ammoniak. Sie helfen die Pflanze, den Baum aufbauen, während sie auf das animalische Leben wie Gift wirken. Die Bäume sind also die Regulatoren des Luftmeers in jeder Beziehung!

Allerdings ahnen wir selten die große Bedeutung dieses Verhältnisses; aber die Thatsachen, Begebenheiten in der Natur erinnern uns zuweilen vernehmlich genug daran!

Keine Gegend der Erde bezeugt das besser, als diejenige in Italien (vielleicht auch die am Congo und in anderen Theilen des vielgelobten Afrika!), welche, einst die reichbebaute Heimath der Volsker, jetzt die berüchtigten Pontinischen Sümpfe bildet. Da, wo sonst das reichste Leben herrschte, da drohte bis vor kurzem die Fackel jeden Lebens zu verlöschen, und zwar durch die lebensgefährliche Malaria, eine Krankheit, welche hauptsächlich von den Ausdünstungen der Sümpfe und von der großen Masse hier verwesender animalischer und vegetabilischer Stoffe herrühren dürfte. Langsam aber sicher schreitet sie, die Malaria, daher über die erbarmungswürdigen Einwohner, welche nur von zwingender Noth hier festgehalten werden. Kalte Fieber, Leber- und Milzkrankheiten sind ihr Gefolge; bleiche, gelbe Gesichter mit eingefallenen Wangen, matte Augen, geschwollener Unterleib, schleppender Gang — das sind die entsetzlichen Geschenke, welche sie an die bedauernswerthen Einwohner vertheilt, hinter ihr lauert ein böses Fieber, welches die Menschen vorzeitig hinwegrafft.

Und warum gab es hier, auch hier auf dem heutigen Felde des Todes, ein reiches, frisches Leben? Weil es hier Wälder gegeben hat! Aber der Mensch hat in unverantwortlichem Leichtsinn das Gleichgewicht im Haushalt der Natur gestört, und die Folgen waren entsetzlich!

Es giebt wohl kaum ein unglücklicheres Land, als das an den Apenninen, das zwischen Genua und dem früheren Kirchenstaate! Das Gebirge ist von Bäumen entblößt, eine große schreckliche Ruine, ein einziger zusammenhängender Erdsturz! Die Versuche mit der Anpflanzung des Blaugummibaums (Eucalyptus globulus labile) von Australien sind mißglückt — die Berge sind nach wie vor unfruchtbar, die Thäler werden überschwemmt und andere zu gewissen Jahreszeiten in gefährlicher Weise bedroht. Aehnliche Erscheinungen beobachteten wir bei den Sümpfen von Viareggio, Lentini am Aetna, bei Venedigs und Comachios Lagunen, in der Gegend am unteren Po, bei den Sümpfen von Mantua, am nördlichen Theil des Comer-Sees und an der Mündung der Adda.

Auch an den Küsten der Provence finden wir jene Fieberluft wieder, und man weiß daß dort eine ganze Stadt, Arles, heute nur von wenigen fieberkranken Menschen bewohnt, die früher für tausende von Bewohnern eingerichtet und mit prächtigen Palästen bebaut war, diese Stadt, die einst Gallien's und später Burgund's Hauptstadt gewesen ist.

Und warum auch hier diese Verödung? Weil die Rhone, welche an der Stadt vorbeifließt, mehr und mehr versandet, weil der Fluß zu gewissen Zeiten regelmäßig seine Ufer überschreitet und das ganze Land überschwemmt. Und wie kommt dies? Von der Verwüstung der Wälder in der oberen Rhone-Gegend! Der Regen spült den als Acker benutzten, also wiederholt aufgelockerten Boden herab, den Boden, der sonst mit dichtem Wald bestanden war. Damit wurde das Flußbett erhöht; der Fluß wird gezwungen, zeitweise über seine Ufer hinauszutreten, und er verwandelte dadurch das umgebende Land in einen ungeheuren Sumpf. Dieser Sumpf entwickelt lebensgefährliche Gasarten, u. a. das Sumpfgas, wie die Pontinischen Sümpfe. — So wirkt eine Missethat an den Bäumen, an den Wäldern, unendlich schädlich auf weite Landstrecken und für spätere Generationen!

Wohl hatte Napoleon's III. energische Regierung die Wiederbewaldung der Berge mit Geschick begonnen und bereits ganz bedeutende Resultate erzielt; aber sie konnte während ihrer nur kurzen Dauer die Sünden vergangener Jahrhunderte nicht ungeschehen machen, und ob die jetzige Regierung das von ihrer Vorgängerin Begonnene fortzusetzen gedenkt, das wissen wir nicht. In Ländern aber, in denen die Regierung nicht in Allem die Vorsehung der Bewohner spielen will, werden diese selbst Hand anlegen müssen, um den Schaden zu verbessern, welchen ihre Vorfahren im Haushalt der Natur angerichtet haben, und welchen unsere Zeitgenossen mit Vorbedacht vergrößern, — mit Vorbedacht!

Denn der Bedarf an Holz ist in den letzten 60—70 Jahren außerordentlich gestiegen. Gewerbe und Industrie, vor Allem aber die Eisenbahn- und Telegraphenanlagen, verbrauchen seit Jahrzehnten sehr viel mehr Holz, als neu hinzuwächst. Wäre nicht die Kohle, so ungefähr sagt die „Magdeburger Zeitung", als Hauptbrennmaterial dem Holz an die Seite getreten, so würde bereits jetzt von unseren Wäldern nicht viel mehr übrig sein. Man hat berechnet, daß 50 Millionen Hectar wohlgepflegten Waldes nöthig sein würden, um jährlich den Vorrath an Brennmaterial hervorzubringen, welchem der Kohlenverbrauch des deutschen Reichs entspricht, während doch die gesammte Waldfläche Deutschlands nicht mehr als 14 Millionen Hectar ausmacht.

Noch vor zwei Menschenaltern überstieg der Zuwachs an Holz den Bedarf, und jedes Land war für sich allein in der Lage, seinen Bedarf zu decken. Jetzt ist es umgekehrt; der Consum übersteigt bei Weitem die Production, und die meisten Länder sehen sich genöthigt, Holz einzuführen. Auch in Deutschland, dessen bewaldete Fläche zu der Gesammtfläche noch in dem einigermaßen günstigen Verhältniß von 1 : 4 steht, reicht die Holzerzeugung nicht mehr zur Befriedigung des Bedarfs aus. Trauriger sieht es in dieser Beziehung, wie oben schon angedeutet wurde, in England aus, das nur 3 Procent Wald von der Gesammtfläche besitzt und das allein an Nutzholz jährlich 13 bis 14 Millionen Cubikmeter einführt. — In ähnlicher Lage befinden sich Dänemark, Holland, Spanien und Portugal, wo der Waldbestand nicht 5 Procent der Gesammtfläche übersteigt. Frankreich im Großen und Ganzen ist zwar bei einem Waldbesitz von 17 Procent der Gesammtfläche günstiger daran; allein bereits im Jahre 1866 mußten von den 250 Millionen Franken, welche der Verbrauch an Holz erforderte, 150 Millionen an das Ausland gezahlt werden; gegenwärtig dürfte die Summe 250

Millionen bereits übersteigen. Von den übrigen europäischen Ländern sind ferner Italien, Griechenland, Belgien und die Türkei genöthigt, zur Deckung ihres Holzbedarfs größere oder geringere Mengen aus dem Auslande zu beziehen, während die Schweiz eben gerade ihren eigenen Bedarf deckt. Es bleiben also in Europa nur vier Länder, welche die übrigen mit Holz versorgen können, nämlich Rußland, Schweden, Norwegen und Oesterreich-Ungarn.

Rußland hat 38% seines Landes mit Wald bestanden, es ist also hier noch ein sehr bedeutender Vorrath vorhanden; aber man räumt auch hier schnell auf, und der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, wo die Ausfuhr des Holzes aufhören muß. Ganz abgesehen davon, daß in Rußland von jeher, theils durch furchtbare Waldbrände, theils in Folge des rauhen Climas und des Mangels an Kohle, die Wälder sehr gelichtet und über Gebühr in Anspruch genommen werden, hat der Holzexport, nachdem durch zahlreiche Eisenbahnen das Innere des Landes erschlossen worden, riesige Dimensionen angenommen. Aehnlich steht es mit Schweden und Norwegen, von denen vor wenigen Jahren ersteres noch 39%, letzteres 30% der Gesammtfläche Wald besessen hat, aber in beiden Ländern hat sich im letzten Jahrzehnt die Holzausfuhr verdoppelt, nicht am wenigsten in der Form von Streichhölzern, und ist dieselbe noch fortwährend im Wachsen begriffen, obwohl nach dem Gutachten der obersten Forstbehörde die Grenze des Möglichen bereits erreicht, theilweise sogar überschritten ist. Die traurigen Folgen der Waldverwüstung machen sich ganz besonders in Norwegen geltend, wo der durch die einstigen Schutzwälder an der Westküste nicht mehr gehemmte rauhe Westwind das Wachsthum der Pflanzen und die Ergiebigkeit des Bodens erheblich zu gefährden droht.

Von Oesterreich-Ungarn glaubte man noch vor nicht allzulanger Zeit annehmen zu können, daß seine undurchdringlichen Wälder in den Donauniederungen, in Siebenbürgen und den Alpenländern schier unerschöpflich seien, allein bereits sieht man, daß es damit bedenklich zu Ende geht. Noch sind etwa 30% der Oberfläche mit Wald bestanden, indeß wird die Waldvernichtung in kaum glaublicher Weise betrieben. Ueberall finden sich Speculanten, welche die Wälder aufkaufen und in der schrankenlosesten Weise ausbeuten. In Croatien, Slavonien, Istrien, Ungarn und Siebenbürgen sind ausgedehnte Strecken nutzbringenden Waldes zu kahlen und unwirthlichen Flächen und Steppen verwandelt. Von der Katastraphe durch die Theiß sprachen wir schon oben.

Von außereuropäischen Ländern kann für den Holzbedarf Europa's hauptsächlich Nordamerika in Betracht kommen. Aber auch hier geht es mit den Holzvorräthen zu Ende. In fachmännischen Kreisen sieht man mit großer Sicherheit voraus, daß, wenn dort die Waldverwüstung in der bisherigen Weise weiter betrieben wird, Amerika's sprüchwörtlich gewordener Waldreichthum noch vor Ablauf eines Menschenalters so vollständig erschöpft sein wird, daß eher an eine Einfuhr als an eine Ausfuhr wird gedacht werden müssen. Die übrigen Erdtheile liegen theils zu entfernt, theils besitzen sie nicht die bei uns gebräuchlichen Hölzer, so daß sie höchstens zu Luxus-Zwecken nach Europa werden Holz exportiren können. Um so mehr liegt die Gefahr nahe, und es muß davor gewarnt werden, daß der Wald bei uns mehr noch als bisher gelichtet werde. Im Gegentheil! Man muß ihn mehr als bisher schonen, man muß für seine größere Ausdehnung sorgen, und noch giebt es bei uns, bis dicht an die Thore der Reichshauptstadt, „Wüsten" genug, die nicht nur zu Wald, sondern auch zu Obstgärten eingerichtet werden könnten und sollten.

Die Bäume sind die Regenten im Haushalt der Natur, und überall da, wo der Boden, die Lage für den Wald zu gut, für Weinbau und andere edle Culturen aber ungeeignet sind, da sollte man Obstbäume pflanzen. Je mehr man von ihnen pflanzt, desto mehr wird man das gestörte Gleichgewicht in der Natur wieder herstellen, und der Nutzen, den sie durch ihre beinahe jährliche Ernte abwerfen, macht sie besonderer Aufmerksamkeit würdig.

Man wird vielleicht behaupten, daß durch einen ausgedehnten und allgemeinen Betrieb des Obstbaues dessen Ertrag dermaßen verringert werden müßte, daß er keine Rente mehr geben könnte. Aber dieser Einwurf ist kaum haltbar, wenn man bedenkt, daß die Zahl der Bevölkerung jährlich wächst, der Verbrauch in Folge dessen steigt, die erleichterten und billigen Verbindungen die Versendung in die fernsten Länder ermöglichen, daß das Obst durch Zubereitung zur Dauerwaare auch mehr Handelswaare wird als bisher und dann Aushilfe bietet für obstarme Jahre, die doch nicht ausbleiben werden. Und wir wiederholen: beim Obstbau kommt nicht lediglich der Ertrag an Früchten in Betracht, sondern auch die Bedeutung, welche er mit andern Bäumen theilt, die Bedeutung als Ordner des Climas und dadurch der Ertragsfähigkeit des Erdbodens. Aber es ist heute nicht mehr genügend, nur Bäume zu pflanzen, man muß ihnen auch das Wachsen und Gedeihen möglichst erleichtern, und alle Fehler muß man verbessern, sobald sie als solche erkannt sind. Damit hat man auch in Italien begonnen, indem man die oben besprochenen Pontinischen Sümpfe austrocknet. Auch Privat-Unternehmer haben sich bei der in dieser Hinsicht nothwendig gewordenen Umbesserung (Melioration) des Landes betheiligt, so durch Austrocknung des Sees Fucino, die erst unserem Jahrhundert gelungen ist, nachdem man schon vor 2000 Jahren damit begonnen hat.

(Fortsetzung folgt).

Modethorheiten der französischen Vorzeit.

Culturhistorische Studie von Carl Ed. Klopfer.

Der große Staatsmann Colbert kannte die Macht der Mode und rechnete bei seinen Träumen von einer allgemeinen Monarchie auf den Beistand dieser allgewaltigen Göttin. „Die französische Sprache" — sagte er einst zu Ludwig XIV. — „muß in Europa allgemein werden, und unsere Moden müssen uns alle Völker unterthan machen!" —

Und der kluge Diplomat kannte die Menschen, ihre Eitelkeit, ihre Charakterschwäche und ihre — Nachahmungssucht, jene eigentliche Erbsünde, die wir vielleicht von den Thieren, mit denen wir, nach Vogt und Darwin, in den ersten Stadien unseres Seins auf einer Stufe standen, entlehnt haben. Und nichts hat von jeher dieses Erbübel mehr gereizt, als die leidige Mode. Sagt doch schon ein mittelhochdeutscher Dichter: wenn es bei den Franzosen Mode wäre, die Hosen am Hals, die Sporen am Hut und die Handschuhe an den Füßen zu tragen, — der Deutsche würde sich keinen Augenblick bedenken, es ebenso zu machen.

Und wenn auch eine Zeit lang Spanien hierin den Ton angab, Frankreich behauptete doch größtentheils die Oberherrschaft. Besonders was die eigentlichen Mode-Narrheiten betrifft, war die „grande nation", so weit unsere Quellen zurückreichen, in der Regel die Erfinderin. Sie konnte Schlachten verlieren, alle möglichen Schicksalsschläge ertragen, die ein anderes Volk erdrückt haben würden, — eine „neue Mode" setzte sie immer wieder „au fait".

So z. B. in den Kreuzzügen im elften bis dreizehnten

Jahrhundert, wo über 400,000 Mann ihr Leben in den Morgenlanden lassen mußten, brachten die den Niederlagen glücklich entgangenen Franzosen als geringen Ersatz — die langen Röcke aus jenen Gegenden mit nach ihrem Vaterlande. Sie wurden zur herrschenden Mode, die sich bis in das sechszehnte Jahrhundert erhielt. Die Edelleute glaubten, wenn sie diese Röcke mit einer Schleppe versehen ließen, so gebe dies einen Vorwand, dieselben sich nachtragen zu lassen, und dadurch verschafften sie sich Ansehen und ihren Pagen — eine Beschäftigung. Nur wer von Adel war, durfte dergleichen Schleppenröcke tragen. Die großen, weiten Aermel band man über dem Ellenbogen auf, während sie hinten bis zu den Kniekehlen hinabhingen. Sie waren aus dem feinsten Stoffe, und mit Hermelin oder Grauwerk gefüttert. Den Kopf bedeckte eine Kappe, deren langer, mit Franzen besetzter Schweif über dem Rücken hinabwallte. Goldverzierungen waren aber nur dem Ritterstande erlaubt.

Unter der Regierung Carl's V. trugen die adeligen Damen und Herren Röcke, die blasonirt, d. h. über und über mit Wappen, Bildern und Charakteren besetzt waren. Besonders für ihre Wappenstickereien hatten sich die Männer ein sinniges Plätzchen erkoren. Brandt glossirt dieses eigenthümliche Faible in derber Weise mit nachfolgenden Versen:

„Wie war es doch im Mittelalter so schön
Bei den Rittern und den Knappen;
Im Herzen trugen sie die Treu'
Und auf dem — H..... ihr Wappen."

Unter der Regierung Carl's VI. kam die getheilte Kleidung in doppelten Farben auf. Eine Chronik sagt darüber: „Den 17. October 1409 ward der Ehrenveste Johann von Montague geführt, von dem kleinen Chatelett nach Salles, wie er gesetzt war, auf einen Karren, und in seiner Livrey gekleidet, nämlich: ein großer langer Rock, halb roth und halb weiß, und eine Kappe ebenso; mit einem rothen und einem weißen Halbstiefel und verguldeten Sporn, die Hände gebunden; vor ihm her gingen zwey Trompeter. Und als ihm der Kopf abgeschlagen war, wurde sein Leichnam geführt zum Pariser Galgen und daran aufgehangen mit seinen Halbstiefeln und verguldeten Sporn." *)

Unter Franz I. legte man die langen Kleider ab und fiel in ein anderes Extrem; man trug Pantalons, ein Wamms mit kurzen Schößen, mit Beinkleidern und Strümpfen — alles zusammen aus einem Stücke. Jede Muskel ward durch diese äußerst knappe Kleidung sichtbar. Um die Unanständigkeit zu vermeiden, trugen gesetztere Männer weite Schweizerhosen, und die jungen Stutzer erfanden die Trousses, eine Art kurzer, aufgeschlagener Beinkleider, die bis zur Mitte des Schenkels reichten und mit einem halben Weiberrocke bedeckt waren. Ein kleiner Mantel hing über die Schultern, eine kleine, mit dem Wappen gestickte Mütze bedeckte den Scheitel. Im Felde stürzte man den Helm über diese Mütze, am Hofe setzte man sie auf das rechte Ohr, das linke, welches unbedeckt blieb, zierte eine Perle oder sonst ein Ohrgehäng.

Die Damen unter dem Regime Karls VI. trugen hohe Mützen, die den Zuckerhüten ähnelten und an der Spitze mit einem Goldknopf verziert waren, woran der längere oder kürzere Schleier geknüpft war. Die Größe desselben richtete sich nach dem vornehmeren oder geringeren Stand der Frau. Der Schleier einer Edeldame berührte bisweilen oft den Boden, der einer Bürgerin hingegen durfte höchstens nur bis zu den Schultern reichen. Unter Franz I. und Heinrich II. trugen die Frauen kleine Hüte mit Federn, unter Heinrich IV. Aichretten an den Hütchen.

Während der Regierung Franz II. glaubten sich die Männer durch einen — großen Bauch ein majestätisches Ansehen zu geben, und die Frauen dachten dasselbe durch breite Hinterfront zu erlangen. Nun wurden vier Jahre lang falsche Bäuche und falsche Culs getragen. (Die Damen unserer Epoche haben mit Rücksicht hierauf durchaus keinen Grund, über die Trachten ihrer Vorfahren zu spotten.) Ueberdies legten die Weiber damals noch Gesichtsmasken an und machten damit, hinten so hoch wie möglich gepolstert, Besuche, gingen so auf Promenaden und in Kirchen. Bald jedoch verdrängten die sogenannten Schönpflästerchen die Masken. Einige Frauen bedeckten ihr ganzes Gesicht damit. Später gingen sie noch weiter; die schwarzen Fleckchen wurden in allerlei Figuren geschnitten, Triangeln, Sonne, Mond und Sterne u. s. w., ja selbst ganze Carrossen mit Pferden und Kutschern „zierten" en miniature die Wangen und Stirnen des schönen Geschlechts.

Franz I., den 1321 ein Feuerbrand beschädigt hatte, mußte sich sein Haupthaar abschneiden lassen, und um nicht wie ein Mönch auszusehen, ließ er seinen Bart wachsen, wodurch die langen Bärte Mode wurden und bis unter die Regierung Heinrichs III. blieben. Der nachherige Kanzler François Olivier konnte 1526 nicht Maitre des Requetes im Parlamente werden, ohne seinen langen Bart abstutzen zu lassen, wenn er bei Prozessen Beistand leisten sollte. Es war in dieser Zeit gegen die Kirchenstatuten, einen Canonikus mit einem langen Bart aufzunehmen.

Unter Heinrich IV. kürzte man den Bart ab. Er blieb nur drei Finger lang stehen, abgerundet, in Gestalt eines Fächers, wie ein Katzenbart. Nachher behielt man nur die beiden Stutzbärte mit einem kleinen Haarschopf in der Mitte, während die Lippen glatt rasirt wurden.

Unter Ludwig XIV. war der Royal oder „königliche Stutzer" der modische Bart.

Als die Fächerbärte noch in Mode waren, gab man ihnen durch Pomaden Geruch und Farbe. Erhabene Personen trugen bei Trauerfällen den Bart — vergoldet. Des Nachts wurde er gewickelt und, damit er nicht in Unordnung käme, in einem eigenen Bartbeutelchen (Brigotelle) verwahrt.

Noch mehr aber als den Männern blieb es den französischen Frauen vorbehalten, „Mode zu machen".

Die beiden schönen Töchter der Catharina von Medici: Elisabeth, (Gemahlin Heinrich II., später Gemahlin Philipps II. von Spanien) dieselbe, die Schiller im „Don Carlos" characterisirt, und besonders Margarethe, die 1572 mit Heinrich IV., damals noch König von Navarra, vermählt, und 1599 von ihm, als er König von Frankreich war, geschieden wurde (Scribe brachte sie in „Märchen der Königin von Navarra" und in den „Hugenotten" auf die Bühne) — diese beiden Damen beeiferten sich noch als Prinzessinnen von Valois, ihre Schönheit durch geschmackvollen Putz und kostbaren Schmuck zu heben, und wurden so in ihrem Vaterlande die ersten Schöpferinnen neuer Moden und Urheberinnen des Wechsels derselben. Die unglückliche Elisabeth konnte zwar, weil sie in ihrer schönsten Jugendblüthe an einen Hof kam, wo sie die strengste Etiquette fesselte, ihrem Erfindungsgeiste zu neuen Moden nur kurze Zeit freien Lauf lassen. Sie zog sich, nach Brantomes Versicherung*), ebenso prächtig als geschmackvoll an, und ihre Frisur pflegte selbst ihre erfinderische Schwester oft nachzuahmen. Da sie in Spanien nicht immer nach ihrem Wunsche Tracht und Putz verändern konnte, so erholte sie sich durch einen beständigen Wechsel der Kleider. Keines derselben trug sie mehr als einmal, und die wohlfeilsten davon kosteten mindestens 300—400 Thaler, — für die damalige Zeit eine colossale Summe.

Margarethe von Navarra beherrschte durch ihr schöpferisches Modegenie ebenso sehr die Frauenwelt, als sie durch ihre Schönheit die Herrenwelt unterjochte. Ihr zuerst hatten es die Französinnen zu danken, daß sie durch Kleidung und Putz alle anderen Völker übertrafen. Nichts war Mode, als was sie trug. In dem bereits erwähnten Werke von Brantomes**) sagt der Autor, nachdem er mehrere Beschreibungen ihrer herrlichen Costumes gegeben, folgendes: „Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die schönen Formen von Kleidern und Putz, die sie erfand, aufzählen wollte. So oft sie jedoch diese änderte, nie bedeckte sie

*) Bekanntlich das ausschließliche Zeichen der Ritterwürde.

*) „Dames illustr." Seite 196.
**) Seite 211. ff.

ihren schönen Hals und Busen, dessen Anblick sie der Welt nicht zu entziehen wagte. Die meisten Hofleute hätten von dem Schmachten, was dieser weiße, volle und überaus schön geformte Busen erregte, sterben mögen. Selbst ihre Damen geriethen dadurch in solches Entzücken, daß sie sich die Freiheit nahmen, dieses Meisterstück der Natur zu küssen." —

Margarethens Bruder, König Heinrich III., übertraf noch womöglich seine Schwester an Modesucht, kam ihr aber in Bezug auf ihren wahrhaft genialen Geschmack nicht nach. Nach authentischen Quellen war es ihm die liebste Beschäftigung, — sich selbst und seine Gemahlin zu frisiren und seinen und ihren Kragen in Falten zu legen. Die Pariser nannten ihn deshalb spottweise „Gauderonneur des colets de sa femme, et friseur des ses cheveux". —

Unter Heinrich's IV. Regierung nahm Kleiderpracht, Schmuck- und Modenwechsel noch um ein Bedeutendes zu. Vor der Taufe des Dauphin's waren alle Schneider und Sticker in Paris so sehr beschäftigt, daß es dem Marschall von Bassompierre schwer ward, einen aufzutreiben, der für ihn arbeiten wollte. Endlich erboten sich seine bisherigen Schneider und Sticker, ihm ein Kleid anzufertigen, das alle andern übertreffen sollte, wenn er Lust habe, eine große Summe anzuwenden. Sie benachrichtigten ihn, daß eben ein niederländischer Kaufmann mit einer ganzen Pferdeladung von Perlen angelangt wäre und daß er eilen müßte, um die zum Sticken nöthigen noch rechtzeitig zu erhalten. Der Marschall kaufte zur Verzierung des Kleides, das aus golddurchwirktem violettem Brokatstoffe verfertigt war, nicht weniger als — fünfzig Pfund Perlen. Die Stickerei kostete allein 600 und das ganze Kleid gegen 14,000 Thaler. —

Unter Ludwig XIII. nahm der Aufwand in Putz und Kleidern mehr ab als zu; dennoch verschwendete die bekannte Freundin der berühmten Ninon de l'Enclos, Marion de Lormes, die den gefürchteten Cardinal-Premierminister Richelieu zum Anbeter hatte, in einem einzigen Jahre für Fächer, Handschuhe, Parfümerien und dergleichen Kleinigkeiten die Bagatelle von — 50,000 Thalern, die ihr Liebhaber Emeri bezahlen mußte.

Als sich Ludwig XIV. mit der spanischen Infantin vermählte, trugen die Hofcavaliere äußerst enge und kurze, aber sehr reich gestickte Röcke, oder vielmehr Wämmser und ungeheure Beinkleider, deren Kniebänder und Schleifen sich durch wahrhaft abenteuerliche Größe auffällig machten. Die spanischen Höflinge hatten keinerlei Stickerei an ihren Kleidern, dafür aber ganze Schatzkammern der kostbarsten Edelsteine. Man fand ihre Beinkleider in eben dem Verhältnisse zu eng, in welchem die ihrer französischen Zeitgenossen zu weit waren. — — — — — —

Und wenn wir von der Renaissance bis zur neuesten Mode heraufblicken, immer sehen wir Frankreich und seine Frauen an der Spitze des bunten Narrenzuges, der die Procession der Mode bedeutet. Auf die Marquise von Montespan und die blauäugige Lavallière folgte die Gräfin du Barry und die Marquise de Pompadour u. s. w. u. s. w., und wenn auch die Exkaiserin Eugenie mit dem Zusammenbruch der bonapartistischen Dynastie, als letzte Herrscherin im Modenreiche, ihr Scepter niederlegen mußte — die Republik Frankreich hatte gar bald auch ihre Republik in der Mode. Freilich übernahmen jetzt untergeordnetere Organe die Regierung: Schauspielerinnen, Tänzerinnen und — Cocotten. Aber die Sclavinnen der „hautes Nouveautés" nehmen Alles an, ahmen Alles nach, und so sind wir denn glücklich auf dem Standpunkt angelangt, daß sich selbst gebildete Damen nicht entblöden, ihre Schnittmodelle aus dem Boudoir der Demi monde zu entlehnen. Allerdings gaben solche Ausschreitungen bereits den Impuls zur Gründung einer selbständigen vaterländischen Mode. Die inländischen Confectionaire setzen ihren ganzen Erfindungsapparat in Action, um dieses lobenswerthe Streben zu fördern; die letzte Wiener Friseur-Ausstellung ging mit Macht daran, eine eigene Frisuren-Mode zu fixiren, aber trotz dieser Bestrebungen, trotz der mannigfachen Unterstützung, die dieser Absicht zutheil wird, mag noch manches Decennium verstreichen, ehe es gelingen wird, uns von der eisernen Tyrannei der Weltstadt an der Seine zu emanzipiren. Ob es überhaupt gelingen wird?

Wir wollen es hoffen!

Für Auswanderungslustige.

Von Leopold Witte (Czernowitz).

In vielen Theilen Deutschlands und Oesterreichs ist die Uebervölkerung bereits eine derartige, daß sich Mangel an Arbeit und Erwerb fühlbar zu machen beginnt. — Tausende von Menschen wandern jährlich aus nach den noch unbevölkerten Theilen Amerika's — manchmal einem traurigen Schicksale entgegengehend. —

Nach dem Abschiede von seinem Vaterlande, meistens auf Nimmerwiedersehen den Freundeskreis und nähere liebe Verwandte zurücklassend, tritt der Auswanderer seine weite, gefahrvolle Reise an, nicht wissend, ob er den Anstrengungen erliegen und seine Familie in noch größerer Noth zurücklassen wird.

An seinem neuen Bestimmungsorte angekommen, sucht er — falls ihm Bekannte fehlen — ein Stück Land zu gewinnen und ist da in höchster Gefahr, Betrügern in die Hände zu fallen. — Nun sind aber alle die Fährlichkeiten überwunden und der neugebackene Farmer beginnt sein Land zu bauen, damit er Brot gewinne und für seine Mühe, Anstrengung und Gefahr belohnt werde. Aber siehe da — die erzielten Resultate lohnen kaum die mühevolle Arbeit! Zuerst muß ein Haus gebaut werden, dann geht es an das Roden des tausendjährigen Urwaldes; welche unsägliche Mühe! Das Roden und Klären des Bodens, Ableiten des Wassers, die furchtbare Einsamkeit im ewigen Urwalde wirken leider nur zu oft lähmend auf den Unglücklichen, so daß er, dem Ziele seiner Bestrebungen nahe, unterliegt! Und er unterliegt desto eher, weil keine Hilfe in der Nähe, — der Arzt wohnt viele, viele Meilen entfernt, die nächste Ansiedlung mehrere Stunden weit, und so geht der Aermste, falls er nicht Familie hat, wie ein Thier, einsam, ohne Trost und letzten Abschied, mitten im unendlichen Walde zu Grunde. Keine liebende Hand ist da, um ihm die Augen zuzudrücken, um ihm das letzte Geleit zu geben, so wie sein Andenken durch ein, wenn noch so einfaches Denkmal zu ehren.

Und wenn er Familie hat, ist das Bild weniger düster? Die Hinterbleibenden sehen den geliebten Gatten, Vater, hinscheiden, sie verlieren den Ernährer, was soll nun aus ihnen werden, mitten in dem unwirthlichen Urwalde? Das Geld ging alles drauf für die Ueberfahrt und den Ankauf des Landes, welches aber für die schwachen Kräfte unbenützbar, umsonst ist. Wo den Käufer finden, der die Auslagen und die Arbeit ersetzt! Und welche Gemüthskränkung, daß die Familie dem geliebten Ernährer selbst die Grube graben und mit eigenen Händen denselben einscharren muß, welcher ihr ein so treuer Gatte, Vater und Ernährer war!

Wenn nun auch dieser traurige Fall nicht immer eintritt, so ist dadurch auch noch nichts gewonnen, als blos das blanke Leben. Mühe, Plage, Sorge kostet es, bis die erste Ernte geborgen, denn mit viel größeren Fährlichkeiten hat der amerikanische Landwirth zu kämpfen, gegenüber unserem Landwirthe! Stürme, die bekannten amerikanischen Stürme, welche Wälder entwurzeln, Städte erschüttern, dann Waldbrände, die Alles, Alles, auf Tausende von Meilen, vernichten, sind nur großartige Erscheinungen, die selten, dann aber als furchtbares Un-

glück, vernichtend auftreten. Doch nun die anderen, kleineren Zufälligkeiten, als: Dürren, heiße Winde, Heerden wilder Thiere, Raubthiere, die Plagen aus der Insectenwelt ꝛc. ꝛc. machen die Ernte stets fragwürdig. Bei uns ist der Landwirth aufgebracht, wenn seine grüne Saat von den Rehen des nächsten Forstbesitzers besucht wird, und man hat Gesetze geschaffen, welche die Regelung des Wildschadens bezwecken. Dort drüben, über der salzigen Fluth, wo ein Jeder auf sich selbst angewiesen ist, kennt man solchen Schutz nicht. Eine Heerde Hirsche, Büffel ꝛc. kommt und verheert in einer Nacht Alles, Alles, was da mit schwerer Arbeit entstanden, Alles, was Nahrung, Erhaltung durch ein ganzes Jahr der Familie zu bieten bestimmt war. Schrecklich! — aber unabwendbar, denn der arme überarbeitete Mensch kann doch nicht die Nacht mit Wachen im grausen Urwald zubringen, sein Leben doppelter Gefahr aussetzend.

Nun aber gesetzt den Fall: er hat seine Ernte glücklich zu Hause gebracht, er hat mit Fleiß dieselbe zur fertigen Handelswaare umgewandelt, was nun damit? Da kommt kein Händler oder Käufer in's Haus, nein, er selbst muß eine lange, weite Reise unternehmen, die Tage lang dauert, um die Frucht zu verkaufen, um andere Bedürfnisse zu decken. Und ist er glücklich, ohne räuberische Ueberfälle, an Ort und Stelle angelangt, ist er in keine Schwindlerhände gerathen und hat er für seine Frucht einen guten Preis erzielt, was hat er dann? Wir wissen doch, daß Amerika, trotz Schutzzoll und theuerer Ueberfracht mit uns im Getreide, Fleisch und fast allen land- und forstwirthschaftlichen Erzeugnissen concurrirt, unsere Preise zu Grunde richtet. Was kann also dort die Frucht an Ort und Stelle werth sein? Und doch sind alle, alle anderen Bedürfnisse des Menschen so ungleich theurer in Amerika wie hier!

Der arme Auswanderer bedauert nun meistens den Schritt, aber er kann nicht mehr zurück, er ist gebunden, gebunden an's Elend für immer! Die Wenigen, denen es gelungen ist, sich Capitalien zu sammeln, erfüllen freilich die Welt mit ihren Lobgesängen, denn sie kommen zurück in ihr Vaterland; aber die vielen, vielen Verunglückten jammern einsam über ihr trauriges Loos, Niemand hört sie, sie sind ja verschollen, vergessen!

Der Mensch ist an Geselligkeit gewöhnt, sie ist ihm Bedürfniß, zweite Natur! — Da sitzt nun der Aermste in seiner Holzbaracke im wüsten Walde, allein und traurig! Seine Frau entbehrt gleichfalls jedes Verkehrs, die Kinder der Schule! —

Das ist Amerika und dorthin zieht sich der Ueberschuß unserer Kraft, unserer Bevölkerung, meistens unternehmende, mit etwas Capital versehene Leute. Warum bleiben die Menschen nicht zu Hause? Warum sehen sie sich nicht im eigenen Vaterlande, nicht in Europa um? Weil ihnen Amerika bekannter ist, als die entfernteren Länder des eigenen Vaterlandes! Nehmen wir das kleine Land Bukovina mit seinem fruchtbaren Boden, seines nun aufgeschlossenen Verkehrs wegen, der Ordnung der gesammten Verhältnisse. Fällt es einem Menschen ein, dorthin auszuwandern? Nein, gewiß nicht! Und warum? Weil man dort mit den Verhältnissen dieses Landes nicht bekannt, nicht vertraut ist.

Deshelb halten wir es für unsere Aufgabe, über die landwirthschaftlichen Verhältnisse daselbst uns eine kleine Aufklärung zu erlauben.

Das Herzogthum Bukovina liegt im äußersten Osten Oesterreichs, umfaßt einen Flächenraum von 10,452 Quadrat-Kilometer mit 569,600 Einwohnern. Demnach entfallen auf 1 Quadrat-Kilometer 55 Einwohner, im Vergleiche zu anderen Ländern, z. B. Böhmen 110, Mähren 105, Schlesien 116 ꝛc. ꝛc., also kaum die Hälfte.

Die Bevölkerung ist rumänischer, deutscher, ruthenischer, ungarischer ꝛc. Nationalität. Mit dem Deutschen kommt man überall gut durch. Das Land ist ein von der Natur gesegnetes und culturfähiges, es können, mit Ausnahme von Südfrüchten, alle einheimischen Pflanzen cultivirt werden. Der Boden — meistentheils schwerer Lehmboden — ist äußerst fruchtbar, noch unausgenützt und ist für jede noch so mangelhafte Bearbeitung äußerst dankbar. Zum großen Theile gebrauchen die bukovinaer Landwirthe nicht einmal die Hülfe des Düngers, da der Boden sonst zu kräftig, für Halmfrüchte ungeeignet werden möchte. Ebenso reich ist Bukovina an Bergproducten. Es finden sich da: Kupfererze, silberhaltiger Bleiglanz, Mangan und Eisenerze, Schwefelkiese, Steinsalzlager, Braunkohlen, Naphta, Erdwachs, Kalk-Cementstein, Marmor, Alabaster, Gyps, Mergel, Glasmaterial, kalkreiche Sandsteine, Quarzite, Quarzsandsteine u. a. m., und es bestehen blos 5 Hüttenwerke, es fehlt eben die Hand des Menschen, welche diese reichen Gaben, diese unermeßlichen Schätze hebt.

Grund und Boden ist, besonders in den von der Landeshauptstadt Czernowitz (52,000 Einwohner) entfernteren Gegenden, sehr billig. Der Umstand nun, daß durch den Ausbau der Localbahnen ganz Bukovina durchkreuzt wird, welches außerdem gute Straßen seit jeher hat, dürfte dazu dienen, daß man dem Lande mehr Aufmerksamkeit zuwendet und daß die Einwanderung in solchem Maße vor sich gehen wird, als selbe angezeigt wäre.

Aber nicht nur in landwirthschaftlicher, auch in industrieller und gewerblicher Beziehung ist das Land nicht entwickelt und winkt Jedermann reicher Lohn, welcher sachkundig und capitalkräftig sich auf die Ausbeutung einzelner Zweige verlegt.

In der Bukovina sind gar nicht vertreten: Erzeugung von raffinirtem Eisen und Stahl, Draht und Blech, Drahtstiften, Eisengeschirren, eisernen Kassen, Möbeln, Blei- und Zinkwaaren, mathematischen und optischen Instrumenten, Uhren, Porzellan, Steingut und ähnlichen Waaren, Parquetten, Zündhölzchen, Kautschuk, Ledertuch, Ledergalanterie, Seiden-, Band- und Wirkwaaren, Erzeugung von Garnen, Garn-, Baumwoll- und Flachswebereien, Herren-Modewaaren, türkischen Mützen, Handschuhen, Strohgeflechten, Sonn- und Regenschirmen, Papierstoff und Papierwaaren, von Preßhefe, Zucker, Kanditen, Essig, Stärke, Leim, Farben, Firnissen, Lacken, Parfümerien, Spodium, Kunstdüngemitteln, Chemikalien ꝛc. ꝛc.

Diese Thatsachen sprechen zu deutlich, um noch Beweise zu fordern, daß die Ansiedlung auch für Industrielle und Gewerbetreibende von großem Vortheile wäre, indem das Land an Rumänien und Bessarabien grenzt, welche vorzügliche Consumenten für alle diese Artikel sind. Wir lassen diese Umstände jedoch für diesmal unbesprochen, wenden uns gänzlich wieder dem Landbaue zu und wollen hier ein Beispiel aufführen, wie die Einwanderung vor sich gehen könnte. Z. B. 40 Familien kaufen mit Mark 100,000 ein Gut mit 12—1500 Joch. Davon ist die Hälfte Feld, die andere prachtvoller Wald. Nun bekommt jeder Betheiligte 15 bis 20 Joch Feld und 15 bis 18 Joch Wald, wofür er Mark 2500 bezahlt. Die Gebäude, zu deren Herstellung er Holz seinem Walde entnimmt, kosten wenig, ebenso die allernothwendigsten Inventarien.

Die Erzeugnisse seiner Wirthschaft finden einen guten und dankbaren Nehmer, der Wald sichert ihm ein ständiges Einkommen, und er ist in einem Lande mit geregelten Verhältnissen, wo er überall Schutz und Frieden findet.

Bukovina hat keine wilden Thiere mehr, und wenn hie und da ein Bär oder Wolf auftaucht, so ist es nur ein Ueberläufer, den zur Freude der Jagdliebhaber sein Unstern daherführte; kaum, daß er sich gezeigt — wird er auch schon verfolgt, bis er zur Beute des glücklichen Jägers wird.

Und dann die guten Verkehrswege! Wenig Ortschaften, welche über 2 Meilen von einer Bahn oder guten Landstraße entfernt sind. Ebenso ist die Sicherheit des Eigenthums und der Person eine vollkommene — so daß ganz und gar nichts fehlt, um aus diesem Ländchen in kurzer Zeit ein Culturland zu machen.

Aber nicht nur für Leute, die blos über bescheidene Mittel gebieten, ist hier ein guter Gewinn zu suchen, auch für den fleißigen reichen Landwirth, welcher sein Hab und Gut mehren will. Vortheilhafte Pachtungen, billige Bodenpreise bringen die doppelte Verwerthung der aufgewandten Capitalien, Mühe und Arbeit. Ein befreundeter Fachmann erzählte uns, daß ihm Fälle bekannt sind, wo der Pachtzins eines Gutes — bei ausgezeichnetem

Boden blos 10 Mk., ja auch 8 Mk. per Joch beträgt; daß man Güter von 12 bis 1500 Joch um 100000 Mk. kaufen kann. Wir wählten letzteres Verhältniß zur Ausführung unseres Beispieles.

Zahlreiche Flüsse und Bäche, massenhaftes und billiges Brennmaterial, die noch nicht erschlossenen Kohlenlager und die reichlich vorhandenen Rohstoffe sind Grundbedingungen einer blühenden Industrie, und nur der Umstand, daß dieses Winkelchen von Europa so verborgen und ungekannt ist, trägt die Schuld, daß selbes nicht bereits auf der höchsten Höhe steht. Doch kann es nicht mehr lange dauern, und Bukovina wird ein Productionsland erster Classe, da doch alle Vorbedingungen einer blühenden Industrie hier zu finden sind.

Der deutsche Bauer in Bukovina prosperirt ungemein, und diese Nation gewinnt jährlich mehr Boden. Die Rumänen und Ruthenen sind dagegen ein Volksstamm, der ungemein genügsam ist und nur in Folge schlechter Ernährung nicht die nöthige Kraft zur Arbeit entwickelt und so von dem zähen, energischen Deutschen überflügelt wird. Das Zurückbleiben dieser Volksstämme mag auch in ihren religiösen Gebräuchen — viele Fasten und Feiertage — liegen, so daß sie stets entweder hungrig sind, oder gar nicht arbeiten dürfen. Die Frau des Rumänen resp. Ruthenen versorgt hauptsächlich den Hausgarten, hat im Felde gar nichts oder sehr wenig zu thun und legt den Haupttheil ihrer Arbeit eben nur in den Garten, wodurch Haus- und Viehwirthschaft manchmal schauderhaft vernachlässigt wird.

Der Deutsche aber mit seiner vorsichtigen Berechnung, mit seiner tüchtigen, rührigen und sparsamen Hausfrau kommt stets auf einen grünen Zweig, und es ist eine wahre Freude, die Ansiedelungen der Deutschen in der Bukovina zu besuchen, und wäre es thatsächlich angezeigt, daß der Zuzug ein stärkerer werde. Zur Ausbildung und Belehrung der Schuljugend sind zahlreiche Schulen vorhanden, so daß das Land Bukovina allen anderen Ländern gleich gestellt ist, und es braucht da der Ansiedler nicht um das geistige Wohl seiner Kinder besorgt sein. Mehrere Gymnasien und Realschulen, im Lande günstig vertheilt, mit meistens deutscher Unterrichtssprache, die Universität, höhere Staats-Gewerbeschule, Lehrerbildungs-Anstalt, landwirthschaftliche Lehranstalt, höhere Töchterschule in Czernowitz selbst, entsprechen allen Anforderungen an das Schulwesen, so daß selbst ein anspruchsvoller Erzieher der Erfüllung seiner Wünsche sicher sein kann.

Wir haben außer der Bukovina noch viele andere Länder, denen der Auswanderer seine Aufmerksamkeit zuwenden könnte, als z. B. Ungarn, Bosnien, Galizien, Bessarabien ꝛc. ꝛc. — aber überall stellt sich ihm ein Hinderniß in den Weg, und das ist der Nationalitätenhaß, welcher schon Arges hervorgebracht, welcher schon manche Existenz vernichtet hat. Nehmen wir das letzte Vorgehen der Ungarn gegen die hunderte von Jahren angesessenen siebenbürger Sachsen, die Vorgänge, welche die in Bukovina ansäßig gewesenen Csongo-Ungarn zur Rückwanderung nach Ungarn veranlaßten, wo die armen Leute theils ruinirt, theils zur Rückkehr nach Bukovina gezwungen wurden. Bedenken wir den Haß der Polen gegen Alles, was deutsch ist, die zweifelhaften politischen Verhältnisse Bosniens oder gar Rußlands, täglich sich ändernde Ukase, welche manchmal mit einem Federstrich die längst zugestandenen und zugesicherten Rechte illusorisch machen, so finden wir im Vergleich mit den Bukovina-Verhältnissen überall gerade das Gegentheil.

Der Einwanderer wird hier von Allen mit warmem Herzen empfangen, mit Rath und That kommt man ihm zn Hilfe, und wären in der Landeshauptstadt nicht einige Schreier, so wüßte man im ganzen Lande nichts von Nationalitäts- und Glaubens-Unterschieden. Wenn der Deutsche im Lande auch nicht an Zahl überwiegt, so kommt er doch überall zur Geltung, was schon daraus zu ersehen ist, daß es den Polen nicht gelungen, auch in diesem Ländchen die polnische Gerichts- und Amtssprache einzunisten und ist selbe deutsch geblieben.

Nach allem Gesagten ist es klar ersichtlich, daß die Einwanderung eine ungleich vortheilhaftere gegenüber derjenigen noch überseeischen Ländern ist, und es ist eine feststehende Thatsache, daß ein massenhaftes Zuströmen von Auswanderern nur günstige Boden- und Producten-Preise herbeiführen muß.

Sollte sich Jemand aus dem geehrten Leserkreise der „Neuen Welt" für diese Sache interessiren, so ertheilt der Schreiber dieser Zeilen alle erwünschten Auskünfte.*)

*) Wir bitten die sachkundigen Leser der „Neuen Welt" sowohl in Amerika wie in Oesterreich, sich über das im vorstehenden Artikel Ausgeführte zu äußern. D. Red.

Wespen und Hornissen.

Mittel, sie zu zerstören.

Unter diesem Titel findet man in dem „Journal des Campagnes" eine zeitgemäße Abhandlung über die Wespen und Hornissen, diese von der Mehrzahl unserer Leser wegen der Verwüstung, welche sie an Pflaumen-, Pfirsich-, Birnbäumen u. s. w. anrichten, nur zu gut bekannte Insekten. Wie schon das Sprüchwort sagt, greifen sie gewöhnlich die schönsten Früchte an. Dr. H. N., der Verfasser dieses Artikels, sagt uns nicht, wie er zu der Frage steht, ob, oder ob nicht die Wespen die Haut der Früchte angreifen. Wir theilen gänzlich die Ansicht der Entomologen und Baumzüchter, welche diese Frage bejahen, nur daß, wenn die Haut angegriffen ist, die Wespen als Feinschmecker ihr die Frucht selbst vorziehen und sehr oft im Innern einer Pfirsiche, einer Aprikose eine wahre Höhle bilden, in welcher sich sehr bald an 15 Wespen einnisten.

Wir haben indessen bemerkt, daß die Haut der Pfirsiche und Aprikosen sehr stark angegriffen war, während die Birnen es nur leicht und gewöhnlich an der Stelle eines Fleckens waren; zuweilen waren diese Löcher so klein, obschon ein Drittel von der Birne verschwunden war, daß die Wespen kaum hindurchzudringen vermochten.

Diese unheilvollen Insekten bauen nicht nur ihr Nest, wo sie der Luft nicht ausgesetzt sind, sei es an der Erde, in der Höhlung eines Baumes — wir haben im vergangenen Jahre eines ihrer Nester an den Zweigen eines Baumes von drei Meter Höhe anhangend gesehen; es ist unnöthig zu sagen, daß, kaum entdeckt, wir den Feldhüter P., welcher sich zugegen befand, baten, mit Anbruch der Nacht zurückzukehren, um den Damen des luftigen Logis einen „guten Abend" zu wünschen, und daß wir ihm erlaubten, ihnen zur Ehre eine Patrone zu opfern, die gewiß nicht fabrizirt war, um dem Baumzüchter diesen Dienst zu leisten.

Die Wespen, welche Jeder kennt, Jeder zu vermeiden sucht, und die man nicht mit den Bienen verwechseln darf, sind Insekten von schwarzer Farbe, oder von einem mit Braun vermischten Gelb, immer aufgelegt anzugreifen, selbst wenn man sie nicht neckt, deren Stachel sehr gefährlich, und deren Gefräßigkeit unersättlich ist. Sie gehören zu der Klasse der Hautflügler (Hymenopteren) und zählen drei Arten von Individuen: die männlichen, welche keinen Stachel haben, die weiblichen und Arbeiter, welche Stachel haben. In unsern Gärten trifft man besonders zwei Arten der Wespengattung. Zuerst die Horniſſe oder dicke Wespe (vespa crabo), deren Stich außerordentlich gefährlich und schmerzhaft ist, und dann die gemeine Wespe (vespa vulgaris), welche viel verbreitet ist. Diese Hautflügler leben in mehr oder weniger zahlreicher Gesellschaft, ihr Nest ist immer vor der Luft gesichert, sei es an der Erde, in der Höhlung eines Baumes. Das Material, aus dem es erbaut ist, wird aus altem Holz gebildet, welches die Weibchen und Arbeiter schneiden und kauen, bis es zur Dichtigkeit eines der Pappe ähnlichen Teiges reducirt worden ist.

In Amerika, in der Umgegend von Cayenne, existirt eine Art Wespe, deren Nest aus wirklicher Pappe gemacht ist, so hart und so solide, wie diejenige, welche unsere Buchbinder anwenden. Die Wespe dieser Art sucht sich am Rande der Sümpfe und Bäche holzartige Fasern und Wurzeln, welche, nachdem sie an der Sonne getrocknet sind, einige Zeit im Wasser verweilt haben. Das Insekt sammelt in kleinen Partien dieses mehr oder weniger zersetzte Product, schneidet mit seinem Kiefer oft so große Fragmente als es selbst ist, ab, macht sie geröstetem Hanfe ähnlich, und, sie mit schleimigen Speichel anfeuchtend, vereinigt es die Theile aneinander und macht daraus einen Teig, der unserem papier mâché ähnlich ist. Indem alle Arbeiter zusammen arbeiten, kommen sie schnell zu einem überraschenden Resultate, und mit dieser Substanz bilden sie ihre Nester aus Pappe.

Ramé versichert, daß die Wespennester unseres Landes im Allgemeinen aus vollständigem, geleimten und undurchdringlichem Papier verfertigt sind, welches, wenn geglättet, sehr wohl eine Schrift aufnehmen kann. Nach diesem Autor ist der einzige findbare Unterschied, daß das vom Menschen verfertigte Papier geweißt ist, während dasjenige der Wespen es nicht ist.

Die Zellen der Wespennester enthalten keine Provisionen, wie diejenigen der Bienen, sie dienen nur zum Logis für die Eier, Larven und Nymphen. Die Larven werden täglich mit einem aus Obst und Insekten, welche sie verschlingen, bereiteten Safte genährt. Die Weibchen, welche der Strenge des Winters entronnen sind, beginnen die Gesellschaft, und dies ist eine wichtige Thatsache, auf welche wir mit Nachdruck hinweisen. Die ersten gelegten Eier geben stets nur Arbeiter, welche von der Geburt an der Mutter helfen die gemeinschaftliche Wohnung zu vergrößern. Die zweite Legung, die dritte und so fort, geben immer nur Arbeiter, so daß, da die Ausbrütung der Larven drei Tage anhält und ihr Nymphenzustand eine gleiche Zeit, zwei Brütungen im Monat vorkommen.

Gewöhnlich erscheinen die jungen Männchen und Weibchen erst am Ende des Sommers, gegen den Monat October. Wenn die Winterkälte erscheint, entreißen die Arbeiter alle Larven und Nymphen den Zellen und tödten sie. Sie selbst kommen mit den Männchen um, und es entrinnen nur einige zeugungsfähige Weibchen, welche im nächsten Frühjahr bestimmt sind, die Gesellschaft zu erneuern. Deswegen sind im Frühjahr und Sommer die Wespen so selten. Indem die Natur diese Insekten zur Selbstzerstörung anhält, erzeigt sie uns einen großen Dienst, denn sie sind unerbittliche, schädliche Verwüster, welche die Gärtner wohl Grund haben in den ersten Rang ihrer Feinde zu stellen, und ihre Anzahl ist höchst beträchtlich. Man hat berechnet, daß einige Gesellschaften zuweilen am Ende des Herbstes aus 15—20 000 Individuen bestehen. Die Entomologen und Baumzüchter sind über die Frage, ob die Wespen die Haut der Früchte angreifen, getheilter Ansicht, aber alle sind darin einig, daß die Insekten höchst schädlich sind, und man muß sich bestreben, sie auf jede mögliche Weise zu zerstören. Es ist übrigens leicht dahin zu gelangen, und wenn man sich darüber verständigen wollte, so könnte die ganze Race verschwinden, oder wenigstens sehr vermindert werden. So erzählt man, daß in Thomery bei Fontainebleau, dort, wo die Tafeltraube so schön und so geschätzt ist, die Wespen fast ganz unbekannt sind, wegen des ihnen von Feldhütern und dafür bezahlten Kindern gemachten Vernichtungskrieges. Diese zerstören selbstverständlich alle Nester, aber das ist nicht alles — es giebt ein anderes Mittel, welches sie stets anwenden, und welches wir so viel wie möglich, verbreiten wollen. (Es ist dies sogar der Zweck dieses Aufsatzes.)

Man muß nicht die Vervielfältigung der Wespen abwarten um ihre Nester zu zerstören, man muß im Frühling die Mutterwespen, welche den Winter überstanden haben, und welche die neuen Colonien anlegen, die im Herbste so zahlreich sind, mit Netzen fangen und zerschmettern. Erinnern wir uns, daß, wenn man im April oder Mai eine Wespe tödtet, das ebensoviel ist, als wenn man mehrere tausend dieser Insekten einige Monate später tödtet. Machen wir ihnen also eine wüthende Jagd, und gedenken wir, daß zu dieser Jahreszeit sie sich besonders auf dem Blüthenstande der Fruchtbäume finden und besonders auf allen Arten von Johannisbeersträuchern. N.

Das Personenporto.

Besprochen von Julius Hillebrand.

Eine im höchsten Grade interessante und zeitgemäße Schrift, die wir der Beachtung des Publikums und der gerechten Würdigung der Fachleute empfehlen, ist das „Personenporto" von Dr. Hertzka in Wien*). Der Verfasser ist der Vorkämpfer einer Tarifrevolution, welche, einmal durchgeführt, die weittragendsten, wohlthätigsten Folgen haben wird. Die „Eisenbahnen," sagt Dr. Hertzka in seinem geistvollen Vortrage vom 21. October 1884, „haben die Güterbewegungen des Erdballs vollständig revolutionirt, sie haben die ganze Erde zu einem Markte gemacht und für den Waarenhandel den Unterschied des Raumes beinahe vollständig überwunden. Nun ist es allerdings richtig, daß man den Eisenbahnen ganz dasselbe, ja häufig noch in überschwänglicheren Ausdrücken für den Personenverkehr nachsagt. Hier aber ist dieses Lob, wenn man genauer zusieht, eine conventionelle Lüge. Wohl hat sich die Zahl der Reisenden ganz außerordentlich vermehrt, aber der universellen Mobilisirung der Weltgüter entspricht keine universelle Mobilisirung des Menschengeschlechts. Wir nähren uns von amerikanischem Getreide, kleiden uns in australische Wolle — die Menschen in Entfernungen weniger Meilen aber sind sich im großen Ganzen so fern und fremd, wie in früheren Jahrhunderten."

Woher diese an sich abnorme Erscheinung? Sie erklärt sich nach Dr. Hertzka hauptsächlich aus der Höhe der Personentarife, ohne daß damit der Einfluß des Zeitmoments unterschätzt werden soll.

Denn während sich im Frachtverkehr die Preise nach dem Gesetze von Angebot und Nachfrage reguliren, so daß Productionskosten einerseits und Gebrauchswerth andererseits die Pole bilden, um welche der Preis gravitirt, verhält sich die Sache wesentlich anders bei Fixirung der Personentarife, „wo kein anderer Gesichtspunkt obwaltet als die Erwägung, bis zu welcher Tarifhöhe man wohl gehen könne, ohne dem Publikum das Reisen gänzlich zu verleiden, volkswirthschaftlich ausgedrückt: ohne ihm eine den Nutzen oder die Annehmlichkeit der gebotenen Leistung überwiegende Zahlung zuzumuthen, wobei noch zu bemerken ist, daß unter Publikum hier allemal blos die verhältnißmäßig geringe Zahl der Besitzenden verstanden wird."

Gerechtigkeit also und Volkswohl verlangen Vereinheitlichung und Ermäßigung der Personentransporttarife.

„Wir plaidiren — im Gegensatze zu dem englischen Erfinder der Idee (Rafael Brandon 1865) für die Aufhebung der Klassenunterschiede bei den Personenwagen: Es sollte nur eine Fahrklasse beibehalten werden, welche 10 Kreuzer im Lokalverkehr, 25 Kreuzer im großen Verkehr kostete."

Utopie! höre ich rufen.

Indessen bitte ich den, der diesen heute so beliebten Unkenruf ausstößt, vorher das Buch selbst zu würdigen. Er wird dort auch die Einwürfe der Gegner verfolgen können, denn Hertzka's Publikation zeichnet sich auch dadurch aus, daß der Autor keineswegs bloß sich selbst zu Worte kommen läßt. Jeder Vorurtheilslose wird sich überzeugen, daß Dr. Hertzka vollkommen Recht hat, wenn er in seinem „Schlußwort" sagt: Der Ideenaustausch über das Personenporto hat sich nach alledem — wie ersichtlich — zu der Controverse darüber zugespitzt, ob die Selbstkosten im Personenverkehr der Eisenbahnen derzeit wesentlich höher seien als im Lastenverkehr. Ist dies nicht der Fall, so steht der Durchführung des Projectes kein ernst zu nehmendes Bedenken im Wege, denn die sonstigen Einwendungen gegen die Möglichkeit, Nützlichkeit und gegen den Erfolg einer derartigen Tarifrevolution sind eben nicht ernst zu nehmen.

Es liegt auf der Hand, daß Hertzka's Project in die Wirklichkeit übertragen, die gewaltigsten socialen Consequenzen nach sich ziehen würde. Die Freizügigkeit, die gerade für die ärmsten Klassen noch immer mehr auf dem Papier als im Leben besteht, wäre zur Wahrheit geworden. Wir verweisen in dieser Beziehung besonders auf den V. Abschnitt des vorliegenden Essays. —

Zunächst nun ist es Sache der Presse, besonders der politischen Tagespresse, die Idee Hertzka's zu popularisiren, damit sie wenigstens in's Vorstadium der weitesten öffentlichen Discussion trete.

*) Das Personenporto. Ein Vorschlag zur Durchführung eines billigen Einheitstarifes im Personenverkehr der Eisenbahnen und die Discussion hierüber im Club Oesterreichischer Eisenbahnbeamten von Dr. Theodor Hertzka. Wien 1885. Spielhagen und Schurich.

Die Bedeutung des Gefieders der Vögel.

Die Bedeutung des Gefieders ist theils eine physiologische, theils eine biologische. I. In physiologischer Beziehung gilt: Das Gefieder ist a) einer der wichtigsten Wärmeregulirungsapparate der Vögel, von einer Vollkommenheit, wie ihn kein anderes Geschöpf besitzt. Einmal ist die Substanz der Feder selbst ein sehr schlechter Wärmeleiter, dann setzt sie durch den Zusammenschluß der Fahnenstrahlen dem Luft-, also Wärmeabgang ein sehr bedeutendes Hinderniß entgegen, und durch Größe, Form und Lagerung kann das Gefieder eine große Menge der schlecht wärmeleitenden Luft zwischen sich fassen; ferner durch die Muskeln, welche die Federn bewegen und ihren Stellungswinkel zur Hautoberfläche beliebig ändern können, ist der Vogel einmal in der Lage, die Dicke der warm haltenden Schicht beliebig durch Aufrichten der Federn zu vergrößern und durch Anlegen zu vermindern, oder durch Oeffnen des nach Art einer Jalousie gebauten Federkleides und Schütteln des Körpers der Federluft sich sofort zu entledigen, und sie durch neue zu ersetzen. Diesem hochentwickelten Wärmeregulirungsapparat verdanken die Vögel zum großen Theil ihre außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturextreme. b. Bildet das Federkleid unter allen Thierkleidern den höchsten Schutz gegen Durchnässung, allerdings nur unter der Bedingung, daß dasselbe genügend eingefettet ist. Das Material zur Einfettung liefert die auf dem Bürzel stehende Fettdrüse, die allerdings nicht bei allen Vögeln gleich ergiebig functionirt; am reichlichsten thut sie dies bei den Wasservögeln, deren Federkleid denn auch vollkommen wasserdicht ist. c) Das Federkleid bildet einen Theil des aerostatischen Apparates der Vögel, indem er das Körpervolumen bedeutend vergrößert, ohne das Gewicht wesentlich zu vermehren, und indem es seine dicke Schicht warmer, also leichterer Luft zwischen sich festhält, vermindert es in bedeutendem Maße das spceifische Gewicht des Vogels, was ihm beim Fliegen, sowie bei dem Schwimmen zu gute kommt. d) Ueber die Bedeutung der Feder als Flugwerkzeug, s. den Artikel „Fliegen". — 2. In biologischer Beziehung ist über das Gefieder Folgendes zu sagen: Das Gefieder bildet a) einen wesentlichen mechanischen Schutz, einmal als sehr elastisches Polster von beträchtlicher Dicke. Die Stärke dieses Schutzes erhellt aus der jedem Jäger bekannten Thatsache, daß ein Schrotschuß, der auf einen dem Schützen entgegenfliegenden Vogel abgefeuert wird, fast immer wirkungslos ist, weil die Schrote an dem elastischen Gefieder abgleiten; dann bildet es einen Schutz gegen das Ergriffenwerden, theils durch seine Glätte, theils durch das leichte Ausgehen der Federn, was bewirkt, daß dem Feind, der nur das Federkleid gefaßt hat, nur Federn im Maule bleiben. b) Durch seine Farbe wird das Gefieder zu einem weiteren Schutzmittel des Vogels, indem die Uebereinstimmung mit den Standorten denselben den Blicken seiner Vrrfolger entzieht. c) Durch die Farbe und dadurch, daß die Federn die Duftorgane des Vogels sind, werden dieselben zu einem wichtigen Factor in dem Werbespiel bei der geschlechtlichen Zuchtwahl.

Verlag und Redaktion: Bruno Geiser, Breslau. Druck von Gustav Jahn, Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 9. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.
Ohne Unterhaltungsbeilagen beträgt der Preis 15 Pfennig pro Heft.

Die Bäume als Regenten im Haushalt der Natur.

Von O. Hüttig. Fortsetzung.

Der See Fucino lag in der Mitte der Apenninen, ungefähr 90 Kilometer östlich von Rom und etwa 660 Meter über dem Meere. Er bestand aus einem Crater ohne Abfluß, der von einem weit ausgedehnten Gebiet die Niederschläge: Regen, Schnee u. s. w. in sich aufnahm. In der Größe der Oberfläche je nach der gefallenen Regenmenge fortwährend wechselnd, ist er seit den ältesten Zeiten für die Bewohner seiner Ufer die Ursache von Unruhe und Schreck gewesen. Ohne vorhergegangene warnende Zeichen fanden die Landleute zuweilen ihre Ernten zerstört, ihre Häuser vom Wasser weggeschwemmt und wenn nach vielen Jahren die hochgestiegenen Wasserwogen wieder sanken, fanden sich nicht einmal Spuren des früheren Wohlstandes vor, sondern nur Keime von Krankheiten und Tod, ähnlich wie in den oben erwähnten Flußgebieten und wohl aus denselben Ursachen.

Beim Naturmenschen wird Ehrerbietung durch die Furcht erzeugt, und deshalb beteten die Ureinwohner jener Landschaft den See Fucino als einen raubgierigen Dämon an. Auch die römischen Eroberer beugten sich vor dieser geheimnißvollen Macht und bauten Altäre zu Ehren der gefürchteten Krankheitsgöttin Malaria (Aritia?). Die Römer waren aber doch recht practische Leute, denn als ihre Gebete ohne Erfolg blieben, beschloß Julius Cäsar, den See abzuzapfen, — Cäsar's Leben wurde leider früher ein Ende gemacht (44 v. Chr.), als das Unternehmen begonnen werden konnte. Aber der Plan war in echt römischem Geist erdacht: um Rom's Verkehr mit dem Osten zu erleichtern, sollte eine Landstraße gerade über die Apenninen angelegt, gleichzeitig der See Fucino und die Pontinischen Sümpfe ausgetrocknet und ein großartiger Hafen bei Ostia an der Tibermündung angelegt werden.

Julius Cäsar's Nachfolger waren jedoch allzusehr von politischen Kämpfen in Anspruch genommen, als daß sie zur Ausführung so großartiger Pläne Lust und Zeit gehabt hätten. Nicht eher als unter der Regierung des Claudius (41—54 n. Chr.), als die Proviantirung Rom's immer schwieriger wurde, versuchte man, die Landwirthschaft in der Nähe der Hauptstadt zu heben und weiter zu entwickeln. Damals und auch in späteren Zeiten gab es Männer, die sich zur Ableitung des See's Fucino unter der Bedingung erboten, daß sie das gewonnene Ackerfeld als Ersatz für die gehabten Kosten als Eigenthum behalten dürften. Aber die Hofschranzen überzeugten den Herrscher, der sich auch sonst nicht durch glänzenden Verstand ausgezeichnet haben soll, daß es für ihn ehrenvoller sei, wenn der Staat die Arbeit ausführen ließe, und für seine Kasse vortheilhafter, wenn er das neuerworbene Land selbst behielte — es stand nämlich eine Fläche von 15 000 Hectar in Aussicht.

Der vorgeschagene Plan war von der einfachsten Art: ein unterirdischer Canal sollte das Wasser des Sees in den Fluß Garigliano, wie er jetzt heißt, ableiten, der viel tiefer in der Nähe vorbeifloß, ein Plan, der jedenfalls von einem Ingenieur mit großer Kenntniß und Erfahrung in Wasserbauten herrührte. Die Schwierigkeiten für die Herstellung des bis dahin längsten Tunnels waren doch ganz außerordentliche, wenn man bedenkt, daß man damals weder die Dampf-, noch eine Sprengkraft, noch irgend eines der vielen Hilfsmittel kannte, welche den Ingenieuren unserer Zeit so viel Arbeit ersparen. Dreißigtausend Arbeiter wurden elf Jahre hintereinander ununterbrochen beschäftigt, und wenn es diesen nicht gelang, einen dauernden Erfolg zu erringen, so lag der Fehler nicht im Plan, sondern an der ungeschickten Ausführung.

Nachdem des Unternehmens in späteren 17 Jahrhunderten kaum mehr gedacht worden, hat die Wiederaufnahme und das Gelingen desselben in unseren Tagen in überraschender Weise bewiesen, wie Recht die classischen Schriftsteller hatten, sowohl in ihren Anklagen wie im begeisterten Lobe des kühnen Gedankens. Plinius beschreibt mit staunender Bewunderung die großartigste Arbeit seiner Zeit. „Alles, was im Dunkeln gearbeitet und vollendet wurde", so ungefähr schreibt er von dem großen Werke, „war nicht mit den Sinnen zu erfassen — außer von denen,

die davon Zeuge waren — oder mit menschlichen Worten zu beschreiben.“ [1])

Der ursprüngliche römische Plan scheint nicht die Trockenlegung des ganzen Sees in Aussicht genommen zu haben: das wäre für die damalige Zeit doch wohl allzu kühn gewesen. Der Ablauf im Tunnel war etwa 3 Meter tief und 2 Meter breit bei einer Länge von 6000 Metern und einem Fall von 9 Metern; er erschien damals als etwas ganz Unglaubliches! Um ihn auszuführen, mußte man 40 Schachte bis 140 Meter tief einsenken; in Verbindung damit stand eine Menge „cuniculi“ oder geneigte Seitengallerien für den Luftwechsel und für die Verbindung mit der Außenwelt. Diese Schacht- und Seitengallerien hatten zusammen die doppelte Länge des Tunnels. Die ganze colossale Masse von Schutt, Erde und Steinen wurde durch Windspiele mit Handkraft zu Tage gefördert und zwar in kupfernen Eimern von ungefähr 40 Liter Inhalt. Mehrere solcher Eimer sind gleichzeitig mit den Gerüsten der römischen Arbeiter bei den späteren Versuchen wieder aufgefunden worden.

Sowohl Teutonius wie Tacitus erwähnen der außerordentlichen Festlichkeiten, welche für die Einweihung des neuen Wasserabflusses geplant waren. Eine großartige „naumachia“, eine Seeschlacht, sollte dargestellt werden, ehe der See „für ewig“ verschwand. Zwei Flotten von Triremen und Quadriremen, die größten Schiffe jener Zeit, wurden gebaut; sie sollten als Sicilianische und Rhodiser Flotte erscheinen und waren mit 19 000 zum Tode verurtheilten Sclaven bemannt, viele von diesen wahrscheinlich gerade die Männer, welche während der elf Jahre bei der unterirdischen Arbeit des Tunnel-Durchbruchs beinahe verschmachtet waren. Kaiser Claudius kam im vollen Staat an, im Gefolge seine mit goldenen Prachtgewändern umhüllte Gemahlin Agrippina und sein junger Sohn Nero. Die 19 000 zum Tode verurtheilten Kämpfer paradirten vor dem Kaiser und stimmten ihren von Christus gebotenen Gruß an: „O Cäsar! Auf dem Wege zum Tode grüßen wir Dich! Es lebe der Kaiser!“ [2]) — Claudius, siegestrunken und außer sich vor Freude über die bevorstehende Schlacht, vergaß für einen Augenblick der üblichen Etiquette und rief dankend: „Auch Ihr sollt leben!“ [3]) — Sofort waren alle auf ihren Plätzen; ein silberleuchtender Triton blies das Signal zum Beginn des Kampfes. Aber nicht ein Spieß wurde geworfen, nicht ein Schwert gezückt. Hatte nicht der Kaiser ihnen allen das Leben, das Wohlergehen gewünscht? Die Streiter sollten also leben dürfen, nicht sich gegenseitig morden!

Claudius war wüthend. Mit sprühenden Augen, schäumendem Munde und wackelndem Gang raste, fluchte und drohte er. Die prätorianischen Wächter machten alles fertig, die Tausende Zuschauer, die sich zum Fest hier versammelt hatten, sollten um ihr Vergnügen nicht betrogen werden; die armen Opfer wurden zur Schlacht und zum Schlachten gejagt, und sie kämpften so tapfer, daß der Herrscher und sein Volk sich gerührt fühlten und einige wenige, die noch lebend sich in dem Blute der Andern wälzten, begnadigt wurden.

Aber nun fand man, daß der Tunnel nur einen ganz geringen Theil des Wassers abführen konnte. Narcissus, der freigegebene Sclave des Kaisers, der die Ausführung der Arbeit übernommen und sich dabei große Reichthümer gesammelt hatte, versprach inzwischen, um seinen wüthenden Herrn zu besänftigen, daß die begangenen Fehler bald verbessert sein würden, und ein anderer Tag für die Einweihung wurde bestimmt. Eine Tribüne wurde über die Mündung des Auslaufs gebaut, von welcher aus der Kaiser mit seinem Gefolge das Ausströmen des Wassers betrachten wollte. Aber die rasende Fahrt des Stromes war so gewaltsam, daß die Tribüne beinahe umgerissen wurde. Der Kaiser und seine Hofleute sprangen davon, als gelte es ihr Leben, und nur Agrippina behielt ihre Geistesgegenwart bei. Narcissus wurde mit Verwünschungen überhäuft und offen angeklagt, solches Unglück geplant zu haben, um durch den Untergang der kaiserlichen Familie seine Fehler zu verdecken. Sagt doch Tacitus einfach und bestimmt: „Die Arbeiten waren sichtlich unbrauchbar.“ Narcissus büßte mit seinem Leben und Eigenthum für die Ueberhebung, das für jene Zeit beinahe unmögliche Werk ausführen zu wollen, — denn, wenn die Bauarbeit unserer Tage auch volle Beweise für die gemachten Unterschleife an den Tag gelegt, so hat sie auch die gemachten Fehlgriffe erklären und beweisen können, die nicht allein, ohne irgend welche schlechte Absicht, das Unglück verursachten, welches dem kaiserlichen Hofe beinahe das Leben gekostet hätte, sondern die auch das Gelingen des Ganzen verhinderten.

Die Wassermassen des See's sanken nur wenig. Die Verbesserungen, welche während Trajan's (98 bis 117) und Hadrian's (117 bis 138) Regierung ausgeführt wurden, konnten dem begangenen Fehler nicht abhelfen, und nach dem Untergange des Kaiserreiches verfiel die Anlage vollständig.

Es findet sich nirgends die Angabe eines bestimmten Zeitpunktes, wann das Wasser aufgehört hat zu rinnen. Aber man weiß, daß der See nach mehreren Jahrhunderten seinen ursprünglichen Wasserbestand wieder eingenommen hatte. Friedrich Barbarossa (1152—1190) befahl daher eines Tages, daß der Tunnel geöffnet und der Wasserablauf wieder hergestellt werden solle. Die Versuche blieben jedoch fruchtlos, und einige Jahrzehnte später bereitete Karls von Anjou Sieg bei dem nahe gelegenen Tagliacozzo (23. August 1268) der schwäbischen Dynastie ein Ende, deren Abkömmling, Conradin, der letzte Staufe, bekanntlich am 23. October 1268 auf dem Marktplatz in Neapel enthauptet wurde.

Erst unserer Zeit war es vorbehalten, das große, nützliche Werk zu vollenden. Der Fürst Alessandro Torlonia hatte nach 22jähriger Arbeit im Juni 1862 den See wasserleer. Wohl hatte er ungefähr 40 Millionen Franken dazu verwendet, aber auch 15800 Hectaren Ackerland als unbestrittenes Eigenthum erworben, von denen er 1500 Hectaren den Strandbesitzern freiwillig abtrat, obwohl diese mit keinem Pfennig zu den Kosten beigetragen hatten. Ein solcher Held der Arbeit verdient, daß man sich ein wenig mehr mit ihm beschäftige, als mit anderen staubgeborenen Sterblichen, man gestatte uns deshalb, aus seiner und seines Hauses Geschichte Folgendes hervorzuheben:

Die Erhebung des Grafen Mastai-Feretti als Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl (1846) bezeichnete in Rom den Beginn einer neuen Zeit. Vor ihm herrschten im Grunde genommen noch die alten Sitten, die mittelalterlichen Traditionen, der Geist und die Ideen des vorigen Jahrhunderts, was nicht nur in der Politik und Regierungsweise der ältesten Päpste, sondern auch in den gesellschaftlichen Vorgängen und im Volksleben Ausdruck fand. Die Mehrzahl der Patricierfamilien, welche noch im vorigen Jahrhundert den traditionellen Pomp entfaltet, den Glanz der römischen Nobilität aufrecht erhalten, hervorragenden Fremden eine fürstliche Gastfreundschaft gewährt hatten, stand dann — wie Dr. H. Schöner in seinem „Hof und Gesellschaft Roms“ erzählt — freiwillig oder gezwungen ab. An ihrer Stelle übernahm ein reicher Emporkömmling die glanzvolle Vertretung der hauptstädtischen Aristocratie, und er wußte fast Alles, was Privatleute im letzten Jahrhundert darin geleistet hatten, in Schatten zu stellen. Die Feste, welche Don Giovanni nnd sein Sohn Don Alessandro Torlonia gaben, wurden sprichwörtlich durch ihre verschwenderische Pracht. In erstaunlich kurzer Zeit waren sie aus dem Dunkel zu blendendem Glanze emporgestiegen. Giovanni, geboren 1754, zuerst Kaufmann, dann Makler, Speculant und Bankier, gelangte durch kaufmännisches Genie und erstaunliche Thatkraft zu großem Vermögen, erwarb sich das Vertrauen Pius VI. und Pius VII., wurde 1809 Marquis, Herzog, Fürst. Getadelt, geschmäht, gelobt, verherrlicht, starb er mit Hinterlassung gewaltigen Reichthums, den bei dem frühen Tode des älteren Sohnes Marino der jüngere Alessandro in seiner Hand vereinigte. Hatte Giovanni eine Bürgerliche, Anna Sculteis, zur Frau, so verschwägerte

---

[1]) „Omnia quae intus in tenebris fuerunt, quae neque concipi animo, nisi ab iis qui videre neque humano sermone enarrari possunt!

[2]) „Morituri te salutant, ave Caesar!“

[3]) „Avete vos!“

er sich durch seine Kinder mit den ersten Familien Roms. Marino heirathete eine Sforza-Cesarini, Alessandro 1840 eine Fürstin Teresa Colonna († 1875), eine Tochter wurde mit dem Fürsten Orsini, die Andere mit dem Grafen Marescotti vermählt. Von den Neffen Alessandro's heirathete der eine die Fürstin Chigi; ihr Sohn ist jetzt der Bürgermeister von Rom, Don Leopoldo Torlonia; der andere Neffe heirathete die schöne Donna Francesca Ruspoli. Die einzige Tochter Alessandro's endlich wurde mit einem Borghese, dem Herzog von Ceri, vermählt, so daß in zwei Generationen die Hälfte der römischen Nobilität durch Verwandtschaftsbande mit dem Hause Torlonia vereinigt wurde. Einer anderen Quelle entnehmen wir jedoch, daß die einzige Tochter Alessandro's 1872 den Prinzen Julius, erstgeborenen Sohn des Fürsten Borghese, heirathete, auf den bei dieser Gelegenheit drr Name Torlonia überging und der jetzt Bürgermeister von Rom ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die gebräuchlichsten Citate.

Von Damian Gronen.

Die Gelehrsamkeit scheint an und für sich nichts Volksthümliches zu sein. Die Begriffe „gelehrt" und „populär" scheinen sich fast abzustoßen. Aber diese gegenseitige Abneigung ist nur scheinbar. Wie Jemand, der ein großes musikalisches Meisterwerk mit angehört hat, wenn er auch kein Musiker ist und nichts von Fuge und Contrapunkt weiß, in seinem ungeschulten Ohre einzelne Klänge, Tacte, Melodien mit sich heimträgt, die er noch lange nachsummt, so entnimmt das Volk aus dem großen Gedankenpotpouri, das seit Jahrtausenden von Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern, hervorragenden Persönlichkeiten aufgeführt worden ist und nie zum Finale kommt, eine Menge kurzer, faßlicher, leicht zu wiederholender Sätze, deren Summe eine Art volksmäßiger Gelehrsamkeit bildet, die sehr überrascht ist, wenn man sie auf sich selbst aufmerksam macht. Klingt „Eine Schwalbe macht keinen Sommer" nicht wie bäuerliche Spruchweisheit, die hinter dem Pfluge entstanden ist? Und doch sind wir sehr gelehrt, wenn wir das Wort gebrauchen; denn Aristoteles, der berühmte Erzieher Alexanders des Großen, hat es geschaffen. Und wenn wir Alltagsworte, wie: „Die Trauben sind sauer", „Eine Schlange im Busen nähren", „Sich mit fremden Federn schmücken", in den Mund nehmen, so schmücken wir uns selbst mit den fremden Federn altgriechischer Fabelpoesie. Der Vater der Worte: „Eine Hand wäscht die andere" ist der griechische Dichter Epicharmus, der des Worts „Aus Nichts wird Nichts" der lateinische Dichter Persius. Die trivial gewordenen Ausdrücke „Himmelschreiend", „Weß Geistes Kind", „Des Tages Last und Hitze getragen haben", „Das bessere Theil erwählt haben", sind Entlehnungen aus dem Buche der Bücher. Früh fängt man bei uns diese unbewußte Gelehrsamkeit an; das auf Schulbänken ganz heimische gegen neckende Mitschülerinnen und Mitschüler abgeschleuderte: „Was von mir ein Esel spricht, das acht' ich nicht", ist ein Citat aus einer Gleim'schen Fabel.

Es sind namentlich zwei Beweggründe, die uns zu diesen Anleihen bei dem Witze und Geiste anderer Leute veranlassen; es ist zuerst jener poetische, allen Menschen gemeinsame Zug, das Alltägliche zu verschönern und ihm gewissermaßen ein Sonntagskleid anzulegen. Daher tadeln wir auch ein unversteckes Gähnen nicht mit schlichten Worten, sondern wir citiren Tobias Cap. 6, V. 3: „O Herr, er will mich fressen". Statt der herben Worte: „Wie dumm war ich", borgen wir bei Molière das Wort George Dandin's: „Tu l'as voulu, George Dandin, tu l'as voulu". Den Fluch: „Donnerwetter" mildern wir mit Schiller in „Donner und Doria", wie wir in der Verschwörung des Fiesco Act 1, Sc. 5 lesen oder mit Pius Alexander Wolff, dem Verfasser der Preciosa, in: Donnerwetter Parapluie", wie wir in Preciosa Act 3, Sc. 8 lesen. Im Citat spricht der Zorn immer launig. Wer von einer Frau sagt, sie sei eine böse Frau, macht gewiß ein böses Gesicht dazu. Erinnert er sich der siebenten Bitte, welche lautet: „Erlöse uns von dem Uebel" und nennt er sie deswegen „eine Frau aus der siebenten Bitte", d. h. ein Uebel, von dem Erlösung gewünscht wird, oder kurzweg „Eine böse Sieben", so spricht in dieser versteckten Andeutung schon das Urtheil, nicht mehr die Leidenschaft. Werfen wir ein zu spätes Erscheinen einem Gaste nicht mit unsern, sondern mit Schiller's Worten: „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt" vor, so ist der Gast sicher, daß man sein Erscheinen, wenn es auch spät ist, gern sieht.

Der zweite Beweggrund zur Anwendung geflügelter Worte liegt darin, daß wir unsere Ansichten gern durch eine Autorität, wie sie in solchen vererblichen und befestigten Sprüchen liegt, decken und vertheidigen. Ein strictes Festhalten am Rechtspunkte in Geldsachen könnte vielleicht unedel erscheinen; da kommt dann David Hansemann zur Hilfe, der 1847 in einer politischen Versammlung, auf welcher die Augen Europa's ruhten, das große Wort gelassen aussprach: „In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf". Und fallen wir aus dem Erhabenen in das Lächerliche, so trösten wir uns damit, daß es Napoleon I. ebenso gegangen ist, der aus Rußland wenig Mannschaften und das Wort zurückbrachte: „Du sublime ou ridicule il n'y a qu'un pas". (Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.)

Bei solchen Entlehnungen verfährt das Volk keineswegs pedantisch. Was schnell behalten werden soll, muß kurz, von der Stimme leicht zu tragen, wohlklingend sein. Die einzigen Verse, durch welche sich Tiedge ein Andenken bei dem großen Publicum gestiftet hat, die Verse 223 und 225 aus dem vierten Gesang seiner Urania sind holprig und daher sind sie mit leichter Veränderung in die Form umgebildet worden:

„Getheilte Freude ist doppelte Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz."

Die erste Strophe des Gedichtes „Die Gesänge" von Seume ist vierzeilig; daher zum citiren zu lang; also hat man die erste und vierte Zeile mit Auswerfung der mittleren zusammengestellt, und so entstand der bekannte Reim:

„Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
„Böse Menschen haben keine Lieder."

Nicht viel schonender wird mit Citaten in fremder Sprache umgegangen. Als Andrieux die Geschichte der Mühle hinter Sanssouci zu einer poetischen Erzählung verarbeitete, in welcher er des Müllers Antwort: „Ja, wenn das Berliner Kammergericht nicht wäre" durch „Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin" übersetzte, ahnte er nicht, daß der letzte Vers durch Auflösung des Rythmus und durch Verkürzung in das gangbare Dictum: Il y a des juges à Berlin*) umgeändert werden sollte; und als Graf Buffon in seiner Antrittsrede als Mitglied der französischen Academie sich dahin äußerte, daß einem Schriftsteller Wissen, Neuheit der Entdeckungen und Beobachtungen entwendet werden können und ihm daher äußerlich bleiben, während nur der Styl sein eigentliches Eigenthum sei, was er so ausdrückte: Ces choses sont hors de l'homme, le style est l'homme même (diese Dinge sind außerhalb des Menschen, der Styl ist der Mensch selber), da hatte er keine Ahnung davon, daß eine spätere Zeit den Zusammenhang seiner Worte zerreißen und einen in seiner Allgemeinheit recht falschen Satz: „Le style c'est l'homme" daraus fabriziren würde. Ja, von den gebräuchlichsten geflügelten Worten kann man getrost behaupten, daß die Form, in welcher sie gebraucht werden, nicht die ursprüngliche ist. Der

*) Es giebt Richter in Berlin.

Leser mag sich selbst davon überzeugen, daß es in Schiller's Piccolomini, Act 3, Sc. 3 nicht heißt: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", daß der Mohr in Fiesco, Act 3, Sc. 4 nicht sagt: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan", daß es im Anfange des Don Carlos nicht heißt: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorbei", daß Tasso in Act 2, Sc. 1 nicht sagt: „Man fühlt die Absicht und man wird verstimmt", daß es Psalm 75, V. 9 nicht heißt: „Die Gottlosen kriegen die Neige" (oder wie man am Niederrhein sagt: „Der Rest ist für die Gottlosen"), sondern viel unhöflicher und zwar: „Die Gottlosen müssen die Hefen aussaufen."

Wollten wir die Namen aller Personen zusammenstellen, die zu unserem Citatenschatze Beiträge geliefert haben, so würden wir das allerwunderlichste Caleidoscop zu schauen bekommen, in dem Personen der ergrautesten und der modernsten Zeit, Propheten und Diplomaten, Fürsten und Strolche, Heiden und Christen, Minister und Journalisten sich seltsam untereinander kreuzen. Der classische Cäsar und der moderne Cäsar, Heinrich IV. und Heinrich LXXII., Ludwig Philipp und Ludwig Kalisch, Goethe und Glaßbrenner, Aristoteles und Graf Bismarck, Engländer, Franzosen, Polen, Italiener, „wer zählt die Völker, nennt die Namen?"

Jedoch bewegen wir uns auch hier auf einem Terrain voller Ueberraschungen. Einmal werden geflügelte Worte absichtlich oder unabsichtlich Leuten zugeschoben, welche sie nie gesagt haben, zweitens finden wir, daß allbekannte Worte von kaum bekannten Namen ausgehen, drittens sind diejenigen, welche ein unbestrittenes Besitzrecht an einem geflügelten Worte haben, dennoch nicht eigentliche Erfinder, sondern nur Formgeber.

Der General Cambronne soll in der Schlacht bei Waterloo gerufen haben: „La garde meurt, mais elle ne se rend pas" (die Garde stirbt, doch sie ergiebt sich nicht). Er selbst hat das Wort stets abgeleugnet, und er that auch sehr wohl daran, da ihn der hannoversche General Halkett in dieser Schlacht bei den Achselschnüren festhielt und gefangen nahm. Sieyès hat sich sein ganzes Leben lang darüber geärgert, daß man ihm zugetraut hat, er habe, als er für die Hinrichtung Ludwig des XVI. stimmte, sein Votum also abgegeben: „La mort sans phrase" (den Tod ohne Phrase).

Kosciuszko hat es als eine Erfindung bezeichnet, daß er in der Schlacht bei Maciejowice gerufen habe: „Finis Poloniae" (dies ist das Ende Polens); Talleyrand wunderte sich sehr, als man die französische Uebersetzung einer Stelle aus dem Sommernachtstraum, Act 5, Sc. 1: „C'est le commencement de la fin" (dies ist der Anfang vom Ende) ihm als eine feine diplomatische Bemerkung in den Mund legte; daß Ludwig XIV. gesagt hat: „L'état c'est moi" (der Staat bin ich) kann bis jetzt durch kein Zeugniß belegt werden.

Wie aber allbekannte Worte von ganz unbekannten Namen ausgehen, geht aus folgenden Beispielen hervor.

Ein nur dem Litterarhistoriker bekannter Dichter und Freidenker, Desbarreaux, der zur Zeit Ludwig's XIV. lebte, kehrte an einem Freitage, also einem Fasttage, in ein Wirthshaus ein und bestellte zum Entsetzen des frommen Wirths einen Eierkuchen mit Speck. Unterdessen zieht sich am Himmel ein entsetzliches Ungewitter zusammen. Gerade als der Wirth die bestellte Speise auf den Tisch stellt, erfolgt ein entsetzlicher Donnerschlag, der das ganze Haus erdröhnen macht. Zu gleicher Zeit sinkt der Wirth, der in dem Toben der Elemente eine Strafe für die Uebertretung der Fastengebote sieht, vor unserem Dichter nieder und fleht ihn himmelhoch an, die Rache des Himmels zu beschwichtigen. Desbarreaux steht auf, öffnet das Fenster und wirft den Eierkuchen mit den berühmt gewordenen Worten hinaus: „Voilà bien du bruit pour une omelette" (soviel Lärm um eine Omelette).

In Königsberg in Preußen lebte in den dreißiger Jahren als Hospitalit ein halb irrsinniger alter Candidat der Theologie, der die wunderlichsten Eigenheiten besaß. Er kannte keinen anderen Reinigungsproceß seiner armseligen Stube, als daß er den Boden derselben jährlich einmal mit einer dicken Lage Salz bestreute. Die königliche Bibliothek besaß in ihm einen der treuesten Besucher. Er schrieb Bücher, die Niemand verstand. Auch war er ein fleißiger Wassertrinker. Als solcher begab er sich täglich zu einem und demselben Stadtbrunnen. Als es sich hierbei mehrere Male ereignete, daß man ihm den guten Morgen bot, so fand er hierin eine Beleidigung, wonach sich die Morgenwünsche nur vermehrten. Namentlich zeichnete sich durch solche Wünsche ein Schlächtergeselle aus. Unser Candidat beschwerte sich bei der Polizei und legte das Bild des Schlächtergesellen in colorirter Zeichnung bei. Als ihn die Polizei abwies, wendete er sich, freilich auch vergeblich, an den Thron. Durch alle diese Schritte erreichte er nichts, als daß ihn der unsterblich gewordene Gruß: „Guten Morgen, Herr Fischer" auf Schritt und Tritt verfolgte.

Endlich haben wir noch Beispiele dafür anzuführen, daß es unter den Verfassern geflügelter Worte auch solche giebt, die einen Theil ihres Witzes gewissermaßen auf Hypothek besitzen. Derjenige unserer großen Dichter, der die meisten goldenen Worte in die deutsche Sprache gesäet hat, Schiller, hat viele derselben auf Borg, und sie sollen ihm auch nie gekündigt werden. Aber er hat sie nichtsdestoweniger auf Borg.

Fiesco's Drohung im Act 3, Sc. 5:

„Auch Patroklus ist gestorben,
Und war mehr als du"

hat Schiller aus dem 21. Buche der Iliade entnommen, wo Achilles dem im Kampfe um sein Leben flehenden Lykaon in heroischer Naivität zuruft: „Freund, wozu jammerst Du so? Auch Patroklus starb, der viel mehr werth war, als Du?"

Das Wort, welches Maria Stuart in Act 3, Sc. 4 ausruft: „Ich bin besser als mein Ruf", stammt aus Figaro's Hochzeit, Act 3, Sc. 5. Die Worte des Jägers in Wallenstein's Lager:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt"

sind einer Stelle in Molière's „Gelehrte Frauen" Act 1, Sc. 1 nachgebildet, wo es wörtlich „tousser et cracher" heißt. Die Verse aus der Bürgschaft:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der dritte"

sind nichts als eine freie und gefällig gereimte Uebersetzung der Worte des lateinischen Schriftstellers, aus dem Schiller den Stoff dieser Dichtung entlehnte. Freilich können wir von allen diesen Anleihen Schiller's, deren Liste sich leicht vermehren ließe, sagen, was Johnson in seiner Grabschrift für Goldsmith sagte: „Nichts berührte er, was er nicht schmückte", und wir können hier Proudhon's Wort: „Eigenthum ist Diebstahl" umkehren in: „Solcher Diebstahl ist Eigenthum."

Das ganze Heer der in Deutschland coursirenden Citate rekrutirt sich freilich namentlich aus den deutschen Schriftstellern, aber auch ausländische Autoren stellen ihr Contingent. Der Dichter Campbell giebt hier sein schönes Wort ab: „Künftige Ereignisse werfen ihre Schatten voraus" und Johnson das eben so schöne: „Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert", J. Chénier leiht uns aus seiner Tragödie Tibère, Act 1, Sc. 1, den Ausdruck „durch seine Abwesenheit glänzen". Und welche Fülle strömt uns aus Shakespeare zu, wie: „Etwas ist faul im Staate Dänemark", „Gut gebrüllt, Löwe", „Caviar für's Volk", „Der Rest ist Schweigen", „Ein Königreich für ein Pferd", „Futter für Pulver", „Das ist der Humor davon" u. s. w. Dann stellt die Bibel im alten und im neuen Testamente uns wiederum eine reiche Schaar tief in's Volk gedrungener Worte zu, wie: „Krethi und Plethi", „Der Wein erfreut des Menschen Herz", „Recht muß Recht bleiben", „Hochmuth kommt vor dem Fall", „Wer Pech angreift, besudelt sich", „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande", „Ehre dem Ehre gebührt" u. s. f.

Endlich kommt dazu noch eine große Zahl von solchen Worten, die nicht aus Schriftstellern stammen, sondern einst mit Glück von anderen bedeutenden, in selteneren Fällen mit glücklicher Unverschämtheit von unbedeutenden Personen gebraucht worden sind. Begegnen uns auf diesem Gebiete freilich auch griechische, lateinische

italienische, russische, polnische Aussprüche, so behaupten doch die Franzosen durch die Menge ihrer Gemeingut gewordenen Aussprüche mit Grazie ihren alten Ruhm, ein geistreiches Volk zu sein. Napoleon der Erste ist der Erfinder und Verbreiter des Ausdrucks „grande nation", die große Nation. Sein Nachfolger, Ludwig der Achtzehnte, der mit der für ihn vom Minister Beugnot verfertigten Devise: „Es hat sich in Frankreich nichts verändert, es giebt nur einen Franzosen mehr", den Thron bestieg, hat ein Wort geschaffen, wie es einem so fein gebildeten Regenten wohl anstand: „L' exactitude c'est la politesse des rois", „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige". Sein Bruder, Karl X., stürzte vom Thron, nachdem der Diplomat Salvardy einige Tage zuvor auf einem Balle im Palais Royal, den Ludwig Philipp zu Ehren seines Schwagers, des Königs von Neapel, gab, das prophetische Wort ausgesprochen hatte: „C'est une fête toute neapolitaine, nous dansons sur un volcan", das ist ein ganz neapolitanisches Fest, wir tanzen auf einem Vulcan. Ludwig Philipp, der Julikönig, der Erfinder der Worte: „juste milieu" und der „entente cordiale", dieser beiden unübersetzbaren, aber von aller Welt verstandenen Worte, mußte, als es sich darum handelte, ob er unter dem Titel Philipp VII., d. h. als Fortsetzer der Dynastie der Bourbonen, regieren sollte, von dem schlauen geld- und ehrbegierigen Staatsmann und Juristen Dupont dem Aelteren hören, daß er berufen sei, „non parce que, mais quoi que", nicht weil, sondern obgleich er ein Bourbon sei. Das Programm Napoleon III. war „l'empire c'est la paix", das Kaiserreich ist der Friede.

An eine große Zahl dieser Worte, welche theils dem Munde der Dichter entstammt und theils, ganz abgesehen von ihrer echten Anwendung und Bedeutung, Flügel gewonnen und allgemeine Schlag- und Stichwörter geworden sind, ließen sich mancherlei der interessantesten Bemerkungen knüpfen.

Von Europa nach Australien.

Reiseskizze von Carl Eugen Schmidt.

Eine dichte Menge drängte sich auf dem Landungsplatze zu Blackwall unterhalb London zusammen. Personen jedes Alters, Gewerbes und Geschlechtes trafen hier zusammen, um der alten Heimath, der theuren, Lebewohl zu sagen. Auf den Gesichtern der Auswanderer waren ängstliche Zweifel gepaart mit frohen Hoffnungen zu lesen, und die Fröhlichkeit, die im Saale des Emigranten-Hotels herrschte, war zu laut, um echt sein zu können. Hier und da saß einer still in einer Ecke und schaute ein Loch in den Fußboden; anderen sah man deutlich an, daß sie nur mit Mühe ihre angenommene Heiterkeit oder Gleichgültigkeit bewahrten. Dort saß eine Gruppe junger Leute um einen Mann mit einem lustigen, rothen Gesicht, der auf einer kleinen Ziehharmonika den Hörern das alte englische Abschiedslied vorspielte und sang:

A tear fell gently from her eye
At last we parted from the shore*) etc.

In regelmäßigen Tacten fiel dann der Chor brausend ein und ließ die weiblichen Auswanderer, die von Mutter und sonstigen Angehörigen einen beweglichen Abschied nahmen, zusammen fahren. Doch halt! dort tönt ja die deutsche Sprache! Schnell wandte ich mich um, und hätte es die Sprache nicht schon gethan, ein Blick hätte es mir sagen müssen, daß diese sechs jungen Leute Deutsche seien. Ein neuer Ankömmling von Deutschland wird in London gar leicht erkannt. Ich begrüßte sie mit Gruß und Handschlag. Bei einem Glase Bier thauten sie bald auf und machten mich mit ihren Lebensschicksalen bekannt. Dort der Stämmige mit den blauen Augen und den dicken rothen Backen, dem man gewiß keine unglückliche Liebe ansieht, geht nach Toowoomba in Queensland, von wo ein zwanzig Jahre lang verschollener Oheim plötzlich einen Brief sandte, daß er Farmer sei, es ihm gut gehe und er einen Sohn seines Bruders an Kindesstatt annehmen wolle, da er selbst kinderlos sei. Da hatte Gottlieb Knöpfle sich aufgemacht aus dem schönen Neckarthal im lieben Württemberg, um drüben über dem weiten Weltmeer dem alten Oheim das Leben zu versüßen.

Zwei andere Württemberger sitzen noch da, die ebenfalls zu Verwandten gehen. Ein Rheinländer wurde als specieller Landsmann von mir begrüßt. Auch er geht zu einem Onkel und mit ihm gehen sein Vater, Mutter, Tante und 6 unerwachsene Kinder. Die beiden letzten auf der Bank sind Westpreußen und ziehen auf eigene Faust aus, ihr Glück zu suchen.

Inzwischen näherte sich unserer Gruppe ein Mann mit einer blauen Mütze mit Goldschnur auf dem Kopf, begrüßte uns in deutscher Sprache und fragte, ob einer von uns englisch sprechen könnte. Ich bejahte seine Frage und folgte ihm auf sein Ersuchen in die Office des Agenten, wo ich dem Schiffsdoctor vorgestellt wurde. Dieser fragte mich Einiges über meine Sprachkenntnisse, sagte mir, daß außer Briten Deutsche, Dänen, Schweden und Franzosen mit uns fahren würden, und da meine Antworten genügend ausfielen, bot er mir den Posten als Dolmetscher zwischen den Ausländern und ihm an, was ich mit großer Freude annahm, denn vor den 8 langweiligen Wochen der Reise hatte ich mich schon gefürchtet.

Unterdeß begannen die Matrosen draußen unsere Kisten auf ein kleines Dampfschiff zu laden, das uns die Themse hinunter bis nach Gravesend bringen sollte, wo unser Schiff, die „Wistow Hall", vor Anker lag. Bald mußten auch wir einsteigen.

Noch einen letzten Kuß und Händedruck für die lieben Freunde, dann ertönt an Bord eine schallende Trommel, das Schmettern einer Trompete erklingt darein, eine quikende Hoboe mischt sich in den Dreiklang und mit betäubender Musik und Hurrah-Rufen bewegt sich das schwer beladene Schiff langsam von der dichten Menschenmenge am Ufer weg.

Hüte fliegen jetzt in die Höhe, Taschentücher werden geschwenkt und ein dreimaliges Hurrah erstickt die Anstrengungen der Musikjünger. Kleiner und kleiner erscheinen die Freunde am Ufer, die wir vielleicht nie mehr wiedersehen werden, bis sie zuletzt ganz verschwinden. Da geht ein Jeder stumm zu einem stillen Plätzchen und hängt wehmüthigen Erinnerungen nach, bis die Hoffnung auf eine erfolgreiche Zukunft die melancholischen Gedanken verscheucht und er sich wieder mit lebhaftem Gespräch unter die Mitfahrenden mischt.

Gravesend ist bald erreicht. Ein Dampfer taucht langsam aus dem Meere auf, wird größer und größer, bis wir endlich neben ihm anhalten. Es ist die „Wistow Hall", unser Haus und Hof für die nächsten 7—8 Wochen. Jeder beeilt sich, an Bord zu klettern und sucht dann unten im Raum seinen Bettkasten, dessen Nummer auf seinem Billet steht. Meine Nummer ist Nr. 53 und einer der Deutschen, der Nr. 54 hat, ruft mir lustig zu, daß er die Kneipe gefunden habe. Ich folge seinem Rufe und finde, daß in dieser Gesellschaft außer sieben Deutschen zwei Schweden und ein Däne sind.

Die englischen Auswandererschiffe sind nämlich immer in drei Abtheilungen getheilt, 1) ledige Männer, 2) ledige Frauen, 3) verheirathete Familien.

Jede dieser Abtheilungen hat zwei Constabler, die aus den Reihen der Auswanderer vom Doctor ernannt werden und am Ende der Fahrt 3 Pfund Sterling (60 Mark) erhalten. Um die Speisung der 4—500 Personen zu erleichtern, werden je

*) Eine Thräne entfiel leise ihrem Auge und zuletzt nahmen wir Abschied von der Küste u. s. w.

zehn zusammen in eine sogenannte „mess“ gethan, wobei zwei Kinder unter zwölf Jahren als ein Erwachsener gerechnet werden. In dieser „mess“ müssen nun jeden Tag zwei das Essen holen und aufwaschen. Jeder Auswanderer erhält eine Matratze, Kissen, Betttuch, wollene Decke, Waschschüssel, Teller, Messer, Gabel, Löffel u. s. w. Jede „mess“ erhält außerdem einen hölzernen und einen eisernen Eimer zum Wasserholen ꝛc., zwei Caffeekannen, verschiedene Blechschüsseln und Gefäße u. s. w. Das Essen und überhaupt die ganze Einrichtung ist vollauf genügend, und wenn man nur etwas zu thun hat, um sich die Langeweile vom Leibe zu halten, so kann es einem an Bord ganz gut gefallen.

Eine halbe Stunde nachdem wir das Schiff betreten hatten, ertönte die Dampfpfeife und bald fühlten wir von dem Arbeiten der Maschine den Boden unter unseren Füßen zittern und das stolze Schiff durchschnitt kühn die klaren blauen Wogen, eine lange weiße Schaumlinie hinter sich zurücklassend. Bald verschwand die letzte Spur von Albion's Kreidefelsen hinter uns und nur noch eine einsame Möve erinnerte uns an die Nähe der Küste.

Bald ertönt auch der Ruf: „Four bells? Supper!“ über das Schiff, aus dem dunkeln Schiffsraume steigen die Küchenmänner mit Theekannen und Schüsseln hervor, um von der Küche das Abendessen zu holen.

Einige Unglückliche hören nicht auf die „vier Glocken“ und das Gerassel der Teller und Schüsseln — weit strecken sie ihr blasses, angsterfülltes Gesicht über die Seite des Schiffes hinaus und bringen dem allmächtigen Gott Neptun ihre Libation dar. Es ist zwar wenig appetitlich, einen solchen Gottesfürchtigen vor den Augen zu haben, während man mit seinem Abendessen beschäftigt ist, aber es sollte noch schlimmer kommen, denn unten am Tisch saß einer und fraß wie ein Drescher, denn man hatte ihm gesagt, daß dies das beste Mittel gegen die Seekrankheit sei, und so that er denn sein Möglichstes. Aber auf einmal ward der Meergott zu mächtig für ihn, und wie einst der scharfsinnige Ritter von der Mancha den treuherzigen Sancho überschüttete, nachdem er den Zaubertrank eingenommen hatte, so ersah sich jetzt der Seekranke den Kopf eines Nachbarn als Ziel seiner schwergeladenen Backen, von wo aus eine wahre Sintfluth über den Tisch lief. Da verging manch' einem Hungrigen der Appetit. Der Angeschossene aber versetzte dem Schützen einen so gewaltigen Faustschlag, daß der schon von seiner letzten That Geschwächte stolperte und fiel, dann langsam seine Gebeine wieder auflas, um oben auf dem Deck seine fatalen Uebungen fortzusetzen.

Jetzt brachten die Constabler die Lampen und zündeten sie an; an einigen Tischen fanden sich Karten-Gesellschaften zusammen; andere lauschten dem Harmonicaspieler, andere plauderten und wieder andere saßen still in sich gekehrt, die Gegenwart vergessend und in Vergangenheit oder Zukunft weilend; die Deutschen saßen oben auf Deck und sangen: das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin!

Ein gesunder frischer Wind strich über das Schiff hin und belebte die an die Heimat zurückdenkenden Gemüther. Nach und nach wurde das Deck leerer, einer nach dem andern suchte seine Lagerstatt auf, bis die schweigende Stille der Nacht nur noch durch das Abläuten der Stunden und den monotonen Ruf der Wachen: „all's well“ unterbrochen wurde.

Die nächsten drei Tage verliefen eintönig. Es gab einige Mißverständnisse mit den Ausländern, bei denen meine Hilfe in Anspruch genommen wurde. Am fünften Tage passirten wir Gibraltar, dessen Felsen mich etwas an den Ehrenbreitstein bei Coblenz erinnerten. Drüben an der afrikanischen Küste waren die nördlichsten Punkte von Marokko sichtbar und vervollständigten mit ihren steilen Felsen das Bild der Herculessäulen.

Dieser Tag war ein Sonntag. Um uns denselben nicht vergessen zu lassen, las der Doctor Morgens auf dem Salondeck die in der englischen Hofkirche gebräuchliche Liturgie vor und Mittags gab es Pudding. Ein anderes äußeres Zeichen war, daß die bigotten Engländer nicht Karten spielten.

Neun Tage nach unserer Abfahrt von England liefen wir in Malta ein, um Kohlen einzunehmen. Der Hafen von Malta, an dem die Hauptstadt La Valetta liegt, ist wunderschön, nur scheint er mir etwas klein zu sein. Das Ufer besteht überall aus steilen Kalksteinfelsen, so daß die ganze Insel mit leichter Mühe von den Johannitern in eine starke Festung umgewandelt werden konnte, und die Engländer geben gut acht, daß die Insel ebenso stark und wichtig bleibt, wie sie es schon zu Zeiten der Phönicier, Carthager, Römer und Araber war. Zu Anfang war die Insel gänzlich unfruchtbar, durch aus Sicilien geholten Ackerboden wurde sie indeß fruchtbar gemacht und erzeugt jetzt Getreide, Wein und mancherlei Früchte. Die schönsten Apfelsinen, die ich je sah, werden für etwa zwei Pfennige (nach unserem Gelde) das Stück verkauft. Ein anderer Artikel, der besonders billig ist und viel von den Auswanderern gekauft wurde, ist Tabak und Cigarren. 100 Stück Cigarren werden dort für 6 pence, gleich 50 Pfennige, verkauft. Ein besonderes Vergnügen bereiten hier die jungen halbbraunen Malteser, deren kleine Boote die Schiffe umschwärmen, und die jedes Geldstück das vom Schiffe aus in die blaue Tiefe geworfen wird, unfehlbar wieder an's Tageslicht bringen. Auch ein Mönch in Sandalen, brauner Kutte, Kapuze und einem Heuseil als Gürtel, kam an Bord und bat in gebrochenem Englisch um eine Gabe für die Armen. Die englische Sprache ist zwar die officielle, jedoch scheint die italienische die Hauptverkehrsprache zu sein, und die paar Brocken, die ich zu Hause von dieser Sprache gelernt hatte, kamen mir hier sehr gut zu statten.

Wir blieben nur einige Stunden in Malta, und ein Paar Matrosen machten sich den kurzen Aufenthalt zu Nutze, indem sie über Bord sprangen, an's Land schwammen und nach kaum einer halben Stunde mit ein Paar Flaschen Branntwein wieder an Bord kamen.

Bald verließen wir den Hafen und das Felsennest versank hinter uns in der blauen See.

Drei Tage lang dauerte wiederum das Einerlei des Schiffslebens, dann sahen wir des Abends das Licht des Leuchtthurmes von Alexandrien und fanden uns am nächsten Morgen beim Aufwachen im Hafen von Port Said, im Lande der Pyramiden. Port Said ist nicht, wie die meisten egyptischen Städte, alten Ursprungs, sondern verdankt seine Bedeutung einzig dem Suez-Canal, an dessen Endpunkte auf der Mittelmeerseite die Stadt gebaut ist. Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte. Arabisch, türkisch, italienisch, englisch, französisch scheint gleichviel gesprochen zu werden. Wie überall, sind auch hier ein Paar Deutsche angesiedelt! Nachdem ein Lootse an Bord gekommen war, verließen wir den Hafen, um in den Suez-Canal einzulaufen. Der Canal ist gerade breit genug, um zwei Schiffe an einander vorbei zu lassen, d. h. eines der beiden geht vollständig an die Seite des Canals und bleibt still liegen, bis das andere vorbei ist. Durch diese Begegnungen, durch gelegentliches Festfahren und dadurch, daß Nachts überhaupt nicht gefahren werden kann, wird die Fahrt natürlich sehr verzögert und dauert gewöhnlich 2—3 Tage. Als wir Nachts anhielten, nahmen einige von uns die Gelegenheit wahr, ein gutes Bad zu nehmen, und da wir auf der afrikanischen Seite lagen, machte ich mir das Vergnügen, von Afrika nach Asien und wieder zurück zu schwimmen. Der Canal führt in seiner ganzen Länge durch eine öde Sandwüste, und die verschiedenen Stationen erhalten ihr Trinkwasser durch einen Süßwassercanal, der von dem östlichen Nilmündungsarme nach dem Suezcanal führt.

Suez, am rothen Meere, hat durch die Canal- und Eisenbahn-Verbindung Koseir, den früheren Haupthafen für den Verkehr Aegyptens mit Arabien, überflügelt und ist jetzt der bedeutendste Verkehrshafen zwischen beiden Ländern. Von Suez aus ging es das rothe Meer hinunter, das weiland die Kinder Israels trockenen Fußes durchschritten, das aber heute Wasser genug hat, um alle ihre Nachkommen und noch ein paar mehr zu verschlingen. Als Zeuge der Geschichte steht noch der alte Berg Sinai an der asiatischen Küste des Meerbusens von Suez und schaut warnend auf die übermüthigen Menschenkinder herab.

Im rothen Meere erreichte das Thermometer den höchsten Stand mit 105 Grad Fahrenheit (ca. 32 Grad Réaumur). Hier hatten wir den ersten und einzigen Todesfall während der Fahrt zu verzeichnen. Das Opfer war ein junger Irländer, der mit bloßem Haupte der glühenden Sonne sich aussetzte und sich dadurch einen Sonnenstich zuzog. Dies passirte um 11 Uhr Vormittags, und schon um 3 Uhr war er todt.

Die Matrosen wickelten den Leichnam in eine Decke und ein Stück Segeltuch, beschwerten das Ganze durch einige Stücke Eisen und brachten ihn so auf das Deck, wo er an der Seite des Schiffes auf einem Brette, ähnlich einer ägyptischen Mumie, aufgebahrt wurde. Dann erschienen der Capitän, der Doctor und die Offiziere des Schiffes. Die Auswanderer bildeten einen Kreis um sie und die Leiche, das Schiff stand still mitten auf seiner Fahrt und der Capitän las mit eintöniger Stimme eine Art Leichensegen vor. Das Brett wurde in die Höhe gehoben, der Todte verschwand in der Tiefe und eine Minute später waren wir wieder auf unserem Wege.

Am nächsten Tage hatte der Doctor ungefähr 12 Kranke mit denselben Symptomen; es stellte sich jedoch bald heraus, daß nur einer dieser Fälle gefährlich war, während die anderen nur auf ängstlicher Einbildung beruhten; und auch der eine wirklich Kranke wurde glücklich wieder hergestellt.

Weitere vier Tage brachten uns von Suez nach Aden. Aden beherrscht durch seine Lage die Straße Bab El Mandeb und ist seit der Fertigstellung des Suez-Canals ein äußerst wichtiger Knotenpunkt des Seeverkehrs zwischen Europa, Ost-Afrika, Indien, China und Australien geworden. Seit 1839 ist Aden in den Händen der Engländer, die die Halbinsel zu einem arabischen Gibraltar ausgebaut haben.

In Aden blieben wir anderthalb Tage, und keine 200 Meter hinter uns lag der deutsche Dampfer „Adler" vor Anker. Nun waren außer den bereits erwähnten Deutschen auch noch einige deutsche Mädchen an Bord, die sich die Nähe des heimischen Schiffes zu Nutzen machten und mit den Officieren desselben einen lebhaften Schreiverkehr anfingen, bis einer der letzteren den genialen Gedanken hatte, einen Telegraphen zwischen den beiden Schiffen herzustellen.

Zu dem Ende rief er einem der jungen Araber, die das Schiff umschwammen und nach penny-Stücken tauchten, vertraute ihm das Ende eines Knäuels Bindfaden an und befahl ihm, dasselbe auf unser Schiff zu bringen.

Nachdem die Damen das Ende des Bindfadens angeknüpft hatten, tanzten bald ein Brief, ein Bündel Zeitungen und — das dicke Ende kommt nach — zwei Flaschen Wein über das Wasser zu unserem Schiff, wo die Schönen alles in Empfang nahmen, um sodann eine dankbare Antwort und einige Zeitungen auf demselben Wege nach dem „Adler" zu schicken.

Am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Aden schlug das Wetter, das uns bis jetzt in ungetrübter Heiterkeit begleitet hatte, um, und wir hatten etwa 10 Tage lang ziemlich schlechtes und stürmisches Wetter. Jetzt war die Zeit für die Seekranken.

Auf dem Hinterdeck des Schiffes, das die ledigen Frauenzimmer innehatten, sah es aus wie ein Schlachtfeld. Fast alle erklärten, zu schwach zum Stehen und sogar Sitzen zu sein und diejenigen, welchen die Luft unten im Raume zu schlecht war, legten sich oben auf's Deck. Bei den Verheiratheten und den „Junggesellen" sah es nicht viel besser aus.

Unser armer Doktor, der selbst ein bischen Kopfweh hatte, wollte fast aus der Haut fahren, denn Jedermann betrachtete ihn als den rettenden Engel. Um wenigstens seinen guten Willen zu helfen darzuthun, sprang er mit Brandy und Wasser zwischen den Verwundeten herum.

Was aber der Doktor nicht fertig bringen konnte, das that bald nachher etwas schöneres Wetter, das nach den paar stürmischen Tagen eintrat.

Noch einige Tage brachten uns nach Batavia, der Hauptstadt Javas, der größten und fruchtbarsten Sunda-Insel und der reichsten Colonial-Besitzung der Holländer. Die Vegetation der Insel ist eine außerordentlich üppige, und es wird unter Aufsicht der Holländer eine Unmasse von Reis, Zucker und Caffee von den Malayen angebaut. Auf Java gibt es 45, noch jetzt thätige Vulkane, die von Zeit zu Zeit übel hausen. Das Clima dieses herrlichen Landes ist jedoch ein so ungesundes, daß außer Kaufleuten und Soldaten so zu sagen gar keine Europäer da sind. Die meisten reichen Kaufleute wohnen übrigens nicht in Batavia selbst, sondern in der höher und deshalb gesunder gelegenen Vorstadt Buitenzoog.

Weitere zwölf Tage brachten uns durch eine Kette von reizenden, mit Palmen bewachsenen, kleinen Inseln nach Thursday Island, dem ersten australischen Hafen.

Thursday Island ist eine von den vielen kleinen Inseln nördlich von Cap York und hat nur etwa eine deutsche Meile Umfang. Jedoch kann man vom Schiffe aus nicht genau sehen, wie weit die Insel eigentlich geht und ist geneigt, ein halbes Dutzend anderer Inseln als mit ihr verschmolzen zu betrachten. Die Vegetation ist hier schon australisch, und die Palmen werden durch Gummibäume ersetzt. Trotzdem nimmt sich die Scenerie der Insel vom Schiffe aus sehr gut aus. Von hier aus findet seit wenigen Monaten ein regelmäßiger Dampfschiffs-Verkehr mit Neu-Guinea statt. Die meisten Einwohner sind Malayen, die sich durch Perlfischerei ernähren.

Von Thursday Island geht es durch die Torresstraße, die an einer Stelle eben so eng wie der Suez-Canal ist und einen interessanten Anblick gewährt.

Dann ging es über die Zwischenhäfen Cooktown, Townsville (die zukünftige Hauptstadt der geplanten neuen Colonie Nord-Queensland), Mackay, wo wir nach im Ganzen 57tägiger Seereise zum ersten Male wieder festen Boden unter die Füße bekamen.*)

*) Unser australischer Correspondent, der nunmehr seit beinahe zwei Jahren in Australien ansässig ist, wird dieser ersten Skizze andere folgen lassen, welche seine Erlebnisse und Beobachtungen in dem großen, uns fremdesten Erdtheile schildern werden. D. Red.

Mannigfaltiges.

Etwas über den Werth der Sparkassen-Statistik. Man wird sich nach der vom Reichskanzler in einer seiner Septennats-Reden aufgestellten Behauptung erinnern, das Volk sei sehr wohl noch im Stande, schwere Mehrbelastung zu tragen, und von einer Verarmung könne durchaus keine Rede sein, indem die Sparkassen-Statistik eine erhebliche Steigerung der Einlagen seitens der Arbeiter und der kleinen Leute überhaupt ergäbe.

Dieser Behauptung trat nun zwar der Einwand gegenüber, daß keineswegs nur die Spar-Pfennige der kleinen Leute in die Sparkassen wanderten, sondern daß ein großer Theil der Einlagen durch das mobile Capital kleiner Capitalisten gebildet werde, welche ihre Werth-Papiere, infolge der häufigen Schwankungen, denen dieselben durch Kündigungen, Convertirungen ausgesetzt seien, der Zins-Reductionen u. s. w. in den Sparkassen zu einem mäßigen, aber sichern Zinsfuße anzulegen vorzögen. Da nun hierdurch selbstredend keine neuen Werthe geschaffen, sondern die bereits vorhandenen nur in anderer Form wiederangelegt würden, so wäre es ebenso verfehlt, hieraus auf eine Steigerung des Volkswohlstandes, als aus einer Abnahme der Sparkassen-Einlagen auf ein Sinken desselben zu schließen. —

Es dürfte jedoch sehr zeitgemäß sein, noch auf einen anderen, in dieser Erörterung unbeachtet gebliebenen Umstand hinzuweisen, wonach eine Zunahme der Sparkassen-Einlagen geradezu gleichbedeutend mit einer Verschlimmerung der Lage des kleinen Landmannes ist.

Jedermann, welcher die Verhältnisse des Kleinbürgers und Bauernstandes auf dem Lande durch eigne unbefangene und gründliche, gewissenhafte Beobachtung kennt, und sich sein Urteil nicht auf Grund der absoluten Zahlen der Sparkassen-Statistik oder gar der wissenschaftlichen national-öconomischen Forschungen" der Landrathsämter gebildet hat, wird auch wissen, daß in früheren Jahren viele kleinere Capitalisten ihre Gelder, und in vereinzelten Fällen auch dann und wann ein Arbeiter seinen Spar-Pfennig, dem Klein-Bauern und Bürger auf sein Besitzthum gegen Handschein oder Hypothek auszuleihen pflegte.

Mit der während des letzten Jahrzehnts rapid zunehmenden Verschuldung und Verarmung des kleinen Mannes haben sich indessen diese beiden Theilen, dem Schuldner wie dem Gläubiger, gleichzeitig zum Vortheil gereichenden Credit-Verhältnisse total geändert.

Zahlreiche seitdem erfolgte gerichtliche Zwangs-Verkäufe der verpfändeten Immobilien, viele sagen: freiwillige Verkäufe seitens der Besitzer, zur Vermeidung dieser traurigen Eventualität, häufige Kündigungen von Seiten der um ihre angelegten Gelder besorgten Gläubiger, machten diese Gelder leider frei und veranlaßten deren Anlage in den Sparkassen. Nur auf diese Weise erklärt sich vollkommen die bedeutende Steigerung der Sparkassen-Einlagen während der letzten Jahre.

Geberdensprache. Die Geberde, die ein Geschöpf macht, ist an und für sich für jeden, der sie sieht, ein Mittel zur Beurtheilung der Gefühle und Absichten des sich Geberdenden. Von Geberdensprache redet man aber erst, wenn die Geberde der Absicht, eine Mittheilung an Andere zu machen, entspringt. — Bei den Thieren liegt die Sache so: von einer eigentlichen Geberdensprache in obigem Sinn kann man nur bei den geistig höher stehenden Thieren reden, und es sind insbesondere die gesellig lebenden Vögel und Säugethiere, von denen viele eine wirkliche Geberdensprache haben, allein in sehr ausgedehntem Maße gilt, daß die Thiere die unabsichtlichen Geberden nicht blos ihrer Art- und Familiengenossen, sondern auch die ferner stehender Geschöpfe verstehen, ganz besonders gilt dies von der das Herannahen eines Feindes ausdrückenden Fluchtgeberde. — Der Mensch verhält sich in den ersten Lebensmonaten wie ein Thier: die Geberde ist unter Hinzuziehung weniger Empfindungslaute sein Hauptverständigungsmittel. Bei den Culturmenschen wird die Geberdensprache im Allgemeinen um so mehr in den Hintergrund gedrängt, je weitere Fortschritte die Erlernung und Ausbildung der Lautsprache macht; allein einmal tritt die Geberde sofort wieder in ihr Recht, wenn der Sprechende in Affect geräth und heißt jetzt Geste; ferner sprechen lebhafte Leute stets mit Gesticulationen. Bei Naturmenschen mit minder entwickelter Lautsprache ist die Geberde nicht mehr bloße Begleiterscheinung der letzteren, sondern bildet sehr häufig eine Ergänzung derselben; z. B. die Abiponen haben für die Zeitberechnungen „heute, gestern und morgen" nur ein Wort. Erst dadurch, daß sie eine deutende Geberde, das einmal auf den Kopf, das anderemal nach rückwärts, das drittemal nach vorwärts hinzufügen, gewinnt das Wort seine specielle Bedeutung. — Eine reine systematisch ausgebildete Geberdensprache finden wir 1. bei Taubstummen, wobei aber wohl zu unterscheiden ist zwischen der sogenannten natürlichen Geberdensprache, die jeder Taubstumme ohne jede weitere Anleitung jedesmal wieder selbst erfindet und zwar in so übereinstimmender Weise, daß zwei erstmals zusammentreffende Taubstumme sich in der Hauptsache sofort verstehen, und zwischen der künstlichen, in den modernen Taubstummen-Anstalten zur Erlernung gelangenden Geberdensprache; 2. bei Naturvölkern in Ländern, wo eine sehr große Differenzirung der Wortsprache ein internationales von der Wortsprache unabhängiges Verständigungsmittel nothwendig macht. Bekannt ist in dieser Beziehung die Geberdensprache der amerikanischen Naturvölker, die ein von Cap Horn bis zu den Eskimos verstandenes Verkehrsmittel ist und eine ebensolche Naturgeberdensprache darstellt, wie die unserer Taubstummen, so daß ein europäischer Taubstummer und ein Indianer sich schnell und leicht verständigen können. 3. als Geheimsprache, deren sich Genossenschaftsmitglieder im Verkehr untereinander bedienen. Bekannt ist in dieser Beziehung die früher übliche Geberdensprache der Cistercienser-Mönche, die ebenfalls eine Natursprache und deshalb außerordentlich übereinstimmend mit der der Indianer und Taubstummen war. Ueber die Bedeutung, welche die Geberdensprache für die historische Entwickelung der menschlichen Wortsprache gehabt hat, liegen interessante Forschungen vor. Die Naturgeberdensprache des Menschen, sofern sie nicht bloße Geste, d. h. Begleitung der Wortsprache ist, besteht aus folgenden Elementen: 1. Empfindungsgeberden, welche Aufschluß über den Gemeingefühlszustand des Sprechenden geben, sind die elementarsten, auch in weitester Verbreitung beim Thier vorkommenden, historisch wohl auch beim Menschen zuerst entwickelten Verständigungsmittel; an sie schloß sich wohl zunächst 2. die deutende Geberde. Bei den meisten Thieren besteht sie in Blicken nach dem zu bezeichnenden Gegenstand, nur beim Menschen, übrigens auch andeutungsweise schon beim Affen, tritt das Deuten mit der Hand auf. 3. die Thätigkeitsgeberde, besonders die Greifgeberde, Fluchtgeberde, Angriffsgeberde ꝛc. 4. die Ahmgeberde, die mit dem deutenden Finger (seltener mit anderen Körpertheilen) die Bewegungsart des Subjects oder Objects nachahmt. 5. Die Bildgeberde, bei welcher mit dem Finger die Umrisse des zu bezeichnenden Objectes in die Luft gemalt oder durch Fingerstellungen gewisse, charakteristische Formen als Formenbestandtheile des Objects zu plastischem Ausdruck gebracht werden.

Eine tragische Marktscene in Porto-Cabello. Es giebt kaum ein zweites Volk auf dem weiten Erdenball, dessen Blut schneller in Wallung geräth, als das des Südamerikaners, und leider ist es nicht die derbe Faust, die der biedere Deutsche ballt, um seinen Gegner zu seiner Meinung zu bekehren, nein, der blitzende, selten fehlende Revolver sitzt gar oft zu lose im Gürtel, und nur zu häufig bringt er Kleinigkeiten zu einem tragischen Abschluß. Es war am Neujahrstag dieses Jahres, die Glocken der Kathedrale verkündeten die Mittagsstunde, als ich meiner Wohnung zueilte, indem ich den Markt durchschritt, um auf diese Weise meinen Weg abzukürzen. Der Markt des kleinen venezuelanischen Hafenortes, in dem nachfolgend erzähltes Ereigniß vor sich ging, liegt fast im Centrum der Stadt, und während ringsherum nach den Straßen zu kleine Krämer- und Fruchthändler ihre Läden aufgeschlagen haben und die köstlichen Producte der Tropenländer feil bieten, bildet das Innere eine hochgewölbte, rechteckige Halle, in der vornehmlich Fleischer ihren Stand haben. Ich achtete gar wenig auf das Anrufen und Anpreisen einzelner Verkäufer, und schon war ich im Begriff, durch die hohe eiserne Pforte wieder auf die Gasse hinauszutreten, als mein Schritt durch den dröhnenden Schuß eines Pistols gehemmt wurde; ich schaute nach der Richtung hin, aus dem der Donner hallte und blickte in das dämonische, von Wuth verzerrte Antlitz eines Amerikaners, der noch in der erhobenen Rechten den blitzenden, rauchenden Revolver hielt. Kaum zwei Schritte von ihm stand sein Gegner oder hatte er gestanden, denn mit dumpfem Stöhnen, vergeblich den Mund zum Hülfe- oder Racheschrei öffnend, die Hände krampfhaft auf die durchschossene Brust gepreßt, war er bereits zusammengebrochen. Alles eilte der Stelle zu, wo das Opfer, ein gigantischer, im blühenden Mannesalter stehenden Neger, im Todeskampfe am Boden sich wälzte, denn noch hob sich seine gewaltige, entblößte Brust, aus der aus einer kleinen runden Wunde das dunkle Herzblut über den schwarzen Körper auf's weiße, zurückgeschlagene Hemd quoll. Ganz vergessen war für den Augenblick der Mörder, keiner dachte an ihn, und nicht eher bemerkte man seine Entweichung, als bis das arme Opfer steif und regungslos dalag, alles Leben aus dem blühenden Körper entschwunden war, da, ja da schrie alle Welt nach Rache, da wollte man ihn lynchen, den Burschen, der so leichthin das Dasein eines braven Familienvaters zerstört, doch dieser befand sich schon auf dem Wege nach dem Gefängniß, denn während das liebe Volk sich neugierig um die Leiche schaarte, hatte die Polizei schon den Mörder in einem der naheliegenden Häuser aufgespürt. Was aber nun war die Ursache dieser traurigen Scene? Diese Frage schwebte auf der Zunge jedes neuen Ankömmlings, und sie fand schnelle Beantwortung, waren doch zahlreiche Augenzeugen anwesend. Beide, Thäter wie Gemordeter, waren Fleischer, sie hatten ihren Stand Seite an Seite, hatten als Concurrenten beide die Leute heranzuziehen gesucht, es war hierüber zum Wortwechsel gekommen und ehe recht Jemand wußte wie, hatte jener den Revolver gezogen, dessen Schuß der arme Neger mit seinem Leben zu zahlen gehabt. Was wird aber die Strafe jenes frevelhaften Leichtsinns sein, wird man Auge für Auge, Zahn für Zahn fordern? O, nein, in Venezuela tödtet man keine Verbrecher, doch zehn Jahre wird jener Unglückliche bei schwerer Sclavenarbeit in der Festung die dunkle That einer Secunde bereuen. K

Alte Jungfern und Hagestolze. Nicht genug damit, daß der Volksmund die armen unverheiratheten Mädchen mit allerlei häßlichen Spottnamen bezeichnet, wie „altes Scheit", „Paternosterkralle", „alte Hutzel oder Duisel", „altes Hühnchen", „verdrückte Pomeranz" (vertrocknete Pomeranze), oder „ahl Kivitt" (alte Taube), „alte Tante" u. a. m., weist er ihnen auch noch eine ganze Menge sehr zweckloser Arbeiten zu. So müssen die armen Geschöpfe in der Hölle „Zunder und Schwamm feilbieten" und „dem Teufel die Ketten scheuern". In England haben sie das Amt, „die Affen zur Hölle zu leiten", wogegen der galante Franzose sie nur damit beauftragt, „die heilige Katharina zu frisiren". Aber nicht alle Franzosen sind gleich höflich, denn in der Normandie sagt man: „Vieille fille, vieille quenille!" (Altes Mädchen, alter Lumpen!) Der Bayer läßt die armen Geschöpfe die „Gibitzen hüten", während der Belgier sie ohne viel Umstände in die „Kleiderkammer der heiligen Anna sperrt". Die alte Jungfer muß in Straßburg „die Citadelle einbändeln helfen", in Basel „den Münsterthurm wischen", in Wien „den St. Stephansthurm abreiben", und darf in Bergamo „zu Hause bleiben und flicken". In Tyrol schieben die alten Jungfrauen die Wolken, und in Köln steckt man die späte Jungfrau in die „Jirinuskeß" (Gerconskiste). Dabei nennt man sie noch spöttisch: „Schmik vom Duhdewage" (Peitsche vom Todtenwagen). Außerdem beehrt man sie noch mit dem Titel: „Zint Märjen's Repp" (St. Marien's Rippe), „ahl Krönzel" (alte Stachelbeere), „Kruffhöhnche" (Zwerghuhn), „verdötschte Zitta" (verrückte Guitarre), „alte Zauberflöte" oder „verdötschtes Thekla" (verrückte Thekla).

Die Junggesellen kommen viel gnädiger weg, denn sie können nie „unter das alte Eisen gerathen", wie die Jungfrau, tugendreich und edel, sondern höchstens in Schlesien „Schnee sieben". Schon der alte Dichter W. Scherffer singt 1552:

Müßt ich dann anstatt zu lieben
Helfen dort den Schnee durchsieben,
Denn das soll die Arbeit sein,
Alter Burschen, die nicht frei'n.

„Alter Hagestolz" klingt gar nicht sehr schlecht und wird auch nicht übel genommen, wogegen „Knickstiefel" oder „Knickebein" schon viel weniger amüsiren. „Alter Schwede" hört sich jeder Hagestolz gern nennen, und er acceptirt auch mit Vergnügen einen „alten Klingsberg". Erwacht dagegen bei dem alten Junggesellen der Johannistrieb, dann ist die „alte Scheune" schwer zu löschen, weil dieselben am heftigsten brennen.

Das weibliche Geschlecht scheint uns den Männern gegenüber sehr vorsichtig zu sein und auch edler, denn es gelang uns nicht, noch mehr Spottnamen für alte Hagestolze aufzufinden. Da nicht anzunehmen ist, daß die Männerwelt sich selbst mit wenig schmeichelhaften Bezeichnungen belegt, ist dies der beste Beweis für unsere Behauptung. Sollte aber eine unserer Leserinnen noch Spottnamen in petto haben, so bitten wir um deren Nennung, damit wir uns vollständig erkennen lernen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 10. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Eine demokratische Nation.

Von Dr. W. Kobelt.

Es gilt bei den Völkerkundigen fast für einen Glaubenssatz, daß Selbstverwaltung nur bei den Völkern germanischen Stammes gefunden werde, während die Romanen selbst in Republiken sich nicht von der straffen Centralisation freimachen können und für Slaven und Semiten der Despotismus die einzig mögliche Regierungsform sei. Dem gegenüber muß es uns ganz eigenthümlich berühren, wenn wir in den Bergen Nordafrikas ein zahlreiches Volk finden, das in Beziehung auf Durchführung der Selbstverwaltung und auch der demokratischen Regierungsform selbst den Engländern und Norwegern weit „über" ist, von uns Deutschen gar nicht zu reden, die wir leider im raschen Fortentwickeln nach dem Standpunkte der Romanen hin begriffen sind.

Das Volk, das wir im Auge haben, sind die Ureinwohner Nordafrikas. Obschon sie heute noch nach Millionen zählen und im entschiedensten Fortschreiten begriffen sind, haben sie es noch nicht einmal zu einem eigenen Namen gebracht; Berber nennen sie die Umwohner, nach dem griechischen Barbaros, das ursprünglich nichts anderes bedeutete als Menschen, deren Sprache der Grieche nicht verstand, durchaus nicht Barbaren in unserem Sinne. Die Franzosen bezeichnen sie mit den Arabern als Kabylen, aber auch das ist eigentlich kein Volksname und bedeutet Stämme. Die alten Schriftsteller nennen sie bald Maurusier, bald Mauretanier, aber in den meisten Fällen sprachen sie nur von einzelnen Stämmen; die Bergbewohner lebten eben damals schon wie heute noch, jedes Dorf oder jedes Thal für sich, und zur gemeinsamen Abwehr des Feindes in größeren Gruppen verbunden. Wir werden sie Berber nennen, obschon sie diesen Namen nicht lieben.

Europa ist mit diesen Stämmen erst in neuerer Zeit einigermaßen bekannt geworden, obgleich sie sich dem Abendlande schon zweimal sehr unangenehm empfindlich gemacht haben. Berber waren es, welche unter Hannibal Rom dem Untergang nahe brachten, und wiederum aus Berbern bestanden die Heeresmassen, welche unter Führung glaubenseifriger Araber das Gothenreich in Spanien zertrümmerten und das ganze westliche Europa unterjocht hätten, wenn ihnen nicht Karl Martell mit seinen Franken bei Poitiers und Tours Halt geboten hätte. Aber beide Mal fochten sie nicht unter eigenem Namen, und später kamen die Europäer nur mit den im Küstengebiete Nordafrikas herrschenden Arabern und Türken und mit den Mauren, den Nachkommen der Mischlingsbevölkerung der römischen Städte, in Berührung. Als die Franzosen 1830 dem Raubstaate des Dey von Algier ein Ende machten, wußten nur wenige Gelehrte, daß in den Atlasbergen eine von den Arabern grundverschiedene Rasse wohne, und die Franzosen haben diese Unkenntniß mit vielen Millionen Franken und mit hunderttausenden von Menschenleben bezahlen müssen. Sie lernten zwar den Berber, aus der großen Kabylie, dem Berglande östlich von Algier, bald genug kennen, denn diese kommen schaarenweise nach Algier als Tagelöhner, aber sie sahen in ihnen nur eine besonders schmutzige Sorte von Arabern, die nicht einmal Pferde hatten und so arm waren, daß sie sich zu Tagelohn hergaben. Erst als mit der Niederwerfung Abdel-Kaders die Unterwerfung der Araber vollendet war, fanden sie zu ihrer Ueberraschung, daß die Leute in den Bergen gar nicht daran dachten, sie als ihre Herren anzuerkennen, wenn sie auch ganz gern bereit waren, in Frieden mit ihnen zu leben. Aber der General Bugeaud hatte zu letzterem gar keine Lust; er forderte die freien Kabylen in der barschesten Weise zur Unterwerfung auf, und als sie sich weigerten, führte er sofort seine Truppen gegen sie und hauste mit Feuer und Schwert auf's unmenschlichste in ihrem Land. Nach verzweifeltem Widerstand siegten die besseren Waffen und die Disciplin der Franzosen, aber 25 Jahre lang folgte ein Aufstand auf den anderen, und sie alle wurden nur dadurch hervorgerufen, daß es den Franzosen unmöglich war, die Gemeindeeinrichtungen und die Selbstverwaltung der Kabylen zu begreifen, und daß sie darauf bestanden, sie durch despotische Häuptlinge regieren zu lassen, wie die Araber.

Der Unterschied zwischen dem schneebedeckten Dschurdschura, der Hochburg der Berber, und der glühenden Sahara ist aber nicht größer, wie der zwischen dem Berber und dem Araber. Der letztere, der auf algerischem Boden erst seit der Mitte des elften Jahrhunderts herumwandert, weiß es nicht anders, als daß sein erblicher Stammeshäuptling, der Scheikh, Kaid, Aga oder Baschaga, wie er je nach seinem Range heißt, unbedingte Gewalt über Leib und Gut hat, er wird selbst der schwersten Gewaltthat gegenüber nicht murren, und eine Empörung gegen seinen Herrn von Gottesgnaden liegt ganz außerhalb seines Gedankenkreises. Einem anderen, als seinem angestammten Häuptling, gehorcht er freilich nicht so, und die Franzosen können es auch jetzt noch nicht wagen, wenn sie einen unbotmäßigen Kaid absetzen, die Stelle einem anderen zu geben, als einem Mitglied der legitimen Familie. Ganz anders der Berber. Er kennt keinen Adel und keinen erblichen Einfluß, außer dem durch Reichthum und Freigebigkeit bedingten. Jedes Dorf ist eine Welt für sich, in ihm sind alle waffenfähigen Männer vollkommen gleichberechtigt, und der Amin oder Ortsvorstand, den sie sich wählen, hat nur die Beschlüsse der Gemeindeversammlung auszuführen, wie ein deutscher Dorfbürgermeister die des Gemeinderaths. Er muß sein Amt unentgeltlich verwalten, hat sogar nicht unerhebliche Auslagen dadurch und kann jeden Tag abgesetzt werden, sobald er der Gemeindeversammlung nicht mehr gefällt. Trotzdem finden sich für eine erledigte Stelle immer Bewerber genug, und der Kampf darum ist eben so heiß und wird genau mit denselben Mitteln geführt, wie bei einer deutschen Bürgermeisterwahl. Die Gemeindeversammlung, die Dschemah, wie sie gewöhnlich genannt wird, übt die souveräne Gewalt im Dorfe aus und hatte früher, als die Kabylen noch frei waren, selbst das Recht über Leben und Tod, letzteres freilich nur gegen Ortsfremde, denn das uralte Herkommen, der Kanun, gestattete gegen einen Mitbürger bei schweren Verbrechen wohl die Wegnahme des Vermögens und die Ausstoßung aus der Gemeinde, aber nicht die Todesstrafe. Die Dschemah stellt alljährlich das Gemeindebudget fest und muß wegen jeder kleinen Ausgabe befragt werden; nur zu Almosen wird dem Bürgermeister ein kleiner „Dispositionsfond" verwilligt. Sie spricht außerdem Recht und entscheidet in allen Streitigkeiten zwischen Gemeindegliedern, verhängt Geldstrafen, schreibt Gemeindesteuern aus, kurzum, sie übt die vollständige regierende Gewalt aus, aber stets innerhalb der Grenzen, die das Herkommen vorschreibt. Aber wie kein anderes Volk achten die Kabylen die Minorität. Kann sich die Dschemah über eine wichtigere Frage nicht einigen, so wird die Angelegenheit entweder vertagt, oder ein Schiedsrichter berufen, der Amin eines befreundeten Dorfes oder ein seiner Frömmigkeit wegen angesehener Marabut (Heiliger), und dessen Entscheidung fügen sich beide Parteien. Die meisten Angelegenheiten sind aber durch das Herkommen so bis in die geringsten Einzelheiten geregelt, daß ein Schiedsrichter nur selten nöthig wird.

Dem Bürgermeister zur Seite stehen ursprünglich als Polizei- und Ortsdiener, überhaupt zur Vollziehung seiner Befehle, die Temman. Ihre Stellung wird jedoch eine wesentlich andere als die unserer Polizisten dadurch, daß sie gleichzeitig die Vertreter der Geschlechter sind, in welche jedes Berberdorf zerfällt. Das Geschlecht, kabylisch Karruba genannt, ist die eigentliche Einheit des Berbervolkes; der einzelne Mann gilt nur als Glied seines Geschlechtes, und das Geschlecht tritt überall als ein Ganzes auf. Es gleicht in der Hinsicht ganz den Familienverbänden der Slaven, aber seine Einrichtung ist nicht wie dort, communistisch und patriarchalisch-despotisch, sondern jedes verheirathete Familienglied hat sein Privateigenthum, und der erwählte Vorsteher ist jederzeit an die Beschlüsse der Familienversammlung gerade so gebunden, wie der Anaïa an die seiner Dschemah. Der Geschlechtsvorsteher ist aber gleichzeitig auch Tamen (die Einzahl von Temman) und so kommt es, daß die Temman in minder wichtigen Angelegenheiten als eine Art Gemeinderath entscheiden, ohne die große Gemeindeversammlung damit zu bemühen. Die Temman und die Akil, die alten Graubärte, die sich zur Ruhe gesetzt haben, bilden in den meisten Kabylendörfern für gewöhnlich die Gemeindevertretung, aber gegen ihre Beschlüsse kann jederzeit an die Gesammtgemeinde appellirt werden.

Daneben verwaltet aber jede Karruba, jedes Geschlecht, seine Angelegenheiten selbständig, kein Fremder hat ihm hineinzureden und heute noch beansprucht es das Recht über Leben und Tod seiner Mitglieder. Mögen die Franzosen das auch als Mord strafen — ein Mädchen, das sich vergangen, wird von seiner Familie unerbittlich mit dem Tode bestraft, und auch die Blutrache übt das Geschlecht an seinem Feinde, unbekümmert um gesetzliche Folgen.

Nach außen steht das berberische Dorf festgeschlossen zusammen, gerade wie seine Häuser mit ihren Steinwänden eins ans andere gebaut sind, und nach außen eine ununterbrochene Mauer nur mit den nothwendigsten Eingängen bilden. Grund und Boden gehören dem Dorfe, freilich in anderer Weise, wie beim Araberstamme. Der Araber kennt kein Privatgrundeigenthum; der Boden ist untheilbar, er gehört dem Stamme, und bei den gemischten Stämmen, die etwas Ackerbau treiben, wird jedem Einzelnen alljährlich sein Antheil zugemessen oder er nimmt sich von dem großen Gebiet, auf welchem der Stamm seine Heerden weidet, soviel als er bebauen will. Beim Kabylen hat jedes Stückchen Land, und sei es noch so klein, seinen Herrn, wenn es nicht gerade Eigenthum einer frommen Stiftung ist oder Gemeindeeigenthum (Mechmel), welches mitunter mehreren Gemeinden gemeinschaftlich gehört und dann genau in derselben Weise verwaltet wird, wie die alten deutschen Markwälder. Aber ganz wie in unseren alten Zeiten darf kein Grundstück dem Dorfe entfremdet werden, kein Ausmärker Grundbesitz innerhalb der Gemarkung erwerben. Der Kabyle wacht darüber mit so eifersüchtiger Sorge, daß er, ganz entgegen seiner sonstigen Ansicht über die Stellung der Frau, seinen Töchtern kein Erbrecht zuerkennt und daß er innerhalb der Gemeinde dem Nachbar das unbedingte Vorkaufsrecht zuspricht.

Der Fremde, d. h. jeder nicht im Dorfe oder im Gebiete der nachher zu erwähnenden Dorfverbände Heimathsberechtigte ist innerhalb des Berberdorfes genau in derselben Weise rechtlos oder „friedlos", wie unter unseren Vorfahren zur Römerzeit, so lange ihm nicht ein Ortsbürger „seinen Frieden" gegeben hat. Was die alten Deutschen Frieden nannten, bezeichnet der Kabyle mit dem Ausdruck Anaïa, und jeder hat das Recht, dieselbe einem Fremden zu gewähren. Damit übernimmt er die Pflicht, ihn zu beschützen und im Nothfalle zu rächen, wie seinen nächsten Blutsverwandten, ja noch vor diesem. Die Anaïa ist die heiligste Verpflichtung, die der Berber kennt, und wo er noch unvermischt und frei ist, kann man sich ihm unbedingt anvertrauen, wenn er sie gegeben; sein Geschlecht, sein Dorf, sein Stammverband erkennen sich dadurch mitverpflichtet und werden lieber einen verzweifelten Kampf wagen, als sich nachsagen lassen, daß sie die Anaïa eines der Ihrigen hätten verletzen lassen. Würden ihnen ja doch sonst die Nachbarn, wo sie sich auf einem Markte oder bei einer Versammlung blicken ließen, den Packsattel eines Lastesels hinhängen, der ärgste Hohn, den ein Kabylendorf dem anderen bieten kann, denn er besagt: „ein solcher Sattel gehört für Euch." — Unter dem Schutz der Anaïa eines Stammes konnten früher die abgesetzten Deys von Algier ruhig ihre Tage beschließen, wenn es ihnen einmal gelungen war, den Dschurdschura, das Kabylenland, zu erreichen, sicher vor den Nachstellungen ihrer argwöhnischen Nachfolger. Nur unter dem Schutze der Anaïa waren früher und sind heute noch im freien Kabylenlande Handel und Wandel möglich. Wenn ein großer Markt stattfindet, genießen die demselben zuziehenden Händler und Käufer selbstverständlich die Anaïa des Stammes, auf dessen Gebiet der Markt stattfindet; unbekümmert durchziehen sie dann Gebiete, die sonst selbst für Heere unzugänglich sind und auf dem Suk, dem Markt, selbst begegnen sich die Glieder der feindlichsten Stämme friedlich wie unter dem Schutz des mittelalterlichen Gottesfriedens. Nur unter dem Schutze dieser geheiligten Einrichtung gelang es unserem Landsmanne Lenz auf seiner Reise nach Timbuktu das Gebiet der räuberischen Howara zu

durchwandern, und nur dem Marktfrieden hatte er es zu danken, daß er wieder aus dem Gebiet des fanatischen Fürsten von Sidi Hedscham herauskam, der ihn nicht während des Marktes zu tödten wagte und ihm dann vergeblich Mörder nachsandte.

Nun darf man aber nicht etwa glauben, daß der Ortsfremde, weil rechtlos, auch thatsächlich vogelfrei sei. Zwar die Uled Rif, die gefürchteten Rispiraten in den Gebirgen längs der Nordküste von Marokko, und die freien Amazirghen im hohen marokkanischen Atlas schlagen einen Fremden, der ohne Erlaubniß in ihr Gebiet eindringt, einfach todt, da sie ihn für einen Spion halten, der ihre eifersüchtig behütete Unabhängigkeit antasten will. Der Kabyle aber bewegt sich auch bei ihnen, wenn gerade keine Fehde im Gange ist, vollständig sicher. Kommt er in ein fremdes Dorf, so sagt er dem ersten, der ihm begegnet: Dhif Allah, d. h. ich komme als Gast Gottes. Dann wird ihn dieser entweder in sein eigenes Haus führen oder er bringt ihn zum Ortsvorsteher, damit dieser ihn dem Hause zuweise, welches an der Reihe ist, den Gast zu beherbergen. Die Gastfreundschaft ist nämlich im ganzen Berberlande streng nach dem Herkommen geregelt und Pflicht der Gemeinde; die Beherbergung der Gäste geht reihum, der Omin hat dafür zu sorgen, daß der Gast gebührend bewirthet wird und er ist bei Strafe verpflichtet, die Familie, an welche zunächst die Reihe kommt, rechtzeitig zu benachrichtigen, damit sie für Vorräthe sorgen kann. Nie wird ein Gast abgewiesen, und in Algerien kann jeder Fremde im Kabylengebiete sich eben so sicher bewegen, wie irgendwo in Deutschland. Die Verpflegung ist zwar nach unseren Begriffen nicht gerade glänzend zu nennen, aber dem Fremden wird immer noch Besseres geboten, als der Einheimische selbst zu genießen gewohnt ist; der Kuskussu, das Nationalgericht, wird ihm aus Weizenmehl bereitet, während der ärmere Kabyle dazu gewöhnlich nur Gerstenmehl verwendet.

Das Herkommen regelt auf's genaueste nicht nur die Rechte, sondern auch die Pflichten jedes Einzelnen, sowohl gegen die Gesammtheit, als gegen seine Nachbarn. Alle Gemeindearbeiten werden in der Frohnde ausgeführt, und als Maßstab für die Leistung jeder Familie gilt deren Grundbesitz. Gleichfalls nach dem altherkömmlichen Maßstab werden die Gemeindesteuern vertheilt, und innerhalb jedes Geschlechtes besorgt der betreffende Tamen die Vertheilung und Erhebung der Aufsicht im Felde und an den Bewässerungsgräben, die Unterstützung bei Bauten und größeren Unternehmungen. Alles ist bis in die geringsten Einzelheiten geregelt, und ganz besonders gilt das von der Armenpflege, an deren Einrichtung sich mancher „civilisirte" Staat ein Muster nehmen kann.

Oberster Grundsatz der Armenpflege ist, daß jedes Geschlecht für seine Arbeitsunfähigen, für seine Wittwen und Waisen zu sorgen hat. Nur wenn es leistungsunfähig ist oder bei ganz besonderen Nothfällen, und ganz besonders bei Hungersnöthen, tritt die Gemeinde ein. Es giebt wenige Berbergemeinden, in denen nicht besondere Fonds, Feigenanpflanzungen und Oelbäume existiren, deren Ertrag ausschließlich für die Armen bestimmt ist. Aber auch außerdem fällt ihnen von jeder Ernte ein bestimmter Antheil zu, bei Hochzeiten und Familienfesten sind sie selbstverständlich als Gäste geladen, und endlich bekommen sie ihren vollen Antheil bei den öffentlichen Fleischvertheilungen. Diese, die sogenannten Thimescheret, sind eine den Kabylen eigenthümliche und höchst merkwürdige Einrichtung. Der Kabyle ist nämlich im Durchschnitt sehr arm, wie es bei den Bewohnern eines wenig fruchtbaren und übervölkerten Gebirgslandes nicht anders sein kann; er lebt sehr kümmerlich und nährt sich hauptsächlich von Gerstenschrot, getrockneten Feigen und Olivenöl. Fleisch ist ihm eine große Seltenheit und eben darum ein hochgeschätzter Leckerbissen. Damit ein Jeder doch manchmal dieses Genusses theilhaftig werde, veranstaltet jedes Dorf von Zeit zu Zeit eine Fleischvertheilung und verwendet zum Ankauf des Schlachtviehes die angesammelten Strafgelder; und wie bei uns die Candidaten für's Bürgermeisteramt sich durch einen freien Trunk beliebt zu machen suchen, veranstalten sie im Berberland Fleischvertheilungen. Dann kommt die ganze Gemeinde zusammen und sondert sich, dem Herkommen entsprechend, in Gruppen oder auch in Geschlechter. Die Temman haben mittlerweile das Vieh zerlegt und das Fleisch in so viele Theile gesondert, als Gruppen da sind. Dann nimmt der Amin von jeder Gruppe einen gezeichneten Stab, mischt sie in einem Gefäß durcheinander und giebt das Gefäß den Temman, die zu jeder Fleischportion ein Zeichen legen. Damit wird jeder Streit vermieden und jede Ungerechtigkeit unmöglich gemacht. Wollen ein paar Familien für sich ein Stück Vieh schlachten, so müssen sie das bei Strafe der Confiscation dem Amin anzeigen und den Armen und Kranken einen bestimmten Antheil unentgeltlich abgeben. Muß ein erkranktes Stück Vieh geschlachtet werden, so ersetzt die Gemeinde dem Eigenthümer den Verlust und das Fleisch wird vertheilt.

Dem Kabylen ist die Pflicht, für die Armen und Hungernden zu sorgen, so tief ins Bewußtsein eingedrungen, daß seine einfache Armenpflege selbst in Zeiten allgemeiner Noth sich ausreichend erwiesen hat. In den Hungerzeiten, die Nordafrika immer wieder einmal heimsuchen, sobald die Winterregen ausbleiben, ist es niemals vorgekommen, daß ein Kabyle Hungers gestorben wäre, und auch von den in Unmasse ihrem Lande zuströmenden Bettlern ist keinem die Nahrung verweigert worden. So geizig der Kabyle sonst ist, er hat lieber die letzten vergrabenen Stücke hervorgeholt, als daß er seinem Dorfe hätte nachsagen lassen, es habe irgend jemand die Gastfreundschaft verweigert.

Mit seiner ganz einfachen, nur auf das Dorf selbst beschränkten Organisation hat der Kabyle Jahrtausende überdauert und den Karthagern, den Römern, den Vandalen, den Arabern und Türken erfolgreich Widerstand geleistet. Er hat kein Bedürfniß zu höherer staatlicher Organisation empfunden, nur daß benachbarte Dörfer sich enger zusammengeschlossen haben und daß die stammverwandten Dörfer sich durch Bündnißverträge zu gemeinsamer Abwehr feindlicher Angriffe verbanden. Solche größere Verbände, von den Berbern in Dschurdschura als Urakebilt, von den Franzosen als Confédération bezeichnet, bestehen seit Urzeiten, und wir finden sie unter denselben Namen noch in denselben Thälern, in denen sie vor über zweitausend Jahren die ältesten Schriftsteller nennen; trotz ihrer Einfachheit, oder vielleicht gerade wegen derselben, haben sie alle Völkerstürme überdauert. Ueber sie hinaus zu einer Staatenbildung sind aber die Berber nie vorgeschritten, und selbst da, wo sie Häuptlinge haben, wie bei den räuberischen Tuareg der Sahara, ist deren Stellung keine andere, wie die der deutschen Häuptlinge in der Völkerwanderung, und sie sind für alle wichtigeren Beschlüsse an die Zustimmung der freien Männer gebunden.

Ohne schwere Kämpfe ist es freilich nicht abgegangen, und innere Fehden sind unbeschadet des Zusammenhaltens nach außen bei den Berbern nicht nur keine Seltenheit, sondern eigentlich geradezu die Regel. Kaum ein Dorf, das nicht in zwei Parteien gespalten wäre, sogenannte Soffs, deren Mitglieder durch Eidschwüre aneinander gebunden sind und die sich bei allen Wahlen auf's erbittertste bekämpfen. Kaum irgendwo zwei Nachbardörfer, die nicht schon einmal eine erbitterte Fehde miteinander ausgefochten hätten. Die Ursache dafür ist meistens die Blutrache, die Rebka, jedem Berber die heiligste Pflicht. Ist einmal ein Mord vorgekommen, und das ist bei dem rachsüchtigen Character der Berber keine Seltenheit, so kann nur Blut ihn wieder sühnen, und so spinnt sich die Fehde endlos weiter. Für jede Partei tritt der betreffende Soff ein, die Nachbardörfer mischen sich ein, und so kommt es schließlich zu einem förmlichen Bürgerkriege. Erst wenn der Kampf zu lange dauert oder eine solche Ausdehnung gewinnt, daß den Nachbarstämmen das ganze Volk bedroht erscheint, mischen diese sich ein, sie werfen, wie der Kabyle sagt, ihre Anaïa dazwischen, gebieten Frieden und laden die Parteien zu einer Versammlung. Bei dieser kommt es fast immer zu einer Versöhnung; die Todten werden gegen einander abgerechnet, für die, welche eine Partei mehr verloren hat, wird der Blutpreis bezahlt, und es herrscht wieder Friede.

Neben der Blutrache und unabhängig von derselben besteht aber noch das Gericht der Gemeinde. Es straft den Mörder mit Geld, mit mehr oder minder langer Verbannung, mit Confiscation seines Vermögens und Niederreißung des Hauses. Ist er aber ein Ortsfremder und wird ergriffen, so muß er sterben; wie im Alterthum bei den Juden wird er gesteinigt, und jedes Gemeindemitglied muß einen Stein werfen, damit Niemand wissen kann, wer den tödtlichen geworfen, und eine Blutrache unmöglich ist.

Als die Franzosen nach langem Kampfe endlich die große Kabylie erobert und unterworfen hatten, dachten sie nicht daran, sich eingehender um die Gebräuche ihrer neuen Unterthanen zu bekümmern; sie behandelten dieselben vielmehr nach der bei den Arabern erprobten Schablone, setzten jedem Dorf einen arabischen Scheikh, jeder Confederation einen Kaid oder einen Aya, und diese wirthschafteten genau wie im Araberland. Aufstände ohne Zahl waren die Folge, obschon die Berber schließlich den Chassepots unterlagen. Erst die Republik hat einen anderen Weg eingeschlagen; sie läßt den Kabylen ihre Selbstverwaltung und ihr eigenes Gericht, und nur das Recht über Leben und Tod hat sie der Gemeindeversammlung abgenommenn; die gemeinsamen Angelegenheiten größerer Districte regelt unter dem Vorsitz eines französischen Beamten eine Versammlung der Amins, die unseren Kreistagen entspricht, die Schkaïa. Der Erfolg ist ein überraschender gewesen: an keinem der seit 1871 versuchten Araberaufstände haben die Kabylen theilgenommen, ruhig sitzen sie in ihren Bergen und pflanzen Oelbäume und Feigen, und wer zu Hause übrig ist, sucht Arbeit und Verdienst bei einem Colonisten. Gerne sehen sie europäische Lehrer in ihren Dörfern und legen sich selbst Steuern auf, um sie zu besolden. Während der Araber sich durchaus ablehnend gegen die Civilisation verhält und in Folge davon an Zahl und Besitz fortwährend zurückgeht, hält der Kabyle nicht nur seinen Besitz fest, sondern er dehnt ihn aus, und die Seelenzahl nimmt in einem Grade zu, daß es heute schon manchem Franzosen bedenklich wird. Vorläufig ist er noch ein werthvoller Verbündeter und hilft den unruhigen Araber Schritt für Schritt zurückdrängen in die Wüste, in fünfzig Jahren wird er mit dem Franzosen allein das fruchtbare Land vor dem Atlas bewohnen, und dann wird er wohl, und diesmal unter Führern seines Stammes, den Kampf auch mit diesen aufnehmen, und es wird den Franzosen dann nicht so leicht werden wie früher, Sieger über die Demokraten aus dem Atlas zu bleiben.

Schiller's Lyrik und ihr Verhältniß zur Musik.

Von Oscar Mokrauer-Mainé.

Das Lied des Dichters erhält erst sein wahres Leben, wenn es aus Sängersmund erklingt, alsdann wird erst der versteckt glimmende Funke, der ihm des Dichters Geist verliehen, wach und zur Flamme entfacht, die dem Zuhörer bis in das Innerste seines Herzens dringt und es zur hellen, lautjubelnden Begeisterung treibt. Die beiden Künste, Lyrik und Musik, sind Schwesterkünste, beide dem gottbegeisterten Herzen des Genies entstammend, und darum müssen sie Hand in Hand in inniger Vereinigung gehen, sollen sie den Menschensohn seiner irdischen Sorgen entrücken. Den Gefühlsbewegungen des dichterischen Geistes folgt deshalb so gern der Componist und verleiht ihnen Ausdruck in den Tönen, der ureigensten Sprache der Menschheit.

Die bedeutendsten lyrischen Producte sind in Musik übertragen worden, und nicht nur einmal, sondern immer wieder und wieder wurden sie dem Musiker der Prüfstein seines Könnens und Wissens, und stets von neuem haben sie die Muse des Tonkünstlers zum Sange begeistert.

Wir erinnern hier nur an Goethes, Heines, Eichendorffs, Körners, Uhlands u. s. w. Dichtungen, die zahlreiche und recht bedeutende Toninterpreten gefunden haben und in das sangesfreudige, deutsche Volk eingedrungen sind, das sich an dem Borne ihrer Weisen erlabte und in ihnen Wonne und Lust und Tröstung fand.

Die Lieder unseres erhabenen Altmeisters Goethe sind namentlich vielmals von berufenen Künstlern componirt worden, und ihnen hat Schubert einen ganzen Cyklus, den sogenannten Goethecyklus, geweiht, die überall, wo nur ein deutscher Sangesmund erschallt, des Dichters und des Componisten Ruhm lobspendend preisen; es muß uns daher Wunder nehmen, daß nur so wenige der Schillerschen Gedichte, unseres zweiten großen Dichterheros, in musikalischer Hinsicht diese Verbreitung genommen. Haben sich denn nur eine so geringe Anzahl von Componisten an ihnen versucht? O nein! An die zweihundertvierunddreißig Componisten haben gegen fünfhundert Compositionen zu zweiundachtzig Schillerschen Gedichten und Monologen geschrieben; aber an der Schillerschen Lyrik scheiterte der tonkünstlerische, der musikalisch denkende Geist.

Die Gedichte Schillers sind weniger zum Gesange, als vielmehr zur Declamation geeignet. Seine Lyrik ist pathetisch-rhetorischen Characters, die Sprache an Bildern und Gleichnissen reich und üppig, enthaltend eine Fülle von tiefen Ideen und Reflexionen, die Form der Strophen weitschweifig und lang ausgedehnt, und oftmals bietet auch das Metrum ein Hinderniß.

Schiller dichtete nicht, wie Goethe, in Rücksicht auf spätere Composition. Schillers Ansichten über die Musik und deren Wesen waren auch nur dürftig, wenn nicht vielleicht sogar unklar, ganz im Gegensatz zu seinem großen Zeitgenossen, dessen universeller Geist sich auch auf musikalischem Gebiete bethätigte. Goethe schrieb 1826 einen Entwurf einer allgemeinen Tonlehre, der schon Meinungen enthielt, deren Richtigkeit erst fünfzig Jahre später durch M. Hauptmanns „Die Natur der Harmonik und Metrik" (1853) und durch Helmholtz's „Lehre der Tonempfindungen" (1863) erwiesen ward.

Bekanntlich hat Zelter, der Begründer der bedeutenden Zelterschen Liedertafel in Berlin, sehr viele Gedichte Goethes, mit dem ihn die innigste Freundschaft verband, in Musik gesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß der berühmte Vocalcomponist auch Gedichte Schillers in Musik übertrug, aber auch er beklagt sich in einem Briefe vom 7. April 1802 über die Schwierigkeiten in der Schillerschen Lyrik, mit denen er zu kämpfen hatte:

„Mit Schillers vier Weltaltern bin ich vielleicht glücklicher gewesen, wenigstens habe ich erlangt, was ich machen konnte. Auch habe ich dieser Tage wieder eine von Schillers Romanzen in Musik gesetzt, der Kampf mit dem Drachen, womit ich zufrieden sein muß, weil die zwölfzeiligen Strophen von unendlicher Schwierigkeit für die Modulation sind. Wäre das Gedicht nicht so lang, daß der Sänger beinahe dabei erliegt, so würde ich es unter meinen Arbeiten dem Taucher an die Seite setzen."

Mit demselben Glücke hatte Zelter den Taucher und das Reiterlied componirt. Goethe lobt insbesondere das letztere in einem Schreiben vom 10. März 1813 an seinen Freund Zelter:

„Alle Freunde gedenken Ihrer mit Enthusiasmus, welcher durch die gestern erst wieder angeführten neuen Compositionen des Reiterliedes und der Zwerge aufs neue angefacht worden. Schiller dankt sehr lebhaft."

Und auch über andere Lieder Zelters zu Schillerschen Texten spricht sich der Altmeister sehr anerkennend aus, so im Briefe vom 21. December 1809:

„Die Schillerschen Sachen sind ganz vortrefflich gefaßt. Die Composition supplirt sie, wie eigentlich jedes Lied durch die Composition erst vollständig werden soll. Hier aber ist es ganz was eigenes. Der denkende oder gedachte Enthusiasmus wird nun erst in das freie und liebliche Element der Sinnlichkeit aufgehoben oder vielmehr aufgeschmolzen. Man denkt und fühlt und wird hingerissen."

Desgleichen war es die Absicht Zelters, das bedeutendste Gedicht Schillers, die Glocke, in Musik zu setzen; aber es blieb eben nur bei dem Wollen, die Composition selbst ist niemals zur Ausführung gekommen, wiewohl ihn Goethe wiederholentlich dazu anregte.

In einem Briefe vom 4. August 1805 gab ihm Goethe folgende Rathschläge: „Ich stelle die Glocke Schillers dramatisch vor und ersuche Sie dazu um Ihren Beistand. Lesen Sie das Gedicht durch und schicken Sie mir eine passende Symphonie dazu von irgend einem Meister. Dann wünschte ich in der Mitte des fünften Verses, den der Meister spricht, nach den Worten: „betet einen frommen Spruch" einen kurzen Chorgesang, zu dem die Worte

In allem, was wir unternehmen,
Sei Deine Gnade, Herr, uns nah'

zum Texte dienen könnten. Darauf würden die folgenden vier Zeilen bis „Schießts mit feuerbraunen Wogen" wieder gesprochen, darauf aber der Chor wiederholt oder, wenn sie wollen, musikalisch weiter ausgeführt. Zum Schlußchor wünschte ich die Worte: vivos voco, mortuos plango, fulgura frango in einer Fuge zu hören, die, insofern es möglich wäre, das Glockengeläute nachahmt und sich der Gelegenheit gemäß in mortuos plango verlöre.

Man beachte, wie musikalisch richtig und von welcher dramatischen Lebendigkeit sich Goethe die Wiedergabe der Glocke gedacht hat.

Goethe bat seinen Freund, als die Composition noch immer auf sich warten ließ, zum zweiten Male darum am 12. October 1805, aber vergebens, denn, obwohl sich Zelter nach seinen Schreiben vom 26. October und 14. December desselben Jahres, sowie vom 12. Januar 1806, daran macht, wurde die Glocke niemals vollendet.

Aber andere, und zwar viele und recht bedeutende Meister haben das musikalisch bewegte Leben, das in dem großen Werke Schillers ruht, zu wecken gewußt. Das Lied von der Glocke haben componirt Eckersberg, Hucka, Adam, Romberg, Andr. Haslinger, Lindpaintner, Stör, Max Bruch; von letzterem ist wohl die bedeutendste aller dieser Compositionen und vor kurzem schuf sogar ein Franzose, Vincent d'Indy, eine Composition zu diesem Meisterwerk deutscher Lyrik, die insofern bemerkenswerth ist, als d'Indy gewissermaßen eine musikalische Illustrirung der Glocke versucht hat. Einzelne musikalische Bilder (tableaux), wenn man hierbei davon sprechen kann, wie Taufe, Volksfest, Aufruhr, Feuersbrunst u. s. w. sind die Hauptpfeiler des Werkes, das ganz wörtlich chant de la cloche (Lied von der Glocke) benannt ist.

Was Zelter für Goethe war, das war Johann Rudolph Zumsteeg (geb. 1760 gest. 1802) für Schiller, mit dem er die Solitude in Stuttgart besucht und dessen innige Freundschaft er sich durch sein zartes, seelenvolles Cellospiel gewonnen hatte. Wenn wir bisher seiner weniger gedachten, so geschah es deshalb, weil wir den directen Einfluß des Dichters nur aus seinen Compositionen ersehen können, weniger aus Briefen, wie bei Zelter und Goethe. In Zumsteeg hat Schiller wohl einen seiner beredtsten Toninterpreten gefunden und gern vertraute er ihm seine Gedichte zur Composition an. Die Lieder zu den Räubern waren Zelters erste Compositionen, die er in die Oeffentlichkeit brachte; es folgten noch zahlreiche Lieder zu Schiller'schen Texten — das bekannteste ist wohl das Reiterlied aus Wallensteins Lager geworden — und Balladen, von denen Ritter Toggenburg die weiteste Verbreitung gefunden hat. Ueber den Einfluß, den Schiller auf die Zumsteeg'sche Muse ausgeübt, äußert sich ein geistreicher Musiker folgendermaßen, wobei wir auch die eben ausgesprochene Ansicht in Betreff des lyrischen Characters der Schiller'schen Gedichte bestätigt finden:

„Von so großem Vortheile sein vertrauter Umgang mit Schiller für seine künstlerische Ausbildung war und sein mußte, und so sehr die zu einer wahren und heiligen Sympathie gewordene Innigkeit unter den beiden Freunden in Zumsteeg den Sinn für das eigentliche Höhere, Bessere, und Edlere in der Kunst rege machte und stets lebendig erhielt, so glauben wir dennoch gerade diesem merkwürdigen Einfluße Schillers auf die Richtung des Zumsteeg'schen Talentes auch die Mängel zuschreiben zu müssen, an welchem der letztere vom ersten Augenblicke seiner Productivität an unverkennbar litt. Wir meinen den Mangel eines durch die ganze Tondichtung pulsirenden und sie durchweg belebenden lyrischen Elementes."

Von andern bedeutenden Componisten, die sich vornehmlich Schillerscher Texte zur Bearbeitung bedient haben, seien erwähnt die beiden Zeitgenossen: Bernhard Anselm Weber (geb. 1766 gest. 1821) und Andreas Romberg (geb. 1767 gest. 1821). Ersterer componirte mehrere Schauspielmusiken zu Schillerschen Dramen: zu Tell, aus dem seine beiden Lieder: „Mit dem Pfeil und Bogen" und „Rasch tritt der Tod den Menschen an" wahrhaft Eigenthum des Volkes wurden, zur Jungfrau von Orleans und zur Braut von Messina; desgleichen setzte er den Gang zum Eisenhammer in Musik.

Romberg componirte mit Vorliebe Texte von Schiller. Außer seiner schon erwähnten Glocke schrieb er Tonwerke über Schillers „die Macht des Gesanges", „die Harmonie der Sphären", der „Graf von Habsburg" u. s. w., die sämmtlich einen Weltruf erlangt haben. Es ist bedauerlich, daß jene herrlichen Schöpfungen jetzt nur noch so selten in Concertsälen zur Ausführung gelangen. Sie sind allen den Werken, die jetzt in der Mode sind, vollständig ebenbürtig, wenn nicht gar über.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Schubert, unser größter Liedercomponist, Schillers Ballade „die Bürgschaft" auch zu einem musikalischen Kunstwerk gestaltet hat, und desgleichen ist von ihm das allbekannte, durch seine Schlichtheit so rührende und zum Herzen sprechende Lied der Thekla (Piccolomini III, 7) „der Eichwald brauset."

Auch Beethovens gigantische Muse hat sich der Schillerschen Ode „An die Freude" bedient und sie in seinem hervorragendsten Werke, das gleich einem Coloß noch unerreicht dasteht, in seiner neunten Symphonie verwerthet. Laut jubelnd tönt im Finale das „Freude schöner Götterfunken", verkündend die Versöhnung der Gottheit mit dem Menschen und in ihm hat Beethoven sich selbst und dem Dichter geschaffen ein monumentum aere perennius.*)

*) Denkmal dauerfester denn Erz.

Ueber Fischzucht.

Von Dr. Anton Reichenow.

Bei der hohen volkswirthschaftlichen Bedeutung der Fische als Nahrungsmittel hat man Bedacht genommen, der in allen cultivirten Ländern allmählich eintretenden Verminderung derselben in freien Gewässern vorzubeugen und den entstandenen Abgang künstlich zu ersetzen. Ersteres geschieht durch Schongesetze, welche entsprechend den Bestimmungen des Jagdschutzes das Fischen zur Laichzeit, den Fang der jungen Brut bis zur bestimmten Größe und die Anwendung von Fangarten, welche Massen von Fischen gleichzeitig vernichten und zur vollständigen Verödung der Gewässer beitragen müssen, verbieten. Wenngleich derartige gesetzliche Regelung segensreich für den Fischbestand der Gewässer wirkt, so können durch dieselbe doch die bedeutsamsten Schäden abgewendet werden, welche der Fischerei durch die Cultur, die größte Feindin der Natur, drohen. Das Eindämmen der Gewässer, Regulirung der Ufer, wodurch der Pflanzenwuchs an denselben entfernt und die daselbst sich sammelnde Nahrung den Fischen genommen wird, sowie die seichten Laichstellen verschwinden, das Verderben des Wassers durch Einführen schädlicher Bestandtheile aus Fabriken, der starke Wellenschlag, welchen Dampfschiffe verursachen, wodurch der Laich auf das Ufer geschleudert wird, dies alles wirkt langsam aber stetig vernichtend auf die Fischbestände. Solchen unvermeidlichen Abgang sucht man durch künstliche Mittel zu ersetzen. Die künstliche Fischzucht, zahme Fischerei oder Teichwirthschaft, ist nicht eine Erfindung der Neuzeit, denn schon im 16. Jahrhundert haben Karpfenteiche in Deutschland bestanden, und seit viel älterer Zeit ist die Kunst, Fische zu züchten, bei den Chinesen bekannt. In Europa, speciell in Deutschland, hat man jedoch erst in neuester Zeit die Nothwendigkeit rationeller Fischwirthschaft und die Rentabilität derartiger Anstalten erkannt. Die wichtigsten Fischarten, mit deren Zucht sich die jetzige Teichwirthschaft befaßt, sind: die Karpfen (Cyprinus carpio) als der vorzüglichste, der Schlei (Tinca vulgaris), der Goldfisch (Carassius auratus), welcher für Aquarien gezüchtet wird, der Zander (Lucioperca sandra), der Hecht (Esox lucius), der Barsch (Parca fluviatilis), die Bachforelle (Salmo fario), der Saibling (Salmo salvelinus), die Schmerle (Cobitis barbatula). Die wohlschmeckenden Maränen (Coregonus), von welchen eine größere Anzahl von Arten in unseren Gewässern vorkommt, erfolgreich zu züchten, ist bisher nicht gelungen, da dieselben nur in Seen von bedeutender Tiefe zu gedeihen scheinen. Die Anlagen für die Zucht weichen natürlich je nach der Natur der zu züchtenden Fischart nicht unerheblich von einander ab. Dem Princip nach bestehen dieselben aus flachen, zwei bis drei Fuß tiefen Teichen, welche entweder durch fließendes Wasser, Bäche, gespeist werden, mit Quellen versehen sind oder durch Schneewasser gefüllt werden und so angelegt sind, daß sie zeitweise vollständig trocken gelegt werden können. In der Mitte jedes Teiches befindet sich eine Vertiefung von mehreren Fuß, Winterlager oder Fischgrube genannt, in welche die Insassen bei Fallen des Wassers oder im Winter bei Frost sich zurückziehen können. Forellenteiche sind zweckmäßig mit schnell fließenden Bächen zu verbinden und müssen z. Th. steinigen Grund haben; die Schmerlen beanspruchen besonders eingerichtete Gruben. Je nach der speciellen Bestimmung unterscheidet man Streichteiche, Streckteiche und Abwachs- oder Hauptteiche. Die erstgenannten dienen zur Züchtung der jungen Fischchen und müssen durchaus frei sein von Raubfischen und Fröschen, die Laich und junge Brut verzehren. In diese Teiche setzt man die Samenfische behufs Laichens ein. Nachdem die jungen Fischchen einigermaßen herangewachsen sind, kommen sie in den Streckteich und zuletzt in den Haupt- oder Abwachsteich, welcher eine größere Tiefe hat und wo die Insassen zu marktfähigen Stücken herangemästet werden. Zur Fütterung der jungen Brut, sofern die Teiche nicht genügende natürliche Nahrung liefern, werden Maden und Würmer, rohes Gehirn von Kälbern und Schafen, Quark und zermahlene Leber benutzt. Die Chinesen füttern auch mit einem Teig aus gequetschten gekochten Bohnen und Gerstenkleie. Große Fische erhalten Lunge und Leber von Schlachtvieh, Fischfleisch, auch zermahlenes Pferdefleisch; zum Mästen der Karpfen benutzt man Küchenabfälle aller Art, Malzreste aus Brauereien und den Mist von Schweinen und Rindvieh.

Anstatt Samenfische einzusetzen und laichen zu lassen, wendet man in neuerer Zeit mit größerem Erfolge künstliche Befruchtung an und erzielt damit viel mehr befruchtete Eier als mit dem Laichen der Fische im Freien. Die künstliche Befruchtung geschieht in der Weise, daß man durch langsamen streichenden Druck auf den Leib des Fisches, vom Kopf gegen den Schwanz zu Rogen (Eier) und Milch (Samen) in eine Schale hineinfließen läßt und mit einander mischt. Früher strich man Eier in ein mit Wasser gefülltes Gefäß („nasse Befruchtung"), jetzt wendet man hingegen die „trockene Befruchtung" an, indem man zuerst Milch und Rogen mischt und erst danach Wasser zusetzt. Der Grund dafür, daß auf diese Weise eine vollständigere Befruchtung erreicht wird, liegt darin, daß das Eichen nach seinem Austreten Wasser auffaugt, und damit die Fähigkeit, die Spermatozoen aufzunehmen, verliert. Auch sterben letztere sehr schnell, etwa in 2 Minuten im Wasser ab, dagegen soll die Milch, in einem verschlossenen Gefäße trocken aufbewahrt, mehrere Tage ihre befruchtende Eigenschaft behalten. Es ist hiermit auch erklärlich, daß künstliche Befruchtung viel mehr entwicklungsfähige Eier liefert als das natürliche Laichen. Nachdem man Rogen und Milch hat zusammenfließen lassen und durch Schwenken des Gefäßes gemischt, werden die Eier durch wiederholtes Zusetzen von reinem Wasser abgewaschen und hierauf in den Brutapparat gebracht.

Man bezieht übrigens auch bereits befruchtete Eier aus mehreren Privatanstalten, sowie namentlich aus der kaiserlichen Fischzuchtanstalt in Hüningen. Dieselben lassen sich, wenn die Augen des Embryos eben sichtbar geworden sind, in Schachteln mit feuchtem Moos, Schwämmen u. dergl, sehr leicht versenden.

Die Brutkästen sind Tröge aus Holz oder besser aus Stein mit möglichst glatten Wänden, welche beständig von klarem Wasser durchflossen werden und in welchen die Eier auf Rosten aus dünnen Glasstäben oder auf Sieben von Messingdraht wenige Centimeter unter der Oberfläche des Wassers sich befinden. Die erkrankten Eier sind sorgfältig vermittelst einer Pincette zu entfernen, da dieselben sonst auch andere anstecken und verderben. Die Entwicklungszeit des Embryo ist je nach der Art des Fisches und der Temperatur sehr verschieden. Karpfeneier sind bei einer Temperatur von 15^0 in 8 Tagen zum Ausschlüpfen reif. Forelleneier entwickeln sich nach Metzger bei 3^0 R. in 122, bei 4^0 in 96, bei 6^0 in 67 Tagen, nach Stephan bei 10^0 R. in 32 Tagen. Das ausgeschlüpfte Junge trägt in einer sackförmigen Ausstülpung des Bauches Dotter bei sich, von welchem es zehrt, so daß es mehrere Wochen bis 2 Monate ohne Nahrungsaufnahme von außen sich weiter entwickelt. Sobald der Dotter aufgezehrt ist, das Säckchen verschwindet, wird die junge Fischbrut in die Teiche gesetzt und, wenn die Natur nicht genügende Nahrung liefert, wie angegeben künstlich ernährt.

Die Fische haben unter den verschiedensten Thiergruppen viele Feinde. Als die schädlichsten Fischräuber sind zu nennen unter Säugethieren: der Fischotter (Lutra vulgaris), Nörz (Vison lutreola), Wasserspitzmaus (Crossopus fodiens), Wasserratte (Hypudaeus amphibius); von Vögeln: Fischreiher (Ardea cinerea), Cormoran (Graculus carbo), Möven, Seeschwalben und Taucher. Auch das Wasserhuhn (Fulica atra) frißt gern Fischlaich, ebenso Schwäne und Enten. Sehr schädlich ist ferner der Fischadler (Pandion haliaetus) und der schwarze Milan (Milvus migrans). Der Eisvogel (Alcedo ispida) ist ebenfalls an künstlichen Fischzuchtanstalten nicht zu dulden; auch der Wasserschmätzer frißt zeitweise (im Herbst) junge Fischchen, doch dürfte der Schaden, welchen diese Vögel verursachen, nicht derartig ins Gewicht fallen, um sie zu ächten und die anmuthigen Thiere,

welche unseren Gebirgsbächen zur höchsten Zierde gereichen, auszurotten. Frösche, besonders der große Teichfrosch (Rana esculenta), fressen Laich und auch Fische, soweit sie dieselben bewältigen können. Unter den Insecten sind verschiedene Wasserkäfer und deren Larven als Fischfeinde zu nennen, besonders Dytiscus marginalis und latissimus, da sie am Leibe selbst größerer Fische sich festklammern und tiefe Löcher in deren Körper fressen. Auch von Parasiten, welche auf der Haut unter den Flossen und an den Kiemen sich aufhalten, haben die Fische viel zu leiden. Es sind dies kleine, der Familie der Parasita angehörende Krebse. Auf der Haut der Karpfen lebt die sogen. Karpfenlaus (Argulus foliaceus), auf Maränen A. coregoni. Gefährlich werden jedoch wenige dieser Schmarotzer, nach den Beobachtungen von dem Borne's die Lernaeocera cyprinacea den kleinen Forellen im ersten Sommer. Derselbe Züchter erfuhr, daß ein Bandwurm den Tod junger Forellen verursachte, wobei deren Leib blasenartig aufschwoll.

(Encyclopädie der Naturwissenschaften.)

Mannichfaltiges.

Die Seeräuber einst und jetzt. Der ungeahnte Aufschwung, welchen der Handel in den atlantischen und pacifischen Fahrbahnen im 15. und 16. Jahrhundert erlangte, veranlaßte bald eine große Anzahl abenteuerlichen Gesindels und auch hochgestellte Leute, hieraus Nutzen zu ziehen, um Seeraub zu treiben. Die Erscheinung der Vitalienbrüder, welche in der Blüthezeit der Hansa die nordischen Meere unsicher machten, wiederholte sich auf der westlichen Erdhälfte. Einen besonderen Vorschub erhielt diese Piraterie noch durch die allgemeine Unsicherheit jener Zeiten, durch den Neid der Engländer, Franzosen und Holländer auf die Spanier, welche Westindien, Centralamerika nebst einem großen Theil von Südamerika als ihr Eigenthum betrachteten und alle fremden Völker von Handel und Verkehr mit denselben fern zu halten strebten, während diese auf erlaubten und unerlaubten Wegen, zuletzt in offener Feindschaft, das spanische Monopolsystem zu brechen suchten.

Hawkins, Drake und Cavendisch brandschatzten vor und im englisch-spanischen Seekriege die Häfen Westindiens und der Südsee; sie eröffneten den großen Reigen, welcher die Vernichtung der spanischen Macht zur See herbeiführte. Was sie begannen, vollendeten Bukanier und Flibustier.

Die zahlreichen Inseln Westindiens boten englischen und französischen Seeräubern prächtige Schlupfwinkel dar, von denen man den spanischen Handelsschiffen auflauern und die Küstenplätze leicht überfallen konnte. Anfangs nur schwach, wurden sie von den Spaniern geschlagen und gezwungen, vom Seeraube abzustehen. Sie setzten sich nun auf der Insel St. Domingo fest, lebten von der Jagd und erhielten von dem Fleisch der geschlachteten Thiere, das sie auf Bukanen (Rosten) zubereiteten, den Namen Bukanier.

Bald erstarkten sie jedoch wieder, zogen frische Kräfte an sich und thaten unter der Führung eines Morgan und Sharp den Spaniern empfindlichen Abbruch. Zeitweilig dachten sie an die Gründung eines besonderen Freibeuterstaates, der sicher zur Blüthe gelangt wäre, wenn die Engländer sich nicht selbst genöthigt gesehen hätten, die Seeräuberei zu unterdrücken. Nach und nach wurden von den Bukaniern in der Mitte des 17. Jahrhunderts Campeche, Portobello, Chagres, Panama, Veracruz und Guayaquil theils belagert, theils erobert und ausgeplündert.

Mehr als einmal lauerten sie, als dem einträglichsten Raube, den berühmten Silberschiffen auf, die alljährlich die reichen Schätze der neuen Welt nach Spanien brachten. Nachdem der Friede zwischen England und Spanien wieder hergestellt war, hörte im Laufe des 18. Jahrhunderts das Bukanier- oder Flibustierwesen, wie man es nach dem englischen Worte Freebooter (Freibeuter), auch nannte, allmählich auf, und viele der ehemaligen Seeräuber gaben sich friedlichen Gewerben hin. Zu derselben Zeit, als die neue Welt das Ziel europäischer Seefahrer und Conquistadoren wurde, das Mittelmeer von seiner alten Bedeutung herabstieg, Venedig und Genua zu sinken begannen, bildeten sich am Nordrande Afrikas die mohammedanischen Barbareskenstaaten Algier, Tunis und Tripolis aus. Ihre Seeräuberflotten brandschatzten die Küstenländer, schlugen mehr als einmal die zahlreichen venetianischen Galeeren und legten den gesammten christlichen Handel am Mittelmeer lahm.

Die geraubten Christen wurden von ihnen in die grausamste Sclaverei abgeführt, selbst die Zerstörung von Tunis durch Kaiser Karl V. konnte nur vorübergehend dem Unwesen steuern. Auch die Johanniterritter, welche auf Malta ihre feste Felsenburg errichtet hatten, vermochten die Barbaresken nicht auszurotten, deren Kampf gegen die Christen zugleich ein Krieg des Glaubens war. Viele europäische Staaten ließen sich herbei, Verträge mit ihnen abzuschließen und ihnen Tribut zu zahlen, nur damit ihre Flagge unbehindert im Mittelmeer wehen könne. England zahlte 400 Pfd. Sterl., Holland 15 000 Piaster, Dänemark 25 000 Piaster, ebenso Venedig, Frankreich, Schweden und Spanien.

Schon hieraus ersieht man, welche Plagegeister diese Seeräuber waren; ihre Macht wurde nur allmählich mit dem Verfalle der Türkei, unter deren Oberhoheit sie standen, und mit der Eroberung Algiers (1830) durch die Franzosen gebrochen, und selbst noch bis vor einem Jahrzehnt kaperten die Riffpiraten an der Küste Marokkos einzelne europäische Fahrzeuge.

Als im Jahre 1856 der Admiral Prinz Adalbert von Preußen, welcher sich um die Schöpfung der deutschen Seemacht große Verdienste erworben, auf einer Uebungsfahrt im Mittelländischen Meere zu einer Besichtigung des Riffs landete, wurde er von den Riffpiraten mit Schüssen empfangen und bei der Erstürmung einer Anhöhe verwundet.

Manche Aehnlichkeit mit den alten Bukaniern zeigten die malaiischen und chinesischen Seeräuber in dem an Naturproducten so reichen Archipelagus Ostasiens, dessen Inselgewirr mit den vielen verwickelten Straßen, gefährlichen Klippen und prächtigen Buchten in der That zum Seeraub geeignet erscheint.

An den großen Eilanden Sumatra, Java, Borneo und den Philippinen vorbei führt die große Handelsstraße nach China und Japan, welche alljährlich von hunderten europäischer Schiffe befahren wird, die mit Thee, Seide, Gewürzen, Perlen, Ebenholz, Reis, Pfeffer, Tabak, Kaffee und Zucker beladen sind. Dieser Handel erlitt früher durch die Piraten große Verluste. Seit Portugiesen und Holländer ihre Flagge auf den herrlichen Inseln entfalteten und die heimischen Fürsten unterwarfen, schlossen diese Bündnisse gegen die Eroberer und sandten Seeräuber aus, um die Bedränger zu schädigen. Dadurch wurde dort die Piraterie förmlich in ein System gebracht, und die Räuber durchschwärmten die ganze Inselwelt von Neuguinea bis nach Sumatra.

Der Seeraub galt damals nicht als Verbrechen, sondern als patriotische Pflicht, namentlich waren es die seetüchtigen Malaien, die aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln mit ihren Prahus hervorbrachen und die Schiffe, welche früher noch stärker als jetzt bewaffnet waren, zu kapern suchten. Die Malaien zogen meistens zu kleinen Flotten vereint aus, und da sie es nicht heimlich, sondern aus Lust zur Sache thaten, so waren ihre Prahus oft schön verziert, mit Federkronen und Wimpeln geschmückt, die Besatzung war schön und phantastisch gekleidet. — Noch vor nicht vielen Jahren gelang es ihnen zuweilen, die Angriffe der kleineren spanischen und holländischen Kanonenboote zurückzuweisen. — In neueren Zeiten hat der als Rajah von Sarawak gestorbene Engländer, Sir James Brooke, die Seeräuberei der See-Dajaks an der Nordwest- und Nordküste Borneos vernichtet.

Noch gefährlicher sind die chinesischen Seeräuber, die auf eigne Faust, ohne wie die Malaien von ihren Fürsten dazu autorisirt zu sein, in ihren Dschunken und Borchas die Küsten Chinas und Cochinchinas unsicher machen, und von denen alljährlich viele in Hongkong und Saigon aufgeknüpft werden.

Man nimmt an, daß mehr als 100 000 Männer in Ostasien vom Seeraub leben; aber nicht alle betreiben ihn fortwährend, sehr viele sind den größten Theil des Jahres Arbeiter, Tagelöhner, Fischer, Ackerbauer. Wenn jedoch der beutelustige Führer eines zum Raub geeigneten Schiffs auf einen Raubzug ausgehen will, findet er stets rauf- und raubsüchtige, nach Abenteuern verlangende Begleiter, und auch ebenso willfährige Abnehmer seiner Beute.

Spanier, Holländer, Franzosen und Engländer haben sich alle Mühe gegeben, diese gefährlichen Seeräuber, die auch Menschen rauben, auszurotten. Man hat eigene flachgehende Kriegsfahrzeuge gebaut, um ihnen in die seichten Buchten nachfolgen zu können, hat tausende getödtet, ihre Dörfer verbrannt, aber immer erschien diese Plage wieder von neuem. Die socialen Zustände vieler unabhängigen und halb unterworfenen Inselstaaten beruhen dort noch eigentlich auf dem Seeraub; so lange die Piraten die geraubten Waaren mit Vortheil in Singapur und anderen Häfen wieder an Europäer verkaufen und für den Erlös Kanonen und Gewehre, Pulver und Blei einhandeln können, wird ihre gänzliche Vertilgung schwerlich gelingen, da ja außerdem die europäische Bevölkerung im Archipel zu schwach ist, um eine ausgedehnte Controle über das weite Gebiet zu unterhalten.

Unsere Unterhaltungslitteratur der Tagespresse. Schon vor vielen Jahren soll Lamartin geäußert haben: „Der Roman ist das Opium des Occidents", und wahrlich in diesem Ausspruch liegt tiefe Wahrheit. Die Unterhaltungslectüre der Feuilletonartikel unserer Tagespresse birgt, namentlich in der Art und Weise und in dem Umfange, wie sie von vielen Frauen und jungen Mädchen benutzt wird, viel Aufregendes und Einschläferndes und in Folge dieser narcotischen Ingredienzen, viel Nervenschädigendes. Dieser Lesestoff beschäftigt den Geist, ohne ihn zu ernster Thätigkeit anzuregen, und beschäftigt ihn noch dazu einseitig, indem nur die Phantasie in Anspruch genommen wird, — er füllt den Geist ohne ihn zu nähren, und da er phantastisch spannt, ermüdet und entnervt er auf die Dauer. Nur in sehr wenigen Fällen, wenn der Roman in Form und Inhalt ein sittliches Zeitgemälde liefert, gleicht er edlem Wein, der, mäßig genossen, neues Feuer und wohlthuende Wärme erzeugt.

Wenn wir Erholung von der Arbeit suchen, soll sie geiststärkend, und wenn das durch Lesen geschehen soll, muß es eine leicht faßbare, belehrende und erheiternde Lectüre sein. Die geistige Kraft soll durch geeignete Wechselbeschäftigung concentrirt, aber nicht, wie es durch die Fabrikromane meistens geschieht, abgespannt und geschwächt werden.

Diese Tagesromane, die wie das unendliche Papier nach Ellenmaß angefertigt werden, um unzähligen kleinen Tagesblättern das Leben zu fristen, sind ein schleichendes Gift, namentlich für die Frauenwelt. Die Leserinnen nennen diese zeit- und geisttödtende Fabrikwaare einfach „Geschichte". Während sie, mit Ausnahme der Annoncen, den übrigen Inhalt der oft wissenswerthesten Vorgänge des täglichen Lebens gänzlich unbeachtet lassen, greifen sie mit gieriger Hast nach der „Geschichte". Die Tactik der Feuilletonisten besteht besonders darin, die Geschichte jedesmal gespannt abbrechen zu lassen, und da diese Spannungen oft halbe Jahre fortdauern, so kommen die Leserinnen nie aus der Erregung über das Schicksal ihrer Romanhelden hinaus. Daher verschlingen sie denn auch meistens die Fortsetzungen mit einer Gedankenlosigkeit, die dem stillen Beobachter über die verdummende Wirkung solcher Lectüre keinen Augenblick in Zweifel läßt. Und der Leserkreis dieser nervenerschlaffenden Production der Tagespresse erstreckt sich von der Salondame bis zu der Arbeiterin an der Waschbalge. Die Ausnahme bildet eine kleine Minderzahl.

Man beklagt überall die schädlichen Wirkungen der materiellen Ueberproduction; über die Gefahr der geistigen bekümmert sich öffentlich Niemand. Man schafft Gesetze gegen Geheimmittelbetrieb, Hazardspiele, gegen Täuschung und Betrug, sucht durch Schulen und Belehrungen Aufklärung und Gesittung zu verbreiten und — der oben bezeichneten Schundlitteratur setzt man keine Hindernisse entgegen, man läßt sie ruhig fortwuchern und beruft sich darauf, daß die früheren Räuber- und Ritterromane noch schlimmer gewesen. Bei dieser Berufung auf die Vergangenheit vergißt man nur, daß diese wenige und keine Tagespresse gehabt hat. Jetzt aber lieſt Jedermann: Klein und Groß, Jung und Alt, Niedrig und Hoch, und die Presse ist in jedem Dorfwinkel, entweder direct oder durch die Post vertreten.

Jean Paul sagt: Wahrheiten bedürfen hundert Jahre, um begriffen, und wiederum hundert Jahre, um geübt zu werden. Wenn das der Fall, so sieht es um die nächsten Generationen sehr schlimm aus. Denn hier handelt es sich um die Wahrheit, daß die erste Grundlage einer vernünftigen Erziehung von den Müttern abhängt, die sich aus unsern Töchtern rekrutiren müssen. Hier befindet sich die Erbschaftskette, welche die Zukunft mit der Vergangenheit verknüpft; von diesem Erbtheil hängt das Schicksal der Häuslichkeit, der Ehe, der Jugenderziehung in Haus und Schule, also das Wohl und Wehe der ganzen bürgerlichen Gesellschaft ab. Was soll nun aus den künftigen Generationen werden, wenn unsere Töchter fortfahren, ihren Geist mit dem gewohnten täglichen Romanfutter zu belasten, resp. zu entnerven? Sie haben später selten Gelegenheit, Kopf und Gemüth weiter zu bilden. Unseren Knaben ist es beschieden, im Berufswesen oder Militärwesen vielfache Anregungen zu neuen Vorstellungen und Verstandesübungen zu sammeln und das practische Leben an der Quelle kennen zu lernen. Den Knaben gehört zur Erweiterung ihrer Kenntnisse die ganze Welt; unsere Töchter sind an die Scholle gebunden. Daher sollten wir um so mehr bestrebt sein, letzteren Ersatz zu bieten durch eine nahrhafte, Kopf und Herz stärkende Geistesspeise. So wie der Körper, bedarf auch die Seele gesunder Nahrung, wenn die sittliche Entwickelung ihre Culturaufgabe erfüllen soll.

Um so mehr fülle man die Feuilletons statt mit modernen geistschädigenden Romanen, mit geisterfrischenden, aus dem wirklichen Leben geschöpften Artikeln. Und soll dabei auch die Phantasie zur Schöpfung von Kunst und Aesthetik ihren Antheil haben, so benutze man dieselben zu idealen Productionen, zur Bildung von Charakterhelden, bei denen die Vernunft den Sieg über den Willen gewinnt. Durch die moderne Romanlitteratur, mit der die Presse die Welt überschwemmt, geschieht aber gerade das Gegentheil. Man schafft Carrikaturen und Zerrbilder! Geistige Krüppel und Kretins haben wir leider in Wirklichkeit genug, dazu bedarf es nicht der Nachhülfe der Phantasie. Man schaffe Wandel, ehe es zu spät ist. Auf diesem Felde giebt es viel Unkraut auszujäten.

(Freie Glocken).

Die künstliche Befruchtung der Blumen. Schon als angehender Gärtner beschäftigte ich mich oft mit dem Gedanken, wie es wohl möglich sei, durch künstliche Uebertragung des Blumenstaubes (Pollens, Befruchtungsstaub) Samen zu erzielen, welcher neue Varietäten hervorbrächte.

Meine diesbezüglichen Versuche aber fielen durchweg schlecht aus, denn es gelang mir nie, etwas Neues zu erzielen. Mir fehlte eben damals auch die Theorie, und wenn der Altmeister auf dem Gebiete der Bienenzucht, Baron Berlepsch, den Satz aufstellte: „Zuerst lernt Theorie, sonst bleibt ihr praktische Stümper euer Leben lang", so hatte er damit nicht allein für die Bienenzucht vollkommen recht, sondern der Satz läßt sich mit ebenso viel Recht auf das Gebiet des Gartenbaues übertragen*).

Meistens besorgt die Natur selbst die Befruchtung. Sie geschieht entweder durch Wind und Insecten oder auch ohne fremde Einwirkung. Hierüber will ich mich nicht aufhalten. Ich gehe gleich dazu über, durch welche Manipulation eine künstliche Befruchtung ermöglicht wird.

Sobald nämlich die Blume sich völlig entfaltet hat, die Staubbeutel (Antheren) aufgesprungen (geplatzt) sind und die auf der Spitze des Griffels befindliche Narbe zur Annahme des Blüthenstaubes (Pollens) vollkommen ausgebildet, nimmt man einen feinen Biberhaarpinsel, mit dem man den Blüthenstaub (Pollen) behutsam vom Staubbeutel auf die Narben bringt. Die Narbe ist bei vielen Pflanzen im richtigen Zeitpunkte sogar mit einer klebrigen Feuchtigkeit bedeckt. Der Blüthenstaub muß auf jeden Fall auf den Narben hängen bleiben, wenn die Befruchtung gelungen sein soll. —

Kennzeichen des Gelingens der Operation.

Bei manchen Pflanzen zeigt es sich sogleich, wenn die Befruchtung gelungen ist. In diesem Falle neigen sich die Narben sofort langsam zusammen oder die Kelch- oder Korallenblätter beugen sich langsam zurück. Bei allen Pflanzen aber welken nach gelungener Befruchtung die Blumen, und der Fruchtknoten (Eierstock, Ovarium) schwillt an. Wird nun die Pflanze gut gepflegt, so braucht man keinen Kummer zu haben, daß nach solchen Anzeigen die Befruchtung mißglückt wäre.

Ist aber die Befruchtung mißlungen, so welkt der Fruchtknoten, fällt auch bisweilen ab.

Wo empfiehlt sich die Anwendung der künstlichen Befruchtung?

Bei vielen Pflanzen, welche zum Abarten (Variiren) geneigt sind, ist die künstliche Befruchtung zu empfehlen, wodurch es möglich wird, die allerschönsten Farbenspiele zu gewinnen. Ich möchte hier empfehlen: Petunien, Azaleen, Calceolarien, Camellien, Rhododendorn, Passionsblumen (Passiflora), Fuchsien, Pelargonien, Chrysanthemum, chines. Primel, viele Cacteen u. s. w.

2) Von übrigen Pflanzen: Nelken, Levkojen, Aurikeln, Stiefmütterchen, Ranunkeln, Anemonen, Malven, Paeonien u. s. w.

In neuerer Zeit betreibt man auch sehr häufig die künstliche Befruchtung der Rosen- und der Obstblüthen. Letzteres läßt sich an Zwergformen sehr leicht ausführen. Am allerbesten aber an Topfobstbäumen.

Um welche Zeit ist die Befruchtung auszuführen?

Man ist in Fachmännerkreisen über diese Frage noch nicht einig. Nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen ist die Mittagszeit bei trockener Luft die geeignetste. Nur einzelne Pflanzen, wie die des Abends wohlriechenden Orchideen, müssen gegen Abend befruchtet werden. Zur Nachtzeit blühende Pflanzen sind auch Nachts zu befruchten. —

Es bedarf wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Kreuzungen nur innerhalb der Varietäten ein und derselben Pflanzengattung oder sehr naher Verwandter möglich sind. Die künstliche Kreuzung ganz verschiedner Gattungen und solcher, welche nicht zum Variieren geneigt sind, gelingt niemals. —

Ich möchte schließlich namentlich die Blumenliebhaber, welchen in der Regel viel freie Zeit zur Verfügung steht, gebeten haben, sich der künstlichen Befruchtung gewisser Blumen zu widmen. Man braucht hierzu nicht gerade Fachmann zu sein. Im Gegentheil, es giebt viele Fachleute, welche von der künstlichen Befruchtung der Pflanzen gar keinen Begriff haben. Der Liebhaber aber kann sich kaum ein bleibenderes Andenken setzen, als durch die Züchtigung einer hervorragenden Neuheit. Dadurch kann sein Name für alle Zeiten erhalten bleiben. Der Namen des Schullehrers und späteren Professors Fuchs würde z. B. schon längst vergessen sein, würde er sich nicht um eine Pflanze bekümmert haben, welche heutzutage jedes Kind als „Fuchsie" kennt.

Darum recht fleißig künstlich befruchtet, recht viele Versuche gemacht — nur selten, daß Fleiß auf diesem Gebiete unbelohnt bleibt!

(Neue Fundgrube.)

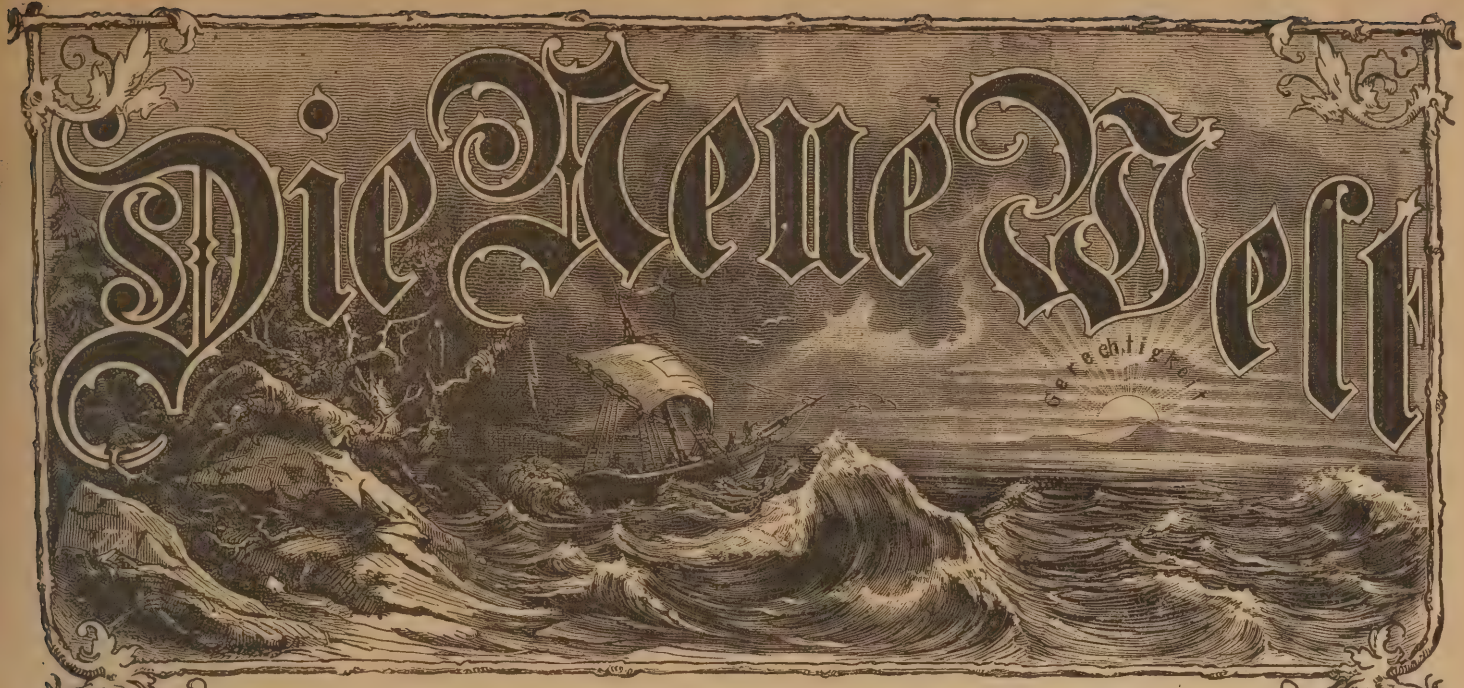
Der Nutzen des Sprechens und Singens. Ein Arzt macht in seinen Vorlesungen darauf aufmerksam, daß der große Naturforscher Cuvier in seiner Jugend schwindsüchtig gewesen sei; als er aber Professor geworden und seine Lunge anstrengen mußte, habe er seine Gesundheit wieder erhalten. Der bekannte englische Philosoph Brown hielt die Fortschritte der Schwindsucht viele Jahre dadurch auf, daß er öffentlich sprach. Dieses laute, öffentliche Sprechen ist ohne Zweifel auch mit Ursache, daß die Prediger meist ein hohes Alter erreichen. Auch das Singen ist eine sehr zweckmäßige Uebung und das beste Mittel, junge Leute vor Brustkrankheiten zu bewahren — Leiden, die von Jahr zu Jahr häufiger werden — besteht einfach darin, sie singen zu lassen, indem das Singen die Lungen übt und in denselben den Blutumlauf befördert. Die meisten großen Sänger und Sängerinnen haben ein hohes Alter erreicht, wenn sie sich nicht zu sehr anstrengten oder ihre Gesundheit auf andere Weise untergruben. Nächst dem öffentlichen Sprechen und dem Singen ist das beste Stärkungsmittel der Brust das Lachen.

*) Wie auf alle Gebiete menschlichen Wissens überhaupt. Red. d. N. W.

Für unsere Hausfrauen.

Vertilgung von Schwaben ꝛc. in Wohnräumen. Als ein geeignetes Vertilgungsmittel gegen Schwaben, Russen und ähnliches Ungeziefer in Wohnräumen empfiehlt Sorhlet in der Zeitschrift „Neueste Erfindungen und Erfahrungen" ein Gemisch von 20 g Eucalyptusöl mit 1 kg fein pulverisirter Angelicawurzel. Beide Stoffe werden durch Verreiben innig mit einander vermengt und das Gemisch hierauf an die Stellen, an welchen sich das Ungeziefer zu zeigen pflegt, gestreut. Letzteres soll hierdurch rasch getödtet werden.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.



Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 11. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Ein Günstlingsleben.

Culturgeschichtliche Skizze von J. B. Adler.

I. Am Hofe des Sohnes der Sonne.

Am Kaiserhofe zu Peking herrschte zu Beginn unseres Jahrhunderts buntes Leben. Kaiser Kiaking war ein Mann, der es verstand, Glanz und Leben um sich zu verbreiten. Lustige Zecher füllten die weiten Hallen, Musik und Festesjubel tönte durch die Räume, Narren und Schauspieler verscheuchten Gram und Düsterkeit und der kaiserliche Harem wies alles auf, was der Orient an weiblicher Jugend und Schönheit hervorbrachte. Der Schauplatz dieser Lust und Ueppigkeit lag inmitten der tartarischen Stadt, durch hohe Mauern neugierigen Blicken entzogen und durch starke Wachen vor unbefugtem Eindringen geschützt. Die Straßen zu diesem Kaiserschlosse waren mit Marmor gepflastert. Rings um das Gebäude zieht sich ein prächtiger Park, über eine Meile im Geviert. Er war begrenzt von der sogenannten goldenen Mauer, deren gelb gefirnißte Ziegel weithin schimmerten. Drinnen wurde das Auge geblendet von Pracht und Herrlichkeit. Alles schien Lust zu athmen, alles sollte bekunden, daß der Herr dieser Räume kein gewöhnlicher Sterblicher sei, sondern der Gebieter des himmlischen Reiches, der Herr über hunderte von millionen Unterthanen.

Inmitten dieses Lustgartens erhebt sich ein künstlicher Hügel, gekrönt mit einem Lusthause; am Fuße blinken künstliche Seen, bevölkert von goldschuppigen Fischen und weißgefiederten Vögeln. Kleine Inseln mit üppigem Pflanzengrün und dichtem Röhricht gewähren dem entzückten Auge Ruhe.

Der Gebieter dieser paradiesischen Herrlichkeiten war nicht bloß genußsüchtig, sondern er besaß auch, wie alle Wollüstlinge, das Herz und die Gier eines Tigers. Um Geld war ihm alles feil und der Anblick todesröchelnder Opfer gewährte ihm mehr Vergnügen als Scheu. Das hatte der erste Minister seines Vaters, Hotschingtong, bitter erfahren müssen. Am Tage nach dem Begräbnisse war er gefänglich eingezogen, des Hochverraths beschuldigt und mit seiner ganzen Familie qualvoll hingerichtet worden. Die Summe, welche der Kaiser durch diese Blutthat gewann, betrug 80 Millionen Taels (ca. 450 Millionen Mark). Bald darauf traf das Loos der Vernichtung auch die nächsten Anverwandten des gekrönten Tigers. Unter dem Vorwande, Theilnehmer einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers zu sein, wurde ein Prinz nach dem andern vom Hofe entfernt und blieb dann für immer verschwunden. Niemand war seines Lebens sicher, und selbst die Lieblingsgemahlin des Tyrannen fiel unter dem Henkersbeile. Dabei wußte Kiaking, gleich dem fränkischen Chlodwig, stets Jammer zu heucheln, um das Volk zu täuschen, dessen Zuneigung sich jeder Herrscher des Reiches der Mitte gewinnen will. „Selbst der Raubvogel," rief er oft, „verzehrt nicht seine Jungen; wie könnte man wohl glauben, daß der Sohn der Sonne Hand an sein eigen Fleisch und Blut legen würde!" Dies hinderte den Tyrannen aber nicht, seine beiden Onkel wegen Verdachtes des Hochverrathes im dunklen Kerker verhungern zu lassen und einen seiner Söhne in die Verbannung zu schicken, weil er ein freies Wort gegen seinen Vater gewagt hatte.

Der Genosse und schlimme Rathgeber bei den Unthaten Kiakings war ein Mann, der sich vom Leibgardisten bis zum Minister emporgeschwungen hatte. Sein Name war Leu; Sohn eines unbekannten Vaters und einer Mutter, welche er kaum mehr als seinen Vater gesehen hatte, war er im Alter von neun Jahren einer der in China zahlreichen Räuberbanden in die Hände gefallen und bei deren Gefangennahme durch die Kaiserlichen deren Anführer in die Hände gefallen. Der intelligente Knabe wuchs im Lager und auf den Streifzügen seines Beschützers heran und wurde von diesem als Adoptivkind angenommen. Mit zwanzig Jahren erhielt er den rothen Knopf eines Präfectur-Inspectors, und zehn Jahre danach zierte die Pfauenfeder sein Haupt, der Gegenstand des Stolzes und Ehrgeizes jedes Großwürdenträgers des „himmlischen" Reiches. All' diese Auszeichnungen verdankte er nicht allein seinen Anlagen

und seinem Ehrgeize, sondern mehr noch den Einflüssen weiblicher Fürsprache am kaiserlichen Hofe.

Die zweite Gemahlin Kiakings war ein Mandschumädchen von vornehmer Herkunft und feiner Bildung. Es gelang ihr, Einfluß auf das Herz ihres rohen Mannes zu gewinnen, und bald geschah nichts am kaiserlichen Hofe ohne ihre Zustimmung. Sie ließ ihrem Gemahle die Freuden des Gelages und Harems, nahm dafür die Zügel der Regierung in die Hand und wußte sie so geschickt zu lenken, daß die jedem Weiberregimente abholden Chinesen die Hand nicht fühlten, welche sie regierte.

Der junge, hochstrebende Leu fand bald Gelegenheit, sich der Regentin bemerkbar zu machen und zum Danke zu verpflichten. Die edle Frau sah nur zu deutlich die entsetzlichen Wirkungen des Opiumgenusses, stand aber dem Uebel kraftlos gegenüber, da ihr Gemahl selbst sich diesem Genusse ergab. Das Opium hatte im Harem unter den ausschweifenden Frauen und Verschnittenen große Verheerungen angerichtet, und Kiaking selbst litt häufig an den Folgen dieses Giftes. Trotzdem wußte es der schlaue Leu durchzusetzen, daß der Genuß des Opiums im ganzen Reiche strengstens verboten wurde. Die Opiumhändler wurden eingezogen und geköpft, unverbesserliche Opiumraucher erdrosselt. Nur wenn letztere sechs Monate lang dem Laster entsagten, fanden sie Begnadigung; im entgegengesetzten Falle fiel der Kopf durch Henkershand.

Die Wirkung dieser Maßregeln war zauberhaft. Wie mit Zauberschlag verschwanden die Opiumhöhlen. Das Volk zitterte vor dem Henker; Regierungsbeamte machten Jagd auf jedes Körnchen der verbotenen Frucht und verbrannten es. Je zehn Familien wurden gegenseitig für die Enthaltsamkeit ihrer Mitglieder vom Opiumgenuß haftbar gemacht. Alles ging nach Wunsch der Kaiserin, und die Guten im Lande freuten sich, Volk und Fürsten von diesem Vernichtungsgifte befreit zu sehen.

Leu wurde kaiserlich belohnt, allein mit jeder Stufe der Beamtenleiter stieg auch sein Ehrgeiz, seine Habsucht und seine Anmaßung. Da trat ein Ereigniß ein, welches den Günstling der Sonne kaiserlicher Huld beraubte und ihn mit genauer Noth dem Tode entzog.

Fatme, die Tochter eines indischen Rajah, welche von Seeräubern ihrer Heimath entrissen und auf dem Markte von Canton für den Harem des Kaisers gekauft worden war, hatte sich die Gunst Kiakings in hohem Grade zu erwerben gewußt. Die Blume aus dem Wunderlande bezauberte den Sohn der Sonne nicht blos durch zarte Schönheit und vollendetes Ebenmaß der Glieder, sondern, im Gegensatz zu den andern Bewohnerinnen des Harems, auch durch die Lebhaftigkeit ihrer Anlagen, die feine Ausbildung ihres Verstandes und die Sanftmuth ihres Gemüthes. Die Lotosblume aus fernem Süden war ihrem Herrn treu ergeben und hielt sich fern von den Kabalen und Intriguen ihrer Genossinnen. Ruhig und wonnig flossen ihre Tage dahin. Ein Wesen nur war es, das die Ruhe des Zauberkindes zu stören wagte, und dieser Mann hieß Leu.

Der Günstling hatte längst die Lotosblume mit gierigen Augen bewundert. Im Bewußtsein seiner Macht am Kaiserhofe wagte er nun die Hand nach ihr auszustrecken. Als Hilfsmittel diente ihm ein Eunuche, ein Mensch, welcher hierdurch den Allmächtigen sich verbinden wollte. Fatme erging sich eines Tages in den Serailgärten, als Leu hinter einem Gebüsche hervortrat und sie mit Liebesbetheuerungen überschüttete. Nur ein Zeichen ihrer Gunst sollte ihm das Hindumädchen gewähren, und er wolle zufrieden sein. Die so unerwartet Ueberfallene stand zuerst blaß vor Angst und Schrecken vor dem Günstlinge, dann aber eilte sie wie ein gescheuchtes Reh dem Serail zu.

Leu stand starr vor Wuth und Angst. Wußte er doch, daß sein Kopf dem Henker verfiel, sobald der Kaiser Kunde von dem Ueberfall erhielt. Diesen Kopf wollte er noch lange nicht missen. Drohungen halfen hier nichts. An den Wänden des Serails brach seine Macht. Nun versuchte es der Günstling mit Bitten, und Fatme hätte kein Weib sein müssen, wenn sie das Flehen um Stillschweigen nicht erhört hätte, das ihr Leu durch seine Geschöpfe zuflüstern ließ. Sie versprach Schweigen, aber nur unter der Bedingung, daß ihr Beleidiger auf längere Zeit unter irgend einem Vorwande den Kaiserhof verlasse.

Leu ergriff das Rettungstau aus sicherem Untergange mit hastiger Hand. Es brannte ihm in Peking der Boden unter den Füßen, und er war froh, mit heiler Haut zu entkommen. Zudem hoffte er, in der Ferne neue Lorbeeren sich zu pflücken und dadurch den Hof erst voll und ganz für sich einzunehmen. An Vorwand für seine Entfernung fehlte es nicht. Die Heere hatten wiederholte Schlappen erlitten. Die Flußpiraten plünderten nicht bloß die Städte am Meere, sondern fuhren mit ihren schnellen Fahrzeugen auch die Flußufer hinauf, um deren Niederlassungen zu verheeren und alles zu rauben, was von Werth war. Die Krieger verlangten nach einem fähigen Anführer. Zudem klopften die Fremden immer ungestümer an die Thore des himmlischen Reiches und begehrten Einlaß. Auch das Volk begann zu murren, und der Vater des großen, schwarzhaarigen Stammes darf die Wünsche der Nation nicht unberücksichtigt lassen. Der Monarch Chinas muß sowohl den kriegerischen Mandschus gerecht werden, als auch den Mongolen als Herr erscheinen, dessen Einfluß jeden Widersacher in stummer Ehrfurcht erhält. Es hatte nichts geholfen, daß man einige Anführer der Seeräuber zu Mandarinen gemacht und blutbefleckte Räuber zu hohen Posten erhoben hatte. Es war auch zwecklos gewesen, daß der Kaiser ein Edict gegen die „Barbaren" erlassen hatte, worin es hieß: „Ein großes Heer wird zu Eurer Vernichtung abgeschickt werden und die Verbote, sich unsern Häfen zu nahen, werden auf diese Weise aufrecht erhalten werden. Ihr seid unwissend und wagt frech die Gesetze zu verletzen. Wenn ihr sofort eure Truppen zurückzieht und ohne einen Augenblick Aufenthalt absegelt, dann lassen wir uns vielleicht nachsichtsvoll bewegen, euch eure Verbrechen zu verzeihen und eurem Volke wieder, wie früher, zu gestatten Handel zu treiben. Aber wenn ihr zögert und den Gesetzen nicht gehorcht, so wird der Handel nicht nur für jetzt aufhören, sondern wir werden unsere Häfen versperren, euch keine Lebensmittel zukommen lassen und eine Armee zu eurer Vernichtung absenden. Dann wird die Reue zu spät sein."

Die „Barbaren" kehrten sich nicht im mindesten an die Drohungen des „Sohnes des Himmels". Am ärgsten aber trieben es die Insurgenten im Süden des Reiches, und es bestand Gefahr, daß sie das ganze Reich umwälzen und die Dynastie stürzen würden. Gegen sie wurde Leu als Obergeneral gesandt.

II. Sonderbare Heilige.

Um das Jahr 1680 bildete sich in den von den Mandschus bezwungenen südlichen Provinzen Chinas eine geheime Gesellschaft, welche die Bekämpfung der Eroberer zum Zwecke hatte, aber bald zu Banden von Straßenräubern und Piraten herabsanken. Gleichwohl haben sie auch in dieser Eigenschaft ihr ursprüngliches Ziel festgehalten, nämlich den Sturz der Mandschus und die Wiederherstellung des eingebornen Herrschergeschlechtes. Diese Räuber- und Rebellenhorden standen, als Leu gesandt wurde, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dessen Befehlen sie unbedingt gehorchten.

Dieser merkwürdige Mann war Hung Siu Tsiuen. Geboren als Sohn armer Bauersleute, zeigte der Knabe schon früh gute Anlagen und wurde deshalb von Verwandten bis zu seinem sechszehnten Lebensjahre in die Schule geschickt. Bald darauf verschaffte man ihm eine Stelle als Schulmeister eines kleinen Dorfes. Als solcher bildete er seine Anlagen weiter aus. In Kanton, wohin er behufs Ablegung eines Examens gereist war, lernte er durch einen protestantischen Missionär die Bibel kennen, deren Studium nun seine Lebensaufgabe wurde. Bald hatte er Visionen, in denen ihm die Bilder der Apokalypse vorschwebten. Aus denselben glaubte er zu ersehen, daß er von Gott auserkoren sei, sein Volk von der Mandschuherrschaft zu erlösen und es zugleich zur Erleuchtung und Erkenntniß des wahren Gottes zu führen. Seine Gesinnung offenbart recht deutlich ein Ausspruch aus jener Zeit des geistigen Ringens: „Zu viel Geduld und Demuth", sprach er, „passen nicht für unser gegenwärtiges Zeitalter, denn damit würde man dieses verdorbene Ge

nicht bessern können.“ In einer Bergpredigt redete er die Menge an: „O, meine Brüder! Ihr müßt den Befehlen gehorchen und in Frieden unter euch leben. Wenn ein Vorgesetzter fehlt, so hegt nicht Groll, sondern sagt es ihm, und er wird sich bessern. Wenn ihr in Reih' und Glied tretet, um zu kämpfen, dürft ihr euch nicht zurückziehen. Ihr müßt mit vereinter Seele und Kraft die Hügel und Flüsse erobern. Wenn ihr des Himmels Gebote brechen und euern Offizieren nicht gehorchen wollt, dann wundert euch nicht, wenn ich, euer höherer, älterer Bruder, Befehle erlasse, daß man euch hinrichte!“ —

Bald standen noch zwei andere Männer auf, welche, durch Erscheinungen und himmlische Träume belehrt, das Volk seinen Göttern sowohl als seinem Herrscher abtrünnig machten. Es waren dies Yang Siu Tsing und Siao Tschao Höy. Ersterer war ursprünglich ein sehr armer Mann, der sich der neuen Lehre mit Eifer anschloß und bald, gleich dem Stifter derselben, in extatischen Zustand verfiel. Er gab sich für Gott Vater aus, hielt Strafpredigten gegen die Sünder und prophezeite baldigen Untergang des sündigen Volkes; Höy sprach im Namen Jesu und suchte mehr durch Milde als Donnerworte und Drohungen das Volk für sich zu gewinnen, beide fügten sich aber der Oberhoheit ihres Bruders Hung.

Anfangs schenkte die kaiserliche Regierung dem Treiben der Schwärmer wenig Aufmerksamkeit. Man betrachtete sie lediglich als „sonderbare Heilige“, welche neben Confucius und Buddha noch andere Religionsstifter verehrten. Erst als die Secten Steuern verweigerten, Beamte vertrieben und die kaiserlichen Edicte verachteten, sah man in Peking die wahre Lage ein. Es erschien ein kaiserlicher Befehl, wonach verordnet wurde, daß die Behörden überall Schritte thun sollten, die „seltsame Lehre“ zu unterdrücken und die Kenntniß der „nationalen Sittenlehre“ im Volke zu verbreiten. Zur Vollstreckung dieses Edictes nun wurde, wie erwähnt, Leu gegen die Aufrührer gesandt. Anfangs rückte er ohne Unfall vor, da die Rebellen sich ohne Widerstand zurückzogen und Zuzug erwarteten. Ein einziges Mal nur wurde eine kleine Abtheilung derselben, die sich vom Hauptheere getrennt hatte, umzingelt und gefangen. Dabei offenbarte der kaiserliche Feldherr eine Grausamkeit, welche das Land auf's tiefste erbitterte. Ohne Bedenken wurde Alles niedergemacht, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Leu opferte fünf Gefangene den Manen seines Herrschers, ließ andere in Stücke schneiden, mehrere verbrennen. Der Rest wurde nach Peking geschickt, wo ein ähnliches Schicksal der Armen harrte. Leu fühlte sich mehr denn je als wichtigster Mann des Reiches und träumte von neuen Ehren und Würden. Da gewahrte er eines seiner Opfer, das seine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Mädchen, dessen Anmuth, Schönheit und Tugend sich nur schwer vereinbaren ließen mit seiner Lage und Umgebung. Sze San war mit den Waffen in der Hand gefangen worden und harrte jetzt ihres Schicksals. Ungebrochen nnd unverzagt stand sie da, die Hände gefesselt, das wunde Haupt hoch erhoben. In Leu's Brust regte sich bei diesem Anblicke ein eigenthümliches Gefühl. War es Mitleid mit dem armen Opfer, war es Bewunderung der Tugend und Unschuld? Für solche Regungen war sein Herz unempfänglich. Er kannte nur Befriedigung der Gier, und darum gab er Befehl, die Gefangene ihrer Fesseln zu entledigen und ihre Blöße mit Kleidern zu bedecken. Zugleich hoffte er, die Jungfrau bei seinen weiteren Zügen als Wegweiserin und Kundschafterin benützen zu können. Sze San's Augen leuchteten eigenthümlich auf, als man ihr ankündigte, sie sei begnadigt und dürfe sogar Leu's Führerin werden. Kein Wort des Dankes kam über ihre Lippen. Dafür übergoß feurige Röthe die Wangen der Jungfrau, ein Zeichen, daß ihr künftiges Loos ihr bekannt war. Sie hatte Vater und Mutter unter den Streichen der Kaiserlichen dahinsinken sehen, und es trat ihr das Entsetzensbild vor Augen, wie die Frauen und Kinder ihres eingeäscherten Heimathdorfes behandelt worden waren. Nur mit Mühe hatte man damals das Kind vor dem Flammentode errettet. Nun stand es zum zweitenmale vor dem unerbittlichen Feinde und sollte aus seinen Händen das Geschenk des Lebens, aber auch die Verurtheilung zu Schmach und Schande empfangen. Nur eins hielt sie aufrecht. Ein Gedanke erfüllte ihr Herz, eine Sehnsucht belebte ihren Busen — der Durst nach Rache. Ihm wollte sie leben, bis zu seiner Stillung das Kommende ertragen. Sie betrachtete sich als erkorenes Werkzeug ihres Gottes zur Befreiung der Glaubensbrüder, und dieser Glaube flößte ihr Muth und Zuversicht ein. Dies um so mehr, als sie der festen Hoffnung war, das Reich der Mandschu's werde in Bälde zerfallen und auf seinen Trümmern der Staat der Anbeter des wahren Gottes errichtet werden. Hatte doch vor kurzem Hung, der „himmlische Fürst“, eine Proclamation an seine Gläubigen erlassen, worin es hieß: „Ich habe den göttlichen Auftrag erhalten, die Mandschus auszurotten — und zwar alle, Männer, Weiber und Kinder — ferner alle Götzenanbeter überhaupt zu vertilgen und das Reich als wahrer Herrscher in Besitz zu nehmen. Alles, was in ihm ist, ist mein, seine Berge und Flüsse, seine Ländereien und öffentlichen Kassen, Ihr und Alles, was Ihr habt, Eure Familien, Männer und Weiber, die Kinder vom ältesten bis zum jüngsten und Eure Habe vom väterlichen Erbgut bis zum Ring auf Eurer Kinder Armen. Wir verlangen die Dienste Aller und nehmen Alles. Alle die uns Widerstand leisten, sind Rebellen und Götzenanbeter und wir tödten sie ohne Schonung; aber wer unsern himmlischen König anerkennt, in seinem Dienste thätig ist und vor keiner Gefahr zurückschreckt, soll volle Belohnung haben — gebührende Ehren und Aemter in der Armee und am Hofe der himmlischen Dynastie.“ —

So der Rebellenführer. Ganz im Gegensatze hierzu sah es im Heere des Kaisers aus. Durch den ersten kleinen Erfolg übermüthig und in Vertrauensseligkeit eingewiegt, erschlaffte die Disciplin und Jeder that, was ihm beliebte. Leu schwelgte in Hoffnung und Wonne und glaubte mehr denn je an sein Feldherrntalent und seine Unüberwindlichkeit. Sze San trug nicht wenig zu diesem Vertrauensdusel bei, da ihre Reize ihn von den Strapazen des Feldzuges abhielten und ihr Mund von Versicherungen der geringen Insurgentenmacht überfloß. Dies währte fast einen Monat. Weniger vergnügungssüchtige und mehr wachsame Augen hätten freilich bemerkt, daß besonders in den letzten Tagen verdächtige Gestalten sich unter den Soldaten herumtrieben, und daß einer dieser Burschen sogar sich Sze San genähert und mit ihr gesprochen hatte. Alles dies blieb aber von einer Truppe unbeachtet, deren Hauptthätigkeit in Plünderung wehrloser Dörfer bestand. Umsomehr war man erstaunt, als am Morgen nach dem Mondfeste, das im Lager durch Aushängen von Laternen, durch Fackelzug und Tanz fröhlich gefeiert worden war, ein Insurgentenheer anrückte, das bereits die umliegenden Hügel besetzt hatte. Leu's Entsetzen steigerte sich zur Wuth, als er auch seine Gefangenen vermißte. Doch, ihm blieb keine Zeit zum Schelten und Toben. Ehe noch das kaiserliche Heer sich in Schlachtordnung stellen konnte, wurde es umringt und von allen Seiten angegriffen. Um das Unglück voll zu machen, flog noch eine bedeutende Quantität Pulver in die Luft, wodurch ganze Abtheilungen vernichtet wurden und die Verwirrung vollständig wurde. Die chinesischen Helden zogen sich jetzt schleunigst zurück und suchten ihr Heil in der Flucht. Als einer der Ersten hatte Leu das Hasenpanier ergriffen. Der Ueberrest seines Heeres betrug höchstens zweihundert Mann, und diese waren theils verwundet, theils herabgekommen und nicht willig, noch einmal das Schlachtenglück zu versuchen. Die Insurgenten aber frohlockten und glaubten mehr denn zuvor an das Glück ihrer Waffen und die göttliche Berufung ihres Generals. Sze San, welche ihren Brüdern zu diesem glänzenden Siege verholfen hatte, wurde gleich einer Heiligen verehrt und erhielt den Oberbefehl über dreitausend Mann der besten Truppen. Nach kurzer Rast brach man auf nach Nanking; Schrecken und Entsetzen ging vor den Siegern her, wer konnte, flüchtete sich in Wälder, auf Berge und in Höhlen. Die Mandschu schienen aus Kriegern Feiglinge geworden zu sein, das chinesische Volk aber sah dem Kampfe unthätig zu und hoffte im Stillen auf Sturz des verhaßten Kaisers. Keine donnernden Edicte konnten die Rebellen aufhalten, keine Drohungen den Feiglingen Muth einflößen. Anstatt gegen den

Feind zu kämpfen, wendeten sich die Soldaten gegen das Volk, und ihre Führer schrieben Siegesberichte in die Hauptstadt. Leu schien den Kopf ganz und gar verloren zu haben. Er machte in einem Anfalle von Schwermuth den Versuch, sich zu ertränken, wurde aber von einem armen Fischer wieder den Fluthen entrissen.

Nanking sollte den Insurgenten nicht lange Widerstand leisten. Es gelang ihnen, eine Mine unter dem Walle zu sprengen und durch die Bresche in die Stadt einzudringen. Die kaiserlichen Führer hatten nach dem Beispiele ihres Obergenerals den Muth verloren und baten die Eroberer um Gnade. Vielleicht hatte sie auch der Gedanke gelähmt, daß ihr Schicksal eine Vergeltung des Himmels sei für ihre und ihrer Vorfahren Sünden an dem bedrückten Volke. Ihr Flehen war umsonst. Nur etwa Hundert entkamen von einer Bevölkerung von etwa 20 000 Menschen; der Rest, Männer, Weiber und Kinder wurden niedergemacht. Die Stadt selbst wurde von Hung zum Mittelpunkte für alle weiteren Unternehmungen gemacht und mit festen Bollwerken umgeben. Hierher brachte man die Weiber und Kinder der himmlischen Armee, hierher ihre Eltern und kampfunfähigen Geschwister als Geißeln für die Treue ihrer Verwandten im Felde. Die Untergebrachten wurden angemessen beschäftigt und aus den gemeinschaftlichen Vorräthen gut gekleidet und genährt. Peking zitterte. Alles schien verloren, wenn nicht die Götter helfend herabstiegen.

(Schluß folgt.)

Polytechnische Rundschau.

Von H. W. Fabian.

Das Wachsthum des Verkehrs auf den New-Yorker Hochbahnen. Nach dem Berichte des Manhattan Railway Co. vom 30. September 1873 hatte diese Compagnie während des abgelaufenen Geschäftsjahres vier englische Meilen in Betrieb, wobei sie 642 025 Passagiere beförderte, bei einer Einnahme von 64 602,55 Dollar.

Das Wachsthum der betreffenden Factoren wird durch folgende Angaben illustrirt:

Ende September	1877	1879	1880	1886
Meilen	5	23	32	32
Passagiere	3 011 862	46 045 181	60 831 757	115 109 591
Dollar	303 208,51	3 526 825,26	4 612 975,56	7 426 216,56

Hiernach beträgt der Zuwachs des Personenverkehrs pro Jahr im Laufe der letzten 6 Jahre 54 277 834, ohne daß die Bahnlänge zunahm.

Der tägliche Verkehr betrug im letzten Jahre 315 369, während die Bahnleitung behauptet, täglich 700 000 transportiren zu können. Da aber vom 1. November dieses Jahres an der Fahrpreis auf allen Linien nur 5 Cents betragen wird, entgegen dem seitherigen Preise von 10 Cents, abgesehen von dem 5 Cents-Preise gewisser Morgen- und Abendstunden, so ist es wahrscheinlich, daß der Verkehr auf den New-Yorker Hochbahnen demnächst so bedeutend zunehmen wird, daß er selbst jenes Maximum erreichen kann.

Unmöglich ist es nicht, daß die dadurch bedingte Einstellung schwererer Locomotiven und Züge, in Folge der erhöhten Vibrationsbewegung der verhältnißmäßig leichten Eisenconstructionen, auf die Stabilität derselben einen beängstigenden Einfluß ausüben wird, weshalb sorgfältige diesbezügliche Ueberwachungen und Prüfungen sehr am Platze wären.

Eine weitere Folge der allgemeinen Herabsetzung des Fahrpreises auf den New-Yorker Hochbahnlinien ist die, daß die Pferdebahn-Gesellschaften, die bis dahin ebenfalls 5 Cents auf allen Linien erheben, sich befleißigen, durch Ausfindigmachung technischer Verbesserungen und event. Umwandlung des Pferdebahnbetriebes in Elektricitätsbetrieb, in die Lage zu kommen, ebenfalls Ermäßigungen im Fahrpreise herbeizuführen. Indessen experimentiren auch die Hochbahnen mit Elektricitätsbetrieb, einerseits um event. den Rauch zu beseitigen und anderseits, um im Stande zu sein, das Gewicht des Motors zu vermindern.

Das Lemp'sche System der elektrischen Beleuchtung. Einem interessanten Vortrage H. Lemp's, des Elektrikers der Schuyler Electric Light Co. in Hartford, Conn., Ver. Staaten, entnehmen wir das Folgende:

Eine Hauptaufgabe der modernen elektrischen Beleuchtung ist die Benutzung desselben Stromkreises für Bogen- und Glühlampen. Zur Lösung dieser Aufgabe kommt seither in der Regel und mit dem meisten Erfolge das sogenannte Gruppen-Multiplications-System in Anwendung. Eine gewöhnliche Glühlampe werde beispielsweise aus 50 Einheiten der elektromotorischen Kraft (Intensitätsmaß) und 1 Einheit der Stromstärke (Quantitätsmaß) gebildet, während der Hauptstrom 10 Einheiten der Stromstärke besitzt. — Darnach kann der Strom nun an irgend einer Stelle in 10 Zweigströme zerlegt und in jeden derselben eine Lampe eingeschaltet werden. Hinter einer solchen Gruppe lassen sich diese Zweigströme wieder vereinen in einen Strang, und kann derselbe alsdann eine Bogenlampe oder eine neue Gruppe von Glüh- oder Incandescenzlampen speisen u. s. w. Bricht eine Lampe, so würde, ohne Vorsichtsmaßregeln, der ganze Strom durch die übrigen 9 gehen, was die Gefahr für diese natürlich erhöhen würde. Man versieht deßhalb jede Lampe gewöhnlich mit einem Elektromagneten, der für dieselbe, wenn sie durch Bruch aus dem Stromkreise ausscheidet, einen ihr gleichwerthigen todten Widerstand einschaltet. — Warum kann nun das Verhältniß von 50 Einheiten der elektromotorischen Kraft mal eine Einheit der Stromstärke, gleich 50 Arbeitseinheiten, nicht verschoben werden? Ich habe beispielsweise einen Strom von 10 Einheiten der Stromstärke, wie im Bogenlampenstrome, nehme ich dazu 5 Einheiten der elektromotorischen Kraft, so habe ich das gleiche Arbeitsproduct. Ich benutze also in diesem Falle den vollen Strom, und es ist kein Extra-Apparat nothwendig. Der Strom bleibt constant auf seinem ganzen Wege. — Dieses Princip hat Lemp seinen Incandescenzlampen zu Grunde gelegt, so daß er Bogenlampen und Incandescenzlampen, in demselben Stromkreise, ohne weiteres hinter einander einschalten kann. Der Kohlenfaden der Glühlampen ist hierbei kurz und dick, während er in den gewöhnlichen Incandescenzlampen lang und dünn ist. Die Oberfläche ist jedoch bei beiden gleich groß. Die Lichtstärke der Lampen ist proportional der Länge der Kohlenfäden, und es geben 2 Zoll ca. 16 Kerzen. Zur Bereitung des Kohlenfadens benutzt Lemp einen Seidenfaden von kleinstem Durchmesser, den er zunächst chemisch behandelt, zwecks Ausscheidung des Stickstoffes. Hierauf bringt er ihn in Hufeisenform, um ihn dann unter Zulassung von Leuchtgas zu verkohlen. — Alsdann wird der Kohlenfaden in einen Glaskolben eingeschlossen, welcher zuerst luftleer gemacht und darauf mit einem kohlenwasserstoffhaltigen Gas gefüllt wird. In dieser Atmosphäre wird der Faden durch den elektrischen Strom zum Glühen gebracht, das Gas zersetzt sich und um den Faden bildet sich ein Niederschlag von Kohle. Dieser Proceß wird so lange fortgesetzt, bis die Kohle die nöthige Dicke erreicht hat. — Man erhält auf diese Weise ein Material, dessen Widerstand pro Längeneinheit constant ist, unabhängig von der Länge. Diese Kohle hat ein metallisches Ansehen und hat nach den Angaben des Erfinders eine 45fach höhere Dichtigkeit und Widerstandsfähigkeit als die gewöhnliche, beispielsweise von Edison benutzte Glühlampenkohle. Das Lemp'sche System der elektrischen Beleuchtung steht seit ca. 6 Monaten in Hartford in

practischer Anwendung und soll nach den Mittheilungen des Erfinders zur vollen Zufriedenheit arbeiten.

Das Wesen des Schweiß-Processes. Von dem niederrheinischen Hütten-Ingenieur Balke wird behauptet, daß beim Schweißen von Eisen die Crystalle oder Sehnen als feste Körper durch ein zweites, schmelzbares Eisen als flüssiges Bindemittel verbunden werden.

Temperaturmessung im Erdinnern. Nach einer auf Staatskosten betriebenen und lediglich geologisch-wissenschaftlichen Zwecken dienenden Tiefbohrung in Schladebach (zwischen Merseburg und Kötschen) hat man bei einer Tiefe von 1392 Meter (der größten bis jetzt durch Bohrung erreichten Tiefe) eine Temperatur von 49 Grad gefunden. Nimmt diese Temperatur bei weiterem Vordringen in gleichem Maße zu, so wird nach einer Mittheilung Neubert's bei etwa 3000 Meter Tiefe der Siedepunkt des Wassers erreicht; bei 75 Kilometer Tiefe müßte demnach eine Temperatur herrschen, bei welcher das strengflüssigste aller Metalle (Platin) schmilzt. Das Verhältniß der Erdrindendicke zum Erdhalbmesser würde darnach 1 zu 85 sein.

Ein neues Buch über Elektricität. Es ist ein Hauptcharacteristicum unserer Zeit, allen Stoff auf wissenschaftlichem Gebiete so zu ordnen, daß daraus die Entwickelung des Gegenstandes von Stufe zu Stufe klar hervorgeht. Ein anderes höchst wichtiges Mittel der Popularisirung wissenschaftlicher Stoffe ist in der Neuzeit die Illustration. Da nun auf technischem Gebiete in allerneuester Zeit die Elektricität das Augenmerk aller Fachmänner auf sich gelenkt hat, so ist es leicht begreiflich, daß Gelehrte es nunmehr auch unternehmen mußten, die Entwickelung dieses interessanten Gebietes in historischer Reihenfolge zu schildern und durch Illustrationen zu erläutern. So entstand auch die „Illustrirte Geschichte der Elektricität, von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage", für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Eugen Netoliczka. (Wien, 1886. Verlag von A. Pichler's Wwe. u. Sohn), die nunmehr uns dank der Stechert'schen Buchhandlung (766 Broadway, New-York) zur Besprechung vorliegt. Das interessante, ca. 300 Seiten starke Buch zerfällt in 3 Abschnitte: 1. Von den ältesten Zeiten bis zur Entdeckung des Galvanismus. 2. Von der Entdeckung des Galvanismus bis zum Aufblühen der Elektrotechnik und 3. Die drei Hauptrichtungen der neuen Elektrotechnik (Telephonie, elektrische Beleuchtung und elektrische Kraftübertragung). Indem wir dasselbe allen Interessenten angelegentlichst empfehlen, können wir doch nicht umhin, den Verfasser auf einen erkenntniß-theoretischen Fehler aufmerksam zu machen, dessen er sich schuldig macht, wenn er schreibt von der Umsetzung der Elektricität in andere physikalische Kräfte, als Licht, Wärme, Magnetismus, Chemismus und mechanische Arbeit. Für die bloße Technik erscheint es zwar ziemlich nebensächlich, wie immer das Wesen der Elektricität und der anderen physicalischen Phänomene definirt werden mag, allein von einer Geschichte der Elektricität verlangt man mehr, als bloße Rücksichtnahme auf die practische Seite des Gegenstandes und kann man mit Recht auch die Forderung stellen nach einer gründlichen Darstellung seiner theoretischen Grundlage. Deshalb ist es wohl am Platze, hier daran zu erinnern, daß nach dem neuesten Standpunkte der theoretischen Naturerkenntniß die Elektricität keine besondere Kraft ist, sondern lediglich eine besondere Art der Bewegung, in derselben Auffassung, wie auch das Wesen der Wärme, des Lichtes und des Schalles 2c. in der Neuzeit als eine Art der Bewegung zur Vorstellung gebracht wird. Der Fundamentsatz der mechanischen Wärmetheorie, der die Aequivalenz von mechanischer Arbeit (Bewegung) und Wärme feststellt, führt uns nothgedrungen dahin, alle genannten physikalischen Erscheinungen ihrem Wesen nach als besondere Arten der Bewegung aufzufassen, weshalb in einem gelehrten Buche über Elektricität die Darstellung der Elektricität als physikalische Kraft zu verwerfen ist.

Die Bäume als Regenten im Haushalt der Natur.

Von O. Hüttig. Fortsetzung.

Henry Beyla-Stendal, der uns einen Abend aus dem Jahre 1827 im Palast Torlonia beschreibt, sagt: „Die Bälle der Fürsten Torlonia übertreffen diejenigen, welche Napoleon I. gab. Seine Feste sind schöner, als die der europäischen Souveräne. Es sind z. B. stets sehr viel Personen da, aber es ist niemals solches Gedränge wie auf einem rout." Bei demselben Schriftsteller finden wir ein Urtheil über die beiden Söhne Don Giovanni's, welches der alte Geldfürst seinen Gästen einst selber zum Besten gab. „Marino," sagte er, „ist ein Einfaltspinsel; er liebt die Bilder, die Natur, die Künste. Ich hinterlasse ihm drei Millionen Scudi (à 4—4,7 Mk.) und zwei Herzogthümer. Aber der andere (Alessandro) ist ganz verschieden. Der ist ein Mann, er kennt den Werth des Geldes. Ihm lasse ich deshalb mein Bankgeschäft; er wird es ausdehnen, seinen Reichthum vermehren, und eines Tages werden Sie ihn reich sehen, nicht etwa wie einen Fürsten, sondern mehr als alle römischen Fürsten zusammen. Und wenn er halb soviel Verstand hat wie sein Vater, so wird er aus seinem Sohn einen Papst machen." Zwar ein Papst ist noch nicht aus dem Hause des römischen Rothschild's hervorgegangen, denn Alessandro hatte keine Söhne, sondern nur eine Tochter, aber im Uebrigen hat er die Prophezeiung seines Vaters wahr gemacht.

Ein anderer Schilderer der römischen Gesellschaft jener Zeit, der Franzose Dasmain, gesteht bei aller Abneigung und ungerechten Beurtheilung der Krösusfamilie doch zu, daß sich dieselbe an Glanz nicht übertreffen läßt. Der Wahrheit entgegen ist es, wenn er die Torlonia Juden nennt und in der alten Herzogin Anna die ehemalige Trödlerin aus dem Ghetto wiedererkennen will. Einem Musikfeste, welches Don Alessandro 1839 gab, wohnten u. a. der Großfürst Alexander von Rußland, der Großherzog von Toskana mit seiner Gemahlin, der Großherzog von Baden, der Herzog von Lukka, der Graf von Syrakus, Bruder des Königs von Neapel, mit Gemahlin, der Herzog von Devonshire, der Herzog und die Herzogin von Sutherland und zahlreiche andere Sprößlinge der stolzesten Familien theil, die es vielleicht verschmäht hätten, zu jener Zeit einer Einladung zu einem Hoffeste in Paris zu folgen. Natürlich fehlten die Kirchenfürsten nicht; man sah die Cardinäle Rivanola, Mai, Mezzofanti und eine Menge Prälaten.

Don Alessandro, der von einem großartigen Thätigkeitstrieb und Unternehmungsgeist beseelt war, wenn auch in geringfügigen Dingen wahrhaft kleinliche Mann widmete sich, als nach der Geburt einer zweiten bald verstorbenen Tochter die anhaltende Kränklichkeit der Fürstin der Festlichkeiten im Hause Torlonia ein Ende machte, mit ganzer Seele dem großen Werke, das die Thaten von römischen Kaisern und Päpsten in Schatten stellen sollte. Er gab die Salz- und Tabaksregie auf, überließ sein Bankgeschäft an Senda und Flamini und ließ unter seiner persönlichen Aufsicht durch den Schweizer Ingenieur de Montricher den oben beschriebenen jetzt 6300 Meter langen Tunnel (Emishar) erneuern, wodurch er die Trockenlegung des 19 Meter tiefen See's bewirkte, ohne eine einzige Actie ausgegeben zu haben; das Unternehmen ergab in den ersten Jahren einen Ertrag von 30%. Später hat man allerdings eine nachtheilige (?) Veränderung der atmosphärischen Verhältnisse zu bemerken geglaubt, und es herrscht auch jetzt in jenem Theile der Abruzzen in der Bevölkerung eine starke Bewegung, die auf Wiederausfüllung des Bodens gerichtet ist und den Fürsten Torlonia für das vorgebliche und wohl auch

thatsächliche Sinken mancher Erwerbszweige, z. B. die Cultur der Oliven, verantwortlich zu machen gedenkt; dieser Rückgang ist aber bei einer so großartigen Veränderung des Verhältnisses zwischen ungesundem Wasser und trockenem Land ganz natürlich, und wohl durch die oben erwähnten Landschenkungen Torlonia's mehr als ausgeglichen. König Victor Emanuel ließ dem unternehmenden Mann eine goldene Verdienstmedaille und den Titel eines Herzogs von Fucino zu Theil werden.

Der Fürst Alessandro Torlonia starb 1886. Er war von unbegrenzter Mildthätigkeit. Er hat in Rom zwei Spitäler, ein Waisenhaus und erst jüngst einen nach allen Vorschriften der Wissenschaft ausgestatteten chirurgischen Operationssaal, sowie zahlreiche andere gemeinnützige Anstalten begründet. Sein Vermögen geht auf den Gemahl seiner einzigen Tochter über. Für sein unbewegliches Vermögen zahlte er eine Steuer von vier Millionen Lire (à 80 Pfennig). Die hinterlassenen Rententitel sollen einen Werth von 250 Millionen Lire besitzen.

Der Gegensatz zu den sumpfigen Gegenden Italiens und anderer Länder ist die Wüste, welche durch das Ausroden oder Abholzen, selbst Verbrennen der Wälder ohne nachfolgende Wieder-Aufforstung entstanden ist. Bei dem Mangel aller Bäume und Sträucher versiegen auch die Quellen, wie früher ausgeführt worden ist, oder wo solche unter dem Schutz der Wälder vorhanden, der Lauf der aus ihnen entstandenen Flüsse aber nicht durch tiefwurzelnde Gehölze geregelt ist, da wechseln Dürre und Ueberschwemmung mit einander ab. Die in den Wüsten vorhandenen Oasen sind mit Bäumen bestanden, die, und mit ihnen die Bewohner, ein trauriges Leben führen, weil sie, ohne Verbindung mit größeren Quellgebieten, selten oder niemals genügend Wasser besitzen und die Temperatur zwischen Tag und Nacht in einer Schrecken erregenden Weise wechselt. Im Alterthum hat man, z. B. in Ostindien, in Egypten oder im Sudan und auf der großen Oase Merw, ungefähr 37° 30′ n. Br., 80° ö. L., im wüstenartigen Turkmenenlande in Vorderasien, großartige Wasserleitungen angelegt und unterhalten, die aber im Laufe der Zeit verfallen sind. Eine Beschreibung der Oase Merw gab im März 1886 Herr Poklewsky-Kosell in einer Versammlung der Gesellschaft zur Förderung des russischen Handels und der Industrie in Petersburg und berichtete u. a., daß in dieser Oase bis jetzt noch Reste der zur Zeit Alexanders d. Gr. (geb. 356, † 323 v. Chr.) und vor demselben bestandenen Bewässerungsanstalten vorhanden sind. Die bemerkenswerthesten Anlagen dieser Art gehören indeß der Zeit der arabischen Herrschaft an, unter ihnen auch die Ueberreste einer in 80 Werst (1 = 1066,71 Meter) Entfernung von Merw, dem Hauptorte der Oase, befindlichen Schleuse Sultan-Bent. Von diesem Punkte aus verzweigt sich ein Canalnetz, welches leicht wieder hergestellt werden könnte. Von den durch die gegenwärtigen Bewohner der Oase, die Turkmenen, gemachten Bewässerungsanlagen ist ein ansehnlicher Damm oberhalb Merw zu erwähnen, von welchem aus zahlreiche Canäle sich verzweigen. Unterhalb Merw besteht ein zweiter Damm, welcher das Ansammeln des aus den Canälen durchbrechenden Wassers bezweckt; ein dritter ermöglicht die Abzweigung eines das linke Ufer des Murghab bewässernden Canals. Die Anlagen der Turkmenen sind dadurch sehr häufig Zerstörungen ausgesetzt, daß der Murghab große Massen Schlammes führt, welcher die Höhe der Dämme mehr als erreicht, so daß das Wasser überströmt. Um diesen Beschädigungen der Dämme abzuhelfen, erhöhen die Turkmenen dieselben, doch wiederholen sich die Ueberschwemmungen, die einen Theil der Aecker vernichten, während ein anderer Theil wegen Mangel an Wasser zu Grunde geht und ein dritter Theil der Aecker von Schlamm bedeckt und für lange Zeit zur Bebauung ungeeignet wird. — Die alten intelligenten Egypter würden eine solche Ueberschwemmung des Wüstensandes mit Schlammwasser wahrscheinlich Düngung genannt haben! — Eine solche Unvollkommenheit des Bewässerungssystems ergiebt die Nothwendigkeit, ungefähr drei Viertel aller Bewohner der Oase zur Erhaltung der Canäle zu verwenden, während nur ein Viertel sich den eigentlichen Ackerbau-Arbeiten widmen kann. Die Ablagerung des Schlammes führt außerdem zur beständigen Erhöhung der Canäle, so daß beim Durchbruch der Dämme die besten Ländereien der Oase zu unbrauchbaren Sümpfen werden. Schon jetzt ist ein Theil der Oase entvölkert und dasselbe Schicksal wird den übrigen ereilen, falls man ihm nicht zu Hilfe kommt. Herr Poklewskij-Kosell, der im Auftrage des Fürsten Dondukoff die Oase bereist hatte, ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß es nothwendig sei, einen Theil der alten Bewässerungsanstalten wieder herzustellen. Außerdem hat er einen Entwurf zur Anlage einer neuen Schleuse im Osten vorgelegt, durch welche, wenn nöthig, die doppelte Menge Wassers durchgelassen werden kann. Sobald das Wasser zum Stauen gebracht ist, wird sich, so behauptet Herr Poklewskij-Kosell, die Möglichkeit bieten, das ganze arabische Berieselungssystem wieder einzuführen, wodurch ungefähr 150 000 Dessätinen (1 = 1,09 Ar) vorzüglichen Landes nutzbar zu machen. Die Turkmenen wollen der russischen Regierung helfen, sie bieten ihre Arbeitskraft zur Wiederherstellung des alten Bewässerungssystems.

Ein nicht ganz so trauriges Bild bieten die immerhin unfruchtbaren, baumlosen Hochebenen Mittelasiens und Tibets, letzteres ein chinesisches Land nördlich vom Himalaya, das der russische Oberst Prschevalski öfter bereist hat; am 10. Januar 1886 kam er von seiner vierten Reise zurück und hielt in Moskau über seine Forschungen und Beobachtungen einen öffentlichen Vortrag, dem wir Folgendes entnehmen: Im nördlichen Theil von Tibet, also ungefähr unter dem 35.° n. Br., ist das Klima äußerst unangenehm, denn dort lösen eisige Kälte und siedende Hitze schnell mit einander ab; im südlichen Theil des Landes ist dagegen die Sommerwärme eben so wenig stark wie die Winterkälte, aber nichts desto weniger sind die Niederschläge so gering, daß Pflanzen dort nicht gedeihen können, weshalb auch Weiden für die Thiere nicht vorhanden sind; nur in den westlichen Districten begegnet man einigen kleinen, mit Gras bewachsenen Stellen, aber Bäume und Sträucher sind nirgends vorhanden. Trotz dieser dürftigen Vegetation ist die Thierwelt ziemlich reich, denn Prschevalski hat nicht weniger als 15 Arten Säugethiere und 53 Arten Vögel mit nach Hause gebracht, auch im nördlichen Tibet den Grunzochsen in großen Heerden, wilde Antilopen, Schafe und Esel, ebenso Bären, Wölfe und Füchse getroffen. Im östlichen Tibet giebt es zwei Flüsse und mehrere Seen mit vielen Fischen, doch in nur wenigen Arten. Die Einwohner, dem mongolischen Stamm angehörig, erinnern in ihren Sitten und Gebräuchen an ihre wilde Herkunft. — Das an China grenzende Land Kalthu zeigt dagegen ein ganz anderes Aussehen; es ist gut bewässert und die Folge davon ist eine reiche Flora. Die Einwohner sind Tanguten; ihre Religion ist die der Buddhisten*), die noch auf Ceylon, in Nepal, Bhutan, Hinter-Indien, Tibet, China, Japan und in der Mongolei die herrschende ist; im Uebrigen gleichen sie sehr den Zigeunern. Die Tibetaner leben in Filzzelten oder dergl., die Tanguten in Hütten. — Einen andern Volksstamm, welchen Oberst Prschevalski hier antraf, nennt er Daldy, ein handeltreibendes Volk, das sich in mancher Beziehung sehr von den Nachbarn, den Chinesen, unterscheidet. In jenen Ländern giebt es nur zwei Glaubensbekenntnisse, den Buddhismus und den Islam; die Anhänger des ersteren nehmen in ihrer Anzahl mehr und mehr ab, weil die einfachen Völker die Lehre nicht verstehen, nicht fassen können.

Oberst Prschevalski trat seine vierte Reise 1884 an und wählte den Wüstenweg bis zum Gelben Fluß oder Hoangho, der in Hochasien entspringt, im Golf von Petschili (33° n. Br., 138° ö. L.) ins Gelbe Meer des Stillen Oceans mündet und mit seinen Nebenflüssen ein Gebiet von 1 848 000 Quadrat-

*) Buddha (der Erleuchtete) wird Siddharta, der Stifter des Buddhismus genannt. Er war ungefähr 550 v. Chr. in Kapitavestu im nördlichen Indien als der Sohn eines Edlen aus dem Geschlecht der Sakhya geboren, predigte wandernd die Verachtung weltlicher Genüsse und Schmerzen, wodurch der Mensch im Jenseits zur seligen Ruhe, d. h. zur Nirvana gelangt. Er stiftete auch Mönchsorden, in denen Kastenunterschiede nicht vorhanden waren. Götter kannte er nicht. Er starb ungefähr 470 v. Chr. in Kusinara.

Kilometer beherrscht. Der Oberst verweilte zwei Monate in der durchschnittlich 750 Kilometer breiten Wüste Gobi oder Shabo, d. h. Sandmeer, die sich vom 105. bis 137.° ö. L. und zwischen dem 41. und 46.° n. Br. erstreckt und in welcher das Quecksilber mehrmals fror (bei — 39,38° C.). Von dort begab er sich nach Süden in eine mildere Gegend, in der aber doch die Temperatur während 24 Stunden oft bis 40° wechselte. So beobachtete er z. B. im Januar 1885 während der Nacht 20° Kälte und am darauf folgenden Tage 20° Wärme. Im Februar hielt er sich im bergigsten Theil von Tibet auf, wo er seine Vogelsammlung vervollständigte. Im Mai erreichte er das südliche Zaidam, dessen Herrscher sein weiteres Vordringen hindern wollte, aber gezwungen wurde, ihm einen Wegweiser und mehrere Kameele zu überlassen. Während er seine Vorräthe unter Bewachung von sechs Kosaken zurückließ, begab sich der Oberst zu den Quellen des Gelben, dann zu denen des Blauen Flusses (Jantsekiang oder Jangtsekiang? in einem 1 872 000 □km großen Gebiet, 5340 km lang, mündet bei Nanking in das Gelbe Meer). Nach einem Marsch von 150 Werst (1 = 1,06671 km) begegnete ihm ein Trupp feindlich gesinnter Tunguten, die sich bei dem Gewehrfeuer der Russen allerdings zurückzogen, diesen aber in keinem Fall erlaubten, den Blauen Fluß zu überschreiten; die Russen mußten umkehren. Von den Tunguten fortwährend beunruhigt, setzte der Oberst während mehrerer Wochen den Rückzug bis zu den Quellen des Gelben Flusses fort und weiter zum südlichen Zaidam, von wo er mit seinen 13 Begleitern sich nach dem westlichen Theil des Landes begab, der von Pflanzen so entblößt ist, daß Thiere dort nicht leben können. Nach einem Marsch von 800 Werst kam er an das Ufer eines unwegsamen Sumpfes, neben dem große Schaaren von Fasanen sichtbar wurden. In Gaz blieb er drei Monate und reiste dann weitere 800 Werst im westlichen Tibet, wo er drei neue Gebirge entdeckte. Nachdem er bis Gaz wieder zurückgekehrt war, nahm er den Weg über mehrere Gebirgspässe nach Solo, wo er von der türkischen Bevölkerung freundlich empfangen wurde. Ein gleich freundlicher Empfang wurde ihm und seinen Begleitern in den westlichen chinesischen Besitzungen bereitet, die an das östliche Turkestan grenzen. Dieser Theil von China bildet ein fruchtbares Land mit mildem Klima, ohne Winter, wohl aber mit zwei Erntezeiten jährlich, die eine im Februar, die andere im Juli. Die Bevölkerung besteht aus Chinesen, Mongolen, Arabern, Bocharioten und Hindus. — Nach weiter fortgesetztem Marsch kam die Expedition in eine große Wüste mit nur wenigen Oasen, von denen die zwei größten 600 Werst von einander entfernt lagen. In der Nähe der Oase Cherchen fand Oberst Prschevalski ein bisher unbekanntes Gebirge. Ueber Potam, den Tarim-Fluß und durch Tian-Schan kehrte die Expedition wieder nach Rußland zurück, welches bekanntlich selbst reich ist an großen, weit ausgedehnten Wüsten.

Eine Wüste von großer Ausdehnung und trauriger Beschaffenheit bilden die Dünen oder Haiden in den Departements les Landes und la Gironde zwischen dem Meerbusen von Gaskogne, den Flüssen Adour und Midouge im südwestlichen Frankreich. Die beiden eben genannten Departements sind zusammen 367 Quadratmeilen groß (1 = ungefähr 56,25 □km), von denen die Haiden 150 Quadratmeilen einnehmen und von etwa 90 000 Menschen, den sog. Parans, bewohnt werden, die auf der niedrigsten Culturstufe stehen; 40 Quadratmeilen weisen keinen, die übrigen nur einen sehr spärlichen Pflanzenwuchs auf — Alles ist Flugsand, den man vor Jahrhunderten zu „dämpfen", zu bepflanzen versucht hat; doch ist davon seit mehr als hundert Jahren keine Rede mehr.

Der ganze Landstrich dürfte einer Erhebung des Meeres seinen Ursprung verdanken und unter der dicken Schicht von Flugsand befinden sich reiche Lagen von Kalk und Mergel. Daher erklären sich die alten Nachrichten, die darin übereinstimmen, daß die „Landes" zur Zeit der Araber dicht bewaldet und mit ertragreichen Aeckern bedeckt waren. Ein wohleingerichtetes Bewässerungssystem beförderte Wachsthum und Fruchtbarkeit da, wo jetzt im Sommer glühend heiße Sandwüsten oder fieberhauchende Sümpfe dem Menschen den Aufenthalt beinahe unmöglich machen; die Sommer sind hier unerträglich heiß, die Winter kalt: und doch müßte hier der geographischen Lage nach ein herrliches Klima herrschen, wenn Bäume, Sträucher — Wälder vorhanden wären und die Benutzung des zwischenliegenden Landes für Ackerbau u. dergl. unterstützten. — Unsere Quellen schweigen über die Ursachen dieser Verwüstung, und wir können nur vermuthen, daß, wie bei den Kriegen in den ältesten Zeiten, in denen jüngeren Datums die Eroberer das ganze Gebiet des schwächeren Gegners verwüsteten; namentlich wurden die Wälder niedergehauen oder verbrannt, um den Feind aus seinem letzten Schlupfwinkel zu verjagen. Die Römer hatten auch hier wohl ihre alte Cultur eingeführt, die Gothen sie nicht ganz zerstört, und die Araber ließen sie von neuem, vielleicht in verbesserter Gestalt, wieder aufleben. Aber die Franken, die Sieger über Gothen, Araber und Basken, sie blieben ihren alten und späteren Gewohnheiten treu, alles zu verwüsten da, wo hartnäckiger Widerstand ihr Vordringen zu hemmen suchte. Ihnen wird man auch die Verwüstung eines Gebiets zuschreiben müssen, das nur für kurze Zeit einmal in den Händen der Anglo-Normannen gewesen ist. Man wird annehmen dürfen, daß die Basken oder Vaskonier, als sie Besitzer der „Landes" waren, ihren Besitz hartnäckig vertheidigten, ehe sie das vom Feinde verwüstete Land verließen, um sich zuerst in den West-Pyrenäen, später in den spanischen Provinzen Ober-Navarra, Biskaya, Guipuzcoa, Alava und in den französischen Ober- und Nieder-Pyrenäen anzusiedeln; flüchtige Leibeigene und andere Mißhandelte aus den angrenzenden französischen Provinzen traten nach und nach an ihre Stelle, verschmolzen sich mit einander, und die wenigen noch vorhandenen Basken bildeten schließlich ein Gemisch der verschiedensten Elemente, das noch heute unter dem Namen der „Parens" kaum auf die Bezeichnung Mensch Anspruch machen darf.

Aus der Thierwelt sind hier südländische Sumpf- und Watvögel (Wasserhühner, Kraniche, Störche, Schnepfen, Läufer u. s. w.), auch Raubvögel, von Säugethieren Hasen, Kaninchen, Marder, Füchse, Wölfe, Hirsche und Rehe, von zahmen Thieren besonders das Schaf vorhanden, welches letztere in großen Heerden die spärlichen Pflanzen vom Sandboden abweidet. Das Schaf liefert den Parens Nahrung und Kleidung, Käse, Fleisch, Fett und Milch, als Kleidung das Fell mit der Wolle; ein oder zwei Fälle hängen oder binden sie um den nackten Leib, in eine Fellschürze hüllen sie den Unterleib und wickeln und schnüren andere Stücke Schaffell wie Schienen um die Beine. So einfach kleidet sich nicht einmal der verthierte Bewohner der Hebriden, jener Inselgruppe an der Westküste von Schottland. Die Heerden müssen wegen der spärlichen Nahrung sich weit ausbreiten; um sie übersehen und, sie umschreitend, sammeln zu können, gehen die Panes auf 3 Meter hohen Stelzen, die sie an die Beine festgebunden haben, und bewegen sich mit ihnen so sicher, wie Andere auf dem Boden, aber schneller. Sie wohnen in backofenförmigen Hütten aus Haidekraut und Erde, die sie abbrechen und weitertragen, wenn sie für ihre Heerden und mit ihnen besseres Futter suchen müssen.

Wohl sind einzelne niedrig gelegene Stellen dieses traurigen Landes mit Haidekraut und einigen Exemplaren der Meerstrandkiefer (Pians maritima Mill.) und der Korkeiche (Quercus Suber L.) bewachsen, aber im Allgemeinen kann man sich nichts anderes denken, als diese Flugsandstrecken, welche so viel des Bodens eines Landes bedecken, dessen Einwohner stets geglaubt haben, „daß sie an der Spitze der Civilisation marschiren." Diese französische Sahara bietet nichts als nackte, bewegliche Sandhügel und Sandflächen mit Sümpfen, Wassertümpeln und wenige Baum- und Strauchgruppen, Ueberreste der 1789 zunächst auf Veranlassung von Jacques Necker, des Generaldirectors, später Ministers der Finanzen, gepflanzten Strandkiefern und Korkeichen, von denen namentlich die letzteren das Klima der Gironde gut vertragen würde, wenn der einzelne Baum nicht mehr und mehr der Einsamkeit überlassen würde.

Die Franzosen scheinen mehr für ihre Colonien als für diese Wüste im Mutterlande besorgt zu sein. Auch Algerien ist reich an Wüsten; aber man hat ein nützliches Gras gefunden, das zur Noth auch im trocknen Wüstensande noch gedeiht und für dessen Anbau im Großen 1873 die Compagnie Franco-Algérienne mit einem Actien-Capital von 10 eingezahlten Millionen und 22 Millionen in Obligationen gegründet wurde. Es ist dies das ursprünglich in den Gebirgen Spaniens einheimische Spart- oder Esparto-Gras Stipa (Machcochloa) tenacissima L., das ohne irgend welche Pflege gedeiht und aus dessen 40 cm langen, schmalen und sehr zähen Blättern eine Faser, Espartofaser, Halfa oder Alfa, gewonnen wird, welche man zu Schuhen, Matten, Decken, Schnüren, Stricken, Tauen u. s. w. verarbeitet und in den Handel bringt. Auch zu den feinsten Korbmacherarbeiten werden die Blätter verwendet, nachdem sie geröstet, gebleicht und mit hölzernen Schlägeln geklopft worden sind. Den Pferdehaaren ähnlich verarbeitet und gefärbt dienen sie zur Füllung von Matratzen und Sesseln. Aber alle diese Verwendungsarten werden von einer noch nicht genannten übertroffen, nämlich von der zu Papier. Mehrere große Papierfabriken Frankreichs verwenden nur Alfa und in England ist diese Verwendungsart noch viel bedeutender. Die meisten Londoner Tagesblätter, allen voran die Times, werden auf Papier von algerischer Alfa gedruckt. — Zur besseren Verfrachtung werden die Ballen in Aïn-el-Hadjar, der Hauptniederlage jenseits Saïda in Algerien, mittelst hydraulischer Pressen auf den geringsten möglichen Umfang gebracht; gewöhnlich wiegt ein Ballen 100 Kilo.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Ein neues Heilverfahren der Schwindsucht schlug auf dem jüngst in Moskau stattgehabten Congreß russischer Aerzte der frühere Professor für innere Medicin in Charkow, Dr. Kremjanskij, vor. Derselbe ging davon aus, daß die Schwindsucht durch einen Parasiten hervorgerufen werde, der, wie die angestellten Versuche erwiesen haben, durch die schwächste Anilinlösung getödtet wird. Nun sei es constatirt, daß bis jetzt in der gerichtlichen Medicin keine Anilinvergiftung mit tödtlichem Ausgange vorgekommen; man dürfte dabei das Anilin ohne Bedenken gegen den Schwindsuchtsbacillus verwenden. Da derselbe nun aber nicht nur die Lungen der betreffenden Kranken, sondern das ganze Blutsystem, sowie sämmtliche von demselben genährten Gewebe durchdringe, so sei ein Kampf gegen denselben nur dann möglich, wenn man die ganze Blutmasse mit Anilin sättige, d. h. den Kranken einer Anilinvergiftung aussetze und dann das Gegengift reiche. Da eine Vergiftung dieser Art das Leben nicht bedrohe, außerdem rasch wirkende Gegengifte, wie Einwirkung von frischer Luft, Inhalationen von Terpentin, Anisöl, Eucalyptusöl und andere stets bei der Hand sein könnten, so brauche man nur mehrmals täglich mehrere Tage hintereinander die betreffenden Kranken mit Anilin zu vergiften, um sämmtliche Schwindsuchtsbacillen zu tödten und dieselben von der Schwindsucht radical zu heilen. Selbst in Fällen, wo die Krankheit bereits einen bedeutenden Theil der Lungen zerstört hätte, sei noch Rettung möglich, denn nach Tödtung sämmtlicher Bacillen würden die Schwindsuchtshöhlen wie einfache Wunden verheilen; es bilde sich gesundes Narbengewebe, welches rasch die Höhle schrumpfen lasse und nicht wenig zur Erweiterung der freien Lungenzellen beitrage, somit könne der Kranke weiter leben. Am schnellsten und bequemsten werde die Blutmasse durch Einathmung von zerstäubtem Anilinöl mit diesem Arzneistoffe gesättigt. — Es wäre ein großes Glück für die leidende Menschheit, wenn die Theorie Kremjanskij's Wahrheit würde, doch andererseits ist begreiflich, daß seine Lehre auf dem Congresse auf vielseitige Opposition stieß. Dennoch gelang es seiner Beredtsamkeit, die Mitglieder des Congresses zu bestimmen, eine Commission zu wählen, welche bei einer der Moskauer Kliniken diese Behandlungsmethode, die der Erfinder selbst leiten soll, überwachen wird.

Für unsere Hausfrauen.

Unsere Brennstoffe. Die wichtigsten unserer Brennstoffe für die Küche zerfallen in 6 Classen:

1. Holz, 2. Torf, 3. Braunkohlen, 4. Steinkohlen, 5. Holzkohlen, 6. Coaks.

1. Das Holz theilt man technisch ein in hartes, weiches und harziges Holz.

Zum harten Holze gehören: Buche, Eiche, Rüster (Ulme); zum weichen Holze: Birke, Erle, Aspe (Espe), Pappel, Linde; zum harzigen Holze: die Nadelhölzer Fichte, Tanne, Kiefer.

Das harte Holz unterscheidet sich vom weichen durch größere Dichte, von ersterem wiegt ein Cubikmeter 350—400 kg, von letzterem 250 bis 300 kg, während das trockene Pulver aller Hölzer das gleiche Gewicht hat.

Das harte Holz brennt nur an der Oberfläche und bildet nach dem Entweichen der flüchtigen Bestandtheile eine kohleartige Masse, welche langsam und ohne Flamme brennt. Weiches Holz brennt dagegen sehr rasch, weil Luft in das lockere Gewebe eindringt und dasselbe sprengt. Daher knistert und knallt das Holzfeuer gewöhnlich. Das letztere Holz giebt wenig Gluht und brennt fast bis zu Ende mit Flamme.

Die Bestandtheile des Holzes sind hauptsächlich Cellulose oder Zellstoff, Holzstoff (auch inkrustirende Substanz genannt), Salze, Unverbrennliches und Wasser, letzteres bis 40 %. Die Salze und das Unverbrennliche bilden die Holzasche, welche viel kohlensaures Cali (Pottasche) enthält und deswegen als Aschenlauge zum Seifesieden u. s. w. benutzt wird.

2. Der Torf ist das in sehr verschiedenartiger Weise vorkommende Ergebniß der Verwesung von riesigen Mooslagern, welche auf feuchtem, moorigem Grunde große Flächen bilden und deren Wachsthum auf dem Moospolster geschieht. Die Beschaffenheit ist naturgemäß sehr verschieden, je nach Art und Alter des Torfstiches, sodaß das Gewicht eines Cubikmeters Torf zwischen 250 und 400 kg schwanken kann. Auch wechselt die verbleibende Asche desselben zwischen 5 und 30 %. Bei starkem Wassergehalte brennt er schlecht und giebt viel übelriechenden Rauch. Man sollte ihn daher stets vor dem Verbrennen an einem warmen Orte ausdörren.

3. Braunkohlen. Sie sind Gebilde früherer Jahrtausende, werden bergmännisch gewonnen und sind nach ihrem geologischen Alter und ihrer Lagerstätte von sehr verschiedenem Werthe. Sie sind meist aus Holz entstanden, dessen Gefüge an einer guten festen Braunkohle oft noch zu erkennen ist. Man theilt sie ein in feste und erdige Braunkohle. Letztere enthält meist viel Schwefelkies (ein aus Schwefeleisen bestehendes Mineral), was den unangenehmen Geruch nach Schwefel-Wasserstoff veranlaßt, welcher beim Feuern dieser Kohlen gewöhnlich auftritt.

4. Steinkohlen. Die Steinkohlen sind ein noch älteres Erzeugniß und rühren ebenfalls von untergegangenen Pflanzen her. Ihre Entstehung ist Gegenstand eingehender Studien, aber die Frage scheint noch nicht endgültig beantwortet zu sein. Die meisten rühren von Pflanzengattungen her, welche längst aus dem lebenden Pflanzenreiche verschwunden sind, woraus man im allgemeinen auf ein sehr hohes Alter schließen darf.

Man theilt sie ein: in fette Steinkohlen, welche glänzend, pechartig sind, rasch brennen, rußen und backen (d. h. in der Hitze zusammenkleben), in magere Steinkohlen, welche härter sind, dunkle Flecken haben, weniger leicht brennen, wenig rußen und nicht backen, und endlich in trockene Steinkohlen, welche härter aber weniger dicht und schwarz sind, schwer brennen und nicht backen.

Die magere nicht backende Steinkohle ist für die Küche die vortheilhafteste.

5. Holzkohlen. Diese werden durch starkes Erhitzen von Holz in Meilern oder in Retorten gewonnen, wobei die flüchtigen Bestandtheile, welche im Ofen Rauch und Flamme geben, entfernt werden, Holztheer und Holzessig liefernd.

6. Coaks. Bei der Gas-Fabrikation verbleiben als Rückstand der verarbeiteten Steinkohle große Massen von Kohle, welche unter dem Namen Coaks Verwendung finden*). Als Brennstoff haben sie den großen Vorzug, keinen Rauch zu geben, und da sie ohne Flamme brennen, nicht zu rußen. Allein sie bedürfen zum Brennen, einer sehr hohen Temperatur und brennen daher nur in solchen Feuerungen, wo ihnen ein guter Zug geboten ist und wo sie gegen starke Abkühlung geschützt sind. In gewöhnlichen Herd- oder in offenen Feuerungen gehen sie leicht aus.

Es giebt auch eine der Braunkohle entstammende Sorte Coaks, welche bei der Fabrikation von Paraffin als Nebenproduct gewonnen wird. Sie bildet gewöhnlich ein braunes Pulver, welches in manchen Gegenden, besonders in Thüringen, viel in einer besonderen Art Herdfeuer gebrannt wird, welche dort unter dem Namen „Grude" sehr beliebt ist und wegen ihrer bequemen Behandlung manche Vorzüge besitzt.

*) Ebenso wird bei den Steinkohlenschächten die klare Fettkohle zu Coaks gebrannt, der in Stangen, mit kleinen Holzscheiten vergleichbar, gewonnen wird und eine gewaltige Hitze erzeugt.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. Druck von Gustav Jahn in Breslau.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 12. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Das Kulturwerk der Ritter vom deutschen Orden.

Von **Dr. Max Vogler.**

I. Die Arbeit des Friedens.

Die ersten Burgen, welche nach der Besitzergreifung des Kulmerlandes durch Landmeister Hermann Balk daselbst errichtet wurden*), waren Thorn und Marienwerder. Ansiedler, welche aus dem Westen Deutschlands kamen, erbauten dann unter den Mauern der Ordensburgen wallumsäumte Städte, als deren erste die Chronik Thorn und Kulm verzeichnet. Ein sehr kluger Schritt Hermann von Salza's war es, daß dieser den Papst zu überreden wußte, das Kulmerland und alle künftigen Eroberungen in Preußen für ein Eigentum des Apostels Petrus zu erklären und dasselbe dem Orden als ein Lehen der römischen Kirche zu verleihen. Der Orden mußte dafür zwar dem Papst, bei welchem auch schon damals nichts umsonst zu haben war, einen jährlichen Zins zahlen, er hatte aber dadurch seinen Besitz von vornherein gegen alle Einsprüche jedwelcher weltlichen Macht, wie ein solcher angesichts der immer größeren Ausbreitung des Ordens schon durch Herzog Konrad von Masovien (Polen) erhoben wurde, gesichert. Einen weiteren Vorschub erhielt die Ordenssache dadurch, daß auf Befehl Papst Alexander's IV., der die Bedeutung des Ordens für die Ausbreitung des katholischen Glaubens im Norden wohl erkannte, in ganz Deutschland das Kreuz für den Orden gepredigt und auch alles andere Rüstzeug der päpstlichen Macht zu Gunsten der Deutsch-Ritter in Bewegung gesetzt wurde. Die sogenannten Bullen sind bekanntlich unter diesen Rüstzeugen immer eines der vornehmsten gewesen, und mittelst solcher wurde jede Beleidigung eines Ordensritters mit dem Bannfluch, mit dem großen Bannfluch sogar, der noch einen etwas breiteren und tieferen Posaunenton hatte, als der kleine, und der vor wie nach selbst sonst gefürchtete Kronenträger bis in's Mark erschütterte, bedroht. So hoch stellte der Papst die Heiligkeit des Ordens, daß die erlauchten Glieder des hohenstaufischen Kaiserhauses, die der Zorn des Nachfolgers Petri für ihre Person und ihren Besitz mit Acht und Aberacht belegt, durch den Eintritt in den Orden die daraus entspringenden Folgen von sich abwenden konnten. Kein Wunder, daß bei solch kräftiger Ausstrahlung der päpstlichen Gnadensonne über den Orden der junge Adel von Deutschland, der sich recht gut bewußt war, was diese Gnadensonne in damaligen Tagen zu bedeuten hatte, massenweise den Ordenshäusern zuströmte und sich die Aufnahme in den Orden angelegen sein ließ.

Ungestört freilich sollte sich der Orden dieser schnell errungenen politischen und kirchlichen Machtstellung und seines bald über die Landschaften Ermeland, Natangen und Barterland, über das Gebiet von Danzig und ganz Samland ausgebreiteten Besitzes (worauf sich u. a. der Ursprung der Städte Braunsberg, Kreuzburg, Danzig, Königsberg, Memel zurückführt) gleich im Anfang nicht erfreuen. In den Grundsätzen der Ordensritter lag es zwar, gegenüber den besiegten Preußen Milde und Güte obwalten zu lassen und sie vor allem christlicher Gesittung zuzuführen; die verwundeten Feinde wurden in den Hospitälern der Ordensbrüder gepflegt und, soweit wie die Bewohner ein Grundeigentum hatten, nach ihrer Bekehrung zum Christentum in demselben belassen. Aber noch nie, seit wir die Geschicke der verschiedenen Völker kennen, hat es ein Volk gegeben, welches ohne verzweifelten Kampf von Glaube und Sitte der Väter abgestanden wäre und ohne die heftigste Gegenwehr seine alten Freiheiten dahingegeben hätte. Wenn schon die Zerstörung des uralten Heiligtums Romove und die Fällung der Eiche mit den Bildnissen der „Drei Gottheiten" — aus welchem Anlaß die Stadt Königsberg am Pregel entstand, die

*) Siehe Nr. 3 der „Neuen Welt".

dem Eroberer Samlands, König Ottokar von Böhmen, zu Ehren ihren Namen erhielt — einem tiefen Schnitt in das Mark des Preußenvolks gleichkam, so ertrug dieses auch nur höchst widerwillig den von den Komthuren und Landmeistern des Ordens ausgeübten Druck und das ihnen durch Frohnarbeit und mancherlei Zölle auferlegte, den ehemals „freien" Männern völlig ungewohnte Joch. Besonders gefährlich für den Orden war es dabei, daß sich die zum Christentum bekehrten und infolgedessen in deutschen Schulen erzogenen preußischen Jünglinge, die inzwischen auch mit deutscher Waffen- und Heeresführung vertraut geworden, als gereifte Männer heimlich an die Spitze der Unzufriedenen stellten und mit Klugheit und Geschick alles für einen Aufstand gegen die Sieger vorbereiteten.

Es war es denn auch ein gewaltiges Aufbäumen des alten Freiheitsgeistes der Bewohner des Preußenlandes, das am 20. September 1261 im ganzen Ordenslande den ersten Anstoß nahm und mit furchtbarem Griff die eingedrungenen Ordensritter und ihren Anhang unter das Knie zwang. Die Burgen stürzten, die Kirchen wurden durch Feuerbrände vernichtet und die Städte in wildem Ansturm zerstört. Was das Schwert nicht vermochte, erreichten List und Verrat, alles, was sich Christ und Deutscher nannte, wurde niedergemetzelt und durch Verbrennung der Gefangenen vor den Bildnissen der alten von den Ordensbrüdern verfehmten, aber heimlich immer noch verehrten Götter furchtbare Rache genommen. Zehn Jahre hatte dieses Wüten und Morden des entfesselten Preußenvolks schon gedauert, als es endlich einem auf den Hilferuf Konrad's von Thierberg, des Komthurs von Kulm, aus Deutschland herangezogenen, von dem Markgrafen Dietrich von Meißen geführten Kreuzheere im Jahre 1272 gelang, in drei blutigen Schlachten die Aufständischen zu überwinden und das zur Wüste umgewandelte Ordensland den Kulturbestrebungen der Deutschritter wiederzugeben. Die Sieger glaubten den Eindruck ihres Ueberlegenseins den niedergeworfenen Preußen dadurch um so deutlicher zu machen und um so fester einzuprägen, daß sie den gefangenen Führer der Natanger, Heinrich Monte, an einem Baume aufhängten. Und doch hat gerade dieser Mann in den Gräueln der Kriegsjahre einen menschlich-schönen Zug seines Wesens zu erkennen gegeben, der ihn in unseren Augen eines besseren Loses wert erscheinen läßt und der edel genug war, um auch hier, wo uns nur ein so knapper Raum für unsere Darstellung zur Verfügung steht, besonders berichtet zu werden.

In der Schlacht beim Weiler Pokarren — so erzählt man das Geschehnis — fielen mehrere Ordensritter in die Hände der Natanger; einer derselben wurde zum Dankopfer für die Götter bestimmt. Nach alter Sitte mußte das Loos entscheiden, welcher von den Gefangenen auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt werden sollte. Es fiel auf den Ordensritter Hirzhals, einen Edelmann aus Magdeburg. Heinrich Monte erinnerte sich jetzt, daß er als Zögling des Ordens im Hause dieses Ritters gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte. Eingedenk dieser Wohltat beschwor er seine Stammesgenossen, das Loos noch einmal zu werfen. Diese ließen sich überreden und taten seinen Willen. Das Loos zu sterben traf wieder den Ritter Hirzhals. Der Kriegshäuptling bat noch einmal um das Leben seines Gastfreundes, und das Loos wurde zum dritten mal geworfen. Als es wieder auf den Magdeburger Edelmann fiel, bot Heinrich Monte sich an, für den Freund in den Tod zu gehen. Dieser aber sagte ihm: „Du hast getan, was Du konntest. Es ist genug. Gott selbst ruft mich zum Tod für den Glauben. Ich erdulde ihn freudig. Nimm meinen Dank für Deine Lieb' und Treue." Auf sein Roß gebunden und rings von flammenden Scheiten umgeben, verbrannte der Ritter als Dankopfer der Gottheiten. . . .

Nach der Niederwerfung Natangens und des Samlandes, der eigentlichen Schlupfwinkel der aufrührerischen Preußen, mußten sich auch die anderen Landschaften ergeben, deren letzte, Nadrauen, Scholauen und Sudauen, sich endlich ebenfalls in's Unvermeidliche fügten und nur ein kleines Häuflein war es, welches, standhaft zum Glauben der Väter haltend, im Jahre 1283 es der Unterwerfung unter das Christentum vorzog, die Heimat zu verlassen und die Bildnisse der alten Götter mit sich tragend, in Lithauen die Möglichkeit eines freieren Lebens nach seiner Weise zu suchen. Inzwischen waren neue Ansiedler aus Deutschland herübergekommen, hatten auf den Aeckern und innerhalb der Mauern der wieder erbauten Städte eine stille, segensreiche Tätigkeit begonnen, und Handel und Wandel im Lande nahmen einen frischen Aufschwung und entwickelten sich zu immer höherer Blüte. Ueber das weite Küstengebiet zwischen Weichsel, Memel und Düna, über das ganze „Pruzzenland" wehte jetzt die Fahne der Deutschordens-Ritter mit dem Bildnis der Jungfrau Maria, und, was das Beste war, den Unternehmern selbst zum Segen ein Wahrzeichen deutscher Kultur.

In politischer Hinsicht lag die Bedeutung der Eroberung des Preußenlandes durch die Ritter vom deutschen Orden vor allem darin, daß nunmehr an die Stelle der früheren Vielgestaltigkeit innerhalb des Landes und Volkes ein festgefügter einheitlicher Staat trat, ein deutscher Staat, kräftig genug, um allen Angriffen des benachbarten Slaventums, der Lithauer und Polen, entgegenzutreten. Die Verwaltung und Vertretung dieses Staates nach außen und innen geschah durch den Landmeister, der im Namen des Hochmeisters im Lande herrschte, die Verteilung des Bodens an die Ansiedler und Eingesessenen besorgte, die Steuern ausschrieb, über die Ordnung und Sicherheit im Gemeinde- und öffentlichen Leben wachte, Bündnisse und Handelsverträge abschloß, in drohenden Kriegsfällen seine Entscheidung traf und auf der „Fahrt in das Heidenland" als oberster Heeresleiter die Streiter führte und befehligte. Die einzelnen den Preußen entrissenen Landschaften wurden in Kreise eingeteilt, welche die Komthure, die Oberen der Ordensburgen, verwalteten und deren Bewohnerschaft sich aus den deutschen Ansiedlern, Gutsbesitzern und Bauern auf der einen und den preußischen Freilehnsleuten und dem eingesessenen Bauernstand auf der andern Seite zusammensetzte. Den aus dem westlichen Deutschland eingewanderten Ansiedlern wurden vom Orden große Rechte und Freiheiten verliehen. Durch die „Kulmische Verfassung", die sogenannte „Handfeste", waren ihnen völlige Unabhängigkeit auf dem durch Kauf erworbenen Grundstücke, sowie das Recht, die Obrigkeit selbst zu wählen und das der Vererbung ihres Besitzes gesichert. Sie hatten an den Orden Lehenszins zu zahlen und innerhalb der Landschaften mit Roß und guter Waffenrüstung Kriegsdienst zu leisten und, wenn sie Besitzer von mehr als vierzig Hufen Landes waren, außerdem zwei bis drei reisige Kriegsknechte zu stellen.

Die in Preußen zurückgebliebenen Kreuzfahrer aus Deutschland bauten Dörfer und schlossen sich in Gemeinden zusammen, in welchen der Gründer eines solchen Dorfes vom Landmeister das Amt eines Schultheißen und das Recht auf den dritten Teil der Gemeindegebühren erhielt; der dadurch entstehende Bauernstand war vom Kriegsdienst und der Verpflichtung, bei dem Bau der Ordensburgen und der Landesverteidigung überhaupt mitzuwirken, befreit. Denjenigen eingesessenen Preußen, welche Christen geworden waren, wurden dieselben Rechte und Freiheiten gewährleistet, welche die deutschen Ansiedler durch die „Kulmische Verfassung" besaßen; sie waren aber verpflichtet, zu jeder Zeit in tüchtiger Rüstung mit in's Feld zu ziehen und jeden von ihnen geforderten Kriegsdienst zu leisten. Neben ihnen, den „Freilehnsleuten", wohnte auf dem platten Lande die breite Masse des niederen Bauernstandes, die sogenannten „Hintersassen", welche als Untertanen des Lehensmannes und des Ordens Frohndienste und Zehent leisten mußten und weder Freiheit noch Besitzrecht besaßen. Aus diesem niederen preußischen Bauernstand setzte sich der Kern des Fußvolkes im Ordensheer zusammen, dessen, des letzteren, Ausrüstung und Verproviantirung übrigens dem Ordensmarschall, der unter dem Landmeister als oberstem Kriegsherrn stand, oblag.

Das Streben der Hochmeister der Deutsch-Ordensritter ging vor allem dahin, den Stammpreußen durch allseitige Förderung und ganz besonderen Schutz von Ackerbau und Landwirtschaft den neuen Zustand der Dinge annehmbarer zu

machen und denselben in seinen Folgen segensreich erscheinen zu lassen. Das tatkräftige und aufgeweckte Preußenvolk war denn auch für solche Arbeit des Friedens vortrefflich geeignet, die allerdings zunächst die größten Anstrengungen beanspruchte. War doch das weite Gebiet zwischen der Weichsel und Nogat bis zum frischen Haff zur Zeit des Eindringens jener Kulturpioniere nichts als eine Wüste voller Sümpfe und Moorgründe, die in uralter Zeit den Grund des Meeres gebildet hatte und durch die aus ihren Ufern tretenden Ströme in einen See verwandelt worden war. Es galt hier in der Tat ein Werk zu vollbringen, von welchem ein Chronist im Hinblick auf den in dieser Beziehung besonders verdienten Landmeister Meinhard von Querfurt sagt, daß an ein solches „nur zu denken" jeder andere Scheu empfinden mußte. Meinhard von Querfurt war es, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts deutsche Ansiedler, die mit dem Kampfe wider das Wasser vertraut waren, nach Preußen zu kommen bestimmte und unter ihrer Leitung durch tausende von preußischen Hintersassen zwei Wehrdämme bauen ließ, welche die Wasser der Nogat und Weichsel in ihr Bett einengten, während der hinter den Dämmen liegende Marschboden innerhalb sechs Jahren urbar gemacht und in fruchtbares Ackerland umgeschaffen wurde. Auch die Wildnisse in den nordwärts liegenden Landschaften wurden durch die Art der Deutschen gelichtet und zu Ackerland gemacht, welches die Preußen als Freilehen erhielten. Wie nach solcher Arbeit der Getreidebau gedieh, so breitete sich auch die Viehzucht in der Folge überall aus, und namentlich waren es die Ställe der Ordenshäuser und die Gehöfte der deutschen Lehensleute, wo ganze Herden von Schafen, zu deren Veredelung man Tiere aus Gothland einführte, sowie von Rindern und Pferden gezüchtet wurden. Die aus dem Morgenlande nach Preußen kommenden Ritter brachten Pferde arabischer Rasse in das Land, die den Stamm jener edlen, heute so sehr geschätzten ostpreußischen Rasse bildeten.

Auch der Weinbau wurde von deutschen Ansiedlern vom Rhein nach den Ufern der Weichsel verpflanzt, die bei Elbing, Kulm und Thorn einem großen Rebengarten glichen*). Die edelsten Obstsorten aus dem Süden gediehen in den Obstbaumschulen um Marienburg, dem Hochschloß des Ordens, und wurden durch Verteilung der Schößlinge an die preußischen Bauern bald über das ganze Land verbreitet. Insbesondere gelangte auch die Bienenzucht zu hoher Blüte, indem der Orden in den dazu geeigneten Gegenden Bienenwärter anstellte, die nach dem Worte „Büte" oder Beute, das einen hölzernen Bienenstock bezeichnet, Beutner genannt wurden. Diese letzteren mußten den gewonnenen Honig dem Orden für einen bestimmten Preis abgeben, waren dafür aber von der Entrichtung des Zehenten und der Leistung des Kriegsdienstes befreit; ohne Erlaubnis des Ordens durften sie weder Wachs noch Honig an andere verkaufen. In den Ordenshäusern zu Blaga, Thorn u. s. w. konnte man hunderte — zwei- bis fünfhundert — von Bienenstöcken aufgestellt finden, und viele Tausende vermochten sich auf den Haiden der Galindischen Wildnis von der Bienenzucht zu ernähren.

Ein weiteres, gar nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erwarb sich der Orden um die Entwickelung des Städtewesens. Vor der Ankunft der Deutsch-Ordensritter hatte es in Preußen gar keine Städte gegeben; dazu bedurfte es der deutschen Ansiedler, welche die Niederlassungen zum Schutz der Bürger mit Mauern und Wall umgaben, und einer urkundlich festgestellten Verfassung, durch welche das Verhältnis der Bürgerschaft unter sich und zum Herrn des Landes eine bestimmte Ordnung erhielt. Als Oberhaupt der Stadt waltete der „Meister" seines Amts, ihm waren die „Konsuln" als Stadtrichter und die Schöppen als Räte der Stadt bei Verwaltung des Gemeindegutes zugesellt. Jede Stadt hatte der innerhalb ihres „Burgfriedens" wohnenden Geistlichkeit, sowie dem Orden als Landesherrn Steuern zu entrichten und für das Kriegsheer des letzteren Wehrmänner, die sogenannten „Maien" (Mannschaften), zu stellen. Aus den kleinen Anfängen einer Feldmark, dem Arbeitsfeld der Ackerbürger aus Deutschland, entwickelten sich die Städte unter dem Schutze des Ordens und vor allem unter dem Einfluß des fleißig und umsichtig betriebenen Handels zu hochbedeutsamen Gemeinwesen, die in ihrer inneren und äußeren Ausgestaltung die Bewunderung der Zeitgenossen erregten. „Wer in den Tagen, wo die Hochmeister das Preußenland regierten, eine Stadt am Weichselstrand besuchte und durch das Tor schreitend und an den mit Erkern und im Erdgeschoß durch offene Säulengänge gezierten Häusern vorbei auf den Marktplatz ging, glaubte eine Stadt in Franken oder Thüringen betreten zu haben. Ueberall tönten deutsche Laute an sein Ohr und begegneten ihm Gestalten, die durch Typus und Sitte an seine deutsche Heimat erinnerten".

Den vornehmsten Rang in der jetzt in Städte geschiedenen Gemeinde, in welcher nur Personen ohne sittlichen Makel die Rechte eines Bürgers erlangen konnten, nahmen die Kaufleute und Handelsherren ein, die eine für sich abgeschlossene Körperschaft bildeten, und aus deren Reihen der Magistrat, die Ratmänner und Schöffen gewählt wurden. Der Handel fand öffentlich, im städtischen Kaufhaus, statt, Gewerbe und Handwerk durften nur in bestimmten Straßen ihre „Bänke" aufschlagen, Kaufmann und Handwerker mußten Zins zahlen, der zur Hälfte in den Säckel der Stadt und zur Hälfte in den des Ordens floß. Zur Hebung des Verkehrs aber stiftete der letztere „Freimärkte", wo jedem Verkäufer sein Geschäft zinsfrei zu betreiben gestattet war; außerdem bewilligte er die „Freijahre", in denen allen Bürgern vom Orden die Abgaben erlassen wurden. Um den Handel mit dem Auslande zu fördern, erlaubte er den Städten auch, nach einer auf deutschem Gesetz und Brauch beruhenden Münzordnung Münzen zu prägen.

Der Umstand, daß sich ein großer Teil des altansässigen Adels dem Kaufgeschäfte und Großhandel zugewendet hatte, führte eine strenge Absonderung der Vertreter der letzteren, als der Patrizier, von den anderen Klassen der Gesellschaft herbei, und diese Absonderung fand in den Vereinigungen der „Artus-Brüderschaft" in den Städten Preußens ihren äußeren Ausdruck. Ursprünglich nur eine, täglichen Waffenübungen öffentlich (im Kumpanhof) sich widmende Gesellschaft von „Rittern mit makellosem Schild und Sitten", erweiterte sich die erste dieser Brüderschaften, welche zu Thorn errichtet wurde, durch den Hinzutritt angesehener Kaufleute und Seefahrer bald zu einer kaufmännischen Gilde, die sich zur Beratung geschäftlicher Angelegenheiten im Kaufhause — dem „Artushofe", nach dem Versammlungsort der Tafelrunde des sagenhaften Königs Artus so genannt — zusammenfand. In den Artushöfen zu Danzig, Elbing, Thorn und Königsberg wurden die Angelegenheiten des Handels geordnet, die Streitigkeiten der Kaufherren geschlichtet und alles verhandelt, was den Verkehr im In- und Auslande betraf, und auch Trinkgelage und gesellige Vergnügungen gefeiert. Jeder Hof hatte seine Satzungen, zu deren Aufsicht ein Vorstand gewählt wurde. Niemand, der nicht des „Hofes würdig" war, durfte ihn als Gast betreten; wer nur Aufnahme nachsuchte, mußte durch das Zeugnis von angesehenen Bürgern nachweisen, daß er weder Krämer, d. h. Kleinhändler, noch Handwerker, und als „werter Mann" in der Stadt geachtet sei.

Der Handel bildete die Lebensquelle des Ordens-Staates, und die Hochmeister ließen sich in voller Erkenntnis seiner Wichtigkeit die Förderung desselben mit allen Kräften angelegen sein. Wie sie einerseits den Städten zu diesem Behufe viele Freiheiten und Vorrechte verliehen, so traten sie auch bei den Fürsten und Höfen der von preußischen Handelsleuten besuchten Länder für die Interessen des Handels ein. „Es war ihr Stolz, für die sechs großen Städte des Landes, Danzig, Thorn, Kulm, Elbing, Braunsberg und Königsberg, die vorteilhaftesten Handelsverbindungen mit dem Auslande anzuknüpfen". Von den eben genannten Städten aus, namentlich Thorn und Danzig,

*) Der auf den Hügeln bei Thorn, Rastenburg und in den Gärten von Marienburg gekelterte Wein muß eine wirkliche Güte gewesen sein, denn er mundete den aus berühmten Rebengegenden kommenden Gästen vorzüglich. Ein Kurfürst des Rheinlandes rief, als er einen Pokal voll Thornerwein geleert: „Füllt mir den Becher noch einmal, der Trunk ist echtes Oehl, davon einem die Schnautze süß anklebt!"

die zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts in den Hansabund, dem die bedeutendsten Handelsplätze an der Nord- und Ostsee angehörten, eintraten, wurden die ausgedehntesten Geschäftsverbindungen mit den Nord- und Ostseeländern unterhalten, mit Polen, Rußland, dem Orient, den Niederlanden, wohin man den Bernstein versendete und von wo die preußischen Kaufleute niederländisches Tuch gegen den Austausch von Bernstein, Honig und Wachs heimbrachten, mit Dänemark, Frankreich und, seit dem Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts, insbesondere auch mit England. Zwei- bis dreihundert englische Schiffe lagen oft im Hafen von Danzig, die Getreide, Theer, Mastbäume und Schiffsbauholz einhandelten und Rüststücke, Waffen, Wollenzeug und Tuch ausluden.

Wenn sich irgendwo dem Handelsverkehr der Ordensstaaten durch ungerechtfertigte Zölle, Umgehung und Mißachtung der Kaufverträge, Seeräuberei u. s. w. Gefahren und Hindernisse entgegenstellten, was damals nicht sehr selten geschah, wurde von den Hochmeistern alles aufgeboten, um Wandel zu schaffen und den preußischen Kaufleuten zu ihrem Rechte zu verhelfen. Als z. B. der Hansabund mit Holland in Fehde lag und allen Gliedern die Verbindung mit den Flamländern verbot, litt der preußische Handel großen Schaden, denn es durften die Waaren, welche Preußen seit vielen Jahren aus Holland bezogen hatte, Oel, Reis, Salz, Gewürze u. s. w. nicht ein- und Getreide, Holz und Theer nicht ausgeführt werden. Der Hochmeister Konrad von Wallenrode erklärte: „Der Ordensstaat steht außer dem Gesetze der Hansa und kann das Verbot nicht gelten lassen." So wurden, während der Handel der Hansa nach Holland ruhte, von den Preußen Bernstein und Getreide in großer Menge dort eingeführt und ein reger Verkehr mit Brügge, Ypern und Gent geschaffen. Indem die Hochmeister dem Handel im übrigen auch möglichst freie Bewegung ließen, förderten sie mit staatsmännischer Klugheit nicht allein am meisten diesen selbst, sondern sie trugen dadurch auch wesentlich zur Hebung des selbständigen Bürgergeistes, den besten Grundlagen jedes Gemein- und Staatswesens, bei.

Wie nach außen, so begünstigte der Orden auch den Handel im Lande selbst, indem er Wasserwege, Heerstraßen und Landungsplätze (im Frischen Haff und an der Ostsee) anlegte (vor allem ist die Verbindung des kurischen Haffs mit dem Pregel und der Weichsel hervorzuheben) und für die Sicherheit und Ordnung daselbst sorgte. Neben den einzelnen Kaufleuten und Gilden betrieb aber der Orden auch eigene Handelsgeschäfte, zu welchem Zweck ihm eine Flotte von achtzig, mit 5000 Seeleuten bemannten Schiffen zur Verfügung stand. In den Häfen des Auslandes besorgten die sogenannten Großschäffer die Einkäufe für die einzelnen Ordensniederlassungen, für die Bedürfnisse des Heeres und für den Hofstaat des Hochmeisters und brachten die Landeserzeugnisse, Getreide, Honig, Bauholz und besonders Bernstein, auf den Markt. Die bedeutendste Handelsverbindung des Ordens war die mit den Niederlanden, Brügge der Stapelplatz für den Zwischenhandel der Kaufleute aus Italien und dem Orient einer- und Preußen andererseits bildete. Dort wurden, ebenso wie in Lemberg, der südöstlichen Zwischenstation für die Geschäfte nach dem Morgenlande, die kaufmännischen Angelegenheiten des Ordens durch Agenten, die sogenannten „Ligor", besorgt.

Gleich den Angehörigen des Handels- und Kaufmannsstandes hatten auch die Handwerker und Gewerbetreibenden die „Bürgerschaft" im engeren Sinne des Worts, ihre Vereinigungen und Zusammenkunftsorte, in letzterer Beziehung den „Gemeindegarten", wo die geschäftlichen Angelegenheiten erledigt und dabei die Geselligkeit gepflegt wurde. Der immer größeren Vermehrung und Ausbildung des Gewerbewesens entsprechend, schlossen sich die einzelnen Genossenschaften gleichfalls zu Gilden zusammen und bildeten einen festen Verband, dessen Mitglieder in „Lauben", den gewölbten Hallen der Häuser, die in der Nähe des Marktes lagen, ihre Erzeugnisse zum Verkauf auslegten oder bestimmte Straßen angewiesen erhielten, wo sie ihre „Bänke" aufstellten. Die Ordnung und Verfassung für diese Verbände (Zünfte) war in den „Willkühren" festgesetzt, deren älteste, die heut noch bestehen, diejenigen der Tuchmacher und Weber in der Stadt Kulm und des Schuhmachergewerkes zu Braunsberg sind. Die Willkühren enthielten neben Vorschriften über die Feiern kirchlicher Feste und Gastereien vor allem Bestimmungen über den Lebenswandel der Mitglieder, die Gediegenheit und den Preis der Erzeugnisse u. dgl. m. „Nur derjenige, welcher das Bürgerrecht, das ein Ehrenrecht war, besaß, makellos in seiner Ehre, rein von Sitten war und Proben von Arbeiten, die den Beifall des Vorstandes fanden, abgelegt hatte, konnte als Meister in die Gilde aufgenommen werden. Der Vorstand, die Geschworenen der Zeche, übte das Amt der Aufsicht, dem alle Mitglieder Gehorsam leisteten; er achtete vor allem auf redliches Gebahren und tüchtige Arbeit. Viermal im Jahre erschienen die Meister zur Morgensprache, wo den Unwürdigen zur Strafe das Gewerk geschlossen wurde, die Kasse, Börse, aus der die kranken Mitglieder und deren Familien Unterstützung empfingen, verwaltet und alles, was zur Ehre und Förderung der Gilde dienen konnte, beraten und geordnet wurde".

Nach dem Vorbild der „Willkühren" der Zünfte rief dann im Jahre 1324 der Hochmeister Konrad von Jungingen auch eine „städtische Willkühr" ins Leben, welche von den in der Marienburg versammelten Ratsmännern aus allen Städten des Ordensstaats beraten wurde und die vornehmlich Bestimmungen über Ordnung und Sicherheit in der Stadt, Satzungen für Handel, Gewerbe, Verkehr und sittlichen Wandel der Bürgerschaft, sowie eine Regel über das Verhältnis des einzelnen Bürgers zur Gemeinde enthielt. Freilich mußten dieser Städteordnung damals noch mancherlei Mängel anhaften, aber sie erfüllte doch zunächst den wohlgemeinten Zweck: „im Leben der Bürgerschaft fester als bisher Ordnung und Gesetz zu begründen."

Um die gewerbliche Tätigkeit noch mehr zu beleben, wurden von den Hochmeistern tüchtige Künstler und Handwerker aus Deutschland nach Preußen berufen, welche in den Zunftversammlungen und Werkstätten beratend und lehrend tätig waren, und die besten Arbeiten durch hohe Preise, ja fürstliche Geschenke belohnt. Der allgemeinen Wohlfahrt dienten ferner gewisse, auf die Gesundheitspflege des Volkes bezügliche Maßregeln, unter denen die den Städten Thorn, Danzig und Elbing gegebene Anordnung, in ihren Mauern einem Arzt Wohnung und Unterhalt zu bieten und einen „Apotheker aufzustellen", besonders hervorgehoben wird. Das sittliche Leben in den Städten suchte der Orden vor allem durch Einschränkung des Luxus und der Trinkgelage, Vorschriften über die Heilighaltung des Sonntags, Verhütung leichtfertiger Eheschließungen (!), Bestrafung der Ver- und Entführung von Jungfrauen, des Zweikampfs und der Raufhändel zu fördern. Die im Falle des Vergehens gegen derartige Vorschriften in Anwendung gebrachten Strafen waren, den Sitten der damaligen Zeit angemessen, außerordentlich schwere und harte: Lähmung oder Verstümmelung der Hand, Landesverweisung, Verlust der Habe u. dgl. m. Um der namentlich in den großen und reichen Handelsstädten sich ausbreitenden Verschwendungssucht entgegenzutreten, erließen die Hochmeister eine „Kleiderordnung", worin bestimmt wurde, wie Bürgermeister und Ratsherrn, Kaufmann und Bürgersleute ihrem Rang und Stand gemäß gekleidet gehen sollten, wer von ihnen Pelzwerk, seidenes Gewand oder Tuchkleid, Gold und Silber an Spangen und Ringen tragen sollte, wie der Kopfputz der Frauen und Jungfrauen aus den reichen und minder reichen Ständen beschaffen sein und welche von ihnen mit Sammethauben, Goldstoffen, Perlenkränzen und Silberzier sich schmücken durften, — Bestimmungen und Vorschriften, wie sie im Mittelalter, das ja überhaupt durch strenge Unterscheidung und Abgrenzung der Stände vornehmlich sich kennzeichnet, nicht blos in dem Staate der Deutsch-Ordensritter, sondern in fast allen größeren deutschen Städten anzutreffen waren.

Der Planet Mars nach den bisherigen Forschungen der Wissenschaft.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wir haben bei unseren bisherigen Betrachtungen des Planeten Mars zwischen ihm und unserer Erde eine auffallende Uebereinstimmung entdeckt: Der Planet Mars besitzt ebenso, wie unser Planet, die Erde, eine wasserdampfreiche Atmosphäre, durch die Wolken dahinziehen, mit derselben Geschwindigkeit vom Winde getrieben, wie auf unserer Erde. Wie hier unter dem Mond wechseln auch auf dem Mars die Jahreszeiten, nur etwas langsamer, und bedecken bald die nördliche, bald die südliche Marshalbkugel mit Schnee und Eis, den Attributen des Winters. Fast genau in derselben Zeit, wie auf der Erde, wechseln auch auf Mars Tag und Nacht, und durchziehen die Gestirne am Himmel ihre Bahnen vom Aufgange im Osten bis zum Untergange im Westen. Auch auf Mars umwogt ein Weltmeer die Länder und Inseln, ein Meer, das wahrscheinlich ebenso und aus denselben Gründen salzig ist, wie das Meer der Erde; und nur der eine Unterschied in der Verteilung von Wasser und Land ließe sich zwischen Mars und Erde konstatiren, daß auf der Erde das Meer $^3/_4$ der Oberfläche bedeckt, auf Mars aber nur die Hälfte, sodaß also Mars verhältnismäßig weniger Wasser zu besitzen scheint, wie die Erde, und somit schon sich einem Uebergangsstadium nähert zu dem Typus unseres Mondes, der überhaupt gar kein Wasser und keine Luft mehr besitzt. Einen weiteren Unterschied finden wir zwischen der Oberflächengestaltung des Mars und der Erde: während auf der Erde die Landmassen zusammengedrängt sind zu einigen wenigen großen Continenten, besteht die feste Oberfläche des Mars aus lauter kleineren inselartigen Teilen, und Mars bietet daher den Anblick eines mit großen Inseln dicht übersäten Meeres. Vollständig unerklärt aber ist, daß auf Mars das ganze Land überdeckt erscheint mit einem Netz von Kanälen, die je in einem Meere entspringen, und in einem anderen Meere enden, und bei einer Länge von 100—700 Meilen und einer Breite von 10—30 Meilen geradlinig, fast wie von Menschenhand gezogen erscheinen, auch manchmal zu je zweien parallel laufen. Und doch, wenn man die große Breite dieser Kanäle bedenkt, muß man die Vermutung, daß sie von, uns Menschen ähnlichen, vernunftbegabten Wesen gegraben seien, um so mehr zurückweisen, als gar kein Grund für die Erbauung so ungeheuer breiter Kanäle vorliegen könnte. Eine Bildung derselben durch Erosion eines schmalen, absichtlich gegrabenen Kanals durch die Meeresfluten ist aber um so weniger anzunehmen, als die die Oberfläche umgestaltenden Wirkungen des Meeres auf Mars wegen der dortigen, von unseren abweichenden Schwereverhältnissen etwa nur den dritten Teil so groß sein können wie bei uns.

Nachdem wir uns nun überzeugt, daß wir auf Mars alles das wiederfinden, was der Mensch zum Leben braucht: Luft und Wasser, Land und Meer, u. s. w., und wir eben nicht umzukommen brauchten bei einem etwaigen Ausfluge nach Mars, laden wir den Leser ein, mit uns im Geiste eine Reise nach dem Mars anzutreten. Wir wollen uns dabei nicht, wie Jules Verne, in eine riesige Kanonenkugel eingeschlossen emporschießen lassen, sondern wollen, friedlicher gesinnt, abwarten, bis einst der Schatten der Erdkugel, wie er bei jeder Mondfinsternis auf den Mond fällt, auch einmal auf den Mars fällt und uns somit eine bequeme Brücke baut, um auf ihr nach dem Mars zu eilen — freilich müssen wir uns sehr beeilen, denn in wenigen Minuten schon ist die Brücke wieder abgebrochen, der Schattenkegel der Erde weitergerückt.

Was sehen wir nun dort? Land und Meer, Luft und Wolken werden uns als alte Bekannte von der Erde aus auch dort begrüßen. Werden wir aber auch Pflanzen und Tiere dort begegnen? Nun, warum nicht! Luft, Licht, Wasser, alle Lebensbedingungen einer Pflanzenwelt, sind vorhanden, warum sollte es keine Pflanzen geben? Hat man doch schon den rötlichen Schimmer der Marsoberfläche als hervorgerufen durch eine Pflanzenwelt erklären wollen, deren Laub also dort nicht wie bei uns auf der Erde in grüner, sondern in roter Farbe prangte, und warum sollte dies nicht möglich sein, — steht doch das Blattgrün, der grüne Farbstoff unserer Pflanzen, in nächster Beziehung zu einem roten Farbstoff, färbt sich doch auch das Laub unserer Bäume im Herbst gelb und rot! Doch freilich, für uns Beobachter auf der Erde wird die Frage nach einer Pflanzen- und Tierwelt auf Mars wohl immer ungelöst bleiben müssen, und wir müssen uns begnügen, zu konstatiren, daß wenigstens die klimatischen Verhältnisse auf Mars derartige sind, daß eine unserer organischen Welt ähnliche Lebewelt existiren könnte, wenn wir auch darauf verzichten müssen, zu erfahren, ob sie wirklich existirt.

Ebenso wie auf der Erde, werden wir auch auf Mars die Sonne täglich im Osten aufgehen und nach etwa 12 Stunden im Westen untergehen sehen, und die Schar der Planeten und der Fixsterne täglich ihren Lauf um den Himmel vollenden sehen, um so mehr als auf Mars eine klarere Luft sich über unseren Häupten ausspannt, wie auf der Erde.

Doch vergeblich suchen wir auf Mars am Himmel nach unserem trauten Begleiter, dem Mond: kein Mondschein, in dem Poeten schwärmen, Liebespärchen girren! Sondern finstere Sternennacht umhüllt uns, sobald die Sonne den Himmel verlassen hat.

Allerdings, auch Mars hat seinen Mond, ja sogar 2 Monde, Phobos und Deimos — Furcht und Schrecken — die den Kriegsgott Mars begleiten.*) Aber der nächste und daher scheinbar größte von ihnen erscheint den Marsbewohnern nur $^1/_{10}$ so groß wie uns unser Erdmond, Deimos aber sogar nur $^1/_{900}$ so groß, kaum größer, wie uns der hellste Stern, der Planet Venus, der Morgen- und Abendstern, erscheint, wenn er in seinem größten Glanze erstrahlt. Beide Marsmonde haben kaum 2 Meilen im Durchmesser, während unser Erdmond doch einen Durchmesser von 469 Meilen besitzt. Allerdings sind dem Mars dafür seine Monde viel näher: der eine ist nur 1240 Meilen von ihm entfernt, der andere 3109 Meilen, während unser Mond von uns nicht weniger wie 50000 Meilen entfernt ist. Während daher unser Erdmond einen ganzen Monat gebraucht, um sich einmal um seine Mutter Erde zu bewegen (daß er sich scheinbar täglich einmal um sie bewegt, beruht darauf, daß die Erde sich täglich einmal um sich selbst bewegt, und für uns auf der Erde sich daher alle Gegenstände in der unserer Bewegung entgegengesetzten Richtung einmal um uns herumzubewegen scheinen. Wenn wir z. B. auf dem Sirius säßen, würden wir den Mond alle Monate einmal um die Erde kreisen sehen, — nota bene, wenn Mond und Erde nicht viel zu klein wären, als daß man sie vom Sirius überhaupt noch sehen könnte); während also unser Mond einen Monat zu einer Umkreisung der Erde braucht, bewegt sich der nächste Marsmond, Phobos, bereits in 7 Stunden 39 Minuten 13,9 Secunden einmal um den ehrwürdigen Mars. Da nun aber der Mars selber fast 24 Stunden braucht, um sich einmal von West nach Ost um sich selbst zu drehen, so wird Phobos uns, wenn wir auf der Oberfläche des Mars stehend uns mit Mars um uns selbst drehen, vorzueilen scheinen und schneller als wir selbst sich bewegen. Daher würde sich Phobos für einen Marsbewohner in der der Bewegung aller Sterne entgegengesetzten Richtung um Mars zu drehen scheinen. Während nämlich alle anderen Gestirne und Sonnen, Planeten und Fixsterne im Osten aufgehen und nach 12 Stunden im Westen untergehen, wird Phobos

*) Die Veröffentlichung dieses Schlusses hat sich ohne unser und des Autors Verschulden, sehr verspätet, was wir zu entschuldigen bitten. Dieser Schluß ist jedoch so gehalten, daß er auch gelesen und verstanden werden kann von Lesern, welche an den Anfang sich nicht mehr erinnern.

im Westen aufgehen, mit großer Geschwindigkeit am Himmel allen Gestirnen entgegeneilen und schon nach kaum 6 Stunden im Osten wieder untergehen, kurz, wenn wir uns auf der Marsoberfläche stehend und beobachtend denken, in 11 Stunden 6 Minuten 22 Secunden sich einmal um uns zu drehen scheinen, in der entgegengesetzten Richtung von allen anderen Gestirnen, so daß wir ihm eventuell in einer Nacht 2mal aufgehen oder 2mal untergehen sehen könnten.

Nicht minder eigentümlich würde uns die Bewegung des anderen Marsmondes, Deimos, erscheinen. Da nämlich Deimos sich in 30 Stunden 17 Minuten 54,4 Secunden einmal um Mars dreht, also nur wenig langsamer, als dieser sich um sich selbst dreht, so wird er für einen Marsbewohner seinen Ort am Himmel nur langsam zu verändern scheinen, und nachdem er im Osten aufgegangen, nicht schon nach etwa 12 Stunden, wie die anderen Sterne, sondern erst nach fast 3 Tagen wieder untergehen, zu einem scheinbaren Umlauf am Mars 5 Tage 11 Stunden 26 Minuten 54 Secunden gebrauchen.

Denn bei allen Monden muß man eigentlich eine doppelte Umlaufszeit unterscheiden; einmal die Zeit, in der der Mond sich um sein Centralgestirn, z. B. die Erde, wirklich einmal vollständig herumbewegt, was bei unserem Monde $27^1/_2$ Tage dauert, und einmal die Zeit, in der der Mond sich für einen Beobachter, der auf dem Centralgestirn steht, also sich mit diesen um sich selbst dreht, einmal herumzubewegen scheint. Während nun auf der Erde diese letztere Zeit ziemlich genau ein Tag ist — nur um einige Minuten davon verschieden, ist bei Mars diese Zeit außerordentlich verschieden von einem Marstage — der wie wir wissen, = 23 Erdenstunden — Min. — Sec. ist — bei dem äußeren Mond 6mal so lang, beim inneren Mond kaum halb so lang, so daß dieser Monde Gang einen ganz merkwürdigen Anblick gewähren muß.

Aber noch eine andere interessante Beobachtung würden wir bei unserer Reise nach dem Mars auf diesem machen: mit großer Leichtigkeit würden wir auf Mars durch breite Seeen schwimmen; ohne zu ermüden, Berge erklettern, vor deren Steilheit auf Erden der verwegenste Bergfex zurückschreckte, dreist könnten wir und unbeschädigt von dem ersten Stockwerk unseres Hauses herabspringen; Dämme, die bei uns beim ersten Hochwasser fortgerissen und durchbrochen würden, würden auf Mars gewaltigen Hochfluten Stand halten. Doch schlimm wäre es für die Verteidiger einer Festung: denn wenn auf Erden der Belagerer seine Kugeln kaum eine Meile weit schleudern kann, würden diese auf Mars über zwei Meilen weit ihre verheerende Wirkung tragen! Denn ganz anders als auf Erden ist auf Mars die Stärke der Schwerkraft: ein Gegenstand, der bei uns auf Erden 1 Pfund wiegt, wird auf Mars nur $^1/_3$ Pfund wiegen. Freilich dürfen wir, um dies auszuprobiren, uns bei unserer Reise nach dem Mars nicht eine gewöhnliche Wage mit Gewichten mitnehmen; denn wenn auf Mars die Gegenstände alle leichter erscheinen, so erscheinen auch unsere mitgenommenen Gewichte leichter, und wir finden z. B. für einen Stein, für den wir auf Erden ein Gewicht von 1 kg gefunden haben, auch auf Mars dasselbe Gewicht: beim Abwägen in der Hand wird er uns freilich auf Mars viel leichter erscheinen. Wir müssen uns daher mit einer Federwage ausrüsten, mit einer solchen Wage, wie sie die Hausfrau benutzt, um Speisen abzuwägen, bei der ein Zeiger auf einem Zifferblatte das Gewicht des daraufgelegten Gegenstandes angiebt. Wenn wir auf eine solche Wage auf der Oberfläche des Mars ein kg-Gewicht stellen, sehen wir den Zeiger nur $^1/_3$ kg angeben — auf der Sonne würde er 28 kg anzeigen. Deshalb fällt auch auf Mars ein herabfallender Gegenstand 3mal langsamer wie auf der Erde, nämlich in der ersten Secunde nur 1,9 m, während er auf Erden in der ersten Secunde 5 m fällt.

Diese seltsame Erscheinung kommt davon her, daß die Größe und das Gewicht des Mars kleiner ist als das der Erde, nämlich das Marsgewicht ist etwa nur gleich einem Zehntel des Erdgewichtes. Da nun die Schwere eines Steins hier auf Erden nur davon herkommt, daß die Erde ihn anzieht, — im leeren Weltraum, wo kein Stern mehr anziehend wirkt, wird der Stein auch gar kein Gewicht besitzen; auf der Sonne, die den Stein 28mal so stark anzieht als die Erde, wird er ein 28mal größeres Gewicht besitzen, also auch 28mal so schnell fallen wie auf der Erde. Da also der Mars viel kleiner ist als die Erde, wird er die auf ihm befindlichen Gegenstände auch viel schwächer anziehen als diese sie anziehen würde, und daher wird das Gewicht eines Körpers auf dem Mars nur 0,38 des Gewichtes betragen, das der Körper auf der Erde besäße, und schon allein dadurch würden alle Lebensverhältnisse für uns auf das merkwürdigste verändert sein.

So viel Aehnlichkeiten daher auch Mars mit unserer Erde zeigt in seiner ganzen physischen und klimatischen Beschaffenheit, so sehen wir doch immerhin noch eine ganze Anzahl von Verschiedenheiten zwischen ihm und der Erde; und wenn wir daher die Möglichkeit der Existenz vernunftbegabter Wesen auf Mars nicht leugnen können, so können wir doch mit Recht sagen, daß vernünftige Wesen, wenn sie auf Mars existiren sollten, zwar ähnlich beschaffen sein müßten, wie wir Menschen, aber doch immerhin noch in mancher Beziehung sehr verschieden. — Sehen freilich werden wir solche Wesen niemals, denn die kleinsten Gegenstände, die wir jetzt auf Mars erblicken können, sind immerhin noch mindestens einige Meilen im Durchmesser.

Nachdem wir uns nun auf dem Mars umgeschaut, möge uns denn unsere nächste Reise nach den anderen Planeten unseres Sonnen-Systems, nach Jupiter, Venus u. s. w. führen.

Im Fluge vom Gotthard nach Monte Carlo und zurück.

Von **W. Liebknecht**.

Früher ein Pechvogel bin ich auf einmal ein Glückspilz geworden, der das Goethe'sche Wort auf sich anwenden kann: was man sich in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle.

Voriges Jahr in der Neuen Welt, dieses Frühjahr in Italien!

Nach Amerika, das ging noch mit rechten Dingen zu. Es war nichts Unerwartetes und hatte eine Vorgeschichte, sogar eine ziemlich lange.

Aber nach Italien, das war die reine Hexerei. Eines Nachmittags (nicht in der Mitternacht) stand plötzlich ein Zauberer vor mir: Sie waren noch nicht in Italien? Wollen Sie hin? Durch den Gotthard, an den Lago Maggiore, nach Mailand, Genua, an das Mittelmeer, entlang der Riviera, nach Mentone, Monte Carlo? Wollen Sie? Hier ist der Teppich, stellen Sie sich drauf!

*) Wir veröffentlichen, statt der lange erwarteten Amerikanischen Reiseskizzen des Herrn Liebknecht vorläufig eine italienische Reiseerinnerung desselben Autors. Wir wissen, daß wir aus der Seele vieler unserer Leser sprechen, wenn wir Herrn Liebknecht an dieser Stelle noch recht dringend ans Herz legen, es möchten ihn seine vielen anderen Arbeiten nun mehr allerbaldigst auch zur Vollendung seiner Erinnerungen an Amerika kommen lassen. D. Red.

Ich rieb mir die Augen. Träumte ich ein Stück Märchen aus Tausend und Eine Nacht?

Nein — der Zauberer stand vor mir, in unzweifelhafter Wirklichkeit — herrliche Bilder stiegen vor mir auf, ich sah das Wunderland, und — stellte mich auf den Teppich.

Welch schöner Traum!

Die Notizen, welche hier folgen, sind im Fluge geschrieben, wie der Name besagt, auf der Eisenbahn, auf dem Spaziergang, im Wirtshaus, wo sich ein flüchtiger Augenblick erhaschen ließ. Sie waren natürlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt, sondern für einige geliebte Personen, denen ich durch Mitteilung meiner Eindrücke und Empfindungen ein paar vergnügte Minuten bereiten, von dem schwelgerischen Mahl meines Entzückens gewissermaßen einen kleinen Abfall zukommen lassen wollte.

Und wenn diese hingeworfenen Notizen jetzt gedruckt werden, so sind Andere dafür verantwortlich — ich wasche meine Hände in Unschuld.

Donnerstag Morgen, den 21. April. **Am Lago Maggiore.** Hinter Luino, — nach glücklich bestandener Zollvisitation, der strengsten, die ich je durchgemacht. Die Sonne lacht, aber etwas kühl — wie bei uns. Und ohne die blühenden Mandel- und Pfirsichbäume am Ufer des sich wonniglich ausstreckenden Sees würde ich gar nicht merken, daß mich der Zauberer Dampf über Nacht, während ich schlief, durch den Gotthard hindurch in das Wunderland Italien getragen. Die Waldbäume sind noch eben so kahl und die Wiesen ebenso grau, wie bei uns, in dem kalten Deutschland. Wäre ich ein paar Tage früher gekommen, so hätte ich auch einschneien können, — wie bei uns in Deutschland. Die Sache ist: der Winter war dieses Jahr in dem Süden nicht minder hart und hartnäckig als im Norden, und der Frühling ist nicht früher gekommen. „An der Seeküste, der Riviera — werden Sie Alles grün finden," tröstete mich ein Reisegefährte.

Schön ist's, aber doch — großartig und lieblich. Die Vorberge der Alpen, die ihre, zum Teil schneebedeckten Häupter im krystallgrünen Wasser des Sees spiegeln — der See, der in vollständiger Ruhe den blauen Himmel betrachtet und selbst lacht, indem er ihm in das lachende Auge blickt — und die freundlichen, von Gärten umringten Häuser mit den grünen Läden — ein herrliches Schauspiel in der That, und — doch husch! — da ist es verschwunden; einer der zahlreichen Tunnel, durch den es geht, hat den Zug plötzlich verschlungen, und als wir wieder hervortauchen, war der Lago Maggiore nicht mehr zu sehn. Gut, daß die Berge an seinem Rand nicht auch weggehext sind und mich noch begleiten können.

½9 Uhr. — Novara liegt hinter uns mit seinen Schlachtfeldern und seinen weißen, wie vom Zuckerbäcker gemachten Thürmen. Und wo Schlachtfelder sind, da muß auch eine Ebene sein. Zu unserer Linken dehnt sich die breite, fruchtbare Ebene der Lombardei gen Osten und Süden; die rauhe Alpenluft ist hier gemildert — die Lüfte sind lau, die Wiesen strotzen von saftigem Grün, der Raps steht in üppiger Blüte, als wäre es Juni — bei uns; Maulbeerbäume kündigen Seidenzucht an, welche in diesen gesegneten Gegenden eine Heimstätte gefunden hat; die langen viereckigen Pfützen bedeuten Reisfelder und Fieber und Pellagra, die gräßliche Hungerpest, die leider gleichfalls in diesen gesegneten Gegenden Heimatrecht besitzt. Und siehe da — Bäuerinnen, die eine Wiese mähen. Ja, wir sind in Italien, und die Sonne des Südens ist keine Lüge! —

½10 Uhr. — Vorhin kamen wir über den Po — ein sehr breites und unregelmäßiges Flußbett, mehr Sand jetzt als Wasser. Man sieht es dem Burschen an, daß er bös werden kann. Ich werde jetzt in meinem Wagen auf dem Bahnhof von Alessandria hin- und hergeschoben und halte bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Revüe über italienische Soldaten — ein Linienregiment, welches irgendwohin befördert werden soll, wimmelt und bummelt herum. Die meist sehr kleinen Leute in schlecht gemachten Uniformen, mit weißüberzogenen Kochtöpfen auf dem Kopf und den Händen in den Taschen, sehen durchaus nicht imponirend aus und auch durchaus nicht geschmackvoll, sie stehen und liegen da herum — ein Bild der Faulheit, oder poetischer ausgedrückt: des dolce far niente. Geschnattert wird aber, daß Einem die Ohren weh thun. Und auch das Bahnpersonal ist sehr laut. Hundertmal so viel Lärm wie auf einem amerikanischen Bahnhof, und hundertmal so wenig gethan. „Was könnte dieses Italien für ein reiches Land sein, wenn das Volk mehr arbeitete", meinte mein Reisegefährte, ein Schweizer. Die Schweizer sind freilich andere Kerle und auf die Italiener nicht gut zu sprechen. — Apropos, mein Reisegefährte hat ein Haus in Mentone und weiß mir viel von den Schrecknissen des Erdbebens zu erzählen. Sein Haus, welches auch schwer gelitten, sei vollständig entwertet. — Bunte, bemalte Häuser und Oliven- und Orangenbäume, so wie sonstige Pflanzen des Südens verraten die Nähe von Genua. Nachdem wir die lombardische Ebene durchschnitten, ist die Landschaft wieder hoch malerisch geworden. —

12 Uhr 45 Min. — Es pfeift, wir sind im Bahnhof von Genua. Ich hatte es nicht erwartet, weil ich glaubte, meine Uhr mit Leipziger Zeit gehe eine halbe Stunde vor. Wir sind aber inzwischen wieder gen Osten gefahren und merkwürdigerweise geht meine Uhr auf die Sekunde wie die des Bahnhofs von Genua, welches Rätsel sich dadurch erklärt, daß die italienischen Bahnen römische Zeit haben, und Rom und Leipzig liegen unter dem gleichen Breitegrad. Zu sehen ist im Bahnhof nicht viel. In anderthalb Stunden habe ich nach der Riviera abzufahren; verstaubt und hungrig muß ich zunächst an die Bedürfnisse des Leibes denken und zum Umherstreifen bleibt keine Zeit.

2 Uhr 20 Min. — Fort nach der Riviera! Der Zug wendet sich, und da liegt das blaue, sanft wogende Mittelmeer vor mir, eingesäumt von den Hügeln und Bergen der Riviera, und das schöne Genua an der Brust, Genova la superba — nicht jung, aber jugendlich prangend im Sonnenschein und stolz herabschauend auf den Mastenwald, welcher der Erinnerung an die verlorene Größe den Stachel nimmt.

Wir umfahren die Bucht — links das Meer, rechts liebliche Hügel und unmittelbar neben uns bunte Wohnhäuser, aus jedem Fenster Wäsche zum Trocknen aushängend. Das scheint eine italienische Eigentümlichkeit zu sein, die ich unterwegs schon mehrfach bemerkt. Man sollte wirklich denken, die Italiener seien ein außerordentlich reinliches Volk; wenn man sie aber genauer betrachtet, so muß man denken, sie hätten die saubere Wäsche blos, um sie vor den Fenstern aufzuhängen.

5 Uhr 45 Min. Nachm. in **Oneglia.** — Hier sind 90 Prozent der Häuser zerstört oder unbewohnbar. An 100 Menschen wurden getötet. In Diano-Marina, der vorhergehenden Station, sollen 200 Menschen umgekommen sein, und in nächster Nähe liegt jenes Diano Castello, dessen Kirche einstürzte und fast dreihundert Menschen — meist Frauen und Kinder, welche die große Aschermittwochs-Messe hören und sehen wollten — unter den Trümmern begrub. Das Erdbeben hat hier in der ganzen Gegend entsetzlich gehaust. Ueberall gebrochene Wände und Trümmerhaufen. Die Obdachlosen wohnen in Bretterbuden.

Die Vegetation ist ganz südlich geworden. Feigen-, Lorbeer-, Myrthen-, Orangen-, Citronen- und Oelbäume — ganze Wälder von Oelbäumen. Breite Landschaften mit Artischocken bepflanzt, dazu Cactus und Aloe — die letztere zur Umzäumung der Felder und Gärten, wozu sie sich ihrer stahlharten Stacheln halber wohl eignet. Und vor Bordighera wird das südliche Klima sogar zum tropischen: Johannisbrodbäume zeigen sich und mächtige Palmen ragen zum Himmel empor oder breiten ihre kühlenden Fächer über das sonnenverbrannte, durstige Erdreich. Hier an der Küste hat es lange nicht geregnet und erst recht nicht geschneit; und eine dichte weiße Staubwolke wird von unserm Eisenbahnzug aufgewirbelt und vom Wind in die Wagen getrieben, daß wir aussehen wie Müllerburschen. Das Wetter scheint aber umschlagen zu wollen; der Himmel hat sich

getrübt, das sonst blaue Mittelmeer ist grau gefärbt und hämmert verdrossen mit gleichmäßigem Wellenschlag auf die Küste los. Ich dachte erst, es sei die rückkehrende Flut, aber das Mittelmeer hat ja hier, wie mir bald einfiel, keine Ebbe und Flut, und wenn es so auf und ab wogt, dann hat entweder im entfernten Süden ein Sturm getobt, dessen Wellen sich hierher fortpflanzen, oder es ist ein Sturm im Anzug.

Monaco. Abends 11 Uhr. — Soeben aus der Spielhölle zurückgekommen und nicht gespielt, wie ich gleich sagen will. Eigentlich wollte ich spielen, um an mir selbst ein psychologisches Experiment zu machen — eine Art moralische Vivisektion — aber ich unterließ es schließlich doch, weil ich erstens auch keine Fiber meines Herzens durch das Schauspiel bewegt fand und zweitens, weil die Beobachtung der Spieler mich so in Anspruch nahm, daß ich nach zweistündigem Zusehn auch noch keine Ahnung von dem Spiel selbst hatte. Und blind will ich ebensowenig in mein Glück rennen, wie in mein Unglück. — Wenn ich sagte: keine Fiber meines Herzens sei durch das Schauspiel berührt worden, so meine ich damit nur, keine Fiber, an welcher der Spielteufel mich zupfen könnte. Es gehört dazu doch wohl so etwas von auri sacra fames — dem verwünschten, verteufelten Goldhunger, der mich noch nie gepackt hat. Doch —

Ich bin unterbrochen worden und sitze jetzt, Freitag, 22. April, Vormittags 10¼ Uhr, vor der Spielhölle von Monaco draußen auf der Terrasse und schaue hinaus in das blaue Meer — es hat sich über Nacht beruhigt, und wetteifert mit dem Himmel an Bläue. — Rechts die felsige Landzunge, auf der Monaco sich erhebt, hinter mir und der Spielhölle das Städtchen San Carlo, das mit dem Zwillings-Städtchen Monaco zusammengewachsen ist; links zu hüglichen Landzungen sich abdachende Berge, — und hinter Monaco und San Carlo steigen gewaltige Felsenmassen zackig, terrassenförmig empor und schauen dräuend herab auf diese sündige Welt, die leider da am schönsten ist, wo sie am sündigsten. Ach, daß der Teufel sich dieses unsagbar schöne Paradies zum Wohnort gewählt hat! Jedenfalls hat der Bursche einen guten Geschmack.

Und diese herrlichen Anlagen, diese wunderbare Pflanzenwelt, diese Blumenpracht, und dieser Blumenduft. Man schwelgt in einem Meer von Düften. Und im Augenblick, wo ich dies schreibe, ertönen aus dem Pavillon an der Spielhölle die himmlischen Melodien eines Rossini. — Das Konzert hat begonnen. Also für Gesicht, Geruch, Gehör ist zu gleicher Zeit gesorgt, und ein Blick um mich zeigt mir, daß auch kein anderer Sinn zu kurz kommt. — —

Die Musik trägt mich auf ihren Schwingen weit, weit weg, und ich vergesse die Hölle in meinem Rücken. Da:

„Was ist das Leben? Ich habe keinen Genuß mehr als das Spiel. Nichts sonst kann mich noch aufregen. Gewinne ich, so fühle ich ein Prickeln der Wollust. Und verliere ich, auch. Und verliere ich zu viel — nun, ein Schuß, und das Lied ist aus".

Es war eine kalte, kratzende Stimme, die das sprach — und deutsch sprach. Ich sah hin. Zehn Schritte von mir saßen zwei Herrn — Einer vielleicht 30 Jahre alt, nichts Auffallendes in seiner Physiognomie, der Andere ein älterer Mann mit grauem Haar, scharfen Zügen, die Lippen zusammengekniffen. Er hatte offenbar die Worte gesprochen. Und richtig, er begann wieder, doch über gleichgültige Dinge. Es war seine Stimme. Und sein Gesicht war so gleichgültig, als hätte er nur von den gleichgültigsten Dingen gesprochen. Er war mir nicht unbekannt. Gestern Abend hatte ich den Mann schon an dem Spieltisch gesehen, und sein berechnetes und kühnes Wagen hatte meine Aufmerksamkeit gefesselt. Er verlor und gewann Haufen Goldes, und kein Zucken des Gesichts verriet, was in dem Innern vorging. Nur das Zusammenkrampfen der Finger — eine Eigentümlichkeit, die ich so ziemlich bei allen Spielern bemerkt, — zeigte, daß die Empfindungslosigkeit doch nur Maske war. Und wer weiß, wenn Fortuna ihm weniger günstig ist, als gestern Abend — wo er viel gewann, — ob er den Gedanken, den er auf der Bank neben mir geäußert, nicht verwirklichen wird. Man wandelt nicht ungestraft unter Palmen — namentlich den Palmen von Monte Carlo. — Und da wäre ich denn richtig wieder in der Spielhölle. Seit Jahren war ich in keiner gewesen. Damals war's in Baden-Baden und eine damals berühmte Dame der Demimonde — Cora Pearl — war die Heldin der Hölle. Sie verlor und gewann Tausende, ohne mit den Wimpern zu zucken. Sie brauchte sich ja keine Gedanken zu machen. Das Geld floß ihr in Strömen zu, sie hatte nur zuzugreifen. Jetzt sind die Spielsäle in Baden-Baden geschlossen und Cora Pearl ist im Elend und eines elenden Todes gestorben — wie weiland die schöne und nicht blos weit-, sondern mitunter auch groß- und hochherzige Lola Montez. Und die übrigen Höllen in Deutschland und den andern Ländern sind geschlossen worden, und die haben sich alle zusammengethan zu dieser einen großen Centralhölle hier in Monaco.

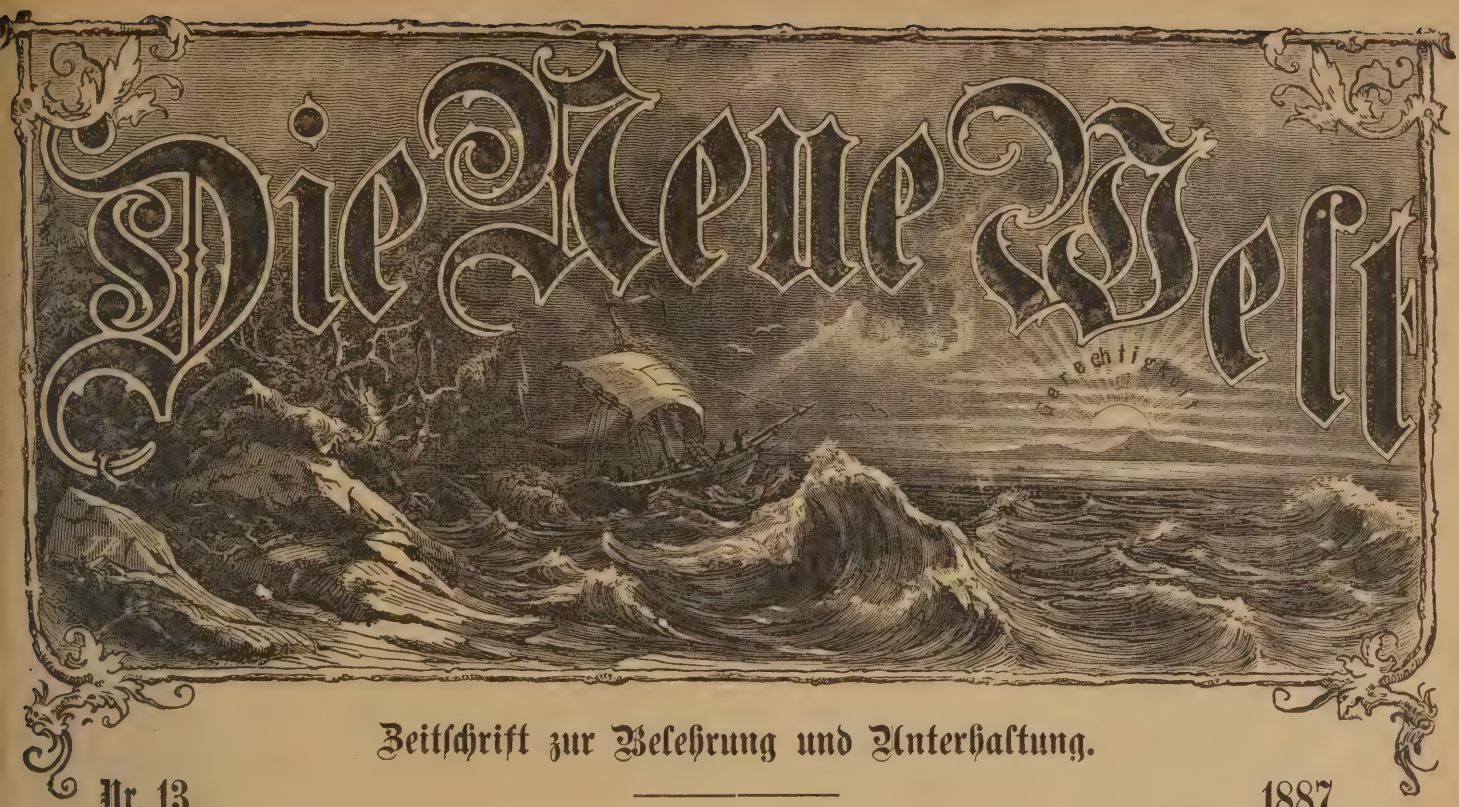
Ach — sie ist so schön, diese Centralhölle. Und selbst im Mittelpunkt, wo das Feuer brennt, ist sie noch schön. Nichts Abschreckendes. Nie hat es ein dummeres Wort gegeben, als das: „Häßlich wie die Sünde". Die Sünde ist nicht häßlich; sie ist schön, verteufelt schön; und wenn sie die Tugend so oft und so leicht besiegt, so ist es nur, weil sie schön ist, und die Tugend oft weniger schön, oft sehr häßlich ist und meistens verteufelt langweilig. Und daß verteufelte Langweiligkeit ohne Schönheit weniger anzieht als verteufelte Schönheit, die nicht langweilig ist — darüber können wir uns doch nicht wundern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Das Schwitzen als Heilmittel. Unter dieser Spitzmarke hatte das Monatsblatt Prof. Jägers 1886 Nr. 9 einen Artikel aus der „Fundgrube" wiedergegeben, der u. a. auch in den „Dresdner Nachrichten" Aufnahme fand. Veranlaßt durch diesen Artikel richtete ein Dresdener Arzt eine Zuschrift an die Redaktion der „Dresdener Nachrichten", welche dieser Zuschrift in ihrer Nummer vom 28. November 1886 ihre Spalten öffnete. Dieselbe lautet: „Ich bin in der Lage — (schreibt ein hiesiger Arzt) aus eigener Erfahrung ein Seitenstück zu der Mitteilung in Nr. 327 dieses Blattes, daß der von dem Speichel eines wutkranken Menschen vergiftete französische Arzt Dr. Buisson im Jahre 1885 durch ein russisches Dampfbad von 42 Grad R. von der Wutkrankheit geheilt wurde, mitzuteilen. Vor ungefähr 20 Jahren machte ich bei einer wassersüchtigen Leiche die Sektion. Ich mußte dabei wegen Kürze der Zeit sehr eilen und hatte mir an der linken Hand eine unbedeutende Hautverletzung zugezogen. Ich fühlte sogleich ein schwaches Beißen in der kleinen Wunde, vergaß aber in der Eile diesen Umstand. Einige Tage später überfiel mich vormittags ein heftiger Schüttelfrost, der am Abende wiederkehrte. Das war das Zeichen der erfolgten Blutvergiftung! In der folgenden Nacht brach ganz von selbst ein enormer Schweiß aus, gleichzeitig fühlte ich die Drüsen in der linken Achselhöhle geschwollen und schmerzhaft. Mit dem Schweiße trat ein unauslöschlicher Durst und Verlangen nach kaltem Wasser ein. Am nächsten Morgen rief ich Herrn Dr. med. Pöbing zu Hilfe. Wir kamen überein, mit dem reichlichen Trinken von Wasser fortzufahren. Drei volle Tage dauerte das Schwitzen und das Trinken von enormen Quantitäten Wassers (ohne irgend eine Nahrung). Am vierten Tage hörte der Durst, das Schwitzen und der Schmerz in der Achselhöhle auf. Ich war gerettet!" Prof. Jäger fügt dazu: Ist das nicht wieder eine glänzende Bestätigung meiner Lehre von der Bedeutung des Schwitzens und des Wasserschweißes als des Trägers der Selbstgifte und Fremdgifte?

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.



Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 13. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Das Kulturwerk der Ritter vom deutschen Orden.

Von **Dr. Max Vogler.**

(Fortsetzung und Schluß.)

II. Kämpfe und Auflösung.

Das in unserem vorhergehenden Artikel gegebene Bild von der Friedensarbeit der Deutsch-Ordensritter würde sehr der Vollständigkeit entbehren, wenn wir nicht auch der großartigen Verdienste gedenken wollten, welche sich dieselben um die Rechtspflege, das Unterrichtswesen und die Förderung der Kunst in Preußen und damit in ganz Deutschland erworben haben. Es seien deshalb der Thätigkeit des Ordens nach dieser Richtung hin zuvörderst noch einige Ausführungen gewidmet.

Die Rechtswissenschaft hatte ihre Hauptpflegestätte in der allerorts berühmten Rechtsschule, welche der Hochmeister Winrich Kniprode, der hervorragendste unter allen Ordensoberen (1351—1382) zu Marienburg errichtete, und an welcher die ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten aus Deutschland und Italien unterrichteten. Die Marienburg genoß auch in dieser Beziehung den schönen Ruf, daß dort „die gerechtesten Richter" saßen, an welche sich die Fürsten, Regierungen und Städte von ganz Europa in Streitfällen wandten und deren Urteilsspruch als letzter Entscheidung sie sich unterwarfen. „Im Ordensschloß zu Marienburg wurde zuerst in Deutschland der Grundsatz aufgestellt und zum leitenden Prinzip für die Rechtsprechung erhoben, daß jeder Richterspruch durch Gründe des Rechts, der Humanität und Geschichte befestigt und gestützt sein müsse." Von großer Wichtigkeit für die politische und rechtliche Selbständigkeit des Ordens war die Verfügung des Kaisers Sigismund: „Niemand, wer er auch sei, von des Ordens Untersassen oder Leuten soll vor des Kaisers oder des Reiches Hofgericht geladen werden", durch welche Verfügung jede Einmischung fremder Gerichte in die inneren Angelegenheiten des Ordensstaates ausgeschlossen war.

Von dem Glauben durchdrungen, daß die Besiegten nicht durch das Schwert allein, sondern vor allem durch Bildung und Belehrung für sittliche Ueberzeugungen und die Kulturideen gewonnen werden mußten, war der Orden mit der ihm eigenen Thatkraft und Emsigkeit um die Gründung von Schulen bestrebt. Neben den hier und da in den Dörfern bestehenden Schulen waren es vor allem die Domstifte, in welchen die Kinder anfangs in altpreußischer, später aber nur in deutscher Sprache Unterricht erhielten. Die Lehrer an diesen Domschulen, natürlich Deutsche, hatten ihre eigene Bildung in ihrem Vaterlande empfangen; sie legten Bibliotheken an und machten den älteren Landbewohnern die Evangelienbücher durch Uebersetzung ins Altpreußische zugänglich und verständlich. Auch hier war es wieder der Hochmeister Winrich Kniprode, der sich namentlich um den Aufschwung der Schulanstalten in den Handelsstädten hochverdient erwies, indem er in Uebereinstimmung mit den Magistraten von Königsberg, Thorn und Danzig anordnete, daß die Kinder der Bürger in den „freien Künsten" von einem Rektor unterrichtet werden sollten, dessen Tüchtigkeit sowohl vom Rat als auch vom Komthur des Ordenshauses geprüft wurde. In richtiger Würdigung der Aufgaben der Schule wollten die Ordensritter aber durch dieselbe nicht blos Bildung verbreiten, sondern vor allem auch edle Gesinnung und Charaktertüchtigkeit fördern, und um den Schülern Gelegenheit zu einer möglichst vielseitigen Ausgestaltung ihrer wissenschaftlichen und sittlichen Bildung zu geben, verordnete der Hochmeister, daß jeder Schüler nach Ablauf von zwei Jahren eine andere Anstalt besuchen sollte. Die Domschule zu Königsberg zählte Schüler aus allen Weltgegenden zu ihren Zöglingen, und die Lehrer setzten ihren Stolz darein, in der Gediegenheit des Unterrichts an der eigenen

Schule die anderen zu überflügeln. Zu noch wirksamerer Förderung des Hauptziels des Unterrichts, die Verbreitung deutscher Bildung durch die Jugend, wurden preußische Knaben nicht blos nach den Klosterschulen in Deutschland entsendet, sondern alljährlich auch eine größere Anzahl begabter und fleißiger Schüler auf deutsche Universitäten geschickt, von denen sie dann als wohlunterrichtete und gelehrte Männer, welche deutsche Wissenschaft und Kultur in ihrer Heimat zu lehren und zu fördern verstanden, zurückkehrten.

Um auch im eigenen Lande eine vornehmste und oberste „Pflanzschule gelehrter Kenntnisse" gleich den deutschen Universitäten zu besitzen, verfolgte dann der Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein mit Eifer den Plan der Gründung einer Hochschule — um dieselbe Zeit, in welche, 1386, die Errichtung der Universität Heidelberg fiel, — als deren Sitz er sich die alte Hauptstadt des Ordenslandes, Kulm, ausersehen hatte. Er fand in dem damaligen Papst Urban dem Sechsten einen verständigen Freund und Förderer dieser Idee, welcher in einer im Jahre 1386 zu Genua erlassenen Bulle der geplanten Hochschule „für Erleuchtung des Geistes und hellere Einsicht der Menschen" seine Bestätigung erteilte. Die neue Universität sollte inbezug auf äußere Anordnung und Gestalt, wie hinsichtlich ihrer inneren Verfassung nach dem Muster der hochberühmten Universität zu Bologna eingerichtet werden, es sollten auf derselben die Theologie, das Zivil- und Kanonische Recht und jede andere „erlaubte Wissenschaft" gelehrt und die von ihr erteilten Magister- und Doktor-Würden von allen anderen Hochschulen als giltig anerkannt werden. Leider aber sollte sich die Hoffnung des Papstes und des Hochmeisters, daß die Universität zu Kulm die Fackel der Wissenschaft für den Norden werden würde, ein „befruchtender Quell, aus dessen Fülle die Bewohner der nordischen Lande schöpfen und ihren Durst nach wissenschaftlicher Bildung stillen" könnten, nicht erfüllen. Das noch vor hundertfünfzig Jahren im Zustande der Unkultur befindliche Preußen war entweder noch nicht der geeignete Boden zum Gedeihen einer derartigen gelehrten Bildungsstätte oder die damals von den Polen und Litthauern erregten Kriegsstürme oder endlich der zu frühe Tod des Hochmeisters Konrad Zöllner von Rotenstein trugen die Schuld daran, daß die neue, wohlgemeinte Schöpfung in ihren Anfängen schon wieder erlosch. Aber der Orden blieb auch in der Folge um die gelehrte Bildung begabter Mitglieder und Untertanen bemüht; so stiftete er, als im Jahre 1409 die Universität Leipzig gegründet wurde, daselbst ein „Kollegium" für zwei Schüler aus Preußen und zahlte einen jährlichen Beitrag für Erhaltung einer Professur, um die sich, nach dem Wunsch des Hochmeisters Herzog Friedrich von Sachsen, vor allem Angehörige des Ordensstaates bewerben sollten.

Wie die Wissenschaften, so hatten auch die Künste in den Deutsch-Ordensrittern fleißige und intelligente Förderer. Die hohe Entwickelung der Baukunst zeigten die Schlösser zu Marienburg, die Städte mit ihren Wehrtürmen, palastartigen Häusern der Patrizier und den Ratsgebäuden, die Ordensburgen mit den berühmten Kreuzgängen und Kirchen, die Dome in den großen Handelsstädten, unter denen namentlich die großartige Sankt Marienkirche zu Danzig mit ihren Kunstwerken noch heut hervorragt, die Hafenanlagen, Heerstraßen u. v. a. Die Baumeister gingen selbst nach der byzantinischen Kaiserstadt, um nach dem Muster dortiger berühmter Baudenkmäler die Zeichnungen für eigene Werke zu entwerfen. Außer der Baukunst fanden auch die Musik und das Kunstgewerbe sowohl in der Marienburg, als auch in den Ordenshäusern und Städten des Landes eifrige Pflege. Die Hochmeister unterhielten Sänger für den Chorgesang, Maler und Künstler — vor allem auch geschickte Mechaniker — welche die Kirchen und Aemter (Ordenshäuser) mit Gemälden und Kunstwerken von bleibendem Wert schmückten; Bildschnitzer, Goldschmiede, Bernsteinschneider und Orgelbauer waren stets im Palast der Hochmeister zu Marienburg zu finden.

Dieses Hochschloß zu Marienburg, der spätere Sitz des Hochmeisters, war in seiner inneren und äußeren Einrichtung der vollendetste Ausdruck der durch den Orden in der Ostmark geschaffenen Kultur, die weithin berühmte Metropole „Neu-Deutschlands", wie das von den Deutschrittern der Zivilisation gewonnene Preußenland mit vollem Recht bezeichnet wurde.

Die erste Anlage des nachmaligen Hochmeistersitzes fällt in das Jahr 1274, in welchem der Landmeister Konrad von Thierberg auf einem hundert Fuß hohen Uferberg am Nogatfluß eine Burg bauen ließ, die 1276 ihrer Bestimmung als Ordenshaus übergeben und nach der Jungfrau Maria, unter deren Schutz sie gestellt war, die Marienburg oder auch das „Hohe Haus," das „Hochschloß," genannt wurde. An der Südostseite desselben siedelten sich aus dem Westen Deutschlands eingewanderte Kolonisten an, aus welcher Niederlassung bald die Stadt Marienburg entstand. Die immer schlimmere Wendung der Geschicke des Ordens im Morgenlande führte dann die Wahl des Marienburger Ordenshauses zum Hochmeistersitz herbei. Nach der Erstürmung Akkons durch den Sultan von Egypten im Jahre 1291, des letzten Bollwerks der Kreuzfahrer im gelobten Lande, wobei auch das dortige Stammhaus der Ritter vom deutschen Orden in Trümmer und Asche sank, verließen die wenigen Brüder, die dem Schwert der Mohamedaner entgangen, mit ihrem Hochmeister Konrad von Feuchtwangen die Küste Syriens und richteten in Venedig, wo seit Jahren eine Niederlassung des Ordens bestand, den Sitz des Hochmeisters auf. Als sich unter der Einwirkung der immer mehr um sich greifenden Lässigkeit des Interesses für die christliche Sache im Morgenlande und der erbitterten Fehde der Republik Venedig mit Papst und Kaiser die Hoffnung des Ordens, an der Adria festen Fuß zu fassen und von hier aus die Begeisterung für die Kreuzzüge wieder neu zu beleben, als trügerisch erwies, machte sich Siegfried von Feuchtwangen, der erste auf deutschem Boden gewählte Hochmeister, früher Komthur des Ordenshauses Osterode, im Herbst des Jahres 1309 mit einem fürstlichen Gefolge von Venedig nach Preußen auf den Weg und zog am 9. September des genannten Jahres in der Marienburg, welche von nun an der Hochmeistersitz des Ordens wurde, ein. Mit dem Einzug des Hochmeisters in die Marienburg, die nun, um die zahlreichen Ritter und Priester zu beherbergen, eine bedeutende Erweiterung erfuhr, erlosch das Amt des Landmeisters in Preußen, die von diesem getroffene Einteilung des Ordensgebietes in Bezirke aber blieb bestehen. Die Verwalter dieser Bezirke waren nach wie vor die Komthure der Ordenshäuser und galten, als die obersten Militär-, Justiz- und Zivilbehörden, für die Statthalter des Landesfürsten. Neben dem Landmeister von Preußen hatten übrigens seither noch zwei andere Landmeister im Namen der Hochmeister und des Ordenskapitels die Besitzungen des Ordens im Abendlande verwaltet: der von Deutschland und der von Livland, welches seit der Vereinigung der erfolglos gegen die Esthen und Litthauer ankämpfenden „Schwertbrüder" (s. Nr. 3 der „N. W.") mit dem deutschen Orden noch unter dem Landmeister Hermann von Balk 1235 ebenfalls unter die Verwaltung der Deutsch-Ritter gekommen war. Außerdem erwarb der Orden im Jahre 1310 den westlichen Teil Hinterpommerns und in der Folge noch weitere Gebiete dieses Landstrichs durch Kauf als Eigentum; ferner eroberte er im Jahre 1398 das von Seeräubern bewohnte schwedische Küstengebiet Gothland, kaufte 1346 von den Dänen Esthland und 1402 die zwischen den Flüssen Oder, Warthe und Netze gelegene Neumark, eine treffliche Vorhut gegenüber den Polen, vom König Sigismund von Ungarn für die Summe von 62 000 ungarischen Goldgulden, sodaß „Neu-Deutschland" zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fast 3000 Quadratmeilen mit 35 Städten, 20 000 Dörfern, 2000 Edelhöfen und 48 festen Burgen umfaßte und von der Oder bis zur Düna reichte.

So hatte denn der Orden sein großes Kulturwerk in herrlichster Weise aufgerichtet und dasselbe immer weiter ausgebaut. „Stark und unparteiisch verwalteten die Hochmeister ihr Amt als Herren des Ordensstaates; der Edelmann durfte nicht den Bauer bedrücken und der Priester nicht den Laien ausbeuten. Die Geißeln des Mittelalters, die Vehmgerichte

und Ketzerprozesse, das Faustrecht und Fehdewesen fanden im Ordensstaat keinen Eingang und Boden, und nirgends in Europa wurde damals mit mehr Weisheit und Klugheit regiert als in Preußen. Jeder Untertan genoß unter dem Schutz der größten Sicherheit und Ordnung ein damals ungewöhnliches Maß von bürgerlicher Freiheit, er besaß sein gutes, unantastbares Recht und seine Wehrhaftigkeit. . . Der Landesfürst sammelte, gebunden durch das dreifache Gelübde der Entsagung, keine Reichtümer und lebte nicht üppig, und das Volk erntete die Früchte der Arbeit für sich allein, so daß die Hochmeister sich rühmen konnten: „Nirgends in Europa zahle man so wenig Steuern wie in Preußen.*)"

Die von dem Orden in Deutschland errungene Machtstellung konnte, wie schon bemerkt, freilich nur unter fortwährenden, viele und schwere Opfer heischenden Kämpfen mit dem benachbarten Slaventum behauptet werden, welchem derselbe schließlich leider auch erliegen mußte. Es war unter diesen Umständen eine Nothwendigkeit, eine der allerersten Existenzbedingungen, daß die Lenker des Ordensstaats vor allem auf die starke und sichere Organisation des Kriegswesens Bedacht nahmen. Nach der Unterwerfung der Preußen bestand für den Orden in der nördlichen und östlichen Nachbarschaft des zähen Heidenvolks der Litthauer eine unaufhörliche Gefahr, der es kräftig entgegen zu treten galt.

Der erste Landmeister von Preußen Herrmann von Balk hatte alsbald nach der Besitzergreifung des Kulmerlandes durch die „Kulmische Handfeste" die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, welche schon in dem Lehensverhältnis der deutschen Ansiedler und der bekehrten Preußen zum Orden begründet lag. Jeder deutsche Freilehnsmann, der 120 und mehr Morgen Land besaß, hatte, wenn das „Kriegsgeschrei" ertönte, vom Haupt bis zu den Füßen in Eisen gehüllt und auf ebenso bewehrtem Streitroß, in Begleitung von zwei „geziemend" ausgerüsteten Reisigen im nächstgelegenen Ordenshaus zu erscheinen. Die minder begüterten unter den deutschen Gutsbesitzern leisteten den „leichten Platendienst" und waren zu diesem Zwecke mit der Plate, einem eisernem Bruststück, mit Eisenhut, Schild und Sporn ausgerüstet, während die den „Bruniendienst" leistenden preußischen Freilehnsleute die „preußischen Waffen nach der Preußen Gewohnheit," den eisernen Brustharnisch (Brunie Brünne), Helm und Lanze trugen. Die das Fußvolk bildenden Hintersassen wurden nur zum Schutz der Grenzen des Ordensgebietes und als Besatzung der Burgen verwendet, die deutschen Dorfleute waren vom Kriegsdienst befreit und dienten, wenn der Feind in das Ordensland eindrang, als Landwehr, ihr Schultheiß aber zog gerüstet und auf einem Streitroß mit dem Ordensheer in's Feld. Die preußischen Bauern hatten unter die Waffen zu treten, sobald der Ernst der Lage dies dem Ordens-Marschall nötig erscheinen ließ.

Nach den Satzungen der vom Hochmeister Winrich Kniprode geschaffenen Bürgerwehr mußte „jeder Bürger einer Stadt Schwert und Armbrust im Hause in gutem Zustand haben und in deren Gebrauch tüchtig sein, damit, wenn durch Kriegsnot die Stadt bedroht würde, er sie verteidigen könne". Winrich Kniprode rief auch in den Städten die Schießgärten ins Leben, wo die Mitglieder der Innungen und Gewerkschaften nach der Scheibe schossen. Bei dem am Pfingstfest abgehaltenen Vogelschießen empfing der beste Schütze den ersten Preis des Meisters und den Titel „König". Für das Ordensheer mußte jede Stadt einige Schaaren bewaffneter Bürger, die bereits im vorigen Artikel erwähnten „Mayen" stellen, welche teils aus Reitern, „Wäpnern", die Schild und Speer trugen, teils aus Schützen bestanden, von den „Herren" befehligt wurden und aus allen Ständen der Bürgerschaft zusammengesetzt waren. In besonders gefährlichen Kriegsfällen wurde das Ordensheer außerdem durch für Geld angeworbene Söldner aus Pommern und dem westlichen Deutschland ergänzt, welche der Ordenskasse nicht selten große Ausgaben auferlegten und zuletzt den Besitzstand des Ordens selbst bedrohten und durch ihren immer größeren Einfluß im Heere dem Staate sehr gefährlich wurden.

Um das die Bekehrung des Heidenvolks zur Pflicht machende Ordensgesetz zu erfüllen, drang das Heer alljährlich von Samland und Galindien gegen das Gebiet der Litthauer vor, und „ebenso oft stürmten die Horden der Litthauer über den Memelstrom in das Ordensland und schleppten, Leichenhaufen und flammende Dörfer und Städte als die Fußstapfen ihrer Heimsuchung zurücklassend, tausende von Christen in ihre Wildnisse hinüber. Der Krieg und das Schwert ruhten niemals im Ordensstaate, und in den letzten Jahren vor dem Ende desselben war, im Herzen des Landes, die Marienburg eine Stätte, wo die blutigsten Schlachten zwischen den Polen und Deutschen geschlagen wurden".

Gegen 130 Jahre lang dauerte der Kampf des Ordens wider die Litthauer, und nicht weniger als 1800 Ritter, 15 000 Lehnsleute und 240 000 Reisige fielen ihm nach annähernder Schätzung zum Opfer. „Finstere, unwegsame Wälder, das Versteck der Auerochsen, Bären und Wölfe, Wildnisse, zwischen denen meilenweit hinziehende Moorgründe lagen, reißende Ströme und endlose Seen breiteten sich an der Grenze wie ein Schutzwall um ihr Land aus. Sie kamen auf windflinken Rossen herangestürmt, überfielen die Niederlassungen der Deutschen und Preußen, raubten und mordeten und eilten ebenso schnell beim Herannahen des Ordensheeres in ihre Schlupfwinkel zurück. Eine „Kriegsreise" gegen die Litthauer gestaltete sich viel gefahrvoller und oft erfolgloser, als die, welche die Ritter in Preußen gewagt hatten. An der Spitze des Litthauervolkes standen tapfere Fürsten, die, kriegserfahren und listig, eine furchtbare Geißel für den Ordensstaat geworden sind".

Im Kampfe gegen dieses Heidenvolk standen den Orden nicht selten Kreuzherrn aus dem übrigen Deutschland bei; zahlreiche Edle, nicht blos aus Deutschland, sondern auch aus Frankreich und England schätzten es sich zur höchsten Ehre, auf den Schlachtfeldern Litthauens vom Hochmeister des „deutschen Ritterordens" den Ritterschlag zu empfangen. Wie bereits bemerkt, war aber auch die Beteiligung an einer Kriegsfahrt dieser Art ein höchst gefährliches Unternehmen, — wehe jedem, der in die Hände der Feinde fiel, wenn diese einmal siegreich waren. Nichts wurde von ihnen geschont, was vor die Spitze ihrer Speere kam. Sie warfen Frauen und Kinder lebendig in die Flammen der brennenden Hütten, banden die Männer an die Schweife der Rosse und schleiften sie zu Tode; die gefangenen Ordensbrüder vor allem wurden von ihnen aufs grausamste gemartert, indem sie die nackten Leiber derselben in die Höhe schleuderten und beim Niederstürzen mit ihren Lanzen aufspießten oder sie als Zielscheiben b:im Bogenschießen benutzten.

Eine energische Anstrengung, die Litthauer, welche die Landschaften Samland, Sadauen und Galindien entvölkert und verwüstet hatten, dauernd zu unterwerfen, machte der Hochmeister Winrich Kniprode (dessen Name nach dem Zeugnis eines Zeitgenossen ruhmreich „durch die ganze Welt ging"), indem er um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aus Deutschland, England und Frankreich ein 50 000 Mann starkes Heer zusammenbrachte, mit dem er in das Land der Litthauer eindrang. Winrich Kniprode hatte sich selbst an die Spitze des Heeres gestellt, dem

*) Wir müssen es uns leider versagen, innerhalb des Rahmens dieses Artikels eine genauere Darstellung der Verfassung des Ordensstaats, sowie über die Lebensweise der Ordensritter in der Marienburg und die innere Einrichtung der letzteren zu geben, behalten uns eine solche aber für einen späteren besonderen Aufsatz vor. Inzwischen verweisen wir auf das neuerdings erschienene vortreffliche Buch: „Die Marienburg, Deutschlands erste Kulturstätte im Osten, Von J. Prdorzanz Weber" (Berlin, 1886 Verlag von Wilh. Friedrich Nachf.). In diesem Buche, welches vor allem das Interesse für die seit längerer Zeit in Angriff genommene Wiederherstellung der Marienburg in den breitesten Schichten des deutschen Volkes zu beleben sucht, wird in fesselnder, durchweg anziehender Darstellung und mit sorgfältigster Benutzung alles darüber vorhandenen historischen Materials eine vollständige Geschichte des Ordens der Deutschritter, ihrer Strebungen, Verdienste und Kämpfe dargeboten, wie sie treuer und lebensvoller für ein großes Lesepublikum kaum gewünscht werden kann. Wir dürfen daher diese auch äußerlich höchst sauber ausgestattete Schrift allen unseren Lesern, namentlich aber auch zur Anschaffung für Volksbibliotheken, auf das wärmste empfohlen.

er die Ordensfahne mit dem Bildnis der heiligen Jungfrau vorantragen ließ, und nach einer blutigen und wilden Schlacht am Ufer der Strebe, da, wo diese in die Memel einmündet, gelang es, die ebenso starke Streitmacht der Litthauer zu überwinden. 12 000 der letzteren fielen auf dem Schlachtfeld oder fanden ihren Tod in den Wellen der Strebe. Auch ein zweiter Angriff Winrich's gegen die litthauischen Fürsten im Jahre 1362 erwies sich als glücklich, und selbst als der eine der letzteren, der kühne und tapfere Kynstudt, die Tartaren zu Hilfe gerufen hatte, und nebst dem Fürsten Olgjord im Jahre 1370 mit 70 000 Kämpfern in das Samland eindrang, vermochten die nur 40 000 Streiter des Ordensstaates nach heftigster Gegenwehr, wobei sich Winrich Kniprode durch großes Kriegsgeschick und persönliche Tapferkeit sehr hervorthat, den Feind bei Rudau, freilich unter vielen Verlusten, in die Flucht zu schlagen. Einen anderen Ausgang aber nahm im Jahre 1385 das Vordringen des Ordensheeres gegen die aus Litthauern und Russen bestehende Streitmacht des „obersten Herzogs der Litthauer", Jagal, eines Sohnes Olgjord's, diesmal unterlag das Heer vollständig, die Ordensburgen Marienwerder, Georgenburg und Marienburg, in der Landschaft Kauen, wurden zerstört, 150 Ritter und tausende von Reisigen erschlagen und der Herrschaft des Ordens in Litthauen ein Ende gemacht. Noch gefährlicher aber wurde die Lage für den Ordensstaat, als Fürst Jagal durch seine Verheiratung mit der Königin von Polen, Hedwig, der Tochter des Königs Ludwig von Ungarn, und durch die Vereinigung seiner Erbländer Litthauen und Samaiten mit Polen auch an das Staatsruder dieses Landes trat, nachdem er zuvor das Christentum angenommen und auch das litthauische Volk mit Gewalt zur Taufe gezwungen hatte. Die polnischen Großen räumten Jagal den Besitz der Königswürde ihres Landes auf sein Versprechen hin ein, daß er alle den Polen vom Orden entrissenen Gebiete zurückerobern wolle, und mit großer Schlauheit ging Jagal ans Werk, um diese Zusage einzulösen. Er war unter dem Einfluß des römischen Papstes Bonifazius IX., der sich nach genauer Kenntnis aller Umstände auf die Seite des Ordensstaates gestellt hatte, zunächst gezwungen gewesen, dem Hochmeister Frieden anzubieten, welchen er jedoch lediglich dazu benutzte, ein aus 60 000 Polen, 42 000 Litthauern und Russen, 40 000 Tartaren und 21 000 Söldnern aus Böhmen und Ungarn bestehendes Heer zu sammeln und mit 97 000 Mann Fußvolk und 60 000 Reitern in das Ordensland einzufallen. Dem ersten gewaltigen Anprall dieser feindlichen Schaaren erlag die Stadt Gilgenburg, nach deren Erstürmung daselbst die furchtbarsten Gräuel verübt wurden. Alle Männer und Jünglinge, die man in den Straßen und Häusern der Stadt zu sehen bekam, erlitten unter den Händen jener Kriegshorden den martervollsten Tod, Frauen und Mädchen wurden in die Hauptkirche geschleppt und hier auf den Altären und über den Heiligtümern geschändet. Die entmenschten Horden schnitten ihnen die Brüste vom Leib, stachen ihnen die Augen aus und steckten die Kirche in Brand. Unter Führung des Hochmeisters Ulrich von Jungingen warf sich das Ordensheer, 57 000 Mann Fußvolk und 26 000 Reiter, am 15. Juli 1410 dem Feinde bei dem Dorfe Tannenberg entgegen und erlitt nach einem ersten erfolgreichen Vordringen eine furchtbare Niederlage, der Hochmeister selbst und die vornehmsten Befehlshaber des Ordens starben, bis zum letzten Athemzuge tapferen Widerstand leistend, den Heldentod, im Ganzen fielen 600 Ritter und 40 000 Reisige und Söldner, aber auch dem Polenheer hatte der Sieg nicht weniger als 60 000 Mann gekostet. Fünftausend Ordenskrieger gerieten als Gefangene in die Hände des Feindes, außerdem erbeutete dieser das ganze Geschütz, die Paniere, zahllose Waffen und Rosse des Ordens. Innerhalb weniger Monate eroberte König Jagal das ganze Ordensland und drang bis zur Marienburg vor.

Von den Tartaren wurden weder Menschen noch Heiligtümer geschont, Städte, Dörfer und Fluren in eine Stätte voll Trümmer, Schutt und Verwesung verwandelt. Da war es der Komthur von Schwoz, der noch im Jahre 1410 zum Hochmeister gewählte, aber nachher mit Undank belohnte Heinrich von Plauen, der rasch eine Streitmacht von fünftausend Waffenfähigen zusammenbrachte und mit diesen die Marienburg wahrhaft heldenmütig gegen das fortwährend erneuerte Anstürmen der Feinde verteidigte. Mangel an Lebensmitteln und Futter, die schreckliche Sommerhitze, die allgemeine Erschöpfung des Slavenheeres und infolge dessen in demselben ausgebrochene Seuchen erzeugten im Lager der feindlichen Truppen schließlich eine solche Entmutigung, daß sich der Polenkönig aus Furcht vor Meuterei im Heere und auf eine Nachricht hin, nach welcher von Pommern her Söldnerschaaren zum Ersatz der Marienburg im Anzug waren, entschloß, die Belagerung des Ordenshauses aufzugeben. Er ließ sein verpestetes Lager in Brand stecken, die Kranken ermorden und zog am 19. September von der Marienburg, die er acht Wochen lang belagert hatte, ab. Durch den Frieden zu Thorn, welcher im Jahre 1411 nach langen Unterhandlungen zu Stande kam, verlor der Orden die Landschaft Samaiten, und in dem am Neujahrsabend von 1435 zu Brojn unterzeichneten „ewigen Frieden" mußten die Deutschritter auch ihren Ansprüchen auf Litthauen für immer entsagen. Um nämlich ihre Absicht, den verhaßten Orden gänzlich aus Preußen zu vertreiben, durchzusetzen, riefen die Polen im Jahre 1433 die Hussiten herbei, welche nun von der Neumark her bis an die Ufer der Ostsee vordrangen, und schon damals im Verein mit den Polen der Herrschaft des Ordens ein Ende bereitet hätten, wenn nicht gerade damals König Jagal, der erbittertste Gegner des Deutschtums, mit Tode abgegangen wäre. Mit unmenschlicher Grausamkeit hatten die Hussitenbanden und Polen im Lande gewütet. „Bei der Belagerung der Stadt Dirschau fielen zehntausend Einwohner in ihre Gefangenschaft; während der Hussitenführer Czapko einen Scheiterhaufen aufbauen ließ, errichteten die Polen eine hölzerne Verzäunung, die ringsum mit dürrem Strauchwerk gesäumt wurde. Auf ein Zeichen mit der Trompete wurden die Gefangenen mit Spießen und Schwerthieben auf den brennenden Scheiterhaufen und in die Flammen gejagt und alle, die aus den Fluten sich verzweifelt flüchteten, von den polnischen und böhmischen Kriegern niedergestochen."

Nach dem Tode König Jagal's ließen es sich dessen Nachfolger auf dem polnischen Königsthron angelegen sein, die inzwischen in dem Ordensstaate selbst entstandene, insbesondere vom Adel ausgehende und geleitete Bewegung gegen den Orden zu unterstützen. Sie thaten dies mit dem Erfolge, daß am 4. Februar 1454 der „preußische Bund", die auf Erlangung völliger Selbständigkeit hinstrebende Vereinigung der Ritterschaft, gemeinsam mit den Städten Preußens dem Orden Gehorsam und Huldigungseid aufkündigte und zu derselben Zeit, „weil das Land Preußen von Alters her von der Krone Polens ausgegangen" sei, dem polnischen König Kasimir IV. zu Krakau die Herrschaft und Beschirmung „über alle Lande und Städte Preußens" anbot.

Nach einem heftigen Kampfe im Ordensstaate selbst, dessen Bewohner teils auf der einen, teils auf der anderen Seite standen, und nach einer tapferen Verteidigung der Marienburg, bei welcher sich namentlich der Bürgermeister dieser Stadt, Bartholomäus Blume, hervorthat, unterlag der Orden zwar nicht den Streitkräften des Königs Kasimir, denen er vielmehr in der Ebene von Konitz eine gänzliche Niederlage bereitete, wohl aber dem Verrat der Söldner, deren Ansprüche bei der allgemeinen Finanznot des Landes nicht befriedigt werden konnten. Der am 19. Oktober 1466 geschlossene Friede zu Thorn enthielt das Todesurteil des Ordens, der durch die Bestimmungen desselben seiner Herrschaft über Preußen verlustig ging und in jeder Beziehung vom König von Polen abhängig wurde. Durch den Frieden von Krakau (mit dem König Sigismund von Polen, 8. April 1525) aber wurde bekanntlich nachher der zum Protestantismus übergetretene letzte Hochmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg aus dem Hause Hohenzollern, der den Orden auflöste, als „erblicher Herzog" mit Preußen belehnt und damit der Grund zu dem heutigen preußischen Staate gelegt. —

Thomas Babington Macaulay.

Von **Manfred Wittich.**

Es ist nicht jedermanns Sache, dem schönen Spiel der dichterischen Kunst Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit zu widmen, ebenso wenig gestatten es einem jeden seine Verhältnisse, auch wenn er Lust und Eifer hätte, streng wissenschaftliche Werke zu bewältigen. Es gibt aber in der Weltliteratur gewisse Erscheinungen, welche mit der höchsten Kunst der Darstellung den reifsten, streng wissenschaftlichen Wahrheitsgehalt vereinigen: goldne Früchte in silberner Schale! Und an ihnen findet der Wahrheitsfreund ebenso reichen Genuß wie der Kunstfreund.

Zu den Leuten, welche der Menschheit derartig wertvolle Geschenke boten, gehört der Mann, von dessen Leben und Werken die folgenden Zeilen handeln sollen. Möchten meine Worte dazu beitragen, daß unsere Leser sich zu den Schriften meines Helden selbst wendeten, die so sehr verdienen, in Fleisch und Blut auch unseres Volkes überzugehen!*)

Zachary Macaulay, der Vater des Mannes, von dem ich reden will, war geboren zu Cardroß am Clyde, kam sechzehnjährig nach Jamaica als Buchhalter einer Gutsverwaltung, deren Besitzer ihn bald infolge seiner Talente an die Spitze des Unternehmens setzte. In seiner Stellung studirte Zachary auf das gründlichste die fluchwürdige Einrichtung der Sclaverei, welche er als Quelle von tausenden von Uebeln erkannte, und von der glühenden Ueberzeugung dieser Thatsache durchdrungen, gelangte er zu dem Schluß: daß diese Schandeinrichtung vom Erdball verschwinden müsse. Zunächst bestrebte er sich wenigstens, wie er sich ausdrückte, „die Noth einer Anzahl seiner Mitmenschen zu lindern und den bittern Kelch der Sclaverei so schmackhaft als möglich zu machen;“ er nahm aber den Kampf gegen das erkannte Uebel mit einer heiligen Begeisterung geradezu als Lebenszweck auf, genau wie der Russe Turgenjeff seiner Zeit sich der Aufhebung der Leibeigenschaft in seinem Vaterlande widmete.

Zur großen Ueberraschung seines Vaters erklärte Zachary, daß er den Sclavenbaronen in Jamaica trotz reicher Besoldung nicht mehr dienen könne, da er es für eine unabweisbare Notwendigkeit halte, daß man seine Handlungsweise mit den für richtig erkannten Grundsätzen in volle Uebereinstimmung bringe.

Nach England zurückgekehrt, fand Zachary Macaulay eine Vereinigung zur Beseitigung der Sklaverei in ihrer Bildung begriffen, welche ihn betraute mit der Colonisirung der vor kurzem frei gewordenen Neger an der Küste von Sierra Leone. Er war dazu der passendste Mann, den diese Leute nur finden konnten, und löste seine Aufgabe in höchst befriedigender Weise; infolge dessen stellte ihn die genannte Gesellschaft als ihren Secretär an ihre Spitze.

Solche Grundsätze hegte der Mann, dem seine liebenswürdige Frau, mit ihrem Mädchennamen Selina Mills genannt, am 25. Oktober 1800 einen Sohn schenkte, den berühmten Geschichtsschreiber Thomas Babington Macaulay, mit dem wir es hier zu thun haben.

Geboren in Rothley-Temple war unser Held noch ein echtes Londoner Kind, da er schon in seinem ersten Lebensjahre nach der brittischen Hauptstadt kam und dort seine Jugend verbrachte. Frühzeitig — im zarten Alter von drei Jahren! — des Lesens kundig, war der Knabe das, was man gemeinlich ein Wunderkind nennt, eines jener rätselhaften Naturspiele, welche vereinzelt in der Geschichte des Menschengeschlechtes auftreten und noch heute einer genügenden Erklärung harren. In seinem heißhungrigen Leseeifer verschlang er Bücher von allen Formaten und vom verschiedenartigsten Inhalt, mit Vorliebe Geschichtswerke, bald aber drängte es ihn auch zur Wiedergabe dessen, was er seinem Verstande angeeignet hatte. Mit dem siebenten Lebensjahr fertigte er sich einen Grundriß der Lehren der christlichen Religion, mehrere Gedichte zum Preise brittischer und irischer Helden und eine ziemlich umfangreiche allgemeine Weltgeschichte.

Sein verständiger Vater leitete seine Erziehung dabei so geschickt, daß eine einseitige Verkrüppelung seines Wesens nicht eintrat. Trotz seines beispiellos treuen und stets zuverlässigen Gedächtnisses blieb er nicht später, wie viele andere dieser Wunderkinder, auf einer Stufe der Mittelmäßigkeit und des mechanischen Gedächtniswissens stehen; auch hat ihn das Schicksal vor einem Erlahmen seiner Geisteskräfte, vor einem Seichter- und Dürftigerwerden seiner herrlichen Werke bewahrt.

Nachdem die Eltern sahen, daß die Schule zu Clapham, der reizenden Vorstadt Londons, dem Knaben nichts mehr zu bieten hatte, bezog er die berühmte Prestor'sche Privatschule, welche damals sich in der Nähe von Cambridge befand, und im Jahre 1818 die Hochschule letztgenannter Stadt.

Die akademische Methode, welche vorschrieb, einen bestimmten Stoff einzudrillen für den Zweck eines Examens nach dem dritten Studienjahr, widerstrebte dem weitausgreifenden Wissensdrang unseres Studenten, und da er seiner Natur nach hier weder Mittelmäßigkeit noch Beschränkung kannte, genügte er den Lehrbuchforderungen seiner Examinatoren 1822 nicht, weil er zu viel wußte. Erst nach sechs Jahren errang er sich ein sogenanntes Fellowship, d. h. eine für die geprüften Studenten englischer Universitäten ausgesetzte Rente.

Im väterlichen Hause zu Clapham herrschte ein reges geistiges Leben; es verkehrten da die Sclavereifeinde Wilberforce, Bubington und Thornton, und die Beschäftigung dieses Kreises mit Politik und Geschichte war keine Kannengießerei, sondern sehr ernste Arbeit. Natürlich blieben auch diese Vorbilder nicht ohne Einfluß auf den jungen Mann.

Die hier herrschende Richtung war im Grunde genommen conservativ, jedoch gewann ein Freund und Mitschüler Macaulays, namens Praeda, diesen für die liberalen Ideen, worin ihn übrigens die damaligen Zustände und Vorgänge in seinem Vaterlande, denen der künftige große Geschichtsschreiber mit scharfen Blicken folgte, nur bestärken mußten. In der That, der wahnsinnige König Georg III. und das, was man seine „Regierung“ nennt, waren nicht geeignet, denkfähige, ehrliche und thatkräftige Männer von echt humaner Gesinnung für sich einzunehmen und festzuhalten.

Macaulay war entschlossen, sich der Advocatur, namentlich aber der Schriftstellerei zu widmen. In der 1802 begründeten liberalen Edinburger Revue erschien zuerst der Artikel über John Milton, welcher seinen Verfasser sofort berühmt machte, so tief war der Eindruck, welchen die Besprechung eines der Helden der großen sogenannten glorreichen Revolution auf die Leserwelt machte*). Jede Zeile verräth den scharfen Denker, den gründlichen Gelehrten und Schriftsteller und endlich den edlen Mann.

Welche Gerechtigkeit gegen alle handelnden Parteien bei jenem großen Kampf! Welche Fülle von geistreichen und werthvollen Lehren und Gedanken!

Hören wir ein paar Proben!

„ . . . . Wir beklagen die Zügellosigkeiten, welche das Geleite der Revolutionen sind; aber je wilder diese Ausbrüche sind, desto mehr sind wir überzeugt, daß die Revolution eine Notwendigkeit war. Das Maß jener Zügellosigkeiten wird im Verhältnis zu der Unwissenheit und Rohheit des Volkes stehen,

*) Wir wünschen, daß die von uns empfohlenen Bücher gelesen würden, was in diesem Fall zum Teil sehr leicht zu ermöglichen ist, da in Reclams Universalbibliothek die Nr. 1095, 1183, 1398, 1591, 1917 eine Reihe prächtiger Arbeiten bieten. Das Heftchen kostet nur 20 Pf.! Litterarische Auskünfte ertheilt der Verfasser im Einverständnis mit d. R. gern an dieser Stelle.

*) Reclams Univ.-Bibliothek Nr. 1095, sehr gut übersetzt von J. Möllenhoff.

die Unwissenheit und Rohheit des Volkes wiederum wird dem Grade des Druckes und der Erniedrigung entsprechen, unter dem es gewohnt war zu leben. . . . .

„Wenn unsere Herrscher von der Unwissenheit des Volkes zu leiden hatten, so geschah es, weil sie selbst ihm den Schlüssel zu besserer Erkenntnis entzogen hatten. Waren die Angriffe gegen sie von blinder Wut begleitet, so geschah es, weil sie eine ebenso blinde Unterwürfigkeit gefordert hatten. . . . .

„Es gibt nur ein einziges Heilmittel gegen die im Gefolge neuerworbener Freiheit entstandenen Uebel, und das ist: die Freiheit selbst. Ein Gefangener, der zum ersten Male seine Zelle verläßt, ist nicht im Stande, das Tageslicht zu ertragen; es ist ihm unmöglich, Farben zu unterscheiden oder Gesichter zu erkennen, aber die Hilfe dagegen besteht nicht darin, ihn in den Kerker zurückzuführen, sondern ihn an die Strahlen der Sonne zu gewöhnen . . . . . .

„Wenn die Menschen auf die Freiheit warten sollten, bis sie gut und weise geworden wären, dann möchten sie freilich bis in alle Ewigkeit darauf warten können."

Darauf folgten in der nämlichen Zeitschrift noch eine ganze Reihe solch glänzender „historisch-kritischer" Essays, wie sie der Verfasser nannte, welche ohne sein Wissen und Wollen 1841 in Philadelphia in 3 Bänden gesammelt erschienen; er selbst gab sie 1843 heraus.

Die glänzenden Einnahmen des jungen Schriftstellers kamen jetzt zu rechter Zeit, die Wohlhabenheit seiner Familie war im Schwinden begriffen, und mit Begeisterung widmete der treue Sohn sich der Aufgabe, eine kräftige Stütze seiner Familie zu sein, sowie seine Kunst der Darstellung und seine Kenntnisse stets zu steigern und zu vermehren. —

Dabei wollte er für das ganze englische Volk schreiben. Die Klarheit und Faßlichkeit seines Stils erlangte er auf ähnliche Weise, wie der französische Lustspieldichter Molière; der letztere las seine Arbeiten seiner Haushälterin, einem Weib aus dem Volke, vor, Macaulay seinen jüngeren Geschwistern.

1828 ward unser Geschichtsschreiber, der ja auch Jurist war, Kommissär am Fallitengericht, und auch hier erwarb er sich allgemeine Anerkennung.

Das Jahr 1830 rief ihn ins Parlament; er hielt eine glänzende Rede für die Emancipation (rechtliche Gleichstellung) der Juden. Nach der Julirevolution in Paris ging er dorthin, um die neuen Verhältnisse zu studieren. Als das Cabinet Wellington fiel, beschäftigte sich Macaulay lebhaft bei der Umgestaltung des Parlaments. Das bestehende Wahlrecht war das denkbar mangelhafteste und ein in der Hauptsache auf Grundbesitz beruhendes, so daß volkreiche Städte unvertreten waren, während die sogenannten rotten boroughs, kleine Landstädtchen, deren ganze Wählerschaft von irgend einem mächtigen Grundherrn abhing, mehrere Abgeordnete stellten.

Das beispiellose Wissen, die große Geschäftskenntnis, die unantastbare Ehrenhaftigkeit, der hohe sittliche Ernst und der eiserne Fleiß bei Ausübung seines Abgeordnetenberufs und die gründliche, erschöpfende Vorbereitung seiner Reden, welche Macaulay an den Tag legte, trugen wesentlich mit dazu bei, daß im Juni 1832 das Wahlreformgesetz angenommen wurde.

Zugleich begab sich M. auf ein neues Feld schwieriger Arbeit.

Die Verhältnisse Englands zu Indien waren von je ein Stiefkind des Parlaments, aber unserem jungen Parlamentarier war Arbeitsfurcht nicht eigen, er war in kurzer Zeit der beste Kenner der indischen Geschichte und der Bevölkerung jenes Landes, welche Kenntnis er verwendete, um die unbilligen Vorrechte der indischen Compagnie zu beseitigen und seinem Vaterlande unschätzbare Dienste zu leisten.

Im Dezember 1834 ward er in den oberen Rath von Indien gewählt, ging dahin ab im Februar des folgenden Jahres und wirkte im höchsten Grade segensreich, indem er die Presse von der Censur befreite, viel Ungerechtigkeiten seiner Landsleute gegen die Hindus abstellte, das Unterrichtswesen verbesserte und im Rechtsleben vieles anbahnte, was erst später in seinem Sinne verwirklicht ward. Das von ihm ausgearbeitete Gesetzbuch erteilte den Eingeborenen vollkommen gleiche Rechte mit den Engländern und ward eben deshalb verworfen von den Mitgliedern der Compagnie. Diese Arbeit allein würde ihm im Buch der Menschheit einen ehrenvollen Platz erworben haben. Er befolgte den goldenen Grundsatz: „Niemand ist fähig, große Gesellschaften zu regieren, der sich scheut, die Wenigen seiner Umgebung zu beleidigen um der Vielen willen, die er niemals zu sehen bekommt." So sprach er seine Ueberzeugung selbst aus.

Wiewohl er 1838 nach England zurückkehrte mit der Absicht, sich vom politischen Leben zum Studium zurückzuziehen, ließ er sich doch wieder als Vertreter Edinburgs in das Parlament entsenden, als jedoch seine, wenn wir so sagen dürfen, kulturkämpferischen Wähler ungehalten waren, weil er für eine katholische Anstalt die Mittel bewilligte, zog er sich 1847 wirklich vom politischen Leben zurück.

Nebenher gingen immerwährend eifrige Studien, deren Ergebnisse glänzende Aufsätze über verschiedene Größen der Weltgeschichte und Litteratur sind. 1848 im November erschienen die ersten zwei Bände seiner wahrhaft klassischen „Geschichte Englands seit Jacob II.," welche einen solchen Eindruck machten, wie wenige Bücher in der ganzen Weltlitteratur und binnen Jahresfrist sechs Auflagen erlebten, sowie sehr bald ins Deutsche, Französische, Spanische, Italienische, Holländische, Dänische, Schwedische, Russische, Ungarische, Böhmische, Polnische und Persische übersetzt wurden. Wegen der riesenhaften Vorarbeiten und Kränklichkeit des Verfassers erschienen Band 3 und 4 erst 1855, der 5. Band nach dem Tode Macaulays 1861.

Anfänglich war es die Absicht, diese vaterländische Geschichte fortzuführen bis auf die Ereignisse, welche noch den Lebenden in Erinnerung wären, dann wenigstens bis zur Zeit der französischen Revolution von 1789, aber dies war Macaulay vom Schicksal nicht vergönnt.

Wenden wir uns zu dem Inhalte dessen, was davon vorliegt.

In der klassischen Einleitung giebt der Verfasser einen kurzen Abriß der ganzen englischen Geschichte bis zur Wiederherstellung des Königshauses der Stuarts, dann geht er mehr ins Weite und giebt eine ausgezeichnete Darstellung vom Gesamtleben des englischen Volkes in jener Zeit, der Regierung Karls II. und Jacobs II.

Die Bände 3 und 4 stellen die Vertreibung Jacobs und die Berufung Wilhelms von Oranien auf den englischen Königsthron dar, sowie dessen erste Regierungsjahre.

Der 5. und letzte Band erzählt die Ereignisse der englischen Geschichte bis 1700, es fehlen also noch etwas über zwei Jahre von Wilhelms Regierung.

Zwei Bruchstücke, die ausgearbeitet vorliegen und diesem Bande beigegeben sind, behandeln das Ende Jacobs II. und den Tod Wilhelms III.

Von dem ganzen Werke würden wir Deutschen etwa sagen, daß es im Herder'schen Geist geschrieben ist und sich auszeichnet durch die geniale Erfassung des Volkslebens und der dasselbe beherrschenden Geistesströmungen. Dabei zeigt es eine so hohe Kunst der Darstellung, daß einem Personen und Ereignisse mit greifbarer Deutlichkeit und Körperlichkeit entgegentreten, so daß es zugleich eines der größten Kunstwerke ist und bleiben wird.

Macaulay besaß eine so reiche Kenntnis der Gesamtgeschichte der Menschheit, daß ihm Beispiele zur Vergleichung aus allen Zeiten und Völkern in umfangreichstem Maße stets zur Verfügung standen und ihm diese Methode der Vergleichung so unendlich wichtig und fruchtbar auf allen Wissensgebieten als ein bequemes handliches Werkzeug zu Gebote stand, wie keinem vor ihm, wie sehr wenigen nach ihm. Von der ganz intimen Vertrautheit mit der Geschichte seines Vaterlandes brauchen wir kaum zu reden. Die geschichtlichen Schätze der Staatsarchive und Familienchroniken, unendliche Berichte, die er sich sammelte, Streitschriften und Flugblätter der verschiedensten Zeiten, Oertlichkeiten der Ereignisse, sowie auch Porträts der handelnden Personen, alles war ihm gleichvertraut, und seinem beispiellos da-

stehenden Gedächtnis war jede Einzelnheit gegenwärtig. Dabei arbeitete er ungeheuer langsam und gewissenhaft und schuf so ein Geschichtswerk, wie es dem Griechen Thukydides vorschwebte, als er seinen peloponesischen Krieg schrieb: ein Besitzthum für alle Zeiten, ein ewig wertvolles Kleinod.

Welch ein Haß gegen alles Schlechte, Gewaltthätige, Despotische, welche Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht, welche edle Humanität waltet in diesen Worten, für welches ihm das ärmere Volk von Dunkinfield bei Manchester feierlich Dank sagen ließ in einer Adresse, da er eine Geschichte geschrieben habe, welche Arbeiter verstehen können.

Daß er seine edlen Grundsätze natürlich auch im Privatleben bethätigte, bedarf wohl kaum der Erwähnung; ein Viertel seines allzeit sehr reichlichen Einkommens war, nicht erst bei seinem Tode oder nur ein-, zweimal in seinem Leben, sondern fast während der ganzen Dauer seines Daseins, der Wohlthätigkeit gewidmet. —

Im Juli 1851 ward Macaulay wieder von den Edinburgern ins Parlament geschickt. Wer sein Volk, wer die Menschheit liebt, weiß recht gut, welche Aufregung sich eines Mannes bemächtigt, den nicht eitler Ehrgeiz, sondern flammende Begeisterung für den Fortschritt der Gesamtkultur und der allgemeinen Entwickelung zur Freiheit beseelt. Leider legte diese innere und äußere Anspannung aller Kräfte den Grund zu einem unheilbaren Herzleiden. Selten griff er nun zum Wort, aber stets unter gespannter Aufmerksamkeit des ganzen Hauses und stets für eine gute Sache.

1853 erschienen, von ihm selbst besorgt, seine Hauptreden im Druck.

Ein Herzfehler, im Verein mit der kolossalen Arbeitsleistung, hatten Macaulay nun sehr angegriffen, den letzten Stoß aber gab ihm die Trennung von seiner Lieblingsschwester Hannah, derselben, die ihm einst nach Indien gefolgt war. Dort hatte dieses ausgezeichnete Weib einen Herrn Trevelyan kennen gelernt und geheiratet, bei Macaulays Rückkehr nach England war dieser mit nach London gegangen und in eine Staatsstellung eingetreten, jetzt aber wurde er als Gouverneur nach Madras versetzt.

Von diesem Schlag erholte sich Macaulay nicht wieder. Am 28. Dezember 1859 starb er und liegt begraben in der Ruhmeshalle Englands, der Westminsterabtey, im Poetenwinkel, nahe dem Dichter Addison, dem er eine geistreiche Abhandlung gewidmet hatte. Nebenbei nur sei erwähnt, daß ihn Königin Viktoria 1857 zum Reichspeer ernannte. Er lebte gefürchtet von den Schlechten, geliebt von den Guten, geachtet von Allen. „Er war ein Mann! nehmt alles nur in Allem!“ Möge der Segen, welcher in reichen Strömen aus seinen Werken fließt, auch von dem deutschen Volke genossen und gewürdigt werden!

Im Fluge vom Gotthard nach Monte Carlo und zurück.

Von **W Liebknecht.** (Fortsetzung.)

Also es ist schön auch in dem Allerheiligsten dieser Hölle, im Spielsaal. Die Einrichtung prachtvoll — das versteht sich von selbst. Aber auch das Schauspiel um die Spieltische nicht abschreckend. Nicht im Geringsten. Ein unverdorbener deutscher Spießbürger, der mit seiner biederen Gattin hierher käme, ohne zu wissen, von was es sich handelt — er würde nichts Schlimmes sehn. Und die biedere Gattin ebenso wenig. Tadellose Manieren, kein lautes Wort, keine leidenschaftlichen Geberden, keine Szenen — Alles geht mit der größten Ordnung, mit dem größten Anstand und in aller Propriety — welches englische Wort den höchsten Gipfel des Weltanstandes bedeutet — vor sich. Sollte Einer gegen diesen allgemeinen Anstand auf's Leiseste verstoßen — im Nu wäre er in aller Stille durch die gleichfalls überaus anständigen — Beamten der Hölle entfernt. Kurz — es kann nicht musterhafter hergehn, als in dieser Hölle, und keine Ordnung kann so ordnungsvoll sein, wie die Ordnung der Hölle. Die Damen und Herrn, welche um die Tische herum sitzen, sie haben ja ohne Zweifel mit seltenen Ausnahmen eine Geschichte und eine Lebensführung, die das Gegenteil sind von ordnungsmäßig, indeß man sieht ihnen das nicht an, und die tugendhafteste Gesellschaft kann nicht tugendhafter aussehen. Alte Herrn und junge Herrn, Herrn mit einer „Handle“*) am Namen und Herrn ohne eine „Handle“, Damen von jedem Alter, vom Backfisch an bis zur greisen Todeskandidatin — Damen von jedem Rang und mit jedem Titel, die Demimonde vorherrschend nach der Polizeistatistik, nicht aber nach dem Augenschein — und Alles so glatt, so ruhig, so gentleman- und ladylike. Dort ein Vater, der seinen vielleicht 17jährigen Sohn, drüben eine Mutter, die ihre kaum 16jährige Tochter in die Geheimnisse des Spiels einweiht — und wer weiß, in welche sonst noch. Manchmal gibt's ein fatales Nachspiel, wie neulich, irgendwo ein Knall und dann ein stilles Begräbnis. Manchmal knallt's auch erst drüben in Deutschland — ach, die Landsleute sind hier so zahlreich vertreten, überall heimische Laute —, oder in Paris, oder in London. Vielleicht knallt's auch nicht, und geht ein Mensch, eine Familie blos in aller Stille sang- und klanglos zu Grund. Was sich uns da auf der Bühne darstellt, das ist nicht viel, doch was hinter den Coulissen spielt: die Privattragödien, vernichtete Menschenleben, vernichtete Familien, Bankerott, Tod, Schande — das ist das Hauptteufelswerk dieser abscheulichen Hölle. —

Mentone, Freitag, Nachmittags 3 Uhr. — Ich habe meinen Reisegefährten von gestern aufgesucht, der hier wohnt. Ein Paradies ohne Hölle, dieses Mentone, o diese Haine, „wo die Citronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn!“ Von diesem Blühn und Glühn, diesem dunklen Laub und dieser goldenen Frucht hatte ich vorher keine Ahnung gehabt. Und dieser Duft! Und überall Hügel, Berge, Blumen, Gärten der Armida — ein verzaubertes Land, ein Zauberland. Aber es steht auf einem Vulkan! Der 22. Februar hat ein grausiges Memento an alle Häuser geschrieben — vorausgesetzt, daß er sie überhaupt hat stehen lassen. Furchtbar waren die Verwüstungen. Nur muß man genau zuschauen, um das Unheil in seinem ganzen Umfang zu sehn. Mit riesigem Eifer ist gearbeitet worden, um alle auffälligen Spuren zu beseitigen, damit die Fremdlinge, die trotz des Schreckens herkommen, nicht wieder fortgetrieben werden. Freilich — es ist noch viel, viel zu thun. Wenn man sich nicht mit einem flüchtigen Blick genügen läßt, die Stadt und Umgegend durchwandert und scharf um sich schaut, dann sieht man erst, wie ungeheuer die Verwüstungen waren, und wie wenig erst wieder gut gemacht ist. Man muß in die Häuser gehen, von denen oft nur die äußern Wände stehn. Der Bahnhof ist im Innern zerstört, so daß ich den Wartesaal nicht betreten kann — von Außen ist gar nichts zu bemerken. Die hübsche Post ist so zugerichtet, daß eine Bretterbude gebaut werden mußte, in der die Beamten ihre Arbeit verrichten. Massive Mauern sind eingestürzt — Säulen geborsten, umgestürzt, umgedreht. „Es war, als ob man von einem Riesen gepackt, eine Strecke weit geschwungen und dann wieder hingesetzt worden wäre“, berichtete mir ein Einwohner über den Hauptstoß. Ein wahres Wunder — unbegreiflich — daß in dieser Katastrophe nicht ein Mensch hier das Leben verloren hat. Erst später sind einige

*) a handle to the name — ein Griff (Henkel) — am Namen ein Titel.

am Schreck und zum Teil an den Folgen der kalten Nacht, die sie halbbekleidet im Freien zubringen mußten, gestorben — und einer an einer Wunde, die aber an sich auch nicht tötlich war. — Jedenfalls wird es aber bis zum Beginn der Saison im Spätherbst gelungen sein, das Zerstörte mit geringen Ausnahmen wieder in Stand zu setzen. Und da eine Wiederholung des Erdbebens binnen der nächsten Jahrzehnte nicht wahrscheinlich, so ist den braven Einwohnern, die zum größten Teil auf den Fremdenverkehr angewiesen sind, wohl zu wünschen, daß die gewohnten Zugvögel aus Deutschland, Frankreich, England und Amerika sich wieder einfinden, und auch solche, die noch nicht hier gewesen sind. Ein schönerer Aufenthalt, als an der Riviera, ist nicht zu denken; und er ist keineswegs, wie man vielfach annimmt, nur den Reichen zugänglich. Es gilt natürlich das „Trau, Schau, Wem?“ — wie in andern Ländern und Gegenden auch. Selbst Monaco ist in dieser Hinsicht weit besser als sein Ruf. Man braucht ja nicht gerade in Monte Carlo zu wohnen. In Condamine, das unmittelbar an Monte Carlo und an die Stadt Monaco angrenzt und beide miteinander verbindet, hatte ich im Hotel de la Condamine — etwa 10 Minuten vom Kurhaus gelegen — bei trefflicher Bewirtung (schönes, sehr hübsch eingerichtetes Zimmer mit prächtiger Aussicht und ausgezeichnetem Bett) für Logis, Abendessen mit Wein, Frühstück und vorzügliches Dejeuner mit Wein 10 Franks zu zahlen, was gewiß selbst nach deutschen Begriffen nicht teuer ist. Schon für 8 Franks den Tag, den Wein eingeschlossen, kann man in diesem, von einem Schweizer — Herrn Gameter — geleiteten, wirklich musterhaften Hotel leben.

Abends 11½ Uhr. **Genua,** im Hotel de Londres. Die Herfahrt von Mentone, französisch Menton, dauert ungefähr 4 Stunden — immer dem Meere entlang. Ein stets wechselndes Panorama, und im Wechsel immer gleich schön. Die Eisenbahn II. Klasse ist in Italien nicht ganz so bequem wie in Deutschland, aber doch besser, als behauptet wird. Die Sitze sind gepolstert, und es ist also unrecht zu sagen, die italienische II. Klasse entspräche unserer dritten. So weit meine — allerdings nicht sehr ausgedehnte Erfahrung reicht, kann der Reisende, der sparen muß, ganz gut auch III. Klasse fahren. Sie gibt unserer III. Klasse nur wenig nach. Eins muß der Deutsche freilich nicht außer Acht lassen: der Reisende muß für sich selbst sorgen. Er wird nicht bevormundet und nicht bemuttert; Niemand sagt ihm, wohin der Zug geht, Niemand öffnet ihm, kurz, Niemand kümmert sich um ihn — und wer sich auf Andere verläßt, kann hübsch sitzen bleiben, wie es gestern einem unglücklichen Landsmann erging, der dann sehr bös auf die „bummeligen Italiener“ zu sprechen war. Nun, in diesem Fall war die „Bummelichkeit“ nicht auf ihrer Seite.

Auch in einem anderen Punkte muß ich die Italiener — soweit ich mit ihnen in Berührung kam — in Schutz nehmen: ich meine inbezug auf das Trinkgeld-Unwesen. Es ist keineswegs schlimmer als bei uns zu Hause. Man darf sich nur durch die lebhaften Reden und Geberden der Lastträger, Hoteldiener u. s. w. nicht imponieren und dupieren lassen. Dem, der nichts thut, gibt man nichts, und wer des Morgens im Hotel 1½ Franks in Bausch und Bogen für sämtliche dienstbare Geister hinterläßt, hinterläßt bei allen ein gutes Andenken.

Und der Heuschreckenschwarm, der sich auf uns stürzt, wenn wir den Bahnhof verlassen, ist lange nicht so gefährlich, als er aussieht. Sobald wir unser Hotel genannt haben, bekommen wir Ruhe — der Diener des genannten Hotels tritt hervor und übernimmt uns — der Rest stellt sich schweigend und höflich bei Seite. Das ist eine Art Contrat Social — ein urwüchsiger „Gesellschaftsvertrag“, nach welchem der Kampf um die lebendige Beute aufhört, sobald diese sich einen Besitzer — oder wie soll ich sagen? — erkoren hat.

Samstag Morgen. Ich stand früh auf und besah mir die Stadt von einigen Aussichtspunkten. Sie verdient wirklich den Namen Genova la superba — die unvergleichliche Bai, die herrliche Küste mit den malerisch-mannichfaltigen Hügeln und Bergen, und wie ein Juwelenschmuck in dieser entzückenden Landschaft die prächtige Stadt. Und die Menschen? Wundervolle Kinder habe ich gesehen — alle Kinder sind schön in Italien — auch schöne Männer und Frauen, jedoch weniger als ich gedacht und auch meist gar klein nach unseren Begriffen. Desto mehr Spektakel machen sie; besonders die Kutscher und Maultiertreiber sind wahre Virtuosen im Produzieren von Lärm. Sie knallen, schreien und johlen, daß einem das Trommelfell springen könnte. Dabei kommen sie aber nicht vom Flecke. Immer in Eile und immer langsam. Es ist überhaupt merkwürdig, daß die heißblütigen, beweglichen Völker am wenigsten voranschreiten, die konservativsten sind, während die schweigsamen, ruhigen Engländer und Anglo-Amerikaner die schnellsten Fortschrittsbeine haben und es am Weitesten bringen. Kurz, die beweglichsten Völker sind die stabilsten und die ruhigsten die mobilsten. Wer viel schwatzt, handelt nicht und laute Menschen sind ohne Thatkraft Die Zunge absorbiert alle Energie.

Vortreffliche Lungen haben die Italiener, auffallend klangvolle Stimmen — man kann ihnen a'so nicht übel nehmen, daß sie sich gern hören. Die klare Luft, die klare Sprache und die klaren Stimmen stehn im Zusammenhang. Bei uns Nordländern ist der Schnupfen in Permanenz und die Italiener wissen nicht was Schnupfen ist. Kein Wunder, daß ihre Stimmen besser und heller sind, als die unsrigen.

Samstag Vormittag 10 Uhr; in der Eisenbahn auf dem Wege nach **Mailand.** Wir sind zu acht in einem Koupee, und unter diesen acht sind fünf Deutsche. Ich habe überhaupt auffallend viel Landsleute in Italien getroffen. Namentlich an der Riviera und in Monaco stellen sie das Hauptkontingent der Fremden. Leider herrschen sie auch an den Spieltischen vor — eine Vorherrschaft, auf die wir wohl kaum Ursache haben, stolz zu sein. —

Diese stabilen Italiener! Wir halten gerade, und auf dem Felde neben der Bahn pflügt ein Bauer. Dieser Pflug! Wir Deutsche sind mit unsern landwirtschaftlichen Werkzeugen noch gar weit hinter den Engländern und Amerikanern zurück. Aber dieser Pflug! Wenn Cincinnatus von den Toten erstünde, er würde gleich zugreifen und denken, es sei sein Pflug. Auch nicht der geringste Fortschritt seit 2000 Jahren. Und in den Tausenden von Jahren vor Cincinnatus wird's auch nicht rascher gegangen sein. Und wohl gemerkt, dieser Pflug, dessen schwerfälligen, urzeitlichen Bau ich bewundre, ist keine Ausnahme — das ist der richtige, echt italienische, römische, hetrurische, ligurische Normalpflug. „Ueberall in Italien finden sie denselben Pflug“, belehrt mich ein kundiger Reisegefährte.

Und da ich einmal bei den Antiquitäten bin, ist der große Mantel, in den der Italiener sich auch beim wärmsten Wetter zu hüllen liebt, nicht die Fortsetzung der Toga?

Uebrigens muß ich den Italienern Abbitte thun. Faul sind sie nicht, das ist eine nordische Verläumdung. Wie quälen diese Bauern sich ab. Und die Arbeiter, welche die Küstenbahn zwischen Genua und Marseilles mit ihren 101 Tunneln gemacht, sie sind doch wahrhaftig nicht faul. Und beschämen die italienischen Arbeiter nicht oft die unsrigen in unserem eigenen Land?

Daß dem Italiener die Natur günstiger ist als uns, vor den Genuß nicht ein gleich Pensum von Arbeit gesetzt hat — das ist doch kein Grund des Tadels, höchstens des Neids. Und leben wir denn, um zu arbeiten? Oder arbeiten wir, um zu leben?

Es geht weiter. Noch immer Gebirgslandschaft, belebt von krystallgrünen Bächen. Alles fließende Wasser ist hier krystallgrün — ganz wie in der Schweiz. Dort soll die klare prächtige Farbe von den Gletschern herrühren. Aber hier gibt's keine Gletscher. Der felsige Kalkboden ist wohl die Ursache Das Wasser der Gera bei Arnstadt sieht z. B. genau aus, wie schweizerisches Gletscherwasser; und dort ist Kalkboden, wie hier und in der Schweiz, wenn auch anderer Art und Gestaltung.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 14. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Journalistische Sklaverei.

Von **Felix Buchwald** in „Der Journalist".

In Nr. 5 des „Journalist" findet sich eine Annonce, in welcher ein erfahrener, in allen redaktionellen Arbeiten tüchtiger Journalist mit reicher, vielseitiger Bildung und vorzüglichen Zeugnissen, „der es müde ist, sich als Prügeljunge und Maschine des Herrn Verlegers mißbrauchen zu lassen", eine Redakteurstelle sucht, in „welcher ihm Gelegenheit geboten ist, seine Fähigkeiten nach eigenem vernünftigen Ermessen zu verwerten". Suchender würde, so heißt es am Schluß, mehr auf menschenwürdige Behandlung als auf hohes Gehalt sehen.

Diese Annonce bildet einen deutlichen Fingerzeig dafür wie faul es im Staate der Journalistik ist, bildet aber auch zugleich eine schwere Verurteilung nicht allein der Herren Verleger, welche sich in ihren Offizinen, gestützt auf ihr oft sehr beträchtliches Vermögen, allmächtig wissen, sondern vornehmlich der Mitglieder des Journalistenstandes selbst, welche es so weit kommen ließen, daß sie, trotzdem ihnen seitens der Herren Chefs die allerbesten Zeugnisse ausgestellt worden, sich geradezu knechten lassen, anstatt sich zu einer Korporation zu vereinigen, die stark genug ist, um energisch gegen die Uebergriffe der Zeitungsverleger aufzutreten und die Rechte ihrer Mitglieder wahren zu können. Daß eine journalistische Sklaverei, wie die in obiger Annonce angedeutete, wirklich vorhanden ist, kann Einsender dieses bestätigen, und all die Herren Kollegen, welche nachstehende Zeilen lesen, werden mit ihm überzeugt sein, daß es die höchste Zeit ist, gegen das geldstarrende Verlegertum Front zu machen.

Jedes Preßorgan dient heutzutage einem bestimmten Interesse, einem idealen oder einem materiellen, einem gemeinnützigen oder einem eigennützigen; vereinigen lassen sich diese beiden nicht, und wenn es geschieht, so geschieht es stets auf Kosten des idealen Interesses, welches vom Eigennutz eingeengt wird. Sofern nämlich ein Blatt in redlicher und konsequenter Weise einer Parteimeinung dient, die sich auf ehrliche Ueberzeugung stützt, kann es gemeinnützig wirken, indem es an dem Gedankenwechsel und an dem befruchtenden Ideenkampf der Nation Teil nimmt und dadurch zur Klärung der öffentlichen Meinung und zur Kräftigung des Volksgeistes mithilft und hierdurch den idealen Anforderungen an die Presse gerecht wird. Der Mensch kann aber bekanntlich von Ideen nicht leben, und das mit jedem Zeitungsunternehmen verbundene Risiko wird dadurch auszugleichen gesucht, daß der Verleger bestrebt ist, das Gründungs- und Betriebs-Kapital nicht allein zu sichern, sondern auch möglichst nutzbringend anzulegen. Dieses Streben erscheint bis zu einem gewissen Grade billig und natürlich, denn eine Unzahl von Blättern und Blättchen, welche die Parteiagitation in's Leben gerufen — „um einem längst- und tiefgefühlten Bedürfnis zu genügen" — geht nach kurzem und kümmerlichen Dasein wegen Mangel an Subsistenzmitteln wieder zu Grunde. Es giebt aber auch eine Grenze für das Geschäftsinteresse, welche nicht überschritten werden darf, soll die sittliche Idee, welcher das Blatt dient, nicht von jenem überwuchert und erstickt werden.

Unter diesem Kampfe des Idealismus mit dem Materialismus leidet aber ein sehr großer Teil der deutschen Presse. Von denjenigen Fällen, in welchem Jemand eine Zeitung in's Leben ruft nur um einen anderen schon existirenden Unternehmen Konkurrenz zu machen, wollen wir hier gänzlich absehen und nur den Fall in's Auge fassen, in welchem ein einer bestimmten politischen Partei angehöriger Verleger aus eigenem idealen Antrieb ein Blatt gründet, um den am Ort oder in dessen Umgebung lebenden Gesinnungsgenossen eine ihnen mehr zusagende Lektüre zu bieten, als sie bisher genossen. Ist nun der Herausgeber mit pekuniären Mitteln nicht gerade reichlich gesegnet, so wird er die Redaktion seines Blattes selbst besorgen, andernfalls einen Redakteur engagiren, der aber in den allermeisten Fällen nichts weniger als der Leiter des Blattes, sondern lediglich der einzige Reporter desselben ist, welchem das zweifelhafte Vergnügen zu Teil wird, in dem gemeinschaftlichen, durch den Kundenverkehr

in steter Unruhe befindlichen Kontor arbeiten zu müssen und als verantwortlicher Redakteur zeichnen zu dürfen.

In den Anstellungs-Kontrakten dieser Herren findet sich zumeist folgender Paragraph:

> „Herr N. (der Redakteur) verpflichtet sich, das seiner Leitung anvertraute Blatt, der Tendenz desselben treu, streng freisinnig (oder konservativ 2c.) zu redigiren, dabei aber Alles zu vermeiden, was dem Herausgeber Schaden bringen könnte."

In dieser Verquickung des Parteiinteresses mit dem Geschäftsinteresse steckt ein Problem, dessen Lösung wohl keinem Journalisten gelingen dürfte, denn — und wir sprechen hier nur von einem gesinnungstüchtigen, charakterfesten Manne, der nur Blätter derjenigen Parteirichtung redigirt, welcher er selbst angehört — entweder er befolgt den ersten Teil obiger Vorschrift, dann tritt er Angehörigen anderer Parteien zu nahe, welche sich für gewöhnlich nicht besser zu revanchiren wissen, als daß sie dem betr. Blatt Abonnements und Inserate entziehen, und der Herausgeber ist geschädigt — oder aber sucht es möglichst Vielen recht zu machen, dann entrüsten sich die Parteigenossen wegen der zu geringen Wahrung bezw. Vertretung des Parteiinteresses. Ist der Herr Verleger nun aber auch nicht so gut situirt, daß er allen geschäftlichen Unbilden trotzen kann, dann ist es mit dem unentwegten Ausdruck der Ueberzeugung um so eher vorbei, dann tritt folgender Paragraph des Kontraktes in Kraft, der den Redakteur geradezu zum Sklaven des Herausgebers herabwürdigt:

> „Die Oberleitung reservirt sich der Verleger: er erteilt dem Redakteur generelle Instruktion, behält sich aber auch vor, in jedem einzelnen Falle einzugreifen; seine Entscheidung ist maßgebend. Mit dieser Beschränkung führt der Redakteur die Redaktion selbstständig." (???)

Bei Eingehung eines Engagements wird fast jeder Redakteur diesen Paragraph ebenso anstandlos unterzeichnen, wie den oben zitirten, wie alle anderen Bestimmungen des Kontrakts; denn er sagt sich, derselbe könne sich nur auf solche Fälle beziehen, in denen er gegen diesen oder jenen Punkt verstößt. Bald aber, und jedenfalls, sobald das Partei- mit dem Geschäftsinteresse kollidirt, wird er wahrnehmen, daß der Verleger eben durchgängig in jedem einzelnen Fall eingreift, und von der am Schluß als verlockende Perspektive hingestellten „Selbständigkeit" kaum ein Schatten übrig bleibt. Hier darf der Redakteur — wir wollen einmal von einem konservativen sprechen — die Nationalliberalen nicht kränken, weil dieselben eine hübsche Stimmenzahl repräsentiren, welche bei den Wahlen dem von dem Blatte protegirten Kandidaten bedeutend nützen könnten, dort darf er niemals vom Kulturkampf oder gar von den Rechten der Protestanten sprechen, weil sonst die 5 oder 6 am Orte lebenden Katholiken für den Freisinnigen stimmen würden; dann muß er Rücksichten hier auf diese Behörde, dort auf jenen Privatmann nehmen, und was die unzähligen Vereine thun, mögen sie aus noch so heterogenen Elementen zusammengesetzt sein und noch so widersinnige Ziele anstreben, ihre Dilettanten-Aufführungen noch so erbärmlich sein, muß er stets vorzüglich finden. Konzerte, dramatische Vorstellungen, Zirkus-Aufführungen 2c. müssen, wenn die Leistungen auch noch so schwach sind, zu solchen ersten Ranges aufgebauscht werden, und Alles dies lediglich zu dem Zweck, damit die Theater- und Zirkus-Direktoren, die Vereine, die Mitglieder derselben, die Restaurateure, die Behörden, die Nationalliberalen, die Katholiken, die Juden 2c. 2c. in demselben Blatt, welches nicht oft genug seine Unabhängkeit verkünden kann, annonciren bezw. bei dem Verleger desselben ihre Druckarbeiten bestellen.

Auf diese Weise, bei welcher nur das Geld die Seele des Blattes bildet, wird dieses zu einer Dienerin des goldenen Kalbes, zu einer Dirne erniedrigt, die Jedem willig ist, der sie bezahlt. Und diese geistige Korruption wuchert am üppigsten in der Provinz! „Wie die Dinge heute liegen", sagt von Hellwald, „ist die Presse ein einfaches, auf möglichsten materiellen Gewinn abzielendes Geschäft, bei dem der Satz: Vorteil treibt das Handwerk — volle Geltung besitzt. . . In ganz unverkennbarem Zusammenhange damit steht die geistige Prostitution des männlichen Geschlechts, die ihre Gedanken in Gestalt ihrer Feder dem Meistbietenden verkauft. . . Ein Princip als solches streng zu wahren, wenn es dem Geldsack irgendwie abträglich werden könnte, fällt Niemandem ein; man will ja eben ein gutes, ein großes Geschäft machen, da muß der Geschäftsmann, für den der „große" Zeitungsunternehmer sich ansieht, vor Allem wissen, welchen Nutzen es hat, wenn er sich zu Gunsten des A. oder als Gegner des B. erklärt." — Wenn Hellwald so scharf urteilt, so hat er, wie er selbst sagt, die deutsche Presse im Auge!

Unter solcher Mammonsknechtschaft leidet aber der Redakteur des Blattes, der demselben seine Kräfte opfert, um die Parteiprinzipien zu verfechten, unsäglich, denn Bildungs- und Charaktertüchtigkeit können sich nur da geltend machen und siegreich behaupten, wo dem Redacteur eine in jeder Hinsicht würdige Stellung eingeräumt ist. Ohne das notwendige Maß von Freiheit wird der sonst schon dornenvolle Beruf eines Redakteurs für einen Charakter unerträglich. Wo ihm Hände und Gewissen gebunden sind, da muß er die eigene Ueberzeugung verschweigen oder öffentlich verläugnen. Der Redakteur hat dann als „Angestellter" lediglich die Ansicht seines Brotherrn zu verteidigen, ja noch mehr, da er das Blatt verantwortlich zeichnet, für seine eigene auszugeben und die letztere, wie jede andere, zu bekämpfen. Ein trauriges Loos! Wo bleibt da Raum für den Mann? — Er soll zur bürgerlichen und sittlichen Freiheit erziehen, und ist selbst ein Sklave; er soll mutig für Wahrheit und Recht einstehen, muß aber beides unterdrücken; er soll der zuverlässige und gewissenhafte Vertreter der öffentlichen Meinung sein, und hat seine Feder dem Geldsack verkauft!

Dem Verfasser ist ein Redakteur bekannt, welcher von seinem Verleger das vortrefflichste Zeugnis besitzt, das sich denken läßt, aber dennoch jede zur Aufnahme in das von ihm „redigirte" Blatt bestimmte Zeile jenem vorlegen muß, weil letzterer stets fürchtet, es könnte in sein „unabhängiges" Organ etwas hineinkommen, was zur Schmälerung der Einnahmen führen könnte. Wünscht einmal ein Kapazität, ein Künstler, ein anderer Fremder den Redakteur zu sprechen, so eilt der Herr Verleger sofort herbei, um sich als solcher vorzustellen, ja, letzterer öffnet sogar die an die „Redaktion" adressirten Briefe, und nimmt es förmlich übel, wenn er einmal eine angesehene Persönlichkeit mit seinem Redakteur sprechen sieht. Verantworten darf der Redakteur dagegen **Alles**, selbst die schwülstigste Reklame, damit gedachter Herr Verleger für sich und seine Familie nur ja Freibillets und Freiexemplare erhält.

Das muß entschieden anders werden! Unter den deutschen Journalisten muß ein Kartellverband eingerichtet werden, der es ermöglicht, Zeitungen, bei welchen Ueberzeugung und Wahrheit in so schamloser Weise unter die Macht des Geldes gebeugt werden, zu „sperren", d. h. dafür zu sorgen, daß die Verleger derselben keine Redakteure finden und gezwungen werden, die Verantwortung für ihre „Gesinnungstüchtigkeit" selbst zu übernehmen. Noch besser freilich wäre es, wenn Buchdruckereibesitzer, welche pekuniär nicht so gestellt sind, daß sie es auch ohne Annoncen aushalten könnten, gar keine Zeitung mehr herausgeben dürften.

Ein Günstlingsleben.

Kulturgeschichtliche Skizze von **J. B. Adler.**

(Schluß.)

III. Der Buddhapriester.

Tief im Innern des himmlischen Reiches, wo der Min in den „Blauen Fluß" einmündet, liegt die Stadt Getschuan. Geht man von ihr stromaufwärts, so erreicht man in einer kleinen Tagereise den Berg Wujenschan. Dessen Spitzen krönt ein buddhistischer Tempel, zu dem von weit her Bedrängte wallen. Die Gegend umher ist paradiesisch schön und man muß dem Gotte zugestehen, daß er sich einen der herrlichsten Flecken des himmlischen Reiches zum Lieblingssitze auserkoren hat. Die heiße und feste Erde ist bedeckt mit dem üppigsten Grün. Palmen und Schlingpflanzen, Büsche und Bäume, Farren und Blumen drängen sich bunt durch einander und nur die schlanken Pinien erheben ihre Fächer über das Blättermeer. Von den Ufern des Flusses hebt sich in breiten Windungen eine steinerne Treppe bis zum Kloster und Heiligtum des Gottes. In kleinen Zwischenräumen halten beiderseits steinerne Schutzgeister Wache vom Flusse bis zum Tempel. Letzterer erhebt sich in der Mitte eines großen Hofes zwischen hundertjährigen Bäumen. Er ist im gewöhnlichen Style der Buddhatempel aufgeführt, übertrifft aber alle anderen durch die Vollendung des Schnitzwerkes und durch den verschwenderischen Aufwand an Vergoldung. Zu beiden Seiten der Thüre gewahrt man zwei Götzen in Lebensgröße. Der eine, mit rot lackirtem Gesicht und zornigem Ausdruck, ermahnt den Hintretenden zur Gottesfurcht und Demut; der andere mit grünem Antlitz und freundlichen Zügen, heißt ihn willkommen. Das Auge bedarf einiger Zeit, um sich in dem geheimnisvollen Dunkel des Innern zurechtzufinden. Dann aber gewahrt man unter den vergoldeten Balken und Gesimsen des Heiligtums, hinter dem blumengeschmückten Altartische, Gott Buddha, das Symbol der äußersten Unempfindlichkeit, der absoluten und ewigen Ruhe. Von der Decke hängen Kronleuchter herab. Feine Strohmatten bedecken den Boden; ein Rahmen von rotbraunem Lack grenzt ihn gegen die Wände ab. Priester verrichten den Dienst, während sich die Menge der Anbeter vor dem Gotte niederwirft. In den Ecken und auf dem Vorplatze knieen und sitzen Andächtige, welche eifrig ihre Gebetsmühlen herumdrehen oder mit lauter Stimme zu Buddha flehen, indem sie dabei auf eine große, hohle Mandel aus Holz schlagen. Das Kloster, ein weitläufiges Gebäude, steht in der Mitte eines prächtigen Gartens. In einer Ecke derselben befindet sich das Cremarium, in einer anderen das Mausoleum, ein kreisrundes Gebäude aus Granit, bestimmt, die Asche der verblichenen Leichen aufzubewahren. Kleine Krüge mit entsprechender Aufschrift enthalten die Ueberreste der Heimgegangenen. Jetzt bewegt sich die Prozession um das Heiligtum. Die dumpfen Töne des Gong verkünden das Nahen des Gottes. Götterbilder, Opfergaben, Tempelgeräte werden zur Schau getragen, während die Menge in gläubiger Bewunderung auf den Knieen liegt. Einer der Bonzen scheint von besonderer Andacht ergriffen zu sein. Sein Schädel ist mit eingebrannten weißen Flecken bedeckt, zum Zeichen, daß der Mönch viele Gelübde abgelegt hat. Er trägt in den hocherhobenen Händen das größte Heiligtum des Klosters, einen Zahn Buddhas. Wie zu einem Unsterblichen schauen die frommen Beter zu dem Mönche auf. Plötzlich stört ein lauter Aufschrei die Andacht. Eine Frau war ohnmächtig hingesunken. Auch der Buddhapriester blickte auf die leblose Gestalt und erblaßte. Die Ohmächtige war seine Gattin, der fromme Mönch aber hieß — Leu. —

Der unglückliche Feldherr hatte sich nach seiner schmählichen Niederlage in dieses Kloster geflüchtet. Er war stets ein Freund der Bonzen gewesen, und deshalb durfte er eines guten Empfanges sicher sein. In diesem Asyl wollte er als gewöhnlicher Mönch weilen, bis seine Rückkehr in die Welt möglich wurde. Hier war man von den Vorgängen im Lande und der Gesinnung des Kaisers aufs Beste unterrichtet und sicher vor jeder Gefahr. Von hier aus wurde auch die Erbitterung gegen den Herrscher genährt und man durfte nicht ohne Grund auf baldigen Wechsel der Regierung hoffen. Um so unangenehmer war dem gestürzten Günstlinge das Zusammentreffen mit seinem Weibe. Er hatte dieselbe am Hofe kennen gelernt und auf des Kaisers Wunsch heimgeführt, sein Herz aber gehörte einer andern. Was war nun zu thun, um vor Entdeckung sicher zu bleiben? Flucht aus dem sicheren Asyle war großes Wagstück. Trat aber sein Weib wieder in die Oeffentlichkeit, so war eine Entdeckung unvermeidlich und damit sein Schicksal besiegelt. Lange sann Leu an der Seite seines ohnmächtigen Weibes um ein Rettungsmittel. Endlich glätteten sich seine bekümmerten Züge und ein Lächeln des Triumphes schwebte auf seinen Lippen. Wie wäre es, wenn sie sein Loos teilte, wenn sie, wie er gethan, in Klosterhallen sich verbarg? Für alles Weitere sorgte dann der Gatte. Das Auskunftsmittel war leicht. Nicht weit von dem Bonzenkloster, unten im Thale, stand ein Tempel, welcher der Kuaning, der chinesischen Jungfrau, geweiht ist. An ihn schloß sich die Wohnung der weiblichen Bonzen, welche dem Dienste dieser Göttin sich weihten. Sie haben ihr Haupt glatt geschoren und ihre Glieder umhüllt ein blaues, flatterndes Gewand. Dorthin wurde die Ohnmächtige gebracht. Als sie erwachte, fand sie sich mit dem Klostergewande bekleidet, und von fremden Gestalten umgeben und gepflegt. Man redete ihr zu, hier zu bleiben, denn sie sei von einem bösen Geiste geplagt und halb leblos aufgefunden worden. Die Arme war froh, einen Ort der Ruhe gefunden zu haben und ließ sich willig das blaue Gewand anlegen. Kuaning sollte ihr Trost und Hilfe gewähren, sollte ihr geben, was ihr die Welt versagt hatte. — —

Bei dem Buddhakloster stand auch ein großer, viereckiger Turm. Auf seiner Plattform erblickte man geheimnisvolle Werkzeuge, Bücher mit unbekannten Zeichen, seltene Pflanzen und Schildkrötenschalen. Hier hauste der Astrologe des Klosters, ein Mann, der in China von großer Bedeutung ist. Die Wahrsagerei ist ja im Reiche der Mitte religiös geheiligt und kein Herrscher, vielweniger ein Privatmann wird irgend etwas Bedeutendes unternehmen, ohne vorher die Sterne gefragt zu haben oder einen zeichenkundigen Mann in's Vertrauen zu ziehen. Die Bonzen auf dem Berge Wujenschan standen in dieser Beziehung in besonderem Ruhme. Das Amt des Wahrsagers war nach dem des Vorstehers das wichtigste des Klosters und wurde nur ganz zuverlässigen, welt- und sternkundigen Mönchen übertragen. Es geschah dies nicht ohne tiefen Grund, denn die Gläubigen von nah und fern sparten ihre Geldstücke nicht, wenn es galt, der Götter Wille zu erforschen. Wegen dieses Rufes des Klosters war auch Leus Gattin gekommen, die Sterne nach dem Schicksal ihres Mannes zu befragen. Und sie hatte die weite Reise nicht umsonst gemacht. Jetzt wußte sie, daß er noch am Leben sei, jetzt war ihr aber auch klar, daß sie sich in eine Gefahr begeben habe, aus der nur ruhiges Harren und der Götter Hilfe sie befreien könne! Unerwartet und schnell sollte diese Hilfe kommen.

Kaiser Kiaking hatte bis daher es unterlassen, zum berühmten Heiligtum zu wallen, was als Herrscherpflicht galt. Nun war zu dem Kriegsunglück noch eine neue Plage gekommen. Der Yantsekiang hatte seine Ufer verlassen und die Gegend um Nanking weithin überschwemmt. Viele Menschen waren in den Wellen umgekommen, die Ernte war vernichtet und schreckliches Elend herrschte. Die Massen waren der Verzweiflung nahe. Der Kaiser mußte um Thron und Leben besorgt sein, denn man schrieb das Unglück seiner Lässigkeit im Besuche der heiligen Stätten zu. Um das Volk zu besänftigen mußte die Wallfahrt nach dem Berge Wujenschan unternommen werden. Der Chinese erträgt nämlich lieber Tyrannei, als Mangel an Ehrfurcht vor Göttern und Unterlassung der schuldigen Opfer.

Nach langer Beratung und Besichtigung der Sterne wurde der Tag der Abreise festgesetzt. Ein Heer von Beamten war zur Begleitung beordert, die ganze Leibgarde und noch tausend Bogenschützen mußten die Straße sichern und eine große Bonzen-

schaar sorgte für die religiösen Bedürfnisse. Auch der Harem stellte sein Kontingent zu dem Wallfahrtszuge, an seiner Spitze Fatme. Wo der wunderbare Betzug hinkam, eilten die Beamten herbei und brachten Früchte, Silberbarren, seidene Kleider und sonstige Kostbarkeiten. Der Kaiser empfing sie höchst gnädig und manche Pfaufeder belohnte die treuen Staatsdiener. Endlich war der heilige Berg erreicht. An der Pforte des Tempels harrte betend die Schaar der Bonzen auf den Sohn der Sonne und stimmte den Hymnus an den Himmel an:

„Bedenke, was der Himmel hat
Geordnet, kann der Himmel ändern,
Der Himmel ändert seinen Rat
Auch über Königen und Ländern."

Dann trat der Kaiser an den Opferaltar. Ein blaues, mit goldenen Sternen besetztes Kleid, den Himmel darstellend, umwallte seinen Leib; in seiner Hand blitzte das Opfermesser, sein Haupt zierte eine goldene Sonne. Ein junger Stier, blumenbekränzt, von schwarzer Farbe, wurde von den Priestern herbeigeführt. Ein Beilhieb, und das Tier stürzte zusammen. Jetzt schnitt der Kaiser dem Tiere die Kehle ab, und zwei Bonzen fingen in goldenen Schalen das warme Blut auf. Davon nahm der Sohn der Sonne einen Trunk, während der Rest auf den Opferaltar geschüttet wurde. Dann fiel der Herrscher vor dem Bilde Buddhas auf die Kniee und verrichtete folgendes Gebet: „Erhabener Himmel, und du, großer Gott Buddha! Großes Elend schwebt über dem Lande deiner Kinder. Das himmlische Reich ist nicht mehr der Wohnsitz der Götter. Du hast, o Himmel, deiner gewohnten Güte vergessen, Hunger und Jammer uns gesendet, Menschen getötet allüberall; du bist o Gott, voll Zorn und schnaubest Schrecken; Frevler und Schuldige ergreifst du ohne Wahl und stürzest sie in gemeinschaftliches Elend. Vater der Menschen wirst du genannt und lässest deine Kinder in solchem Elende schmachten? Erhabener Gott, furchtbar zu schauen! Ziehe deine strafende Hand von uns und errette uns aus Not und Elend. Und ihr, Geister unserer Ahnen, die ihr aus dem Himmel auf uns herabschaut! Seid getränkt, seid gespeist Alles Volk von schwarzen Haaren fleht euch an; kommt hernieder, bringet Glück und Frieden!" — —

Nun erhob sich der Kaiser und in langem, feierlichem Zuge ging es dem Turm zu. Dort sollte der Wahrsager dem besorgten Herrscher der Götter Beschlüsse verkünden. Der Bonze warf eine Schildkrötenschale in das Feuer, zog sie dann wieder heraus, betrachtete lange die von der Hitze erzeugten Farben und Risse und verkündete dann als Befehl der Götter: „Drei Tage sollst du, o Sohn der Sonne, auf dem heiligen Berge zubringen. Das Gefolge entlasse während dieser Zeit und warte in stiller Betrachtung, was die Götter dir hernach verkünden!" Kiaking wollte sein begonnenes Werk auch zu Ende führen und fügte sich dem Ausspruche des Wahrsagers. Nur Fatme sollte sein Schicksal teilen und in dem nahen Frauenkloster seiner Rückkehr harren. —

Der erste Tag verlief mit Opfer und Gebeten, ebenso die Hälfte des nächsten. Am Nachmittage aber trat ein Ereignis ein das für das Reich der Mitte bedeutungsvoll, und für dessen Herrscher aber verhängnisvoll werden sollte. Kiaking war eben von dem Opfer zurückgekehrt, als Fatme atemlos in sein Zimmer stürzte. Die Wangen des Mädchens waren tief gerötet, Schweißtropfen rannen von der Stirne und der Busen wogte in heftiger Erregung. Was sie ihrem Herrn mitteilte, betraf ja dessen Leben und ihr eigenes Geschick. Man hatte im Gewühle der Feste und beim Drängen der Massen im Kloster der weiblichen Bonzen nicht verhüten können, daß Leus Gattin sich dem Lieblinge des Kaisers genähert und ihr Kunde von einer Verschwörung gegen des geliebten Mannes Leben mitgeteilt hatte. Die Bonzen wollten nämlich den verhaßten Herrscher beseitigen und Leu wieder an die Spitze der Regierung bringen. Ihr Plan war wohl erdacht, und zu seiner Ausführung kein Moment günstiger als der gegenwärtige. Es gab ein Mittel, den Kaiser langsam und ohne Gefahr dahinsiechen zu lassen, und die Bonzen verstanden sich gut auf dessen Herstellung. Dann sollte das goldene Zeitalter für sie beginnen, dann sollte Leu anstatt der Gattin des Gemordeten die Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Kiaking erblaßte, als er die Kunde von der Verschwörung erhielt. Dann aber raffte er sich auf, sandte eiligst nach seiner Leibgarde und schwor blutige Rache dem Kloster und seinen Bewohnern. Vor allem wurde Fatme in Sicherheit gebracht und mit ihr die Erretterin aus der drohenden Gefahr, Leus Gattin. Dann ergriff man den rachesüchtigen Günstling im Bonzenkleide und schleppte ihn gefesselt in die Gefängnismauern der Hauptstadt. Sein Schicksal teilten noch eine erkleckliche Anzahl seiner Klostergenossen. Tempel und Kloster selbst wurden des Volkes wegen verschont, aber unter strengste Aufsicht gestellt. Die Fleischtöpfe der Bonzen verschwanden, ihr Verkehr mit der Außenwelt wurde gänzlich abgeschnitten und selbst die Wallfahrer mußten sich scharfe Untersuchung und Beobachtung gefallen lassen. Kein Wunder, daß bald der Nimbus der Heiligkeit von der Stätte schwand und Buddha sich einen anderen Tempel als Lieblingssitz erkor. Selbst Kuaning schien ihren Lieblingsort zu meiden, und auch das Nonnenkloster zeigte bald Spuren von Verwahrlosung und Verfall. —

IV. Kerker- und Richtplatz.

Das Gefängnis in Peking ist ein schrecklicher Ort. Ein langes viereckiges Gebäude, von hohen, düstern Mauern umgeben, schließt die Verhafteten ein. Wer einmal diese Räume betritt, sieht das Tageslicht nicht mehr, es sei denn zum letzten Gange. In einem der grauenvollen Säle des weitläufigen Gebäudes sind die gefangenen Bonzen untergebracht. Das Klirren der Ketten mischt sich in die Seufzer der schwer Gefesselten. Der Raum ist überfüllt, denn man hat die Diener Buddhas in der Gesellschaft der Räuber und Mörder untergebracht, an denen in chinesischen Gefängnissen nie Mangel ist. Die Luft ist heiß, die Qualen des Durstes stellen sich ein, aber Niemand will einen Trunk frischen Wassers bringen. Zwei kleine, stark vergitterte Fenster verhindern das Ersticken, lassen aber kaum so viel Luft durch, die Qualen zu verlängern. Bald badeten sich die Gefangenen im Schweiße. Jeder wollte die Nähe der Fenster erreichen, aber nur wenigen war es gegönnt, die erfrischende Luft einzuatmen. Bald lagen Röchelnde und Aechzende auf dem Boden umher, bald erfüllte die Fäulnis der verwesten Körper den dumpfen Raum. Und immer noch keine Rettung.

Die Qualen der Ueberlebenden steigerten sich zur Raserei und der Raum glich eher einem Käfige voll wilder Tiere, als einem Gefängnisse. Endlich öffneten sich die Pforten, um die Ueberlebenden von den Höllenqualen zu befreien. Aber sie sollten nur Ort und Art der Qual vertauschen Auf die Folterbank ausgestreckt wird ihnen das Fußgelenk zermalmt und bald sah man statt der dicken Mönche nur Bündel Haut und Knochen, unfähig zu gehen, ohnmächtig ein Wort zu reden. In dumpfen Gewölben hauchten sie ihren letzten Seufzer aus. — —

Gegen Leu war mittlerweile das ordentliche Gerichtsverfahren eingeleitet worden, da der Kaiser an seinem gestürzten Günstlinge ein abschreckendes Beispiel statuiren wollte. Leugnen war umsonst und Leu war sich seines Schicksals wohl bewußt. In einem kleinen Raume, der verhältnismäßig reinlich gehalten war, konnte er über sein vergangenes Leben nachdenken. Niemand wußte, wie lange die Gnadenfrist seines verwirkten Lebens noch währen sollte. Kiaking schien seinen ehemaligen Freund vergessen zu haben. Endlich, nach langem Harren und Schweben entschied sich Leus Schicksal. Er sollte zuerst an den Pranger gestellt, dann aber von unten nach oben zerstückelt werden. Seine Hinrichtung wurde zum nahen Herbste aufgeschoben, wo der Boden in der Hauptstadt des himmlischen Reiches buchstäblich mit Blut getränkt wird. Da trat ein Ereignis ein, das für den Verurteilten von größter Bedeutung werden sollte. Kiakings Körper unterlag den verheerenden Ausschweifungen und seine Auflösung mußte täglich erwartet werden. Ein Feuer,

das im kaiserlichen Palaste gelegt worden war, beschleunigte seinen Tod. Sein Sohn Yutschu wurde sein Nachfolger. In seiner Proklamation beim Regierungsantritt sagte er:

„Wir haben von Unserem verstorbenen Kaiserlichen Vater, Seiner Majestät, der soeben Seine Reise angetreten hat, Dasein und Leben empfangen und von Ihm große Pflege und zärtliche Sorgfalt genossen, so groß und unendlich, wie der Himmel. Wir haben kaum Seinen letzten Willen, der Uns zu Seinem Nachfolger bestimmte, vernommen, als Seine Krankheit an Heftigkeit zunahm und Er den Drachen bestieg und ein Gast von Droben wurde. Ich schlug mit dem Kopfe den Erdboden und rief den Himmel an und versuchte vergebens, Ihn einzuholen und zurückzurufen. Wie kann, während wir blutige Thränen weinen, und Uns die Brust schlagen, Unser Mund schweigen? Bedenken Wir die Pflichten, welche Uns Unwürdigem auferlegt sind, so fühlen Wir Uns von peinlichen Befürchtungen gequält; aber Wir verlassen Uns auf die Treue Unserer Militär- und Zivilbeamten, welche Uns helfen werden, mit Ruhm zu regieren. Zwar wissen Wir, wie gerade Unser Kaiserlicher Vater von einem pflichtvergessenen Beamten die größten Nachstellungen erleiden mußte, allein der Himmel hat Ihn beschützt und der Verräter schmachtet in Ketten und Banden. Seine Gehilfen haben das Leben lassen müssen, und auch das seinige ist verwirkt. Wir wollen aber Unsern Regierungsantritt nicht mit Blut besudeln, sondern lassen dem Verräter das Leben, schicken ihn aber weit weg von Unserm Angesicht in die Verbannung."

Und so geschah es. In einem der Türme, welche das Riesenwerk der chinesischen Mauer von hundert zu hundert Ellen unterbrechen, finden wir Leu wieder. Seine Gesellschaft sind mongolische Soldaten, welche den Verbannten bewachen. Dort brachte er den Rest seiner Tage zu, trostlos und freudenlos. Dort siechte er hin, unbeweint und ungeliebt.

Das Reich hatte derzeit große Trauer. Hundert Tage lang dürfen die Mandarinen jeden Grades keine seidenen Kleider anlegen, sondern müssen mit Wolle bekleidet sein. Die ersten dreißig Tage tragen sie große Trauer, auch ist es ihnen nicht erlaubt, Haare und Bart zu scheeren. Das Volk muß diesem Beispiele vierzig Tage lang folgen. Wenn ein Mandarin auf der Straße einem Herrn mit geschorenem Barte oder einer Dame in scharlachroten Kleidern begegnet, so erhält der Missethäter oder die Missethäterin auf der Stelle eine reichliche Tracht Bambusschläge; im andern Falle muß eine hohe Geldstrafe die Prügel ersetzen. Polizeibeamte durchziehen in mannichfacher Verkleidung das Land und spähen nach rasirten Köpfen. Wehe dem Missethäter, der es wagte, seine Trauer nicht zu bezeugen.

Im Fluge vom Gotthard nach Monte Carlo und zurück.

Von **W. Liebknecht**. (Schluß.)

Mailand, Abends 10 Uhr. Den Dom gesehen, durchwandert und bewundert; die neue Passage gesehen, durchwandert und bewundert; viele Kunstwerke gesehen und bewundert — kurz den Bädeker, soweit es irgend menschenmöglich, mit Gewissenhaftigkeit absolvirt. Was mich aber stets und überall mehr interessirt als Bauten und Kunstwerke, das sind die Menschen und das frische Menschenleben. Und so habe ich denn unter kundiger Freundesführung die Straßen durchwandert, die Menschen beobachtet und den Pulsschlag des Lebens gefühlt. Ein prächtiges Volk. Kräftiger, größer gewachsen als die übrigen Italiener. Das Longobardenblut verleugnet sich nicht. Der deutsche Typus tritt unverkennbar hervor. Und der alte Rotbart hat es ja seiner Zeit erlebt, daß es hier deutsche Hiebe setzt. Mailand wird die capitale morale — die geistige Hauptstadt Italiens genannt. Es ist auch die wichtigste Handels- und Industriestadt und demgemäß auch die reichste Italiens. Ein gesundes, kräftiges Bürgertum wohnt hier und, wie im Mittelalter, setzt es auch jetzt seinen Stolz darein, die Stadt zu einer Musterstadt zu machen. Und wahrlich, auch deutsche Stadtväter könnten in Mailand lernen. Die Straßen reinlich und wohlgepflastert, auf den Hauptstraßen Steintrottoirs für die Fuhrwerke, wie in der Berliner Wilhelmstraße. Die Beleuchtung besser als in Berlin. Auf dem Domplatze, welcher den Mittelpunkt des Verkehrs bildet, durch elektrisches Licht Tageshelle; in der neuen Passage, die am Domplatz ausmündet, elektrisches Licht, und elektrisches Licht von der neuen Passage bis zum Bahnhof — eine Entfernung von einer halben Stunde. Und wie viele Cafés elektrisch beleuchtet.

In der neuen Passage, welch auf- und abwogendes Leben! Und welcher Anstand bei aller scherzenden Lebendigkeit! Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit der Berliner Passage auf, welche von der Friedrichstraße nach den Linden führt. Der Vergleich fällt nicht zu unsern gunsten aus. Der „kalte Norden" rümpft gern die Nase über die Unsittlichkeit des „heißen" Südens. Nun, wer die Berliner Passage kennt und in der Mailänder „Neuen Passage" die Spaziergänger und Spaziergängerinnen beobachtet, muß sich sagen, das dies elende Heuchelei ist. Von der Demimonde, die dort vorherrscht und dem ganzen „Berlin bei Nacht" ihren Stempel aufdrückt, keine Spur. Auch in Mailand fehlt es nicht an Halbwelt, aber sie wagt sich nicht auf die Straße, sie drängt sich nicht auf, sie durchseucht nicht den ganzen Volkskörper. Mailand ist die einzige mir bekannte Großstadt, in der ein Vater bei Nacht mit seiner Tochter unbesorgt durch alle Straßen gehen, in allen Vergnügungsorten sich aufhalten kann. Und das ist immerhin etwas — obgleich die Medaille ja natürlich ihre Rückseite hat.

Ich sprach von der Reinlichkeit der Straßen — sie werden regelmäßig gekehrt und überall ist Wasser in Hülle und Fülle. Mailand hat eine vortreffliche Wasserleitung, die auf Leonardo da Vinci zurückgeführt wird, den größten Bürger Mailands, von dem schwer zu sagen, ob er größer als Bildhauer, Maler oder Ingenieur. Der Kanal, welcher die Stadt umschlingt und noch so unversehrt ist, wie am Tage seiner Eröffnung, ist ebenfalls von Leonardo, dessen Werke und Spuren wir hier überall begegnen. Ueberhaupt herrscht in Mailand eine tadellose Reinlichkeit; die Bedürfnisanstalten sind die reinlichsten, welche ich bisher überhaupt gesehen — außer in Amerika, dem reinlichsten und folglich, nach dem bekannten Satz meines Landsmanns Liebig, auch zivilisirtesten Land der Erde. Zum Teil liegt es an dem Material — dem reinen, weißen Marmor, der hier überall zu Hause und in seiner schneeigen Weiße ein mahnendes Symbol der Reinheit und Reinlichkeit ist, ein Kulturträger, ein Förderer der Kunst. Oder wäre die Renaissance möglich gewesen ohne den Marmor? Das edle Material hebt den Künstler.

Auch in den Wohnhäusern fand ich durchweg die peinlichste Reinlichkeit. Und das italienische, nicht für Fremde berechnete Gasthaus, in welchem ich hier logirte, entsprach in dieser und in anderen Beziehungen allen vernünftigen Anforderungen. In der Lombardei herrscht auch nicht die verwünschte Unsitte, die reine Wäsche, statt sie auf dem Leibe zu tragen, an den Fenstern — selbst der feinsten Häuser — zur Schau aufzuhängen. Ich

kann nicht begreifen, daß der unleugbar hohe Schönheitssinn, der in jedem, selbst dem ungebildetsten Italiener steckt, sich nicht gegen diese Attentate auf den guten Geschmack empört. Man stelle sich nur vor ein in tadellosem Stil gebautes Haus, das aus jedem Fenster ein paar Hemden, Unterhosen, Strümpfe herausflattern läßt — als handele es sich um eine festliche Verzierung. Apropos, wenn man nicht sähe, das die Wäsche gewaschen wird, und zwar unmittelbar getragene Wäsche, würde man in jenen Gegenden gar nicht glauben, das die Wäsche zu etwas Anderm da sei, als um als Flaggenschmuck für die Häuser zu dienen. Aber entlang der Seeküste sieht man vor jedem Dorf, vor jeder Stadt Wäscherinnen an der Arbeit — in Bächen und Pfützen wird fleißig gewaschen und das Gewaschene dann einfach auf den Meeressand gelegt, wo die Sonne es binnen wenig Minuten trocknet.

In Genua war mir schon aufgefallen, daß die Polizeibeamten immer zu zweit gingen — entweder im Gänsemarsch oder nebeneinander. Hier fiel es mir wieder auf, und ich fragte meinen Freund nach dem Grund. „Ach, das ist Vorschrift für ganz Italien. Messeraffairen sind hier zu Land so häufig und kommen so plötzlich, und auch einem Polizeibeamten kann leicht ein Malheur passiren. Deshalb müssen immer zwei beisammen sein — für alle Fälle." — Ich merkte wieder einmal, daß ich in Italien war, was ich freilich noch nicht vergessen hatte.

Außer den eigentlichen Polizeidienern giebt es in Mailand noch Konstabler, ganz nach englischem Muster, in langen, würdigen Röcken, mit hohem, federgekrönten Zylinderhut, wie die Londoner Konstabler sie vor zwanzig und dreißig Jahren trugen, als Cavour vor dem Krimkrieg drüben war und das famose Bündniß vorbereitete, welches den König von Sardinien schließlich zum König von Italien machte.

Der Dom — das muß ich noch erwähnen — machte von Innen noch einen weit größeren Eindruck auf mich als von Außen. Der Domplatz soll zu groß sein — jedenfalls ist der Anblick der Frontseite nicht imponirend; sie müßte höher sein im Verhältnis zur Breite. Und es soll ja auch ein Umbau erfolgen, um diesem Mangel abzuhelfen. Aber im Innern fühlt man die ganze Größe der katholischen Kirche. Dieser Wald von riesigen Marmorsäulen, diese schwindelnde Höhe, diese herrlichen Bildwerke, die Sonne, geheimnisvoll durch die bemalten Fenster hereinschauend — der Weihrauchduft, der Orgelklang und Gesang -- es wurde gerade eine Totenmesse gefeiert — ja, die katholische Kirche versteht es, alle Sinne gefangen zu nehmen, Auge, Ohr, Nase. — Sie versteht es eben so gut, wie der Spielteufel von Monte Carlo. Nur dort war es gleich schön. Les extremes se touchent.

Sonntag Vormittag 10 Uhr am **Comer See.** Zurück in die Schweiz, nach Deutschland. Vorgestern Juni, gestern Mai und heute wieder in dem heimischen April! Schade, daß ich den Mai nicht mitbringen kann, und nicht den herrlichen Brachetto, von dem mir gestern mein freundlicher Wirt eine Flasche als Schlaftrunk gereicht hatte. Ein feuriger Wein, der mir die Zunge löste — aber leider keine italienische geben konnte, so daß ich die Unterhaltung mit meinem redseligen Wirt in einer improvisirten, auf lateinischer und französischer Basis für die Gelegenheit konstruirten Sprache führen mußte, die sonderbarer Weise von ihm verstanden zu werden schien; wenigstens that er so — diese Südländer sind sehr höflich. Jedenfalls bot ich mein Möglichstes auf. Und so viel steht fest, mein Wirt war mit der Unterhaltung ebenso zufrieden, wie ich — er lachte von einem Ohr bis zum andern, was ihn jedoch nicht hinderte, mich mit einem Wolkenbruch Mailändischer (dem Französischen sich etwas nähernder und darum mir zum Teil verständlicher) Beredsamkeit zu überschütten. Heute Morgen drückte er mir zum Abschied ganz gerührt die Hand, und ich gab ihm zum Dank meine letzten Zigarren, worüber er vor Freude fast tanzte. Die italienischen Zigarren sind furchtbar — mit allen Schrecknissen des Monopols ausgestattet. Und ich kann mir über der Grenze ja frische anschaffen.

Wunderbare Aussicht am Rande des Comer und des Luganer Sees. Zu schön um den Blick abzuwenden. Fort mit dem Bleistift!

11 Uhr in **Bellinzona.** Von schöner Landschaft zu reden, ist hier ebenso überflüssig, wie im Eldorado von Diamanten. Es giebt nichts als schöne Landschaft und schöne Landschaften. Die Riviera, Genua, die Lombardei mit Mailand, Monza, Pavia, Novara, — Como, Lugano, Bellinzona und nun bei Tag durch den Gotthard — welche Schauspiele, welche Erinnerungen, welche Aussichten! Wer kann das Alles im Fluge haschen, auf's Papier werfen? Nochmals fort mit dem Bleistift! Ich will blos sehen, genießen! —

12 Uhr. Es muß hier stark geregnet haben. Von den Bergen zur Rechten und Linken stürzen Kaskaden und Gießbäche in riesigen, halsbrechenden Sprüngen herab. Die kleinsten davon würden die sächsische Schweiz glücklich machen. Und bald kommen auch riesige Wasserfälle. Die Natur wird immer wilder. Wir nähern uns den Stürzen des wilden Tessin. Wir sind in Faido. Zweimal über den brausenden, schäumenden Tessin. Unmittelbar neben mir zerstreute Schneelager, zu Häupten die Bergriesen mit weiß marmorirtem Felsenscheitel. Und jetzt, keine 100 Schritt von der Bahn gewaltige Schneemassen, haushoch auf einander geschichtet — eine Lawine.

Airolo. 1 Uhr 30 Minuten. Jetzt geht's in den großen Tunnel. Zu sehn ist nichts. „Berlin bei Nacht." Wunder sind nie zu sehn.

Unter dem Gotthard. — Frage: Wer war größer: Napoleon, der über den Gotthard ging? Oder die Männer der Arbeit, die durch den Gotthard gegangen sind?

Unterwegs nicht die geringste Rauchbelästigung.

Göschenen. Genau 20 Minuten im Tunnel. Das Wasser fließt jetzt nordwärts, statt nach Süden. Lebe wohl Italien!

Was kommt, ist nicht minder schön, als was seit heute Morgen an mir noch vorübergeflogen. Die ganze Tellsage rollt sich noch auf — und der Vierwaldstädter See giebt den italienischen Seen gewiß nichts nach. Aber der Himmel ist grau, die Luft rauh, die Bäume kahl. — Es ist noch nicht Frühling.

Wie warm ist doch Deine Sonne, und wie verdienst Du Deinen Namen: Bella Italia!

In Monte Carlo kaufte ich mir ein vortrefflich ausgeführtes Panoramabild der Riviera. Als ich es nach meiner Rückkunft in Borsdorf meinem Schicksalsgenossen Pinkau zeigte, lachte dieser laut auf: „Um das zu kaufen, hätten Sie nicht nach Italien zu gehen brauchen; das ist hier in Borsdorf gemacht und von mir!" Und richtig — sein Name steht hinten auf dem letzten Blatt. —

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.**

Am 2. März 1886, nachmittags 2 Uhr, kam ich erfroren und erschöpft in Genua vom St. Gotthard her an und stieg unter strömendem Regen in dem ebenso finsteren als unkomfortablen „Hotel de Ville“ ab, das mir ein pensionirter badischer Oberst, der mit seiner Tochter nach Neapel reiste, dringend empfohlen und mit dem, wie er mir nachher im Hotel gestand, wir „reingefallen“ waren. Nun für eine Nacht war's auszuhalten, denn anderen Tages schiffte ich mich an Bord der „Napoli“ — von der Kompagnie „La Veloce“ (die Geschwinde) — ein.

Auf meinen früheren Seereisen „um die Welt“ benutzte ich englische, deutsche, amerikanische, französische und spanische Dampfer, ja sogar türkische, und wollte es nun mal mit der italienischen Flagge versuchen, zumal von Genua aus „wacker“ ausposaunt und in den Journalen am Rio Plata gehörig Reklame gemacht wurde, welche „Unikas“ von Schnelligkeit und Komfort diese neuen (??) Steamers seien. Als kleine Illustration hierzu diene, daß die „Napoli“, zirka 20 Jahre schon auf See, die Reise bis Montevideo in 28 Tagen machte. Der „General Werder“ macht sie z. B. von Hamburg aus in etwa 26 bis 27 Tagen.

Eigentlich wollte ich mit der Kompagnie „Florio Rubattino“ fahren, welche einige sehr schnelle Dampfer hat, aus „Versehen“ besorgte mein Agent mir aber ein Billet der Veloce-Kompagnie und so mußte ich wohl oder übel hiermit fahren.

Immerhin hoffte ich einen stattlichen, großen Dampfer von wenigstens 3000 Tons zu finden, wurde aber im Hotel schon etwas über diesen Punkt aufgeklärt, da man mir auf mein Befragen achselzuckend sagte, ein „großer“ Dampfer fahre am 4. März, der sei aber von der Rubattino-Gesellschaft, und ich wollte ja gerade mit dieser Linie fahren; denn jetzt fiel mir der Name ein — der „Perteo“, einer ihrer Dampfer, hatte sich „drunten“ am Rio Plata den Ruf des schnellsten „vapors“ erworben, da er die Route Genua-Montevideo in zirka 17 bis 18 Tagen machte.

Wohl hatte auch die „Veloce“ einige solcher „Lockvögel“, wie die „Königin Margheritta“, „Matteo Bruzzo“ u. s. w., aber was half es? Die fuhren jetzt nicht von Genua, sondern waren auf See oder in amerikanischen Häfen.

Als ich nun die „Napoli“ anfuhr, sah ich, daß ich zum zweiten Male in Genua „reingefallen“, denn sie war ein kleines Fahrzeug von etwa 1200 tons registr. und hatte nur zwei Masten, während sonst jeder nur „halbwüchsige“ Ozeandampfer mit drei stattlichen „alberis“ (Mastbäumen) in See sticht. Zum Ueberfluß und wie zum Hohn lag vis-à-vis der „Napoli“ die „Vincenzo florio“, ein prächtiger, dreimastiger Dampfer von etwa 3200 Tonnen Gehalt, ein wahrer Riese gegen unseren kleinen Burschen.

Da die „Napoli“ noch einige Stunden am Quai blieb, so benutzte ich die Pause und besichtigte mit einem Passagier der „Florio“ das Innere derselben — was aber nur meinen Mißmut zu krassem, gelben Neid und Aerger steigerte, denn hier war alles fein und elegant, die Kabinen geräumig und komfortabel — bei uns auf der „Napoli“ wahre Hunde- und Rattenlöcher — notabene „erster Klasse“ — und überhaupt ein himmelweiter Unterschied in Allem.

Verdrießlich kehrte ich an Bord zurück und da es nun in Strömen zu regnen anfing und ein eisigkalter Wind pfiff, so verkroch ich mich in meine „Koje“ und richtete meine Siebensachen zur langen Reise bestmöglichst ein. Mein „Bett“ bestand aus einer Art Bank mit hartem Polster, war 46 Zentimeter breit, und doch hatte ich das enge Loch wenigstens allein mit einem Waschtische, während in allerdings etwas größeren Kabinen mit drei und vier Passagieren dieselben sich mit einem Lavoir zusammen begnügen mußten. Kurz — die Einrichtung erster Klasse war hier wenig besser, als sonst auf Postdampfern in der dritten oder Zwischendeck-Klasse.

Glücklicherweise waren nur 14 Passagiere erster Kajüte, ich hätte auch wahrlich nicht gewußt, wohin wir weitere hätten legen sollen, denn die disponiblen Kabinen waren mit diesen Vierzehn reichlich gefüllt.

Auf Deck befand sich nicht einmal eine Bank, geschweige ein Stuhl für uns und auf meine Reklamation beim „Commissario“, einem eitlen, aufgeblasenen Menschen, erhielten wir zwei rohgezimmerte Holzbänke aus der dritten Klasse hergebracht, die wir aber zweimal des Tages, während dem Frühstück und Mittagessen abgeben mußten, damit die Passagiere zweiter Klasse, etwa neun Personen, sich während des Essens wenigstens setzen konnten.

Dieselben mußten auf Deck essen, was sowohl während des am Anfang und Ende der Reise stark auftretenden Regens, als auch während der Sonnenglut der Tropen für dieselben sehr lästig war; denn ein Segeltuch war nur auf dem hintersten Teile — einem kleinen Oberdeck gespannt — wo die meisten Passagiere es vor dem Stoßen der Maschine und dem „Rollen“ des Schiffes die meiste Zeit nicht aushalten konnten.

Unsere Kabine war unter Deck, die kleine Lucke beinahe auf Wasserspiegel, so daß sie fast stets fest zugeschraubt bleiben mußte, wodurch eine miserable Atmosphäre und später geradezu unausstehliche Hitze entstand! — Wohl waren sogenannte „Camerini distinti“ (Extra-Kabinen) angezeigt, dieselben seien auf Deck, luftig und geräumig — auf der „Napoli“ waren deren aber nur zwei — allerdings komfortabel eingerichtet — aber schon auf Monate hinaus stets vorausbestellt — somit quasi nutzlos für uns anderen Sterbliche, trotzdem fast jeder von uns den geforderten Extrapreis von beinahe 150 bis 200 Franks per Kabine bezahlt haben würde!

Diese italienischen Linien, sowohl die Veloce, als die Rubattino, haben die eigentümliche Einrichtung, daß sie ihre Fahrpreise je nach der Größe ꝛc. der Dampfer normiren, so daß z. B. ein Billet nach Montevideo erste Klasse per „Napoli“ 500 Franks, ein solches mit der „Königin Margheritta“ zirka 1000 Franks kostet und so die anderen in Proportion; weder deutsche, noch französische, noch englische Gesellschaften haben dieses System und ich kann den italienischen Kompagnien den Vorwurf nicht ersparen, daß ein gewisser Schwindel in ihrem Verfahren liegt, denn während die Linien anderer Nationen feste Tarife für erste, zweite und dritte Klasse haben — gleichviel welcher Dampfer fährt, annonziren die Italiener systematisch in einer Art, daß man glauben muß, sie seien in der That die besten, billigsten Beförderer. — Kommt man nun in Genua oder am La Plata auf die betreffenden Agenzien, um Billets zu lösen, so wird man sehr häufig höchst unangenehm dadurch überrascht, daß es heißt — die billige Fahrgelegenheit sei per diesem oder jenem Dampfer, der schon abgefahren, oder erst in zehn bis zwölf Tagen fahre — die Ueberfahrt mit dem jetzt gehenden koste 20 und 50 Prozent mehr und in den meisten Fällen zahlt der ge- und enttäuschte Reisende, nur um den abgehenden Steamer nicht zu versäumen. Das sind „Kniffe“, die sich eine derartige Gesellschaft nun und nimmermehr erlauben sollte!

Ein anderes Unrecht — meiner Ansicht nach, besteht darin, daß die Fahrbillete von Zwischenhäfen teuerer sind, als vom Ausgangspunkt — notabene, wenn von solchen Häfen keine Konkurrenzlinie fährt, so z. B. bezahlten wir von Genua-Buenos Aires erste Klasse 500 Franks. — Passagiere derselben Klasse von Barcelona — Montevideo — 600 Franks!!! trotzdem dieselben drei volle Tage weniger Fahrzeit, ergo auch

weniger Verpflegung hatten, als wir — Grund: — von Genua geht noch eine Linie nach dem La Plata — von Barcelona nicht — es ist dies entschieden unreell und ein Mißbrauch, der abgeschafft werden sollte!

Die Barceloner Passagiere protestirten energisch, als sie hörten, wir bezahlen weniger! Achselzucken und höhnisches Lächeln war die ganze Antwort, die sie erhielten!

Auf unserer „Napoli" war die Schmutzfinkerei und die Unordnung oben an — von der Küche bis zu den Aborten — denn wir hatten weder Milch, noch Eis, noch Eismaschine an Bord, was wir schmerzlich in den Tropen empfanden, ferner eine höchst primitive Badeeinrichtung, die man nur mit Hilfe und Anwendung sehr lästiger Vorbereitungen dürftig benutzen konnte. — Waschen mußte man sich mit kondensirtem Seewasser, das „rouchelog" schmeckte. — Kurz, alles ließ zu wünschen übrig. Der Kapitän, persönlich ein höchst freundlicher, liebenswürdiger Mann, ein früherer Offizier der italienischen Kriegsmarine, bekümmerte sich um nichts, als seinen Kurs, verwies alle Reklamationen an den Kommissario — und dieser stupide Mensch ließ eben alles beim alten.

Hinsichtlich der Kabinen waren die Passagiere zweiter Klasse besser daran, als wir; für sie waren zwei große Räume bestimmt, da die zweite Klasse nur neun Passagiere führte, worunter eine Familie mit sechs Personen, welche daher einen Raum für zwanzig Leute bestimmt, die anderen drei Passagiere einen solchen für fünfzehn — bewohnten und sich darin ganz bequem und behaglich machen konnten; wären natürlich viele Reisende zweiter Klasse gefahren, so lag auch für sie die Sache sehr unangenehm, immerhin hatten sie den Vorteil, daß ihre großen Kabinen mehr gegen die Mitte des Schiffes lagen, und sie also das Schaukeln und das Donnern und Poltern der Maschine beziehungsweise des Schaftes und der Schraube lange nicht so fühlten und hörten als wir, die wir in der „Popa" (Hinterer Teil) der „Napoli", fast über der Schraube einquartirt waren! — Dazu kam, daß Dank der Indolenz des Kommissario diese zweite Klasse-Passagiere in die erste sich eindrängten und sozusagen, vollständig einbürgerten, die Sitze (Sophas) im Salon sans gêne okkupirten, darauf schliefen, auf Deck und Oberdeck stets die besten Plätze „belegten", bis wir uns denn endlich „Selbsthilfe" gegen diesen Unfug insofern verschafften, als wir ungenirt auf unsern Komfort bedacht und die Eindringlinge zwar „duldeten", aber nicht dominiren ließen!

Ich bin meinem Berichte hier etwas vorausgeeilt, was insofern nicht unnütz, als es zur Erläuterung des übrigen Reiseberichtes dient und komme nun wieder auf meine Einschiffung zurück; nachdem ich mich so wohnlich, als es eben in dem kleinen winzigen Raume möglich, eingerichtet, mein Gepäck arrangirt und gut mit Stricken befestigt, da ich wohl einige „Umstürze" während der Reise voraussah, ging ich wieder an Deck. Es war 2 Uhr nachmittags, um 3 Uhr sollte abgefahren werden! Ein wildes Durcheinander an Bord mit Einladen, zahlreiche noch am Quai aufgestapelte Waren zum einschiffen bereit, belehrten mich, daß man nicht vor abends fortkomme, zudem sah ich, daß etwa 900 Emigranten des Momentes harrten, in dem sie an Bord kommen durften, zitternd vor Nässe und Frost standen die Aermsten in einem reinen Hundewetter da, Regen fiel in Strömen und schneidiger Wind pfiff über den Quai und die Wasserfläche — gegen 3 Uhr durften sie endlich an Bord und wie in die Arche Noah ging es nun, Männer, Weiber, Jünglinge, Mädchen, Kinder, Säuglinge, trippelten heran, kräftige, frische Gestalten, ebenso wie alte, gebrechliche — kamen sie an, viele lustig und guter Dinge, andere wieder traurig und weinend, wie es gerade die Umstände des Einzelnen mit sich brachten, und wurden einstweilen förmlich „aufgestapelt" — gegen 4 Uhr kamen eine Art Kommission mit Doktoren und Gendarmerie an Bord und nun mußten auch wir „antreten" — wurden bei Namen aufgerufen, unsere Pässe uns ausgehändigt und dann durfte die erste Klasse wieder „abtreten"!

Umständlicher war's bei der Zweiten und den Emigranten. Hier wurde jeder und jedes von den Doktoren besichtigt, hauptsächlich, ob Alles geimpft — etwa sechs oder sieben waren es nicht und wurden zurückgestellt — die ganze Prozedur dauerte bis 6 Uhr — worauf dann die Emigranten ihre Lagerstätten, vulgo Ställe, aufsuchen und sich, soweit möglich, es bequem machen durften.

Dies ging nicht ohne Streit und Zänkerei ab, bis endlich ein paar handfeste Matrosen mit Besenstielen dazwischen fuhren und Ruhe schafften!— Inzwischen war der Wind immer stärker geworden und schon sahen wir die Wogen hoch über den Hafendamm herüberschlagen, den Gischt bis zur Spitze des Leuchtturmes emporsprühend, was uns eine „tanzende" Nacht voraussehen ließ, sobald wir den schützenden Hafen verlassen — zum Ueberfluß sagten uns noch einige Passagiere, die kurz nach 6 Uhr von einer Promenade, die sie trotz des abscheulichen Wetters auf die eine herrliche Aussicht bietenden Anhöhen der Stadt gemacht, — daß das Meer fürchterlich aufgeregt und die „weißen Kämme" der Wogen sich wie in einem Wasserfall überschlagen, übereinander heranfausen.

Etwas nach 7 Uhr wurden die Taue am Quai gelöst und wir dampften „piano" ab — nach einer kleinen halben Stunde hielten wir im offenen Hafen und da zugleich die langersehnte Glocke zur „Tafel" läutete, so hatten wir die Genugthuung, nochmals „ruhig" unser „Mittagsmahl" oder richtiger Abendbrot verzehren zu dürfen — das Essen war sehr mittelmäßig, dagegen der Wein vorzüglich und so tranken wir fleißig auf gutes Wetter, glückliche Reise u. s. w. per tutti.

Als wir um 9 Uhr noch ruhig im Hafen lagen, glaubten wir, der Kapitän fahre des schlechten Wetters halber nicht ab, hörten jedoch, man warte auf den Doktor, denn ohne solchen hätten wir nimmermehr in La Plata landen dürfen!

Der bereits engagirte Doktor hatte noch in letzter Stunde abgesagt und sich mit der Ungunst der Jahreszeit entschuldigt und so mußte die Kompanie Hals über Kopf einen Stellvertreter „aufgabeln", was kaum eine leichte Arbeit zu sein schien, denn um 10 Uhr hieß es, man habe den Arzt eines benachbarten Dorfes acquirirt und zwar mit Mühe und Not — etwa 30 Minuten später erschien der so sehnlich Erwartete. Ein alter, weißhaariger, gebrechlicher Mann, der seit 1855 nicht mehr auf See und da nur eine Fahrt nach der Krim mitgemacht hatte. — „O weh!" ihr Kranken! dachte ich, als ich diesen zwar mutigen, aber sicher den Strapazen einer solchen Tour mit soviel Passagieren, durchaus nicht gewachsenen Jünger Aeskulap's erblickte.

Wir betrachteten und ergötzten uns indessen an den zahllosen Lichtern, die in der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt sich wunderbar schön ausnähmen und uns Genua bei Nacht wirklich als die „Stolze" (Genua la superba) erscheinen ließen; bei Tage benahm uns der trübe Himmel, der kalte Wind und heillose Regen jede Lust, uns viel umzusehen; wir hätten daher Genua eher die „sporca" (Schmutzige) genannt, jetzt aber leuchtete sie in der That feenhaft und im Verein mit den Lichtern der vielen Schiffe im Hafen, dem Leuchturme ꝛc. war die Illumination in der That zauberisch schön.

(Fortsetzung folgt.)

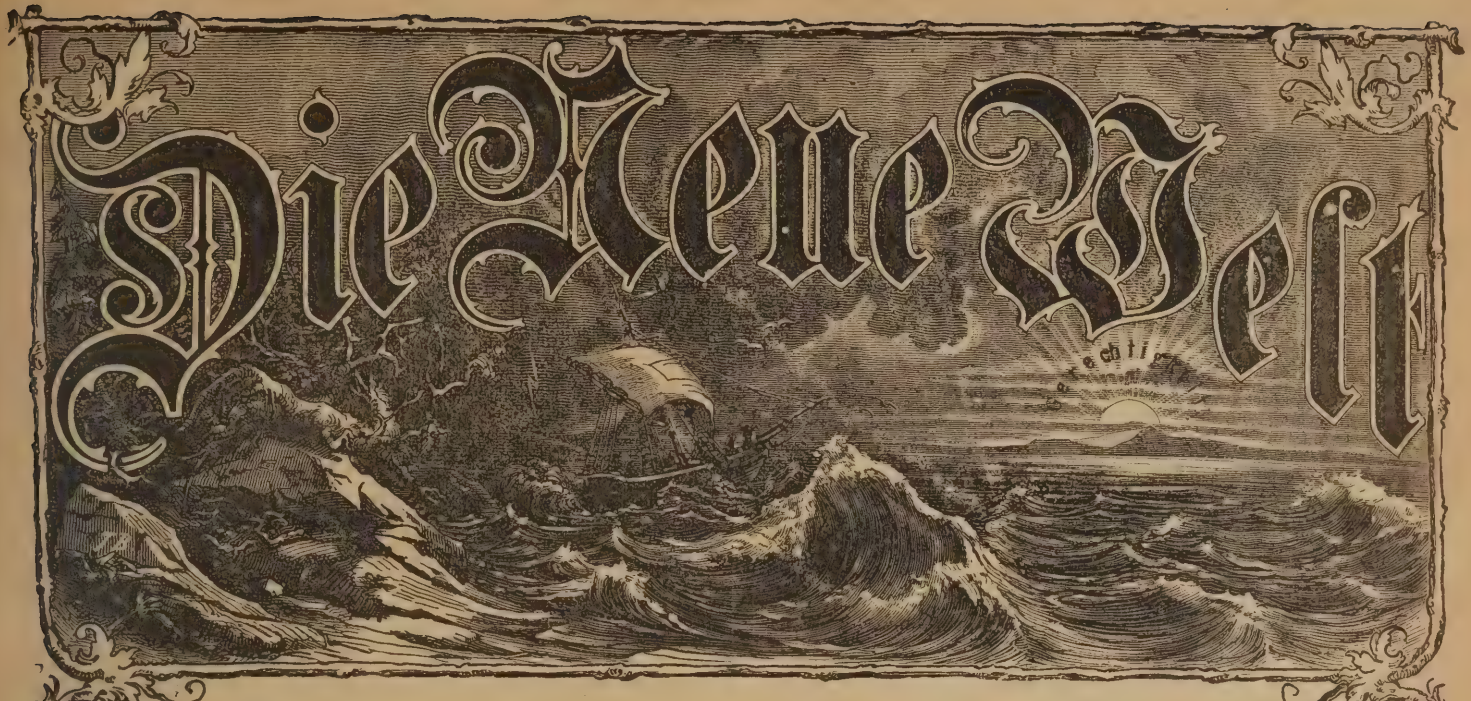
Berichtigung.

In Heft Nr. 12 sind in dem Aufsatze: „Der Planet Mars nach den bisherigen Forschungen der Wissenschaft." leider durch ein Versehen zwei Druckfehler stehen geblieben, die wir zu verbessern bitten, und zwar:

Seite 125 Spalte 2 Zeile 34 von oben lies: „$^1/_{100}$ so groß wie unser Erdenmond." statt: „$^1/_{10}$ so groß wie unser Erdenmond." und

Seite 126 Spalte 1 Zeile 29 von oben lies: „24 Erdenstunden 37 Min. 22,59 Sek." statt: „23 Erdenstunden — Min. — Sek.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.



Nr. 15. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Trauer- und Totenkult fremder Völker.

Ethnographische Skizze.

Von **Ewald Paul.**

Die Trauer um die Verblichenen ist eine über den ganzen Erdball verbreitete Sitte und ebenso die Sorge um deren ferneres Los, sowie zunächst einen möglichst würdigen Heimgang derselben in Gestalt dessen, was wir Begräbnis nennen. Aber gar wunderlich sind die Gebräuche, die sich bei den verschiedenen Völkern daran knüpfen. Wir wissen, daß in dieser Beziehung noch innerhalb unseres eigenen Vaterlandes die seltsamsten Zeremonien anzutreffen sind, jedoch wir wollen heute nicht diese in den Rahmen unserer Betrachtungen ziehen, sondern weitergehen und unsere Aufmersamkeit jenen Menschen zuwenden, die die fremden Erdteile bewohnen.

Innig verbunden mit dem Begriff der Trauer ist bei den meisten Naturvölkern die körperliche Verletzung, beziehungsweise Verstümmelung, durch die der Leidtragende gegen jedermann seine Betrübnis zur Schau tragen will und mit der er auch im gewissen Sinne eine Ablenkung des inneren, seelischen Schmerzes nach außen, auf die Körperhülle bezweckt; eine Idee, deren sich besonders der Afrikaner bemächtigt hat. Es giebt Negerstämme, bei denen man sich als Zeichen der Trauer tiefe Fleischwunden beibringt, im guten Glauben, dadurch den bösen Geist zu versöhnen, der die Seelen der Hinterbliebenen mit Vorwürfen und Qualen aller Art peinigt. Je tiefer und schmerzhafter die körperliche Wunde, um so schneller — meint man — müsse das seelische Leiden heilen.

Bei den im inneren Südafrika hausenden Buschleuten gilt als Trauerbrauch die Abtrennung einiger Fingerglieder an der linken und zuweilen auch an der rechten Hand und es ist schwer, einen Buschmann oder ein Buschweib zu finden, die solchen Verlust nicht aufzuweisen haben.

Das sind blutige Opfer zur Sühne für die Götter und zum Ausdrucke des wirklichen Schmerzes, aber oft geht der Trauer- und Totenkult noch weiter in seinen Anforderungen und erstreckt sich zuweilen auf am Todesfalle gar nicht direkt beteiligte Personen. So giebt es Völkerstämme, bei denen sich nicht nur die Angehörigen und Verwandten, sondern auch die Diener und Bekannten willig umbringen lassen, um ihrem geliebten Toten nur eine würdige Trauer zu veranstalten und zugleich ihm in der anderen Welt, an die mancher „Wilde" glaubt, zur Seite zu stehen.

Als der grausame Dahomey-Herrscher Ghezo starb, ließ sein Sohn Wochen hindurch große Menschenschlächtereien veranstalten zu Ehren des königlichen Vaters, und der Engländer Fynn erzählt uns, daß, als die Mutter des Zulukönigs Tschaka an der Ruhr gestorben war, sich tausende seiner besten Krieger dem Begräbnis angeschlossen und unter unbeschreiblichem Klagegeheul und wildem Kriegsgesang gegenseitig niedergemetzelt hätten. Danach sei die Leiche der alten Frau mit zwölf lebenden jungen Mädchen, zu denen man die schönsten und besten des Landes auserkoren, in die Grube gebracht und ein ganzes Jahr hindurch von 12 000 Kriegern bewacht worden. Und auch damit war diese Begräbnisfeierlichkeit noch nicht abgethan, vielmehr ließ der jugendliche Despot alle diejenigen, die seiner dahingeschiedenen Mutter nicht die gebührende Trauer erwiesen, noch hinterher umbringen, und ebenso alle Kinder, die im nachfolgenden Trauerjahre das Licht der Welt erblickten.

Derartige Verirrungen des menschlichen Geistes können nur auf afrikanischem Boden gedeihen. Uebrigens muß man sich bei ihrer Beurteilung zunächst klar machen, daß das Leben bei solchen Naturvölkern nicht den Wert des unsrigen hat. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß der Wilde ganz anders in den Tod

geht als der Europäer. Er, der den Tod beständig vor Augen sieht und ebenso das Geborenwerden als einen alltäglichen Vorgang anerkennt, gibt sich über diese beiden Punkte, zwischen denen das Leben verläuft, keinerlei unnützen Grübeleien hin und sieht dem Tode mit einer Ruhe entgegen, um die wir Gebildeten ihn beneiden können. Gleichermaßen ist auch der höherstehende Orientale, vom Türken angefangen bis zu dem im äußersten Osten des asiatischen Kontinents siedelnden Chinesen, apathisch gegen das Sterben.

Vielartig sind die Trauergebräuche bei den Afrikanern und man begegnet darunter außer der Verstümmelung, der oft auch das Haupthaar zum Opfer fällt, mancher harmlosen Aeußerlichkeit. Stanley erzählt uns, daß sich die Männer von Uregga beim Tode ihrer Weiber mit einem Holzkohlenteige überschmieren, den sie an die dreißig Monate hindurch auf dem Gesichte liegen lassen. Witwen trauern auf die gleiche Weise und ebensolange. Jedenfalls empfinden die auch sonst nicht gerade selten von Schmutz starrenden Schwarzen diese Maske nicht allzu drückend. Seltsame Leute sind die Wakerewe-Neger, die sich der nutzlosen Mühe hingeben, bei Trauerfeierlichkeiten noch schwärzer als gewöhnlich zu erscheinen und zu diesem Zwecke ihre Teufelsfratzen mit einer Mischung aus gestoßener Kohle und Butter schminken.

Aber das alles ist harmlos gegen den Strick, den sich die Dinka zum Zeichen der Trauer um den Hals legen und mit dem sie vielleicht andeuten wollen, daß sie sich aus Verzweiflung über den Verlust des teueren Wesens am liebsten aufhängen möchten.

Auf Tahiti mag man früher recht teilnehmend gewesen sein, und ebensolche Teilnahme bei Todesfällen auch von Fremdlingen erwartet haben, wenigstens herrschte dort zu Kapitän Cooks Zeiten, also vor etwas über 100 Jahren, die liebenswürdige Sitte, daß der Trauernde mit einem durch Haifischzähne zu einer Art Säge umgestalteten Stocke ausging und selbigen jedem ihm Begegnenden kosten ließ, damit dieser ja auch Leid trage. Das Kapitel der Verwundungen um eines Toten willen ist überreich an dergleichen Absurditäten. Es giebt Australier, die sich und den Ihren aus Liebe zu einem Toten die Nase beschädigen, und die Patagonier finden den Ausdruck ihrer Trauer in wunden Armen und Beinen, die sie durch Mißhandlung mit Dornen zustande bringen. Auf Queensland hingegen schneiden sich Vater und Mutter aus Betrübnis über den Tod ihres Kindes Löcher in Brust und Beine.

Uebrigens sind derartige Schmerzensthaten gequälter Seelen uralt und wir finden sie bereits in großer Häufigkeit und Vielseitigkeit bei den biblischen Völkern. Nur will es uns scheinen, als ob man damals ein wenig vorsichtiger in den Mißhandlungen seines lieben Ich gewesen wäre und seine Angriffe mehr gegen die Haare und anderen, nicht sehr empfindlichen Körperzubehör gerichtet hätte.

Bei gewissen südamerikanischen Indianerstämmen scheint man die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen und das Weinen um einen Toten als etwas Ueberflüssiges, ja Nutzloses anzusehen, daher man denn vorzieht, sich die Thränen einfach mit grellen Farben auf die Wangen zu tuschen. Aus gleichen Erwägungen entspringt auch der in Nubien und dem Sudan vorherrschende Gebrauch, das Geschäft des Klagens und Heulens mit Zuhilfenahme gedungener Leute oder allein durch solche bewirken zu lassen. Je nach Bezahlung wird nun getrauert und, falls reichliche Spenden geflossen, erhebt sich ein Skandal, der an Abscheulichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und den beobachtenden Europäer um seinen Verstand zu bringen droht.

Würdiger lassen sich die Dinge dagegen bei den Ainos an, die bei einem Todesfalle eine volle Woche hindurch mit Weinen sich abzehren und am achten Tage, an dem das Begräbnis vor sich geht, den Höhepunkt ihres Kummers durch Heulen, regelrechtes Heulen bethätigen. Dann freilich gestalten sich ihre Trauerformalitäten zur Komödie, indem sie sich zunächst mit Knütteln weidlich durchprügeln und danach ein großes Schnapsgelage veranstalten, bei dem nicht selten alle Trauer vergessen wird.

Eine derartige Nachfeier ist auch bei uns kultivirten Menschen unter dem Namen des Leichenschmauses bekannt und im Gebrauche und hat schon manchem wohlhabenden Europäer gewaltige Kosten verursacht. Wenn man aber schon im gebildeten Europa dergleichen Anlässe zu opulenten Gastmälern und Ausschweifungen benutzt, wievielmehr läßt sich solches von den weniger wirtschaftlichen Wilden erwarten? In dieser Hinsicht ist so recht bezeichnend, was uns Dr. Hans Meyer, der verdienstvolle junge Weltreisende, von seinen Erfahrungen auf den Philippinen berichtet. Er erzählt von einer Leichenfeierlichkeit, die er bei den dort hausenden Igorroten zu beobachten Gelegenheit hatte, das Folgende:

„Unser Besuch galt einer Toten, die, wie man uns erzählt hatte, bereits 23 Tage lang dort unbegraben aufgebahrt lag, da ihre Anverwandten noch nicht alle von ihr Abschied genommen hatten. Der Schmaus war gerade im vollen Gange. Vor der Wohnstätte kauerten um die Fleischmassen eines frisch geschlachteten Büffels einige zwanzig Igorroten, die Köpfe zweier bereits verspeister Carabaos lagen daneben. Der leidtragende Vater der Verstorbenen saß abseits unter einem Schuppen und schaute, dumpf vor sich hinbrütend, in die Flammen der riesig brodelnden Kochkessel. Die Weiber hockten teils um die Kessel, teils unter dem vorspringenden Dach der Haupthütte, kein lautes Wort ließ sich vernehmen. Wir drückten dem schweigenden Alten die Hand und stiegen auf der Leiter in die Hütte.

Unmittelbar hinter der Feuerstätte auf einem hochbeinigen Stuhlgestell saß der Leichnam, den Kopf aufrecht an die Rücklehne mit zwei gekreuzten Tüchern festgebunden, die Arme auf den Armlehnen liegend, die Füße auf eine vorstehende Leiste gestützt. Der Körper, den die aufwirbelnden Rauchwolken vollständig munifizirt und geschwärzt hatten, war in sein gewöhnliches Gewand, kurzärmliches Jäckchen aus indigoblauem Baumwollstoff und gleichfarbigen savongartigen Rock gekleidet; Kopf, Unterarme und Füße blieben unbedeckt. Der Gestank in der Hütte nach Vieh, Unrat und faulendem Fleisch war pestilenzialisch. Mir schien, daß, wenn die letzten Verwandten nicht bald der Verstorbenen Lebewohl sagen würden, wohl selbst den sonst so ausdauernden Igorroten die Geschichte langweilig werden könnte und er die Tote unverabschiedet ins Grab senken werde. Am ersten zwingt vermutlich der Wunsch nach Beendigung des Totenschmauses zur Beerdigung. Fast dauerte die Feier einen Monat; Pferde, Schweine, Hunde und Carabaos (Büffel) waren mit Unmassen von „Basig" (Reisschnaps) verzehrt, und wäre der Leidtragende nicht der reichste Prinkaps im Distrikt gewesen, dem es gerade bei dieser Gelegenheit darauf ankam, seine Größe zu zeigen, er wäre längst ruinirt gewesen."

So etwas kann man alle Tage in Afrika oder Asien und, wie schon gesagt, in ähnlichem Maße auch in Europa beobachten. Die Zeitungen brachten erst kürzlich einen Fall, wo einem sich stattlichen Besitzes erfreuenden Bauersmanne der Leichenschmaus einige hundert Thaler gekostet hatte.

Demgegenüber ist es schon verständiger, wenn gewisse Völkerstämme bei der Trauer fasten und dadurch nicht nur ihre Bekümmernis an den Tag legen, sondern auch ihren Besitzstand schonen. Schlau fingen es einst die Samaoner an, die am Tage fasteten und des Nachts nach Kräften ihren Hunger und Durst stillten, ohne dabei aber andre einzuladen. Auf diese Weise kostete sie die Trauerperiode wenig mehr als ihr Lebenswandel bei gewöhnlichen Zeitläuften.

Auf den Andamanen-Inseln sind jene Frauen schlimm daran, denen der Mann stirbt, denn sie müssen dessen von allen Weichteilen befreiten, wohl präparirten Schädel lange Zeit hindurch, und zwar bei Tage wie bei Nacht an einem Riemen um den Hals tragen als eine Last, die das Los der bekümmerten Witwe nur noch trauriger erscheinen läßt und ihr den erlittenen Verlust auf Wochen hinaus beständig vor Augen hält. In Westaustralien schwärzen sich die Trauernden erst ihre braunen Gesichter und malen dann weiße Flecken hinein, während gewisse

Indianerstämme hinwiederum bei Todesfällen das Bemalen ihrer Körper aussetzen. Sandwich-Insulaner tätowiren sich häufig um eines Verstorbenen willen die Zunge, was freilich für den Unbeteiligten schwer erkennbar, beziehungsweise voraussetzt, daß dem Trauernden an der Oeffentlichkeit nichts liegt, oder aber, daß er schnell und oft bereit ist, seine Zunge zu zeigen. Auf Borneo wickelt man sich zu Ehren des Toten weiße Tücher um den Kopf, wie denn überhaupt weiß als Trauerfarbe bei vielen asiatischen und afrikanischen Völkern gebräuchlich ist. Bekanntlich trauern auch die Chinesen und Japanesen in weiß und die „Söhne des himmlischen Reiches" ziehen ihren Toten die besten Kleider an, weil sie sich das Jenseits ziemlich ebenso vorstellen als unsere Welt und von dem Grundsatze ausgehen, daß Kleider Leute machen, und ein guter Anzug in den Himmel verhelfe. Uebrigens ist die Totenverehrung bei den Chinesen ziemlich umständlich. Man muß, will man sie verstehen lernen, auf ihren Glauben von der Seele und dem Jenseits zurückgreifen. Nach der Annahme der Chinesen hat jeder Mensch drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den Beinen. Das Volk glaubt, daß eine dieser Seelen beim Leichnam verbleibe, eine andere zur Unterwelt gehe und die dritte sich für die Ahnentafel aufbewahre. Danach dreht sich auch die Totenverehrung um drei Punkte: das Leichenbegängnis und Grab, die Seelenmesse und endlich den Ahnendienst. Sobald ein Todesfall sich zugetragen, wird der Dahingeschiedene schön gekleidet und geschmückt, und mit einem einfachen Palmzweig in der rechten, einem mit zwölf weichen Kuchen beladenen Palmzweig in der linken Hand versehen. Die Rechte soll die lauernden Hungergeister auf dem Wege zur Unterwelt vertreiben, wohingegen die zwölf Kuchen zur Beschwichtigung für die grimmigen zwölf Höllenhunde bestimmt sind. Da auch in China Bestechungen nicht selten sind, so kommt es häufig vor, daß man den Toten Geld in den Mund steckt, zwecks Bestechung der Unterbeamten im Totenreiche, die man sich ebenso geldsüchtig vorstellt als ihre Kollegen in der Oberwelt. Die Leidtragenden kleiden sich in Weiß und Blau, denn auch Blau ist in China Trauerfarbe und jedes Trauerhaus ist schon von weitem durch blaue Plakate mit weißer Inschrift erkennbar. Selbst Kinder haben sich den Trauergebräuchen zu fügen und erhalten statt der sonst gebräuchlichen roten Zopfschleifen solche in blauer Farbe. Nachdem der Tote festtäglich geschmückt, beginnt der zweite Akt des Trauerspiels: die Totenklage, bei der die Weiber die Hauptrolle spielen. Nun werden die Haare und Kleider zerrauft, die Stimmen heiser geschrieen und Thränenfluten vergossen, bis alle Kraft erschöpft ist. Ja, es hat sich schon ereignet, daß sich Frauen blind geweint und lungenkrank geschrieen haben. Natürlich giebt es Pausen im Wehklagen, aber diese enden sofort, wenn ein neuer Leidtragender eintritt. Dann wird geschrieen, was die Stimmen halten wollen, und der Verstorbene zwischendurch mit allerlei Schmeichelnamen und Lobesreden bedacht, wie es ja eine alte, auch bei uns geltende Erfahrung ist, daß der Mensch nach seinem Tode um allerlei Tugenden und Vorzüge gerühmt wird, die er doch im Leben nie besessen.

Es würde zu weit führen, wollten wir an dieser Stelle uns in Ausführlichkeiten über das umständliche chinesische Leichenbegängnis ergehen. Nur wenige Worte sollen diesem Gegenstande gewidmet sein. Nachdem nach Möglichkeit für ein günstig gelegenes Grab gesorgt ist, setzt sich der Leichenzug in Bewegung, wobei ein Heidenlärm vollführt wird. Musikanten mit mißtönenden Instrumenten geben im Vereine mit knatternden Feuerwerkskörpern das rechte Trauerkonzert. Der Sarg wird von acht Männern getragen und vorauf schleppt man auf einem Tragsessel ein Bild, das langes Leben vorstellt, und eine Tafel mit dem Namen des Verstorbenen. Hinterher kommen verschiedene Opferspeisen, ein braun gebratenes Ferkel und dergleichen mehr.

Nach dem Begräbnis beginnt ein solennes Festessen, das einen guten Teil der an der Trauerfeierlichkeit Teilnehmenden in erster Linie herbeilockt.

Soviel über die Chinesen.

Aehnliche Umstände machen auch die schon erwähnten Igorroten. Liegt einer der Ihren im Sterben, so schleppt ihn seine Familie vor die Hütte, auf daß er draußen den Tod erleide, und der Geist des Abgeschiedenen, dem man alle möglichen bösen Absichten zutraut, sich nicht in der Wohnung einniste.

Sobald der Tod eingetreten ist, schafft man den gesamten Besitz des Verstorbenen neben seine Leiche, behängt sie mit dem besten Schmuck und präsentirt das Geld, die Waffen und andere Habe, um zu zeigen, daß alles in bester Ordnung und bereit sei, seinen Herrn ins Grab zu begleiten.

Aber die Igorroten sind schlau und ziehen heimlich einen der exponirten Gegenstände nach dem anderen wieder zurück, so daß schließlich nur das allernötigste an Kleidung und etlicher unbedeutender Zierrat am Leichnam zurückbleibt.

Darauf wird der Tote in sitzender Stellung und nebst dem Stuhlgerüst, auf dem man ihn aufgebahrt, eingesargt und in eine Höhle, oder wo solche fehlen, in einen hohlen Baumstamm gesteckt.

Den Buschmännern ist der Tod insofern von großer Tragweite, als er sie um ihre Wohnungen bringt, denn sobald einer ihrer Leute gestorben, verläßt dessen ganze Familie den Platz, an dem er gestorben, zerstört seine Hütte und selbst den Boden, darauf sie gestanden, und zieht hinaus auf die Suche nach einem anderen Wohnorte. Solche That ist erklärlich durch den Glauben der Buschmänner an ein Jenseits und eine Rückkehr der Toten in ihre alte Heimat, daher man ihnen ihre Stelle für diesen Fall freiläßt.

Hinsichtlich der Begräbnisweise begegnet man unter den verschiedenen Völkern den seltsamsten Gebräuchen. Manche, so die ärmeren Indier und etliche polynesische Stämme überantworten ihre Toten mit oder, wie es bei den ersteren zumeist der Gebrauch, auch ohne Sarg dem Wasser, mit anderen Worten: sie werfen dieselben in das Meer oder den Fluß. Andere, darunter asiatische und amerikanische Stämme verbrennen die Leichname auf Scheiterhaufen mit allerlei seltsamen, zuweilen lächerlichen, zuweilen feierlichen Zeremonien. Die Türken dürfen nur mit dem Kopfe nach Mekka, der Stadt des Propheten, beerdigt werden und von den Araukaniern berichtet der englische Naturforscher Smith, daß man die Leiche in sitzender Stellung, mit dem Gesichte nach Westen, der Richtung des Geisterlandes, verscharre.

Bei den Jepiden am Tigris macht man mit den Toten kurzen Prozeß. Zunächst werden die Leichen dem Geistlichen vorgestellt, der ihnen unter den Worten: „Mach', daß du in's Paradies kommst," eine derbe Ohrfeige versetzt, und dann werden sie schnell zur Ruhe bestattet. Etliche Queensländer Stämme haben die Sitte eingeführt, den Dahingeschiedenen die Haut abzuziehen und als Andenken aufzubewahren, und die Leute von Siam schaffen die Leichen nicht durch die Hausthür ins Freie, sondern durch ein Loch in der Wand, laufen dann dreimal mit ihnen um die Wohnung herum, damit sie den Eingang vergessen und gewähren ihnen dann ihre Ruhe.

Wundersam ist die Sorgfalt, die die feueranbetenden Parsen bei Bestattung der Angehörigen ihres Stammes an den Tag legen, denn diese Sorgfalt gilt nicht den Leichen, sondern der Erde, die sie nebst den übrigen Elementen als Repräsentanten der Gottheit ansehen, welche unbefleckt erhalten werden müsse. Daher die merkwürdige Art der Totenbestattung, die nur ihnen in der Welt eigen ist und darin besteht, daß sie ihre Toten in eigens dazu errichteten turmartigen Gebäuden unterbringen, deren jedes in drei konzentrische, mit Mulden versehene Ringe geteilt ist. In die Mulden des äußeren Ringes werden die männlichen Leichen, in die des mittleren die weiblichen Leichen, in die des innersten die Kinderleichen gelegt. Die Gebäude selbst heißt man mit dem poetischen Namen: „Türme des Schweigens," und sie sind die Sammelpunkte zahlloser Geier, die dort ihrer Beute harren und sie tagaus und tagein von den Priestern, denen allein die Hinaufbeförderung der Toten obliegt, zugetragen erhalten. Gierig beobachten sie den herannahenden Leichenzug, und gierig

stürzen sie, sobald die Träger ihnen den Rücken gewendet, auf den Leichnam, um nach vollbrachter Mahlzeit, einem neuen Transport entgegenzusehen.

Aber solche geringschätzige Behandlung der Verstorbenen, wie sie die Parsen bekunden, indem sie dieselben den Tieren als Nahrung aussetzen, finden wir nicht oft, und am allerwenigsten bei den eigentlichen Wilden, die ein rührendes Gefühl der Trauer und Sorge um ihre Toten bekunden, das häufig zwar verknüpft ist mit der Furcht vor deren Wiederkehr und Geisterspuk, aber im Grunde genommen, doch ein warmes Gefühl der Anhänglichkeit und Liebe bleibt, immer auf rein menschlichem Empfinden beruht.

Die Betrübnis um den Verlust eines geliebten Wesens und die Sorge um dessen würdige Bestattung — das sind Erscheinungen, die nicht nur den Europäer kennzeichnen, sondern auch bei den Menschen anderer Hautfarbe anzutreffen sind.

Ueber den Tierschutz.

Eine Abhandlung.

Von **Ludwig von Leyden.**

Motto:

„Der Ueberlegene von edler Denkart behandelt den Schwachen mit Milde und Schonung, aber in dem Verhalten gegen die Tiere verleugnet der Mensch, der geistig Ueberlegene, seine edle Gesinnung."

Es wird in neuerer Zeit in den interessirten Kreisen und in der Presse vielfach die Frage aufgeworfen, warum gerade der Kulturmensch, der doch auf einer hohen geistigen Bildungsstufe stehe, gegen seine Mitbewohner der Erde, die Tiere, so wenig Rücksichten beobachte und diese fühlenden, zum größten Teil sehr nützlichen Wesen, mit einer Härte und Grausamkeit behandle, die eines Menschen unwürdig seien. Dies ist leider vollendete Thatsache, und diese ist um so auffallender, als gerade der Kulturmensch sich an verfeinerte Sitten mehr und mehr gewöhnt hat und durch seine geistige Ueberlegenheit und Bildung allein eine rücksichtsvolle Behandlung des Tieres längst als etwas Selbstverständliches hätte erachten müssen. Daß dies nicht geschehen ist, muß allerdings, wie komisch es auch klingen mag, im Kulturfortschritt selbst liegen, und dies hat seine volle Richtigkeit.

Die christlich-religiöse Anschauung sowohl, wie auch die der heidnischen Religion sind die eigentlichen Ursachen zu der ungleichen Behandlung der Tiere. Hatte der heidnische Fetisch- und Tier-Dienst auch eine lächerliche Seite, so muß doch dabei hervorgehoben werden, daß gerade die religiöse Anschauung es war, welche jede Roheit und Grausamkeit gegen das Tier ausschloß, weil dieses für ein gleichberechtigtes fühlendes Geschöpf angesehen wurde, welches dieselben Rücksichten verdiene, wie der Mensch. Das Christentum dagegen, der Träger jahrtausendelanger Zivilisation brachte auch Anschauungen mit, wonach der Mensch sich allmählich gewöhnt hatte, sich selbst als ein erhabenes Wesen zu betrachten, das mit dem Irdischen und Vergänglichen nichts oder wenigstens nicht viel zu thun habe, sondern einer anderen Lebenssphäre, dem Jenseits, angehöre. Naturgemäß wurde bei einer solchen Selbst-Ueberhebung das Tier als ein höchst unvollkommenes, tief unter dem Menschen stehendes Wesen betrachtet, das nur um des Menschen willen, zu seinem Nutzen und Vergnügen, geschaffen sei und auf irgend welche Berücksichtigung keinen Anspruch machen könne. Aus dieser falschen Anschauung über das Tiergeschlecht hat sich die Gewohnheit herausgebildet, das Tier mit einer sträflichen Lässigkeit, ohne Rücksicht auf seine Bedürfnisse und Neigung und ohne Rücksicht auf seine Körperkräfte, zu behandeln.

Vornehmlich sind es unsere Haustiere, welche im weitesten Sinne unser Mitleid und unsere Hilfe verdienen. Diese armen Wesen, die ihre Freiheit daransetzen müssen, um uns zu nützen, werden nicht selten durch unzureichende oder schlechte Ernährung, durch Ueberanstrengung ihrer Körperkräfte, durch mangelhaften oder gar keinen Schutz gegen Witterungseinflüsse oder durch direkte Mißhandlung grausam gequält, ohne daß diese gegen solche Uebergriffe sich wehren könnten. Dem Tiere geht das Verständnis für unsere Sprache ab, und dieser Umstand ist wohl mit daran schuld, daß der Mensch eine von ihm selbst verübte Tierquälerei gar nicht als solche anerkennt und übersieht, weil uns das Tier nur in seltenen Fällen verständlich machen kann, was ihm fehle. Und doch ist das Nervensystem der Tiere gerade so vollkommen entwickelt wie bei dem Menschen, bei einzelnen Tiergattungen weit mehr wie bei diesem, was zur Folge hat, daß das Tier den Schmerz und jedes ihm zugefügte Leid gerade so empfindet, wie der Mensch, und dieser wird danach dahin zu wirken haben, daß Versündigungen roher Art gegen die Tiere nach Möglichkeit vermieden werden.

Aber auch die wilden Tiere, d. h. diejenigen, die sich der goldnen Freiheit erfreuen, verdienen unsere Berücksichtigung. Insbesondere gilt dies von der Vertilgung der Singvögel oder anderer nützlicher Tiere, die in der organischen Welt ein notwendiges Glied bilden.

Es ist über den Tierschutz vieles geschrieben und für denselben nicht wenig gethan worden, und gewiß nicht ohne allen Erfolg. Aber das Interesse für die gute Sache, für den Schutz der Tiere, beschränkt sich doch nur auf kleinere Kreise, während die Allgemeinheit, zum wenigsten die Kulturvölker für das edle Werk des Tierschutzes gewonnen werden müssen.

Um aber diesen Zweck zu erreichen, müssen vor allem zwei Momente, die bisher dem Vorurteil und einer seichten Auffassung der guten Sache weichen mußten, weitgehende Berücksichtigung finden.

Es muß vor allem das Wesen des Tieres insbesondere nach seiner psychologischen Seite hin fest- und klargestellt worden, und diese gewonnene Tiervorstellung muß sodann in die Anschauungen des Volkes durch Wort und Schrift hineingetragen werden. Nur dann können wir auf einen ersprießlichen Erfolg des Tierschutzes rechnen, wenn der Mensch das Tier nicht blos als eine bewegliche Maschine ansieht, sondern als ein Wesen, das mit geistigen Fähigkeiten ausgestattet ist und gar nicht so tief unter den Menschen steht.

Man darf allerdings nicht nur die Naturgeschichte durchblättert, sondern man muß die Tiere nach dem Leben mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet haben, um zu der Erkenntnis zu gelangen, welche und in welchem Grade Geistesfähigkeiten dem Tiere eigen sind und in welcher Weise sich dieselben äußern.

Man wird dabei zu der Ueberzeugung kommen, daß die Tiere nicht blos Gedächtnis besitzen, sondern auch fähig sind, auf eigene Art zu denken, ebenso wie diesen auch das Gefühl der Freude, des Schmerzes, der Trauer und der Sehnsucht nicht abgesprochen werden kann. Es ist ferner richtig, daß die Seelenkräfte gewisser Tierklassen sehr deutlich ausgeprägte Begriffe und Vorstellungen hervorzubringen vermögen. Dies letztere erklärt sich schon aus dem Umstande, daß die Tiere Gedächtnis besitzen, denn ohne die Begriffs-Vorstellung einmal angeschauter Dinge und Vorgänge wäre ein Gedächtnis unmöglich und undenkbar, da sich dieses eben auf die Vorstellung und Reproduktion der aufgenommenen Eindrücke gründet. Fast alle Haustiere kennen ihren Herrn und ihre Pfleger, ihren Standort und die sie umgebenden Dinge sehr genau. So wird z. B. das Gedächtnis beim Pferde und bei dem Hunde gerühmt, ebenso die Klugheit und Gelehrigkeit dieser beiden Tierklassen.

Auch sehen wir fast täglich, daß diese Tiere mit jedem Tage gelehriger und verständiger werden, wenn man ihnen einige Beachtung und Anleitung giebt. Freilich sind auch hier, wie überall, Ausnahmen zu verzeichnen. Der junge Hund würgt trotz wiederholter Prügel die Hofhühner, während es ihm später nicht mehr einfällt, sich an dem Flügelvieh zu vergreifen, weil derselbe die Einsicht gewonnen hat, daß dies verboten ist. Es besteht ferner gar kein Zweifel darüber, daß die Tiere durch Beobachtung (und hierzu gehört wiederum Denken und Urteilskraft), durch persönliche Mitteilung und durch den Nachahmungstrieb Vieles lernen und auf Grund dessen Handlungen verrichten, die nicht auf einer angebornen Triebkraft beruhen, sondern thatsächlich angelernt wurden, und zwar nicht durch Dressur, oft aus eignem Antriebe oder aber durch Vorzeigen und Vormachen. Man hat früher alle Handlungen des Tieres mit dem Worte „Instinkt" belegt, ein Etwas, daß das Tier zu einem willenlosen Werkzeug macht, zu einer unvernünftigen Maschine. Aber die Untersuchungen in neuerer Zeit haben ergeben, daß viele Handlungen mancher Tiere wohl auf Ueberlegung und persönlichen Entschluß zurückzuführen sind. Wohl thut das Tier Vieles, durch den Naturtrieb oder aus Gewohnheit, aber das thut der Mensch ja auch. Verrichtet der Mensch nicht tausend Dinge mechanisch, ohne etwas dabei zu denken? — dies trifft insbesondere bei Handwerkern zu und vielen anderen mechanischen Verrichtungen.

Man bringt als Gegenbeweis für tierische Geistes-Fähigkeiten auf solche Handlungen des Tieres, die allerdings auf den ersten Blick mehr für den sogenannten „Instinkt" sprechen. Man wendet nämlich ein, daß beispielsweise junge Enten, die von einer Henne ausgebrütet worden, dem Instinkt zufolge aufs Wasser gehen, obwohl sie die vermeintliche Mutter dahin nicht führt. Freilich beruht diese Handlung nicht auf Grund einer Ueberlegung, aber sie entspringt doch dem Naturtrieb, oder besser gesagt, dem Selbsterhaltungstrieb, der sich ja bei allen Individuen, selbst bei dem Menschen äußert, wenngleich in anderer Weise. Die junge Ente findet ihre Nahrung vorwiegend im Wasser und fühlt sich auf demselben am wohlsten, was ist daher natürlicher, als daß sie dahin geht. Warum versteht aber das neugeborene Kind, Nahrung zu sich zu nehmen, ohne es früher gelernt zu haben? — Man kann beobachten, wie der eben angekommene Säugling mit dem Munde nach Nahrung sucht, und jedenfalls nicht aus persönlichem Entschluß sondern vermöge des Selbsterhaltungstriebes. Man sieht also, daß wie beim Menschen so auch beim Tiere ein gewisser Instinkt, d. h. Naturtrieb, vorhanden ist, aber ebenso bei beiden auch die geistigen Fähigkeiten und Anlagen.

Man sagt ferner, daß, wenn das Tier geistig beanlagt wäre, dasselbe längst sprechen gelernt und auch selbständige Dinge schaffen gelernt haben müßte, gerade wie der Mensch. — Die Sprache fehlt also dem Tiere. Allerdings fehlt ihm die artikulirte Sprache des Menschen, weil das tierische Stimmorgan von ganz anderer Beschaffenheit ist, wie das beim Menschen. Fehlt aber das erforderliche Stimmorgan, so ist es durchaus natürlich, daß das Tier keine Menschenlaute hervorbringen kann. „Warum hat das Pferd nicht längst schon bellen, warum die Gans nicht krähen gelernt?" könnte man mit demselben Rechte fragen. Dem Pferde fehlt eben das Stimmorgan des Hundes, der Gans das des Hahnes, daher die Unmöglichkeit. — Thatsächlich ist aber festgestellt, daß die Tiere sich gegenseitig Mitteilungen machen und mit einander reden. Der Engländer Parkyns hatte auf seinen Reisen oft das Treiben der Affen beobachtet und ist zu dem Resultat gelangt, „daß die Affen eine Sprache hätten, für sie gerade so verständlich, wie die unsrige für uns." Ebenso ist bei den Vögeln die Sprache und das gegenseitige Verständlichmachen beobachtet worden, und es werden glaubwürdige Berichte über ganze Versammlungen und Beratungen unter den Vögeln erzählt. Allgemein bekannt ist dies von den Störchen und Krähen. Auch bei den Bienen wurde die Sprache und das Mitteilungsvermögen auf das Entschiedenste festgestellt, wie es der Franzose de Fraière durch seine langjährigen Beobachtungen bestätigt. Andrerseits darf auch nicht vergessen werden, daß die Sprache mancher Menschenarten, wie die der Buschmänner und anderer, sich wenig oder gar nicht von Tierlauten unterscheidet.

Wenn das Tier ferner nicht fähig ist, etwas Selbständiges und Neues zu schaffen oder zu verrichten, so beruht dies darauf, daß ihm die nötigen Gliedmaßen, die Hände, fehlen. Gerade diese letzteren sind es, die den Menschen in seiner stetig fortschreitenden Fortbildung unterstützt und ihn zum Schöpfer alles Großen gemacht haben. Ohne die vorteilhafte Beschaffenheit der oberen Gliedmaßen wäre der Mensch nie das geworden, was er ist.

(Schluß folgt.)

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen legte ich mich in meine Koje — die anderen Passagiere, worunter zwei Damen, vertrieben sich die Zeit mit Spielen im Salon, alle in der Hoffnung, eine angenehme Nacht im Hafen zubringen zu dürfen und daher Meister Neptun ein „Schnippchen" schlagen zu können!

Es sollte anders kommen!

Der Kapitän fuhr — gegen alle Erwartung schien es — nach 11 Uhr doch ab, denn um Mitternacht wurde ich durch einen donnerähnlichen Schlag jäh aufgeweckt und im selben Augenblicke aus dem „Bette" auf den Boden geschleudert und lag in einer Wasserlache; zu gleicher Zeit rauschte es die enge Treppe vom Salon herab wie eine Kaskade und Zeter- und Mordio-Geschrei kam aus den Kabinen. Alles rief nach den Camerieri (Aufwärtern) und purzelte dann kunterbunt durcheinander, da das Schiff wie verrückt schaukelte, rollte, stieß und polterte.

Wir waren also auf offener See und in einem Sturme, der sich uns gleich in brüskester Form anmeldete, indem eine furchtbare Sturzwelle uns an der Backbordseite traf und wie ich schon erwähnte, gehörig unter Wasser setzte. Der Grund,

weshalb uns in den Kabinen so übel mitgespielt wurde, war, daß, Dank der Sorglosigkeit der Aufwärter, die Lucken schlecht geschlossen, durch die Gewalt der See aufgedrückt und uns ein sehr unwillkommenes Bad bereitet wurde.

Nachdem vor allem diese Lucken mit dem Schraubenschlüssel gehörig befestigt und zugedreht waren, gings ans Ausschöpfen und notdürftige Austrocknen unserer Kabinen, wobei es uns vorkam, als ob außerhalb alle Höllenmächte losgelassen wären. Von uns 14 Passagieren blieben drei mobil — die anderen waren bereits sehr krank — zum Erbarmen. Vom Schlafen war keine Rede, denn das Aufschlagen und Anprallen der Wellen an Deck und Seiten des Dampfers, das Geächze des Schiffsrumpfes, das Heulen des Windes und vor allem das Rasseln und Poltern der Schraube und des Schaftes, besonders wenn die Schraube durch das Niedersinken des Vorderteiles des Dampfers aus dem Wasser sprang und sich „blitzschnell" drehte, — das alles vertrieb einem die Ruhe total. Dabei hatte man sich mit Händen und Füßen festzuhalten, sonst wäre man im ganzen Raume herumgeworfen worden; zwei Passagiere wurden sogar ziemlich schwer verletzt.

Wie es bei den 900 Emigranten aussah, läßt sich kaum denken; der Anstand verbietet wir, mich darüber eingehend zu äußern — nur soviel, daß mephitische Dünste und Gerüche sich noch tagelang nachher im Schiffe verbreiteten, trotz alles Ausräucherns u. s. w. Lüften und Ventiliren war bei der Bauart der „Napoli" allerdings nur von „oben her" möglich und darum auch ungenügend. Morgens stiegen wir drei „Mobilen" an Deck und fanden heftigen Wind und enormen Seegang. Gegen 9 Uhr schleppten sich noch sechs oder sieben Marode auf Deck und legten sich in die Sonne, wurden aber mit Stricken befestigt, da sie sonst über Bord gerollt wären.

Etwa $9^1/_2$ Uhr mußten die Oberlichter alle wieder geschlossen werden, da wir nun effektiven Mistral (einen äußerst ungestümen, eisigen Nordwest, im Golf von Lyon im März und April hausenden Wind) und demgemäß eine womöglich noch stürmischere See vor uns hatten; alle Gegenstände an Deck wurden stark angetaut, die Thüren und Oberlichter mit Theertuch sorgfältig bedeckt und „verbunden" und kaum war dies geschehen, so donnerte eine Woge mit solch furchtbarer Gewalt auf Deck, daß wir glaubten, es sei unser Ende, da das ganze Schiff zitterte und bebte unter dem gewaltigen Schlage.

Die angebundenen sechs Passagiere schwammen wie Sardinen in einem Wasserkübel und schrien um Hilfe; man befreite sie möglichst rasch und brachte sie zu Bette; ihre Kleider waren nach vier Tagen noch nicht trocken. Wir drei zogen uns in den Salon zurück, wo es vor Miasmen der Seekranken kaum auszuhalten war. Von Zeit zu Zeit lavirten wir bis zum Ausgange, um nur ein paar Momente frische Luft zu atmen, schnell aber zog man den Kopf wieder zurück, denn gleich Sturzbädern wuschen die Wogen das Deck; der Wind blies einem sozusagen bis ins Mark — und so quälte man sich den Tag hindurch.

Nachmittags 4 Uhr kamen wir auf die Höhe von Marseille, das, von der Abendsonne beleuchtet, ruhig und zufrieden am Horizonte sich abhob und dessen prächtige, hochgelegene „Notre Dame de la Garde"-Kirche weit hinaus mit ihrer vergoldeten Kuppel leuchtete. Wie gern wären wir hier in den schützenden Hafen eingelaufen und was hätten wir darum gegeben, dies thun zu können. Umsonst — unser Kapitän Don Luigi war zwar ein kleines, zierliches Männchen, hatte aber das Herz auf dem rechten Flecke und fuhr, unbekümmert um das uns umgebende Tosen, Brausen, Wettern und Winden und trotz der verlockenden Nähe der Joliette (Hafen von Marseille) ruhig auf Barcelona los.

Schwer keuchte die „Napoli" in dem gewaltigen Wogenmeer und in den Meereswogen; bald schien es uns, als ob Marseille tief unter uns läge, so hoch trugen uns die Wellen — im nächsten Momente verschwand alles wie in einer Theatersenkung und „grüne" Finsternis umgab uns von allen Seiten; dann wieder fuhren wir inmitten und unter den Wellen, die sich stockwerkhoch vor und neben uns aufthürmten, gleichsam als ob sie uns verschlingen wollten.

Abends waren wir noch zu zweien bei Tisch und wahrlich nicht erbaut von diesem Präludium unserer Reise. Diese Nacht war wieder eine Schreckensnacht, nur waren Lucken und Thüren gut verschlossen, sodaß wir wenigstens trockenes Lager hatten. Als wir morgens an Deck kamen, war schon der Montjuich (ein Berg mit Fort bei Barcelona) in Sicht; zwei Stunden später liefen wir in den Hafen ein und wurden im sogenannten „äußeren" Hafen mit Tauen „verankert", etwa 30 Schritte von dem diesen Teil des Hafens einschließenden Quai entfernt.

Da das Wetter, wenn auch kalt, doch schön war und wir erst am andern Tage absegeln wollten, so gingen wir nach dem Frühstück ans Land, um die Stadt zu besehen. Vier oder fünf unserer Passagiere fuhren ohnehin nur bis Barcelona mit.

Barcelona, obgleich spanisch, nennt sich mit Vorliebe katalonisch und hat eher den Typus einer südfranzösischen Stadt; durchaus nichts spezifisch Spanisches wie Cordova, Corilla, Granada 2c. Erwähnenswert ist vor allem die „Ramble", eine durch die Stadt führende, breite Promenade, auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt; hier ist das Rendez-vous — die Lebensader Barcelonas. Elegante Equipagen mit noch eleganteren Insassen, flâneurs und schwarzäugige muchaches (Mädchen), Leute aller Stände, hoch und niedrig, alt und jung, Hausirer, Zeitungsverkäufer, Soldaten und Mönche — kurz alles verkehrt hier und macht die Ramble ungemein belebt und interessant.

Ein Spaziergang auf den hart an der Stadt gelegenen bereits oben erwähnten Montjuich, der eine herrliche Fernsicht auf Stadt, Land, Hafen und See bietet, lohnt sich wohl der Mühe.

Abends ging ich mit einem Gefährten wieder an Bord; die andern belustigten sich noch in Theater, Konzerthallen u. s. w., was ich schon von einem früheren Besuche Barcelonas her zur Genüge kannte und mich daher nicht mehr interessirte. Froh, endlich einmal eine Nacht ausruhen zu können, wurde ich bald aus meinen Träumen durch riesige Ratten geweckt, die sich schnubbernd und spielend um mich herumtrieben. Um Ruhe vor diesen Bestien zu haben, legte ich einige Aepfel aus, welche sie gierig verzehrten; nachher verschloß ich noch die Thür meiner Kabine und verstopfte ein Loch im Boden, durch welches sie meiner Meinung nach eindrangen und hatte nun vorläufig Ruhe.

Andern Tages gegen 10 Uhr kamen unsere am Lande gebliebenen Nachzügler an und gingen in ihre Kajüten, kehrten aber bald klagend zurück — jedem hatten die Ratten dies oder das zernagt; Pantoffeln, Lederstücke aus den Koffern, den Damen und Kindern die immerhin nicht wertlosen Federn an den Hüten, sogar diese selbst waren zu ganz kleinen Stücken zernagt — kurz ein allgemeines Raisonniren und Schimpfen ging los. Der Kommissario ließ nun überall Fallen stellen, allein auf der ganzen Reise kam mir nicht zu Ohren, daß auch nur eine Ratte gefangen worden sei.

Da uns der Kapitän sagte, daß man nicht vor abends fahre, da gegen 800 Tons Güter, worunter allein 250 Stückfaß Wein, an Ladung hier einzunehmen seien, so ging wieder ein Teil unser Gesellschaft ans Land. Gegen Mittag kräuselte der Wind schon bedenklich die Wellen im Hafen und steigerte sich bald so, daß die uns Ladung bringenden Lichterschiffe schleunigst per Remorqueur in den inneren Hafen geschafft wurden und nur ein lancha (sehr großes Frachtgutboot), sowie zwei leere lanchas blieben bei uns, sich vollständig sicher glaubend, indem sie sich an unseren Dampfer mit Tauen befestigten.

Der Wind blies indessen immer schärfer und die Wellen gingen enorm hoch — sich mit grauser Wut an dem Hafendamme brechend; merkwürdigerweise war das Meer außerhalb lange nicht so unruhig als gerade in dem Hafen resp. in dem äußeren Teil des Hafens, in dem wir lagen. Plötzlich riß eins der starken Taue (sogenannte Calabrotes), mit denen wir an die Quaimauer befestigt waren. Dieses Tau war im Umfang 47 cm, im Durchmesser 16 1/2 cm und riß wie ein Bindfaden, als die Wellen unsern Dampfer hin- und herwarfen. Das andre Tau hielt noch, aber der Kapitän, befürchtend, daß es auch noch reißen könnte und wir dann sicher an dem Quai zerschellt worden wären, gab Ordre, Dampf aufzunehmen und jede Sekunde zum Abfahren bereit zu sein, sobald das Tau auch bräche. Die Fahrt ins offne Meer war dann die einzige Rettung, da man an unserm Platze schlechten Ankergrund hatte und deshalb vom Anker keinen Gebrauch machen konnten.

Erwähnen will ich noch, daß die „Napoli" das einzige Fahrzeug war, das zur Zeit im Außenhafen lag. Unser Kapitän, der rasch wieder abfahren wollte und gestern den uns heute plötzlich überfallenden Sturm nicht voraussah, wollte der Umständlichkeit und sonstigen Formalitaten halber nicht im Innenhafen vor Anker gehen.

Plötzlich erschien, tanzend und hüpfend wie ein Eichhörnchen, auf den Kämmen der Wellen, ein Boot mit sechs Insassen und Gepäck; wie es sich nacher herausstellte, waren es drei Passagiere für die „Napoli" und drei Ruderer. Erstere kreidebleich und sämtliche sechs uns flehentlich anrufend, Hilfe zu leisten, da das Boot einesteils kaum länger den Wellen Widerstand leisten konnte, andrerseits bei Annäherung an den Dampfer unfehlbar zerschellen würde. Sofort wurden Seile ausgeworfen, Sandsäcke oder mit Segeltuch umwundene Taue, sogenannte Wischer, herabgelassen, um den Anprall zu mildern. Am Backbord angelangt, wurden die Insassen und das Gepäck heraufgehißt, mehr tot als lebendig, ein Passagier wurde durch Anschlagen an die Schiffswand bewußtlos und wäre sicher ertrunken, wenn er nicht „angebunden" gewesen wäre. Kaum war jedoch alles an Bord — die Ruderer flüchteten auch zu uns — so kenterte das Boot und blieb, den Kiel nach oben — ein Spiel der Wogen, bis man es endlich auch an Bord hißte, da es vorsichtigerweise vorher schon durch die Ruderer an unseren Dampfer befestigt worden war.

Inzwischen kenterten auch die zwei leeren lanchas; bei der einen wurde das Deck weg- und fortgerissen, Ruder, Taue und sonst dazu gehörige Utensilien schwammen davon; die dritte lanchas füllte sich mit Wasser und sank. Nun schwammen die darin befindlichen Fässer mit Wein weg und zerschellten entweder am Hafendamm oder an unserem Dampfer, und diese lancha hob sich dann wieder unmittelbar unter den Wasserspiegel. Alle drei hatte man vor dem Versinken oder Wegschwimmen bewahrt durch Taue, die an die „Napoli" befestigt waren.

Gegen 6 Uhr rafte die See derart, daß Ordre zum Abfahren gegeben wurde. Die Maschinisten standen bei ihrer Maschine, Kapitän und Offiziere auf der Brücke. Mannschaften der „Kapitania" wollten eben unser sich noch haltendes Tau von dem Quai lösen, als plötzlich, wie es gekommen, es auch aufhörte — eine förmliche Windstille trat ein. Eine Stunde später war die See so ruhig, als ob nie ein Windhauch darüber gegangen wäre. Man ging nun an's „Bergen" dessen, was überhaupt noch geborgen werden konnte; die umgekippten lanchas und Boote wurden per Remorqueur in die Docks geschafft.

Endlich kamen unsere am Lande gebliebenen Passagiere, hocherfreut, uns noch anzutreffen; sie hatten schon geglaubt, die „Napoli" sei abgedampft. Leider konnten wir dies noch nicht, denn der Mistral hatte alles Laden verhindert, und noch harrten über 250 Tonnen Wein am Lande ihrer Einschiffung.

Sonntag, den 7. März, 1886, früh 4 Uhr, fing man damit an und bis etwa 2 Uhr nachmittags war alles „klar," nachdem ein Teil dieser Stückfässer, wegen Mangel an Platz unten, auf Deck plazirt und gehörig befestigt wurde — zu unser aller Leidwesen, denn der ohnehin so schmale Raum wurde dadurch noch empfindlich eingeengt.

Um 2 Uhr 30 Minuten gings fort — ein Blick noch auf das herrlich gelegene Barcelona, ein Steuern um den Montjuich, und nach Süden ging's, entlang der stets sich zeigenden spanischen Küste.

Um 5 Uhr 30 Minuten plötzlich Stillstand im offenen Meere; allgemeiner Alarm. Es war indessen nichts von Bedeutung; an der Maschine hatte sich etwas gelockert. Nach etwa einstündigem Schmieden und Hämmern gings weiter, bei schönem, heiterem Wetter, jedoch kühler, frischer Brise.

8. März. Wieder rauhe See, ziemlich starker Wind und manchmal Nebel.

9. März. Rauhe See, kalter Wind. Um 10 Uhr kamen wir in Sicht von Gibraltar; majestätisch und fast senkrecht ragt dieser Felsen aus dem Meere empor. Gewaltig dräuen die in Felsen gehauenen Bastionen mit ihren ehernen Schlünden, und wohl selbst der Laie fühlt, daß Gibraltar unbezwinglich, solange noch der „Union lack" (Flagge der englischen Marine) im Mittelmeere dominirt oder wenigstens noch nicht daraus vertrieben ist.

Imposant liegen Stadt und Festung vor den Augen des Beschauers; das gegenüberliegende freundlich aussehende Städtchen ist Algeciras, zu Spanien gehörend. Nachdem noch die sogenannte Punta de Europa mit Leuchthaus passirt war, traten wir in die Meerenge von Gibraltar ein, wobei ein Walfisch von etwa 30 Fuß Länge sich keine 20 Schritte von uns tummelte und seine Wasserstrahlen spritzte.

Aus dem dünner werdenden Nebel traten nunmehr deutlich die Kontouren der afrikanischen bezw. marokkanischen Küste hervor — leider nicht lange — denn bald hüllte dichter Nebel wieder alles ein und nur mit großer Vorsicht vermochten wir unsern Kurs zu verfolgen.

Bis gegen Nachmittag kamen wir in Sicht der spanischen Festung Tariffa und in weiterer Ferne des Vorgebirges von Trafalgar; etwas klareres Wetter begünstigte uns, so daß wir abends 8 Uhr die Rhede von Cadix ohne besonderen Unfall erreichten.

Da wir hier vor Anker blieben, so ließen wir uns noch an's Land rudern und fanden zu unserem Erstaunen uns mitten im Karneval und zwar in echt andalusischer Ungebundenheit und Ausgelassenheit.

Einen Vergleich anzustellen mit dem Karneval Roms, Venedigs oder Köln's, wäre lächerlich, denn nicht im Entferntesten reicht er an jene heran, was Arrangements, geschmackvolle Masken und Art und Weise des Ganzen betrifft.

Ein wüstes Durcheinander wogte in den Straßen, eigentlich nur in einer einzigen, der Hauptstraße, die quasi als Korso diente und zu diesem Behufe an dem Abende Extra-Beleuchtung hatte. In Masken dominirte der Domino weitaus beim weiblichen sowohl als auch beim männlichen Geschlechte; dagegen waren die meisten Anwesenden gar nicht maskirt — einfache Zuschauer. In einigen Kaffee's herrschte großer Tumult und Hin- und Hergewoge von Menschenmassen; in einigen Lokalen und Theatern wurden Maskenbälle abgehalten. Alle und alles sehr unter dem Maß der Mittelmäßigkeit.

Eine Unsitte war das „Spritzen" der Damen, die mit ihren Gummispritzchen nicht einmal reines Wasser, geschweige Parfüm, sondern einfach halbausgetrunkenen Kaffee oder dergleichen Zuckerwasser, oder gar schmutziges Wasser einem in's Gesicht, — sans façon und reichlich — spritzten. Ferner die sogenannten „Papellitos", die womöglich noch unangenehmer waren. Papellitos sind ganz kleine viereckige Papierschnitzel, die in hunderttausenden von Packeten von der Größe eines Cichorienpackets von Hausirern und Jungen angeboten werden; man bewirft sich gegenseitig damit, besonders um die Damen zu provoziren, die

dann das „Feuer“ mit echt andalusischer Furore und Energie erwidern — gleichviel, gegen Freund oder Feind. —

Wo man entritt, oder in den Straßen, fliegen einem solche Papierwolkenbrüche an Kopf und Leib, und da die Papier-Atome überall eindringen, so bedurfte es am anderen Tage verschiedener Bäder und Abreibungen, Bürsten und Klopfen, um Körper und Kleider wieder von denselben zu befreien. In solchen Massen werden die Papellitos verwendet, daß sie oft ein bis zwei Meter hoch in den Straßen und Plätzen liegen; sie werden dann von spekulativen Hausirern zusammengekehrt, wieder in die Hülsen gefüllt und auf diese Weise zwei- bis dreimal wiederverkauft. Darin liegt nun das Ekelerregende dieser Schnitzel — wären sie rein und frisch von einer Papierfabrik, so könnte man sich immerhin den kindischen Scherz noch gefallen lassen, so aber erhält man zugleich Wolken von Staub, Kehricht und noch Schlimmeres mit in den Kauf, und nur etwas gemildert wird der Uebelstand dadurch, daß wunderbar klein- und zart geformte Hände einen mit dieser „Liebesgabe“ bedenken und wahre Glutaugen und perlenweiße Zähne dieses andalusische Fastnachtsspiel belächeln.

Es entfaltet sich hier der ganze Flor weiblicher, andalusischer Schönheit und ist darum ein Besuch dieses Karnevals in Cadix wohl der Mühe wert, wenn man sich ohnehin in der Nähe dieses Platzes befindet. Sonst, wie gesagt, ist das Ganze sehr mittelmäßig; eine Art „Estudiantinas“ ziehen herum, aber lange nicht so geschult und talentvoll, wie die vor einigen Jahren in den europäischen Hauptstädten konzertirende Estudiantina. Ein oder zwei Banden in toreadores (Stierkämpfertracht) machten mit Feilen auf Reibeisen ein ohr- und markerschütterndes Geräusch, vulgo Musik, und trugen dazu einige melancholische und melodielo e Lieder vor, die durchaus nichts mit den sonst so lieblichen, weich- und harmonisch klingenden „Canciones andalusas“ (andalusischen Gesängen) gemein hatten. Wir begaben uns daher gegen Mitternacht wieder an Bord und hatten mehrere Stunden zu thun, bis wir von den verzwickten Papellitos und von Staub gereinigt waren; wie Kletten hingen die ersteren an Haut und Kleidern.

10. März. Wir gingen nach dem Frühstück nochmals ans Land und besahen die Stadt, die wie ausgestorben war, bei Tage; fromme Kirchgänger und -Gängerinnen, Schaaren ganz rotgekleideter Chorknaben oder sonstige Zöglinge irgend eines frommen Institut's — das war heute der Typus von Cadix — der vollständigste Kontrast zu dem tollen Leben und Treiben von gestern.

Viel zu sehen ist weiter nicht in Cadix also schifften wir uns bald wieder ein, da um 2 Uhr abgefahren werden sollte und auch wurde. Noch vor Abend machten sich uns die mächtig andringenden Wogen des atlantischen Ozeans höchst unangenehm fühlbar; das Schaukeln und Stoßen wurde so empfindlich als je und während der Nacht so stark, daß ich verschiedene Male aufstand und auf Deck gehen wollte, um zu sehen, ob die „Napoli“ überhaupt noch fortkomme.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Altdeutsche Fechtergilde. Als Kaiser Maximilian I., um allem Raubritterwesen ein Ende zu machen, das Turniren verboten hatte, privilegirte er, um die Waffenübung nicht gänzlich zu stören, die Fechtkunst mit dem Schwert, die nun Eigentum der Bürgerschaft ward. — Schon früher trat in der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. die sogenannte Brüderschaft von St. Marcus zusammen, und zwar unter einem Hauptmanne nebst vier Meistern und bildete eine „Fechtergilde.“ Wo sich Einer als Fechtmeister niederlassen wollte, da waren die fünf Männer, die sich Marcus- oder abgekürzt Marx-Brüder nannten, bald zur Hand. Er mußte vor die Klinge und, wenn er besiegt ward, in ihre Schule gehen oder ein anderes Handwerk ergreifen. Dadurch erlangte die Frankfurter Fechtschule der Marxbrüder hohen Ruf, und wer in Deutschland eine Fechtschule halten wollte, der pflegte in der Gerbermesse nach Frankfurt zu ziehen. Daselbst wurde er von den Marxbrüdern „probirt“, das heißt der Hauptmann und die vier Zunftmeister fochten mit ihm auf einem öffentlichen Platze vor den Augen der Bürgerschaft. Bestand er die Probe, so wurde er mit dem großen Prunkschwerte kreuzweis über die Lenden geschlagen. Wenn dies geschehen, legte er für die Brüderschaft zwei Goldgülden auf's Schwert und empfing dann „die Heimlichkeit“, das heißt: allerlei Kunstgriffe mit dem Schwerte. Von nun an durfte er das Wappen der Markusbrüder: einen Löwen führen und hatte das Recht, in ganz Deutschland das Fechten zu lehren.

Zur Charakteristik des Adels der früheren Zeit. Als zur Zeit Philipps des Großmütigen zu Darmstadt das Schloß abgebrannt und als Prinzenwohnung nur notdürftig wiederhergestellt war, schrieb der Erbprinz an seinen Vater: „Wiewohl die Behausung zu Darmstatt mit Fürstengemachen versehen, so will aber doch die bequemste Gelegenheit erfordern, daß auch etzliche Stuben und Chamern darin für die vom Adell auch ander Hausgesinde zu erhalten auf das förderlichste möchte erbauet werden, sollten solche außerhalb dem Schloß und ich also allein in der Behausung über nacht sein, wäre fast bedenklicher. Dazu würde es wenig nutzen bringen, so das Haußgesinde bei nächtlichen weill auß dem Hause gehen sollte.“ Aber Philipp der Großmütige erwiderte: „Wir wollen verschaffen, daß in unserm Schloß zu Darmstatt noch ein Stuben und Chamer, da vier Betten innen stehen kennen, gebaut werden soll, darinnen magst Du die Diener legen, so Du am nottdürftigsten haben mußt. Denn daß Du viel von Adell und ander Gesind über nacht im Schloß liegen haben wolltest, wissen wir nicht, worzu das nütz, dann allein, daß so viel Weins mehr ausgesoffen, und ein nacht am Schlafftrunke und andern mehr verthann wirde, als wenn sie drei nächt in der Statt liegen.“ — In der Folge freilich entstand hieraus der Mißbrauch, daß die Hofjunker sich nach Belieben bei den Bürgern einquartirten, ihren Braten aßen, ihren Wein tranken, und sich's wohl sein ließen, ohne etwas zu bezahlen.

Aegyptische Dekorationen. — Beim ägyptischen Militär wird das Zeichen des Grades wie eine Dekoration auf der rechten Brusthälfte getragen und ist sehr verschiedener Art. Der Unterleutnant hat einen kleinen silbernen Stern, der Leutnant einen silbernen Halbmond, der Kapitän silbernen Halbmond und silbernen Stern, der Adjutant-Major silbernen Halbmond und goldenen Stern, der Bataillonschef goldenen Halbmond und ebensolchen Stern; der Oberstleutnant goldenen Halbmond und Diamantstern, der Oberst Stern und Halbmond in Diamanten, der Brigade-General Halbmond und zwei Diamantsterne, er Divisions-General Halbmond und drei Diamantsterne, der Marschall Halbmond und vier Sterne in Diamanten. Die Militär-Aerzte sind im nämlichen Verhältnis dekorirt, tragen jedoch statt Halbmond und Stern die Keule und Schlange Aesculap's in zwei Lorbeerästen eingeschlossen; eine höchst geschmackvolle Dekoration, die ebenfalls in Silber, Gold und Diamanten variirt. — Aehnliches befindet sich sogar beim Zivil, nur sind da die Zeichen natürlich der Beschäftigung entsprechend; die Kommis z. B. tragen eine Feder mit einer Papierrolle; ein Rat trägt eine Sonnenuhr. —Bei der Marine geht das Zeichen des Ankers durch alle Grade, und die Zivilingenieure tragen Zirkel und Richtscheit in einem Kranze von Gold und Diamanten. — Es ist gewiß, daß wir Europäer uns noch nicht zu einer so feinen Distinktion bei unseren Graduirungen erhoben haben.

Die Schürze als Palladium der Ehe. Bei den Ehen der Balanten, eines an Zahl bedeutenden, rohen und häßlichen Negerstammes in Westafrika, spielt die Schürze der Weiber eine merkwürdige Rolle. Daß sie die einzige Bekleidung jener tiefschwarzen Damen bilden, ist nichts Besonderes; wohl aber der Umstand ist es, daß nicht nur die Eheschließung in der Ueberreichung einer Schürze an die Braut besteht, sondern daß die Ehe auch nur gerade so lange giltig ist, als die Schürze ganz ist. Das gewährt dem Balantenweibe, dessen Stellung gegenüber dem Manne sonst eine ganz jämmerliche ist, eine gewisse Freiheit; gefällt der Gattin das eheliche Verhältnis durchaus nicht, so wird die Schürze außerordentlich schnell ihrer Auflösung entgegengehen, und ist sie einmal kaput, so ist das Weib frei und kann es nach zwei Jahren, wenn ihr das Glück wohl will, mit einem besseren Manne versuchen.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Die Neue Welt

Nr. 16. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Vögel als Baumeister.

Naturwissenschaftliche Plauderei.

Von **Damian Grouen.**

Der rascheste Blick auf die wunderbaren Ereignisse der Vogelwelt muß uns stolzen Menschen sagen, daß sie nichts von uns gelernt — im Gegenteil wir ihre Künste und Vorteile abgelauscht haben, ja noch mehr ablauschen könnten!

Wohin noch kein Menschenfuß gedrungen, da zwirnt, webt, filzt, mauert, zimmert, pflastert, schifffahret, tanzt, musizirt in regelrechten Zwiegesängen und Rundgesängen mit „Solis" der Vogel; er gibt wohlgeordneten Schwimmunterricht, parfümirt, bettet, bohrt, minirt, schneidert, beleuchtet seine Wohnung, hält militärische Ordnungszüge, Uebungsgefechte und Schauspiele, jagt mit schlauesten Jägerkunststückchen, fischt mit Köder, baut Städte und Straßen, medizinirt allöopathisch und hydropathisch, vollführt chirurgische Operationen — kurz, thut vielfach, wie wir noch lange nicht werden thuen können!

Ja, es ist ganz richtig so: es gibt unter den Vögeln Maurer, Tischler, Weber, Pflasterer, Schneider, Korbflechter u. s. w. eine Menge der erstaunlichsten Handwerker und Künstler, und wir werden nur die Aufgabe haben, ihr wunderbares Thuen zu beleuchten und darzustellen.

Ob der erste Mensch gebaut, bevor er den ersten Vogel beobachtet, ist eine große Frage! Zuverlässig ist, daß der dümmste Vogel, so zu sagen der „größte Gimpel" (obwohl der arme Gimpel nur verläumdet ist) kunstfertiger und schlauer für Häuslichkeit und Bequemlichkeit war, als der Mensch!

Während dieser notdürftig und fröstelnd in Entbehrungen wandelte, saßen Vögel lustig auf ihrer Haus-Altane, in oberen Stockwerken, oder mit Teppichen ausgelegten, mit Holztäfelung versehenen Wohnungen, im Schlafgemache hinter der Gardine, oder in ihrem beleuchteten Salon daneben, je nachdem ihnen Lust und Laune ankam!

Doch wir wollen zu den Einzelheiten übergehen und unsere seltsamen Aussagen allmälig beweisen.

Die Römer waren in Anerkennung der Vögel viel rücksichtsvoller, als wir. Als Erfinder der ersten Häuser, den Lehmwohnungen, galt ihnen Dorius. Doch der römische Gelehrte Plinius erzählt uns im Geiste seines Volkes, der Erfinder habe die erste Anweisung dazu von — den Schwalben erhalten!

Wir könnten sehr leicht über die bekannte Hausschwalbe hinweggehen, würden nicht die sorgfältiger beobachteten Einzelheiten ihres Verfahrens nur auf den ersten Baumeister und seine wohlbedachte, nach geordnetem Plane vorgehende Kunst besonders hinweisen.

Wie bei den viel später kunsterfahrenen Menschen der Grundriß, der Bauplan vorerst ausgelegt, auf der geeigneten Stelle ausgesteckt und vorgezeichnet wird, so schon seit undenklichen Zeiten bei der Schwalbe! — Man sehe die ersten Anzeichen ihres Baues an — sie geben sofort den ganzen Umriß, den ganzen späteren Umfang des fertigen Hauses zu erkennen.

Sie arbeitet auch nicht ohne Zirkel und Maßstab. Sie stemmt ihre Füßchen auf einem Punkte fest ein, das ist der eine Schenkel des Zirkels, und der spitze Schnabel am anderen Ende ist das Reiß-Stück, der zweite Schenkel des Zirkels, welcher richtig und sicher arbeitet, gleich einem aus Messing und Stahl in den Händen des Menschen! Als einheitliches Maß dient ihr die Körperlänge, und wer jemals beobachtet, wie oft der geflügelte Baumeister in dem Rohbaue ein- und ausfliegt, nach außen oder innen drückt, schiebt, klebt, besser richtet, der wird auch überzeugt sein, daß hier gemessen, geprüft und richtig gesetzt wird.

Nicht minder ist unser kleiner, wohlgemuter Zaunkönig (Sylvia troglodytes) ein Bauriſſe verfassender Baumeiſter. Er legt den ganzen Grundplan vorerſt mit Moosſtückchen aus. Ja, man kann ſogar in der Nähe ſeines Neſtes ähnliche Platzmeſſungen und Pläne bemerken, die er wahrſcheinlich aus guten Baumeiſtergründen verlaſſen und aufgegeben.

Ein im Stoffe noch mehr vorgeſchrittener Baumeiſter im Lehmbau iſt unſere Elſter (Pica condata). Sie nimmt nicht blos den Lehm von geeigneter Stelle, ſie denkt ſchon auf künſtlichere Haltbarkeit, ſie nimmt Wurzelfaſern und Strohhalme, zerbeißt ſie und knetet die Stücke wohlweislich ein, um dem Ganzen eine größere Feſtigkeit zu geben. Das viel ſpätere Verfahren mit Häckerling und Lehm war alſo der Elſter längſt bekannt und handwerksmäßig.

Ueber die Schwalbe als Maurer wäre leicht wegzugehen, müßte man nicht noch ihre weiſe Arbeitseinteilung beobachten. Sie arbeitet ihren Lehmbau keineswegs ſo überſtürzend fort, wie unkluge Baumeiſter zuweilen bei ihrem Baue verfahren. Vorerſt baut ſie nicht etwa auf jeden bereitwillig ihr gegebenen Grund und Boden. Sie unterſucht die Haltbarkeit zuvor mit beſonderer Sorgfalt, ſie ſtützt nötigenfalls (das Brett, die Schachtel u. ſ. w.) mit einem Unterbau, mit Strebepfeiler, mit einem Sockel, je nachdem es die Zweckmäßigkeit erfordert. Sie hält ferner wohlweislich begrenztes Ausmaß, ein beſtimmtes Vorwärtsgehen für den Tag ein. Sie weiß wohl, daß, wenn ſie den ſchweren Oberbau auf den nicht trockenen Unterbau ſetzt, derſelbe ſinkt, oder gar das Ganze einſtürzt. Sie wartet demzufolge, bis ihr die trockene Feſtigkeit der unteren Schichte genügende Sicherheit für den Hochbau gibt.

Ein ähnliches Verfahren bei einem noch künſtlicheren und vollendeteren Baue beobachtet der Vogel in Südamerika, der wegen der Form ſeines Lehmhauſes Bäcker genannt wird (Merops ruins). Sein Haus beſteht ganz aus Lehm und iſt oben ſo prächtig abgerundet und zugedeckt, daß es förmlich einem Backofen gleicht. — Wir haben hier ſchon einen Bogen, einen gewölbten Bau, und müſſen die hohe Baumeiſterſchaft dieſes Vogels anerkennen, umſomehr, wenn wir, wie ſpäter geſchehen mag, die innere feine Einrichtung betrachten werden.

Die hier erwähnten Baumeiſter ſind ſicherlich ſehr künſtleriſche, ehrenwerte Perſönlichkeiten. Aber ſie ſind noch vereinzelt; ſie bauen und arbeiten nur paarweiſe. Die erſte Maurerzunft, das erſte und größere Gewerk, mit Meiſter, Altgeſellen und Lehrburſchen hatte jedoch der Fairy-Martin, die Feen- oder Wunderſchwalbe (collocalia ariel G.) Der eine Vogel, der würdigſte unter ihnen, ſteht auf dem Hauptpoſten, und zuletzt im Innern des Neſtes oder Baues, die anderen der Gewerkſchaft, je ſechs oder mehr, ſchleppen die Bauſtücke hinzu, legen ſie zurecht, oder übergeben ſie dem werkkundigſten Ober- oder Vordervogel. Der Alte mit ſeinem lebhaft gezeichneten und geſchmückten Haupte ſieht gegen andere, jüngere, mit ſeiner Meiſterkappe ſo weiſe aus! Er zeigt zuweilen auch oder gibt ſeine Zufriedenheit zu erkennen, er ſchickt die Hilfsarbeiter raſch oder ruft ſie zur Stelle; ſie bekommen bei Gelegenheit auch einen kleinen Hieb, oder, wie es im Handwerke gebräuchlich, einen „Schopfbeutler".

Bis heute ſind dieſe Vögel in Auſtralien von keiner Maurergewerkſchaft auf Gewerbeſtörung oder wegen Zunftzwanges angeklagt und werden wohl noch lange ſo bleiben.

Ein rechtes Haus muß natürlich, ſoll es mit dem menſchlichen eine wahre Aehnlichkeit haben, auch ein Dach beſitzen. Schon der unter „Bäcker" genannte Hausherr hat hierin einigermaßen befriedigt, aber unſere Saatkrähe (Corvus cornix) läßt in dieſer Beziehung noch weniger zu wünſchen übrig Sie nähert ſich unſerer Kunſt noch mehr, und es iſt ein Holz-Dach aus Sparren und Querhölzern vorhanden, das ſich ſehen laſſen kann.

Ja, was man im Oberöſterreichiſchen, Salzburgiſchen, Bayeriſchen, Tyroliſchen und in der Schweiz thut, hat die kluge Krähe viel früher geübt, und es iſt nur ihr abgelauſcht, wenn man daſelbſt, wie ſie, Steine und Holzblöcke auf das Dach legt, damit der hauſende, ſchlimm wirtſchaftende Wind demſelben nichts anhaben könne.

Der Fiſchadler (Pandion haliaetus), ſo oft er von ſeinem Neſte weggeht, verſieht es ebenfalls auf dieſe Art ſorgfältigſt, wie der beſte Hauswirtſchafter.

Der rechte Baumeiſter eines, wenn auch nur bäuriſchen Hauſes iſt aber mit dem oben aufgezählten noch nicht fertig. Wir haben von außen geſprochen. Glaubt man jedoch die Amſel (Turdus merula) werde etwa in rohen, ungleichen Wänden hauſen? O nein, ſie iſt viel feiner und geſundheitsbedürftiger, ſie ſchmiert die Wände hübſch glatt mit zartem Flußſchlamm oder Lehm aus und ihre ſäuberliche Wohnung kann ſich mit der Arbeit einer Mauerkelle vollkommen meſſen.

Die Krähen und Elſtern gehen auf ihren zwei Beinen auch nicht etwa wie nachläſſige Bauersleute auf ſtolperigem Boden herum. Sie ebnen den Boden vielmehr ſo glatt, feſt und zierlich, wie den einer Dreſchtenne, und es wäre Manchem zu wünſchen, er wandelte auf ſo glattem Boden.

Wir haben bis jetzt nur von einfachen Bauten geſprochen.

Es gibt aber auch Luxusbauten und zierliche Architektur bei den Vögeln.

Der gelbgeſchwänzte Akanthiza (Acant chrysorrhoese), obwohl er ſein Haus aus ganz anderen Stoffen baut, als wir bisher beſprachen, bringt über ſeinem ganz geſchloſſenen Neſte ein zweites an; ein Plateau, eine „hohe Warte", eine „ſchöne Ausſicht", auf der das Pärchen behaglich ſitzt und die Welt beguckt, wie ein paar wohleingerichtete, behäbige und wohlverſorgte Bürgersleute.

Ein Beiſpiel beſonderer Zierlichkeit gibt das niedliche Goldhähnchen, der deutſche Kolibri, — denn es möchte Menſchenhänden ſchwer werden, ohne alles Werkzeug ein ſo anmutig leichtes Neſtchen aus Faſern aller Art zuſtande zu bringen, als es im Gebüſch, am liebſten in den Zweigen ſtarkdorniger Roſenarten, aufzuhängen verſteht.

Der Pink-Pink oder die Kap-Meiſe (Parus capensis) welche gleich den Grönländern Filzbauten am tauglichſten findet bringt an ihrem Gebäude eine Terraſſe oder Altane, einen tiroliſch-ſchweizeriſchen Söller, einen Gang, eine Art Vorbau an, auf welchen ſie hinaustritt oder von der Höhe kommend, abſteigt und Umſchau in der Nachbarſchaft hält.

Wir haben bereits vorhin von Dachſtühlen und Dächern geſprochen, aber auf den bezeichneten muß der Regen ſeinen Weg ſuchen, wie er eben hinabkommt. Der kurzſchnäbliche Smikornis (S. brevirostris) baut jedoch über ſeinem Eingange ein wohlſchützendes Dach mit einer Rinne, ſo daß der Regen ſeitwärts abläuft und beim Ein- und Austritte, weder alt noch jung aus dem Regen in die Traufe kommen kann.

Wie lange dauerte es bis die Menſchen auf den Pfoſtenbau (auch Burſten- und Borſtenbau genannt), auf den Holzſäulenbau im Waſſer oder wäſſerigen Grunde gerieten! Die Rohrfänger (Sylvia Clamotyta) benützen ſeit Urzeiten ſämtlich dieſen Säulenbau und ſpaziren auf ihren Pfahlbauten herum wie die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Donau-Grenzwächter oder Uferdörfer-Bewohner. Die feſten Rohrſäulen werden von dem ſchlauen Baumeiſter mit Flechtwerk durchzogen, mehrere Arten nehmen noch Lehm hinzu und der prächtigſte Bau mitten in dem Bereiche des Waſſers, das darunter plätſchert oder ſpiegelt und zieht, wie unter einem Hafen- oder Waſſerzollhauſe, iſt ihr Eigentum, ihre baukünſtleriſche Errungenſchaft.

Der merkwürdigſte Bau, oder ſagen wir vielmehr das merkwürdigſte Gefüge, um die Flitterzeit im neugebauten oder neu dem Paare hergerichteten Hauſe zu verkoſen, iſt wohl jener des Bogen-Bauers (Chlamydera maculata). Es iſt eigentlich noch gar nicht erwieſen, zu welchem Zwecke der ſonderbare Erbauer den Bau ausführet. Derſelbe ſteckt vorerſt in ſchönen gleichen Reihen eine Allee aus Zweigen ab, feſt in die Erde.

Noch aber traut er der Festigkeit nicht, er durchflechtet die Stämme am Boden quer mit anderen dünnen Zweiglein und scharrt und stampft die Erde hübsch zu. Hierauf biegt er die Spitzen der Zweige ebenso zu einander und verbindet sie dermaßen, daß sie einen guten schattigen Bogen, einen Laubgang bilden. Nun kommt aber der Grund des Ganzen an die Reihe. Den läßt er nicht, wie in gemeinen Gärten oder Häusern und Laubgängen bloß aus Erde bestehen, er pflastert ihn vielmehr aus, er ziert ihn mit bunten Steinen, Muschelschalen, weiß gewordenen Knochen, glänzenden Topfstücken und pflastert und ziert so den Weg ein Stück über den Anfang und das Ende hinaus — verfertigt also den ältesten und anerkennungswertesten Mosaik-Boden, buntgepflasterten Grund und mit Zierstücken eingefaßten Weg, wie in den feinsten Gärten und Häusern! — Aber noch ist seine Arbeit nicht ganz zu Ende, er schmückt den zierlichen Bogen, wie mit Flaggen, mit bunten Papageienfedern, mit frischen Blumen und allem Glänzenden, was er finden kann, und läßt die ersteren festgemachten in ihrer Farbenfrische lustig wehen, das letztere weithin strahlen, wie Herzog Fridel sein goldenes Dach zu Innsbruck, oder die Nabobs die Zinnen ihrer Burgen!

Wir haben hier somit die ersten Prachtbauten, zu denen bunte Steine und Holzwerk, Metalle, Muscheln und Blumenzier verwendet werden, wie erst später Menschenkunst auf ihrer Höhe sie sah, und können dem Vogel sein anerkennendes Erstlingsrecht nicht versagen.

Auch der Halsbandregenpfeifer (Charadrius hiaticula) legt den Grund seines Nestes zierlich mit Steinchen aus und ist also auch ein weit älterer Mosaik-Fußbodenbauer und Pflasterer im besten Sinne, als der viel später dazu gelangte Mensch.

Es ist, wie schon gesagt bisher unbekannt, wozu der Bau des Bogenbauers eigentlich dient. Niemand fand noch Nest oder Junge darin, man sah nur die Vögel paarweise oder in größerer Zahl spielen, scherzen, daselbst ein- und ausfliegen, man sagt, es ist ein „Kasino" — ein Unterhaltungsort!

Sollte der Vogel aber damit seine Triumph- und Hochzeitspforte erbauet haben, so brach er seine Zweige, baute mit bunten Dingen, schmückte und zierte mit Blumen, Federn und glitzernden Sachen, lange ehe die Menschen noch solche Triumph- und sinnige Hochzeitsbogen erbaut hatten.

Entgegengesetzt diesem fruchtlosen, im Spiele gaukelnden, seinen Bau aller Welt offenlassenden Vogel ist unsere schon genannte, schlaue, auf Gefahren bedachte Elster. So wie wir einsam stehende Wohnungen, so wie namentlich mißtrauische Bewohner oft, ganze Dörfer mit dichten Dornhecken umgeben, so stattet auch die Elster ihre Behausung aus, und es soll jedem diebischen, übelthäterischen Schlingel schwer fallen, einzudringen oder nahe zu kommen, wo diese ältesten Barrikaden und künstlichen Verhaue, jederzeit nach Umständen erneuert, vergrößert und verbessert, ihren Schutz vorstrecken!

Der Vogelwelt, welche so viele Talente birgt, konnte unter solchen Umständen auch nicht entgehen, sogar ganze Städte zu bauen.

Der Ani, aus dem Geschlechte der Madenfresser (Crotophaga) erbaut auch wirklich Städte mit tausend Familienwohnungen. Die Menschen spekuliren noch heute, wie über ganze Städte Dächer zu machen wären und der Glaspalast in London schien ein entsprechender Anfang; der Ani jedoch hat alle tausend Bürger seit längster Zeit unter einem Dache, sie bewegen sich förmlich in Hauptverkehrs- und Nebenstraßen, alle Häuser oder Zellen sind, wie von einer städtischen Bau- und Verschönerungskommission in gleicher, bestimmter Entfernung (2 Zoll) angeordnet.

Der bereits von uns erwähnte Bäcker hat seine Häuser nicht minder zuweilen in Dörfern oder kleinen Städten vereinigt, und die Anwendung der gleichen und zierlichen Häuser nimmt sich sehr niedlich aus!

Der Dickschnabel der Philippinen (Toxia persilis), der gesellige Kernbeißer (Tox. gregaria socia) haben ihr London, Paris, Madrid, Wien, Berlin und um Deutschland nicht zu beleidigen, ihre 32 Haupt- und Großstädte, Arolsen im fürstlich Waldeckschen und Vaduz im fürstlich Lichtensteinischen nicht ausgenommen! Ohne Zweifel existiren Bürgermeister, Gemeinderäte, städtische Beamte, jedoch ist es bis heute weder gelungent ihre Bekanntschaft persönlich zu machen, noch Vogel-Universität und Vogel-Narrenhaus genau von einander zu unterscheiden!

Noch bevor die Menschen an irgend einen Weg- und Straßenbau dachten, hat der goldhaarige Sprungtaucher (Catarrhactes chrysocoma) ,der große Fetttaucher (Aptenodites patagonica) auf den Inseln des Südmeeres seine kurzführendsten Straßen zwischen hohem Grase und Gebüsch gezogen und festgetreten, daß selbst ein Mensch bequem darauf wandeln kann.

Das sogenannte Seeschaf (Puffinus brevicandus), sowie die Pinguine auf den schottischen Inseln bauen Wege und Avenuen so nett, daß nicht nur jedes Stückchen Holz und jeder Stein, der sich nicht macadamisiren — d. h. einstampfen — läßt, sondern sogar jede Graswurzel entfernt und daher der Bau so glatt und eben ist, wie es leider in vielen Städten noch immer zu wünschen bleibt!

Und wenn wir hier noch so weit gehen, den gefleckten Flossentaucher (Spheniscus demersus) zu erwähnen, der eigentlich seine Wohnung unterirdisch hat, so geschieht es, um gleichzeitig von den ersten Tunnel-Baumeistern zu sprechen. Der genannte Vogel baut seit undenklichen Zeiten unterirdische Gänge und gewölbte Galerien mit einer Geschicklichkeit und Festigkeit, die alle hohe Wertschätzung verdiente, noch bevor die Eisenbahnen und Fabrikstädte ähnliche Bauten veranlaßten.

Diese Vogel-Tunnels und unterirdischen Straßen oder Festungsgänge sind ungeheuer breit und ziehen sich so gerade hin, münden so rechtwinkelig ineinander ein und aus, daß sie kein Amerikaner schnurgerader ziehen könnte! Ja, alle Steine sind, wie bei den besten Straßenbauten, an den Rand bei Seite gelegt, wenn nicht gar ans Ende hinausgeschafft!

Der Vollständigkeit halber ist hier auch der Storch und seine allbekannte Bauart zu erwähnen, denn er hat sich selbst den Turmwächterposten ausgesucht und weiß sich die lustige Wohnung so fest und klug zu konstruiren, daß der Sturm vergebens daran rüttelt und ihn höchstens der Mühe überhebt, seine Jungen zu schaukeln!

Sehen wir nun die Bauten ober- und unterirdisch ausgeführt, Häuser, Städte, Straßen- und Pflasterbauten, so wird es interessant und herausfordernd, uns mit dem Innern der Häuser zu beschäftigen und dies einzeln näher ins Auge zu fassen.

Der edlere, der höhere Drang findet sich auch da! Die sittige „Kemenat" (Frauengemach) der Deutschen, das Gynäceum der Griechen und Römer, den „Alkoven" der Araber — viele Vögel haben das alles im innigen Liebesdrange seit Urzeiten mühevoll und kunstreichst gebaut! Zwei Kämmerchen hat das Haus der Liebe, das stille Schloß der Familienfreude; im rückwärtigen Kämmerlein hauset die sittige Gattin mit ihren zarten Kinderchen, im vorderen sitzt der Gemahl und sorgt und luget aus und horcht und späht, ob Feinde nahen und verteidigt im Notfalle sein höchstes Gut!

Die kleine Kap-Meise (Parus capensis) ist ein solcher sinniger Baumeister und Hausvater. Einige behaupten dasselbe von unserer Spechtmeise (Sitta europaea), dem Kleiber, welcher ein wahrer Baumeister ist, indem er sogar bereits Steine in seinen Lehm mengt und die ihm zu großen Baumlöcher soweit vermauert, daß die Mauer nur seinem schlanken Leibe Einlaß gewährt — dagegen auch den kecken Spechten, mit ihren hämmernden Schnäbeln festen Widerstand entgegensetzt. Diese wahre Mauer soll sich auch nach innen ziehen und zwei Gemächer verschiedener Bestimmung herstellen.

Der Bäcker, dessen Backofenhaus und Städtchen wir bereits betrachteten, zieht von seinem Eingange aus eine Scheide-

wand, welche sich kreisförmig nach hinten zieht und so das Innere in zwei Stuben scheidet.

Die Webervögel (Ploceus) sind diejenigen, welche sich die vielräumigsten und soweit nobelsten Wohnungen bauen. Der abyssinische Weber (P. abissinicus) und jener auf Madagaskar (P. persilis) errichten sich „Korridors", geschlossene Gänge, längs ihres ganzen umfangreichen Hauses, und der bengalische (P. bengalicus) hat neben diesem Korridor noch Vorzimmer, Kemenat und „Herrenabteilung", ohne sichs je einfallen zu lassen, von diesem vielräumigen Hause an irgend jemand einen Teil zu vermieten!

Die ringhalsige Schwalbe (Hirundo cayenensis) geht in ihrer Prunk-, Sittigkeits- und Bequemlichkeitsliebe noch weiter. Nebstdem, daß sie das Nest durch eine Scheidewand teilt, verfertigt sie an jenem Ende derselben, welches in die Frauen- oder Familienstube führt, wie Montbeillard erzählt, einen Vorhang aus Pflanzenwolle (Opocynum cannalinum B.). Dieser wird also beim Ein- und Ausgange bewegt und die zarte Dame, wie die schutzbedürftigen Kindlein, werden vor jeder Verkühlung, vor Schnupfen und Zugluft sorgfältig gewahrt.

Es kann demnach in dieser Häuslichkeit auch jener Fall eintreten, welcher in der menschlichen öfter vorkommt, nämlich, daß eine „Gardinenpredigt" stattfindet.

Indem wir hier von Bau und Baukunst gesprochen, haben wir uns einer großen Unhöflichkeit schuldig gemacht und es ist Zeit, daß wir sie reumütig bekennen! Wir sprachen immer mit der Geschlechtsbezeichnung „der" und ließen die Ehre den Männern; zu unserer Beschämung müssen wir jedoch eingestehen und bekennen, die Baumeister sind — Weiber!

So wie in der Vogelwelt die Weiber schweigsam und die Männer laut sind, die Weiber in der Sangeskunst stümpern, dagegen die Männer bezaubernd, zart und holdigst singen, so sind umgekehrt in den Handwerken und Künsten die Männer die Stümper und die Weiber die Meister.

Bei uns sind in der Regel die Architekten Männer. Man weiß von keiner Baumeisterin und keiner Frau zu erzählen, die selbst Häuser gebaut hätte. Dido, Zenobia, Semiramis und die Städte gründenden, Paläste bauenden Fürstinnen waren nur die Willensäußernden: jedoch Männer erdachten und schufen die Werke.

Bei den Vögeln jedoch ist es anders. Die Weibchen entwerfen Plan, Grundriß, Ausmaß und Form des Hauses, stecken die ersten Formen ab, zirkeln und messen: sie sind es, die bauen, die Männchen sind nur die Handlanger und schleppen auf einen Wink Materialien hinzu, machen zuweilen ihre Sache ungeschickt und werden fortgejagt, verderben mehr als sie gut machen, ja stehen oft müssig und pfeifen ein Liedchen, während die Frau emsig am Hause arbeitet.

Hier zeigt sich aber wieder die schöne Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes! Der Mann sorgt auswärts, sie glättet, ordnet, richtet, reiniget im Hause; das Weibchen pflückt die Dornen, die ihr sich bieten ein, formt sie mit der heißpochenden, liebeschwellenden Brust, daß selbst — — Dornen weich, geschmeidig, nützlich und wohlthuend werden.

Wie manches Weib hat auch bei uns im Leben dem Manne die Dornen so zurecht gelegt, daß er sich nicht wund ritzte, daß er die schmerzenden Spitzen nicht empfand und statt Weh noch lieblichen Nutzen aus ihnen zog?

Es ist wahrscheinlichst ein sehr fühlbarer Mangel, daß die Frauen in der Menschenwelt nicht Architekten und Baumeister sind, daß nicht ihrem zarten Sinne, ihrem feinen Denken das Schaffen der Familienhäuser überlassen ist. Wie ganz anders, wie tiefsinnigst ausgedacht und bequem, wie recht häuslich und formschön würden die Menschenwohnungen, anstatt daß sie, wie jetzt blos aus derben Männer-Händen und -Köpfen hervorgehen! Ich möchte nicht einmal fest behaupten, ein Parlamentshaus, ein Kolosseum, irgend ein Riesenwerk aus Stein und Mörtel müßte nur aus einem Männerhaupte entspringen! Fantastisch und kühn bauen, das wäre erst recht die Sache der Frauen, so wie dann andererseits das Kleine mit unendlicher Feinheit, zartem Sinne, Mannigfaltigkeit in dem Einen auszuführen — abermals ihre Sache ist! Mahnen nicht gerade die fein gemeißelten, ausgedachtesten mittelalterlichen und neuen Bauten an feine, zarte Frauenhände? Wie ganz anders, wie lieblich und mannigfaltig würde sich eine Stadt der Wohnungen ausnehmen, welche unerschöpflich launige, anziehend bunte und ätherisch schnörkelnde Frauenköpfchen ausgedacht, gezeichnet, anordnend ausgeführt

Es wäre eine überraschende, eine unendlich mannigfaltige, dadurch großartige und würdevolle Neuheit! — Jetzt tritt der Mann nur in die kahlen Wände und sagt: „Liebe Frau, das andere überlasse ich Dir!" Sie gestaltet die plumpe Nacktheit mit reichwaltender Phantasie zum unendlich reizenden Heimstübchen, zum neckisch-träumerischen Frauengemache, zum stilltraulichen, anheimelnden Familienraume! Wenn erst jeder Zugang und jeder Bauteil ihr ursprüngliches Werk wäre? Es müßte unendlich reizend und wahrhaft menschlich harmonisch in höchster Vollendung sein! — Jetzt haben wir eine Anzahl plumper, nichtssagender Häuser, Gliederreißen und Augenschmerzen; — dann blendete nur Schönheit, dann gäbe es keinen „Zug", als den des Anziehenden, dann spräche jeder Stein, jedes Gesimse, — denn im Sprechen sind die Frauen zweifelsohne nicht zu überbieten! Nur müßte ein Gesetz erlassen werden, daß die Frauen auf dem Baue nicht über ein gewisses Maß sprechen, sonst würde Babel sich jeden Tag erneuern und die Steine müßten sich wirklich erbarmen! —

Wahrhaftig, die Ungerechtigkeit, den Frauen die Hochbauten zu entziehen, rächt sich nicht nur an den Häusern, sondern auch in allen Häusern — denn nur darum kehrt sich die gesamte Bauphantasie gegen sich selbst und zu ihnen selbst zurück, und wir sehen sie in ihren selbsterfundenen und gearbeiteten Putze als Pyramiden, Rondeaus, Terrassen, Stockwerke, als förmlich wandernde gotisch-byzantinische Türme und phantastische Hochbauten ohne Maß und Ende.

Das alles ließe sich ableiten und vermeiden — denn wahrhaftig jetzt kostet manchem Ehemann ein Haus — vollständig geputzt — nicht so viel, als die vollständig verputzte Frau.

Noch einmal — kein Geschöpf der gesammten andern Schöpfung hat solche niedliche, liebevolle Wohnungen, Häuschen und Nester, als der Vogel — dies entstammt eben, weil die Männer nur zutragen, die Frauen den Plan entwerfen, das Ganze richten — es ist darum gänzlich folgerichtig, daß die Frauen unter den Menschen das Gewerbegesetz für sich in Anspruch nehmen und die Baumeisterinnen sein mögen.

In der Welt der Vögel ist dies nicht mehr nötig, sondern errungen! Im Gegenteile, es kommt bei den Sängern und Bauvögeln (Motacilla, Sylviae) vor, daß die Männer sich an den Bau machen und ihn dann den Weibern bieten; diese aber nehmen die Wohnungen nicht an — ob mit Recht, oder blos aus jener Laune im Köpfchen, welche bei den Menschen mehr gekannt ist, das dürfte erst herausgebracht werden — wir überlassen die Frage hauserfahrenen Denkern zur Lösung.

Ueber den Tierschutz.

Eine Abhandlung.

Von **Ludwig von Leyden.** (Schluß.)

Vorstehende Ausführungen genügen wohl, um einzelne, zum Nachteil des Tieres bestehende Streitpunkte ins Klare zu stellen. Die geistige Anlage des Tieres aber summarisch genommen, wird ein Vergleich zwischen Mensch und Tier das letztere nicht total in den Schatten stellen. So erzählen Burmeister und Hope, daß der brasilianische Urmensch und die Wilden auf Borneo, Sumatra und auf den Inseln Polynesiens nicht nur ihrem Aeußeren nach dem Tiere, dem Pavian, unverkennbar ähnlich sind, sondern daß deren Intelligenz sich hauptsächlich auf Essen und Trinken beschränkt und in vollständiger Apathie gipfelt. Das wären also auch Menschen, die mit den niedrig entwickelten Tieren auf gleicher Stufe stehen. Wir brauchen aber nicht einmal auf weit entlegene Erdteile oder Inseln zu streifen, um die Parallele zwischen Mensch und Tier zu ziehen. Wir nehmen nur einen in der geistigen Entwickelung zurückgebliebenen Europäer und stellen ihn an die Seite eines wohlerzogenen Hundes, Pferdes oder eines Elephanten, und wir haben den Beweis vor Augen, daß das Tier dem Menschen sogar geistig überlegen sein kann.

Das sind die allgemeinen Grundsätze, die in erster Reihe dem Kulturmenschen geläufig werden und ins Fleisch und Blut übergehen müssen, soll derselbe das Interesse des Tierschutzes erfassen und den letzteren thatkräftig fördern. Wir betonen aber ausdrücklich und wiederholt, daß die obigen Ausführungen weder der menschlichen Würde noch irgend welcher Konfession in keiner Weise nahe treten sollen. Man kann sehr wohl ein guter Christ ein gläubiger Jude oder Moslim sein und dabei die Tiere als das anerkennen, was sie sind, als fühlende mit Geistes-Kräften begabte Wesen.

Es bleibt nur noch eine Aufgabe übrig, die nämlich, um die ausgeführten Ideen in das Volk hineinzutragen und so das Mitgefühl und das Mitleid für die Tierwelt zu wecken. Mit der alten Generation kann allerdings nicht der Anfang gemacht werden, obwohl die älteren gereiften Männer durch Bildung von Lokal-Tierschutz-Vereinen Manches zur Erreichung der guten Sache beitragen können. Es darf aber den Tierschutz-Vereinen nicht allzu große Bedeutung beigelegt werden, denn die Erfahrung lehrt, daß der Erfolg und die Wirkung solcher Vereine immer örtlich beschränkte bleiben und im besten Falle nur Einzelne für die humanen Bestrebungen begeistern können. Wie aber schon erwähnt, soll die Allgemeinheit für den Tierschutz gewonnen werden.

Es steht wohl außer allem Zweifel, daß die Schule allein die Mittel und die Macht besitzt, um die Sache des Tierschutzes zu fördern und im Volke den Sinn für eine loyale und gerechte Behandlung des Tieres zu wecken. „Wer die Schule hat, hat die Zukunft" ist ein inhaltsschwerer Satz von eminenter Bedeutung, und diese Wahrheit muß im Interesse des Tierschutzes ausgebeutet werden, soll der Tierfreund praktische Erfolge sehen. Mit vielem Schreiben über den Tierschutz und lange Belehrungen bringen uns nie dem Ziele näher. Was aber die junge Generation in der Schule gelernt hat, wozu sie gewöhnt und wofür das Interesse und der Sinn des „kleinen Volkes" erschlossen ist, das macht sich auch im späteren Leben geltend und vererbt sich sodann auf künftige Geschlechter. Zwar ist der Schule von heut der Schutz und die Pflege der Tiere nicht unbekannt, aber im großen Ganzen wird diese Materie doch nur als Nebensache behandelt.

Es müßte, soll die grausame Behandlung der Tiere, die die armen Wesen vielfach erfahren, aus der Welt geschafft werden, zunächst das heutige Vorurteil einer besseren tierfreundlichen Anschauung Platz machen, d. h. man müßte die Tiere, zum Mindesten die höheren Tierklassen, als geistig begabte uns nächst stehende Wesen betrachten, die dieselben Rücksichten verlangen wie jeder einzelne Mensch. Diesen Zweck, der einen großen Kulturfortschritt bedeuten würde, zu erreichen, müßte die Schule die Sache des Tierschutzes zu einem Hauptgegenstande erheben und denselben auch als solchen mit dem nötigen Ernst und mit allen ihr zu Gebote stehenden Hilfsmitteln behandeln und fördern. Es wäre schon viel erreicht, wenn bei Behandlung der naturkundlichen Fächer jedesmal auf eine humane Pflege der Tiere, auf Berücksichtigung ihrer Bedürfnisse und Rücksichtnahme auf ihre Kräfte und Leistungen mit der nötigen Gewichtigkeit hingewiesen würde. Gerade den Tieren gegenüber sollte die Menschlichkeit im weitesten Maßstabe entgegentreten, weil das Tier, das uns so unendliche Wohlthaten erweist und uns bei dem Kulturfortschritt redlich mitgeholfen hat, keine uns verständliche Sprache besitzt, um seine Bedürfnisse uns mitzuteilen oder sein Leid uns zu klagen. Resignirt duldet unser vergessene Mitbewohner der Erde oft tagelang Qualen ohne sich helfen zu können oder ohne in der Lage zu sein, das Mitleid des Menschen herauszufordern.

Die Schule allein ist es — wir wiederholen es —, die dem Tiere ein erträglicheres Dasein schaffen kann. Freilich müßte manche Aenderung noch eintreten, soll der Tierschutz von Erfolg sein. Die Behörden würden unzweifelhaft viel dazu beitragen, wenn sie durch wiederholte Verfügungen den Schutz der Tiere im Sinne obiger Auseinandersetzung der Schule ans Herz legten und stets mit Strenge da einschritten, wo eine seichte Auffassung des Interesses, betreffend den Tierschutz, sich breit machen würde. Auch die naturkundlichen Handbücher müßten wohl sachliche wie stylistische Aenderungen erfahren, und dies würde ohne jede Schwierigkeit zu bewerkstelligen sein. Wir meinen, der Erfolg bei ernster Behandlung der Sache der Tiere seitens der Schule wäre ein sicherer und ließe nicht gar zu lange auf sich warten. Ein Dezennium allein wäre im Stande, den gewaltigen Fortschritt zu konstatiren.

Zum Schluß gestatten wir uns noch das Wort, um die „extremen Tierschützler" ein Wenig zur Raison zu bekehren. Es giebt, wie allbekannt, Leute, die sich mancher Individuen gewisser Tiergattungen mit einer solchen rührenden Liebe annehmen, als wären die Wesen ihnen ans Herz gewachsen. Ja, in einzelnen Fällen scheint es, als ob zwischen dem Pfleger oder der Pflegerin und dem „geliebten" Tiere eine Art Verwandtschaft bestände, denn anders sind die Zärtlichkeiten und die „mütterliche" Fürsorge nicht zu erklären. Wir haben wohl betont, daß dem Tiere eine größere Berücksichtigung zugewendet werden müsse und daß wir das menschliche Mitgefühl auch auf die Tiere übertragen sollen, aber es ist gewiß gegen alle Sitte und gegen alle Vernunft, Hunde und Katzen als unnütze Taugenichtse fürstlich zu verpflegen, während das Elend in Menschengestalt daneben herschleicht. Ein Tier, das keinen Nutzen bringt und selbst der Arbeit, sich Nahrung zu suchen, überhoben ist, hat keinen Lebenszweck und verdient am allerwenigsten die Auszeichnung, mit Menschen zu verkehren oder unter dieselben zu leben. Gerade diese Faullenzer aber werden vor den Menschen weit bevorzugt und scheinen nur dazu berufen zu sein, um das zu verzehren, was der Mensch mühsam geschaffen. Ist eine Katzen- oder Hundemutter kinderlos und mangelt es ihr an Beschäftigung, so würde dieselbe gewiß sich größere Verdienste erwerben, wenn sie eine der vielen armen Waisen in ihre Obhut nähme.

Ebenso ist es eine fürchterliche Uebertreibung, wenn einzelne „Tierschützler" in ihren Anschauungen so weit gehen, daß sie jede Tötung, oder wie wir es zu sagen gewohnt sind, das Abschlachten der Tiere zu unserem Nutzen gern verbieten möchten. Es sind dies zumeist die Vegetarier, welche programmmäßig jede Fleischkost verachten und den Tieren Menschenrechte beizulegen sich

bemühen. Wohl giebt es unter den Pflanzen-Essern auch solche, die animalische Speisen nur aus Prinzip, aus Gewohnheit oder aus sonstigen persönlichen Rücksichten ablehnen, ohne aber das Tier auf Menschenstufe zu stellen. Es ist eine bedauerliche Geistesverirrung, das Leben des Tieres in Schutz zu nehmen. Thatsächlich sind dem Verfasser Fälle bekannt, wo Damen und Herren nur aus dem Grunde Vegetarier geworden sind, weil sie das Schlachten der Tiere als Grausamkeit, als eine unmoralische Handlung ansehen. Diese verehrten Leute vergessen aber ganz, daß die Mehrzahl der Haustiere und der größeren Wald-, Feld- und Wassertiere überhaupt keinen anderen Lebenszweck haben, als verspeist zu werden. Man vergegenwärtige sich nur einmal, was aus uns werden sollte, wenn wir nur 10 oder 20 Jahre die Tiere sich vermehren ließen, ohne eines davon abzuschlachten. Und was sollte ferner mit den vielen Millionen geschehen, die dazu verurteilt wären, nur Gras und verwandte Pflanzen zu genießen? — Es läßt sich kaum über die heillosen Zustände nachdenken, die da eintreten müßten, wollte man den Tierschutz auch auf das Leben der Tiere ausdehnen.

Darum: Ehre wem Ehre gebührt, Schutz wem Schutz gebührt. Das Tier ist kein Mensch, aber auch nicht ein Stück Holz ohne Gefühl und Geist, sondern eben ein Tier.

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Die einschlagenden Wellen verhinderten aber meine beabsichtigte Promenade und so mußte ich gleich den Uebrigen den Tag „unten" abwarten, obgleich das Poltern und Stoßen des Schaftes und der Schraube, das Ausschnellen der Schraube aus dem Wasser und das dadurch verursachte Zittern und Beben des Schiffsrumpfes, das Geächze desselben, uns manchmal glauben ließen, wir gingen mit Mann und Maus unter. Es war fast so schlimm, als in der Sturmesnacht im Golf von Lyon.

11. März. Trübes Wetter, ziemlich starker Westwind und ungemein rauhe See; alle Oberlichter waren wieder geschlossen und wir hatten eine Menge Seekranke. Unten verbreiteten sich die mephitischen Dünste wieder von neuem, viele Seekranke zogen vor, trotz des rauhen Wetters auf Deck zu liegen, machten dasselbe aber auch beinahe unpassirbar, obgleich fleißig genug abgespült und gekehrt wurde.

12. März. Dasselbe Bild. Gegen Mittag kamen die kanarischen Inseln in Sicht; leider passirten wir sie zu sehr südlich, so daß wir den prachtvollen Pic Teneriffa (zirka 12000 Fuß hoch) diesmal nicht sehen konnten.

Abends steigerte sich der Wind und die See wurde so wild, daß wir — d. h. auch die bis jetzt gesund gebliebenen — etwas deprimirt aussahen und uns bald „terra firma" wünschten.

Viele der Emigrantenweiber, die, wenngleich krank, doch auf Deck lagen, warfen sich händeringend vor dem Kapitän oder den Offizieren nieder „eh, Signor-Commandante, andiamo a fondo" (Oh, Herr Kapitän, gehen wir unter?)

Diese Nacht brachten wir in unseren Kleidern zu, im Salon sitzend oder liegend — da es schien, als ob die „Napoli" in Stücke und Trümmer geschlagen werden sollte und als ob alle Schleußen des Himmels offen und alle Schrecken der Tiefe gegen uns losgelassen wären!

13. und 14. März. Dasselbe Lied, sogar der Kapitän, sonst stets freundlich und leutselig, wurde ob des kontinuirlichen, schlechten Wetters, das uns seit unserem Auslaufen aus Genua verfolgte, verdrießlich und mürrisch, und wir Passagiere, allerdings durch die bisherigen Erlebnisse pessimistisch angehaucht, die wir uns vorstellten, noch circa 20 Tage bis Montevideo auf diese Weise, Tag und Nacht, zubringen zu müssen, wurden fast trübsinnig.

Am 15. März klärte sich der Himmel. Die See war zwar noch sehr unruhig, immerhin nicht mehr wild; sie ließ uns wenigstens wieder zur Besinnung kommen und sofort kehrte auch der gesunkene Mut wieder, besonders als gegen 9 Uhr abends die Kap Verd'schen Inseln in Sicht kamen und wir daher im Hafen von „Sanct Vincent" eine Nacht „Ruhe" erwarten durften.

Um 10 Uhr warfen wir darin Anker und zogen die Quarentäne-Flagge auf, da wir in Quarantäne gesetzt und demnach nicht ans Land durften, weil wir im spanischen Hafen, also einem von der Cholera infizirten Lande „angelaufen" waren. In Rufesweite lagen verschiedene Dampfer, darunter auch der in Genua quasi mit uns ausgelaufene und von mir so sehr beneidete große Dampfer „Vincenzo Florio"; dieser war auch im Quarantäne. Alle diese Dampfer nahmen auf dem Kap Verd'schen Inseln, d. h. in Sanct Vincent, Kohlen ein. Der Platz selbst, den ich von früher her kenne, ist eine reine Sandwüste, meist von Negern bewohnt, denn außer dem portugisischen Gouverneur und einigen Dampferagenturen, sind nur Neger im Urtypus da, die in elenden Hütten wohnen. Die Insel, auf die Sanct Vincent liegt, trägt absolut nichts; kahle, grotesk geformte Felsen geben in ihrer rötlichbraunen Färbung dem Eilande einen düstern, quasi vulkanartigen Eindruck. Der Platz selbst nur als Kohlenstation und dadurch von Bedeutung, daß er die Verbindung zu, den anderen Inseln dieser Gruppe, wie z. B. San Antonio San Jago 2c. bildet, was er seinem von Natur aus gutem und bequemem Hafen zu danken hat.

Die anderen Inseln der Kap Verd'schen Gruppe sollen sehr fruchtbar sein, was wir schon daraus entnehmen konnten, das uns in Sanct Vinzent Früchte aller Art, Orangen, Bananen, Kokusnüsse, Ananas 2c. reichlich an Bord gebracht wurden. Zahlreiche Negerboote umschwärmten unseren Dampfer am anderen Tage und boten diese Früchte, sowie Fische, Tabak und schlechte Zigarren an — dabei tauchten die Jungen sehr geschickt und holten selbst das kleinste Geldstück, sicher und rasch aus der Tiefe. Für etwa 50 Centimes oder 1 Franks tauchten sie und schwammen unter dem Dampfer durch, was, da die „Napoli" etwa 20 Fuß Tiefgang hatte, immerhin 40 Fuß macht, eine Leistung, die umso bedeutender wird, als im Hafen zahlreiche groundsharks (Grundhaifische) waren, die in dem klarblauen Wasser auf dem etwa 10 bis 12 Meter tiefem Grunde umherschwammen und deutlich vom Dock aus gesehen werden konnten. Indessen geschah keinem der Jungen ein Leid — die Haifische blieben am Boden und machten selbst nicht auf die kleineren Fische Jagd, die in zahllosen Schwärmen und bald prachtvoll stahlblau, bald silberweiß schimmernd in der Bai umherschwammen!

Als der Morgen anbrach, erhielten wir Erlaubnis, Kohlen einzunehmen; wir gebrauchten deren als Ergänzung circa 200 Tons (4000 Zentner), dagegen durfte keine Seele an und keine von Bord. Die obenerwähnten Früchte, Fische 2c. wurden in Körben aufgezogen, die Kohlen in Säcken per Dampfkrahnen. Unser Nachbar, die „Vincenzo Florio", hatte die ganze Nacht hindurch geladen, ebenso ein anderer Dampfer und waren bei Tagesan-

bruch schon nach Süden gefahren, um uns sicher den Rang abzulaufen, es blieben dann noch ein portugisisches Kriegsschiff und drei englische Steamers; zugleich sahen wir jetzt auch die Masten eines Hamburger Dampfers, des „Tenderah" aus dem Wasser ragen. Derselbe war vor zwei Jahren auf der Heimfahrt von Chili am hellen Tage im Hafen von einem englischen Dampfer angerannt, sofort gesunken und liegt nun seitdem im Wasser; bei Nacht tragen die Masten grüne und rote Lichter, um Kollision mit anderen Fahrzeugen zu vermeiden.

Der Kuriosität halber will ich hier erwähnen, was ein Dampfer an „Kohle" per Tag konsumirt, was die Kosten einer solchen Seefahrt betragen ꝛc., da wohl mancher der Leser sich schwerlich eine Idee davon gemacht hat. Unsre „Napoli", die wie gesagt, kein großer Dampfer war und nur etwa 1200 tons register, also 1880 Tons Ladung hielt, verbrannte per Tag zirka 30 bis 32 Tonnen = 600 bis 640 Zentner Kohlen und legte damit durchschnittlich zirka 280 bis 290 Seemeilen (eine Seemeile zirka 1/4 geographische deutsche Meile) zurück; die „Vincenzo Florio" und ähnliche große englische und französische Dampfer verbrennen täglich zwischen 40 und 50 Tonnen (zirka 1000 Zentner per Tag), und die Dampfer, die von Bremen und Liverpool nach New-York fahren, gar 300 Tons (6000 Ztr.) per Tag; allerdings fahren letztere täglich 400 bis 420 Seemeilen im Durchschnitt. Die Kosten an Kohlenmaterial und Gehältern bei der „Napoli" für eine Fahrt nach dem Rio Plata und retour betragen zirka 70,000 Franks, bei den großen Dampfern fast doppelt soviel; die Schiffe müssen also schon eine gehörige Ladung an Gütern und Passagieren haben, damit sich die Fahrt rentirt.

Um Mittag kam eine portugisische Zollwache und erklärte, daß Briefe angenommen und expedirt würden, worauf sich, wer nur konnte, beeilte, noch einen Gruß nach Hause zu senden. Viele Italiener, des Schreibens nicht kundig, baten uns, ihre überschwenglichen Episteln für sie zu schreiben, was wir auch bereitwilligst thaten.

Nun kam aber die Hauptschwierigkeit für einige unserer Passagiere — wir hatten nämlich von Genua einige Livorneser Kaufleute am Bord, die behufs Korallenfischerei nach San Jago wollten, also in Sanct Vinzent aussteigen mußten; sie hatten 11 oder 12 italienische Fischer und Taucher mit sich, nebst einer Masse Apparate, Waren und Utensilien, da sie ein Jahr sich in San Jago aufzuhalten gedachten. Die Hafenbehörde wollte sie absolut nicht landen lassen, weil sie in dem spanischem Hafen von der Cholera infizirt sein sollten oder könnten, und schon mußten sie sich mit dem Gedanken vertraut machen, nach Montevideo mitzufahren und vielleicht auf der Rückreise in Vinzent landen zu können, als die Zollwache erschien. Der Beamte wurde nun von den Livornesern mit Bitten und Flehen dazu gebracht, auf ihre Kosten nach Lissabon zu telegraphiren, um Erlaubnis zur Landung zu erhalten; um 4 Uhr kam Antwort und Erlaubnis, unter der Bedingung, daß sie sechs Tage Quarantäne im Hafen in einem offenen Boote durchmachen und dann sogleich nach San Jago abfahren sollten. Ans Land durften sie nicht.

Quarantäne in offenem Boote bei der selbst im Hafen herrschenden Gluthitze war freilich keine Kleinigkeit und die Livorneser machten lange Gesichter; indessen zogen sie dies doch vor, als nach dem La Plata mitgeschleppt zu werden.

Gegen 5 Uhr kam der Kapitän einer norwegischen Brigg und erklärte sich gegen beträchtliche Zahlung bereit, die ganze Gesellschaft mit ihren Waren an Bord zu nehmen, die Quarantäne mit ihnen durchzumachen und sie dann in 2 bis 3 Tagen nach San Jago zu führen — gab auch zu verstehen, daß dann nur drei, anstatt sechs Tage durchzumachen seien, da ein goldener Schlüssel auch diese „Thüre" öffne. Die Leute nahmen dieses Anerbieten mit Jubel an, und nun gings ans Ausschiffen und Ausladen ihrer Sachen.

Während dieser Zeit fuhr eine italienische Panzer-Fregatte in den Hafen, schwenkte stolz um uns herum, wie ein Schwan um eine Ente — so war auch das Verhältnis der beiden Schiffe — und warf Anker, hatte aber etwas zu viel Dampf wie es schien und schoß noch eine Strecke fort, so daß die mächtige Ankerkette wie ein Faden zerriß und die Fregatte schleunigst den „Bordanker" auswerfen mußte, um nicht „aufzulaufen". Bald nachher spielte die Kapelle der Fregatte einige herrliche Weisen, denen wir mit Entzücken auf Deck lauschten — ein zauberischer Klang in dem von düsteren, öden Felsen und einer Sandwüste umgebenen Hafen Afrikas. „Che bellezza, che bellezza" riefen ganz begeistert unsere Italiener und applaudirten aus Herzensgrunde.

Unsere Kohlen waren mittlerweile eingeladen, die Papiere in Ordnung und so fuhren wir ab bei herrlichem Wetter und ruhiger See, daß wir das erste Mal seit unserer Abfahrt von Genua bei Tische sitzen konnten, ohne das Geschirre und die Flaschen in sogenannte „Recks" (Rahmen) befestigt zu haben und ohne daß wir uns festhalten mußten. Zum erstenmale auf dieser Reise sah ich den Sternenhimmel hell und prächtig leuchten, und zum erstenmale atmeten unsre Emigranten auf und tanzten auf Deck mit den Matrosen nach Ziehharmonika oder sangen um die Wette und zum erstenmale sah ich unseren alten Doktor auf Deck.

In der ersten Klasse spielten zwei Franzosen, ein Anwalt aus Toulouse und ein Kaufmann aus Nîmes, mit einem Italiener „Baccarat" erst um Bohnen und Zentimes; bald mischten sich zwei spanische Passagiere, sowie die übrigen Italiener ein, sogar zwei der zweiten Klasse, worunter der schon erwähnte Familienvater, kamen in den Salon und betheiligten sich am Spiele. Man sah dann schon keine Bohnen, sondern halbe und ganze Franksstücke, später verschwanden auch diese und nur Gold war „en vogue" Als um 12 Uhr die Lichter gelöscht wurden, hatten die Spanier je zirka 200 Franks und der aus der zweiten Klasse (Familienvater) zirka 180 Franks verloren! Letzterer bekam mit Recht Vorwürfe von seiner Frau: sie reisen zweiter Klasse, um einige hundert Franks zu sparen, und nun verliert ihr Mann das Geld so leichtsinnig ꝛc.; allein trotz Mahnen und Bitten von Frau und Kindern, welch' letztere ihn am Spieltische umlagerten, war der Kerl jeden Abend bis Montevideo der Erste auf dem Plane, sobald das Spiel anfing. In den ersten Tagen wurde wenigstens um 12 Uhr „Feierabend" gemacht, nachher bis 4 Uhr morgens und später bis 6 Uhr gespielt, worauf der oder die Gewinner noch einen Imbiß mit Wein kredenzten, so daß in unserer Klasse, mit Ausnahme dreier ungemein stürmischer Tage und Nächte, nie Ruhe war, denn um 7 Uhr wurde zum „schwarzen Kaffee" geläutet.

Der Kommissario, der „streng" auf Ordnung halten sollte, drückte überall ein Auge zu und ließ diese Leute schalten und walten — freilich waren — in Montevideo angekommen — verschiedene Gimpel gehörig gerupft und pumpten mich um 10 oder 20 Franks an, um nur landen zu können. Wie lobenswert und wie heilsam ist die Ordnung und Disziplin an deutschen und englichen Steamers dagegen; Hazardspiele sind hier untersagt und Punkt 11 Uhr werden die Lichter ausgelöscht — unfehlbar — dann hört der Unfug und die Störung anderer Passagiere von selbst auf. Abgesehen hiervon — das muß ich auch ganz besonders erwähnen — war das Benehmen der meisten Italiener erster Klasse in Wort und Thun ein jeden gebildeten Menschen mit Ekel erfüllendes — Johlen, Pfeifen, Schreien und Singen im Salon spät abends und früh morgens — war noch das Wenigste. Das Zotenerzählen und sich kaum halbbekleidet zum Spiel in unmanierlichster, ungenierteste Weise in Gegenwart von Frauen und Kindern hinzusetzen, wurde ruhig vom Kommissario geduldet; besonders that sich darin einer der in Sanct Vinzent gelassenen Livorneser hervor, ein ekelhafter, einfältiger Gröhler, der aber bei seinen Landsleuten seiner dummen Späße halber — scheint es — beliebt war. Die Spanier und selbst die zwei Franzosen verschworen sich, nie wieder mit einem italienischen Dampfer zu fahren; auch sie bekamen es „dicke"

und wahrlich sie haben nicht Unrecht — mich bringt auch niemand mehr unter die „bandera italiana".

17. März. — Sehr heiß. Wir empfanden jetzt schmerzlich das Fehlen von Eis; alles — Wein, Bier, Sodawasser ꝛc. — war brühwarm und kaum zu genießen. Butter und Milch gab es — wie schon erwähnt — nicht, alles wurde mit Oel gekocht, das bei der Hitze auch nicht frisch blieb und später geradezu heillos schmeckte! — Das Essen bestand in seinen Hauptbestandteilen aus Nudeln und Maccaroni (Vermicelli) — sie kamen bei jeder Mahlzeit (Frühstück und Diner) — Nachtessen gab es nicht — in drei und vierfacher Form vor und wurden stets, d. h. täglich weniger gut — kurz alles vereinigte sich, um uns diese Fahrt immer unangenehmer zu machen; vor allem war aber die gräuliche Hitze unten in den Kabinen — das reinste Schwitzbad, aber auch die reinste Marter. Die „Napoli" konnte auf der ganzen 28tägigen Reise nur vier Tage die Lucken „offen" halten, wegen ihres Tiefganges und niederen Lage der Kabinen!

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Die totale Sonnenfinsternis, Freitag den 19. August früh — ist eine Erscheinung von überraschender und unbeschreiblicher Pracht, die jedermann ohne besondere Instrumente beobachten kann, eine Erscheinung, die zugleich äußerst selten ist und die Deutschland seit 36 Jahren nicht gesehen hat. Am besten freilich wird man sie in Ost- und Westpreußen, noch besser in Rußland und im südlichen Sibirien sehen. Denn es ist der Anfang der ganzen Finsternis bei uns nicht sichtbar, da die Sonne zu der Zeit, wo der Mond beginnt vor sie zu treten, hier noch nicht aufgegangen ist. Sieht man also früh 4 ¾ Uhr die Sonne im Nordosten aufgehen, so bemerkt man, daß die dunkle und unsichtbare Mondscheibe von rechts und ein wenig von oben her bereits etwas in die Sonnenscheibe eingedrungen ist. Je höher nun die Sonne steigt, desto schmäler wird der noch erleuchtete Teil derselben und nimmt zuletzt die Gestalt einer Sichel an. Wird diese blendend helle Sichel ganz dünn und kürzen sich zugleich ihre Hörner, so weiß man, daß der Beginn der Totalität unmittelbar bevorsteht, und mit gespannter Aufmerksamkeit pflegt jedermann diesen Moment zu erwarten. Plötzlich verschwindet die dünne Sichel — mitunter zerreißt sie kurz vorher, mitunter sieht man noch eine Sekunde lang einen Punkt der Sichel sternähnlich nachglühn — und die Totalität ist eingetreten. Ein überraschender Anblick bietet sich nun dem erstaunten Beschauer dar. Wie eine dunkle, schwarze Kugel, mitten in der Luft schwebend, erscheint plötzlich der bisher ganz unsichtbare Mond, umgeben von einem Heiligenschein. Dicht am Rande des Mondes sieht man oft einzelne wie Rubinen leuchtende rothe Punkte; es sind die Protuberanzen, Flammengarben und Flammenberge der Sonne, die über den Mondrand hervorragen; sie sind bei vielen Sonnenfinsternissen mit bloßem Auge sichtbar. Weiterhin strahlt nach allen Seiten als heller Schein die „Corona" aus. Ihre Gestalt hat sich bei verschiedenen Sonnenfinsternissen sehr verschieden gezeigt und ist fast immer unregelmäßig. Während sie sich an manchen Stellen nur um ein Zehntel Monddurchmesser weit von Monde entfernt, übertrifft ihre Ausdehnung an anderen Stellen den ganzen Monddurchmesser oft bedeutend wie letzteres bei der Sonnenfinsternis von 1878 in Nordamerika beobachtet wurde, wo sie sich auf beiden Seiten vom Monde in der Richtung der Ekliptik weithin erstreckte. Vielleicht wird man diesmal die Corona sich vorzugsweise nach rechts oben und links unten erstrecken sehen. Die Figur der Corona ist oft eckig, so erschien sie 1869 in Amerika fast viereckig, und sie hat oft lange Anhängsel oder Ausläufer, die man mitunter mit Pferdeschwänzen verglichen hat und die nach der Seite scharf begrenzt sind und sich nach außen hin allmählich verlieren. Die Struktur der Corona zeigt sich oft strahlenförmig, mitunter homogen, mitunter gefaltet oder zackig. Ihre Farbe ist meist blendend weiß. Einige Beobachter schreiben ihr einen grünlichen, andre einen violetten Ton, nach innen mit rosigem Raume, zu. Das Wesen der Corona ist nach der Hauptsache noch unbekannt. Während man dieselbe früher für eine bloße optische Erscheinung hielt, nimmt man jetzt allgemein an, daß sie einen wirklichen materiellen Teil der Sonne oder der Sonnenatmosphäre repräsentirt oder von Körpern gebildet wird, die die Sonne umkreisen. Die prächtige Erscheinung der Totalität dauert aber nur ganz kurze Zeit, durchschnittlich nur 2 Minuten. Die Corona zeigt in dieser kurzen Zeit keine merklichen Veränderungen, wohl aber erleiden solche die Protuberanzen; sie pflegen an der rechten Seite zu- und an der linken abzunehmen. Sowie der erste Sonnenstrahl wieder hervorbricht, sind Corona, Protuberanzen und die schwarze Mondkugel mit einem Schlage verschwunden, und schon zeigt sich rechts oben die schmale blendende Sonnensichel, die an Breite allmählich wächst, bis fast eine Stunde später das Ende der ganzen Finsternis eintritt.

Während der Totalität werden die Sterne erster Größe und die helleren Planeten sichtbar. Links von der Sonne und etwas tiefer um fünf Durchmesser entfernt steht dicht am Horizont der Stern 1. Größe im Löwen, Regulus, wird aber in Deutschland nur an der Nordostgrenze sichtbar. Rechts, weiter nach oben, erscheint der Mars als kleiner rötlicher Punkt, weiterhin der Saturn und heller der Merkur. Die Venus ist noch nicht aufgegangen.

Ein Beobachter auf hochgelegenem Standpunkt mit weiter Aussicht hat oft bei totalen Sonnenfinsternissen das Heranrücken und Forteilen des Mondschattens über die Erdenlandschaft beim Anfang und Ende der Totalität beobachtet. Diese Erscheinung wird sich bei dieser Finsternis nicht in ausgeprägter Weise zeigen. Denn da die Sonne noch sehr tief steht, werden diesmal zuerst die oberen Schichten der Atmosphäre und event. die oberen Wolken beschattet, und sie sind es die kurz vor dem Ende der Totalität zuerst erleuchtet werden, so daß in dieser Hinsicht eigentümliche Lichteffekte hinsichtlich der Beleuchtung der Luftschichten zustande kommen dürften. Während der Totalität erscheinen auch oft die Wolken, die am Himmel schweben, mit eigentümlichem roten Licht übergossen. Es sind dies Erscheinungen, die man auch beobachten kann, wenn während der Totalität zufällig der Mond und die Corona durch eine Wolke verdeckt sein sollten. — Bei der letzten, in Norddeutschland 1851 eingetretenen totalen Sonnenfinsternis hat man vielfach auch das ängstliche und unruhige Benehmen der Tiere beobachtet, von denen viele eiligst ihre Nachtlagerstätten aufsuchten. Empfindliche Pflanzen schlossen wieder ihre Blüten. Beide Erscheinungen werden diesmal in Deutschland nicht zu beobachten sein, da die Verfinsterung am vorgeschrittenen Tage hierzu Bedingung ist.

Was die Zone der Sichtbarkeit betrifft so sei folgendes bemerkt: Die größte Verfinsterung bei Sonnenaufgang findet statt auf einer Linie, welche ungefähr die Orte Bremerhafen, Bremen, Hannover, Eimbeck, Göttingen, Heiligenstadt, Eisenach, Meiningen, Coburg, Regensburg u. s. w. berührt. Westlich von dieser Linie wird man also nur das Ende der Finsternis beobachten können, umsoweniger, je weiter westlich und von einer von Heiligenstadt nach Eupen gezogen gedachten Linie entfernt. Oestlich der erstbeschriebenen Linie kann man auch den ersten Teil der Finsternis sehen und zwar einen um so größeren je mehr man von ihr entfernt ist. Die Zone der Totalität wird begrenzt von zwei Linien, deren nördliche fast genau von Braunschweig nach Wehlau bei Königsberg (letzterer Ort sieht die Totalität nicht) und deren südliche von Weimar nach Lomza in Russisch-Polen geht. Alle nördlich, resp. südlich von diesem Streifen liegenden Orte sehen zur Zeit der größten Verfinsterung immer noch ein Stück Sonne nördlich resp. südlich des Mondrandes.

Die Dauer der totalen Verfinsterung beträgt durchschnittlich zwei Minuten, und vergrößert sich nach Osten, so daß Oletzko an der Ostgrenze die Sonne 2 Minuten und 22 Sekunden nicht sieht. In Berlin beträgt die Dauer nur 1 Minute 48 Sekunden, da es östlich der Mitte liegt. Auf den oben angegebenen zwei westöstlichen Linien selbst dauert die totale Verfinsterung nur einen Augenblick.

Deutschland hat in diesem Jahrhundert keine totale Sonnenfinsternis mehr. Es finden zwar während dieser Zeit noch sechs partiale Finsternisse statt, aber nur einmal, am 9. August 1896, wird man an den günstigst gelegenen Punkten drei Vierteile der Sonne verfinstert sehen; viermal sieht man nur die Hälfte, einmal gar nur ein Sechstel verfinstert, immer nur in der Mittellinie des Schattenweges. Die meisten Bewohner Deutschlands werden da also sehr wenig oder gar nichts sehen. Es dürfte sich also diesmal für unsere Städtebewohner verlohnen, wider ihre Gewohnheit etwas früher aufzustehen.

Litterarisches.

Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache. Von Prof. Dr. Daniel Sanders. 15. Aufl. 430 Seiten klein Oktav. Preis 3 Mk., geb. 3 Mk. 50 Pfg. Verlag der Langenscheidtschen Buchhandlung, Berlin. — Wir können das sauber ausgestattete, ungeheuer reichhaltige Buch nur jedem unsrer Leser empfehlen. Wer mit deutschen schriftlichen Arbeiten zu thun hat und über diese und jene Form des Ausdrucks im Zweifel ist, findet hier genauen und zuverlässigen Aufschluß. Und der zweifelhaften Ausdrucksweisen gibt es ja so viele, daß selbst diejenigen, die höhere Schulen besuchten, sie nicht alle alle selbstständig zu lösen vermögen. Wievielmehr ist dies aber der Fall bei der großen Mehrzahl, — bei denen, die nur Volksschulen besuchten. Hier kann das Büchlein ein wahrer Freund werden, da ja auch der Anschaffungspreis die Kräfte des Minderbemittelten nicht übersteigt.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Die Neue Welt

Nr. 17. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die antike Tanzkunst.

Kulturhistorische Skizze.

Von **W. Sorka.**

Schon in den frühesten Zeiten und bei sämtlichen Völkern des Altertums treffen wir den Tanz als notwendiges Erfordernis bei allen religiösen und weltlichen Darstellungen. Die alten Aegypter tanzten nicht blos bei den Festlichkeiten, die zu Ehren des wiedergefundenen Apis und bei sonstigen religiösen Veranlassungen veranstaltet wurden, sondern sie betrachteten den Tanz als körperliche Uebung und als nötiges Erfordernis guter Erziehung. An den Ufern des Nils führten ägyptische Priester Tänze auf, die den Lauf der Gestirne und mythologische Szenen aus der Geschichte des Osiris und der Isis darstellten. Denken wir an die tollen Orgien, die das Altertum aufweist, so finden wir Tanz und Gesang als deren Hauptgegenstand, ebenso wie bei Leichenbegängnissen Trauerreigen und Totentänze. Aus Abbildungen altägyptischer Tänzer, die man in der Grabesgrotte des Königs Amenoph II. aus Theben fand, der im fünfzehnten Jahrhundert v. Chr. lebte, ersehen wir, daß schon das graue Altertum die Tanzkunst auf einer bedeutenden Höhestufe sah; auf alten Denkmälern finden wir tanzende Gruppen, die sich bald frei, bald Instrumente spielend, in den mannigfachsten Stellungen bewegen. In einer Grabesgrotte, nahe den großen Pyramiden, finden sich Abbildungen einzelner Tänzer, welche durch Händeklatschen dort stehender Frauen, vielleicht auch durch deren Gesang im Tanze begleitet werden. Ebenso ist in einer Grabesgrotte zu Theben ein sich in die Höhe schwingender Tänzer abgebildet, dessen Tanz von 2 Männern und einer Frau, die mit den Fingern schnalzen, mit den Händen klatschen und mit einem Instrumente den Takt angeben, begleitet wird. Gleichfalls treffen wir die Stellung eines Tänzers, der mit dem vertikal in die Höhe gehobenen Fuß eine Pirouette macht, was um so merkwürdiger ist, als man bisher die Pirouette für eine Erfindung der späteren italienischen oder französischen Tanzkunst hielt. In Aegypten war der Tanz nach Regeln und Gesetzen gebildet, von denen nicht abgewichen werden durfte, wie überhaupt in allen Künsten, welche die Sitten beeinflußten, und welche mit der Religionsausübung verbunden waren.

Von den Aegyptern scheinen die Juden die religiösen Tänze bei ihrem Gottesdienst entlehnt zu haben, wie dieselben auch bei allen freudigen Gelegenheiten tanzten. Aus dem Pentateuch ist ersichtlich, daß die Juden anläßlich des Durchzugs durch das rote Meer einen festlichen Tanz aufführten, es heißt darin: „Miriam die Prophetin, Arons Schwester, nahm eine Pauke in ihre Hand, und alle Weiber folgten ihr nach mit Pauken zum Reigen, und Miriam sang ihnen vor."

Sehr bekannt ist der Tanz um das goldene Kalb, und mit welchem Eifer auch Moses diesem abgöttischen Treiben wehrte, so ging er doch unmerklich in den Gottesdienst der Juden über. Betrachten wir jenen allen bekannten Tanz Davids vor der Bundeslade, so läßt sich leicht daraus erkennen, daß die heiligen Tänze der Juden nicht aus einem feierlichen Schreiten bestanden, wie es etwa bei Prozessionsumzügen der heutigen katholischen Kirche der Fall ist —, sondern daß es wirkliche, wenn auch langsamere Bewegungen eines wahrhaften Tanzes waren. Getanzt wurde ferner bei jährlich wiederkehrenden Festen, und aus verschiedenen Psalmen läßt sich die Einführung von Sänger- und Tänzerchören beim Gottesdienst ersehen. So sind in den Tempeln zu Jerusalem, in Alexandrien und auf Garizim eigene Chöre, auf denen zu Lob- und Dankliedern die heiligen Tänze mit außergewöhnlichem Pomp ausgeführt worden. Später, unter der Regierung Herodes des Großen, wurde zum großen Aerger der, an den alten Sitten festhaltenden Juden sogar in Jerusalem ein Theater nach römischem Style erbaut, in dem sich auch Tänzer produzirten. So berichtet der bekannte Ge-

schichtsschreiber Josephus, der zwar dabei nicht sagt, ob es einheimische oder fremde Tänzer waren, wahrscheinlich jedoch ließ Herodes diese Aufführungen dem römischen Kaiser Augustus, seinem hohen Gönner zu Liebe, in römischem Geschmack und von römischen Künstlern ausführen.

Im Altertume gab es wohl kaum ein Volk, welches die körperliche Uebung des Tanzes ernsthafter und systematischer behandelte, als die alten Griechen. Die Tanzkunst bildete bei ihnen einen wichtigen Teil der Jugenderziehung und galt als eine, dem Körper heilsame Disziplin, der man selbst noch im vorgerückteren Alter huldigte. Beweis dafür, daß sie in sehr hohem Ansehen stand, ist, daß man selbst Götter und Göttinnen als Tänzer und Tanzerfinder bezeichnete, und daß die berühmtesten Helden als Anordner festlicher Reigen betrachtet wurden. In den von Orpheus eingesetzten Mysterien oder geheimnisvollen Feierlichkeiten bildeten die Tänze einen solch' wesentlichen Teil, daß man von Jemand sagte, der die Mysterien ausgeplaudert hatte, er habe den Tanz verraten. Diese heiligen Tänze (Mysterien) scheinen die Griechen, mit dem ihnen von Aegypten und Kleinasien zugeführten Kultus aufgenommen zu haben. Strabo, der griechische Geschichtsschreiber, hält solche für besonders geeignet, die Seelen der Menschen mit der Gottheit zu vereinigen. Die hauptsächlichsten dieser Tänze sind die sogenannten Hyporchemata, worunter eigentlich Lieder zu verstehen sind, die mit Zither- und Flötenbegleitung abgesungen wurden, und nach denen um den Altar und später um den ganzen Tempel herumgetanzt wurde. Athenäus beschreibt das Hyporchema als komischen Tanz, sagt aber weiter, im Widerspruch hiermit, daß die Dichter der hierzu gebräulichen Tanzlieder nicht gestatteten, sich bei der Ausführung dieses Tanzes in Stellungen und Gebärden so aufzuführen, daß es einem edlen und männlichen Charakter widerspreche. Burette glaubt auch, daß ein Tanz ernsthafter Natur gewesen sei, da er zur Verehrung des Gottes Apollo bestimmt war und, während das Opfer brannte, um den Altar getanzt wurde. Dazu würde ein komischer Tanz allerdings schlecht angethan gewesen sein. Plutarch sagt, die Hyporchemata wären nicht wie die komischen und satyrischen Tänze mit der Flöte begleitet worden, sondern allein mit dem Klange der Zither. Derselbe Geschichtsschreiber hält als vorzüglichsten Komponisten derselben Xenodamus. Die Hyporchemata scheinen übrigens die gleiche Art von heiligen Tänzen gewesen zu sein, wie sie bei den Aegyptern und Hebräern üblich waren. Als David um die Bundeslade tanzte, tanzte er nach hebräischer, vielleicht sehr wenig verschiedener Art ein Hyporchema, und so wie überhaupt von den alten jüdischen und heidnischen Zeremonien viele in den neueren christlichen Religionsgebrauch übergegangen sind, so scheinen insbesondere Spuren der alten Hyporchemata in den Prozessionen der katholischen Kirche um den Altar, bei Austeilung des Abendmahls, gewissermaßen noch vorhanden zu sein.

Man muß sich aber unter den religiösen Tänzen der alten Griechen nicht blos Ergüsse kindlicher Freude, sondern schon vollkommen ausgebildete pantomimische Darstellungen denken. Dieses beweisen alte Denkmäler, auf denen solche Tänze abgebildet sind, und Pollux' Beschreibung der aus Pantomime und Tanz bestehenden Aufführung, die den Sieg des Apollo über den Drachen Python in 5 besonderen Handlungen nachahmte. In diesem uralten heiligen Ballet wurde der Anfang mit Vorbereitungen zum Kampfe gemacht und zugleich mit Erforschen des Ungeheuers, ob dasselbe in seiner Größe und Kraft eines Gottes wohl würdig sei. Hierauf folgte die Herausforderung, dann der Kampf, darauf die Erlegung und endlich das Siegesfest, welches durch fröhliche Tänze gefeiert wurde. Flöten, Guitarren und Trompeten begleiteten die bedeutsame Handlung mit charakteristischem Ausdruck, den man so weit trieb, daß man das Zähneknirschen des verwundeten Tieres durch eigentümlichen Trompetenschall nachzuahmen suchte. In jener frühen Zeit, wo der Tanz, durch die Religion geheiligt, mit Leben und Kunst eng verbunden war, waren auch die großen Dichter die eigentlichen Meister dieser Kunst. Thespis, Phrynichus, Pratinus u. a. kennen wir als Lehrer der Tanzmusik. Arion und Tyrtäus haben berühmte Tänze erfunden, und Aeschylus, der große Dichter, hat sich um die Erweiterung der Gebärdenkunst, sowie um die Ausbildung des szenischen Tanzes sehr verdient gemacht.

Zu Zeiten des Homer und Hesiod wurden die Tänze nur als Erholung bei Gastmählern und Hochzeiten genannt, später wurden sie aber ein notwendiger Teil theatralischer Aufführungen. Als solche war sie denn auch zur höchsten Glanzzeit der griechischen Bühne allgemein beliebt. Plato führte mit einem Chor tanzender Knaben kostbare zyklische Reigentänze auf, und Alcibiades ergötzte das Volk häufig durch theatralische Aufführungen und Tänze, deren Glanz den Neid der Mitbürger erregte. Es ist nicht zu verwundern, daß man einen so hohen Wert auf Tanz und Tanzfeste legte, da die größten Dichter, Feldherren und Weltweise sich selbst angelegentlich mit der Tanzmusik beschäftigten. Sophokles war ein berühmter Reigenführer und Tänzer, der schon als Knabe nach der Schlacht bei Salamis um die Trophäen getanzt haben soll; Epaminondas rühmte man als ebenso sehr geschickt im Tanze, und Sokrates bekräftigte seine Schutzrede auf die Tanzkunst am trefflichsten durch die That, indem er nicht blos tanzen lernte, sondern sich darin auch fleißig übte. Er zählte das Tanzen zu den hervorragendsten Lehrgegenständen und wichtigsten Künsten, weil es im Aeußern und zugleich auch im Innern Ebenmaß und Grazie, Anstand und musikalische Schönheit erzeuge, worauf er und sein Zeitalter einen sehr hohen Wert legten. Plato, der das Tanzen eine liebliche, freudige Gabe der Götter nennt, bezeichnet jene, die keine Lust dazu haben, als grobe, unartige Tölpel.

Es ist natürlich, daß die Griechen bei ihrem feinen Auge für körperlichen Anstand in Gang, Haltung und Bewegung, diese bei uns leider oft nur als Aeußerlichkeiten betrachteten Dinge sehr wert schätzten. Man ging bei ihnen hierin so weit, daß man von der Bewegung und dem Gange einer Person auf deren Charakter schließen zu können glaubte. Bei ihnen herrschte größte Sittsamkeit im Gesichte sowohl, als in allen ihren Bewegungen und schon das schnelle Gehen war ihrem Begriff des Anständigen entgegen, ebenso stellten sie nicht selten das freche Sprechen und schnelles Gehen zusammen. Die alten Künstler beobachteten diese Sittsamkeit selbst bei den Statuen der Tänzer und Tänzerinnen, und Athenäus sagt, daß in späteren Zeiten diese Statuen wieder den Tänzern zum Muster gedient hätten, um sich in den Grenzen des Anstandes zu halten. Plato sagt so einmal gelegentlich eines Spazierganges des Protagoras mit seinen Schülern: „Diesen Chor aufmerksam betrachend, ergötzte ich mich besonders daran, wie artig sich die Schüler in Acht nahmen, niemals dem Protagoras vorn im Wege zu sein, sondern wenn er mit seinen Begleitern umwendet, wie ordentlich und geschickt diese Hörer zu beiden Seiten sich teilten und sich dann im Kreise herumschwenkten, um fein artig immer hinten zu bleiben."

Ueber die alten griechischen Tänze ist nun sehr viel geschrieben worden, aber trotz der angestellten gelehrten Forschungen darüber, kann man sich doch kaum mehr als eine skizzenhafte Vorstellung machen, da das Altertum als von etwas ganz Alltäglichen nur spärliche Berichte hinterlassen hat. Scaliger führte zwar vor Kaiser Maximilian den pyrhichischen Tanz in voller Rüstung auf, und Professor Meibom versuchte zur allgemeinen Erheiterung vor dem schwedischen Hofe nach einer altgriechischen Arie altgriechisch zu tanzen, dies waren aber nichts als Charlatanerien, an die diese beiden Herren vielleicht selbst glaubten, die aber für die Kritik nichtig sind.

(Schluß folgt.)

Die Arier.

Von **Friedrich von Hellwald**.

Arier, im Sanskrit ârya, heißt Ehrwürdige, Erhabene. Mit diesem Namen zeichneten sich die drei oberen Klassen der alten Inder, welche aus den Gebirgen des Nordwestens in die Gangesebene herabstiegen, die einheimische Bevölkerung unterjochten und in die niedrigsten Kasten ordneten. Seitdem die vergleichende Sprachforschung, die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit einer ganzen Reihe von Idiomen mit dem Sanskrit der alten Arier nachgewiesen hat, kennt die Ethnographie eine arische Völkerfamilie oder Rasse. Im gemeinen Sprachgebrauche betrachtet man die Arier im Gegensatz zu den Basken, Kaukasiern und Hamito-Semiten als eine besondere Rasse, eine Bezeichnung, die, streng genommen, nur der gesamten mittelländischen Völkergruppe zukommt.

Theodor Pösche aus Washington will sie aber auf Grund ihrer leiblichen Beschaffenheit in der That als eine eigene, von den übrigen durchaus getrennte Rasse angesehen wissen. Ihm zufolge bilden nämlich die weißhäutigen, blauäugigen, blondhaarigen Menschen mit üppigem Bartwuchse für sich eine Rasse, denn alle anderen Rassen haben, diese einzige ausgenommen, dunkle Augen und dunkles Haar. Die blonde Rasse zeichnet sich zudem noch durch auffallende Körpergröße und dolichokephalen (langköpfigen) Schädel aus. Damit ist nicht gesagt, daß sich nicht auch Kurzschädel unter denselben finden, doch lassen diese sich meist auf andere Weise ungezwungen erklären. Ob nun die Arier ursprünglich dolichokephal oder brachykephal (kurzschädlig) gewesen, wird sich mit völliger Gewißheit wohl niemals feststellen lassen, sicher ist aber, daß sie bloß lang- oder kurzköpfig, nicht etwa lang- und kurzköpfig gewesen sein können, denn wenn nicht ganz bestimmte Merkmale einer Rasse zugesprochen werden, so wird der Rassenbegriff überhaupt aufgehoben. Im Falle der Arier spricht indes eine ansehnliche Reihe von Gründen für die Langköpfigkeit. Vergleicht man nun die Sitze der blonden Menschen mit dem Sitze der Völker indogermanischer Zunge, so ergiebt sich, daß sie identisch sind: die blonden Völker sprechen indogermanisch, und die indogermanischen Idiome müssen als das eigenste Produkt dieser Völker angesehen werden, für welche der Name Arier mehr und mehr in Aufnahme gekommen ist. Mit diesem verbinden wir einen ethnischen Begriff, während die meist als gleichwertig gebrauchte Bezeichnung Indogermanen ein rein linguistischer Begriff ist. Da im Laufe der Zeit viele Nichtarier indogermanische Idiome angenommen haben, so sind nicht alle Indogermanen Arier, wohl aber alle Arier Indogermanen.

Dermalen unterscheidet man zwei große, von einander getrennte Gruppen der Arier, nämlich Ost- und Westarier. Erstere umfassen die asiatischen, letztere die europäischen Arier. Die Linguistik hat festgestellt, daß beide Teile dereinst mit einander vereint gelebt, wo aber die Urheimat der Arier zu suchen, bildet eine noch ungelöste Streitfrage. Früher, und teilweise noch jetzt, suchte man sie im Quellengebiete der beiden Flüsse Oxus und Faxates auf der Hochebene Pamir und auf den Hochlanden nördlich von Eran, vermutlich deswegen, weil dieser Punkt den Sitzen der beiden am weitesten nach Osten gezogenen Abteilungen dieses Stammes, den Eraniern und Hindu, am nächsten ist und diese Völker erwiesenermaßen von Nordwest und Nordost in ihre Sitze eingewandert sind. Man hat aber, wohl nicht mit Unrecht, dagegen geltend gemacht, daß der gemeinsame Sprachschatz der Arier keine Spuren irgend einer Bekanntschaft mit der Fauna und Flora Asiens verrät, dagegen die Bezeichnung mehrerer allen indogermanischen Völkern bekannten Bäume, wie der Birke, der Buche, der Eiche, eher nach Osteuropa als nach Asien hinweisen. Auch war der Habitus der Arier ein entschieden nördlicher. Es haben daher mehrere Gelehrte, voran R. G. Latham, dann Th. Benfey, Laz. Geiger, Fried. Spiegel, Cuno, Fried. Müller den Ursitz, d. h. jenen Punkt, auf welchem die Arier noch zuletzt als ungetrennte Einheit saßen, in der lithauisch-russischen Ebene, ja sogar noch weiter westlich gesucht. Nach Dr. Cornelius Fligier hätte man Südrußland, und nach Cuno die Gegend zwischen dem Schwarzen und dem baltischen Meere, dafür anzusehen, während Pösche in den darin gelegenen ungeheuren Rokitno-Sümpfen die Urheimat der Arier findet. Pösche hat vielfachen Tadel erfahren, dem aber nur teilweise beizustimmen ist. Der gelehrte Anthropologe A. Ecker würde es vielmehr als einen sehr großen Erfolg betrachten, wenn vorerst nur die beiden Sätze Pösche's zur allgemeinen Anerkennung gelangten: 1. daß die Blonden, man nenne sie nun Arier oder einfach Blonde (Santochroi), einen besonderen, wohl charakterisirten Menschenstamm bilden; und 2. daß die Heimat dieses Stammes nicht in Asien, sondern in Osteuropa zu suchen ist. Jedenfalls muß sich nicht bloß der philologisch gebildete Geschichtsforscher, sondern auch der Geograph gegen die Verlegung der arischen Ursitze auf das zentralasiatische Gebirgsmassiv sträuben.

Ehe sich die Arier spalteten, waren schon die wesentlichen Grundlagen einer Kultur vorhanden und die geteilten Stämme nahmen sie als gemeinsames Erbe mit in die Fremde. Schon das arische Urvolk sprach eine herrliche, überaus wohlklingende Sprache, woraus sich dann die einzelnen Idiome entwickelten. Jene Ursprache nun läßt auch die Grundzüge des damaligen Kulturzustandes erkennen.

Zunächst finden wir die Familienverhältnisse ziemlich scharf und stets sinnvoll ausgeprägt. Die einschlägigen Bemerkungen erstrecken sich nicht nur auf die näher liegenden Begriffe für Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, sondern auch auf die weitere Verwandtschaftsgrade bezeichnenden und eine Familienverfassung nahe legenden: für Oheim, Neffe, Enkel, Schwiegervater, Schwiegermutter, Schwager, Schwägerin. Diese wichtigsten Verwandtschaftsverhältnisse erscheinen als altgeheiligt und unwandelbar. Ebenso finden sich die allgemeinere Begriffe kennzeichnenden Benennungen für Mann, Frau, Jüngling, Mädchen und Witwe, welch letztere indes meist mit dem Gatten zu sterben verurteilt war. Die indische Witwenverbrennung ist noch ein Ueberbleibsel aus ältester arischer Zeit. Manches deutet auch auf Monogamie hin, die bei den Ariern als Regel erscheint; wir sehen die Frau als Gattin und Mutter dem Manne nicht als Sklavin unterworfen, sondern an Ehre und Würde nebengeordnet. Und wie dem Manne das kraftfordernde Arbeiten zukam, so den Frauen Spinnen und Nähen. Viehzucht und ein höchst primitiver Ackerbau mit nomadischem Charakter waren wohl die Hauptbeschäftigung der Arier.

Fast in derselben Mannigfaltigkeit wie heute umgaben unsere Haustiere den Besitzer, vornehmlich Stier und Kuh, aber auch Pferd, Schaf, Ziege und Schwein; dazu kommt Gans und Ente; es schützte den Herrn und sein Haus der treue Hund. Die friedliche Thätigkeit erstreckte sich auf die rohesten Anfänge des Landbaues; es gab ein umfriedetes Feld, auf dem der Pflug seine Arbeit hatte und es wuchs da ein Getreide (sicherlich Gerste, wahrscheinlich auch Weizen und vielleicht auch Hafer), das die Mühle für den menschlichen Gebrauch zurüstete und gebacken neben dem gekochten Fleische der Haustiere als Lebensunterhalt diente. Um aber den Acker mit dem Pfluge zu bestellen, mußte man die Tiere unter das Joch bringen: ein Wagen führte die Früchte des Feldes heim. Im Hause wie auf dem Altare loderte das Feuer, doch würzte nach Hehn und Schleiden Salz noch nicht die Speisen, während Benfey die entgegengesetzte Meinung ausspricht. Als Getränk kannte man allerdings noch keinen Wein, wohl aber schon eine aus Pflanzensäften gepreßte berauschende Flüssigkeit, die zum Opferkult in naher Beziehung stand. Weiter erstreckte sich die Thätigkeit auf die Kunst des Webens, Flechtens und Nähens. Die Kleidung bestand ursprünglich aus Tierfellen, später vegetabilischen Stoffen. Auffallend ist, daß die Arier, welche das Schaf besaßen und wohl sein Fell mit Vorliebe trugen,

doch die Wolle nicht benutzten. Allgemein verbreitet war dagegen die Sitte des Anmalens. Was die Wohnungen anbetrifft, so bestanden Haus und Hof mit befestigter Thür, mit schirmenden Hürden und Hecken, ja sogar Dörfer und größere Zusammenwohnungen. Vor der Trennung lernten die Arier die Metalle kennen, die ihnen in bearbeitetem Zustande von außen gebracht wurden.

Die älteste arische Sprache trennt die Metalle noch nicht genau, und daraus geht wohl eine äußerst geringe Kenntnis der Metalle bei den ältesten Ariern hervor. Man benutzte Gold und Silber, beide jedoch nicht als Tauschmittel — als solches diente das Vieh — sondern lediglich als Kleinodien oder Körperschmuck, dann Kupfer; ob auch Eisen wird aber so lange unentschieden bleiben müssen, bis die sprachforschenden Geschichtsschreiber für die Erklärung von Sanskrit: ayas, ob Erz oder Eisen, etwas mehr als widersprechende Behauptungen bieten können. Den Gebrauch der Bronze kann man den Ariern allerdings nicht absprechen, doch folgt durchaus nicht, daß sie dieselbe auch erfunden haben. Vieh, Ackerbau, Töpfergeschirr, geschliffene Steinwaffen, machen, denkt Pösche, die Signatur der ältesten Kultur der Arier aus. Das Meer kannte man anfänglich nicht, wohl aber die Schiffahrt; man besaß Boote, Einbäume, auf den Flüssen, später auch auf dem Meere. Schrift besaßen die Arier nicht; diese wurde erst viel später von den Semiten entlehnt. Im Allgemeinen muß man sich hüten, diese älteste Kultur der Arier zu überschätzen. Dafür spricht, daß von einem Staatsleben kaum die Rede war; zwar stand an der Spitze der einzelnen Stämme ein Häuptling, König; aber war dessen Gewalt schon über seinen Stamm eine äußerst beschränkte, so war der Zusammenhang der Stämme selbst ein ganz loser. Dagegen mag die individuelle Freiheit des Mannes und Familienoberhauptes in hohem Grade entwickelt gewesen sein. Auf die Geistesbildung der Arier wirft der Umstand Licht, daß sie zwar des Dezimalsystems beim Zählen sich bedienten, aber nur bis hundert zählen konnten, wahrscheinlich auch eine Abgrenzung der Zeit feststellten und endlich zur Religion die ersten Keime legten. Das Göttliche wurde in dem hellen Himmel verehrt, welcher der Leuchtende schlechtweg heißt, von dem man sich Licht und Wärme und alles Gedeihen entstanden und abhängig dachte. Daneben spielen mehrere andere Naturerscheinungen eine Rolle, zu denen das Auge des Naturmenschen teils in Vertrauen, teils in Besorgnis blickte, je nachdem dieselben im Verlaufe sich wohlthätig erwiesen oder nicht. Diesen Göttern wurden auf steinernen Altären auch Menschen geopfert, doch gab es weder Tempel noch Idole. — Dies in großen Umrissen der Kulturstand der Arier vor der Trennung ihrer verschiedenen Zweige. Solcher zählt man sieben bis acht, nämlich: Inder, Eranier, Illyrier (als deren Ueberreste die heutigen Schkipetaren oder Arnauten zu betrachten sind), Griechen, Italer, Kelten, Slaven und Germanen, welche wieder, je nachdem sie früher oder später vom gemeinsamen Stocke sich losgetrennt und längere oder kürzere Zeit unter einander eine Einheit gebildet haben, in mehrere Gruppen zerfallen. Nach Friedrich Müller lösten sich zuerst die Illyrier ab und zogen nach Süden, wo sie die Balkanhalbinsel und die Küsten Italiens in Besitz nahmen. Später zerfiel der übrig gebliebene Grundstock in zwei Teile: einerseits Kelten, Italer und Griechen, andrerseits Ost-Arier, Slaven und Germanen. Darauf lösten sich von der ersten Gruppe die Kelten los, gegen Westen ziehend, während Italer und Griechen noch geraume Zeit beisammen blieben. Ebenso sonderten sich die Germanen von den Ost-Ariern und den Slaven, gegen Norden sich wendend. Zuletzt endlich lösten sich die Italer von den Griechen und die Slaven von den Ost-Ariern, welche ihrerseits in Eranier und Indier zerfielen.

Aber auch nach dieser allseitigen Lostrennung blieben noch manche der Völker in einem innigeren Verkehr, wie die Italer und die Griechen, die Eranier und die Inder, die Slaven und die Germanen, wodurch manche Berührungspunkte im Leben der angegebenen Völker geschaffen wurden. Nach diesem in Kürze entworfenen Stammbaume der Arier haben die dazugehörigen Völker bedeutende Wanderungen unternommen. Weit nach Osten zogen die Eranier, zu denen die heutigen Perser, Türken, Osseten, Armenier, Beludschen und Afghanen gehören, und zu denen im Altertume die meisten Völker Kleinasiens, die Phryger, Kappadoker zählten, und die Hindu, welche gegenwärtig die Halbinsel Indien vom Norden bis zum Dekkan mit Ausschluß einiger Gegenden im gebirgigen Innern bewohnen. Weit nach Westen und Südwesten kamen zuerst die Kelten, wo sie die Basken vorfanden und verdrängten; später treten die Italer auf, von der italischen Halbinsel aus über den ganzen Südosten Europa's sich verbreitend und die Kelten verdrängend; zuletzt endlich erschienen die Germanen und Slaven, die beiden mächtigsten Stämme der Jetztzeit.

Die Zeit dieser arischen Einwanderung von Osten her in unseren Erdteil mag etwa 2000 Jahre vor unserer Aera liegen; zu einem gewissen Abschlusse ward sie aber erst durch die große Völkerwanderung im fünften Jahrhundert v. Chr. gebracht. Als nun die ersten Arier unseren Weltteil besetzten, fanden sie denselben schon bewohnt von Menschen anderen Stammes, welche sie unterdrückten oder zurückdrängten, nach Umständen aber auch neben sich weiter fortleben lassen mußten, sie mehr oder weniger absorbirend. In welchem Maße? Dies läßt sich leider nicht ermessen. Sicher ist es aber, daß solch' eine Mischung, und zwar in beträchtlichem Maße stattfand, denn zumeist erschlugen die Sieger blos die Männer, stets aber schonten sie die Weiber und verbanden sich am Ende mit ihnen.

Nicht blos die heutigen Nationen Europa's auch jene, welche, wie Griechen und Römer, Kelten und Germanen uns zuerst geschichtlich entgegentreten, waren schon Mischlingsvölker; der reine Arier ist nach einem treffenden Ausspruche Prof. H. Kern's in Europa eine Mythe. Pösche zeigt, wie die charakteristischen Merkmale der Arier in zwei Klassen zerfallen, von denen jede sich ganz verschieden bei der Vererbung verhält. Was nämlich Körpergröße und Schädelform betrifft, so zeigen die arischen Mischlinge einfach Zwischenformen, welche die entschiedene Tendenz haben, im Laufe der Generationen immermehr dem Prozentsatze arischen Blutes in ihnen zu entsprechen. Ganz anders verhält es sich mit dem Kolorit. Hier zeigt sich das helle Kolorit, weiße Haut und blaue Augen, entschieden als das stärkere und gewinnt an Boden. Einzelne Reste der vorarischen Bevölkerung, aus welcher die gedachten Mischlinge entstanden, haben sich aber bis heute erhalten, und ihre Spuren sind noch fast allenthalben erkennbar.

Curare.

Von **Damian Gronen.**

An Nichts zeigt sich der menschliche Scharfsinn und Erfindungstrieb in höherem Grade, als im Zerstören und Vernichten. Ohne daß wir zum Belege dafür hier auf die reichen und großartigen Hilfsmittel, mit welchen eine hochentwickelte Zivilisation die moderne Kriegskunst ausgestattet hat: auf Zündnadelgewehre, Armstrongkanonen, Congreve'sche Raketen, Torpedos und wie alle diese zur fabrikmäßigen Menschenvertilgung eingerichteten Mordmaschinen heißen mögen, hinzuweisen brauchen, finden wir auch schon bei den wildesten, noch im Naturzustande lebenden Völkern, deren rohe Kulturanfänge noch nicht

einmal über den Gebrauch der primitivsten Angriffs- und Verteidigungsmittel hinausgekommen, in allem was auf Mord und Vernichtung abzielt, eine Erfindungsgabe und ein Raffinement, welche wirklich in Erstaunen setzen. Allerdings ist die Waffenausrüstung des Indianers nach unseren Begriffen eine sehr notdürftige und mangelhafte und beschränkt sich in der Regel nur auf Pfeil und Bogen, Spieß und Art; allein derselbe besitzt noch eine Waffe ganz anderer und gefährlicherer Art, mit deren Hilfe er Tod und Verderben ohne Rettung unter die Feinde sendet und diese Waffe — ist das Gift, das furchtbarste Gift, das je eine Menschenhand gemischt. Inmitten der üppigen Vegetation des Urwaldes aufwachsend und mit den mannigfachen Eigenschaften der ihn umgebenden Gewächse vertraut, hat der rauhe Sohn der Wildnis gelernt aus Pflanzensäften einen Giftstoff zu bereiten, in welchen eingetaucht die Spitze des Pfeiles zu dem tötlichsten der Geschosse wird, das, an welcher Stelle es auch den Körper treffen mag, unfehlbaren Tod bringt. Die Anwendung des Pfeilgiftes ist fast bei allen Indianerstämmen verbreitet und macht erst in der neueren Zeit, wo auch die Feuerwaffen bei ihnen Eingang finden, allmälich dem Gebrauche von Pulver und Blei Platz. Wiewohl man jeden tötlichen Stoff, mit dem der Wilde seinen Pfeil vergiftet, Pfeilgift nennen könnte, so trägt doch diesen Namen vorzugsweise nur das von den Ureinwohnern Südamerikas allgemein angewendete und aus dem Safte einer Liane bereitete mörderische Gift, das die Indianer, nach dem Namen der dasselbe liefernden Schlingpflanze, Curare oder Urari (auch Woorara, Wurari und Wurali) nennen, mit dessen Geschichte wir den Leser in dem Nachstehenden etwas näher bekannt machen wollen.

In Europa kennt man das Curare schon seit der Entdeckung Guyana's im Jahr 1595, wo Sir Walter Raleigh einige damit vergiftete Pfeile aus diesem Lande mit nach England zurückbrachte. Lange Zeit herrschten jedoch über die wahre Natur und Bestandteile die irrtümlichsten und widersprechendsten Ansichten, indem die einen, wie Humboldt und Boussingault, das Curare für eine Substanz von rein vegetabilischem Ursprunge erklärten, während verschiedene andere Reisende behaupten, daß es seine giftigen Wirkungen größtenteils dem Gifte von Schlangen verdanke, das bei der Zubereitung desselben eine Hauptrolle spiele. Erst ein neuerer Reisender, Emil Carrey, klärte die Widersprüche auf, indem er durch seine in verschiedenen Gegenden gesammelten Beobachtungen nachwies, daß das Curare nicht von allen Indianern auf dieselbe Weise zubereitet werde, daß allerdings manche Stämme auch Schlangengift darunter mischen, daß aber der wesentliche und nie fehlende Bestandteil desselben der giftige Saft der schon erwähnten und zu einer Strychneenfamilie gehörenden Liane sei, und daß folglich jene Verschiedenheiten in den Angaben der Reisenden auf mehr unwesentlichen, blos zur Verstärkung des Giftes dienenden Beimischungen, zu denen an manchen Orten auch spanischer Pfeffer und der Saft zerquetschter giftiger Ameisen gehören, beruhen.

Während seiner großen südamerikanischen Reise zwischen den Jahren 1799 und 1804 hatte Alexander von Humboldt die interessante Gelegenheit, einmal der Zubereitung des Pfeilgiftes beizuwohnen, welche in der Regel von einem Feste (fiesta de las juvas), ähnlich dem unserer Weinlese, begleitet ist. Nachdem die Wilden Giftlianen (juvas) in den Wäldern gesammelt und auf dem hierzu bestimmten Platze zusammengetragen haben, überlassen sie sich der Lustbarkeit und dem Vergnügen, wobei sie sich mit einem besonderen alkoholischen Getränke, das die Frauen zubereiten, berauschen. Zwei Tage lang sieht man nichts als trunkene Menschen. Während nun so alles im Taumel des Rausches ruhig schläft, zieht sich der in das Geheimnis der Zusammensetzung des Curare eingeweihte Aelteste, der zugleich die Stelle des Wahrsagers und Arztes in dem Stamme bekleidet, an einen abgesonderten Ort zurück, zerquetscht die Lianen, kocht den Saft und bereitet so das Gift, das hierauf in kleine irdene Gefäße eingefüllt wird. Dieser mit einem mysteriösen und halbreligiösen Nimbus umgebenen Operation beizuwohnen, war jedoch Humboldt nicht gestattet. Bei den Indianern von Mesaya, dem einzigen Stamme, wo man die Einzelnheiten des Verfahrens etwas genauer beobachten konnte, findet die Bereitung des Pfeilgiftes in der Weise statt, daß man die zerschnittenen und zerquetschten Lianen erst 48 Stunden lang im Wasser maceriren läßt, dann auspreßt und die hierdurch erhaltene und filtrirte Flüssigkeit langsam über einem gelinden Feuer abdampft, worauf man den Rückstand in kleine Gefäße füllt, welche auf glühender Asche stehen. Wenn die Flüssigkeit infolge der allmälichen Verdunstung Syrupkonsistenz erlangt hat, so werden derselben einige Tropfen von dem den gefährlichsten Schlangen entnommenen Gifte hinzu gesetzt, und die Operation hat ihr Ende erreicht, sobald die Masse vollkommen trocken geworden ist.

Das Curare ist, wie es sich in den oben erwähnten irdenen Näpfchen findet, eine schwarze Substanz, welche in ihrem äußeren Aussehen große Aehnlichkeit mit dem Süßholzextrakt oder den Lakritzen hat. Der wirksame Bestandteil desselben ist im Wasser, im Blute und überhaupt in allen animalischen Flüssigkeiten, sowie auch im Weingeiste löslich, und scheint auch nach einer langen Reihe von Jahren nicht das Geringste von seinen giftigen Eigenschaften einzubüßen. So bewahrt z. B. Herr Claude-Bernard, der berühmte französische Physiolog, dessen Mitteilungen wir größtenteils die nachfolgenden Angaben über die Wirkungsweise des Curare verdanken, dieses Gift seit zehn Jahren in einer wässerigen Lösung auf, ohne daß dadurch die Wirksamkeit desselben im mindesten verändert worden wäre. Wie man das Strychnin aus der Brechnuß und das Morphin und das Narkotin aus dem Opium dargestellt hat, so ist es auch Boussingault gelungen, aus dem Curare den eigentlich wirksamen Bestandteil, das Curarin in Gestalt eines krystallisirbaren, hornartigen Alkaloids auszuziehen, das für sich fast alle Eigenschaften des Pfeilgiftes besitzt, in demselben aber mit vielen Unreinigkeiten vermengt ist. Das Merkwürdigste bei dem Curare ist, daß dasselbe, ähnlich wie die meisten Schlangengifte, nur dann seine tötlichen Wirkungen äußert, wenn es direkt in das Blut gelangt, dagegen aber ganz ungefährlich und wirkungslos ist, wenn es direkt verschluckt und also auf dem Wege der Verdauung dem Blutstrome zugeführt wird, indem es hierbei, namentlich in der Leber eine vollständige Umwandlung erleidet. Es gehört demnach keineswegs, wie man dies aus den romantischen Schilderungen vieler Reisebeschreibungen entnehmen könnte, besonders viel Heldenmut oder Opferwilligkeit dazu, eine durch einen Schlangenbiß oder einen vergifteten Pfeil hervorgebrachte Wunde auszusaugen, was, wenn es sogleich geschieht, den Verletzten häufig vor den übeln Folgen der Vergiftung zu schützen vermag. Die Indianer verschlucken sogar ziemlich voluminöse Pillen aus Curare als Heilmittel gegen epileptische Zufälle; doch giebt es auch hier eine gewisse Grenze, bei deren Ueberschreitung das Gift, auch durch den Darmkanal in den Körper gebracht, seine verderblichen Wirkungen äußern kann. Außerdem hat Claude-Bernard bei den jungen Tieren die Beobachtung gemacht, daß das Curare von denselben im nüchternen Zustande, wo die Absorption eine viel raschere und lebhaftere ist, nicht mehr ohne Gefahr verschluckt werden kann.

Durch einen Stich oder eine sonstige Wunde in das Blut gebracht, wird dagegen das Curare eines der furchtbarsten Gifte, durch dessen tötliche Wirkung z. B. ein kleiner Vogel augenblicklich wie durch einen Blitzstrahl niedergestreckt wird. Größere Tiere widerstehen dem Gifte etwas länger und sterben in der Regel erst nach 5 bis 10 Minuten.

(Schluß folgt.)

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien-Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Die Hitze war so drückend, daß man sich scheute, in die Kabinen hinabzugehen und morgens kleideten sich fast alle männlichen Passagiere auf Deck an, da es faktisch unten nicht zum aushalten war. Gern wären wir die ganze Nacht oben geblieben, aber um 12 Uhr wusch, fegte und bespritzte man das Deck, so daß man „weg" mußte. Dazu kam eine Masse Ungeziefer und große Käfer, sogenannte Kakerlaken in die Betten und fielen sehr lästig; unsere alten Freunde, die Ratten, tauchten auch wieder auf und machten uns das Leben sauer. Bei den Emigranten sah es natürlich noch böser aus; die Weiber, noch immer etwas seemarode, lagen nur mit Hemd bekleidet unten auf ihren Pritschen, ihre Kleinen stillend oder vor sich hinstierend, andere über die calore (Hitze) jammernd; dazu der pestilenzialische Geruch, der von unten aufstieg und alle Räume durchdrang. Abends spielte man im Salon „Baccarat"; die Spanier, die ihr „Haar" darin gefunden und es auf dieser Reise nie wieder probirten, saßen mit mir auf Oberdeck, wo wir den herrlichen Sternenhimmel stundenlang bewunderten, dem prachtvoll aufgehenden Monde zusahen und uns sonst recht gut amüsirten.

18. März. Heiß. See bewegt. Abends 5 Uhr passirten wir eine spanische Brigg, welche salutirte; unser Kapitän erwiderte. Abends reklamirte einer der Spanier wegen des thatsächlich nicht sehr appetitlichen Essens in erster Klasse; er wurde vom Kapitän kurz abgefertigt — wenn es ihm nicht passe, solle er ein anderes Mal mit einem anderen Schiffe fahren — so lange er unter der „bandera italiana" (hier deutete der Kapitän auf die Flagge) sei, müsse er sich der italienischen Küche anbequemen, worauf ich und die anderen drei Spanier lebhaft protestirten und Beschwerde anzeigten. Abends kam von der afrikanischen Küste her ein wahrer Glutwind und zwar stoßweise, so daß man sich auf Deck häufig umsah und glaubte, es habe einem Jemand in's Gesicht gehaucht; in erster Klasse spielte man wieder Baccarat, in dritter war Tanz und Musik. Man lamentirte über brühwarmes Wasser und unausstehliche Hitze in den Kabinen!

19. März. Dasselbe Bild. Die Fahrt wird immer monotoner; nichts als einige Delphine und fliegende Fische sind zu sehen.

20. März. Aeußerst schwül. Um 11 Uhr 30 Minuten vormittags passirten wir den Aequator; die bekannte Aequatortaufe für Neulinge unterblieb, da sie auf Dampfern überhaupt nicht mehr in Gebrauch kommt — nur auf Segelschiffen ist diese halbbarbarische Sitte noch manchmal in Anwendung. Abends ließ der Kapitän ein süperbes Diner auffahren, das jeden Gourmand befriedigen konnte; ein Beweis daß unsere Beschwerde doch etwas gewirkt hatte. Sehr guter Wein, besonders ein ausgezeichneter Pimont und Muskat trugen sehr viel zur Erhöhung dieses Genusses bei. Andern Tages sagte uns der Kapitän, daß er seit 1874 die „Napoli" kommandire und mit ihr jetzt die hundertste Reise nach Montevideo und zurück mache. — Auch ein Jubiläum!

21. März. Die vergangene Nacht habe ich fast ganz auf Deck zugebracht, denn unten war es wie in der Hölle heiß; morgens regnete es zwar etwas, dennoch war es schwül. Gegen 10 Uhr passirten wir Fernando Noronho, eine zu Brasilien gehörige Insel, in 3° 50′ südl. Br. und 32° 28′ westl. L.; sie ist eine Verbrecherstation resp. Gefängnis brasil. Missethäter; das darauf liegende, ehemalige meistens aus Sträflingen bestehende Dorf Remedios zählt zirka 2000 Einwohner. Die Insel ist klein, aber sehr fruchtbar und gut angebaut. Nachmittags fiel ein fürchterlicher Tropenregen, und wurde die See so rauh, da wir in die Strömung des südlichen Armes des Golfstromes kamen, daß wieder eine Masse Leute krank wurden und heute nicht „Baccarat" gespielt werden konnte.

Prächtiger Sternenhimmel und wundervolle Beleuchtung des Meeres durch den Mond; wir sahen heute zum erstenmale das „südliche Kreuz", ein herrliches Sternbild, nahe der Milchstraße — ein Anblick, der mir noch lange in Erinnerung bleiben wird, stundenlang betrachtete ich es vom Oberdeck aus und immer fand ich es schöner und entzückender.

22., 23. und 24. März. Enorm heiß; großes Schwanken des Schiffes. Am 24. morgens kam Wasser in unsere Kabinen; anfangs hieß es, eine Welle habe sich durch den Abort Weg gebahnt, als aber das Wasser immer höher stieg, wurde nachgeforscht und ein mehrere Fuß langes Leck an der Backbordseite entdeckt; schleunigst wurde dasselbe gestopft und dann von dem Zimmermann und den Matrosen „kalfatert". — Nachmittags 4 Uhr stand plötzlich die Maschine still, und war wieder etwas daran nicht in Ordnung; nach zweistündigem Schmieden und Hämmern konnten wir wieder weiter, immerhin verursachte das kleine Leck und das schon zweimalige Repariren der Maschine auf offener See ein etwas unbehagliches Gefühl unter uns, umsomehr, als wir während unseres unfreiwilligen zweistündigen Aufenthaltes gründlich die Kreuz und Quere umhergeworfen wurden, weil das Schiff dem Wasser infolge des Stillstandes der Schraube gar keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Während der Nacht verursachte ein kolossales Rollen der „Napoli" und wiederholtes Wettern, Stampfen und Toben der Maschine, daß ich mich mehrmals auf Deck begab, weil es unten schien, als ob wir permanent auf Felsen aufschlügen; ich fand fast alle Passagiere oben, die derselben Meinung wie ich waren. Zu unserem Erstaunen fanden wir ganz klaren Sternenhimmel und nur eine zischende, brausende See, die unsre „Napoli" so keuchen und stöhnen machte.

25. März. Morgens Wind und rauhe See, bewölkter Himmel. Ein Dampfer kam in Sicht; wie wir fanden, war es ein englischer, später sahen wir noch einen, dies war die „Vincenzo Florio", die wir im Laufe des Tages überholten, was auf der „Napoli" als ein Triumph gefeiert wurde, da die „Vincenzo Florio" viel größer und mächtiger war und etwa 14 Stunden vor uns die Cap Verd'schen Inseln verlassen hatte. Nachts fürchterlicher Regen.

26. März. Bewölkter Himmel und so starkes Schaukeln, daß man sich mit Händen und Füßen festhalten mußte, um nicht wie eine Kugel umherzurollen; verschiedene Passagiere verletzten sich durch Fallen sehr bedeutend. Immenser Wogenandrang, stellenweise fuhr man in einem Wasserthale, da rechts und links sich die Wogen stockwerkhoch auftürmten. Gegen Abend und in der Nacht wurde es noch schlimmer; von Ruhen keine Spur. Trotzdem man sich mit Händen und Füßen hielt und „festkeilte", warf einen die fürchterliche Bewegung des Dampfers unaufhörlich hin und her; starke Wellen und Sturzseen spielten über Bord, dazu pfiff und heulte der Sturm, und regnete es in Strömen — eine grausige Nacht!

27. März, morgens saßen wir nur zu Vieren beim Frühstück, alle Anderen waren wie zerschlagen und gerädert. Wind und Regen hatten nachgelassen, aber das Schaukeln und Rollen war nicht viel besser; was wir jedoch dankbar anerkannten, war, daß die Hitze nachgelassen und wenigstens wieder etwas kühles Wasser zu haben war.

28. März. Ziemlich starke Nebel; sehr monoton heute, starkes Baccarat-Spiel abends.

29. März, morgens kam in der Mündung des La Plata Land in Sicht; bald befanden wir uns im Strome selbst, passirten die Isla dehobos (Wolfsinseln), das Städtchen Madonaldo und begegneten verschiedenen Segelschiffen und Dampfern, sowie einem europäischen Kanonenboote. Der La Plata oder eigentlich Rio de la Plata hat jedenfalls die breiteste Mündung

aller Flüsse der Welt, denn die Entfernung zwischen Madonaldo und der gegenüberliegenden, allerdings nicht sichtbaren argentinischen Küste (Cabs San Antonio) beträgt 220 Kilometer; man konnte sich noch im Meere glauben, wenn nicht die Farbe des Wassers, ein schmutziges Gelb, einen darüber belehrte, daß man den Ocean hinter sich hat.

Gegen Mittag kam die Isla deflores (eine Quarantänestation von Montevideo) in Sicht; sie ist ein kleines, ödes, aus schwarzen Basalt bestehendes Inselchen. Nach 1 Uhr warfen wir beim „Cerro" (einem befestigten Hügel bei Montevideo) Anker, froh, endlich „erlöst" zu sein.

Die Stadt Montevideo zieht sich längs des linken Ufers des hier immer noch 105 Kilometer breiten Rio Plata hin und präsentirt sich, vom Hafen aus gesehen, äußerst vorteilhaft — sie macht ganz den Eindruck einer europäischen Großstadt, besonders, wenn sie von der Abendsonne beleuchtet wird, wie sie es an diesem Tage war — ist das Bild ein außerordentlich schönes. Da die „Napoli" erst am anderen Tage abfahren wollte und wir zu unser aller Freude erfuhren, daß wir in Uruguay keine Quarantäne durchzumachen hätten, so beschlossen wir, sofort ans Land zu gehen. Immerhin mußten so viele Formalitäten erfüllt werden, und machten zahlreiche bunt uniformirte Offiziere oder Beamte der Aduana (Zollhaus der Hafenbehörde) ꝛc. so vielen Krimskrams, daß wir erst gegen 5 Uhr in einem Segelboote landen konnten.

Wie ein Blitz schoß das Fahrzeug mit zirka zwölf Passagieren und drei Mann Bedienung durch die Fluten, eine Seite hing fast auf Wasserviveau — und brachte uns in etwa 20 Minuten an die Landungsbrücke der Aduana (Zollhaus).

Wir besichtigten dann flüchtig die Stadt; ich, der ich schon in Montevideo gewesen, diente als Cicerone; wir waren jedoch kaum einige Straßen gegangen als wir hörten, in Uruguay sei eine Revolution ausgebrochen. Zwei sehr populäre Generäle, Castro und Arredondo, seien mit etwa 2000 Mann von Argentinien aus über den Uruguay bei Concordia gesetzt und marschierten auf die Hauptstadt los, um den Expräsidenten Santos, der ob seiner Gewaltthätigkeit sehr verhaßt war, zu verjagen oder wenn sie ihn fängen, zu — hängen. Da unter den 2000 Mann die „Blüte" der Jugend Montevideos war, so läßt sich denken, welche Aufregung in der Stadt herrschte, als diese Nachricht eintraf! — die unsinnigsten Gerüchte schwirrten durch die Luft! bald hieß es, Santos wolle fliehen, bald, er wolle a la cabeca dela trepa (an der Spitze der Truppen) ausrücken; alle aber glaubten, Castro und Arredondo seien in acht Tagen Herren von Montevideo! — Wie es so ganz anders kam und wie auch die Herren in Uruguay keinen hängen, ehe sie ihn haben, wird der Leser nachher erfahren.

Wir besichtigten also, so viel als möglich war, die Stadt weiter, fanden sie hügelig gebaut und angelegt, aber sehr reinlich, da das Wasser und der Schmutz, Dank der hügeligen Bauart der Straßen sehr rasch abläuft. Einige prachtvolle Plätze, wie die Plaza Madriz und vor allem die Plaza de Independenzia, beide hübsch mit Bäumen bepflanzt und schöne breite Straßen, wie die Calle del 18 de Julis (Straße des 18. Juli), sind sehr sehenswert, schon weil sich hier die feine Welt Montevideos ergeht — zu Fuß und in eleganten Equipagen. Unter den Gebäuden ist zu erwähnen: die prächtige Kathedrale Madriz auf dem oben erwähnten Platze, das Cabildo (Stadthaus) vis-à-vis; der Kongreßpalast, die Ministerien auf dem Independenzia-Platz, das Theater Solis, an diesen Platz anschließend, das große Zollgebäude und dann last not least, der in Marmor aus Carrara aufgeführte Palast des „Diktators" der „banda Oriental" — wie Uruguay am La Plata genannt wird — Don Maximo Santos, gegen dessen Terrorismus sich eben die Revolution erhoben. Sodann ist der Friedhof eines Besuches wohl wert, es ist ein wahres Schmuckkästchen in seiner Art.

Verschiedene Kaffee's mit Billard, Bierhallen mit Kegelbahnen, in denen sehr gutes sogenanntes Kitzinger Bier ausgeschenkt wird, locken den müden und durstigen Wanderer an; fein und elegant ausgestattete Läden bieten alles, was der raffinierteste Luxus Europas nur verlangen kann — kurz in Montevideo läßt es sich leben, und wen ich auch von unsern Landsleuten oder den Engländern, die in Montevideo ansässig sind, frug und sprach, alle waren und sind gern daselbst.

Abends vereinigte uns im Hôtel des Pyramides — sehr empfehlenswert — ein Souper, zu dem ich einige Landsleute eingeladen hatte! sie brachten die Nachricht, daß der Belagerungszustand über Montevideo verhängt sei und daß jeder, der nach 9 Uhr auf der Straße betroffen werde und keinen „Papellito" (Aufenthaltspaß) — wörtlich „Wisch" — habe, von den Schergen des Santos aufgegriffen und unter das Militär „gepreßt" werde. Thatsächlich sei dies gestern einem deutschen und einem spanischen Matrosen trotz des Papellitos passiert; beide hätten ihren Wächter oder Gefangennehmer niedergeschossen, wären aber auf Veranlassung ihrer betreffenden Konsulate freigesetzt worden, weil es effektives Unrecht gewesen sei, diese Leute überhaupt zu „pressen". Schlimmer kamen drei Italiener weg, die allerdings noch keine Papellito hatten, aber, weil sie in der Kaserne, wo sie gefangen gehalten wurden, nicht pariren wollten, wurden sie furchtbar mißhandelt; einer sogar geblendet, was zu Ohren der in Montevideo ansässigen italienischen Kolonie kam und eine Demonstration von etwa 12000 Italienern verursachte (Montevideo hat etwa 74 000 Seelen, wovon ein Drittel Italiener); diese 12 000 Demonstranten zogen drohend vor die Kaserne — die Weiber geberdeten sich am wütendsten dabei — und erwirkten trotz der Drohung des Kommandanten, mit Artillerie unter sie zu feuern, nicht nur die Freilassung ihrer drei Genossen, sondern auch durch Intervention des italienischen Konsulates Bestrafung des Offiziers, der die drei Italiener so martern ließ und eine Entschädigung für dieselben. Zwei Tage später erschien auch noch ein italienisches Kanonenboot — zwei englische und ein französisches waren schon dort und ein deutsches und ein amerikanisches unterwegs — diese setzten dem „Militärpressen" ein Ziel.

Nachdem unser Mahl beendet war, machten wir noch eine Promenade durch die trotz Belagerungszustand ungemein belebten Straßen und Plätze, und fuhren dann an Bord unseres Dampfers zurück, der um 2 Uhr seine Anker lichtete und den Kurs nach Buenos Aires richtete.

Andern Tages gegen 11 Uhr begegneten wir verschiedenen Dampfern, um 12 Uhr kam die Rhede von Buenos Aires in Sicht. Hier blieben wir trotz unsres Lootsen über eine halbe Stunde im Schlamme stecken, bis die Flut uns erlöste. Bald passirten wir französische, englische und deutsche Postdampfer und fuhren nun auf die sogenannte boca, einem kleinen neu konstruirten Hafen, etwa sechs bis sieben Kilometer von Buenos Aires entfernt, zu, blieben unmittelbar vor der Einfahrt nochmals festsitzen und wurden durch zwei Remorqueure wieder „losgeankert" und glücklich in den Hafen bugsirt.

Um 3 Uhr waren alle die Formalitäten der Zoll- und Gesundheitsbehörden, die an Bord kamen, beendigt und — Ende gut alles gut — wir durften frei an's Land, ohne Quarantäne. Dies geschah hier leicht, da in der „Boca" die Schiffe hart an das Quai anfahren. Noch ein kurzes „Adieu" an unseren kleinen, liebenswürdigen Kapitän richtend, stieg ich in Argentinien — oder richtiger Buenos Aires ans Land und fuhr mit der am Quai haltenden Trambahn in die Stadt. Die Entfernung betrug zirka sieben Kilometer und wurde rasch zurückgelegt, da der Weg — so breit das Geleise ist — ziemlich gut ist. Um so heilloser war aber der übrige Teil der Straße; das zahlreiche Lastfuhrwerk, große zweiräderige Karren ꝛc. hatten über alle möglichen Hindernisse „hinweg zu holpern", wobei die armen Pferde fast zu Tode gemartert wurden; ein Glück, daß diese Tiere in Argentinien so billig sind, sonst könnten die Fuhrwerksbesitzer ihr Handwerk bald aufstecken! Bald fuhren die Karren in fußtiefe Löcher und Furchen, bald in Pfützen, in denen die Tiere bis an die Kniee einsanken; bald erhoben sich

wahre Hügel inmitten der Straße, so daß häufig beim Ueberfahren derselben die Karren umkippten; bald wieder lagen große Steine kreuz und quer auf der Straße und kein Mensch denkt ans Wegräumen — sie ist noch quasi im Urzustande diese „Kunststraße", und ein ewiges Peitschen auf die Tiere, Fluchen und Wettern der Fuhrleute und Rasseln der nur schwer vorwärts kommenden Wagen ꝛc. darauf auf der Tagesordnung. So geht es etwa zu drei Vierteilen des Weges an einzeln stehenden Häusern vorbei, durch schmutzig aussehende Vorstädte, bis man mit der Einfahrt in die Calle Peru (Straße Peru) in die eigentliche Stadt kommt, die hier durch ihre hübschen Läden, den starken Verkehr an eleganten Equipagen, Fuß- und Spaziergängern beiderlei Geschlechts in feinen Toiletten einen vorteilhaften Eindruck auf den Besucher macht, umsomehr, als der Kontrast zu den eben durchfahrenen Vorstädten ein gar zu auffallender ist.

Von der Calle Peru begab ich mich in mein Hotel (Hôtel de Globo), wo ich für drei Nacionales (1 Nacionales oder Papierpeso = etwa 3 Mark 50 Pfg.) ein ordentliches Zimmer mit Pension (Frühstück aus zirka zwölf Gängen bestehend, und Diner inkl. Wein) erhielt. Hinsichtlich der Propertät, sowie Schmackhaftigkeit des Zubereiteten durfte man nicht allzu peinlich sein — im Reiche der Blinden ist der Einäugige König und so geht es in Buenos Aires mit den Hotels — sie sind alle mehr oder weniger schlecht. Zu den besten daselbst zählt jedenfalls „el Globo", andere, wie Hôtel de Paris, Roma ꝛc. sind etwas billiger ($2^1/_2$ Nacionales pro Tag), dafür aber auch weniger gut und komfortabel. Jedenfalls darf man froh sein, wenn man nicht in ein Schwindel-Hotel, wie „Hôtel de Provence", fällt, wo man teuer gehalten wird, wenig bekommt und wo vor allem dem Fremden unverschämte Preise angerechnet werden, während der „Eingeweihte" ganz dieselbe Sache für etwa den halben Preis erhält.

Mein Gepäck, das noch an Bord der „Napoli" von den Zollbeamten revidirt wurde, übergab ich einem dazu befugten Changador (Dienstmann), der die Sachen mir gegen Abend ins Hotel brachte; man muß sich nur hüten, das Gepäck jedem Changador zu geben — sehr leicht kommt man dabei um Hab und Gut. Es sind speziell dazu aufgestellte Leute da, die allerdings etwas teurer (sie verlangen per Kolli etwa zwei Dollar = acht Mark) aber sicher sind — und das ist die Hauptsache.

Andern Tages machte ich einen Spaziergang durch die Stadt, die gegen früher mir nicht viel verändert schien. Buenos Aires mit zirka 290 000 Seelen, aus Spaniern, Italienern und Franzosen bestehend (Deutsche und Engländer sind nur wenig vertreten), ist eine rechtwinkelig, in sogenannte Cuadras (Vierecke) à la Mannheim gebaute Stadt, sodaß man sich sehr leicht darin orientiren kann; sie liegt sehr eben, infolgedessen bei Regenwetter unsäglicher Schmutz herrscht, da nichts abfließen kann und dadurch sich stagnirende Wässer bilden. Ich sah in manchen Straßen wahre Seeen, sodaß man in Booten darin fuhr, und zwar noch mehrere Tage nach einem Regen.

Der Hauptverkehr konzentrirt sich in den Straßen Rividavia, Predad, Cangallo, Florida und Peru; letztere zwei sind auch weitaus die elegantesten in Buenos Aires; hübsche Läden, Kaffees, Bierhallen, worunter sogar eine Kaiserhalle, Theater ꝛc. befinden sich in denselben und, wie schon erwähnt, verkehrt darin, besonders auch abends, ein äußerst zahlreiches Publikum, sodaß man ganz und gar in einer europäischen Großstadt zu sein glaubt. Zwei prachtvolle Plätze, schön bepflanzt und vorläufig eigentlich zu groß für Buenos Aires, zieren die Stadt; es sind der „Plaza del 25 de Mayo" (Platz des 25. Mai), zur Erinnerung an die Unabhängigkeitserklärung und der „Plaza de la Victoria" (Viktoriaplatz). Auf ersterem befinden sich das Palais des Präsidenten mit der Regierung, die Post, die Ministerien, die Kathedrale ꝛc. — alles wahre Prachtgebäude; dann sind noch die Bank, das Cabildo (Stadthaus), die recoba vieja auf dem Viktoriaplatze und eine lange Reihe Läden in maurischem Stile einer Besichtigung wert.

Die Plaza del 25 de Mayo dient zu Paraden, öffentlichen Schauspielen, wie Feuerwerken ꝛc. und ist unstreitig einer der hübschesten Plätze der Welt.

Der Zustand und das Pflaster der Straßen, wenn solches vorhanden, ist leider — mit Ausnahme der vorerwähnten vier oder fünf — ein miserabler, ganz besonders aber in den Vorstädten und in den am Flusse gelegenen Straßen und Wegen. Hier steigt der Weg etwas an und das Wasser minirt von oben und unten. Man sieht häufig zwei bis drei Fuß tiefe Löcher, dann wieder übereinandergeschobenes Steinpflaster, als ob Riesenmaulwürfe darunter gewühlt hätten; dabei sind die Trottoirs oft zwei bis drei Fuß höher als das Niveau der Straße und sehr schmal, sodaß man sehr vorsichtig sein muß, um nicht Hals und Beine zu brechen, indem man von den Trottoirs herabfällt. Wie gesagt, in ganz elendem Zustande sind diese Verkehrsadern und dürfte und sollte die Munizipalität vor allem hier Hand anlegen lassen; aber freilich fehlt hierzu das Wichtigste, das — Geld. Wie fürchterlich Tiere, d. h. Zugtiere auf solch holprigem Wege gequält werden, läßt sich wohl denken; Abhilfe dagegen ist rein unmöglich, so lange die Wege nicht gründlich reparirt sind.

Trambahnen durchziehen die Stadt in aller und jeder Richtung bis spät nach Mitternacht; man kann also überall leicht hinkommen. Bahnhöfe hat Buenos Aires vier, Linien zwei — eine nach Südosten nach dem neuen Hafen Bohia blanca, der für Argentinien kaum von elementarer Bedeutung werden wird, und die Bahn über Rosario ꝛc. nach Mendoza, von wo man in drei bis vier Tagen per Saumtier über die Cordilleren nach Santiago (Hauptstadt von Chile) gelangen kann. Die Stationen, Waggons ꝛc. sind komfortabel und praktisch — nach Art der nordamerikanischen oder auch württembergischen Wagen. Die Linie nach Rosario führt eine Zeit lang zwischen der Stadt und dem Flusse durch, neben einer hübschen Promenade mit Gartenanlagen und Blumenbeeten — ein besonders Sonntags stark frequentirter Ort. Hier liegt auch die einzige Landungsbrücke, eine sogenannte Gerüstbrücke, von Buenos Aires, wenn man auf der Rhede und nicht in der „Boca" ankommt. Es ist für Buenos Aires überhaupt ein großer Uebelstand, daß es ihr an einem richtigen Hafen fehlt; die Boca ist viel zu klein und von der Stadt viel zu weit entfernt. Allerdings will die Regierung jetzt energisch an die Erbauung eines Quais und Konstruirung eines Hafens gehen, weil sie eben die absolute Notwendigkeit zu sehr einsieht, aber vom Wollen und Wünschen zu „Thaten" ist auch in Argentinien ein weiter Abstand.

Es kommt häufig vor, daß große Dampfer oft 16 englische Meilen von Buenos Aires entfernt Anker werfen müssen wegen zu großen Tiefganges; in diesem Falle ist die Bergung der Waren und die Landung der Passagiere höchst umständlich. Näher als vier bis fünf Seemeilen kann überhaupt kein Ozeandampfer herankommen, wenn er nicht in die Boca einläuft, und dann ist er beinahe sechs Miles von der Stadt weg. Man kommt dann — je nachdem das Wetter und die Flut ist — auf einen sogenannten Vaporcito (kleinen Dampfer) und von da auf ein Segel- oder Ruderboot, ehe man endlich an die obenerwähnte Landungsbrücke gelangt. Ja, es kommt vor, daß man in einem zweirädrigen Karren, der im Wasser wartet, einsteigen und schließlich noch die Schultern eines Changadors benutzen muß, um trocken ans Land zu kommen. Das sind Uebelstände, die unbedingt verhütet und ausgerottet werden müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Die Neue Welt

Nr. 18. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die antike Tanzkunst.

Kulturhistorische Skizze.

Von **W. Sorka.** (Schluß.)

Für den bedeutendsten griechischen Tanz wird der pyrhichische Waffentanz gehalten. Es war ein lebhafter, feuriger Tanz, der in allen seinen Gängen und Schritten geregelt, in seinen Stellungen studirt und in seinen Bewegungen vollkommen rythmisch war, und der als Vorübung zur geschickten Waffenführung dienen sollte, indem man alle Bewegungen nachahmte, die im Kriege vorkamen.

In Xenophons Werk „Anabasis" lesen wir darüber folgendes:

„Jetzt erschien ein Mysier mit einem runden Schild in jeder Hand und tanzte bald so, daß er mit zweien zugleich zu fechten schien, bald so, als stritte er nur gegen einen. Bald machte er viele Wendungen und stürzte über den Kopf, wobei er immer die runden Schilde behielt. Zuletzt tanzte er wie ein Perser, wobei er die Schilde zusammenschlug, auf die Knie fiel und wieder aufstand, und alles dieses that er nach dem Takte einer Flöte. Als der Mysier sah, daß die Gesandten der Paphlagonier dieses anstaunten, so beredete er einen Arkadier, der eine Tänzerin hatte, dieselbe auf das prächtigste bewaffnet und einen leichten Schild haltend vorzuführen. Diese tanzte den Pyrhichus sehr geschickt und erhielt laut klatschenden Beifall. Auch zwei Thraker traten auf und hielten einen Waffentanz nach der Flöte; sie thaten dabei leichte und hohe Sprünge und schwangen die Schwerter. Zuletzt hieb einer auf den anderen zu, so daß alle glaubten, er habe ihn tot geschlagen; er hatte aber den Hieb mit Kunst angebracht. Hierüber erhoben die Paphlagonier ein lautes Beifallsgeschrei. Nachdem nun der Sieger den anderen der Waffen beraubt hatte, verließ er mit Gesang den Gefechtsplatz, und man trug den Ueberwundenen als tot hinweg; er hatte aber keinen Schaden genommen."

Solcher Arten von Waffentänzen kannte man sehr viele. Athenäus beschreibt z. B. einen dem Bacchus geweihten pyrhichischen Tanz, in welchem die Siege dieses Gottes über die Indier und die Geschichte der Penthea dargestellt wurden, und wobei die handelnden Personen statt der Waffen Thyrsusstäbe und Fackeln trugen.

Ein sehr alter Reihentanz war der Hormos, der Aehnlichkeit mit einer Halsschnur gehabt haben soll. Einige Archäologen wollen diesen als den von Dädalus erfundenen Tanz halten, über welchen Homer, als auf dem Schilde des Achill von Vulkan abgebildet, schreibt:

„Blühende Jünglinge dort und viel gefeierte Jungfrauen
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend. —
Kreisend hüpften sie bald mit schön gemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herumdreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich stand das Gedräng um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut. —"

Ein weiterer Tourentanz war der Geranos, der von Theseus erfunden und in dem Irrgange des Labyrinths dargestellt wurde.

Ein berühmter komischer Tanz war der Cordax, in welchem trunkene Lustigkeit und unanständige, freche Geberden herrschten. Auf alten Bildwerken sieht man ihn trunkene Mänaden in Verbindung mit Satyrn tanzen, welche die verzerrtesten Bocksprünge machen und oft in unnatürliche Ausbrüche zügelloser Wildheit ausarten. Doch sind die Stellungen der Tanzenden von zierlicher Mannichfaltigkeit und einen gefälligen Kontrast bildend. Diese und auch andere komische Tänze hatte

man bei den Griechen besonders den Satyrn und Silenen zugeteilt, welche im Gefolge des Bacchus als Lustigmacher und leichtfertige Tänzer erschienen. Die eigentümlichen Bewegungen und Stellungen dieser fabelhaften Geschöpfe sah man auch bei der Feier der Dionysien die beteiligten Tänzer nachahmen. Longus schreibt über einen solchen satyrischen oder bacchischen Tanz: Der Greise einer, berühmt im Tanze, küßte die Chloe und Daphnis, und diese nunmehr standen rasch auf und tanzten die Myte des Lamon. Den Pan stellte Daphnis dar, Chloe aber die Syrinx. Jener war in seinem Wesen liebend und zärtlich überredend, diese jedoch zeigte nur spöttisch lächelnde Mienen vernachläßigender Geringschätzung und suchte endlich zu entfliehen. Er verfolgte sie und lief dabei, den tierischen Fuß nachahmend, auf der äußersten Zehenspitze; sie aber malte in ihren Geberden die Erschöpfung von rascher Flucht. Endlich schien sie sich in Moor und Wald verborgen zu haben, als Daphnis rufend einherlief, die Flöte nahm und, stets vergeblich umhersuchend, derselben schmachtende Töne der Klage und zärtlichsten Sehnsucht entlockte.

Ob die Griechen nun ein pantomimisches Ballet als selbstständiges Kunstwerk kannten, ist sehr unbestimmt, und wird diese Frage bejaht und verneint. Xenophon beschreibt zwar in der Hochzeit des Bacchus ein pantomimisches Ballet, wie folgt: Festlich geschmückt sitzt Ariadne, ihres hohen Gemahles harrend, auf einem Throne, als die bacchischen Flöten ertönen und der Gott erscheint. Hohe, selige Freude malt sich in den Zügen der Braut, sie möchte aufstehen und dem Geliebten entgegenfliegen, doch die jungfräuliche Scheu hält sie auf ihrem Sitze gefesselt. Tanzend naht sich, von allen bewundert, der Gott der verschämten Braut, die endlich, von seligen Gefühlen besiegt, seine zärtlichen Liebkosungen erwidert. Jetzt zieht Bacchus sie sanft empor und das süß beredetste pas de deux beginnt. Man glaubt zu hören, wie Bacchus die holde Braut fragt, ob sie ihn liebe, und sie mit Schwüren und Beteuerungen darauf antwortet. Eine weitere ähnliche Pantomime beschreibt uns Apulejus, wie sie zu Korinth aufgeführt wurde. Ein hoher Berg von Holz war errichtet, der den berühmten, von Homer besungenen Ida darstellt. Gesträuche und wirkliche Bäume bedeckten die Seiten desselben und von dem Gipfel rann ein klarer, künstlicher Bach, an dessen Ufer einige Ziegen weideten. Ein Jüngling machte den Paris mit einem köstlichen, von den Schultern herabhängenden Gewande angethan und mit einer goldenen Binde geschmückt. Nun trat ein schöner Knabe auf, dem ein kurzer Mantel um die linke Schulter hing. Blondes Haar, aus dem zwei goldene und durch ein goldenes Band vereinigte Fittiche hervorschimmerten, krönte seinen Scheitel und wallte leicht auf den Nacken hernieder. Der geflügelte Schlangenstab, den er trug, bezeichnete ihn als Merkur. Tanzend schwebte er herbei, überreichte dem Paris den Apfel und deutete ihm durch Geberden den Willen Jupiters an, worauf er sich behende zurückzog und verschwand. Darauf erschien ein Mädchen von hohem Ansehen, die Göttin Juno darstellend. Sie trug einen Szepter in der Hand und ein weißes Diadem umwand ihre Stirn; dieser folgte eine andere, in der man Minerva erkannte. Sie hatte einen schimmernden, mit einem Oelzweig umkränzten Helm auf, führte einen Schild und schwang eine Lanze, wie die Göttin, wenn sie im Kampfe erschien. Eine dritte folgte diesen beiden. Unnennbare Grazie war über ihr ganzes Wesen verbreitet, und die Farbe der Liebe blühte auf ihrem Antlitz. Es war Venus, die jungfräuliche, wie sie dem Meere entstiegen. Ihre zauberische Schönheit ward noch erhöht durch ein Gewand, mit dem die Zephyre zu spielen schienen. Ihre Hülle war weiß, um anzudeuten, daß sie vom Himmel abstammen, und ihr Schleier grün, weil sie dem Meere entsprossen. Jedes dieser drei Mädchen hatte ein eigenes Gefolge. Mit der Juno kam Kastor und Pollux, dargestellt von zwei Schauspielern, welche runde Helme trugen, oben mit funkelnden Sternen geziert. Unter lieblichem Getön der Flöten schritt Juno mit ruhiger Majestät einher und versprach dem Hirten mit ungezwungener, geziemender Geberde die Herrschaft über ganz Asien, wofern er ihr den Preis der Schönheit zuerkenne. Minerva im Waffenschmuck begleiteten ihre gewöhnlichen Gefährten in den Schlachten: Schrecken und Furcht, tanzend mit entblößten Schwertern. Ein Pfeifer, der hinter ihnen herging, spielte einen kriegerischen Marsch und ermunterte oder mäßigte ihren leicht bewegten Tanz abwechselnd, bald durch hohe schmetternde, bald durch gedämpfte Töne. Die Göttin mit unruhigem Haupte, drohendem Blicke, raschem gebeugten Gange, gab dem Paris durch eine lebhafte Geberdensprache zu verstehen: wofern er sie den Sieg der Schönheit davontragen lasse, wolle sie ihn durch Tapferkeit und durch erfochtene Kriegstrophäen berühmt machen. Venus war von einem ganzen Gefolge fröhlicher Amoretten umgeben. Süßlächelnd stand sie mit dem ihr eigenen Liebreiz mitten unter denselben, zum allgemeinen Entzücken der Zuschauer. Man hätte die runden, zarten Knaben allesamt halten mögen für wahre Liebesgötter aus Himmel und Meer herbeigeflattert, so sehr entsprachen sie ihrer Rolle durch ihre kleinen Fittiche und Pfeile und überhaupt durch ihre niedliche Leibesgestalt. Sie trugen der Göttin flammende Fackeln vor, als ginge sie zu einem Hochzeitsmahle. Auch die holden Grazien in jungfräulicher Scham und die reizenden Horen umgaben die Göttin. Schalkhaft warfen sie dieselben mit Sträußern und Blumen und schwebten im künstlichen Reigen einher, nachdem sie also mit den Erstlingen des Lenzes der Göttin der Schönheit gehuldigt. Jetzt flüsterten die viellöcherigen Flöten süße lydische Weisen. Jegliches Herz wallte vor Vergnügen, denn nun begann, lieblicher denn alle Musik, Venus selbst sich zu bewegen. Langsam erhob sich ihr Fuß, es schmiegte anmutig sich ihr Körper mit sanft auf die Seite gebogenem Haupte, jede reizende Geberde in Harmonie mit dem weichen Getöne der Flöten. Bald lächelte Huld und Milde auf ihrer Stirn, bald schreckte drohender Ernst; zuweilen schien sie gleichsam nur mit den Augen zu tanzen. Als sie vor den Richter trat, schien die Bewegung ihrer Arme demselben zu verheißen: daß, wenn er ihr vor den übrigen Göttinnen den Vorzug gebe, sie ihm eine Gattin zuführen würde, die an Schönheit ihres Gleichen nicht auf Erden fände und ihr ganz und gar ähnlich sein sollte. Alsofort reichte ihr mit Freuden der phrygische Jüngling den goldenen Apfel, das Zeichen des Sieges. Nachdem nun Paris das Urteil gesprochen, traten Juno und Minerva unzufrieden und zornig von der Bühne ab. Eine jede drückte auf eine eigentümliche Art ihren Unwillen über ihre Verschmähung aus; Venus aber legte ihre Freude über den erhaltenen Sieg durch einen heiteren Schlußtanz mit ihrem ganzen Gefolge an den Tag.

Die Römer achteten die Tanzkunst bei Weitem nicht so hoch, als die Griechen, ja man ereiferte sich von hoher Seite aus dagegen, doch konnte nicht verhindert werden, daß das Volk dem Tanze eine ebenso große Bedeutung zusprach als allen jenen von den Griechen auf die Römer vererbten Tänze. Schon in den frühesten Blütezeiten der Dichtkunst und damit einheitlich verbundenen Tanz, Spiel und Lied, war der Tanz bei religiösen Darstellungen und Aufzügen notwendiges Erfordernis, ja er tritt sogar dabei mehr hervor als Spiel und Lied. Bei allen Feierzügen und Volksfesten spielte das Gewerbe der Tänzer eine Hauptrolle. Desgleichen galten die Verbindungen der zwölf „Springer", die im März den Waffentanz zu Ehren des Mars aufführten, als die ältesten und heiligsten Priesterverbindungen. Das Spiel, zwar eine notwendige Thätigkeit, war damals dem Tanze, als einer ehrenvolleren Verrichtung, untergeordnet, und die Dichtung war an und für sich, oder dem Tänzer als Begleitung seiner Sprünge mehr etwas Zufälliges.

In Griechenland war, wie wir gesehen, der Tanz ein notwendiger Teil der Erziehung, was er bei den Römern nicht war, obwohl in Rom bei religiösen Darstellungen, feierlichen Aufzügen und auch zur Unterhaltung der Gäste bei Gastmählern der Tanz verwandt wurde. Demselben wurde selbst da noch scharf entgegengetreten, als sich bei den Römern der Geschmack

an Tänzen und theatralischen Aufführungen schon ziemlich ausgebildet hatte und griechische Tänze und musikalische Aufführungen die ständige Begleitung einer vornehmen Tafel waren. So schildert uns Scipio Aemilianus sehr unwillig eine Tanzschule, an der sich über fünfhundert Knaben und Mädchen aus allen Ständen beteiligten, und vom Balletmeister einen wenig ehrbaren Kastagnettentanz beigebracht erhielten. Uebrigens legten alle berühmten Schriftsteller und Staatsmänner gegen den Tanz eine Abneigung an den Tag, derselbe fand jedoch im Kreise der Vornehmen immer mehr Gefallen, da bei denselben nicht blos bezahlte Professionstänzerinnen, sondern selbst hochgestellte Damen und Konsularen sich an dem Tanzvergnügen belustigten.

Seit Einführung der „griechischen Spiele" in Rom, die eigentlich nur deklamatorisch-musikalische Aufführungen waren, doch deren Hauptsache den Römern, scheint es, namentlich Musik und Tanz gewesen ist, hatte ein Schauspieler und Tänzer ersten Ranges kein schlechtes Auskommen. Ein Zeitgenosse des Cicero, der gefeierte Roscius, schlug seine Jahreseinnahme auf zirka 600000 Sesterzen (43000 Thaler) und die Tänzerin Dionysia dieselbe auf 200000 Sesterzen (14000 Thaler) an. Ihre höchste Blüte scheint die Tanzkunst bei den Römern während der ersten drei Jahrhunderte unter ihren Kaisern gehabt zu haben. Gerade zu dieser Zeit waren theatralische Aufführungen sehr im Schwunge und es fehlte weder an Schauspielern und Musikern, noch an Tänzern. Letztere waren sogar so gelitten, daß zu Zeiten einer ausbrechenden Teuerung aus Furcht davor sämtliche Redner, Philosophen und öffentlichen Lehrer verbannt wurden, dagegen nach Ammian an 3000 fremde Tänzerinnen als für notwendig gehalten bleiben durften. Livius teilt mit, daß im Jahre 387 nach Rom's Erbauung theatralischer Tanz, überhaupt szenische Aufführungen, bei den Römern zur Götterversöhnung eingeführt waren, da eine schreckliche Pest viele Menschen wegraffte und vorher alle anderen angestellten Spiele nichts helfen wollten. Man ließ aus Etrurien Tänzer und Pfeifer kommen, welche die Tanzkunst in Rom einführten. Ebenso führten dieselben als eine religiöse Festlichkeit die Pantomime ein, welche sowohl im Tragischen als Komischen bei den Römern eine ziemlich hohe Stufe von Vervollkommnung erhielt, wofür das Urteil der alten Schriftsteller zeugt. Unter Augustus waren die Mimen Pylades und Bathyllus besonders berühmt, und hatten sich die Pantomimen unter denselben zu einer eigenen Kunstgattung ausgebildet. Der Mangel an Sittlichkeit in der Pantomime herrschte jedoch sehr vor und trug zur Sittenverderbnis, ja sogar zum Verfall des römischen Reiches nicht wenig bei. Eine Darstellung von solchen mimischen Tänzen des Altertums findet sich unter den zu Pompeji aufgefundenen Wandmalereien, die übrigens zu den schönsten gehören, was die Malerei in den verschütteten Städten geleistet hat. Diese Gestalten suchte man sich aus dem Gebiete der Mythologie zu erklären, und wurden einzelne als Bacchantinnen gedeutet. Neuere Forscher erklärten dieselben jedoch als dramatische Tänzerinnen, die bei den Griechen, wie bei Römern das Glück hatten, als Statuen oder in Gemälden der Nachwelt überliefert zu werden. Schließlich sei noch ein eigentümlicher Zug der Pantomime erwähnt, wie er bei den Römern, Aegyptern und Griechen üblich war: nämlich die Anwendung der Pantomime bei Leichenbestattungen. Ein Haupttänzer erschien dabei in Maske und Kleidung des Verstorbenen und stellte pantomimisch die wichtigsten Handlungen desselben, oft auch dessen besondere Neigungen dar. Nach Sueton begleitete bei dem Leichenbegängnisse des Vespasian Archimimus dasselbe, des Kaisers Person darstellend und hauptsächlich auf den Zug des Geizes im Charakter des Verstorbenen hindeutend.

Das Bergsteigen und seine gesundheitsfördernde Wirkung.

Von **Dr. Otto Zacharias.**

Es gibt eine große Anzahl von Menschen, welche die Berge zwar lieben, welche aber trotzdem der Ansicht sind: der Blick von unten her nach der Höhe sei weit schöner als der von oben herunter ins Thal. Mit diesen Leuten wollen wir nicht rechten. Sie haben jedenfalls Gründe für ihr Verhalten anzuführen, und manchmal sind diese auch triftig. Entweder nämlich fällt ihnen das Steigen so schwer, daß sie keinen Genuß von einer Bergpartie haben, oder sie lieben die Bequemlichkeit mehr als ihr körperliches Wohlbefinden. Sie wollen nicht schwitzen, das Gefühl der Ermüdung nicht kennen lernen, kein rauhes Lüftchen sich ins Gesicht wehen lassen, immer hotelmäßig speisen und niemals eine kleine Entbehrung erdulden.

Zu dieser zweiten Gruppe zählen die notorisch Steigfaulen, die Untenbleiber par excellence; die erste Gruppe hingegen umfaßt die beklagenswerte Kategorie der Berginvaliden, derjenigen Leute, die zwar hinauf möchten, es aber nicht können. Diese Leute verdienen unser aufrichtiges Beileid: ihre Dickleibigkeit oder ihre Nervenschwäche verhindert sie, eines der schönsten irdischen Genüsse teilhaftig zu werden. Der Kynast ist für sie ein Montblanc, die Schneekoppe ein Chimborasso. Aus ihrem Munde erklingt bei jeder neuen Aufmunterung zu einer Bergpartie das unwiderrufliche Non possumus.

Den direkten Gegensatz zu den beiden soeben charakterisirten Gruppen bilden die Kraxler oder Bergfexe. Nicht nur in den Alpengegenden, sondern auch in den Umgebungen unserer schlesischen Gebirgszüge kommt diese Spezies von Menschen häufig vor. An und für sich ist der Bergfex ungefährlich; aber er kann äußerst lästig werden, wenn er seine 45. Besteigung der Schneekoppe mit allen Einzelnheiten schildert. Auch kann er, wenn er irgend einen neuen Aussichtspunkt, eine Fernsicht von ungewöhnlicher Schönheit oder einen „bedeutend kürzeren" Weg entdeckt hat', beim sanftesten Widerspruch leicht' ausfällig sein. Nur wenn Damen zugegen sind, beherrscht sich der Kraxler einigermaßen. Er ist dann unter Umständen sogar liebenswürdig und schlägt ausnahmsweise den ausgetretenen Touristenpfad mit ein, den er sonst aus tiefster Seele verachtet, weil derselbe zu wenig Romantik und fast gar keine Gelegenheit zu halsbrecherischen Springen darbietet. Am wohlsten ist es dem Bergfex aber, wenn er allein oder in Gesellschaft eines von der gleichen Manie ergriffenen Nebenmenschen wandern kann. Dann geht ihm das Herz auf, und er jodelt so laut und so gut er's vermag. Unterwegs spricht er viel. Er erzählt von seinen Partien im Thüringer Wald, in den bayerischen Alpen, in Tirol u. s. w., aber da, wo er gerade ist, gefällt es ihm stets am besten. Er ist der Mann des Augenblicks. Er genießt die Schönheiten der Natur, worunter er freilich nur möglichst steil aufwärts führende Wege versteht, mit vollen Zügen, und ist glücklich, wenn er sich die Füße wund gelaufen hat. Denn das stempelt ihn zum Märtyrer seiner Passion, seines Kraxlertums. In allen diesen Dingen bildet er, wie schon gesagt, den schroffsten Gegensatz zu der Gruppe der Steigfaulen und derjenigen der Berginvaliden.

Aber glücklicherweise werden die Berge nicht blos von Feren, sondern auch von einer überwiegend großen Anzahl normaler Menschen bestiegen, welche sich durch eine derartige „Motion"

einmal recht gründlich erfrischen wollen. Und in der That gibt es kaum eine andere Art von körperlicher Bewegung, die so wie maßvolles Bergsteigen im Stande wäre, alle Hauptorgane unseres Leibes zu kräftigen.

In ganz besonderem Grade gilt das vom Herzen und von den Lungen. Im alltäglichen Leben und bei intensiver beruflicher Thätigkeit atmen wir nur höchst oberflächlich. Das ist aber eine Unterlassungssünde, deren Folgen früher oder später sich dem ganzen Organismus fühlbar machen, wenn das Versäumte nicht auf einer Ferienreise gründlich nachgeholt wird. Etwas mehr Einblick in die Bedürfnisse des menschlichen Körpers und etwas mehr Bekanntschaft mit den elementarsten physiologischen Verhältnissen würden manchen vor Krankheit und Siechtum bewahren können. Viele Menschen leben aber so, als ob sie es darauf angelegt hätten, sich körperlich zu ruiniren, und solche Patienten sind es, welche dann zum Arzte in der Hoffnung kommen, daß derselbe durch eine „wirksame" Medizin die Folgen einer verkehrten und naturwidrigen Lebensweise alsbald wieder gutmachen könne.

Die ärztliche Kunst vermag heutzutage zwar viel, aber sie kann den Kranken nicht von der Pflicht entbinden, die Anordnungen der Natur zu respektiren. Es gibt kein Medikament, welches dem Kranken die frische Luft zu ersetzen vermöchte. Es sollte schon den Kindern auf der Schulbank eingeprägt werden, daß das Leben des Menschen, wie das aller übrigen animalen Organismen, nur im beständigen Wechselverkehr mit der Atmosphäre fortbestehen kann. Es ist der Sauerstoff, welcher aus der Luft durch den Vorgang der Atmung in die Nährflüssigkeit des Körpers (bei den Menschen und den Wirbeltieren zunächst in das Blut) aufgenommen wird, wodurch alle jene Kraftleistungen hervorgebracht werden, welche wir als Beweise von Leben betrachten. Dieser Wechselverkehr des Blutes mit der Luft findet beim Menschen und bei allen Luft atmenden Wirbeltieren zum überwiegend größten Teile in den Lungen statt. Aber im allgemeinen tritt die Sauerstoffaufnahme in das Blut überall da ein, wo letzteres mit Luft in so direkte Berührung kommt, daß eine Gasdiffusion eintreten kann. Unter Diffusion versteht man die merkwürdige Fähigkeit der Gase, tierische Membranen und poröse Scheidewände (aus unorganischem Stoff) nach Art von Flüssigkeiten durchdringen zu können, sodaß also zur Aufnahme von Sauerstoff ins Blut gar keine unmittelbare Berührung zwischen dieser Gasart und dem letzteren stattzufinden braucht. Die zarten Wände der feinen Blutgefäße (Capillaren) setzen dem Verkehr der Atmosphäre mit dem Blute gar kein Hindernis entgegen, und so wird es verständlich, daß Sauerstoffaufnahme nicht nur mittels der Lungen, sondern auch an der Oberfläche der äußeren Körperhaut des Menschen erfolgt, weil hier die mit feinsten Blutgefäßchen umsponnenen Mündungen der Schweißdrüsen den Diffusionsvorgang ermöglichen. Auf demselben Wege aber, auf welchem der Sauerstoff der Luft in das Blut eindringt, entweicht die Kohlensäure aus demselben, sodaß zwischen unserem Körper und der uns umgebenden Atmosphäre ein beständiger Wechselverkehr in chemisch-physikalischer Hinsicht stattfindet.

Wie allgemein bekannt, darf die Thatsache vorausgesetzt werden, daß die aufgenommenen Nahrungsstoffe in unserem Körper einem organischen Verbrennungsprozeß unterliegen. Dies ist nicht nur ein bildlicher Vergleich, sondern eine buchstäblich dem Vorgange entsprechende Bezeichnung. Der Träger des verbrennlichen Materials sowohl, als auch des zur Oxydation erforderlichen Sauerstoffes ist das Blut. Dieses nimmt aber in den Organen, welche es bei seinem Kreislauf durchströmt und gleichsam auswäscht, zugleich auch die Sauerstoffverbindungen der Organstoffe auf, besonders Kohlensäure und Harnstoff, die dann durch die Lungen, die Haut und die Nieren zur Ausscheidung gelangen. Um uns einen klaren Begriff davon zu machen, von welchen chemischen Prozessen die Lebensthätigkeiten in unserem Körper begleitet werden, müssen wir uns daran erinnern, daß unser Hauptnahrungsmittel, das Mehl, beinahe die gleiche chemische Zusammensetzung hat wie das Holz, mit dem wir unsere Oefen und die Kessel unserer Dampfmaschinen heizen. Wie sich nun bei der gewöhnlichen Verbrennung aus dem Kohlenstoffe des Holzes unter Luftzutritt Kohlensäure und aus dem Wasserstoffe des nämlichen Heizmaterials tropfbarflüssiges Wasser und Wasserdampf bilden, so sehen wir auch bei dem durch die Lungenatmung unterhaltenen organischen Verbrennungsstoff unter dem Einflusse des Luftsauerstoffes aus den (in Organbestandteile umgewandelten) Nahrungsmitteln (Mehl u. dergl.) ebenfalls kohlensaures Gas, Wasser und Wasserdampf entstehen. Die animale Maschine wird also durch dieselben Stoffe geheizt und in Gang erhalten wie die leblose Dampfmaschine. Wenn es dem menschlichen Magen möglich wäre, Steinkohlen zu verdauen, so würden wir zweiffellos auch mit diesem Heizmaterial unser Leben fristen können.

Alle mechanische Arbeitskraft des tierischen und des menschlichen Organismus beruht im letzten Grunde auf einer unter Sauerstoffaufnahme erfolgenden Stoffzersetzung in den aus den Nahrungsstoffen sich aufbauenden Organen. Dies muß man sich vergegenwärtigen, um verstehen zu können, warum eine Beeinträchtigung der Atmungsfunktion, bezw. eine verkümmerte Lungenentwickelung der erste Anlaß zu verschiedenartigstem Siechtum werden kann. Andernteils begreifen wir aber auch, nach Kenntnisnahme des vorstehend Mitgeteilten, den gesundheitsförderlichen Einfluß des Bergsteigens auf unseren durch angestrengte Berufsarbeit geschwächten Körper.

Das Erklimmen einer Anhöhe zwingt uns öfter und tiefer Luft einzuatmen, als wenn wir uns spazierengehend oder marschierend auf ebenem Terrain fortbewegen. Hierdurch kommt unser Blut weit öfter mit dem Luftsauerstoff in Berührung, und es vermag infolge dessen den inneren Organen und ihren Zellen weit mehr von diesem belebenden Elemente zuzuführen als bei weniger ausgiebiger Lungenthätigkeit. Wie groß die Fläche ist, auf welcher die Oberflächenanziehung zwischen der eingeatmeten Luft und dem in den feinen Blutgefäßchen der Lunge kreisenden Blute stattfindet, veranschaulichen wir uns am besten dadurch, daß wir uns die 1800 Millionen Lungenbläschen, welche der verstorbene Anotom Huschke gezählt hat, eins neben das andere hingelegt und ausgebreitet denken. Dies macht eine Fläche von zirka 2000 Quadratfuß. Da nun das Netz der Blutcapillaren in der Lunge nahezu dieselbe Flächenausdehnung besitzt, so ergibt sich die überraschende Thatsache, daß die durch einen einzigen Atemzug aufgenommene Luft über einen förmlichen See von Blut ausgebreitet wird. Wenn wir nun ferner erwägen, daß mit jeder Herzpulsation (im Mittel) nicht mehr als 180 Gramm Blut über jene riesige Fläche von 2000 Quadratfuß ausgegossen werden, um dann sofort ins linke Herz überzutreten, so geht hieraus hervor, daß die jedesmalige Berührung des in der Lunge befindlichen Blutes noch nicht eine volle Sekunde dauern kann, wenn wir 70 Herzpulsationen pro Minute annehmen. Diese kurze Zeit genügt aber doch, um die angegebene Quantität Blut mit derjenigen Menge Sauerstoff zu sättigen, welche es vermöge der chemischen Anziehung des Blutfarbstoffs (Hämoglobins) in sich aufzunehmen vermag.

Um die Blutmenge zu berechnen, welche in jeder Minute aus dem Herzen in die Mündung der großen Körperschlagader (Aorta) eintritt, brauchen wir nur die durch die einmalige Herzpulsation fortbewegte Blutquantität mit 70 zu multipliziren. Wir erhalten auf diese Weise 12600 Gramm zum Ergebnis. Nun aber beträgt die Gesamtblutmenge eines erwachsenen Menschen etwa 5000 Gramm. Um dieses Quantum durch das Herz zu treiben, werden demnach höchstens 23—24 Sekunden erforderlich sein. In einer Minute kann also bei normalem Pulsschlage unser gesamtes Blut beinahe dreimal seinen Kreislauf durch die Gefäßbahn vollenden.

Die stärkere Muskelbewegung der Beine, wie sie beim Bergsteigen unvermeidlich ist, erhöht die Herzthätigkeit ganz beträchtlich, und die unmittelbare Folge ist eine Beschleunigung des Kreislaufs. Das Blut kommt hierdurch viel öfter mit der Lungen-

luft in Kontrakt und nimmt demgemäß mehr Sauerstoff auf als unter gewöhnlichen Verhältnissen. Hierzu kommt noch die den Kreislauf unterstützende Wirkung des Tiefatmens, weil dieses zur Folge hat, daß dem Herzen ein Teil seiner Arbeit abgenommen wird. Die tieferen Einatmungsbewegungen treiben nämlich das Blut nach derselben Richtung (durch Saugdruck) hin, in der es vom Herzen fortbewegt wird.

Man muß sich dieses physiologische Detail klar machen, um den außerordentlichen Nutzen maßvollen Bergsteigens für die Gesundheit zu begreifen. Wenn das Erklimmen von Gebirgen nicht zur Fexerei ausartet, ist es eine der schönsten und für den Körper zuträglichsten Passionen, die es geben kann. Man vermag seine Urlaubs- und Ferienzeit in der That nicht besser anzuwenden, als wenn man den Wanderstab ergreift und Bergfahrten in fröhlicher Gesellschaft unternimmt. Mit gebräunter Wange und im Herzen verjüngt kehrt man von den waldbekränzten Höhen in seine Berufssphäre zurück und fühlt sich zu neuer Arbeit bis auf den Grund der Seele gestärkt.

Die diesjährige Reisesaison ist da: wer sich mühselig und beladen fühlt, der beherzige die Grundlehren der Physiologie und halte sich vor Augen, daß Luft eine der wichtigsten Lebensbedingungen ist. Atmen kann nicht durch Essen ersetzt werden; wohl aber kann der Aufenthalt in frischer freier Luft auch geringere Kost würzen und nahrhafter machen. Die blühenden Kinder armer Leute auf dem Lande sind ein beweiskräftiges Beispiel hierfür.

Zum Schluß sei noch eine wissenschaftliche Erklärung für die erfrischende Wirkung, welche das Bergsteigen ganz direkt auf unsere gesamte Muskulatur ausübt, gegeben. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß wir uns nach einer größeren Bergpartie zwar momentan recht ermüdet, tags darauf aber wunderbar erquickt und „wie neugeboren" fühlen. Woher kommt diese angenehme Nachwirkung? Im gewöhnlichen Leben sagt man, sie rühre davon her, daß man sich einmal „tüchtig ausgelaufen" habe. Aber dies ist doch nur eine figürliche Redeweise, durch welche nichts erklärt wird. Um die treffliche Wirkung der Steigbewegungen auf unseren Körper zu verstehen, muß man wissen, daß es einen Vorgang gibt, den man „Muskelrespiration" nennt. Darunter versteht man eine Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe des Muskels, während derselbe vom Blut durchströmt wird, und zwar ist dieser Respirationsvorgang um so lebhafter, je thätiger der Muskel ist. Es treten aber außerdem noch innerhalb der Muskelsubstanz chemische Veränderungen ein; das im Muskel vorhandene Glykogen wird zerlegt, und es kommen dafür Zucker und Fleischmilchsäure an seine Stelle. Infolgedessen reagirt der thätige Muskel im Gegensatz zum ruhenden sauer.

Diese Entdeckung verdanken wir dem Professor du Bois-Reymond. Jene Fleischmilchsäure und die durch ihre Anwesenheit gebildeten sauren Salze des Muskelsaftes sind es nun aber, welche im Körper das Gefühl der Abgeschlagenheit und Ermüdung erzeugen. Machen wir nur wenig ausgibige Bewegung, führen wir eine stubenhockerische Lebensweise, so häufen sich jene beschwerenden Stoffe in der Muskulatur immer mehr an, und wir geraten dann in einen Zustand, den wir am besten bezeichnen, wenn wir sagen: daß wir uns „nicht frisch" fühlen. In solcher Verfassung befinden sich viele Beamte, Kaufleute und Gelehrte zu Beginn der herkömmlichen Ferien- und Reisezeit. Machen nun derartige Leute Wandertouren in einer Gebirgsgegend, so wäscht der in lebhaftere Bewegung gebrachte Blutstrom die angehäufte Fleischmilchsäure aus und neutralisirt sie. Das Gefühl der Ermüdung scheint wie weggeblasen, und die Betreffenden fühlen sich wunderbar gestärkt. Das ist ein weiterer Nutzen des Bergsteigens, der durch kein Medikament ersetzt werden kann. Tüchtig sich auslaufen heißt also, durch lebhafte körperliche Bewegung die Blutzirkulation in den Muskeln derartig steigern, daß jene Ermüdungsstoffe weggeschwemmt werden.

(„Schl. Ztg.")

Curare.

Von **Damian Gronen.** (Schluß.)

Wie fast bei allen Giften, so erliegen die warmblütigen Tiere auch der Wirkung des Curare's viel rascher als die kaltblütigen, und die Vögel wieder rascher als die Säugetiere. An der Wunde selbst bringt das Gift nicht den geringsten Reiz oder Schmerz hervor und die Tiere sterben gleichsam, ohne es gewahr zu werden.

Die hierbei auftretenden Symptome sind sehr charakteristisch und interessant genug, um hier etwas näher beschrieben zu werden, weshalb wir nachstehend einige der von Claude-Bernard mit kleineren Tieren angestellten Experimente mitteilen wollen.

Ein Kaninchen wurde, während es mit Fressen beschäftigt war, mit einem mit Curare vergifteten Pfeile, wie dergleichen öfters von den Reisenden aus Südamerika nach Europa gebracht werden, leicht in den Rücken gestochen, wodurch sich das Tier anfangs so wenig belästigt fühlte, daß es nicht einmal seine Mahlzeit unterbrach. Nach etwa drei Minuten zog sich das Kaninchen ruhig in eine Ecke des Zimmers zurück, drückte sich fest gegen die Mauer und legte die Ohren in den Nacken zurück, wie um zu schlafen. Kurz nachher fiel es wie gelähmt auf eine Seite und schon sechs Minuten nach der Einimpfung des Giftes war es tot, ohne die leiseste Zuckung oder irgend welche schmerzhafte Empfindung verraten zu haben.

In ganz ähnlicher Weise verhielt sich auch ein junger Hund, den man auf dieselbe Art mit einem vergifteten Pfeile in den Schenkel gestochen hatte. Anfangs sprang derselbe, ohne die erhaltene Wunde im geringsten zu beachten, munter umher, streckte sich sodann nach zwei bis drei Minuten ruhig auf dem Bauche aus und legte, mehr und mehr zusammensinkend, aber immer noch mit offenem Auge, den Kopf auf die beiden Vorderpfoten, in welcher Lage er nun regungslos verharrte. Bald hatte die fortschreitende Lähmung den ganzen Körper ergriffen und nach etwa acht Minuten war der Hund eine Leiche.

Frösche, Kröten und Reptilien sterben in ziemlich ähnlicher Weise, und auch die Reisenden haben bei den durch Curare vergifteten Menschen oder Tieren stets dieselben Symptome beobachtet. Das Leben erlischt hierbei immer ohne äußerlich bemerkbaren Todeskampf, und nur ein sanfter Schlaf scheint den Uebergang vom Leben zum Tode zu vermitteln.

Falscher, trauriger Wahn! Weit entfernt, die Lebensflamme schmerzlos zu ersticken, ist Tod durch das Curare im Gegenteile von den schrecklichsten inneren Leiden begleitet, da das Bewußtsein und der Verstand sich noch eine Zeit lang ungetrübt erhalten und blos die Fähigkeit der äußeren Bewegung und somit die Möglichkeit, irgend eine Empfindung zu äußern, aufgehoben und vernichtet ist. Oeffnet man z. B., wie Claude-Bernard dies zuerst im Jahre 1844 that, einen durch das Curare vergifteten Frosch unmittelbar nach dessen scheinbarem Tode, so sieht man, wie das Herz noch ungestört zu pulsiren fortfährt, und ein durch die Muskeln geleiteter galvanischer Strom bewirkt noch

die heftigsten Kontraktionen, während ein blos durch die Nerven hindurchgehender Strom nicht die leiseste Wirkung hervorbringt, woraus folgt, daß das Curare blos die Bewegungsnerven lähmt und ihre Funktionen aufhebt. Diese eigentümliche Wirkung des Curare hat sehr wesentlich zur genaueren Kenntnis der Beziehungen des Muskelsystems beigetragen und bewiesen, daß die Kontraktilität oder das Zusammenziehungs-Vermögen etwas von dem motorischen (bewegenden) Elemente der Nerven ganz Unabhängiges ist.

Daß das Organ des Denkens von der Wirkung des Giftes gar nicht berührt wird, geht auch schon aus der Beobachtung hervor, daß Hunde, deren Körper infolge der Einimpfung des Curare schon fast ganz gelähmt und erstarrt war, noch auf den Ruf ihres Namens mühsam durch ein leichtes Wedeln des Schwanzes oder durch eine kaum bemerkbare Bewegung des Kopfes und der Ohren, sowie durch den Blick des Auges zu antworten suchten. Der durch das Curare herbeigeführte Tod ist dennoch lediglich die Folge einer Asphyxie, d. h. des Stillstandes der Atmung, welche durch die allmälich fortschreitende Nervenlähmung erst erschwert und schließlich ganz aufgehoben wird, so daß das Tier eine Art Erstickungstod stirbt.

Sehr wichtig und bemerkenswert hierbei ist, daß diese Lähmung nicht bleibend, sondern nur von vorübergehender Dauer ist, und daß folglich mit Curare vergiftete Menschen oder Tiere sich wieder von ihrem Scheintode erholen können, wenn es gelingt, den Atmungsprozeß derselben durch Einblasen von Luft auf künstlichem Wege so lange zu unterhalten, bis die Erstarrung des Körpers vorüber und das Gift aus dem Blute wieder ausgeschieden ist. Das eigentliche Gegengift gegen diese tötliche Wirkung des Curare ist daher die künstliche Respiration, mit deren Hilfe es denn auch wirklich in verschiedenen Fällen schon gelungen ist, Tiere wieder ins Leben zurückzurufen. Brodie und Watterton retteten z. B. einen mit Curare vergifteten Esel in der Weise, daß sie demselben (wie bei der Tracheothomie) einen Einschnitt in die Luftröhre machten und sodann durch diese Oeffnung vermittelst eines Blasebalges den Lungen während zweier Stunden beständig frische Luft zuführten, worauf sich das Tier wieder zu bewegen anfing und sich allmälich wieder erholte.

Da das Curare seine lähmende Wirkung auf die Nerven natürlich nur dann äußern kann, wenn es durch das Blut den Geweben zugeführt wird, so besteht ein weiteres Mittel, die verderblichen Folgen solcher Vergiftungen zu verhüten, darin, daß man die Adern an der verwundeten Stelle gut verstopft oder unterbindet, was jedoch unverzüglich nach der Einimpfung des Giftes geschehen muß, ehe dasselbe durch den Blutstrom weiter verbreitet wird, und in der That hat man dieses Verfahren schon öfter mit dem besten Erfolge zur Anwendung gebracht. Außerdem gab diese Methode der Unterbindung Claude-Bernard Gelegenheit zu den interessantesten physiologischen Studien. Derselbe unterband z. B. bei einem Frosche die Arterien der beiden Hinterbeine und stach hierauf das Tier leicht mit einer durch Curare vergifteten Nadel in den Rücken. Nach wenigen Minuten war der ganze Körper tot und verstarrt, und nur die Hinterbeine, in welche das vergiftete Blut nicht eindringen konnte, fuhren fort, sich zu bewegen. Setzte man z. B. den Frosch in das Wasser, so waren es allein die Hinterbeine, welche den toten, bewegungslosen Körper vor sich herruderten, und so oft man dem Tiere in den Kopf kneipte, ließ ein krampfhaftes Zucken der Hinterbeine deutlich erkennen, daß das Gefühl für Schmerz und folglich das Leben der Empfindungsnerven keineswegs in dem scheinbar leblosen Körper erstorben war.

Ferner hat Claude-Bernard durch spezielle Versuche nachgewiesen, daß das Curare oder der wirksame Bestandteil desselben, das Curarin, ähnlich wie Morphin, Strychnin, Digitalin ꝛc., auch in der Medizin als wirksames Heilmittel, namentlich in manchen Nervenzuständen, eine nützliche Anwendung finden könnte, in welchem Falle es jedoch ratsam wäre, die richtige Zusammensetzung des echten Curare, so wie die zu seiner Bereitung dienende Pflanze möglichst bald genauer kennen zu lernen, indem sonst das Rezept desselben abhanden kommen und sich allmälich ganz verlieren könnte, da, wie schon eben bemerkt, die Feuerwaffen Bogen und Pfeil, und damit auch das Pfeilgift, immer mehr bei den Indianern in den Hintergrund drängen, so daß es in einem halben Jahrhundert schwer sein dürfte, die Bereitung des Curare noch an Ort und Stelle zu studiren.

Schließlich erwähnen wir noch die interessante Thatsache, daß das Fleisch der durch das Pfeilgift getöteten Tiere nichts von den giftigen Eigenschaften desselben annimmt, sondern ganz gesund und vollkommen genießbar ist, wie auch schon aus dem Umstande hervorgeht, daß die Indianer sich des Pfeilgiftes nicht blos gegen ihre Feinde, sondern auch bei der Jagd zur Erlegung des Wildes bedienen und zu diesem Ende außer den schon vergifteten Pfeilen in der Regel noch einen kleinen Vorrat davon in einem thönernen Näpfchen oder einer Kürbisflasche bei sich tragen. Wegen dieser doppelten, sowohl kriegerischen als waidmännischen Anwendung ist das Pfeilgift für den Indianer jener Gegenden, was das Pulver für den Europäer, und es bildet daher auch zwischen den Indianerstämmen Brasiliens und Neugranada's den Gegenstand eines lebhaften Tauschhandels.

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Die Landungsbrücke ist in der Gerüstform sehr solid und dabei durchaus nicht schwerfällig konstruirt, geht weit in den Fluß hinein, ist breit und bequem und wird besonders abends, da man von hier einen sehr schönen Anblick sowohl von der Stadt selbst, als auch von dem Flusse mit seinem bunten, bewegten Treiben hat, von zahlreichen Spaziergängern benutzt. Eine Masse Ruder- und Segelboote liegen an den vielen Treppen der Brücke, und zahllose Scharen von Bootsleuten bestürmen die Promenirenden, eine Spazierfahrt auf dem Wasser zu unternehmen.

„Quiere un bote?" („Wollen Sie ein Boot?") tönt es einem von allen Seiten und zum Ueberdruß entgegen.

Ein lebhafter Verkehr herrscht im Flusse — Boote und Lichterschiffe führen den Dampfern ihre Ladung zu oder nehmen sie ab, Flußdampfer, die nach Rosario, Paysardo und Montevideo gehen, liegen hier ziemlich nahe (etwa ein bis zwei Seemeilen) vor Anker; was mich aber am meisten interessirte, waren die zahlreichen mit Pferden bespannten Wagen und Karren, die hier im Wasser den Verkehr zwischen den Lichterschiffen und dem Lande vermittelten. Bis über die Räder standen die Wagen und Karren, bis an den Hals die Tiere im Wasser, und manchmal, wenn eine tiefere Stelle kam oder eine Flutwelle Roß und Wagen überschwemmte, schien es, als ob das Ganze verschwinden würde. Wie verzweifelt sprangen die Tiere oft empor oder stellten sich auf den Hinterbeinen kerzengerade in die Höhe, um nicht zu ertrinken; denn da sie

angeschirrt waren, konnten sie sich nicht durch Schwimmen helfen. Kam dann die Flut stärker, so mußte schleunigst der Rückzug angetreten werden; allerdings konnten dann die Lichterschiffe auch näher ans Land fahren.

Das Leben in Buenos Aires ist im allgemeinen sehr teuer, ganz besonders Wohnungen, Kleider und Schuhe. Das einzig Billige ist das Fleisch — dies ist allerdings erstaunlich billig. Eine Schöpsenkeule kostet zirka 1 Mark 20 Pfg., ein Stück Ochsenfleisch von zirka 4 Pfund in ausgezeichneter Qualität etwa 1 Mark, Kalbfleisch, etwa 6 Pfund, ebensoviel und das übrige Fleisch im Verhältnis; dagegen sind Eier, Butter, Milch 2c. sehr teuer; desgleichen Getränke. Bier wird viel getrunken unter dem Namen „Kulmbacher"; es ist leidlich gut und kostet per Glas von etwa $^2/_{10}$ Liter zirka 45—70 Pf. Die „Deutsche Kaiserhalle", das „Tivoli" 2c. sind sehr gut frequentirt, besonders weil man da eine Masse Zeitungen, auch deutsche, wie die „Illustrirte Zeitung", „Ueber Land und Meer", „Fliegende Blätter" 2c. hält und sich daher mit Lektüre die Zeit vertreiben kann. Die Journalistik ist in Buenos Aires überhaupt in hoher Blüte; es giebt etwa fünf große, täglich zweimal erscheinende Blätter, worunter sich auch die deutschgedruckte „La Plata-Zeitung" befindet, außerdem erscheinen dann diverse kleinere Blätter einmal täglich.

Da zur Zeit in der „Banda Oriental" (Uruguay) die Insurrektion ausgebrochen war, woran Argentinien den lebhaftesten Anteil nahm und auch ein gewisses politisches Interesse daran hatte, denn die Insurgenten hatten sich auf dem Territorium der Republik equipirt und mit Waffen 2c. ausgerüstet — man behauptete sogar, die Revolte sei, wenn auch nicht gerade auf Anstiften, so doch unter Konnivenz der argentinischen Regierung möglich gewesen — so kamen täglich und bald stündlich noch eine Masse Extrablätter. Mit großem Geschrei der Zeitungsjungen wurden bald große Siege von Arredondo (Insurgenten-General), bald Niederlagen verkündet, dementirt und redementirt — eine Ente jagte die andere — ein Lügenbericht folgte dem andern und da die Sympathien allgemein auf Arredondo's Seite war, und man, was man wünscht, gern glaubt, so fanden schon „Freudenfeste" in Buenos Aires statt, bis allmälich, trotz aller Dementis und Vertuschungen, Arredondo's und der Seinigen positive Niederlage, ja Gefangennahme des noch zirka 1200 Mann starken Rebellentrupps, — Arredondo selbst entkam mit zirka 200 Mann nach Brasilien (Rio Grande do Sul) — unbestreitbar bekannt wurde und dem Freudenrausche der Katzenjammer folgte.

Noch schlimmer mags zur Zeit in Montevideo ausgesehen haben — die meisten Familien und viele Beamte waren „kompromittirt" und fürchteten nun Santos' grimmige Rache. Wer flüchten konnte, floh, und Dampfer auf Dampfer, brachte Flüchtlinge von Uruguay, so daß in Buenos Aires bald jedes Eckchen besetzt und nirgends mehr ein Unterkommen zu finden war.

Nach einigen Tagen hieß es, Santos habe dem Präsidenten von Uruguay allgemeine Amnestie angeraten, was überall mit ungläubigem Kopfschütteln aufgenommen wurde, da niemand Santos soviel politische Klugheit zutraute, — Erbarmen oder Großmut war es bei ihm sicher nicht. Indessen die Nachricht bewahrheitete sich; die Gefangenen, die man von Paysando nach Montevideo brachte, wurden sofort in Freiheit gesetzt, der Belagerungszustand aufgehoben, und unsere Flüchtlinge kehrten ebenso rasch, als sie gekommen waren, an ihren häuslichen Herd zurück. Santos wurde zum Kapitän-General (Marschall) ernannt und als „Retter des Vaterlandes" akklamirt. Zehn Tage später sprach kein Mensch mehr davon, man sah in Montevideo nur ziemlich viele Häuser mit Trauerfloren an den Thüren und eine Masse schwarz- resp. in Trauer gekleideter Damen (von Montevideo sollen zirka 150 Freischärler in der Affaire getötet worden sein, die weitaus den besseren Familien angehörten), viele mögen aber auch nur aus „Mode" Trauer angelegt haben.

In Buenos Aires sieht man eine Masse Reiter, wie es in dem Lande, in dem die Pferde so billig sind und nur wenig Eisenbahnlinien gehen, wohl kaum anders zu erwarten ist. Die „Estancieros" (Farmer oder Bauern) bringen ihr Gemüse, Geflügel und sonstige Produkte zu Pferde in die Stadt; andere reiten herein, um Einkäufe zu machen, ja selbst viele Schulknaben mit Ranzen auf den Rücken kommen zu Pferde in die Stadt. Man stellt die Tiere nicht erst lange in einen Stall, sondern bindet ihnen einfach die Vorderfüße mit einem Riemen oder Strick in Form einer Acht (so: ∞) zusammen und läßt sie stehen, bis der Besitzer seine Geschäfte erledigt hat; derselbe kehrt oft erst nach Stunden zurück, bindet die Schleife einfach los und im Galopp — Tritt sah ich nie reiten — geht es wieder davon. Die wilde Gestalt des Gaucho (Bewohner der Pampas) taucht selten auf, erweckt aber selbst in Buenos Aires immer Interesse, trotzdem man in der Stadt natürlich diesen „geborenen" Reiter nicht so in seinem Elemente oder richtiger darauf, d. h. auf dem Pferde bewundern kann, als in den Pampas, wo die Gauchos in der Reitkunst Unübertreffliches leisten.

Eines Nachmittags begegnete ich auch dem Präsidenten der Republik, dela Roca, der im Zylinderhut und Gehrock spazierte und, obgleich von Vielen erkannt, einfach als Privatmann behandelt und angesehen wurde. Ich fand den Mann, den ich drei Jahre früher bei einer Parade gesehen, sehr gealtert; er hat eine schmächtige Gestalt von mittlerer Größe, schlaffer, gebeugter Haltung, schleppendem Gang, welken, abgelebten Zügen, und wäre es nicht um den blonden Vollbart und Haarwuchs, so könnte man ihn für einen hohen Fünfziger halten, während der Mann erst am Anfange der Vierziger steht. Roca soll allerdings die Lebensfreuden stark genossen haben!

Das Klima in Buenos Aires sollte eigentlich sehr gesund sein, wie schon der Name Buenos Aires — gute Luft — andeutet, doch ist die Stadt selbst, weil eben das Wasser nicht rasch und genügend ablaufen kann, von Malaria heimgesucht; man will aber jetzt durch Kanalisation 2c. diesem Uebelstande abhelfen. Der Argentinier ist im allgemeinem sehr mäßig — ein „Puchero" (wörtlich Topf) enthält aber auch quasi alles, was man von einem substanziellen Gericht erwarten kann; es ist eine Suppe von Kräutern, Gemüse, Kartoffeln und einem riesigen Stücke saftigen Ochsenfleisches — es muß schon ein starker Esser sein, der einen Puchero bewältigt hat und nach mehr sich umsieht. Eine Delikatesse, d. h. wenigstens gilt es dafür, ist das Armadill, das in Größe eines Ferkels auf den Tischen der besseren Restaurants von Buenos Aires prangt — gebraten soll es wie Schweinsbraten schmecken; ich für meinen Teil kann nicht urteilen, da ich vor dem Gürteltier einen gewissen Ekel empfand, weil es sich nur von Würmern oder Aas nährt.

In Buenos Aires hatte ich auch wieder Gelegenheit, den prächtigen Sternenhimmel, insbesondere das südliche Kreuz zu bewundern, wozu ich in Montevideo, trotz der Nähe, nie Gelegenheit fand; das Firmament schien mir da stets nebelig und nicht so klar.

Kein Besucher Montevideos sollte versäumen, die Corales, eine allerdings etwas entlegene Vorstadt Buenos Aires, die aber per Trambahn in etwa einer Stunde zu erreichen ist, zu besuchen. In den Corales befinden sich die ausgedehnten, großen Mataderos, in denen tausende von Ochsen, Kühen und Kälbern geschlachtet werden. Von Hirten und Hütern zu Pferde werden jeden Tag die Tiere in mit Mauern umgebene Höfe im sausenden Galopp getrieben und mit dem Lasso das zur Tötung bestimmte Tier von einem Reiter innerhalb des Matadero trotz wütendsten Widerstandes an eine kleine, enge Pforte geschleppt; ein Schlag mit einer Art macht es betäubt. Die Falltüre öffnet sich gerade weit genug, um das Opfer herauszuziehen, worauf ein Stoß und Schnitt ihm den Garaus macht und die Reihe an ein anderes Tier kommt. So wird an etwa sechzig Plätzen innerhalb des Matadero von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr vormittags geschlachtet und dann das Fleisch, die Häute u. s. w. auf Karren oder Pferden zur Stadt gebracht Das wahrhaft in

Strömen fließende Blut wird in Cisternen gesammelt und als Dünger benutzt.

Etwa 20 Minuten davon ist der Matadero für Schafe, allerdings lange nicht so groß, wie der obenerwähnte für Hornvieh. Immerhin habe ich außer den Stockyards in Chicago, die noch großartiger sind, sonst nirgends derartige „Fabrikschlächtereien" angetroffen.

Da ich nun in Buenos Aires nichts weiter zu erledigen hatte, so beschloß ich, am folgenden Tage mit dem „Apollo" nach Montevideo zurückzufahren, um meine Reise nach Rio de Janeiro anzutreten.

Ein Changador (Dienstmann) brachte mein Gepäck zur Landungsbrücke; per Boot fuhr ich dann in etwa 15 bis 20 Minuten zum „Apollo", der einer französischen Linie angehörig, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet war.

Der „Apollo", ein Raddampfer — speziell für Passagiertransport zwischen Buenos Aires und Montevideo — machte diese Reise in etwa zwölf Stunden. Sein eigentliches Deck ist fast auf Wasserniveau, d. h. $1^1/_2$ Meter über demselben und ist hier der Gepäckraum, die zweite Klasse und der Raum für die Zwischendeck-Passagiere.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Die Körperkraft des Menschen und seiner Arbeitstiere. Sämtliche Lebewesen, vom kleinsten Tiere bis zum Menschen hinauf, können inbezug auf ihre Fähigkeit zur Massebewegung gewissermaßen als Arbeitsmaschinen aufgefaßt werden, deren Leistung nach den allgemeinen Grundsätzen der Mechanik berechnet und fixirt werden kann. Da nun die lebenden Geschöpfe eher im Dienste der Menschen als eine Art Arbeitsmaschinen gebraucht wurden, wie die künstlichen Arbeitsmaschinen, welche die Neuzeit in so außerordentlich ausgedehntem Maße benützt, so hat man bisher als Maßstab für die Leistungen dieser künstlichen Arbeitsmaschinen die Kraftleistung eines bestimmten Lebewesens, nämlich des Pferdes, benutzt, und man versteht hergebrachtermaßen unter einer Pferdekaft das Kraftquantum, welches nötig ist, um in der Sekunde 75 Kilogramm auf 1 Meter Höhe zu heben, oder anders ausgedrückt — um 75 Kilogrammmeter Arbeit zu leisten. Die Physiker haben ferner durch Versuche ermittelt, wieviel die gebräuchlichsten der lebenden Arbeitsmaschinen pro Tag, d. h. in 8 Arbeitsstunden, zu produziren vermögen. Danach vermag ein (im Mittel 70 Kilo schwerer) Mensch ohne Bewegung einer Maschine 316 800 Kilogrammmeter, ein (im Mittel 280 Kilo schweres) Pferd 2 102 400 Kilogramm, ein Ochs gleichen Gewichts 1 382 400, ein Maulesel von 230 Kilogramm 1 497 600, ein Esel von 168 Kilogramm 864 000 Kilogrammmeter zu leisten. Diese Leistungsmaße ändern sich natürlich, wenn sich die Bedingungen der Arbeit ändern. Während der Mensch ohne Maschine 316 800 Kilogramm arbeitet, leistet er am Hebel nur 158 400, an der Kurbel 184 320, am Göpel 207 360, am Treibrad ohne Benutzung der Arme 241 920, am Tretrad mit Benutzung der Arme und Anstieg auf 26° aber 345 600 Kilogrammmeter; letztere Art der Körperkraft: Uebertragung auf Lastbewegung, ist somit hierfür die günstigste. Aus vorstehenden Angaben erhellt, daß das Pferd unter den in der Regel vom Menschen verwandten Lebewesen überhaupt und im Verhältnis zu seinem Körpergewicht die größte Kraft besitzt. Ihm steht an Kraft der Maulesel am nächsten, darauf folgt der Esel, dann der Ochs und zuletzt der Mensch selbst.

Die Kant-Laplacesche Kosmogonie. Im Jahre 1755 stellte der große Philosoph Kant eine Weltkörperentstehungs-Hypothese auf, welche später durch Laplace ausführlicher begründet wurde. Kant nahm an, das Weltall sei ursprünglich ein gasförmiges Chaos gewesen. Infolge ungleicher Dichtigkeit an verschiedenen Stellen geriet dieser „Urnebel" in Rotation, wobei sich immer mehr Partieen stärker als die übrige Masse verdichteten und für letztere sogenannte Anziehungspunkte bildeten. So entstanden aus dem gasigen Chaos viele rotirende Nebelmassen mit einer fortschreitenden Verdichtung. Das, was wir „unser Sonnensystem" nennen, war einer dieser sich um einen Mittelpunkt, die Sonne, drehenden Gasbälle. Durch die drehende Bewegung kam dabei eine abgeplattete Kugelgestalt zustande. Während nun eine Kraft, die Centripetalkraft, bestrebt war, in der Richtung nach dem Mittelpunkte verdichtend zu wirken, ließ eine andere Kraft, die Centrifugalkraft die peripherischen (äußern) Teile sich immer von den nach dem Mittelpunkt strebenden inneren entfernen, bis es in der Aequatorialgegend zur Ablösung ringförmiger Nebelmassen kam, welche die Bahn der zukünftigen Planeten verzeichneten. Mit der Zeit verdichteten sich die Ringnebel zu kugeligen „Planeten", welche um ihre eigene Achse und zugleich um den Zentralkörper sich drehen. Von ihnen lösten sich auf's neue Nebelkreise ab, die sich verdichtet als Monde umkreisten. Planet Saturn besitzt noch heut solch einen verdichteten Ringmond. Die Planeten behielten bei zunehmender Verdichtung die Gasform nicht bei, sondern wurden durch Abkühlung feuerflüchtig. Durch den Verdichtungsvorgang selbst wurden große Wärmemengen frei, und so gestalteten sich die rotirenden Sonnen, Planeten und Monde bald zu glühenden Feuerbällen, gleich riesigen geschmolzenen Metallkörpern, welche Licht und Wärme ausstrahlten. Durch den damit verbundenen Wärmeverlust verdichteten sich wiederum die geschmolzenen Massen an der Oberfläche der feuerflüssigen Bälle, und so entstand eine dicke feste Rinde, welche einen feuerflüssigen Kern umschloß. Die erste Erstarrungskruste aber wurde bald uneben und höckrig, indem sich der feuerflüssige Kern immer mehr verdichtete und zusammenzog. Dabei entstanden in der Rinde vielfache Risse und Spalten, aus denen der feuerflüssige Kern abermals hervorquoll, wonach nach der Erstarrung Berge und Täler als sogenannte Urgebirge oder vulkanische Gebirge gebildet wurden. Erst nachdem der Erdball sich um ein Bedeutendes abgekühlt hatte, konnte die Entstehung des Wassers in tropfbar flüssiger Form vor sich gehen, indem das als Rest vorhandene Wassergas sich kondensirte. Die so entstandenen Wassermassen füllten die Täler aus, nagten mit gewaltiger Kraft an den Erhöhungen der festen Erdrinde und spülten den gebildeten Schlamm von einem Ort zum andern. So erklärt es sich, daß auch das Wasser großen Anteil an der Gestaltung der Erdoberfläche hatte, indem es die Schlammmassen zu mächtigen Schichten übereinander lagerte und so, wie man es zu nennen pflegt, auf neptunistischem Wege Gebirge entstehen ließ.

Sonderbare Leichenfeierlichkeiten und Priesterschlauheit. Bei den Diobas, auch Diolas genannt, einem Negerstamme Westafrikas am Lagomanienfluß herrschen seltsame Leichenfeierlichkeiten. Stirbt nämlich ein Dioba, so wird sofort die große Dorftrommel, Bombali, gerührt, deren Schall weithin hörbar ist. Schleunigst macht sich alles auf, an der Trauer, die den meisten zur Belustigung dient, teilzunehmen. Der Leichnam wird mit einem besonders zu solchem Zwecke aufbewahrten Palmöl gesalbt, alsdann auf dem Dorfplatze ausgesetzt und mittels Holzsparren in aufrechtstehender Stellung erhalten. Nun macht ihm jeder Vorwürfe, warum er eigentlich gestorben sei, während immerfort Flintenschüsse, bei den Reichen wenigstens, oft bis 1000 am Tage, abgefeuert werden. Die Trauer dauert drei Tage; jeder weint, soviel er kann, und bezahlte Klageweiber wälzen sich unter entsetzlichem Geheul auf dem Boden und bestreuen sich mit Asche. Am dritten Tage zieht man dem Toten seine schönsten Kleider an und legt ihn nieder. Nun frägt ihn der Priester noch einmal nach dem Grunde seines Sterbens, und dann läßt man ihn so lange liegen, bis ein Mitglied der Familie des Toten, welches dieser vor seinem Tode ganz heimlich dem Priester genannt haben soll, diesem ein passendes Geschenk bringt. Der Priester darf natürlich den Betreffenden niemals nennen, sondern muß ganz geduldig warten bis einer der Verwandten des Dahingeschiedenen nach dem andern ihn beschenkt und endlich, fast immer zu allerletzt, der kommt, den der Tote bezeichnet hat. Natürlich behält sich der Priester die Geschenke der anderen, wahrscheinlich um diese nicht zu beleidigen, auch.

Der Kukuk als Waldhüter. Wer kennt ihn nicht, den Kukuk, dessen volltönendem, charakteristischem Rufe heut noch mancher andächtig und bangen Herzens lauscht, weil er sich von dem Ammenmärchen, daß der Kukukruf für den Menschen gar Wichtiges zu bedeuten hat, noch nicht loszureißen vermochte. „Der Kukuk ruft, klappre mit dem Gelde in der Tasche, Mann," ruft die kluge Frau, „dann werden wir reich." Oder: „Zähle genau, wie oft er noch ruft; wieviel mal er seinen Namen wiederholt, soviel Lebensjahre sind Dir noch beschieden." Aber der Nimbus des Aberglaubens, der den Kukuk umgibt, ist damit noch nicht erschöpft. Es gibt z. B. ganz zweifellos heut noch Leute, welche sich steif und fest einbilden, daß sich der Kukuk im Winter in einen Sperber verwandle. So ist denn, was man im Volke vom Kukuk zu wissen glaubt, meist pure Thorheit. Dagegen hat man von seiner vornehmsten Tugend gar keine Ahnung. Diese besteht nämlich in seiner großen Nützlichkeit für unsern Wald und leistet als Feind und Vernichter der abscheulichsten Baumverderber, namentlich von Raupen, so der Prozessions- und Kieferspinner, ganz Enormes. Uebrigens ist es wahr, daß das Kukuksweibchen ihre Eier in fremde Nester legt. Brehm zählt nicht weniger als 68 europäische Vogelarten als Zieheltern der Nachkommenschaft des Kukuk auf.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 19. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Von den Umwälzungen im Weltall.

Von **Karl Steinmetz.**

Unter dem Titel „Von den Umwälzungen im Weltall" erschien jüngst die zweite Auflage eines Werkes von Rudolf Falb, worin er seine Flut- und Erdbebentheorie, die in den letzten Jahren so großes Aufsehen — bei Gegnern und Anhängern erregt hat, ausführlich auseinandersetzt und zu begründen sucht. Möge es uns daher gestattet sein, hier darüber zu referiren.

Im ersten der drei Bücher, in die Falb sein Werk einteilt: „In den Regionen der Sterne", betrachtet er Vergangenheit und Zukunft der Welt, wie sie sich im Lichte der heutigen Naturwissenschaft darstellt. Im zweiten Buche: „Im Reiche der Wolken", bringt er eine ausführliche Theorie der Ebbe und Flut, indem er die Aufmerksamkeit darauf lenkt, daß Ebbe und Flut eine sehr zusammengesetzte Erscheinung darstellt und von einer größeren Anzahl von Faktoren — nicht nur von der gegenseitigen Stellung von Mond und Sonne, wie man gewöhnlich annimmt — abhängig ist. Im dritten Buche: „In den Tiefen der Erde", bringt er endlich einen Abriß seiner Erdbebentheorie, die am meisten zu Angriffen gegen ihn geführt hat — mit welchem Rechte, werden wir sehen.

I. In den Regionen der Sterne.

Die Welt ist nie entstanden. Denn die Annahme einer Entstehung der Welt führt stets auf einen Zirkelschluß und somit zu Widersprüchen. Wenn aber die Welt nie entstanden ist, so kann sie auch nie untergehen. Denn jedes Endziel, das sie überhaupt erreichen könnte, hätte sie schon in der Ewigkeit, die sie besteht, erreichen müssen. Aber unser Sonnensystem und die Gesamtheit der Sternensysteme, die wir am nächtlichen Himmel überschauen, sind nicht die Gesamtwelt. Wenn die Welt auch nicht entstanden ist und nicht untergehen kann, so kann und muß sie doch, wie alles auf ihr, immerwährend ihre Gestalt und Erscheinungsform wechseln. Erden und Sonnensysteme entstehen und vergehen, indem sie ihre Form wechseln nach ewigen Naturgesetzen: was heute Sonne ist, war vielleicht gestern Nebelfleck und wird morgen Meteoritenschwarm sein! Nur daß dieses heute und morgen Jahresbillionen umfaßt! Wenn also auch die Fragestellung, wie die Welt entstanden ist, eine falsche ist, so ist dagegen die Frage, wie die jetzige Gestaltung der Welt und zunächst unseres nächsten Gebietes, des Sonnensystems und weiterhin unseres Fixsternsystems, entstanden ist, einer Erörterung zugänglich.

Alle Bewegungen im ganzen Sonnensysteme erfolgen in derselben Richtung und fast genau in derselben Ebene. Dies ist ein deutlicher Beweis einer gemeinsamen Entstehung aller Weltkörper des Sonnensystems aus einer Masse. Einen Fingerzeig, wie die Entstehung stattgefunden hat, geben uns die Ringe des Saturn. Wir haben an ihnen gewissermaßen noch die Natur in ihrem Schaffen belauscht. Ein interessantes physikalisches Experiment erläutert dies: Wird ein flüssiger Körper, z. B. eine Oelmasse, sich selbst überlassen — also der Einwirkung der Erdanziehung, der Schwere, entzogen, dadurch, daß sie in eine gleichschwere Flüssigkeit, z. B. verdünnten Weingeist, geschüttet wird — so nimmt sie Kugelgestalt an. Wird aber jetzt diese Oelkugel in Drehung versetzt, so beginnt sie sich abzuplatten, nimmt eine sphäroidale Gestalt an, die alle Körper unseres Sonnensystems zeigen. Bei noch schnellerer Rotation nimmt die Abplattung schnell zu, die erst nur wenig abgeplattete Kugel nimmt Linsengestalt an und endlich löst sich an ihrem Umfange ein Ring von ihr ab, der, anfangs freischwebend — wie die Ringe des Saturn — später zerreißt und sich zu ein oder mehreren Kugeln zusammenballt — dem ersten Planeten.

Sind nun in dieser Weise unser Sonnensystem und ebenso die anderen Sonnensysteme, und unser und die andern Fixsternsysteme entstanden, so werden wir bei Durchforschung des Himmels den Werdeprozeß unseres Sonnen- und Sternensystems in allen seinen Stadien an anderen Gestirnen erblicken müssen. Die Nebelflecken sind es, die uns alle verschiedenen Formen entstehender Welten zeigen. Von ganz unregelmäßig gestalteten Nebelflecken aus, in denen sich gar keine Gruppirung der Lichtmaterie zu erkennen giebt, erblicken wir am Himmel alle Stadien kugelförmiger Zusammenballung, weiterhin spiralförmige und wirbelförmige Gestalten und endlich linsenförmige und von Ringen und bereits einzelnen losgelösten Planeten umschwärmte Nebel, bis weiterhin zu den Sternhaufen, in denen bereits die ganze Nebelmasse sich zusammengeballt hat zu einer bald größeren, bald kleineren Anzahl einzelner Sterne, die bald um eine, bald um mehrere Zentralsonnen gravitiren oder gar kein Zentralgestirn besitzen.

So wie wir hier alle Prozesse werdender Welten überblickt haben, ist auch unser Sternensystem entstanden. Nicht das kleine Sonnensystem, das wieder nur ein Teil eines Teils ist, sondern das ganze Fixsternsystem, das begrenzt ist von den Sternen der Milchstraße und das die Gesamtheit aller Fixsterne umfaßt, mit Ausschluß allein der Nebelflecken, die ebenfalls solche Sternsysteme darstellen.

So hat man sich zunächst die Materie, den Urstoff, selbstleuchtend und in höchst verdünntem Zustande, mit einer gewissen Wärme begabt, im Weltraume schwebend zu denken. Durch die Ausstrahlung giebt ein solcher Körper einen Teil seiner Wärme an den kälteren Himmelsraum ab und muß dadurch eine Verdichtung und Ballung erfahren. Dadurch*) kommt Bewegung in die Materie, welche sich anfangs spiralförmig, später in Kreisen vollzieht und uns in den spiralförmigen und Ringnebeln vor Augen tritt. Durch den mit der Konzentration wachsenden Rotationsschwung lösen sich allmälich Ringe ab. Es gestalten sich ganze Systeme von solchen, welche zerreißen und sich aufs neue zu neuen Weltkörpern zusammenballen, bis endlich der Bildungsprozeß mit der vollständigen Verdichtung der Materie und dem Zerfall des Nebels in eine oder mehrere Sonnen seinen Abschluß findet.

So ist auch unser Milchstraßensystem entstanden und zeigt daher noch jetzt eine Gestalt, die auffallend an die des Saturn erinnert: Es besteht aus einer Zentralkugel, die aus etwa zwei Millionen Fixsternen gebildet und umgeben ist von zwei Ringen, die, aus zusammen 18 Millionen Sternen bestehend, uns als die Milchstraße erscheinen. Unsere Sonne steht in der Nähe der Mitte der Zentralkugel. Jetzt erklärt sich's auch, warum alle die hunderte von Weltkörpern unseres Sonnensystems dieselbe Bewegungsrichtung besitzen: der Partialnebel, aus dem sich das Sonnensystem bildete, hat seine Bewegung schon vom großen Milchstraßensystem überkommen. Aber auch der Teilnebel, aus dem unser Sonnensystem entstand, ist dieselben Bahnen gewandelt, wie dereinst das ganze Fixsternsystem: auch er hat sich abgeplattet und Ringe gebildet, aus denen nachher die Planeten entstanden.

Wir unterscheiden nun unter den Planeten drei Gruppen:

Erste Gruppe.

Bahnexzentrizität gering Rotation rasch Dichte gering Volumen groß	äußere Planeten (äußerster Ring).

Zweite Gruppe:

Bahnexzentrizität oft sehr groß außerordentlich zahlreich Volumen sehr klein	Asteroiden oder Planetoiden (mittlerer Ring).

Dritte Gruppe:

Bahnexzentrizität größer Rotation langsam Dichte groß Volumen klein	innere Planeten (innerster Ring).

Wir erblicken in dieser dreifachen Gliederung die Spuren dreier Entwickelungsstadien des großen Sonnennebels, oder dreier Ringe, die sich nacheinander von der Zentralmasse, deren Rest die heutige Sonne ist, ablösten. Die Unterschiede der verschiedenen Planetengruppen glaubt Falb durch die Annahme erklären zu können, daß bei der Bildung des äußersten Ringes der Zentralkörper noch gasförmig war, bei der Bildung des zweiten, aus dem die Asteroiden oder Planetoiden entstanden, bereits im Uebergange in den flüssigen Zustand begriffen war, und bei der Bildung der Planeten des dritten Ringes bereits flüssig war. Dem möchten wir entgegentreten. Denn damals, als die Asteroiden sich zu bilden begannen, mußte der Zentralnebel sich noch bis zur Bahn des äußersten Asteroiden, der Hilda, hin erstrecken, also einen Halbmesser von 592 Millionen Kilometer besitzen. Nehmen wir selbst an, daß dieser linsenförmige Zentralkörper nur die Höhe unserer jetzigen Sonne, 1 385 300 Kilometer, besessen hat — was entschieden viel zu wenig ist — so ergiebt sich sein Inhalt zu 64 150 Trillionen Kubik-Kilometer. Der Inhalt der jetzigen Sonne beträgt aber 1 392 000 Billionen Kubik-Kilometer, ihr Gewicht 2 028 000 Quadrillionen Kilogramm. Dieses Gewicht und das Gewicht der inneren Planeten, gleichmäßig ausgebreitet über den ganzen Raum des damaligen Zentralkörpers, würde für denselben eine Dichte von 0,0000315 ergeben. Da aber das leichteste aller bekannten Gase, das Wasserstoffgas, eine Dichte von 0,000089 besitzt, so folgt, daß der damalige Zentralkörper noch fast dreimal dünner war als das dünnste aller Gase, daß also von einem Uebergange in den flüssigen Zustand damals noch nicht die Rede gewesen sein kann. Vielleicht läßt sich die Bildung der Asteroiden dadurch erklären, daß die störenden Einwirkungen der gewaltigen Massen der äußeren Planeten auf lange Zeit hinaus überhaupt keinen größeren Ring zustande kommen ließen, sondern nur einzelne Ringbruchstücke, aus denen sich dann die Asteroiden bildeten.

Ebenso wie die Sonne die Planeten erzeugte, erzeugten diese wieder ihre Monde, Ringe u. s. w.

Doch was wird nun weiter mit unserem Sonnensysteme geschehen? Werden die Planeten ewig um die Sonne kreisen oder werden auch hier Veränderungen stattfinden? Wohl hat Laplace bewiesen, daß die Störungen, welche die Planeten auf einander ausüben, im Laufe ungeheuerer Zeiträume sich gegenseitig aufheben müssen, sodaß durch die gegenseitige Einwirkung der Planeten auf einander der Bestand des Sonnensystems nicht gefährdet wird. Aber dabei setzte er voraus, daß die Planeten sich im Weltraume bewegen, ohne irgend einen Widerstand zu finden, einen Widerstand, wie er z. B. als Luftwiderstand, als Reibung alle bewegten Körper auf der Erde, den schwingenden Pendel, wie eine rollende Kugel, allmälich zur Ruhe bringt. Nun ist aber auch der Weltraum nicht absolut leer, sondern erfüllt von dem Lichtäter, dem Medium, das die Licht- und Wärmestrahlen von einem Weltkörper zum andern überträgt. Ferner kreisen im Weltraume noch zahllose Körper, die Kometen, Meteoriten und Sternschnuppenschwärme, die mit den Planeten zusammentreffen können — täglich stoßen millionen von Meteoriten mit der Erde zusammen und verdampfen als Sternschnuppen in den höheren Schichten der Atmosphäre. Diese Massen, seien sie nun Spuren des Urnebels oder Reste durch Zusammenprall zerschmetterter Weltkörper oder allmälich

*) Die erste Ursache der Rotationsbewegung dieses Nebelballs ist jedoch allein als eine Folgeerscheinung der Zusammenballung nicht zu erklären, sondern harrt noch einer Erklärung. Vielleicht waren es die Spuren untergegangener Welten, die den Anstoß zu neuer Weltenbildung gaben.

zerfallener Kometen, hemmen die Bewegungen der Planeten und Kometen und zwingen sie, immer näher und näher an die Sonne zu rücken, um endlich — nach Jahresmillionen oder Billionen — in ihr ein feuriges Grab zu finden. Ja selbst Planetenzusammenstöße werden, wenn nicht in unserem Sonnensysteme, so doch in anderen, Doppelsonnensystemen, möglich sein.

Auch die Sonne wird dann, nachdem sie, wie Kronos, ihre eigenen Kinder verschlungen hat, ihrem Schicksale verfallen und samt allen anderen Fixsternen sich mehr und mehr dem Mittelpunkte des Fixsternsystems — dem Orionnebel, wie Falb vermutet — nähern, um sich endlich dort mit ihnen zu einer ungeheuren Riesensonne zu vereinigen. Diese Riesensonne, die Reste einstmaliger Sternensysteme, werden sich ineinander stürzen, und so werden sich immer mehr und mehr die Massen der Weltkörper vereinigen zu immer größeren Kugeln.

Aber ehe noch die Erde sich in die Sonne stürzt, wird längst alles Leben auf ihr erloschen sein. Denn lange vorher schon wird die Sonne ausgebrannt und erloschen sein und damit alles Leben im ganzen Planetensysteme, das ja einzig und allein vom Lichte und der Wärme der Sonne abhängt, dem Untergange anheimgefallen sein. Denn stündlich strahlt die Sonne ungeheure Wärmemassen in den eisigen Weltraum aus, ohne je Ersatz dafür zu finden. Endlich muß daher die Wärme der Sonne erschöpft sein, die Sonne erkalten. Auch die Fixsterne werden erkaltend erlöschen durch Ausstrahlung ihrer Wärme in den Weltraum, wie schon heute der Begleiter des Sirius und viele andere Gestirne erloschen sind. Wohl wird wiederholt die Wärme auf kurze Zeit ersetzt werden durch den Sturz von Planeten in die Sonne. Denn ebenso wie die Sternschnuppe in heller Glut aufleuchtet, wenn sie bei ihrem Eindringen in die Erdatmosphäre in ihrem Fluge gehemmt wird und dabei ihre Bewegung in Wärme umsetzt, so wird auch die Erde, wenn sie in die Sonne stürzend ihre Bewegung plötzlich gehemmt sieht, in heller Glut noch einmal auflodern, und werden die Riesensonnen bei ihrem Zusammenprall ihre Bewegung in Wärme verwandeln. Aber mehr und mehr wird dadurch die Bewegung des Weltalls in Wärme umgewandelt werden *). Die Summe der Wärme des Weltalls steigt, die Summe der anderen Kräfte fällt. Denn wohl ist die Bewegung in Wärme umsetzbar, nicht aber die Wärme vollständig wieder in Bewegung. Endlich also, wenn alle Bewegungen im Weltall aufgehört haben, alle Weltkörper zu einer einzigen Riesensonne vereinigt sind, wird auch alle Kraft des Weltalls als Wärme im Weltall strahlen und gleichmäßige Wärme das ganze All erfüllen.

Aber diese Wärme ist noch genau die gleiche, die dereinst beim Zerreißen des Urnebels vorhanden war. Sie ist daher genau wieder so groß, die gesamte Masse der letzten Riesensonne in Dampf aufzulösen und so den Urnebel, aus dem die Welt entstanden, wieder zu erzeugen, und wieder von neuem wird dann ein neues Werden von Welten aus dem Chaos anheben und die letzten Spuren der vergangenen Welt werden vielleicht die Punkte sein, an die der Bildungsprozeß der neuen Welt anknüpft. Soweit Falb.

Allerdings wird sich der Schluß dieses Weltdramas wohl nicht mit solcher katastrophenartigen Heftigkeit vollziehen, daß erst die letzten Riesensonnen sich bei ihrem Zusammenprall wieder in den Urnebel auflösen, sondern längst vorher schon müssen, je weiter die Zusammenballung fortschreitet, desto größere Wärmemengen frei geworden sein, desto mehr sich schon die Beschaffenheit der letzten Riesensonnen der außerordentlich dünner, glühender Nebelmassen genähert haben, und endlich wird ohne Katastrophe, mit dem allmälichen Aufhören der Bewegung ebenso allmälich das Weltall wieder in den Zustand des Urnebels zurückkehren. Wenn also in Jahresmillionen kommende Menschengeschlechter dereinst den Merkur im Schoße der Sonne verschwinden sehen, um nicht wieder aufzutauchen, dann mögen sie am Aufflackern der Sonne erkennen, daß die Zeiten sich erfüllen und das Greisenalter der Erde herannaht! Nur leider wird das Menschengeschlecht diese Zeit wohl nicht mehr erleben, denn längst schon werden dann Luft und Wasser von der Erdoberfläche verschwunden sein, eingesogen vom erkaltenden Erdinnern, und werden damit das Menschengeschlecht dem Untergange geweiht haben, vielleicht, wenn es gerade seine höchste Kulturstufe erklommen hat! Möge es uns trösten, daß dann, wenn das Leben auf der Erde erlischt, es vielleicht gerade beginnt auf Sternen, die jetzt noch als ferne Nebelflecken im Weltraume kreisen! Und bedenken wir auch, daß alle diese Hypothesen nur sicher sind, soweit sie sich auf die nächste Zeit erstrecken, und um so unsicherer werden, je weiter sie in Vergangenheit und Zukunft hinausschweifen.

*) denn Wärme und Bewegung ist dasselbe; Wärme ist nur Bewegung der kleinsten Teilchen, der Atome und Molekel der Körper.

Jena.

Ein Reisebild aus Thüringen.

Von **Karl Ed. Klopfer.**

„In Jene kneipt sich's bene!"
(Altes Burschenlied.)

Um unerschöpfliche Naturfreuden zu genießen, brauchen wir nicht Italiens glutdampfende Gefilde, nicht die wildromantischen Prärien Amerikas, auch nicht die vom „ewig blauen" Himmel überspannten Gärten des Orients oder die vielgerühmten Berge der Schweiz aufzusuchen! Das alles finden wir im herrlichen Deutschland harmonisch vereint. Und wenn Euch, Ihr glücklichen Wanderer, die Wahl offen steht, dann macht eine Libertiner-Fußreise durch das prächtige Franken, oder noch lieber durch das gesegnete, unbeschreiblich liebliche **Thüringen!**

Wer jemals das Glück hatte, die Gegend um **Jena** zu durchwandern, der wird mir gewiß recht geben. —

Wenn an einem schönen Septembermorgen die Sonne die breite Thalsohle zwischen Lobeda und Jena bescheint, sich im anmutig dahinschlängelnden Bette der Saale spiegelnd, da ist es für den Wanderer ein wahres Naturlabsal, nach der alten Universitätsstadt zu pilgern. Du folgst dem Laufe des Flusses bis Wöllnitz, dort steigst Du den sanft sich erhebenden Pfad hinan, der in die Ausläufer der Kernberge führt.

Wir hatten nach kurzer Wanderung ein kleines Hügelplateau erreicht und erblickten um uns schauend ein herrliches Panorama vor uns. Stundenweit vermochte unser Auge den Weg durch das üppige Saalthal zu verfolgen, den wir herangekommen. Vorder- und Hintergrund gehen hier in wunderbar ebenmäßigem Fortschreiten zu einem großen abgerundeten Bild ineinander über. Unmittelbar uns zu Füßen liegen die Dörfer Ober- und Unter-Wöllnitz, beide am Ausgange des links sich hereinziehenden und von der Welmisse begrenzten Fürstenbrunn-Thales;

links weiterhin, wie eine Kulissenbegrenzung, der schroffe, nur bis zur Hälfte bewachsene, oben kahle und felsige Johannisberg mit einem Ausläufer, worauf die letzten Ruinen der einstigen Lobedaburg stehen; darunter das Städtchen Lobeda; rechts gegenüber ein vorstoßender, zum Teil bewaldeter Berg mit dem Dorfe Winzerla. Und zwischen diesen pittoresken Einfassungen von Berg- und Forstpartien, angenehm durchschossen von den bunten Dächern der Dörfer und Gehöftsgruppen — das unbeschreiblich herrliche Saalthal. Wir folgen dem blinkenden Wasserstreifen der Saale, — die sich mitten durch diesen farbenprächtigen Teppich hindurchwindet, und sehen bereits ungefähr in der Hälfte des prachtvollsten Prospekts die elf Schwibbogen der steinernen Brücke, die das Städtchen Lobeda mit dem jenseits des Flusses liegenden Dorfe Burgau verbindet. Dann strebt das trunkene Auge durch blumige Wiesengründe dem Hintergrunde zu, wo die Ortschaften Rutha, Schiebelau, Sulza, Rothenstein, Mana, Göschwitz und die schwarzbewaldeten Höhen, in deren Mitte die erhabene Leuchtenburg den Glanz- und Schlußpunkt des grandiosen Ensembles bildet. Unzweifelhaft ist diese Landschaft das vollendetste und abgerundetste, dabei auch das mannichfaltigste und lieblichste Bild von ganz Thüringen. An diesem Orte sich heimatlich niederzulassen und, unbekümmert um das Getriebe der grimmen Welt, dem Kult reiner Naturschönheit zu leben, das müßte die schönste Schicksalsgnade sein, die einem warm und innig empfindenden Menschenherzen auf dieser kunterbunten Erde zuteil werden könnte.

Dies Bild wirkt so überwältigend und erschütternd auf den andächtigen Beschauer, daß er keine Worte, keinen Laut findet, um dem hochklopfenden Herzen in einem bewundernden Jubelausruf Luft zu machen. Schau Du da hinein in das üppige Gemälde, und wenn Du noch ein vom Ekel und vom Weltschmerz unberührtes Gemüt in der deutschen Brust birgst, so drängen sich unwillkürlich warme Thränenperlen in Dein schwelgendes Auge, Du streckst die Arme aus, als wolltest Du alles, was mit Dir fühlen könnte, mit brüderlichem Kusse grüßen, Du kannst mit einem Male nicht mehr begreifen, wie Du denn so lange zwischen den öden Mauern der Großstadt eingepfercht bleiben, wie Du den Druck und die Schaalheit des weltlichen Gehudels und Gedudels so lange ertragen konntest. Wehe dem, der auch da noch ein kaltes Lächeln, faulen Spott auf die Lippen künsteln kann!

Aber so köstlich es Dir scheinen würde, ein befreundetes Wesen, vielleicht gar ein geliebtes Weib zur Seite zu haben, das, Deine Wonnegefühle teilend und verstehend, mit Dir die Pracht und Herrlichkeit genießt, — so unangenehm, ja anwidernd berührte es Dein sein verborgenstes Heiligtum ausströmendes Gemüt, wenn Du an diesem geweihten Orte mit einem Fremden, vielleicht einem blasirten Touristen, zusammenträfest, der, den Bädecker und den Feldstecher in den pimperlich beschuhten Händen, das Panorama betrachtet, befriedigt mit dem geschniegelten Köpflein nickt, als ob er sagen wollte: „Alle Hochachtung, lieber Herrgott, — das hast Du nicht schlecht gemacht; das könnte mir gefallen!“. . . . .

Aber sei beruhigt, Du wirst solcher Begegnung nicht leicht ausgesetzt werden, so lange es bei den Zieraffen und Konvenienzbengeln nicht „modern“ geworden ist, die deutschen Gaue zu bereisen und zu bewundern. Danke dem Schöpfer, daß dies nicht der Fall ist und gieb Dich ganz unbekümmert dem schauenden Genusse hin, Du wirst kaum gestört werden in Deiner Andachtsstunde in diesem irdischen Paradiese. —

Noch einen umfassenden Rundblick werfen wir in die herrliche, sonnenvergoldete Landschaft, dann wenden wir uns dem Fußpfade zu, der über den Bergrücken dahinläuft. Jetzt verengert sich allmälich der Weg und führt, kaum drei Fuß breit, immer in den Felsen gehauen, über schwindelerregende Abhänge dahin. Und der Pfad dehnt sich immerfort in seiner grausigen Einfachheit; eine Felsenkante, emporsteigend aus schlundartigen Klüften.

Endlich aber ist die Sofien-Höhe erreicht.

Hier thut sich dem Wanderer ein neues Eden auf. Das sind keine Wiesengründe mehr, durch die das schier betäubte Auge schweift, das ist ein kolossaler Park, ein wahrer Garten der Natur. Wie das saftige Grün des Rasens unter den Strahlen der Septembersonne leuchtet und im herrlichsten Kolorit durch das Grau der Weiden und das Schwarzgrün der Erlen und Eschen hindurchbricht und -schimmert; schöne Baumgruppen, freie Wiesenplätze durchschießen sich in anmutsvoller Abwechselung. — Alles Zufall und Natur, nur die dunklen Lindenalleen des „Paradieses“, welche den Wiesenpark nach der Stadt begrenzen, tragen das Gepräge der Kunstanlage. — Auf steiler Anhöhe sieht man in die wallenden Wipfel der Bäume hinein — eine volle Vogelperspektive. Und wie bezaubernd wogt und rauscht dieses sattgrüne Blättermeer; es fesselt mit unwiderstehlichem Zauber das Auge und bildet ein reizendes Relief für den Ausblick in den letzten Teil des Saalthales. Rechts, am Ausgange des Mühlthales liegt **Jena** in behaglicher Breite. Rechts davon erhebt sich der Tatzendberg in seiner erhabenen Majestät, davor der niedrigere Galgenberg und dann — der mächtige, gewaltige Jenenser Forst. Alle Berge sind mit Wein bepflanzt und reichlich gespickt mit zierlichen Berghäuschen. Gerade der Sofienhöhe gegenüber, am Fuße der Berge, liegt die Stadtbrauerei mit dem berühmten Felsenkeller, links daneben die anmutige Rasenmühle, jetzt, als zur Zeit des Vogelschießens, reich mit bunten Fahnen und Wimpeln ausstaffirt, gerade darüber — in einem ringsumschlossenen Thalkessel — Lichtenhain, und weiter nach links, in einem tieferen, von steilen Bergen begrenzten Thale, das so in sicherem Schutz gelegene Ammerbach. — Und über dies alles die freundliche Herbstmorgensonne ausgegossen — ein herrliches Bild, von dem man sich nur schwer zu trennen vermag.

Wir wenden uns nach dem reizenden Mühlthale, wo Jena mit seinen Dächern und Türmen aus dem es ringsumgebenden üppigen Grün hervorsieht.

Wahrlich, die Stadt verdient volle und ungeteilte Bewunderung. Hier an den Brüsten der Weisheit zu saugen, sei dem Jüngling die herrlichste Freude, die ihm noch im spätesten Alter eine liebe, angenehme Erinnerung bleiben wird. Man braucht kein eingeborner Jenenser zu sein, um voll und ganz die angestammte Liebe für diese Stadt zu begreifen und zu teilen; für diese Stadt, die in ihrem Charakter den Kern von ganz Thüringen repräsentirt. Die thüringische „Gemütlichkeit“ mit all ihren Licht- und Schattenseiten gipfelt gerade in Jena. Zu einer Stätte der Wissenschaft eignet sich Jena ganz vortrefflich wegen seiner vom großen Weltverkehr abgeschlossenen und von der Natur so reich ausgestatteten Lage. Die herrliche Umgebung erhebt und erfrischt die denkermüdeten Geister und nährt die edlen Regungen jugendlicher Herzen, die man in der Poesie der deutschen akademischen Jugend zusammenfassen kann. Soll sich auch die Wissenschaft vom praktischen Leben nicht allzufern halten, so bedarf sie doch in ihrer vorbereitenden Pflege einer in sich gekehrten Ruhe; wahre Erquickung findet der menschliche Geist nicht im Weltgetümmel, sondern in der Idylle der Naturschönheit, welche vorzüglich Jena vor den meisten deutschen Universitäten in hervorragender Weise signirt. Und was ist es anders, als die Erinnerung an das liebliche, zauberische Bild des gottgesegneten Saalthales, das noch die ältesten Männer, die einst in Jena studirt haben, an das „alte, liebe Jena“ fesselt und sie selbst in den spätesten Tagen noch so mächtig in die Jenenser Gauen zieht? Die Erinnerung an den sittlichen und geistigen Höhepunkt mächtiger und edler Bestrebungen der vergangenen Thatenlust der Jugendzeit, das Gedenken an die schönste Vergangenheit, zusammengefaßt in dem Bilde von Jena und dem es umgebenden Saalthale! — Mögen die Universitäten großer Städte mit dem vornehmen Bewußtsein, mitten im Leben zu stehen und der Mittel zur Geistesbildung reichliche Fülle zu besitzen, sich brüsten und dazu auch berechtigt erscheinen, nimmermehr aber findet das jugendliche Gemüt auf ihnen jene die Jünglingsbrust hochaufschwellende Wonne des Seelenfriedens, die nur die großartige Naturschöpfung zu erregen vermag, nimmer-

mehr wird dort das Herz von der Allmachtsgewalt des Pantheons erfüllt, wie in der Wunderbarkeit des Naturbaues, nimmermehr stärkt sich der Wille dort zu neuem Thun, wie in der idyllischen Ruhe des Gottesgartens, in welchen sich die Thüren der Studirstuben unmittelbar öffnen. Mag erst der Jünglingscharakter durch die Gemütsbildung eine sichere Grundlage erringen und dies in der ersten Studienzeit in dem lieblichen, stillen, „gemütlichen" Jena bewirken, dann wird er auch den Versuchungen der großen Welt mit männlicher Kraft zu widerstehen vermögen.

Wir schreiten jetzt den Zickzackweg entlang, der von der Sofienhöhe herabführt, dann den Feldweg abwärts, an den Nadelholzpflanzungen vorbei, längs der sogenannten Töppelshöhle oder Teufelsschlucht, bis uns die ersten Häuser von Ober-Camsdorf begrüßen. Jetzt stehen wir an der sogenannten Schneidemühle und — Jena liegt bereits vor unseren Augen. Nun noch eine Strecke am Hochufer der Saale dahin, dann durch Unter-Camsdorf und — jetzt betreten wir schon die Saalbrücke, die als eines der sieben Wunderwerke von Jena gilt. Dieselbe soll von den Steinen der zerstörten Burgen am Hausberge erbaut sein und just einen Dreier mehr, als der Turm der Stadtkirche gekostet haben. Und in dieser Sage liegt wohl allein das „Wunder", wenn man nicht die mannichfachen Erinnerungszeichen, die als Denkmäler hervorragender Ereignisse in die Steinplatten eingehauen sind, als solches gelten lassen will. Auf der Nordmauer bezeichnen ein paar Hufeisen die Stelle, wo einst ein Reiter über die Brüstung hinabgesetzt ist; auf der Südmauer gibt ein roh gemeiselter Tragkorb Kunde davon, daß hier vor Jahren ein Mädchen mit einem Graskorbe rücklings hinabgestürzt; und dann noch auf der Nordseite ein kleines Kreuz an der Stelle, wo bis in die vierziger Jahre dieses Säkulums ein großes steinernes Kreuz, als Grenzzeichen des Jenenser Stadtbezirkes, gestanden hat. Studentischer Mutwillen hat es in die Fluten gestürzt.

Die sieben Wunder, die Jena gleich anderen berühmten Städten aufzuzählen hat, sind in ein Distichon zusammengefaßt worden, das im lateinischen Urtext folgenden Wortlaut hat:

„Ara, caput, draco, mons, pons, vulpecula turris,
Weigeliana domus: — septem miracula Jenae!" —

„Ara" ist der Altar der Stadt- oder Michaelskirche mit seinem Kreuzgewölbe als Fundament, durch welches ein Durchgang führt, der einen mittelgroßen Wagen aufzunehmen vermag. —

„Caput" bezeichnet den steinernen Kopf, der früher auf der einen Seite der Stadtgraben- oder Löbder-Brücke gestanden. Die Sage geht, ein vornehmer Ehebrecher, der sein Leben verwirkt, habe sich zur Verwandlung der früheren hölzernen Brücke in eine steinerne erboten, falls ihm das Leben geschenkt würde, — was auch wirklich geschehen, worauf er das Bild seines bedrohten Kopfes auf die Brücke habe setzen lassen. Seit 1817 aber ist Turm, Thor und Brücke niedergerissen, der Graben ausgefüllt und aus dem ganzen Terrain der jetzige Holzmarkt hergestellt worden. —

„Draco" ist der auf der Universitätsbibliothek aufgestellte Drache mit sieben Köpfen und mehreren Füßen, den Studenten vor dritthalbhundert Jahren eingebracht haben, nachdem sie ihn angeblich in den „Teufelshöhlen" gefunden hatten. Es ist jedoch ein Werk von Menschenhänden.

Unter „mons" ist der Hausberg verstanden, der sich im Osten des Saalthales zwischen Ober- und Unter-Camsdorf erhebt, und — alten Urkunden nach — früher Ziegenberg genannt wurde. — Die Ziege muß überhaupt hier in alten Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt haben. In diesem Thale liegt das Dörflein Ziegenhain, nach welchem die bekannten Studenten- und Wanderburschen-Stöcke ihren Namen haben, da sie ursprünglich aus diesem Orte stammten. Selbst das Bächlein, das durch das Dorf fließt, ist „Ziege" benannt worden. Es mag sein, daß etwa in alter Zeit Ziegenheerden an dem Hausberg, im Hain und an jenem Bache geweidet worden sind, und daher den Namen dieses Tieres auf alle jene Objekte übertragen haben, wenn nicht gerade der Ziegenberg, zuerst seinen Namen von seiner Aehnlichkeit mit einem sehr höckerigen Ziegenrücken erhaltend, denselben übertrug. — Die Hausbergspitze auf dem langen und schmalen Bergkamm hieß auch früher Ziegenkopf oder Ziegenkoppe. Der Name „Hausberg" trat erst an die Stelle von „Ziegenberg", als Häuser oder Burgen auf dem Berge entstanden waren. Betrachte man sich auf dem Wege nach Ziegenhain die Hausbergkante genau; von der Spitze des Berges an auf der dritten durch Einschnitte abgegrenzten Höhe lag die erste, festeste von drei Burgen — Greifberg; da, wo der Fuchsturm steht, die mittelste und Stammburg — Kirchberg, und hinter dieser, auf der breitesten Anhöhe, Windberg. Drei stattliche Burgen zierten also nacheinander Berg und Gegend. Ihre Entstehung liegt, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der Zeit noch vor Karl dem Großen, und die Sage geht, daß Kirchberg also benannt worden sei nach einer Kapelle, welche St. Bonifacius, als er in Thüringen (namentlich in Apolda und Heilsdorf nachweisbar) gewesen, gegründet habe, gleichzeitig mit der von ihm zu Ziegenhain errichteten Kirche. Soviel steht fest, daß die Kirche zu Ziegenhain eine der ersten in Thüringen und ein sehr stark besuchter Wallfahrtsort gewesen ist, da hier ein berühmtes Muttergottesbild stand. Auch wird in der Kirche zu Ziegenhain noch eine, leider sehr verwitterte Prozessionsfahne von Nesseltuch gezeigt, welche die Jahreszahl 1028 nach glaubwürdigen Mitteilungen getragen haben und zum Andenken an Bonifacius gestiftet worden sein soll. Die Malerei darauf stellt allerdings Bonifacius vor, gehört aber, ihrer Feinheit wegen, entschieden einem späteren Zeitalter an. — Die Burgen haben ursprünglich jedenfalls einen wichtigen fortifikatorischen Zweck gehabt; sie sind Bollwerke oder Brückenköpfe gewesen, erbaut gegen die ostwärts von der Saale, im Osterlande, wohnenden Sorben-Wenden, ein bei der Völkerwanderung vorgeschobener slavischer Volksstamm, welcher noch bis zu Karls des Großen Zeit Thüringen durch seine Einfälle beunruhigte, so daß dieser seinen Sohn, Karl den Jüngeren, mit einem Heer gegen ihn aussandte. Aus jener Zeit stammen die meisten an der Saale erbaut gewesenen Burgen (z. B. die Sorbenburg bei Saalfeld, die Leuchtenburg, Lobedaburg, Dornburg u. s. w.). Ebenso mochte die Kirche zu Ziegenhain, die unter dem Schutze der Herren von Kirchberg stand, ein Bollwerk des Christentums gegen das Heidentum der Sorben-Wenden schon seit St. Bonifaz gewesen sein.

Seit dem elften und zwölften Jahrhundert waren die Burggrafen von Kirchberg mit Greif- und Windberg ein gar mächtiges Geschlecht. Im Jahre 1304 aber wurden die Schlösser von den Erfurtern und Mühlhäusern belagert und Kirchberg und Windberg zerstört; Greifberg aber, als die festeste Burg, blieb stehen, wurde jedoch auch mit übergeben. Windberg, als die größte, wurde wieder aufgebaut. Eine Zeit lang waren die Besitzungen in den Händen der Grafen von Meissen. Ueber den völligen Untergang der Burgen schweigt die Geschichte, doch haben sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sicher nicht mehr gestanden, und nach der Sage sollen die Steine der Burg Greifberg zum Bau der Saalbrücke, der in die Mitte des eben genannten Säkulums fällt, verwendet worden sein. Der einzige bedeutendere Ueberrest ist der Verteidigungsturm oder „Bergfried" der Stammburg Kirchberg, der schon im siebzehnten Jahrhundert sogenannte „Fuchsturm", der als sechstes Wunder von Jena, als „vulpecula turris", genannt wird. Fälschlich behauptet man, der Turm sei von den Vexirereien, welche hier die älteren Studiosi mit den jüngeren, den sogenannten „Füchsen," vorgenommen hätten, so benannt worden; viel glaubhafter klingt eine andere Version, welche den Namen von den zahlreichen Fuchslöchern herleitet, die sich früher im Hausberge befanden und letzterem sogar eine zeitlang die Benennung „Fuchsberg" verschafften. — Außer dem Turm von Kirchberg sind auf der Höhe, wo Greifberg lag, nur noch Spuren eines Brunnens und unterirdische Gänge, — auf der Höhe, wo Windberg lag, noch Reste von Grundmauern, und bei allen drei Burgplätzen noch die

Burggräben zu sehen. Die Burggrafen von Kirchberg sind aber im Mannesstamme mit dem Jahre 1799, nachdem sie andere Herrschaften erworben hatten, ausgestorben und ihr Blut lebt sonst noch im Geschlecht der Herzoge von Nassau-Weilburg fort. — Von diesem Fuchsturm kursirt eine bekannte Sage von einem Riesen, der in der Gegend gehaust und seiner Mutter Warnungszeichen nicht geachtet, ja sich sogar an ihr vergriffen habe, welche Mythe Henriette Schubert trefflich besungen hat und mit folgenden Versen beschließt:

„Da wich sein Grimm so ganz aus allen Bahnen,
Daß er mit frechen Händen nach ihr schlug.
Und plötzlich hüllt den Himmel dunkle Nacht,
Der Sturmwind braust, der laute Donner kracht,
Ein Aufruhr scheint das Thal rings zu erschüttern
Und des Gebirges starre Seiten zittern.
Der Frevler stürzt betäubt zur Erde nieder,
Sie wölbt sich ihm zum schnellgefundnen Grab;
Ein Berg bedeckt alsdann die Riesenglieder
Und tiefer sinkt er in den Grund hinab. —
Und als nun längst verhallt des Läst'rers Stimme,
Und längst man Ruhe fand vor seinem Grimme,
Da wuchs — zu aller bösen Menschen Graus,
Der kleine Finger ihm zum Grab heraus,
Den man von weitem schon erkennt
Und den man jetzt — den Fuchsturm nennt."

„Pons," das fünfte Wunder von Jena, ist die bereits beschriebene Saal- oder Camsdorfer-Brücke mit ihren Steinbildern.

„Weigeliana domus," das Weigel'sche Haus in der Johannisstraße, erbaut von dem berühmten Mathematiker Erhard Weigel zwischen 1668—1670, merkwürdig durch seinen Styl und die innere bauliche Einrichtung, sowie durch mehrere lateinische Inschriften an der Fassade. — — —

Interessant ist es, daß zwei echt deutsche sprichwörtliche Redensarten in Jena ihren Ursprung genommen haben sollen:

So soll im siebzehnten Jahrhundert in einem Hause neben der Lachenbrücke vor dem Saalthore ein sehr geschwätziger Barbier oder „Bader", Hans Kranich, der auch in der Verfertigung seichter Reimereien Großes leistete, eine Barbier- und Badestube gehabt haben und allgemein nur der „Saalbader" genannt worden sein, daher wäre denn die breittretende Schwätzerei „Saalbaderei" genannt worden. — (Somit hat also Jena mit seinem Saalbader ebensoviel Grund zum Stolz, wie die Stadt Lübeck mit ihrem Ballhorn.)

Das Johannisthor, das einzige wirkliche Thor von Jena, ist, abgesehen von seinem Werte als Baudenkmal, schon wegen einer kleinen Geschichte bemerkenswert Dieses Thor geht nämlich durch einen viereckigen Turm, auf dessen vier Plattformecken steinerne Affengestalten hervorragen. — Im Jahre 1624 hatten Studenten die Wächter dieses Turmes „Affenwächter" genannt, und daraus entspann sich eine furchtbare Schlägerei zwischen Bürgern und Studenten, wobei ein Student erschlagen wurde; ein damaliger Superintendent legte seiner Leichenrede den Text unter:

„Philister über Dir, Simson . . ." u. s. w.;

seitdem sollen die Studenten die Bürger — Philister nennen.

Jetzt aber verzeihe uns der geduldige Leser diese vielleicht etwas pedantische philisiröse „Saalbaderei;" es kann nicht in der Absicht des Schreibers dieser Zeilen liegen, eine umfassende Geschichte und Schilderung Jenas zu liefern. Nur zum Besuche der reizenden Stadt anzuregen, ist der Zweck. Es gibt ja noch genug Glückliche, die über etwas Zeit und Geld verfügen, um ihrer Reiselust die Zügel schießen zu lassen. — Darum auf! Ihr Musensöhne, auf Ihr jungen Ehepärchen, die Ihr die Flitterwochen in einsamer Naturpracht verträumen wollt, auf Ihr Wander- und Reiselustigen allzumal — nach dem herrlichen Thüringen, auf nach Jena! —

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien-Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Im hinteren Teile des Decks des „Apollo" befand sich ein Rauchsalon, der mit dem Oberdeck durch eine besondere Treppe verbunden war; vorn ebenfalls ein kleiner Salon mit Kabinen zu beiden Seiten. Auf Oberdeck waren sehr elegant und komfortabel eingerichtete Kabinen, der sehr geräumige und äußerst luxuriös ausgestattete Speisesalon, hinter demselben ein ein Gesellschaftssalon mit dem unvermeidlichen Pianino und hinter diesem wieder ein Lese- und Schreibkabinet. Alles strotzte von Gold oder vergoldeten Rahmen, feinen Malereien an Decken und Wänden (letztere waren von Marmor) und kostbaren Spiegeln, die besonders abends, wenn das elektrische Licht brannte, sehr schön reflektirten und diesem Teile des Dampfers ein feenhaftes Aussehen gaben.

Die Möbel, im Renaissancestil, waren von Mahagoni, die Stühle und Sofas mit rotsammtnem Plüsch überzogen; in dem Gesellschaftssaale befand sich eine große, von exotischen Pflanzen und Blumen umgebene Marmorfontaine, — alles sehr geschmackvoll arrangirt; kurz — es ließ sich hier „wohnen", und mehr als ein Passagier gab seinem Erstaunen und seiner Bewunderung über den Luxus und die Eleganz in dieser sozusagen „halbzivilisirten Gegend" lauten Ausdruck. So etwas vermutete man kaum in den United States von Nordamerika oder in Europa, geschweige hier.

Im Verhältnis zur Einrichtung war auch Küche und Keller vorzüglich; ein Diner, das den verwöhntesten Gaumen befriedigen konnte, wurde servirt, alle nur erdenklichen Leckerbissen des Meeres, der Luft und der Erde wurden aufgetischt; dazu kamen noch viererlei Sorten Wein, worunter sich zwei sehr trinkbare argentinische Weine befanden, von denen besonders einer, ein weißlich-gelber, San Juan genannt, wie eine Art Geisenheimer mundete. Zum Dessert gabs noch ein Glas Champagner, nachher Kaffee oder Thee mit Cognac.

Die Fahrt zurück ging glücklich von statten, obgleich wir starken Nebel hatten und dies der vielen Sandbänke wegen im Rio Plata sehr mißlich ist. Morgens 6 Uhr langten wir im Hafen von Montevideo an, wo uns hunderte von Booten umschwärmten und ebensoviele Stimmen sich erboten, uns ans Land fahren zu wollen. Die Bootsleute zerrissen einem beinahe das Gepäck — so stark ist die Konkurrenz unter denselben.

Nachdem wir glücklich die Landungstreppe erstiegen und die sehr koulante Zollrevision passirt hatten, brachte mich mein Changador in das schon früher erwähnte Hotel des Pyramides, wo ich für $2^1/_2$ Peso (1 Peso = 4 Mark 25 Pfennig) ein sehr schönes Zimmer mit vortrefflicher Pension (Frühstück und Diner mit Wein) erhielt.

Die Hotels sind in Montevideo ungleich besser als in Buenos Aires; desgleichen die Küche. Besonders erwähnenswert ist der Asado, ein Leibgericht in Uruguay; man findet ihn auch in Argentinien, allein das Fleisch in Buenos Aires ist lange nicht so schmackhaft als wie in der „Banda Oriental", daher der Asado hier auch viel besser ist als wie dort. Asado ist ein am Spieß gebratenes Stück Ochsenfleisch, meist Rippenstück, von dem man sich beliebig abschneidet und das ganz vortrefflich schmeckt. Jedes Fête champêtre oder Picnic wäre

nichts ohne den Asado und besonders ohne den Asado con cuero (das Rippenstück mit Haut und Haar am Spieß geröstet). Beim Anblick des Asado con cuero schnalzt der Montevidenser schon im voraus mit der Zunge und freut sich in Gedanken auf diesen Leckerbissen.

Ich begab mich nun auf die Agentur der englischen Linie, um ein Billet nach Rio de Janeiro zu nehmen, da der Dampfer morgen, als den 14. April 1886, abgehen sollte (es war der „Magelhaens", von Chili kommend) und besah mir dann noch Stadt und Umgebung. Sehr lohnenswert ist eine Fahrt oder ein Spaziergang nach dem „Cerro" (befestigter Hügel auf der linken Seite von Montevideo, wenn man einfährt); man hat von da eine schöne Gesamtansicht von der Stadt, die sich sehr langgedehnt den Blicken zeigt, ferner von dem Hafen mit seinen zahlreichen Schiffen, der Rhede und dem hier immerhin noch über 100 Kilometer breiten La Plata. Der Hafen ist leider sehr schlecht und gewährt z. B. gegen den „Pampero" absolut keinen Schutz, sodaß, wenn derselbe tobt, Schiffe entweder gar nicht einlaufen oder, wenn möglich, davon fahren, da bei den grausig hochgehenden Wellen im Hafen keine Ladung angenommen noch gelöscht werden kann; ebensowenig können Passagiere landen oder an Bord gehen.

Dieser Pampero, ein namentlich im April und Mai periodisch aus Südwesten über die Pampas heranbrausender, grimmigkalter Wind, rast gewöhnlich drei Tage, richtet viele Verheerungen an und ist, wie erwähnt, den Rheden und Häfen von Buenos Aires und Montevideo außerordentlich nachteilig, da er jeden Verkehr hindert und viele Schiffbrüche verursacht. Man geht in Montevideo mit dem Gedanken um, einen sichreren Hafen zu konstruiren, aber wie in Buenos Aires, fehlt es auch hier an Geld, und dazu machen die unerquicklichen politischen Verhältnisse in Uruguay derartige Unternehmen doppelt schwierig.

Im Gegensatze zu Buenos Aires hat Montevideo den Typus einer echt spanischen Stadt; Buenos Aires sieht mehr kosmopolitisch aus.

Eine große Wohlthat in allen diesen Ländern sind die Klubs für den Fremden; hier findet oder macht er angenehme Bekanntschaften, hat reichlich Lektüre in Büchern oder Zeitungen und illustrirten Blättern der ganzen Welt, findet sehr gute Restauration u. s. w., kurz — er kann sich tagelang und zu jeder Stunde des Tages mit Lektüre, Billard oder Musik ganz gut unterhalten.

Ich war durch meine Freunde im Klub „de los Estranjeros" (Fremdenklub) in Buenos Aires, sowie im deutschen und im englischen Klub in Montevideo eingeführt, und bin ihnen ganz speziell dafür dankbar, denn ich verbrachte darin manch angenehme Stunde und fand diese Einrichtung vorzüglich.

Während meines Aufenthaltes in Montevideo fand die Ankunft und der feierliche Empfang unseres Gesandten, Freiherrn von Rothenhöfer, durch den Präsidenten der Republik statt. Das Bataillon „Santos" — ein Elitebataillon nach uruguayschem Begriffe, aber nach dem eines „Jardeoffiziers" wohl eine „janz verdammte S . . . . . ebande", bildete Spalier; die Hauptleute und der Major waren über und über mit Gold bedeckt, die Mannschaft, wie die Franzosen, dunkelblau und rot uniformirt. Das Ganze machte den Eindruck einer total zusammengewürfelten Truppe, um nicht auch „Bande" zu sagen. Das Schönste war die Schabrake auf dem Pferde des Majors; sie bestand aus purpurnem Sammet und war mit Goldstickereien überladen. Ich sah bei keinem französischen Marschall eine so pompöse Schabrake; dazu denke man sich einen jämmerlichen Kerl, der zu Pferde saß wie ein Schneider auf der Ziege. Die Soldaten, aus Negern, Mischlingen, Gauchos und was sonst noch bestehend, hinterließen durchaus keinen günstigen Eindruck, denn hier sah man dicke, dünne, kleine, große, kurz — alles bunt durcheinander; der Leser wird sich daher einen ungefähren Begriff von diesem Bataillon machen können.

Der Gesandte, in Galauniform, kam endlich im „Galawagen" angefahren; voran und hinterher sah man als Eskorte einen Trupp himmelblau mit rot uniformirter Husaren — erbärmliche Reiter; wie mag Rothenhöfer ob solcher Karrikaturen von Husaren innerlich gelacht haben, und doch proklamirte Santos vor noch nicht 14 Tagen diese Heerde als die besten Truppen der Welt. (Las tropas las mejores del mundo!)

Leichenzüge werden auch in Montevideo mit großem Pompe gefeiert — eine solche Masse Equipagen und Wagen begleiteten manchen Cortege, daß ich oft dachte, das ganze Land müsse die Wagen und Droschken dazu gestellt haben. Mädchen und Jungfrauen haben den Vorzug, daß ihre Leichenwagen und Särge, überhaupt alles, im blendendsten Weiß — anstatt des sonst üblichen Schwarz — ausstaffirt sind, sogar das Holz und das Eisenwerk ist weiß angestrichen; die hierbei verwendeten Pferde sind stets Schimmel.

Nachdem ich schon sechs- oder achtmal auf der Agentur angefragt, bis wenn ich mich einzuschiffen hätte, was in Montevideo wegen des schon erwähnten Pampero oft eine sehr mißliche Sache ist, erhielt ich am dritten Tage endlich die Antwort, der „Magelhaens", der wegen widriger Stürme in der Magelhaensstraße zurückgehalten worden sei, wäre endlich eingetroffen und müßte ich präzis 3 Uhr mit Gepäck an der Landungsbrücke sein, da dann der „Vaporcito" (kleiner Dampfer) nach dem „Magelhaens", welcher weit draußen auf der Rhede lag, fahre. Dies geschah, und ich fand noch ziemlich viele Passagiere versammelt, die auch mit nach Rio de Janeiro fahren wollten. Wir kamen glücklich an Bord, hörten aber, daß der „Magelhaens" erst am andern Tage mittags abfahre, da noch große Ladungen an Häuten und lebendem Vieh einzunehmen seien.

Das Laden hielt denn auch die ganze Nacht hindurch an und frühmorgens gings ans Einschiffen von etwa 300 Schafen, die bis Rio de Janeiro auf Deck einquartiert wurden. Man packte je 6 bis 8 Paare in ein an den vier Zipfeln zusammengeknüpftes, großes Segeltuch, und der Dampfkrahn hißte dasselbe dann herauf, wobei es zuweilen vorkam, daß eines oder das andere der zappelnden Tiere aus dem Tuche heraus und in einer Höhe von etwa 44 Fuß ins Wasser — oder, was noch schlimmer war — auf das etwa 25 Fuß niedriger liegende Unterdeck fiel und dann, obgleich hinkend und anscheinend schwer verletzt, kurzer Hand wieder ins Tuch zu den andern geworfen wurde. Erbarmen mit den Tieren zu haben, gehört eben auch nicht gerade zu den Tugenden der Uruguayer oder überhaupt der Südamerikaner.

Noch schlimmer erging es den Ochsen; diese wurden nicht etwa durch um den Leib gewundene Gurte heraufbefördert, sondern es wurde ihnen einfach ein Tau um Stirn und Hörner geschlungen, und ehe das Tier noch recht wußte wie ihm geschah, schwebte es schon in der Luft und wurde nun, wie am Galgen hängend, ebenfalls per Dampfkrahn etwa 25 Fuß hoch langsam heraufgehißt. Dies muß den Tieren jedenfalls große Schmerzen bereitet haben, denn die meisten blieben wie betäubt oder tot auf Deck liegen und erholten sich oft erst nach Stunden wieder soweit, um aufstehen und an den für sie bestimmten Platz gehen zu können, trotzdem kein Mittel: Schläge, Stöße, Aufrollen und Drehen des Schwanzes, Zuhalten der Nasenlöcher u. s. w. unversucht gelassen wurde, sie aus ihrer Lethargie zu wecken. Einer der Ochsen mußte sogar sofort geschlachtet werden, da ihm ein Wirbelknochen gebrochen zu sein schien.

Endlich war auch diese Ladung, vulgo Tierquälerei, zu Ende; um 2 Uhr lichteten wir die Anker, fuhren, noch einen letzten Blick auf Montevideo werfend, von der Isla de flores ab und dann gings den Rio de la Plata hinunter. Bei Nacht passirten wir die Isla de Lobos und Madonaldo und am andern Morgen schwammen wir bereits im Ozean.

Der „Magelhaens" war ein vortreffliches Schiff von ca. 2900 Tonnen mit etwa 2800 Pferdekräften und steuerte flott drauf los, bis wir vier Tage später die herrliche Bucht von Rio de Janeiro in Sicht hatten. Während der Fahrt wurde an Bord von den Engländern fleißig Cricket gespielt; der Raum

war allerdings dafür beschränkt genug. Sonst floß die Zeit sehr monoton dahin.

Zwei Tage lang hatten wir immensen Nebel, sodaß man denselben buchstäblich greifen konnte; Minute auf Minute heulte das Nebelhorn an Bord, nur gerade Zeit zum Lauschen lassend, ob uns nicht aus dem Nebel heraus ein ähnlicher Ton entgegenschalle und dadurch die Nähe eines Schiffes anzeige. Herzlich froh waren Alle als der Nebel verschwand; wie ein riesiger Alpdruck lag es diese zwei Tage auf allen.

Am Gründonnerstage, 22. April früh, fuhren wir in die herrliche Bucht von Rio de Janeiro ein. Links sah man den kahlen, schroff aufsteigenden „Zuckerhut" (sugarloof, wie ihn die Engländer, pao de asucar, wie ihn die Brasilianer nennen), vor uns die langgestreckte Stadt mit ihren zahlreichen Palmen, im Hintergrunde der imposante zirka 2200 Fuß hohe, steil aufsteigende Corcovado; rechts das mit üppigster Vegetation bedeckte Festland der Provinz Rio de Janeiro mit seinen zahlreichen Villen, Dörfern und den hübsch gelegenen Städten San Domingo und Nictheroy. Unmittelbar rechts und links liegen die Forts San Joao und Santa Cruz; in Front, mitten in der Bucht das Fort Laye, dessen eherne Schlünde dräuend dem frechen Eindringlinge entgegenstarren. Kommt man weiter in den Hafen hinein, so sieht man erst die gewaltige Ausdehnung dieser herrlichen Bucht, die mit zu den schönsten unseres Planeten gehört und die Flotten der ganzen Welt fassen könnte.

Immer schöner wurde das Panorama — die Stadt entfaltete sich förmlich; rechts gewahrte man die große und reinliche Vorstadt Botafogo, dann die Kirche da Gloria, das enorm große Spital Misericordia und die Alfandega (Zollhaus), ein äußerst geräumiges und imposantes Gebäude. In der Bai lagen eine Masse Inseln, worunter vor allen die dicht an der Stadt liegende, mit einem vorzüglichen Trockendock zum Repariren der Schiffe versehene Schlangeninsel (Ilha de cobras), ferner die ziemlich große Gouverneursinsel (Ilha de Governador) 2c. 2c. erwähnenswert sind. Zahlreiche Dampfer, Segler und kleinere Boote lagen hier vor Anker, auch hatten wir Gelegenheit, den größeren Teil der brasilianischen Flotte hier versammelt zu sehen — zwei Monitors, eine Panzerkorvette — stattliche Kerls — und einige Kanonenboote. Alles vereinigte sich, um das Bild vor unseren Augen zu einem äußerst interessanten und lebendigen zu machen, umsomehr, als der herrliche blaue Himmel und die am frühen Morgen noch nicht übermäßig heiße Sonne unsere Festtagsstimmung wesentlich erhöhten.

Die sogenannte „Sanität" kam an Bord, fand alles in Ordnung, und somit durften wir ans Land.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Ueber den Unterschied zwischen allopathischer und homöopathischer Heilweise äußert sich Gustav Jäger folgendermaßen: Jeder Arznei- oder Genußstoff zeigt ein dreifach verschiedenes Verhalten zum Körper, je nach der Dosis, resp. dem Verdünnungsgrad, in welcher derselbe verabreicht wird. 1. Indifferenz, d. h. die Dosis oder der Verdünnungsgrad läßt die Erregbarkeitsverhältnisse der lebendigen Substanz ganz oder fast ganz unverändert, z. B. eine 0,5prozentige Kochsalzlösung ist für Flimmerzellen, Blutkörperchen, Muskelfasern u. s. w. indifferent, alterirt ihre Lebenserscheinungen nicht, am ganzen Menschen bringt die Inhalation einer solchen Kochsalzlösung keine nennenswerte Veränderung in der neuralanalytisch meßbare Nervenzeit hervor. Diese Dosirung oder Konzentration wird die indifferente genannt und liegt verschieden, a. je nach der spezifischen Natur des Stoffes, b. je nach der spezifischen Natur des Geschöpfes, das die Dosis nimmt, c. je nach dessen zeitweiliger Disposition. 2. Geht man über die indifferente Dosis oder Konzentration nach oben hinaus, d. h. vergrößert sie, resp. erhöht die Konzentration, so ist die Wirkung eine Abnahme der neuralanalytisch meßbaren Erregbarkeit. Da die Erregbarkeit der wesentlichste Charakter des lebendigen Zustandes, Vernichtung der Erregbarkeit gleich Tod, also Herabminderung der Erregbarkeit Annäherung an den Tod, Vergiftung ist, so wird diese Dosis die giftige Dosis genannt und die höchste Konzentration oder Dosis vom physiologischen Standpunkte ist die tötliche, die Todesdosis. Solche Stoffe, welche schon in sehr kleiner Dosis giftig, beziehungsweise tötlich wirken, nennen wir Gifte. 3. Ueberschreitet man bei der Dosirung den Mittelpunkt, d. h. die Indifferenzdosis, nach abwärts, durch Verminderung der Dosis, bezw. der Konzentration, so tritt physiologisch das Gegenteil ein: Die neuralanalytisch meßbare Erregbarkeit wird gesteigert. Da dies eine Erhöhung der wesentlichsten Lebenseigenschaft ist, so muß dies eine belebende Wirkung, die betreffende Dosis oder Konzentration eine belebende genannt werden. Auf Grund dieser leicht exakt zu konstatirenden Thatsache kann der die Dosirung betreffende Gegensatz zwischen Allopathie und Homöopathie dahin präzisirt werden: die Allopathen operiren mit giftiger, die Homöopathen mit belebender Dosis, oder: die allopathische Arznei ist Gift, die homöopathische ein Belebungsmittel, eine Lebensessenz. Wir bemerken zu dieser Wiedergabe von Jägers Ansichten, daß wir der Frage nach dem Werte von Allopathie und Homöopathie in vollkommener wissenschaftlicher Unparteilichkeit gegenüber stehen, grade deshalb aber uns berufen fühlen, es nicht so zu machen, wie die blinden Anhänger der herrschenden Medizinschule, die alles, was für die Homöopathie gesagt wird, einfach totschweigen.

Das schönste Volk der Welt dürften die Kanarier, das sind die heutigen Bewohner der kanarischen Inseln, sein, ein bunt zusammengemischtes Völkchen aus den Nachkommen der spanischen Eroberer, sowie von Franzosen aus der Normandie und der Gascogne, ferner der wahrscheinlich selbst bereits aus Berbern und Vandalen durch Vermischung entstandenen Ureinwohner der kanarischen Inseln, der Guanchen oder Wandschen, zu welchen allen noch die verschiedenartigsten späteren Ansiedler europäischer Abkunft hinzukamen. Die Kanarier sind ein kräftiges und schönes, wenn auch etwas wildes Geschlecht; Männer wie Frauen schlank, elegant in Formen und Bewegungen, gesund und heiter, dabei friedfertig, leichtgläubig und lenksam. Die Frauen sind außerordentlich fruchtbar. Den Diebstahl kennt dieses, wie für das Paradies geschaffene, Volk garnicht; nur ist es freilich zuweilen, besonders in der Trunkenheit, zur Gewaltthätigkeit aufgelegt.

Ein Musterstaat des Despotismus ist das Königreich der Dahomey-Neger an der Sklavenküste von Afrika. Hier ist der König unumschränktester Herrscher im vollsten Sinne des Wortes und gleichzeitig der eigentliche Besitzer des ganzen Landes und Volkes. Auf einen Wink steht ihm das Leben jedes Unterthans zur freien Verfügung, und wie er das Leben jedes Unterthans in jedem Augenblicke vernichten kann, so vermag er auch dessen Vermögen und Familie ihm ohne weiteres zu konfisziren. Der König der Dahomey soll sogar sämtliche Landestöchter an ihren respektiven Bewerber verkaufen, so daß man sich also um ein Dahomey-Mädchen nicht bei ihren Eltern oder bei ihr selbst, sondern stets bei dem König zu bewerben hat. Stirbt irgend ein Unterthan, so ist der König als „Vater" der Landeskinder sein Universalerbe. Auf diese Weise hat der Herrscher von Dahomey natürlich sehr erhebliche Einkünfte, die er aber auch nötig braucht, um seine zahlreichen Söldner zu unterhalten, so wie das Volk durch glänzende Feste zu amüsiren. Dem König zur Seite stehen zwei Minister, von denen der eine bezeichnender Weise Minghan, d. i. oberster Henker, heißt und die Verwaltung des Innern und der Justiz unter sich hat, während der andere, Mehu, Aufseher des Handels und Minister des Aeußeren, ist. Früher hatten die Könige von Dahomey eine Leibgarde von 3 — 8000 Amazonen, jetzt ist dieselbe auf 1500 Weiber eingeschränkt, aber immer noch als besonders tapfrer Kern des 8 — 10 000 Köpfe starken Heeres von Bedeutung. Die 1500 weiblichen Leibgardisten gelten als Frauen des Königs, indessen sind sie es in Wahrheit nicht. Dafür besitzt der König einen Harem von 3000 andern Weibern.

Titulatur Jesu Christi. Im Mittelalter erfand man folgende Titulatur Jesu, die noch vor einigen Jahrzehnten in einer Kirche Halberstadts zu lesen war und folgendermaßen lautete: „Der allerheiligste, weiseste, allerdurchlauchtigste, unüberwindlichste Fürst und Herr, Herr Jesus Christus, wahrer Gott, gekrönter Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwählter König zu Zion und des ganzen Erdbodens, zu allen Zeiten Mehrer der Heiligen, einziger hoher Priester und Erzbischof, Kurfürst der Wahrheit, Erzherzog der Ehren, Herzog des Lebens, Markgraf zu Jerusalem, Burggraf zu Galiläa, Fürst des Friedens, Graf zu Bethlehem, Baron von Nazaret, oberster Kriegsherr der katholischen Kirche, Ritter der höllischen Pforte, Ueberwinder des Todes, Herr der Heiligkeit, Pfleger der Waisen und Armen, des himmlischen Vaters und Gottes geheimster und vertrautester Rat, unser allergnädigster Herr-Gott, Jesus, unser Erlöser.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 20. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Juden und das Judentum.

Ethnologische Skizze von **H. E.***)

Die Juden sind der wichtigste Zweig der Semiten und zwar der nördlichen Familie derselben. Im ältesten Abschnitte ihrer Geschichte treten sie auf unter dem Namen Hebräer, d. h. die, welche von jenseits kommen; angeblich deswegen so genannt, weil ihr Stammvater Abraham von dem Lande jenseits des Euphrat her — von Mesopotamien — nach Kanaan einwanderte.

Alles nun, was über die früheste Geschichte der Juden verlautet, stammt aus den Büchern Mosis.

Diese aber sind lange nicht so alt, als man früher annehmen zu dürfen glaubte, und sicherlich haben sie nicht den sagenhaften Moses zum Verfasser, sondern wahrscheinlich, wenigstens ein erheblicher Teil von ihnen, den im fünften Jahrhundert v. Chr. gelebt habenden Esra.

Uebrigens sind diese sogenannten Bücher Mosis, wenn nicht geschrieben, so doch redigirt von zwei verschiedenen Schriftstellern, dem Elohisten und dem Jahvehisten.

Ihr ganzer Inhalt beruht rein auf Tradition. Was sich die alten Hebräer die Jahrhunderte hindurch von den Schicksalen ihrer Väter erzählt hatten, das ist in ihnen aufgezeichnet. Auf historischen Wert können also diese sogenannten Bücher Mosis nicht den geringsten Anspruch machen.

Um ein besonders wichtiges Moment aus den mosaischen Erzählungen hervorzuheben, sei auf die sehr ausführliche Schilderung des Aufenthaltes der Hebräer in Aegypten und ihrer Flucht aus diesem Lande, nachdem sie darin ein mächtiges Volk geworden seien, hingewiesen.

Wohl haben Aegyptologen sich die größte Mühe gegeben, diese Erzählung historisch zu begründen, und sie haben in den Agriu, von denen ägyptische Inschriften sprechen, die alten Juden und in einem Priester aus Heliopolis, namens Osarsiph, den jüdischen Gesetzgeber Moses finden wollen.

Tiefere wissenschaftliche Forschungen haben demgegenüber als im höchsten Grade wahrscheinlich dargethan, daß die Hebräer niemals in Aegypten gewesen sind, sondern im Ostjordanland ursprünglich beheimatet waren und von hier keineswegs, wie sie sich rühmen, als Eroberer, sondern ganz allmälich nach Palästina eingewandert sind und die hamitischen Urbewohner des Landes aufgesogen haben.

Genau so sagenhaft wie Moses, sind alle die „Erzväter" der Juden, welche noch heute in der Vorgeschichte der christlichen Religion ihre Rolle nicht ausgespielt haben, — Abraham, Isaak und Jakob oder Israel, nach dem sie sich ihren späteren siegverheißenden Namen Israeliten beigelegt haben.

Die alten Hebräer gehorchten Häuptlingen — „Königen". Was bei unentwickelten Völkern alles König heißt, sehen wir Deutsche der Gegenwart an dem zu uns jüngstens in so intime Beziehungen gekommenen „King Bell" der westafrikanischen Küste. —

Ihrer Religion nach waren die Hebräer uranfänglich so gut Polytheisten (Götzenanbeter), wie die Völker ringsum sie her. Aber mitten in ihrer Vielgötterei macht sich schon frühe ein monotheistischer Zug geltend, über dessen Ursprung die Wissenschaft gegenwärtig noch keine Rechenschaft zu geben imstande ist, — eben jener monotheistische Zug, welcher in dem sogenannten mosaischen Gesetze zum Ausdrucke gekommen ist.

Fast ein Jahrtausend lang schwankt nun der Kampf zwischen Ein- und Vielgötterei bei dem Judenvolke herüber und hinüber; siebenmal siegten die vielen Götter und siebenmal trieb sie der

*) In der Voraussetzung, daß manches in dieser Abhandlung auf Widerspruch stoßen wird, bemerken wir, daß wir Entgegnungen gern Aufnahme gewähren wollen. D. Red.

alleinige zornwütige Judengott wieder hinaus aus dem winzigen Lande und fort von dem kleinen Völkchen, daß sich seitdem in frevelhaftem, nur allzu schwer bestraftem Uebermute das „auserwählte" genannt hat.

Die einheitliche Monarchie, welche den Juden zu organisiren gelungen war, hatte nicht lange Bestand. Nachdem sie unter dem dritten Herrscher — Salomo — (993—953 v. Chr.) den Gipfel ihrer Macht und Herrlichkeit erklommen hatte, spaltete sich das Reich in Juda, welches die Stämme Juda, Simeon und die Hälfte von Benjamin umschloß und Israel, im Norden, mit den übrigen $9^1/_2$ Stämmen.

Dieses Israel muß als der eigentliche Kern des damaligen Judentums angesehen werden, und Israel war es gerade, welches dem alten Baalsdienste treu blieb, aber schon 722 von den Assyriern so total vernichtet, beziehungsweise in der Gefangenschaft zerstreut wurde, daß diese mehr als drei Viertel des alten Judenvolkes seitdem vollständig verschollen sind und niemand mehr eine wissenschaftlich nachweisbare Spur von ihnen zu entdecken vermocht hat. In der ganzen Welt hat man sie gesucht — in den Indianern und Mexikanern, den Engländern und Afghanen, selbst in den Kaffern hat man sie gefunden geglaubt, überall aber hat sich schließlich nichts weiter herausgestellt, als daß die „zehn verlorenen Judenstämme" (wie man sich nicht ganz genau ausdrückt) verloren sind und bleiben.

Das Reich Juda behauptete seine Selbständigkeit fast anderthalb Jahrhunderte länger, bis es 586 der gewaltige Eroberer Nebukadnezar, Herrscher von Babylonien und Medien, mit Krieg überzog, die Hauptstadt Jerusalem zerstörte und auch diesen Teil der Israeliten in das Exil schleppte. Aber die Kinder Judä gingen nicht unter in der Weltstadt Babylon und den Bergen Mediens, wie ihre Volksgenossen in der assyrischen Gefangenschaft; im Gegenteil, — mitten im Jammer der Knechtschaft erhoben sich unter ihnen ihre großen Propheten Jesaias und Jeremias, welche die Unterjochten aus ihrer Verzweiflung derart aufrüttelten und in Glauben und Sitten ihrer Väter bestärkten, daß sie endlich imstande waren, aus dem Exile zurückzukehren und unter dem streng mosaischen Esra, dem Begründer des eigentlichen Judentums, ihr Reich von neuem aufzurichten. Freilich erlangten sie ihre volle Selbständigkeit nicht wieder, — der Oberherrlichkeit irgend eines Reiches mußten sie unterthan bleiben, so zuerst der des persischen, dessen großer König Cyrus sie aus der Gefangenschaft entlassen hatte, dann der des ägyptischen und endlich des syrischen Reiches.

Von der Zeit dieses Exils an zeigen sich gewisse Nationaleigentümlichkeiten bei den Juden, welche ihren Nachkommen heut noch anhaften, nämlich die geringe Neigung und Fähigkeit zum Ackerbau, den sie in ihrer Mehrzahl vorher mit Eifer betrieben hatten, und den zum großen Teil wohl durch die verhältnismäßige Kleinheit ihres Landes bedingten Hang zum Handel. Letzterer führte sie bald weit über die Grenzen ihres eigenen Gebietes hinaus und veranlaßte sowohl syrische als ägyptische Könige, zur Belebung des geschäftlichen Verkehrs jüdische Handelskolonien in ihre bedeutendsten Städte aufzunehmen.

Auf eine kurze Zeit noch wurden die Juden selbständig, nämlich nach ihrem Aufstande wider den syrischen König Antiochus Epiphanes, der ihnen ihre eigenen Sitten und Wohnsitze rauben wollte. Ums Jahr 167 v. Chr. hatten sie sich unter der Führung der tapferen Makkabäer gegen diesen König erhoben, aber schon unter dem Nachfolger Judas des Makkabäers trieb sie ihre alte Händelsucht und Rechthaberei dazu, die Römer herbeizurufen.

Diese kamen bereitwilligst, um das kleine Ländchen in ihrer großen Welteroberertasche verschwinden zu lassen. Nun nutzte den Juden kein Aufstand mehr etwas, — selbst die grimmigste, verzweiflungsvollste Tapferkeit konnte das Volk Gottes von dem eisernen Joche der heidnischen Römer nicht mehr befreien.

Bei ihrer großen Empörung 66—70 n. Chr. Geburt zerstörte der Römerkaiser Titus ihre Hauptstadt und ihr Heiligtum, den Tempel Jehovahs, und die ungeheure Anzahl von 1 300 000 Juden soll dabei ums Leben gekommen sein.

Von denen, die dem entsetzlichen Blutbade entkommen waren, blieb ein kleinerer Teil in dem „gelobten Lande" zurück, der größere zerstreute sich über alle andern Länder.

Die Zurückgebliebenen versuchten es auch mehreremale mit einer Auflehnung gegen das Römerjoch; zuletzt mit furchtbarster Kraftanstrengung 132—135 n. Chr. unter Bar-Kochba, aber nur, um von neuem und diesmal endgiltig niedergeschmettert zu werden. 180 000 Juden, darunter Weiber und Kinder, wurden hingemordet; unberechenbar groß war außerdem die Zahl der durch Feuer, Hunger und Krankheit Umgekommenen. Was nicht tot war, wurde von einem Markte zum andern geschleppt bis nach Aegypten hinein, um wie Vieh verkauft zu werden. Judäa wurde eine Wüste.

Trotzalledem ging das Judenvolk nicht unter. Im Gegenteil: es verbreitete sich über alle Welt — überall handelnd, d. h. schachernd, und fast überall und immerdar gemißhandelt.

Und daß dies letztere der Juden Schicksal wurde, daß die Juden das meistgequälte Volk der Weltgeschichte sich nennen dürfen, — der Weltgeschichte, die überhaupt in bezug auf alle Völker unendlich mehr von Qualen als von Glück und Freude zu erzählen hat, — das hat, unparteiisch betrachtet, einen sehr einfachen Grund.

Fast könnte man versucht sein, das grausame Urteil über das Judenvolk zu sprechen: Sie wurden verfolgt und gemartert — von Rechtswegen.

Kein Volk, das sich unter andre Völker mischt, kann und darf seine Eigenart, seine Sitten und Gebräuche, sein ursprüngliches Denken und Fühlen, seine Religion, seine Lebens- und Weltanschauung ganz so behaupten, wie es all das in den vier Pfählen seines Heimatlandes gehegt und gepflegt hat.

Wenn jemand als Fremder in ein Land kommt, so wird er mit Recht als ein Dummkopf oder als ein Flegel behandelt, wenn er die Sitten und Gebräuche des Landes und der Leute, die ihm Gastfreundschaft gewähren, gänzlich nichtachtet.

Der Eroberer konnte in früheren barbarischen Zeiten wohl dem zu Boden geworfenen Feinde kraft seiner physischen Uebergewalt den Stempel seines Geistes und sittlichen Gebahrens auf die Sklavenstirne prägen; aber wenn in eben jenen barbarischen Zeiten der Sklave seinem Herrn gegenüber, der Geduldete, denen ins Angesicht, die ihn duldeten, seine Anschauungen, seiner Väter Sitte und Religion, seiner Propheten ungeheuerliche Anmaßung mit unausstehlichster Hartnäckigkeit, Streitsucht und List immer wieder geltend machte, durfte er — der Sklave — sich da wundern und beschweren, daß man ihm gram wurde und ihn züchtigte, wo und wie man es vermochte?

Nehmen wir an, die Türkenherrschaft in Europa würde gänzlich vernichtet, und nun zerstreuten sich die bisher am „goldnen Horn" ansässigen Muselmänner über ganz Europa. Wir würden sie dulden und ihnen allerlei muhamedanische Sitte nachsehen — gewiß, — genau so thaten es die den Juden zur Zeit Christi an Kultur ebenso überlegenen Griechen und Römer mit dem angeblich „auserwählten" Volke.

Aber wenn sich die Türken eng und feindlich gegen uns ab- und zusammenschlössen, wenn sie nicht nur kein Jota von ihrem Türkentum fahren ließen, sondern uns auch bei jeder Gelegenheit ankrakehlten, da würde auch die Toleranz und Humanität des 19. Jahrhunderts nicht ausreichen, so unbequeme Eindringlinge gegen jede Repressalie zu schützen.

Nicht nur, daß die Juden sich gegen die Anerkennung des Griechengottes auf das Hartnäckigste wehrten, daß sie ferner dem geistigen Leben der Römer, die ihnen freie Religionsübung und alle bürgerlichen Rechte gewährten, nicht den geringsten Einfluß auf sich gestatteten, daß sie Juden blieben, wie ihre Vorfahren es zur Zeit Davids gewesen waren, daß sie — wahrscheinlich

durch ihre gleichfalls von den Vätern ererbte Unsauberkeit und die unausrottbare Vorliebe für Lauchspeisen — ihren, reinlichern Völkern widerlichen, Odor judaicus, den Judengeruch, wie ein Heiligtum konservirten, daß sie sich des weitern freiwillig in eigne Stadtviertel unter eigner Verwaltung zusammenpferchten, — nicht genug mit alledem, sage ich, ließen sie es sich vom Anfang des dritten bis Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. Geburt sogar beikommen, ein neues orthodoxes Judengesetzbuch, den Talmud, zu schaffen, in welchem sie ihre alten, religiöses und bürgerliches Recht angehenden Ueberlieferungen zu einem Himalaya von Widersinn und Kulturfeindlichkeit emportürmten und nach dem sie fortan lebten und handelten.

Damit war der Fluch des Judentums für mehr als ein Jahrtausend vollendet.

Hatten sich die Juden anfänglich freiwillig in ihre Ghettos eingesperrt, so ließ man sie später nicht mehr heraus. Die von ihnen geradezu herausgeforderte Feindseligkeit äußerte sich in Verfolgungen und zwar nicht erst bei den Christen, sondern schon im heidnischen Rom, ferner bei den Moslems ebenso wie in den christlichen Ländern.

Die Juden wurden und blieben im Mittelalter Unfreie, wie sie die Freiheit doch nur zu Aerger und Schaden der Nichtjuden zu nützen geneigt waren.

Daß die christlichen Barbareien des Mittelalters, welche wider sie verübt wurden, dadurch nicht gerechtfertigt werden können, ist gewiß, aber erklärt werden sie damit vollauf.

Wie die Juden noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland zur Zeit der Blüte unserer klassischen Litteratur aussahen, wie sie lebten und webten, kann man heutzutage an den auf jenem Standpunkte zurückgebliebenen Juden des europäischen Ostens, oder — wie es Karl Emil Franzos genannt hat — Halbasiens sehen, — in Polen, Kleinrußland, Galizien und Rumänien sind die Juden heutzutage genau dasselbe, was sie vor einem Jahrhundert in Deutschland waren.

Hier unterscheiden sie sich nicht blos durch ihre Religion und diese oder jene Sitte von ihren nichtjüdischen Nachbarn, sondern sie sind in allem und jedem von ihnen verschieden — in Religion und Sprache, in Gewohnheit und Sitte, in Tracht und Lebensanschauung.

Dabei ist und war hier der Jude nicht etwa besonders bedrückt. O nein! Er hat sich vielmehr gerade deshalb in diesen Gegenden so angehäuft, weil er hier zeitweilig, z. B. unter polnischer Herrschaft, Schutz genossen hat und in Rußland heute noch mit dem slavischen Bürger auf gleicher Rechtsstufe steht, jedes Gewerbe betreiben darf, sowie zu Lehrämtern und zum Staatsdienste gesetzlich zugelassen ist.

Die ungeheure weltgeschichtliche Entwicklung der letzten Jahrhunderte ist an diesen Juden spurlos vorübergegangen. Von der großartigen Judenreformation durch Moses Mendelsohn, den Freund Lessings, dem die deutschen Juden zu danken haben, daß sie Kulturmenschen sind, so wie die nichtjüdischen Mitbürger der großen Kulturstaaten, wissen sie und wollen sie wissen so gut wie nichts; das Gesetzbuch ihres Glaubens, ihres Dichtens und Trachtens ist immer noch der unselige Talmud.

Daß sie aber in Deutschland während der letzten hundert Jahre freie Menschen und Staatsbürger geworden und selber nicht mehr Talmudjuden geblieben sind, beweist immerhin, daß an der Kulturfähigkeit des jüdischen Volkes auch im höheren Sinne denn doch nicht zu verzweifeln ist.

Diese höhere Kulturfähigkeit kann durch jüdische Finanziers, Parlamentarier und Minister nicht bewiesen werden, das sind weiße Raben, denen, mit verhältnismäßig recht wenigen Ausnahmen, noch genug im Wesen und Streben vom ursprünglichen Jüdischen anhaftete.

Viel eher könnte gegen die Annahme solcher höheren Kulturfähigkeit die Thatsache ins Treffen geführt werden, daß sie auf keinem Gebiete der Wissenschaften und Künste auch nur einen einzigen Menschen aufzuweisen haben, der die höchste Stufe geistiger Bedeutung erklommen hätte — trotz Moses Mendelsohn, Heinrich Heine und weniger Anderen, die hier überhaupt in Frage kommen könnten.

Die eine Lehre sollten die Juden unserer Tage auf das allerernstlichste beherzigen, daß sie nämlich aufhören müssen, Juden zu sein und beginnen müssen, nichts andres sein zu wollen, als Menschen.

Zu diesem Zwecke sollten sie den in allerneuester Zeit fast überall ganz überflüssig gewordenen Volkszusammenhang, soweit es nur immer angeht, aufgeben; denn das steht fest: wo sie in Haufen zusammensaßen, sind sie kulturell nicht vorwärts gekommen, und je dünner verstreut sie unter andre Völker waren, desto weiter haben sie es in dieser Beziehung gebracht, wie z. B. die englischen und französischen Juden zur Genüge beweisen.

Schiller über die Gelehrten,

wie ihrer viele sind und wie sie alle sein sollten.

In seiner akademischen Antrittsrede über das Thema: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“ spricht sich Schiller über die Art und Weise aus, wie die Wissenschaften vielfach von den Gelehrten getrieben würden und wie sie getrieben werden sollten.

Er stellt den „Brotgelehrten“, der die Wissenschaft nur als seine melkende Kuh betrachtet, dem „philosophischen Kopf“ gegenüber, der sich der Wissenschaft allein um ihrer selbst, um der Erkenntnis willen, hingibt.

Am 27. Mai 1789, vor einem Jahrhundert also, wurde diese Vorlesung gehalten und kurz darauf durch den Druck dem großen Publikum übergeben.

Ob für jene Zeit zutraf, was Schiller über den Brotgelehrten sagte, brauchen wir nicht zu untersuchen. Schiller trat mit dieser Antrittsvorlesung als jenenser Geschichtsprofessor mit in die Gelehrtenwelt jener Tage hinein, und war seiner Sache so gewiß, daß er in einem Briefe an Körner äußerte, die allgemeinen Ursachen, welche ihn zu seinen bezüglichen Ausführungen bewogen hätten, brauche er ihm nicht erst zu sagen. Es handelte sich also um ein damals klar zutage liegendes, jedem Kundigen bekanntes Uebel.

Aber wie steht es heute?

Gehört der Brotgelehrte Schillers einer ausgestorbenen Spezies an oder wandelt er noch unter uns und wirkt er noch, wie er zu wirken allein vermag, sehr zum Schaden der Wissenschaft und der Menschheit, deren geistige Säugamme die Wissenschaft ist?

Nun, wir wollen zunächst Schiller hören und dann mit seinen Ausführungen vergleichen, was wir von dem Gelehrtentum unsrer Tage wissen.

Schiller sagt:

„Anders ist der Studirplan, den sich der Brotgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiße einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vorteile desselben teilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, — ein solcher wird beim Eintritte in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaft, die er Brotstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wieder nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht worden, und alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten.

Hat er seinen Kursus durchlaufen und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerinnen — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnisschätze zur Schau zu tragen und so zu verhüten, daß sie in ihrem Werte nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brotwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf;*) denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrien als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reiche des Wissens mehr auf als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse durch ihn selbst sich belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von außen: für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur einen Maßstab, die Mühe. Darum hört man niemand über Undank mehr klagen als den Brotgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerter Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet als der Tagelöhner mit dem schlechtesten! Der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herumträgt! — Noch beklagenswerter aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg gelenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln. Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag; sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt alles, was er thut; er sieht keinen Zweck seines Wirkens und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Mut nicht entgegensetzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnte Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhange der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Den Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweit sich mit seinem Berufe, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Ebenso sorgfältig, als der „Brotgelehrte" seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich; denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der „Brotgelehrte" trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Wissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkte seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blicke überschaut. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den „Brotgelehrten" niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten, noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Triebe nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der erste, der es unbefriedigt auseinanderlegt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der „Brotgelehrte" in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe führt.

Kein gerechterer Beurteiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den „Brotgelehrten". Jener weiß alles, was um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigentum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er allen erworben. — Der „Brotgelehrte" verzäunt sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft verteidigt. Zu allem was der „Brotgelehrte" unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von außen her borgen; der philosophische Geist findet in seinem Gegenstande, in seinem Fleiße selbst Reiz und Belohnung. Wieviel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wieviel lebendiger wird sein Eifer, wieviel ausdauernder sein Mut und seine Thätigkeit sein, da bei

*) vgl. folgendes „Xenion", welches auf Schillers Kollegen, den Professor Historiarum Heinrich gedeutet wird:

„Breiter wird immer die Welt, und immer was Neues geschiehet;
Ach, die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brot!"

ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjüngt! Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dient, wenn der „Brotgelehrte" — in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkte des Ganzen; und soweit ihn auch das Objekt seines Wirkens von seinen übrigen Brüder entfernen, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle helle Köpfe einander finden."

Was die Schilderung des „philosophischen Kopfes" anlangt, so wollen wir uns damit begnügen, sie einfach mit Ja und Amen zu unterschreiben und nur hinzufügen: Dieser „philosophische Kopf" ist überhaupt der Gelehrte, wie er sein soll.

Und Schillers „Brotgelehrter", wandelt er noch unter den Lebenden? Der Mann, der nur zu einem Amte fähig werden und seine kleinliche Ruhmsucht befriedigen will, — der sich möglichst nur um eine — „seine" — Wissenschaft kümmert, deren Fortschritt — sofern derselbe nicht etwa durch ihn selbst bewirkt wird — fürchtet und Feind, Neider und Ketzerrichter ist für alle die, welche über das einmal in der Wissenschaft Erreichte hinausstreben? Der Mann, welcher nur nach materiellem Lohn und niedren Auszeichnungen hascht und an seiner Berufswissenschaft desto leichter verzweifelt, je rascher und entschiedner sie bestehende Irrtümer über Bord wirft?

Lebt dieser „Brotgelehrte" überhaupt noch, — vegetiren vielleicht hie und da noch einzelne Exemplare dieser traurigen Spezies generis humani (des Menschengeschlechts) als Zeichen glücklich überwundener Zeiten?

Wohl uns, wenn es so wäre!

Doch wer erinnert sich z. B. nicht des Kampfes wider den Darwinismus und die Darwinisten, der lange genug in der gelehrten Welt getobt hat?

Wer waren die Kämpfer gegen diesen wichtigen Fortschritt auf der Bahn der naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu ihrem größten Teile anders als die „Brotgelehrten" der naturwissenschaftlichen Fächer?

Der Darwinismus bedeutete eine Revolution der Naturwissenschaft, — er brachte eine so kolossale Menge neuer Thatsachen, die gekannt und berücksichtigt sein wollten, er zwang zu so kühnen, weitreichenden Schlußfolgerungen, daß ihn alle „philosophischen Köpfe" mit Freuden in den Kreis ihrer Untersuchungen hineinzogen, während alle, die ihre einmal erworbene Wissenschaft als sichres Fundament ihres Amts und Einkommens konservirt zu sehen das dringendste Interesse hatten, ihr „Kreuziget, kreuziget ihn!" schrien.

An dem Darwinismus kann man aber jetzt schon so recht deutlich sehen, daß es weniger an der wissenschaftlichen Erkenntnis als an ihren Trägern liegt, wenn sie segensreich wirkt.

Es sei nämlich eine neue Wahrheit, beziehungsweise das, was auf einer gegebenen Stufe der menschlichen Geistesentwicklung für eine neue Wahrheit gilt, welcher Art sie wolle, — sie zieht, sobald sie sich nur einigermaßen zur Anerkennung hindurchgerungen, dasselbe geistige Schmarotzertum an sich, wie die Vorgängerin, die sie verdrängte.

Um die Forscher, die sie entdeckt, gruppiren sich bald in Scharen die Gläubigen, die an ihr nicht mehr rütteln lassen wollen; an die „philosophischen Köpfe", die ihrer Anerkennung selbstlos die Wege bereitet, schließen sich die spekulativen Köpfe, die aus ihr Nutzen ziehen wollen — die auf sie schwören, sobald sie in das Stadium der gemeinen Nahrhaftigkeit getreten ist, — und diese letzteren sind eben Schillers „Brotgelehrte".

Für den „philosophischen Kopf" — für den Mann der Wissenschaft versteht es sich einfach von selbst, daß jede neue Erkenntnis, erscheine sie auch gemessen an dem bei ihrem Auftreten herrschenden Wissen riesengroß, auf der Bahn des wissenschaftlichen Erkennens nur eine Etappe ist und bleiben kann, — eine Etappe, von der man fortzuschreiten, sie hinter sich zu lassen unausgesetzt strebsam sein muß, — oder ein Baustein, den man mit andern zu bedecken und dadurch das Gesamtbauwerk zu erhöhen hat.

Das blinde Volk der Gläubigen und ihre niedrig geartete Priesterschaft — eben jene „Brotgelehrten" — wollen es auch mit der wissenschaftlichen Erkenntnis genau so gehalten haben, wie mit dem goldnen Kalbe, alles soll sich darum im Kreise drehen und sie anbeten.

Solche „Darwinianer" haben wir heute auch schon genug. Fürchterlich gebildete Handlungsdiener, welchen die leider heute schon nicht mehr wahre „Wahrheit", daß der Mensch vom Affen abstamme, erklärlicherweise ungeheuer natürlich vorkam, niedliche und nicht niedliche Gouvernanten, welche aus der Zuchtwahltheorie ihre praktischen Fragen zu ziehen bereit waren, Renommirfüchse und bemooste Häupter, die aus eigner Erfahrung bestätigen konnten, daß beim Kampf ums Dasein überall in der Welt — auf der Mensur, an der Kneipfahrt und selbst beim Pumpjuden dem stärksten „besten" Organismus der Sieg bleiben muß, — das gab ein stattliches und lautes Publikum, und wie hübsch konnte sich aus der letzten Kategorie das darwinistische Brotgelehrtentum entwickeln, welches sich der dankbaren Aufgabe unterziehen durfte, zu berichten, daß der Darwinismus die Naturwissenschaft der Aristokratie sei, und zwar der Aristokratie, wie sie eben ist.

Indes, was beim Darwinismus vorläufig noch in bescheidner Blüte steht, das wuchert auf andern Gebieten unsrer modernen Wissenschaft in vollster Ueppigkeit.

Betrachten wir uns nur einmal den Stand der Dinge auf dem Gebiete der Medizin.

Zwei große feindliche Heere stehen sich gegenüber. Hie Allopathie — hallt es aus dem einen, — Hie Homöopathie aus dem andern. Und zu allem Ueberfluß tummeln sich noch zwischen den beiden großen Heeren unsrer Heilgelehrten die Freischaren der Wasserdoktoren, der wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Naturheiler, der Elektrotherapeuten, der Magnetiseure und Massage-Handarbeiter, samt den tausenden von vereinzelt kurpfuschenden Schäfern, Barbieren, männlichen und weiblichen Harndeutern, den inseratewegelagernden Geheimmittelschwindlern u. s. w. ins Unsägliche und Schamloseste hinein.

Daß das ein Zustand ist zum Gotterbarmen, wird jeder vernünftige und anständige Mensch zugeben, und daß die ehrlichen Mediziner — seien sie nun Allopathen — oder was für Pathen — die allerdringendste Ursache hätten, das Menschenmögliche zu thun, diesem Zustande ein Ende zu machen, bestreitet sicherlich auch niemand.

Und welch ein ungeheurer Gewinn für die Menschheit wäre es, wenn die Männer der medizinischen Wissenschaft nur den Anfang machten, den nun nachgerade alt genug gewordnen Streit zwischen Allopathie und Homöopathie wissenschaftlich aus der Welt zu schaffen.

Aber wie? wird man fragen.

Nun, die Antwort auf dieses Wie? liegt nicht eben fern.

Man verteile einmal alle die Kranken, welche man in den Lazareten der Kasernen, Gefangenanstalten u. s. f., sowie in den öffentlichen Krankenhäusern zur Verfügung hat, hübsch gleichmäßig auf allopathische und homöopathische Stationen, nebenbei auch auf Naturheilstationen u. s. w. und vergleiche etliche Jahre hindurch die Resultate. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht so schon spätestens nach einem Jahrzehnt experimentell baumfest gestellt wäre, welches von beiden Heilsystemen das bessere ist.

Was steht nun dieser ebenso naheliegendenden als sichren Feststellungsmethode im Wege?

Hauptsächlich: der Hochmut des Brotgelehrtentums einerseits und andrerseits seine Angst, das, was es mit Mühe gelernt hat, durch Besseres überholt zu sehen und mit dem Studium dieses Besseren dann wieder von vorn beginnen zu müssen.

Und ähnlich wie im Bereiche der Medizin, bildet auch auf fast allen übrigen Wissenschaftsgebieten das Brotgelehrtentum das ärgste Hemmnis des wissenschaftlichen Fortschritts.

Auf dem so überaus wichtigen Gebiete des Jugendunterrichts tritt diese Thatsache wohl am augenfälligsten zutage.

Unsre „klassischen“ Philologen, die Männer, welche das Unglück hatten, in ihrer eignen Jugend ihren Kopf an Alt-Rom und Alt-Griechenland zu verlieren, stemmen sich mit aller Macht gegen jeden Fortschritt unsres gelehrten Bildungswesens.

Sie sorgen unermüdlich dafür, daß unseren „Gebildeten“ neun Zehntel unsrer gesamten naturwissenschaftlichen Erkenntnis zeitlebens verschlossen bleiben, daß unsre eigne großartige Litteratur eben diesen Gebildeten lange, lange nicht so bekannt und vertraut wird, als die Reden Ciceros, die Kriegsgeschichten Cäsars, Werke Xenophons, Herodots, Ovids, Sallusts u. s. w.

Ja, selbst unsre eigne Muttersprache vernachlässigen sie immer noch auf das barbarischste, in die Kenntnis unsrer eignen Verfassungs-, Rechts- und Gemeindeverwaltungsorganismen und unsrer Gesetze führen sie unsre Jugend — sowohl die unsrer Volksschulen, als auch die der höheren Lehranstalten — nicht ein, mit Gesundheitspflege und Erziehungslehre machen sie die zukünftigen Väter und Mütter nicht vertraut, — und alles dies blos deswegen, damit sie nach altüberlieferter Brotgelehrtenart genau so im wesentlichen unterrichten können, wie es die pfiffigen Väter des Ordens Jesu in ihrer mehr als 200 Jahre alten Ratio studiorum ausgeheckt und verewigt haben.

Auch auf unsre Herren Juristen mit ihrer Nährmutter, dem „Römischen Rechte“, wäre bei dieser Gelegenheit ein schiefer Blick zu richten, aber das ist ein Thema, was eine ganz besondere, ausführliche und tiefeindringende Behandlung bedarf und deshalb für ein andermal aufgespart werden soll.

Für heute genug von den „Brotgelehrten“, — die in trefflichster Weise für alle Zeiten gekennzeichnet zu haben eines der außerordentlich vielen und großen Verdienste unseres Schillers ist.

Der Mailänder Dom.

Von **Dr. Leopold Jakoby.**

In den Kunstsälen des Museums der Brera zu Mailand war vor kurzem eine Ausstellung eigener Art eröffnet. Es waren dort die von Baukünstlern aus aller Herren Ländern eingesendeten Baupläne zu bewundern, welche dem weltberühmten Dome zu Mailand eine neue Vorderseite, ein neues, schöneres Antlitz zu geben bestimmt sind. Auch deutsche Künstler haben in guter Zahl zu den 127 eingesendeten Entwürfen ihren Anteil gestellt, leider, wie gesagt werden muß, in nicht besonders glücklicher Weise. Keiner von den deutschen Einsendern hat es verstanden, dem eigentümlichen Geiste des so herrlichen Bauwerkes in schöner Weise gerecht zu werden. Wir sehen meist schwerfällige Nachahmungen des Kölner Doms mit seinen beiden Riesentürmen: es scheint, als ob die gegenwärtige neu-deutsche Aera nicht geeignet ist, den Kunstjüngern einen Hauch echter Begeisterung für das Ewig-Schöne, für das Anmutig-Erhabene einzuflößen. In Wahrheit ist erhabene Anmut das charakteristische Merkmal des Mailänder Doms, dieses Bauwerks, welches in mehr als einer Beziehung einzig auf Erden dasteht.

Unter den ausgestellten Entwürfen erregen aber bis jetzt neben dem Plan eines Engländers die zweier Mailänder Baumeister die lebhafte Aufmerksamkeit der Kunstkenner. Vor Allem sind es die genialen, mit feinstem Anschmiegen am Stil und Geist des Gebäudes ausgeführten Pläne des Mailänder Künstlers P. Brentano, welche den Blick der Beschauer fesseln, eines noch ganz jungen Mannes, dem, wie der Schreiber dieser Zeilen aus persönlicher Bekanntschaft versichern kann, in seinem Schaffen eine bedeutende Zukunft prophezeit werden muß.

Diese so ungewöhnliche Ausstellung, welche also die Umwandlung einer schon fertigen Fassade an einem hochberühmten Bauwerke zum Ziele hat, hängt mit der eigentümlichen Geschichte des Mailänder Domes zusammen.

Gegründet wurde der Dom durch den gewaltthätig-energischen, von dem deutschen Kaiser Wenzel im Jahre 1391 zum Herzoge von Mailand ernannten Fürsten Gian Galeazzo Visconti. Die kreuzförmige Anlage des gewaltig großen Gebäudes (der Mailänder Dom ist nach Sankt Peter die größte Kirche Italiens) war zuerst in rein gothischem Stile geplant. Unzweifelhaft ist es, daß an diesem ursprünglichen Plan, nach welchem in den nächsten Jahrhunderten fortgebaut wurde, deutsche Baumeister einen hervorragenden Anteil genommen haben; unter ihnen wird in den Chroniken insbesondere der Schwabe Heinrich Arler von Gmünd (Enrico da Gamodia) genannt.

Aber der deutsche Einfluß auf den Bau verschwindet bereits nach dem Tode Galeazzo's und im folgenden Jahrhundert ward in vielen Einzelnheiten der Ausführung der gothische gegenüber dem südlichen Baustil zurückgedrängt. Vor allen andern war es der Architekt und Maler der Renaissance-Periode, Pellegrini, der, im 16. Jahrhundert von dem Erzbischof Carl Barromeo aufgefordert, den Dombau weiter zu führen, die gothische Anlage des Bauwerkes, soweit die Fassade in Betracht kam, zu einem großen Teil auslöschte. Nach seinen Zeichnungen und Entwürfen wurden die Thüren und Fenster in romanischem Rundbogenstile begonnen, welche heute beim Anblick der Vorderseite des Domes so störend wirken und einen reinen harmonischen Genuß nicht aufkommen lassen. — Durch Napoleon I. wurde der Bau mächtig gefördert, doch erst um die Mitte dieses Jahrhunderts im Wesentlichen vollendet. Noch heute arbeitet man fortwährend am äußeren Ausschmuck, insbesondere an neuen schlanken Seitentürmen (agulie genannt) und so ist das Mailänder Volkssprichwort seit Jahrhunderten eine Wahrheit geblieben: „La fabbrica del duomo mai finisce!“*) Leider ist auch die große Erweiterung des Domplatzes in den sechziger Jahren mit dem prachtvollen, im Bogen aufstrebenden Bauwerk der berühmten Gallerie (Galleria Vittorio Emmanuele) zur Seite des Domes für den Anblick des in Wirklichkeit gewaltig hohen Domgebäudes keine günstige gewesen. Dem Beschauer erscheint heute die Vorderseite des Domes zu breit und zu niedrig und auf dem riesig weiten Raume gleichsam einzusinken.

Zur Aufhebung all dieser Schönheitsmängel durch den Bau einer neuen Fassade ist gegenwärtig in der Konkurrenzausstellung der erste Schritt gethan. Die Stadt Mailand hat an Florenz, wo eben jetzt, in diesen Tagen die Vollendung der neuen kunstgeschmückten Dom-Fassade mit besonderem Glanze gefeiert wird, in dieser Richtung ein leuchtendes Vorbild, und der energische Geist, welcher die arbeitsame Metropole der Lombardei auszeichnet, läßt uns hoffen, daß ihr Unternehmen in nicht zu ferner Zeit einen gleich ruhmvollen Abschluß finde.

Trotz der hervorgehobenen Beeinträchtigung der Schönheitswirkung durch die Fassade übt der Anblick des Mailänder Doms auf den Beschauer einen nachhaltigen, unvergeßlichen Eindruck aus, dem sich kein kunstempfängliches Gemüt entziehen kann, und der Zauber dieses Eindrucks wird verstärkt, je mehr wir die einzelnen Schönheiten kennen lernen und in uns aufnehmen. Ein Hauptanteil an dieser Wirkung gebührt dem Baumaterial. Kein anderer Dom der Erde kann sich rühmen, wie dieser von unten auf, mit Einschluß des riesigen Daches, bis zur äußersten

*) Der Bau des Mailänder Domes endet niemals.

Spitze des höchsten Mittelturmes aus reinem leuchtenden Marmor erbaut zu sein. In dem gesamten oberen Teile des Domes, vom Dache aufwärts durch alle die Hunderte von Türmen, die zierlich zum Himmel aufstreben, leuchtet der Marmor glänzend weiß wie Marzipan, und fallen nun die Sonnenstrahlen gegen Abend schräg und rötlich schimmernd auf das Gestein, so scheint der ganze Dom von oben herab durchsichtig zu werden, eine Vergeistigung des Erdenstoffes von herrlicher Offenbarung. Es flimmert und flammt auf den unzähligen Turmspitzen mit zartem Rosa und Weiß in märchenhafter Schönheit, und verklärt blicken die tausend Marmorstatuen hernieder, die all diese Spitzen krönen. Denn diese lebendige Krönung der gothisch zugespitzten und zierlich durchbrochenen Marmortürme bildet die zweite, mit keinem Bauwerk der Erde vergleichbare Schönheit des Mailänder Doms. Jeder einzelne der vielen hundert Haupt- und Nebentürme, Türmchen und Spitzen trägt eine charakteristische Marmorstatue, Menschenbildsäulen von oft überraschend schöner Haltung, und ebenso ist an allen Außenwänden und Pfeilern und Fenstersimsen und Ecken in hunderten und aberhunderten von Nischen der ganze Dom mit Marmorstatuen belebt; es sind dies Erzeugnisse von Bildhauern aus über vier Jahrhunderten, darunter sich, zumal in den Nischen an den Dachpfeilern, echte Kunstwerke verborgen finden. Noch fehlt bis auf den heutigen Tag eine vollständige Aufnahme all dieser etwa viertausend Statuen, welche allegorisch-mythologische und historische Figuren, und alle Typenbilder aus Religion und Geschichte Italiens darstellen. So hat denn auch Napoleon I. auf einem der Pfeilertürme an der südlichen Längsseite des Domes seine Statue erhalten.

Den höchsten Haupt- und Mittelturm im Kreuzungspunkte des Domgebäudes, den schlanken Kuppelturm des ganzen Domes, welcher bis zur Riesenhöhe von 108,50 Meter aufsteigt, und von sechzehn tieferen, zierlich gebauten Türmen umgeben ist, krönt die Schutzgöttin des Domes, die heilige Jungfrau, die in vergoldeter, weit über lebensgroßer Bildsäule, fernhin funkelnd aufgestellt ist, und deren zum Himmel entschwebende Gestalt die Gesamthöhe des Domes bis auf 112,60 Meter erhebt. Von den übrigen Maßen des Domes führen wir an: Die Länge des inneren Raumes von einer Innenwand zur anderen 148 Meter, die Axe des Querschiffes 88 Meter, die Höhe der heutigen Fassade 56 und die Breite der fünf Längsschiffe 58 Meter.

Wir müssen es uns an dieser Stelle versagen, die Einzelnheiten des Domes zu schildern, besondere Einzelschönheiten desselben hervorzuheben. Wir möchten nur dem Leser, falls er jemals nach Mailand kommt, dringend raten einen der seltensten Genüsse der Erde sich nicht entgehen zu lassen, den ihm der Dom bietet, das ist die Besteigung des Marmordaches und der Wendeltreppe im Innern des Kuppelturms zum Gipfel des Domes. Beim klaren Morgenwetter kurz nach Sonnenaufgang erschließt sich ihm, nachdem er auf Marmor durch einen Wald von Marmorpfeilern und Türmen hindurchgewandelt, ein Ausblick auf die Lombardische Ebene bis nach den Appeninnen und bis nach den Alpen. Er schaut die Certosa von Pavia im Süden, Cremona und Lodie, östlich in die duftgetauchten Niederungen zum adriatischen Meere hin schweift sein Blick, im Norden aber sieht sein entzücktes Auge über die fruchtbaren Wiesen und Gartengebäude der Lombardei die Türme von Novara und Vercelli, die Berge von Como und des Schweizer Cantons Tessin und bleibt endlich mit erregtem Schauer haften an den Schneegipfeln der Alpen, die in ununterbrochener Kettenlinie den Horizont umsäumen.

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Fortsetzung.)

Noch hatten wir uns erst seit kurzer Zeit in Rio de Janeiro ausgeschifft, da zwang mich ein heftiger fiebre intermitt- Fall meine Zuflucht nach einer Art Kurhaus — Station La Paneiras genannt — wo man der Gluthitze und den Fiebermiasmen der Stadt entrinnen und sich erholen kann, auf dem Corcovado-Berge zu nehmen. Ich rühme hoch die herrliche Luft, paradiesisch schöne Aussicht und komfortable, treffliche Einrichtung und Bewirtung des Hauses. Auf den Corcovado führt zirka 70 Meter hoch von der Vorstadt Larangeiras aus eine Zahnradbahn; dieselbe steigt jäh an, führt bis zur genannten Station La Paneiras über zwei oder drei äußerst kunstvoll angelegte Brücken, über schwindelnde Abgründe hinweg und an noch zwei Stationen vorbei und steigt von da bis zum Gipfel beinahe senkrecht, sodaß man häufig glaubt, der Waggon — außer der Maschine ist nur ein Waggon da — müsse überschlagen nnd überkugelnd in die Tiefe hinabkollern und donnern.

Stellenweise führt die Bahn kaum zwei Fuß breit von der hier zirka 18 Fuß hohen, steil abfallenden Felswand vorbei, sodaß einem die schauerliche Tiefe grausenerregend entgegengrinst. Auf dem Gipfel ist ein Pavillon mit einem Teleskop angebracht, auch wird jetzt ein Observatorium gebaut. Die Aussicht von hier ist himmlisch und entschädigt reichlich für die kurz vorher wegen des ungemein steilen Aufstieges ausgestandenen Schwindelanfälle und Aufregungen. Weit, weit hinaus schweift der Blick gen Osten — der Heimat zu; rückwärts und zur Seite sieht man weit ins Land hinein, das in üppigster Vegetation und Bepflanzung wellenartig sich unter unsren Füßen präsentirt. Unmittelbar unter uns liegt die Stadt Rio de Janeiro und die nun in ihrer ganzen Ausdehnung übersehbare Bucht mit den zahllosen Schiffen und Schiffchen, die sich von hier oben wie Ameisen oder wie winzige Käfer auf einer Spiegelfläche ausnehmen; rechts, d. h. südwestlich von uns, aber auch unmittelbar unten, sieht man die stolzen Palmenalleen des botanischen Gartens (jardino botanico) — alles vereinigt sich, um den Ort zu einem paradiesischen zu gestalten und gern hätte ich länger verweilt, wenn nur das Fieber mich nicht so arg geschüttelt hätte, sodaß ich sobald als möglich mit dem zurückkehrenden Zuge nach La Paneiras zurückfuhr, das in etwa 15 Minuten erreicht war und wo ich mich mit etwas Wein und irgend einem böhmischen Wasser stärkte, sodaß ich den Rückweg nach Larangeiras zu Fuß antreten konnte. Der Weg abwärts kann in etwa $1^1/_2$ bis 2 Stunden gemacht werden; ich brauchte das Doppelte, weil ich unterwegs Insekten und entzückend schöne Schmetterlinge sammelte.

Diese Zahnradbahn fährt mehreremale des Tages auf den Corcovado und zurück; Sonntags allerdings öfter (alle zwei Stunden) und legt die Strecke von Larangeiros bis zum Gipfel (zirka 700 Meter über Meeresspiegel) in etwa $1^1/_2$ Stunden zurück.

Unten bedecken den Corcovado Palmen und exotische Pflanzen, höher hinauf begegnet man Laubwäldern und von La Paneiras ab einer Art Fichte — alles wild und wirr verschlungen, sodaß man hier schon eine Art Vorgeschmack eines brasilianischen Urwaldes hat.

Sehr lohnend, selbst für den Laien, ist ein Ausflug nach dem botanischen Garten, von Botafogo per Trambahn in etwa 45 Minuten zu erreichen. Gleich beim Eingange wird das Auge des Besuchers durch drei Palmenalleen von wunderbarer Schönheit gefesselt; gleich riesigen Marmorsäulen stehen die weißlichen, ungemein hohen und egalen Stämme der Victoria regia-Palme da, ernst und schweigend den Wandrer an das Gewaltige der Tropenvegetation mahnend. Noch kein Beschauer dieser imposanten Palmenalleen konnte sich dem mächtigen Eindrucke, den

diese Naturriesen auf einen hervorbringen, entziehen — alle, mit denen ich darüber sprach, waren rein begeistert davon.

Der Garten selbst, gut unterhalten und sorgfältig gepflegt, bietet an exotischen Pflanzen, Sträuchern, Blumen und Gräsern wohl alles, was die Tropen hervorbringen, und muß das Eldorado des Botanikers sein; es ist jedenfalls der ausgedehnteste Garten der Welt dieser Art, da er sich weit hinauf in die Berge der Corcovado-Gruppe zieht. Für mich persönlich bot er überdies noch höchstes Interesse durch seinen Reichtum an buntfarbigen, herrlich schimmernden Schmetterlingen, Insekten und kleineren Reptilien. Der Entomologe kann auch da sein Eldorado finden.

Nach stundenlangem Jagen und Suchen trieben mich Hitze, Mosquitos und Ermüdung von diesem schönen Stück Erde weg, und das der Ein- und Ausgangspforte gegenüberliegende Restaurant „Champêtre", wie es sich nennt, bot willkommne Erfrischung; freilich durfte man seine Ansprüche dabei nicht hoch stellen.

Die Temperatur, die noch im April sehr heiß war (zirka 92 bis 100 Grad Fahrenheit im Schatten), wurde anfangs Mai sehr erträglich (etwa 72 bis 76 Grad); freilich kühlten die fast jeden Tag eintretenden Tropenregen sehr ab und waren insofern willkommen, als mit ihrem Eintreten die Heftigkeit des gelben Fiebers nachließ und der Eintritt der „Wintersaison" begann. Wir in Deutschland wären gewiß sehr froh, einen solchen Sommer zu haben.

Um nun auf die Stadt selbst zu kommen, so will ich vor allem hervorheben, daß sie sowohl in ethnographischer als auch ethnologischer Hinsicht ungemein viel Interessantes bietet. Rio de Janeiro (wörtlich Fluß des Januar) zählt ca. 370 000 Einwohner, darunter 20 000 Sklaven. Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Negern und Portugiesen (Brasiloros), dagegen sind auch ziemlich viel Italiener, Franzosen, Deutsche und Engländer anwesend. Gleichwie in Montevideo und Buenos Aires ist auch hier die Einrichtung von „Klubs" getroffen und wird besonders der deutsche Klub stark frequentirt. Zeitungen aller Länder und gute Restauration mit vorzüglichen Getränken findet man daselbst; besonders auch vortreffliches Bier, angeblich Wiener Bier.

Die Häuser der Innenstadt sind meistens zweistöckig, mit engen, steilen Treppen; die Straßen eng und schlecht gepflastert. Dagegen ist der Verkehr sehr groß und Trambahnen gehen vom Zentrum der Stadt nach allen Richtungen, besonders auch nach Tijuga hinauf an der schon erwähnten Villa „Moreau" vorbei und nach dem Jardino botanica; von Botafogo, d. h. schon von der großen, breiten Rue Catete aus, führt die Straße hart am Meeresstrande — rechts zwischen der Corcovada-Gruppe und links zwischen dem „Zuckerhut" — durch; später kommt man an reizenden Villen und prachtvollen Gärten vorbei; zur Linken tritt bald ein dicht bewachsener Hügel, bald eine liebliche Bucht dicht an den Weg.

Sehr sehenswert ist die großartige Wasserleitung (zirka 80 Kilometer lang), dann die Winterresidenz der kaiserlichen Familie in Sao Cristovao — es befindet sich auch eine kaiserliche Residenz in der Stadt selbst, worin Dom Pedro II. — wenn er in Rio de Janeiro weilt — wöchentliche Audienzen erteilt. Es ist dies die ehemalige Residenz der portugiesischen Vizekönige, übrigens ein altes Gebäude.

An öffentlichen Gebäuden in Rio de Janeiro sind noch zu erwähnen: das Irrenspital, das Zeughaus, das Marinearsenal, das schon erwähnte Hotel Spital „Misericordia", die Börse, die Post und das Zollamt. Kirchen besitzt Rio de Janeiro zirka 70, worunter besonders die Kathedrale Igreja do Carmo und die Igreja do Gloria, ferner etwa sechs Klöster, erwähnenswert sind. Auch eine englische, eine amerikanische und eine deutsche Kirche befindet sich hier; letztere ist klein und einfach, wird aber fleißig besucht.

Hübsche öffentliche Plätze und Promenaden hat Rio de Janeiro ebenfalls, von denen ich namentlich den riesigen Campo de St. Anna oder Pruça de acclamaçao, den Konstitutionsplatz (Placa de constituiçao), mit einem Reiterstandbilde Dom Pedro I, und den paseo publico nennen will; alle sind dicht und schön bepflanzt und bewachsen, sodaß man willkommenen Schatten gegen die Sonnenglut des Tages und abends nach des Tages Last und Hitze Erholung und Erfrischung findet. Besonders am paseo publico finden mehreremale in der Woche Konzerte statt, und erhält man in dem Restaurant mit Garten, in welchem diese Konzerte gegeben werden, ziemlich gute und nicht zu teure Getränke. An den Garten reiht sich eine sehr hübsche, hart am Meeresufer liegende, besonders abends ungemein zahlreich besuchte und daher viel Unterhaltung und Abwechslung bietende Terrasse, an derem Fuße sich die ewig rollenden, nimmer rastenden Meereswogen bald donnernd, bald sanft, je nachdem Ebbe oder Flut im Erscheinen sind, unaufhaltsam brechen.

Theater sind in Rio de Janeiro auch mehrere, die jedoch, wenn sich nicht einmal eine europäische Truppe mit einem Stern erster Größe à la Lucca, Sarah Bernhardt u. s. w. dahin verirrt, wenig über Mittelmäßiges bieten.

Die Dom Pedrobahn verbindet Rio de Janeiro mit dem Innern, wenigstens bis Sao Paulo, dem Hauptsitze der Kaffeeplantagen. Der Hauptexport Rio de Janeiros besteht in Zucker, Kaffee, Tabak und Diamanten. Gemüse und Früchte wachsen in der Provinz reichlich, sodaß Rio de Janeiro daran keinen Mangel leidet; Orangen, Mandarinen, Bananen, Trauben, sogar Aepfel und Birnen prangen stets auf der Tafel; Bohnen, Reis, Mais, Salat, Artischoken u. s. w. sind ebenfalls tägliche Gerichte.

Von Straßen sind besonders die rua Ourives und rua Ouvidor zu erwähnen; prachtvolle Magazine und Läden mit allem nur erdenklichen europäischen Luxus befinden sich hier; vor allem aber fallen dem Besucher die prächtigen Juwelen- und Diamantenläden ins Auge — ein fabelhafter Reichtum ist hier aufgespeichert.

Das eigentliche Leben und Treiben in Rio de Janeiro entwickelt sich erst abends nach Sonnenuntergang und dauert bis tief in die Nacht hinein. Alles schwärmt dann auf die Straße und in die in der Stadt befindlichen zahllosen Cafés, Tingeltangels und sonstigen Lokale, in denen Gehör und Nerven durch Orgeln, verstimmte Pauken und Trompeten gehörig zermartert werden. Da nun alle diese Lokale gänzlich offen stehen, kommt einem dieser „Genuß" auch beim Vorbeipassiren zu gute. Gern zieht man sich daher nach dem paseo publico oder sonst einen der öffentlichen Plätze zurück, wo denn doch das Geräusch weit weniger zu hören und jedenfalls viel frischere Luft als im Innern der Stadt ist.

Ein Krebsschaden Rio de Janeiros ist die fürchterliche Prostitution, die sich abends und nachts natürlich doppelt breit macht und gegen die seitens der Regierung energisch angekämpft werden sollte.

Es fällt beim Durchwandern der Straßen Rio de Janeiros die ungemein große Anzahl Neger und Negerinnen auf, sodaß man auf den ersten Blick glaubt, sämtliche Einwohner seien Niggers; auf Schritt und Tritt begegnet man ihnen. Viel mag dazu beitragen, daß Lastträger, Arbeiter, Ausläufer, Diener, Dienstmägde und Köchinnen fast ausschließlich Schwarze sind; dazu die sogenannten Höckerinnen oder Obst- und Gemüsehändlerinnen und all die zahlreiche Negerjugend, die sich trollend und rollend in den Straßen herumtreibt und balgt; ferner daß diejenigen Negerfrauen, die nicht der dienenden oder arbeitenden Klasse angehören, fast den ganzen Tag unter der Thüre „lungern" oder in den zur ebenen Erde gelegenen Wohnungen zum Fenster herausschauen und sich dem süßen dolce far niente hingeben.

(Schluß folgt.)

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. -- Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 21. Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung. 1887.

Erscheint halbmonatlich in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Von den Umwälzungen im Weltall.

Von **Karl Steinmetz.**

II. Im Reiche der Wolken.

Alles Leben auf der Erde verdankt seine Existenz einzig und allein der Sonne. Die Sonnenstrahlen sind es, die in den Blättern der Pflanzen die Kohlensäure der Luft zersetzen, und die die Pflanzen bildenden Stoffe aufbauen; ohne sie vegetirt die Pflanze nur kurze Zeit matt und bleich, um dann zu Grunde zu gehen. Von den Pflanzen lebt wieder das Tier und der Mensch. Ohne die Sonne wäre die Erde eine eisigkalte, starre Weltkugel, das Meer ein gewaltiger Eisklumpen, über dem ewiges Todesschweigen lagerte. Nur eine Erscheinung gibt es auf Erden, die nicht allein der Sonne ihre Existenz verdankt: das ist die Erscheinung der Ebbe und Flut. Diese ist im Wesentlichen eine Folge der Anziehungskraft, die der Mond auf die Erde ausübt, — aber auch die einzige Wirkung, die der Mond auf die Erde ausübt. Denn da der Mond die ihm zugewandte, daher nähere, Oberflächenseite der Erde stärker anzieht wie ihren Mittelpunkt, so wird er die ihm zugewandten Wassermassen näher an sich heranziehen wie den Erdmittelpunkt, und daher von dem Erdmittelpunkte entfernen, also emporwölben. Ebenso wird der Mond die von ihm abgewandten Oberflächenteile der Erde schwächer als deren Mittelpunkt anziehen, und daher werden dieselben weniger nach dem Monde hin sich bewegen als der Erdmittelpunkt, hinter diesem gleichsam zurückbleiben, also sich scheinbar ebenfalls emporwölben. Es wird infolgedessen auf der dem Monde zugewandten Erdstelle sowohl als auf der von ihm abgewandten eine Erhebung der beweglichen Oberflächenteile der Erde, das ist der Wassermassen der Meere, eintreten: Die Flut, während rings herum eine Senkung erfolgt, die Ebbe. Da nun aber der Mond scheinbar in 25 Stunden um die Erde sich herumdreht, so wird auch der Punkt der Flut in dieser Zeit um die ganze Erde herumlaufen, und zweimal täglich wird daher jeder Ort der Erde Flut und Ebbe haben, sowohl, wenn der dem Monde zugewandte Flutberg, als auch wenn der abgewandte Flutberg über ihn hinweggeht. Wenn aber die Flutwellen im Laufe eines Tages um die Erde sich herumwälzen, so darf man deshalb nicht denken, daß die Wassermassen selber sich in dieser Zeit um die Erde herumbewegen: eine so ungeheure Geschwindigkeit wäre gar nicht denkbar. Sondern immer neue Wassermassen sind es, die sich an jedem weiteren Orte zur Flutwelle erheben, am ersteren Orte zur Ebbe wieder senken. Doch nicht nur der Mond erzeugt eine Flut und Ebbe auf der Erde, sondern auch die Sonne erzeugt Flut und Ebbe, wenn auch in viel geringerem Maße als der Mond, da die Sonne sehr viel weiter von der Erde entfernt ist als der Mond, und daher die Unterschiede der Anziehungskraft der Sonne auf den Erdmittelpunkt und die ab- und zugewandten Erdstellen verhältnismäßig viel kleiner sind als beim Monde. Daher ist die Sonnenflut nur zwei Fünftel so groß wie die Mondflut.

Aber die Sonnenflutwelle geht schneller um die Erde herum wie die Mondflut, weil die Sonne sich schon in 24 Stunden um die Erde herumzudrehen scheint. Daher werden beide Fluten nicht immer gleichzeitig erfolgen, sondern bald werden Sonnenflut und Mondflut zusammentreffen: dann werden sie sich summiren zu einer außergewöhnlich hohen Flut, einer Springflut, nämlich wenn Sonne und Mond an derselben oder an entgegengesetzten Stellen des Himmels stehen. Bald werden Mondflut und Sonnenflut einander entgegenwirken, wenn Sonne und Mond am Himmel um einen Viertelkreis von einander entfernt sind, und die Sonne gerade dort Flut erzeugt, wo der Mond Ebbe erzeugt: die Flut- und Ebbe-Unterschiede werden dann außergewöhnlich gering sein, Nippflut.

So wird im Laufe von etwa $12^1/_2$ Stunden Ebbe und Flut an jedem Orte wechseln, im Laufe eines Monats aber der Reihe nach die Höhen der verschiedenen Fluten zunehmen bis zur

Springflut und wieder abnehmen bis zur Nippflut, um dann wieder zuzunehmen, u. s. w.

Richten wir nun unser Augenmerk auf die Springfluten, d. h. die großen Fluten, bei denen sich die flutbildende Wirkung von Sonne und Mond addirt. Ganz besonders groß werden dieselben natürlich sein, wenn der Mond sowohl als auch die Sonne der Erde möglichst nahe stehen: in Erdnähe sind, weil sie dann mit stärkerer Kraft auf die Erde herabwirken. Ganz besonders groß, wenn Sonne und Mond genau an derselben Stelle des Himmels stehen, und nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, der Mond seitlich an der Sonne vorbeigeht. Also ganz besonders groß zur Zeit von Mond- und Sonnenfinsternissen, und zwar besonders von Sonnenfinsternissen, wo beider Gestirne zugewandte, also größte Flutwellen sich addiren. Da aber die Sonne stets in der Ebene der Erdbahn, der Ekliptik, steht, so wird dies der Fall sein, wenn auch der Mond in der Ekliptik steht. Groß werden die Fluten auch sein zu Zeiten, wo Sonne und Mond genau senkrecht über dem Erdäquator stehen.

Es ergeben sich somit im Ganzen sechs Ursachen außergewöhnlich großer Fluten:

1) Erdnähe der Sonne (Perihel).
2) Erdnähe des Mondes (Perigäum).
3) Zusammenfallen von Sonnen- und Mondflut.
4) Sonnen- oder Mondfinsternis.
5) Aequatorstand der Sonne.
6) Aequatorstand des Mondes.

Jemehr von diesen sechs Flutfaktoren zusammenfallen, desto gewaltigere Fluten wird man auf Erden zu gewärtigen haben. Solche Zeiten, wo möglichst viele dieser Flutfaktoren zusammentreffen, nennt Falb kritische Zeiten, und unterwirft sie einer besonders aufmerksamen Beobachtung. Thatsache ist allerdings, daß alle verkehrenden Fluten, wie sie z. B. so häufig die Nordseeküsten verwüstet haben, an solchen kritischen Tagen eintrafen: Der gewaltige Einfluß dieser Flutfaktoren auf die Erscheinungen von Ebbe und Flut ist nicht zu leugnen, und immerwährend beobachtet. Auch die anderen ähnlichen Erscheinungen, wie z. B. die Proroka, die Mascaret, gewaltige Wasserwälle, die die Flüsse wie den Marañon, die Seine und andere verkehrend stromaufwärts laufen, folgen dem Gesetz der kritischen Zeiten. Läßt sichs doch auch zahlenmäßig nachweisen, daß schon allein die ersten beiden Flutfaktoren die Springflut um über ein Drittel erhöhen können.

Aber in jetziger Zeit können gar nicht alle Flutfaktoren zusammentreffen: Die Erdnähe der Sonne, der erste Faktor, tritt am 1. Januar, der Aequatorstand der Sonne, der fünfte Faktor, am 22. März und 22. September ein. Daher sind in unseren Zeiten so gewaltige Flutwirkungen nicht möglich, wie z. B. ums Jahr 4100 vor Beginn unserer Zeitrechnung, wo infolge des Vorrückens des Frühlingspunktes Sonnennähe und Aequatorstand am 22. September zusammenfielen. Erst ums Jahr 6400 wird ein solches Zusammenfallen — am 22. März — wieder eintreten, und werden wir wieder gewaltige Fluten zu gewärtigen haben.

Wenn nun aber die Mond- und Sonnenanziehung schon in dem trägen, schwer beweglichen Wassermeere so gewaltige Flutwirkungen hervorruft was für noch gewaltigere Wirkungen muß sie in dem so außerordentlich leicht beweglichen Luftmeere unserer Atmosphäre erregen, die schon jeder Sonnenstrahl in Bewegung setzt! Dort werden Mond und Sonne meilenhohe Flutwellen emportürmen! Allerdings, die ersten Versuche, solche Flutwellen nachzuweisen, schlugen fehl, denn man meinte, wenn die Luft sich zu einer Flutwelle erhebt, müßte auch unten in den unteren Schichten der Atmosphäre, die wir ja allein unserer Beobachtung zugänglich finden, wenn die darüber lastenden Luftschichten mächtiger werden, der Druck der Luft stärker werden und das Barometer daher steigen — was man nicht beobachten konnte; man bemerkte als Wirkung des Mondes allein eine geringe, kaum 2 — 3 Millimeter betragende Barometerschwankung. Aber dies verrät eine vollständige Verkennung der der Flut zu Grunde liegenden Thatsache. Denn nur deshalb erhebt sich die Luft zur Flutwelle, weil die Mondanziehung der Erdanziehung entgegenwirkt und dadurch die Schwere der Luftschichten vermindert, sie leichter zu machen scheint, und darum eine Anhäufung derselben am Aequator bewirkt; der Druck der Luft würde ohne deren Anhäufung und Erhebung zur Flutwelle sinken, das Barometer fallen müssen, und die Flutwelle ist nur ein Ausgleich dieses barometrischen Minimums.

Die Wirkung der Flut auf die Atmosphäre wird also in einer Erhebung und Anhäufung und gleichzeitiger Auflockerung und Erleichterung der Luftschichten bestehen, wobei der Druck auf die Erdoberfläche ziemlich ungeändert bleibt. Eine solche Auflockerung findet aber am Aequator stets infolge der Wärmestrahlung der Sonne statt, und ist die Ursache der Winde und Stürme auf der Erde, indem die durch Erwärmung leichter gewordene Luft am Aequator emporsteigt, um oben nach den Polen abzufließen, während unten Luft von den Polen zuströmt — die Passatwinde.

Kommt jetzt die Flutwelle hinzu, so wird sie in derselben Weise wirken wie die Sonne und dieselbebdaher unterstützen; mächtiger wird der nicht allein durch die Sonnenwärme, sondern auch durch Mond- und Sonnenanziehung erleichterte und gehobene Luftstrom am Aequator emporsteigen und in den höheren Regionen der Atmosphäre als oberer Passat abfließen, mächtiger wird er daher auch seine feuchtwarmen, regenbringenden Ausläufer in die gemäßigte Zone hineinsenden, mächtiger wird der untere Passat von den Polen aus zuströmen nach dem Aequator. Aber der geringere Druck, die geringere Schwere der Luft, ihr schnelleres Strömen vermehrt die Wasserverdunstung am Aequator; wasserreicher und feuchter wird der Passat nach der gemäßigten Zone gelangen und über sie gewaltigere Regenmassen herabschütten. So sehen wir, daß derselbe Einfluß, der auf dem Meere ein Steigen und Fallen hervorruft, in der Atmosphäre ein heftigeres und stärkeres Strömen der Winde, und mächtigere Regengüsse bewirkt. Mit den größeren Niederschlagsmengen muß aber auch das Klima sich ändern, ein kälteres, unwirtlicheres werden, die Thäler werden versumpfen und unbewohnbar werden, die Menschen auf die Berge zurückgedrängt, dort nur kümmerlich ihr Dasein fristen. So erklärt Falb auch die Sintflutsage, die, wenn sie auch in der Form, wie die Bibel sie erzählt, eine Fabel ist (denn woher sollte das Wasser gekommen, und wo geblieben sein, das die höchsten Bergspitzen bedeckte!), doch immerhin einen historischen Kern besitzt, da sich ähnliche Sagen über die ganze Erde verbreitet in Asien wie in Amerika und Afrika wiederfinden. Damit würde allerdings übereinstimmen, daß die frühste geschichtliche Kunde uns nur bis ums Jahr 4000 vor Beginn unserer Zeitrechnung zurückführt, obgleich das Menschengeschlecht schon viele, viele Jahrtausende vorher gelebt hat. Damit würde sichs erklären, daß wir die Menschen damals schon zu Kulturstaaten vereint sehen: Aegypten, Indien, China. Darauf deuten vielleicht auch die Sagen hin, die die Menschen von den Bergen herabsteigen lassen, um in den Thälern Staaten zu gründen. Geologisch weist die Eiszeit, deren Beweis wir als Gletscherspuren in Deutschland, am Libanon, in Südamerika, fast überall auffinden, auf ein einstmaliges feuchteres Klima der Erde hin. Ja mehrere Eiszeiten scheint es auf der Erde gegeben zu haben, wie die Untersuchung der Schweizer Gletscherreste ergeben hat. Charakteristisch ist auch, daß Grönland jetzt mehr und mehr vereist; um 1100 bis 1400 war es ein Bischofssitz — 1100 war das Jahr des Minimums der Niederschläge.

Es scheint also immerhin ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen Erscheinungen früherer größerer Fluten, Vereisungen und Vergletschungen, und den Falbschen Flutfaktoren zu bestehen, um so mehr, als sich statistisch (Petersburger Anemometerbeobachtungen) ein Zusammenhang der Heftigkeit des Passatwindes mit der Mondstellung nachweisen ließ.

Jedenfalls aber ist die ganze Untersuchung noch zu neu, und auf noch so wenig Beobachtungsmaterial begründet, daß

es vielleicht noch jahrhundertelanger, eingehender Untersuchungen bedürfen wird, ehe man mit voller Sicherheit wird entscheiden können, ob das Zusammentreffen der Flutfaktoren von so großer Einwirkung ist, daß dieselbe sich beobachten läßt, resp. solch gewaltige Wirkungen hervorzurufen imstande ist.

III. In den Tiefen der Erde.

Die furchtbarste aller Naturerscheinungen, die jäh in des Menschen Wirken auf der Erde eingreifen, ist das Erdbeben. Weder Sturmflut noch Ungewitter kann einen solch grauenhaften Eindruck hervorrufen, als wenn der feste Erdboden, den wir stets — im Gegensatze zu den beweglichen Wasserwogen — als das Sinnbild der Starrheit und Unbeweglichkeit anzusehen gewohnt sind, zu wanken und gleichsam Wellen zu schlagen beginnt wie das Meer; wenn im Laufe weniger Sekunden die Anschauungen eines ganzen Lebens enttäuscht werden und nichts auf Erden sich uns mehr fest und unverrückbar zeigt.

Erst leise vibrirend, steigt die Erschütterung in wenigen Sekunden bis zu einem plötzlichen explosionsartigen Effekte: das ist der Hauptstoß des Erdbebens, der z. B. am 1. November 1755 in drei Sekunden Lissabon zerstörte und ein Dreizehntel der ganzen Erdoberfläche erschütterte. Auf ihn folgt eine, je nach der Stärke des Hauptstoßes, größere oder kleinere Anzahl, ausnahmslos schwächerer Stöße, die oft noch wochen- und monatelang die Erde beunruhigen. Nur ganz schwache Erdstöße stehen allein da. Bald nur leises Grollen, bald donnerndes unterirdisches Gebrüll begleitet das Erdbeben; elektrische Entladungen flammen auf, Regengüsse stürzen nieder; das Meer tritt vom Ufer zurück und legt meilenweit den Strand trocken, sodaß ferne Meeresklippen als Inseln hervorragen; dann stürmt es plötzlich als gewaltige Meereswoge, 60—80 Meter hoch, wieder heran, meilenweit ins Innere hinein das Land überflutend und begräbt die Trümmer zerstörter Städte in den brandenden Meereswogen. Mehrere Male, allmälich schwächer werdend, wiederholt sich das grause Schauspiel des Hereinbrechens der Meereswogen; manchmal überflutet das Meer am Anfange auch das Land, ohne vorher zurückgetreten zu sein. Das Land hebt oder senkt sich und viele Quadratmeilen große Landstrecken sind schon unter Beben der Erde in die grause Meerestiefe versunken und Inseln aufgetaucht, wo früher die Wogen brandeten.

Manchmal ist's nur ein einziger Ort der Erde, an dem man den Erdstoß spürt, der dann stets ein schwacher ist. Manchmal aber erbeben gewaltige Landstrecken, wie z. B. bei dem Erdbeben von Valdibia am 7. November 1837 der zehnte Teil der Erde. Stets findet man in der Mitte des Erdbebengebietes einen Ort, an dem der Erdbebenstoß direkt von unten nach oben erfolgt, als senkrechter Stoß, ein Ort, der senkrecht über dem Sitze der erderschütternden Kraft liegt und daher auch am heftigsten betroffen wird. Weiter entfernt davon erfolgt der Stoß schräg, oder ganz horizontal, als wellenförmige Bewegung, und sich in verschiedenen Richtungen durchkreuzende Stoßwellen täuschen manchmal die Erscheinung einer wirbelförmigen Drehung vor.

Am heftigsten treten Erdbeben in den Gegenden nach dem Aequator zu auf, während sie nach den Polen zu seltener werden. Auch erfolgen sie häufig längs langer hoher Gebirge, sind zahlreicher an den Anden, Alpen, Apenninen, Pyrenäen u. s. w.

Eine eigenthümliche Abhängigkeit zeigen sie von dem Mondwechsel, indem sie zahlreicher sind an Voll und Neumonden, wie in den Vierteln, zahlreicher, wenn der Mond in Erdnähe steht u. s. w. Auch von dem jährlichen Laufe der Sonne macht sich eine Abhängigkeit bemerkbar, indem die Erdbeben auf der nördlichen Erdhälfte sowohl als auf der südlichen am häufigsten sind zur Zeit der Sonnennähe, des Perihels, im Januar und nächstdem am häufigsten im April und Oktober, nach den Aequinoctien, dem Aequatorstande der Sonne; am seltensten in den dazwischenliegenden Zeiten, namentlich im Juli, nach dem Aphel oder der Sonnenferne.

Alle diese Erscheinungen faßt Falb in seiner Erdbebentheorie zusammen, indem er die Erde von einem feuerflüssigen Innern erfüllt annimmt, das von einer festen Erdrinde umgeben ist. Diese Erdrinde ist von zahlreichen Spalten und Kanälen durchzogen, die zum Teil bis zur Oberfläche dringen: die Vulkane, zum größten Teil aber noch im Innern der Schale enden. In diesen Spalten und Kanälen, aus denen dereinst — nach Falb — die großen Erdgebirge und Bergketten feuerflüssig emporgestiegen sind — weshalb sie auch längs derselben verlaufen — drängt, getrieben von der hebenden Kraft der Sonnen- und Mondanziehung, die ebenso wie im Wasser- und Luftmeere auch im Feuermeere eine Flutwelle zu erzeugen bestrebt ist, das feuerflüssige Erdinnere empor bis in die oberen, vom Wasser durchtränkten Erdschichten. Dort mit Wasser in Berührung kommend, verdampft es dieses massenhaft und langsam steigt die Lava, unter dem furchtbaren Drucke der aus ihr sich entwickelnden Gase und der hochgespannten Wasserdämpfe empor, und heimlich und unbemerkt rückt so der furchtbare Feind heran an die nichts ahnenden Gefilde der Menschen, dabei Schutt und Geröll und Steine vor sich herschiebend und allmälich den vulkanischen Schlot räumend. Anfangs bringt noch — falls der Kanal in die Luft mündet — zwischen den auf der Lava lastenden Gesteinstrümmern Rauch und Dampf hindurch: der Vulkan raucht. Bald aber schmelzt die steigende Hitze die Gesteinstrümmer zusammen, die Schlotwände verglasen: der Weg ist gesperrt, der Vulkan hört auf zu rauchen.

Endlich ist der Schlot geräumt; die Lava, gehoben von Mond- und Sonnenanziehung, getrieben von dem gewaltigen Druck der Gase, ist bis zur Mündung des Schlotes emporgestiegen, und mit furchtbarer Gewalt schleudert der hochgespannten Gase Druck — wie ein explodirender Dampfkessel — die letzten Gesteinstrümmer als vulkanische Bomben bergehoch in die Lüfte; der vulkanische Ausbruch beginnt. Auf ihn folgt wenn die hebende Kraft noch groß genug ist, ein ruhiges Ausfließen der Lava; ist sie nicht mehr ausreichend, so sinkt die Lava zurück in den Schlot und beginnt zu fallen, Luftmassen dringen nach, und ein heftiger aufsteigender Luftstrom treibt Dampf und vulkanische Asche empor. Jetzt aber steht die Lava nicht mehr unter dem furchtbaren Druck der hochgespannten Dämpfe, die vor dem Ausbruch jedes Entweichen von Gasblasen aus der Lavamasse verhinderten, und Blase auf Blase dringt jetzt durch die Lavamasse empor, an der Oberfläche unter heftiger Explosion und Erderschütterung zerplatzend. Steht die Lava noch hoch im Schlote des Vulkans, so wird dadurch allein der Vulkankegel erschüttert; erst wenn — nach Stunden oder Tagen — die Lava unter das Niveau des Vulkankegels, bis zur Höhe der umgebenen Erdoberfläche gesunken, empfindet auch diese die Erschütterung der Erdbeben.

Aehnlich sind die Vorgänge, wenn die vulkanischen Schlote nicht in die Luft, sondern in unterirdische Hohlräume münden, nur daß der erste Ausbruch, die Räumung des Schlotes, nicht in die Luft erfolgt, sondern mit voller Heftigkeit als gewaltiger Stoß die Decke der Höhlung, in die der Ausbruch erfolgt, trifft und erschüttert, und dies ist der primäre oder Haupterdbebenstoß, während die Explosion der aus der sinkenden Lava entweichenden Gasblasen die weiteren Erdbebenstöße sind, die, stets schwächer wie der Hauptstoß, mit der tiefer sinkenden Lava immer schwächer werden und verschwinden — bei sehr schwachem Hauptstoße überhaupt nicht wahrgenommen werden. Erst beim nächsten Neu- oder Vollmonde beginnt durch die hebende Kraft der neuen Flutkonstellation die Lava wieder etwas zu steigen, und werden die Erdstöße daher wieder heftiger, ohne indes je die Heftigkeit des Ausbruchsstoßes erreichen zu können, da jetzt der Schlot nicht mehr gesperrt ist.

Soweit Falb. Nach ihm wären die Erdbeben also Vulkanausbrüche in unterirdische Hohlräume, die auch ohne Mond- und Sonnenwirkung infolge des Drucks des feuerflüssigen Erd-

innern gegen die durch Erkaltung sich zusammenziehende Erdrinde erfolgen würden, jetzt aber infolge der fluterzeugenden Tendenz der Gestirne am häufigsten zu den Zeiten großer Flutkonstellationen auftreten. Darauf beruht auch die sogenannte Voraussage der Erdbeben, die nur in der Voraussagung der Zeiten besteht, in denen die Erde am meisten gewissermaßen das Bestreben zur Erdbebenerzeugung besitzt, in denen daher am häufigsten Erdbeben auftreten, und die Wahrscheinlichkeit des Eintretens eines Erdbebens am größten ist, ohne deshalb, besonders für einen bestimmten Ort, Sicherheit zu sein, da das Eintreffen eines Erdbebens außer von der bedeutenden und flutbildenden Kraft der Gestirnkonstellationen noch von vielerlei anderen, unbekannten Ursachen abhängt, wie von der Existenz unterirdischer Erdspalten und Schlote, von der Widerstandsfähigkeit der Erdrinde resp. der Verstopfung der Schlote, u. s. w., so daß die Vorausbestimmung stets nur eine ganz allgemeine sein kann, wie auch Falb ganz ausdrücklich betont, indem er nachdrücklich die Möglichkeit einer sicheren Erdbebenvoraussagung auf einen bestimmten Ort zurückweist. Diese Vorausbestimmung ist also, weit entfernt wie z. B. die Vorausberechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse von untrüglicher Sicherheit und Genauigkeit zu sein, etwa von derselben Art wie die, daß es im Winter kalt sein wird — was, wie bekannt, auch nur im allgemeinen zutrifft.

In diesem Sinne hat die Falbsche Theorie sich allerdings bewährt, indem in frappanter Weise zu den Zeiten großer Flutkonstellationen, auf die Falb vorher aufmerksam gemacht hatte, Erdbeben und Vulkaneruptionen auftraten.

Wir müssen indessen bei der Beurteilung der Falbschen Erdbebentheorie zwischen der eigentlichen Erdbebentheorie, dem Vergleiche der Erdbeben mit unterirdischen Vulkanausbrüchen, und der Begründung des Zusammenhangs zwischen der Häufigkeit der Erdbeben mit den Mond- und Sonnenkonstellationen. Falbs Erdbebentheorie hat zwar mancherlei für sich, dürfte aber, wie alle anderen Erdbebentheorien das eigentliche Wesen des Erdbebens noch lange nicht genügend erklären. Das Erdbeben ist eben eine so grauenhafte Erscheinung, daß es für einen Menschen außerordentlich schwer ist, in der allgemeinen Verwüstung, während alles um ihn herum zusammenstürzt, und die starre Erde wankt, unbeirrt von Furcht und Mitleid wissenschaftlich zu beobachten; und allein auf Grund zahlreicher wissenschaftlicher Beobachtungen wird man dereinst imstande sein, eine allen Anforderungen genügende Erdbebentheorie aufzustellen.

Der zweite Punkt, der Einfluß der großen Flutkonstellationen auf die Häufigkeit der Erdbeben, ist unleugbar; es ist statistisch festgestellt, daß die Tendenz der Erde zur Erdbebenbildung mit dem Zusammentreffen der Flutfaktoren zunimmt. Ob freilich die Einwirkung der Gestirne gerade in der von Falb angenommenen Weise stattfindet, ist fraglich, zumal da die Existenz eines feuerflüssigen Erdinnern von vielen Physikern in Zweifel gezogen wird, weil bei dem ungeheuren Druck der darüber lastenden Erdschichten die Mineralien selbst bei Temperaturen über ihrem Schmelzpunkt noch fest bleiben: Druck erhöht den Schmelzpunkt (außer bei Wasser!).

Die Hauptbedeutung des Falbschen Buches, das wir unseren Lesern, die sich näher für diese Theorie interessiren, dringend empfehlen können, ist die Nachweisung des Einflusses großer Flutkonstellationen nicht nur nur auf die Meeresfluten, sondern auch auf die Atmosphäre — bemerkbar durch die Heftigkeit der Winde und Regengüsse — und das Erdinnere — bemerkbar durch die Häufigkeit der Erdbeben und Vulkanausbrüche.

Aus der Sittengeschichte der guten, alten Zeit.

Von **Reinhold Günther**, cand. hist.

Von den Höfen Deutschlands, die am meisten sich bestrebten, Ludwigs des „Sonnenkönigs" Pracht und Verschwendung nachzuahmen, war gegen Ende des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts der ausgezeichnetste derjenige des starken, galanten August, Kurfürsten von Sachsen.

Selten findet sich in einer Epoche der Kulturgeschichte soviel Unsittlichkeit auf verhältnismäßig kleinem Raume zusammengedrängt, wie in jener der europäischen Geschichte im Allgemeinen und der sächsischen im Besonderen. Aehnliches weist nur die Zeit des Direktoriums (1794—99) und diejenige Napoleon des Kleinen auf, dem es übrigens dadurch einzig und allein möglich war, sich 21 Jahre als Präsident und Kaiser auf dem „Throne der Cäsaren" zu halten.

Schon Johann Georg IV., der ältere Bruder Friedrich Augusts, des späteren Wahlkönigs von Polen, hatte keinen Anspruch auf die Heiligkeit der Ehe gemacht. Seine Maitresse, ein Hoffräulein von Neitsch, brachte es dahin, daß er einen Mordversuch gegen seine Gemahlin, eine verwittwete Anspacherin, unternahm und als wenige Jahre später, 1697, die kurfürstliche Geliebte an den Pocken starb, übte noch die Leiche derselben einen solch dämonischen Einfluß auf den Landesherrn aus, daß er sich tagelang nicht von ihr trennte, bis ihn selbst die furchtbare Krankheit befiel, der er eine Woche später ebenfalls erlag.

August II., der nun für 36 Jahre an die Reihe des Regierens kam, trieb es noch viel schlimmer; denn wenn sein Vorgänger sich mit einer Kebsfrau begnügt hatte, so stieg die Anzahl der von dem starken Kurfürsten verführten Frauen und Mädchen neben etwa zehn anerkannten Maitressen ins Ungeheure. — Seine Biographen, natürlich ordnungsliebende Hofräte jener Zeit, hatten dafür die Entschuldigung, daß die Natur jenes bewunderungswürdigen Prinzen nun einmal zur „aimablen Galanterie" hingeneigt habe und wer kann wider seine Natur, besonders wenn er nicht nötig hat, sich in dieser oder jener Richtung Zwang aufzuerlegen?

Schon als mutmaßlicher Thronfolger hatte er es auf einer Reise nach Madrid verstanden, die Familie des Marquis von Manzera in das tiefste Unglück zu stürzen. Der Marquis, der ihn in den Armen seiner heißgeliebten Frau antraf, tötete die Ungetreue und sich — Ehren-August aber begab sich alsbald nach dieser pikanten Geschichte nach Venedig, welche Republik damals die Hochburg des Astartekultus in Allongeperücke und Kniehosen war. Hier machte sich Friedrich August sogar an Nonnen; denn Himmelsbräute haben von jeher „galante" Protestanten, und der war August zu der Zeit noch, angelockt. Sein Biograph schreibt von Venedig übrigens: „Die Galanterie (vulgo Unsittlichkeit) hält da niemand vor ein Laster und den Printzen entschuldigte man noch dazu mit seiner Jugend."

Als 1697 Johann Georg gestorben war, wurde nach dem berühmten hohenzollernschen Muster, der schönen Gießerin von Spandau, Anna Sydow, der Mutter der Neitsch, der Gräfin Rochlitz, der Prozeß wegen Zauberei gemacht. Sie erlebte glücklicherweise für sich nicht das Urteil, das auf Schleifung und Hängen ohne nachfolgendes Begräbnis lautete.

Unterdeß wandte sich das „freye Hertz" des Kurfürsten einem Fräulein von Kessel, Ehrendame bei seiner Mutter, zu, die jedoch erst mit einer Jahrespension von zweitausend Thaler

gefügig gemacht werden mußte. Auch später schloß sie kein schlechtes Geschäft ab: „denn sobald er von ihr gegangen, sandte er ihr vor 60,000 Rthlr. Diamanten.“ — Brühl war zwar noch nicht geboren, aber das Land wurde dafür von den Kreaturen eines von Beichling ausgesogen.

Wegen der Kessel kam es jedoch zu einem Hauskriege zwischen der Kurfürstin-Mutter, der Kurfürstin und ihrem liebenden Gemahl, worauf dann die Maitresse kurzweg mit dem Statthalter von Wittenberg, Herrn von Haugwitz, kopulirt wurde.

Wenige Zeit später tauchte Aurora von Königsmarck auf, die in Erbschaftsangelegenheiten an den Dresdener Hof gekommen war. Ihre Schwester, eine Frau von Löwenhaupt, spielte die Kupplerin und neun Monate nach einem glänzenden in jeder Hinsicht orientalischen Feste in Moritzburg — kam Moritz, der spätere Marschall von Sachsen, zur Welt. In Anbetracht der Diamanten wohl, meint in Hinsicht auf die gemachten Sündengeschenke naiv ein Zeitgenosse: „wünschten alle Damen sich einen solchen Buhler, als der Kurfürst war.“

Von Wien vom kaiserlichen Hofe, der unter Joseph I. sowohl bigott wie unsittlich sich äußerte, brachte der unbeständige Kurfürst die erste anerkannte Staatsmaitresse, eine Gräfin von Esterle, mit, deren Mann gegen eine Pension von 16000 Rthlr. sich auch bereit erklärte, etwaige Sprößlinge aus der eingegangenen Verbindung als Nachkommen seines Geschlechts anzuerkennen. — Die Esterle, die für ihre Liebhaber ebenfalls ein „freyes Hertze“ besaß, wurde dann in Warschau einmal vom nunmehrigen Könige in den Armen des Hofkavaliers von Wiesnowiski ertappt, aber einzig mit „Allerhöchster Ungnade“ bestraft. Folgt eine türkische Sklavin der Gräfin Brebentau, Fatima, die später an einen Oberstlieutenant Spiegel verheiratet ward.

Zur zweiten Staatsmaitresse für den polnischen Reichsteil ward die Fürstin Lubomirska erwählt, doch mußte sie zuvor von ihrem ehrenhaften Manne geschieden werden. Nachdem sie zur Reichsfürstin von Teschen avancirt und verschiedene Jahre ihren Platz recht und schlecht ausgefüllt hatte, wurde sie in Warschau zurückgelassen, während ihr Galan seine Gunst einer Frau von Hoyen zuwandte, die unter dem Namen einer Gräfin Cosel eines der unheilvollsten Blätter Sachsens ausfüllt.

Sie ließ sich nicht leicht zu der Rolle herbei, als sie aber einmal im Sattel saß, verstand sie sich zu halten und mehr wie ein Hofmann hatte ihre Ungnade zu fühlen. Der unbändige Stolz brachte sie aber zu Falle, der Feldmarschall von Flemming ließ sie durch die Gräfin Dönhoff verdrängen, sie starb vergessen und fast wie eine Gefangene auf einem Landgute.

Die ganze Frivolität Augusts des Starken tritt uns klar vor Augen, wenn wir vernehmen, daß seine Hauptliebhaberei auf verheiratete Frauen und unschuldige Bräute ging. Bei einem Abenteuer, das er einst in Warschau mit einem Mädchen, das in letztgenannte Kategorie gehörte, hatte, wäre es ihm fast ans Leben gegangen, wenn der betrogene Bräutigam nicht in letzter Stunde in dem Verführer den König erkannt hätte, der nun freilich so edelmütig war, seinen Angreifer mit 100 Dukaten zu belohnen.

Ich könnte noch ein Dutzend und mehr dieser Typen der Sitten oder Unsitten des Hofes August II. geben, doch mag das Gesagte genügen, wozu noch weiter in einen bodenlosen Sumpf hinabsteigen, den selbst ein so ausdörrender Orkan wie die französische Revolution nur oberflächlich mit einer dünnen, verdeckenden Schicht überziehen konnte.

Es passiren noch heute viele Dinge zwischen „Himmel und Erde“, von denen der gewöhnliche Sterbliche sich nichts träumen läßt.

Andere Zeiten, andere Lieder.

Von **Karl Bleibtreu.**

Das eigentlich Charakteristische der meisten Produktionen unserer neuesten Litteratur ist der Mangel eines bestimmten individuellen Gepräges. Vom Drama schweige ich; hier hindern die praktischen Verhältnisse der biedern deutschen Possenbühne. Aber auch in der epischen Prosa scheint alles über einen Leisten geschlagen. Ein Thor sollte wähnen, das Originelle und Geniale brauche nur aufzutreten, um erkannt zu werden. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Wer z. B. eine große historische Anschauung der Gegenwart oder den kulturhistorischen Gegensatz der Nationalitäten unter sich und ähnliche Hauptprobleme zur Basis genommen hat, wird sehr bald bemerken, daß das alberne Geschrei nach dem „Modernen“ und „Realistischen“ jedes tieferen Gehaltes entbehrt. Lüstern-sentimentale Banalität, Erotik im Pensionatsstil — das allein ist der Lesemob, gleichviel in welchem Gewande; ob assyrisch oder berlinisch, gilt gleich. Ein diabolisches Vergnügen gewährt es zu beobachten, daß selbst in Modefächern wie dem Roman „aus der Antike“, einzig das Prestige des Modenamens und die Seichtigkeit des Inhalts entscheidet.

Wer z. B. kennt die „Oktavia“ von W. Walloth — und doch ist dies der einzige Roman dieser Gattung, in welchem sich ein Dichter und ein Künstler offenbart und originelle Konflikte zur Erscheinung bringt. Mit Mißbehagen die letzten Bücher von „Größen“ wie Wildenbruch, Frenzel, Voß durchblätternd, hatte ich hier einmal etwas vor mir, das mir aufrichtige Achtung abnötigte. Aber die „Größen“ bleiben Größen und die Reklamelosen bleiben „begabte Anfänger“ oder „jüngere Talente“ wenn sie auch an Genialität wie Formgebung die wahren Meister sind. Das ist der literarische Kampf ums Dasein.

Und nun gar erst die Lyrik! Wer kennt die unsterbliche Annette von Droste-Hülshoff! Wer kennt nicht die Backfischlieder und weihevollen Formbegeisterungen des seligen Geibel! Nicht wahr, Majestätsbeleidigung? Nächstens werde ich noch gar die Butzenscheiben-Poesei unseres Julius Wolff antasten! „Meine teueren Hallermünder, o ich kenn Euch gar zu gut,“ lacht der Mustertypus eines Orginaldichters. Heine mag sich aber im Grabe mit der Thatsache befreunden, daß Platens Geist ihn besiegte — der Geist der „schönen Form“, welche die Armut des Inhalts und die Mattigkeit des dichterischen Feuers durch schwungvolle Sprachdrechselung maskirt. „Das sind Platens Erben, echtes Platenidenblut,“ zitire ich immer so für mich hin, wenn ich einen Neuen „von Gottes Gnaden“ wie einen Koloß von Rhodus sich vor mir aufbauschen sehe, der dann auf meine Bitte „Hic Rhodus, hic salta“ einen Eiertanz kunstvoller Metren und ein Gestürm von Phrasen produzirt. Das Volkslied, auf dem Umweg über Goethe, wird von den meisten kritischen Päpsten als einzig giltige Norm der sogenannten „echten Lyrik“ angenommen. Nun, da halte ich mich lieber an Goethe selber, der in diesem Genre doch nie erreicht werden kann. Wozu die Kopien!

Neues, Neues — das ist die gebieterische Forderung an jeden schöpferischen Geist. Natürlich gehört aber mehr wahres Verständnis dazu, das Neue zu begreifen und zu würdigen, als in doktrinärer Beschränktheit die schablonenhafte Nachahmungslyrik zu preisen. Dies gilt auch direkt von der sklavischen Schulmeistervergötzung Goethes, der uns absolut als allumfassender Gesetzgeber der Poesie aufgedrängt werden soll. Goethe, dem

der Begriff des Dramas und des Dramatischen völlig verschlossen war, der mit Geringschätzung über Heinrich v. Kleist urteilte, konnte in der Lyrik unmöglich etwas anderes, als Naturstimmung und Erotik behandeln. Soll dies etwa für uns darum der Fingerzeig sein, in diesem „ewig weiblichen" Stimmungsgedusel in alle Ewigkeit die wahre Lyrik zu suchen? Sollen wir deshalb das Historische — „das große gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt" — aus der Lyrik verbannen, weil es Goethe an Sinn dafür gebrach? Sollen z. B. die sozialistischen Arbeiterlieder des „Jungen Deutschland", wie sie in den beiden jüngsthin erschienenen Anthologien „Moderne Dichtercharaktere" und „Bunte Mappe" zu finden sind, darum als nicht zur Poesie gehörig verdammt werden, weil es Goethe beliebte, das Dogma „Ein garstig Lied, pfui ein politisch Lied!" vom Stapel zu lassen?

Und dennoch steht es so. Alles und jedes wird in Deutschland von dem Standpunkt der sogenannten „sangbaren Lyrik" aus betrachtet, nach jenem Volksliederton bemessen, welcher dem gedankenlosen Drauflosgejuchze unsrer fahrenden Gesellen und kleinen Minnesänger in der Westentasche Thür und Thor öffnet.

Daß Schillers Lyrik als Lyrik betrachted ungenügend sei, kann nicht bestritten werden. Aber gehört nicht eine viel bedeutendere Geistesanstrengung dazu, diese tiefsinnige Didaktik mit so hinreißendem Schwunge vorzutragen, als zu den allerfeinsten Produkten der Goethe'schen Lyrik? Hier liegt gerade der Punkt. Man will keine Gedanken in der Lyrik, man will nur „Stimmung" und Gefühl. Natürlich rede ich nur von Deutschland, denn die Engländer mit ihrer episch-didaktischen, die Franzosen mit ihrer dramatisch-rhetorischen Anschauung entwickeln ganz entgegengesetzte Prinzipien.

Nehmen wir z. B. ein Gedicht wie „Ueber allen Wipfeln ist Ruh". Ich wage als enragirter Ketzer die Behauptung: Dies Meisterwerk hätte ebensogut, wie dem kosmischen Geiste Goethes, irgend einem mäßigen Durchschnittsdichter gelingen können! Hingegen ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß ein andrer als ein Genie Verse wie: „Wann der uralte heilige Vater . . ." aufs Papier schleudern könnte. Das ist aber keine „echte Lyrik", sondern Oden-Didaktik. Ach, die „echte Lyrik" ist ja so bequem: Ein wenig Stimmung, ein bischen Reim, und das Meisterwerkchen ist fertig, das dann vornehm auf die genialsten Ideenergüsse mit der wohlfeilen Phrase herabsieht: „Das ist keine Lyrik von Gottes Gnaden." Mit andern Worten: wo Begriffe fehlen, da stellt die echte Lyrik zur rechten Zeit sich ein.

Der „sangbare" Volksliederton ist dann später von Heine in ein System gebracht, wonach Knappheit erstes Erfordernis und eine Welt von Gefühl und Stimmung in zwei, höchstens vier Strophen niedergelegt werden soll. Dann kam noch Platen mit seiner Forderung des reinen Reims, wonach freilich Goethe und Heine mit ihrer saloppen Reimbehandlung ungenießbar wären. Welche rigorosen Ansprüche man also heut an den Lyriker stellt, ist augenfällig. Er soll schlicht sein wie Goethe, knapp und pointirt wie Heine, formrein wie Platen. Wenn er aber das alles auch vereinte — wäre er darum in höherem Sinn schon ein Dichter? Ich sage nein.

Neues wollen wir haben, in der Lyrik so gut wie anderswo. Wer uns Neues bringt, der soll auch als Lyriker den Vorrang beanspruchen, selbst wenn er gegen die Gesetze der reinen Lyrik hier und da verstößt. Darum ist auch die lyrische Revolution, die soeben durch die angeführten Anthologien des jungen Deutschland eingeleitet ist, von entscheidender Wichtigkeit. Sie will dem abgedroschenen nachgepfiffenen Singsang der alten Lyrik, die von den Brosamen Goethe's, Heine's und Scheffels lebt, ein für allemal den Garaus machen. Schmerz und Leidenschaft — diese einzigen und ersten Bedingungen wahrer unmittelbarer Poesie sollen wieder souverän in ihre Rechte treten. Der nichtsnutzige „sangbare Volksliederton", der sich so hübsch „zur Komposition eignet", kann und darf nicht länger in dieser gedankenschwangeren, wilderregten Zeit geduldet werden. Die Lyrik muß Glacehandschuhen des zünftigen Dilettantismus entrissen werden, sie muß große Ideen und Stoffe behandeln und wäre es auf Kosten der löblichen „Stimmung", die dem „Gemüt" des deutschen Philisters als einzige Poesie erscheint. Ich behaupte es geradezu; Eine so heillose Begriffsverwirrung, ein so geschmackloses Unverständnis wie in der Lyrik existirt momentan in keinem Fach der Poesie. Woher stammt denn die Verachtung, mit welcher oft bedeutende Geister — ich erinnere an Gutzkow's Ausfälle auf Heine's „Buch der Lieder" — auf die Lyrik herabschauen? Weil sie sich sagen müssen, daß es unermeßlich viel leichter ist — das bischen Reim- und Sprachtalent vorausgesetzt — ein solches Liedel zu trällern, als ernste tiefe Gedanken auszudrücken.

In allererster Linie muß die Subjektivität entfesselt werden, um die Erstarrung in konventioneller Schablone zu brechen. Die Enge des stofflichen Gesichtskreises wird so durchbrochen werden. Man ziehe vor allem die Geschichte in das Gebiet der echten Lyrik hinein, ohne darum ins Balladeske zu verfallen. Ich meine eine epigrammatisch pointirte Behandlung, sozusagen allegorischen Inhalts trotz realistischer Vortragsweise, wie sie Heine im „Romanzero", Hans Herrig in seinen trefflichen „Mären und Geschichten," und ich in den „Historischen Hieroglyphen" versuchten.

Auch meine ich, daß man bei Landschaftsbildern nicht an allgemeine vague Vorstellungen, sondern an bestimmte konkrete Momente anknüpfen müsse. „Mondnacht" — bah! „Mondnacht auf dem Müggelsee" — wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Dies ist, was ich den Realismus in der Lyrik nenne. Sogar in erotischer Lyrik sollte man sich nicht von den Sternen Wolkenkukusheims, sondern von den elektrischen Laternen der Leipziger Straße beleuchten lassen.

Auf die berühmte „Knappheit", mit der unsre Bratenbarden prunken, kommt es auch nicht an. Ein Gedicht von drei Seiten kann bei Lichte gesehen knapper sein, als ein Liedel von drei Strophen. Denn das Liedel hat meist gar keinen nennenswerten Inhalt und wäre, wenn man einmal am Streichen ist, am liebsten ganz zu streichen!

Ich schließe hier diese Andeutungen über die neue Lyrik. Meine Geringschätzung des grassierenden „schlichten" Volksliedertons wird noch durch eine besondere litterarhistorische Thatsache verstärkt. Der größte Lyriker aller Zeiten, das eigentliche lyrische Urgenie, ist nämlich für mich unzweifelhaft Robert Burns. Dieses Genie war so originell, so umfassend und zugleich aus dem Momentanen, Persönlichen, Zeitlichen zum Allgemeinen und Ewigen emporgerichtet, daß selbst seine sozialen und politischen Gedichte noch heute dieselbe Bedeutung haben wie ehedem. Nun, dieser Bauernbarde, der sogar teilweise im Dialekt schrieb, brauchte sich den minnerlichen Volkslied-Singsang gar nicht künstlich anzuquälen, denn als Landmann war ihm dieser Ton geläufig, und was sich Goethe reflektiv erringen mußte, besaß dieser große Volksdichter von Natur. Nun sind seine sämtlichen kleinen Lieder — jenes Genre, was man diese echte Lyrik zu nennen pflegt — von einer Zartheit nnd Schönheit, die Goethen weit überholt, zugleich aber von einer Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit sondergleichen. Satirische oder epische Genrebilder, historische Erinnerungen — darunter das Nationallied der Schotten „Bruce bei Bannocburn" — umgeben die bloßen Stimmungs- und Liebesgedichte. Niemals würde ich Burns eine so hohe Stufe als Dichter zuweisen können, wenn er blos, wie Goethe, Stimmungspoesie geleistet hätte. Nein, daß dieser größte und einzige echte Volksdichter den Volksliederton benutzte, die herrliche Marseillaise freien Menschentums „Is there for honest poverty" zu schaffen — „ein garstig Lied", nicht wahr, allwissender Goethe? — und in dem grandiosen Zyklus „die lustigen Bettler" der Welt seine Verachtung der konventionellen Gesellschaftsordnung ins Gesicht schleuderte, ohne seine Genialität durch Pathos zu belasten, das erhebt ihn so hoch über alle Lyriker. Hätte er hundertmal seine

künstlerisch viel vollendeteren Liebeslieder geschrieben, er wäre mir wahrlich nicht der Walther von der Vogelweide der Neuzeit, wie denn auch dieser Minnesänger par excellence sich streitbar ins politische Getümmel stürzte. Burns ist größer wie Goethe der Lyriker, weil er vielseitiger, schmerzvoller und leidenschaftlicher ist. Mit Minnegesängel und Naturelegie wird man nur ein halber Dichter und auch nur ein halber Lyriker. Neues, Neues, den Zeitgeist Berührendes — und vor allem Ideen! So! Den Kopf wirds ja nicht kosten! „Weil ich mich denn des Lebens hab versichert, so will ich euch die Wahrheit gründlich sagen." (Tell.) Amen.

(„Die Gesellschaft.")

Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien - Rio Plata.

Von **Fred Sicherer.** (Schluß.)

Diese Klasse schwarzer Duennas oder Donnas ist durchaus nicht die am wenigsten zahlreiche. Die europäischen oder brasilianischen Bewohner halten sich während des Tages mehr im Schatten ihrer kühlen Wohnungen oder Gewölbe auf; man sieht daher verhältnismäßig weit weniger die kaukasische als die äthiopische Rasse. Es giebt allerdings auch viele wohlhabende Niggers, die als echte „Dandies", nach der neuesten Mode gekleidet, in blendend weißer Wäsche mit Zylinderhut und Lackschuhen, das zierliche Spazierstöckchen wie der erste beste Flaneur einer europäischen Großstadt zwischen den Fingern drehend, durch die rua Ourives einhertänzeln. Ich kenne persönlich Neger, die hundert und mehr Sklaven halten, und täglich kann man in den Journalen Rio de Janeiros lesen: „Neger zu vermieten oder zu verkaufen!" Meistens sind dies junge Geschöpfe.

Die Sklavenemanzipation ist zwar proklamirt und soll bis etwa 1890 endgiltig in kraft treten, allein die Pflanzer widerstreben mit aller Macht und suchen die Sache wenigstens so lange als möglich hinauszuschieben. Gelingt ihnen ihr Vorhaben, so dürfte wohl sicher ein Aufstand der Schwarzen diesem verruchten Systeme ein jähes und blutiges Ende bereiten.

Am Osterfeste hatten wir in Rio de Janeiro einen Tropenregen von ungewöhnlicher Stärke. Der Morgen war herrlich, gegen Mittag wurde die Hitze jedoch unerträglich und um 2 Uhr fing es urplötzlich, erst sanft, dann aber mit aller Macht zu regnen an und dauerte etwa zwei Stunden. Das Wasser schoß brausend, etwa 4—5 Fuß, stellenweise sogar 6—7 Fuß hoch, durch die Straßen. Im Parterre-Geschoß unseres Hotels stand es schon 3 Fuß hoch und schleunigst mußte das Gepäck ꝛc. in den ersten Stock geschafft werden, wobei nicht verhindert werden konnte, daß manches zurückblieb und durch und durch beschädigt wurde. Tausende von Ratten und Käfern (sogenannte Kakerlaken) rannten wie wahnsinnig über Menschen und Gegenstände hinweg in die oberen Räume, das allgemeine Unbehagen noch erhöhend. Nur gegen den ungeheuren Preis von 70—80 Mk. war es möglich, eine der auf den Straßen auf- und abfahrenden Droschken zu erhalten.

In unsrer Vorstadt Botafogo allein wurden 17 einstöckige Häuser weggeschwemmt, wobei etwa sieben Menschen ertranken. Eine Zeit lang befürchteten wir selbst Gefahr für unser Hotel, denn die brausende, tobende Wassermenge staute sich durch angeschwemmte Baumstämme, Häusertrümmer ꝛc. an der Ecke des Hauses; mit Beil, Axt und Brechstangen bewaffneten und dabei bis an den Hals im Wasser stehenden Männern gelang es jedoch endlich, Luft zu machen, und der Strudel wälzte sich nun ungehindert dem Meere zu.

So plötzlich indessen wie der Regen kam, so plötzlich verschwand er auch wieder, und abends 7 Uhr erging man sich bei prächtigem Sternenhimmel wieder auf den Trottoirs; die Trambahnen ꝛc. konnten indessen den Verkehr noch nicht aufnehmen, da noch zwei Tage nach dem Regen Berge von Geröll, Schlamm, Sand und Trümmern von den Straßen weggeschafft werden mußten.

Da ich, wie schon oben erwähnt, diesmal in Rio de Janeiro ziemlich heftig am Wechselfieber litt und bei längerem Aufenthalte ernste Folgen befürchten mußte, so entschloß ich mich, am 5. Mai mit der „Britannia", einem Liverpooler Dampfer von etwa 5000 Tonnen, nach Europa abzufahren. Das Schiff war mit Passagieren überfüllt, doch ging bis zum Aequator alles gut, als gerade an dem Tage, an dem wir die „Linie passirten", ein Vorfall sich zutrug, der uns jäh und und und angenehm aufschreckte und uns mehr als je wünschen ließ, bald am Ende unsrer Reise zu sein.

Ein Steward (Aufwärter), der morgens noch beim Breakfast (Frühstück) servirte, war kurz vor 6 Uhr, der Dinerzeit, in aller Stille schon als Kadaver über Bord geworfen worden; den Armen hatte das gelbe Fieber binnen wenigen Stunden hingerafft. Es stellte sich heraus, daß er in Rio de Janeiro am Lande gewesen und da jedenfalls infizirt worden war.

Ein dumpfer Schrecken und große Niedergeschlagenheit bemächtigte sich unser; doch ließ der Kapitän dies nicht aufkommen, sondern bat uns, ja vor den Frauen und Kindern nichts verlauten zu lassen und um den etwas gesunkenen Mut wieder zu heben, ließ er das Klavier an Bord schaffen und durch den Doktor — einen übrigens faden Gecken, — sowie die Offiziere eine Art Ball mit darauffolgendem Souper arrangiren. Die Passagiere amüsirten sich vortrefflich und der Zweck des Kapitäns wurde insofern vollständig erreicht, als am andern Tage niemand mehr von dem Falle sprach und man die Sache vollständig vergessen hätte, wenn nicht der fürchterliche Chlor- und Karbolgeruch, der das Schiff in allen seinen Teilen intensiv durchdrang, uns alle daran erinnerte, daß etwas Außergewöhnliches passirt sei.

Zwei Tage später hatten wir noch zwei Fieberfälle; glücklicherweise griff die Seuche nicht weiter um sich und auch diese zwei Fälle verliefen nicht tötlich. Dagegen hatten wir eine Amputation an Bord — einem Matrosen wurde die Hand abgenommen; infolge einer vernachlässigten Wunde hatte er den Brand daran bekommen und, sei es nun, daß das starke Schwanken des Schiffes die Operation erschwerte oder daß der nicht sehr vertrauenerweckende junge Arzt nicht gewandt genug war, kurz — die Chloroformirung wollte nicht recht gelingen, und die Amputation dauerte stundenlang, dem Matrosen fürchterliche Schmerzenslaute und schweres Stöhnen auspressend.

Wir erhielten noch in der Nacht scharfen Nordost, sodaß zu unser aller Erstaunen die Temperatur an und unter der Linie sich merklich kühlte — ein für mich um so größerer Kontrast, als ich vor drei Monaten auf der Hinreise unter der großen Hitze fürchterlich zu leiden hatte.

Nach einigen Tagen kamen wir wieder in Sicht der Kap Verdischen Inseln und wollten im Hafen von Sanct Vincent einlaufen um Kohlen einzunehmen, mußten jedoch sofort wieder heraus, resp. in Quarantäne, und nur nach langem Parlamentiren gestattete man uns, soviel Kohlen einzunehmen, um unsre Reise fortsetzen zu können. Abends verließen wir mit „Hurrah" diese öde, ungastliche Insel mit ihren wilden zerklüfteten Felsen

und Gesteinen und steuerten flott nordöstlich den Kanarischen Inseln zu.

Der bisher kräftige und kühle Nordost steigerte sich jetzt zum Sturm und wir kamen in wildbewegte See. Der größere Teil der Passagiere wurde gehörig seekrank und dabei litten wir alle unter dem empfindlich kalten Winde; es schien uns, als ob wir in die Nähe des Eismeeres kämen!

Nach $2^1/_2$ bis 3 Tagen kamen wir in Sicht der Kanarischen Inseln, passirten um Mitternacht den majestätischen Pic Teneriffa, dessen Gipfel schneebedeckt herniederleuchtete und hatten von da bis zur Mündung des Tajo etwas ruhigere See und weniger Wind. Mittags 1 Uhr liefen wir unter strömendem Regen in den Tajo ein, mußten aber auch hier sofort an der sogenannten Quarantänestation am linken Ufer des Tajo halten.

Unsre für Lissabon bestimmten Passagiere hatten hier acht Tage Quarantäne durchzumachen, weshalb sich einzelne entschlossen, mit bis Vigo (Spanien) zu fahren; als sie jedoch im Laufe des Nachmittags erfuhren, daß in Vigo zwölf Tage Quarantäne sei, entschlossen sie sich äußerst geschwind, in Portugal zu bleiben. Leider durfte von uns niemand ans Land, und so mußten wir uns an der Aussicht und Ansicht Lissabons, die wir vom Bord unsres Dampfers aus hatten, genügen lassen.

Gegen Abend schifften wir noch unsre zwei Fieberkranken ans Land und waren alle herzlich froh, daß wir nun keine Kranken dieser Art mehr an Bord hatten. Die Aermsten mußten getragen werden, so schwach waren sie.

Um 6 Uhr traf der „Niger" ein, ein prächtiger Dampfer, der 48—50 Stunden nach uns Rio de Janeiro verlassen hatte und nun etwa 12 Stunden nach uns im Tajo vor Anker ging. Der Kapitän des „Niger" sandte eine Art Herausforderung an unsern Kapitän: er lasse der „Britannia" 12 Stunden Vorsprung und wolle 12 Stunden vor ihr in Pauvillac-Bordeaux sein. Wie er sein Wort gehalten, werden wir nachher sehen.

Abends wurde auf unserm Dampfer zum Besten der Witwen und Waisen schiffbrüchiger Matrosen ein Instrumental- und Vokal-Konzert veranstaltet; die Beiträge flossen selbstverständlich reichlich. Bis gegen 11 Uhr dauerte die Unterhaltung, worauf auf Deck noch ein Spaziergang unter dem sternbesäten Himmel gemacht wurde, wobei man sich an der feenhaft schönen Beleuchtung und den vielen Lichtern und Laternen der amphitheatralisch am rechten Ufer des Tajo aufsteigenden Stadt ergötzte. Andern Tages wurde die Ladung gelöscht und einige Passagiere, darunter zwei Deutsche, aufgenommen, die jedoch nicht wenig erstaunten, als sie hörten, daß sie in Bordeaux Quarantäne durchzumachen hätten, und am liebsten wieder umgekehrt wären, wenn ihnen nicht, da sie schon durch das Betreten unsres Schiffes als infizirt galten, in Lissabon eine achttägige Quarantäne in Aussicht gestanden hätte.

Gegen 2 Uhr lichteten wir die Anker und fuhren ab. Belem, eine Vorstadt Lissabons, und Kap Roca wurde passirt und bald waren wir wieder auf offner See, allerdings stets die Küste Portugals zur Seite und in Sicht. Am andern Morgen fuhren wir in die herrliche Bucht von Vigo ein, woselbst wir unsre Passagiere mit zwölftägiger Quarantäne ans Land setzten und wir selbst, da wir nicht ans Land durften, volle Muße hatten, unsre prächtige Umgebung zu betrachten.

Die Bai von Vigo könnte wohl auch alle Flotten der Welt fassen, so geräumig ist sie; dunkle, dichtbewaldete Berge umgeben sie fast von allen Seiten und erinnern dadurch ungemein an einen der schweizer oder oberitalienischen Seen. Vigo selbst, ein kleines Städtchen, bietet anscheinend wenig Intressantes.

Kaum waren wir etwa eine Stunde im Hafen, als der „Niger" eindampfte, was unsern Kapitän zur schleunigsten Abreise veranlaßte; es wurde tüchtig geheizt und wir legten zirka 15 Knoten d. h. 15 Seemeilen per Stunde zurück. Vernünftiger Weise ließ unser Kapitän jedoch bald in dieser „Hetzjagd" nach, und gegen Abend sah man erst die Masten, dann den Rumpf und später den ganzen „Niger" uns folgen; gegen 9 Uhr war er hart an Steuerbord, um 10 Uhr uns schon weit voraus — wir folgten in gewöhnlichem Kurse, passirten das gefürchtete Kap Finisterre und fuhren nun in die Bai von Biskaya ein, die merkwürdigerweise und wider Erwarten sehr ruhig war und das Ende unsrer Fahrt zu einem sehr angenehmen gestaltete.

Den folgenden Tag kamen wir vor der Mündung der Gironde, an der sogenannten „Barre," an, gerade zu spät, um sie noch passieren zu können, da die Ebbe schon eingetreten war. Wir blieben daher über Nacht außerhalb der Gironde liegen, passierten sie jedoch am andern Morgen und gingen an der Quarantänestation von Pauvillac vor Anker, wo wir den „Niger" trafen, eben damit beschäftigt, seine Passagiere nach Bordeaux hinauf zu befördern. Ein vielhundertstimmiges „Hurrah" vom Deck des „Niger", dessen Bemannung sich mit Recht über seinen Sieg freute, scholl uns entgegen; uns wurde die Sache noch mehr vergällt, als wir erfuhren, daß wir vier Tage Quarantäne durchzumachen hätten, während der „Niger" frei passirte. Allerdings hatte letzterer auch nicht einen Sterbe-, noch weniger gelben Fieberfall an Bord gehabt.

Wir also, etwa 45 Personen wanderten ins „Loch", d. h. in einen von hohen Mauern umgebenen, mit reinlichen Wohnungen und Restaurationsgebäuden ausgestatteten Hof, und ich muß den französischen Behörden wahrheitsgemäß bescheinigen, daß sie alles thaten, um uns den unfreiwilligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten. Glücklicherweise kam kein Krankheitsfall unter uns vor und so wurden wir am Morgen des vierten Tages nach unsrer Ankunft wieder entlassen und an Bord eines kleinen Dampfers gebracht, welcher uns, an dem freundlichen Pauvillac vorbei, die Gironde und später die Garonne hinauf, nach etwa fünfstündiger Fahrt in dem lebhaften und teilweise sehr schönen Bordeaux ans Land setzte.

Ein mehrstündiger Aufenthalt ermöglichte noch die, wenn auch ziemlich oberflächliche Besichtigung der Stadt und ihrer großartigen Quais, Plätze u. s. w. und dann brachte uns die Bahn über Paris bald in die Heimat und in den Kreis unsrer Familien glücklich zurück.

Mannichfaltiges.

Einer der höchstzivilisirten Indianerstämme ist der der Hiaqui oder Yaqui in Sinarloa und zum Teil auch in Sonora. Sie sind etwa 12 000 Köpfe stark und treiben vorzugsweise Ackerbau. Sie sind ein sanftes und fleißiges Völkchen, mit gleichfalls sanfter, wohlklingender Sprache und hängen an ihrer Scholle mit vieler Liebe. Um sich ein kleines Vermögen zusammenzuscharren, gehen sie jedoch auch in die Fremde und verdingen sich als Hirten auf den Landgütern der weiten Bevölkerung oder als Dienstleute und Lastträger in den Städten. Immer aber kehren sie in die Thäler der Heimat zurück, am liebsten alljährlich zum Johannisfeste. Bis nach Niederkalifornien ziehen sie, um dort in den Silberminen zu arbeiten, auch treiben sie als tüchtige Schwimmer und mutvolle Taucher die Perlenfischerei. Sehr bald genügen ihnen ihre Ersparnisse, um sich in ihrer Heimat als kleine Viehzüchter niederzulassen. Die Verwaltung ihrer Ortschaften ist eine sehr einfache; jede besitzt einen Gouverneur und einen Milizkapitän. Alle Dienstuntauglichen sind der Wehrpflicht unterworfen und haben jederzeit einer Einberufung gewärtig zu sein. Die Zentralgewalt übt ein Alkaldemajor aus, der gewöhnlich ein von dem Gouverneur von Sonora zu diesem Amte berufener Fremder ist. An der Spitze ihrer gesamten Heeresmacht, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet ist, steht ein Generalkapitän.

Redaktion und Verlag: Bruno Geiser in Breslau. — Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

Nr. 20. 1887. Preis pro Heft 25 Pfennig. XII. Jahrgang.

Die Neue Welt

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk

Breslau.
Verlag von Bruno Geiser.

Inhalt.

Seite

Die Juden und das Judentum. Ethnologische Skizze. Von H. E. 185
Schiller über die Gelehrten, wie ihrer viele sind und wie sie alle sein sollten 187
Der Mailänder Dom. Von Dr. Leopold Jacoby 190
Eine Drei-Monats-Reise nach Brasilien-Rio Plata. Von Fred Sicherer. (Fortsetzung.) 191

Unterhaltungs-Beilagen:

Aus der Jugendzeit. Erzählung. Von M. Rupp. (Fortsetzung.) — **In der letzten Stunde.** Pariser Novelle von K. von K. (Schluß.) — **Schuld oder Verhängnis?** Ein Spiegel des Lebens. Von Ewald Ringsdorff. — **Die Lektüre unserer Kinder.** Eine Betrachtung der Jugend-Litteratur. Von Johanna Greie. — **Zu spät.** Von Marie Rupp. — **Der Dom zu Mailand.** Ballade. Von Dr. Leopold Jacoby. — **Feuilleton:** Eine Krokodiljagd im Nil. — Der Indianerpaß in den Adirondackbergen. — Einen seltsamen Krankheitsfall. — Ueber natürliche Perlen. — Oel auf die Wogen. — Zum Fischfang abgerichtete Vögel. — Der Porzellanturm von Nanking. — Orpheus als Gänsedieb. — Wie die Ströbecker zum Schachspielen kamen. — Polnischer Aberglaube.

Unsre Bilder: Krokodiljagd im Nil. — Der Indianerpaß in den Adirondackbergen. — Orpheus als Gänsedieb.

Aerztlicher Ratgeber. — **Mannichfaltiges:** Bekenntnisse eines Operateurs.

Aerztlicher Ratgeber.

Herrn F. W. in Kratzau. Das Leiden, über welches Sie Auskunft von uns wünschen, ist eins von denjenigen, zu deren Erkennung und Beurteilung die persönliche Untersuchung unumgänglich erforderlich ist. Solche Körperteile, deren innere Veränderungen so fein und schwer erkennbar sind, wie es beim Auge der Fall ist, müssen stets vom Arzte selbst in Augenschein genommen werden. Nehmen Sie deshalb so bald als möglich von neuem die Hilfe des Arztes in Anspruch und nehmen Sie sich vor der Anwendung aller Mittel in acht, die Ihnen nicht vom Arzte persönlich zugewiesen worden sind, unterlassen Sie also auch Ihre Versuche mit Kupferrauch. — Einen selbständigen Rat können wir Ihnen indessen auch ohne Untersuchung geben. Da viele Augenübel mit Unregelmäßigkeit in der Verdauung zusammenhängen, so thun Sie in jedem Falle wohl, darauf zu achten, daß Ihr Stuhlgang mit Regelmäßigkeit erfolgt. Am besten ist es, Sie gewöhnen sich an eine ganz bestimmte Tagesstunde für denselben. Wir wiederholen Ihnen unsern Rat baldmöglichst zum Arzt zu gehen, ehe das Uebel sich festsetzt.

Herrn J. E. V. in Neuschönefeld. Aus der Beschreibung Ihres Leidens ist es nicht möglich, ein sicheres Urteil über die Natur desselben zu gewinnen, denn derartige Krankheitserscheinungen, wie die von Ihnen geschilderten, müssen an Ort und Stelle untersucht werden. Mit der tastenden Hand und dem Auge kann der Arzt in wenigen Minuten höchst wichtige Dinge an seinem Patienten finden, die derselbe trotz der ängstlichsten Beobachtung seines eigenen Körpers nicht findet. — Aus Ihrem verständig entworfenen Krankheitsbilde haben wir indessen wenigstens den Eindruck gewonnen, daß es sich um kein schwereres Leiden handelt; möglicherweise steht es mit der Hitze des Sommers in Zusammenhang und dürfte in diesem Falle durch die jetzt stattfindende Aenderung der Jahreszeit von selbst zurückgehen.

Herrn P. K. in Flensburg. Der Umstand, daß Ihre Kopfhaut von den sogenannten Schuppen frei ist, erhöht die guten Aussichten auf eine Bekämpfung Ihres Haarschwundes. Vor allem warnen wir sie irgend eines der zahllosen Geheimmittel zu kaufen, mit welchen gewissenlose Schwindler jährlich viele Tausende aus den Taschen leichtgläubiger Leute zu locken verstehen. Die Mittel, welche sich bis jetzt als die einzig brauchbaren gegen das Ausfallen der Haare bewährt haben, sind zugleich auch die einfachsten und billigsten. Erstens ist gewissenhafte Pflege der Kopfhaut nötig; regelmäßiges, nicht zu heftiges Austämmen der Haare, öfteres Waschen der Kopfhaut mit lauwarmem (nicht kaltem) Wasser. Außerdem benutzen Sie Ihren Franzbranntwein weiter, von Zeit zu Zeit können Sie dafür auch mit dem gewöhnlichen Seifenspiritus abwechseln. Beim Einreiben der Kopfhaut verfahren Sie nicht zu heftig, damit dadurch nicht noch mehr von Ihren nicht fest wurzelnden Haaren ausgerissen werden.

Herrn A. T. S. in Oakland. 1) Die Hauptverschiedenheit der weiblichen Kleidung gegenüber der der Männer besteht in der zweckmäßigen und gesundheitswidrigen Beschaffenheit der ersteren. Durch das feste und meist sehr eng geschnürte Korset der Kranken erklärt sich das viel häufigere Vorkommen von Leber- und Magenkrankheiten beim weiblichen Geschlecht. Eine warme Bekleidung und zugleich genügenden Halt für die weibliche Brust bietet das einfache Leinwand- oder Wollenmieder, das leider nur von sehr wenigen vernünftigen Frauen und Mädchen getragen wird. Ein zweites Erfordernis für die Gesundheit der Frauen ist die Benutzung von Beinkleidern; Nachlässigkeit in dieser Hinsicht kann zu den gefährlichsten Erkältungen führen. 2) Die Benutzung der Hosen bei den Männern ist uralt, schon die alten Perser trugen Hosen, ebenso einige unserer alten Germanenstämme. — Die Beantwortung der übrigen von Ihnen gestellten Fragen würde mehr Raum erfordern, als wir diesen Gegenständen augenblicklich zu widmen imstande sind, jedoch behalten wir uns vor, demnächst in einem größeren Artikel die von Ihnen angeregten Fragen zu erörtern.

Mannichfaltiges.

Bekenntnisse eines Operateurs. Wunderbar sind oft die Erfolge, welche ein geschickter Chirurg mit einer einzigen Operation erzielen kann; wie mit einem Schlage ist zuweilen jahrelanges Siechtum verschwunden, der Operirte kehrt zu neuem Leben wieder und mit Recht wird die „glückliche Hand“ des Operateurs gepriesen. Doch gibt es auch unglückliche Zufälle bei den Operationen, die das beste Streben des Arztes vereiteln, ihn zur Verzweiflung bringen und dem Patienten verhängnisvoll werden können. Von solchen Fällen hört man nur selten, denn die Herren sprechen begreiflicher Weise nicht gern davon. Um so rühmenswerter ist daher der Freimut des weltbekannten Münchener Chirurgen, Professor v. Nußbaum, welcher in der jüngst erschienenen Köllikerschen Jubiläumsschrift einen hochinteressanten Beitrag veröffentlichte über „Unglücke in der Chirurgie“, die ihm und anderen passirt sind. Was kann nicht alles einem Operateur passiren! Daß er einen unrichtigen Zahn auszieht, soll öfter vorkommen, namentlich wenn der Patient narkotisirt ist und nicht nochmals befragt werden kann. Es ist aber schon in einer Klinik einem Patienten der unrechte Fuß amputirt worden, und das kam so: Ein Kranker mit zwei verbundenen Füßen wurde auf den Operationstisch gelegt. Beide Füße waren erkrankt, den rechten Fuß hielt man für heilbar, den linken für unheilbar und wollte letzteren deshalb amputiren. Unglücklicher Weise amputirte man den besseren rechten Fuß, war darüber sehr erschrocken und gab sich nun die erdenklichste Mühe, den linken schlimmeren Fuß zu erhalten. Und dies gelang! Bei der Ansetzung künstlicher Nasen aus der Stirn- oder Armhaut (Rhinoplastik) passirt es nicht selten, daß am Ende des Heilungsprozesses ein Stück brandig wird, oder daß die anfangs so stolz ragende neue Nase zu einem Klumpen zusammenfällt und sich auf die Seite legt. Bei einer Operation der Mandeln im Halse passirte es Herrn v. Nußbaum, daß das Messer an einem steinigen Konkrement, das in der Mandel steckte, zerbrach und der Patient das 2 Zentimeter lange abgebrochene Stück des Instruments hinunterschluckte. Damit nun der haarscharfe Stahl im Magen keine Verwundungen anrichte, ließ Nußbaum sofort ein Glas Zuckerwasser mit einem Eßlöffel voll verdünnter Salzsäure trinken, und nach 48 Stunden ging das Messerstück schwarz, rostig und stumpf (Einwirkung der Salzsäure) ohne Beschwerden auf natürlichem Wege ab. Nicht selten werden bekanntlich künstliche Zähne und Gebisse unversehens verschluckt. Nußbaum kennt einen Fall, wo eine Dame eine Platte mit fünf Zähnen verschluckt hatte, welche fest im Schlunde eingekeilt steckte und weder herauf- noch hinunterbewegt werden konnte. Da die Dame keine Schmerzen davon hatte, ohne Belästigung essen und trinken, sprechen und atmen konnte, so riet ihr Nußbaum, erst dann eine Operation vornehmen zu lassen, wenn große Beschwerden eintreten. Und die Dame trägt nun schon $1\frac{1}{2}$ Jahre das verschluckte Zahngebiß ohne Gefahr im Halse. Bei Knochenbrüchen kommen sehr viele Unglücksfälle vor, welche die Patienten gern dem Arzt in die Schuhe schieben möchten, obwohl diesen die Schuld nicht trifft. Sehr häufig liegt nämlich die Schuld der schlechten Heilung an einer krankhaften Veranlagung des Patienten oder an vorzeitigen Bewegungen. Das schiefe Zusammenheilen eines Knochenbruchs würde auch viel seltener vorkommen, wenn die Aerzte die goldene Regel im Auge behielten, zur halben Heilzeit den Verband nochmals zu öffnen und die vorhandenen Fehler zu verbessern; denn um diese Zeit lasse sich noch alles Krumme grade biegen. Ein „Unglück“ nennt es Nußbaum, wenn ein Operateur bei einer Laparotomie einen Schwamm oder eine Pinzette oder ein Gummiröhrchen in der Bauchhöhle liegen läßt und die darauf folgende Blutvergiftung den Tod des Kranken herbeiführt. Eine wirksame Kontrole ist es, alle Instrumente, Schwämme ꝛc., die zu der Operation gebraucht werden, vor und nach der Operation genau zu zählen; dann weiß man sofort sicher, ob man noch etwas vergessen hat. Auch den berüchtigten Chloroformtod, das ist die Erstickung in der Chloroformnarkose, zählt Nußbaum zu den Unglücksfällen, die den Arzt unverschuldet treffen können. In der ersten Zeit der Chloroformanwendung waren derartige Todesfälle häufiger, jetzt kommt jedoch auf 11 bis 22 000 Chloroformnarkosen erst ein Todesfall. Das sogenannte Lachgas scheint weniger gefährlich und ist entschieden angenehmer als das Chloroform. Allein es tritt dabei oft der fatale Zufall ein, daß das Lachgas den Patienten nicht betäubt, daß er während der Operation bei vollem Gefühl und Bewußtsein bleibt, starkes Kopfweh bekommt und schließlich doch chloroformirt werden muß. Wir schließen diese „Unglückschronik“ mit dem Ausspruch Nußbaums, daß die Aerzte aus einem solchen unglücklichen Fall mehr lernen können, als aus zehn glücklichen Fällen, und das ist noch ein gewisser Trost.

Die Neue Welt

schließt mit folgender Nummer ihren **zwölften Jahrgang.**

Die Aenderung, die wir am Anfange dieses Jahrganges vorgenommen, die Einteilung in einen wissenschaftlichen und einen unterhaltenden Teil, hat sich **nicht der erhofften Beliebtheit unserer Leser erfreut.**

Weder eine rein wissenschaftliche Lektüre kann dem Leser, der nach schwerer Hand- oder Kopfarbeit zu seiner Erholung unser Blatt in die Hand nimmt, genügen, noch kann er an einem auf dem niedrigen Standpunkte alleiniger Unterhaltungslektüre stehenden Blatte seine Befriedigung finden, sondern **unterhalten** und **belehrt** zugleich wollen unsere Leser sein. Sie wollen selbst in der **Unterhaltungslektüre** noch durch einen **belehrenden Kern** in ihrem Wissen bereichert sein, und wollen auch die **wissenschaftlichen Abhandlungen** in einer **unterhaltenden und leicht verständlichen** Form vorgelegt erhalten, kurz sie wollen — mit Recht — **in jedem Artikel gleichzeitig unterhalten und auch belehrt sein.**

Getreu unserem Prinzip, den berechtigten Wünschen unserer Leser stets nachzukommen, werden wir diese **Teilung des Stoffs** in einen populär-wissenschaftlichen und einen unterhaltenden Teil, die sich auch praktisch nicht durchführen ließ, mit dem neuen **dreizehnten Jahrgange fallen lassen,** und wieder **in der früheren bewährten Weise unterhaltende und belehrende** Aufsätze einander folgen lassen, so daß der Leser von der Lektüre einer populär-wissenschaftlichen Abhandlung zu novellistischer Unterhaltungslektüre, und wieder zu populär-wissenschaftlichen Aufsätzen oder interessanten Reisebeschreibungen übergehen kann, ohne daß dort weder der unterhaltende noch der belehrende Teil in irgend welcher Weise verkürzt wird.

Gestützt auf die **altbewährte Schar unserer Mitarbeiter,** und eine **große Anzahl neuer tüchtiger Kräfte,** versprechen wir unseren Lesern, daß wir, **gemäß unserem Zwecke, Unterhaltung und Belehrung zu verbinden, keinen** Roman, **keine** Novelle bringen werden, aus der der Leser nicht wenigstens eine Belehrung schöpft, und daß wir selbst die scheinbar trockensten wissenschaftlichen Themata in einer **unterhaltenden und leicht verständlichen Form** behandeln werden.

Die **Neue Welt** wird ihren Lesern einen reichen Schatz **unterhaltender und belehrender Romane, Novellen, Reisebeschreibungen,** humoristischer **und satyrischer Aufsätze** bieten, sie wird, auf **streng realistisch naturwissenschaftlichem Boden stehend,** ihren Lesern über alle wichtigeren Fortschritte der **Wissenschaften** berichten; sie wird in einer Reihe **sozialpolitischer Artikel** die **Streitfragen** beleuchten, die die Gegenwart erregen; sie wird berichten über alle bedeutenderen neuerscheinenden **litterarischen und wissenschaftlichen Werke.** Die **Hausfrau** wird einen reichen Schatz interessanter Bemerkungen für **Küche und Haus** finden, und **schnell und bereitwillig** werden wir im **Ratgeber** alle **medizinischen** und sonstigen Anfragen beantworten.

Wir hoffen daher zuversichtlich, die „Neue Welt" immer mehr als das anerkannt zu sehen, was zu werden von vornherein ihre Aufgabe war: eine **Bauarbeiterin für die Zukunft,** ein Herold der **geistigen Völkerbefreiung,** welche die unerläßliche Vorbedingung der materiellen und politischen Freiheit ist, und, **in treuem Verein** mit den glücklicher Weise weder an Zahl noch an Kraft schwachen treibenden **Kulturkräften** unserer Zeit

Wegbereiterin und Spiegelbild einer neuen Welt.

Im gleichen Verlage, wie die **„Neue Welt“** erscheint:

Volksbibliothek

des gesammten menschlichen Wissens

herausgegeben von **Bruno Geiser**

unter Mitwirkung der Herren:

R. Bommeli, Fachlehrer für Naturwissenschaften in Lippoldsweilen, Kanton Thurgau, für Botanik; **W. Hasenclever,** für Culturgeschichte, Volks- und Weltwirthschaftslehre; **Dr. Leopold Jacobi** in Mailand f. Zoologie; **Dr. med. M. Klencke,** prakt. Arzt in Dresden, für Gesundheitspflege u. Heilwissenschaft; **W. Liebknecht** für Geschichte, speziell Geschichte der französischen Revolution, sowie Volks- und Weltwirtschaftslehre; Physiker u. Elektriker **Dr. H. Lux** für Physik und Elektrotechnik; pädagogischer Schriftsteller Reallehrer **Robert Seidel** in Mollis (Schweiz) für Erziehungslehre; Mathematiker und Astronom **K. Steinmetz** für Mathematik und Astronomie; **Dr. Max Vogler,** Lunzenau, für Geschichte, Cultur- und allgemeine Literaturgeschichte; Privatlehrer und Schriftsteller **Manfred Wittich** in Dresden für Geschichte, Deutsche Sprache, Deutsche Literaturgeschichte und Kunstgeschichte; Chemiker und Schriftsteller **Emanuel Wurm** in Dresden für Chemie und chemische Technologie, Physiologie und Volksernährung.

Erscheint in Wochenlieferungen à 10 Pfg.

Zur Ausgabe gelangten bereits 16 Hefte, enthaltend:

Geschichte der neuesten Zeit, bearbeitet von **Manfred Wittich** (Heft 1, 3, 6, 10.)

Volksernährung, bearbeitet von **Emanuel Wurm.** (Heft 2, 4, 8, 11, 13, 15.)

Astronomie, Astrophysik und Meteorologie, bearbeitet von **K. Steinmetz.** (Heft 5, 7, 9, 12, 14, 16.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Colporteure.

Preislisten über Neuheiten von:

Jagdgewehren, Teschins, Revolvern, Scheibenbüchsen, Jagdutensilien etc.

versende ich an Jedermann frei ins Haus. — Alle meine Waffen sind amtlich geprüft und präcis eingeschossen. Für alle Waffen übernehme ich jede gewünschte Garantie. Jeder kann 4 Wochen Probe schiessen und dann tausche ich noch gratis um. Vorderladergewehre werden zu Hinterladern billigst umgearbeitet. Reparaturen werden sauber ausgeführt. Für streng reelle Bedienung bürgt mein Weltrenommé.

Hippolit Mehles, Waffenfabrik, **Berlin W., Friedrichstr. 159.**

Für Privat- u. Vereinsbibliotheken

zur Anschaffung bestens empfohlen:

Ein Blick in die Neue Welt

von **Wilhelm Liebknecht.**

Briefe und Reiseskizzen aus und über **Amerika.**

288 Seiten stark.

Preis: broschirt Mk. 2,50; **elegant gebunden** 3 Mk.

Expedition der „Neuen Welt“.

Neueste Hutmoden.

Facon Antimonopol. Facon Antiseptenat.

Ich empfehle:

Façon Demokratenhut, weich, schwarz, Preis Mk. 4 und Mk. 5.

Kongress, weich, in allen Farben, besonders schwarz, braun, hellbraun, grau, sehr kleidsam, Mk. 3,30.

Antiseptennat und **Antimonopol,** steif, schwarz und braun, Mk. 4 und Mk. 4,50, hochfein, elast., Mk. 5,25.

Facon Kongress. Facon DemoKratenhut.

Sämmtliche Hüte sind inwendig mit den Photographien bewährter Volksmänner versehen.

Ich versende die Hüte zu obigen Preisen in guter Verpackung franko gegen Nachnahme nach allen Orten Deutschlands. Ebenso alle anderen Kopfbedeckungen für Herren und Knaben. Es genügt die Angabe der Kopfweite in Centimetern.

Für schöne Ausführung leiste ich Garantie und finden meine Hüte allseitige Anerkennung, wie zahlreiche Zuschriften beweisen.

Aug. Heine, Hutfabrikant,

Halberstadt.

In **Sturm's Universal Badestuhl** mit Ofen kann sich jederm. für 5 Pf. Kohlen ein warm. Bad bereiten. Illustrirte Prospecte versendet gratis **E. Sturm,** Würzburg.

Robert Seidel's Schriften.

Im Verlage der **H. Laupp'schen** Buchhandlung, **Tübingen,** erschien:

Der Arbeitsunterricht

eine pädagogische und sociale Nothwendigkeit zugleich

eine Kritik der gegen ihn erhobenen Einwände.

Preis Mk. 2.—.

Diese Schrift wurde von den Fachmännern und der Presse **aller Richtungen** übereinstimmend als ein

„vortreffliches, bahnbrechendes, epochemachendes, ja als das **beste, bedeutendste Werk** über die große Culturfrage der **Erziehung und Bildung durch Arbeit“**

erklärt.

Eine **englische** Uebersetzung erscheint demnächst in **Boston,** Amerika, und eine **französische** wird in **Paris** vorbereitet.

Im Verlage von **A. Pichler's Wittwe u. Sohn, Wien** und **Leipzig** erschien:

Friedrich der Große

„der Heros der deutschen Volksbildung“

und die

Volksschule.

Preis Mk. 1.50.

Ueber dieses Buch schreibt die **„Frankfurter Zeitung“:**

„Seidel hat auf seinen 109 Seiten zur Aufstellung der historischen Wahrheit **Mehreres und Tiefergreifendes geleistet, als die meisten voluminösen Geschichtsschreiber jüngster Zeit“** und im „Bund, Bern“ sagt Professor Dr. S. Vögelin von Zürich: **„Das große Verdienst** der vorliegenden Schrift ist, **der systematisch betriebenen Geschichtsfälschung ein radikales Ende bereitet zu haben. Selten ist auf so engem Raum und in solcher Gründlichkeit** ein so weit verbreiteter Irrthum aufgedeckt und über eine der wichtigsten Erscheinungen der modernen Cultur ein gleich helles Licht verbreitet worden.

Im Verlage von **H. Carly, Hamburg,** erschien soeben:

Social-pädagogische Streiflichter

über

Frankreich und Deutschland.

Preis Mk. 2.00.

Diese Schrift wird nicht verfehlen, in Deutschland großes Aufsehe zu machen, weil sie darthut, daß Frankreich unser gerühmtes Volksschulwesen durch seine großartigen Schulfortschritt wenn nicht bereits überflügelt hat, so doch in kurzer Zeit überflügeln wird. Neben einer Reihe interessanter Abhandlungen über die wichtigsten social-pädagogischen und schulpolitischen Tagesfragen enthält sie auch eine gehaltreiche, anziehend geschriebene Geschichte der französischen Volksschule, sowie einen übersichtlichen Bericht über den I. internat. Lehrer-Congreß zu Havre.

Empfohlen und zu beziehen durch die **Expedition der „Neuen Welt“.**

Nur echt mit dieser Schutzmarke

Professor Dr. Lieber's

Nerven-Kraft-Elix.

zur dauernden, radicalen und sicheren Heilung aller, selbst der hartnäckigsten Nervenleiden, besonders derer, die durch Jugendverirrungen entstanden. Dauernde Heilung aller Schwächezustände, Bleichsucht, Angstgefühle, Kopfleiden, Migräne, Herzklopfen, Magenleiden, Verdauungsbeschwerden etc.

Alles Nähere das der Flasche beiliegende Circulär. Preis ½ Fl. Mk. 5.—, ganze Fl. Mk. 9.—, gegen Einsend. oder Nachnahme.

Haupt-Depôt: **M. Schulz, Hannover,** Schillerstrasse. Depôt:

In d. meisten Apotheken **Breslaus.** — Apotheker Zahn & Seeger, **Stuttgart.** — Löwen-Apoth. **München.** — Stern-Apoth. **Straßburg i. E.** — Einhorn-Apotheke, Glocken-Gasse, **Cöln.** — Pharmacie internationale, Neuerwall 25, **Hamburg.** — Albert Engel- u. Hirsch-Apotheke, **Leipzig.** — Apothek. R. Fahrenholz, **Frankfurt a. O.** — Apotheker K. Kahle, **Königsberg i. Pr.** — Apotheker Szymanski, **Posen.** — Apotheke z. golden. Anker, **Stettin-Grabow.** — Mohren-Apotheke, Tuchlaube 27, **Wien.** — Apotheker Paul Hartmann, **Steckborn.** — **Ferner zu beziehen durch:** C. Rodrian, Eschenheimerstr., **Frankfurt a. M.** — Ad. Weber, Jacob-Straße No. 6, **Magdeburg.** — R. Mittag, Oranienstraße No. 170, **Berlin.** — Alb. Neumann, **Danzig.**

Durch die Expedition der **„Neuen Welt“** ist zu beziehen:

Die Ueberwindung des Kriegs durch Entwicklung des Völkerrechts.

Zugleich eine Beantwortung der Frage wie eine internationale Friedensgesellschaft eine Kulturmacht werden kann

Von **Bruno Geiser.**

Preis 1 Mark.

Rheinwein.

J. Mann,

Ober-Ingelheim a. Rh.,

empfiehlt seine selbstgekelterten, reingehaltenen und sehr preiswerthen

Roth- und Weißweine.

Im Verlage der **„Neuen Welt“** ist soeben erschienen:

Die zweite Auflage von Bruno Geiser's

Volksstenographie.

Ein neues System der Geschwind- und Kurzschrift.

Preis: **1 Mark.** **Zum Selbstunterricht!** Preis: **1 Mark.**

Druck von Otto Hilliger in Altwasser.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 111310535